699

Per. 27835 d. 29
1849 (2)

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1849.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1849.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 157 — 313, Literarische Anzeiger Nr. VIII — XIV.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1849.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 157. — 2. Juli 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die **Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig** wenden.

Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

Es ist das sicherste Zeichen, daß ein Volk in seiner Gesammtheit den wahrhaft empfänglichen Sinn und das unmittelbare Verständniß für die Poesie verloren hat, wenn wir dem Dichter als nächstes Bedingniß einigermaßen glücklichen Erfolgs auferlegt sehen die frei auf sich ruhende Selbständigkeit seines Talents als Opfer für den Dienst von Zwecken welche dem innersten Wesen der Kunst fremd liegen fahren zu lassen, und seine Kräfte so disponibel zu stellen, daß er ihnen allezeit eben die Richtung auf Das gebe was mit der Mode gewordenen Vorliebe für meistens nicht einmal in klarer Anschauung gefaßte Begriffe und Stichwörter am ehesten zusammenzuklingen versprechen mag. Eine Zeit welche den Poeten mit dem Literaten zusammenwirft, mit dem Literaten, der nach Proudhon — auf seinen reinen Ausdruck gebracht — der öffentliche Schriftsteller ist, eine Art von Commis-Phrasenmacher in den Diensten von Jedermann, d. h. hier in den Diensten der mit ihrer Stimmung für die literarische Production gerade Ton angebenden Masse des Publicums, eine Zeit, sage ich, welche sich solcherweise aufs gröbste an der freien Natur des Poeten versündigt, was wird sie aus den Talenten machen die sie hervorbringt?!

Die künstlerische Freiheit, von deren unbehindertem Ausdrucke der Poesie einzig wahres Heil zu hoffen, ist, wenigstens als Gemeincharakter, auf diesem Gebiete völlig verloren gegangen, und hat jener unendlich bestimmbaren Reflexion Platz gemacht, deren Erzeugnisse nicht mehr ihren unvergänglichen Haltpunkt und den Anspruch auf bleibende ästhetische Werthgebung in sich selbst tragen, sondern mit ihrer ganzen Existenz von der Dauer der öffentlichen Einfälle und Stimmungen abhängen, als deren Sympathien sie sich darstellen wollen, und die mit ihrer ganzen Bedeutung sich nur an die Stütze anlehnen welche sie von der Laune deren Aufflackern ihnen das kümmerliche Leben einhauchte erwarten dürfen. Man hat vergessen, daß die nothwendige nationale und „zeitgemäße" Grundlage, die keinem poetischen Streben fehlen darf, dem Dichter schon insoweit von vornherein innewohnt, als er das Kind eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Zeit ist, und sich somit der bestimmenden Einwirkung der wesentlichen Factoren und Elemente im Leben dieser Zeit und dieses Volkes nicht zu entziehen vermag; daß man nun aber von dem die allgemeinen Grundzüge der Epoche schon in sich hegenden Charakter nicht noch eine besondere absichtliche Rücksichtnahme auf allerlei zufälligen ephemeren Inhalt bei seinen Schöpfungen verlangen kann, ohne diesen dadurch Alles zu nehmen worin für sie eine Gewährleistung bleibender höherer Bedeutung liegt. Das Alles hat man vergessen, und so mußte es kommen, daß unsere Literatur mehr oder weniger dem Verderben einer Zeit erlag die keinen Charakter mehr hat, keinen Willen, keinen Leitstern, die nur dem Einfalle der Mode, kurz — dem Scheine huldigt. Als Robert Prutz unsern Fürsten und Staatsmännern die Anklage entgegenschleuderte, daß durch sie die Literatur der Goethe und Schiller, der Kant und Fichte, der freiesten, edelsten Geister, zu einer Literatur geworden sei die sich vor Gensdarmen fürchte, da wußte ich wahrlich nicht, ob ich Dies beklagenswerther finden müsse, oder daß die Literatur der Goethe und Schiller, eine Literatur, zusammengebaut aus den Schöpfungen der freiesten Genien, die nur von sich selbst, d. h. von dem Heiligen Geiste der Wahrheit und Schönheit der in ihrem Herzen Wohnung hatte, bei ihrem Schaffen Rath und Weisung annahmen, zu einer Literatur von „öffentlichen Schriftstellern", von „Commis-Phrasenmachern" und industriellen Tendenz-Charlatanen geworden ist, welche als unterthänigste Diener der Launen und Gelüste des despotischen Zeitgeistes geduldig die kleinen Stoffe abwarten die ihnen von diesem zur Bearbeitung hingeschleudert werden.

So blieb es denn nie genug, daß einige hervorragende Geister, in welchen sich ein von dieser oder jener Formation der Zustände und Verhältnisse der Zeit und

Digitized by Google

Verhandlung.

2. Juli 1849.

…cke und Gestaltungen sich nicht reich
…in der gegenüberliegenden Sphäre ein
… Kreis von Vorstellungs- und Auf-
…ts von einem sehnsüchtigen Hinaus-
…erthvollen Inhalt der umgebenden
…n rastlos gestachelten Hinüberstre-
…rfüllung glutvoll dringend gehegt
… ein ruhig sicheres, von Ahnun-
…ten an dem augenblicklich Vo
…eln in dem gegebenen Bod
… tröstlos überflüssi
…ndern eine maßhaltige,
…nde und beherrschend
…richtete Kraft — e
…e Abgeschlossenh
… als dort, wo
… gegriffen ha
…satz, diese
… man it
… ngesch
… ng
…ar

…mei
…esem Ge…
… mit kaum
…er Begriff des „D…
… der allgemeinen theoretisch…
…, zunächst um Nichts weniger deutl…
…lar angeschaut als in den Ergüssen des
…yen Pathos der politischen Verzweiflung, welche dem Ausdrucke eines tiefen Zwiespalts zwischen Wirklichkeit und idealem Wollen wesentlich der Zerrissenheitsphase angehören, der Begriff der „Freiheit", des ersehnten, neuen Zustandes. Ein abstracter Terminus ohne bestimmt nachweisbaren, genau abzumarkenden Inhalt! Diese Leere und Unbestimmtheit kann als ein Widerspruch zu dem oben Ausgesprochenen erscheinen, daß man in der Sphäre der überfeinerten Cultur den Gegensatz begriffen habe; indessen wie unsere literarischen Zustände sind weiß man ja, daß ein in der Masse des gebildeten Bewußtseins bestimmt Vorhandenes darum noch keineswegs sofort den entsprechendsten literarischen Ausdruck findet. Dieser ward jedoch gegeben, als die hier aufgetauchte Tendenz aus der langweilig saftlosen Breite, der wichtigthuenden salbadernden Geschwätzigkeit theoretischer Publicistik in die eigentliche Production herrschend übertrat, als die gangbare moderne Hauptform der ungebundenen, romanartigen und novellistischen Darstellungsweise diesen Stoff in umfänglichster Ausmalung zu sich hinübernahm, und so bei der Nothwendigkeit concreter Gestalten und Verhältnisse sich sofort die Veran-

…en,
…, machte
…vetes Extrem
…sthümlichen" all-
Es war durchaus na-
…ose, von vielversprechendem
… praktisches Ergebniß überschwel-
…o schmerzlich befriedigungslose Treiben,
gefühlten Zwiespalt hauptsächlich in der
Kluft mitbegründet erkannte welche sich inner-
…o einer und derselben nationalen Gemeinschaft zwischen zwei besondern Sphären der Anschauung und Lebensbehandlung nach und nach befestigt hatte. Auf der einen Seite ein drückendes Uebermaß von Bildungsstoffen, zu deren ersprießlicher, das Leben wiederum fruchtbar durchdringender Verarbeitung entweder die vorhandenen arbeitslustigen und im vollsten Maße fähigen Kräfte nicht ausreichten, oder die Formen dieses Lebens nicht frei und weit genug waren, die Fülle der erlaubten

Handlung, wo unter 4 Akten Platz ist. Ich habe mich nicht gescheut, Ihnen das zu sagen, weil Sie mir ja selbst gesagt haben, daß Sie mich nicht für einen Schmeichler halten. Ich bin überzeugt, daß Sie mir das nicht übelnehmen werden.

Ich bin mit den besten Empfehlungen

Ihr ergebener

Arthur Schnitzler

Literarische Unterhaltung.

1. Juni 1906.

Sehr geehrter Herr Schnitzler!

Ich bin Ihnen für Ihren Brief sehr dankbar, denn er hat mir Gelegenheit gegeben, Ihnen meine Bewunderung für Ihr Talent auszusprechen, und ich habe mich gefreut, daß Sie mir das nicht übelnehmen werden.

Ich bin mit den besten Empfehlungen

Ihr ergebener

Arthur Schnitzler

des Lebens angeregter Gedankenproceß mit ausgezeichneter Schärfe und Nachdrücklichkeit vollzogen, eine von herrschenden Elementen der Zeitstimmung getragene und gefärbte Anschauungsweise zu besonders klar ausgeprägten Bildern abgelagert hatte, daß diese durch ihr Talent die Zurückgabe des so seiner schwankenden Formlosigkeit entnommenen, in bestimmt umrissene Gestalt zusammengefaßten Stoffs an das öffentliche Bewußtsein auf wirklich werthvolle Weise vermittelten; sondern einem dergestalt lebendig Gewordenen mußte nun sofort eine abstracte Tendenz entnommen werden, in welcher auch die Masse aller übrigen Talente Norm und wesentlichen Inhalt ihrer etwanigen Hervorbringungen fände. Nicht genug, daß die dumpf drückende, qualvoll drängende, verzweiflungsvoll suchende und ringende Sehnsucht nach schönern und freiern Lebensformen, nach einem tüchtigen, die gegenstandlosen Kräfte wahrhaft hinnehmenden und befriedigenden Inhalte durch einige besonders heftige und energische Individualitäten ihren bedeutsamen Ausdruck erhielt; man mußte, um ein echter „Sohn der Zeit" zu sein, sich nach diesem Vorgange mit tendenziösem Entschlusse in den Sturm und Drang der von unerfüllten Strebungen wildbewegten Innerlichkeit hineinwühlen, und der Menge Auswürfe solches zwiespältigen Gährungsprocesses zubringen. War das Alles noch so elend erlogen, es war doch so interessant! Was Wahrheit und Lüge! Die Tendenz, die Tendenz! Rehabilitation der Materie, Zerrissenheit — man kennt Das. Wozu die alte Geschichte zur Ermüdung noch einmal heraufholen! Was zunächst mit einer weltgeschichtlichen Nothwendigkeit sich herausgedrängt hatte mußte das Zugeständniß der Berechtigung einbüßen, indem es von den allezeit disponibeln Kräften des modernen Literatenthums auf Verlangen der öffentlichen Stimmung mit Tendenz ins Unendliche fortgesponnen und ausgebeutet, zuletzt dem Hohngelächter der Vernünftigen preisgegeben ward. Nachdem die Kämpfe des übercultivirten, in sich selbst rastlos vergeblich sich abarbeitenden Subjects, mit ursprünglicher Wahrheit oder tendenziöser Nachahmung wiedergegeben, im literarischen Ausdrucke ihre Zeit gehabt hatten, machte sich in folgerechter Entwickelung als vollendetes Extrem die gegensätzliche Betonung des „Volksthümlichen" allmälig mehr und mehr geltend. Es war durchaus natürlich, daß man das rathlose, von vielversprechendem Wollen ohne irgend ein praktisches Ergebniß überschwellende und darum so schmerzlich befriedigungslose Treiben, den so herbe gefühlten Zwiespalt hauptsächlich in der weiten Kluft mitbegründet erkannte welche sich innerhalb einer und derselben nationalen Gemeinschaft zwischen zwei besondern Sphären der Anschauung und Lebensbehandlung nach und nach befestigt hatte. Auf der einen Seite ein drückendes Uebermaß von Bildungsstoffen, zu deren ersprießlicher, das Leben wiederum fruchtbar durchdringender Verarbeitung entweder die vorhandenen arbeitslustigen und im vollsten Maße fähigen Kräfte nicht ausreichten, oder die Formen dieses Lebens nicht frei und weit genug waren, die Fülle der erlaubten praktischen Ausdrücke und Gestaltungen sich nicht reich genug bot; dafür in der gegenüberliegenden Sphäre ein äußerst enggezogener Kreis von Vorstellungs- und Auffassungsweisen, Nichts von einem sehnsüchtigen Hinausgreifen nach allem werthvollen Inhalt der umgebenden Welt, Nichts von einem rastlos gestachelten Hinüberstreben zur fernliegenden Erfüllung glutvoll dringend gehegter Wünsche und Pläne, ein ruhig sicheres, von Ahnungen nicht durchbebtes Haften an dem augenblicklich Vorliegenden, ein festes Wurzeln in dem gegebenen Boden, aber auch keine Anhäufung trostlos überflüssiger, brachgelegter Kräfte, sondern eine maßhaltige, ihren Gegenstand vollständig wissende und beherrschende, nur auf das nächste Materielle gerichtete Kraft — also größere Ruhe, sicherer herrschende Abgeschlossenheit, aber darum auch größere Armuth als dort, wo mit dem Reichthum das Unheil um sich gegriffen hat. Es war natürlich, daß man diesen Gegensatz, dieses „jenseit der Kluft" zu begreifen strebte. Als man ihn begriffen, in seiner Berechtigung und Genesis angeschaut hatte, stellte sich das Bedürfniß der Vermittelung ein. Das Alles drängte sich gewaltig in die Literatur hinüber.

Die productionsfähigen Geister, unter denen auf diesem Gebiete, wie in der modernen Malerei, das planlose, rathlose Umhertappen nach passenden Stoffen herrscht, bemächtigen sich unter dem Hinzutreten der Mode und der Industrie des neuen Gegenstandes — und wir erhielten jene „volksthümliche Literatur", die plötzlich in hereinbrechender Flut mit immer schwellendem Erguſſe jedes andere Interesse auf diesem Gebiete niederzudrücken schien, und sich noch jetzt mit kaum geringerer Anmaßung breit macht. Der Begriff des „Volkes" war, wie er namentlich in der allgemeinen theoretischen Besprechung auftrat, zunächst um Nichts weniger deutlich gefaßt und klar angeschaut als in den Ergüssen des paränetischen Pathos der politischen Verzweiflung, welche mit dem Ausdrucke eines tiefen Zwiespalts zwischen Wirklichkeit und idealem Wollen wesentlich der Zerrissenheitsphase angehören, der Begriff der „Freiheit", des ersehnten, neuen Zustandes. Ein abstracter Terminus ohne bestimmt nachweisbaren, genau abzumarkenden Inhalt! Diese Leere und Unbestimmtheit kann als ein Widerspruch zu dem oben Ausgesprochenen erscheinen, daß man in der Sphäre der überfeinerten Cultur den Gegensatz begriffen habe; indessen wie unsere literarischen Zustände sind weiß man ja, daß ein in der Masse des gebildeten Bewußtseins bestimmt Vorhandenes darum noch keineswegs sofort den entsprechendsten literarischen Ausdruck findet. Dieser ward jedoch gegeben, als die hier aufgetauchte Tendenz aus der langweilig saftlosen Breite, der wichtigthuenden salbadernden Geschwätzigkeit theoretischer Publicistik in die eigentliche Production herrschend übertrat, als die gangbare moderne Hauptform der ungebundenen, romanartigen und novellistischen Darstellungsweise diesen Stoff in umfänglichster Ausmalung zu sich hinübernahm, und so bei der Nothwendigkeit concreter Gestalten und Verhältnisse sich sofort die Veran-

ſchaulichung des vorher ſo flüchtig Beredeten in der Zuſammenziehung auf die Kreiſe des Landvolks und Dorflebens ausgeſtaltete. Allein hier machte ſich nun in der ganzen Ausbreitung der kläglichſten Folgen die im Eingange dieſer Betrachtungen angedeutete Verkehrtheit geltend, vermöge deren man die Kunſt der Dichtung nicht mehr als eine für ſich beſtehende, ihre Geſetze aus dem Weſen des Genius empfangende Ausblüte menſchlicher Geiſtesentwickelung, als einen Ausdruck des hohen Dranges ſich über das Beſchränkte und Niedere in göttlicher Anticipation zum Ganzen und Vollkommenen aufzuſchwingen, ſondern als ein gleichbedeutendes Glied in der Reihe von Mitteln und Formen für vergängliche, dem Augenblick gehörende Zwecke betrachtete.

Nicht etwa entlehnte nämlich dieſes oder jenes Talent aus Speculation auf die allgemeine Sympathie oder vielleicht wirklich getrieben von der eigenen Sympathie für die Geſtalten und Erſcheinungen des ſo herangezogenen Gebiets den Stoff einer Darſtellung aus dieſem letztern, ſondern weil der Hauptton der öffentlichen Stimme mit vorwiegendem Werthaccent auf dieſer „volksthümlichen Frage“ ruhte, ſollte es auch der poetiſchen Literatur vor der Hand zur Lebensbedingung gemacht werden all ihre Kräfte in der Hingabe an dieſen Gegenſtand aufgehen zu laſſen. Wie das gewaltige Hervortreten dieſer Richtung in der Sphäre des ſelbſtbewußten Bildungslebens ſeine hiſtoriſche Nothwendigkeit hatte, wie es eine natürliche, berechtigte Erſcheinung war, darauf iſt oben hingewieſen worden; in dem Zuſammenhange aber, auf welchen wir nunmehr übergegangen ſind, iſt die irrthümlich verſchrobene Ausdehnung der Anſprüche welche bis hierher dieſer Erſcheinung als berechtigte zugeſtanden wurden aufs entſchiedenſte abzulehnen. Bei der Frage nach dem Kunſtwerthe einer poetiſchen Schöpfung iſt zunächſt jede, wenn übrigens an ſich auch noch ſo bedeutungsvolle, fremde Rückſicht durchaus Adiaphoron, und durch ein uſurpatoriſches Hineintragen ſolcher fremden, religiöſen, politiſchen, ephemeren Rückſichten in das Gebiet der Kunſt kann nur eine ſolche heilloſe Confuſion der heterogenſten geiſtigen Beſtrebungen entſtehen, wie ſie leider aus der zerfahrenen Phyſiognomie des modernen deutſchen Schriftenthums zur Genüge ſich begreifen läßt. Welche Verwirrung der Begriffe: weil mit Recht die Bedeutung des Volksthums in dem Bewußtſein der Gebildeten lebendig geworden iſt, darum auch alles Schaffen poetiſcher Kräfte auf dies engeingegrenzte Gebiet abpferchen, den ganzen Parnaß mit einer Dorfwirthſchaft occupiren zu wollen!

Um dieſen allgemein gehaltenen Zügen der betreffenden Erſcheinung unſers literariſchen Lebens wenigſtens durch die Beziehung auf ein beſtimmtes perſönliches Beiſpiel mehr Anſchaulichkeit und praktiſche Grundlage zu gewinnen, und um dieſe zu den verkehrteſten Urtheilen, zu der einſeitigſten Beſchränktheit hinführende Auffaſſung des „Zeitgemäßen“ ſelbſt bei ſolchen Geiſtern nachzuweiſen die der Freiheit auch hier ganz beſonders zu dienen glauben, will ich nur auf die ſeltſamen in dieſer Richtung laut gewordenen Anſichten von Robert Prutz etwas näher eingehen. Er beklagte ſich, daß in unſerer Literatur Alles zu finden und Alles zu ſehen ſei von den Palmen am Ganges bis zur Laus im Felle des Löwen, nur deutſches Leben und deutſche Zuſtände ſuche man in ihr umſonſt. Er kam dazu mit ſeinem etwas confuſen, nicht eben ſehr kunſtverſtändigen Gerede von „Unterhaltungsliteratur“ und „Volksromanen“*), und — da man nun einmal den „Luxus der Dichtung“, „die Gaukelbilder der Kunſt“ auch nicht aus dem ärmſten Daſein und nicht in ihrer ärmſten Geſtalt (sic!) verbannen dürfe, weil doch Jeder gern zum trockenen Brote eine wenn auch noch ſo ärmliche literariſche Leckerei haben wolle — ſo wies er die „Dichter“ auf die „Unterhaltungsliteratur“ hin, und foderte ſie dringend auf zu ſchaffen was wir nicht haben: „Volksromane“. Gegen den Verdacht, als ſei er ſo einfältig und anmaßend, daß er damit gewiſſermaßen die Parole der nächſten literariſchen Entwickelung habe austheilen, und gleichſam die Wege vorzeichnen wollen welche die letztere zu nehmen habe, verwahrte er ſich zwar ausdrücklich; jedoch gleich in dem dieſer Verwahrung angefügten Schluſſe habe ich wenigſtens nie etwas Anderes zu entdecken vermocht als die phraſeologiſche Hülle für eben jene, von ihm ſelbſtgefällig ſo weit weggeworfene, ſchulmeiſterliche Anmaßung. Es hieß darin: daß er es nur für die Pflicht und höchſte Aufgabe des Literarhiſtorikers halte die Tageshelle des Bewußtſeins zum voraus auf die Wege fallen zu laſſen auf denen dereinſt der Genius der That einherſchreiten werde, und ſo ſeinen Einzug zu erleichtern, wenigſtens Herzen und Geiſter bereit zu ſtimmen zu ſeinem Empfange.**)

Ganz offen und ohne alle Abwehr gegen den Verdacht „ſchulmeiſterlicher Anmaßung“ iſt denn Prutz abermals mit ſeiner beſchränkten und beſchränkenden, Bahn bezeichnenden Literaturbetrachtung in den „Vorleſungen über die deutſche Literatur der Gegenwart“ (Leipzig 1847) hervorgetreten, wenn er kecklich behauptet, daß in Karl Immermann's Oberhofgeſchichte (welche er anderwärts aus dem übrigen „Münchhauſen“, den er allzu leichtſinnig ſchnellfertig als „langweiligſtes Altweiberliteraturgeklätſch“ beiſeite wirft, von glücklicher Hand herausgeſchält, und in eigener Schönheit ſelbſtändig aufgeſtellt ſehen möchte) jedenfalls der Weg vorgezeichnet ſei welchen unſere Dichtung zunächſt werde zu nehmen haben. In Ekſtaſe ruft er aus: „Hier iſt deutſcher Boden, deutſche Sitten, deutſche Schickſale, deutſcher Geiſt und deutſches Herz!“ Ich gehöre auch zu Denen „die den Hofſchulzen mögen“; aber dennoch kann ich mich nun und nimmermehr entſchließen mit einer ſolchen, gerade herausgeſagt, ärmlichen Verkümmerung des ſchrankenlo-

*) Prutz, „Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur“, II, 166 fg.: „Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbeſondere der Deutſchen.“

**) Ich muß es Andern überlaſſen dem hierin aufgeſtellten, überraſchend neuen Begriff der Hiſtorie, in specie Literarhiſtorie, eine erſprießliche Deutung abzugewinnen.

sen Reichthums geistiger Lebensäußerungen und Anschauungen, als dessen Besitzerin mir die Kunst der deutschen nicht weniger als jeder andern Dichtung gilt, mich irgendwie einverstanden zu erklären, und ich muß bekennen, daß die unbeirrte Verfolgung so beschränkter, in einseitige Lieblingsideen festgerannter Anschauungsweisen mir bei diesem, übrigens seines eingehenden Studiums der deutschen Literatur und seines durchaus gesunden, redlichen Urtheils wegen so außerordentlich achtungswerthen, seltenen Manne schwer zu begreifen ist.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

Herzogliche Literatur.

Wie der verstorbene und wol auch vergessene Müllner in seiner „Mitternachtszeitung" die Gedichte Ludwig's von Baiern unter der Ueberschrift „Königliche Literatur" anzeigte, so gilt hier „Herzogliche Literatur" dem geistlichen Buche eines jungen englischen oder vielmehr schottischen Herzogs, betitelt: „Presbytery examined; an essay, critical and historical, on the ecclesiastical history of Scotland since the reformation, by the *Duke of Argyll*" (London 1848). Das gewichtige Urtheil des „Edinburgh review" in der jüngsten Aprilnummer drängt sich auf Folgendes zusammen: „Das Buch des Herzogs von Argyll macht seinen Fähigkeiten wie seinem Geschmacke gleich viel Ehre. Der Vortrag ist gedrängt, der Stil bisweilen elegant, die Leichtigkeit des Ausdrucks und die Beherrschung der Bildersprache bei einem so jungen Schriftsteller eine Seltenheit. Auch bezeugen der Gegenstand und die Art seiner Behandlung einen ernsten und männlichen Charakter, einen Charakter welcher das Wesen dem Scheine vorzieht, und sich nicht schämt tief und eifrig über Dinge nachzudenken welche für die Jugend im Allgemeinen und die aristokratische insbesondere nicht oft Reiz haben. Kurz, den Herzogshut und das Alter des Verf. ganz bei Seite gelassen, sein Büchelchen enthält Vieles das den reifsten und geprüftesten Jahren Ehre bringen würde. Ob der edle Verf. das sich gesteckte Ziel vollständig erreicht hat, seine Hand bereits fest genug und sein Auge sicher genug ist zwischen streitenden Sekten und heftigen Polemikern die Wage zu halten — Das freilich ist eine Frage worüber seine innigsten Bewunderer sich mit dem großen Publicum wahrscheinlich leicht einigen werden. Doch selbst sein kirchlicher und dogmatischer Ton hat etwas Ehrliches und Natürliches. Er ist jedenfalls von der Art die mit den Jahren und der Erfahrung eher weich als hart wird, und im Verein mit der seltenern Eigenschaft eines herzlichen, ungeheuchelten Enthusiasmus, der seiner Feder Anstoß und Stärke gibt, nehmen wir ihn gern und willig hin.... Der Verf. hat sich Zweierlei zum Vorwurfe gewählt. Erstens will er dem englischen Leser eine Skizze vorlegen von der Geschichte und der innern Structur des presbyterischen Kirchenregiments, und zweitens will er über einige der vorwiegendsten und, wie er glaubt, zweifelhaftesten Dogmen der Freien Kirche seine Ansichten, nebenbei auch, was kaum der Mühe lohnt, den gelehrten Alterthumsforschern und sehr veralteten Geistlichen der Spottiswood-Gesellschaft sein Misfallen aussprechen. Letztere Controverse lassen wir unberührt. Den ersten Theil seiner Aufgabe hat der Herzog mit Geist und Leben vollendet. In dem zweiten hat er unsers Bedünkens in einem Wasser zu schwimmen versucht welches für den Umfang seiner Fähigkeiten und das Maß seines dermaligen Wissens zu tief und aufgeregt ist." 2.

*) Sehr begierig kann man nach den hier mitgetheilten Voraussetzungen auf novellistische Productionen sein welche öfter wiederholten Ankündigungen zufolge auf diesem Gebiete von Prutz zu erwarten sind. „Der Heizer vom Aetna" läßt sociale Uebelstandsgeschichten mit disharmonischer Wendung fürchten.

Lamartine über Tacitus.

In „Raphaël", Lamartine's jüngster Dichtung — ganz aus den unergründlichen und ewigen Krystalltiefen der Innenwelt geflossen, in diesen flammenden „Seiten aus dem zwanzigsten Jahre", in dieser simple story zweier Herzen, diesem Katechismus der Seelenliebe, welcher Züge umschließt die nur aus dem individuellsten Leben entwendet sein können, und worin der Verf. unter einem dünnen Gewebe von Fabel gewiß Viel aus der Wahrheit des selbst Erfahrenen gibt — taucht nur Eine Stelle empor welche auf die öffentliche Laufbahn des Mannes hindeutet, den Kern seiner politischen Zukunft birgt, die beinahe jetzt auch schon eine Vergangenheit geworden ist, ohne jedoch in der Gegenwart den Abschluß zu finden. Es ist ein Urtheil über Tacitus: „Ich zog ihn sogar dem Thukydides vor, diesem Demosthenes der Geschichte. Thukydides exponirt mehr als daß er leben und pulsiren läßt. Tacitus ist nicht der Geschichtschreiber, sondern der Inbegriff des Menschengeschlechts. Sein Bericht ist der Gegenstoß der Thatsache im Herzen eines freien, tugendhaften und empfindenden Mannes. Sein Gefühl ist mehr als Rührung, ist Mitleid. Sein Ausspruch ist mehr als Rache, ist Gerechtigkeit. Sein Unwille ist mehr als Zorn, ist Tugend. Unsere Seele geht in die seine über, und fühlt sich stolz ihm verwandt zu sein. Wollt ihr euern Söhnen das Verbrechen unmöglich machen? Wollt ihr in ihrer Einbildungskraft die Tugend zur Leidenschaft anfachen? Nährt sie mit Tacitus. Wenn sie in dieser Schule nicht zu Helden werden, so hat die Natur sie zu Feiglingen und Verräthern gemacht. Ein Volk das den Tacitus als politisches Evangelium besäße würde die Alltagsgröße der Völker überragen. Dieses Volk müßte endlich vor Gott die Tragödie des Menschengeschlechts in all ihrer Majestät entfalten. Ich meinerseits verdanke diesem Schriftsteller nicht alle Fleischfibern, aber alle ehrenen Fibern meines Seins. In ihn wurden sie getaucht. Wenn je unsere Alltagszeit den großartig tragischen Schwung seiner Zeit nähme, und ich als würdiges Opfer einer würdigen Sache fiele, spräche ich sterbend: «Gebt die Ehre meines Lebens und Sterbens dem Meister, nicht dem Schüler; denn es ist Tacitus der in mir lebte und starb.»" 21.

Literarische Anzeige.

Zu herabgesetztem Preise ist fortwährend durch alle Buchhandlungen von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Der Führer
in das
Reich der Wissenschaften und Künste.

Funfzehn Abtheilungen. Mit 515 Abbildungen.

Herabgesetzter Preis 2 Thlr.

Jede Abtheilung zu herabgesetztem Preise einzeln:

Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Zweite Auflage. (Früher 12 Ngr.) Jetzt 4 Ngr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pneumatik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Akustik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pyronomik.** Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Optik.** Zweite Auflage. (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Electricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Mineralogie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Krystallographie.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Geologie.** (26 Ngr.) 8 Ngr. — **Versteinerungskunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Chemie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Bergbau und Hüttenkunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Meteorologie.** (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Anfangsgründe der Botanik.** Zweite Auflage. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Das vorstehende Werk bildet eine vollständige kleine **Bibliothek zum Studium der Naturwissenschaften**; für den Werth sprechen die mehrfach nöthig gewordenen **neuen Auflagen** der einzelnen Abtheilungen.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 158. — 3. Juli 1849.

Zur Charakteriſtik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Fortſetzung aus Nr. 157.)

Nun haben ſich gegen dieſe gangbar gewordene misverſtändliche Beengung literariſch-poetiſchen Strebens bereits d. Bl. bei Gelegenheit von A. Weill's „Sittengemälde aus dem elſäſſiſchen Volksleben" inſoweit ablehnend ausgeſprochen (vergl. Nr. 272 f. 1847), daß ſie darauf hinwieſen, dieſes ganze Genre (der Dorfgeſchichten) ſei denn doch eigentlich nur ein kleines, und man dürfe den einzelnen Zweig nicht mit dem Stamm der geſammten Literatur verwechſeln und ihn damit identificiren; indeſſen iſt Dies beſtimmter noch dahin zu erweitern, daß in der Poeſie niemals von einem Stoffe oder von einer Gattung von Stoffen die Rede ſein kann die, außerdem daß ſie natürlich dem Umkreiſe des eben gegenwärtigen Bewußtſeins nicht fremd liegen dürfen, heute oder morgen, hier oder dort ausſchließliche oder auch nur vorwiegende Berückſichtigung verdienten, daß für die Kunſt irgend ein Kreis des Lebens, irgend ein ſo oder ſo geſtaltetes Weltbruchſtück an ſich niemals abſonderlichen Werth haben, daß mithin auch das Volk als ſolches, ſo ſehr auch übrigens ſittlich-politiſche Gründe die hingebendſte Beſchäftigung mit demſelben motiviren mögen, noch nicht den allergeringſten Anſpruch darauf machen kann mit ſeinen Lebensäußerungen, mit ſeinen Vorzügen und Uebelſtänden als werthvolles Object dichteriſcher Widerſpiegelung vorherrſchend aufgenommen zu werden.

Lächerlich iſt es hier ein Letztes und Höchſtes aus bloßer Dienſtfertigkeit für das — wenn auch zunächſt noch ſo gewichtige — Intereſſe einer „Zeitfrage" finden zu wollen; denn dieſes wie jedes andere einzelne Stück aus der buntfarbig vielgeſtaltigen Reihe von Offenbarungen des ſchaffenden Weltgeiſtes kann nur in jener richtig werthſchätzenden Stellung zum Ganzen höheres echtes Intereſſe erregen, welche einzig von dem freien, Menſchengeſchick umfaſſenden, Welt überſchauenden Standpunkt aus den der wahre Dichter wie der Philoſoph einnimmt, den verſchiedenen Geſtalten und Abſtufungen der geiſtdurchdrungenen Erſcheinungswelt angewieſen wird. So geht auch das „Zeitgemäße" nur inſoweit als beſonderes Moment in die poetiſche Schöpfung berechtigt hinüber, als das einzelne begabte Individuum, indem es höheres, reinigendes Organ für den treibenden Inhalt des einzelnen Entwickelungsſtadiums im menſchlichen, im nationalen Geiſte wird, worin es ſelbſt mit ſeiner eigenen Entwickelung abhängig ſich bewegt, ganz naturgemäß zunächſt die Aufgabe erfüllt, das unvergänglich Werthvolle der beſondern Durchgangsſtufe, das alſo auch zum ewigen Moment in der Summe des Menſchheitslebens ſich Erhebende, in ſchöner Form ſelbſtändig abgeſtaltet, völlig gelöſt von dem Zufälligen und Unwerthen der Menſchheit wiederum ans Herz zu legen. Nie aber darf man die Uebung dieſes hohen göttlichen Berufs auf einen kühlen, tendenziöſen Reflexionsproceß als berechenbares Reſultat zurückführen wollen, wobei die Poeſie, zur gleichgültigen Form entwürdigt, als untergeordnetes Mittel hinzugenommen wird, wie wir Das vor Allem auf dem hier zu betrachtenden Gebiet in äußerſter Ausartung haben erleben müſſen.

Während dieſe beklagenswerthen Misverſtändniſſe nach einer andern Richtung hin in J. C. Biernatzki's „Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle"*) die Spitze geiſtloſer Verſchrobenheit erreichten, treffen wir, indem wir uns von dieſen allgemeinen Bemerkungen auf das Gebiet der volksthümlichen Novelliſtik zurückwenden, als eine der beſonders unverſchämt proclamirten Tendenz wegen merkwürdige Erſcheinung „Das deutſche Bauernbuch oder: So lebt das Volk! Dorfgeſchichten von C. A. Schloenbach", welche uns mit ihrem ſchroffen Gegenſatze zu unſern Hauptfoderungen ſofort in charakteriſtiſcher Weiſe auf den Poeten überleiten, der uns weiterhin als erfreuliche Ausnahme der traurigen modernen Regel beſchäftigen ſoll. Eigentlich iſt das Machwerk zunächſt nur eine Eingabe an die Vertreter des Volks welche in Frankfurt a. M. zuſammenſtehen um „die ewigen Rechte der geknechteten Menſchheit in das praktiſche Leben einzuſetzen"; es wird denſelben (eine der ärgſten Zumuthungen unter den zahlloſen die überhaupt an ſie geſtellt worden!) als „Pflicht",

*) Hier iſt in Vorreden offen die Abſicht ausgeſprochen, das als tragendes und beſeelendes Moment in dem modernen Treiben nicht mehr lebendige Chriſtenthum durch gehörige Vermiſchung mit der erwünſchten Beigabe der Novellen-Situation den Gemüthern leichter wieder nahezubringen.

als „ernste Schuldigkeit in ihrer Stellung" entgegengehalten dieses Buch zu lesen, um „noch manch verborgenes Leid und Elend im Volke, manchen noch unbekannten, ungeahnten faulen Fleck unserer Zustände" darin zu erkennen. Hören wir aber wie der Verf. — in einer überraschenden Geistesverwandtschaft mit dem ihm übrigens dem Zwecke nach diametral entgegenstehenden Biernatzki — das „Modekleid der Novelle", das er seinen Volkselends-Berichten umgethan, entschuldigt:

Sie werden sich nicht an der, unserer ernsten Zeit wol nicht anpassenden, leichten Form stoßen worin meine Absicht (novellenhaft) erscheint; ich wählte dieselbe als die sogenannte „gebildete Masse" doch noch immer ein einschmeichelndes Gewand haben mochte, wenn sie für das Volk sich interessiren sollte; ich machte es, sei Dies auch ein unangenehmes Gleichniß, wie Aeltern die ihren Kindern die Arznei auf Honigkuchen eingeben.

Honigkuchen — Honigkuchen! Pfui, es ist zu empörend! W. Alexis läßt seinen zerrissenen Eberhard aus dem „Hause Düsterweg" die ganze Welt eine „schmuzige Geschichte" nennen; lassen wir Das dahingestellt, aber die deutsche Literatur —?

Schloenbach hat, außerdem daß er der „gebildeten Masse" seine schmierigen Honigkuchen vorzusetzen wagt, auch noch die unverzeihliche Keckheit besessen in der an Berthold Auerbach und Adolf Glasbrenner gerichteten Widmung sich mit diesen ohnehin schon verkehrt genug zusammengebrachten Männern insoweit auf eine Linie zu stellen, als er wie sie, Jeder nach seiner Weise, des Volkes Sprache und Herz zu verstehen, freilich aber, wo diese sich „eine fröhliche Aufgabe" stellten, „ein Schmerzliches erwählt" zu haben glaubt: „des Volkes Leiden, Kämpfe und Verbrechen aus bestehenden Zuständen, aus Gesetzen zu entwickeln" — dieses schnödeste Gesudel, welches unter der Modefirma: Dorfgeschichten, Weberelend, gräßliche Folgen unbedeutenden Jagdfrevels, haarsträubende Priesterverbrechen mit den Leiden mishandelter Recruten, heruntergekommener Droschkenkutscher u. s. w. zu einem würdigen Cyklus vereinigt, auch nur im entferntesten Zusammenhange mit Berthold Auerbach! Wir müssen dies und alles andere Unerquickliche, dessen Auseinanderlegung wir zum Gewinn des nothwendigen freien Gesichtspunkts uns nicht ersparen durften, in der Betrachtung dieser Gestalt zu vergessen suchen; wir wollen uns auf den Boden hinüberretten, wo wir endlich jene echt poetischen Werke erblühen sehen, bei denen — mit einem schönen Ausspruche Klinger's zu reden — man so wenig an Kunst, d. h. an einen künstlichen Entstehungsproceß denken muß, als man bei Betrachtung der blühenden Natur daran denkt, und bei deren Genuß uns der Geist des dichterischen Schöpfers ebenso unerklärbar scheint als die Kräfte der schaffenden Natur. Bei Berthold Auerbach stehen wir auf diesem Boden. In ihm finden wir den vollen, erhebenden Gegensatz zu Allem was Schloenbach heißt, und am Genius der deutschen Volksdichtung sündigt wie Schloenbach.

Von den Meisten welche Auerbach mit sich auf gleicher Bahn wandelnd, denselben Zwecken dienend glauben, ist er darum so nachdrücklich auszusondern, weil bei ihm die Tendenz, als deren Ausflüsse die andern Producte, die in der Form des Strebens von weitem an ihn erinnern könnten, fast sämmtlich zu betrachten sind, ganz aus dem Spiele bleibt; weil seine Werke, die wahrhaft Schöpfungen genannt werden dürfen, der Kritik das Aufgeben jedes andern Maßstabs als des der freien, autonomen Dichternatur entsprechenden zum Gesetz machen. Wo der helle, klare Blick auf das Ganze überschauend gerichtet, und also den einzelnen Gestaltenreihen und Lebenskreisen gegenüber mit dem sichern Gefühl für das genau abgrenzende Maß sittlicher wie ästhetischer Werthgebung verbunden ist wie bei Auerbach, der, was wir späterhin noch näher betrachten werden, auch vermöge seiner religiösen Weltanschauung sich auf jenem freiesten Standpunkt hält, von wo jede Erscheinung geistigen Lebens und seiner praktischen Ausgestaltungen an die berechtigt zugehörende Stelle im Organismus des Alls eingeordnet wird, wo, sage ich, eine solche Auffassungsweise herrscht, da kann der warme Sinn für ein einzeln herausgenommenes Stück dem sich die poetische Darstellung mit lebendigstem Interesse zuwendet nie auf beschränkte, parteisüchtige Ueberschätzung, auf dem Wesen der Kunst fremde Zwecke und Tendenzen zurückgeführt, sondern nur aus dem verständnißinnigen, poetisch-tiefsinnigen Erfassen des Einzelnen in seinen organisch verzweigten Zusammenhängen zum Ganzen abgeleitet werden. Daß also Auerbach mit seinem Talente sich in dieser bedeutungsvollen Ausbreitung gerade desselben Gegenstandes bemächtigt hat welcher zugleich als der von der öffentlichen Stimmung, von der Mode bezeichnete, von ephemeren Sympathien getragene erscheint, ist ebenso wenig zufällig als einer tendenziösen Unfreiheit des Dichters beizumessen; sondern findet einfach seine Erklärung darin, daß in einer Zeit, wo, nach Auerbach's eigenem Wort, Alles was gesundes Leben in sich fühlt sich nur negativ verhalten kann, der wahre Dichter nothwendig auf die Regionen hingeführt werden muß welche seiner Anschauung die kraftvollsten Reste einer noch nicht völlig aufgezehrten positiven Welt darbieten. Es ist hier an den Ausspruch Goethe's (Eckermann, „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens", III, 247) zu erinnern, welcher zum Trost gegen das Elend unserer Zeit, und das von Generation zu Generation sich häufende Uebel auf unser Landvolk hinweist, das

sich fortwährend in guter Kraft erhalten hat, und hoffentlich noch lange im Stande sein wird uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. . . Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und anfrischen.

Wenn man die hierin gegebene Wahrheit mit den nothwendigen Elementen echter Dichtung zusammenhält, so begreift es sich leicht, wodurch Auerbach veranlaßt worden ist die Wirksamkeit seines Talents in diesem vom zerstörenden, entzweienden Einflusse negativer Stimmungen am meisten unverletzt gebliebenen Kreise Wurzel schlagen zu lassen. Eine so gesunde Natur wie die

Auerbach's kann mit dem Herzen nicht heimisch sich niederlassen auf dem Boden einer Cultur vor deren Alles abglättenden und überfirnissenden Bestrebungen zuletzt aller frische, tüchtige Drang zum frei das Leben gestaltenden Bekenntniß der innern Wahrheit weichen muß, von deren aushöhlendem Gifte alle ursprüngliche Kraft sprechender Formen abgeschwächt, ja das geistige Leben selbst zum Aeußersten einer selbstbetrügerischen, lügenhaften Sophistik des faulen, liebloſen Egoismus entstellt zu werden beginnt. Das Dichterherz sucht Gestalten, die noch einer fest durchgreifenden Leidenschaft eines nicht durch die sich selbst ermüdende Reflexion in der Ausführung paralysirten Willens, einer starken That fähig sind, und der Last des Innern wo eine solche drückt noch im kurz schlagenden, von allerlei Vor-, Rück- und Nachsichten ungedämpften Ausdrucke eine frisch quellende Entladung zu bahnen wissen. Alexander Weill sagt:

Es zeigen sich unter dem Landvolk die Leidenschaften in ihren Extremen, und während im Allgemeinen die städtische Bildung darauf ausgeht die Leidenschaft zu verbergen, sind dem Landmann alle Mittelwege unbekannt. Von seiner Energie in Tugend und Laster haben die Städter keinen Begriff... Die Herzen sind auf dem Lande alle in einer herrlichen Ursprünglichkeit... Von Platonischer Liebe weiß der Bauer Nichts, er geht geradezu auf sein Ziel los, und wenn er liebt, so liebt er mit aller Kraft seiner Leidenschaft.

Diese und ähnliche Züge, in denen übrigens auf der Leidenschaft nur insoweit der Ton ruhen soll, als damit auf das ungefesſelte, dabei naive, nicht sich selbst beschauende, Streben nach rücksichtsloser Geltendmachung des in der Seele Gewordenen hingedeutet wird, sie sind es die dem Dichterauge Dasjenige entgegenhalten worin es noch mit Recht festen Bestand markvollen, wildgewachsen-poetischen Menschenthums anzuschauen glauben kann. Darum aus den Verirrungen krankhafter Subjectivität, welche Schrift und Leben in gleich unerquicklicher Weise durchziehen, rettet Berthold Auerbach sich und uns hinüber auf den Boden des Landvolks, einen Boden den sein Genius nicht — wie so viele von fremdem Willen und der berechneten Tendenz dahin Gedrängte — invita Minerva betritt, sondern für dessen Ausblühungen er dichterisch wahlverwandte Elemente in sich trägt. Und Dies ist denn der Punkt, wo vor Allem seine Trennung von dem großen Troß der Dorfgeschichtschreiber sich so deutlich ans Licht hebt: er wird durch nichts äußerlich Herangebrachtes auf diese Welt hingezwungen, er bewegt sich nicht auf diesem Gebiete weil es Mode ist, sondern der vergleichende tiefe Dichterblick hat ihm diese Welt gezeigt als diejenige worin sein Herz am ehesten mit Befriedigung weilen möge; was bei den meisten Andern ein rein äußerliches Angreifen ist, das tritt uns bei Auerbach als Ergebniß innerlich treibender Nothwendigkeit entgegen. „Gute Dichter haben ein Bild in der Seele, und sind getrieben es darzustellen; Andere treiben sich Bilder zu machen", so lautet ein Spruch der Rahel. Er läßt uns mit Einem Alles begreifen was auf diesem Gebiete unsern Auerbach zum Dichter macht; denn andere als gute sind wenigstens hier ganz gewiß gar keine, da hier die volle, sich einlebende Anschauung durch keine noch so große Anstrengung reflectirenden Studiums, durch keine noch so große Virtuosität des Talents ersetzt oder ihr Mangel vergessen gemacht werden kann. Auerbach hat dies Bild des Dorflebens in seiner Seele, und daher wird es uns von dem großen Hintergrunde reiner Menschenliebe und weitfassender Weltanschauung in erquicklichster Vollwahrheit poetischer Beleuchtung widergespiegelt. Er genügt in ganzem Sinne jener Foderung des innern Schauens, welches Theodor Hoffmann von der poetischen Genossenschaft seiner „Serapions-Brüder" als die einzige Berechtigung des Phantasieproducts hinstellen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich Jacobs.

Die Trauer um den vortrefflichen Friedrich Jacobs ist zu unserer Befriedigung noch nicht verstummt, und die gewöhnliche Klage, daß man bei uns in Deutschland gute, edle Menschen so schnell vergißt, oder daß man, wie einmal Goethe gesagt hat, bei dem Tode des tüchtigsten Bürgers wol die Stadt zusammenläutet, daß aber die überbleibende Menge mit dem lebhaften Gefühle nach Hause eilt, es werde das löbliche, gemeine Wesen nach wie vor bestehen, diese Klage, sagen wir, hat sich in der That jetzt nicht bethätigt; denn nachdem wir erst vor einigen Wochen die elegante „Laudatio Friderici Jacobsii" aus der Hand des beredten Wüstemann empfangen haben, so beschenkt uns jetzt ein zweiter gothaischer Verehrer des verewigten Jacobs, P. H. Welcker, mit einem deutschen Gedichte, welches er bald nach Jacobs' Tode in dem Wissenschaftlichen Verein zu Gotha vorgetragen hatte.*) Der Verf. ist uns bereits seit längerer Zeit als ein glücklicher lateinischer und deutscher Dichter bekannt, und hat diese Auszeichnung einer gewandten, leichten Sprache, die von dem innigsten Gefühle für den edeln Todten getragen wurde, auch hier wieder bewährt. Das Gedicht, mag man es nun eine Elegie oder eine poetische Epistel nennen, verweilt allerdings wiederholt bei den Verdiensten die sich Jacobs um die Wissenschaft des Alterthums in einer so vielseitigen und anziehenden Weise erworben hat, wo es unter Anderm heißt:

Was dort ihn lockte, war nicht
Wortschale, todter Regelbau: es war
Der geist'ge Kern! Ausleger großer Alten,
Die lange vor uns hat die Welt geehrt,
Erschien er; doch vom Genius der Bildung
Erkoren und mit solcher hohen Weihe
Und Anmuth und mit solcher tiefen Klarheit
Auslegen rätdselhaften Alterthums,
Daß stets durch ihn bereichert scholl die Wahrheit,
Die unbestoch'ne Zeugin seines Ruhms.

Aber noch weit öfter, wie es auch gerade der Eigenthümlichkeit seines Zuhörerkreises angemessen war, gedenkt Welcker des berühmten Abgeschiedenen in seinen vielfältigen Beziehungen als deutscher Mann und Gelehrter, als Lehrer, als Staatsbürger, als Gatte, als Vater, als weiser Freund der Frauen in seinen deutschen Schriften. Hier ist eine dieser Stellen:

O redet, Haine der Erinnerung,
O rede du, mein deutsches Vaterland!
Gedenkst du noch, wie oft und vielgewaltig,
Ein hoher Ritter mit der Weisheit Schild,
Seit Jahren er die gold'nen Geisteswaffen
Gebrauchte, zu bekämpfen die Dämonen
Der Zeit, zu sichern die gefahrbedrohte
Wallstraße Schwacher oder Ungewarnter?

*) Worte der Erinnerung an Friedrich Jacobs, von P. H. Welcker. Gotha, Hennings. 1849. 4. 15 Ngr.

Und blieb, wo's einer heil'gen Sache galt,
Je sein begeisternd, helfend Wort zurück?
Gedenkst du noch, welch edles Reich der Liebe
Und welche zarte Frau'ngestalten dort
Der Seelenmaler vor uns hat enthüllt?
Hell strahlt in Bildern noch sein Dichtertraum
Mit Friedensthälern, Wald und Alpenzinne
Und heil'gen Feierabenden am See;
Noch glänzen jugendfrische, warme Morgen
In seinen Phantasien und lieblich Hoffen
Und Menschenglück, erreichbar durch die Tugend,
Und überall ein gnadenvoller Himmel.
Mit euch auch lebt in Segen fort, ihr Jungfrau'n,
Rosaliens frommer Nachlaß. Blicket hin!
So klaren Spiegel hielt er Frau'n und Bräuten
Einst vor, daß Jede die nur lang und prüfend
Hineingeseh'n an Seelenreiz gewann.

In solchen Stellen konnte nun Welcker auch manche Andeutungen oder Anspielungen mit gutem Erfolg wagen, da er wußte, daß ihn seine Zuhörer vollkommen verstehen würden, wie bei der Erwähnung von Jacobs' unermüdlicher bis in die Nacht fortgesetzter Thätigkeit:

Wenn um ihn das Leben schlief,
Und immer dunkler dann ein langer Schatten
Am nahen Friedenstein vorüberlief:
Da war's noch eine Welt voll Lichtgedanken,
Die er, noch wachend, in das Leben rief.

Oder nach der Schilderung seines Familienlebens:

Und wenn — auch ihn hat Unheil nicht verschont —
Das Schicksal kalt und finster an ihn trat,
Und Gattin weg und Sohn und Enkel riß,
War tiefbetrübt sein Herz: die Thräne floß;
Doch sank ihm nicht der hohe Glaubensmuth.
Er blieb im Unglück auch des Glückes werth.

Oder bei der Erwähnung, wie:

....Gothas weise Fürsten und auch fern
So manch gekröntes Haupt in ihm den Denker
Und Menschen hoch geehrt:

Für Auswärtige ist denn das Nöthigste zum Verständniß in einigen angehängten Anmerkungen hinzugefügt worden, unter denen wir eine herausheben wollen. Wir wissen nämlich aus Jacobs' „Personalien", daß der Kronprinz, nachmaliger König Ludwig von Baiern, auf Jacobs während dessen Anwesenheit in Baiern sehr viel gehalten, und ihm namentlich in der Zeit der Aretin'schen Verdächtigungen unverändert seine Huld zugewendet hat. Nun begegnete er im August 1830 im Bade zu Brückenau einer dem Hrn. Welcker nahe befreundeten Gothanerin, und erkundigte sich bei ihr sofort nach Jacobs. „Grüßen Sie mir", setzte der König hinzu, „bei Ihrer Zurückkunft nach Gotha, ich bitte darum, meinen lieben, meinen innig verehrten Jacobs. Gehen Sie zu ihm, und drücken Sie ihm in meinem Namen freundlichst die Hand."

Gegen das Ende hin ruft Welcker dem theuern Manne noch ein schönes Lebewohl in folgenden Worten nach:

Fahr' wohl, Verklärter! nun vom letzten Traum
Erwacht, vom letzten dunkeln Traum der Erde,
Und wieder jugendfrisch! Du, fahre wohl,
Mit dessen Jugend eine schöne Aera
Für Gotha kam, mit dessen Mannesalter
Sie blühte, und mit dessen Lebensabend
Sie langsam auch sich schloß.

Es ist leider durch die Unruhen und Leidenschaften zweier Jahre nahe dahin gekommen, daß das anmuthige, stille Gotha künftig eine andere Physiognomie tragen wird, wie so viele bisher glückliche Städte Deutschlands, trotz aller deutschen Grundrechte und frankfurter Doctrinen. Möge es denn wenigstens in Gotha nicht an Männern fehlen die sich ein so warmes Gefühl für die frühern Berühmtheiten bewahren als es jetzt unser wackerer thüringischer Dichter gethan hat.

K. G. Jacob. *)

Lesefrüchte.

Das Krokodil und der Vogel Zikzak.

„Ich war von jeher ein großer Freund der Krokodiljagd", erzählt Robert Curzon in seinen „Visits to monasteries in the Levant" (London 1849), „und habe mehren dieser Wasserdrachen den Garaus gemacht. Eines Tags — es war bei einer Nilauffahrt — erblickte ich in einiger Entfernung einen ziemlich derben; er mochte 12 — 15 Fuß lang sein, und lag schlafend am Rande des Flusses unter dem etwa 10 Fuß überhängenden Ufer. Ich ließ das Boot anhalten, merkte mir die Stelle so gut ich konnte, machte einen Umweg, und kam auf den Ueberhang des Ufers, von wo das häßliche Wild meiner schweren Büchse gewiß war. In Gedanken hatte ich ihm bereits den Kopf abgeschnitten, und schwankte nur, ob es mit offenem oder geschlossenem Rachen ausgestopft werden solle. Ich lugte über den Hang. Das Vieh lag richtig 10 Fuß vor meiner Büchse. Im Begriff nach seinem Auge zu schießen, bemerke ich einen Gefährten von ihm, einen Vogel, einen sogenannten Zikzak. Er gehört zum Geschlecht der Regenpfeifer, hat graues Gefieder, und ist von der Größe einer kleinen Taube. Nahe vor der Nase des Krokodils patrouillirte der Vogel auf und ab. Eine Bewegung die ich wahrscheinlich machte verrieth mich ihm. Statt nun wie jeder andere verständige Vogel auf und davon zu fliegen, sprang er einen Fuß hoch von der Erde empor, schrie aus Leibeskräften: Zikzak! Zikzak! und stieß zwei oder drei mal das Krokodil ins Gesicht. Das große Thier zuckte zusammen, gewahrte augenblicklich seine Gefahr, machte einen Luftsatz, warf sich mit einem Plautz ins Wasser der mich mit Schlamm bedeckte, tauchte unter und war fort. Zu meiner noch größern Bewunderung blieb der Zikzak zurück, und anscheinend stolz seinen Freund gerettet zu haben, marschirte er hin und her, mischte in sein Geschrei, wie mich dünkte, einen gewissen Hohn, und erhob sich dann und wann auf den Nagelspitzen in so naseweiser Manier, daß seine Impertinenz mich von rechtswegen verdroß. Nachdem ich einige Zeit auf das Wiedererscheinen des Krokodils vergebens gewartet, stand ich von meiner Lagerstelle auf, warf einen Erdkloß nach dem Zikzak, und kehrte zu meinem Boote zurück, mich für den Verlust meines Wildes damit tröstend, daß ich Augenzeuge einer Sache gewesen deren Wahrheit von verschiedenen Naturgeschichtschreibern bestritten worden ist." Bekanntlich erwähnt Herodot die zwischen dem Zikzak und Krokodil bestehende Freundschaft, ohne daß es bisher einem unserer Naturforscher gelungen von der Richtigkeit des Anführens sich zu überzeugen.

Prämie für eine Buchdruckerpresse.

Mehre französische Zeitungen enthalten die Nachricht, daß vor kurzem in Paris ein amerikanischer Buchdrucker Namens Moreton gestorben sei, und mittels Testaments eine Prämie von einer Million Francs für Denjenigen ausgesetzt habe Dem es gelingen werde eine Presse herzustellen welche in der Stunde 10,000 Abdrücke einer Zeitung liefern könne. 4.

*) Wir müssen es als ein trauriges Zusammentreffen bezeichnen, daß der vorstehende Aufsatz Jacob's über seinen dahingeschiedenen Freund gerade für die Nummer unserer Bl. vom 3. Juli zum Abdruck bestimmt war; denn soeben wird uns die Kunde, daß auch Jacob am 3. Juli Abends plötzlich in Halle gestorben ist. Wir verlieren in ihm einen langjährigen Mitarbeiter und treuen Freund.
D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 159. — 4. Juli 1849.

Zur Charakteriſtik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Fortſetzung aus Nr. 158.)

Wenn unſer Poet allerdings auch in theoretiſcher Aufnahme *) den vorliegenden Gegenſtand mit Beziehung zu praktiſchem Wirken betrachtet hat, ſo werden wir doch ſehen wie dadurch der vollen Unmittelbarkeit ſeines dichteriſchen Schaffens kein Abbruch geſchieht. Der Dichtung für das Volk **), welche er richtig von der Dichtung aus dem Volke ſcheidet, ſtellt er es als Aufgabe eine Verſtändigung des lange iſolirt geweſenen höhern Allgemeingeiſtes mit dem Volksgeiſte herbeizuführen; indem er nun aber zugleich darauf hinweiſt, wie mit dem Streben aus dem Volke heraus ſein innerſtes Weſen erkennen zu laſſen nothwendig auch das hervorgehe auf dieſes Weſen einzuwirken, liegt es ſehr nahe, als wolle auch er in ſeinem poetiſchen Eingehen auf das „innerſte Weſen des Volkes" mit der idealen, nur die eigene Schönheit bezweckenden Darſtellung die Tendenz irgendwelcher ſeitabliegender, der trockenen Nützlichkeitstheorie dienender Wirkungen dergeſtalt in Eins verklingen laſſen, daß ſeine „Dorfgeſchichten" ſich zugleich als freie Dichtungen „aus dem Volke", und als Aeußerungen praktiſchen Strebens „für das Volk" darſtellten. Wir können hier um ſo mehr ſtutzig werden, wenn wir uns der von F. Viſcher bei Gelegenheit der Vorrede Hebbel's zur „Maria Magdalena" ſo nachdrücklich geäußerten Bedenken über die theoretiſirenden Zugaben und Parabaſen der Dichter zu ihren Producten erinnern; indeſſen zeigt uns Auerbach ſelbſt wie in einer Periode des geſteigerten Selbſtbewußtſeins jene beiden verſchiedenen Thätigkeiten des Geiſtes bei einer geſunden Natur ſehr wohl getrennt nebeneinander beſtehen mögen. Einerſeits gibt er — allerdings ein wenig im Widerſpruch mit der vorhin angedeuteten Stelle — gerade die Freiheit von jeglichem fremden Zwecke als weſentliches Moment der „Dichtung aus dem Volke", indem er mit dem von uns gleich Eingangs dieſer Betrachtungen Aufgeſtellten zuſammenſtimmend ausdrücklich bemerkt, daß die Kunſt nicht der Befreiung des Lebens aufgeopfert, nicht als Mittel aufgebraucht werden ſolle; andererſeits aber gibt er uns als einzigen Maßſtab für ſeine Dichtungen den herrlichen Ausſpruch ſeines Malers Reinhard in der weiterhin näher zu betrachtenden „Frau Profeſſorin":

> Bleib' mir vom Hals mit deiner Tendenz; die Menſchen haben den Teufel zur Welt hinausgejagt, aber den Schwanz haben ſie ihm ausgeriſſen, und der heißt Tendenz. Wie in dem Märchen von Mörike legen ſie ihn als Merkzeichen ins Buch, in Alles. Ich möchte einmal Etwas machen bei dem ſie gar keine Tendenz herausquälen könnten, wo ſie blos ſagen müßten: Das Ding iſt ſchön.

So ſind auch die „Schwarzwälder Dorfgeſchichten" von Berthold Auerbach! Sollen wir noch mit den „Grundzügen der volksthümlichen Literatur" zur Hand vor den ſchönen Bildern, vor den einfach plaſtiſchen Geſtalten langweilig reflectirend ſtehen bleiben um dennoch „eine Tendenz herauszuquälen"?! Wenn ich früher im Allgemeinen das Verhältniß des volksthümlichen Elements zur künſtleriſchen Freiheit der Dichtung dahin feſtſtellte, daß daſſelbe nur inſoweit berechtigter Gegenſtand der letztern ſei, als es in ſeiner richtig gefaßten Stellung und Werthgebung im Zuſammenhange mit dem Ganzen angeſchaut werde, und wenn ich das Charakteriſtiſche gerade der Auerbach'ſchen Volksdichtung nun in dem vollkommen entſprechenden Erfüllen dieſer Bedingung finden mußte, ſo ſehe ich mir hier das Urtheil des Literarhiſtorikers Joſeph Hillebrand geradezu entgegenſtehen. Ich treffe mit demſelben darin völlig überein, daß dieſe Gegenſtände nur dann das Recht anſprechen können in den poetiſchen Geſichtspunkt einzutreten, wenn ſie ſich dem Urgeſetze aller wahren Dichtung unterwerfen, welches die freie Erhebung des Gegebenen in die Sphäre des Allgemeinen iſt. Will er nun aber ſofort davon in der Art den Uebergang auf Auerbach nehmen, daß er behauptet hierin habe derſelbe das rein äſthetiſche Ziel nicht erreicht, ſo muß ich mich wenigſtens inſoweit für den diametralen Gegenſatz dieſes Urtheils entſcheiden, als meiner Ueberzeugung nach Auerbach ohne Zweifel Alles

*) Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeſchloſſen an eine Charakteriſtik J. P. Hebel's. Von Berthold Auerbach. Leipzig. 1846.

**) Den Begriff des Volkes ſelbſt hat Auerbach a. a. O. dahin abgemarkt, daß er darunter diejenige große Zahl der Menſchen verſtehen will die ihre Lebens- und Weltanſchauung vorherrſchend aus ſelbſtändiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart zieht; er findet alſo auch das nächſte Charakteriſtiſche in jener, weder dem rückwärts Liegenden noch dem Kommenden wie der Ferne des Draußen ſehnſuchtsvoll zugewandten, ſondern naiv auf dem Jetzt und dem Wirklichen ruhenden Abgeſchloſſenheit des Weſens, wie wir ſie den Richtungen der höhern Culturſphäre entgegengeſetzt haben.

gegeben hat was bei dem nun einmal auch aus der dichterischen Darstellung nicht zu bannenden Zwiespalte mit einer entgegengesetzten Lebenssphäre unsere Zeit überhaupt möglich macht. In der Art wie Hillebrand sein Urtheil zu begründen versucht (in der That ist es nur ein matter, in phraseologischer Unklarheit hinschwebender Versuch!) zeigt sich alsbald eine durchaus misverständliche Anwendung jenes allgemeinen Satzes auf das Specielle der Auerbach'schen Behandlung. Es heißt nämlich: in dieser letztern seien die vom Dichter „meist selbsterlebten"*) Dorfgeschichten „zu sehr als solche" wiedergegeben, und sie lasse uns „zu natürlich" mit den Bauern und bäuerlichen Verbrechern verkehren. Wie soll denn in aller Welt der Dichter seinen Stoff anders angreifen als indem er ihm das zukommende specifische Gepräge seiner lebendigen Wirklichkeit verleiht! Auerbach hat seine „Dorfgeschichten" zu sehr als solche wiedergegeben. Als was soll er sie denn wiedergeben? Etwa uns einige langweilige, in die farblose und bestimmungslose Leere des Absoluten verlegte Novellen-Schemata auftischen, denen nachträglich beliebig die Etiquette „Dorfgeschichten" angeklebt ist? Er läßt uns zu natürlich mit seinen Bauern und bäuerlichen Verbrechern verkehren. Man sollte danach meinen, Hillebrand wünsche die ganze Darstellung dieser Gestalten mehr aristokratisch mit spitzen Fingern angefaßt, die gesunde, rauhe Kraft derselben etwas mehr den Manieren der „gebildeten Masse" homogen zugestutzt: indessen weit gefehlt! Wie man das Blatt umdreht, heißt es von A. v. Sternberg's „Paul", daß er in diese Sphäre einzudringen suche, die jedoch dem vornehmen, abgeplatteten Wesen nicht recht zugänglich sei; wer auf diesem Felde dichten wolle, müsse darauf mit Theilnahme irgendwie gelebt und gefühlt haben; ein bloßes ekles Hinabsehen aus den Fenstern des Salons genüge nicht um hier die Wahrheit zur Dichtung zu machen u. s. w. Zur Erreichung dieses Letztern vermißt Hillebrand (übrigens auch durchaus mit Unrecht) an den hierher bezüglichen Stücken des „Paul" entschiedenes Eingehen, tüchtige Auffassung und kräftige Darstellung, also Alles durch dessen gewissenhafte Leistung, seiner Ansicht nach, Auerbach eben von dem wahren Ziele des Dichters zurückbleiben mußte: ein Widerspruch wie er so grob und ohne alle Verhüllung zum zweiten male gewiß nirgend anders als in der „historisch und ästhetisch-kritisch dargestellten" deutschen Nationalliteratur Hillebrand's selbst anzutreffen ist. So vermag man denn in seinem bisher Mitgetheilten über Auerbach's Dichtungen ebenso sehr nur hohle Phrase zu sehen, als wenn diese nach ihm enger an die Proletariatssphäre der Gegenwart anstreifen sollen, indem sie uns weniger rein idyllische Lebensverhältnisse als vielmehr wirkliche Scenen der niedern Volkskreise vergegenwärtigen.

Daß Auerbach, indem er die rechten, rein menschlich werthvollen Punkte dieses Gebiets zu treffen, die hier wirklich verborgenen Schätze mit dem lösenden Zauberworte zu heben wußte, nicht als ein tendenziöser Berichterstatter über das Elend der „niedern Volkskreise", sondern als echte adelige Dichternatur erscheint, Das ist es ja gerade worauf unsere Auffassung seiner ganzen Thätigkeit das entscheidende Gewicht legen will, und warum sie sich zu der Hillebrand'schen, wäre diese auch etwas weniger confus gegeben, dennoch entschieden generisch verhalten würde. Darin eben ist Auerbach Das was er ist, daß er sich nicht etwa begnügt die Oberfläche der Wirklichkeit abzuschreiben, sondern daß er poetisch in die Tiefe steigt, und mit den von dort heraufgeholten Elementen seinem Gegenstande die allgemeine Berechtigung zu sichern strebt. Den einzigen Schein eines Beweises gegen unsere Ansicht könnte ein Befangener in der zu particularen Sonderlichkeit finden welche den Dorfgeschichten durch das Reden der schwarzwälder Bauern im Dialekte anhafte, und das Gegebene solchergestalt der mit Hillebrand von uns geforderten freien Erhebung in die Sphäre des Allgemeinen schlechterdings entziehe. Ich selbst brauche mich nur auf die eigene Erfahrung zurückzuwenden, daß Norddeutsche, und unter diesen besonders Frauenzimmer, durch die „harte, ungenießbare" Schale des Provinzialdialekts den Geist dieser Geschichten für das Allgemeinverständniß unerquicklich spröde gemacht sehen, und das Interesse an denselben einem verhältnißmäßig enggezogenen Kreise zueignen wollten, bis in der „Neuen Folge" Momente der höhern, d. h. glattern, reflectirtern Bildung in einer allgemeine Sympathien dringender ansprechenden Ausdehnung durchkreuzend an das vorher fest umhegte Gebiet herangebracht erschienen. Doch ist das Alles in der That nur ein Schein des Beweises. Man denke doch an Hebel's „Allemannische Gedichte", die trotzdem daß sie nicht etwa nur, wie Auerbach, redend eingeführten Personen Ausdrücke des Dialekts in den Mund legen, sondern durch und durch im Dialekte ausgeführt sind, mit der Fülle ihrer innern Poesie, mit der kräftig schönen, durchgeistigten Naturwahrheit alle irgend empfänglichen Herzen und einen ehrenvollen Platz in der Literaturgeschichte für sich gewinnen konnten! Hillebrand will, abermals in directem Widerspruch mit dem Urtheile über die zu sehr als solche wiedergegebenen „Dorfgeschichten" Auerbach's, die allgemeine Aufnahme der Hebel'schen Poesien daraus erklären, daß der Gebrauch des schwäbischen Volksdialekts, „der bei seiner natürlichen Derbheit ungemein viel Treuherzigkeit hat", diesen ein nur um so eigenthümlicheres Gepräge gebe, mit dem sie „eben wie Kinder aus der Provinz in die Gesellschaft der Gebildeten und Vornehmen (!) treten, die sich an ihrer Naivetät erfreuen".

Ich muß gestehen, daß ich mich schäme die ästhetische und literarhistorische Bedeutung solcher Dichtung auf solch dummstolz lächelndes, aristokratisch herablassendes Amusement eines ekeln, blasirten Sinnes zurückzuführen. Nicht in einem frivolen Ergötzen an dem treuherzig arglos zutappenden Wesen des naiven Dialekts liegt die Erklärung für das eindringende Wirken solcher Dichtun-

*) Dies kann höchstens von einigen der ältern Dorfgeschichten gelten.

gen, ſondern in der durch dieſe Form vermittelten Erkenntniß des Volksgeiſtes mit ſeinem friſchen Eingehen und verſtändigen Lauſchen auf das Leben der Natur, mit ſeinem gründlich klaren, aber zugleich tief gemüthvollen Auffaſſen aller Vorgänge des Menſchenlebens. Jedenfalls das Reſultat bleibt: daß Hebel's „Allemanniſche Gedichte" auch den „Gebildeten und Vornehmen" tiefen Eindruck hinterlaſſen haben, der ohne Verſtändniß nicht zu denken iſt. Auerbach ſteht, wie ſchon die nunmehrige große Verbreitung ſeiner „Dorfgeſchichten" zur Genüge beweiſt, dieſem Vorgange um ſo weniger nach, als er ſeine Einblicke in dieſe abgelegene Welt noch von einem weit freiern Geſichtspunkte gewährt, und nie die Hinweiſungen auf die umgebende Genoſſenſchaft der im gleichen Rhythmus des Herzſchlags fühlenden allgemeinen Menſchheit vermiſſen läßt. Nicht darin ſoll hier jene freie Erhebung des Gegebenen in die Sphäre des Allgemeinen liegen, daß mit Verwiſchung aller (provinziell) individuellen Charakterzüge allgemeine deutſche Durchſchnittsbauern uns vorgeführt, oder etwa nur die allgemeinſten Grundzüge des abgeſchloſſenen, einſamen Dorflebens dem Treiben der wirren, weiten Welt gegenüber feſtgehalten würden*) (nur zu oft müßten dabei die Geſtalten als charakterlos monſtroſe Reſultate eines eklektiſchen Proceſſes erſcheinen); vielmehr liegt eben darin die Aufgabe des Dichters der ſolche Gegenſtände behandelt, daß er das einzelne Stück, welches er aus dem organiſchen Geſammtleben einer weitern Gemeinſchaft (der Nation u. ſ. w.) in den Kreis ſeiner abgegrenzten poetiſchen Darſtellung hinübernimmt, in voller ſprechender Beſtimmtheit ſeines eigenthümlichen Lebensgeiſtes — wozu unbedingt hier der provinziell gefärbte Ton der Umgangsſprache nicht fehlen darf — ausprägt und von dieſer ſicher beherrſchten Grundlage ab dem Ganzen ſeiner Schöpfung immanente Hindeutungen auf diejenigen Punkte einlegt von wo aus die innigſten Zuſammenhänge in das Herz echten, allgemein menſchlichen Lebens hinüberleiten. Daß dieſer Foderung Berthold Auerbach in ſeinen „Schwarzwälder Dorfgeſchichten", die doch ihrem äußern Stoffe nach ſich großentheils auf ſo engem Gebiete halten, dennoch vollgültig Genüge geleiſtet habe, wird ihm Niemand wegleugnen wollen der nur um Weniges friſcher, unbefangener, hingebender in den charakteriſtiſchen Geiſt derſelben eingedrungen iſt als J. Hillebrand.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Nach dieſer letztern Richtung hin gibt A. Stifter's „Haidedorf" Zeugniß, daß allerdings dem rechten Sinne auch ohne die beſtimmtere individuelle Localfärbung ein ergreifendes, poetiſch wahres Bild gelingen mag.

Aus Berlin.

Juni 1849.

Berlin iſt belagert. Es ſteht unter der Willkür des Generals Wrangel und ſeiner Kriegsgerichte. Daher wird es mir etwas ſchwer werden dem politiſchen Leben der preußiſchen Hauptſtadt an den Puls zu fühlen. Zwei Merkmale ſind es gewöhnlich nach denen man den politiſchen Standpunkt eines Orts beurtheilt: die Wahlen zur Volksvertretung und die Färbung der Tagespreſſe. Nun aber darf man wol kaum in Abrede ſtellen, daß die letzten berliner Wahlen vielleicht etwas weniger links ausgefallen wären ohne den Belagerungszuſtand als ſie mit demſelben ausfielen; denn die gerechte Entrüſtung übte gewiß ihren Einfluß bei den Abſtimmungen. Andererſeits darf wieder nicht unbeachtet bleiben, daß die Herrſchaft des Säbels die Oppoſition in der Tagespreſſe gewaltſam beſchnitten hat, und daß ihr Ausdruck in den öffentlichen Blättern dadurch unzweifelhaft verzärtelt wird. Die Ruge'ſche „Reform" wurde bereits im November vorigen Jahres verboten, mit ihr die damals blühenden Witzblätter, welche zum Theil auswanderten nach Deſſau und andern Orten. Auch die „Nationalzeitung", das Organ der gemäßigten Demokratie, ward von dem Schickſal des Verbots ſchon zwei mal getroffen, und wenn es ihr auch gelang beide mal wieder aufzuleben, ohne ſich beſchränkenden Bedingungen unterwerfen zu müſſen, ſo weiß doch jeder deutſche Schriftſteller nur allzu gut was es heißt das Schwert der Willkür fortwährend über ſeinem Haupte zu haben. Zu bewundern bleibt es, daß bei alledem die „Nationalzeitung" noch immer ſo viel Freimuth und Schwungkraft ſich bewahrte, während Berlin ſelbſt in Apathie verſank.

Faßt man nun dies Alles zu einem Urtheil zuſammen, ſo möchte es dahin lauten, daß im Allgemeinen die politiſche Richtung der Mehrheit in Berlin weniger demokratiſch ſei als die letzten Wahlen, und demokratiſcher als man es aus dem Eindrucke der Tagespreſſe zu entnehmen vermag. Letzteres Verhältniß tritt noch ſchärfer dadurch hervor, daß die alten Zeitungen, die Voß'ſche und die Spener'ſche, ſtets mit dem Winde gehen der ihnen gerade augenblicklich die herrſchende Richtung der politiſchen Atmoſphäre ſcheint, und daß die conſervativen Zeitungen ſich unter dem Wrangelismus nach Belieben vermehren dürfen, die oppoſitionellen Unternehmungen jedoch welche aufzutauchen Miene machen ſchleunig wieder untergeduckt werden. So erging es noch in letzter Zeit der „Neueſten preußiſchen Zeitung", welche die blutroth reactionnaire „Neue preußiſche Zeitung" nicht ohne Witz parodirte. Eine Nummer erſchien, ward confiscirt, und das neugeborene Kind ſtarb am Tode der Erſtickung. Um von der berliner Tagespreſſe das richtige Bild zu erhalten, iſt es unerläßlich dieſe vorausgeſandten Geſichtspunkte ins Auge zu faſſen.

Tante Voß und Tante Spener, wie der berliner gemüthliche Spott unſere hundertjährigen Zeitungen nennt, beſitzen eine reiche Garderobe: ein Mäntelchen für den Wind von oben, ein Mäntelchen für die ſtarken Dünſte von unten, einen Pelzrock mit Orden und Stern für den ruſſiſchen Oſtwind, eine Blouſe für den franzöſiſchen Weſtwind, einen Frack für ſüddeutſche und einen Waffenrock für norddeutſche Luftſtrömungen. Am ſtärkſten in dieſem Kleiderwechſel, der ihrer Tantenſchaft allerdings nicht immer recht anpaſſen will, iſt die Voß'ſche Zeitung. Sie ſtrotzte im März 1848 von revolutionnairen Phraſen, und iſt jetzt die wärmſte Vertheidigerin aller Octroyirungen, indeſſen freilich mit einem ſo merkwürdigen Mangel an Logik, daß nicht ſelten ein und derſelbe leitende Artikel am Ende verwirft was er zu Anfang gebilligt. Um alle ihre Leſer zu befriedigen, hat übrigens die Voß'ſche Zeitung eine höchſt ſpeculative Einrichtung getroffen. Sie gibt gewöhnlich drei leitende Artikel, von denen der eine Ja ſagt, der andere Nein und der dritte Ja und Nein. Die Voß'ſche Zeitung iſt das vollendete Organ der politiſchen Bildungs- und Geſinnungsloſigkeit, der Ruheſucht um jeden Preis.

Weniger grell wechſelt die Spener'ſche Zeitung. Sie berauſchte ſich im März des vorigen Jahres nicht ſo auffallend wie ihre, der Alten, ältere Schweſter, ſie brauchte daher auch minder gewaltſam ſich zu ernüchtern. Von einem Princip iſt aber bei ihr ebenfalls nicht zu reden. Sie raiſonnirt gebildeter, ſie hatte ſogar, als Hugo von Hafenkamp noch leitende Artikel für ſie lieferte, den Anlauf zu entſchieden freiſinniger Haltung

genommen; aber die viele Unruhe welche in Deutschland aus den Freiheitsbestrebungen hervorgeht scheint sie eingeschüchtert zu haben. Was an Rücksichten auf materiellen Gewinn vielleicht wie bei der Redaction der Voß'schen Zeitung mit unterlaufen mag, da die Redacteure zugleich die Eigenthümer sind, soll hier nicht in Betracht gezogen werden, wo es sich nur um den literarisch-politischen Werth handelt. In der deutschen Einheitsangelegenheit übrigens nahm die Spener'sche Zeitung von Anfang an einen spezifisch preußischen Standpunkt ein, und bewahrte ihn ziemlich treu, nur daß sie nach und nach, den Umständen folgend, vom Positiv bis zum Superlativ fortschritt. Steht die Voß'sche Zeitung mit ihrem geistlosen Vagabundiren der Spener'schen Zeitung an Bildung nach, so wird sie von dieser namentlich noch durch ein wissenschaftlicheres Element in Bezug auf literarische und Kunstkritik übertroffen, das jedoch nicht frei ist von Scholastizismus.

Die beiden am besten, am consequentesten redigirten Zeitungen in Berlin sind die „Neue preußische Zeitung", das Organ der rothen Reaction mit Gewalt, „Pulver und Blei", des Junkerthums, der Camarilla, und die „Nationalzeitung", das durchaus unabhängige Organ der gemäßigten Demokratie. Es kann nicht geleugnet werden, daß die „Neue preußische Zeitung" von ihrem Standpunkte aus unendlich mehr Geist aufzuwenden weiß als sämmtliche übrigen conservativen Tagesblätter. Aber daneben fließt sie über von schamlosen Lügen, Verdächtigungen der gehässigsten Art, den niedrigsten Angriffen auf gegnerische Persönlichkeiten, deren intimste Privatverhältnisse in widerlicher Entstellung sie zu veröffentlichen sich nicht scheut. Diese Verunglimpfungen persönlicher Ehre, dieses Sichselbstgefallen im Schimpfen, Drohen, Bespeien und Beschmuzen findet sich vorzugsweise im Feuilleton, das den Titel „Berliner Zuschauer" trägt. Im eigentlich politischen Theile herrscht die Ueberlieferung des altpreußischen Absolutismus, dem ein Ministerium Brandenburg-Manteuffel viel zu freisinnig und die Verfassung vom 5. Dec. ein monströses Zugeständniß an die Demokratie ist. Hier schreiben die Historisch-Organischen, die Leo, Huber und Genossen, und Assessor Wagner, der Vorsteher eines religiösen Conventikels, spielt den Redacteur. Der Absolutismus wird in der „Neuen preußischen Zeitung" fanatisch, er schwingt das Glaubensschwert, und entspricht als wild begeisterter Kreuzfahrer dem Kreuze das die Zeitung an der Stirn trägt. Alles was dem Absolutismus huldigt strömt hier zusammen: der doctrinaire Historiker, der blutgierige Ritter des Königthums, der gläubige Priester der Legitimität, der frivole Adel, welcher einst auch in Berlin das Muckerthum in fleischliche Lust übersetzte, die verstockte Aristokratie überhaupt und die feile Höflingsschar, endlich das bestgesinnte, das unter allen Umständen und um des Royalismus willen royalistische Beamtenthum. Aus diesen Kreisen geht der Stamm der Mitarbeiter wie der Stamm der Leser hervor, dem sich der märkische und pommersche Landadel großentheils aus gedankenloser Gewohnheit zugesellt. Ueberdies wird die „Neue preußische Zeitung" hier in allen öffentlichen Localen gehalten und auch von Freisinnigen gelesen, die an ihr theils den Humor der unverschämtesten Lügenerfindung zu würdigen wissen, theils die nackte Offenheit mit welcher die Partei des Absolutismus in diesen Spalten ihre Zwecke und Pläne enthüllt. Die „Neue preußische Zeitung" ist eine fortgesetzte Enthüllung des Absolutismus, und in dieser Beziehung ungemein viel wahrer als die von einem oder mehren ihrer Mitarbeiter verfaßten so bekannten wie berüchtigten Enthüllungen der berliner Demokratie.

Mit gleicher Offenheit, Ausdauer und Consequenz, aber mit größerer Würde und Humanität vertritt die „Nationalzeitung" die Grundsätze der Demokratie. Ihre leitenden Artikel wirken belehrend und anspornend, und in dem Charakter der Redaction verbindet sich Festigkeit mit Milde. Neben mancher Gunst der Verhältnisse ist es hauptsächlich das Verdienst des Redacteurs, F. Zabel, seiner unermüdlichen Thätigkeit, daß diese Zeitung in kurzer Zeit einen beispiellosen Aufschwung genommen. Neben der vielseitigen und umsichtigen Wirksamkeit des Redacteurs erhielt sie ihre schnell und demnach sicher begründete Bedeutung durch die ernste Gesinnungstüchtigkeit und feurige Schreibweise des Assessor Paalzow, dessen Nichtwahl zum Abgeordneten zu Anfang dieses Jahres von Vielen lebhaft bedauert wurde. Die „Nationalzeitung" steht unbedingt auf dem Grundsatz der Volkssouverainetät, und geht in der Art wie sie diesen Grundsatz im Staate verwirklicht wissen will mit der Mehrheit der wirklich volkssinnigen Bevölkerung unsers Vaterlandes. Sie bekämpft den Scheinconstitutionalismus, aber sie will das Königthum erhalten wissen. Um dem letztern, das in der That muthwillig auf den eigenen Untergang hingearbeitet, wieder Vertrauen im Volke zu erwerben, hält sie die Anerkennung des Volkswillens und seiner entscheidenden Kraft durch den Mund der Volksvertreter für unerlaßlich, und auf dieser gegenseitigen Anerkennung ruht der Verfassungsstaat, den sie als demokratische Monarchie bezeichnet. Man hat sie oft republikanischer Tendenzen beschuldigt, von denen sie durchaus entfernt bleibt: sie hängt nicht an dem Dogma einer bestimmten Staatsform, sie will den wahren Volksstaat, dessen Bestand ihr durch ein erblich-monarchisches Oberhaupt mehr gesichert scheint als durch einen volkserwählten Präsidenten. In der demokratischen Republik kann nur allzu leicht, wie es sich bereits in Frankreich erwiesen, die Volkswahl im Staatsoberhaupt der Volkswahl in den Gesetzgebern mit ebenbürtigen Ansprüchen feindlich gegenübertreten. Derselbe Widerspruch liegt in derjenigen Art von Scheinconstitutionalismus welche einen erblichen Fürsten von Gottes Gnaden den Erwählten von Volkes Gnaden gegenüberstellt. In der Mitte beider Staatsformen steht die demokratische Erbmonarchie auf dem Grunde unzweideutig anerkannter Souverainetät des Volks, und für diesen aufrichtigen Constitutionalismus streitet die „Nationalzeitung" mit voller Ueberzeugung. Aber es gefällt der reactionnairen Taktik die Standpunkte ihrer Gegner zu verrücken und zu verfälschen; so konnte denn auch die „Nationalzeitung" diesem Schicksal nicht entgehen. In der deutschen Frage ging letztere mit der Nationalversammlung, ohne deren Schwächen zu verkennen, während sie schon früher unverwandt in der preußischen Führerschaft eine geschichtliche Nothwendigkeit erblickte, und Dies als einen Grund mehr betrachtete von der Regierung Preußens wahre Volkssinnigkeit zu fodern. In socialer Beziehung hat sie sich nach und nach zu größerer Klarheit hindurchgearbeitet, und redet auch nach dieser Seite hin in vernünftiger Weise der menschlichen Freiheit das Wort gegen die künstlichen, naturwidrigen Staatsbauten und theoretischen Luftschlösser des Socialismus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Robert Burton, Rector der Kirche zu Segrave bei Leicester, war, obgleich er 1639 aus Melancholie gestorben, wegen seiner Lustigkeit in der Gesellschaft Democritus junior genannt. Er hat ein Buch geschrieben unter dem Titel „Anatomia melancholiae", das zu seiner Zeit gelobt wurde. Man glaubt er habe sich an dem Tage an dem er sich die Nativität gestellt erhenkt, und machte ihm daher die Grabschrift: „Paucis notus, paucioribus ignotus hic jacet Democritus junior, cui vitam dedit et mortem melancholia."

Heinrich Castritius, Director des Gymnasiums zu Duisburg, gab im 16. Jahrhundert ein Buch „De votis hominum seu spe" in Versen heraus, in welchem er seine Hoffnungen ins Unbegrenzte trieb, aber dabei im Verse oft wider die Quantität verstoßen hatte. Darauf wurde folgendes Epigramm gemacht:

Castricium male metiri quid carmina mirum est,
Se pede metiri qui nequit ipse suo.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 160. — 5. Juli 1849.

Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Fortsetzung aus Nr. 158.)

Wenn wir nun die vorliegende Reihe der „Dorfgeschichten", mit Einschluß der „Neuen Folge", überblicken, so gewahren wir vor allen Dingen, daß sie einzeln oder in kleinen Gruppen je nach der Weise auseinanderfallen, wie entweder der Lauf der Geschicke von denen die vorgeführten Gestalten ergriffen werden sich einfach an gegebenen Verhältnissen innerhalb des Kreises der naiven Anschauung abspinnt, oder in bedeutungsvoller Berührung und Durchschlingung mit Einflüssen der reflectirten Culturwelt schwieriger zu einem — keineswegs immer trostvoll abschließenden — Ende hindurchgeführt wird. Fanden wir zunächst einen so bezeichnenden Zug darin, daß unser Dichter (wie wir Das auch mittelbar so bestimmt durch die Aussprüche des Collaborators in der „Frau Professorin" erfahren) mit dem vom auflösenden Geiste modernster Civilisation schmerzlich verwundeten Sinne einer gesunden Natur sich in das Asyl markvoll beharrender Wirklichkeit, auf den Boden des Landvolks in wahlverwandter Neigung hinüberrettet, so können wir es auf diesem Punkte nicht verschweigen, daß bei dem für jetzt wenigstens gegebenen Schlusse seiner Bestrebungen sich keineswegs der Trost des unberührten Bestandes jener abgeschlossenen Welt, noch weniger aber der höhere Trost einer harmonisch vollzogenen Vermittelung der beiden voneinander abliegenden Lebenskreise als die schönste Frucht eines Dichtertrachtens ergibt. Wir müssen schon der Wahrheit ihr Recht geben, daß sich im Verlauf der bedeutsam abgestuften Behandlung des vorgenommenen Stoffs, trotz eines demselben so sehr zugeneigten und so klar ihn auslebenden Talents wie Auerbach's, dennoch unabweislich das Gefühl der Unzulänglichkeit geltend macht, welche, wo ein ganzes Reich des Lebens sehnsüchtig nach neuen dauernden Formationen seine Elemente in gährender Lösung durcheinandertreibt, einem solchen, wenn auch noch so frischen, hingebenden Rettungsversuche anhaften muß. Dazu kommt noch: unbeschadet seiner Poesie ist Auerbach eine skeptische Natur. Dieser Factor seines Wesens treibt ihn sogar, wie sich zeigen wird, in seiner Darstellung Processe der geistigen Entwickelung, die im Wirklichen erst einer spätern Stufe behalten sind, zwar ohne allen Ausdruck unnatürlicher Gezwungenheit, aber doch in vorfrüher Beschleunigung durchzuführen. Es versteht sich ja von selbst, daß die Skepsis selbst im Kampf gegen das Beharren der genügsam an die Reste festgewurzelter Gestaltungen sich ansaugenden poetischen Natur wachsende Empfänglichkeit für Alles bereitet was an dringend fodernder Sehnsucht und weit hinausgreifender Strebsamkeit die Seele der Zeit bewegt, und mit immer sicherer Ahnung des Neuen erfüllt. Schon unter den ersten Dorfgeschichten zeigt „Ivo, der Hairle", wie treibende Ideen der weitern Kreise sich in äußersten, unklarsten Ausläufern einer Seele dieses engern bemächtigen. Wenn wol Mancher das Ringen eines unphilosophischen, ungebildeten Geistes mit Zweifeln die sonst nur auf dem Gebiete der philosophischen Bildung erscheinen schlechthin als unerquicklichen Gegenstand der Dichtung ablehnen möchte, so muß ich gerade einen schönen Triumph von Auerbach's überwiegender poetischer Gesundheit darin sehen, daß ihn der Eingang in dies mißliche Problem nicht zur kleinsten Sünde wider das besondere Wesen jener engumfriedeten Welt verführt, daß er sich völlig frei gehalten hat von der heillosen psychologischen Verrenkung welche sonst der moderne Novellist und Romandichter in ähnlichen und andern Angelegenheiten mit seinen Gestalten nicht selten vorzunehmen liebt, welcher aber vollends für den vorliegenden Fall ganz gewiß kaum ein Anderer mit diesem sinnigen Takte ausgewichen wäre wie Berthold Auerbach. Indem ich nun nach der Hinweisung auf diese Erzählung nur noch den „Lauterbacher" für eine andere Gruppe ausscheide, kann ich den übrigen Inhalt der ältern Sammlung der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" so weit in ziemlich einheitlicher Zusammengehörigkeit absondern, als darin der Gegenstand nach der oben erwähnten Richtung so behandelt ist, daß die dargestellten Persönlichkeiten mit ihren Geschicken und Entwickelungen lediglich von der naiven Grundanschauung ausgehen und abhängig gemacht sind.

So lenke ich jetzt meine Betrachtung auf die letzten Ergebnisse hinüber die uns der Dichter von seinem Streben auf diesem Gebiete vorgelegt hat. *) Gleich

*) Schwarzwälder Dorfgeschichten. Von Berthold Auerbach. Neue Folge. I. Sträflinge. 1845. II. Die Frau Professorin. 1846. III. Zweifler. 1847. Mannheim, Bassermann. 1849. Gr. 16. 1 Thlr.

in den „Sträflingen", dem erſten Stücke der „Neuen Folge", zeigt ſich das Charakteriſtiſche dieſer Volkspoeſie in den ſchönſten, erquicklichſten Zügen. „Sträflinge", Glieder einer traurigen Gemeinde, welche durch die Schuld — der Uebel größtes, weil das Uebel des ſittlichen Lebens — aus der großen tragenden, haltenden und kräftigenden Gemeinſchaft der Menſchen losgetrennt iſt, „bäuerliche Verbrecher", mit Hillebrand zu reden, was läßt ſich von ſolchen mittheilen, wovon man ſich reinigender und erhebender Eindrücke zu verſehen hätte! Was machen jene „Volksthümlichen" aus ſolchem Gegenſtande, die, wie Schloenbach, nur darauf ausgehen unſerm Auge diejenigen Erſcheinungen des Volkslebens vorzuführen welche ohnedies dem echt menſchlichen Beobachter wahrlich nicht entgehen, aber nur von dem täppiſchſten Unverſtande, von dem roheſten Sinne je mit ihrer häßlichen Nacktheit in die reine Sphäre der Dichtung hinübergezerrt werden konnten! Hier bewährt ſich Das, wodurch Auerbach jenen Verkehrten und trotz ihres guten Willens ſo Armſeligen gegenüber in vollem Sinne als Dichter erſcheint. Er ſtellt ſich nicht hin, und ruft den Großen dieſer Welt im bittern Vorwurfe zu: Sehet, ſo tief müſſen Diejenigen ſinken die von euch im Staube gelaſſen, wenn nicht gar in ihn hinabgetreten, von euch um ihre Rechte betrogen werden u. ſ. w.! Eine Zurückführung auf allgemeine, in der Anlage der Geſellſchaft wurzelnde Uebelſtände, welche lediglich der Tendenz, dem ſocialen Schriftſteller gelaſſen bleibt, hält Auerbach bei der Geſchichte ſeiner „Sträflinge" durchaus fern: der Dichter hat es mit dem Individuum, mit dem Charakter zu thun, und entwickelt aus deſſen Kerne die einzelnen Wendungen des Lebens. Das Mädchen und der Burſch, die hier als entlaſſene Sträflinge erſcheinen, und durch das wohlthätige Wirken eines Vereins in der Wiedergewinnung ihrer richtigen Stellung zur geſetzlichen Gemeinſchaft der Menſchen liebreich unterſtützt werden, tragen an einem ſehr verſchiedenen Maße der Schuld, die aber dennoch bei Beiden einem der dichteriſchen Pſychologie wohl willkommenen Gebiete des Seelenlebens angehört. Magdalena's Vergehen iſt ſo gut als keines, weil es mit dem Unheil welches die freche Hand eines verderbten Vaters über ſie bringt, und mit der Kindesliebe welche dies ſtill duldet zuſammenfällt; darum verwindet ſie leicht mit friſchem Sinn ein Geſchick von welchem Jakob, der duldende Genoſſe deſſelben, weil er es im Gegenſatz durch den Ausbruch heißer Leidenſchaft ſelbſtvergeſſen über ſich heraufbeſchworen hat, bis zum verzweifelnden Gefühle der Verlaſſenheit und Einſamkeit niedergedrückt wird. Er kann ſich ſelbſt, das ſichere Vertrauen auf den kraftvoll überwindungsfähigen Kern der Menſchennatur nicht wiederfinden, und, trotzig in das öde fruchtloſe Ringen ſeiner Seele vergraben, mag er den Weg der Selbſtdemüthigung, der in die Genoſſenſchaft der Menſchen zurückführt, nicht betreten. Nur in geheimer Wahlverwandtſchaft zieht es ihn zu dem Herzen das er ſich gleichgeſtimmt, weil gleichleidend, denken muß. Womit er allein nicht fertig werden konnte, Das hilft ſeinem zerſchlagenen Herzen die Liebe vollenden. Die Liebe, durch welche Magdalene ihn ſich ſelbſt wiedergibt, indem ſie ihn jenes Vertrauen finden läßt, gibt ihn nun auch der Menſchheit zurück, mit der er ſich durch ſolche Mittlerin in neuer enger Angehörigkeit verbunden weiß.

In die enge Umrahmung dieſer außerordentlich einfach erfundenen und ausgeführten Geſchichte hat Auerbach, zum untrüglichen Zeugniß ſeiner reichen, ganz vom Glauben an das göttlich Siegende der Menſchennatur getragenen Dichterſeele, die ganze koſtbare Fülle des Evangeliums von der ewigen Selbſtwiedergeburt, von der ewigen, in jedem Augenblicke neu geſtifteten Verbrüderung der Menſchheit durch die Liebe, die ganze Seligkeit eines ewigen Weltfriedens hineingebreitet; hier hat er alle Harmonie, alle Verſöhnung gegeben welche als das echte Werk des Dichters erwartet wird, und nur von dieſem erwartet werden kann. Der Erde, der Menſchheit, da der Einzelne wandelt und vergeht, hat der Dichter dieſes Glück, dieſe Verſöhnung gelaſſen, und er weiß von keiner Gefahr die hier drohen könnte: „Das ſelig ſtille Glück ſtirbt nicht, es ſiedelt ſich hart neben den unbeugſam eiſernen Geleiſen der neuen Zeit an." Und den Weg zu ſolchem Ende hat er nicht durch die Kirche geführt, ſondern durch das Leben, in dem die Liebe das Wirkende und ewig Erhaltende iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berliner Briefe.

(Fortſetzung aus Nr. 139.)

Das Schwächſte an der „Nationalzeitung" iſt ihr Feuilleton; das iſt aber auch wirklich ſehr ſchwach, und es mag daher kommen, daß bei der doppelten Redactien man verſucht durch Literatur- und Kunſtartikel am Ende des politiſchen Theils die Mangelhaftigkeit des Feuilleton einigermaßen auszugleichen. Leider beſitzt Berlin trotz ſeiner vielen politiſchen Zeitungen kein einziges gutes Feuilleton. Das der „Conſtitutionnellen Zeitung" leitet Keſſack, der ſeine eigenen Waffen durch den Uebertritt zur conſervativen Partei abgeſtumpft hat: ſein Humor kann nur in der Oppoſition lebensfriſch gedeihen. Jetzt iſt er matt und vermag weder zu unterhalten noch zu erwärmen. Außerdem ſcheint ungeachtet des bedeutenden Honorars das bei dieſer Zeitung zu verdienen iſt der Gewinn talentvoller Schriftſteller durch die Haltung derſelben ſehr erſchwert zu werden. Das Feuilleton der „Deutſchen Reform" ſchrieb bisher zum großen Theile Klein, der Verfaſſer der „Zenobia", deſſen Theater- und ſonſtige Kunſtartikel mit Novellen abwechſelten. Klein gehört zu den kritiſchen Feuerwerkern. Er läßt Witzraketen ſteigen, geiſtreiche Bemerkungen hier und dahin ſchwärmen, eine glühende Sinnlichkeit ſich in farbenvollen Leuchtkugeln einer bilderreichen Sprache ergehen; aber fragt man nach dem Ergebniß ſeiner Unterſuchung, forſcht man nach einer Ueberzeugung des Autors, ſo möchte man nicht ſelten glauben eine Sphinx vor ſich zu haben, ſchaute nicht unter dieſer Maske bald ein Proteus, bald ein Faun hervor. Klein hat keine kritiſchen und äſthetiſchen Grundſätze, und Dies iſt ein Unglück für ſein unleugbares Talent. Seit Graßmann Redacteur wurde, las ich noch Nichts von Klein in der „Deutſchen Reform". Ueberblickt man die heutige berliner Tagespreſſe, ſo kommt man zu dem ſonderbaren Reſultat, daß die als literariſch par excellence einſt faſt verru-

seine preußische Hauptstadt gegenwärtig eigentlich gar keine literarische Kritik besitzt, und ebenso wenig eine gründlich durchgebildete und zugleich unparteiische Kunstkritik. Die letztere Eigenschaft, die Unparteilichkeit, vermissen wir vorzugsweise an dem Theaterkritiker der Spener'schen Zeitung, dem Professor Kätscher, welchem es dazu noch an frischem Sinn für den lebendigen Volksgeist gebricht. Die berliner Tagespresse bedarf eines Kritikers der mit unbefangenem Geiste das Verständniß des Dichters und Künstlers dem großen Publicum zu erschließen vermag.

Von bedeutenden politischen Tagesblättern bleiben noch zu betrachten die „Constitutionnelle Zeitung", redigirt von Karl Beil, vor wenigen Monaten unter Hansemann's Auspicien durch reiche Banquiers und Kaufleute begründet, und die „Deutsche Reform", von Milde, dem liberalen Mitglied des Vereinigten Landtags, der in der Nationalversammlung rechts und in der Ersten Kammer im Centrum saß, dem Hansemann'schen Ministercollegen, gestiftet. Sie besteht bereits seit einem Jahre, und ging hervor aus der ersten „Neuen berliner Zeitung", welche Milde käuflich an sich brachte. Beide Zeitungen haben jetzt einen sehr bestimmten Standeskreis zu ihrem Publicum, während die „Nationalzeitung" ihre Leser unter den Freisinnigen aller Stände zählt. Die „Constitutionnelle Zeitung" versorgt vorzugsweise den reichen Handelsstand, und hat ebenso wenig Gesinnung wie dieser. Sie möchte gern constitutionnell sein, und erklärte sich aus diesem Grunde schon mehrmals gegen das Ministerium der rettenden Thaten; aber andererseits ist es ihr auch gerade recht, daß eben dieses Ministerium für seine Nachfolger, die Altliberalen, die Kastanien aus dem Feuer hole, damit nachher hübsch in der Gemächlichkeit des breitgetretenen Scheinconstitutionalismus regiert werden könne. Die Verfassung vom 5. Dec. ist freilich da, aber eine Regierung mit ihr unmöglich. Die Octroyirung eines Wahlgesetzes ist freilich ein Verfassungsbruch, den wir uns nicht möchten zu Schulden kommen lassen; aber befreit uns das Ministerium Brandenburg glücklich von dem allgemeinen Urwählerthum, nun dann drücken wir ein Auge, auch wol beide zu, und öffnen sie erst wieder um ein fait accompli zu sehen. Das ist die Taktik der „Constitutionnellen Zeitung", welche sich nachrühmen darf in der deutschen Frage gar keinen Standpunkt einzunehmen.

Die „Deutsche Reform" war unter ihrem ersten Redacteur Oldenberg ein Kind politischer Laune. Bald gefiel ihr Dies, bald gefiel ihr Jenes; sie spielte eben mit der Politik, und hatte übrigens in weicher Gemüthlichkeit den Zweck überall zu versöhnen. Wer Herrn Milde in der Nationalversammlung beobachtete, und sah wie er von der Rechten zur Linken und wieder von der Linken zur Rechten lief, bald mit dem äußersten Diesseits, bald mit dem äußersten Jenseits sich freundschaftlichst und höchst gesprächig unterhielt, der hatte ein lebendes Bild der damaligen „Deutschen Reform" vor sich. So nobel und modern gekleidet Herr Milde ging, so anständig, aber auch so coquet geberdete sich die „Deutsche Reform". Sie war voll jugendlichen Ehrgeizes, aber ohne Reife der Ueberzeugung, wenngleich manche gediegene Mittheilung über süddeutsche und auswärtige Zustände darin erfreute. Immer stand sie jedoch nicht im Solde, was jetzt ihr Loos geworden, seit Milde sie verkauft und Oldenberg die Redaction an Graßmann abgetreten. Sie ist nun rein ministeriell, das Organ Manteuffel'scher Ansichten oder Absichten, und hat ihren Leserkreis hauptsächlich unter denjenigen Beamten welchen die „Neue preußische Zeitung" allzu reactionnair erscheint. Die Lesergesellschaft der zweiten „Neuen berliner Zeitung", welche Adam Löffler unter bureaukratischer Protection kurze Zeit redigirte, und die an der Abonnentenschwindsucht starb, wird ihr, soweit es nicht schon früher geschah, in der neuen Gestalt wol vollständig zugefallen sein.

Was im gegenwärtigen Augenblick sonst noch an politischen Tagesblättern in Berlin erscheint ist zu unbedeutend um zur Besprechung aufzufodern. Man sieht also, die Richtungen der sogenannten Conservativen, der eigentlichen Reactionnaire und echten Absolutisten, sind am zahlreichsten bei uns vertreten, sie wuchern unter dem Belagerungszustand. Aber außer den beiden alten Zeitungen an welchen die Gewohnheitsmenschen haften sind nur die „Nationalzeitung" und die „Neue preußische Zeitung" durch ihre Verbreitung einflußreich. Sie stellen diejenigen beiden Parteien dar welche sich in Preußen auf Tod und Leben bekämpfen. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß der äußerste Absolutismus bei uns immer noch mehr Chancen hat als die äußerste Demokratie, und daß selbst unsere Constitutionnellen, d. h. Diejenigen welche sich vorzugsweise so nennen und auf die constitutionnelle Ueberlieferung schwören, sich dem Absolutismus noch nicht vollständig entwunden haben. Aber das Extrem wird sich selbst vernichten, und so fest ich davon überzeugt bin, daß wir gezwungen sein werden ein Stadium des Scheinconstitutionalismus wirklich durchzumachen, so wenig bezweifle ich, daß die constitutionnelle Lüge in Deutschland keine Zukunft habe. Wir sind kein Volk der Conventien, und Bestand haben kann bei uns nur entweder der wahre Absolutismus oder die wahre Volksfreiheit.

Die „Deutsche Reform" erhält ihren Einfluß durch ihr Verhältniß zum Ministerium, zufolge dessen man in ihren Aussprüchen eine officielle Bedeutung sucht, zuweilen aber Nichts als einen ministeriellen Kunstgriff findet. Die „Constitutionnelle Zeitung" gewann bis jetzt noch keine sichere Stellung: tüchtige Capitalien tragen sie für einige Zeit; ob für die Dauer, müssen wir erwarten. Ich scheide von den Zeitungen, um der Broschürenliteratur, soweit sie berliner und preußische Zustände behandelt, einige Blicke zuzuwenden. Unter den zahlreichen Schriften dieser Art welche sich auf dem buchhändlerischen Markte drängen hebe ich als bemerkenswerth für den Augenblick deren vier hervor. Es sind folgende:

1. Die bürgerliche Revolution in Deutschland seit dem Anfang der deutsch-katholischen Bewegung bis zur Gegenwart, von Bruno Bauer. Berlin, Hempel. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die preußische Revolution, von Adolf Stahr. I. Die drei letzten Monate des preußischen Absolutismus. Oldenburg, Stalling. 1849. 8. 15 Ngr.
3. Berliner Zustände. Politische Skizzen aus der Zeit vom 18. März 1848 bis 18. März 1849, von Rudolf Gneist. Berlin, Besser. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Geschichte der preußischen Kammern, von Ferdinand Fischer. Berlin, Duncker u. Humblot. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Ich zähle das ziemlich starke Bauer'sche Buch mit zu diesen Broschüren, weil in ihm ebenfalls die preußischen Zustände den Mittelpunkt der Darstellung bilden.

Im Januar dieses Jahres trat Bruno Bauer in Berlin als Candidat für die Abgeordnetenwahl auf. Er wurde nicht gewählt. Ein paar Monate darauf erschien sein Buch, und ich muß gestehen, daß es mich höchlichst wunderte wie Bauer mit solchen Ansichten von der deutschen Revolution, mit dieser souverainen Verachtung aller praktischen Volksbestrebungen jene Candidatur vereinigen konnte. Etwas vornehmer Absprechendes, etwas geschichtlich und wissenschaftlich Verfehlteres als das neueste Bruno'sche Erzeugniß hat die charlottenburger kritische Schule nicht hervorgebracht.

Man kennt die Kritik, welche als Kritik in selbstbewußter Unfehlbarkeit, als Kritik überhaupt, nicht als Kritiker So oder So auftritt. Der Papst ist die katholische Kirche, Bruno Bauer ist die Kritik; als solche führt er sich auch gleich im Vorwort ein. Die Kritik schwebt nun in der Vogelperspective über dem sich abmühenden, aufgeregten, kämpfenden deutschen Volke, und zuckt mitleidig die Achseln über jede neue Anstrengung desselben, weil die bürgerliche Masse da unten ja doch die absolute Idee nicht begreift, und alle ihre Unternehmungen nichts

Anderes sind als jämmerliche und ohnmächtige Versuche von Nichtswissern und Feiglingen. Bruno Bauer hohnlächelt und spottet mit hochmüthiger Ironie über das erbärmliche, philiströse deutsche Bürgerthum, und ihm selbst sitzt der Zopf wissenschaftlicher Philisterhaftigkeit, der Zopf des Theologen dick und lang im Nacken. Der Zopf des Theologen! Ja, gerade der, obwol der kritische Khalif mit aller Theologie fertig zu sein glaubt. Er nennt seinen Gott freilich nicht Gott, nicht Jehovah, nicht Allah. Sein Gott ist die Idee des absoluten Selbstbewußtseins: diese bietet er an in thatlosem Ironisiren der Welt, und das lebendige Volk welches zu der Höhe seines absoluten Selbstbewußtseins sich nicht zu schwingen vermag gilt ihm als die werthlose Masse, welche aufgerieben werden muß, Futter für ein Autodafé, zum feierlichen Triumphe des absoluten Selbstbewußtseins mit kalter Ueberlegung hergerichtet.

Im Jahre 1842 scheiterten die Radicalen an dem Versuche das unwissende und selbstgefällige Bürgerthum zu einer That aufzurütteln, und 1844 gelang es der oberflächlichen, unwissenschaftlichen Agitation Ronge's diese „That" hervorzurufen. Da haben wir den Schlüssel zur Ironie des beleidigten Radicalen; des Buches erster Abschnitt: „Die Reformation des 19. Jahrhunderts", reicht ihn dem Leser. Warum erhob sich das deutsche Bürgerthum aber auch nicht für die 1842'er Radicalen! Dafür verdient es Hohn und Spott. Die Idee in den philosophischen Köpfen ist ja nicht des Volks wegen da, sondern das Volk jener Idee wegen; die Idee ist Zweck, die Menschheit Mittel. Fürwahr, diese Art von Ideologie vermag ich von orthodoxer Theologie kaum zu unterscheiden. Denkt der Philosoph um der Menschheit willen oder handelt die Menschheit um des Philosophen willen? Ich halte es mit dem erstern Grundsatz und meine daher: wollten die Philosophisch-Radicalen ihre Gedanken praktisch machen, so mußten sie erst die Fähigkeiten und Eigenthümlichkeiten des Volks ergründen, und nach diesen die Zielpunkte abmessen für ihre Agitation. Scheiterten die Radicalen, so lag die Schuld an ihnen, nicht am Volke, ohne welches sie die Rechnung gemacht hatten, und das sie bei der Auszahlung im Stiche ließ. Bisher war es stets das Unheil der politischen Bestrebungen in Deutschland, daß Diejenigen welche das Volk führen wollten ihre persönlichen Ideale für des Volks Wünsche und für den Inhalt seines Bewußtseins hielten. Auch der Irrthum der ersten preußischen Nationalversammlung bestand darin, daß sie nicht klar darüber war, welches Maß von politischer Bildung und politischem Verständniß hinter ihr stehe. Ein Unrecht darf man diesen Irrthum nicht nennen, aber das Volk am wenigsten ist darum anzuklagen. Die deutschen Männer welche des Volks Führer sein wollen mögen lernen von den englischen Agitatoren, einem Cobden z. B. Jedermann weiß, daß Richard Cobden als er an der Spitze der Antikorngesetz-Liga stand nicht blos die Aufhebung der Korngesetze im Auge hatte. Die ihn treibende Idee ist der freie Handel. Aber aus dieser Idee nimmt er das erste Glied, von dem er weiß es kann im Augenblicke praktisch werden, und überliefert es dem Volke zur Verwirklichung, und so wird er, Glied an Glied verschreitend, sicher zum Ziel gelangen.

Der Theologe in dem Kritikologen Bauer bewährt sich auch darin sofort, daß er die deutsch-katholische Bewegung als den Anfang der bürgerlichen Revolution in Deutschland bezeichnet. In der That war jene deutsch-katholische Bewegung gleich den Bestrebungen der Radicalen nur ein verpuffendes Aufblitzen des gährenden Dranges, welcher, lange still an den Gemüthern zehrend, mit dem Jahre 1840 in die Wirklichkeit zu treten begann. Die Breite und absichtsvolle Wichtigkeit mit welcher Bauer den Deutsch-Katholicismus, die Lichtfreundlichkeit, die Proteste u. s. w. in den ersten Abschnitten seiner Geschichte behandelt, erschien mir daher außerordentlich unerquicklich.

Beiweitem bedeutender ist die Kritik des deutschen Socialismus und Communismus, der den ganzen Staat beiseite schieben wollte, und die Beurtheilung der constitutionnellen Bestrebungen in Sachsen und Süddeutschland. In der letztern Betrachtung sieht Bauer jedoch natürlich wieder nur vollständige Halt- und Muthlosigkeit. Für die ungünstigen Verhältnisse unter denen patriotische Männer damals kämpften hat er keinen Sinn, wie er denn endlich auch, nachdem die Zähigkeit des Volkswiderstandes sogar die preußische Krone zu einigen Concessionen gezwungen, von dem unleugbar großen Einfluß Nichts weiß den der erste Vereinigte Landtag gerade durch seine gemäßigte Opposition auf die politische Belebung des im Halbschlafe liegenden Volksbewußtseins übte. Die Kritik erblickt in jener Zähigkeit zwar allerdings eine geschichtliche Triebkraft, aber eine für das Volk nicht achtungswerthe, und in der Mäßigung nur Beschränktheit und Charakterlosigkeit, weil man die Idee des absoluten Selbstbewußtseins nicht als Banner entfaltete. Es soll nun einmal Alles verächtlich sein was dieses von den Radicalen aufgegebene Bürgerthum unternahm. Darum wird es auch beschuldigt in den socialen Versuchen zur Gründung von Vereinen für das Wohl der arbeitenden Classen nur der Eitelkeit, der eigenen Einbildung des Alleswissens gefröhnt zu haben. Was wurde damit ausgerichtet? Nichts, antwortet die Kritik; denn es fehlte das wissenschaftliche Selbstbewußtsein.

Doch ich will Ihre Leser nicht länger mit der Betrachtung eines Buches quälen das wirkungslos verhallen muß, weil es sich vom Volke in vornehmer Selbstliebe ablöst. Die Märzrevolution, die Nationalversammlungen zu Berlin und Frankfurt werden in gleicher Weise bekritelt wie alle frühern Bestrebungen; und alle Parteien, die Reactionnaire und Fortschrittsmänner, die Aristokraten und Demokraten, die Leute von Rechts und Links in einen Bottich zusammengekesselt, um unter die Stampfe gebracht zu werden. Daß wo Alles mit kritischem Tadel verfolgt wird der Tadel vielfach auch die rechte Stelle trifft, daß die Mattigkeit, Flauigkeit, die Selbstsucht der Gegenwart zum Theil mit Fug und Recht gegeißelt wird, darf man nicht in Abrede stellen. Aber die deutsche Wissenschaft hat nicht das Recht um jener Mängel willen die ganze deutsche Nation der politischen Unfähigkeit anzuklagen, wie es der charlottenburger Papst der alleinseligmachenden Kirche des absoluten Kriticismus in diesem Buche thut. Papst oder Khalif, gleichviel! Bruno Bauer will ein vorzugsweise wissenschaftlicher Geschichtschreiber sein, und sollte als solcher doch vor Allem die Geschichte der deutschen Wissenschaft kennen. Sie ließ das Volk nicht ein mal, sondern zehn mal im Stiche, und schloß sich von ihm ab hinter den heiligen Mauern der Scholastik; was Wunder daß sie auch vom Volk im Stich gelassen wurde, als sie ihre mit philosophischer Vornehmheit in exclusiven Formen gehegten Ideen plötzlich in die Adern des Volkslebens jagen wollte? Das Volk erkannte nicht das Blut von seinem Blute. Steigt herunter, ihr Herren, von dem Throne eures absoluten Idealismus, der darum so trostlos ist, weil sein Inhalt das vorzugsweise wissende, kritische, sich selbst genügende, herzlose Subject ist. Werdet erst des Volkes mit dem Geiste und mit dem Herzen, wenn ihr das Volk gewinnen wollt!

Wie freut es mich gleich hier ein Beispiel schöner Harmonie von echter Wissenschaftlichkeit und wahrem Volkssinne in der oben erwähnten Schrift von Adolf Stahr anführen zu können! Hier tritt die Wissenschaft in das Leben, die Wissenschaft welche ein erkenntnißvoller Glaube an die Menschheit geworden. Von Adolf Stahr's „Geschichte der preußischen Revolution" erschien soeben das erste Buch. Es behandelt in sieben Capiteln die drei letzten Monate des preußischen Absolutismus. Die absolutistische Reaction gegen den Vereinigten Landtag bildet den Anfangspunkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 161. — 6. Juli 1849.

Zur Charakteriſtik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Fortſetzung aus Nr. 160.)

Werden wir glauben es ſei zufällig, daß der Weg zu dem Gewinn jener freudigen Selbſtgewißheit, jenes feſten Hinſchauens auf die Ewigkeit des „ſelig ſtillen Glücks" bei dieſem Dichter nicht durch die Kirche führt, werden wir es glauben können, wenn wir die bedeutungsvolle Frage vernommen haben welche das Bild des Gotteshauſes am Sonntagmorgen in ihm erweckt? „Die Kirche war einſt die Burg für alle Noth des Lebens. Kann und wird die freiſtehende, äußerlich unbefeſtigte Kirche der freie Hort alles neuen Menſchendaſeins werden?" Wir haben hier einer merkwürdigen Aeußerung des Freiherrn Joſeph v. Eichendorff*) zu gedenken, welche von der Confuſion unſerer neueſten unſchönen Literatur ſpricht, „die endlich ſo groß geworden, daß die Chriſten heidniſch, und die Juden (wie Berthold Auerbach in ſeinen „Dorfgeſchichten") chriſtlich dichten". Ich will dieſen letztern Seitenblick nicht ſo bezeichnen, wie ich es bei Allen thun würde an denen man nicht die poetiſch geweihte, chriſtkatholiſche Glaubensinnigkeit, welcher es mit dem Kampfe gegen alles ihr Fremde heiliger Ernſt iſt, bejahend anzuerkennen hat. Die Wendung, daß einer von den „modernen Juden" ſich anmaße in ſeinen Dichtungen chriſtliches Volksleben ſchildern zu wollen, wäre weniger ſeltſam, ja, wie gewiſſe Dinge nun einmal ſtehen und liegen, ſogar natürlich; aber ſo ernſthaft gemeint: Auerbach dichte chriſtlich — es iſt keine hämiſche Ironie, ein bloßes Misverſtändniß, freilich ſeiner Entſtehung nach ſchwer zu begreifen. Auerbach dichtet nicht chriſtlich; aber Das hat mit der Zufälligkeit daß er im Judenthume geboren iſt Nichts zu thun. Die Wahrheit iſt, daß weder heutzutage die Chriſten heidniſch noch die Juden chriſtlich dichten, ſondern daß in einer Zeit, wo die philoſophiſche Anſchauung ſich auf den Weg macht in die Geſammtmaſſe der Bildung einzutreten, die Dichtung anfängt die Sprache der Menſchheit zu reden. Auerbach ſteht mit einer aus dem eingehendſten Studium Spinoza's, deſſen nächſte Reſultate in einer Ueberſetzung der Werke deſſelben und in dem bekannten Roman vorliegen, abgeleiteten Cultur durchaus auf dem Grunde der pantheiſtiſchen Weltanſchauung. Welche Stelle er dieſer letztern in der modernen Entwickelung anweiſt, davon geben die Dichtungen Zeugniß mit denen wir uns gegenwärtig beſchäftigen, Das wird uns klar, wenn wir Ausſprüche betrachten wie z. B. den folgenden in der Vorrede zu den Werken Spinoza's*):

Dem denkenden Publicum des deutſchen Vaterlandes übergebe ich hiermit eine Ueberſetzung der Werke Spinoza's; ob ſie zweckgemäß und zeitgemäß, muß der Erfolg und die öffentliche Stimme entſcheiden. Die Philoſophie tritt aus der Schule heraus in das bewegte Leben als bewegender Geiſt, die Weltweisheit wird zur Lebensweisheit; nur Finſterlinge, feige oder ſelbſtiſche Feudaliſten können noch wollen, daß der höchſte Lebensgeiſt die todte Sprache der Gelehrten ſpreche.

Die beſtimmteſte Ausführung des Pantheismus, der hier gemeint iſt, gibt uns der Schluß der Biographie Spinoza's („Sämmtliche Werke", I, CXXIII fg.), wo es als durchaus verkehrt bezeichnet wird denſelben zur Anſchauungweiſe bevorzugter Geiſter ſtempeln zu wollen, die das Göttliche in ſich gefunden und aus ihm handeln, da doch das Weſen der pantheiſtiſchen Erkenntniß nicht in einem beſondern Vorzuge einzelner Menſchen, ſondern in den allgemeinen Geſetzen der Menſchennatur liege:

.... Der Vorwurf der moraliſchen Haltloſigkeit den man der pantheiſtiſchen Lehre gemacht iſt, wenn nicht ein lügneriſcher, doch ein grundfalſcher, die Richtſchnur und die Garantie des Handelns iſt nicht in der einzelnen Perſönlichkeit, ſondern in der allgemeinen und ewigen Menſchennatur feſtgegründet.... Die Grundlage des praktiſchen Pantheismus iſt die Befeſtigung und Ausbildung des intellectuellen Charakters, die Erhebung und Läuterung der endlichen Perſönlichkeit als ſolcher zur unendlichen, die Regulirung des Einzelnen, Endlichen nach und nach zu dem Allgemeinen, Ewigen und Vernünftigen; die Grundbedingung des moraliſch-intellectualen Charakters iſt Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Befreiung von aller ſelbſttrügeriſchen Sophiſtik, die das Unheilige wie das blos Subjective, Endliche gerne für das Heilige, Objective und Unendliche ausgibt.

Ueber den beiden Extremen der Reſignation und Libertinage ſteht demnach der wahre thätige Pantheismus, ſich als

*) „Ueber die ethiſche und religiöſe Bedeutung der neuern romaniſchen Poeſie in Deutſchland", S. 295.

*) B. v. Spinoza's ſämmtliche Werke. Aus dem Lateiniſchen mit dem Leben Spinoza's von Berthold Auerbach. Erſter Band.

Endliches in der Unendlichkeit zu fühlen und zu erkennen — Religiosität — und sich als Unendlichkeit in der Endlichkeit zu fassen — sittliches Bewußtsein — das Einzelne dem Allgemeinen zu unterordnen, und doch es wiederum in ihm darzustellen, das Göttliche in dem Menschlichen festzuhalten und ihm nachzuleben, Das ist das Wesen des thätigen Pantheismus. Den Bekennern oder, wenn man sagen darf, den Erkennern des Pantheismus ist Moral und Vernunft Eins. Der freie Mensch, wie ihn Spinoza darstellt, ist nicht blos der endliche, individuelle, sich selbst bestimmende, sondern ebenso auch der unendliche und von der Unendlichkeit bestimmte, berechtigt die ihm ursprünglich gegebene Natur geltend zu machen, und verpflichtet sie der Allgemeinheit zu unterordnen, ebenso fern von der beschaulich kleinmüthigen Resignation, wie von der mittelpunktslosen, übermüthigen Libertinage, ebenso thätig als empfangend, frei und gehalten in der frommen Erkenntniß.

Die vollständige Mittheilung dieser theoretischen Glaubenssätze durfte hier nicht unterbleiben, wenn über den Geist von dem ich sage, daß er in Auerbach's Dichtungen die Sprache der Menschheit rede, Klarheit gewonnen werden sollte, um so weniger, als in einer anderweitigen Beleuchtung des religiösen Elements (vergl. „Schrift und Volk", S. 303 fg.) zwar im Wesentlichen dieselben Resultate gewonnen, jedoch keineswegs so offen und bestimmt auf die hier gegebene Basis zurückbezogen werden. Die Art und Weise wie schon in den „Sträflingen" diese Resultate als immanente Grundzüge der dichterischen Darstellung flüssig gemacht erscheinen läßt uns nun sofort einsehen, daß von einem specifisch christlichen Elemente der letztern, wie es Eichendorff andeutet, nicht die Rede sein kann. Ebenso verkehrt, um uns freundlich auszudrücken, wird es nun aber erscheinen müssen, wenn man auf den „Juden" irgend einen bedeutsamern Ton legen will, d. h. einen gehässig verketzernden. So wie man den den Juden ehedem aufgehalsten Vorwurf der Brunnenvergiftung und die daran geknüpften grauenhaften Verfolgungen als Ausflüsse trostloser Geistesfinsterniß jetzt beklagen muß, so kann es gegenwärtig dem freiern Geiste nur lächerlich vorkommen, wenn Erscheinungen eines weltgeschichtlich nothwendigen, geistigen Entwickelungsprocesses als verruchtes Werk jüdischer Corruption mit dem theologischen Bannstrahl gezeichnet werden. Natürlich allerdings ist es, daß die aus dem Christenthume heraus mächtig lautgewordene Sehnsucht nach einer anders befriedigenden positiven Weltanschauung in den bedeutendern Geistern der zerstreuten Reste des jüdischen Volks ganz besonders Wohnung nehmen und wirken muß: das Christenthum kann diesen Heimatlosen nicht die Heimat werden. Wir wissen nun aber was wir von Denjenigen zu halten haben welche, wenn sie die Erscheinungen der Literatur, der Poesie betrachten wollen, sich wie Prof. Gelzer u. A. immer erst mit kirchlichem Weihwasser besprengen, und als Bannsprüchlein für alle bösen Geister und heitern Götter ausrufen:

ὅτι ἐξ αὐτοῦ, καὶ δι αὐτοῦ καὶ εἰς αὐτὸν τὰ πάντα
Ad Romans., XI, 36.*)

welche also von der berechtigten Entwickelung und Offenbarungsfreiheit des Menschengeistes schlechterdings keine Ahnung haben, mithin auch, angeweht von dem unheimlichen Geist der ihnen diese Geschichten aus dem „christlichen" Volksleben durchzieht, den Aerger ihrer Beschränktheit nur in ein grimmiges: „Der Jude! Der Jude!" herauszudrängen vermögen.*) Uns bleibt freilich die Frage: wie sich denn hinsichtlich der Charaktertreue der Darstellung die hervorgehobenen Elemente der Anschauungsweise Auerbach's zu dem christlichen Ton und Inhalt des Volkslebens verhalten. Von dem Christlichen was sich aus dem Leben zur Kirche abkrystallisirt hat ist für die Dichtung welche uns eben menschliches Walten, Leben und Streben in seiner bewegten Ganzheit vorführen will nicht die Rede; hier kommt nur der allgemeine bestimmende Hintergrund des Bewußtseins, der eigentlich treibende, wesentliche Grundton des geistigen Seins in Betracht, und es ist zu antworten, ob hier Auerbach wirklich noch Bestehendes verfälscht, fremde Elemente untergeschoben hat. Die Wahrheit ist zunächst, daß dem christlichen Moment, soweit es gerade in dem Leben welches die „Dorfgeschichten" darstellen, in dem starren Festhalten der schwäbischen Volksnatur an dem einmal Erfaßten, noch mehr als sonst irgendwo, sich einigermaßen im Vorgrunde erhält, durchaus gebührende Rechnung getragen ist. Wir können aber nicht verschweigen, daß dieser Bestand welchem der pantheistische Dichter sein volles Recht gibt freilich im Wesentlichen doch nur ein formeller ist, daß also, wenn trotzdem die Seele seiner Gestalten sich nicht als eine durch und durch christliche zeigt, Dies, mit der einen im „Lucifer" gegebenen Ausnahme, nicht dem Dichter, sondern dem Gegenstande zur Last fällt. Zum Ueberflusse mag noch gesagt sein, daß, wäre auch das christliche Element noch viel durchgreifender und herrschender in dem geistigen Leben der poetisch aufgefaßten Gestalten aus dem Volke, dennoch kein Widerspruch darin liegen würde zu behaupten, der Dichter gehe von dem Grunde einer pantheistischen Weltanschauung aus, ohne seinem Gegenstande irgendwie Gewalt anzuthun: die Anschauung des Dichters macht nicht willkürlich den Kern des Dargestellten, sondern sie bildet nur das identische allgemeine Licht welches von dem Geiste des poetisch Schaffenden aus über die gesammte Dichtung charakteristisch verbreitet wird. Und auf Dieses mich beziehend konnte ich mit vollem Recht sagen, daß Auerbach, obgleich christliches Volksleben darstellend, durchaus nicht christlich dichte.

Ehe ich jedoch nun zu weiterer Betrachtung der vorliegenden Dichtungen fortgehe, muß ich einmal für allemal

*) Motto der zweiten Auflage des Werks: „Die neuere deutsche National-Literatur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Zur innern Geschichte des deutschen Protestantismus."

*) Vielleicht bringt mich dies Bekenntniß bei den hier gezeichneten Leuten in den Verdacht des verkappten Judenthums! Darum gebe ich wenigstens noch die Versicherung, daß ich alle „geistreichen" Juden ohne den Geist der wahren Sittlichkeit und der Ehrfurcht vor dem Großen, Göttlichen, wie er in Berthold Auerbach lebt, vor Allem aber die ekelhafte Verquickung „freien Judenthums" mit deutschkatholischem und lichtfreundlichem „Christenthume" unsäglich verabscheue. Schließlich brauche ich aber wol kaum noch darauf hinzudeuten, daß bei allen großen Bewegungen auch auf dem Gebiete des Geistes die Schwäche der Menschennatur es nie an der partie honteuse fehlen läßt.

eines Fehlers gedenken von dem selbst Auerbach's frische, gesunde Natur sich nicht ganz frei erhalten hat, nämlich, daß der Inhalt seiner Lebensanschauung eben nicht völlig in jenen immanenten Geist der Dichtung, in jene allgemeine, identische Beleuchtung aufgelöst, sondern hier und da in Resten als reflectirende Zwischenbetrachtung abgesondert zwischen die Gestalten und ihre Geschicke hineingeschoben ist, ja wol selbst, zur Ausnahme der oben aufgestellten Regel, mit Personen in Zusammenhang gebracht erscheint deren Wesen er fremd gedacht werden muß. So z. B. in den „Sträflingen" (S. 32) die pantheistische Deutung Gottes: „Er ist jener geheimnißvolle Punkt der jedes Wesen zwingt in sich fest zu stehen und zu leben, der alle Creaturen in sich und miteinander zusammenhält, der mitten in Kampf und Noth die ewige Harmonie zeigt in die wir einst Alle aufgehen." Sollen wir denken, daß der Pfarrer dem Knecht Jakob so den Satz deutet: „Gott ist die Liebe!" oder ist es so nach Auerbach's Sinne, der uns hier für die weggelassene Ausführung des Pfarrers die seinige gibt? Ebendahin gehört die übrigens sehr schöne Stelle über die Geburt des echten Menschenthums aus Schmerzen (S. 75), mit welcher auf Jakob's schwere Seelenkämpfe hinübergeleitet wird.

(Der Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

Sehr wahr bemerkt der Verfasser im ersten Capitel über diese Versammlung: „In der That war ihre Mäßigung eine Nothwendigkeit gewesen. Durch sie allein konnte es gelingen und gelang es dem Landtag sich bei der noch geringen politischen Durchschnittsbildung der preußischen Nation die nothwendige breite Grundlage des langsam erwachenden Volksbewußtseins und seiner Theilnahme an der Entwickelung des Vaterlandes zu sichern." Die Kehrseite hierzu ist, wie ich schon einmal angedeutet, die erste preußische Nationalversammlung, welche vom Volke verlassen wurde, sobald sie an die bewußte politische That desselben durch die Steuerverweigerung appellirte. Die reactionnairen und conservativen Parteien haben diesen Act der Nationalversammlung als Hochverrath zu brandmarken gesucht, ja die Steuerverweigerer entgingen nur durch ganz besondere Umstände dem Criminalproceß, obwol sie eigentlich nur das Ministerium Brandenburg für nicht berechtigt erklärt hatten Steuern zu erheben. Sie waren mit dieser Erklärung dennoch ganz in ihrem Rechte, aber sie begingen einen politischen Irrthum, der ihren Einfluß vernichtete: ihr Glaube an das Volk war größer als ihr Verständniß des Volks.

„Die Hand zur Verständigung und Ausgleichung war geboten", äußert Stahr in demselben Capitel; „mit ihr die Möglichkeit einer weitern Entwickelung auf dem Wege der Reform im Jahre 1848. Die Krone stieß die Hand zurück, und beschwor die Revolution über Preußen herauf." Wer Alles erlebte und mit offenen Augen sah, kann nicht anders urtheilen. Nicht das Volk, das „langmüthigste der Erde", wie es im Vorwort heißt, machte bei uns die Revolution, sondern Krone und Regierung. Die Heuchelei der dermaligen Zustände, auch die zur Schau getragene und doch im Grunde unwahre Ergebenheit der Stände gegen den König geißelt Stahr unter Anderm mit folgenden Worten: „Ein neues Strafgesetzbuch ward entworfen und, damit der Schein gewahrt werde, zu seiner Berathung die Vereinigten Ausschüsse der Provinzialstände berufen. Ihre Berufung sollte zugleich dem Patente vom 3. Febr. die «gesetzliche Erfüllung» geben. Es gehörte ja dem System der absolutistischen Perfidie, daß man fortwährend von Gesetz und Gesetzlichkeit redete in einem Staatszustande in welchem grundsätzlich nur der König Gesetzgeber, sein Wille Gesetz, seine Auslegung sogar der vor ihm gegebenen und bereits von dem Gesetzgeber selbst interpretirten Gesetze die allein gültige war. Und es gehört nicht minder zu dem System der Unwahrheit und Heuchelei der liberalen und oppositionnellen Partei, daß sie, während sie factisch jenes System des absoluten königlichen Willens anerkannte, dennoch von Gesetzlichkeit, von einem Rechtszustande zu reden, und sich auf «das Gesetz» zu berufen wagte, gegenüber einem Gesetzgeber dessen unbeschränkte Macht an der Wurzel anzugreifen es ihr an Offenheit und Muth gebrach. Selbst die liberale Opposition floß in ihren officiellen Kundgebungen über von Vertrauen. Hörte man dagegen dieselben Männer einzeln im vertrauten Kreise, so war Keiner der jene Ausdrücke des Vertrauens nicht auf das entschiedenste Lügen strafte. Die Heuchelei war allgemeine Krankheit, die Lüge öffentlich, die Wahrheit geheim und Privateigenthum." Man sieht, Stahr übt in seinem Urtheil über die Opposition des Vereinigten Landtags ebenfalls strenge Gerechtigkeit; aber er verkennt nicht wie Bauer die geschichtliche Nothwendigkeit ihrer Mäßigung. Ersterer hat eben politischen Blick, und Dieser nur das starre Auge des Ideologen.

Ueber Camphausen's Worte in der Sitzung der Vereinigten Ausschüsse vom 18. Jan. urtheilt der Verfasser: „Camphausen fühlte als er diese Worte sprach sein Herz durchzittert von der drohenden Gefahr, und bei ihm, wie bei allen Patrioten, steigerte sich in jenen Tagen der Schmerz über die Verblendung des Hofs und seiner Rathgeber um so höher, je klarer sie einsahen, mit wie wenigen von Vernunft, Geschichte und Gerechtigkeit selbst geforderten Zugeständnissen auch jetzt noch der drohende Sturm beschworen oder doch das Staatsschiff in den Stand gesetzt werden könne ihm erfolgreich die Stirn zu bieten." Ja wol, mit wie Wenigem! Wäre der Camphausen'sche Verfassungsentwurf, welcher der Nationalversammlung vorgelegt wurde im Jahre 1847, wäre er nur noch vor dem 18. März 1848 octroyirt worden, so hätte ein Jubelruf ganz Deutschland durchhallt, Preußen keine Revolution erlebt, und seinem Könige hätten die Völker und Fürsten Deutschlands im März 1848 die Kaiserkrone entgegengetragen. In diesem Augenblick würde selbst Baiern nicht zu widerstehen gewagt haben. Lernen die Könige aus der Geschichte? Camphausen schloß seine Rede folgendermaßen: „Ein Wort hätte hingereicht den Verfassungsstreit in Preußen auf immer zu schlichten. Es ist nicht gesprochen worden. Die Folgen müssen getragen werden. Die Geschichte aber wird richten zwischen uns und der Regierung."

Die zum Theil so schmachvollen Abstimmungen der Vereinigten Ausschüsse über das hochnothpeinliche Strafgesetzbuch werden scharf mitgenommen. Diese Seiten lese man nach, will man den preußischen Absolutismus vor dem März 1848 in seiner ganzen fanatischen Unduldsamkeit sich ins Gedächtniß zurückrufen. Es gibt der Parallelen viele zu ziehen mit der Perfidie welche gegenwärtig das preußische Steuer führt, und in gleicher Weise Völker und Fürsten betrügt. Die Aufhebung des Staatsraths in seiner bisherigen verfassungsmäßigen Bedeutung, die Vernichtung der Unabhängigkeit des Richterstandes, verdoppelt strenge Ueberwachung der Presse, schmählicher Druck aller Regungen des Volksgeistes, Beschämung dem Auslande gegenüber, namentlich als Dänemark und Neapel zur Zeit sehr freisinnig erscheinende Verfassungen erhielten, der innere Nothstand, welcher die völlige Ohnmacht des bureaukratischen Verwaltungssystems zur Bekämpfung solcher Leidenskrisen der Völker an den Tag brachte — alles Das schürte die Aufregung des preußischen Volks. Und doch war die Revolution noch immer zu vermeiden, war sie es noch im März 1848. Ich pflichte der Ansicht Stahr's vollständig bei, wenn er im dritten Capitel, das die Verblendung des Absolutismus in der ersten Hälfte des März schildert, sich dahin äußert: „Kein Volk wollte die Revolution weniger als das preußische, keine Hauptstadt hatte weniger Neigung für eine gewaltsame Umgestaltung

der Staatsverhältnisse als Berlin. Es war dem Hochmuthe der absolutistischen Verblendung vorbehalten beide zu Dem zu zwingen was sie von Herzen verabscheuten."

Bevor ich dem Verf. weiter auf seinem geschichtlichen Wege folge, muß ich einen Rückblick thun in das zweite Capitel, welches ganz dem Prinzen von Preußen gewidmet ist. Diese und die spätere Schilderung des Königs sind wahre Cabinetsstücke der deutschen Geschichtschreibung in zwiefachem Sinne. Die Charakteristik des Prinzen von Preußen liefert in ihrer scharfen Contourirung und dem breiten Pinselstrich, welcher dem geschilderten Gegenstande die volle Beleuchtung einer fest und sicher greifenden Auffassung ertheilt, ein Gemälde voll plastischer Kraft und lebenswahrer Färbung, ein politisches Portrait, das der Kunst des Geschichtschreibers den Preis der Meisterschaft erwerben muß. Des Prinzen Reden auf dem Vereinigten Landtage sind mit ungemeinem Geschick in die Charakteristik verflochten, und zeigen den harten altpreußischen Absolutismus, der mit nacktem und nüchternem Soldatenmuthe ausgesprochen wird.

Mit dem vierten Capitel treten wir in die eigentliche Märzbewegung. Die Schwüle in Berlin und der Mark, während rings in Deutschland Alles kochte, die Schwäche des Magistrats, die vertrauende Petition der Stadtverordneten, die erste Volksversammlung unter den Zelten, die Halsstarrigkeit des Absolutismus werden geschildert. „Bis zum 14. März", heißt es S. 55, „lag Deutschlands Schicksal in Friedrich Wilhelm's IV. Hand. Ganz Deutschland bot ihm die Kaiserkrone des Deutschen Reichs für ein einziges Wort. Er sprach es nicht aus, und als er es aussprach war es — zu spät." Ein Fürstentag sollte zusammenberufen werden. Mittlerweile erfolgte die Auseinandersprengung der zweiten Volksversammlung unter den Zelten, die Mishandlung des Volks auf den Straßen, weil es sich lebhafter bewegte als sonst. Die Tage des 14. bis 18. März werden mit großer Anschaulichkeit und Wahrheit in den Oertlichkeiten und Vorgängen dargestellt. Der Leser durchlebt noch einmal das Werden, das officielle Großziehen der berliner Revolution aus dem Gefühl der sittlichen Empörung im Volke sich von einer beverrechteten Soldatenkaste schonungslos gemishandelt und niedergeschossen zu sehen. Und am 17. März versicherte Herr v. Bodelschwingh dem russischen Gesandten in Berlin: er könne getrost nach Petersburg schreiben, in Berlin sei die Sache abgemacht. Die Reaction des Absolutismus ist auch heute wieder in Preußen ganz ebenso selbstgewiß, und wird in dieser Selbstgewißheit zweifellos immer mehr und mehr sich überstürzen.

Die wiener Revolution beschleunigte die Katastrophe welche im fünften Capitel erzählt wird. Dieses Capitel bringt, als Mittelpunkt der mit voller Lebenswirklichkeit in einen Rahmen übersichtlich gruppirten Ereignisse des 18. März bis zum Ausbruch des Kampfes, eine überaus schöne Charakteristik des Königs. Ich fühle mich gedrungen einige bedeutsam wahre Aussprüche und Züge daraus hervorzuheben.

„So lange Deutschland eine Geschichte hat", heißt es S. 66, „ward keinem deutschen Fürsten vom Geschick eine glücklichere Stellung geboten als dem Sohne und Nachfolger Friedrich Wilhelm's III. von Preußen." Und bald darauf: „Friedrich Wilhelm IV. liebte die Freiheit — aber er liebte sie für sich allein, als ein «beneidenswerthes Vorrecht der Könige». Das war der Unterschied. Der Absolutismus welcher bisher ein System gewesen war ward in ihm persönlich." Das schärfste Schlaglicht das je auf die neueste preußische Geschichte fiel werfen diese kurzen Worte. Wer weiß nicht, daß der persönliche Absolutismus der immer leidenschaftlich ist viel unleidlicher wirkt als der Absolutismus des kalt und ruhig, mit wohlüberlegtem Verstande abgemessenen Systems? Wenn dieser niederdrückt und abspannt, so erbittert jener und reizt auf.

„Sein Wahlspruch: Freie Völker, freie Fürsten! betonte zu einer und derselben Zeit die alte absolute Herrscherwillkür des von Gott verordneten und erleuchteten Königthums, und die Selbständigkeit und das Selbstbestimmungsrecht eines mündigen Volks. Er suchte die Quadratur des Zirkels: zu geben ohne aufzugeben. Er wollte dem Volke oder doch den Ständen des Volks — denn das Volk war ihm nur die außerhalb der gegliederten Stände befindliche Masse, die Proletarier — große, wichtige Rechte verleihen, ohne dadurch ein einziges der alten Prärogative des Absolutismus aufzugeben oder auch nur zu beschränken. Er wollte Allen genug thun, und verdarb es mit Allen, weil er Keinem genug that. Dazu kam noch ein Anderes: Friedrich Wilhelm IV. stand mit seinen phantasievollen Plänen allein. Es fehlten die Männer welche dieselben ergriffen, und mit der Energie der verständigern Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit praktisch zu formen und umzuformen verstanden hätten. Das alte System hatte nur Beamte, keine Staatsmänner, dienstwillige Maschinen, keine Charaktere hervorgebracht." „Wie Hamlet bald scharfsinniger Grübler, bald dunklem Gefühlsdrange hingegeben, alle seine Umgebungen an Bildung und Geist übersehend, wortreicher, glänzender Redner, witziger Humorist, immer heimlich getrieben durch vielfache Motive zu der einen That welche die Welt von ihm erwartete, und immer Gegengründe findend zum zaudernden Verschieben, bis zuletzt ihn wie den Dänenprinzen im fünften Acte ein Zufall fortreißt zu der That die nun keine That mehr ist." „Wäre der Inhalt seiner deutschen Absichten, wie ihn zu spät Herr von Radowitz aufdeckte, noch im Jahre 1847 dem deutschen Volk bekannt gewesen, ein Jubelsturm hätte ihn von neuem emporgetragen auf die Höhe der öffentlichen Meinung von Deutschland. Denn dies monarchische Volk sehnte sich nach einem gekrönten Messias. Aber Friedrich Wilhelm IV. wollte den Triumph der Ueberraschung genießen, und auch hier allein vollbringen was nicht ein Mensch, was nur ein Volk vollbringen kann." Und nun die tragische Katastrophe: „Friedrich Wilhelm IV. fiel von sich selber ab im Momente der Entscheidung. Das Wort Constitution entfloh seinen Lippen. Ein beschriebenes Blatt Papier sollte sich nun dennoch drängen zwischen seinen Herrn Gott im Himmel und sein Volk."

Die in demselben Capitel folgende Schilderung der Nachmittagskatastrophe am 18. März, wobei wiederum des Königs Charakter mit seltenem psychologischen Scharfblick ergriffen und dargestellt wird, und die Motive seiner Handlungsweise auf das menschlichste nachgefühlt werden, gibt die geschichtliche Wirklichkeit mit dem Eindruck dramatischer Wärme. So auch das Gemälde des Kampfes und seiner unmittelbaren Folgen im nächsten Capitel. Von großer Wichtigkeit scheint es mir gerade jetzt die Unfreiwilligkeit der königlichen Zugeständnisse sich von neuem zurückzurufen und an den Thatsachen zur Klarheit zu bringen; denn (wie es S. 77 heißt) „die Schamlosigkeit der besiegten Partei hat es später gegen alle die sprechenden Thatsachen der Geschichte gewagt: freien Willen und längst gehegten Entschluß zu nennen was nur der unwiderstehliche Drang der äußersten Noth der widerstrebenden Hand entringen konnte".

Was die Einzelheiten des ersten Zusammenstoßes und des andauernden Kampfes betrifft, so verweise ich Ihre Leser auf das Buch selbst, dessen Angaben ich als Augen- und Ohrenzeuge bestätigen kann. Noch ein Ausspruch aus dem letzten Capitel des ersten Buches möge wegen seines unbefangen wahren Urtheils hier eine Stelle finden: „Nicht wegen der Unerträglichkeit eines tyrannischen Jochs, nicht für eine neue Idee hatte man sich in Berlin geschlagen. Ein bis zu dieser Stunde politisch wenig bewußtes, monarchisch-gehorsames Volk, dessen Verlangen nicht über die schon verheißenen Freiheiten hinausging, empörte sich, weil man ein Urgefühl der Menschheit in ihm gekränkt hatte." Die erste berliner Revolution war eine Revolution der sittlichen Empörung; der Kampf um die politische Idee lag und liegt wahrscheinlich noch in der Zukunft dieses Volks.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 162. —— 7. Juli 1849.

Zur Charakteriſtik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Fortſetzung aus Nr. 161.)

Weiter erweckt es nicht geringes Bedenken, eine, freilich durch und durch poetiſche, Richtung des Pantheismus mit dem einfachen, unausgebildeten Gefühlsleben dieſer Dorfmenſchen in ſo engen Zuſammenhang verwoben zu ſehen: ich meine jenes zerfließende ſich Hingeben an den harmoniſch mit der eigenen Stimmung zuſammenklingenden Geiſt der Natur, jene ſchmelzende Sehnſucht des Endlichen ſich in die mannichfaltige Unendlichkeit des Alls aufzulöſen, die endlich in ein freudig ſicheres Sicheinswiſſen mit der Seele alles Lebens beruhigt ſich zuſammenfaßt, wie es uns ſo großartig aus F. Rückert's Verſen (in den „Angereihten Perlen") entgegenleuchtet:

O Sonn', ich bin dein Strahl, o Roſ', ich bin dein Duft.
Ich bin dein Tropf', o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft!
Geheimniß unerforſcht! Was nicht die Himmel faſſen,
Hier in dies enge Herz will es ſich faſſen laſſen.

In dieſer Steigerung allerdings muß ein ſolches Uebergreifen aus der gefeſſelten Iſolirtheit perſönlicher Individualität, zuſammengehalten mit dem möglichen Anſchwellen des innern Geſichtskreiſes bei ſolchen Naturen wie einem Sohne des Dorfs, hinſichtlich der poetiſchen Wahrheit Bedenken erregen. (Ich habe hier zunächſt die Schilderung auf S. 78—81 im Sinne.) So lange dagegen dieſe Anſchauung nicht als eine bewußte in die Subjectivität der dargeſtellten Charaktere hinübergetragen, ſondern nur in ſymboliſirender Naturſchilderung objectiv an die Stimmung der letztern angelehnt wird, erfüllt ſich damit das Geſetz unter welchem eigentlich überhaupt nur Bilder des Naturlebens in die dichteriſche Ueberſchau menſchlichen Waltens eintreten ſollten.

Anders freilich liegt die Sache, wenn wir die ganze Summe jener Gefühle die bei den Kindern der engen Welt des Landlebens immer etwas „out of character" erſcheinen mußten, zu faſt wiſſenſchaftlicher Bewußtheit erhoben von einem ſo durch und durch reflectirten Culturmenſchen wie dem Collaborator in der „Frau Profeſſorin" (dem zweiten Stück der Trias, zu dem wir uns jetzt wenden), ausgeſprochen ſehen (S. 134):

Ich war emporgekommen, hoch hinauf auf Bergeshöhen, die die Kirchthürme weit überragen, ich ſtand über Zion auf den Spitzen des unendlichen Geiſtes: da fühlte ich's wie noch nie, daß ich nicht ſterben kann, daß ich ewig lebe; ich faßte die Erde die mich einſt decken wird, und mein Geiſt ſchwebte hoch über allen Welten. Mag ich freudlos über die Erde ziehen, klanglos in die Grube fahren, ich habe ewig gelebt und lebe ewig....

„Die Frau Profeſſorin" iſt nun von Auerbach's Dichtungen ohne Frage diejenige in welcher uns die umfaſſendſte, vielſeitigſte Offenbarung ſeiner ganzen Natur geboten wird, die uns aber zugleich auch am beſtimmteſten auf den Punkt hinweiſt, wo die moderne Kunſt überhaupt ihre Grenze hat. Das nächſte Gefühl, was ſicherlich in Vielen als Reſultat des Genuſſes derſelben herrſcht, iſt allerdings wol ein tröſtliches; jedoch zeigt ſich bald, daß dies aus einer vom Dichter vielleicht ſelbſt beförderten Einſeitigkeit hervorgeht. Eben dadurch, daß dem unverkümmerten Naturwalten ein Triumph darin bereitet wird, erſcheint uns die ganze Ausführung in ihrer Meiſterſchaft ſo höchſt troſtreich, und das echt Menſchliche in uns anſprechend und erhebend. Für die Sorge, es möge am Ende das Civiliſationsgift alle reine Natur noch vernichten, inficirend zerfreſſen, unterhöhlen, erſcheint der Ausgang beruhigend. Wir ſehen es iſt noch, wenn auch vereinzelt, ein Sinn und eine innere Geſundheit, die mit Härte ſich gegen das Umgreifen urbaner Machinationen anſtemmt, eine ihrer eigenen Würde ſichere Natur, die allen unberechtigten Angriffen auf ihren reinen Beſtand, und ſollten ſich dieſe auch in Liebesworte verhüllen, hochherzig den Rücken wendet, der urſprünglichen rechten Bahn zugekehrt.

Reinhard, deſſen Liebe man nicht recht traut, wird wol kaum bedauert. Vielleicht, ſagt man, war er ſchon damals als er zuerſt in das Dorfleben einkehrte ſo ganz dem Unheil alles modernen, blaſirten Weſens verfallen, daß die hier aus dieſem friſchen Geſchöpf entgegenblühende, von allem böſen Hauch unberührte Geſundheit nur des Contraſtes wegen, in künſtleriſcher Laune ihm reizend erſchien, ein Gefühl in ihm anregte das doch die Prädeſtination raſcheſten Verfliegens bei dem Raſtloſen in ſich trug. Man meint wol gar, für die Thorheit ſeiner Experimente an Lorle, die nur ihm freilich nicht verkehrt erſcheinen wie ſie es wirklich ſind, habe er noch weit härtern Lohn von der poetiſchen Gerechtigkeit verdient als man in dem vielleicht bald betäubten

Schmerz über Lorle's Verluſt zu erblicken vermag. Was dagegen Lorle leiden muß geht uns tief zu Herzen. Man überſieht die, wenn auch freilich ſehr einfache, Schuld, die in der That für das Zartgefühl der Kunſt eine tragiſche Folge zu rechtfertigen ſcheint. Dieſe Schuld iſt ihre Liebe und der Glaube dieſer Liebe. „Liebe — Schuld?“ fragt man verwundert. Das iſt Weltzuſammenhang und Gerechtigkeit. Man denke an die tiefe Wahrheit die Novalis ſeinem Heinrich von Ofterdingen in den Mund legt: „daß Schickſal und Gemüth Namen Eines Begriffs ſind.“ Dieſe Wahrheit ſcheint vollen Troſt für alles Leid was wir der herrlichen Lorle aus der Liebe zu Reinhard erblühen ſehen in ſich zu hegen und den Dichter zu rechtfertigen. Troſt, ſoweit er nöthig iſt; denn vom Dichter, wie geſagt, ganz auf die Seite der reinen naiven Natürlichkeit hinübergezogen, halten wir doch all dies Leid nur für klein, es verſchwindet vor dem Siege, vor dem herzerquickenden Triumph mit dem dieſe Natur unverſehrt aus der Marterwelt, der ſie ſelbſt aus Liebe, in frommer Schuld, ſich überliefert, kräftigen Sinnes ſich losmacht in ihre wahre Heimat, zu der Natur ſelbſt, zu ihrer Beſtimmung zurückzukehren. Der ſchönſte Glaube an den ewig guten Kern des Menſchen wird durch dieſen entſchiedenen Sieg einer berechtigten Weltanſchauung, eines werthvollen Lebenskreiſes uns mitgegeben. Alles Das ſcheint dem Dichter das Zeugniß zu ſtellen, daß ſein Werk keinen unverſöhnten Reſt disharmoniſchen Gefühls zurücklaſſe, ſondern völlige Löſung und beruhigende Ausgleichung biete. Aber es *ſcheint* auch nur: die freiere Ueberſchau welche den Sinn über die parteiiſche Einſeitigkeit hinaushebt kann nicht dabei ſtehen bleiben ſich daran zu erfreuen, daß der verſuchte Uebergriff aus dem einen Kreiſe in einen andern berechtigten in ſeiner ſtrafwürdigen Rechtloſigkeit aufgezeigt, der in Frage geſtellten Art und Anſchauung des Volks dagegen das angetaſtete Recht geſichert iſt; ſie kann ſich nicht dabei beruhigen, daß die anmaßende Lebensſphäre moderner ſtädtiſcher Bildung mit Strenge in ihre Grenzen zurückgewieſen wird. Es iſt richtig, die letztere hat in (ihrem Repräſentanten) Reinhard ſich geſtellt, als ſei es ihr Recht, ihre Aufgabe jene andere ihrer eigenthümlichen Form zu entkleiden, in ſich aufgehen, in den Kreis ihrer Bedingungen übertreten zu laſſen. Dies muß zwar als unberechtigt dargeſtellt werden, aber darum behält doch die der einfachen naiven Volksanſchauung entgegengeſetzte complicirte, verfeinerte, reflectirende Lebensrichtung auch ihr (relatives) Recht. Darum mußte in letzter und höchſter Inſtanz die Kunſt den herbeigeführten und ausgemalten Conflict in wechſelſeitiger Ineinanderverſchmelzung der Gegenſätze zur harmoniſchen Löſung bringen. Dies jedoch iſt nicht geſchehen. Wir müſſen uns traurig genug mit der bloßen *Rettung des Princips* abfinden laſſen. Was kommt auf das arme, ſehnſüchtig klopfende, duldende Herz des *einzelnen* Menſchen dabei an! Das mag ſehen wie es mit ſich fertig wird. Wenn aber die Dichtung ihren ganzen Beruf erfüllt, ſo darf ſie ſich nicht mit Dem begnügen was uns hier geboten wird; ſie darf nicht, wie Das hier der Fall, im völlig unverſöhnten Conflict ſtecken bleiben.*) Auf einem höhern neutralen Gebiete, im echten künſtleriſchen Humor, müſſen die ſtreitenden Parteien zur harmoniſchen Einigung zuſammengeführt werden. Es ſcheint, daß die Erfüllung dieſer höchſten Stufe einer fernen Zukunft vorbehalten bleibt. Als Einzelner ein allgemein noch nicht Durchgedrungenes zu anticipiren hat Auerbach ſich nicht getraut; obgleich übrigens der volle Gegenſatz aller Romantik, muß er uns hier an A. v. Arnim's Wort erinnern, welches den „Troſt einer nicht jenſeitigen, ſondern ewig ſich vollziehenden Ausgleichung der Gegenſätze“ von ſich zu weiſen ſcheint: Die rechte Kunſt iſt wahr, ſie heuchelt (!) nie den Frieden wo ſie ihn doch nicht geben kann. Was er jedoch von Vorausſetzungen zu dem Vermißten aus ſeiner eigenen Anſchauung zu geben vermochte, Das hat er im Charakter des Collaborators als freie, die Widerſprüche in ihrer genetiſchen Nothwendigkeit begreifende, zugleich aber eben darum über ſie erhabene und ihrer Verſöhnung völlig gewiſſe Erkenntniß meiſterhaft zum Ausdruck gebracht. Und darum wird ihm auch nicht wie dem Epigonendichter Immermann der Vorwurf gemacht werden können, daß er die Hoffnung, die vor Allen der Dichter nie vergeſſen ſoll, uns hier entbehren laſſe.

Der Collaborator ſieht von vornherein die ganze Thorheit; er kennt Reinhard, er kennt Lorle. Als er die Nachricht von der Verlobung durch den Erſtern empfängt, ſpricht „Staunen und Kummer“ aus ſeinem Antlitz. „Wenn ſie Einer heirathen und aus ihrem Boden reißen dürfte, ſo wär' Das nur ich, ich allein; ja lache nur, ich verſtehe ſie allein; du biſt viel zu wild, du darfſt eigentlich gar nicht heirathen“: — ſo macht er rückſichtslos dem Freunde gegenüber ſeinen Empfindungen Luft. Seine weiſe einlenkende Stimme verhallt; es bleibt ihm nur der ſtill verzweifelnde und doch bejahende Blick auf das Unheil. Er verſteht die Welt. Er iſt ein humoriſtiſcher Charakter. Das warme Intereſſe für Alles was die Menſchheit angeht, den tiefen Schmerz über die Noth der Menſchenbrüder, den ſchönen ehrwürdigen Zorn über die Gleichgültigkeit die daran herzlos vorübergehen kann, und dabei doch wieder hoffnungsvolle Beruhigung im feſten Glauben an die immanente Vernunft des Weltlaufs — das Alles finden wir in Reinhard nicht. Dieſer iſt zu ſehr Künſtler um dauernd in ſeinem Gedankenkreiſe Etwas feſtzuhalten was nicht unter dem Geſichtspunkte des Schönen, des Kunſtobjects in denſelben eintritt. Sein ganzes inneres Leben ruht nicht auf der Grundlage einer fertigen ethiſchen Weltanſchauung; es iſt weſentlich von der bunten

*) Es iſt kaum zu begreifen wie z. B. Heinrich Prölß behaupten kann, daß in dem reinen Menſchenthum der Geſtalten des Ivo und der Lorle, welche aus der Cultur der Städte zu dem volksthümlichen Landleben zurückkehren, wir in der That den Conflict zwiſchen Cultur und Nationalität (obendrein ungenau ausgedrückt!) bereits aufgelöſt ſähen.

Masse der Eindrücke abhängig und bestimmbar die durch sinnliche Anschauungen auf seine äußerst lebendige Empfänglichkeit geübt werden. So läßt er denn auch das Widersprechende ruhig in sich treiben; in dem flüchtigen Gefühl für die schöne Form, für das Bild ist ihm kein Höchstes und Letztes gegeben auf das er die zufälligen, durcheinandergehenden Gefühle ordnend zurückbeziehen könnte, um sie zu gewinnreichen bleibenden Resultaten zusammenzufassen. Gleichwol ist es durchaus irrig, wenn man zuletzt, wie Das wol hier und da geschieht, in ihm schlechthin einen Lumpen sehen will, wodurch dann auch die ganze Geschichte auf das trostlose Experiment hinauslaufend gedacht wird, zu zeigen, daß ein Lump ein braves Mädchen unglücklich macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 181.)

Das Stahr'sche Buch ist wahre Geschichtschreibung. Der Verf. ist auch von der Idee geweiht, aber von der lebendigen Idee der menschlichen Geschichte, nicht von der starren Idee eines abstracten philosophischen Systemcultus. Bei ihm findet man daher Fleisch und Blut der Geschichte und handelnde Charaktere, wo Bauer nur Schemen gibt. Entspricht, wie man nicht zweifeln darf, die Fortsetzung dem Anfang, so wird die deutsche Literatur um ein bedeutendes Werk reicher.

Was war das Ergebniß des berliner Volkskampfes, des Abzugs der Truppen, der Demüthigung des Königs? Stahr antwortet: „Von diesem Augenblick an war der König von Preußen ein König von Volkes Gnaden." Hätte er es begriffen wie es ihn bei der Leichenschau durchschauerte, hätte er es zu begreifen vermocht — wie anders und glücklicher konnten Deutschlands Geschicke noch immer fallen! Die Aufgabe einer Betrachtung der berliner Zustände vom 18. März 1848 bis 18. März 1849 sollte es wol vor Allem sein den immer breiter wieder aufklaffenden Abgrund zwischen Regierung und Volk in seiner ganzen historischen Wichtigkeit darzustellen. Ich hoffte Dies von der Schrift des Professor Gneist, allein vergebens.

Diese Schrift ist durch und durch doctrinair, obwol sie gegen den Doctrinarismus in aller Welt protestirt. Wirkliche Schilderung der berliner Zustände, des allmäligen, von der Nationalversammlung vorgeahnten Wachsens der Reaction, des Scheinlebens aller Ministerien in ihrem Verhältniß zum Hofe wie in ihrem Verhältniß zur Volksvertretung, der Stellung der letztern gegenüber jenen scheinconstitutionnellen Ministerien einerseits, hinter deren Rücken die Marionnettenspieler agirten, und den entfesselten Massen andererseits, welchen eine bedauerlich schwache Stadtbehörde keinen Widerstand zu leisten vermochte, findet man keineswegs, sondern mehr nur eine etwas trockene Erzählung der Thatsachen mit daran gereihten belehrenden Apostrophen und leicht ironisirenden Bemerkungen. Die Schrift nimmt weder eine bestimmte politische Parteistellung ein noch einen wahrhaft geschichtlichen Standpunkt. Sie hat ein vorwaltend persönliches Interesse, einmal für den Verfasser, der darin einen Feldzug thut zu Gunsten seiner Wirksamkeit als Stadtverordneter, und dann für Diejenigen welche einen Candidaten zur letzten berliner Abgeordnetenwahl näher wollen kennen lernen. Ich beschränke mich deshalb auf wenige Andeutungen über den Inhalt.

Gneist hat ein fertiges System staatlicher Entwickelung in seinem Kopfe, das für Zeiten ruhigen Reformschritts ganz geeignet sein mag, dessen Maßstab jedoch, an revolutionnaire Zeiten gelegt, den grassen Theoretiker verräth. Der Verf. will zwar recht geschichtlich denken, kann aber aus dem System nicht heraus. Er ist ein halbwegs freisinniger Professor, aber das Katheder vermag er nicht loszuwerden, und so gestalten sich denn die staatsrechtlichen Vorlesungen zur Hauptsache, die geschichtlichen Schilderungen zum bloßen Thema.

Sein System ist das System des allmäligen gegliederten, abgemessenen Fortschritts. Seite 4 sagt er: „Ich rechne zu den größten Fehlern des alten Regierungssystems jene sich jetzt schwer rächende Vernachlässigung des Bürgerthums, welches man zwischen der offenen und stillen Geringschätzung eines hochmüthigen Beamtenthums und eines doctrinairen Literatenthums verkümmern ließ, und so unter den Fesseln einer allbevormundenden Staatsverwaltung die Entstehung eines politischen Mittelstandes (man verzeihe mir diesen sonderbaren Ausdruck) hinderte. Auch die politische Lebensluft, die Oeffentlichkeit, wurde der städtischen Vertretung jahrelang grundsätzlich versagt, während eine klügere Regierung sie schon damals hätte octroyiren sollen, als die Stadtverordneten, in bloßen Localinteressen verdumpft, das Bedürfniß derselben noch nicht empfanden. Ich war stets der Ansicht, daß nur eine kräftige und muthige Gemeindevertretung unser Staatsleben vor jener Zerfahrenheit und einem Zerfließen in ein allgemeines Urwählerthum hüten könne; und ich bin dieser Ueberzeugung noch jetzt."

Dem was ich zwischen diesen Zeilen lese, daß nämlich Preußen auf das leichteste den Weg der Reform statt des Weges der Revolution hätte wählen können, pflichte ich mit voller Ueberzeugung bei, und jener wäre auch mir der wünschenswerthere gewesen. Daß ferner die Entwickelung der Gemeindefreiheit eine Grundsäule jedes freien Staats, daß eine kräftige und muthige Gemeindevertretung uns vor vielen Uebeln hätte bewahren können, anerkenne ich unbedingt, vermißte aber leider sowol Muth wie Kraft an den berliner Stadtverordneten des vorigen Jahres, deren ehrenvollste Thaten der Verf. in seiner Schrift mittheilt. Die Stadtverordneten hätten den Magistrat zu größerer Energie zwingen müssen: nur an den Stadtbehörden lag es, daß man die anarchischen Zustände in Berlin, deren aufgefangene Strahlen im Vergrößerungsglase des Herrn Bassermann auch Gneist belächelt, zum Vorwande reactionnairer Willkürhandlungen nehmen konnte. Die Bürgerwehr war bereitwillig, aber die Stadtbehörden lavirten ungewiß her und hin, und raubten sich selbst das Vertrauen der Bevölkerung.

Was ich ganz besonders nicht mit dem Professor Gneist theile, ist die starke Antipathie gegen das allgemeine Urwählerthum, welche sich als rother Faden durch die Vorträge des Buches zieht, und die Eindrücke der Ereignisse eigenthümlich färbt. Wie gesagt, Reform wäre auch mir unendlich lieber gewesen als Revolution; aber der Schritt war einmal geschehen, und ich lebe der Ansicht, daß gerade die preußische Nationalversammlung sowol wie die diesjährige Zweite Kammer bewiesen haben, es lasse sich mit gesetzgebenden Versammlungen die aus Urwahlen hervorgingen sehr wohl regieren. Beide waren ihrer Mehrheit nach durchaus monarchisch, jene im Anfang sehr gemäßigt, namentlich wenn man die revolutionnaire Aufregung der Hauptstadt mit in Anschlag bringt; diese noch gemäßigter und mehr als gemäßigt. Nur die Perfidie der Regierungspolitik stellte die Mehrheit der Nationalversammlung immer weiter links, und konnte mit der Zweiten Kammer nicht bestehen. Darum mußte die Volksvertretung fallen.

Was Gneist unter einem „politischen Mittelstand" versteht blieb mir unklar. Sollte er damit auf eine ständische Gliederung zurückweisen? Fast möchte ich es glauben, da er in seinem staatsrechtlichen System überhaupt vielen traditionellen Grundsätzen unbedingt folgt. So heißt es in dem Abschnitt von der Selbstregierung: „Freie Staaten folgen in ihrer militairischen Organisation einem überwiegend monarchischen Princip; in der Verwaltung einem conservativ-aristokratischen Princip, in der Gesetzgebung und Steuerbewilligung dem demokratischen Princip." Wenn England und Nordamerika als lebende

Beispiele zu diesem staatsrechtlichen Grundsatz angeführt werden, so muß ich sagen, daß ich für meine Person die wunderbare Gneist'sche Mischung der Principien, die ihm vermuthlich eine Gliederung scheint, weder in England noch in Amerika entdecke, daß ich dagegen z. B. in der englischen Verwaltung mehr Demokratie erblicke als in der englischen Gesetzgebung. Es ist wirklich Humor darin, wenn man sieht wie der blasirte Bruno Bauer dem Volke Thatlosigkeit vorwirft, und der doctrinaire Gneist alle Welt doctrinair findet, die frankfurter Professoren sowol, die doch aus politischen Gründen endlich ihrem Doctrinarismus in Vielem entsagten, wie die Linke zu Berlin und zu Frankfurt, ferner die Scheinconstitutionnellen nicht minder als die Anhänger der demokratischen Monarchie, die er ganz und gar nicht begreift, vermuthlich weil sie in England noch nicht dagewesen. Uebrigens will Gneist nicht wie Bauer erst Generationen in eine passive Masse zu neuen Bildungen zerreiben, ist vielmehr gutes Muths, das Volk werde sich nach verschiedentlichen Irrthümern schon in die Gneist'sche Staatsdoctrin hineinarbeiten.

Ein ungleich zweckmäßigeres und nützlicheres Werk verspricht das Unternehmen des breslauer Abgeordneten zur Ersten Kammer, Justizrath Ferdinand Fischer, von dessen „Geschichte der preußischen Kammern" jedoch bis jetzt nur das erste Heft erschien. Es bringt die Verhandlungen über die Geschäftsordnung in beiden Kammern, und die Adreßberathungen der Ersten Kammer, bietet also noch wenig Stoff zu eingehender Besprechung. Die kurze Skizzirung der vorläufigen Parteibildung vor dem Zusammentritt der Kammern dürfte des ersten Heftes interessantester Punkt sein. Die Rechte hatte sich im Hotel zur Stadt London unter Vincke's Führung vereinigt, sie folgte noch in Masse dem Impuls welchen der westfälische Freiherr ihr gab. Wie sie nach und nach Brüche und Risse bekam, wie die nochmals durch das Vertrauen zur Krone mehr als zur Regierung und durch die Sehnsucht nach verfassungsmäßiger Ordnung zusammengehaltene Mehrheit durch die unconstitutionnelle Handlungsweise des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel gesprengt wurde, liefert spätern Heften einen noch interessantern Stoff.

Fischer gehört in der Ersten Kammer zur Linken; in der Zweiten Kammer würde er etwa im Centrum gesessen haben. Er ist ein Mann von unabhängiger Freisinnigkeit, der gern conservativ sein würde, wenn er nicht den Reactionsgelüsten der Regierung fortdauernd entgegenstehen müßte. Solche Ehrenmänner und ihre starke Unterstützung werden der Krone durch den Absolutismus des Ministeriums Brandenburg geraubt, unter dessen Druck Berlin in krankhafte Apathie gesunken. Man findet die Anwendung der Feuerwaffe gegen etwas zahlreiche Volksmassen jetzt nicht mehr auffallend wie im März des vorigen Jahres, die ungesetzlichsten Verhaftungen überraschen nicht mehr; denn man erwartet nichts Anderes: das Vertrauen zerstob. Diese Art von Ruhe scheint mir für die glückliche Zukunft eines Staates unheilsamer als die Aufregung des letztvergangenen Sommers. 56.

Der genuesische Erzbischofsstuhl.

Es ist eine bekannte Sache, daß Rang- und Ceremonielstreitigkeiten nicht selten auf die Gestaltung der wichtigsten Angelegenheiten Einfluß geübt, Freundschaften gelöst, Feindschaften hervorgerufen, ganze Länder in Bewegung gesetzt haben. Der Streit zwischen den Medici und den Este, wie dem Hause Savoyen um den Vorrang erfüllte im 16. Jahrhundert alle italienischen Höfe mit Geschrei; Kaiser Leopold empfing nach dem Entsatze Wiens seinen Erretter Sobieski mit zurückstoßender Kälte, weil man sich über das Ceremoniel einem Wahlkönig gegenüber nicht zu einigen vermochte; manche Gesandtschaften sind an Ceremonielfragen gescheitert, will man selbst von den chinesischen absehen, bei welchen freilich seltsame Bedingungen gestellt werden. Die Würdenträger der katholischen Kirche sind in solchen Dingen immer sehr stark gewesen, und man weiß wie viel Uneinigkeit durch die Prätensionen der Cardinäle gestiftet worden ist, welche Souverainen selbst, so den toscanischen Großherzogen, im eigenen Lande den Vorrang streitig machten, wie der Cardinal-Erzbischof Zondadari einst in Siena that.

Ein Streit dieser Art, immer aufs neue wieder angeregt, beschäftigte lange Zeit hindurch die Republik Genua, und man möchte über ein Jahrhundert lachen in welchem man solchen Dingen Wichtigkeit beilegte, sähe man nicht in unsern Tagen ähnliche oder noch kindischere zu ernsten Controversen Anlaß geben. Der Stuhl der genuesischen Dogen stand in der Kathedrale S.-Lorenzo im Presbyterium a cornu epistolae, gegenüber dem Stuhle des Erzbischofs a cornu evangelii. Nachdem die Republik als Herrscherin über Corsica sich den königlichen Rang beigelegt, und für ihren obersten Repräsentanten, den Dogen, die Krönung in Anspruch genommen hatte, was zuerst 1638 mit Agostino Pallavicini geschah, schien ihr die Stelle des Stuhls a cornu epistolae nicht mehr vornehm genug, und sie verlangte einen Wechsel. Der Cardinal-Erzbischof Durazzo verweigerte Dies sowie die Dogenkrönung, welche in Sta.-Caterina durch den dortigen Abt stattfand; der oberste Magistrat erschien nicht mehr bei den heiligen Functionen, eine Menge Mißhelligkeiten waren die Folge, und der Erzbischof wandte sich nach Rom an Papst Urban VIII. Dieser übertrug die Untersuchung drei Cardinälen von der Congregation der Riten, welche entschieden: der erzbischöfliche Stuhl sollte an dem bisher innegehabten Platz zunächst dem Altar verbleiben, der Doge hingegen auf demselben mehr nach dem Schiff zu seinen Sitz erhalten. Damit war man damals zufrieden; als aber Durazzo starb, ließ das Gouvernement den erzbischöflichen Stuhl an der gegenüberliegenden Wand aufstellen, und der römische Hof entschied nach langer Discussion: so möge es bleiben, wären die Erzbischöfe nicht zugleich Cardinäle. Wirklich ließ im J. 1707 der Cardinal Fiesco den Stuhl wieder an die andere Seite hinstellen, und dann geschah nochmals das Gegentheil, bis im Jahre 1748 der Erzbischof Saperiti Nachts in den Dom ging, durch die Kleriker und seine Bedienten den Thron des Dogen wegnehmen und versperren ließ, und nach Massa floh um sich den Folgen zu entziehen. Man unterhandelte mit ihm, und er kehrte zurück; als aber die Regierung dennoch ihren Willen mit Gewalt durchsetzte, celebrirte er nie wieder im Dom in Gegenwart der Würdenträger der Republik. Die Revolution zerstörte Republik und Dogenthum, und wollte dem erzbischöflichen Stuhle den Baldachin nehmen der ihn zierte; aber Cardinal Spina rettete denselben durch seinen beharrlichen Widerstand. Der welcher weiß wie großen Werth der römische Hof auf das Formenwesen legt, und wie in dieser Hinsicht die Tradition eine wesentliche Geltung erlangt hat, kann sich vorstellen mit welchem Ernste Dinge dieser Art behandelt wurden. Und diese Bedeutung der Form ist auch inmitten der neuern Umwandelungen geblieben, welche die weltliche Herrschaft des Papstthums gänzlich zu vernichten drohen: das Exil hat in mehren frühern Fällen schon in solcher Beziehung Nichts zu ändern vermocht, indem mehr als sonst irgendwo auch das scheinbar Unwesentliche mit dem Innerlichen verwachsen ist. Eine ähnliche Geschichte wie die obige, nur in kleinerm Maßstabe, ereignete sich im J. 1754 in San-Remo, einer Stadt an der Riviera di ponente, wo der Bischof von Albenga, Monsignor Serra, mit dem Gouverneur Marchese Pinelli wegen der respectiven Stellen des Bischofsstuhls und des Magistratssitzes in so heftigen Streit gerieth, daß der Bischof das Interdict aussprach, und sich Oneglia auf piemontesisches Gebiet flüchtete, und ein Breve P. Benedict's XIV. nöthig ward den Frieden wiederherzustellen. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 163. — 9. Juli 1849.

Zur Charakteriſtik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Fortſetzung aus Nr. 162.)

Melchior Meyr (vgl. Rötſcher's „Jahrbücher für dramatiſche Kunſt ꝛc.", 1848, Bd. I, Heft 6, S. 485) will in einem ähnlichen Sinne einen Widerſpruch in der ganzen Darſtellung finden: „Auf dem Dorfe iſt Reinhard ein liebenswürdiger Menſch und Künſtler; in der Stadt iſt er das Gegentheil eines Künſtlers, ein Menſch der nur darum verkommt, weil Nichts an ihm iſt." Ich kann aber in der That, wenn dieſer Kritiker meint, eine innere Nothwendigkeit, daß Reinhard wie er zuerſt auftritt ſpäter ſo werde und ſo ende, ſei nicht vorhanden, darin nur eine ſehr oberflächliche, misverſtehende Auffaſſung des von Auerbach mit ſo großer poetiſcher Wahrheit veranſchaulichten Charakters erblicken, von dem ich ſoeben die weſentlichen Züge anzudeuten verſuchte. Reinhard iſt ſeinem Weſen nach in dem ſtädtiſchen Leben nach ganz Derſelbe als er vorher auf dem Lande war; es iſt nur zu bedenken, daß die Geſammterſcheinung des Menſchen — wie er in all ſeinem Gebahren, Thun und Treiben ſich darſtellt — nicht zum kleinſten Theil das Product der Verhältniſſe iſt in denen er ſich bewegt. Und an Reinhard, bei dem der ganze innere Menſch ſo wenig ſelbſtgewiſſe Härte und Sicherheit hat, muß ſich Das vor Allem bewähren. Der Kern ſeines Weſens iſt gut und lieb, aber leicht beweglich und allerdings ohne das unverwüſtliche Mark echter Mannheit; darum müſſen die Verhältniſſe an die er ſich feſſelt ihn nothwendig zu jenem Ende führen, welches eine grobe Pſychologie ſich nur erklären kann wenn ſie ihn ſchlechthin an das moraliſche wie künſtleriſche Lumpenthum verloren gibt. Unter dem Einfluſſe des Collaborators haben allmälig Elemente in ſeiner Seele Platz genommen denen nur durch das Bewußtſein ſeiner ſchiefen, verunglückten Stellung am Hofe Nahrung zugeführt zu werden braucht um ihn völlig jener innern Einheit zu berauben die zu friſchem künſtleriſchen Schaffen unerläßlich iſt. Der Collaborator als humoriſtiſcher Kritiker, deſſen Weſen ein eigenartiges Ineinander von reflectirt und naiv darſtellt, ſpielt überlegen mit den Gegenſätzen. Der Wadeleswirth gibt Das in einem kurzen treffenden Gleichniſſe wenn er von ihm ſagt: „Bei Dem iſt's wie bei dem Verwalter auf der Saline drunten, der hat einen Schlafrock den man auf all beiden Seiten anziehen kann"; ein anderes mal drückt der verſtändige Landmann Daſſelbe noch beſtimmter, zu Reinhard gewendet, in den Worten aus: „Euer Kamerad iſt doch gerad' wie ein Kind, und er iſt doch ſo gelehrt." Die ſomit dem Collaborator eigenthümliche Virtuoſität im ſteten Herſtellen des innern Gleichgewichts geht Reinhard völlig ab. So wie unter der treibenden Gewalt fremdartiger Einflüſſe ſich neben der unbekümmert frei ſchaffenden Richtung ſeiner Natur beruhigende gegenſätzliche Elemente eindrängen, beginnt eine heilloſe Zerklüftung des innern Lebens das traurige Ende vorzubereiten. Auf dem Lande, wo es ihm vergönnt war feſſellos in die Natur ſich einzuleben, tritt Nichts an ihn heran was ihn an Züge ſeines Weſens erinnert durch die er noch eng genug mit einer andern Sphäre zuſammenhängt. Die „Gedankenhetzjagd" des Collaborators regt ihn vor der Hand nur zum Widerſpruch auf; dieſe Art, die ihm „von des Gedankens Bläſſe angekränkelt" ſcheint, kann dem in die ſaftvoll farbenreiche Fülle des Naturlebens Verſunkenen höchſtens ein ärgerliches Kopfſchütteln entlocken. Er lebt mit froher Hoffnung in dem Gebet: „Heilige Natur! mache aus mir was du willſt, laß mich nur kein verpfuſchtes Weſen ſein, irr in ſich — ich will dir gehorchen." Die Zuverſicht dieſer Stimmung, die dann ſpäter als er Lorle zum Weibe gewonnen noch einmal ſo ſtolz ſich in dem Ausruf erhebt: „Wie ich dich frei in der Luft gehalten, ſo habe ich dich hinweggehoben von deinem Boden; ich allein halte dich, du biſt mein, vor allen Menſchen der Welt, vor Allen." Dieſe Zuverſicht verläßt ihn bald, nachdem er von dem Boden wo er der heiligen Natur ſich nahe fühlen konnte gewichen iſt. Er macht ſein Lorle unglücklich, weil er ſelbſt von dem Bewußtſein des unaufhebbaren Gegenſatzes zu ihrem Weſen, welches erſt durch die Berührung mit neuen Lebensformen in ihm zur Herrſchaft erwacht, grenzenlos gequält wird. Alles hat den natürlichſten Verlauf: ſo lange ſich Lorle's Geſtalt auf dem heimiſchen Boden bewegte, an dem Hintergrunde heimiſcher Zuſtände ſich abhob, konnte ſie den Mann, der ſchon als Künſtler nicht ohne wahlverwandtſchaftliche Hinneigung zu den herrſchenden Elementen ſolches Lebens war, bezaubern; Eins

mit der Natur, erſchloß ſie ihm in ihrer vollendeten Harmonie die Seele dieſes Lebens. Aehnliches ſchildert eine ältere Erzählung unſers Dichters, „Der Lauterbacher". Hier findet ein junger Lehrer, der auch, wie Reinhard, einer höhern Bildungsſtufe angehört, in der Liebe zu einem Landmädchen Eingang in das Verſtändniß eines Lebens das ihm zunächſt nur herbe und unerſprießlich rauh entgegentrat; er wird in dieſem Leben einheimiſch, und behält fortan die gewonnene richtige Stellung zu demſelben. Wird nun das Verhältniß umgekehrt, ſoll, wie vorher die Reflexion ſich den Genuß des Naiven zugänglich zu machen und in daſſelbe völlig einzugehen wußte, jetzt die naive Anſchauung ſich für Wendungen und Erſcheinungen reflectirter Zuſtände aufopfern, denen ſie durchaus keine nothwendige und berechtigte Stelle anzuweiſen vermag, ſo muß ſich augenblicklich der tiefſte, unverſöhnlichſte innere Bruch zwiſchen den Perſönlichkeiten ergeben, deren eine an die andere jene unerfüllbare Foderung ſtellt. Machen wir uns Dies recht klar, ſo werden wir begreifen, daß, ſowie Lorle von ihrem heimiſchen Boden in die öde Dürre des Stadtlebens verſetzt wird, ſie und Reinhard einander unglücklich machen müſſen. Er konnte auf den Ton des Dorfes mit Leichtigkeit eingehen; ſobald Dies aufhören muß, wird es ihm erſt klar, daß ſie umgekehrt ihn gar nicht verſteht, von Dem was in ſeinem Herzen und auf ſeiner Zunge iſt, was ihn bewegt, was ihm groß und bedeutſam erſcheint meiſtens kaum die fernſte, dunkelſte Ahnung hat. Wo ſich die geiſtigen Grundbedingungen als ſo heterogen herausſtellen, wo alſo die nächſte Vorausſetzung der ergänzenden gegenſeitigen Zuſammengehörigkeit wie die Ehe ſie fodert unerfüllt bleibt, da wird das: „Die Liebe überwindet Alles!" zur bloßen Phraſe, die Nichts mehr bedeutet. Reinhard wird ein Adoptivkind des Salons; er übernimmt eine Rolle am Hofe. Es iſt Das nicht der Trieb ſeiner Natur: er glaubt nur in dem monarchiſchen Princip die Stütze der Kunſt zu ſehen, ein wenig ſpielt die Eitelkeit dazwiſchen. Nun wird er enttäuſcht; man will die Kunſt zur Dienerin gnädiger Launen machen, der Werth ſeines Schaffens wird verkannt, dazu ſtört und verwirrt der „ätzende Geiſt" des gelehrten Freundes ſein künſtleriſches Dichten und Trachten.

Kennte er Lorle von den Kämpfen um das innerſte Weſen ſeines Lebensberufs Etwas mittheilen? Sonſt wenn ihm die Mislichkeiten des Lebens zu nahe rückten, flatterte er davon, ließ all das kunterbunte Treiben hinter ſich, und vergrub ſich ſtill in den Bergen; jetzt war er feſtgebunden. . . .

Eine Ehe die ſtatt zu tröſten und mit Verſtändniß tragen zu helfen nur feſſelt, bringt den Mann zur Verzweiflung. Wenn die Dinge ſo liegen, wird man auf ein, allerdings wol nicht eben zart gewähltes, zufälliges Ereigniß, durch welches Auerbach den langgehegten Zwieſpalt endlich ins Leben ausbrechen läßt, nicht mehr den Ton beſonderer Bedeutung legen, ebenſo wenig auch tiefliegende allgemeine Gegenſätze auf moraliſche Verſchuldung der einzelnen Individualität zurückführen wollen. Den einzigen Troſt für den Schmerz, daß dieſe Gegenſätze vorhanden ſind, daß der Dichter ſie ſo ohne Verſöhnung gelaſſen hat, gibt uns als Theilnehmer dieſes Schmerzes, über den er ſich doch zugleich durch die Hoffnung hinausheben läßt, der Collaborator. Und wir täuſchen uns wol nicht, wenn wir in ſeinem Charakter zugleich ein gut Theil von dem des Dichters ausgeprägt ſehen, in Dem was ihn der Regierung als „Atheiſten" verdächtig macht Auerbach's Pantheismus wiederzufinden glauben. Er meint man ſolle dem Volke die „neuen Offenbarungen" im Geſange mittheilen, in dem die erſte und letzte Bildungsſtufe wieder geeint ſei; — gäbe es nur mehr ſolche praktiſche „Atheiſten"!

Dieſelbe Sehnſucht nun nach der Wiedergeburt der Menſchheit durch die reine Natur, welche der Collaborator in ſeinem Capitel „Adam Kadmon oder die Urmenſchen an der Spitze der Geſchichtsepochen" niedergelegt hat, dieſelbe Sehnſucht nach Herſtellung der wahren Religion offenbart ſich auch in dem Kämpfer von welchem die letzte unſerer Geſchichten erzählt, die den Namen „Lucifer", womit der Kühne für ſeine freie Rede gegen die Ruchloſigkeit des Pfaffenthums gebrandmarkt werden ſollte, in verſöhnter Ironie bedeutungsvoll auf dem Titelblatte führt. Während Auerbach in der „Frau Profeſſorin" Kern und Schale des volksthümlichen Lebens in unantaſtbarem Verharren gegen alle Modificationsverſuche der überfeinerten Cultur aufgezeigt hat, ſehen wir ihn im „Lucifer" auf dem Wege eine Annäherung der getrennten Bildungsſtufen in dem wichtigſten Punkte, der religiöſen Anſchauungsweiſe aus dem Innern der Volksnatur heraus ohne die geringſte anregende Machination von Seiten ſtädtiſcher Aufklärer ſich vorbereiten zu laſſen. Obgleich man das hier Dargeſtellte im Weſentlichen ſicher auf eine prophetiſche Anticipation des Dichters zurückzuführen hat, iſt er doch dabei ſtehen geblieben das häretiſche Element, welches den naiven Sinn unmittelbar zu den Reſultaten philoſophiſcher Reflexion hinüberführen will, vor der Hand in einem einzigen Träger concentrirt aus der Mitte der Gemeinde, die ſich zuletzt in durchaus feindlicher Stellung dazu hält, in die Einſamkeit des Märtyrerthums abzuſondern. Indem er ſeinen Luzian mitten zwiſchen den Genoſſen ſeines Lebenskreiſes, von denen er „verlaſſen und verſtoßen" wird, und den modernen Bekennern einer Welt- und Gottanſchauung deren Keime ſich in ihm ſelbſt zu klarem Leben aufzuthun ſuchen, in deren Geneſis und äußerſte Conſequenz einzugehen es ihm aber doch an Gewandtheit der Reflexion gebricht, mit dem ſtarken ſelbſtvertrauenden: „I am myself alone!" einſam ſtehen läßt, bleibt der Dichter hier auf der Hälfte des Wegs den er durch die ganze Aufnahme dieſes Problems überhaupt betreten hat. Wie es bei dieſen gröbern ſinnlichen Naturen nicht fehlen darf, wird als äußeres Motiv zur Herbeiführung des theoretiſchen Reſultats die Erbitterung gegeben welche das römiſch-katholiſche Pfaffenthum in ſeinem bigoten zelotiſchen Repräſentanten bei Luzian gegen ſich rege macht, deſſen kraftvolles Gefühl von dem göttlichen werthvollen In-

halte der innern Menschennatur vor der schmachvollen, kirchlich geweihten Entwürdigung und Beschimpfung des letztern zornig zurückschaudern muß. Dennoch will uns dieses zunächst nur auf Persönliches bezogene Motiv im Verhältniß zu der steigenden skeptischen Entwickelung, die endlich zum Ausgange ein über alles Zufällige und Persönliche völlig hinausgehobenes Sichbewußtwerden des abstract principiellen Gegensatzes ergibt, in der That etwas unwahrscheinlich vorkommen; ich wenigstens muß gestehen, daß, trotz des erhebenden Bildes welches Auerbach in dem stets von gesunder Naturkraft getragenen Seelenkampfe seines Luzian darbietet, eine weit niedriger gehaltene analoge Erscheinung, die A. v. Sternberg in seinem „Paul" (I, 236 fg.) uns vorgeführt hat, eben weil sie in Motiv und Ausführung den Verhältnissen gemäß gröber gehalten ist, mir ein überzeugenderes Gepräge der Lebenswahrheit zu tragen scheint, ohne daß ich mich übrigens entschließen könnte Sternberg's anschaulich gewandte, freilich bei aller Glätte doch oft auch scharfe Zeichnung mit der großartigen, markvollen Plastik der Auerbach'schen Bilder, wo uns nicht selten aus einem leisen Zuge die sprechendste Fülle reicher Beziehungen entgegenquillt, in irgendwelche Parallele zu setzen. Sternberg's „moderner Philosoph im Leinwandkittel", der schlesische Weber Ignaz, ist ein Freigeist und Gotteslästerer geworden, weil Gott, der die Reichen groß macht, der sie speist, der sie „für ihre Laster durch Wohlleben und Glück belohnt", für ihn, den Armen, und für seine Genossen „Nichts hat als einen Schluck faules Wasser, eine Brotrinde, Gift für den Körper, einen Strohsack für das Lager und ein Bret für den Sarg". Ignaz leugnet höhnisch die Unsterblichkeit, weil er in der zerrissenden Anweisung auf dieselbe nur eine hohle Ironie auf das grenzenlose Elend, den entsetzlichen Jammer zu sehen vermag, wozu er für dieses Leben mit einer verzweifelnden Schar hungeriger Genossen verdammt ist. Auf Paul's Frage, welcher Gott statt des entthronten erhoben werden solle, entgegnet er: „Wir brauchen keinen; wir sind uns selbst Gott genug." Paul scheint sich zu wundern, daß „die Ideen auf ihrer Wanderung bis hierher gerathen" sind; aber gewiß mit Unrecht: denn die Frage nach der Nothwendigkeit des äußersten rettungslosen Uebels kann auch den ungebildeten Geist zu einer Skepsis der Verzweiflung aufstacheln, die ihn in der gefoderten Unterordnung unter das Gesetz der Religion nur das „geheimnißvolle Mittel" erblicken läßt dessen sich die Reichen und Mächtigen dieser Erde bedienen um das gläubige Volk zu knechten.

(Der Beschluß folgt.)

Der Sittenroman in England.

Philarète Chasles hat in zwei größern Aufsätzen der „Revue des deux mondes" seinen Landsleuten eine Probe des englischen Sittenromans gegeben durch eine Uebertragung von „Vanity fair", von William Makepeace Thackeray. Am Schluß derselben fügt er Folgendes zur Charakterisirung dieser Literaturrichtung bei:

Die Heuchler und Scheinheiligen müssen vor der Feder Thackeray's wol erbeben. Seine außerordentliche Stärke besteht in seinem unerbittlichen Kampfe gegen die Lüge. Ungeachtet der Bescheidenheit seiner Anfoderungen und der leichten und weitschweifigen Einfachheit seines Stils erdichtet er nicht einmal im eigentlichen Sinne des Worts Etwas; er findet es vor und erzählt es. In dem „Diamant Hoggarty" und in „Pendennis" offenbart sich eine eigene Art von Talent, eine feine, oft unbarmherzige Zergliederungskunst, ein heißer Drang die Masken von den Zuständen abzureißen. Glänzende und pathetische Scenen haben in der französischen Uebertragung bisweilen wegbleiben müssen; denn viele von den agirenden Personen Thackeray's, die mit den lebhaftesten Farben ganz als Engländer gezeichnet sind, würde der fremde Leser gar nicht begriffen haben. Das macht die Einsicht in fremde Sitten so schwer, daß man um sie zu verstehen das Besondere im Allgemeinen muß unterscheiden können. Ueberall gibt es Geizige, Wollüstlinge, Vielfraße, Felge; aber nur in England kann der Formenmensch Sir Pitt Crawley und der indische Gastronom Sedley leben. Wenn diese Individuen z. B. in Frankreich scheinbare Doppelgänger haben, so unterscheiden neue Nuancen sie doch von jenen; der Billardprofessor und der Ehemann der Modedame würden in Frankreich weniger schweigsam und weniger geduldig, der Philanthrop würde ein sentimentaler Schönredner, aber weniger leichtgläubig sein.

Anstatt sich zu der niedrigen und thörichten Doctrin von der Rechtmäßigkeit des Erfolgs zu bekennen, erkennt Thackeray nicht einmal an, daß der Erfolg Fähigkeit und geistige Ueberlegenheit beweise. Er weint und lacht über die Menschheit, er trauert um sie wenn er sich über sie lustig macht. Und Das mit Recht. Auch hat er schon eine Schule. Die allerliebste „Jeanne Eyre" ist nach dem Modell von „Vanity fair" gearbeitet. Ueber das glückliche England! Da gibt es doch noch grünende Schlupfwinkel und schattige Asyle, wo man sich für Rebekka und Rochester interessiren kann. Die Liebe Dobbin's und Rebekka's, die Unterhaltungen des mürrischen, blasirten, langweiligen und gelangweilten Rochester mit Jeanne Eyre, welche die natürliche Tochter einer Tänzerin erziehen soll, das Alles ist an sich unbedeutend, es ist kein großer Stoff; aber es birgt unendlich viel Wahrheit. Aus den beiden governesses, von denen die Eine häßlich und ehrbar, die Andere verführisch und vom Teufel besessen ist, hat der eine Schriftsteller eine kleine Elegie, der andere eine große Epopée in Prosa gemacht. Ein solcher Maler hat um sein Meisterwerk zu schaffen Nichts nöthig als eine alte mit Kalk übertünchte Mauer und ein paar Enten in einem Weiher. Die Schönheit der Kunst liegt nicht in dem gewählten Stoffe, sondern in der Seele die diesen aufnimmt und verarbeitet. Die Kunst kennt keine Schranken; ihre unendliche Mannichfaltigkeit hat kein anderes Geheimniß als die Verschiedenheit der Naturen. Tizian, van Dyk, Velasquez, Rembrandt und Rubens würden nach demselben Modell fünf bewundernswerthe und doch ganz verschiedenartige Portraits geliefert haben.

Currer Bell, der pseudonyme Verf. von „Jeanne Eyre", ist augenscheinlich noch jung, und besitzt nicht die Philosophie, die Tiefe, den Scharfblick, die Fähigkeit Thackeray's. Currer Bell, obwol er nachahmt, wahrt sich doch auch eine gewisse Originalität. Er läßt den Schrecken und die Leidenschaft mit bescheidenen Mitteln entstehen, er kennt die Poesie niederer Verhältnisse und die geheimen Tragödien dieses Lebens. Seine lebhaften Effecte erreicht er durch einfache Farben. In dieser Darstellungsart zeichnet er sich aus: Rembrandt und Ruysdael sind hier nicht geschickter. Die poetischen Empfindungen der Jugend, die dunkeln und geheimnißvollen Gemüthsbewegungen des Einsiedlerlebens, die er in seinem kleinen Buche mehr reproducirt als zergliedert, kommen dem Leser auf einmal wie literarische Neuigkeiten vor, sie schlagen an sein Ohr wie Echos aus dem wirklichen Leben. Er beschwört an den Herd eines Torffeuers, unter das bescheidenste Dach, die Schrecken der

Mrs. Radcliff und ihrer alten Schlösser herauf: ein Zischen in einer Galerie, ein Licht welches erlischt, ein Meubel welches umfällt u. s. w. Hierin hängt er noch der Schule Thackeray's an, dessen große und tiefe Erfahrung ihm nur abgeht. Wie Thackeray verwünscht er den „cant". Wenn man „Jeanne Eyre" und „Vanity fair" beiseite legt, so ist man ganz aufgebracht gegen Lüge und Schein, falsche Strenge, falsche Größe und falsche Ergebenheit, und hauptsächlich gegen Puritanismus und Puritaner.

Dieser Abscheu gegen Heuchelei und Verstellung ist vielen jetzt beliebten englischen Schriftstellern gemeinsam, namentlich Thackeray, Dickens und Carlyle. In allen ihren Werken ist die britannische Citadelle des „cant" heftig angegriffen. Was bedeutet dieser cant, von dem schon Byron viel gesprochen? Das Wort heißt nicht Calvinismus, auch nicht Scheinheiligkeit, es bedeutet weder Affectation noch Pruderie, weder Anglicanismus noch Puritanismus, weder Religion noch Beobachtung der Ordensregeln: aber es enthält von allem Dem ein klein Wenig. Man muß auf den Ursprung des Worts zurückgehen. Was waren Das für Leute die unter Cromwell England eine definitive Form gaben? Das waren Die welche cantaient, qui cantabant, Die welche in Nasentönen ihre alten Hymnen von Rous und ihre biblischen Lieder sangen. Der cant, d. h. der äußere Schein einer innern, oft lügenhaften Heiligkeit, hat eine Masse von Gewohnheiten erzeugt, deren Spur sich überall wiederfindet, wo der Calvinismus Wurzel gefaßt hat. Das Dogma von der prädestinirten Verdammung, die furchtbare Uebertreibung von der Erbsünde, der Glaube an das Böse das die Menschheit beherrscht, diese finstere Doctrin Cromwell's und Knox', sind die Basis der Ideen und Gewohnheiten an welche die Literatur, die Politik und die Sitten eines großen Theils des Nordens seit dem 16. Jahrhundert sich anknüpfen.

Die Annalen der Scheinheiligkeit in England sind sonderbar. Vor Elisabeth und Knox findet man davon keine Spur. Bei dem Dichter Chaucer ist Alles fröhlich und guter Dinge; Das ist merry England. Man pflanzt die Maie, das Bier fließt und die Töchter tanzen. Um das J. 1580, zur Zeit Shakspeare's, fällt ein Schleier moralischer Traurigkeit über alle Gesichter; Shakspeare kämpfte dagegen, und Fielding, Sheridan, Smollet, Byron haben gleichfalls den cant zu vernichten gesucht. Fer, Richardson, Burke, selbst Wordsworth haben für die kleinliche Strenge des calvinistischen Jansenismus gewirkt, aber heutzutage verfolgen alle Romandichter von Bedeutung den Weg Fielding's: so Dickens und Thackeray. England duldet nicht nur die Bücher dieser Autoren, nein, es nimmt sie auch, und Das mit Recht, höchst beifällig auf. Ein Volk das seiner Kraft gewiß ist hört die Wahrheit, ja es hat den Muth sich dieselbe selbst zu sagen. Das muß man namentlich bei Thackeray bewundern, daß wenn er die religiöse, puritanische und democratische Lüge geißelt, er auch die skeptische und weltliche Lüge nicht etwa mit Schonung behandelt. Weg mit der Maske des bürgerlichen Tartufe und des edeln Herrn Moncade; das Banner der Wahrheit ist das Thackeray's. *)

31.

Notizen.

Eben weil die Hellenen ganz in der Natur lebten und webten, konnte es ihnen, was ihnen oft zum Vorwurfe gemacht worden ist, nicht einfallen Naturschilderungen zu einem besondern Gegenstande der Literatur zu machen. Die Griechen kamen nicht, wie die Nordländer meistentheils, von außen an die Natur heran, sodaß man ihren Naturſinn erst durch Gewächshäuser, Reiseschilderungen u. dgl. hätte wecken müssen. Die Hellenen lebten vielmehr so ganz in der Natur, daß sie sich selbst als einen Theil der Natur fühlten. Während in unserer Zeit, und namentlich auch bei uns Nordländern, viele Menschen sich große Mühe geben den Schönheiten der Natur einigen Geschmack abzugewinnen, ringt sich der Hellene erst los aus den Armen der Natur, um nicht mit seinem ganzen Wesen in ihr aufzugehen. Daher verweilt er nicht lange bei Dem was für ihn nur Nebensache ist und sich von selbst versteht, sondern eilt überall, wie es der Poesie ohnehin geziemt, der Handlung entgegen. Daß dessenungeachtet den alten herrlichen Dichterwerken der Hellenen, des Homer, Pindar u. s. w., dieser tiefe und zarte Sinn für die Natur zu Grunde liegt, Das wird Jeder empfinden der sich mit wahrer Liebe in diese Werke versenkt. Vergl. R. v. Raumer, „Vom deutschen Geiste" (1848), S. 13. In ähnlicher Weise ist auch bei den Italienern der Mangel an Landschaftsmalern zu erklären.

Der Grundzug des altgermanischen Wesens ist die Liebe zur Freiheit; aber es versteht sich von selbst, daß diese Freiheitsliebe bei den Germanen, wie Dies wol bei jedem gesunden Volke der Fall ist, den Sinn für Ordnung und Unterordnung nicht ausschloß. Im Gegentheile, wo es das Wohl des ganzen Volksstammes oder der gemeinsame Zweck einer freiwilligen Verbrüderung verlangt, sehen wir die Germanen mit unverbrüchlicher Treue aneinander halten, ja sich dem Willen eines Einzigen unterwerfen; und diese Unterwerfung beruht nur auf dem richtigen Gefühle, daß blos durch diese Unterordnung des Einzelnen die gemeinsame Freiheit Aller zu retten ist. Aber ebenso weit wie von dem Patriarchalstaate waren die alten Deutschen von der Ansicht entfernt, nach der irgendwelche politische Theorien im Stande sein sollen ein Volk bei Macht und Freiheit zu erhalten, auch wenn es in Wüstheit und Zuchtlosigkeit versunken. Vergl. v. Raumer, „Vom deutschen Geiste", S. 31 und 34. Die alten Deutschen waren demnach in manchen Punkten weiter fortgeschritten und praktisch gebildeter als ihre Nachkommen im 19. Jahrhundert, die sich gleichwol großer politischer Weisheit rühmen!

Das von den Salischen Franken zur Zeit der frühern Merowinger errichtete Gesetzbuch, das Salische Gesetz, enthält in seiner Vorrede dazu folgende, in mehr als einer Beziehung bedeutsame Stellen. „Der Franken ruhmvolles Volk", sagt sie, „von Gott gegründet, tapfer in Waffen, sicher im Vertrag, tief im Rath, am Leib edel und unversehrt, durch Farbe und Gestalt ausgezeichnet, kühn, schnell und abgehärtet, neuerdings zum katholischen Glauben bekehrt, frei von Ketzerei als es noch im Heidenthume lebte, durch Gottes Eingebung den Schlüssel der Weisheit suchend, seinem Charakter gemäß nach Gerechtigkeit verlangend, Frömmigkeit bewahrend, haben die Angesehensten des Volks das Salische Gesetz aufzeichnen lassen, die damals die Leiter des Volks waren. An drei Malstätten (Gerichtsstätten) zusammenkommend, alle Streitsachen sorgfältig prüfend, die einzelnen durchgehend, haben sie das Urtheil auf diese Weise festgestellt. Als aber durch Gottes Gunst Chlodwig, der leckige und schöne und ruhmreiche König der Franken, zuerst die katholische Taufe empfing, da ist Alles was in dem Gesetz minder passend schien durch die erhabenen Könige Chlodwig u. s. w. deutlich verbessert, und so dies Rechtsbuch abgefaßt worden. Hoch lebe Christus, der die Franken liebt; er schirme ihr Reich und erfülle dessen Lenker mit dem Lichte seiner Gnade, schütze das Heer, stütze den Glauben, des Friedens Freude, und Glück gebe der Herr der Herren, Jesus Christus u. s. w." 16.

*) Thackeray ist auch ins Deutsche übersetzt worden. Die von A. Diezmann herausgegebene „Belletristische Welt" enthält in dem 24. bis 27. Bändchen Thackeray's „Markt des Lebens, ein Roman ohne einen Helden".

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 164. — 10. Juli 1849.

Zur Charakteriſtik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Beſchluß aus Nr. 163.)

Man wird mich nicht ſo misverſtehen wollen, als erſchiene mir dies nackt hingeſtellte Fertigſein mit allen höhern Lebensfragen, die gottloſe Fratze eines kläglichen (wenn auch relativ berechtigten) Materialismus der grellen piquanten Schlaglichter wegen werthvoller oder nur anziehender im Vergleich zu dem lediglich um den Gewinn des Idealen beſorgten, auf Reinigung und Reinerhaltung der höchſten tragenden Lebenswahrheit gerichteten Kampfe Luzian's; was ich hier ſagen möchte, iſt nur, daß dem Geſichtskreiſe welchem ſowol Ignaz als Luzian angehört ein unmittelbares Anlehnen ſolcher, gleichviel welcher Richtung nachgehenden, ſkeptiſchen Beſinnungen an naheliegende greifbare Ausgangspunkte jedenfalls am überzeugendſten und einleuchtendſten entſpricht. Haben wir aber dieſe Bedenken hinſichtlich der Vorausſetzungen bei dem „Lucifer" einmal fahren laſſen, ſo können wir uns ganz dem erquicklichen Eindrucke offen geben welcher von den Aeußerungen einer rein um die Wahrheit ringenden Seele, zumal in einer ſo meiſterhaften, dichteriſch pſychologiſchen Darſtellung geboten, immer auszugehen pflegt. Die Entwickelung des ganzen innern Aufbaus von der einmal zugeſtandenen Grundlage eines in dieſer Sphäre ungewöhnlichen Selbſtbewußtſeins aus iſt in der Schilderung Luzian's von Anfang bis zu Ende mit der feſteſten Conſequenz durchgeführt. Daß er bei dem Beginn des Kampfes gegen den eifernden Prieſter kein Neuling in der Welt des Gedankens mehr iſt, wird ſchon durch die Bemerkung angedeutet, daß ſein Weib zuweilen „über ſein vieles Leſen ſpöttelt" (er lieſt Thomaſius); weiter aber zeigt jedes Wort was aus ſeinem Munde kommt einen Geiſt, der mächtig daran arbeitet die Religion worin er waltet von allem durch langjährige Bemühungen des Pfaffenthums auf die Seele des Volks erdrückend zuſammengehäuften Wuſt und Plunder verſchrumpfter und verdumpfter Lebensanſchauungen, abergläubiſcher Wahnideen gründlich ernſthaft zu ſäubern, damit auch hier endlich Natur und Leben ohne dunkle Hinterhalte hölliſcher Verſtrickungen, dem urſprünglich freien Geiſte wieder eine offene Gegend daliegen. Es iſt ein ehrwürdiger Zorn in ihm lebendig darüber, daß für das „Volk" alles Das ſeinen alten Platz behalten ſoll was die „Geſcheiten" längſt beiſeite geſchoben haben:

> Da predigen und lehren ſie das ganze Jahr Sachen von denen ſie ſo wenig wiſſen wie wir, da ſtopfen ſie die Kinder voll mit Zeugs — ich möcht' oft die Wänd' 'nauf, wenn ich hör' was mein Victor Tag für Tag auswendig lernen muß — und wenn ſich Das hernach in den Gedanken verhärtet und verbuttet, da ſchreien ſie: Man darf dem Volk nicht an ſeinem alten Glauben anrühren. Ja, wer hat ihn denn hineingepflanzt?... Das Volk! das Volk! Weißt denn wer das Volk iſt? Wenn ich das Wort hör', geht mir allemal die Gall' über. Wer halt nicht mit regiert, geiſtlich oder weltlich, der iſt Volk.

Ein ſolcher Zorn kann aber bei ſolchen Naturen nicht innerlich verrauchen; er faßt ſich endlich zu einem höchſten rückſichtslos energiſchen Ausbruch zuſammen: Luzian läßt ſich von der „Ahne" bereden ſeiner „Bäbi" zu lieb wider ſein Gelübde dennoch zu dem jungen Pfarrer in die Kirche zu gehen; es iſt die Predigt nach einem Hagelwetter, von dem die meiſten Bewohner des Dorfs in ihren Erntehoffnungen ſchwer getäuſcht worden, Luzian allein hat „verſichert". Die Rede des Pfarrers, der die Gelegenheit ſich nicht entgehen läßt in die Auslegung ſeines Textes: „Wer da viel ſäet wird viel ernten, und wer wenig ſäet wird wenig ernten!" nicht nur all ſeinen bigoten Eifer, ſondern auch ſeinen furchtbaren perſönlichen Grimm gegen Luzian und deſſen Wirkungen auf die Gemeinde zu ergießen, macht das volle Gefäß überquillen. Die Schilderung, die manchen Blick nach der Säule wendet, wo ein Mann feſtſteht „wie der Stein hinter ihm", weil ſie nur dieſem gelten kann, entlockt ihm kein Zeichen des Unmuths; ſein Sinn geht auf das Allgemeine. Darum aber bei den Worten des Eiferers: „Eure Saaten ſind geknickt, Noth und Jammer ſteht euch bevor. Warum? Warum, frage ich euch, hat der Herr ſeine Wetter befohlen, daß ſie herniederfahren und euch züchtigen? Ihr habt ſein vergeſſen in euerm Taumel, gottverlaſſen ruht auf Jedem von euch tauſendfältige Todesſchuld"; bei dieſen Worten, die ihm eine Läſterung ſind des Gottes den er in ſich, in Allen weiß, bricht es aus ihm hervor: „Das iſt ſchandmäßiger Lug und Trug!" Und weiter dann ſtrömt ungehemmt die Verkündigung des Gottesbewußtſeins von ſeinen Lippen; er endigt zu dem Läſternden gewendet: „Die Hölle iſt nur in dir da oben und in Allen wie du...." Dafür trifft ihn der machtlos verhallende Bann: „Du biſt ver-

dammt und verflucht in Ewigkeit." Dieſe ganze Scene (S. 348—349) gehört zu dem Großartigſten was Auerbach gedichtet, was in deutſcher Sprache die göttliche Macht eines von der Wahrheit getriebenen Geiſtes und ſeiner Wirkungen verkündet hat. Luzian's Stimme findet zunächſt Nachklang in den Herzen; er wirkt ſchon durch die Stellung welche ihm ſeine geiſtige Ueberlegenheit unter den Männern des Dorfs gewonnen hat, zwingend und überzeugend. Während nun aber Alle in dem Wahne befangen bleiben, daß ſein ganzes feindliches Verhalten zur Kirche ſich lediglich auf die misliebige Perſon des neuen Pfarrers beziehe, iſt der „Kämpfer" ſelbſt von dem heftigen Anſtoß aus den ſeine Innerlichkeit durch jenen gewaltſamen Ausbruch ſich gegeben hat ſchon weit in dem ſchwellenden Gedankentreiben über das Aeußere und Zufällige zur Verwerfung weſentlicher, integrirender Momente des objectiven chriſtlichen Lehr- und Lebensgehalts fortgeſchritten; oder genauer: der Dichter zeigt uns mit außerordentlicher pſychologiſcher Feinheit wie Luzian von dem Strome ſeiner eigenen Gedanken, dem er den Damm weggezogen hat, zu Reſultaten fortgeriſſen wird zu welchen er ſpäter, da ſie von einem Manne der abſtracten Verſtandesbildung (vergl. die Scene mit dem Oberamtmann, S. 477 — 483) in der nackten Analyſe unerbittlicher Dialektik ihm vorgelegt werden, bei kühler Beſinnung ſich nicht bekennen kann, indem er vielmehr betroffen eine Lebensentfaltung anſchaut „von der er nie gedacht, daß ſie in der Welt bereits vorkäme", und von der vorherigen entſchieden pantheiſtiſchen Auflöſung aller kirchlich-concreten Religionsformen zu dem beſtimmten Bekenntniß des Glaubens an die Perſönlichkeit eines überweltlichen Gottes zurückkehrt. Genoſſen die zu ihm ſtehen, von ihm geführt ſein wollen, hat er nur ſo lange als der Wahn, auch ihm ſei nur der ſchlechte Vertreter der Lehre ein Dorn im Auge, noch nicht zerſtört iſt; ſobald er auch über dieſe ſelbſt hinauszugehen bekennt, findet Wendel's Wort an ihm ſeine Wahrheit: „Du ſchaffſt allein." Die Männer aus dem Dorfe, die kommen einen feſten Bund zur Durchſetzung ihrer beſchränkten Wünſche mit ihm zu bereden, müſſen aus ſeinem Munde, durch ſein rückſichtslos offenes Bekenntniß erfahren, daß er bereits dahin vorausgeſchritten iſt, wohin ſie ihm zu folgen nicht vermögen, d. h. den Muth nicht haben. Er bietet ihnen frei das friſche Ergebniß eines eben ausgerungenen einſamen Kampfes. „Wir halten zu dir", heißt es, „der Pfarrer muß aus dem Ort, und das freie Wahlrecht müſſen wir haben." Luzian's fragendes: „Und weiter?" findet in den Angeredeten keinen Widerhall. Wie er es ihnen deutet, ſchleichen ſie ſtill davon.

Ich, ich will gar Nichts mehr von dem Pfarrer wiſſen, von dem nicht und von keinem andern, von keinem alten und von keinem neuen, von gar keinem. Ueber die Schrift hinaus, da gehet ihr doch nicht mit?... Ich glaub' nicht an die Heilig' Schrift, das Wort Gottes, wie ſie's heißen. Gott hat nie geſchrieben und geſprochen. Die Pfarrer ſind nur Bauchredner, und machen wie wenn die Stimm' von oben käm' u. ſ. w.... Laſſet mich unkeit (unbehelligt) mit eurem Glauben, ganz weg muß er.

Luzian ſteht nun allein. Er leidet nun als Einer von Denen:

Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten.

Ja, das verzagte Zurückweichen, die kleinmüthige Beſchränktheit ſeiner bisherigen Genoſſen führt einem Manne aus dem Volke plötzlich den ariſtokratiſchen Begriff des „Pöbels" zu; „in dem Herzen eines Mannes der mitten in den Reihen des Volkes" ſcheint ſich die Volksverachtung zu regen:

Nichtsnutz, Lumpenbagage iſt die ganze Welt, und vorweg gar dieſe da meine Grundbirnenbäuerle, nicht werth, daß man ſich einen Finger für ſie naß macht. Sie müſſen in alle Ewigkeit hinein Dreck freſſen, es ſchmeckt ihnen ja wie Zuckerbrot. Denen da die Wahrheit verkünden? Das iſt grad wie wenn man einem blinden Gaul winkt. Sie ſind nichts Beſſeres werth als was ſie ſind.

Daß er nun, d. h. ſein guter Name, von dieſem „Pöbel gekreuzigt und verbrannt" werde, dazu fehlt nur, daß der Pfaffe, indem er den Sohn Egidi gegen den Vater im Namen der alleinſeligmachenden Kirche aufſtachelt, ihn zu dem Aeußerſten hinreißt, ſein reines Werk durch des glühenden Zorns Gewaltthat ſelbſt einem befleckenden Zuſammenhange preiszugeben. Das Capitel welches der Schilderung dieſer Vorgänge folgt nennt ihn in der Aufſchrift: „Verlaſſen und verſtoßen"; Das hätte in gewiſſer Beziehung auch der ganzen Geſchichte als Motto vorgeſetzt werden können. Zwar wird der ſtarke Geiſt in jenem edeln Selbſtgefühl: „Ich bin der ich bin" augenblicklich wol über das Bedürfniß der Befriedigung hinausgehoben welche in dem unterſtützenden Einklang mit Andern liegen kann; aber er kann ſich dennoch der tiefen Trauer darüber nicht erwehren, daß all die ſchwere innere Arbeit die er an die Reinigung der Wahrheit geſetzt der Welt Nichts hilft, dem Leben Nichts einträgt, keine greifbare Ernte liefert. Mit echt poetiſcher Wahrheit zeigt uns Auerbach auf dieſem Punkte in ſeinem Luzian, der als müßiger Skeptiker bei aller Friſche und Rüſtigkeit, bei allem tiefen Ernſt des innern Kampfes doch immer als dem eigentlichen Grundcharakter ſeines Lebenskreiſes untreu gehalten erſcheinen konnte, die durchaus praktiſche Volksnatur, die einen feſten lohnenden Ertrag ihrer Anſtrengung ſehen will, um den freudiger Muth zu neuem Schaffen zu gewinnen. Wie herrlich liegt dieſer Zug angedeutet in dem kurzen Satze: „Er pflügte den ganzen Morgen ohne Unterlaß draußen im Speckfelde, er empfand es ſtill, daß Das doch eigentlich die Arbeit ſei die er am beſten verſteht." Mit der Ueberzeugung: „Ich bin der Mann nicht der der Welt helfen kann", ſchließt Luzian ſein Wirken nach außen hin ab. Nachdem er in kurzem Gefängniß willig ſein Vergehen am Pfarrer abgebüßt hat, bleibt ihm Nichts als eine Welt zu ſuchen in der er für ſich und ſeinen Glauben freien Raum findet. Den ſeines Amts entſetzten Pfarrer Rallenkopf, der „mit ihm vereint eine neue Gemeinde um ſich ſcharen und dem alten Kirchenthume entgegentreten" will — weil es darum gelte den

Bau von innen heraus zu ſprengen durch Bildung von Gemeinſamkeiten — weiſt er zurück:

Das Menſchengeſchlecht hat's jetzt ſeit ſo und ſo viel Tauſend Jahren probirt mit dem Zuſammenthun in Glaubensgemeinſchaften und Kirchen, und was iſt dabei herausgekommen? Ihr wiſſet's beſſer als ich. Jetzt mein' ich probirt man's einmal ſo lang ohne Kirchen und Gemeinden, ſchlimmer kann's in keinem Fall werden.

Nicht als Glied einer „freien Gemeinde", als Glied jener einen großen Gemeinde welche durch die Liebe, durch Gott, der die Liebe iſt, zuſammengehalten wird, geſegnet „Lucifer" die Alte Welt: „Gott iſt überall." Den Urquell des Lichts, der in ihm iſt wie in der Welt, den trägt er mit ſich, und findet ihn überall wieder.

In den Worten welche der Oberamtmann dem Scheidenden zum Gedächtniß in einen „Wegweiſer für deutſche Auswanderer" ſchreibt, iſt uns auch hier die Hoffnung angedeutet ohne welche uns der Dichter nicht entlaſſen ſoll. In dem Buche ſtand:

Man ſoll nicht auswandern wie der eigenſüchtige Rabe aus der Arche Noah, der draußen bleibt, wenn's nur ihm wohlergeht; man ſoll auswandern wie die ausgeſchickte Taube, die heimkehrt mit dem Oelzweige, verkündend daß die Sündflut ſich verlaufen hat.

Wann aber werden die Dichter kommen welche uns dieſe Hoffnung erfüllen, mit dem Oelzweig, verkündend daß die Sündflut ſich verlaufen hat?! Hier hat die neue Kunſt, die „Verherrlichung des immanenten Gottes", ihre vorbedeutenden Keime, wann wird ſie blühen?! Noch gilt in unſerm Leben das traurige Wort Ludolf Wienbarg's:

Wir ſind im Handeln ebenſo unſicher wie im Genießen, im Schaffen ebenſo ſchwankend wie im Beurtheilen, Kopf ſtößt ſich an Kopf, Gefühl an Gefühl, es iſt eine Welt von Diſſonanzen, die ihren Generalbaß erſt von der Zukunft erwartet.

Die Armen die da wähnen die Geſchichte des Jahres 1848 habe uns dieſen „Generalbaß" gebracht, kann man in ihrem Wahne nur bedauern. Das liegt noch in der Weite. So wollen wir uns denn aber die Freude an einem Dichter nicht verkümmern laſſen durch deſſen Werke neben dem ſcharf dargelegten Bruch und Zwieſpalt ſich vernehmbare prophetiſche Vorklänge der Löſung hindurchziehen. Wir müſſen in Berthold Auerbach ein Herz lieben das ſich mit ſeltener Kraft und Reinheit hinſehnt zu der Wiedergeburt der Menſchheit, und dieſer Sehnſucht einen ſo vollen und friſchen Ausdruck zu leihen weiß, wie er in dieſer Trias von Dichtungen jedem Harrenden geboten iſt, der endlich allen Drang der langen Hoffnungszeit ausſtrömen möchte dem jungen Tage entgegen in den jauchzenden Gruß: „Hail, holy light!"

W. Hemſen.

Leſefrüchte.

Pio nono.

Die in d. Bl., Nr. 357 vom vorigen und Nr. 12 von dieſem Jahre, erwähnte Schrift Whiteſide's: „Italy in the nineteenth century", enthält einen Beitrag zur Charakteriſtik des Papſtes Pius IX., welcher aus der Feder eines ſo ſcharfen Beobachters nicht unwillkommen ſein kann. Er lautet: „Ich hatte die Ehre zweier Zuſammenkünfte mit Pius IX., das erſte mal als Ausſchußmitglied eines zur Unterſtützung Nothleidender errichteten Vereins, das zweite mal in einer Privatgeſellſchaft. Ich glaube es war die erſte engliſche Deputation welche dem Papſte aufwartete, und jedenfalls ſchien die verſtändige Anrede des Hrn. Harford auf Seine Heiligkeit einen nicht minder angenehmen als rührenden Eindruck zu machen. Die Manier des Papſtes iſt offen und ſogar einfach, hat nicht den geringſten Anſtrich von Stolz oder Grandezza. Spricht er mit andern Sterblichen, ſo ſagt er, wie ein vernünftiger Mann, was er im Momente denkt und fühlt. Er gab keine geſchriebene Antwort die eine freundliche Anſprache in Ausdrücken kalter Förmlichkeit erwidert, ſondern ließ ſich herzlich und ungezwungen aus, wie der Augenblick es ihm eingab. Bei der Vorſtellung wußte er Jedem etwas Hübſches zu ſagen. Als die Reihe an mich kam und er hörte, daß ich Rechtsgelehrter ſei, erwähnte er, daß ein engliſcher Sachwalter ihm vor kurzem ein Buch über Legislatur zugeſendet habe, worin gewiß ſehr Viel ſtehe was er gern wiſſen möchte, daß er aber, weil unglücklicherweiſe unbekannt mit der Sprache, das Buch nicht leſen könne — ein ganz vernünftiges, aber ſehr unfürſtliches Geſtändniß. Gewöhnliche Fürſten bekennen in keiner Beziehung ihre Unwiſſenheit. Einfältiges Großthun liegt nicht in Pius IX. Dagegen war in ſeinem Verhalten etwas Schwankendes. Er beſitzt nicht eigentlich was man Würde nennt; es ſah aus als paſſe ihm der Fürſtenhut nicht, und in dem Betracht hat er mit den Portraits Pius' VI. Nichts gemein. Sein Geſicht, ſeine Beleibtheit, ſeine Haltung bezeichnen einen geraden, kräftigen Sinn, Entſchloſſenheit und Männlichkeit des Charakters, ſowie echtes Wohlwollen in beiweitem höherm Maße als feinen oder gebildeten Geſchmack, erhabene Dignität, königlichen Stolz oder großartige Gedanken. Man entkleide ihn ſeines Ornats, und kein Menſch wird ihn für einen verſchmitzten Jeſuiten oder liſtigen Pfaffen, Jeder ihn für einen klugen, hellſehenden engliſchen Landedelmann halten. Solches war nach meiner erſten Zuſammenkunft mit Pius IX. meine Meinung von ihm. Als ich das zweite mal die Ehre hatte, bewegte er ſich ganz leicht, und ſprach mit den ihn umgebenden engliſchen Damen und Herren ohne Ziererei über Dinge wie ſie ſich für die Converſation eigneten. Beſonders angelegentlich fragte er nach Irland, und zollte dem engliſchen Parlamente wegen der zur Erleichterung der daſigen Hungersnoth gewährten Hülfe ſeine aufrichtige Bewunderung. Die bewilligten 10 Millionen ſchienen Seine Heiligkeit in kein kleines Erſtaunen zu verſetzen. Bei dieſer Gelegenheit hatten die Aeußerungen des Papſtes etwas Väterliches, und obſchon ein eingefleiſchter Proteſtant muß ich doch geſtehen, daß die ungezwungene Weiſe wie Pius IX. ſich gegen Menſchen aller Nationen benimmt mir als die richtige eines Geiſtlichen erſcheint welcher für das Haupt der Chriſtenheit gelten will."

Arbeite oder lerne.

Als der unlängſt verſtorbene Gouverneur von Andover in Maſſachuſetts, Namens Phillips, auf der Univerſität Harvard ſtudirte, glaubte er die für einen leichtern Streich empfangene Strafe zu hart, ſagte der Univerſität Valet, und ging nach Hauſe. Sein Vater, ein ernſter, verſtändiger und kurzangebundener Mann, hörte die Erzählung des Sohnes ruhig an, und erklärte dann ſein Urtheil den nächſten Tag abgeben zu wollen. Am folgenden Morgen beim Frühſtück fragte er ſeine Frau, ob ſie eine Partie grobe Leinwand vorräthig habe, genug um für Samuel — ſo hieß der Sohn — Kittel und Hoſen zu machen. Frau Phillips bejahte, und nach beendigtem Frühmahl gingen Vater und Sohn aus. Beide gingen ſchweigend nebeneinander auf ein benachbartes Dorf zu. Samuel, nicht wiſſend was Das bedeuten ſolle, aber die Entſchiedenheit ſeines Vaters kennend, brach endlich das Schweigen. „Was gedenken Sie mit mir zu thun?" fragte er ſchüchtern. „Dich

dort beim Dorfschmied in die Lehre geben", war die Antwort: „indessen hast du noch zu wählen, Rückkehr auf die Universität oder den Schmied, Etwas lernen oder arbeiten." Samuel wählte das Erstere, kehrte auf die Universität zurück, bekannte sein Unrecht, studirte fleißig, und wurde ein angesehener und geachteter Mann. Der „Louisville Presbyterian Herald", welcher Obiges erzählt, schließt mit den Worten: „Dächten und handelten alle Aeltern wie Herr Philips, so würden entweder unsere Universitäten fleißigere und ordentlichere Studenten haben, oder es würde der Nation nicht an Dorfschmieden fehlen." Sollte was für die Vereinigten Staaten gilt nicht auch, mutatis mutandis, für das „einige" Deutschland gelten? 4.

Bibliographie.

Allihn, F. H. T., Ueber die Bedeutung des Studiums des griechischen Alterthums für philosophische Bildung in gegenwärtiger Zeit. Drei Vorträge gehalten zur Eröffnung seiner Vorlesungen im Sommersemester 1848 in Halle. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 12 Ngr.

Neue Alpenrosen. Eine Gabe Schweizerischer Dichter. Herausgegeben von J. J. Reithard. 2ter Jahrgang. Zürich, Beyel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bauernfeld, Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater. Mit besonderer Rücksicht auf das Hofburgtheater in Wien. Wien, Klang. 8. 6 Ngr.

Blätter aus dem afrikanischen Reise-Tagebuche einer Dame. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 3 Thlr.

Gieseler, J. C. L., Die Lehninsche Weissagung gegen das Haus Hohenzollern, als ein Gedicht des Abts von Huysburg, Nicolaus v. Zitzwitz, aus dem J. 1692 nachgewiesen, erklärt, und in Hinsicht auf Veranlassung und Zweck beleuchtet. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 10 Ngr.

Goldmann's, F., Briefe aus Wisconsin in Nord-Amerika. Als ein anschauliches Bild einer neuen Ansiedelung für Auswanderer herausgegeben von G. Goldmann. Leipzig, Herbig. 8. 12 Ngr.

Hüni, J. J., Blätter von Horgen. Beitrag zur Kenntniß des zürcher Volkslebens. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Jesus der Essäer oder die Religion der Zukunft. Eine Beleuchtung der „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu" und ihrer Consequenzen für die Gesellschaft, verbunden mit einer Kritik der Einwendungen der orthodoxen Theologie, wie sie die Schrift des F. S. Kirchenraths Dr. Wohlfarth ausspricht. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Kalidasa, Sakuntala oder der Erkennungsring. Ein Indisches Drama. Aus dem Sanskrit und Prakrit übersetzt von B. Hirzel. 2te Ausgabe. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krakenfuß, A., Münchhausen in Californien. Ein wahrer und wahrhaftiger, vollständig authentischer und nirgend übertriebener Bericht über eine Expedition nach dem Golddistrikte von San Francisco, unternommen unter der Leitung der grand auriferous stultiferous assiniferous Californian bamboozle company in Hamburg. Bremen, Schlodtmann. 8. 10 Ngr.

Müller's, J. v., R. Glutz-Blotzheim's, J. J. Hottinger's und L. Vulliemin's Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von K. Monnard. 13ter Band. — A. u. d. Titeln: Geschichte der Eidgenossen während des 18. und der ersten Decennien des 19. Jahrhunderts, von K. Monnard. Aus dem Französischen. 3ter Theil: Geschichte der Helvetischen Revolution von K. Monnard. 1ster Band. Die Jahre 1798—1800. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Prutz, R., Neue Gedichte. 2te Auflage. Mannheim, Grohe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ruge, A., Die Gründung der Demokratie in Deutschland oder der Volksstaat und der social-demokratische Freistaat. 2te Auflage. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 12 Ngr.

Schmidt, K. C. G., Des Johannes Wesley Leben und Wirken. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Schmidt-Eberg, G., Timoleon. Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Vorlesungen über den Prophoten Daniel. In 9 Abenden. Aus dem Französischen übersetzt. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Gutachten der Handelskammer des Kantons Zürich betreffend den Vorschlag eines Bundesgesetzes über das Zollwesen. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 4. 6 Ngr.

Hassel, W. v., Ueber das freie Veräußerungsrecht und die zweifelhaft gewordenen Erbschafts-Verhältnisse der bäuerlichen Gehöfte in den Provinzen Lüneburg, Hoya, dem Bisthum Verden, den Bremenschen Geesten, dem nordwestlichen Calenberg und Ansichten zu deren Feststellung. Hannover, Helwing. Gr. 8. 5 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Zum frommen Gedächtnisse der jüngsterlebten Schreckenstage in Dresden. Kanzelrede im evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden am Feste der Himmelfahrt Christi den 17. Mai 1849 gehalten. Dresden, Kori. Gr. 8. 2 Ngr.

Lassalle, F., Meine Assisen-Rede gehalten vor den Geschwornen zu Düsseldorf am 3. Mai 1849, gegen die Anklage die Bürger zur Bewaffnung gegen die königliche Gewalt aufgereizt zu haben. Düsseldorf, Schaub. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lau, H. L., Bemerkungen, die in Aussicht gestellte Fortbildung der evangelischen Kirchenverfassung betreffend. Königsberg, Samter. Gr. 8. 5 Ngr.

Levinstein, Zur Geschichte unserer Zeit. I.: Zum Wahlgesetz. Berlin, Löwenherz. Lex.-8. 1½ Ngr.

— — II.: Finanzfrage. Ebendaselbst. Lex.-8. 2½ Ngr.

— — III.: Zur Arbeitsfrage. Ebendaselbst. Lex.-8. 2½ Ngr.

Das Ministerium der Medizinal-Angelegenheiten gegenüber dem ärztlichen Publikum. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 1½ Ngr.

Papon, A., Lola Montez. Memoiren in Begleitung vertrauter Briefe Sr. Maj. des Königs Ludwig von Bayern und der Lola Montez. Aus dem Französischen übersetzt in fünf Bändchen. 1stes Bändchen. Stuttgart, Scheible. 32. 7 Ngr.

Pfeffer, Hans, Der deutsche Kaiser schwebt in der Luft. In der Kammer gewittert's. Tragi-komische Scene. Nr. 1. Berlin, Löwenherz. Lex.-8. 1½ Ngr.

— — Die Frankfurter Schule, oder: Die unartigen Kinder. Tragi-komisches Genre-Bild. Nr. 2. Ebendaselbst. Lex.-8. 1½ Ngr.

— — Die Russen mit der Knute! Es geht los!! — Eine nicht allzulustige Kannegießeriade. Nr. 3. Ebendaselbst. Lex.-8. 1½ Ngr.

Proudhon, P. J., Das Recht auf Arbeit, das Eigenthumsrecht und die Lösung der sozialen Frage. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 12 Ngr.

Redenbacher, W., Epistel an's deutsche Volk. Dresden, Naumann. 8. 1½ Ngr.

Die Theorie des Socialismus und die erfahrungsmäßige Praxis des gesunden Menschen-Verstandes. Ein Punkt auf das i für gewisse Enthusiasten. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Trennung der Kirche vom Staate. Eine Stimme aus der Gemeinde. Halle. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ulrichs, L., Zwei Monate in der zweiten Kammer. Greifswald, Koch. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Verfassung aus Frankfurt und der Preußische Staat. Ein warnendes Wort an das Preußische Volk. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 1 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 165. — 11. Juli 1849.

Gervinus und sein neuestes Werk. *)

Vor einiger Zeit schon hörte man, daß in Leipzig ein neues Werk von Gervinus unter der Presse sei. Und welch ein Werk! Ein großer, unerschöpflicher Stoff, in den seit vielen Jahren sich die edelsten Geister versenkt, und der, wie alle ewige Wahrheit und Schönheit, der Gegenstand immer neuer Betrachtung sein wird. Die Mehrheit des deutschen Publicums hat jene Nachricht kaum beachtet: ihr steht Gervinus nur in seiner jüngsten öffentlichen Thätigkeit nahe; was der göttinger und heidelberger Professor je geschrieben und schreibt und schreiben wird, beschäftigt sie weit weniger als was der Redacteur und Mitarbeiter der „Deutschen Zeitung" zu Tage bringt. Uns überraschte schon die vorläufige Ankündigung eines Werkes das wir gerade jetzt am wenigsten erwartet hätten, und mehr noch und freudig hat uns das Buch selbst überrascht, dessen erster Theil soeben erschienen ist, und das wir nach hohem Genuß, angeregt, befriedigt, belehrt aus der Hand legen.

Gervinus hat also wieder ein Gebiet betreten auf dem er Jahre lang seine besten Kräfte entwickelt, auf dem wir ihm aber nicht so bald wieder zu begegnen glaubten. Mit einseitiger Entschiedenheit hatte er davon abgelenkt und hinausgesteuert in die offene See des politischen Lebens, wo sich freilich noch nicht die Stürme zeigten die bald zerstörend hereinbrachen. Da bewährte er sich nun eben nicht als der beste Steuermann. Wie oft sahen wir ihn mit allem Aufwand von Geist auf Sandbänke zutreiben auf denen sein System zerbrach und sitzen blieb; wie oft gerieth er zwischen Klippen die er nicht umschiffen konnte — und schon glaubten wir ihn für seinen eigentlichen Beruf verloren! Aber er hatte sich gefunden und gerettet, während er uns aus dem Gesichte schwand. Stunden und Tage brachte er auf einem herrlichen Eiland zu, und wir glauben ihm gern, daß es „glückliche Stunden" waren. Hier entfalteten sich vor seinem Blick alle Wunder des Lebens, alle Schönheit der Natur, alle Größe der Kunst; hier schöpfte er aus einem Quell ewiger Gedanken, und was in der trüben Gegenwart bei der allgemeinen Verwirrung der Begriffe kaum noch zu entwirren und zu erforschen ist, hier konnte er es in aller Klarheit und Tiefe durchschauen: die Geheimnisse der Menschenseele, die Räthsel der Völkergeschicke, die unwandelbaren Gesetze sittlicher Nothwendigkeit. Er hat es uns zugute kommen lassen in einem Maße das unsern ganzen Dank verdient. Was er da in stiller Beschaulichkeit durchforscht, betrachtet, genossen, breitet er in seinem Buche vor uns im schönsten Zusammenhange aus.

Der berühmte Literarhistoriker hat in diesem Werke mehr als sich selbst übertroffen. Nicht nur daß seine längst anerkannten Vorzüge hier ausgebildeter, reiner, genießbarer sind: es ist Nichts oder nur sehr Wenig darin von seinen großen Fehlern, die so Manches verdarben, und viel gerechten Tadel, viel heftige Opposition hervorriefen. So imposant in Form und Inhalt seine Geschichte der deutschen Dichtung ist, so tritt sie doch in innerer sowol als äußerer Beschaffenheit (selbst der Stil nicht ausgenommen) ganz hinter diese neue Arbeit zurück.

Gervinus gehört bekanntlich zu den Wenigen die mit und nach Schlosser der Historik in Deutschland einen ungewöhnlichen Aufschwung gaben. Meisterhaft hat er selbst seine Theorien entwickelt, und den Stempel des Meisters trägt Alles was er nach diesen Theorien schuf. Besonders die Geschichte der poetischen Literatur hat er zuerst in Deutschland auf die Höhe der Wissenschaft gebracht. Was vor ihm auf diesem Felde versucht wurde theilte sich zwischen ästhetischem Raisonnement, biographischen Notizen, aphoristischen Mittheilungen und Compilationen, einfachem Registerwesen, trockenen Compendien. Gervinus war der Erste der mit historischem Geist den massenhaften Stoff durchdrang und ordnete, und darin ist ihm bis jetzt noch Keiner gleichgekommen. Ohne philosophische Absichtlichkeit hat er die Erscheinungen der verschiedensten Zeiten in geistigem Zusammenhang erfaßt, und mit einzigem Geschick wußte er den Faden ideeller Entwickelung festzuhalten, durch allen Wechsel und alle Wirren socialer, politischer und künstlerischer Zustände, durch die uns mehre Jahrhunderte führen. Eine Fülle von Kenntnissen, eine merkwürdige Uebersicht und großentheils auch ein echter Schönsinn, in der Schule der Alten gebildet, Das sind die Gaben und Mittel mit denen Gervinus an sein Werk ging, ohne die sich ein solches auch

*) Shakspeare. Von G. G. Gervinus. Erster Theil. Leipzig, Engelmann. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

nimmermehr vollbringen ließ. Aber freilich bedurfte er hierzu auch gerade einer Zeit wie die in welcher es entstand, und aller Anregung die in ihr lag. Denn an Männern die solche Gaben und Mittel besaßen hatte es auch früher nicht gefehlt. Die historische Betrachtung gewinnt aber ihren rechten Standpunkt, ihre rechte Höhe erst dann, wenn die Entwickelung die sie in einer Reihe von Zuständen und Bildungen verfolgt vollendet, abgeschlossen ist: denn auf jedem Gebiet der Geschichte, gleichviel ob der Kunst oder des Lebens, ist eine allseitige Uebersicht nur von dem Culminationspunkte des Ganzen möglich. Die dichterische Productivität des deutschen Geistes war nach der Vollendung welche sie unter Goethe und Schiller erreicht hatte zu einem Abschluß gelangt; aus diesem Abschluß, der seit ein paar Jahrzehnden immer deutlicher wurde, erkannte man eben, daß jene Vollendung erreicht war, daß Goethe und Schiller das Höchste geleistet hatten, wohin der poetische Bildungsgang der Nation seit Jahrhunderten führte. Und seitdem begannen unermüdete Beobachtungen nach jeder Richtung des nationalpoetischen Bildungsganges, seitdem entwickelte sich immer weiter die tiefeindringende Forschung in der Geschichte der Sprache, der Poesie, der Cultur, der wir großartige und gründliche Arbeiten zu verdanken haben. Die umfassendste war die von Gervinus. Aber in dem Kraftgefühl mit dem er eine solche unternahm und zu Ende führte hatte er auch seine Kräfte überschätzt; der Muth des Gelehrten, welcher die weiteste historische Uebersicht gewonnen hatte, steigerte sich bisweilen zum Hochmuth des Lehrers, welcher Größe oder Kleinheit der Dinge nur nach seinem Augenmaß bestimmte. Daher kam es, daß er bei unrichtiger Anschauung oft so ungerecht urtheilte, weil er sich über Alles entscheidend aussprach; daher kam es, daß er oft so unverhältnißmäßig vergrößerte oder verkleinerte, je nachdem er die Dinge mit seiner individuellen Sehkraft faßte. Das geschah besonders wo er über die Aufgabe die er sich ursprünglich gestellt hinausgriff, wo er mehr als „das reine Geschäft des Historikers" übte. Diese Aufgabe hat er vollständig und glücklich gelöst; doch konnte er sich, wie vorauszusehen war, bei der Charakteristik so vieler Einzelwerke und Dichterindividualitäten nicht immer darauf beschränken. Als Kritiker aber, als Aesthetiker richtete er Alles nach den Gesetzen des Hellenismus. Niemand wird die hohe Berechtigung, die wissenschaftliche und psychologische Begründung in Regeln und Maximen verkennen die aus solcher Schule gewonnen sind: aber ebenso gewiß ist, daß sich danach deutsche Dichtung so wenig wie deutsches Leben überall bemessen läßt. Gervinus schloß sein Urtheil darin wie in eine feste Form ein, und Alles was sich Dem nicht anschmiegte stieß er mit der Sprödigkeit einer fast pedantischen Natur zurück. Dies ist es was in den fehlerhaften Partien seiner Geschichte deutscher Dichtung so auffallend hervortritt. Darum hat er da oft die sinnvollsten Kenner des deutschen Alterthums verletzt, während er stellenweise auch durch die Ueberschwenglichkeit seiner Urtheile mit ihnen in Widerspruch gerieth; darum hat er manches feine Gewebe romantischer Poesie zerrissen, statt es zu entfalten, und bei all seiner Bewunderung Goethe's hat er diesem in das tiefinnerste Heiligthum seiner Dichtung doch nicht folgen können: beim „Faust" ist er in der Vorhalle stehen geblieben mit historischer Reflexion, die er doch an andern Stellen so schön mit der glühenden Sprache der Begeisterung vertauscht, wenn ihm der Sinn offen und das Herz erschlossen ist, wie bei Lessing, wie beim Alexander-Liede Lamprecht's, wo er zwischen den Zeilen liest, wo schon die Hingebung des Dichters an den Stoff ihn für alle Mängel der Behandlung schadlos hält. Soll ich, um der Beispiele noch mehr anzuführen, vollends auf seine Beurtheilung Jean Paul's hinweisen? Die Art wie er mit diesem reichen und originellen Geiste umsprang hat sich an ihm gerächt; hier hat der tadelsüchtige Eigensinn ihn bis zu Mäkeleien und Trivialitäten geführt in die ein Gervinus nie verfallen durfte!

Wir haben damit die Fehler seiner Literaturgeschichte angedeutet, nicht sowol zum Tadel dieses als zum Lobe seines neuen Werkes, das eben von jenen Schroffheiten, Irrthümern und Ungerechtigkeiten so frei ist, so harmonisch, so geläutert, daß es Jeden welchen der Literarhistoriker einmal verletzte mit ihm wohlthuend versöhnen, und seine redlichen Gegner zu seinen aufrichtigen Verehrern machen muß. Die erwünschte Gelegenheit die das Buch dem Verf. gab „zu zeigen, daß er auch loben und lieben kann", erhält hier nun auch in Bezug auf Gervinus jeder seiner frühern Tadler.

Schon diese Beschäftigung mit dem Gegenstande in dieser Zeit ist ein sprechendes Zeugniß, daß Gervinus sich und Andere von dem Despotismus mancher seiner Ansichten emancipirt hat. Als er in der Geschichte der deutschen Poesie sich jenem Punkte näherte, wo auch wir einen gewissen Abschluß derselben erkennen, wollte er für die nächste Zukunft nicht nur die dichterischen Productionsversuche geschlossen wissen, sondern offenbar auch die geistige Reproduction, die kritische Thätigkeit auf dem Felde der Dichtung. Wenigstens entnahmen wir Das aus seinen damaligen Aeußerungen, und daß wir ihn nicht misverstanden, beweist uns was er jetzt im Vorworte zum „Shakspeare" sagt, wo er seine Arbeit unter den Verhältnissen der Gegenwart zu rechtfertigen sucht, die von der schönen Kunst hinwegrufe „auf das Gebiet des handelnden Lebens, das sich mit halber Anstrengung nicht gewinnen läßt, das unsere gesammten Kräfte in Anspruch nimmt". Damals aber sagte er („Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", Bd. 4, S. VII):

> Unsere Dichtung hat ihre Zeit gehabt; und wenn nicht das deutsche Leben stillstehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat locken, wo in neue Materie neuer Geist zu gießen ist. Ich, so viel an meinen kleinen Kräften gelegen ist, folge dieser Mahnung der Zeit.

Also nicht nur die Dichtung, auch die Aesthetik sollte der Politik weichen. Nun kam die Zeit welche zur prakti-

schen Theilnahme am Staatsleben nicht blos mahnte, sondern zwang, welche die Politik gewaltsam, ja zerstörend in alle Kreise und Verhältnisse des Lebens hineinwarf. Und jetzt, wo das Staatsgetriebe in Deutschland nicht Kräfte genug verwenden kann, jetzt muß sich Gervinus denn doch überzeugt haben, daß Beruf und Talent sich nicht commandiren, nicht verpflanzen lassen wohin man Lust hat. Jedenfalls hatte er mit Andern hinreichende Gelegenheit dazu. Im frankfurter Parlament hat es sich erwiesen, daß Männer die Meister im Geschichtschreiben sind doch Stümper im Geschichtemachen sein können. Und was Gervinus früher einmal bemerkte, daß es doch tief im deutschen Charakter liegen müsse „dem handelnden und wirkenden Leben den Rücken zu wenden und der Beschaulichkeit nachzuhängen", Das dürfte auch jetzt noch an Vielen zur Wahrheit werden. Gervinus hat freilich zwischen diesen Gegensätzen eine schöne goldene Mitte gefunden, wo er Talent und Neigung glücklich verbinden kann. Er brauchte dem „handelnden Leben" nicht gerade den Rücken zu wenden, indem seine Beschaulichkeit an einer Kunst hing die — darin stimmen wir aus vollem Herzen ein — „der Art ist, daß sie ein Sporn unserer handelnden Thätigkeit und Wirksamkeit wird, daß sie unsere Empfindungen unverkünstelt, unsere Vorstellungen gesund hält, daß sie neben Gemüth und Einbildungskraft auch den praktischen Verstand beschäftigt, und die Willenskraft zu Entschlüssen bestimmt". Das fand er in den Werken Shakspeare's, deren versöhnende Harmonie, deren erhebende und vermittelnde Macht zwischen Ideal und Wirklichkeit er vortrefflich in folgenden Worten bezeichnet:

Wenn es um geistige Genüsse gilt, die uns, an jenem Scheidewege zwischen thätigem und betrachtendem Leben, in sich selbst die höchste Befriedigung gewähren können, ohne uns für den Beruf des äußern Handelns zu erschlaffen, so gibt es keine reichere Quelle als diesen Dichter, der mit den Zaubern seiner Einbildungskraft die schwärmerische Jugend und ihre Ideale fesselt, wie er mit der Besonnenheit und Reife seines Urtheils dem männlichen Geiste unerschöpfliche Nahrung bietet; der den Sinn für das wirkliche und wirkende Leben in seinem breitesten Umfange stählt und schärft, aber zugleich über seine Schranken weit emporhebt zur Anschauung der ewigen Güter; der die Welt zugleich zu lieben und gering zu achten, zu beherrschen und zu entbehren lehrt.

Wer der nur „Romeo und Julie", „König Lear" und „Hamlet" gelesen wird diese treffenden Worte nicht unterschreiben? Aber sie sind auch die beste Antwort auf alle Bedenken welche Gervinus früher gegen die Hingebung an die Poesie in unserer Zeit erhob. Denn was er hier als die Eigenschaften Shakspeare's preist, Das trägt alle echte, vollendete Dichtung in sich; Das sind die Wirkungen der schönen Kunst überhaupt, wo sich diese in ihrer Reinheit und Größe zeigt. Weist doch Gervinus selbst in Händel's Musik das „sittliche Bildungsmittel", den veredelnden Einfluß nach von welchem die Alten sprachen! Wenn nun auch Shakspeare diese Eigenschaften in weit höherm Grade besitzt als andere Dichter, ja selbst als Goethe und Schiller, so war es denn doch wieder eine Einseitigkeit von Gervinus, daß er sich dadurch die Freude an anderer Dichtung „verleiden" ließ, weil der Eine „für alles Aufgegebene hundertfachen Ersatz biete".

Doch nehmen wir Das nun einmal hin, und freuen wir uns seiner schönen Mühe „den alten Shakspeare bei den Deutschen immer mehr einzubürgern, selbst auf die Gefahr hin, daß er die großen Dichter der Nation mehr und mehr in Schatten stelle". Gervinus' Werk, wir zweifeln nicht daran, wird jede europäische Literatur sich aneignen, und so wird sein Versuch dazu beitragen den Dichter in der ganzen Welt einzubürgern, der ein solcher Genius auch gehört. Wünschen wir uns daher Glück, daß er gerade im Shakspeare suchte was, wie er sagt, in den Regungen des äußern Lebens ihm ein unabweisliches Bedürfniß geblieben war: „einen Ort der Sammlung und Gemüthsfassung, mitten im Forschen nach den gemeinen Hebeln die die geschichtliche Welt bewegen, eine Erhebung der Seele über die Niederungen der Wirklichkeit".

Gervinus hat die genaueste Kenntniß von allen Studien die in England und Deutschland an Shakspeare gemacht worden, von Allem was kritische Forschung, poetisches Mitgefühl, künstlerischer Sinn und philosophische Beobachtung zur Charakteristik und zum nähern Verständniß dieses Dichters mitgetheilt: gleichwol ist seine Arbeit durchaus unabhängig von allen frühern Versuchen, wenn er auch in Goethe's „Wilhelm Meister" ein leuchtendes Vorbild fand. Sie ist ganz aus unmittelbarer Betrachtung hervorgegangen. In dieser Darstellung, in welcher kein geschichtlicher, kein ästhetischer, kein psychologischer Zug fehlt der zu einem vollendeten Bild Shakspeare's nothwendig wäre, ist nirgend Copie: überall erkennt man die lebendige Gestalt des Dichters, wie sie das Auge der Liebe und Bewunderung, aber zugleich der Scharfblick des Denkers erfaßt hat. Die Erklärung ist natürlich und durchgehends unter dem Eindruck begeisterten Anschauens, die Mittheilung einfach und bestimmt, der Fluß der Gedanken und der Sprache hell, warm, durchsichtig bis auf den tiefsten Grund. Ja, man möchte sich wundern wie es dem Verf. bei den Schwierigkeiten des Gegenstandes und bei der Nothwendigkeit der Benutzung vielfachen Materials so leicht geworden ist „jeden Apparat und fremdartiges Beiwerk ausdrücklich fern zu halten". Und doch hat Gervinus Alles benutzt und geprüft, auf jeden Wink, auf jede Bemerkung Anderer geachtet die auf eine künstlerische oder sittliche Schönheit des Dichters hinwiesen, und keine irrige Behauptung die Eingang gefunden unberührt, unwiderlegt gelassen. Schon aus der Einleitung, wo der Verf. das Wichtigste angibt was zu verschiedenen Zeiten an und über Shakspeare gearbeitet, was unter verschiedenen Bildungsverhältnissen und von verschiedenen Gesichtspunkten aus über denselben gedacht und geurtheilt wurde, wo er die Wege bezeichnet auf welchen bis jetzt Gelehrte und Dichter zur Erkenntniß und zum Genusse Shakspeare'scher Werke führten, und

dabei den seinigen andeutet, schon aus dieser Einleitung gewinnt man die Zuversicht, daß uns bei Gervinus Nichts entgeht was Andere geboten, was von Andern aufgeklärt worden; daß er uns aber noch weiter führen kann, daß er den organischen Zusammenhang des Einzelnen und die innere Gestaltung des Ganzen noch klarer, faßlicher, natürlicher wird nachweisen können. Wie richtig schätzt er die Verdienste selbst der befangensten und trockensten Beurtheiler Shakspeare's, und wie besonnen erkennt er die Mangelhaftigkeit auch seiner begeistertsten Lobredner! Er weiß, daß viele englische Commentatoren über das Kleinlichste nicht hinauskonnten, daß sie vornehm auf den Dichter herabsahen und ihn meisterten; daß sie aber auch mit redlicher Mühe, mit sorgfältiger Kritik das Verständniß seiner Schöpfungen suchten und förderten. Er weiß, daß die Begeisterung der deutschen Romantiker sich zu dem Erhabensten in Shakspeare aufschwang, aber daß all ihr Lob, so sehr es die Phantasie und die Empfindung anregt, doch den forschenden Sinn nicht befriedigt. Die ältern englischen Herausgeber, die pedantischen Ausleger und Krittler nimmt Gervinus gegen Tieck und Schlegel in Schutz, er dessen Liebe zu Shakspeare in Kraft, Glut und Hingebung hinter der schwärmerischen Verehrung der Romantiker wahrlich nicht zurückbleibt, an Einfalt und Würde aber sie weit übertrifft:

Tieck und Schlegel haben sie (Warburten u. A.) bis zur Verächtlichkeit heruntergeschätzt. Dies war weder angemessen noch würdig. Diese Herausgeber und Ausleger hatten des Dichters Werke als ein ganz fremdes nach Sprache, Sitte und Verhältnissen empfangen; die spätern darunter, seit Johnson, haben mit der unverdrossensten Durchforschung zahlloser und werthloser Quellen den Dichter sprachlich und sachlich erst lesbar und genießbar gemacht; sie haben sachlich unverständliche Stellen durch zweckmäßige Erklärung in Schönheiten umgestaltet, und einzelne sprachlich verderbte durch scharfsinnige Vermuthungen in wahre, ja hier und da selbst in hohe Poesie verwandelt. Diese mühseligen Werke, im Ganzen übersehen, deckten der Nation die verborgenen Schätze des Dichters zuerst wieder auf, und sie ward nicht müde die immer neuen und umfangreichern Ausgaben zu empfangen und wieder und wieder zu drucken; den Gebern und Empfängern war es Ernst um das materielle Verständniß des Dichters, das die nothwendige Bedingung des geistigen ist, ohne dessen Vorausgang jenen deutschen Kunstrichtern und Uebersetzern versagt war ihren Liebling auch nur zu kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Chateaubriand als Prophet.

„Unter dem Titel «Chateaubriand prophète»", berichtet das Journal „La semaine", „ist soeben eine Broschüre erschienen die bei manchem Leser großes Erstaunen hervorrufen wird. Sie enthält Chateaubriand's Meinung über die Zukunft, und dies sein letztes Wort verkündet die Republik in ihrer ganzen nur möglichen Ausdehnung, es verkündet das in dem Socialismus aufgelöste Evangelium, das in der apostolischen Gleichheit von der Demokratie realisirte Christenthum, fern von allen aristokratischen und monarchischen Vorspiegelungen der Vergangenheit." Nach dieser phrasenhaften Einleitung gibt das Journal das Wesentliche der Prophezeiung, die natürlich sehr allgemein gehalten ist, und in dieser Form allerdings keinen Zweifel an der Echtheit ihres Ursprungs übrig läßt. Chateaubriand schrieb nämlich seine Weissagung angeblich schon im J. 1834, also zu einer Zeit, wo ihm das frische Andenken an die Vertreibung der Bourbons die Sache der Monarchie überhaupt gefährdet oder gar beendet erscheinen ließ. Seine Worte lauten: „Europa läuft der Demokratie in die Arme. Ist Frankreich denn etwa etwas Anderes als eine Republik die den Hemmschuh eines Königs nachschleppt? Die herausgewachsenen Völker wollen ihre eigenen Herren spielen; die Fürsten sind nur ihre Nutznießer gewesen; heute behaupten die mündig gewordenen Nationen, daß sie keine Vormünder mehr nöthig hätten. Von David bis auf unsere Zeit herab sind Könige berufen worden; jetzt wollen es die Völker einmal mit sich selbst versuchen. Die verhältnißmäßig kurzen und kleinen Ausnahmen der griechischen, karthagischen und römischen Republikaner ändern nicht die politische Thatsache, daß der monarchische Staat für die Gesellschaft auf dieser Erde der normale sei. Und doch verläßt die ganze Gesellschaft das Banner der Monarchie. Was sind drei, vier, sechs, zehn, zwanzig Jahre in dem Leben eines Volks? In Rom trat durch Cäsar die Herrschaft eines Menschen an die Stelle der Macht des Gesetzes; man kam von der Republik zum Kaiserthum. Die Revolution nimmt heute im entgegengesetzten Sinne ihren Weg, das Gesetz stößt den einzelnen Menschen vom Throne, man geht vom Königthum zur Republik über. Das Zeitalter der Anerkennung des Volks ist gekommen; es wird sich zeigen wie es zu Ende gehen wird. Der materielle Fortschritt der Gesellschaft wird auch die Entwickelung der Geister beschleunigen. Wenn die Dampfkraft überall angewendet sein wird, wenn durch Telegraphen und Eisenbahnen die Entfernungen verschwunden sein werden, dann werden mit der Schnelle des Lichts nicht nur die Waaren von einem Ende der Welt zum andern wandern, sondern auch die Ideen."

Eine neue Kunstgesellschaft in England.

Die „Semaine" berichtet über eine neue Kunstgesellschaft in England, die die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa in Anspruch nehmen muß. Es soll in England nämlich eine Gesellschaft zu dem Zwecke errichtet werden, den Geschmack und die Kenntniß der schönen Künste durch Veröffentlichung guter Werke über die Kunstgeschichte zu verbreiten, welchem Zweige der Kunst diese Schriften sich auch widmen mögen. Außer Originalarbeiten beabsichtigt man noch Uebersetzungen der besten ausländischen Werke über diesen Stoff herauszugeben, und ihnen die Hauptwerke der Architektur, Bildhauerei und Malerei aller Zeiten und civilisirten Staaten als Illustrationen beizugeben.

British museum.

Die Zahl der seit 1814—47 hier aufgenommenen gedruckten Bücher beläuft sich nach amtlichen Angaben auf 55,475 Bände; die Zahl der Broschüren und fliegenden Blätter, die Musik mit inbegriffen, beträgt 80,047. Geographische Generalkarten sind seit 1842 187 angekauft, Specialkarten 131. Die Totalsumme der in dieser Bibliothek enthaltenen Werke betrug Ende 1848 an gedruckten Bänden 435,000, an Karten und Plänen 10,221, an Manuscripten 29,626, an Rollen verschiedener Art 2946, an Diplomen und Karten 23,772, an Manuscripten auf Rinde und Schilf 208, an Papyruskarten 55, an Siegeln u. dgl. 85. Diese Reichthümer sind nicht für Jedermann zugänglich. Man erhält eine Einlaßkarte nur auf Bitten, die von einigen Empfehlungen unterstützt sein müssen, unter genauer Angabe des Vor- und Zunamens, Standes, Gewerbes und der Wohnung. Sind diese Formalitäten erfüllt, so gilt die Karte auf sechs Monate, nach deren Ablauf man sich eine neue verschaffen muß. Leute unter 18 Jahren werden gar nicht zugelassen. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 166. — 12. Juli 1849.

Gervinus und sein neuestes Werk.

(Fortsetzung aus Nr. 165.)

Was nun freilich diese „Kunstrichter und Uebersetzer" für ihren Liebling gethan, was besonders A. W. v. Schlegel geleistet und gewirkt, erkennt Gervinus in vollem Maße. Er weist darauf hin, daß Schlegel's Uebersetzung selbst von Engländern mit Bewunderung gelesen wird. Dennoch, meint er, hätten die Romantiker zu dem Aufschlusse der menschlichen Natur des Dichters und des allgemeinen Gehalts seiner Werke wenig beigesteuert.

In A. W. Schlegel's dramatischen Vorlesungen sind die Stücke einzeln besprochen. Alles bezeugt hier dichterisches Feingefühl und Empfänglichkeit, Alles ist blühend, lockend, begeisternd, eine Lobrede ganz anderer Art als die mäkelnden Charakteristiken der englischen Ausleger. Aber mehr als Dies, mehr als den Gegensatz der Bewunderung gegen den frühern Tadel, mehr als die Anwendung eines natürlichern Geschmacks auf die Werke des Dichters, im Widerspruche gegen die französischen Vorurtheile der frühern Zeit, bietet diese Schilderung nicht dar, die voll Anregung ist, aber ohne Befriedigung selbst für Schlegel's nächste Freunde war.

Von den spätern Erklärern Shakspeare's in England, seitdem auch hier, nach dem Vorgang der Deutschen, die Vergötterung des Dichters heimisch wurde, hebt Gervinus vor Allen Coleridge (1813) hervor, dessen ungedruckte Vorträge so sehr in Schlegel's Geiste und Art waren, daß ein Prioritätsstreit über die Verdienste Beider entstand. Coleridge habe unter den Engländern zuerst den richtigen Maßstab für eine Beurtheilung Shakspeare's gefunden, und die herrschende Ansicht der französischen Aesthetiker, die in Shakspeare nur den Ausfluß eines sich selbst unbekannten Genius sahen, mit Eifer bekämpft. Er habe in den Werken des Dichters nicht blos die glanzvollen Theile, sondern die künstlerische Form des Ganzen bewundert, nicht nur die geniale Unmittelbarkeit, sondern auch das ästhetische Bewußtsein, den Gestaltungssinn Shakspeare's gewürdigt. Coleridge haben sich in enthusiastischer Bewunderung des Dichters bald Campbell und viele Andere angeschlossen. In neuester Zeit dagegen erscheine in England das lebhafte Interesse für Shakspeare vorzugsweise wieder dem Materiellen zugewendet. Nur Frauen, wie die Jameson, Lennox u. A., beschäftigten sich da noch hauptsächlich mit der geistigen Seite Shakspeare's, und Das sei doch gewiß nicht Frauenarbeit. Den gelehrten Gesellschaften, den kritischen Talenten, denen man die Veröffentlichung seltener Quellen und vortreffliche Ausgaben zu danken hat, läßt Gervinus volle Gerechtigkeit widerfahren; den historischen Forschungen Collier's stellt er das Zeugniß aus, daß sie über Shakspeare's Leben und Verhältnisse ganz neues Licht gebreitet. Aber auch Collier, fügt er hinzu, habe sich auf die ästhetische und allgemeine Beurtheilung des Dichters nicht eingelassen.

So findet er denn, wohin er umblickt, nur ein Beispiel einer Mustererklärung Shakspeare'scher Poesie. Es ist jene Glanzstelle im „Wilhelm Meister", die Erläuterung des „Hamlet". Hier überraschte die lebendige Offenbarung jenes künstlerischen Geistes welcher das ganze Werk durchdringt, und die Seele aller Handlung, das organische Gesetz aller Gestaltung darin ist. Wo „ästhetische Beschränktheit" nur den Sturm wilder Naturkraft und ein wirres Durcheinander sah, da zeigte Goethe eine harmonische Welt voll wunderbarer Ordnung. Ein einziges Band wird von ihm nachgewiesen das die scheinbar auseinanderfallenden Scenen und Charaktere zusammenbindet, ein einziger Gedanke, auf den sich jede Handlung und jede Figur zurückführen läßt. Jede Bizarrerie in den Charakteren findet ihre Erklärung, jeder noch so auffallende Theil seine Rechtfertigung, jede scheinbar zufällige Rolle oder Handlung ihre Nothwendigkeit, jede fremdartige Episode ihren Zusammenhang mit dem Ganzen. Die Erklärung begründete jenen Ausspruch Coleridge's, daß auch Form und Bau der Shakspeare'schen Stücke in der That so bewundernswerth seien als man sie für barbarisch verschrien hatte. Dieser Nachweis war so auffallend und neu, daß Goethe selbst die Einwände der herkömmlichen Betrachtung glaubte entgegenhalten zu müssen; man war so gewöhnt in Shakspeare nur das ungeartete Naturkind der Musen zu sehen, daß man sich betroffen fühlte in seinen Werken mit einem male eine planmäßige, besonnene, kunstvolle Anlage suchen zu sollen, die ihn fast zu einem ebenso ruhigen und überlegten Denker machte, als er vorher nur für ein wildes Naturgenie galt.

Auf dem von Goethe betretenen Wege, auf dem jener selbst nicht weiter gegangen ist, will nun Gervinus durch alle Werke Shakspeare's fortschreiten. Dem Beispiel Goethe's sind schon Mehre gefolgt, und als den letzten und zugleich umfassendsten Versuch in ähnlicher Weise nennt Gervinus den von Ulrici. Er sieht es voraus, daß er hin und wieder mit diesem und mit Andern zusammentreffen mag; aber auch Das scheint ihm klar, daß er seiner Natur nach mit ihnen nicht zusammengehen kann. Wir kennen die Arbeit Ulrici's nicht. Nach

Dem aber was Gervinus leiſe und beſcheiden andeutet dürften wir die Art und den Charakter derſelben halb und halb errathen, möchten wir faſt vermuthen, daß Ulrici auch einer jener Analytiker iſt welche das Princip einer leitenden Idee, auf das Goethe's Beiſpiel hinweiſt, zum philoſophiſchen Schematismus machten, mit dem ſie das Werk des Dichters wie auf einem Prokruſtesbett mishandeln. Dieſe Analytiker, Nötſcher an ihrer Spitze, löſen die Dichtung in Abſtraction auf, und nachdem ſie den lebendigen und ideellen Inhalt derſelben ganz zerfaſert, mühen ſie ſich mit ihrem dialektiſchen Apparat an einer künſtlichen Zuſammenſetzung ab, in der weder Natur noch Wahrheit iſt. Wenn Gervinus geradezu ausſpricht, die Philoſophie ſollte von Shakſpeare's Dichtung fern bleiben, da es immer „eine fremdartige Wirkung machen wird, wo an dies friſche Grün des Lebens die dürre Weide der Speculation zu nahe heranreicht", ſo möchten wir Das wieder nicht auf Shakſpeare allein, ſondern auf alle Poeſie angewendet wiſſen. Jedenfalls aber ſind in der Erläuterung Shakſpeare'ſcher Stücke Jene nicht auf dem Wege Goethe's denen ſein Mephiſtopheles Urſache hätte zuzurufen:

Ich ſag' es dir, ein Kerl der ſpeculirt u. ſ. w.

Und ſollte auch Ulrici zu ihnen gehören, dann wäre unſers Wiſſens Gervinus der Einzige der Goethe's Erklärungsweiſe wirklich fortführt. Allein Gervinus iſt hier nicht blos Erklärer: ſeine Aufgabe in dieſem Buche iſt auch, und zwar zuallervörderſt, die des Biographen und Hiſtorikers. Die erſten Abſchnitte behandeln des Dichters Jugend in Stratford, ſeine früheſten poetiſchen Verſuche im Zuſammenhang mit den Zuſtänden und Stimmungen des Jünglings wie mit dem Charakter der damaligen Literaturperiode; hierauf knüpft der Verf. an die Ueberſiedelung Shakſpeare's nach London Mittheilungen über die dramatiſche Poeſie und die Bühnenverhältniſſe Englands in jener Zeit, um nach jeder Seite hin die Ausgangspunkte von Shakſpeare's künſtleriſcher Laufbahn und ſeine erſten Schritte auf derſelben mit Sicherheit nachzuweiſen.

Eigentlich biographiſches Material fehlte Gervinus; er führt die Worte von Steevens an:

Alles was wir mit einiger Gewißheit von Shakſpeare wiſſen iſt, daß er in Stratford am Avon geboren war, heirathete und Kinder erzeugte; daß er nach London ging, wo er als Schauſpieler auftrat, und Gedichte und Theaterſtücke ſchrieb; daß er nach Stratford zurückkehrte, ſein Teſtament machte, ſtarb und begraben ward.

Indeſſen findet der Verf. in den wenigen Nachrichten die ſich über Shakſpeare's Leben zuſammenbringen laſſen, und namentlich in den von Collier feſtgeſtellten Thatſachen, auch äußere Anhaltpunkte genug für die Bildungsgeſchichte dieſes Geiſtes, und er combinirt dabei mit ebenſo richtigem Takt wie er mit dem feinſten Gefühl und mit dem kundigſten Blick auf die innern Entwickelungsmomente eingeht die in den Werken des Dichters hervortreten.

Shakſpeare's Vater war, wie ſich aus den neuern Forſchungen ergeben hat, bis 1578 ein ganz wohlhabender Mann; ſeine Mutter, eine Ardens, ſtammte ſogar aus einer der angeſehenſten Warwickfamilien, die ſich mit den Dudley maß. Aber ſchon ſeit ſeinem vierzehnten Jahre lernte der junge William Noth und Trübſal kennen, und kam alſo noch im zarteſten, empfänglichſten Alter in „die Schule großer Geiſter und ſtarker Charaktere". Die ſchmerzlichen Eindrücke die ſein Gemüth in den häuslichen Verhältniſſen berührten, die erſchütternden die es im weitern Familienkreiſe trafen, die Verirrungen jugendlichen Leichtſinns, ungezügelter Phantaſie und heftiger Leidenſchaft: Das ſind die Grundzüge der erſten Zeichnung des Verf. aus Shakſpeare's Leben und Dichten, einer Periode „nicht nur der Widerwärtigkeit, ſondern auch der Unwürdigkeit", die Shakſpeare durchzumachen hatte, „die ſeine böſen und guten Kräfte nebeneinander entwickelte". Seine dichteriſchen Erſtlinge, begreiflich meiſt lyriſcher Natur, zeigen ihn noch abhängig von dem herrſchenden Geſchmack, auf welchen die „verkünſtelte Kunſt" der Italiener, ihre Rhetorik und poetiſche Malerei den überwiegendſten Einfluß übte. Zwei beſchreibende Gedichte Shakſpeare's verrathen ihren Urſprung aus jener Periode. Das eine, „Venus und Adonis", iſt ein Liebesbild, mit den hellſten Farben glühenden Sinnenrauſches gemalt; es war von außerordentlicher Wirkung, und man pries es als die „Quinteſſenz der Liebe", als „das Muſter eines Liebesgedichts". Shakſpeare hatte hier nicht „gekünſteltes Gedankenwerk in verfeinerten Formen" gegeben, ſondern ganz Weſenhaftes und Unmittelbares. Er war denn auch in der Liebe „kein Heiliger": ja, das Heiligſte der weiblichen Natur ſcheint ihm ſogar eine Zeit lang verſchloſſen geblieben zu ſein in Folge ſeiner erſten Verirrungen durch den „aus Feuer geſchaffenen Geiſt". Schon im achtzehnten Jahre hatte er ſich überhaſtig mit einem acht Jahre ältern Mädchen verheirathet; das eheliche Verhältniß mag kein glückliches geweſen ſein, und ihn gegen die Frauen verſtimmt, wol gar verbittert haben. So folgert Gervinus, und ich glaube nicht ohne Grund, aus mehren poetiſchen Aeußerungen Shakſpeare's, aus ſeinen frühern Dramen, in welchen „die Bilder böſer, herrſchſüchtiger Frauen ſeine Phantaſie ausfüllten". Das zweite jener beſchreibenden Gedichte, „Lucretia", bewegt ſich mehr auf idealer Höhe; beide aber bezeichnet Gervinus als den ſchärfſten Gegenſatz zu Shakſpeare's ſelbſtändiger Poeſie, zu deſſen ausgebildetem Drama. Dort Redekunſt — hier Handlung; dort fremder, conventionneller Geſchmack, Conceptenſtil, Künſtelei — hier rein nationaler Charakter, Urſprünglichkeit, Natur und Einfachheit.

(Der Beſchluß folgt.)

Zur Geſchichte der Zeitungen in Frankreich.

Die Zeitungen in Frankreich entſtanden aus dem Briefwechſel des berühmten Genealogen D'Hozier. Sein Beruf brachte es mit ſich, daß er mit den verſchiedenen Theilen des Königreichs und mit auswärtigen Ländern einen lebhaften Briefwechſel unterhalten mußte, welcher ihm nebenbei eine Menge Neuigkeiten zuführte. Dieſe theilte er einem ſeiner Freunde

mit, Theophrastus Renaudot, Leibarzt Ludwig's XIII., welcher sie zur Vergnügung seiner Patienten abschrieb. Sothane Handneuigkeiten, wie man sie nannte, wurden bald dergestalt beliebt, daß der Arzt das Verlangen danach nicht befriedigen konnte. Dies ihm den Gedanken eingab sie drucken zu lassen, und er bei Richelieu um die erfoderliche Erlaubniß ansuchte. Richelieu erkannte sofort das Wichtige und Nützliche eines Tagesbegebenheiten erzählenden Blattes, welches unter dem Einflusse und der Controle der Regierung stehe, und gewährte das Privilegium. So erschien am 1. April 1631 die erste Nummer mit dem einfachen Titel „Gazette", ein aus Venedig geholtes Wort, wo ein seit etlichen Jahren herausgegebenes Tageblatt für eine Gazetta, ungefähr drei sächsische Pfennige, verkauft wurde. Andere behaupten, die Wurzel des Wortes sei gazza, die Elster, eine Anspielung auf die Geschwätzigkeit der Zeitungen. In der an den König gerichteten Vorrede sagte Renaudot: „Sire. Es ist eine geschichtlich denkwürdige Wahrnehmung, daß unter der Regierung von 63 Königen das neuigkeitslüsterne Frankreich nie daran gedacht hat eine Gazette oder eine wöchentliche Sammlung in- und ausländischer Neuigkeiten zu besitzen. Aber für all die Wunder mit welchen Eure Majestät den Norden und das gesammte Festland erfüllen werden hat Menschengedächtniß nicht Raum und Stärke. Es muß von nun an durch Geschriebenes unterstützt werden, das im Augenblicke von Nord nach Süd, ja fürwahr nach allen Winkeln der Erde fliegt. Dies, Sire, ist das Journal der Könige und der Gewalten auf Erden. Was es bietet bietet es ihnen und durch sie. Sie sind das Haupt, alle übrigen Persönlichkeiten nur Nebenfiguren." Dann sich an das Publicum wendend klagt Renaudot über die Plackereien und Verleumdungen denen die Erfüllung seiner Pflicht ihn aussetze. Einerseits werde er der Verbreitung falscher, andererseits der Unterdrückung ihm eingesendeter Nachrichten beschuldigt. Indessen tröste er sich mit seinem Wunsche den Einen wie den Andern zufriedenzustellen, und bittet hierauf „die Fürsten des Auslandes nicht die Zeit mit vergeblichen Versuchen zu verschwenden seinem Blatte den Eingang zu sperren, sich vielmehr zu überzeugen, daß der Handel mit solcher Waare nicht verhindert werden könne, und nach der Natur der Ströme durch Widerstand nur wachse". Unter königlicher Gunst war schon nach einem oder zwei Jahren die „Gazette" im Stande auf ihre Verleumder herabzuschauen. Sie erschien wöchentlich ein mal, ein Bogen von acht kleinen Quartseiten, und monatlich eine Beilage. Der Inhalt bedeutete freilich nicht viel; keine Börsenberichte, keine leitenden Artikel, keine Avertissements, Nichts als eine trockene einförmige Sammlung von Kriegs- und Hofvorfällen mit ein paar aus Paris datirten Zeilen als inländische Neuigkeiten.

Eine erste Nebenbuhlerin erhielt die „Gazette" 1650 in „La gazette burlesque", herausgegeben von einem Hofmanne Loret, der wie er sagt „sich von Natur in Poesie gefiel", und deshalb sein ganzes Blatt in Versen schrieb. Jede Partei und jeden Menschen den er nicht leiden konnte schlug er in seinen leichten Reimereien an den Galgen der Oeffentlichkeit. So Mazarin, die Fronde und Colbert, der ihn wegen dieser Keckheit von der Pensionsliste strich. Vornehme Geburten, Todesfälle und Heirathen, alle die tausend kleinen Ereignisse am Hofe und in der Stadt, lustige und scandalöse Anekdoten brachte Loret in Verse, und bediente sich dabei einer Sprache die oft Nichts weniger als höflich war. Drittehalb Jahre erschien das Blatt im Manuscript. Zunehmender Absatz beweg den Eigenthümer es drucken zu lassen, und nach 15 Jahren ging es ein.

Eine zweite Nebenbuhlerschaft erstand der „Gazette" 1672 in dem „Mercure galant" von Danneau de Vize. Stil und Mannichfaltigkeit der Mittheilungen ähneln unsern heutigen Zeitungen. Während der ersten sechs Jahre erschien das Blatt sehr unregelmäßig, dann jeden Monat in einem Duodezbande von 300 oder 400 Seiten, Preis drei Francs. Die Redaction bewies Takt und Talent, und zählte unter andern gefeierten literarischen Namen Marmontel, Laharpe, Lacretelle und Chateaubriand zu Mitarbeitern. Nachdem das Blatt in „Mercure de France" umgetauft worden, hörte es 1815 auf.

In der Zwischenzeit erfuhr die „Gazette" mancherlei Wechsel. Um Raum zu haben für die großen Thaten unter Ludwig XIV. und für die Pracht und Herrlichkeit von Versailles, wurde die Seitenzahl von acht auf zwölf vermehrt. Von 1762 an erschien sie wöchentlich zwei mal, vier Seiten mit Doppelspalten, zu dem jährlichen Preise von 15 Francs. Nun stellten sich auch Avertissements ein. Das erste ist die Ankündigung eines Buchs, das zweite die einer Landkarte. Sie nahmen spärlich zu, und wurden ohne Ordnung, bunt durcheinander eingerückt. Sechs Zeilen kosteten 30 Sous, jede Zeile mehr sieben. Die Schwankungen und Verhandlungen der Börse fanden zuerst 1765 Erwähnung. Trotz vieler Nebenbuhler behauptete sich die „Gazette" unter Ludwig XIV., XV. und XVI., erschien von 1792 an täglich, wurde in demselben Jahre „Gazette nationale de France" mit dem Motto: „Liberté et égalité", und erhöhte ihren Preis auf 36 Francs. In gedachtem Jahre begannen die Theateranzeigen, und im folgenden Jahre meldete die „Gazette" vom Abkömmlinge des von ihr vergötterten Ludwig's XIII.: „Der Tyrann hat aufgehört zu leben."

Die erste tägliche Zeitung in Frankreich war das 1777 ausgebrachte „Journal de Paris". Die erste Nummer enthält einen Aufsatz über den Musenalmanach, einen Brief von Voltaire, eine Buchhändleranzeige, drei Regierungs- und eine Gerichtshandlung, zwei Accidents, ein Bonmot, den Theaterzettel und die Erklärung des Herausgebers: daß im Interesse des Publicums das Journal statt dermaliger vier Octavseiten künftig aus vier Quartseiten bestehen werde. Für Paris betrug der jährliche Preis 24 Francs, für die Provinzen 31 Francs 4 Sous. Das Unternehmen ging so gut, daß der jährliche Gewinn sich auf 100,000 Francs belaufen haben soll.

Einige unbedeutende Blätter abgerechnet bildeten vorgenannte vier bis zum Ausbruche der Revolution die gesammte französische Tagespresse. Alle von bloßer Meinungsverschiedenheit erzeugten hatten ein kurzes Leben. Die namhaftesten waren — sie deutsch zu nennen — „Der Geist der Gazetten", „Das geistliche Journal", „Die Volksschildwache", „Der Volksherold". Die Strenge der Censur rief mehre geschriebene Zeitungen ins Dasein, die sich aber nur durch Scandal auszeichneten, und blos erschienen so oft es den Redactionen beliebte. Die gefürchtetesten wurden von den bei Frau Doublet verkehrenden Schriftstellern zusammengebraut, von einem Piron, Sainte-Palaye, Mirabeau, Falconet. Obgleich nicht politischen Inhalts verursachten sie den Behörden oft viel Noth.

Die Revolution, welche den Gedanken, die Rede und die Handlung frei und frech machte, übte natürlich auf die Presse gewaltigen Einfluß. Das ganze Reich wurde mit Zeitungen überschwemmt, welche jeder das Volk aufhetzenden Leidenschaft fröhnten. Kaum hatten 1789 die Generalstaaten sich versammelt, als Mirabeau seine berüchtigten „Briefe an seine Constituenten" erscheinen ließ. Eine Unzahl Andere wollten die Verhandlungen der Gesetzgeber berichten und beleuchten. Am weitesten verbreitet waren: „Die Morgendämmerung oder Zusammenstellung der Vorgänge in der Nationalversammlung während voriger Nacht", von Barrère; „Die Tags-Evangelisten"; „Die pariser Revolutionen", von dem Triumvirate Prudhomme, Loustalot und Tournon, mit dem stachelnden Motto: „Die Großen erscheinen uns groß, weil wir vor ihnen knien; laßt uns aufstehen!" das „Journal des débats et décrets"; „Der pariser Publicist, ein freies und unparteiisches Journal", von Marat, dem Volksfreunde; „Acta der Apostel", ein Gemisch von Versen und Prosa; „Gazette nationale ou Moniteur universel", die erste Nummer vom 24. Nov. 1789. Im Ganzen setzte das erste Jahr der Freiheit mehr als 150 Zeitungen in Umlauf. Das folgende Jahr 1790 begnügte sich mit ungefähr 140, darunter die bekanntesten: „Der eiserne Mund", vom Abbé Fauchet; „Der Freund des Königs"; „Der Bürger-

freund"; „Die Dorfzeitung". In den nächsten Jahren fiel die Zahl tiefer: 1791 auf 95, 1792 auf 60, 1793 auf 50, 1794 auf 40, 1795 auf 35, 1796 auf 32; stieg 1797 auf 95, fiel 1798 auf 17, stieg 1799 auf 26 und fiel 1800 auf 7. Die Gesammtzahl der neuen Zeitungen während dieser 12 Jahre berechnet sich auf 750, dürfte aber bei der Unmöglichkeit sie genau auszufinden eher größer als kleiner sein. Jede Partei hatte ihre Organe, die königliche, die republikanische und die jakobinische. Robespierre redigirte den „Vertheidiger der Constitution", Camille-Desmoulins den „Alten Franciscaner" („Le vieux cordelier"); mehr als Einer das „Journal des Bergs". Ueber hundert Zeitungen nannten sich Journale, und weil im Getöse der Revolution es schwer war sich Gehör zu verschaffen, suchte — tout comme aujourd'hui — Einer den Andern niederzuschreien, wenn Das nicht gelang, ihm durch wohlfeilern Preis oder durch anziehendern Titel die Käufer wegzuschnappen. So gab es: „Journal der Männer des 14. Juli und der Vorstadt St.-Antoine"; „Journal der Ohnehosen", mit dem Motto: „Die Seelen der Kaiser und die Seelen der Schuhflicker sind aus derselben Form"; „Journal Ludwig's XVI. und seines Volks"; „Des armen Richard Journal"; „Das Teufelsjournal"; „Journal für Gute und Schlechte"; „Journal für Müßiggänger", mit dem Motto: „Alles in zwei Worten"; „Journal für Unheilbare" und „Journal für Lacher". Der Titel von 15 fing an mit: Bulletin; von 7 mit Gazette; von 6 mit Annalen, Blätter und Chronik; von 8 mit Courrier und Postillon; von 20 mit Correspondenz; von 40—50 mit Freund und Vertheidiger; von einer Menge mit Spiegel, Laterne und Feind. Zu den außerdem abenteuerlichsten oder spitzesten Titeln gehören: „Die Volkskarbatsche"; „Für und Wider"; „Der Horcher an der Wand", mit dem Motto: „Auch die Wände haben Ohren"; „Die Sturmglocke des furchtlosen Richard"; „Der französische Demokrit", mit dem Motto: „Der Thor lacht über Alles, wer aber zuletzt lacht lacht am längsten"; „Das Frühstück"; „Ein Posttag zu spät — Moutarde après dîner"; „Morgen"; „Aller Welt Vetter"; „Hänge mich, aber höre mich"; „Aufgehalten, haltet den Dieb auf"; „Schere mich Nichts um einen Rippenstoß — Freiheit, Libertas, Beelzebub" u. s. w.

Kurz wie vorstehende Titelliste ist, bezeichnet sie den Charakter der französischen Tagespresse während der Revolution. Nicht die Nationalversammlung allein, nicht die Fractionen allein in welche sie sich schied, nicht die Hunderte von Clubs in jedem Viertel von Paris allein hatten ihre Organe. Kraft des Princips der Volkssouverainetät hielt jeder naseweise Junge sich für berechtigt über Männer und Maßregeln abzusprechen, und was war die Folge? Jeder Bauer und jeder Lump maßte sich das Recht an die Staatsverwaltung zu hofmeistern. Tout comme chez nous.

Mit Ausnahme des „Moniteur", dessen äußere Gestalt unverändert geblieben, und zwei oder drei anderer doppelspaltigen Journale in Quart erschienen sämmtliche Revolutionsblätter in Octav oder Duodez. Jede Nummer hatte zwischen acht und zwölf Seiten, und der vierteljährige Preis betrug zwischen neun und zwölf Francs. Die meisten dieser Blätter lebten ein Tagesleben. Einige starben eines natürlichen Todes, andere unter den Schlägen des Gemeinderaths oder des Directoriums. Selbst als es schien, daß Alles gewagt werden könne, mußte die Frechheit der Presse oft der Autorität weichen. Wie Menschenleben standen auch die Meinungen unter dem Willen der Tagesbeherrscher. So decretirte der Gemeinderath von Paris: „Die Vergifter der öffentlichen Stimme sollen verhaftet, ihre Pressen, Typen und Geräthe unter die patriotischen Drucker vertheilt werden", und ließ durch Beauftragte die Zeitungen auf der Post wegnehmen. Am 18. Fructidor des Jahres V wurden die Redacteure und Drucker von 30 Journalen auf Befehl des Directoriums wegen Verschwörung wider die Republik in Laforce eingekerkert. Im Januar 1800 bestimmte ein Edict der Consularregierung die Zahl der politischen Blätter auf 13, darunter den „Moniteur universel", „Journal des débats", „Journal de Paris", „Gazette de France". Alle übrigen wurden unterdrückt, dagegen die der Kunst, der Literatur und dem Handel gewidmeten Journale nach wie vor gestattet. Indessen hatte die revolutionnaire Tagespresse sich auch so verächtlich gemacht, daß als der Erste Consul die Hydra zertrat kaum ein Mucks laut wurde.

Unter dem Consulate und dem Kaiserreiche war die Presse merkwürdig zahm. Die Journalisten, endlich müde ein Echo des „Moniteur" zu sein, und getrieben von dem Bedürfnisse wenn nicht über Politik, doch über Anderes frei zu reden, wendeten sich zwei unverpönten Gegenständen zu: der Literatur und dem Theater. So entstand das Feuilleton, in welchem trotz der Behörden unter dem Deckmantel einer schlechten Tragödie oder einer literarischen Flugschrift die wichtigsten politischen Fragen verhandelt wurden. Das „Journal des débats" nahm den Titel „Journal de l'empire" an, und steigerte durch das Feuilleton seine Abonnentenzahl auf 32,000. Im J. 1814 kehrte es zu dem frühern Titel zurück, gab ihn während der Hundert Tage auf, und nahm ihn beim zweiten Einzuge Ludwig's XVIII. wieder an. Unmittelbar nach Napoleon's Flucht von Elba 1815 entstand „Le constitutionnel", anfangs unter dem Titel „L'indépendant". Von genanntem Jahre bis 1830 ließ die Censur, das strenge Preßgesetz und die Höhe der Cautionen den Journalen wenig mehr freie Bewegung als sie unterm Drucke des Kaiserthums gehabt. Dennoch vermehrten sie sich, und laut einer 1824 für das Ministerium gemachten Zählung hatten zu dieser Zeit die sechs Regierungsblätter zusammen 14,344, die sechs Oppositionsblätter 41,330 Abonnenten. Im folgenden Jahre beliefen sich letztere auf 44,000, erstere nur auf 12,580. Die Meisten in der Reihe der Opposition hatte „Le constitutionnel". Ein neuer Zuwachs für die Widerstandspartei waren „Le globe", „La revue française", „Le temps" und „Le national".

Abermals brachte die Julirevolution 1830 eine Journalflut über Paris. Sie versickerte zum größten Theile im Boden der wiederhergestellten Ordnung. Die bedeutendsten Vertreter der demokratischen Partei waren: „La tribune", „Le réformateur", „Le bon sens" und „Le monde", letzteres ein misglücktes Unternehmen von Lamennais, welcher bereits mit dem „L'avenir", obschon er die Sand und Montalembert zu Mitarbeitern hatte, fiasco gemacht. Für die Bonapartisten fochten: „La révolution de 1830", „Le capitole" und „Le commerce"; für die Legitimisten: „Le renovateur", „Le courrier de l'Europe" und „La nation"; für die Opposition, später die Conservativen: „La paix", „La charte de 1830" und „Le globe"; endlich für die tiers-parti „L'impartial", „La renommée" und „Le temps". Es öffnet einen Blick in die damaligen Verhältnisse, daß „Le temps" trotz seiner gewandten Redaction mit einem Verluste von über einer Million Francs aufhörte.

Die noch vor der jüngsten Revolution erfolgte Herabsetzung der Preise, oft bis zur Hälfte, steigerte den Vertrieb beträchtlich. Während 1828 die Zahl der abgestempelten Bogen sich auf 28,000,000 belaufen hatte, betrug sie 1836 42, 1843 61, und 1845 65 Millionen. In letztgedachtem Jahre erschienen in Paris 26 Tagesblätter nebst ungefähr 400 Zeitschriften wissenschaftlichen, künstlerischen, literarischen und industriellen Inhalts; in den Provinzen an 300 politische Zeitungen, von denen 125 ministeriell, 70 oppositionnell, 35 dynastisch, 25 legitimistisch, die übrigen ohne entschiedene Farbe waren. Die 26 pariser Tagesblätter zählten zusammen gegen 180,000 Abonnenten, wovon „Le charivari", „La quotidienne" und „Le national" jedes zwischen 3—5000, die „Débats" und „L'époque" jedes zwischen 10—15,000, „La presse" und „Le constitutionnel" jedes zwischen 20—25,000, und „Le siècle" über 30,000 hatte. Da der „Moniteur" allen Behörden unentgeltlich zugeht, und deshalb auch von Andern gratis gelesen wird, ist die Zahl seiner Käufer stets sehr klein gewesen. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 167. — 13. Juli 1849.

Gervinus und sein neuestes Werk.

(Beschluß aus Nr. 166.)

Voll der interessantesten Schilderungen ist das nun folgende Capitel, das bei Shakspeare's Auftreten in London die Biographie des Dichters unterbricht, und ein hellanschauliches Bild von den damaligen Zuständen des englischen Theaters, der dramatischen Dichtung und der Schauspielkunst, entwirft. Wir wollen hier keinen Auszug versuchen. Es ist eine innig zusammenhängende Reihe von Thatsachen, Erörterungen, Charakteristiken — eine literarhistorische und dramaturgische Episode von außerordentlichem Werth. Da kann man sich auf wenigen Seiten von der Entstehung und Entwickelung des englischen Dramas genau unterrichten: den Uebergang von den religiösen Anfängen desselben, den Mirakelspielen oder Mysterien, zu den Moralbildern und Allegorien; die gleichzeitige Ausbildung des humoristischen Gegensatzes in Schwänken, Burlesken, komischen Zwischenspielen; den Fortschritt zur ernsten Darstellung der Weltbegebenheiten einerseits und zur satirischen des Gesellschaftslebens andererseits — alles Das kann der Leser hier in bester Uebersichtlichkeit rasch und bestimmt verfolgen. Gervinus bezeichnet dabei die Komik und Satire als das volksthümlichste Element, als Das was in Shakspeare's selbständiger Dichtung am wenigsten ursprünglich, was dieser am meisten entlehnt, und aus dem Allgemeinbesitz des Volkes überkommen hat. Dies kann man Jenen nicht genug wiederholen die sich so sehr in den Humor und die Komik Shakspeare's vertiefen, daß sie darüber die eigenthümlichere und gewaltigere Seite des Dichters ganz vernachlässigen. Gervinus tadelt denn auch gelegentlich an den deutschen Romantikern diese einseitige Vorliebe, und wohin dieselbe führen kann, wenn sie auf die Spitze getrieben wird, weist er in der Einleitung an Franz Horn nach. Wo der Dichter im erhabensten Ernst arbeite, sehe ihn Franz Horn immer in heitere Ironie verkleidet. Gervinus hat Recht, wenn er Das eine Albernheit nennt, bei der das Lob zur Injurie werde. Mit der Gestaltung der dramatischen Poesie ist die Bühnengeschichte eng verbunden: auch dieser ist hier der entsprechende Raum gegeben. Von den Persönlichkeiten welche in die beiderseitigen Zustände am tiefsten eingriffen, und mehr oder weniger von unmittelbarem Einfluß auf Shakspeare sind, ragt unter den Schauspielern groß und glänzend Richard Burbadge hervor, ein Landsmann, Freund und Geistesverwandter Shakspeare's, welcher die bedeutendsten Charaktere in dessen Dramen so genial darstellte wie jener sie gedichtet. Unter den Poeten sind vor Allen zu nennen: John Lily, Marlowe und Greene. Der Erstere führte in seinen Lustspielen und Pastoralen die auffallenden Redewendungen ein, die Gleichnißhäufungen und Wortspielereien, die bald in England Mode wurden, und die auch Shakspeare, zwar mit mehr Maß und Geschmack, aber doch offenbar nach dem Muster Lily's im heitern und charakteristischen Dialog gebraucht. Marlowe ist der Repräsentant der Sturm- und Drangperiode unter den englischen Dichtern des 16. Jahrhunderts. Sein Trauerspiel „Tamerlan" ward tonangebend für den dramatischen Stil und Vortrag, und verdrängte gleichermaßen die pedantischen, leblosen Formstücke nach altclassischem Muster, wie den romantischen Scenenwirrwarr, der im Gegensatz zu jenen dem schaulustigen Volke geboten wurde; es war Vorbild und Vorläufer der vielen Greueltragödien in denen ungeheuerliche Handlung und pomphafte Hochrednerei nebeneinander hergehen, um den tragischen Effect zu übersteigen. Von Marlowe's „Tamerlan", kann man sagen, datirte die Schreckens- und Blutherrschaft in der englischen Tragödie. Greene, der Nebenbuhler Marlowe's ging Shakspeare im eigentlich historischen Drama voran. An Beide lehnen sich die ersten dramatischen Versuche Shakspeare's, die Gervinus in einem besondern Abschnitt behandelt. Hier sind „Titus Andronicus" und „Perikles", „Heinrich VI.", die „Komödie der Irrungen" und die „Zähmung der Widerspenstigen" gruppirt.

Alle diese Stücke erscheinen nicht als eigentliche Dichtungen Shakspeare's, nicht als Originalwerke, sondern mehr oder weniger als Bearbeitungen für die Bühne, als Ueberarbeitungen von seiner Hand. „Titus Andronicus", der die Greuel und Blutscenen der Marlowe'schen Schule überbietet, ist in Stoff wie in Behandlung in so grellem Widerspruch gegen die edlern Eigenthümlichkeiten Shakspeare's, die sich selbst in den rohesten Anfängen nicht verleugnen, daß von Vielen, namentlich von englischen Kritikern die Echtheit dieses Stücks bezweifelt, von Andern aller Antheil Shakspeare's an

Digitized by Google

demſelben entſchieden in Abrede geſtellt wird. Im „Perikles", einem Bühnenſtücke das ganz im abenteuerlichen Geſchmack der Menge, der herrſchenden Romanliebhaberei genau entſprochen zu haben ſcheint, findet Gervinus ſchon viele Meiſterſtreiche, und mehr noch in „Heinrich VI.", von welchem nur die beiden letztern Theile in Betracht kommen. Hier hatte Shakſpeare das Werk eines Andern, am wahrſcheinlichſten Greene's, vor ſich; auch liegt die Größe, die anſcheinend im Plane und an der Compoſition hervortritt, wie Gervinus gegen die überſchätzende Meinung Tieck's nachweiſt, im Stoffe, wie ihn ſchon die Chroniken zurechtgelegt: doch hat der junge Dichter, mit ſo vieler Vorſicht und ſcheuer Ehrfurcht ſeine verbeſſernde, umbildende Hand hier waltete, Einzelnes darin aus ſeiner innerſten Natur geſchaffen, und dem Ganzen eine Geſtalt gegeben die das unverkennbare Gepräge ſeines Geiſtes trägt. Die „Komödie der Irrungen", den „Menächmen" des Plautus nachgebildet, ſetzt Gervinus nicht ſo tief herab als Coleridge, der ſie eine Farce nennt. Er ſieht zwar, daß in dieſer „Reihe heiterer Zufallsſpiele" die Unwahrſcheinlichkeiten weit über das Maß hinausgehen welches der Menſchen- und Seelenkenner Shakſpeare ſonſt immer einzuhalten geſucht hat: aber er findet hier auch ſehr bedeutſame innere Beziehungen, und weiſt auf den ernſten, ja tragiſchen Hintergrund in all dem komiſchen Element hin. Die Eigenſchaften dieſes Luſtſpiels wiederholen ſich großentheils in der „Zähmung der Widerſpenſtigen", und auch hier hebt Gervinus die feinern Züge hervor, gegen die Auffaſſung Garrick's, welcher den Handel zwiſchen Petruccio und Katharina zu einer ganz gemeinen Poſſe herabzog. Die Mängel dieſer ſieben Stücke im Allgemeinen aber charakteriſirt er folgendermaßen:

Mehr oder weniger verrathen ſie alle den ungebildeten Volksgeſchmack der vorſhakſpeare'ſchen Zeit in Stoffen und in Formen. Die Barbareien im „Titus", die Roheiten im „Perikles", einzelne Härten in „Heinrich VI.", der derbere Charakter der beiden Luſtſpiele, die Behandlung des jambiſchen Verſes im „Titus" und der Knittelverſe in den Luſtſpielen, all Dies verflicht dieſe Stücke noch mit der engliſchen Literatur jener Zeit, wo Shakſpeare die Marlowe und Greene, die Lily und Peele noch nicht verdunkelt hatte.

Aber wenige Jahre nur nachdem er ſeine dramatiſche Laufbahn betreten gelangte Shakſpeare ſchon dahin, wo er nicht blos jene und alle Dichter vor ihm und neben ihm verdunkelte, ſondern ſich überhaupt zum vollendeten Meiſter emporſchwang. Alles was er in der nächſten Periode ſeiner Dichtung ſchuf iſt durch und durch eigenſtändig und groß. Gervinus ſondert hier die Werke des Dichters in zwei ganz verſchiedene Gruppen: die erotiſchen Stücke, in denen „das Weſen und die Natur der Liebe" dargeſtellt iſt („Die beiden Veroneſer", „Verlorene Liebesmühe", „Ende gut Alles gut", „Der Sommernachtstraum", „Romeo und Julie"), und die hiſtoriſchen, „realern Inhalts, die Welt des äußern Lebens und Wirkens im Gegenſatze zu jener Gedanken- und Gefühlswelt" („Richard II.", „Richard III.", „König Johann", „Heinrich IV." und „Heinrich V.").

Mit der zunehmenden Meiſterſchaft des Dichters gewinnt der geiſtreiche Erklärer immer weitern Spielraum den Reichthum ſeiner Beobachtungen, die Fülle ſeiner Gedanken zu entfalten. An allen Stücken die nun beſprochen werden iſt die ſinnigſte äſthetiſche Auseinanderſetzung verſucht; hier drängen ſich auf jeder Seite die feinſten pſychologiſchen Bemerkungen. Wir wollen, da es uns kaum möglich würde in alles Einzelne einzugehen, nur folgende Stelle hervorheben, aus welcher der Leſer entnehmen kann wie Gervinus den Ideengehalt in Shakſpeare's Liebesdramen durchdringt. Nachdem er auf die Eintönigkeit der Liebesdarſtellung in der neuern Poeſie, beſonders in der deutſchen, bei Schiller und ſelbſt bei Goethe hingewieſen, fährt er fort:

Die weite Aufgabe, die Leidenſchaft der Liebe, behandelt Shakſpeare in einer weit großartigern Weiſe. Er ſchilderte ſie nicht allein auf ſich ſelbſt bezogen, ſondern in den mannichfaltigſten Verbindungen mit andern Leidenſchaften und in den verzweigteſten Beziehungen zu andern menſchlichen Verhältniſſen; es iſt ihm ein Bedürfniß ſie in ihrem ganzen Weſen, in allen ihren Wirkungen, ihren guten und ſchlimmen Eigenſchaften gleich in jenen erſten fünf Stücken, die wir dieſem Vorwurf ganz gewidmet finden, in einer möglichſten Fülle und Mannichfaltigkeit darzuſtellen. Er zeigt in den „Veroneſern", wie ſie ſich zu dem Menſchen verhält der ſich ihr ganz preisgibt, und zu dem Thatkräftigen der ihr fremd ſteht; wie ſie den Letztern ergreift und verwandelt, den Andern verirrt und verwickelt in Freundſchaft und Treuebruch. Er zeigt in „Verlorener Liebesmühe", wie ſie durch aſcetiſche Gelübde unter jugendlichen Genoſſen, in dem Alter ihrer Blüte, unnatürlich unterdrückt werden ſoll, und wie ſich Das rächt. Er zeigt in „Ende gut Alles gut", wie ſie von männiſchem Hochmuth und Standesſtolz verſchmäht wird, und wie ſie den mit Treue und Hingebung überwindet. Er zeigt im „Sommernachtstraum" in einer bewundernswürdigen Allegorie die Irrungen der blinden, aller Vernunft beraubten Liebe, wie ſie den Menſchen dann in ein Traumleben ohne Beſinnung dahinreißt. Er zeigt endlich in dem hohen Liede der Liebe, in „Romeo und Julie", wie dieſe gewaltſamſte aller Leidenſchaften zwei menſchliche Weſen in ihrer furchtbarſten Macht ergreift, und, geſteigert in den günſtigen Naturen und durch die ungünſtigen Schickſale, ſich auf die Höhe treibt, wo ſie ſich ſelbſt überſtürzt und vernichtet.

Mit der Beſprechung des „Sommernachtstraums" ſchließt der erſte Theil dieſes Werks. Wie trefflich weiß Gervinus auch in jenem zarten, gleichſam aus Luft und Aether gewobenen Bilde die durchſchimmernden Fäden der Wirklichkeit anzudeuten! Wie richtig fühlt er heraus, daß ſelbſt die reichſte Phantaſie Nichts zu geſtalten vermag was ſie nicht wirklichen menſchlichen Verhältniſſen und Eigenſchaften abgelauſcht hätte. Und wenn er ſich nach Typen in der Geſellſchaft umſieht, nach denen Shakſpeare ſeine Elfen gebildet, ſo wird man inne, daß man es mit einem Gelehrten zu thun hat der nicht blos Bücherſtaub, der auch den Blumenſtaub in der duftigſten Geſellſchaftsſphäre eingeathmet.

Es gibt namentlich unter den Frauen der mittlern und obern Stände ſolche Weſen die höhern geiſtigen Bedürfniſſen nicht zugänglich ſind, die ihren Gang durch das Leben machen ohne ernſtere und tiefere Beziehung auf Grundſätze der Sittlichkeit oder Zwecke der Intellectualität, die dagegen für alles Schöne, Gefällige, Anmuthige eine entſchiedene Neigung und Befähigung haben, ohne auch in dieſem Gebiete wieder zu höhern Erfindungen der Kunſt zu gelangen. Sie greifen, wie

der Augenblick es bietet, in diese greifbare Welt wol selbst mit geistreichen Anschlägen ein, leicht, gewandt, zu Schelmereien und Neckereien aufgelegt, zu Rollenspielen, Gestaltannehmen, Verkleidungen und Verationen immer geschickt, weil sie in Festen, Vergnügungen, Spielen, Scherzen die einzige Würze des Lebens suchen.

In diesen wenigen Worten ist sie scharf gezeichnet, jene reizende Weiblichkeit, die so liebenswürdig ist und auch am meisten geliebt wird, aber nicht mit der echten, vollen Liebe, die sie nicht verdient — weil nur Der so geliebt zu werden verdient der so lieben kann: in diesen wenigen Worten ist mehr Feinsinn, mehr Anschauung, mehr Charakteristik eines Gegenstandes an dem sich so viel elegante Federn abarbeiten, als in sämmtlichen Salongemälden des Hrn. Baron v. Sternberg.

Man kann von diesem Buche im Gegensatz zu dem bekannten Kästner'schen Witzspruch sagen: es enthalte sehr viel Wahres und Neues — und wenn auch nicht alles Wahre darin neu, so ist doch das Neue darin wahr bis auf jeden einzelnen Zug.

Der zweite Theil, welcher außer „Romeo und Julie" und dem „Kaufmann von Venedig" auch die historischen Stücke behandelt, soll im Juli, der dritte Theil im September erscheinen. **W. Wolfsohn.**

Gesammelte Novellen und Erzählungen. Von C. Reinhold. Drei Bände. Bremen, Schlodtmann. 1847—48. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Zeit will eine neue Zeit gebären! In solchen Wehen haftet die Kunst gewöhnlich länger als das Leben an den Traditionen des „Dagewesenen", und es währt seine Zeit ehe sie die Springwogen der Zeitrichtung einzuholen vermag. Kein Wunder daher, daß die Kunsterzeugnisse des Tags auch jetzt meistens etwas Antiquirtes an sich zu tragen scheinen, daß sie sich zu den Meinungen des Augenblicks verhalten wie die Idyllen Geßner's zu der Lessing-Goethe'schen Kritik, wie die Minne- und Meistergesänge zu der Reformationsperiode, und daß wir, bevor wir Genuß in ihnen finden können, heraustreten müssen, uns retten müssen aus dem Wogenschwalle der Zeit und dem Sturmwirbel des Tags. Dies Loos trifft auch die Besten, und der Verf. der vorliegenden Novellen und Erzählungen wird daher auch wol das Gleiche zu tragen haben. Er steht ja mit beiden Füßen in der jüngsten Vergangenheit, und ist nicht Schuld daran, daß diese uns in 15 Monaten um ebenso viele Decennien entrückt ist. Was wir gewonnen haben in dieser springflutähnlichen Bewegung, Niemand weiß es; was wir verloren haben ist jedem Denkenden klar. Die Kunst uns am Schönen menschlich zu erfreuen, die Kunst unsern Geist in Ruhe zu klären am Anblick der ewigen Gesetzmäßigkeit des Schönen, die Kunst auf uns selbst zu ruhen im Genuß der Schönheit — diese ist für lange Zeit der Welt verloren gegangen, und es ist noch nicht die entfernteste Hoffnung vorhanden, daß dieser Verlust dem europäischen Culturleben in irgend einer Art ersetzt werden möchte. Wir müssen ihn tragen; es ist Fatum, die Nemesis die über den Göttern schwebt, Götterschluß gegen den keine Berufung gilt! Wir können mit wehmüthigem Auge, aber wir müssen fest und männiglich auf das für immer verlorene Gut, den Garten der Kunst, die Unschuld der Jugend des Menschengeistes blicken; es gibt keine Wiederkehr zu ihm. Wolan, so würzen wir unsere Stunden mit der Betrachtung des Dagewesenen!

Der Verf. legt uns in den drei Bänden gesammelter Novellen und Erzählungen drei Erzeugnisse von sehr verschiedenem Charakter, verschiedener Richtung und verschiedenem Werthe vor. Die Erzählung des ersten Bandes: „Die Kinder der Fremde", hat uns wenig für ihn eingenommen. Eine Dichtung im Stil Achim v. Arnim's, Hoffmann's und Eichendorff's bietet in unserer Zeit etwas Gletscherartiges dar: sie erscheint wie ein verspäteter Frost, wie ein nebelvoller Decembertag im Mai. Im Großen keck und dreist erfunden, in der Ausführung aber am Detail haftend, schwer beweglich, starkgliederig, unbeholfen, reich an tiefen Blicken in die Menschenseele, aber ohne Kenntniß oder doch ohne Schonung der geltenden Lebensformen, poetisch, jedoch für geringere Zwecke, und ihrem Hauptinhalte nach eine Wiederholung der Episode vom Harfner in Goethe's „Wilhelm Meister", hat uns diese Erzählung nirgend fesseln und erwärmen können. Unleugbar ringt hier eine gewisse Genialität noch mit dem Stoffe, und ein ethisches Ziel liegt in dieser Begebenheit kaum vor; ja die Begebenheit selbst ist des Erzählens selten werth. Das Ganze hat Etwas von einem Fiebertraum, von einem tollen Mummenschanz, dem jedoch das lustige Element ausgegangen ist, und hinterläßt, da ihm der moralische Boden fehlt, entweder keinen Eindruck oder nur den einer wüsten Phantasmagerie. Die Charaktere sind durchweg zu schattenartig um Träger bedeutender Interessen sein zu können, und nur der originelle, überall unglückliche Poet Leidweser vermag Etwas wie eine Jean Paul'sche Kunsterinnerung bei uns zu erwecken.

Die Erzählung des zweiten Bandes: „Real und Ideal", zeigt den Verf. nun schon um mehre Stufen über seinen vorigen Standpunkt erhöht. Eine entschiedene Begabung für psychologische Begründung der Ereignisse, für Charakterzeichnung und Seelenmalerei in ihren feinern Nuancen tritt hier schon hervor. Die Sprache bildet sich in feinen Wendungen zum Stil; Bild und poetische Farbe strömen herbei; kurz, wir erblicken ein Erzählertalent in vollster Entwickelung. Der einzige Mangel an dieser Dichtung ist ein spannender Stoff, eine stets würdigere künstlerische oder philosophische Unterlage. Die Seelenzustände einer an Hysterie leidenden Frau (Sidonie) können uns, und wären sie mit dem vollendetsten Pinsel gemalt, nicht dauernd fesseln: und doch dreht sich die ganze Begebenheit um diese. Dazu ist zu rechnen, daß der herbe, tragische Schluß in dem Selbstmord des Dichters eine Spitze findet zu der die Vorbereitung fehlt; wir können weder diesen Schluß noch den Dichter rechtfertigen. Hiervon abgesehen bewegt sich doch die Handlung in anziehenden Details, und wird durch trefflich gezeichnete Charaktere getragen. Der Arzt und seine Gattin, Adelhaid und der Professor sind Charaktere die viel von der classischen Ruhe Goethe's in den „Wahlverwandtschaften" an sich tragen, und nicht geringen Eindruck zurücklassen würden, wenn der Autor sich etwas mehr vor Kleinmalerei in Acht nehmen, und etwas reichlicher auf die ergänzendste Kraft unserer Phantasie rechnen wollte. Wie Dem auch sei, die Erzählung füllt ihr Thema aus: reale und ideale Geistesrichtung in ihrem Werthe und ihren Mängeln zu zeichnen, unterhält auf würdige Art, und erwirbt dem Verf. schon den Namen eines Seelenmalers von Rang.

Auf einen höhern Rang gibt die Erzählung im dritten Bande: „Die Charfreitags-Christen", ihm für immer gesicherten Anspruch. Sie mag leicht zu den würdigsten Emanationen des in der prosaischen Erzählung dichtenden Geistes gerechnet werden, wie er seit drei Decennien nach dem Ruhm ringt durch die bloße Kunst des Worts ein Stück Leben darzustellen. Der Grundgedanke: eine ganze zahlreiche Menschengesellschaft zu malen, in der jeder Einzelne am Grünen Donnerstage nach würdigen Charfreitagsgedanken ringt, ohne jedoch, von dem Eigensinn und der Neckerei des Lebens bewegt, zu solchen gelangen zu können, während ein junges Liebespaar, unbekümmert um den Festtag, allein wirkliches Charfreitagswerk übt, ist ebenso neu als anziehend und der Bearbeitung würdig. Es ist eine geistliche Rede in Handlung. Diesen hält Ehrgeiz, Jenen Stolz, Diesen Furcht, Jenen ein unruhiges Gewissen, kurz Jeden ein Anderes zurück, und nur die Liebe findet den rechten Weg zum Charfreitagswerk. So klar und schön wie

dieser Grundgedanke, so sicher, warm und fest sind die Charaktere, so besonnen und leicht erfunden, so fein und fest geknüpft ist der Faden der Begebenheit welche die Aufgabe löst, ohne phantastische Sprünge und unerhörte Ueberraschungen, ohne eine fesselnde Unterhaltung zu gewähren. Der Strom der Erzählung fließt in reizenden Windungen und doch in classischer Ruhe mild und sanft dahin; die Diction, durchweg edel, läßt keinen Gedanken ohne eine entsprechende Gestalt und ohne schöne Form. Das psychologische Element aber ist so hervorragend in dieser Erzählung, daß wir in unserer reichen Novellenliteratur nach einem Seitenstück zu den „Charfreitags-Christen" in der That zu suchen haben. Das Brüderpaar, der Landrath und der Oberhofprediger, das ehrgeizige, immer mit sich selbst uneinige Menschenkind, und der fromme Schalk voll Selbstgefühl, im beständigen Kampfe mit dem irdischen Princip, dies Brüderpaar allein gibt Zeugniß von seltener Tiefe des Blicks und kunstreicher Darstellung fein gezeichneter Seelenzustände. Theophil, des Landraths Sohn, in dem uns die Ausartung des ohne Beruf nach Philosophie ringenden Geistes gemalt wird, streift zwar bis an die Grenzen des Möglichen; dagegen ist der Advocat, des Landraths Freund, der diesen wohlwollend an dem Narrenseil des Ehrgeizes lenkt, eine köstliche Gestalt, und die Kinder des Brüderpaars, Felix und Dorothea, die unbewußt Reinen, die doch so sündhaft erscheinen müssen, sind des Pinsels der Meister Sterne und Fielding würdig. Besonders ist ein Abglanz der zuletztgenannten Meisterschaft in der ganzen Erzählung unverkennbar, und wir können dem Verf. nur Glück dazu wünschen, da, wenn einmal ein Vorbild zu wählen war, nicht leicht ein besseres und ihm zusagenderes gewählt werden konnte. Denn je mehr der novellistischen Phasen bei uns durchgemacht und erledigt werden, um so glänzender tritt die ewige Mustergültigkeit der alten englischen Romandichter, in welchen Wahrheit, Tiefe und Feinheit sich harmonisch durchdrangen, hervor. Dieser harmonische Geist läßt nichts Willkürliches und Gemachtes aufkommen, und so ist denn auch in dieser ganzen Erzählung kein willkürlicher Zug und keine entbehrliche Episode eingereiht. Auch der Schatten, der noch am Schluß für kurze Zeit auf Felix fallen muß, ist im Fielding'schen Geiste erfaßt und aufgeklärt. Dagegen gehört dem Autor die originelle Gestalt des Schauspielers Hannemann ganz eigenthümlich an, eine wahrhaft Hogarth'sche Figur, eine geniale Caricatur der Jetztzeit. Das reflective Element ist in dieser Novelle wenig vertreten, und scheint überhaupt nicht die starke Seite des Autors zu sein; allein die Grazie und die Feinheit der Pinselführung im Dialog und bei der Zeichnung von Charakteren und Seelenzuständen ließen sich mit hundert Proben belegen. Eine unter vielen mag uns genügen:

„Der Oberkirchenrath war unterdessen in seinem kirchenrechtlichen Examen mit Dorothea in der breitest-behaglichsten Weise fortgefahren. Das Mädchen hätte sich füglich aller Verlegenheit und Angst entschlagen können, da der geistliche Herr von dem Eindrucke seiner Persönlichkeit und besonders seiner Beredtsamkeit viel zu sehr überzeugt, und mit dem daraus entspringenden Selbstgefühl viel zu sehr beschäftigt war, als daß er daneben irgend einem argwöhnischen Hintergedanken hätte Raum geben können. Er ließ Alles gelten was sie ihm zu sagen beliebte, da er es eigentlich gar nicht an und für sich in Acht nahm, sondern nur als Vehikel seines eigenen Redeflusses behandelte. Nur wenn dann manchmal seine Rede etwas anzüglicher werden und in eine Schilderung seiner mehr als oheimlichen Gefühle übergehen wollte, mußte Dorothea darauf bedacht sein ihn sachte wieder zu dem Gegenstande des Examens zurückzuführen, mit dem sie eben deshalb sich mehr und mehr aussöhnte."

„So war er eben daran die eigenthümlichen Gefühle auseinanderzusetzen die einen Geistlichen erfüllen, wenn er in den Fall komme an seinen eigenen Kindern die Taufe zu vollziehen. Dorothea konnte sich nicht enthalten zu sagen, es müsse fast noch rührender sein, wenn der Großvater seine Enkel taufe. Da er aber hierauf sogleich bemerkte, daß er selbst noch eher in den erstern als in den letztern Fall zu kommen hoffe, so war es für sie wieder hohe Zeit einzulenken und an den vorliegenden Fall zu erinnern. Ein wahrer Genuß war es ihr jetzt die vollzogene Taufhandlung selbst zu beschreiben, und besonders die von Felix dabei gesprochenen Worte seinem Vater zu wiederholen, der Nichts davon ahnte, daß ihm eine rednerische Probe seines Sohnes vorgeführt werde. Freilich machte er darüber allerlei Glossen; allein Das störte Dorothea's Vergnügen nicht, welcher die Worte des Geliebten Musik waren und blieben."

Der Eindruck welcher dem Leser von dieser trefflichen Novelle bleibt ist ein durchaus wohlthuender, ethischer und ästhetischer Befriedigung voll. Wir haben die Schwächen der besten Menschen, das vergebliche Ringen nach wandelloser moralischer Reinheit im Staubbade des Lebens bei Vielen, Entartung, Schuld und Strafe bei Mehren gesehen: allein das Laster hat der Verf. nicht gemalt, und den ekelhaften Anblick des durchaus Schlechten hat er uns erspart. Selbst Theophil, den der Dünkel verdirbt und der Hochmuth zum Fall bringt, hat die mildernde Hand der Poesie erfahren, und sein Pendant Hannemann ist mehr ein Zerrbild des Genies als ein ausgemachter Taugenichts. Das Gemälde aber ist an den mannichfaltigsten Charakterbildern so reich, daß auf einen Ueberfluß von Schöpferkraft zu schließen ist, der noch viel des Guten und Würdigen erwarten läßt. Was den Ausdruck und die Sprache betrifft, so folgt der Verf. durchaus den besten Vorbildern, und wir können daher nur wünschen, daß die Grazien, welche bei dieser Erzählung den Vorsitz geführt haben, ihm ferner günstig seien. Er hat die Spur gefunden welche er in den beiden ersten Novellen umsonst suchte, die Spur welche zum Sitz des Schönen und Wahren, welche zu Ruhm und Wirkung führt. 55.

Der neugriechische Dichter Alexander Sutsos.

Von dem neugriechischen Dichter A. Sutsos, der fern von Griechenland längere Zeit gefeiert, sind uns kürzlich einige politische Dichtungen zugekommen, die, in des Dichters bekannter Manier geschrieben, nach Art fliegender Blätter bestimmt zu sein scheinen das Feuer der Vaterlandsliebe unter den Griechen der europäischen und asiatischen Türkei zu entzünden, und mittels desselben die Verwirklichung der alten Idee von der Wiederherstellung des griechischen Reichs herbeizuführen. Die drei Gedichte, die sämmtlich in Athen 1848 gedruckt worden, haben die Aufschriften: „Ἡ Ἑλληνεγερσία" (Der Aufstand der Hellenen), „Ἆσμα πολεμιστήριον" (Kriegsgesang), „Πολιτικὴ ἐποψις τῆς Ἑλλάδος" (Politischer Ueberblick über Griechenland). Wie verschieden auch in den einzelnen Dichtungen der Gegenstand ist den der Dichter zunächst behandelt, und in den Aufschriften der Broschüren andeutet; wie verschieden auch der Standpunkt sein mag auf welchen er sich in dem politischen Aufrufe an die Hellenen, in dem Kriegsgesange und in der Betrachtung der Politik Griechenlands stellt: die belebende Idee in allen dreien, der einzige Zweck, dem sie gleichmäßig dienen sollen, ist die offene Aufforderung der Hellenen der europäischen und asiatischen Türkei zum Aufstande gegen die Osmanen, zur Vertreibung derselben aus Europa, und zur Erneuerung des griechischen Reichs. Daß sich der Dichter dabei nur von seiner Phantasie, nur von der poetischen Auffassung des Gegenstandes, nur von seiner Begeisterung für Vaterland und Freiheit leiten und verleiten läßt ist begreiflich, und man kann sich darüber ebenso wenig wundern als es erklärlich ist, daß er sich bei seiner antimonarchischen Schwärmerei in der Beurtheilung der europäischen Zustände und der muthmaßlichen Wirkungen der „glorreichen" Revolution in Frankreich im J. 1848 auf Europa, namentlich auf Deutschland, als einen falschen Propheten bewährt hat. Bewundernswürdig ist übrigens auch hier die Leichtigkeit mit der A. Sutsos die griechische Sprache beherrscht und behandelt. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 168. — 14. Juli 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Dritter und letzter Artikel.*)

Italiens Natur, die Art seiner Bewohner und Besucher, dies Kaleidoskop von Zeiten und Sitten, diese Contraste von Großheit und Gemeinheit, Pomp und Idylle, vereinigt zur wechselvollsten Bildlichkeit in ihren herrlichen landschaftlichen Rahmen — diese Welt, so oft geschildert und wieder geschildert, wird man nicht leicht auf irgend einem Papier so wahr und warm vor sich aufleben sehen als aus diesen Künstlerbriefen. Es ist noch das Italien der Reisenden, der Künstler, der betrachtungslustigen Pilger, dieser heilige Boden der Aesthetik, dessen Volk darum von den Anfoderungen einer ernsthaft ethischen Bildung und politischen Bedeutung für immer freigesprochen schien. Die überall sichtbare Lüstlichkeit im praktischen Leben, hier behaglich, spielend, lieblich, dort wild, roh, verächtlich, waren wir geneigt als eine Gefälligkeit gutzuheißen, mit welcher die Gegenwart sich einer höhern Bedeutung auf diesem Boden entheb, der uns mit seinen großen Spuren heidnischen und christlichen Alterthums vor Allem der Vergangenheit geweiht und zu Genüssen der Erinnerung bestimmt schien. Die ungeheuere Aeußerlichkeit der Religion, die Verödung der fruchtbarsten Landstriche, die Bildungslosigkeit der Erben so reicher Bildung und Armuth unter so segensvollem Himmel schien Alles nur gemacht um dem künstlerischen Auge Aufzüge und Costumes, mächtige Landschaftsbilder, Züge natürlicher Wildheit und schöner Naivetät zu bieten. Und die unendliche Milde und Klarheit der Tage, das überwiegend behagliche Leben, nur fühlbarer gemacht durch zwischengestreute komische Störungen oder gefährliche Abenteuer, vollendete den Charakter eines Landes der sinnlichen Beschaulichkeit, der genießenden Phantasie. Dies war das Italien das wir Deutsche liebten, und wohin die Gebildeten und Aufgeklärten in ihrer Art ebenso andächtige Wallfahrten machten als die vom Jubeljahr gerufenen gläubigen Kinder der alten Kirche. Der politische Schlummer des Volks diente dazu unserer Pilgerbeschauung die Ruhe und die Richtung über das Moralische hinaus auf das Idealsinnliche zu erhalten. Jetzt ist es aus mit diesem Zauberspiegel Italiens. Sein Glanz ist getrübt, seine Ruhe zerwühlt von politischer Gährung, wer weiß auf wie lange Zeit. Diese Gährung müßte, weil sie uns das langgewohnte Eldorado edler Genüsse verdirbt, uns immer verdrießen, auch wenn sie nicht mit dem Geschrei: Morte ai Tedeschi! losgebrochen, auch wenn ihr Anspruch nicht unsern Grenzen feindlich, unsern innern Zuständen gefährlich wäre. Gälte es jedoch einem Erwachen der Italiener zu politischer Würde, zur Neugestaltung eines ernsthaft sittlichen Lebens, so dürfte freilich nicht einmal das Uebergreifen, das wir einzudämmen hätten, uns ihre Berechtigung anzuerkennen abhalten, geschweige die Verkümmerung der ästhetischen Genüsse die wir bei ihnen zu finden gewohnt waren. Allein zur Zeit ist es für Italien noch sehr viel leichter herzlich unästhetisch zu werden als politisch zu werden, und wenn es das Erstere so lange bleiben sollte, bis ihm das Letztere gelungen ist: dann werden unsere friedlichen Römerzüge nur noch der Erinnerung und der Sehnsucht angehören, und der Werth solcher Blätter wird steigen welche, wie die vorliegenden, die noch offene Phantasieschönheit Italiens so treu und so lebhaft entfalten.

In diesem noch heitern und beschaulichen Italien, wie es ein wesentliches Interesse des Buchs ausmacht, hat ein untergeordnetes gleichwol auch die Schilderung von Vorspielen der jetzigen Gährung. Speckter war nämlich in Rom Zeuge jener Unruhen welche zu Ende 1830 und Anfang 1831 während der Papstwahl eine gefährliche Gestalt annahmen (I, 95 fg.). Er berichtet die wechselnden Symptome der unklaren Furcht und Spannung die sich verbreitete, als bei dem Zögern des Conclave die keckſten Caricaturen und Spottgedichte nebst obligaten Raubmorden bekannt wurden (I, 99 fg., 102); dann die Lauigkeit mit der Gregor's XVI. Erwählung und Inauguration aufgenommen wird (I, 129 fg., 134 fg.); die Wirkung der Nachrichten vom Abfall Bolognas und anderer Städte, von Kämpfen in Ancona und Civita-Castellana, Räubereien, siegreichen Schlachten der Carbonari, während in Rom der Carneval begann, und als die Lustbarkeiten im vollen Gange waren, eine große

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 86—88 u. 101—103 d. Bl. D. Red.

Verſchwörung hierſelbſt entdeckt wurde; worauf Gregor in Trastevere Schutz ſucht und findet (I, 139, 147). Ehe der Carneval zu Ende iſt, bricht der Aufruhr los, und wer Bewaffneten auf der Straße begegnet weiß nicht, ob er auf ihr Chi viva! antworten ſoll: Il Papa e la santa Madonna oder La repubblica! (I, 150 fg.) Nach der unvollkommenen Gegenbewaffnung von Fabrikarbeitern (I, 157) und päpſtlichen Bürgern (I, 159), aber auch der officiellen Ankündigung vom Anmarſch der Oeſtreicher tritt in Rom ſelbſt wieder Ruhe ein. Zwar im Juli nach dem Abzug der Oeſtreicher aus der Romagna gibt es wieder nächtliche Verhaftungen (I, 240), damit aber enden die Früchte der Erhebung.

Hiergegen den normalgewordenen Zuſtand der italieniſchen Cultur, dieſen Zuſtand politiſcher Trägheit und Fahrläſſigkeit und einer bei den innerlich ungebundenen Geiſtern höchſt ungleichen, incommenſurabeln Sittlichkeit könnte kaum eine abſichtlich umfaſſende Betrachtung ſo richtig und ſo faßlich darlegen, als er uns in verſchiedenartigen einzelnen Zügen und gelegentlich aufgenommenen Figuren aus den Reiſebildern und Lebensmittheilungen Speckter's entgegentritt. Die Verkettungen der Koffer und das immerwährende Umſehen der Vetturine (I, 57), der begleitende Aufpaſſer beim Ausfahren aus der Stadt, damit kein ladro den Koffer abſchneide (I, 64), die offene Hand des Zollwächters und der ungewohnte Ernſt des Oberbeamten (I, 70 fg.), das Nebeneinander von Strenge und Spaß an der Dogana (I, 76 fg.), die Ueberzahl dieſer läſtigen Inſtitute, namentlich in Neapel, wo in einer und derſelben Straße der Stadt vier mal hintereinander die Anmuthung des Viſitirens gemacht wird (I, 455), dieſe verſchiedenartigen Beweiſe von Sorgfalt imponiren ungefähr wie an der römiſchen Meeresküſte die Wachtthürme von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, worin etliche alte Soldaten einen noch ältern Böller bedienen (I, 342), oder an der Straße durch die öde Campagna die Wachthäuſer, die zwar leer ſind, aber mit der Inſchrift Corpo di guardia drohen (I, 434). Dazu gehört dann die gemüthliche Freiheit der Taſchendiebe (I, 130), ungeſtörte blutige Raufereien am offenen Tage (I, 267 fg.), Mordthaten des Raubes oder der Rachwuth halber (I, 100 fg.), ungehindert von einer Policei die in improviſirten Hausſuchungen (I, 344 fg.), willkürlichen Ausweiſungen, ja bei Mangel ſchützender Gerichte in banditenmäßigen Pfändungen (I, 297) deſto rückſichtsloſer iſt. Kein Wunder wenn der Bandit auf dem Karren und ſein Wächter auf dem Klepper ſich wie Brüder ähnlich ſehen (I, 52). Neben ſolchen Dingen aber, die der Fremde theils ruhiger ſehen, theils zumeiſt vermeiden kann, läßt dieſelbe moraliſche Unbeſtimmtheit des Volkslebens auch wieder dem Einzelnen ein leichteres Selbſtgefühl und eine originellere Entwickelung als in beſſer gezüchteten Staaten zu. Träge Gemüther gedeihen davon freilich zu einer unglaublichen Leerheit (wie der junge Mailänder, I, 416 fg.), beſſergeartete aber, ſelbſt in geringen Verhältniſſen, oder vielmehr in ſolchen gerade leichter als in verführungsreichern, zu einer auffallenden Freiheit und Anmuth des Betragens (wie die jungen Cornetaner, I, 364: „geringe Bürger, eigentlich Bauern, aber von ſo leichtem, unbefangenem, adeligfreiem und abgerundetem Weſen, daß ein Deutſcher der jahrelang in den erſten Cirkeln ſich bewegen gelernt vielleicht ebenſo geſchmeidig, aber gewiß nicht zugleich ebenſo männlich würdig ſich zu benehmen weiß"). Dies wenig beengte Selbſtgefühl ſtößt dem Reiſenden bald bei dienenden Leuten als roher Nationalſtolz und heftiger Eigenwille auf, wie bei dem Facchino, der zeigen wollte, daß er ein Römer ſei (I, 416), und dem mühſam gebändigten Vetturin (I, 431 fg., 435 fg.); bald tritt es überraſchend aus Burſchen die gleichgültig-ſtumpf oder düſter-wild ausſehen, als uneigennützige, biedere Thatfriſche hervor (I, 432 fg.). Aber auch die Ausbildung eines kalten Scharfſinns, einer gewiſſenloſen Klugheit iſt da erleichtert, wo die Seelenzucht zu einem bequemen Lippen- und Händewerk, die Läuterung zur Ceremonie entäußert, und alſo Verſtand und Abſicht nicht durch Scrupel geſtört iſt. Italien iſt das Vaterland des Macchiavellismus, es war lange Zeit die Schule woher die Intriguanten und liſtigen Abenteurer den europäiſchen Höfen zuſtrömten; und noch trifft man da in untergeordneten Kreiſen nicht ſelten Figuren an denen daß ſie angenommene Rollen ſpielen wol anzumerken, aber in ihrer berechnenden Kälte nicht beizukommen iſt (vgl. I, 416, II, 379 fg.). Darum ſchlägt auch die Aufklärung, wenn ſie in dieſe ungebundenen Seelen einmal eintritt, zu einem kühnern politiſchen Freigeiſt und maßloſern Radicalismus aus als gemeinhin bei Menſchen nordiſcher Schule (II, 378 fg., I, 390 fg.). Dem länger verweilenden Beobachter gewährt es einen eigenen Reiz, daß das bunte äußerliche Coſtume, welches die Volksclaſſen beſtimmter und ausgeprägter als anderwärts unterſcheidet, nach innen ſo wenig entſcheidet, und bei Enthülſung die mannichfaltigſten Charakterformen zeigt. Welche Ungleichheiten nur im geiſtlichen Stande hatte Speckter zu bemerken Gelegenheit: den dumpfen, gemeinen Pfaffen (I, 90), den gemüthlich-frommen, in Demuth glücklichen Mönch (II, 199 fg.), den mit frommen Geſinnungen coquettirenden (II, 140, 144), den jungen jagdliebenden Bruder, den jovialen ältern, der loſe Witze liebt, den gediegen gebildeten, der mit Beleſenheit und Geſchmack ernſte geiſtliche Haltung vereinigt (II, 394 fg.), den menſchenfreundlichen, lebensfrohen jungen Prieſter (II, 384 fg.), den maliciöſen Arciprete (II, 375, 379), den zwiſchentragenden und hetzenden Beichtvater (II, 299), den redlichen, liberaldenkenden und bis zur Unbehülflichkeit anſpruchsloſen Prälaten (I, 417), den literariſch gebildeten, heimlich revolutionnairen Prieſter (I, 390 fg.). In allen Ständen würde mit der nur äußerlich befeſtigten Sittlichkeit immer noch ſich mehr gemüthliche Tiefe und rein menſchlicher Lebensgehalt vertragen, wenn — Staat und Kirche möchten ſein wie ſie wollten — wenigſtens die Grundform der Ethik, die Familie, heilig gehalten wäre. In der italieniſchen herzloſen Sonderung der Ehe

von der Liebe sieht Speckter mit Recht eine Hauptursache, daß das Leben dort sich in solcher Breite zum Schein verflüchtigt und zur Lüge verkehrt (I, 229). Wol gibt der Italienerin die enge Hut und Beschränktheit in der sie aufwächst eine eigene Knospenfülle, eine Naivetät die sich als echt jungfräulicher Stolz oder als reine Grazie oder als ein Träumen der Seele, ein Glühen in sich, in mannichfaltiger Schönheit der Züge und Stimme, der Bewegung und des Betragens ausspricht. Speckter bei seiner künstlerischen Empfänglichkeit für gesunde Natur und jeden Reiz der Erscheinung redet hiervon oft im Allgemeinen mit großer Ergriffenheit (I, 143, 174, 202, 229, 237, 266 fg., 281 fg., 318, 327, 331 fg.), oft schildert er höchst individuell einzelne Züge oder Gestalten, z. B. die Römerin die ihm die Brille herunterschlägt (I, 133), das belauschte Gartenmädchen und ihre grimme Mutter (I, 170 fg.), die schalkhaften Albanerinnen (I, 338 fg., 419), die niedliche Jucunda und die ernst schöne Matilda in Corneto (I, 363 fg.), die scheue Sorrenterin (II, 193), die reizende Bettlerin auf Capri (II, 217), die kindliche Angelina aus Albano (II, 283), die lieblichen Rianeserinnen (II, 385 fg.), und vor Allem seine blühende Novellenskizze von der „Königin der Wüste" (I, 398 fg., 403 fg.). Aber die Bewahrung und Bewachung der Mädchen, zumal in der Stadt, gilt nicht ihrer Tugend und innern Selbständigkeit, sondern ihrer Preiswürdigkeit für einen kaufenden, wenn immer ungeliebten Gatten, der ihnen dann die äußere Selbständigkeit geben muß. „Denn sobald ein römisches Weib verheirathet, ist der Mann nur ihr Sklave, weil er elend genug ist sich dazu herzugeben. Sie bis dahin der Sklave ihrer streng verschlossenen Wünsche, wird nun unumschränkter Herr und Tyrann, sie zu befriedigen wie sie will." Weil gar nicht vorausgesetzt wird, daß Diejenigen sich kennen lernen, und in die Seele blicken müßten, die zusammen leben sollen, genügt die erste Annäherung zur Erwartung der Heirathsabsicht und zur Erkundigung nach der ökonomischen Solidität der Zukunft. Speckter machte komische Erfahrungen von dieser Art (I, 101, 269 fg., 397 fg.), und die ihn auch in die Leere einer römischen Spießbürgerfamilie blicken ließen (I, 403). Mit tiefer Theilnahme lernte er eine edle weibliche Natur kennen, deren Lebensglück dieser schnöden Gewohnheit rein äußerlicher Eheschließung geopfert worden war (II, 312 fg.). In vielen Bezügen drängt also die Landessitte die meisten Charaktere auf die scheinende und schimmernde Oberfläche des Lebens. Dazu begünstigt die Helle des Tages und Milde des Klimas im Einzelnen die Entwickelung sinnlicher Talente, im Ganzen ein offenes Marktleben und Schaugepränge jeder Art. Eitelkeit und Ostentation können nicht ausbleiben, und wie von selber wird die Physiognomie des Volkes in die Maske hineingearbeitet, sei es in die eines feierlichen Anstandes, einer stolzen Bequemlichkeit, wie sie öfter in Rom, oder einer geckenhaften Rührigkeit, wie sie öfter in Neapel gesehen wird (I, 99, 142 fg., 230 fg., 445, II, 8 fg., 12 fg.). Gerade Dies aber, daß überall Werth oder Anspruch, Absicht und Bedeutung auf die Oberfläche getrieben ist, macht die Erscheinungen so malerisch und das Land zu einer Schaubühne. Die Deutschen lernt man in ihren Familien kennen, die Franzosen in ihren Salons, die Italiener auf ihren Straßen und Plätzen, in ihren Kirchen und Vignen. Da ist durcheinander Großartiges und Carikirtes, Prächtiges und Lumpiges, Liebliches und Grelles zu sehen; und von Vielen ist gerade Das was ins Auge fällt das Beste. (Vgl. II, 269 fg.). Es ist daher auch umgekehrt wer mit feurigem und feinem Auge das Anschauliche zusammenfaßt der beste Schilderer Italiens. Und hier gibt eben die Hingebung und Wärme Speckter's ihm starke Vorzüge vor den meisten viel absichtlichern Beschreibern. Mit großer Ungerechtigkeit gegen sich selbst versichert er wiederholt, daß er gehörig zu schreiben unfähig, zu weitläufig, zu langweilig sei (II, 239, 250, 287), während auf allen seinen Darstellungen belebende Lichter, frische Lufttöne liegen, und er weite, große, volle Scenen mit ungemeiner Ausdauer zusammenhält.

Was man von den stehenden, den gleichartig sich wiederholenden Bildern italienischer Sitte aus eigener Anschauung oder vielen Beschreibungen kennt, wird man dennoch mit besonderm Vergnügen aus Speckter's Auffassung sich neu entgegenkommen sehen, weil jedes seiner Gemälde ins Individuelle und Momentane vollendet, durch wirkliche Staffage und den Hauch einer bestimmten Seelenstimmung vergegenwärtigt ist. So die kirchlichen Feierlichkeiten und Volksfeste, wovon bei ihm die namhaftesten mehrmals in Vorstellung kommen, und außerdem so manche die nicht jeder Reisende zu sehen bekommt.

Das Jubelfest einer Befreiung von der Pest, das ihn gleich in Venedig empfing (II, 13), und eine Seelenmesse in San-Giovani e Paolo daselbst (II, 30) sind nur flüchtig skizzirt, ausführlicher die Feierlichkeiten der Papstwahl bald nach seiner Ankunft in Rom, die Verkündigung (II, 129), Besitznahme von St.-Peter, Krönung, Benediction. Der Carneval, den er mehrmals mitmachte, ist aus verschiedenen Stimmungen, einmal in den lebhaftesten Zügen geschildert (I, 134: Belehnung der Juden, die die Kösten des Carnevals tragen; Maskentaumel, I, 139 fg., 146, 305, II, 273 fg., 359). So ferner die Feier der Charwoche, das Miserere (I, 222 fg., 405, II, 280), die Pellegrini (I, 407), Oel-, Kerzen- und Wasserweihe, Neophytentaufe, der Ostersegen des Papstes (I, 410 fg., II, 282 fg.). Dann die Weihnachtsmesse in der Sixtina (II, 262 fg.) und Feier der silbernen Wiege in Maria Maggiore (II, 266 fg.). Mit gleich warmen Farben die römische Octoberfeier am Monte Testaccio und in den blühenden Villen (I, 277 fg., II, 245). Das Cervarofest der Künstler (I, 235). Auch ein heiteres Kirchen- und Hochzeitsfest in Portici (II, 147 fg.).

(Die Fortsetzung folgt.)

Mnemonik und ihre Anwendung auf das Studium der Geschichte von Eduard Pick. Winterthur, Steiner. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der alte Grieche Simonides gilt für den Erfinder der Gedächtnißkunst oder Mnemonik, nach einer andern und richtigern Annahme der Sophist Hippias aus Elis. Diese Kunst mag im Alterthum in den Schulen der Rhetoren einen gewissen Nutzen gehabt haben, aber trotzdem waren schon die Alten nicht unbedingt für sie eingenommen, und einer der klügsten und praktischsten Männer unter ihnen, Quinctilian, hält in seinen berühmten oratorischen Institutionen wenig von diesen Künsteleien, er geht vielmehr mit den Worten: Nos simpliciora tradamus, zu der naturgemäßen Methode über um das Gedächtniß zu stärken. Wie nun aber alle Paradorien zu allen Zeiten Nachahmer gefunden haben, so hat sie auch die Mnemonik im 14. Jahrhundert an Raimundus Lullus, im 16. an Lamprecht Schenkel und Martin Semmer, im 18. am Pfarrer C. L. A. Küstner und am Vicepräsidenten v. Aretin gefunden, im 19. an Gregor von Feinaigle, Aimé Paris, C. O. Reventlow, Wilhelm Rauck und Eduard Pick. Mit dem Letztern haben wir es nun jetzt zu thun.

„Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig." Das ist die wahre Aufschrift für Pick's Buch, welches wir trotz unserer bücherarmen Zeit für ein ganz überflüssiges, ja schädliches Buch erklären müssen. Der Verf. gibt uns nämlich ein gewöhnliches Compendium der alten Geschichte, welche er aus Kriegk's Bearbeitung der Schlosser'schen „Weltgeschichte" und aus Rotteck's „Allgemeiner Geschichte" zusammengesteppelt hat, und verbrämt dasselbe mit seinen mnemonischen Fingerzeigen und Handgriffen, in denen Zahlen und Thatsachen durch einzelne Buchstaben bezeichnet werden. Z. B.:

464 – r - b - r
Erdbeben bewirkt Revolution.
415 - r - t - s
Rüstung Athens Sicilien anzugreifen,
106 - t - z - b oder d - l - b
Traurig zwar, aber verdient.
Der letzte Beherrscher Numidiens stirbt.
244 – a - r - r
Unerzogener Regent (14 Jahre alt).

Wie sich Pick nun diesen Gallimathias zusammencenstruirt hat, und wie es möglich ist, daß für solche Kunststücke die Psychologie (so meint er nämlich) eine Basis abgeben soll, Das ist von ihm in der Vorrede mit vielen Worten auseinandergesetzt. Uns aber ist diese Vorrede ganz unpraktisch und ohne alle wissenschaftliche Unterlage erschienen, weshalb wir auch unsere Leser nicht mit einem Auszuge daraus aufhalten wollen, weil wir sonst ganze Seiten abschreiben müßten. Wer überflüssige Zeit hat oder eine Freude an Zahlen- und Buchstabenkunststücken findet, der mag das Buch selbst lesen.

Dagegen erscheint es uns als eine heilige Pflicht vor der Anwendung dieser Pick'schen Methode auf die edle Wissenschaft der Geschichte alles Ernstes zu warnen. Wir haben in unsern Abiturientenprüfungen seit Jahren so oft und so laut über das gezwungene Auswendiglernen von Namen oder Jahreszahlen und zwar mit Recht geklagt, weil solche gemeiniglich gleich nach beendigter Prüfung wieder vergessen werden. Und nun wird uns in dem vorliegenden Buche eine so geistlose Methode empfohlen, ein Aufwand von Mitteln zugemuthet welcher mit dem zu erreichenden Zwecke in gar keinem Verhältniß steht, eine Ueberladung der Phantasie mit Bildern vorgeschlagen die nicht leicht geschmackloser sein können. Mathematische Formeln müssen für einzelne Rechnungsarten auswendig gelernt werden, aber die Geschichte ist zu edel für solche Spielereien, die geistvollste aller Wissenschaften will, und Das mit Recht, von einem Formelkram Nichts wissen, und Derjenige versündigt sich an ihr der ihn unserer Jugend aufbürdet. Man hat im vorigen Jahre so oft behauptet, daß der mangelhafte Geschichtsunterricht oder die verkehrte Methode desselben in unsern Gymnasien, Real- und Volksschulen so viel an der unhistorischen Auffassung von Thatsachen verschuldet haben, die wir so unzählige mal bei unsern jungen Leuten wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Wir dürfen den Vorwurf nicht als ungerecht zurückweisen; denn wir haben selbst die Beispiele erlebt, wo länger als zehn Jahre hindurch auf einzelnen Schulen durch die Ungeschicklichkeit der Lehrer alle Liebe und Lust zur Geschichte ertödtet ward, und das Abiturienteneramen uns nur abgerichtete Schüler, aber keineswegs junge, mit dem edelsten Marke der Geschichte genährte Menschen gezeigt hat. Und statt einer Abhülfe bietet uns nun Pick ein mechanisches Machwerk, statt des Brots einen Stein!

Indessen ist die Form des vorliegenden Buchs so unbehülflich und der Inhalt so unbedeutend, daß wir kaum glauben es werden sich unter unsern Lehrern der Geschichte Einzelne finden die ihre Schüler in diese Marterbank einzwängen, oder ihr Gedächtniß mit so gleichgültigen Formeln und todten Buchstaben beschweren möchten. 9.

Miscellen.

Starker Bücherabsatz.

Von Erasmus' 1511 erschienenem „Encomium moriae" wurden sofort 1800 und von seinen „Colloquia" 1527 über 24,000 Abdrücke verkauft. In demselben 16. Jahrhunderte erlebte „Orlando furioso" schnell nacheinander 60 Auflagen, und von Thomas-a-Kempis' „De imitatione Christi" sollen an 1800 unterschiedene Ausgaben existiren. In England fand 1708 Daniel Defoe's Satire „The true-born Englishman" so viel Beifall, daß von den zahlreichen Nachdrücken allein in London mehr denn 80,000 Exemplare verkauft wurden. Franklin begann 1732 in Amerika die Herausgabe seines „Poor Richard's almanac", und debutirte im ersten Jahre mit einem Absatze von 10,000 Exemplaren, eine um so größere Ziffer, je kleiner damals die der Leser in der Neuen Welt war. Richardson's Roman „Pamela" ging in zehn Monaten durch fünf Auflagen, und machte den Verf. so beliebt, daß zu bitterm Aerger für Dr. Johnson die einen Aufsatz von jenem enthaltende Nr. 91 seines „Rambler", welchen Dr. Johnson in der Regel selbst schrieb, und von welchem 500 Abdrücke den gewöhnlichen Bedarf deckten, wiederholt abgezogen werden mußte. Die unter dem Titel „The Craftsman" von Bolingbrecke, Pulteney u. A. wider Sir Robert Walpole 1726 gerichteten Flugblätter oder kleinen Broschüren wurden häufig am Tage des Erscheinens in 10—12,000 Exemplaren verkauft. Von Hannah More's religiösem Romane „Coelebs in search of a wife" (1809) wurden gleich im ersten Jahre zehn Auflagen vergriffen. Der verstorbene Buchhändler Constable berechnete den Absatz von Walter Scott's 1810 erschienener „Lady of the lake" bis 1830 auf mindestens 50,000 Exemplare, und ebenso hoch den seines „Marmion", mit dem Bemerken, daß, obschon der Ladenpreis des letztern in der ersten Auflage anderthalb Guineen betrug, doch die 2000 Exemplare derselben in noch nicht vier Wochen verkauft waren. Als einen der vielen Beweise für die steigende Immoralität unsers Jahrhunderts führt ein Engländer an, daß von einem Buche über das Kartenspiel, „Hoyle on gaming", die 130., dagegen von einem Werke über die Pflichten des Menschen, „The whole duty of man", nur die 16. Auflage erschienen sei.

Das Blau der Puritaner.

Wie Scharlach das Feldzeichen Karl's I. von England war, so wählten bekanntlich die Puritaner, zuerst die Truppen unter Lesley und Montrose (1639), Blau zu dem ihrigen. Warum Blau? Weil es bei Moses heißt: „Rede zu den Kindern Israel und gebiete ihnen, an die Säume ihrer Gewänder Fransen zu nähen von Geschlecht zu Geschlecht, und auf die Franse an den Säumen ein blaues Band." 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 169. — 16. Juli 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 168.)

Nächst den Festen mögen wir die Klöster erwähnen, deren Speckter manche nach ihrer Lage und Einrichtung, auch der Weise ihrer Bewohner mit offenem Sinn und wechselnden Gefühlen sah: das armenische Kloster in Venedig (I, 38 fg.), San-Francesco in Assisi (I, 84 fg.), in Rom San-Clemente (I, 179), S. Onofrio (I, 187 fg.), Santo-Spirito, San-Pietro in Montorio und Santa-Cecilia (I, 190 fg.), Camaldoli über Neapel (II, 132 fg.), das Capucinerkloster bei Sorrent (II, 198 fg.), andere im Albanergebirge, Passionisten auf Monte Cavo (I, 330 fg., II, 303, 333, 394 fg.).

Nun aber die Bilder des Volkslebens auf Wegen und in Städten, auf Marktplätzen und in ländlichen Orten sind in diesen Briefen von der größten Lebendigkeit. Das bunte Marktleben und Gewimmel in Venedig (I, 6 fg., 15 fg.), die Staffage der Straße von Rovigo nach Bologna (I, 52 fg.), in der Nähe von Florenz und anderer Städte (I, 70, 89, 451 fg.), so manches anmuthige ländliche Markt- und Straßengemälde (Albano, I, 331, II, 300; Velletri, I, 421 fg.; Monteffascone, I, 383; nach Orvieto, I, 387; Sutri, I, 391; Sorrent, II, 184, 207) sind gar hübsch aufgefaßt. Auch Roms Corso und Circus und die verschiedene Belebung der Straßen bei Tag und bei Nacht bilden sich bezeichnend ab (I, 229, 262, 266, 288). Ganz unvergleichlich aber ist die rauschende, höchst mannichfaltige Straßenwelt Neapels beschrieben, der Toledo (II, 1 fg.), der Molo (II, 22 fg.), Santa-Lucia (II, 119 fg.), das Gedränge in der Grotta des Posilippo (II, 129 fg.).

Die Energie mit der hier Speckter Gruppencontraste, ganze Scenen, die Menge selbst entwickelt und mit ihren Hintergründen zusammenfaßt, erstreckt sich auch auf einzelne Costume- und Charakterfiguren, die er bald mit wenig Zügen treffend, bald mit lebhafter Ausführlichkeit erschöpfend vorstellt. Da sehen wir den italienischen Postillon (I, 2), den Bettelbuben-Custoden-Schwarm (I, 375 fg., II, 106 fg.), den Guida (I, 31), den Giovinotto mit der Rose im Haar (I, 46), die schönen stolzen Verkäuferinnen auf der Landstraße (I, 88), in Venedig auf der Piazzetta und Riva den Declamator, die frechen Sänger, die stattlichen Schuhputzer und Wasserträger (I, 16, 34), die schönen Griechen und Griechinnen in ihrer Kirche (I, 28), in Rom die Kirchenfürsten, zumal den imposanten Capucinergeneral (I, 132, 412), die schmucken Vignerolen, die reizenden Minetten und Tambourinschlägerinnen, und den witzigen Puppenspieler (I, 277 fg.), die frommen (jetzt abgeschafften!) Piferari (I, 287 fg.), die Campagnolen mit Gambellen und Lanze (II, 378), in Ponte Maggiore die Bursche im Räubercostume (I, 432), Hirten der Campagna (I, 430, II, 329, 397), und die etrurischen Wälder (I, 367, 381), in Neapel die zudringlichsten aller Facchine (I, 455), die entsetzlichen Bettler (II, 9, 43), alle die schreienden Verkäufer von Allem und Jedem durcheinandergelagert, durcheinanderbewegt (II, 2 fg.), die verzierten Karren, die Alessen mit ihren Alionen (I, 7), die kräftigen Marinari (I, 10 fg.), Harpuniere mit Fackeln, und Conchylienfänger (I, 37), die Vorleser auf dem Molo (vier verschiedene Figuren, II, 23 fg.), die Buliazzi, Pulcinellen, Maccaronikköche und Liebesbriefschreiber (I, 22 fg., 42 fg.), zusammt den renommirenden Söldnern (I, 454, II, 145).

Auch die Fremden, die wesentlich mit zur Staffage italienischer Ansichten gehören, faßt Speckter in seinen markigen Pinsel. Wie ergötzlich sind seine Reisegefährten, die jungen Engländer und der Franzose, in ihren Eigenheiten und Unterschieden gezeichnet (I, 72, 76, 78, 83, 86). Ferner Engländer in Rom (I, 222 fg.), die schöne Schottländerin (I, 225 fg.), die Engländerin (I, 409, 413). Franzosen in vortheilhaftem Unterschied von den Engländern (I, 406). Deutsche Damen (I, 277, II, 264). Ungleiches Costume und Gebahren der Franzosen, Engländer und Deutschen in Rom (II, 271 fg.), in Neapel (II, 120, 6, 165 fg., 174 fg., 206). Speckter schont aber auch nicht die lächerliche Figur die er selbst bisweilen macht, besonders wenn er auf einer Tour zu Esel nach dem Fenster hinauf mit schönen Landmädchen capitulirt, oder einer fliehenden Nymphe nachsetzt (I, 338, II, 193).

Wie ihm bei Schilderung edler, zumal weiblicher Gestalten seine Begeisterung die feinste Zeichnung und die wärmsten Farben gibt (wovon ich die Beispiele oben angeführt), so fehlt es ihm keineswegs an Laune und

Digitized by Google

Humor für komiſche Figuren oder ſcharfgeſchnittene Phyſiognomien. Nehmen wir als luſtige Probe die Zeichnung ſeines Cicerone in Venedig:

Nun aber, da ich faſt Alles berichtet, wäre es doch ſehr unrecht meines getreuen Führers gar nicht zu gedenken. Das iſt der Staberle, Derſelbe der auf dem Theater auftritt; und iſt er es nicht, ſo könnte er es doch ſein. Ein alter Mann, eine lebendige Caricatur in ſeinem Geſicht, ſeinen Bewegungen und ſeinem Weſen; ewig ſchwatzt er wie er Alles kennt, Alles weiß, Alles geſcheit macht, ehrlich iſt; wie alle großen vornehmen Herren ſeine Freunde ſind, ihn lieben und wie er ſie liebt, wie er von ihnen gelernt hat und dadurch Alles aus dem Grunde verſteht; wie alle andern Führer Nichts taugen, nur er, er ſo 'n kleiner Kerl, aber pfiffig, weil er's verſteht; wie er's Privilegium hat, man ihm Hunderttauſende anvertrauen kann, die Policei ihn reſpectirt; er braucht nur ein Wort zu ſagen, iſt Einer gefangen oder frei. „Sechs Schiffsleute habe ich alle abgerichtet, müſſen Alles thun was ich will; warum, ich bin vom Kaiſer eingeſetzt, kaiſerlich Patent. Haben Sie auch geſehen meine Schwefelhölzer? Das hat der Herr v. Cornelius auch geſagt: Staberle verſteht's wie Einer. Staberle, du verſtehſt, ein Künſtler kann nicht ſo viel ſuchen. Ach, Sie ſind ein Gotteskind, wenn Sie gehen, gehen mir die Augen über; ich bin ein armer Mann, aber ehrlich. Es lebe Ihr ganzes Haus. Haben Sie geſehen, ſelbſt auf der Policei nehmen ſie den Hut vor mir ab, ah Staberle! Ach laſſen Sie mich nur machen, Alles mache ich gut. Sie ſollen ſagen, ich habe in einem Tag geſehen von elf bis zwei was Andere in acht nicht ſehen; und wenig Geld. Aber Atteſt müſſen Sie mir auch ſchreiben, Sie wiſſen, in mein Buch, wie die andern Herren." Nun recitirt er irgend einen Vers, und ſo geht Das in einem fort, und immer wieder Daſſelbe. Dabei gibt er allen Bildern Namen zum Todtlachen, und erzählt immer das unſinnigſte Zeug, was große Leute dazu geſagt, und wirrt Alles ineinander; wie z. B. bei der Ausgießung des Heiligen Geiſtes von Tizian erzählt er: „Sehen Sie, wie ſchön; Das ſind die drei heiligen Frauen, wie ſie zum Grabe kommen und der heilige Engel Gottes Maria überſchattet, als ihr ſchon die Propheten bewieſen, und der der von Moſes geſagt hat: Wahrlich, wahrlich, nach mir kommt Einer den ſollt ihr nicht braten. Sie wiſſen, was Das ſagen will, iſt's nicht ſchön ausgedrückt? Das iſt auch die Apokalypſe vom Alten und Neuen Teſtament, und die Taube oben iſt zugleich Bedeutung, wie David und all die heiligen Männer von Alexander bis jetzt, auch der Herr v. Cornelius und die Schlotthauer'ſche Familie: ſeid fromm wie die Tauben" u. ſ. w.

Das ſind Probeſtücke; dabei ſpaßen Alle mit ihm, ſcheinen ihm aber Alle gut zu ſein, und er ſelbſt iſt eine alte, gute, ehrliche Haut und, das Geſchwätz abgerechnet, ein ſehr brauchbarer Kerl, da er 42 Jahre in Venedig iſt und jeden Winkel kennt, und nimmt man ihn freundſchaftlich, nennt ihn Du und Staberl, ſehr willfährig und unermüdet. Dabei trinkt er gern, und weil ich Das merkte und oft eins mit ihm trank, ſo war er gegen mich ſehr billig und nahm nur zwei Zwanziger für den Tag. Sein Haus oder Bude iſt eine Niederlage aller neuankommenden und anſäſſigen Deutſchen, und ich war gern des Abends einige Stunden da, und ging dann mit ihm in eine Schenke, und ließ mir von dieſem halbkindiſchen Alten, der aber dabei ſich ganz glücklich fühlt, den tollſten Gallimathias vorſchwatzen, bis er etwas berauſcht war und ich ihn zu Hauſe führte. Sein Sohn iſt ebenſo gut und brauchbar, dabei ſtill. Dieſer Alte war überall mein Begleiter, von Morgens bis Abends, und mein treuer Führer und Freund.

Was aber kann draſtiſcher ſein als die Art wie Speckter von den vier Vorleſern die er in Neapel ſchildert den erſten und ſeine Zuhörer uns vor Augen ſtellt:

Auf der ſteinernen Brüſtung des Molo ſaß dem Anſehen nach ein alter Schiffer, einen Wachstuchhut auf, die Jacke über die Schulter gehängt; in den Händen hielt er ein Manuſcript, aus dem er vorlas. Neben ihm und hinter ihm auf der breiten Brüſtung ſaßen erſtlich allerlei Leute: Köche in Hemdärmeln, die gewohnte weiße Mütze auf und Schürze um; Matroſen in weißen Hoſen und bleßem Hemd, die Strohhüte genial aufgeſtülpt; auch einzelne Handwerker und kleine Bürgersleute aus der Stadt, Soldaten u. ſ. w., die Alle mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuhörten. Hinter dieſen auf der Brüſtung iſt die Galerie, wo ſich alles Lumpenvolk ſitzend, kauernd und liegend, Einer auf dem Andern, placirte. Vor ihnen in einem Halbkreis befand ſich noch eine Reihe ganz niedriger Böcke; Das iſt das Parterre, das faſt aus lauter halberwachſenen Jungen beſteht, die dort in den ſchönſten Stellungen und Gruppen gelagert ſind, und während des geiſtigen Genuſſes auch den körperlichen nicht vergeſſen. Dies war der erſte Vorleſer den ich hier hörte und ſah, freilich beiweitem maleriſcher als in Venedig; denn die Decorationen ſeiner Verſtellung waren doch noch romantiſcher als das Meer bei Venedig, ſo ſchön das iſt. Trotz der Gefahr Ungeziefer zu bekommen, das ich denn auch bekam, drängte ich mich dazwiſchen, beſonders durch einige ſchöne Jungen zu ſeinen Füßen angezogen. Er las gerade den Arioſto vor, wie mir aber ſchien und ſo viel ich verſtand, in einem andern Versmaß und einer etwas profanern Sprache: doch es war der Arioſto. Der Vorleſer ſelbſt war eine lange, magere Figur, ſehr vorgebückt, wodurch die Jacke auf ſeinen Schultern wie aufgehängt ruhte; ſein Geſicht war gelb, hatte ungeheuere Backenknochen und eine etwas gebogene, echt neapolitaniſche Naſe, auf deren äußerſter Spitze eine Brille aus dem vorigen Jahrhundert mit ungeheuer großen runden Gläſern klammerte; ſeine Lippen ſind breit und wie höhniſch aufgeworfen; unter buſchigen, rothblonden Augenbrauen liegen in ungeheuer großen faltigen Lidern zwei kleine halbmüde, aber dennoch wie gewaltſam aufgeriſſene, ſtechende, graue Augen; ein rothblonder, krauſer, aber etwas dünner Backenbart umſchließt von einem Ohr zum andern unter dem Kinn weg das Geſicht; um den faltig nackten Hals trägt er à la Lord Byron leicht umgeſchürzt ein blaucarrirtes Halstuch; auf der Bruſt iſt das Hemd offen, und läßt dieſe mit rothen Haaren dicht bedeckt ſehen. Er lieſt ſehr langſam, und hält hinter jeder Zeile einige Secunden inne, betont dabei ſehr ſingend und klappt das Versmaß. Seine Stimme iſt ſchnarrend und näſelnd, aber der eigentliche Grundton vollklingend und melodiſch. Von Zeit zu Zeit hält er etwas inne, und macht eine kurze proſaiſche Erklärung des Vorgeleſenen, die er dann ganz unpathetiſch und viel ſchneller und leiſer vorträgt. Bei beſonders effectvollen Stellen ſtand er auch auf, und agirte ſehr heftig mit der einen Hand (die er ſonſt nur wenig, faſt immer in demſelben Takt und abwechſelnd nach der Reihe in drei verſchiedenen Bogen bewegte); dann ſprang er im ſteigenden Affect mitten in das Parterre, und ſtreckte die eine Hand in die Lüfte, warf die blaugrauen Lippen zurück, daß alle ſeine großen weißen Zähne (deren er den ganzen Mund voll hatte) wie eine Reihe blendender Gerippe hinter dieſem Vorhang plötzlich hervorſchimmerten. Sein Geſicht ward dann, ſo todt, ſo fahl es ſonſt iſt, von einer violettbläulichen Röthe überflogen, und ſeine Augen ſchienen durch das ſchnelle Umherwerfen an den großen Lidern Funken zu ſchlagen. Ueber die Brille weg ſtarrte er in die zärtlich blaue Luft hinaus, und muſterte die ganze Geſellſchaft ſeiner Zuhörer ſo mit den Augen, als ob er jeden Einzelnen damit durchbohren wollte. Seine Stimme ward ſchreiend und gellend, und abſtoßend betonte er das Versmaß. Plötzlich ſetzte er ſich dann wieder, wiſchte mit der Hand ſich den Schweiß ab, rückte ſeine Jacke, die durch die Ekſtaſe etwas verſchoben werden, wieder zurecht, und las ganz in ſeiner alten Weiſe fort, indem er immer den einen und den andern ſeiner Zuhörer anſah, als ob er die Worte an Jeden beſonders richtete. Als er nun im höchſten Affect war, herrſchte unter ſeinen Zuhörern eine wahrhaft feierliche Stille, Alles

hörte auf: Eſſen, Spielen, Zifcheln, ja ſogar das Rekeln, was ſehr viel ſagen will, denn mehr oder weniger richteten ſie ſich in ihrer faulen, behaglichen Ruhe doch immer, gleich einem plötzlich angeſpannten Bogen, auf; er aber glich einem Clavierſpieler der alle Taſten zugleich anſchlägt, ſodaß inwendig das ganze Regiſter auf einmal in die Höhe hüpft. Die Liegenden ſtämmten mit einem Arm ſich auf die Erde, zogen die Beine an, und richteten den Oberkörper ſo in die Höhe, als ob ſie im Begriff wären aufzuſpringen; die Sitzenden hoben den Kopf höher, die Stehenden richteten ſich auf, und alle Blicke hingen an ſeinen Lippen, und ſchienen ihn wirklich mit bebender, ſchaudernder Andacht wie eins jener höhern Weſen zu betrachten die er vielleicht gerade in dem Momente vor die Seele rief. Mich intereſſirte jedoch beſonders eine hübſche Jungenguppe und vor Allem ein Melancholiſcher. Er riß ſeine ſchönen ſchwarzen Augen, die faſt ganz von den ungeheuer reichen glänzend ſchwarzen Locken beſchattet waren, weit auf, und ſah wie verzückt den Vorleſer an. Wie das Mondlicht im Meere, ſo verſchwamm das tiefe, ſeelenvolle Schwarz ſeines Augenſternes in dem ſchönen bläulichen Weiß, von Thränen erglänzend. Ueber ſein eintöniges, braunes Geſicht verbreitete ſich auf den Backenhöhen ein glühendes Roth, ſeine ſchönen vollen dunkelrothen Lippen öffneten ſich halb, und ließen blendend weiße Zähne durchſehen. Ein Anderer neben ihm, ein Blonder, der erſt mit ſeinem Kopf in ſeinem Schooſe lag, ward ganz bleich, und ſtierte lang den Vorleſer an; um ſeine niedergezogenen Lippen ſpielte ein gezwungenes, irres Lächeln, wie ſich Kinder zu lachen und Spaß zu machen anſtrengen, wenn ſie von grauenhaften Geſpenſtergeſchichten erzählen hören und innerlich davor beben, daß ihnen die Haare zu Berge ſträuben, und ſie zittern und gerne weinen und ſchreien möchten.

Was dieſe Charakteriſtik, die abwechſelnd Kunſt und Leben, Sitten und Individuen Italiens erfaßt, ſo genußvoll macht, iſt dieſe Unmittelbarkeit, die, frei von ſtatiſtiſcher Abſicht und Schematiſirung, uns in die Wirklichkeit ſelbſt verſetzt. Meiſt ſchauen daher die Landſchaft und örtliche Situation, Jahrszeit und Tag mit herein, und die Bilder des Menſchlichen gehen zuſammen mit denen der allgemeinern Natur und des Himmels.

(Der Beſchluß folgt.)

Geſchichte von zwei Verſen der Marſeillaiſe.

Bei einer poetiſch und patriotiſch ſo großen und in ihren Erfolgen ſo Epoche machenden That wie die Schöpfung des berühmten Marſeillergeſanges iſt, wendet ſich auch Minutien unſere Aufmerkſamkeit und unſer Intereſſe zu. Lamartine hat in der „Histoire des Girondins" eine kurze Darſtellung der Entſtehung dieſes Liedes gegeben, und wir tragen hier eine einer franzöſiſchen Zeitſchrift entnommene Mittheilung nach, die das 30. Capitel des 16. Buchs der „Histoire des Girondins" ergänzt.

Rouget de l'Isle löſchte die Lampe aus, die während der ganzen fieberhaften Nacht der einzige Zeuge ſeiner lyriſchen Begeiſterung geweſen war. Noch glühend von heldenmüthigen Gedanken, mit unordentlichen Haaren, ſtrahlenden Angeſichts, eilte er zu dem Maire von Strasburg, dem tapfern Baron von Dietrich, ſeinem Freunde und dem Mäcen aller Offiziere der Rheinarmee.

Er traf ihn allein, in großen Schritten in ſeinem Speiſezimmer auf- und niederſchreitend. Eine glänzend hergerichtete Tafel ſchien zahlreiche Gäſte zu erwarten.

Ah gut! rief ihm Rouget entgegen, Alles iſt fertig! und trat dabei mit heftigen Bewegungen auf ihn zu.

Was denn? fragte Dietrich, ganz erſtaunt über die barſche Anrede.

Was? Unſer Vaterlandslied, die Kriegshymne, die Sie geſtern Abend im Namen aller unſerer republikaniſchen Helden verlangten, und zu der Sie alle poetiſchen und muſikaliſchen Talente der Rheinarmee aufforderten....

Ah ſo! Dieſer Kriegsgeſang.....

Er iſt endlich fertig; Muſik und Text, Alles iſt da.... Und morgen ſoll das erſte Regiment das den Fluß überſchreiten wird auf deutſchem Boden ihn losdonnern, die Kanonen ſollen ihn begleiten.

Das iſt bewunderungswürdig! rief Dietrich, der anfing zu begreifen und zu zweifeln. Und wer iſt der Dichter dem man für dies ſchnelle Product danken darf?

Ich ſelbſt! mein lieber Baron, entgegnete ſchüchtern Rouget.

Sehr gut! Aber Das iſt noch nicht Alles.... Wer iſt denn der Muſiker der ſo gut und ſchnell ſeine Begeiſterung mit der Eurigen vereinbaren konnte?

Das bin ich auch.... mein theurer Baron.

Sie! Das iſt ja ein Wunder; erwiderte der Baron, jetzt wirklich überraſcht. Ich ſehe nun wohl, daß die Republik bald der Kunſt Das ſein wird was ſie dem Muthe war: eine mächtige und erhabene Beſchützerin. Bravo dem Dichter, Bravo dem Muſiker; das heißt Bravo Ihnen allein, mein wackerer Rouget de l'Isle!

Aber dieſer hörte bereits nicht mehr. Er hatte ſich vor ein altes deutſches Spinett geſetzt, und ſpielte einige Accorde ſeines Kriegslieds vor.

Nein! jetzt noch nicht, rief der Baron und hielt ihn an; eine Hymne die für eine Armee von 100,000 Mann componirt iſt gehört vor ein größeres Publicum. Warten Sie nur ein wenig; ich erwarte Einige von unſern tapfern Freunden, und dieſe werden beſſere Richter ſein.

Und wen erwarten Sie? fragte Rouget, ſchon erſchrocken.

Ich wiederhole es, einige gute Freunde; zuerſt den Marſchall Luckner....

Gerade Dieſem denke ich mein Lied zu widmen.

Um ſo beſſer.... Dann den Chef ſeines Generalſtabs, den Feldmarſchall Victor v. Broglie, Caffarelli du Falga, außerdem den Adjutanten des Generals v. Broglie, den wackern und ſo beſcheidenen Deſaix, der ſo lange unter dem unbekannten Namen Voyeur verborgen blieb!....

Vortrefflich! ſagte Rouget de l'Isle; ein glorreicheres Publicum konnte ich mir nicht wünſchen..... Ich kenne und liebe ſie Alle.

Wir werden auch noch den geiſtreichen Marcelet bei uns haben.

Marcelet! rief Rouget, und diesmal verrieth ſeine Stimme einige Furcht.

Ja, Marcelet, der liebſte Ihrer Waffengefährten und der gelehrteſte Ihrer Dichtungsgenoſſen.

Sagen Sie lieber, mein ſtrengſter Richter; er iſt es der meine armen Werkchen aufs genaueſte prüft, der mir nie einen zweifelhaften Vers, eine leere Phraſe verzeiht.

Ich hatte alſo Recht, wenn ich Ihnen ſagte, daß er Ihr beſter Freund ſei.

Währenddem kamen die Gäſte nach und nach an, und drückten Alle Dietrich und Rouget vertraulich die Hand. Bei jedem neuen Ankömmling wurde Rouget's Erregung größer, klopfte ſein Herz ſtärker. Als Marcelet eintrat kam er gänzlich aus der Faſſung. Gern hätte er ſein armes Lied, das er in den Händen zerknitterte, zerriſſen und ins Feuer geworfen.

Man ſetzte ſich; Alle waren fröhlich und heiter; Alle ſprachen, aßen und tranken viel. Nur Rouget ſprach kein Wort, aß und trank Nichts. Der arme Autor war zu beſorgt für ſein Werk, zu ſehr bemüht ſich die Verſe ins Gedächtniß zurückzurufen, als daß er etwas Menſchliches hätte fühlen können.

Beim Deſſert begannen patriotiſche Toaſte. Die Einen tranken auf die baldige Eroberung Rheinpreußens, die Andern auf die conſtitutionnelle Emancipation Deutſchlands durch Frank-

reichs Waffen und Ideen; Alle auf die Freiheit und den Ruhm Frankreichs.

Ich, rief Dietrich als an ihn die Reihe kam, ich trinke auf den Heldengesang der die Seele unserer Schlachten sein soll, auf unsere Siegeshymne, und zuerst trinke ich auf Den dessen Genius unsere Armeen damit beschenken wird.

Alle Blicke lenkten sich auf Rouget de l'Isle, den Dietrich als er so sprach bezeichnet hatte. Er ward roth vor Erregung und Bescheidenheit.

Auf! Tapferer Tyrtäus der Rheinarmee, hieß es von allen Seiten — den Kriegsgesang! Lassen Sie ihn uns hören!

Ja, rief Desaix, singe, du Dichter, unsere Begeisterung wird sich an deinen Versen entzünden.

Soll ich die Wirkung beschreiben welche die Heldenhymne erzeugte; die begeisterte Bewunderung die mit den ersten Accorden begann, und von Strophe zu Strophe wachsend endlich in ein unermeßliches und fanatisches Beifallsrufen überging? Es wäre unmöglich!

Morbleu! rief Luckner aus, seinen alten grauen Schnurrbart streichend, Das ist ja ein Lied das Einen beben macht .... in der Musik steckt ja Salpeter..... Vertubleu, ich denke Das soll uns Munition ersparen.... Wenn wir keine Patronen mehr haben, so lass' ich es vorn an den Sturmcolonnen aufspielen, und wenn ich es durch einige Bayonnete unterstütze, so möchte ich sehen, welche preußischen Redouten und russischen und östreichischen Carrés da Stich halten werden.....

Vortrefflich gesagt, General, rief Desaix, und an Ihrer Stelle würde ich es, wenn anders ich zu morgen früh einen Sieg haben wollte, in allen Bivouacs ausblasen lassen.

Aber vor Allem, sagte Broglie, muß uns Rouget noch heute Abend eine Copie seines Liedes geben. Das Regiment Auvergne soll diese Nacht die Passage über den Fluß versuchen, und da müssen Offiziere und Soldaten in ihren Kähnen unter dem Getön dieses Kriegsgesanges anlanden; die ganzen Musikchöre der Armee sollen antworten, und so soll das „Lied der Rheinarmee" würdig auf feindlichem Boden im Schatten eines französischen Banners Fuß fassen.

Rouget versprach, daß der Dirigent der Musik des Regiments Auvergne sein Lied noch diesen Abend haben sollte, und man trennte sich, nachdem Luckner noch einmal die Hand des edeln jungen Mannes gedrückt hatte.

Masclet blieb allein mit Rouget, der sich diesmal durch seinen Erfolg hinlänglich gegen die Kritik seines Aristarch gesichert fühlte.....

Dein Lied ist bewunderungswürdig, sagte Masclet frei und offen, und du hast an der Art mit der ich in den Chorus einstimmte sehen können, daß ich die Meinung und Begeisterung unserer Freunde theile....

Gott sei Dank, entgegnete Rouget, man kann nicht zufrieden genug sein, wenn man den strengen Masclet auf seiner Seite hat.....

Ja, es ist sehr schön, fuhr jener fort, aber.....

Wie, du hast noch Etwas zu tadeln, wie gewöhnlich, fiel Rouget ein, ein wenig in seinem Triumphe gestört....

Ja, entgegnete Masclet, aber nur an jenen zwei Zeilen zu Ende des letzten Couplet.

Rouget de l'Isle erstaunte über diese Kritik, und gewiß Jeder wird dies Erstaunen theilen der die Marseillaise nur kennt wie sie durch den Verf. geändert worden ist, und wie sie heutzutage gesungen wird; aber man wird dem strengen Masclet Recht geben, wenn wir die ursprünglichen Zeilen hören; sie hießen:

Et que les trônes des tyrans
Croulent au bruit de notre gloire.

Das klingt hart und unangenehm, sagte Masclet; es sind nicht weniger als vier laute r in der letzten Zeile. Ich würde sie ändern.

Ich danke dir, mein guter Masclet, aber wie soll ich Das anfangen? Broglie erwartet mein Lied.

Thut Nichts; nimm dir nur Zeit zum Corrigiren; es ist besser wir verlieren einen Tag und gewinnen dafür zwei gute Verse....

Aber das Regiment Auvergne wird den Fluß eher passiren als ich diese unglücklichen Verse gefunden habe!

Nun, dann ist das Lied für das Regiment was morgen übersetzen wird; es wird dann das Lied so mit hinübernehmen wie es deiner und der Armee würdig ist.

Du besiegst mich, ich eile zu Broglie um ihm den Aufenthalt mitzutheilen, und dich erwarte ich morgen bei mir wegen meiner Variante.

Den andern Morgen klopfte Masclet pünktlich an die Thür Rouget's.

Ich habe es gefunden, rief ihm dieser entgegen, und diesmal wirst du Nichts zu tadeln haben.

Wir werden sehen.... Ich höre.

Nun wolan!.... Meine zwei Verse sind völlig geändert.

Vortrefflich, da hast du ganz recht gethan.

Die Anrufung der Freiheit geht fort bis zu Ende, und ich sage:

Liberté, liberté chérie
Combats avec tes défenseurs!
Sous nos drapeaux que la victoire
Accoure à tes mâles accents,
Que nos ennemis expirants
Voient ton triomphe et notre gloire.

Sehr gut!

Nicht wahr?

Ein schönes, patriotisches Gefühl, nur Schade..... Du hast da einen prosodischen Fehler gemacht!

Wie so!

In dem letzten Verse; du hast die prosodische Kraft des Triphthongs oient nicht recht gekannt; denn indem du nur eine Sylbe daraus machst, hat dein Vers neun Sylben bekommen, und dadurch wird er hinkend.

'S ist wahr; aber ein nochmaliger Aufenthalt?....

Nun freilich..... Aber ich will es über mich nehmen, und Herr v. Broglie soll dein Lied für das Regiment das morgen marschirt haben.

Oh! diesmal kannst du es ihm sicher versprechen.

In der That, als Masclet am andern Morgen zu Rouget kam, hatte dieser seine Verse zum dritten mal geändert; er hatte einfach gesagt:

Dans nos ennemis expirants
Vois ton triomphe et notre gloire.

Masclet war damit zufrieden, und trug das Lied zu Broglie. Der Commandant Levisiet, der an demselben Tage mit 812 Mann seines Rhone-et-Loire-Bataillons nach Strasburg gekommen war, erhielt es auf sein Bitten, und dies Rhone-et-Loire-Bataillon, eines der schönsten der ganzen Rheinarmee, ließ die Kriegshymne zum ersten mal in der Welt ertönen.

Dieses Lied patriotischer Begeisterung ward bald ein Lied des Schreckens und der Blutherrschaft. Unter den Klängen der rauschenden und betäubenden Musik dieser Hymne bezog der ehrliche und unglückliche Dietrich, des Liedes Pflegevater, das Schaffot, und Rouget de l'Isle selbst, der begeisterte und begeisternde Dichter, floh als Royalist verfolgt vor dem unheimlichen Tone seiner schönsten Schöpfung. „Er hörte sie schaudernd wie eine Todesdrohung, als er auf den Pfaden der Hochalpen dahinirrte. Wie nennt man diese Hymne? fragte er seinen Führer. Die Marseillaise, antwortete ihm der Bauer. Auf diese Art erfuhr er den Namen seines eigenen Werks. Er wurde verfolgt von der Begeisterung die er hinter sich ausgestreut hatte; mit Mühe entging er dem Tode. Die Waffe kehrte sich gegen die Hand zurück die sie geschmiedet hatte; die wahnwitzig gewordene Revolution erkannte ihre eigene Stimme nicht mehr." 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 170. — 17. Juli 1849.

Erwin Speckter und ſeine Briefe aus Italien.

Dritter und letzter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 169.)

Um zunächſt den Umfang dieſes Beſtandtheils, dieſer Anſichten und Ausſichten von Städten und Gegenden, zu bezeichnen, überblicken wir den Bereich der Ausflüge unſers Künſtlers. Da haben wir in Venedig nächſt andern Umgängen eine nächtliche Gondelfahrt (I, 16 fg.), einen Blick vom Marcusthurm bei Abendglut, wozu der Thürmer Stanzen von Taſſo anſtimmt (I, 29 fg.). Dann Anſichten vom Apennin und Niederſichten in ſeine blühenden Schluchten und Thäler bei Morgenlicht, bei bedecktem Himmel, bei Sonnenhelle (I, 64 fg., 74), einen Blick auf den Traſimeniſchen See (I, 76), die An- und Ausſicht von Perugia (I, 81 fg.), von Civita-Caſtellana (I, 89), weiter die Einſicht in die römiſche Campagna, die noch oft in verſchiedenen Durchſchnitten und Beleuchtungen zur kräftigen Vorſtellung kommt (I, 311, 339, 402, 418, 424, II, 376 fg.). In Rom Palazzo Caffarelli und der große, reiche Blick von dieſer Höhe in Romas Welt (I, 122 fg.), St.-Peter und Vatican mit Ausſicht (I, 124 fg., II, 284, 363), Monte Pincio und Spaniſche Treppe (I, 112), Villa Borgheſe (I, 96, 216, 307), Villa Albani (I, 192), Roſpigliosi und andere Villen (I, 170, 279), Spaziergang nach S.-Paolo fuori le mura, der Pyramide des Ceſtius, dem Proteſtantenkirchhof (I, 160 fg.), nach der Rennbahn des Heliogabal, Stefano rotondo, ai quattro ſanti (I, 178 fg.), nach der Gräberſtraße und dem Hain der Egeria (I, 183 fg.), Trastevere (I, 187 fg.), Aqua acetoſa (I, 195), Ruinen der Kaiſerpaläſte (I, 194), Via Appia (I, 183, 186, II, 440 fg.), Via Flaminia (II, 328, 377). Viele dieſer Punkte im Kreiſe Roms ſind nur kurz andeutend oder nach Eindrücken beſchrieben, immer mit Wahrheit des Tons. Den ganzen Schwung aber ſeiner imaginativen Kraft bethätigt Speckter an der begeiſterungsvollen Ausführung der vielgeprieſenen Villeggiaturengegend in Roms Nachbarbergen. Glänzend malt er die Villa d'Eſte in Tivoli und die Cascaden (I, 312 fg., 315), kurz und ſchön den Weg nach Frascati (I, 317), von da nach Tusculum (I, 318), deſſen Ruinen und Ausſicht; dann Villa Aldobrandini, die Lage von Grotta ferrata, die Allee nach Caſtell Gandolfo (I, 323), den See von Albano mit dem Emiſſario und die Dianengrotte (I, 324 fg.), die er mit entzücktem Sinn und ebenſo trefflich Albano in der Abendbeleuchtung darſtellt (I, 330). Noch einmal gibt er nach einem ſpätern Beſuche herrlich warme Bilder von Albano und ſeinem See (II, 300). Ferner der Morgenritt durch den prächtigen Wald hin an den Nemiſee (I, 331 fg.), die Ausſicht auf und über den See zwiſchen Nemi und Cenſano (I, 333), der Ritt um denſelben und Rückblick von Cenſano (I, 337), und der Rückweg nach Albano, ſind ganz köſtliche Gemälde. Später zeichnet er wieder mit wenigen markigen Zügen einen andern Weg von Albano über Cenſano (I, 419). So reiht ſich nun auch Bild an Bild in ſeiner Erzählung der Fahrt nach Civita vecchia (I, 341 fg.), und weiter nach Corneto, voll Aufmerkſamkeit auf Boden und Meer, Lage und Fernſicht. Er ſchildert die letztere Stadt und die gräbervollen Hügel von Tarquinii (I, 365), hernach die einſamen Schluchten und Waldthäler landeinwärts (I, 366 fg.), Toscanella (I, 368 fg.), die rauhen Pfade nach dem Bolſenerſee mit ſeinem Inſelſtädtchen San-Marta und der hohen Uferſtadt Monteſiascone (I, 380 fg.), den glänzenden Weg hinab nach Orvieto (I, 386 fg.), weiter nach Viterbo, dem See von Bracciano, dem eigenthümlich gelegenen Ronciglione (I, 389 fg.), und den wildſchönen Weg nach Sutri und ſeinem alten Amphitheater, deren Lage wieder gar ſchön und beſtimmt entwickelt iſt (I, 393 fg.). Noch reicher an charakteriſtiſchen Abenteuern, an wechſelnder Staffage, an lebhaft gefaßten Natureindrücken und Landſchaftsbildern iſt die Reiſe von Rom nach Neapel (I, 419 fg.). Velletris hiſtoriſche Lage und idylliſcher Abend (I, 420 fg.), die Pontiniſchen Sümpfe mit ihren Farben und Grenzen, Gewächſen und Heerden, Erinnerungen aus den Römertagen und die Mittelzeit, und die trefflich ſtaffirte Räuberkneipe Ponte maggiore (I, 424 fg.), hernach Terracinas Gärten, Vignen, Meergrotten und Golf, Tempel und Kirchen (I, 435 fg.), die Anſichten des Weges nach Fondi (I, 441 fg.), des letztern Lage und Alterthümer (I, 443 fg.), Mola di Gaeta auf blühendem Küſtenabhang am weit geöffneten Meerbuſen mit den Cicero-Bädern und den unbefangenen Weibern am

Digitized by Google

Felſenbrunnen (I, 445 fg.), der erinnerungsvolle Weg nach S.-Agata (I, 450), der romantiſche Weg nach Sparaniſi (I, 451), der fruchtbare Weg nach Capua und durch das altberühmte Averſa nach der ſurrenden Sybaritenſtadt Neapel — Alles iſt aus dem ſchauluſtigen Auge eines geiſtreich empfindenden Malers widergeſtrahlt. Nun Neapel ſelbſt im trunkenen Blick zu umfaſſen, in großen und kleinen Zügen mit ſtrömenden Worten durch die Einbildung auszugießen iſt Speckter von einer bewundernswerthen Unermüdlichkeit. Seine Beſchreibungen der Hauptſtraßen und Plätze, ſchon oben wegen all der lebendig vorgeſtellten Charakterfiguren erwähnt, ſind zugleich zu Veduten verbunden und ausgeführt, da er Wege und Pflaſter mit Früchten und Waaren darauf, Läden und Buden zugleich mit dem Getümmel der Lebendigen vor den Augen entſtehen läßt, und wie er mit uns durch den Toledo hinauf nach den Studj ſich drängt, ſo uns zurück über Piazza Fontana-Medina mit dem Blick auf Caſtel nuovo durch die Schloſſerſtraße nach dem Molo führt. Hier, nachdem er die bunteſte Vorgrundſcene geſchildert, zeichnet er den ganzen Horizont um den Golf vom Veſuv und ſeinen Hinterbergen herum zum Sant-Angelo und da entlang bis Cap Campanella, und nun über das gewölbte Capri hinüber zum blühenden Rücken des Poſilippo, und von dieſem zurück an Neapels Häuſer-Terraſſenkrone, die zum S.-Elmo ſich aufſpitzt, vorbei, die Straßenkette am Meere hin, bis wieder zum Veſuv und den blinkenden Städtchen an ſeinen Wurzeln (II, 29 fg.). Und nach der ſoliden Aufzeichnung übergießt er dieſen Rundblick mit den leuchtendſten Farben (II, 32 fg.), und erweitert die Anſicht des Golfs, ſeiner Eilande und Vorlande, Barken und Ufer, ſowie der Stadt ſelbſt in der prächtigen Spiegelung einer abendlichen Gondelfahrt und Rückkehr bei Nacht durch den noch immer romantiſch belebten Molo (II, 34 fg.). Nachher beſchaut er innen den Charakter der Stadt, und von oben herab ſie und den Meerbuſen von S.-Martino aus (II, 116 fg.), gibt das Diorama von Sta.-Lucia und an Pizzo falcone vorüber von der Villa reale (II, 119 fg.), von der reichumblühten Höhe und Ausſicht des Poſilippo oben bei Virgil's Grab (II, 123 fg.), und wendet ſich hierauf hinab in den umgrünten, innen nächtigen, vom Gedränge ſchallenden Durchgang (II, 128 fg.). Dann der Weg nach Camaldoli (II, 132 fg.), und die weltberühmte Umſicht von dieſem Gipfel (II, 137 fg.). Wieder von ſehr reicher Anſchaulichkeit iſt die Erzählung des Zuges auf den Veſuv, wo die Geſchichte der verſchütteten Städte berührt (II, 149 fg.), die Lavaablagerungen verſchiedener Ausbrüche bemerkt (II, 152, 170 fg.), der entzückende Blick vom Eremiten hinab auf die Campagna felice und über die Golfe von Neapel und Bajä bis Monte Circello ausgemalt (II, 153 fg.), der Aufſteig zum Krater und zum Aſchenkegel vergegenwärtigt (II, 155 fg.), der Niederweg bei Nacht und Mondſchein mit wundervollen Umblicken und phantaſiereichen Intermezzi höchſt ergreifend geſchildert iſt (II, 163 fg.). Es folgt die Beſchreibung einer Meerfahrt, die nach Capri gerichtet war, aber vom Winde nach Sorrent getrieben wurde. Herrlich ſind die Bilder der hohen See, des Gewitterhimmels, der wechſelnden Beleuchtung auf den großen Scenen umher (II, 180 fg.). Nun die weichſten, wärmſten Gemälde von Sorrent, ſeinen Schiffernеſtern, ſeinen Ruinen, Taſſo's Haus, dem Kloſtergarten (II, 184 fg.). Dann die Fahrt, dem Blick auf Maſſa vorüber, nach Capri, die Blaue Grotte, die Reſte von Tiberius' Villa, Anacapri, und zurück an Sant-Angelos Fuß vorbei nach der Bucht von Amalfi (II, 208 fg.). Endlich verklären ſich noch einmal die Reize Neapels und ſeines Buſens in der glühenden Darſtellung eines Abendfeſtes auf dem Golf und in der Klippenrotte an der äußerſten Spitze des Poſilippo (II, 224 fg.).

Wie Speckter's Abbildung des Volkslebens, geht auch die des Naturlebens charakteriſtiſch ins Beſondere und Einzelne, ſodaß auch von dieſer Seite Italiens Eigenthümlichkeiten nahetreten. In bezeichnender Weiſe kommt das Klimatiſche, die Ergiebigkeit des Bodens (I, 95, 435), die Milde und Pracht des Himmels (I, 97), der römiſche Winter (I, 97), Frühling (I, 197, 311), Herbſt (I, 276), und das Ineinanderfließen der Jahreszeiten (I, 215 fg.) zum Ausdruck, der Glanz der Sommernächte (I, 262, II, 243, 387), die bezaubernden Phänomene des Himmelsglühens (I, 265), des Meerglühens (II, 40 fg., 238 fg.), der Druck der Sirocco-Tage (I, 97, 215, 226), die Schrecken des Erdbebens (I, 295). Wie Speckter in der Landſchaft immer auf die Formation, auch öfter auf die Weiſe des Geſteins achtet, ſo hebt ſeine Bilder derſelben noch vorzüglich die Aufmerkſamkeit auf Art und Eigenheit der Vegetation, die er oft allerliebſt unterſcheidet, z. B. die Flora bei Florenz (I, 69), an der römiſchen Meeresküſte (I, 342), in den pontiniſchen Paluden (I, 426, 434), bei Gaeta (I, 446, 453), bei Sorrent (II, 186, 202), am Poſilippo (II, 226, 229), in den Albanerbergen (II, 302, 393). An allem Individuellen zeigt ſich der Malerſinn, es ſei Wuchs und Ton der Oelbäume (I, 75), der Palmen (I, 438), oder der Unterſchied im Wuchs der Römerin von der Tochter Neapels (II, 10), es ſei die Contour des Soracte, „der einer himmelaufſteigenden Woge gleicht die eben im Niederſinken verſteint“ (II, 328), oder der Stil der Griechengeſichter in ihrer Kirche zu Venedig (I, 28), es ſei die Geſtalt und Paludenarbeit des Büffels (I, 196, 429 fg.), der Tritt des Maulthiers (I, 65), die Bewegungen der wilden Rinder in der Campagna (II, 382 fg.), oder des neuangekommenen Zickleins im Hauſe, das zwiſchen Jagdhund, Huhn und Katze halb ſpielend, halb ſcheu ſeine Sprünge macht (II, 391), oder der Delphine im Meer (II, 196), und des tückiſchen Haifiſches (II, 223).

Gegenſtände und Umfang dieſer Künſtleranſichten und Reiſebilder ließen ſich nennen und andeuten; die Friſche aber und der Schmelz des Zuſammenhangs, wodurch verſchiedene Epiſoden als engere Ganze ſich auszeichnen, kann nur an ihnen ſelbſt empfunden werden. Da waltet bald eine Laune die dem heiterſten Humo-

risten Ehre machen würde, wie in der Zeichnung des Aufzugs der Reisegesellschaft beim Ausreiten aus Tostanella (I, 377 fg.), bald eine mythenähnliche Poesie, die die Empfindung des Naturschauspiels ins Ideale steigert, wie in den Träumen am Dianenspiegel bei Nemi (I, 335), oder in der kühnphantastischen Schilderung der gewitternden Höhen um den Golf von Neapel (II, 182 fg.). Im Rückzug vom Vesuv (II, 164 fg.) ist eine Vereinigung von plastischer Bestimmtheit mit tiefer Farbengewalt, von Ausbreitung der Stimmung mit dramatischer Energie der Momente, auf die ein Novellendichter stolz sein könnte. Und groß im Idyllischen sind die Erzählungen der beiden Ausflüge nach Riano zu seinen geliebten Freunden, den einfachen Landleuten, in deren Familie und arkadischem Kreis er den liebenswürdigen biedern und besten Theil der italienischen Volksart kennen gelernt hatte. Bündig aber mit schönem Nachdruck zeichnet er das erste mal den Weg dahin (II, 328 fg.), den Charakter der Bewohner, die Glieder der Familie, und eine nächtliche Jagd im wilden Walde die er mitmacht. Ausführlicher entwickelt er das zweite mal (II, 373 fg.) die Art und das Leben dieser Freunde, die Genüsse und Gefahren der Fußwanderung dahin, die Ankunft zur Vesper, eine Mondnacht mit allen Reizen des südlichen Frühlings, der großartigen Gegend und der unschuldig zarten Beziehungen der Genießenden geschmückt, und nach einer Reihe idyllischer Scenen im Haus und in Poussin'scher Landschaft eine zweite Mondnacht, die sich zum erhabenen Gewitter verdunkelt und entflammt. Vielleicht am meisten diesen tiefharmonischen Bildern ist es anzufühlen was von Talent, von Gemüth, von Geist mit Speckter's frühem Hingang gestorben ist, oder vielmehr nicht gestorben ist; denn es lebt in diesen Blättern. 34.

Privatpapiere, die Hülfsmittel für künftige vollständigere Geschichtsforschung und Geschichtskenntniß.

Auch in der Zeit der stürmischen Bewegungen, die mehr fast wie je in einer andern durch unsere Gegenwart dahinbrausen und dahinrasen, und so Vielen Athem und Besinnung nehmen, dürfte es nicht unpassend erscheinen daran zu erinnern, wie so äußerst wichtig es sei, daß Einzelne, auch wenn sie nicht als handelnde Personen auf dem so stark besetzten Welttheater erscheinen, Alles sorgfältig aufheben was sie sich über Tageserlebnisse und Ereignisse etwa aufgezeichnet oder von Andern brieflich zugeschickt erhalten haben. Oft kann in solchen Mittheilungen ein bestimmt angegebener Name, eine genau bezeichnete Zeit dem spätern Geschichtschreiber von unschätzbarer Wichtigkeit sein, und bei Zweifeln über die Wahrheit dieses oder jenes Factums den Ausschlag geben helfen; oft kann die leidenschaftslos-verständige Ansicht die sich ein aufmerksamer Beobachter der Tagesgeschichte gebildet hatte, und die er im einsamen Stübchen seinem Tagebuche anvertraute, für die Beurtheilung der Tendenzen ganzer Fractionen seiner Zeitgenossen dem Geschichtsforscher von der größten Wichtigkeit für die Feststellung eines richtigen Urtheils werden.

Was hat uns neuerdings eine so genaue, bis in die geringsten Details herabgehende Kenntniß der Vorfälle im Zeitalter der Reformation erschlossen, daß wir ohne Uebertreibung behaupten können, wir seien über jene denkwürdige Epoche unserer vaterländischen Geschichte viel genauer unterrichtet als die damals Lebenden, selbst die Hochstehenden unter ihnen die nicht blos die Außenseiten der Ereignisse an sich vorübergehen sahen? Das ist der Einblick in die damals über die schwebenden Tagesfragen aufgenommenen Verhandlungen, die aus den Jahrhunderte lang stumm gebliebenen Archiven zu uns laut und vernehmlich zu reden begonnen haben; Das ist die Entfaltung der geheimen Instructionen welche die damaligen Fürsten ihren nach allen Orten auszusendenden Geschäftsträgern ertheilten, und welche uns in ihr damals nach außen hin dreifach umpanzertes Innere helle Einblicke verstatten; Das ist das Bekanntwerden der Briefe der hochgestellten Männer jener Zeit, aus denen damals nur Weniges zur allgemeinen Kenntniß kam, und die doch die innerste Herzensmeinung ihrer Schreiber oft ganz unverschleiert zur Schau stellten. Aber unsere Kenntniß der Zustände des Reformationszeitalters würde noch viel umfassender sein, und an der der Geschichte so wesentlichen Anschaulichkeit gewinnen, wenn uns zahlreichere Aufzeichnungen über die damaligen Tagesbegebenheiten aus den niederern Schichten der Gesellschaft aufbewahrt worden wären, an denen es gewiß nicht gefehlt haben wird, für deren Erhaltung aber in der Regel nicht gebührend gesorgt worden ist. Mit welchem Jubel hat man bekanntlich Einzelnes was hierher gehört aufgenommen, und mit welchem unermüdlichen Eifer spürt man noch immer solchen Reliquien nach.

Wir halten es daher für nicht unverdienstlich geflissentlich daran zu erinnern, welche Wichtigkeit die Aufzeichnungen und Correspondenzen über Tagesgeschichte für die weiter hinausliegende Zukunft haben, und wie daraus die Pflicht solche Schriftstücke sorgfältig aufzubewahren hervorgehe. Niemand darf hier sagen: „Was ich über Tagsvorkommenheiten geschrieben habe, oder was mir geschrieben worden ist, habe ich Niemandem zu offenbaren; ich könnte dadurch leicht in unliebsame Händel gerathen oder doch falsch beurtheilt werden.“ Jede Berechtigung für die unmittelbare Gegenwart kann man hier gelten lassen, ohne daß dadurch unsere Foderung für die entferntere Zukunft irgendwie beeinträchtigt werden könnte. Ueber falsche Beurtheilungen weiß sich Der hinwegzusetzen der sich in consequenter Festhaltung eigener Meinung seiner auf das wahre Gute gerichteten Absicht bewußt ist, und den Todten berührt die falsche Auffassung seiner Worte nicht mehr. Es fällt uns hierbei ein, wozu man eine bekannte Stelle aus einem Briefe Luther's an Melanchthon während des Reichstags zu Augsburg im J. 1530 gemisbraucht hat. Es klingt freilich scheinbar sehr schlimm wenn Luther schreibt: „Si vim evaserimus, pace obtenta, dolos, mendacia ac lapsus nostros facile emendabimus.“ Man braucht sich gar nicht zu wundern, daß ein solcher passus den Schmähern Luther's ein willkommener Fund war. Aber der treffliche Kirchenhistoriker Gieseler hat in einem eigenen kleinen Schriftchen*) diese Stelle so befriedigend erklärt, daß daraus für den Charakter Luther's wie er anderwärts sich darstellt kein Makel zurückbleibt.

Will man uns noch erlauben aus der Zukunft, zu deren Patron wir uns aufgeworfen haben, durch einen salto mortale in die schon weiter zurückliegende Vergangenheit uns zurückzuversetzen, so möge dem anonymen Verfasser eines ziemlich alten, aber manches Artige und Kurzweilige enthaltenden Buchs: „Vernünfftige Gedancken über allerhand Historische, Critische und Moralische Materien ꝛc.“ (Frankfurt a. M. 1739), noch ein Wörtchen vergönnt sein. Er beantwortet im ersten Theile (S. 84 fg.) die Frage: „Was von Briefschafften und Papieren aufzubehalten?“ und meint zunächst: „Die an Jemand geschriebenen Briefe und Papiere verwahrlich aufzubehalten, halte ich in gewisser Maße gut zu sein, anderntheils aber auch sehr schädlich. Viele Sachen werden nach eines Absterben offenbar,

*) Etwas über den Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 (Hamm 1831).

die man wünschen möchte, daß sie niemals ans Tageslicht gekommen wären. Dazu ist das Feuer gut; das verzehrt's und sagt Nichts wieder nach." Darauf verurtheilt er die sogenannten „Bonus dies-Briefe, als da sind Complimente, Gratulationen, Condolencen, billets-doux" u. s. w. zum Feuer; „die übrigen aber, die zu eines honneur gereichen, die gelehrte Sachen in sich fassen, die wichtige und merkwürdige Dinge betreffen, oder auch unsere eigene Domestic-Affairen angehen", sollen dem Vulkan nicht geopfert, sondern „verwahrlich aufbehalten" werden. Im Fortgange seiner Untersuchung erwähnt er unter Anderm, daß in Aufbewahrung der Correspondenzen Niemand so sorgfältig gewesen sei als Cardinal Granvella, der bei seinem Tode eine unzählige Menge Briefe und Concepte in allerhand Sprachen, von ihm selbst geschrieben, hinterlassen habe; aber nicht blos die Staatsangelegenheiten betreffende Briefschaften, auch z. B. die Schreiben welche seine Neffen „als damalige junge Studenten zu Löwen" lateinisch an ihn hätten zu richten gehabt, seien von ihm aufgehoben worden. Der ganze epistolische Schatz wäre anfänglich auf den Boden seines Hauses zu Besançon gebracht worden, Regen und Ratten preisgegeben. „Nachgehends kamen die Bedienten und die Kinder in der Nachbarschafft, und nahmen davon was sie wollten." Einer der Haushofmeister verkaufte eine Partie an Gewürzkrämer, bis endlich der Parlamentsrath Chifflet und der Abt Boisot von Besançon den Rest an sich brachten, mit dem sie noch 80 Folianten füllten. 7.

Bibliographie.

Album österreichischer Dichter. 1ste und 2te Lieferung. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 8. à 6 Ngr.

Bommel, E. R. A. van, Die wahren Grundsätze des öffentlichen Elementar- und Gymnasial-Unterrichtes in seinen Beziehungen zur Religion. Aus dem Französischen übersetzt nebst erläuternden Anmerkungen und Zusätzen von P. J. A. Schmitz. Zwei Bände oder drei Theile. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Franciscéische Curiosa; oder ganz besondere Denkwürdigkeiten aus der Lebens- und Regierungs-Periode des Kaisers Franz II. Mit zwei Holzschnitten. Wien, Klang. 8. 20 Ngr.

Enthüllungen aus Oesterreichs jüngster Vergangenheit. Von einem Mitgliede der Linken des aufgelösten österreichischen Reichstages. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fiedler, E., Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache. I. Band. 1ste Hälfte. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 20 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 15te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hagens, J. K., Das neue Preußische Strafverfahren mit einem Kommentar zur Verordnung vom 3. Jan. 1849. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Junghanns, C., Erster Unterricht in der Volkswirthschaftslehre im Sinne der Handelsfreiheit. [Keine Schutz- nur Finanzzölle.] Leipzig, Mayer. 8. 9 Ngr.

Kösterus, M. C. J., Aktenmäßige Darstellung der mir bei dem Landgericht Alfeld wiederfahrenen unwürdigen Behandlung. Ein Seitenstück zu dem Weidig'schen Inquisitions-Prozeß und Beitrag zu der Geschichte des geheimen Gerichtsverfahrens. Gießen, Ferber. Gr. 8. 6 Ngr.

Lüdde, J. G., Die Geschichte der Methodologie der Erdkunde. In ihrer ersten Grundlage, vermittelst einer historisch-kritischen Zusammenstellung der Literatur der Methodologie der Erdkunde bearbeitet. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 25 Ngr.

Pabst, E., Das alte auf unsere Undeutschen gedichtete Liedlein nach Form und Inhalt, sowie über livländisch-deutsche Volksdichtung, Volkssprache und Verwandtes überhaupt. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des ältern Livlands. Reval 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Reymann, F., Zwölf Predigten über das Apostolische Glaubensbekenntniß. Sagan, Julien. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Schott, W., Ueber das Altai'sche oder Finnisch-Tatarische Sprachengeschlecht. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Shakspeare's, W., Richard der Zweite, Heinrich der Vierte und Heinrich der Fünfte. Uebersetzt von R. J. L. Samson v. Himmelstiern. Zwei Bände. Riga, Kymmel. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein Versuch, den Ort Schiringsheal der fünfmal in dem Periplus von Othere und Wulfstan enthalten in der Angelsächsischen Uebersetzung von Orosius des Königs Alfred, mit einer Stadt zu identifiziren, in der Lage, wo die vermeinte Veneta nahe an Rügen gelegen haben soll. London 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Wanderer, F., Streiflichter und Schlagschatten aus der Neuzeit. Bremen, Schledtmann. Gr. 12. 5 Ngr.

Die Zustände des Herzogthums Altenburg in ihrem wahren Lichte dargestellt von einem Altenburger. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Andeutungen eines Dilettanten in der Politik. Wien, Klang. 8. 2 Ngr.

Bruck, A., Die Toten an die Lebenden. Eine Märzgabe. Leobschütz, Dülfer. 4. 1½ Ngr.

Dietlen, J., Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet, nämlich der Glaube, der da glaubet daß Jesus Gottes Sohn ist. Unserm lieben Christen-Volke zu Trost wider Johannes Ronge, Dr. Ghillany und Consorten vorgelegt. Erlangen, Bläsing. 8. 1½ Ngr.

Frenzel, J. C. F., Praktische Rathschläge zur Verminderung des Proletariats auf dem Lande und in den Städten. Breslau, Schulz u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Gillet, Die Gemeindeordnung der evangelischen Hofkirche zu Breslau. Ein Beitrag zur Lösung der kirchlichen Verfassungsfrage. Breslau, Schulz u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sachsenschild. Für ehrliche Sachsen. Nr. 2. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Ngr.

Scharfe, Die Rückschritte, welche wir in dieser Zeit als Zeichen unserer Buße thun müssen. Eine Predigt, am Bußtage 1849 zu Sangerhausen gehalten. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der wahre christliche Staat, oder: die Religion der Zukunft und das Ziel der Revolution. Die letzten Consequenzen der Lehre Jesu des Essäers, geschöpft aus den „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu." Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Kritische Streiflichter über die letzten Wiener-Ereignisse. Von einem schwarzgelben Nicht-Reaktionär. Wien, Klang. Gr. 8. 3 Ngr.

Thomasius, G., Das Bekenntniß Jesu, daß er Christus der Sohn Gottes sey. Predigt wider die Lügenpropheten dieser Zeit gehalten am 4. März 1849. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 2 Ngr.

Trahndorff, K. F. E., Volkssouverainität, Republik, Constitution und der preußische Staat. Deutsch-Crone. 8. 4 Ngr.

Warum konnte der König von Preußen die von der National-Versammlung in Frankfurt beschlossene Reichs-Verfassung und die mit ihr zugleich Ihm angebotene Kaiserkrone nicht unbedingt annehmen? 2te Auflage. Berlin, Brandes u. Schultze. Gr. 8. 1½ Ngr.

Wo ist's in Oesterreich noch furchtbar ungleich?! oder einige Trauer-Scenen aus dem Beamtenstande, von einem k. k. Rechnungs-Revidenten. Wien, Klang. Gr. 8. 4 Ngr.

Zeibig, H., Was ist nun unsere Pflicht? Predigt bei dem akademischen Gottesdienste der Hochschule Olmütz am 19. März vorgetragen. Olmütz, Hölzel. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 171. — 18. Juli 1849.

Der Cultus des Genius.

Brief an Bettina von Arnim von **Fanny Lewald.**

Februar 1849.

Ich habe Ihnen für die Zuſendung von „Ilius Pamphilius und Ambroſia" zu danken, und erzähle Ihnen ſtatt Deſſen ein kleines Ereigniß aus meinem römiſchen Leben. Wir fuhren einmal im Anfang des Maimonats von Rom aus die Gräberſtraße entlang nach der Campagna, um die Grotte der Egeria zu beſuchen. Die ganze Umgebung, Land, Luft, Bauten, Menſchen waren mir bei dem langen Aufenthalte in Rom ſo bekannt und vertraut geworden, daß ich mich ohne die unruhige Haſt neugieriger Betrachtung dem ſtillen Hinträumen, dem ſüßen Hindämmern überließ, das, ohne irgend einen beſtimmten Gegenſtand zu erfaſſen, die volle Harmonie des Ganzen empfindet.

Plötzlich aber ward mein Auge von einer Blume gefeſſelt, die wunderſchön hervorragte aus dem ſtarren Boden der Campagna. Ich ſtieg aus ſie zu pflücken. Niemand von meinen Begleitern kannte ſie; ſelbſt ein alter römiſcher Blumenmaler, den ich nach der Heimkehr holen ließ, hatte ſie niemals geſehen. Viele Tage füllte ſie mit ſtarkem mandelartigen Arom das ganze Gemach; dann war ſie plötzlich todt, ohne allmäliges Welken, friſch blühend und duftend ſo lange Leben in ihr war.

An dieſe fremde Blume habe ich immerfort gedacht als ich die Briefe der Ambroſia las.

Sie, Bettina! ſind ſolch fremde, ſchöne, ſeltene Wunderblume unter uns. Eine Wunderblume, aufgeblüht in der ſtarren, trockenen Verwilderung unſers Lebens; ſtarr und öde wie die römiſche Campagna, weil unſer Leben verlaſſen iſt von der wahren ſorglichen Liebe, wie die einſt blühende Campagna von der ſorglichen pflegenden Cultur.

Alljährlich mag in der einſamen Campagna die Muttererde aus der Wurzel die ſchöne Blüte an das Licht hervorgehoben haben, und die Blüte hat dageſtanden und gefragt: „Ich blühe ſo wundervoll, ich dufte ſo ſüß, kommt denn Niemand der ſich freuen will an mir und meinen Gaben?" Manches Jahr mag ſie einſam geblüht haben, traurig, weil ſie Niemand fand ihn zu erfreuen; und als dann plötzlich eine liebende Hand ihr nahte, als eine freundliche Stimme ſprach: „Blühe für mich, ich brauche Freude, Blüten, Düfte!" da hat ſie ſich aufs neue ſtrahlend entfaltet, und ihr Daſein ausgeſtrömt in der Fülle des Glücks ſich hingeben zu können an verſtändnißvolle Liebe, an liebendes Verſtändniß.

Solch eine Blüte der Natur ſind Sie! Blühen für Andere; des eigenen Daſeins nur bewußt werden in der Hingabe an ein Fremdes; dienſtbar ſein mit Ihrem ganzen Weſen einem andern Weſen das Ihrer bedarf — Das iſt die Aufgabe Ihres Daſeins geweſen, Ihr Beruf, den Sie verſtanden haben und geübt durch Ihr ganzes Leben; das Sinnbild, das Ideal der weiblichen Natur, wie ich es zu erfaſſen vermag, wie es ſich auch wieder in Ambroſia's Briefen an Pamphilius offenbart.

Als ich im vorigen Herbſte von Ihnen ſchied, ſagten Sie: „Ich laſſe ein Buch drucken, keines das ich gemacht habe, denn ich kann keine Bücher machen; aber ſo ein Buch das einmal zufällig geworden iſt."

„Und was denn?" fragte ich Sie.

„O! einen wunderlichen Briefwechſel mit einem wunderlichen jungen Menſchen; einen wirklichen, ganz wirklichen Briefwechſel; und ich bin ordentlich neugierig wie die Leute ihn verſtehen werden."

Soll ich Ihnen jetzt ſagen wie es dem Buche gegangen iſt, und wie es ihm ferner gehen wird?

Die Leute welche den „Briefwechſel eines Kindes mit Goethe" unweiblich nannten ſehen in den Briefen der Ambroſia an den Pamphilius den Gipfel der Unweiblichkeit; die Menſchen welche einſt mit ehrfürchtiger Liebe den Gottesdienſt des Kindes begriffen haben freuen ſich jetzt, daß das Kind durch ſein ganzes Leben ſich ſeinem Gotte und ſeinem Gottesdienſte treu geblieben iſt. Sie freuen ſich und verſtehen den heiligen Cultus, den tiefen ſelbſtverleugnenden Liebesdienſt der Frauenſeele auch da, wo er aus menſchlichem Irrthum nicht dem wahren Gotte, ſondern einem falſchen Götzen dargebracht wird, auf deſſen Stirne die Gläubige das Siegel der Göttlichkeit gedrückt zu ſehen wähnte.

Es ſteigt keine Opferflamme zum Himmel empor ohne daß ein Wolkenzug den Rauch einmal herniederdrückt und die Flamme verdunkelt; es geht kein Menſchengeiſt den geraden Weg zu ſeiner idealen Beſtimmung ohne zu irren; und nur den Beſten gelingt es,

wie Ihnen, ſich des Zieles immerdar klar bewußt zu bleiben, immerdar die Aufgabe des Lebens unverrückt und rein im Auge zu behalten.

In dem zweiten Briefe welchen Ambroſia dem Pamphilius ſchreibt heißt es: „Die Welt entwickelt ſich nur durch das Offengeben verborgener Idealität (Vorurtheile und Misverſtändniſſe werden ohne ſie nicht gelöſt, Offenbarungen nicht erfaßt und Religion nicht empfunden); daher erfüllt es die ganze Aufgabe des Lebens die eigene Idealität zu entwickeln, und ſich in ihr erkennen zu lernen; — eine idealiſche Anſicht die eben darum um ſo wahrer iſt."

Und in einem ſpätern Briefe: „Warum liebte ich dich, als weil ich glaubte Gott wolle dich durch mich beſchenken. Das Geſchenk iſt ein Sklave, es kann nur dienen, es kann nicht für ſich fodern, und was ſollte ich fodern? Was bin ich, daß ich mir einen eigenſüchtigen Genuß verſchaffen ſollte!"

In dem erſten Satze iſt Bettinens Lebensanſchauung, in dem zweiten ihr Verhältniß zu Pamphilius und ihre demüthige Hingabe an Das was ſie als ihren Beruf erkannt hat ausgeſprochen. Sie hat in ſich die Selbſtloſigkeit zum Ideale ausgebildet.

Es gibt eine ſchöne Legende von dem Palmbaume in der Wüſte, der die Jungfrau Maria beſchattete als ſie auf der Flucht nach Aegypten raſtete in der brennenden Hitze des Mittags. Da das Chriſtkind aus ſeinem Schlummer erwachte, dürſtete es, und der Palmbaum neigte ſeine Krone hernieder, damit das Kind die Frucht breche und ſeinen Durſt löſche in ihrem Safte. Dann hob er ſich ſtill empor den frühern Schatten zu ſpenden, und ſäuſelte wieder Kühlung hernieder.

So auch Bettina. Wo ſie einen Mangel ahnt, wo man Hülfe bedarf, neigt ſie ſich hin und ſpricht: „Hier bin ich!"

Clemens Brentano will einen Gefährten haben an dem er ſelbſt ſich klar wird, und Bettina ſteht da — aufgehend in ihm, lebend in ſeinem Leben, denkend in ſeinem Sinne, entſchloſſen Das zu werden was der liebſte der Brüder bedarf.

Sie begegnet der Günderode, einer durch tiefen Schmerz gebeugten und doch am Schmerze groß gewordenen Frau, deren ernſte Seele die Freude am Daſein verloren hat. Es fehlt der Günderode das heitere friſche Erfaſſen der Sinnlichkeit, welches allein das Leben zur Luſt macht; und Bettina, das junge, frohe Kind, wendet ſich ihr zu mit ſeinem ganzen Weſen, damit die Günderode Lebensſonnenſchein erhalte, durch den Reflex ihrer ſonnigen Natur. Um ſich der Günderode anzuſchließen, um ihr überall zu folgen in den Sphären des Gedankens, verläßt das lebensvolle Kind die grünen Matten, wirft die Blumen und Blüten des eigenen Frühlings hin, und vertieft ſich in die Nebelgrotten ſpeculativer Philoſophie, bis ihr Blut vor Froſt erſtarrt, ein Nervenfieber ſie niederwirft, und die Natur, zuſammenbrechend, andeutet, weiter könne ſie nicht folgen. Wenn Bettina die Günderode bittet: „Laß mich dein Schüler ſein!" ſo heißt Das: „Hier, Günderode, iſt eine Lebensaufgabe für dich; ſtirb nicht, will nicht ſterben, denn du ſollſt noch arbeiten, und ich will deine Arbeit lohnen durch deine, durch meine Selbſtvollendung."

Als dann die lebensmüde Günderode das Leben von ſich wirft, iſt Bettina ſelbſt zum Tode getroffen; aber ſie rafft ſich empor, findet ſich in ſich ſelbſt zurecht, denn ſie fühlt die ewig friſche Kraft, und es iſt wieder ein Menſchenweſen da, das — größer als ſie ſelbſt — doch ihres Weſens bedarf als einer ſchönen Ergänzung.

Goethe's Erſcheinung geht an dem Horizonte ihres Lebens auf. Was in ihr Ahnung, Empfindung war wird zum Gefühl, die Anbetung Gottes im Menſchen, der Cultus des Genius! Dieſem allein iſt fortan ihr Leben mit tiefem Bewußtſein geweiht. Wo ſie den Genius findet, betet ſie ihn an; und immer leitet die ſuchende Seele ſie zu den rechten Altären.

Goethe's Mutter, Beethoven, Schleiermacher, Rahel empfangen von ihr Opfer der Liebe, ſie wird Jedem von ihnen ein Troſt in der Weiſe ſeines Bedürfens; für Jeden von ihnen hat ſie die rechte Erquickung, denn es ſcheint, als ob ihr Reichthum ſich verdopple nach dem Maße in dem man ſeiner bedarf.

Da aber, während ſie ſtill nach dem Tode eines geliebten Sohnes ihr Liebesdaſein weiter abſpinnt, tritt plötzlich ein Bittender an ſie heran. Pamphilius, ein Jüngling, naht ihr und ſagt: „Ich ſehne mich nach Wahrheit, nach Weisheit, nach Idealität. Sie ſtrahlen mich an aus deinem Briefwechſel mit Goethe, mich dürſtet, löſche meinen Durſt." „Wer ich bin?" heißt es in ſeinem Briefe, „ein Rothkehlchen das eben die erſte Singezeit erlebt hat, oder eine Feldblüte in der Morgenſonne auf der der irdiſche befruchtende Thau noch ſchwer hängt und ihr den Kopf herunterzieht, der es im Sonnenſtrahl wohl iſt, weil ſie fühlt wie der ihr den ſchweren Thau abnimmt, und in Nahrung zum Wachsthum auflöſt, und die halb demüthig und die halb ſtolz darauf iſt die große Sonne im Thautropfen des winzig kleinen Kelchs zu ſpiegeln. Ich fürchte, daß ich noch gar Nichts bin; aber doch! Eins bin ich gewiß: Ihnen hingegeben — ich will nicht eitel ſagen mit der höchſten, aber mit ſo viel Andacht, wie mir der Grad meiner Einſicht geſtattet, und mit dem unbegrenzten Wunſch und der Hoffnung, mit der Einſicht auch in der Liebe für das Vortreffliche in beflügeltem Schritte zu wachſen."

Wahr in der eigenen Seele kann Bettina es ſich nicht denken, daß Jemand ſich ſelbſt betrüge. Weil Pamphilius ſich als einen nach dem Ideale ſtrebenden Jüngling ſchildert, weil Pamphilius glaubt die erſten Flügelſchläge des Genius in ſich zu ſpüren — glaubt es ihm Bettina; wie ſie bisher dem fertigen Genius gedient, iſt ſie augenblicklich auch bereit dem werdenden zu dienen. Der Gedanke, daß ihr in dieſem Jünglinge, der nach dem Tode des Sohnes ihr ſo unerwartet naht, Erſatz für den Verlorenen geboten werden ſolle, kommt dazu, und Bettina, dem doppelten Zuge folgend, wendet ihre ganze Seele dem Pamphilius zu.

Hier nun tritt ein tragiſcher Moment in das Leben Bettina's ein. Pamphilius iſt kein Genie, kein Genius, ſondern ein Zwitterweſen voll Wollen und nicht Können, voll augenblicklichem Aufſchwung des Gefühls und kleinlich nagender Speculation; ein Menſch der nie ganz den vollen Pulsſchlag des Lebens empfindet; ein Kritiker der ſeine eigenen ungeborenen Gedanken erſt mit dem Mikroſkop der Bewunderung als Rieſen vor dem Auge hat, und ſie dann mit dem Meſſer des Zweifels ins Nichts auflöſt. Er iſt der Homunculus der Philoſophie, der bald liebevoll, bald ironiſch ſeine ſchwachen Lebensregungen betrachtet und bekrittelt.

Und dieſes Götzenbild ſetzt Bettina in glaubensvoller Dienſtbarkeit auf den Altar ihrer Seele, auf dem ſie den größten Menſchen ihrer Zeit geopfert bis hierher.

Es beginnt ein ſchmerzvoller Kampf in ihr. So lange und ſo oft Pamphilius von ſeinen beabſichtigten Productionen ſpricht, ſo lange glaubt ſie an ſeinen Genius, ſo oft er ihr eine, nach ſeiner Meinung, vollendete Arbeit vorlegt, ſo oft leuchtet es ihr ein daß ſie ſich betrog. Getheilt zwiſchen Liebe und Zorn, zwiſchen Glauben und Zweifel, behandelt ſie den Pamphilius wie die italieniſchen Schiffer ihren heiligen Schutzpatron wenn er im Sturme ſich unwirkſam beweiſt. Bald knien ſie vor ſeinem Bilde, das an ſchwarzer Schnur um ihren Nacken hängt, ihm gläubig Kerzen, Sträuße, Wallfahrten zu geloben; bald reißen ſie ihn herab, ihn mit Füßen tretend, als ein ſchlechtes, leeres, machtloſes Ding.

Mit jenem göttlichen Zorn, mit jener hohen Leidenſchaft welche eine wahre Ueberzeugung einflößt hält ſie ihm jede Lüge, jede Halbheit, jede Unwahrheit ſeines Weſens vor. Sie enthüllt ihm ſein Inneres ſo klar wie ſie ſelbſt es ſieht, und ſcheut doch wieder einzugreifen in ſeine Natur, ſeine Eigenthümlichkeit anzutaſten, eben aus heiliger Ehrfurcht vor jeder Natur und ihrer Richtung.

Bettina leidet und Pamphilius nicht minder; denn ſo viel Licht ſie von ihrem Geiſte auf ihn ausſtrahlt, es kann ihn nicht zum ſelbſtleuchtenden Geſtirne machen, ſondern dient nur dazu ihn die eigene Dunkelheit, die eigene Machtloſigkeit empfinden zu laſſen. Je mehr ſie ihm gibt, je ärmer wird er; je freudiger ſie ſich unterordnet, um ſo trauriger fühlt er daß er ſich nicht erhebt. Er kann ihrem Fluge nicht folgen; er kann nicht loskommen von ſich, von ſeinen Vorurtheilen, von der Abhängigkeit in der ein früherer Lehrer, Sperber, in der ſeine Familie und Familienanſichten ihn halten. In jugendlicher Vermeſſenheit hat er einen Geiſt zu ſeinem Dienſte heraufbeſchworen deſſen Größe ihn erdrückt, deſſen Gewalt ihn zum Sklaven macht — zum Sklaven einer ihm dienſtbaren Natur.

Seine ganze Seele verwirrt ſich. Er verſteht Bettina Ambroſia in keiner Richtung ihres Weſens. Durch und durch abſichtlich und reflectirend, kann er ſich in eine ſo unwillkürlich dem innern Gebote folgende Erſcheinung gar nicht finden. Er möchte ſein wie ſie — und ſagt in ſeinem Tagebuche: „Ich mache mir nicht mehr Pläne, Vorſätze und Vorſpiegelungen die ich als märchenhaft zugleich indem ich ſie mir machte verwarf; ſondern ich bin ganz abſichtslos.“

Es liegt etwas Unheimliches, Spukhaftes in dieſer Bemerkung. Pamphilius erſcheint wie ein Doppelweſen, von dem das Eine der Erzieher des Andern, der Zuchtmeiſter des Andern iſt; dieſer Dualismus wird mit jedem Briefe erſichtlicher und beängſtigender in ihm. Aber außer dieſem ſelbſtquäleriſchen Weſen tritt, das Leiden der Ambroſia und des Pamphilius noch zu ſteigern, ein neues ſtörendes Element hinzu: eine verſtandesnüchterne Familie, in welcher dennoch Traditionen von einer genialen Großmutter und gerechte Anſprüche auf höhere Bildung beſtehen. Anfangs geſchmeichelt von der Theilnahme einer berühmten Frau für den eingeborenen Sohn, ſchaut die Familie im Genuſſe befriedigter Eitelkeit dem Briefwechſel und dem Verkehr der Beiden zu, obſchon Pamphilius in ſeinem erſten Briefe Ambroſia mit Freimüthigkeit geſteht, daß ſie ſeiner Familie nicht ſympathiſch ſei. „Ich erinnere mich“, ſchreibt er, „daß man Sie früher ſchon in meiner Familie genannt hatte, um Sie mir, von dem man die leider ſo wenig begründete Beſorgniß der Originalität hatte, in lächerlichen Beſchreibungen als warnendes Beiſpiel aufzuſtellen.“

Ohne daß es ausgeſprochen wird, empfindet man wie ſtörend die Bemerkungen ſeiner Familie zwiſchen Pamphilius und Ambroſia wirken; wie der kalte Hauch des zweifelnden Verſtandes jede Blüte der Poeſie vernichtet welche Ambroſia bietet; wie ganze Barrikaden vernünftiger Bedenklichkeit zwiſchen ſie und Pamphilius aufgerichtet werden — und die Familie hat Grund ſo zu handeln, muß ſo handeln: denn ſie lernt nur zu bald einſehen, daß der Fiſch nicht leben kann in dem Feuermeer des Salamanders; daß Pamphilius kein Genius iſt, und nur in derber geſunder Wirklichkeit von ſeiner Selbſtquälerei geneſen könne. Daher jenes Widerſtreben gegen Ambroſia von Seiten einer Familie, das ſo häßlich erſcheint, weil es ſo leiſe unterminirend fortarbeitet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Pietro Micca.

Die Heldenthat Pietro Micca's von Sagliano d'Andorno gehört zu den glänzendſten Einzelfacten der italieniſchen Kriegsgeſchichte des vorigen Jahrhunderts. Es war im J. 1706, während jener denkwürdigen Belagerung Turins durch die Franzoſen, welche mit der vollſtändigen Niederlage des durch den Herzog von Orleans und La Feuillade befehligten Heers und dem durch den Herzog, nachmaligen König Victor Amadeus, und den Prinzen Eugen bewirkten Entſatz der Stadt endigte. In der Nacht des 30. Aug. gelangte durch ein raſch und geſchickt ausgeführtes Manoeuvre eine Abtheilung franzöſiſcher Grenadiere unbemerkt an das Thor der innern Galerie der Citadelle welches in die Feſtung ſelbſt führte. Hier ſtießen ſie auf die Thorwache, welche thätigen Widerſtand leiſtete; raſch aber erhielten die Angreifenden Succurs, ſie hieben die Wache nieder, und waren im Begriff in die große Galerie zu dringen, als zwei Minenarbeiter noch eben Zeit hatten das Thor zuzuwerfen welches zu der aus der obern in die untere Galerie führenden Treppe den Zugang bildete. Dort war eine Mine

angelegt, um im Nothfalle die Treppe in die Luft zu sprengen und dem Feinde den Zugang zu verhindern. Während die Franzosen das Thor mit Axthieben in Trümmer schlugen, rief Pietro Micca dem Gefährten zu, er solle die Mine anzünden. Dieser zögert, Micca schiebt ihn mit dem Arme weg und sagt: „Du hast länger als einen Tag kein Brot gehabt, fliehe und laß mich gewähren!" Hierauf bringt er die Lunte mit dem Pulver in Berührung, und mit der Mine fliegt er zuerst in die Luft, aber mit ihm drei Compagnien feindlicher Grenadiere und eine Batterie.

Am folgenden Morgen machten die Franzosen einen wüthenden Angriff auf die Stadt, mußten sich aber zurückziehen. In der Nacht vom 3. auf den 4. Sept. loderten schon auf dem Hügel, von welchem jetzt die zur Lösung des Gelübdes für die Befreiung der Stadt erbaute Kirche der Superga auf das schöne Land herabschaut, die Flammenzeichen welche den nahenden Entsatz verkündeten. Am 7. Sept. zogen die Befreier in Turin ein, welches Graf Daun und der Marchese di Caraglio mannhaft vertheidigt hatten.

Graf Solar de la Marguerite hat in seinem „Journal historique du siège de Turin" die Heldenthat Micca's, welche er durch den geretteten Gefährten des entschlossenen Mannes erfuhr, am genauesten erzählt, nach ihm manche Andere, so neuerdings L. Cibrario in seiner „Storia di Torino". Letzterer theilt aus dem Archive des Militairgeniewesens eine Bittschrift mit in welcher die Witwe des entschlossenen Mannes sich an den Herzog um Unterstützung wendet. Das Factum selbst ist in dieser Suplik freilich nicht genau erzählt, doch ist sie nicht ohne Interesse für die Geschichte.

„Königliche Hoheit. Ew. K. H. stellt die arme Witwe Maria, Ehegattin des verstorbenen Pietro Micca von Sagliano d'Andorno, vor, daß während der Belagerung dieser Stadt, und als gedachter Pietro Micca sich im Dienste Ew. K. H. in der Compagnie der Minirer befand, es sich traf daß, da die feindlichen Franzosen bereits das Thor bei einer Mine mit äußerster Gefahr der Citadelle genommen hatten, entweder auf Befehl des Cav. Castell' Alfero, Obersten des Artilleriebataillons, oder von seinem eigenen Hochsinn angetrieben jene Mine anzuzünden, obgleich mit augenscheinlichster Lebensgefahr, der Genannte hinging und das Feuer anlegte, sodaß sie in die Luft flog mit großem Verlust des Feindes, aber auch der Person Pietro Micca's, Minensoldaten und Ehemannes der Bittstellerin. Da dieselbe nun in Folge des Todes ihres Mannes nicht weiß wovon sie leben soll, so hat gedachter Cav. Castell' Alfero stets in ihr die Hoffnung genährt, daß Ew. K. H. Milde den heldenmüthigen Tod ihres Gatten auf irgend eine Weise lohnend anerkennen würde. Deshalb wendet sie sich an Ew. K. H. mit der demüthigen Bitte, daß es Denselben gefallen wolle mit der Armuth der verwitweten Bittstellerin Mitleid zu haben, und ihr jene Unterstützung zu gewähren welche passend erscheinen dürfte, und welche sie von der gnädigen Gesinnung Ew. K. H. hofft, in Betracht daß ihr gedachter Mann einen kleinen, nur zwei Jahre alten Sohn hinterlassen hat."

Unter der Suplik findet sich das folgende Decret: „Se. K. H. von dem durch den Gatten der Bittstellerin geleisteten Dienste in Kenntniß gesetzt, und mit deren Armuth Mitleid hegend, befiehlt dem obersten Kriegszahlamt der Suplikantin ihr Leben hindurch täglich zwei Rationen Brot zu gewähren. Turin, 26. Jan. 1707. Di Cavoretto Referendar auf Befehl Sr. K. H."

Man möchte Dies einen kargen Lohn nennen: aber es war nicht der einzige welcher Micca's Familie zu Theil ward; denn wie Cibrario bemerkt, jedesmal wenn sie sich an die Gnade der Souveraine wandten, erhielten sie angemessene Unterstützung. Der Letzte dieser Familie starb vor wenigen Jahren, vom Könige Karl Felix, Karl Albert's Vorgänger, durch eine militairische Würde geehrt. An Heldensinn wie an Lohn desselben hat es nie in Piemont gefehlt, in dem Theile Italiens welcher seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, d. h. seit der Zeit des großen Herzogs Emanuel Filibert, des Siegers bei St.-Quentin, den Ruhm der italienischen Waffen allein noch zu bewahren im Stande gewesen ist, während in allen andern Provinzen die schmachvollste Entartung alles militairischen Geistes zu den Folgen führte die wir mit eigenen Augen angesehen haben. Und wenn auch in den beiden letzten Feldzügen der piemontesischen Armee, dem des Frühlings und Sommers 1848 und dem neuesten welcher in wenigen Tagen zu Ende war, das Glück sie nicht begünstigte, so haben doch selbst ihre Gegner ihr den Ruhm der Tapferkeit niemals streitig gemacht, sondern ihre große Tüchtigkeit, namentlich bei einzelnen Waffengattungen (den Schützen z. B.), stets bereitwillig anerkannt.

29.

Literarische Notizen aus England.

Klosterbesuch in der Levante.

„Das größte und ein seltenes Verdienst dieses Buchs", urtheilt das neueste „Quarterly review" über „Visits to monasteries in the Levant, by *Robert Curzon*" (London 1849), „besteht darin, daß es von aller Ziererei und Affectation frei ist. Es sind uns wenig Bücher vorgekommen die weniger nach Effect haschen. Niemand wird einen Band leichter Skizzen, gesammelt auf einer Reise nach alten Klosterbüchern, neben den meisterhaften Bericht eines Layard von seiner kühnen und interessanten Entdeckungsfahrt stellen wollen; doch sind wir überzeugt, daß jener Band ein gutes Plätzchen finden und behaupten wird. Auch mit «Eothen» hat er Nichts gemein. Beide Bücher sind Antipoden in Geist und Wesen, in Stil und Auffassung. Dennoch setzen wir uns gewiß keiner Gefahr aus wenn wir vorhersagen, daß von allen in jüngster Zeit erschienenen Schilderungen des Orients das Curzon'sche Werk nächst dem von Kinglake die meiste Gunst gewinnen wird, und wie sehr auch letzteres jenem an Witz, Schärfe und künstlerischer Vollendung überlegen ist, es würde uns nicht wundern, wofern die achtungswerthe Wunderlichkeit der Curzon'schen Gegenstände und Einfälle, verbunden mit einem glücklichern Ausdrucke von Gedanken und Empfindungen, den Klosterbesuch in der Levante zu einer gleich willkommenen Gabe macht." Häufige Auszüge in der 40 Seiten füllenden Anzeige unterschreiben dieses Urtheil.

Bibel und alte Classiker, englische Stapelartikel.

„Bei Durchsicht eines Buchs wie der londoner Bücherkataleg", sagt ein neuester Aufsatz des „Edinburgh review" über „The London catalogue of books published in Great Britain, with their sizes, prices and publishers' names, from 1814 to 1846" (London 1849), „und bei dem daraus deutlich erkennbaren Wechsel in der Literatur muß der von zwei Abtheilungen derselben, den griechischen und römischen Classikern und der Bibel, anscheinend fest und ohne Wandel ausgeübte Einfluß auffallen. Eine Menge der von ihnen erzeugten Literatur hat allerdings das Schicksal der übrigen Sectionen; die durch sie in den verschiedensten Richtungen hervorgerufenen Bücher gehen unter; aber sie selbst behaupten ihren Halt im menschlichen Geiste, werden der Literatur jeder civilisirten Nation einverleibt, und veranlassen ein unaufhörliches Erscheinen von Werken, sowol zu ihrer Vertheidigung und Erläuterung als zu ihrer bildlichen Ausschmückung. Nach einem sehr mäßigen Ueberschlage auf Grund vorliegenden Katalogs glauben wir versichern zu können, daß mindestens ein Drittel der darin enthaltenen Werke mehr oder weniger unmittelbar den zwei gedachten Literaturzweigen entsprossen ist, sei es in Form neuer Ausgaben, Uebersetzungen, Commentare, Grammatiken und Wörterbücher, oder als historische, chronologische und geographische Illustrationen."

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 172. —— 19. Juli 1849.

Der Cultus des Genius.

Brief an Bettina von Arnim von **Fanny Lewald.**

(Fortſetzung aus Nr. 171.)

Erſt als Ambroſia den Pamphilius näher zu ſich hinzieht, als ſie im Glauben an ſeinen dichteriſchen Beruf ihm auf ihre Weiſe ſeinen Weg zeigen will, den Weg ernſter Studien, ſtrenger Selbſtprüfung; als ſie ihm die Herausgabe der Arnim'ſchen Werke anvertrauen will, und fodert er ſolle dieſe Herausgabe unter der Aufſicht der beiden Brüder Grimm bewerkſtelligen, eine beabſichtigte Reiſe nach Italien einſtellen: da brechen in Pamphilius und den Seinen die Zweifel offen hervor. Sie glauben nicht an Ambroſia. Pamphilius will lieber genießen als arbeiten; er vertraut mehr der eigenen Neigung als dem Rathe ſeines Schutzgeiſtes: denn zu einem ſolchen ſchwingt Ambroſia ſich in ihrer Liebe empor — ja! er geht ſchon damals ſo weit in ſeinen Zweifeln an ſie, daß ſie ihm ſchreiben muß:

„Du meinſt ich halte nicht genug an mich, ich ſolle etwas mehr coquet ſein! Pamphilius wie wunderlich! Warum liebte ich dich, als weil ich glaubte Gott wolle dich durch mich beſchenken. Das Geſchenk iſt ein Sklave, es kann nur dienen, es kann nicht für ſich fodern, und was ſollte ich fodern? Wenn du mich doppelt zu dir anheim foderteſt, ſollte ich mich Deſſen freuen? Was bin ich, daß ich mir einen eigenſüchtigen Genuß verſchaffen ſollte, indem ich dächte du ſehnteſt dich um meinetwillen, und ſollte dieſes Gefühl in dir zu erhalten und zu ſteigern ſuchen? Nein! ich will mich ſehnen, denn hieraus erzeugen ſich all meine Gedanken; dann auch: will ich lieber lieben als geliebt ſein — und Das verſteht ſich ja von ſelbſt, als Kind will die Liebe gepflegt ſein, als Mutter will ſie pflegen. Das war ja auch Alles warum ich mich an dich hielt; das Schickſal ſpielte mir Fäden in die Hand die mir für dich geſponnen ſchienen, ich wollte dich auffodern ſie zu durchweben, und ſo dein Verhältniß mit deiner Zukunft zu beginnen; ja wahrlich! Keinem unter Tauſenden war es wieder ſo geboten" —— „Noch vier Wochen habe ich hier zu thun, dann war mein Project dorthin zu gehen, und dieſen Nachlaß (Achim v. Arnim's) unter der Mitwirkung dieſer beiden Freunde (der Brüder Grimm) nicht ſelbſt zu ordnen, ſondern ihn ordnen und herausgeben zu laſſen von einem Kinde, das mir in die Hände gelaufen kam, unbefangen mir vertrauend, daß es nicht feſten Fuß zu faſſen vermöge in der Welt. Dieſem Kinde wollte ich es gegönnt haben, daß es mit dem innerſten Geiſte eines Größten ſeiner Zeit bekannt werde, daß es beſcheiden dieſe großen Pläne der Luſt- und Trauerſpiele ordnen ſolle; der Romane, der dichteriſchen Fragmente u. ſ.w., und dann ſollte es ſeinen Namen als ein Spiegel der Unſchuld zwiſchen jene edeln Namen ſetzen; das war die Perle die ich dir aufbewahrte. Deutſchland fodert ſchon lange dieſen Nachlaß; ſchon Manche haben ſich angeboten ihn zu ordnen, bei Allen habe ich gezaudert; und wie ich verſtehen lernte was dir fehlt, da ſah ich, daß Dies dir zukäme. Zwei Monate, drei Monate in G. mit den Gr. zuſammen, die ſo edel ſind, daß ich immer dachte mit dieſen möchte ich zuſammen leben; ſie die dir alle Schätze aller Literaturen aufſchließen können, die die Gewalt des Sprachgebäudes in ſeinen tiefſten Fundamenten erforſcht haben: das Alles würde dir zugute kommen; und ſollteſt du einmal dir ſelbſt entſagen wollen, wie Dies leicht ſich fügt bei Solchen die keinen Widerſtand in der Welt finden, ſo würde dieſe Epoche in deinem Leben gewiß ihre Rechte an dir geltend gemacht haben; und die gewaltigen, großartigen Pläne welche in dieſem Nachlaß ſich befinden waren für dich ein unermeßlicher Schatz von Erbtheil, inſofern dein Geiſt ihn herbergen möchte. Aber nein! Der Pamphilius reiſt nach Italien; ſein Dämon hat's ihm geſagt, und dem mistraut er nicht, ich aber wol; dieſer Kleine mit der Nebelkappe hat's ihm ins Ohr geraunt, er ſollte zwar ein Kind im Spaß ſein, aber kein Kind im Ernſt. Siehſt du wie dumm Das iſt?"

So ermahnt, ſo beſchwört, ſo zürnt die rechte Liebe; jene Liebe die alle Arten des Gefühls, alle Töne der ganzen Liebesſcala in ſich ſchließt — die wahrhaft göttliche Liebe. Aber — Pamphilius geht nach Italien; und Italien, in dem Goethe die Entwickelung ſeines Genius vollendete, bleibt wirkungslos auf Pamphilius.

Er kommt zurück, er hat Gedichte gemacht, die ihm trotz ſcheinbarer Zweifel doch ebenſo ausnehmend gefallen, als er hart und ſtreng über die Productionen ſeiner Zeitgenoſſen urtheilt. Er ſchreibt polemiſche Schriften in den damals beginnenden katholiſchen Streitfragen, zeigt ſich auch hier parteiiſch, unduldſam, ſo lange er ſelbſtändig auftritt — ſieht dieſe Fehler mit widerwilligem

Schamgefühl ein — hat Augenblicke wo ihm ein Lichtstrahl des Verständnisses für Ambrosia's schöne Liebe aufgeht — und Tage, Wochen, Monate in denen er offenbar fürchtet, Ambrosia, die ältere Frau, sei in ihn verliebt. Weil sie ewig sich gleich bleibt in ihrer Güte, wird er nicht müde zu fodern — zu fodern und zu danken in jener kühlen Weise Goethe'scher Vornehmheit, die man wol dem greisen Goethe einem jungen Mädchen gegenüber, nicht aber dem Jüngling Pamphilius gegen Ambrosia verzeiht. Ja! er kommt so weit Ambrosia's Verhalten zu ihm, ihre Zärtlichkeit für ihn zu misdeuten, obschon nur ein einziges mal in allen Briefen ein Ausdruck der Zärtlichkeit vorkommt der die Möglichkeit einer Misdeutung gestattet. „Pamphilius!" ruft Ambrosia einmal in der brennenden Ungeduld, sich ihm auf keine Weise recht kundgeben zu können, „Pamphilius! ich bin ganz schrecklich in dich verliebt, ich küsse deine Hände und Füße!" Und Pamphilius hört nicht, daß Ambrosia, halb verzweifelnd an ihm, dabei denkt: „Brauche ein materielles Bild, da er kein anderes versteht."

Abermals muß sie ihm schreiben: „Wie ich dich zum ersten mal sah, wo ich noch wie unbekannt mit dem Lichte war, nach einem großen Weh, da konnte ich keinen andern Antheil an dir nehmen als blos nur Ersatz, und was mich damals Jugendliches berührte, das machte mich wehmüthig, und weil du mit einer Art Glauben an mir zu hängen schienst, so hatte sich ein heimlicher Wahn in mich geschlichen als spräche mein Kind durch dich zu mir — — so war's mit mir als ich dann und wann du zu dir sagte, und ein Schwanken in mir war zwischen Hingeben und einem innern Ruf: «Es ist ja doch kein Ersatz möglich» — und zwischen der großen Lebenskraft in mir, die Alles überwinden wollte, und immer aufs neue mit demselben Geist der Liebe anhauchen was durch mich sich entwickeln konnte. So kam's, mein guter Pamphilius, daß ich beinahe zudringlich dir erschien in meinen Briefen, und daß du mir sogar leise Vorwürfe machtest, als wäre es besser ich spräche nicht so vertraulich mit dir. Nun ja! so weckt man Nachtwandler! Es war nur ein einziges Loswinden von der Idee du seist mein Kind; und siehe, da lag die Täuschung klar vor mir, und der innere Vorwurf, ich solle doch nicht mit Einbildungen mich nähren, während ich mit dem Geiste selbst umgehen könne, und so hat sich die Zeit deiner Abwesenheit ausgefüllt mit thätigem Leben, die Uebersetzungen kamen statt der Offenbarungen, die ich sicherlich gehabt hätte, wärst du eingegangen mit deinem Verlangen in mein Bedürfniß mich mitzutheilen, so verstummten die Tief- und Weitsichten der Geisternatur in mir. Schade und auch nicht; vielleicht steigt es höher und heller auf eine andere Weise empor was damals aus mir hervor ans Licht wollte, und sich in dir ergießen, weil du mich wie ein rein Gefäß dazu anlocktest. Siehe, da hast du also die Lösung einer von dir unverstandenen Empfindung in mir. Ich bin anders wie andere Menschen, und es wäre besser, alles Lobpreisen, alles Hochschätzen hätte sich in ein stilles Vertrauen verwandelt, in Das was ich thue und lasse, und wäre besser, man nähme mich hin ohne Urtheil, und unterließ das Spindisiren, ob es ein geeigneter oder ungeeigneter Erguß sei, der Liebe die der Geist ausströmt."

Man fühlt es diesen leise klagenden Worten an wie tief Ambrosia getroffen ist, wie schwer sie leidet, da sie sich den Irrthum ihrer Seele eingestehen muß. Sie hat bereits für immer den rechten Glauben an Pamphilius verloren, aber — sie will, sich selbst und ihrem Berufe getreu, ausharren im Dienen und Dulden.

Mit der rührendsten Gewissenhaftigkeit sorgt sie für ihn durch lange Jahre. Sie besorgt seine Buchhändlerangelegenheiten, sie leitet seinen Bildungsgang, sie kritisirt seine Arbeiten zu seiner Belehrung mit all der Strenge die sie von sich, von dem Dichter, im Dienste des Schönen, des Göttlichen, fodert — und sorgt doch dafür ihm für seine Arbeiten, wenn sie nun im Druck erschienen sind, milde, geneigte Beurtheiler, günstige Kritiken zu schaffen, um ihn nicht scheu, nicht irre an sich selbst zu machen. Wie eine Vorsehung wacht sie über ihn, und es ist nicht Ambrosia's Schuld wenn Pamphilius kein Dichter geworden ist den das Vaterland zu bewundern hat.

Endlich nach Jahren unwandelbarer Güte erkrankt Pamphilius am kalten Fieber, das durch immerfort wiederkehrende Rückfälle Ambrosia gefahrdrohend erscheint. Pamphilius lebt in seiner Familie auf dem Lande; Ambrosia hat eine Reise vor, sie beschließt einen Umweg zu machen, Pamphilius zu besuchen, selbst nach ihm zu sehen, ihm Luftveränderung und den Gebrauch der Homöopathie vorzuschlagen, deren Wirkung sie für unfehlbar hält.

Sie trifft mit Pamphilius zusammen, eine kleine Gebirgsreise von wenigen Tagen wird gemacht, und gewährt Beiden in der Erinnerung reinen Genuß.

Der Reise gedenkend schreibt Ambrosia: „Diese Reise war doch das Reizendste was mir je begegnen konnte, nie habe ich schönere Tage verlebt, es war der Mühe werth die irdische Welt besucht zu haben, um Das erlebt zu haben, das Keinem widerfahren konnte wie mir, und bis zum letzten Moment lauter Schönes, Nieerlebtes, Alles neu sich mir einprägend, während es war als sei die ganze Natur mit Saiten des Witzes überzogen, die unter ihrem milden Sonnenschein nur sanft klingen; und das Alles durch ein jung Gemüth was nie reines unverfälschtes Glück früher genossen hatte, das Alles fragte, Alles aufnahm von mir wie's Evangelium, und das Evangelium hat auch gesprochen aus mir, und es war ein Unschuldsleben ohne die geringste Beengung. Keiner dachte daran er müsse sich zurückziehen, wenn die Seele noch sprachselig war, wie du es meintest — und Das machte mich so durchleuchtet von Geist, daß mir oft die Thränen aus den Geistesaugen sprangen, wie wenn man einen vollgehauten Kelch schüttelt."

Dann begleitet Ambrosia den Jüngling in die Heimat zurück diese und die Seinen kennen zu lernen, und hier wird eigentlich jede Möglichkeit eines fortgesetzten Verständnisses zwischen Pamphilius und seiner Schützerin zerstört.

Sie ſchreibt nach der Trennung in verſchiedenen Briefen: „Du wirſt auch immer dieſelbe Aufrichtigkeit in mir finden, daſſelbe Zutrauen, ſei es nun daß du meine Anſichten befolgſt oder nicht; daß du mich lieben ſollteſt, daran denke ich nicht! Gott bewahre, ich möcht' es nicht einmal wünſchen, wenn auch in einzelnen Momenten ſolche Stimmungen durch die Seele gehen; ſie ſind wie wenn man mit der Seele die Morgenſonnenſtrahlen auffängt, da meint man den Strahl der über Einem hingleitet im Buſen bewahren zu müſſen, und doch der nächſte Schritt den wir thun, da fällt der Strahl auf einen andern Gegenſtand, den wir eben verſteckt halten, und wir ſehen es ohne Neid. Ich höre mit Verwunderung von dort herüberſchallen, daß die jungen Damen und auch die ältern, die man mir an jenem Sonntage vorſtellte, die Gegend ausfüllen mit Geſchichten über mich die mir gerade keinen Ehrenkranz winden; namentlich beſchuldigt man mich der grauſamſten Coquetterie gegen dich, und ſpricht über meine intriguante Reiſe mit meinem jungen Freund."

Ein anderes mal: „Mit Begeiſterung habe ich mich über Miſverſtändniſſe geſchwungen, und bei ihrer Hellung habe ich in deiner Seele geleſen, daß du in Zweifel warſt über mich; aber du haſt ſie nicht überwunden — — ich kam von dort her, wo die Adler Deutſchlands ihren Hort haben (Göttingen?), die mit ihrem Strahl das Auge erleuchten oder blenden; ich kam von dort, wo Alles dem Bewußtſein von mir entſprach, zu dir, der's nicht verſtand, bei dem mir's nicht heimlich ward. Am erſten und zweiten Tag wäre ich gern mit leichtem Gruß freundlich von euch geſchieden, denn man hieß mich nicht bleiben; der Tag den ich noch zugab war auf Bitten, die in mich drangen mit euch zu bleiben, und ich war zu beſcheiden um nicht nachzugeben. Man gab mir beim Abſchied freundlich die Erlaubniß im Frühjahr wiederzukommen, die ich freundlich annahm; aber ich werde eure Sträucher nicht blühen ſehen, und ob ich die Schwelle deines Hauſes auch ſegne, ſo werde ich ſie doch nicht wieder überſchreiten, nein, ich werde dich dort nicht wiederſehen, wie wäre mir's möglich? Die letzte Stunde, wo du mir den Frohndienſt geleiſtet haſt mich zu begleiten, macht Epoche in meinen Erlebniſſen; ſie war ausgefüllt mit Vereitelung des Bedeutenden, mit Ausweichungen der Tiefe und dem Ernſte, mit Fruchtloſmachen der Gedanken, mit Abneigung gegen alle Güte die von mir ausging. Wie war ich beengt durch jede Minute die du länger auf dieſe zerſtreute Weiſe weilteſt, wie laſtete mir das Drehen der Wagenräder auf dem Herzen! Und daß du meinetwegen, die dir Nichts war, Nichts geben konnte, in dieſen letzten Minuten den langweiligen Weg zurückmachen ſollteſt, Das beſchämte mich heimlich. Du warſt auch aus dem Wagen geſprungen ehe ich's mir verſah; aber weil es mir unmöglich iſt ſelbſt dem Bettler dem ich eine Gabe reiche die Hand zu berühren ohne ſie zu drücken, ſo habe ich deine ergriffen, die du kaum mir reichteſt. Pamphil! wie unnatürlich war Das! Ich ſehe ein, daß ich mich rechtfertigen muß vor dir, warum ich gekommen war zu dir; es war deine Geſundheit vor allem Andern. Deine Leute in B. hatten mir geſagt du ſeiſt ſehr leidend, und da ich weiß was bei kalten Fiebern die anhalten durch allopathiſche Curen für böſe Nachwirkungen entſtehen, ſo brannte es mir auf dem Gewiſſen nicht mein Möglichſtes verſucht zu haben dich einen glücklichern Weg zu lenken; ja, ich wollte deiner Mutter ein geſundes Kind, deinen Freunden, deiner Zukunft einen lebensmuthigen Menſchen erhalten, und auch mir wollte ich's erſparen immer mit Angſt an dich zu denken. So kam ich; es war nicht nöthig, du biſt körperlich geſünder als ich dachte, Gott ſei Dank!"....

„Das Uebrige meiner Beziehungen zu dir überlaſſe ich getroſt deiner Kritik und jeder die ſich daran erholen will; nur das Eine bemerke ich: Man kann einen Charakter wie den meinen nicht aus den Angeln heben; denn er iſt ſtärker als die Hebel die man anzulegen vermag. Die Zukunft wird einſtimmen in den Grundton meines Geiſtes, und der wird ihre Modulationen leiten und ſtützen, Deß ſei gewiß."

„Den Deinen ſage Nichts von dieſem Brief als nur, daß ich für die freundliche Aufnahme danke, die mich in Betracht meiner fremdartigen Natur ihnen gegenüber ſchonend und duldſam ertrugen."

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber Proudhon's Syſtem.

Beſondere Aufmerkſamkeit verdienen die vor kurzem in Paris erſchienenen Schriften Proudhon's: „Organisation du crédit et de la circulation" und „Solution du problème social", von denen letztere in Heften von 3—5 Bogen wöchentlich herausgekommen iſt. Proudhon hat ſehr originelle Gedanken, welche er immer auf eine geiſtreiche und piquante Weiſe vorzutragen verſteht. Er war es der die berüchtigte Maxime „Eigenthum iſt Diebſtahl" erfand. Doch iſt er keineswegs Communiſt. In ſeinen Augen iſt auch die Communität Diebſtahl, und wirklich enthält ſchon ſein früheres Werk: „Philosophie de la misère", die Kritik aller ſocialiſtiſchen Syſteme. Gegenwärtig richtet er ſeine Angriffe gegen die Verſuche zur Anwendung derſelben, welche die jetzige Franzöſiſche Republik gemacht hat. Er tadelt ſehr heftig die Handlungen der Proviſoriſchen Regierung, und ſucht zu beweiſen, daß ſie der Volksſouverainetät widerſtreiten, unvermögend irgend eine nützliche Reform zu Stande zu bringen, und für das Land unterdrückend und verderblich ſind. Proudhon iſt gleichwol ſehr republikaniſch. Obgleich er der Meinung iſt, daß die letzte Revolution um 10, 20, ja ſogar 30 Jahre zu früh kam, ſo hat er ſie doch mit Freude begrüßt, und betrachtet es als unmöglich zurückzukehren. Aber nach ſeiner Meinung hat die Proviſoriſche Regierung ſie gar nicht recht verſtanden. Ihre Beſchlüſſe ſeien offenbare Gewaltanmaßungen, oder unvorſichtige Verſprechungen, die nie verwirklicht werden können. Mit welchem Recht z. B., fragt er, hat man nach dem vom pariſer Volk errungenen Sieg die Republik proclamirt ohne die Departements um ihre Meinung zu befragen? Wie kommt es, daß, nachdem man das Volk für ſouverain erklärt hatte, man ſich anmaßte in den miniſteriellen Umlaufsſchreiben die Wahl der Wähler vorzuſchreiben? Was die Organiſation der Arbeit betrifft, ſo ſei ſie nichts Anderes als ein ſicheres Mittel in aller Eile 50 Millionen zu verſchlingen, ohne daß die Löſung des ſocialen Problems um einen einzigen Schritt gefördert ſei. Endlich, fragt er, was bedeuten alle die Finanz-

Digitized by Google

maßregeln, welche den Credit vernichten und die Capitale in Schrecken setzen, indem sie die Verringerung aller Werthe hervorrufen, die Quelle aller Einkünfte austrocknen, und dem Handel und der Industrie das Blut in den Adern in Eis verwandeln? Ueber diesen Punkt hat Proudhon sein eigenes System, welches er Organisation des Credits und der Circulation nennt. In Hinsicht auf Handel und Industrie ist er Anhänger der individuellen Freiheit. „Qui bien sera, bien trouvera!" weiter hat der Staat den Arbeitern in dieser Hinsicht Nichts zu sagen. Aber er will, daß man Allen den Austausch leicht mache und darin Gerechtigkeit einführe. Mit andern Worten, er verlangt mehr Gleichgewicht im Credit, dergestalt daß er nicht Alles für die Einen und Nichts für die Andern sei, sondern daß Jeder nach seinem Verdienst seinen Theil von demselben erhalten kann. Zu dem Ende will er ihn einzig und allein auf den Austausch der Producte gründen, und den größten Theil des baaren Geldes durch papierene Creditscheine ersetzen. Proudhon hält den Erfolg seines Systems für unfehlbar. Aber ohne die unzähligen Schwierigkeiten der Ausführung zu rechnen, über welche sein Programm keine hinlängliche Erklärungen geben kann, sehen wir darin zwei jammernswerthe Elemente: das Maximum und ein Papiergeld. Wie Dem sei, wenn er es auch nicht verstanden hat seinen Ideen Klarheit zu geben, die nöthig gewesen wäre um uns von deren Richtigkeit zu überzeugen, so zeigt er doch einen bewundernswerthen Scharfsinn in dem strengen Urtheil welches er über die Handlungen der Provisorischen Regierung fällt. Nicht schonender beurtheilt er die politische Tendenz der neuen Revolution. „Wenn die Monarchie", sagt er, „der Hammer ist welcher das Volk zermalmt, so ist die Demokratie das Beil welches es zerhaut." Er bemüht sich zu beweisen, daß die Demokratie rückwärts gehend, widersprechend ist, unvermögend das sociale Problem zu lösen, endlich kostspieliger wie jede andere Regierungsform. Die Republik nennt er eine positive Anarchie. 57.

Bibliographie.

Aichinger, J. E., Organische Entwickelung der Intelligenz und Sprache. Als Leitfaden beim Taubstummen-Unterrichte. Linz, Haslinger. Gr. 8. 1 Thlr.

Bülow, E., Eine allerneueste Melusine. Novelle. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Thlr.

Cabet, E., Reise nach Ikarien. Aus dem Französischen von Wendel-Hippler. Paris 1847. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutsche Chronik für das Jahr 1848. Berlin, Hayn. Gr. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Groos, F., Der Weg durch den Vorhof der politischen Freiheit zum Tempel der moralischen Freiheit. Religiös-Philosophisches, Stoisch-Moralisches und Psychologisches. Mit einer Autobiographie des Verfassers. Herausgegeben von J. B. Friedreich. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 18 Ngr.

Kaspi, J., Kommentare zu Dalalat al Haiirin von Moses Maimuni. Nach den Handschriften der k. Hofbibliothek zu München und der Stadtbibliothek zu Leipzig, nebst verschiedenen Verbesserungen und Zusätzen von *. Herausgegeben von Salomon Werbluner. Frankfurt a. M. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Palm, F., Ueber Zweck, Umfang und Methode des Unterrichts in den classischen Sprachen auf den Gymnasien. Bericht im Auftrage der ersten Versammlung sächsischer Gymnasiallehrer und im Namen des von ihr erwählten Ausschusses für alte Sprachen ausgearbeitet. Leipzig, Vogel. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Plath, F. W., Kleine Blumen, kleine Blätter. Gedichte. Potsdam, Riegel. 16. 20 Ngr.

Ritter, J. J., Populäre Vorlesungen über die Kirchengeschichte der ersten vier Jahrhunderte, gehalten im Winter des J. 1847/48. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 24 Ngr.

Schlund, Flüchtlings Sinn und Sein. Frankfurt a. M., Auffarth. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Schubert, W., D. Joh. Dan. Kluge, Superintendent des Fürstenthums Anhalt-Zerbst. Ein Lebensbild aus der Kirche des 18. Jahrhunderts. Nebst zwei, bisher noch ungedruckten, schätzbaren Briefen von C. F. Gellert. Zerbst, Kummer. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Weiske, J., Ueber Gemeindegüter und deren Benutzung durch die Mitglieder nach den Bestimmungen der neuen Gemeindegesetze insbesondere in Württemberg, Hessen und Baden, nebst beurtheilender Darstellung des neuen österreichischen Gemeindegesetzes und einer Abhandlung den Nießbrauch am Kur mit bergrechtlicher Einleitung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 25 Ngr.

Zimmermann, W., Die deutsche Revolution. Stahlstich-Ausgabe in 4 Lieferungen. 1ste Lieferung. Karlsruhe, Kunstverlag. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Baldamus, E., Was hat es mit der Trennung der Schule von der Kirche zu bedeuten? Ein Wort der Verständigung zunächst an meine Anhaltischen Mitbürger auf dem Lande. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 1½ Ngr.

Beykirch, T., Prophetenstimmen mit Erklärungen. Möglichst vollständige Sammlung aller Prophezeiungen aus alter und neuer Zeit, über die Gegenwart und Zukunft, mit Erklärung der dunkeln Stellen. Ein Kalender für unsere verhängnißvolle Zeit. Paderborn, Schöningh. Gr. 12. 7½ Ngr.

Cabet, E., Wie ich Communist bin und mein communistisches Glaubensbekenntniß. Aus dem Französischen von Wendel-Hippler. Paris 1847. 16. 3 Ngr.

Der Wahrheit noch eine Gasse, dem Frieden eine Bahn. Mai 1849. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Duncker, H., Der Deutsche Bundes-Staat und die Preußische Politik. Nebst einem Anhang enthaltend die in der Deutschen Frage von der Preußischen Regierung abgegebenen Erklärungen, so wie die Oesterreichischen Noten vom 28. Dec., 4. Febr., 27. Febr. und 9. März. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 Ngr.

Elze, T., Verhandlungen mit dem Herzoglich Anhalt-Dessauischen Consistorium. Aktenstücke und Bemerkungen. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 5 Ngr.

Krummacher, E. W., Suchet der Stadt Bestes. Zeitpredigt über Jeremias 29, 7. am 4. Febr. 1849 gehalten. Duisburg, Bagel. 8. 2½ Ngr.

Drei Schleswig-Holsteiner Lieder. Frankfurt a. M., Sauerländer. Br. gr. 8. 5 Ngr.

Lorberg, G. A. P., Was soll das Fest des Geistes in einer Zeit so großer weltlicher Bewegungen, wie die unsrige? Predigt über Weisheit 9, 14—19 gehalten am zweiten Pfingsttage 1849. Bückeburg, Welper. Gr. 8. 2½ Ngr.

Meisel, Die Ereignisse in Dresden vom 2. bis 9. Mai 1849, nach eignen Erlebnissen, actenkundigen und sonstigen zuverlässigen Nachrichten dargestellt. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Nagel, R., Das neue Testament und die neue Politik. Wesel, Bagel. 8. 2½ Ngr.

Preußen und die Paulskirche am Jahrestage der Eröffnung der deutschen Reichsversammlung. Von D. W. L. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 6 Ngr.

Das Recht der Steuerbewilligung im Königreich Sachsen. Leipzig, Matthes. Lex.-8. 3 Ngr.

Schwarz-Gelb. Geschrieben am 16. Septbr. 1848. Wien, Klang. 1848. 8. 2 Ngr.

Teleki, Graf L., Die Russische Intervention, nebst diplomatischen Aktenstücken. Original-Ausgabe für Deutschland. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Bocke, C., Nordhausen im J. 1848. In flüchtigen Skizzen dargestellt. Nordhausen. 8. 4 Ngr.

Einige Worte zur Verständigung über den Krieg mit Dänemark. Von einem Norddeutschen Staatsmanne. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 173. — 20. Juli 1849.

Der Cultus des Genius.

Brief an Bettina von Arnim von **Fanny Lewald.**

(Fortſetzung aus Nr. 172.)

Eine ganze Tragödie, eine furchtbar ſchmerzliche Herzensgeſchichte ahnt und empfindet man hinter dem Vorhang dieſes Briefs. Man ſieht das innerſte Seelenleben einer hohen Frauennatur mit harten, proſaiſchen Händen angreifen; man ſieht Pamphilius unſelbſtändig, ſchwankend wie immer, weder entſchloſſen noch ſtark genug dieſem Sacrilegium zu wehren; man ſieht wie er ſich die Hände binden läßt um ſich gefangen zu geben, und als Gefangener keinen Widerſtand leiſten zu können — und doch ſchreibt er gleich darauf, nachdem Ambroſia ihm noch ſtrenge und ſicher verdiente Vorwürfe über ſeine polemiſche Schrift gemacht hat: „ſie möge ihn nicht aufgeben, und er fürchte, daß ſie kein Vertrauen mehr haben würde in die Wahrheit Deſſen was er ihr fortan noch ſagen könne.“

Er meint: „Daß du beſſer biſt als ich gebe ich gern zu, und habe noch nie daran gezweifelt. Erſt geſtern hat mir Einer gerade auf den Kopf zu geſagt, ich hätte kein Herz, ſondern blos Phantaſie, gemachte Empfindungen, und Das wäre zum Dichter zwar ſehr bequem, aber ich verlöre dafür ebenſo viel als Menſch. Ich glaube er hat ganz Recht, denn ich habe im Stillen immer eben Daſſelbe von mir gedacht. Du mußt dir alſo ſchon gefallen laſſen, daß was ich dir ſchreibe auch bloße Phantaſie und nicht mehr iſt.“

Hier wird denn der „abſichtsloſe“ Pamphilius geradezu ſchlecht. Er freut ſich, daß er herzlos, undankbar, unwahr iſt, weil er doch die Genugthuung hat um dieſen Preis ſich für einen Dichter zu halten. Er glaubt es Ambroſia nie, daß man ein edler, hoher, reiner Menſch ſein müſſe um ein rechter Dichter zu werden, ein würdiger Prieſter des Schönen, ſondern er nimmt an, was viel bequemer iſt, daß ein herzloſer Egoiſt der ſich mit phantaſtiſcher Selbſtliebe betrügt der wahre Dichter ſei.

Dennoch verzeiht Ambroſia wirklich, und dient ihm treulich fort, immer noch hoffend, Pamphilius werde geiſtig wachſen, ſein Genius ſich endlich über die kleinliche Natur in ihm erheben, bis er nach längerer Zeit und langem Schweigen, bei dem ſie ebenſo wenig aufgehört hat für ihn zu ſorgen, als er dieſe Güte ganz in der Ordnung zu finden, ihr plötzlich meldet, daß er ſich verheirathe.

„Liebe Ambroſia! Ich habe dir Etwas mitzutheilen“, hebt der Brief an, „was von der größten Wichtigkeit für mich iſt, was mich ganz erfüllt, und weiß nicht wie ich es anfangen ſoll. Ich habe überhaupt noch keine Worte dafür gefunden. Die Leute ſagen ich habe mich verlobt, ſie haben ſogar darauf beſtanden Karten zu drucken, wovon du hier eine erhältſt; ich weiß davon Nichts, ich habe weder gegen Die welche ſie meine Braut nennen, noch gegen die Ihrigen, noch gegen die Meinigen ein Wort darüber verloren: aber ich lebe in einem innern vereinigten Leben, von dem ich fühle, daß es für alle Zeit und darüber hinaus — für ewig iſt! Und ſo nahe ich auch dir, die ſo reichlich ſeit Jahren ihre Güte und Liebe auf mich geſpendet hat, mit doppelt gerührtem, dankbarem Herzen. Wenn ich dir ſage, daß der Leumund der ganzen Welt gegen ſie war, dem ich ſie habe abringen müſſen, ſo kann dir Das nur ein negatives Bild von ihr geben. Wenn ich dir ſage, daß meine Brüder und meine Schweſter bei ſo vielen einzelnen Zügen ihrer Erſcheinung und ihres Weſens wiederholten: „Das iſt doch ganz wie die Ambroſia“, ſo kann dich auch Das wenig über ſie belehren; denn du kennſt deine hundert kleinen Liebenswürdigkeiten die ſie eben meinten ſelbſt nicht“ u. ſ. w.

So meldet der „abſichtsloſe“ Pamphilius ſeine Verlobung, und man muß ihm Recht geben daß er kein Herz hat, wenn man auch die Phantaſie welche er zu beſitzen meint in dieſem kleinen Falſchheitsgewebe nicht ſehr ſchöpferiſch findet. Wir erfahren dann noch, daß das Mädchen mit dem er, wie „die Leute ſagen“, ſich verlobt hat Harfe und Orgel ſpielen, reiten, ſchlittſchuhlaufen, rudern, zeichnen, componiren, ſingen und dichten kann — und da wir ihn nie für einen Genius hielten, ſind wir im Grunde recht zufrieden damit, daß er in den Eheſtandshafen eingelaufen iſt, in den er gewiß beſſer hineinpaßt als auf den Parnaß. Ja! man freut ſich, wenn man denkt, daß Ambroſia nun endlich enttäuſcht, ihren Götzendienſt enden und zu dem wahren Gotte in ſich ſelbſt zurückkehren werde; man freut ſich, daß Beide, ſie und Pamphilius, ihrer urſprünglichen Beſtimmung wiedergegeben, der Qualen ledig werden

Digitized by Google

welche aus dieſer geiſtigen Misheirath für Ambroſia ſowol als für ihren Schüler unabläſſig erwuchſen. Indem Pamphilius ſich freimacht, erlöſt er Ambroſia, und dieſer Entſchluß, der erſte Act richtiger Selbſterkenntniß, iſt die beſte That welche er in dem vor uns entfalteten Lebenslaufe vollbringt.

Ambroſia aber faßt es anders auf. Sie leidet wie ein Gläubiger der von frecher Hand die Altäre ſeines Gottes niederreißen ſieht.

„Lieber Pamphilius!“ ruft ſie aus, „ich erhalte deinen Scheidebrief in dieſem Augenblick. Was ſoll ich dir da noch vorſchwindeln von Glückwünſchen allenfalls? Dies fällt mir gar nicht ein; ich habe noch nie gegen dich gelogen, und wünſche dir daher nicht Glück. Alles was du mir über deine Gefühle ſchreibſt rührt mich nicht. Eine andere Braut habe ich im Sinn, eine himmliſche, hoch in Lüften ſchwebend über mir, und die Fahne ſchwingend, daß ſie mich als den Geliebten erkenne; ja und ich werde ſie einholen, trotz Dem der nicht bekennen wollte ich ſei ein ſtarker Krieger mit kühnen, mit heilen Kräften ſie zu erringen. Ja, guter Pamphilius, was ſollte ich dir Glück wünſchen? Glück iſt ein ſo geringfügiges Ding, daß Der mir Nichts gilt der danach greift, oder darauf hofft oder baut. Himmliſche Freiheit, wie liebe ich dich! Du, nach der alle Völker ſchmachten, mit einem Hauch ihre heißen Seufzer kühlend, dir wollte ich eine Schar ſammeln, und ſiehe — ſchon wieder trennt ſich Einer im Flug zum Neſt herabflatternd wie ein Sperling, und wartend „die goldene Schale des Alls werde ihre Fluten herabregnen, weil er doppelt empfänglich ſich empfindet.“.... „So ſei denn nicht Der der mir in der Sprache deiner Geberde, deines Antlitzes winkte. Aber den Boden des Philiſterthums feſtſtampfen um die Wurzel deines ſogenannten Lebensglücks, dazu erlaſſe ich mich nicht, obſchon es mir ein Leichtes wäre dir einen freundlichen Anſtandskreis umzulegen der reichen Liebe die du mir zuſchreibſt, und die du unverdient nennſt, und die du zur Hälfte willſt übertragen haben auf das ſchöne Leben dem du entgegenſiehſt. Sag, Pamphilius, was heuchelſt du? Du ſagſt du biſt glücklich, und dann lügſt du und bitteſt um meine Liebe zur Hälfte für Jeden! Und du weißt wohl, ſo was iſt Unſinn zu fodern; oder biſt du ſo dumm Das zu glauben? Für was hältſt du meine thörichte Weisheit, daß ſie als Glück anfachendes Meteor herableuchte? Haſt du den Glauben ſie werde von ihrem Himmelsbogen abſpringen? Ihr Untergang iſt ein Aufgang, aber nicht mehr in deine Welt wirft ſie ihre Strahlen“ u. ſ. w.

Und ſo iſt es! Der Untergang dieſer Liebe für Pamphilius wird in Ambroſia zu einer höhern Stufe der Entwickelung.

Nachdem die ganze Schale bittern Leides von ihr geleert worden, nachdem ſie einſehen gelernt, daß ſie die großen, ihr von der Natur verliehenen Gaben durch lange Jahre vergebens geopfert hat, daß ſie geirrt habe in dem Glauben an die Offenbarung des Genius in Pamphilius, beginnt eine neue Lebensphaſe für Ambroſia Bettina.

Die Briefe an Pamphilius ſind, den äußern Daten nach, zwiſchen 1835—38 geſchrieben. Wenig Jahre ſpäter kam in Preußen Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung, und eine freiere Geſtaltung der preußiſchen Zuſtände ſchien die Aufgabe zu ſein welche der neue Herrſcher ſich gemacht hatte. Hochgeſtellt durch die Gunſt der Umſtände, gleicht die gute That, der edle Wille eines Fürſten dem Drumond'ſchen Licht, das von der Spitze eines Thurms Tageshelle in den weiteſten Kreiſen verbreitet. Die vielverſprechende Antwort des Königs auf die Huldigung der Stände in Königsberg ſtrahlte neuen Muth, neue Hoffnung in die edelſten Geiſter des Vaterlandes. Jede Seele welche ein Ideal in ſich trug, jedes Herz welches für Recht und Freiheit erglühte, wendete ſich dem Könige zu. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, man erwartete Großes von ihm, und ein lebhafter Enthuſiasmus lohnte ſeine erſten Handlungen, welche Gutes verhießen.

Auch Bettina's Blicke wendeten ſich zu ihm. Im Könige ſammeln ſich die Wünſche, die Bedürfniſſe eines Volks, ſagte ſich Bettina; einem Könige der Herz und Willen für Jeden ſeiner Unterthanen haben ſoll müſſen alle Wege geebnet, alle Mittel zu helfen dargebracht werden. Wer ein klares Auge hat muß ſehen für den König, wer Verſtand hat muß ihm rathen, wer ein offenes Herz und Liebe für die Menſchheit hat ihm die Leiden und Freuden der Menſchheit nahebringen. Dieſer König will der Genius ſeines Volks werden — ich ſtehe dem Volke näher auf meiner Stufe als er auf der ſeinen, ich will dem Genius in dieſem Könige dienen, indem ich mich zum Dolmetſcher mache zwiſchen ihm und ſeinem Volke. Was ich beſitze an Einſicht, Erfahrung, Menſchenliebe, will ich dem Könige bringen, deſſen Macht zu beglücken weiter reicht als die meine.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein ſpaniſcher Diplomat von 1848 über die neapolitaniſche Revolution von 1647. *)

Der vor einigen Jahren von der Königin Iſabella von Spanien zu ihrem Geſandten in Neapel erwählte Herzog von Rivas, der Romanzenſänger, der ſelbſt im Lager und in der Verbannung Troſt in der Poeſie fand, hat jetzt die Mußeſtunden ſeines diplomatiſchen Wirkens in der ſchönen Meerſtadt benutzt, um an der Quelle hiſtoriſche Studien über Maſaniello zu ſchöpfen. Die Krone Neapels war eine der herrlichſten von allen welche das Haupt der Nachfolger Karl's V. ſchmückten, und ſo mußte die Unterſuchung der Volksempörung von 1647 einem an dieſen Geſtaden weilenden Spanier vielfach als wichtige Aufgabe erſcheinen. Das Werk, bei welchem der Verf. auch die Memoiren des Herzogs von Guiſe und noch mehr die intereſſantern ſeines Hauptrathgebers, des tapfern Kriegers und geſchickten Politikers Grafen von Modena, benutzte, tritt in einem bedeutſamen Moment auf, der die 200jährige Ver-

*) Sublevacion de Napoles, capitaneada por Mazaniello, estudio historico, de Don *Angel Saavreda*, duque de *Rivas*. Zwei Theile. Madrid 1848.

ganzenheit an eine Gegenwart knüpft in welcher elektrische Zuckung über ganz Europa blitzt, und Erscheinungen beleuchtet die so rasch und tragisch emportauchen und versinken wie jene Lazzaroni-Revolution, welche unsern Proletarierkämpfen nur zu verwandt ist, und schon damals nach Lösung des socialen Problems rang.

Der Admiral von Castilien, Vorgänger des Herzogs von Arcos, mochte nicht länger das Werkzeug eines Raubsystems sein das endlich die Völker zum Aeußersten treiben mußte. „Ich will das schöne Krystall das mir vertraut wurde nicht in meiner Hand zerbrechen lassen", sagte er. Achtzehn Monate nach der Ankunft des neuen Vicekönigs brach der Aufstand aus, zu einer Zeit, wo Spanien von dem allgemeinen Kriege umbraust war, welcher den katholischen König veranlaßte auf seine Münzen den stolzen Wahlspruch zu setzen. „Todos contra nos, y nos contra todos" (Alle gegen uns, wir gegen Alle). „Der Fischhändler der mit seinen nackten Füßen einen Thron zertrat" zählte 27 Jahre; der Herzog von Rivas gibt Masaniello's Taufschein. Wir führen den Grafen von Modena redend ein. „Die Feuersbrünste sowol der ersten Tage als der ganzen Woche", berichtet dieser Zeitgenosse, „waren von merkwürdigen Umständen begleitet, welche die Nachwelt kaum glauben wird. Erstlich, daß diese Volksmasse beim Einäschern der Häuser der Einnehmer und sonstiger bei den Abgaben betheiligten Personen nicht nur ihre kostbaren Geräthe verbrannte, deren Werth sich auf einige Millionen belief, sondern sogar das Silberzeug, die Edelsteine und die mit Münzen gefüllten Säcke welche sich vorfanden in das Feuer warf, und nur die andächtigen Gemälde verschonte, welche auf die Seite gebracht wurden zur Vertheilung unter die Klöster, und die Bildnisse von Karl V. und Philipp IV., die man ehrfurchtsvoll an die Straßenecken und unter reiche Baldachine hing. Zweitens, daß durch eine bei Leuten dieser Art seltene Tugend sich unter der zu diesen Zerstörungen herbeigeströmten Menge Keiner befand der für sich das kleinste Ding nahm, mit Ausnahme eines jungen Burschen, welcher von Masaniello dafür gestraft wurde, daß er sich eine silberne Schale von geringem Werth angeeignet hatte, wobei die Empörer Alle einstimmig riefen, daß alle diese Schätze die aus dem Blute der Armen geflossen seien den Flammen preisgegeben werden müßten." Man nannte damals die Bürger „die Partei der Schwarzröcke".

Später wurde das Königthum abgeschafft, und ein Crucifix an die Stelle vom Bildnisse des Monarchen Spaniens gestellt, ein Waffenschmied, Gennaro Anneſe, zum Generalissimus erwählt, durch die Gunst eines Kochs vom Karmeliterkloster, der sehr beliebt bei den Kindern des Lazarus war, weil er Lebensmittel unter ihnen austheilte. Jener Häuptling vermochte es aber nicht zu hindern, daß die Blicke sich auf den Herzog von Guise in Rom richteten, um ihm durch Mannara die Leitung der Republik anzutragen, für welche der Gesandte von Frankreich, Marquis von Fontenay, um dem Range des Prinzen Nichts zu vergeben, den absonderlichen Titel „königliche Republik" ermittelte. Der Herzog, welcher mit 4000 Pistols anlangte, die ein römischer Banquier ihm geliehen, ward von der Menge zur Karmeliterkirche getragen, und mußte von Gennaro Anneſe die Gastfreundschaft annehmen, welcher den schmucken Ritter nach der Behausung im Karmeliterthurm führte, die einer Diebeshöhle glich, in welcher man alle Schätze und allen Schmutz beieinander aufgehäuft sieht. Gennaro dreht den Brief welchen ihm der Prinz vom französischen Gesandten überbringt verlegen nach allen Seiten, und rückt zuletzt mit der Bitte heraus, der Herzog möge das Schreiben vorlesen. Aus Angst vor Vergiftung bereitete die Gattin des Generalissimus selbst die Küche, und es war drollig anzuschauen wie sie die Schüsseln auftrug in einem blauen silbergestickten Brocartgewand, mit einer Kette von Juwelen, und dem Perlengeschmeide, den diamantenen Ohrgehängen der Herzogin von Matalona. Nach diesem Mahle von der Hand der als Herzogin maskirten Köchin legten sich Gennaro und der Herzog angekleidet auf das gemeinschaftliche Lager, „die Frau neben ihnen auf einer andern Matratze". Der Prinz stellte sich schlafend, denn er hatte Grund seinem Wirthe zu mistrauen. Fünf Monate darauf war Guise Gefangener der Spanier. Gennaro selbst öffnet unter der Bedingung daß ihm das Leben gesichert sei dem Grafen von Ognate, dem neuernannten Vicekönig, Neapels Thore, und fällt auf dem Schaffot. Die Castilier befleckten ihren Sieg durch schauderhafte Greuel. So endet die Revolution von Neapel. Es sind große geschichtliche Lehren hier, nur muß man auch zwischen den Zeilen zu lesen wissen; denn die Erzählung des Herzogs von Rivas, in einem angenehmen reinen Stil verfaßt, neigt sich begreiflich mit Vorliebe zu seinem Vaterlande, und schwebt nicht über jedem Parteisinn. 21.

Madame Recamier.

Das ist eine reiche Erntezeit für den Schnitter Tod! Wen das scharfe Messer der Revolution ihm nicht zuführt, den löst er in aller Stille vom warmen Boden dieser Erde los, und es sind die Besten unter den Lebendigen unter denen seine unbarmherzige Sichel mäht. Die seltenen Menschen welche die Erinnerungen der Vergangenheit, das Gewissen der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft repräsentiren verschwinden, und die Klage eines französischen Schriftstellers ist gerecht wenn er ausruft: Alles läßt uns im Stich in dem Augenblicke der Umwälzung. Die durch Talent oder Anmuth berühmtesten Persönlichkeiten sagen uns Lebewohl, und doch haben wir Anmuth und Talente nie nöthiger gebraucht als eben jetzt!

Mad. Recamier ist gestorben, jene Frau welche den Mittelpunkt abgab für Alles was schön, gut, großdenkend war, und um welche sich in inniger Verehrung drei Männer gruppirten, Chateaubriand, Constant, Ballanche. Glücklicher als die Beatrice von Florenz, sah die Beatrice von Paris drei Dante zu ihren Füßen.

Ihr ganzes Leben ist ein schönes Gedicht. In einer Revolution hat es begonnen, und in einer Revolution ist es zu Ende gegangen, ohne daß jemals auch nur ein einziger Strahl ihres Heiligenscheins erbleicht wäre. Alle französischen Blätter widmen ihr einen ehrenden Nachruf; auch wir wollen aus ihnen wenige Worte der Erinnerung entlehnen.

Unter dem Directorium lebten drei wunderbar schöne Frauen in Paris, „die drei Grazien" Tallien, Josephine Beauharnais und Recamier. Diese drei Frauen haben die berühmtesten geschichtlichen Persönlichkeiten huldigend zu ihren Füßen gesehen, sie waren die Seele aller Vergnügungen, und nach den Tagen des Thermidor glichen sie drei an den Rand eines ausgebrannten Vulkans versetzten Blumen. Alle Drei hatten ihre politische Mission, sie herrschten und regierten, aber nur durch ihre Grazie; Eine freilich sollte auch unter dem Namen einer Kaiserin herrschen.

Als die Revolution der Sitten scheinbar zu Ende ging, begann eine Revolution in den Costumes. Therese Cabarrus nahm die griechischen Moden wieder auf, den Haarputz à l'Athénienne, die durchscheinende Tunica; Josephine führte die reinsten Muschelringe mit eingegrabenen Figuren ein, Mad. Recamier trug zuerst den Schleier. Dieser Schleier ist gewissermaßen ein Sinnbild ihres Lebens: verkündet er uns nicht ihre züchtige Anmuth, ihre blendende Schönheit, ihr zartes Lächeln und ihren wie ein Maienbaum von Blumen umhüllten Gedanken?

Im J. 1800 bewohnte Mad. Recamier das große Schloß von Clichy-la-Garenne. Hier und später in den glänzendsten Salons der Rue Montblanc empfing sie fast das ganze vornehme Europa. Hier waren Lucian Bonaparte, Fox, Mad. Visconti, Moreau, Matthieu von Montmorency täglich kommende Hausfreunde, und als sie ihre Residenz nach St.-Brice verlegte, nahm sie die Tochter Necker's, die von einem Kaiser verfolgte,

Digitized by Google

freundlich auf. Später besuchte sie Frau von Staël in ihrem Exil und theilte es gern; aber als sie nach Paris zurückkehrte, war das Glück ihres Mannes unter dem kaiserlichen Despotismus gebrochen. Statt in die alte Pracht, statt in glänzende Hotels trat sie nun in die Mittelmäßigkeit ein, die ein lateinischer Dichter feierte; aber sie vergoldete auch diese Noth mit einem Strahl ihrer Schönheit.

Als die Julirevolution ausbrach befand sie sich in Gesellschaft des Dichters der „Atala" in den Bädern von Dieppe. Ihre inständigen Bitten vermochten nicht Chateaubriand zurückzuhalten: dieser ging nach Paris, wo er von den Zöglingen der Polytechnischen Schule im Triumph über die Barrikaden getragen ward. Seit dieser Zeit hat Mad. Recamier ununterbrochen in der Abbée-aux-Bois gewohnt; das war ihr Versailles, ihr Trianon. Hier hielt sie ihre Hofversammlung am Herde ihres Feuers ab, und machte Regen oder schönes Wetter für die intelligente Welt von Paris. Alles drängte sich nach ihrem Hause, welches in der Kunstgeschichte Frankreichs einen ebenso wichtigen Platz einnimmt als das Port-Royal in der Religionsgeschichte. Keine Renommée gab es die nicht diese Schwelle überschritten hätte, von Lancival, dem Professor der Redekunst am französischen Prytaneum, bis zu Victor Hugo, von Gérard bis zu Ingres, von dem weißhaarigen, ordenbedeckten Componisten der Vestalin bis zu dem des Propheten, dem einfachen Kinde Germaniens. Stendhal, der sein Buch von der Liebe eben geschrieben hatte, hat gar oft vor der Büste Canova's, die auf dem Kamin stand, geträumt, der junge Mérimée hat hier den alten Balanche getroffen, der ernste Bonald hat den lustigen Rossini begrüßt. Dieser blaue und weiße Salon hat zugleich die Simarre Pasquier's, das Ordensband Doudeauville's, die Tonsur Lamennais', die Palmen des Hrn. von Barante und den Säbel Alfred de Vigny's gesehen!

Jules Janin sagt: „Es ist ein schönes Vorrecht des Genies, in seinem Ruhme alle die Freundschaften mit zu umfassen die ihm des Lebens Trübsal erträglich machten. Der Name der Mad. Recamier, der so lange in Frankreich populair gewesen ist, wird an der strahlendsten und reinsten Unsterblichkeit dieses Jahrhunderts, an der Unsterblichkeit Chateaubriand's Theil nehmen. Dieser hegte seinen Ruhm, seinen Genius und sein Alter unter dem wohlthuenden Schatten dieser Schwester seines Geistes und seiner Seele. Des irdischen Treibens und selbst der eigenen Größe überdrüssig hatte dieser große Mann in den Salons der Recamier einen Hafen und eine stille Ruhestätte gefunden. Dort würde er sicherlich vergessen und schweigen gelernt haben, wenn die drei Worte Vergessen, Schweigen und Chateaubriand nebeneinander hätten bestehen können."

Das Bild der Recamier in wahrer und milder Beleuchtung, von dem friedlichen Strahlenscheine der Freundschaft umflossen, findet sich in den Denkwürdigkeiten Chateaubriand's vor, die unter dem klaren Blicke der Mad. Recamier, unter dem Blicke eines Geistes der Alles zu begreifen fähig war, für kommende Geschlechter geschrieben worden sind. Diese Freundschaft war die Huldigung eines großen, unglücklichen Mannes, der unter den Trümmern seiner zerflossenen Illusionen starb.

Wenn Mad. Recamier in ihrer letzten Stunde noch den Ruf: „Kauft Robespierre, kauft den Vater Duchesne!" hat vernehmen können, so konnte sie sich dabei in die längst entschwundenen Tage ihrer kummervollen Kindheit zurückversetzt glauben, in jene Zeit in der ihr sanftes Licht sich über ihre Mitgrazien, Beauharnais und Tallien, verbreitete.

Ihre Freunde beweinen sie und werden um sie trauern im unvergänglichen Schmerz! 31.

Lesefrüchte.

Mehemet Ali und sein Sklave.

In seinen bereits erwähnten „Visits to monasteries in the Levant, by *Robert Curzon*" (London 1849) gedenkt der Verf. bei Gelegenheit seiner ersten Zusammenkunft mit Mehemet Ali zu Kairo im Februar 1834 eines Vorfalls zwischen diesem und seinem Sklaven, dessen Nachahmung dem größten Kammerherrn des kleinsten deutschen Fürsten nicht anzurathen sein dürfte. „Der Pascha", erzählt der Verf., „bedurfte sein Taschentuch, sah sich rechts und links danach um, griff in die Tasche, konnte es aber nicht finden und that währenddem mehre Aeußerungen, auf welche endlich ein Sklave am andern Ende des Zimmers erwiderte: «So greift doch in die andere Tasche.» «Nun ja», antwortete der Pascha, «aber es ist nicht da.» «So sucht wieder in der ersten Tasche», rief der Sklave. «Ich habe aber gar kein Tuch», schrie der Pascha. «I freilich, Ihr habt eins», schrie der Sklave. «Nein, ich habe keins», versetzte der Pascha. «Ja, Ihr habt eins», versetzte der Sklave, ging auf den Pascha zu, und griff in die Tasche seines Jäckchens. Als er hier das Tuch nicht fand, befühlte er den Pascha rings um die Hüfte, ob er es vielleicht in die Leibbinde gesteckt. Da es auch hier nicht war, kippte er seinen Gebieter erst rechts, dann links über, ob er etwa darauf sitze. Alles Dies ließ der Pascha ruhig geschehen. Nun fuhr der Sklave bis zum Ellbogen in eine Tasche seiner Pluderhosen, brachte eine Schnupftabacksdose, einen Rosenkranz und verschiedene andere Sachen hervor, die er auf den Divan legte. Aber das Tuch war nicht da. So trat er auf die andere Seite, griff wunderbar tief in die andere Tasche, fischte das fehlende Tuch aus dem Versteck hervor, drückte es dem Pascha mit Ernst und Ehrerbietung in die Hand, und ging an seinen frühern Platz zurück." Sollte nicht das Verhalten des Pascha seinem Sklaven gegenüber sich daraus erklären, daß weil der Sklave ein Sklave ist ein unehrerbietiges Benehmen gegen seinen Herrn ihm nicht zugetraut werden kann?

Menschenwerth in Nordamerika.

Nicht so, sondern „Sklaverei in Maryland" überschreibt der „Rochester North star" folgenden Vorfall. „Eine nach den Sklavengesetzen streitige Rechtsfrage ist vom marylander Appellhofe entschieden worden. Ein vor kurzem gestorbener reicher Mann hatte gewissen seiner Sklaven letztwillig die Freiheit geschenkt. Weil nun in Maryland von allen durch Testament vermachten Gütern und Sachen eine Erbsteuer zu entrichten ist, so foderte der betreffende Ortseinheber von den Testamentsvollstreckern jene Steuer nach dem Schätzungswerthe der manumittirten Sklaven. Die Executoren verweigerten die Bezahlung, indem, wie sie sagten, die einem Sklaven geschenkte Freiheit nicht zu der vom Gesetz im Auge gehabten Kategorie von Gütern und Sachen gehöre. Der Appellhof hat wider sie entschieden, auf Grund, daß die einem Sklaven vermachte Freiheit, d. h. das Vermächtniß eines Menschen an sich selbst, vor den Augen des Gesetzes dem Vermächtnisse eines Sklaven an eine andere Person völlig gleich sei. Demgemäß sind die Executoren zur Erlegung der Steuer angehalten worden."

Mottoempfehlung.

Wer Lust und Beruf fühlt über den jetzt Deutschland zersplitternden Zeitsturm seine Gedanken zu veröffentlichen, dem sei als Motto eine Stelle empfohlen aus „Le congrès de Vienne dans ses rapports avec la circonscription actuelle de l'Europe, par *Capefigue*" (Paris 1847). Sie lautet: „Je distingue l'immense différence qui existe entre l'esprit libéral et l'esprit révolutionnaire: je crois que la révolution a beaucoup contribué à tuer la liberté en mêlant une question de bouleversement à une question de garantie et de constitution politique. L'Europe dès-lors a dû réprimer avant d'organiser." Es dürfte bei Ausführung dieser wol unverwerflichen Wahrheit nicht zwecklos sein nebenan nachzuweisen, warum der Sache der Freiheit und der Märzerrungenschaften neue Gefahren daraus erwachsen, daß man sie mit Fragen in Berührung brachte und noch bringt welche unmittelbar in die Vertragsverbindlichkeiten aller europäischen Großmächte eingreifen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 174. —— 21. Juli 1849.

Der Cultus des Genius.

Brief an Bettina von Arnim von **Fanny Lewald.**

(Beſchluß aus Nr. 173.)

Das nächſte Buch welches Bettina herausgab war dem Könige gewidmet. „Dies Buch gehört dem König!" ſchrieb ſie auf den Titel.

Friedrich Wilhelm's Vorliebe für Kunſt und Wiſſenſchaft war bekannt; man rühmte ſeinen Geiſt, ſeinen Humor, ſeinen Witz; Züge großmüthiger Regung wurden vielfach erzählt. Auf dieſe Eigenthümlichkeiten bauend, ſchrieb Bettina jene Aufſätze, welche den Hauptinhalt des Buchs bilden. Das Bureaukratenweſen, der Pietismus, die Unduldſamkeit, welche in Preußen ſeit Jahren die jetzt über uns hereingebrochene Revolution vorbereiteten, wurden von Bettina ergötzlich in den Geſtalten eines frankfurter Bürgermeiſters und eines Pfarrherrn dargeſtellt, denen ſie in der Figur der Frau Rath ihre eigenen geſunden Anſchauungen entgegenſetzte.

Sich unterordnend der fremden Eigenthümlichkeit, der Perſönlichkeit des Königs, wie ſie ſich überall dienſtbar unterordnete ihr Leben lang wo es zu nützen galt, ſpricht ſie mit heiterer Laune die tiefſten Wahrheiten aus, über das Verhältniß des Regierenden zu den Regierten; über das Verhältniß der Religion, der Wiſſenſchaft zum Leben; über die dem innern Gotte entſpringenden Begriffe wahrer Sittlichkeit im Gegenſatz der conventionnellen Sitte. Die Noth der Armen, die Mängel, der Egoismus der Beſitzenden werden mit tiefer Wärme, mit heiliger Entrüſtung geſchildert. Bettina beugt ſich vor der höchſten irdiſchen Macht, weil ſie die größte Kraft zu helfen in ihr erblickt. Weil ſie Hülfe für Alle fodert, weil ſie den geringſten der Menſchen als einen Gottgeborenen ehrt und liebt, wendet ſie ſich als Bittende an den Mächtigen. Dieſe Huldigung Bettina's vor der königlichen Macht iſt in einer Natur wie die ihre der Beweis der unbedingteſten Liebe für das Volk; ein Zug feſter, demokratiſcher Geſinnung; ein Act ihres Gottesdienſtes.

Indeß auch die königliche Macht iſt begrenzt; ſchon darum, weil die Schranke welche den König vom Volke trennt abſichtlich durch Diejenigen erhöht wird welche Vortheil ziehen von dieſer Trennung. Die Wahrheit dringt nicht unverfälſcht zum Throne; ihr heller Strahl verſchwimmt wie das Licht der Sonne, wenn es durch kalte, beeiſte Fenſterſcheiben gebrochen und zitternd in die Prachtſäle der Paläſte fällt.

Die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's IV., wenn ſchon Epoche machend in der preußiſchen Geſchichte, bedeutend für das deutſche Vaterland, ward dennoch nicht der Anfang jener Erlöſung, jener weitgreifenden Beglückung welche Bettina erwartet hatte. So kam in ihr wie in vielen Tauſenden der Gedanke zur vollen Klarheit, daß kein Einzelner zur Erlöſung der Menſchheit die Kraft habe, daß jetzt kein einzelner Menſch dazu berufen ſei, ſondern daß der Geiſt der Menſchheit, der ſich in jedem Menſchen offenbart, mitarbeiten müſſe an der Neugeſtaltung der Welt, daß nur der Genius der geſammten Menſchheit die Menſchheit zu befreien vermöge von dem Joch der Willkür welches die alte Zeit über ſie gebracht hat, indem ſie den Gebrauch, den Ausdruck der Macht in die Hände Eines oder einiger bevorzugten Menſchen legte.

Dem Theile der Menſchheit welcher am meiſten gedrückt war, am tiefſten litt unter der Laſt der beſtehenden Verhältniſſe, wendet ſich von jetzt ab ihre Liebe, ihre Theilnahme, ihre Thätigkeit vor allen Andern zu.

Mit Wort und That wird ſie der Anwalt der Proletarier, der Juden, der Polen, der Magyaren. Bittſchriften, Vorſtellungen, Verwendungen jeder Art richtet ſie an die Machthabenden. Die Armen finden in ihr einen Vormund; die unglücklichen Polen, in Oſt und Weſt, in Nord und Süd zerſtreut, einen treuen Freund. Wo ſie nicht zu helfen vermag leidet ſie mit den Leidenden, um ihr Theil auch an den allgemeinen Schmerzen zu tragen, da jeder Strahl des Glücks, da jeder Sonnenſchein welcher den Unglücklichen zugute kommt helle Funken freudiger Begeiſterung in ihrer Seele entzündet.

So, mitgenießend und mitjauchzend bei dem Wehen des neuen Menſchheitsfrühlings, trauernd bei dem Nachtfroſt der ſeine erſten Blüten welken machte, ſehen wir Bettina den Frühling des Jahres Achtzehnhundertachtundvierzig begrüßen und das Jahr vollenden — ohne daß ihr Glaube an das Reifen der heiligen Frucht der Freiheit wankend geworden wäre. Sie kennt die Zeugungskraft der Natur zu gut um nicht zu wiſſen, daß auch die entblätterte Blüte zur reifen Frucht wird, wenn der Keim in ſich geſund iſt.

Uns aber ſtellt ſie in ſich das ſeltene Bild eines Menſchen dar welcher, treu der Stimme des Gottes in der eigenen Bruſt, dahin gelangt ſich in ſich ſelbſt zu vollenden, das Ideal zu erreichen das ihm nach ſeinen Anlagen beſtimmt iſt — hier das Ideal weiblicher Selbſtloſigkeit.

Sie iſt dabei den Weg gegangen welchen die ganze Menſchheit durchzumachen haben wird, wenn ſie in ſich zur Klarheit und zum Frieden gelangen ſoll. Es iſt der Uebergang von dem Glauben an die Offenbarung Gottes in einem Weſen zu der Erkenntniß des Gottes, des Genius in Jedem und im All. Das iſt die Religion der Zukunft, die Bettina geahnt und geübt ihr Leben lang.

Aus dem Briefe an Sie iſt faſt ein Buch geworden, weil ich der Neigung nicht widerſtehen konnte mich in die Tiefe Ihres Weſens zu verſenken, und mit Andacht ſein Werden zu verfolgen, ſoweit dies meiner Einſicht deutlich war. Es ſind mir Stunden ernſter Sammlung, wahrhafter Erbauung geweſen, die ich Ihnen danke. Ein Menſch der uns zeigt was man erreichen kann wenn man es erreichen will, der uns die Möglichkeit eines Gelingens, einer Vollendung darſtellt, hilft uns, begeiſtert uns mehr als dicke Bücher voll moraliſcher Maximen.

Nun möchte ich Ihnen dieſe Blätter ſenden, um Ihnen ſelbſt zu zeigen wie hoch und rein Ihre Natur iſt. Führt man doch ein Mädchen das im Glanze ſeiner Schönheit anſpruchslos vor uns hintritt gern zum Spiegel, damit es mit uns ſich an dem Widerſtrahl ſeiner eigenen Schönheit entzücke.

So, als einen Widerſtrahl Ihres Weſens aus meiner Seele, als ein Zeichen liebender Verehrung laſſen Sie ſich dieſe Blätter gefallen, Bettina!

La société et le gouvernement de l'Europe depuis la chute de Louis Philippe jusqu'à la présidence de Louis Bonaparte, par *Capefigue*. Erſter Band. Paris 1849.

Geſchichte ſchreiben iſt in allen Zeiten die ſchwierigſte Aufgabe welche eine Feder ſich ſtellen kann. Die Schwierigkeit wächſt, wenn es ſich davon handelt eine Epoche der Zeitgeſchichte zu ſchildern, und iſt dieſe Epoche eine Revolution, dann wird das Unternehmen kühn bis zur Verwegenheit. Die Geſchichte einer Revolution in dem Momente ſchreiben, wo dieſe in Erfüllung geht, heißt ein Gebäude auf einem noch zitternden und mit Aſche und Trümmern bedeckten Boden aufführen. Man weiß, daß Joſeph Vernet ſich während eines Sturmes an einen Schiffsmaſt befeſtigen ließ um ſich mit dem erhabenen Entſetzen der empörten Elemente zu durchdringen. Wir bewundern die Unerſchrockenheit des großen Künſtlers, welcher die Gefahr vergißt um nur an den Cultus der Kunſt zu denken, und ſein Leben in die Schanze ſchlägt um es zu verherrlichen; aber wir zweifeln daran, daß er an jenem Tage dieſen preiswürdigen Zweck erreicht hätte, wenn er, anſtatt ſich auf die Vorbereitung ſeines Werks durch die Betrachtung zu beſchränken, und zur Ausführung deſſelben die Ruhe und das feſte Land abzuwarten, das furchtbare Schauſpiel deſſen Zeuge er war auf die Leinwand hätte werfen wollen. Welche Aufgabe für den Künſtler bei dem Schwanken des Schiffs, inmitten der entfeſſelten Winde und der von Blitzen zerriſſenen Wolken, die Zuckungen des Sturmes darzuſtellen; aber wie viel ſchwieriger noch wird dieſe Aufgabe, wenn er zugleich die Haltung der Bemannung in jenen furchtbaren Augenblicken malen, wenn er einem Jeden ſeinen gebührenden Antheil an den Fehlern die das Schiff in die verzweifelte Lage brachten, und an den glücklichen Anſtrengungen die es retteten werden laſſen will, und welche unermeßliche Verantwortlichkeit übernimmt der Maler, wenn es nicht ein Schiff, wenn es eine ganze Flotte iſt welche vom Sturme gepeitſcht wird. Dieſe erdrückende Aufgabe, dieſe Verantwortlichkeit laſteten hier auf dem Hiſtoriker. Um den Schauplatz einer Revolution zu beſchreiben muß man zwei verſchiedene Anſichten, die der Ereigniſſe und die der Perſonen, mit einem Blicke umfaſſen. Obgleich dieſe beiden Geſichtspunkte ſich einander erhellen, und die Ereigniſſe die Menſchen und die Menſchen die Ereigniſſe mächtig ins Licht ſetzen, ſo iſt die Aufgabe doch nicht minder eine doppelte, und die Schwierigkeit, bereits hier und dort außerordentlich, wächſt in doppelter Weiſe. In dieſem Zuſtande der Dinge liegt für den mittelmäßigen Schriftſteller die Gewißheit eines doppelten Mislingens, für den Schriftſteller von Talent kaum die Ausſicht auf einen halben Erfolg.

Nichtsdeſtoweniger ſcheint uns Capefigue dieſe Hälfte eines unerwarteten Erfolgs erreicht zu haben. In der Schilderung der Ereigniſſe welche der Februarrevolution vorangingen und der Schätzung der Urſachen welche ſie herbeiführten bietet ſein Buch nur wenig Stoff zum Tadel. Seine Notionen über die Angelegenheiten Europas ſind bis zur Gelehrſamkeit umfaſſend, und ſeine Kenntniſſe von den diplomatiſchen Traditionen zeugen von gewiſſenhaften Studien und einem ungewöhnlichen Geſchick. Für dieſen Stoff, den er ex professo behandeln kann, beſitzt er die ganze Ruhe und die ganze Geiſtesfreiheit welche vieljährige und gründliche Beobachtungen verleihen. Nicht ſo iſt es mit ſeiner Beurtheilung gewiſſer Ereigniſſe und der Perſonen, welche eine freiwillige oder eine unfreiwillige Rolle in dem ſchauerlichen Drama des Februars ſpielten. Zwei Menſchen, den Erzähler und den Philoſophen, muß der Hiſtoriker in ſich vereinigen. Der Erzähler kann aus der Nähe der Ereigniſſe koſtbare Vortheile ſchöpfen. Seine Schilderung welche die Thaten gleichſam begleitet wird durch den Schwung und die Lebendigkeit des Colorits glänzen; aber was der Erzähler gewinnt Das verliert der Philoſoph, und der Ruhm des Hiſtorikers ſchwebt in großer Gefahr: denn er wird vielleicht den weſentlichſten Theil ſeiner Aufgabe, den welcher Ruhe, Kaltblütigkeit und Gerechtigkeit erheiſcht, verfehlen. Die Geſchichte iſt weder eine Vertheidigung noch eine Anklage, ſie iſt ein Urtheilsſpruch. Der Hiſtoriker übt eine ſouveraine Magiſtratur aus, und darum iſt es nöthig, daß er ohne Haß, ohne Furcht, ohne Intereſſe urtheile. Offenbar hat der Verf. des Buchs das uns beſchäftigt der Gewalt ſeiner Meinungen und politiſchen Leidenſchaften nicht zu widerſtehen vermocht. Eine der ſchmerzlichſten Wirkungen der fortwährenden Revolutionen deren Zeugen und Opfer wir ſind iſt, daß ſie ſelbſt in den ſtärkſten Gemüthern den Glauben an die Freiheit erſchüttern. Wenn man ſieht wie ſie nach ſo vielen Lehren ſo falſch verſtanden wird, dann fragt man ſich mit Trauer im Herzen, ob ſie nicht über unſerer Intelligenz iſt; wenn man ſie ſo mistrauiſch, ſo gewaltſam, ſo haßerfüllt, ſo blutgierig ſieht, dann weiß man nicht ob man ſie für eine Wohlthat oder eine Geißel der Menſchheit halten ſoll. Nach der Februarrevolution erhoben ſich gegen die beiden monarchiſchen Parteien zwei ſchwere Beſchuldigungen. Der einen warf man eine unüberlegte Freude über den Sturz der andern, dieſer eine vollkommene Entmuthigung vor; beiden an dem conſtitutionnellen Régime verzweifelt und ihre angſtvollen Blicke auf den Deſpotismus geworfen zu haben. Der Verirrung der Parteien verzeiht man ſolche Momente der Schwäche, nicht aber iſt es dem politiſchen Mann

erlaubt sich ihr hinzugeben. Besiegte von 1830, Besiegte von 1848, ihre Niederlage ist eine gemeinschaftliche. Auch ihre Sache ist eine gemeinschaftliche, und diese Sache ist heilig und schön; denn die Autorität, diese einzige Bürgschaft der Freiheit, ist mit ihnen besiegt worden, und nur ihren vereinigten Anstrengungen kann es gelingen beide zu retten. Das Princip der Autorität hat im J. 1848 eine Niederlage erlitten über welche sich der politische Mann, gleichviel welcher Partei er angehört, nicht genug betrüben kann. Die ganze europäische Gesellschaft hat es empfunden. Die Folgen waren blutig, und noch blutigere stehen zu fürchten. Und deshalb lastet in den Augen der Geschichte auf Denen welche, Verweser einer großen Gewalt, sie nicht gegen den Aufstand zu vertheidigen wußten eine schwere Verantwortung. Zu rechter Zeit weise Reformen bewerkstelligen ist die Pflicht einer Regierung. Eine Revolution vollbringen lassen, wenn man sie niederkämpfen kann, ist ein Verbrechen: Verbrechen an der Menschlichkeit, Verbrechen an der Freiheit. An der Menschlichkeit, denn die Vergießung des Bluts wird nicht verhindert, sie wird nur vertagt, und durch die Vertagung vergrößert: die Juniinsurrection hat es bewiesen. An der Freiheit, denn sie erheischt eine starke Gewalt; eine bestrittene Gewalt ist ihrer Natur nach aggressiv: die Junidictatur hat es bewiesen.

Capefigue erklärt in loyaler Weise die Niederlage am 24. Febr. „aus den Unterhandlungen welche in jedem Augenblick die Thätigkeit der Krone unterbrachen und schwächten". Aber unsere Generation ist berechtigt sich mit Strenge über die politischen Wirren auszusprechen; denn sie weiß welche unberechenbaren Leiden in dem einzigen Worte Revolution enthalten sind. Wie viele Männer welche zu der von 1830 beitrugen und sich Glück wünschten fühlten sich durch die von 1848 bewogen beide zu verwünschen, weil die eine wie die andere das Princip der Autorität herabwürdigten! Dahin führt der wahre Patriotismus; denn hoch über den dynastischen Interessen, hoch über den Regierungsformen gibt es die Freiheit, die Gesellschaft, die Menschheit, die Civilisation: heilige Interessen welche stets in den Revolutionen aufs Spiel gesetzt werden. Die Autorität wieder zu Ehren bringen, dahin müssen alle Anstrengungen der Wohlgesinnten streben. Capefigue hat es nicht bedacht, daß man das Princip der Autorität nicht von den Personen die seine Verweser sind trennen kann, daß die Gemüther sich nur mit Widerstreben den Fictionen hingeben, und daß man mit den Personen auch die Gewalt mit der sie bekleidet sind herabwürdigt. Es ist das gewöhnliche Unrecht der Parteimänner, daß sie sich eine übertriebene Vorstellung von dem Hasse machen der zwei rivalisirende Geschlechter trennt, und sie ihn weit lebhafter fühlen als die Prätendenten selbst. Es zeigt sich Dies klar in den Hindernissen welche die dynastischen Parteien einer Fusion entgegenstellen die in einer Familie welche begreift, daß sie zu allen Opfern im Interesse Frankreichs bereit sein muß, schon vollständig ist. Leider wird das Interesse Frankreichs von den Anhängern des monarchischen Princips kaum verstanden. Capefigue ist keiner von Denen welche ihren politischen Glauben verhehlen. Er trägt den seinigen stolz zur Schau. Er besitzt diesen Muth der etwas Gewöhnliches sein sollte, der aber in Frankreich mehr als irgendwo zu den seltenen Tugenden gehört. Capefigue ist einer jener streitenden Geister voll leidenschaftlicher Liebe und gründlichem Hasse, welche sich in das dichteste Schlachtgetümmel stürzen um diesen zu befriedigen, und jener den Triumph zu verschaffen. Er gibt sich nicht die Mühe seine Meinung, die Legitimität sei das heilsamste Princip, zu verheimlichen. Aber weil er glaubt Frankreich könne nur von einer königlichen Familie die lang ersehnte Ruhe erwarten, eben deshalb hätte er begreifen sollen, daß dieses Resultat durch die Herabwürdigung einiger Mitglieder dieser Familie nur compromittirt werden konnte.

Wir wollen hier von dem Urtheile unsers Verf. über die Politik und den persönlichen Charakter der Herzogin von Orleans sprechen, die wir gegen die Verlästerungen der Parteileidenschaften um so mehr in Schutz zu nehmen berechtigt und verpflichtet sind als sie eine deutsche Fürstin ist. Und wir reden nicht für die oder die andere Fraction der großen monarchischen Partei, wir reden nur in einem moralischen Interesse, wir treten nur für die Wahrheit in die Schranken. Wir sehen in der Geschichte einer Revolution zwei sich bekämpfende Elemente: das revolutionnaire Element und das der Autorität. Capefigue hat das erstere zu sehr geschont, das letztere mitunter leichtfertigerweise angegriffen. Wir führen zum Belege des Gesagten einige Stellen die sich auf die Herzogin von Orleans beziehen an:

„Die Herzogin von Orleans, die Seele aller Intriguen gegen das Ministerium, hatte drei Ideen zur Geltung zu bringen gesucht: Ludwig Philipp, alt und eigensinnig, könne nicht mehr herrschen; die Königin, diese fromme Fürstin, sei der Ausdruck der Jesuiten; der Herzog von Nemours verberge unter seinem kalten aristokratischen Aeußern eine totale Unfähigkeit, und aus allem Diesen ließ die Prinzessin Helene auf die Nothwendigkeit ihrer eigenen Regentschaft schließen."

Wahrlich, man meint zu träumen wenn man Dergleichen liest, und solche Behauptungen zu widerlegen wäre eine Versündigung an der fürstlichen Frau. Doch aber können wir nicht umhin einige Worte aus einem Feuilleton des „Journal des débats" (12. April) anzuführen, in welchem Cuvillier-Fleury als Vertheidiger der Herzogin gegen Capefigue auftritt.

„Die Fürsten", sagt der berühmte Publicist, von dem wir es, beiläufig gesagt, bedauern, daß er sich von seiner gerechten Entrüstung über diesen Theil des Werks von Capefigue zu einer unbilligen Beurtheilung des Ganzen verleiten ließ, „haben ein großes Unglück. Ihre Entfernung von der Welt verurtheilt sie zu seltsamen Irrthümern über die Menschen und die Dinge. Aber die Welt lebt entfernt von ihnen, was sie nicht weniger seltsamen Urtheilen über ihre eigenen Handlungen und Personen aussetzt. So z. B. ist es unglaublich — Capefigue räumt es ein und beweist es — bis zu welchem Punkte Ludwig Philipp selbst ungekannt war. Auch die Herzogin von Orleans hat diesen Nachtheil der Größe erfahren. Viele haben sie bewundert, weil die Bewunderung eines von den Gefühlen ist welche die Mauern durchdringen und über die Zwischenräume hinwegfahren; man hat sie bewundert aus einer Art von geheimem Instinct ihres Seelenadels, ihrer Reinheit und ihrer Tugend. Aber man hat sie nur wenig gekannt. Seit dem Tode ihres Gemahls lebte sie in einer tiefen, unzugänglichen Zurückgezogenheit ihren Pflichten als Mutter, Witwe, Tochter und Unterthanin des Königs. Ich gehörte nicht zum Pavillon Marsan, und das Zeugniß welches ich in diesem Augenblick den Angaben Capefigue's entgegenstelle wäre mit mehrem Rechte verdächtig wenn ich sie unterstützte. Aber gab es einen Pavillon Marsan? Diejenigen welche während der Regierung des Königs in den Tuilerien lebten wissen daß es keinen gab. Ein Geist inniger Eintracht und intelligenter Unterwerfung belebte die ganze königliche Familie. Wenn irgendwo dieser Gehorsam gegen den Chef des Staats eifriger, die Zurückhaltung aufmerksamer, die Fernhaltung von den öffentlichen Angelegenheiten, von den politischen Männern und Parteien sorgfältiger und gewissenhafter war, so war es unter dem Dache unter welchem die Herzogin von Orleans wohnte. Für den König war der Pavillon Marsan von Glas. Die erhabene Witwe ließ einsam und rein ihr Leben unter den Blicken ihrer Familie dahinfließen, aber die der Welt drangen nicht zu ihr."

An einer andern Stelle spricht Capefigue von einer „Coterie von Geschichtschreibern und Poeten, von Männern der Opposition, der Universität, von Pamphletschreibern und Deputirten der tiers-parti", von welcher umgeben die Herzogin ihre Tage zubrachte. Diese Behauptung streift an die Abgeschmacktheit; denn Ludwig Philipp war nicht der Mann solche verdächtige Zusammenkünfte in seinem Hause zu dulden: oder sollte ihm unbekannt geblieben sein was Capefigue erfahren

hat? Hören wir jetzt wie uns Capefigue die Herzogin am 24. Febr. schildert:

„Gewandter und verstellter (als der Herzog von Montpensier) beobachtete die Herzogin von Orleans einigen Anstand in diesem feierlichen Momente. Aber man kannte ihren Gedanken, ihren Wunsch, ihren Ehrgeiz; man kannte ihre Unterhandlungen mit der Linken, der Art, daß die Königin, als Ludwig Philipp am 24. Febr. um ¾ auf 12 Uhr seine Abdankung unterzeichnete, zur Herzogin sagen konnte: «Wolan! Helene, jetzt sind Sie befriedigt, Sie sind Regentin!»"

„Dieses Wort", bemerkt Cuvillier-Fleury, „ist nicht von der Königin, die es niemals gesagt hat; es muß von Capefigue sein, und es faßt in der That mit einer unseligen Bündigkeit das ganze System der Beschuldigungen welche der Verf. auf der Herzogin lasten läßt zusammen. Jetzt sind Sie befriedigt! Und der Thron brach zusammen, und die Krone fiel, in dem Sturze schon zerbrochen, auf das Haupt eines Kindes, und das empörte Volk näherte sich, die Flut stieg, das Gewehrfeuern ertönte an den Pforten des Palastes! Aber die Herzogin von Orleans war befriedigt! Und die Königin, die fromme, wohlwollende Amalie, war es die diesen finstern Abschiedsgruß ihrer Adoptivtochter, diesen bittern Fluch der Witwe ihres Sohnes zuwarf! Nein, dieses Wort ist nicht wahr! Ich nehme zu Zeugen alle Mütter welche diese Zeilen lesen."

In der That, die Herzogin von Orleans als eine ehrgeizige, verschmitzte Frau darstellen, welche nach der ihrem Schwager durch das Gesetz zugedachten Regentschaft lüstern ist, und mit den Feinden des Königs gegen die Krone conspirirt, ist etwas Enormes, und übertrifft Alles was man von der bekannten Vorliebe Capefigue's für das historisch Paradoxe erwarten konnte.*) Wenn es sich von Philipp August, von Franz I., von Heinrich IV., von Ludwig XV. und andern berühmten Todten handelt, welche Capefigue uns in seinen Büchern in einem neuen Lichte darstellt, dann ist das Paradoxe nur piquant; in seiner leichten und zierlichen Feder kann es ohne Gefahr ergötzen. Die durch die Zeit bereits gebildete und geheiligte Meinung kann eine neue Idee wenn sie wahr ist annehmen, sie zurückweisen wenn sie falsch ist. Aber hier, mitten in dem Revolutionssturm in dem wir leben, ist eine leidenschaftliche, ungerechte Meinung über eine unglückliche Fürstin welche unter dem dreifachen Wehe des Witwenthums, der Verbannung und der gewaltsamen Enterbung seufzt, ein Act dessen Verantwortung Capefigue Andern hätte überlassen sollen. Gewiß, es ist kühn der öffentlichen Notorietät ein solches Dementi zu geben; aber dieser Muth ist nicht am rechten Orte. Weshalb wendet Capefigue ihn nicht gegen die Männer der Unordnung, gegen die Werkmeister der Insurrection? Indem man ohne Furcht die Koryphäen der Demagogie angreift kann man der öffentlichen Ordnung und dem großen Princip der Autorität nützliche Dienste leisten. Wir bemerken aber bei unserm Verf. eine außerordentliche Nachsicht für die blutigen Episoden unserer revolutionnairen Geschichte und die jämmerlichen Helden derselben. Spricht er von dem Attentat des 12. Mai 1839, jenem Auflauf der mit einem Morde begann, so nennt er es „die kühne Unternehmung vom 12. Mai"; an einer andern Stelle ist es „der Handstreich, den Barbès im J. 1839 mit so großer Energie versuchte". Spricht er von Lagrange, so rühmt er dessen „unbestreitbare Tapferkeit". Und die fürchterliche Episode des Boulevard des Capucines erzählt er in folgender Weise: „Dem Gerüchte zu glauben provocirte ein verwegener Sectionschef, dessen Ruf groß und dessen Muth unbezweifelt ist, die Truppen durch einen oder zwei in der Nähe abgeschossene Pistolenschüsse; hierauf warfen er und seine Begleiter sich auf den Boden, der Art, daß die Kugeln über sie hinweggingen und in die umstehende Volksmenge schlugen."

Wir wissen nicht ob Dies ein historisches Factum ist; aber gewiß wäre eine solche Handlung ein abscheuliches Verbrechen. Ohne von allen Historikern des Tacitus spitzige Feder zu verlangen will es uns doch bedünken, daß die Geschichte zur Würdigung und Darstellung eines solchen Attentats sich anderer Ausdrücke bedienen müsse. Der Muth entschuldigt nicht das Verbrechen, und es ist wahrlich nicht an der Zeit ihn zu bewundern. Wir fürchten streng gegen Capefigue, der sein Buch wie wir erfahren auch in deutscher Sprache erscheinen läßt, gewesen zu sein, und in dieser unvollständigen Prüfung seines Werks dem Tadel einen zu großen Raum gegönnt zu haben. In einer ruhigern Zeit würden wir das Buch nur in literarischer Beziehung beurtheilt haben, und unsere Aufgabe wäre eine angenehme gewesen, weil wir nur zu loben hätten; aber in Zeiten des politischen Sturmes nimmt Alles die herbe Form der Politik an. Der Historiker und die Leser mögen uns daher verzeihen, wenn unsere Kritik die Spuren hiervon trägt.

19.

*) Einer sich vielfach geltendmachenden Ansicht über die Motive Capefigue's wollen wir aus Achtung für den Charakter des Schriftstellers nur in einer Note erwähnen. Man will nämlich wissen Capefigue habe in seiner hämischen Beurtheilung der Herzogin von Orleans einer legitimistischen Coterie zum Werkzeug gedient, die sich einbildet der Zeitpunkt wo sie den Herzog von Bordeaux auf den Thron von Frankreich setzen könne sei nicht mehr fern, und der die verdiente Popularität der Prinzessin Helene ein Dorn im Auge ist, und ihren Hoffnungen gefährlich erscheint.

Miscellen.

Gabriel Barlette.

Dieser Dominicanermönch, so geheißen von seinem Geburtsorte, dem Flecken Barulum im Neapolitanischen, lebte gegen das Ende des 15. Jahrhunderts (denn er erwähnt in seinen Predigten öfter die im J. 1480 erfolgte Eroberung von Otranto durch die Türken als eine Begebenheit seiner Zeit), und predigte mit so großem Beifall, daß man sprüchwörtlich sagte: Non sa predicare, chi non sa barlettare. Er hatte in seinen, wiederholt aufgelegten Predigten oft ganz artige Einfälle. So ermahnte er einst seine Zuhörer zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten in klingender Münze mit den Worten: „Vos quaeritis a me, fratres carissimi, quomodo tutissime itur ad paradisum? Hoc dicunt vobis campanae monasterii: *dando, dando, dando!*" Oft aber verliert er sich ins Läppische. So erzählt er in einer Pfingstpredigt: es sei fast ein Zerwürfniß in der himmlischen Hofburg (in coelesti palatio) entstanden, da der Heilige Geist nicht habe sich wollen zu den Aposteln senden lassen. Vater, habe der Sohn gesagt, ich habe den Aposteln den Tröster, den Heiligen Geist, zu senden versprochen; es ist Zeit, daß ich mein Versprechen halte. Der Vater sagt: Ich bin's zufrieden; zeige es nur dem Heiligen Geiste an. Dieser sagt: Wie haben sie dich denn behandelt? Der Sohn sagt: Sieh her, und zeigt ihm die durchstochene Seite, die durchbohrten Hände und Füße. Hm! hm! Da werde ich in einer andern Gestalt auftreten müssen, daß es mir nicht auch so ergehe. Darum sei der Heilige Geist in feuriger Gestalt und als ein gewaltiger Wind über die Apostel gekommen.

Ein künstliches Chronostichon auf Melanchthon's Tod.

Das nachstehende Chronostichen auf die eben bezeichnete Veranlassung:

Vt Morlar, VIVo; Morlar, qVIa DeuIqVe VIVaM;
sIC CVpIo pLaCIDVs VIVere aICqVe Morl.

welches einen Unbekanntgebliebenen zum Verfasser hat, ist sehr kunstreich. Alle Ziffern geben die Zahl 5522 als dasjenige Jahr der Welt welches nach Melanchthon's eigenthümlicher Zeitrechnung sein Todesjahr ward. Zieht man die Summe des Pentameters (1981) von jener des Hexameters (3541) ab, so bleibt Melanchthon's Sterbejahr 1560.

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 175. —— 23. Juli 1849.

Philosophische Briefe über die Gegenwart.

I. An Immanuel Hermann Fichte.

Als wir unter den dunkelschattigen Kastanienbäumen in Gotha einhergingen, es sind jetzt bald zwei Jahre, wertheſter Freund, da gefiel mir dein Ausspruch sehr, daß die Menschheit noch jung und die Wissenschaft wie die Politik noch in den Anfängen sei; wir dürften deshalb über die socialen Zustände ebenso wenig verzweifeln als über die Lösung der socialen Frage. In der That, wenn uns die Geologie von Millionen Jahren redet, die während der einzelnen unterschiedenen Perioden des frühern Erdenlebens verflossen, und wenn wir damit den leisen aber stetigen Fortgang der Umbildung unsers Planeten zusammenhalten, so gibt die Natur uns eine Aussicht auf die Dauer der Menschengeschichte, der gegenüber ihr seitheriger Verlauf kaum zu rechnen ist. Weil unser Geschlecht den Charakter des Geistes und der Freiheit trägt, konnte es nicht sogleich fertig sein oder vollendet geboren werden, sondern mußte seine Bestimmung als ein Ideal in sich tragen das es selbstbewußt zu verwirklichen, als ein Ziel das es zu erobern hat, wir müssen unser Sein zu unserer That machen; Selbstbewußtsein ist ja nie als bloßer Zustand, sondern immer als Sichselbsterfassen, Sichselbsterzeugen. Die Weltgeschichte ist nichts Anderes als der Entwickelungsproceß der Freiheit, als die Arbeit der Menschen zu sich selbst zu kommen, und von sich aus, von der erkannten eigenen Idee aus ihr Dasein zu gestalten. Wenn darum Hegel sagt daß das Vernünftige wirklich und das Wirkliche vernünftig sei, so können wir ihm beistimmen, wenn wir zuerst untersucht haben was denn wirklich ist. Ist es das alte Laub das vom vorigen Jahr her an den Bäumen hängt, oder der treibende Saft des Frühlings der die junge Knospe schwellt? Ein Positives, einmal für allemal Fixundfertiges ist für den Geist der Pfahl im Fleisch, denn der Geist besteht nur in der rastlosen Bildung; die jetzigen Formen der öffentlichen Zustände haben als Entwickelungsstufen ihre Berechtigung, ihre Nothwendigkeit: aber wer in die Jahrtausende schaut, der wird ihnen kein immerwährendes Bestehen zuschreiben, ja er wird im Hinblick auf so manchen Glanzpunkt der Vergangenheit ihnen zurufen: Auch Patroklos ist gestorben, und war mehr als du! Wirklich ist also in der Geschichte keine einzelne Form, sondern nur das fortschreitende Leben, nur der Geist der sich den Körper baut. Dem Alten das Neue sich zu verknüpfen und den Zukunftsgedanken, der sich als Opposition gegen die Werke früherer Tage hinstellt, nicht zu bekämpfen, sondern sich organisirend seiner zu bemächtigen, ist die Aufgabe der Staatskunst, die aber Guizot so wenig als Metternich verstanden hat, und wie diese werden unsere neuern Politiker dahinfahren gleich der Spreu im Winde, wenn sie dem Drange der Jugend, dem Nothschrei der Armuth und dem Ideale der Wissenschaft nicht Rechnung, aufrichtig Rechnung tragen.

Die Philosophie schreitet keineswegs hinter den Thatsachen her um sie zu begreifen wenn sie vergangen sind, sie ist vielmehr das in Gedanken gefaßte Bewußtsein der Zeit selbst, und als solches das Licht auf dem Weg der Geschichte. Ich erinnere nur an Kant, der in Deutschland den Republikanismus als die Selbstregierung des Volks vor funfzig Jahren schon für die Aufgabe der europäischen Menschheit erklärte, und den Friedensbund der freien Völker verlangte: eine Erkenntniß die man für einen Traum ausgab, weil man in der Unnatur eines östreichischen Gesammtstaats und seiner Cabinetspolitik befangen war, und übersah daß der Denker die naturgemäße Organisation der einzelnen Völker als Grundbedingung aufgestellt hatte. Diese Idee der Nationalität, wie sie als die Selbstbestimmung eines Volks nach eigener Wesenheit Eins ist mit der Freiheit, erhob Fichte zur Klarheit des Bewußtseins, und die Befreiungskriege wurden der Donner nach dem Blitze seines Geistes. Hegel ward der constitutionnelle Philosoph. Das Recht des Geistes, der sich selbst ein Gesetz ist, ward anerkannt, aber auch das Historischgewordene als ein Gültiges ausgesprochen, gerade wie der constitutionnelle Staat die absolute Fürstengewalt mit dem Republikanismus, der Selbstverwaltung des Volks zusammenstellt, und Eins durch das Andere beschränkt. Diese Staatsform aber ist kein politisches Princip, sondern nur ein Ereigniß, ein Factum, der Vertrag zweier streitenden Parteien, die in diesem organisirten Mistrauen doch mit List und Gewalt ihren Kampf fortsetzen; und die Theilung der Souverainetät ist stets eine blos vorgebliche: entweder ruht sie im Volk, wie in England,

das eine ariſtokratiſch-repräſentative Republik, ein Parlamentsſtaat iſt, oder ein Ludwig Philipp und ſeine deutſchen Genoſſen, hier mehr die Miniſter als die Fürſten ſelbſt, machten die Stimme des Volks durch Beſtechungen, Kammerauflöſungen, Verfolgungen und allerhand ſchlechte Künſte machtlos, bis ihnen, als ſie nachgeben wollten, das verhängnißvolle: „Zu ſpät!“ in den Ohren erſcholl. Ich war darum ſehr verwundert zu ſehen wie du ſolch einer Uebergangsform das Wort redeteſt, und zwar nicht als einer Maßregel für die jetzigen Zeitverhältniſſe, ſondern principiell. Denn Das ſcheint mir eine nothwendige Einſicht, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen Princip und Maßregel; wer ihn nicht macht wird weder im politiſchen Leben richtig handeln noch richtig urtheilen. Die Politik verlangt Beides, die Idee und den Stoff, zu ihrer Verwirklichung, nämlich die Kraft und Bildungsſtufe des Volks, die einmal gegebenen Menſchen; ſie Schritt vor Schritt dem Ideale, der vollen Freiheit, zuzuführen, und die Maßregeln zu ergreifen die hierzu die zweckmäßigſten ſind, iſt die Kunſt des Staatsmanns. Darum war es kein Abfall von dem Princip, ſondern der echte politiſche Blick im Ergreifen einer Maßregel, als Löwe von Kalbe, damit wir endlich zur Einheit kämen, das Erbkaiſerthum verfocht, als Ludwig Simon von Trier jedes andere Panier als das der Reichsverfaſſung, nachdem ſie einmal beſchloſſen war, für ein verrätheriſches erklärte. Freilich wer blos ein-paar Phraſen des Conſtitutionalismus und Republikanismus auswendig gelernt hat, oder wer die Welt nach ſeinem Kopf meint lenken zu können, der wird ſo Etwas nicht begreifen, und vielleicht gerade Das was den ſtaatsmänniſchen Charakter beweiſt für charakterlos halten.

Auf der Fiction des Conſtitutionalismus als eines Princips beruht auch die Vereinbarungstheorie, die uns ſo viel zu ſchaffen gemacht hat. Eine Reichsverfaſſung zwiſchen den Fürſten und dem Volk zu vereinbaren, welch unglückſeliger Einfall! Stehen ſich im Staat Fürſt und Volk als zwei Parteien und Gegenſätze gegenüber, ſo iſt Das eine Krankheit, eine Anomalie, da der Staat ein organiſches Ganzes und die Regierung das organiſche Haupt deſſelben darſtellt; eine Krankheit aber ſoll man heilen, nicht für Geſundheit ausgeben. Dann muß doch bei aller Vereinbarung auf einer Seite das letzte Wort ſein, und wer das entſcheidende Ja ſagt, der hat eben den Andern wol gehört, ihm aber doch nach ſeinem eigenen Maß gemeſſen. Wer darum zur Volksſouverainetät ſtand, der mußte auch raſch, als ihre Wellen hoch gingen, am Vorparlamente, oder in den erſten Monaten der Nationalverſammlung, die Flut wahrnehmen, und die neue Ordnung der Dinge in großen feſten Zügen hinſtellen; einer Majorität aber die nicht den Muth hatte das Heft in der Hand zu halten und ſelbſt zu octroyiren geſchieht ganz Recht wenn ihr nun octroyirt wird. Ueberhaupt ſeid ehrlich, ihr conſtitutionnellen Theoretiker! Haltet ihr die Monarchie für eine tiefſinnige Verfaſſung, erſcheint euch der König nothwendig oder zweckmäßig, dann legt auch den Schwerpunkt des Staats in ihn, und ich bekenne, daß ſo lange das Volk durch Autorität gebunden und durch Gehorſam erzogen werden muß, der Gedanke des Königs von Preußen, durch berathende Stände und freie Preſſe die Stimme des Volks zu hören, dann aber die Entſcheidung ſelbſt zu treffen, und zur Verwirklichung der eigenen politiſchen Idee die Maßregeln zu ergreifen die nach der ſo dargethanen Lage die geeignetſten erſcheinen, Maßregeln die vielleicht eine völlige Umbildung der Volksſtimmung bezwecken, ich bekenne daß dieſer Gedanke mir weit vorzüglicher erſcheint als der Mechanismus des Staats und das Bourgeoiſieregiment, wie es ſeit der Reſtauration Frankreich ruinirt hat. Oder liegt auch der Schwerpunkt des Staates im Volk, haltet ihr dieſes für mündig, dann ſei das Staatsoberhaupt auch nur der Vollſtrecker des Volkswillens, wie es in England factiſch zum Vollſtrecker des Parlamentswillens geworden iſt; es hängt dann von unſern Fürſten ab, ob ſie ſich fügen wie die engliſchen Könige, oder ob ſie das Loos mehrer franzöſiſchen, die Verbannung, vorziehen. Sie können eine ſchöne, thatenreiche Stelle einnehmen als die Erſten des Volks, mit ihm gehend, ja ihm voranſchreitend als ſeine Führer; aber ſie müßten eingedenk ſein des Verſes von Angelus Sileſius:

Wol iſt es wahr, daß Gott dich ſelig machen will,
Doch daß er's ohne dich ſoll thun, Das iſt zu viel.

(Der Beſchluß folgt.)

A history of the Royal society, with memoirs of the presidents; compiled from authentic documents by *C. R. Weld.* Zwei Bände. London 1848.

Dieſe von dem Unterſecretair und Bibliothekar der Königlichen londoner Akademie (Royal society) verfaßte Geſchichte derſelben bietet einen reichen und höchſt intereſſanten Stoff ſowol für den Freund der Wiſſenſchaften im Allgemeinen als auch für den Geſchichtsforſcher und Alterthumskenner; ſie ſchöpft nicht blos auf der Oberfläche, ſondern dringt ins Einzelne ihres Gegenſtandes ein, den ſie von allen Seiten zu beleuchten ſucht.

Bacon war in England der Erſte welcher in ſeinem „Novum organum scientiarum“ (1620) die Idee einer allgemein philoſophiſchen Akademie aufgeſtellt hat. Allerdings war ſchon vor ihm durch den Erzbiſchof Parker eine für die Erhaltung der alten Documente beſtimmte antiquariſche Geſellſchaft 1572 gegründet, doch von König Jakob wieder aufgelöſt worden. Ein unglücklicher Verſuch wurde unter der Regierung Karl's I. gemacht im Coventgarden das Minerva's museum zu gründen, wo nicht blos alle damals bekannten Wiſſenſchaften und Sprachen, ſondern ſelbſt Reiten, Fechten, Muſik und Singen gelehrt werden ſollten. Da man jedoch um zugelaſſen zu werden ſein Adelsdiplom vorzeigen mußte, ſo trug dieſe Beſchränkung hauptſächlich zu dem Mislingen dieſes Verſuchs bei. Von einem durch Sir W. Petty 1648 zum Vorſchlag gekommenen Plane zu einem Gymnasium mechanicum, das für Handwerker beſtimmt war, ſowie von ähnlichen nacheinander hervorgetretenen Projecten hat ſich Nichts weiter als der Name erhalten.

Die Royal society bildete ſich wie mehre derartige Geſellſchaften aus den gelegentlichen Zuſammenkünften einiger Weniger, die ſich theils in ihren eigenen Wohnungen, theils anderwärts zur Beſprechung naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtände verſammelten. Wahrſcheinlich zuerſt um das J. 1600 verſammelten ſich dieſe Gelehrten bald in London, wo die Bull's head tavern in Cheapſide oder Gresham college ihr Vereinigungs-

punkt war, bald in Oxford, jenachdem es die Umstände mit sich brachten. Mehre, darunter der berühmte Boyle, bildeten eine eigene unter dem Namen des Invisible college bekannte Partei, und es gibt keinen irgend hervorragenden Namen aus jener Zeit, als Evelyn, Hooke, Cowley, Wilkins, Hartlib ꝛc., an den sich nicht Vorschläge zu einer regelmäßig constituirten wissenschaftlichen Gesellschaft knüpften. Männer wie die Genannten ergriffen mit Freuden jede Gelegenheit in wissenschaftlichen Besprechungen eine Erholung von den Schrecken des Bürgerkriegs zu suchen, welcher gleichwol mit seinem wüsten Lärm bisweilen zu dem stillen Zufluchtsorte in Gresham drang, und sie einmal selbst daraus vertrieb. Indessen 1660 fanden diese Versammlungen wieder regelmäßig in Gresham college statt, und die Liste der Namen von Personen welche wirklich daran Theil nahmen, oder wahrscheinlich daran Theil nehmen würden, belief sich auf 41, und aus diesem geringen Häuflein entsprang eine Gesellschaft, deren Ruf mit den Schranken der Wissenschaft gleiche Ausdehnung hat.

Die Berichte über die ersten Sitzungen bieten ein seltsames Gemisch dar von tiefen philosophischen Ansichten und dem abgeschmacktesten Aberglauben über Dinge worüber jetzt selbst der gewöhnlichste Mensch richtige Ideen hat. Nichtsdestoweniger muß man den Ernst der Bestrebungen anerkennen welcher diese Vorläufer der Wissenschaft auf eine so rühmliche Weise auszeichnet, und sich dabei erinnern, daß sie „dem finstern Mittelalter" um 200 Jahre näher standen als wir. Es war das Zeitalter des Galilei, des Milton und mehrer Anderer, deren Name auf immer mit Ehren genannt werden wird. Große Wahrheiten begannen schon im menschlichen Geiste aufzudämmern, obwol Vorurtheil und Irrthum noch große Macht übten. Milton selbst schwebte noch in Zweifel hinsichtlich des Kopernicanischen Systems. Was aber auch immer die Mängel der hier in Rede stehenden Männer gewesen sein mögen, so darf man nicht außer Acht lassen, daß sie gleichsam die Verbindungsglieder zwischen den großen Geistern der frühern und denen der folgenden Periode waren. Einige darunter waren selbst nahe daran die transscendenten Entdeckungen Newton's anzuahnden zu verwirklichen. Alles Dies aber hinderte nicht, daß unsere Philosophen an Zauberei, Hexenwesen und dergleichen Abgeschmacktheiten so gut wie ihre übrigen Zeitgenossen glaubten. Daneben aber beschäftigten sie sich schon mit Aufgaben der praktischen Physik welche auch noch heutigen Tages die Aufmerksamkeit des naturforschenden Publicums in Anspruch nehmen.

Im J. 1662 ward die Gesellschaft durch einen königlichen Freibrief anerkannt, und ihr zugleich gewisse irländische Länderein als Besitzthum zugewiesen, das sich allerdings nur als nominell erwies, da bei dem Kampfe um die confiscirten Güter in Irland die politischen Parteigänger ohne Schwierigkeit die Ansprüche unserer Philosophen auf die Seite schoben. Auch von dem ihr später zum Geschenk gemachten Chelsea college konnte sie gewisser Hindernisse wegen nie Besitz ergreifen, und so machte sich das Bedürfniß eines passenden Versammlungsplatzes fortwährend fühlbar, da alle desfallsigen Vorschläge an Mangel an Geldmitteln oder anderweitigen Ursachen scheiterten.

Der praktische Nutzen der Royal society scheint im ersten Jahrhundert ihrer Gründung beträchtlicher gewesen zu sein als in spätern Zeiten. Dies begreift sich hauptsächlich aus dem Umstande, daß in der ersten Zeit ein Gesetz verhanden war welches befahl, daß, ehe irgend einem Erfinder ein Patent ausgestellt würde, seine Erfindung von der Gesellschaft anerkannt werden müsse. In jener Zeit war die Royal society die einzige Körperschaft vor welche eine wissenschaftliche Frage gebracht werden konnte, während in unsern Tagen fast jede Wissenschaft ihren besondern Verein nebst Allem was dazu gehört besitzt, sodaß neue Entdeckungen den speciellen Gesellschaften zugewiesen werden, deren Mitglieder sich ausschließlich mit dem betreffenden wissenschaftlichen Zweige befassen, während die Royal society nur die höhern und abstrusern Fragen behandelt, deren Lösung nur mehr eine indirecte praktische Wichtigkeit hat.

Die Gesellschaft verwendete viele Sorgfalt auf das Sammeln von naturwissenschaftlichen Nachrichten und Exemplaren, sowol inländischen als auswärtigen. Man stellte zu diesem Behufe eigene Reisende auf, deren Aufmerksamkeit Nichts entging. Dabei herrschten die seltsamsten Begriffe über die Bildung der naturhistorischen Phänomene. Die auf diese Weise zusammengebrachten Exemplare bildeten den Anfang einer Sammlung deren „Raritäten" den gerechten Stolz der Mitglieder der Gesellschaft ausmachten, und welche später dem British museum, wo sie sich noch jetzt vorfindet, übermacht wurde. Die Philosophical transactions begannen 1664—65 unter der Oberaufsicht des unermüdlichen Secretairs der Gesellschaft Oldenburg. Der Inhalt der ersten Nummer ist sehr bezeichnend für die damalige Zeit. Zuerst kommen Fragen und Beschreibungen, naturhistorische und physikalische Gegenstände betreffend; hierauf Vervollkommnung von optischen Gläsern in Rom, Beobachtungen über Jupiter; Beiträge zu einer Geschichte der Kälte; Aufgabe: die Länge vermittels einer Uhrmechanik zu finden; zum Schlusse Bericht über ein sehr seltsames monstruoses Kalb. Die Wunderbildungen oder Monstra waren damals an der Tagesordnung, oder vielmehr man hatte von der geheimnißvollen Kraft der Natur eine so hohe Meinung, daß selbst die kindischsten und unscheinbarsten Umstände die Idee von etwas Wunderbarem anregten.

Diese wichtige Sammlung der „Transactions" erschien anfangs in einzelnen Nummern, jenachdem sich hinreichender Stoff dazu fand. Zuerst gab es häufige Unterbrechungen, zuweilen aus Mangel an den nöthigen Fonds, dann wegen der Pest und des großen Brandes. Die siebente und achte Nummer wurden in Oxford gedruckt, da man sie in London nicht zu Stande bringen konnte. Zuweilen mußte der Secretair wegen mangelnden Materials zu allerlei Auskunftsmitteln seine Zuflucht nehmen; denn es scheint als ob die Mehrzahl der Mitglieder glaubte, es bleibe ihnen Wenig oder Nichts zu lernen übrig. In der Vorrede zum siebenten Bande heißt es: „Es scheint als ob der Gegenstand (d. h. natural philosophy) fast erschöpft sei." Dies war um 1693. Seit dieser Zeit wurden die „Transactions" regelmäßig fortgeführt; gegenwärtig erscheinen davon jährlich zwei Abtheilungen in Zwischenräumen von sechs Monaten. Jedes Mitglied der Gesellschaft hat Anspruch auf ein Exemplar, außerdem schickt die Royal society Exemplare an zahlreiche einheimische und auswärtige wissenschaftliche Vereine.

Zwischen die Jahre 1665—70 fällt die Errichtung des Greenwich observatory und die Anstellung von Flamsteed als des ersten königlichen Astronomen. Es gibt vielleicht kein zweites wissenschaftliches Institut in England welches sich seiner Obliegenheit auf eine wirksamere und nützlichere Weise entledigt hat als das genannte, welches der Royal society seinen Ursprung verdankte, und seitdem auch in ununterbrochener Verbindung mit ihr verblieb. Um diese Zeit begegnet uns zuerst der Name Newton's, welcher als 29jähriger Professor der Mathematik in Cambridge zu ihrem Mitgliede ernannt wurde. Eine seiner frühesten Mittheilungen in der Gesellschaft hatte zum Gegenstande die Beschreibung seines reflectirenden Teleskops, des ersten Instruments dieser Art, welches er der Gesellschaft übergab, in deren Besitz es sich noch heutigen Tags befindet. Bald darauf finden wir Papin mit seinen berühmten Experimenten, darunter die Bonedigesters, welche in gut verschlossenen Gefäßen bestanden, worin man aus Knochen Nahrungsmittel bereitete.

Im J. 1683 schlug Dr. Lister das Coloriren von Karten zum Behufe der Andeutung der verschiedenen Erdschichten (strata) vor, und legte so den ersten Grund zu den später vervollkommneten geologischen Karten. Zwei Jahre darauf starb Karl II., ohne jemals der Gesellschaft deren Stifter er war die Ehre seines Besuchs erwiesen zu haben; das einzige Zeichen seiner Protection das er ihr gab bestand in der Zusendung von einigen Geschenken. Im J. 1686 wurde der Gesellschaft das erste Buch in Handschrift von Newton's „Principia" überreicht. Halley übernahm dessen Druck auf eigene

Kosten, und verkaufte das Exemplar davon zu 12 Schill. Die erste und zweite Auflage waren rasch vergriffen. Im J. 1699 producirte Savery in einer Sitzung der Gesellschaft ein Modell von seiner Dampfmaschine, den ersten Keim zu einer Erfindung die seitdem in der menschlichen Industrie die größten Umwälzungen hervorgebracht hat. In dem Sitzungsbericht geschieht davon sehr lakonisch Erwähnung. „Mr. Savery", heißt es, „unterhielt die Gesellschaft von seiner Maschine, welche Wasser mittels Feuerkraft in die Höhe treibt. Man dankte ihm für sein Experiment, welches ganz der Erwartung entsprach und Anerkennung fand." Bald darauf erfolgte die Veröffentlichung von Papin's Entdeckungen, welche gleichfalls sich des Dampfes zur Vertheidigung von Städten, Trockenlegung von Sümpfen und Bewegung von Schiffen bedienten.

Im J. 1710 erstand die Gesellschaft, welche den Mangel eines zweckmäßigen, eigenen Gebäudes für ihre Sitzungen lange schmerzlich gefühlt hatte, ein Haus in Crane-Court, Fleet-Street, und verließ Gresham college. Die Lage des neuen Sitzungslocals war sehr passend für die Mitglieder der Gesellschaft. In einem der Räume stellte man das Museum auf, und während 70 Jahren diente dies Gebäude zum Hauptquartier der Wissenschaft. Seitdem würde es in das Scottish hospital umgewandelt, und soll gegenwärtig niedergerissen werden. In dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts sehen wir die Einführung der Pockeneinimpfung, die Entdeckung der Achsenbewegung der Erde (nutation) und der Lichtabirrung von Bradley. Während der nächsten 25 Jahre bemerken wir vor Allem die Erfindung der Chronometer, wofür Harrison die Copley-Medaille erhielt; die Versuche zur Luftreinigung in Schiffen und andern Räumlichkeiten durch Hales und Pringle, Experimente welche bis zum heutigen Tage noch kein vollständiges Resultat geliefert haben.

Die Periode von 1750 bis zur Thronbesteigung Georg's III. (1760) war reich an interessanten Ergebnissen. Franklin theilte seine Abhandlung über den elektrischen Conductor mit, wurde zum Mitglied der Gesellschaft ernannt, und wohnte dem engern Ausschusse bei. Dollond machte die werthvolle Entdeckung der achromatischen Linsengläser, denen wir die Vervollkommnung der Refractor verdanken. Im J. 1761 kam der zweite Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe vor, und die Gesellschaft beauftragte verschiedene Mitglieder mit der Beobachtung dieses Phänomens. Der dritte Durchgang der Venus 1769 veranlaßte die Absendung der Expedition nach der Südsee unter Capitain Cook, wozu der König 4000 Pf. St. beisteuerte; eine andere Expedition ging nach der Hudsensbai ab. Im J. 1773 fand der erste Versuch statt zur Entdeckung des nordwestlichen Durchgangs um die Küste von Amerika. Diese Reise wurde vom Capitain Phipps mit den Schiffen Carcaß und Racehorse unternommen, und obschon sie erfolglos blieb, so wurde doch schon im folgenden Jahre eine neue Expedition zu demselben Zwecke abgeschickt. Um dieselbe Zeit wurden viele der Entdeckungen Priestley's über die Luft gemacht. In einem seiner damals geschriebenen Briefe findet sich die erste Notiz von Kautschuk (India-rubber), sowie von seinem Plane in London elektrische Maschinen zu verkaufen. Priestley erhielt 1773 die Copley-Medaille, eine Anerkennung welche durch die fortgesetzten unwürdigen Angriffe auf diesen unermüdlichen Forscher viel von ihrem Werthe verlor. Im J. 1774 begann die Royal society ihre Reihe von Beobachtungen über das Barometer, Thermometer, Hygrometer, Wind und Regen, welche sie bis 1843 ununterbrochen fortsetzte, wo dieser Theil ihrer Functionen auf das Greenwich observatory überging. Zunächst haben wir die Versuche zur nähern Bestimmung der mittlern Dichtheit der Erde, welche aus der Attraction eines Berges nach einem Senkblei ermessen werden sollte. Obschon dies Factum zuerst durch französische Gelehrte ermittelt wurde, so schrieb doch Maskelyne eine Abhandlung darüber, welche ihn zunächst zu einer Reise nach Pertshire veranlaßte, wo er vier Monate in einer Hütte am Fuße des Shehallien zubrachte, während deren er seine Versuche anstellte. Die Gesellschaft schoß dazu 400 Pf. St. bei, und das Ergebniß dieses Versuchs wurde einige Jahre darauf durch den verstorbenen Francis Bailey bestätigt.

Seit 1780 verlegte die Gesellschaft ihren Sitz von Crane-Court nach ihrem gegenwärtigen Locale in Somerset-House, wo das Gouvernement ihr Säle einräumte, nebst einem Sitzungssaale und Bibliothekzimmer. Hierauf erfolgte die Entdeckung des Uranus von Herschel, die Analyse des Wassers von Priestley, Watt und Cavendish, die von General Roy 1784 begonnene trigonometrische Vermessung, deren Fortsetzung das sogenannte Ordnance survey bildet, die Herschel'schen Teleskope, Galvani's Entdeckungen und die Volta'sche Säule, Young's Untersuchungen über die Wellentheorie des Lichts, die Pendelschwingungen, Davy's und Wollaston's Entdeckungen, die Ausbildung der Geologie als Wissenschaft, im J. 1820 Babbage's Rechenmaschine, deren Construction, nachdem sie über 20,000 Pf. St. dem Staate gekostet, suspendirt wurde; gegenwärtig befindet sie sich in dem Museum von King's college in London. Schließlich erwähnen wir noch der Bridgewater-Abhandlungen, deren Verfasser zu wählen dem Präsidenten der Königlichen Gesellschaft das Recht zustand. So mag man denn behaupten, daß die Royal society von ihrem Ursprunge bis auf den heutigen Tag ein ausgedehntes wissenschaftliches Programm entworfen, mit dessen Ausfüllung sich noch viele Menschenalter zu befassen haben werden.

Die gegenwärtige Anzahl der Mitglieder besteht aus 828, einschließlich der 60 Ausländer und Ehrenmitglieder. Bei dem Eintritte verlangt man von jedem Mitglied 10 Pf. St. und einen jährlichen Beitrag von 4 Pf. St., oder ein gedrucktes Werk (composition). Zufolge einer neuerlichen Abänderung in den Statuten ist dem Ausschusse das Recht vorbehalten 15 Mitglieder aus der Zahl Derjenigen auszuwählen welche um die Zulassung sich melden. Wahrscheinlich geschah Dies um dem unbedingten Eintritte von Personen vorzubeugen die gar keine Anwartschaft auf diese Ehre haben, oder die blos aus Eitelkeit, um ihrem Namen das F. R. S. vorsetzen zu können, sich eindrängen.

Der kurze Abriß den wir hier mitgetheilt haben gibt nur eine sehr unvollständige Idee von dem mannichfaltigen Inhalte des im Eingange genannten Werks; sowol der allgemein gebildete als der wissenschaftliche Leser finden darin, nebst einer sehr reichlichen Anekdotenauswahl, ihre volle Befriedigung. Wenn wir an der Auffassungsweise unsers Verf. eine Ausstellung zu machen hätten, so beträfe sie den Punkt, daß Weld ein allzu großes Gewicht auf den Schutz der Regierung zu legen scheint. Medaillen und Decorationen mögen allerdings ihren relativen Werth haben, auch Geldunterstützungen an Gelehrte dazu beitragen ihren Verlegenheiten abzuhelfen und ihr Comfort zu vermehren. Jedoch, wenn es an der eigentlichen Lebenskraft mangelt, so reichen diese Mittel nicht aus, und hoffentlich wird die Zeit nicht allzu fern sein, wo das Bewußtsein sein Talent nützlich angewendet zu haben dem wissenschaftlichen Forscher einen reichlichern Lohn gewähren wird als selbst „das Lächeln der Könige". Was die gegenwärtige Nützlichkeit der Royal society betrifft, so bedarf es kaum der Behauptung, daß dieselbe in dem Maße sich vermindert hat als sich überall wissenschaftliche Gesellschaften für specielle Zwecke gebildet haben, und die Presse insbesondere ihre Wirksamkeit und ihren Einfluß nach allen Seiten hin verbreitet. Die Reviews, Magazines und andere gemeinnützige Zeitschriften erörtern und constatiren mit größter Schnelligkeit alle Erfindungen und Entdeckungen in den Naturwissenschaften lange bevor die königliche und andere wissenschaftliche Gesellschaften die Nachricht davon unter das Publicum bringen. Gleichwol mögen diese Gesellschaften ihren Werth behalten, wäre es auch nur um als Zufluchtsstätten für die wissenschaftliche Forschung und als Abwehr gegen den Andrang finsterer Zeloten und Vertheidiger veralteter Vorurtheile zu dienen. 42.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 176. — 24. Juli 1849.

Philoſophiſche Briefe über die Gegenwart.

I. An Immanuel Hermann Fichte.

(Beſchluß aus Nr. 175.)

Stahl hat vom Königthum geſagt: „Der König iſt der perſönliche Mittelpunkt aller Gewalt. Er iſt der obere Herrſcher von innewohnender Majeſtät, das Gefäß welches die göttliche Fürſorge die den Staat gegründet hat in ſich aufnehmen und mit eigener Geſinnung offenbaren ſoll. Er iſt die Kuppel des irdiſchen Baus, und ein Abglanz von oben ruht auf ihm. Er wird zur Glorie, wenn die Perſönlichkeit des Monarchen ihm empfangend entgegenkommt. Ein gottesfürchtiger und von Gott erleuchteter König iſt das Herrlichſte was es auf Erden geben kann.“ Wolan, ſo wollen wir Alle Könige werden! Iſt doch Jeder „ein Mittelpunkt“ des irdiſchen Daſeins, da in ſeinem Herzen alle Strahlen der Dinge zuſammentreffen, ein Spiegel des Univerſums, Alles auf ſich beziehend und ihm Werth gebend nach Dem was es für ihn iſt! Lebt doch Jeder als ein Original, als eine einzige und eigenthümliche Poſition des göttlichen Lebens, ſodaß ein Jeglicher eine beſondere Gabe und Gnade hat, und es nur auf ihn ankommt dieſe geltend zu machen, nicht ein Nachahmer zu ſein, und Das weniger gut zu wiederholen was ein Anderer ſchon beſſer gemacht hat, ſondern mit tiefſtem Wollen und ganzer ungetheilter Kraft Er Selbſt zu ſein, und er wird irgend Etwas thun was kein Anderer übertrifft, und wird, da Gott, das allgegenwärtige Centrum des Univerſums, auch in ihm waltet, an ſeinem Ort auch ein Gipfelpunkt, ein Höchſtes ſein. Der Abglanz von oben ruht auf aller Creatur, und wird überall zur Glorie, wo der Menſch ſich in Gott erkennt, und ein freiwilliger Diener des Ewigen, damit ein freier Vollender ſeiner eigenen Natur zu werden den Willen und den Muth hat. Auch uns „rühre Neid und Misgunſt gegen Andere nicht an“, weil wir in Allen ihre Eigenthümlichkeit achten, wie wir die unſere wollen anerkannt wiſſen, von ihnen das Ihre empfangend und ihnen das Unſere gewährend, alle zuſammen die reifen Früchte aller Arbeit genießend. Wir wollen Alle Könige werden und demüthig ſprechen wie Paulus ſpricht: „Von Gottes Gnaden bin ich was ich bin.“

Um es kurz zu ſagen, mein Ideal iſt nicht der Polizeiſtaat und nicht der Rechtsſtaat, nicht die Monarchie und nicht die Republik, ſondern die freie harmoniſche Geſellſchaft ſittlich ſchöner Individualitäten, das Gottesreich! Nach meinem Individualitätsprincip will ich die perſönliche Freiheit und deren volle Ausbildung, nicht ihre Beſchränkung, ſondern ihre Förderung. Kein fremder Wille ſoll mir gebieten, ich will der Gottesſtimme des Gewiſſens und dem Geſetz des Herzens folgen. Die Liebe ſei das Band der Gemeinſchaft, die keines äußerlichen Zwanges bedarf: denn indem die Einzelnen das Gute wollen, erſtreben ſie das Eine Rechte, Wahre; nur das Böſe, das Irrige iſt das Viele, wo Jeder ein Anderes im Sinn hat, im Guten und Wahren ſtimmen wir überein. Ob Einer allein oder ob eine Mehrzahl gebietet iſt einerlei, ich bin unfrei ſobald Etwas von mir verlangt wird das meiner Individualität nicht gemäß iſt; ja wie die Sachen jetzt ſtehen wird die Herrſchaft der vielköpfigen Menge nur ein Schiller'ſches Wort rechtfertigen:

Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn,
Verſtand iſt ſtets bei Wenigen nur geweſen.

Du wirſt mich nicht ſo gröblich misverſtehen als ob ich danach die Aufhebung aller geſellſchaftlichen Ordnung begehre, als ob ich, wie man mir Das ſchon nachgeſagt hat, durch Proclamirung einer allgemeinen Anarchie bewirken möchte daß das Volk mit gleichen Füßen in dieſen Himmel auf Erden ſpringe. Nur durch ſittliche Wiedergeburt und Bildung der einzelnen Perſönlichkeiten kann hier geholfen werden. „Brot und Bildung für Alle!“ iſt die Loſung meiner Genoſſen; aber was die Conſervativen in Frankreich dem Rufe nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit als ihre Trias entgegenhalten, Eigenthum, Familie und Ordnung, iſt gerade unſer Ziel. Wer die Perſönlichkeit will, und jeden Menſchen als ein Original anſieht, der erkennt auch daß dem Fürſichſein das Fürſichhaben entſpricht, daß die Individualität einer eigenen Sphäre ihrer Wirkſamkeit bedarf, daß durch den Beſitz die Sache in das Reich des Bewußtſeins erhoben, und der Innerlichkeit des Menſchen ein äußerer Ausdruck gegeben wird; darum nicht das Eigenthum aufzuheben iſt unſer Ziel, ſondern es allgemein zu machen, es Jedem zu ermöglichen. Nichts liegt uns mehr entgegen als der Communismus, der die Individualität in den Brei der Unterſchiedsloſigkeit auflöſt, und die Selbſtbeſtimmung durch ſein Commandowort aufhebt, der mir

die Arbeit zumißt nach der Elle der Mittelmäßigkeit, und mir die Genüsse anweist nach dem Sinne der Andern, der uns Alle in eine Uniform steckt, und dessen Gleichheit die des Elends und der Roheit für Alle sein würde. Wenn ich seine Sprecher über die Schäden der Gesellschaft reden und ihre Radicalcuren marktschreierisch anpreisen höre, dann fällt mir immer der Mann ein der von Wanzen geplagt ward, und um sie gründlich zu vertilgen sein Haus ansteckte und niederbrannte. Je mehr ferner Jemand seine Eigenthümlichkeit erkennt und ausbildet, desto inniger und tiefer wird sein Verlangen sein sie durch eine ihm entsprechende wahlverwandte Persönlichkeit zu ergänzen, und wo er einmal das Gegenbild seiner eigenen Natur gefunden hat, da will er es nimmer lassen, sondern nur ihm und ihm für immer in Liebe huldigen. Endlich soll allerdings die Regierwirthschaft, das policeiliche Maßregeln mehr und mehr verschwinden, und nach eigenem Willen der Betheiligten durch Associationskreise für die einzelnen Lebenszwecke gesorgt werden. Simon von Trier sagte eines Tags in der Paulskirche: die Volkssouverainetät sei vollständig blos dann gewahrt, wenn Jeder sich selbst vertritt; sie wäre, setzte er hinzu, gegenwärtig die unerquickliche Anarchie, für die Zukunft aber erachte er sie als höchste Blüte menschlicher Bildung. Ich stimme ihm vollkommen bei, und du wirst dich sofort erinnern, daß von einigen unserer Geister ersten Ranges ein Aehnliches schon angedeutet ward. Lessing sagte: „Sieh das Leben auf und in und um diesen Ameisenhaufen. Welche Geschäftigkeit und doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt, und Keines ist dem Andern hinderlich. Sie helfen einander. Die Ameisen leben in einer noch wunderbarern Gesellschaft als die Bienen, denn sie haben Niemand unter sich der sie zusammenhält und regiert. Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können, wenn jedes Einzelne sich selbst zu regieren weiß." Lessing gibt uns zu verstehen, daß ihm diese Zeit der freien Ordnung mit der des ewigen Evangeliums eintreten werde, auf das als auf das Christenthum der Vernunft er sicher hoffte. Ein Gleiches hatte dein Vater im Sinn als er den Satz aufstellte: daß der Zweck jeder Regierung nur der sei sich selbst unnöthig zu machen, und so verstehe ich auch das Schiller'sche Xenion, welches den besten Staat daran erkennen will, daß man von ihm nicht spricht. J. G. Fichte sagt weiter: daß das Rechtsgesetz, welches die Freiheit des Einen gegen die Störungen der Andern sicherstellt, seine Anwendung nur da findet wo das Sittengesetz noch nicht allgemein herrscht; nur als Entwickelungspunkt zu einem Reiche freier Sittlichkeit hatte ihm Staat und Kirche Bedeutung.

„Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben!" Das Rechtsgesetz ist nur der grobe Buchstabe der Sittlichkeit, die Feststellung derjenigen moralischen Gesetze ohne welche eine menschliche Gemeinschaft gar nicht bestehen kann, und deren Erfüllung darum von Jedem welcher in der Gesellschaft leben will gefodert und im Nothfall erzwungen werden muß; aber die äußern Zwangsanstalten werden um so mehr verschwinden, je höher die innerliche Tugend steigt, je allgemeiner die Bildung wird. Ein selbstbewußt-freies, sittlich-schönes Leben zu führen in harmonischer Entfaltung aller Kräfte der Natur und des Geistes, Das ist die Aufgabe des einzelnen Menschen wie der ganzen Menschheit, ihr Zweck, der Allen gemeinsam, nur in der Gemeinsamkeit zu erreichen ist, weil diese allein ihn den Einzelnen möglich macht. Das Gute nannte ich das Einige im Willen Aller, das Gewissen die gleiche Gottesstimme. Aber gut und frei kann der Mensch nur sein wenn ihm auch die Möglichkeit des Bösen gegeben ist, und indem er selbstsüchtig vom Guten abfiel, stand ihm dies jetzt als äußeres Gesetz gegenüber; indem die Einzelnen nur ihr besonderes Wohl suchten, löste sich das Band der Natur das sie umschlungen hielt, und mußten die Bestimmungen welche zu einem gemeinsamen Leben nöthig sind positiv festgesetzt und mit einer zwingenden Macht begleitet werden. Diese Norm und Ordnung des menschlichen Gemeinlebens ist das Recht, ihre Verwirklichung ist der Staat, der sich vom Standpunkte der Noth, Gewalt und Autorität zur Herrschaft des Gesetzes erhebt, und dann dazu fortschreitet Organismus der Sittlichkeit zu werden, in welchem für die materielle und geistige Cultur eines Jeden Sorge getragen, und ihm der Raum selbständiger Entwickelung gewährt, und so die freie Gesellschaft als das Ziel der Geschichte angebahnt wird, das Gottesreich der Wahrheit und der Liebe, das Christus zu stiften kam.

Der Staat wäre demnach, wenn du mir diesen theologischen Ausdruck vergönnen willst, eine Folge des Sündenfalls, eine Fessel für den bösen Willen, ein Schirm für die Guten. So sieht ihn auch Guizot an, darum bekämpft er die Demokratie, und will das Volk durch eine starke Regierung gezügelt und geleitet haben. Aber woher diese Regierung nehmen als aus dem Volk? Seit wann sind denn die Reichen, deren alleinige Wahl- und somit Herrschberechtigung Guizot verficht, auch die Sittlichen und vorzugsweise Sündlosen? Christus war bekanntlich ganz anderer Ansicht, hatte auch selber nicht wo er sein Haupt hinlegte. Es sagt einmal Jemand vom Verfertigen der Kanonen: man nehme ein Loch und gieße Metall darum; ich würde sagen Das sei jene aristokratische Staatskunst, wenn die scheußliche Corruption, die sie in Frankreich zu Tage gefördert, und wodurch sie eine Revolution als reinigendes Wetter heraufbeschworen, ihr nicht ein noch schlimmeres Zeugniß gäbe. Aristoteles thut einmal den echt griechischen Ausspruch: man würde gern Einem gehorchen der so schön wäre wie die Bildsäulen der Götter; Guizot's Herr und Meister, der schlaue Dynast, hatte auch dies Kennzeichen nicht aufzuweisen.

Gemäß den Kategorien der Einheit, des Unterschieds und der Harmonie oder der ihnen entsprechenden logischen Formen des Begriffs, Urtheils und Schlusses glaube ich drei große Perioden der Menschengeschichte annehmen zu können: ein Kindesalter der Unschuld und

des einheitlichen Gefühls, das als goldenes Zeitalter oder als Paradieseszuſtand den Menſchen in der Erinnerung geblieben iſt, eine Periode der noch unentwickelten, aber friedlich dahinlebenden Natur, eine Zeit des Vernunftinſtincts; dann die Scheidung der Völker, die Herrſchaft des Unterſchieds, des Urtheils, wo die einzelnen Seiten und Kräfte des Menſchen ſich geltend machen, einſeitig, im Kampf, ſodaß die Idee der gleichen Menſchheit verloren geht, und ein Volk das andere nicht mehr verſteht, und in den Fremden Feinde und Barbaren ſieht. Indem Chriſtus jene Idee wiederfindet, iſt er der Mittelpunkt der Geſchichte: von ihm aus beginnt das Reich der Harmonie; aber noch ringt es nach Geltung, und erſt wenn er in Allen lebendig, wird es ganz in die Wirklichkeit treten. Alsdann hat die Menſchheit ihre Beſtimmung erreicht, iſt durch eigene Arbeit zu ihrem Urſprunge zurückgekehrt, verwirklicht nun ihr Weſen mit bewußter Vernünftigkeit.

Es mag bis dahin noch manches Jahr vergehen, aber wir haben ja auch noch eine lange Zeit vor uns. Und wohl uns, es kann jetzt ſchon ein Jeder, der es nur will, Bürger dieſes ſchönen Reichs der Zukunft ſein; es iſt zwar noch eine unſichtbare Geſellſchaft gleich der unſichtbaren Kirche; aber Jeder kann ſich ſelbſt in ſolche aufnehmen der die ſittliche Wiedergeburt in ſich vollzieht, der Wahrheit, der Schönheit huldigt, die Liebe zur Triebfeder ſeiner Handlungen macht. Flüchten wir uns, lieber Freund, bei den Wirrniſſen der Politik in dieſe unſichtbare Geſellſchaft, machen wir durch freie Menſchenbildung Propaganda für ſie, ſtets bereit auch in die Thätigkeit des öffentlichen Lebens einzugreifen, wo das Volk uns ruft, und man unſere Stimme hören will. Es iſt uns doch ſeit einem Jahr ein ganz anderes Verſtändniß der Geſchichte aufgegangen als wir vorher hatten, wir haben uns in neuen Sphären bewegt, neue Kräfte geübt; dieſen Gewinn kann uns auch keine Reaction entreißen. Und ſo ſchließe ich auch an trübem Tage guten Muthes und philoſophenruhig mit einem Sonett als einem Symbolum, an dem du den Gaſtfreund erkennen wirſt auch ohne daß ich meinen Namen unterzeichne.

Ein ſchönes Loos auf ſtolzgeſchwung'nem Flügel
Nach eig'nem Sinn durchs All dahin ſich tragen,
Nach eig'nem Ziel zu lenken ſeinen Wagen,
Feſt in der Hand der Lebensroſſe Zügel.

Ein ſchönes Loos gleich einem blanken Spiegel
Das Bild der Welt mit innigem Behagen
Rein aufzunehmen, ruhig, ohne Klagen,
Wie auch ſich löſt der Schickſalsbücher Siegel.

Doch ob nach dir du frei die Welt geſtaltеſt,
Ob du nach ihr des Herzens Kelch entfaltеſt,
Bewahre dir nur zu dir ſelbſt die Treue:

Dann beut der Schmerz auch edle Seelennahrung,
Und quillt aus Leid und That die Offenbarung
Wie inn're Wachsthum ewig uns erfreue.*)

58.

*) Eine Fortſetzung dieſer „Philoſophiſchen Briefe über die Gegenwart" geben wir im nächſten Monat. D. Red.

Ueber Deutſchland.

„Ueber Deutſchland" kann eine lockende Aufſchrift ſein, und ein Werk des Titels:

Germany; her resources, government, union of customs, and power under Frederick William IV. With a preliminary view of the political condition of Europe and America in 1848. By *John Macgregor*. London 1849.

aus der Feder eines engliſchen Parlamentsmitglieds und geachteten Schriftſtellers verdient ſchon daß man hineinblickt. Vieles darin, und zwar der eigentliche Kern des Buchs begegnet dem Leſer allerdings nicht zum erſten mal, iſt wenigſtens der ſtatiſtiſchen Welt aus des Verf. „Commercial tariffs" bekannt, gibt ſich aber hier als erwünſchtes und dankenswerthes Ganzes. Daß eine ſolche Stimme ſich ein Recht erworben über die politiſchen Zuſtände in Europa und Amerika von 1848 ein Wort zu ſagen, wie der Verf. es in ſeinem „Preliminary view" gethan, leidet wol keinen Zweifel. Und wie er es gethan erörtert er nicht blos Zeitfragen vom höchſten politiſchen Intereſſe, ſondern ſtellt ſie auch auf den feſten Boden hiſtoriſcher Forſchung. Kommt er hier ebenfalls auf Manches zurück worüber er bereits in „The resources and statistics of nations" ſowie in ſeinem „Progress of America" geſprochen, ſo war Das anſcheinend unvermeidbar, und berechtigt keinenfalls Diejenigen zu einem Tadel welchen die genannten Werke bisher fremd geblieben. Er hat ſein intereſſantes Vorwort in vier Abtheilungen geſchieden: „Fortſchritt der Civiliſation"; „Epochen der Civiliſation"; „Einwirkungen der amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolutionen", und „Neueſter Zuſtand von Europa und Amerika." Dies ſind vier weitſchichtige Themas, deren jedes einzelne zu erſchöpfender Behandlung viel, ſehr viel Wiſſen und ungewöhnliche Geiſteskräfte erheiſcht, von beiden Artikeln vielleicht mehr als der Verf. eignet. Doch hat auch eine allſeitige Erwägung und ein vollendeter Abſchluß offenbar nicht in ſeinem Zwecke gelegen. Was er bietet ſind beachtenswerthe Mittheilungen aus den reichen Vorräthen einer ungemeinen Beleſenheit, praktiſcher Erfahrung und geprüfter Anſichten, beſonders ſcharf und ſchlagend in ſeinen Aeußerungen über Europas und Amerikas Gegenwart. Da es bei der Oekonomie d. Bl. unthunlich iſt dem Verf. durch ſeine ganze Schau oder auch nur in ſeinen Auslaſſungen über Deutſchland Zeile für Zeile zu folgen, ſo genüge „ein Stein des Gebäudes".

„Als jene unerwartete Verſchmelzung wechſelſeitigen Handelsverkehrs, der ſogenannte Zollverein, nach dem Ausdruck der Diplomatie un fait accompli, d. h. eine praktiſch thätige Wirklichkeit geworden war, erkannte ich ſofort in dieſem ſocialen und commerziellen Bunde mit Hinſicht auf die nächſte Zukunft Deutſchlands eine große politiſche That, die unter kluger Leitung dem Lande zum größten und in ihrer Einwirkung zum dauernden Segen gereichen müſſe. Er verknüpfte materielle und moraliſche Intereſſen, indem er vom Geſtade des Baltiſchen Meers bis an die Grenzen Böhmens, Tirols und der Schweiz, von den öſtlichen Zollinien Frankreichs und Belgiens bis zu den weſtlichen Marken von Ruſſiſch-Polen alle bis dahin geſtandenen Schlagbäume niederriß. Je tiefer ich in die Geſammtgeſchichte des deutſchen Volks eindrang, ſeiner Einzelregierungen, ſeiner fortſchreitenden Intelligenz und ſeiner in Leipzig erſcheinenden Pfennigmagazine und ähnlicher Werke, deſto klarer wurde es mir, daß die Furchtherrſchaft des Despotismus ſich ihrem Ende nahe. Von dieſem Regimente war Franz I. von Oeſtreich der letzte monarchiſche Typus. Er ſchauderte, vor ſeinem Scheiden aus dem Kreiſe der irdiſchen Fürſten, in dem Glauben an die Erfüllung des Spruchs: «Après moi le déluge», und in der Heftigkeit ſeiner Angſt rief er klagend: «Alles iſt verloren! Alles iſt verloren!» Sein Tod und die Errichtung des Zollvereins trafen ziemlich in dieſelbe Zeit. Gleichzeitig tagte über Deutſchland die Herrſchaft echt praktiſcher bürgerlicher und religiöſer Freiheit, hoffentlich nicht die einer unausführbaren Adminiſtration." 2.

Bibliographie.

Bäßler, F., Heldengeschichten des Mittelalters. Ihren Sängern nacherzählt. Mit Illustrationen von L. Burger und Unzelmann. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Der gute Gerhard. Deutsche Volksnovelle aus dem Mittelalter. Berlin, Decker. Gr. 16. 10 Ngr.

Fürstenhaupt, A., Georg Sabinus, der Sänger der Hohenzoller'schen Dynastie. Eine litterargeschichtliche Skizze im Rahmen des 16. Jahrhunderts. Berlin, Gebauer. 8. 5 Ngr.

Galba, J., Allgemeine Lebensphilosophie. Wien, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Hersch, H., Thekla. Gesänge der Liebe. Bonn, Wittmann. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Jahr 1848. Ein Beitrag zur Geschichte des Kön. Preuß. 7ten Infanterie-Regiments. Schweidnitz, Weigmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Keller, E., Werner, oder: Das Opfer des Pietismus. Romantisches Lebensgemälde aus der Zeit. Zwei Theile. Oschatz, Oldecop's Erben. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Liebner, T. A., Die christliche Dogmatik aus dem christologischen Princip dargestellt. 1ster Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Christologie oder die christologische Einheit des dogmatischen Systems. 1ste Abtheilung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

F. v. Logau und sein Zeitalter. Geschildert in einer Auswahl aus dessen Sinngedichten. Frankfurt a. M., Lizius. 8. 15 Ngr.

Papon, A., Lola Montes, Memoiren, nach vertrauten Briefen des Königs von Bayern und der Lola Montes und bis jetzt noch unbekannten Poesien und Documenten, politischen und literarischen Inhalts. Ins Deutsche übersetzt von F. Lichterfeld. 1ste Lieferung. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 12 Ngr.

Rudelbach, A. G., Christliche Biographie. Lebensbeschreibungen der Zeugen der christlichen Kirche als Bruchstücke zur Geschichte derselben. 1ste Lieferung: Thascius Cäcilius Cyprianus. Leipzig, Dörffling u. Franke. Lex.-8. 12 Ngr.

Schweidler, W., Anleitung zum Studium des öffentlich-mündlichen Verfahrens in Strafsachen. 1ste Abtheilung. Olmütz, Hölzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Seegebart's, Feldprediger J. F., Tagebuch und sein Brief an J. D. Michaelis, ein Beitrag zur Geschichte des ersten Schlesischen Krieges, herausgegeben von K. R. Fickert. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Singer v. Mossau, Anna Renata, die letzte deutsche Hexe. Ein Geschichtsbild dargestellt zur Erinnerung an den nunmehr hundertjährigen Niedergang eines langen und grauenvollen Irrwahns und an die Befreiung von der Schmach wälscher Inquisition in Deutschland. Nebst einem Abriß der Geschichte der Hexenprocesse im Allgemeinen und beiliegenden Actenstücken so wie einem sächsischen Hexenprocesse aus dem 17. Jahrhundert. Leipzig, Serig. Gr. 8. 10 Ngr.

Stein, C., Die Geschichte der deutschen Bauernkriege für das Volk erzählt. 1stes Heft. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 3 Ngr.

Waitz, R., Der herzogliche Park zu Gotha von seiner Entstehung bis auf die jetzige Zeit. Herausgegeben von Eyserbeck. Gotha. 8. 10 Ngr.

Zum Rechte der Geisteskranken. Benamung und Begriffsbestimmungen der Geisteskrankheiten im Allgemeinen Preußischen Landrecht. Arnsberg, Grote. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Das Dresdner Blutbad. Oder des Volkes Erhebung und Fall zu Dresden. Eine parteilose Schilderung des im Mai 1849 zu Dresden stattgehabten Kampfes. Von einem Augenzeugen. 2te Auflage. Bautzen, Reichel. 8. 2 Ngr.

Evers, G., Die deutsche Nationalversammlung und die deutschen Regierungen. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 3¼ Ngr.

Frosch, R., Ansichten und Vorschläge zur Verständigung über die Reorganisation und Union der evangelischen Kirche. Brieg, Schwartz. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Jahre 1846—1868 in ihren wichtigen Bedeutungen. Aus den Papieren des jüngst verstorbenen Benedictinermönches Albertus. Hoyerswerda, Erbe. 8. 2 Ngr.

Das neue protestantische Kirchenregiment Mecklenburgs und die kirchlichen Gemeinden. Von K. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 4 Ngr.

Krause, C., Der Aufruhr in Dresden am 3., 4., 5., 6., 7., 8. und 9. Mai 1849. Nach amtlichen Quellen dargestellt. 4te mit einem Nachtrag vermehrte Auflage. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 6 Ngr.

Nitzsch, G. W., Ueber Reform der Gymnasien als allgemeinerer Bildungsanstalten. Ein pädagogisches Gutachten mit Bezug auf die Gymnasialanstalten Schleswig-Holsteins und die Projecte der Rendsburger Lehrerversammlung. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 8½ Ngr.

Propheten-Harmonie oder Uebereinstimmung der Weissagungen des Holzhauser, Ricci, Herrmann v. Lehnin, Methodius, Malachias, Spiel-Bähn, Joh. v. Lilienthal und anderer bewährter Propheten in ihren Aussagen über das sechste Stadium der katholischen Kirche, so wie über die Person des Monarchen und die Zeit seines großen Auftretens, nachgewiesen von einem Weltpriester. Paderborn, Schöningh. 8. 2½ Ngr.

Riehl, W. H., Nassauische Chronik des Jahres 1848. Das ist: Die Geschichte der Erhebung des nassauischen Volkes. Wiesbaden, Schellenberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schlesier, C., Ansprache an die christlichen Gemeinden Anhalts in Bezug auf §. 23 und §. 24 unserer Verfassung. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 1¼ Ngr.

— — Das Verfahren der Gegner des §. 24 unserer Verfassung. Ebendaselbst. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Sievert, C., Beschreibung des Kampfes in Dresden vom 5.—9. Mai, seiner Strategie und Taktik. Mit einem Plane der Stadt Dresden. Neustadt-Ew. Gr. 16. 5 Ngr.

Spiel-Bähn der Prophet. Die merkwürdigste Prophezeihung auf unsere Zeit und Zukunft. Nach einem alten Manuscripte. 5te, nach dem Wortlaute des betreffenden Manuscripts mit den fehlenden Versen der frühern Ausgaben erweiterte Auflage vom alleinigen Eigenthümer des Urtextes W. Schrattenholz. Bonn, Habicht. 12. 3 Ngr.

Stelzhamer, F., A. E. I. O. U. oder: Des Kaisers zweite Flucht. Politisches Volkslied. Linz 1848. 8. 1½ Ngr.

Ueber den Entwurf des Mecklenburgischen Staats-Grundgesetzes wie solcher im fünften Bericht des Verfassungs-Ausschusses der Abgeordneten-Kammer zu Schwerin vorliegt. Von K. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Ueber die practische Friedensbasis zwischen Deutschland und Dänemark. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 4 Ngr.

Ueber Verbesserung der Gefängnisse und die Einführung des Strafsystems der Einzelhaft. Von einem Justizbeamten. Mit besonderer Beziehung auf Kurhessen. Hanau, Edler. 8. 3½ Ngr.

Was hat der Entwurf der Verfassung des deutschen Reichs der drei Regierungen an der Frankfurter Verfassung und dem Wahlgesetze abgeändert? Eine Zusammenstellung der differirenden Paragraphen. Nach den amtlichen Ausgaben abgedruckt. Posen, Merzbach. Gr. 16. 2½ Ngr.

Wasserschleben, H., Das Kirchenregiment und die bevorstehende Reorganisation der evangelischen Kirche. Ein kirchenrechtliches Gutachten. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Wirth, J. G. A., Letztes Wort an die Deutsche Nation. Mit Randglossen von M. Wirth. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 177. — 25. Juli 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Erſter Artikel.

Der Reichthum des geiſtigen Lebens wie er ſich in den Literaturen der Völker darſtellt hat für Denjenigen der tiefer in denſelben eindringt etwas unendlich Wohlthuendes, aber, man kann es nicht leugnen, auch etwas Beunruhigendes. Das Wohlthuende liegt darin, daß man durch den Blick in jenen Reichthum über das oft ſpärlich Zugemeſſene, über das Beſchränkende der Einzelexiſtenz hinausgehoben wird, daß man einmal für allemal ſich davon überzeugt welche wichtige Aufgaben dem menſchlichen Geſchlechte geſtellt, aber auch welche Löſungen ihm vergönnt ſind, und wie trotz aller Ungunſt der Umſtände durch immer wieder hervortretende bedeutende Leiſtungen von Geſchlecht zu Geſchlecht ein baarer Gewinn geſetzt wird, der einen bleibenden Werth in Anſpruch nimmt, und ohne allen Zweifel auf ein Geſammtreſultat der Geſchichte hinweiſt, auf einen letzten Sieg, welchen nicht die Barbarei ſondern die Cultur davontragen wird. Das Beunruhigende jedoch welches jener Reichthum veranlaſſen kann macht ſich darin geltend, daß der Einzelne oft nicht einſieht wie er ſolchen Reichthum bei der Kürze des Menſchenlebens ſich aneignen ſoll, und wenn er auch von ſich abſehen wollte, wo das Geſetz verzeichnet iſt, beſonders aber wie es beſchaffen ſein dürfte, nach welchem nichts Werthvolles aus dem Ganzen der Menſchheit verloren geht, ſondern irgendwie ſeine Frucht bringt, und auch womöglich ſeine gerechte Würdigung findet. Dieſes Letzte zumal ſcheint von großer Wichtigkeit zu ſein. Denn es möchte allerdings des Geiſtes der die Menſchheit beſeelt und raſtlos vorwärts treibt einzig würdig befunden werden das Bewußtſein über das Weſen der Welt und die Bedeutung dieſes Weſens immer weiter auszudehnen, und ſich in ſolchem Bewußtſein auch immerdar zu erhalten. Es iſt aber nicht blos der Reichthum des Dinglichen oder der Reichthum der Ereigniſſe welcher uns feſſelt, und den wir nicht bewältigen können, es iſt auch vor Allem der Reichthum des Individuellen, der Reichthum menſchlicher Eigenthümlichkeit, welcher uns in Erſtaunen ſetzt je weiter wir vordringen, und der in ſeiner Unüberſehlichkeit uns faſt beſorgen läßt — beſonders unter den Wechſelfällen unſers heutigen politiſchen Nervenfiebers und den wildeſten Ausbrüchen fanatiſcher Roheit — es könnte denn doch manches bedeutende Individuum bei der Fülle der Erſcheinungen völlig unbeachtet bleiben oder doch ſchnell wieder vergeſſen werden.

Nun iſt es zwar vor Allem die Aufgabe der Nationalliteratur wenigſtens innerhalb der Nation eine Sicherſtellung zu leiſten in Betreff des Erwähnten. Allein auch hier tritt ſchon wieder dieſelbe Schwierigkeit ein wie die iſt welche wir ſoeben herausgeſtellt haben. Der einzelne Literaturhiſtoriker, und der charakterfeſte vielleicht am erſten, bringt gleichfalls ſeine Lieblingsanſichten mit, nach denen er gewiſſe Schöpfungen über Gebühr in den Vordergrund drängt, viele andere dagegen mit allgemeinen abſprechenden Bemerkungen beſeitigt oder wol gar völlig vernachläſſigt, ohne zu bedenken daß ſie aus Individualitäten hervorgingen die ungeachtet großer Abnormität, krankhafter Richtung dennoch durchaus Original waren, und einen Einfluß übten der in der gegenwärtigen Cultur immer noch fortgeſtaltende Kraft hat. Wer könnte ſich z. B. dabei beruhigen wie in ſo mancher Literaturgeſchichte Schriftſteller wie Klinger oder Hippel oder Hamann oder Hölderlin abgefertigt, nach allgemeinen Kategorien geſtreift werden, oder wie man nun gar viele Andere, in denen oft das intenſivſte, zarteſte Seelenleben waltete, ſodaß ſie für ein ganzes Zeitalter der Flüchtigkeit und Roheit Erſatz geben, wie man die nun auch in einer ſolchen Literaturgeſchichte faſt rudelweiſe zu beſeitigen weiß oder völlig unerwähnt läßt.

Aber wie es häufig der Fall iſt, ſo liegt auch hier gerade in Dem was das Uebel nährt auch ſchon wieder Dasjenige was es entfernt. Der Reichthum des geiſtigen Lebens, welcher ſo Vielem den Untergang und Vergeſſenheit droht was werth wäre erhalten zu bleiben, und im Andenken der Menſchen fortzudauern, iſt es auch wieder welcher für ſeine eigene Erhaltung wirkt. Denn gerade durch die Vielgeſchäftigkeit ſo vieler wirkenden Kräfte, ſo vieler Individuen, von denen jedes ſeine eigenen Bevorzugten und ſich ſelbſt zur Erſcheinung bringt, wird es gar nicht mehr dem Belieben des Einzelnen anheimgeſtellt zu entſcheiden was beachtet oder erhalten werden ſolle und was nicht, ſondern es entſteht jetzt vielmehr eine ſo umfangreiche Gegenſeitigkeit, ein ſo Alles,

auch das Verborgenste aufstörender Culturverkehr Aller mit Allen, daß jenes Gesetz der Gerechtigkeit und Anerkennung nach welchem wir suchten nirgend im Besitze des Einzelnen mehr ist, und deshalb auch nie blos von ihm erfüllt wird, wol aber im Besitze aller Bessern zusammen. Daher denn auch die Erfüllung solchen Gesetzes von der Wahrheitsliebe und Tüchtigkeit der Einzelnen zusammen abhängt, indem Jeder sich durch seine eigene Gediegenheit tragen hilft wie er wieder von Andern getragen wird. Sonach ist die Vertheilung der Arbeit, dem Talente und Berufe des Einzelnen gemäß, von der unsere Zeit auf einem andern Gebiete so viel zu sprechen pflegt, auch auf dem des Geistes und der Cultur überhaupt von so großer Wichtigkeit, sowie auch die Biographie und Selbstbiographie, das Memoire, die Charakteristik des Isolirten, die Veröffentlichung des Nachlasses eigengearteter Naturen, die Mittheilung von Briefen für die Erfüllung jenes Gesetzes von äußerst segensreichem Einflusse sind, damit Jedem der sich eines tüchtigen Strebens, einer eigenthümlichen Weltansicht zu erfreuen hatte Gelegenheit gegeben werde vor oder nach seinem Tode sein Recht selbst zu führen, oder damit ein Anderer für ihn in die Schranken trete, und so die bloße Zufälligkeit der Kenntnißnahme, welche mehr oder weniger immer Barbarei ist, völlig gestört werde. Erst auf diesem Wege reifen wir einer Gerechtigkeit und Vollständigkeit der Culturgeschichte entgegen welche ein socialeS Werk ist, und nicht mehr das bloße Thun und Treiben des Dilettanten oder des einzelnen Gelehrten, und es entsteht auf diese Weise zuletzt für die Menschheit eine Congruenz zwischen ihrem Inhalt und ihrer Erscheinung, zwischen dem innern und dem öffentlichen Leben, welche nicht blos die wissenschaftliche und künstlerische Cultur, sondern auch die verhältnißmäßig vollständige sittliche Gesundheit der Gesellschaft zur unausbleiblichen Folge hat oder vielmehr dieses Wohlsein schon selbst ist.

Besonders nun fodern eine solche Erweiterung der culturgeschichtlichen Darstellung wol diejenigen hervorragenden Individualitäten welche zwar während der ersten Periode ihrer Entwickelung den Ausdruck ihrer Eigenthümlichkeit dem Publicum übergaben, dann aber durch dringende Umstände veranlaßt sich zurückgezogen, und jetzt in der Verborgenheit und meistens schweigend ihr Persönliches vielleicht am reinsten herausarbeiteten, jedoch auch die Sympathien mit Andern von jetzt ab mit um so größerer Selbständigkeit pflegten. Erfreuten solche schon früher, eben weil sie von dem Herkömmlichen zu abweichend waren, sich keiner zu großen Beachtung, so wurden sie während ihrer Zurückgezogenheit von den Meisten fast der Vergessenheit überwiesen, ohne daß man zu ahnen vermochte daß die Vergessenen in der Stille noch erfolgreicher als früher an ihrer Vollendung arbeiteten, aber auch das Wohl und Wehe ihrer Mitmenschen unausgesetzt am Herzen trugen, sodaß jene Vergessenen erst mit ihrem Tode der Welt wieder ins Andenken traten, und von der noch spätern Nachwelt vollends den Trefflichsten ihrer Zeit beigesellt werden dürften. Dieses zuletzt Gesagte besonders leidet seine volle Anwendung auf Karoline von Woltmann. Diese Frau ist bis dahin weniger bekannt geworden als es der Reichthum ihres Geistes, der Adel ihres Herzens, das Hervorragen ihres ganzen schriftstellerischen wie menschlichen Charakters verdienen. Sie selbst hatte freilich auch längst auf allen bloßen Tagesruhm verzichtet, und zwar aus tiefer Einsicht in Das was allein dem Menschenleben bleibenden Werth ertheilt. Sie fand während ihrer letzten Jahre, ungeachtet sie die großen Umwälzungen des Tages — deren unerhörteste sie dennoch nicht mehr erleben sollte — mit dem frischesten Interesse und dem reifsten Urtheil verfolgte, fast nur in der strengsten wissenschaftlichen Arbeit und in Freunden die sie zu verstehen vermochten ihre Welt. Aber wie sie sich entwickelte, wie sie während der Körper immer schwächer wurde fast zusehends an Geist, an Willenskraft erstarkte, wie sie an Energie und Bestimmtheit des Urtheils in einer Weise fortschritt die in ihr beinahe den Mann offenbarte, wenn das weichste Gemüth und die receptivste Nerventhätigkeit an dem Weibe hätten zweifeln lassen: so führte sie für sich selbst wol den sprechendsten Beweis, wie man gerade dann noch die Hauptphase des Lebens in sich durchmachen könne, wenn man vom Schauplatze der Welt bereits abgetreten sei, und wie man gewiß sein dürfe erst recht für die Unvergänglichkeit der Existenz zu arbeiten, wenn man im höchsten und umfassendsten Sinne für das Sterben sich vorbereite.

Dieses eben Gesagte ist wichtiger für den Charakter der Frau von Woltmann als man bis jetzt vielleicht schon zugeben wird. Das letzte Stadium ihres Lebens war ihr reichstes, weil sie jetzt als Witwe, und als eine so geistvolle, vielseitig gebildete Frau im besten Sinne des Wortes sich selbst lebte, weil sie sich jetzt in dem Grade in sich selbst concentrirte, sich sogar über sich und alles äußere Geschehen erhob, und doch in ihrer äußerlich zuletzt so kleinen Welt voll gesundester Lebenslust blieb, voll reger Empfänglichkeit für die Schicksale Anderer, ungeknickt an idealer Stärke, ungeneigt zu jener unwürdigen Anspruchlosigkeit und Furcht so vieler Frauen: etwa nicht gleichen Schritt halten zu können mit den Männern da wo es sich um die Lösung großer Probleme handelte. Aber in allen diesen Eigenschaften zeigte sich Karoline von Woltmann ohne alle Ueberspanntheit, vielmehr war sie zugleich mit einer Art Zärtlichkeit zugekehrt auch dem weiblichen Kleinleben, weiblicher Fürsorge für das Unbedeutendste, worin Frauen so liebenswürdig sein können, ganz und gar Frau bis auf Lebhaftigkeit aber auch Ausdauer des Gefühls, der Empfindung, oft voll kindlichster Naivetät. Ungeachtet sie so entschieden dem Geiste lebte, und Das was an der Endlichkeit Tand ist hinlänglich kannte und verachtete, so hatte sie sich doch die Grazie des Erscheinens bis auf die Kleidung hin stets erhalten. Und diese ganze Vielseitigkeit mußte man an ihr um so mehr bewundern, als der Schmerz um ihren Gemahl (er starb bereits 1817) wol

nie von ihr gewichen war, und sie fast grundsätzlich allem Vergänglichen entrückt hatte, sodaß dieser Schmerz auch unverkennbar wie ein schwarzer Faden durch ihre Schriften, besonders durch ihre Briefe hindurchgeht, welche sie fast immer schwarz siegelte: eine Gewohnheit die beinahe auf ein Gelübde hindeutet, wie dergleichen Frauen nicht selten Bedürfniß zu sein pflegt.

Doch es ist Zeit nach diesen allgemeinern Bemerkungen nun auch einiges Speciellere beizubringen, soweit dieses dem nahe betheiligten Verfasser nach einem so herben Verluste schon jetzt möglich sein sollte. Ich gestehe aufrichtig, daß ich die nähere Kenntniß einer so außerordentlichen Persönlichkeit wie die der Frau v. Woltmann ebenfalls der Barbarei des Zufalls, wie er noch vielfach in der literarischen Welt entscheidet, zu verdanken habe. Der literarische Name der trefflichen Frau war mir zwar längst bekannt geworden. Da wurde mir 1842 das — so viel ich weiß — letzte Buch der Frau v. Woltmann mitgetheilt, welches sie nach langem Schweigen der Oeffentlichkeit übergeben hatte. Es ist naturwissenschaftlichen Inhalts im weitern Sinne des Wortes und hat den Titel: „Das Lebensgesetz, die Formen und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens", mit dem Motto: „Denn wo die Lieb' erwacht, da stirbt das Ich, der dunkele Despot." Ich wurde nun durch das genannte Werk so gefesselt und für dasselbe eingenommen, daß ich alsbald im „Königsberger Literaturblatt" eine Anzeige davon gab, selbige der Verfasserin zusandte, welches denn bis zu ihrem Lebensende einen mehrfachen literarischen Austausch zur Folge hatte, von dem ich mich als ein theures Denkmal von der außerordentlichen Frau die seelenvollsten Briefe aufbewahre. So gedenke ich denn im weitern Verlaufe dieser Darstellung, nach Erwähnung einiger äußerlicher Notizen, und darauf folgender weitern Charakteristik, Manches aus ihren Briefen mitzutheilen, soweit zu berücksichtigende Umstände schon jetzt Dieses erlauben. Es beabsichtigt aber per Verf. mit dieser ganzen Ausführung in keiner Weise etwas durchaus Zusammenhängendes oder Erschöpfendes zu geben, sondern er will nur darauf hindeuten wie wir in Frau v. Woltmann eine der charaktervollsten deutschen Frauen verloren haben, die es werth wäre weiter auch in dem heutigen Deutschland gekannt zu werden — welches wol am erfolgreichsten dadurch erlangt würde, daß man eine Sammlung ihrer Schriften unternähme, und zwar mit Inbegriff alles Dessen was von ihr bis dahin gedruckt worden, und Dessen was sich im Nachlaß etwa noch vorfinden sollte. Niemand aber wäre wol geschickter und sachkundiger zu einem solchen Unternehmen als Varnhagen von Ense, dessen Leistungen auch in derartiger Zusammenstellung mit Recht einen classischen Ruf erhalten haben, wie er die Verstorbene auch bis in die letzte Zeit hin persönlich gekannt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere politische Poesie. *)

Da sind denn Stimmen aus allen Theilen des lieben Deutschlands, von Wien nach Kiel, von Frankfurt nach Gotha, von Halle nach Schwerin! Da entladet sich in Versen die gute und schlechte Gesinnung, es ertönt der Unkenruf der Reaction sowie das Schmettern der Lerche der Freiheit. Betrachtet man alle diese Büchlein und Verse mit ihren Bestrebungen und Absichten, mit ihren Gegensätzen und Feindschaften, so hat man ein flüchtiges Bild des zerfahrenen, zerrissenen deutschen Lebens wieder. Alle Parteien drängen sich da vor, und geben ihre Stimme ab: die einen mit Maß und Bedacht, die andern mit Ueberschwenglichkeit und Sentimentalität, und wieder andere mit Gift und Aerger. Gebe doch Gott, daß nicht aufs neue alle die Verstimmungen des politischen und socialen Lebens sich in die Literatur wieder zurückwerfen, daß sie vielmehr am wirklichen Leben sich abarbeiten, und an diesem ihre Kraft zu bewähren suchen: denn für die Poesie entspringt daraus wahrhaftig wenig Gewinn, aber auch für die wirklichen Zustände ebenfalls keine, höchstens nur eine ganz lebensmatte Rückwirkung. Das verflossene Jahr bot in seiner Erregtheit, in seinem Kampf und Drang manchen ergiebigen Stoff dar: getäuschte Hoffnungen, kühne Erwartungen, unbefriedigte Gelüste, Haß und Liebe, Alles wurde verwandt um auf den leichten Flügeln des Liedes und der Verse in das Volk einzudringen. Systematisch wurde diese Straßenliteratur, gereimt und ungereimt, von allen Parteien betrieben; wollte man aber viele grüne Zweige suchen auf denen die Noah's-Taube der keuschen und reinen Poesie ruhen könnte, so würde man sich vergebliche Mühe geben: klagend wird sie über den Wassern umherirren, und nicht wissen wohin sie ihren Fuß setzen soll. Es kann daher auch dem Leser d. Bl. nicht darum zu thun sein diese einzelnen Erscheinungen alle selbst in ihrer Hohlheit und Nichtigkeit mikroskopisch etwa betrachtet zu sehen, noch weniger würde diese Arbeit für den Ref. erquicklich sein, da die Ausbeute auch gar zu gering ausfallen würde; wir werden uns sonach mit Uebergehung specieller Betrachtung kurz an die Erscheinungen halten die einer eigentlichen Beachtung werth sind.

Das bedeutendste Büchlein unter den angezeigten sind die

*) 1. Reimchronik des Pfaffen Mauritius. Erstes, zweites, drittes, viertes Caput. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1849. 8. 1 Thlr.
2. Neue Brieflein der Männer im Trüben ꝛc. an Herrn Arnoldum Rugium von einem frankfurter Bürgerskind. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. 12. 3 Ngr.
3. Epistel der Frau Germania an ihren Sohn den deutschen Michel. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. 16. 1 Ngr.
4. Soldaten-Büchlein von Zedlitz. Der östreichisch-italienischen Armee gewidmet. Zweite Auflage. Wien, Gerold. 1849. 8. 8 Ngr.
5. Im Jahr der Verwirrung 1848. Sechs Gedichte von Gustav Künzer. Neisse, Graveur. 1849. 16. 5 Ngr.
6. Deutschlands Auferstehung. Freiheitslieder von P. H. Welker. Gotha, Stollberg. 1849. 12. 7½ Ngr.
7. Ein Jahr in Liedern. Zeitstimmen aus dem J. 1848 von Otto Prechtler. Wien, Lehner. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.
8. Der Kampf um die Freiheit. Ein Cyklus Romanzen aus dem Befreiungskrieg der Griechen von Friedrich Körner. Halle, Heinze. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
9. Kerkerblüten aus Bruchsal von Konrad Hollinger. Villingen, Förderer. 1848. 8. 6 Ngr.
10. Landtagsbilder von X. Y. Z. Erstes und zweites Bändchen. Schwerin, Kürschner. 1849. 8. 10 Ngr.
11. Kampf- und Schwertlieder von Heinrich Zeise. Kiel, Schröder. 1849. Gr. 8. 12½ Ngr.
12. Ein Fastnachtsspiel von der Demokratie und Reaction. Zu Nutz und Kurzweil gemeiner Christenheit verfasset durch Strauß. Frankfurt a. M., Zimmer. 1849. 16. 2½ Ngr.

vier Hefte der Reimchronik von Mauritius (Moritz Hartmann), nicht allein ihrem stofflichen Inhalte nach, sondern auch vermöge der poetischen Anschauung und Darstellungsweise. Die rasch aufeinander folgenden Auflagen beweisen übrigens schon hinlänglich die große Theilnahme des Publicums, und überheben uns das Büchlein so detaillirt zu besprechen wie es dasselbe werth ist, und zwar um so mehr werth ist, als es Stücke enthält die mit einem edeln poetischen Genuß empfunden und wahrhaft dichterisch dargestellt sind. Außerdem sind die Hefte voll von einem trefflichen Humor, und mitunter tief einschneidender Satire, wozu das Parlament und seine Persönlichkeiten hinlänglich Stoff bieten, sodaß die Aufzeichnungen des Reimchronisten dadurch auch ungemein piquant werden. Eine der gelungensten, tief empfundenen Abtheilungen des Buches ist die welche die Ueberschrift „Wien" führt (Heft I, 19). Eine tiefe sittliche Entrüstung führt hier den Griffel des Reimchronisten, wenn er die Politik Oestreichs betrachtet.

Zu Olmütz herrscht in Purpurwindlein
Ein Czechisch redend Prinzenkindlein,
Und überall zum Zeitvertreib
Ein unverantwortliches Weib,
Ein Weib so klug wie eine Schlange,
Ein Weib das nicht auf seinem Gange
Vor Leichen und vor Blut erschrickt —
Ein Weib auf das das Volk so lange
Wie auf jene Medizäerin blickt.

Und weich und wehmüthig wird der Ton den er anschlägt, wenn er den gefallenen Wienern ein Todtenlied singt:

Friede den Schlummerern!
Heil den Gestorbenen,
Die in der Erde ruh'n,
Die der erworbenen
Freiheit sich freuen nun:
Friede den Schlummerern!

Man könnte versucht sein hier den ganzen Abschnitt noch einmal herzusetzen, wenn man nicht annehmen müßte, daß er dem größten Theil der Leser d. Bl. schon bekannt sei; jedenfalls wollen wir besonders darauf aufmerksam machen, und nur die Schlußstrophe der Todtenfeier für Robert Blum hier noch hinsetzen (S. 33).

So ruhe sanft und gut, mein Robert!
Nicht braucht's den Wunsch, daß leicht dir werde
Die blutgetränkte wiener Erde,
Der Boden den du dir erobert.
Du bist nicht todt, trotz aller Klage
Des deutschen Volks, trotz aller Lieder;
Schon seh' ich wie sich nieder,
Für alle künft'gen Leidenstage,
Wie Wolkenmonumente senken
Aufs frische Grab: dein Angedenken
Und eine neue Sage,
Ein Mythus geht: der Robert lebt,
Der Robert Blum, den sie erschossen,
Und jedes deutsche Herz erbebt:
Das theure Blut ist nicht geflossen —
Die Hoffnung raunt uns in die Ohren:
Entflort, entflort die Tricoloren,
Noch, noch ist Deutschland nicht verloren.

Das zweite Heft führt die besondere Ueberschrift: „Die symbolischen Thiere"; das dritte: „Traumbuch für Michel", das vierte: „Elien Kossuth!" Mögen diese wenigen Worte und Proben dazu beitragen, daß der Kreis der Freunde dieses Dichters sich mehre, und die Hefte noch ferner das Interesse rege halten, das sie wahrhaft verdienen.

Bei Brönner in Frankfurt erschienen „Novae epistolae obscurorum virorum ex Francofurto Moenano ad D. Arnoldum Rugium, philosophum rubrum nec non abstractissimum datae." Das unter 2) angeführte Büchlein ist eine Nachbildung desselben; jedoch ist die Schärfe des Humors hier mitunter verwischt, und manche originelle Wendung verblaßt, obgleich „das frankfurter Bürgerskind" nicht ohne Geschick diese Brieflein

„Aus altrömischer Schrift übersetzet,
Und in zierliche Reimlein gehetzet,
Auch mit Sprüchlein durchwebt und durchwind't".

Es ist der Humor der rechten Seite des Parlaments gegen die linke, und als solcher ein Seitenstück zu der „Reimchronik", ohne jedoch rücksichtlich der Tiefe und poetischen Auffassung auch nur im geringsten mit jener wetteifern zu können. Ueberhaupt wird angesichts des Ausgangs und des Verlaufs der Nationalversammlung der Leser den Humor oft nicht finden können oder gar nicht mögen, ebenso wenig wie er an der langweiligen „Epistel der Frau Germania" mit dem altklugen doctrinairen Zopfgesalbader besondere Freude haben wird: es sind in Reime gebrachte Reden aus dem stenographischen Bericht, gehalten von Mitgliedern der rechten Seite des Parlaments.

(Der Beschluß folgt.)

Lesefrüchte.

Ein Urtheil über Berlin aus dem Jahre 1774.

Ein solches ist enthalten in einem Briefe des Marschalls Conway, mitgetheilt in „Memoirs and correspondence of Sir Robert Murray Keith, envoy extraordinary and minister plenipotentiary at the court of Dresden, Copenhagen and Vienna, from 1769 to 1792, edited by Mrs. *Gillespie Smith* (2 Bde., London 1849), datirt Dresden, 21. Juli 1774. Er lautet: „Werther Freund. Sie wünschen von meiner weitern Reise zu hören, und ich habe Ihnen bereits davon gesagt, nachdem ich bis Braunschweig gelangt war. Potsdam und Berlin fand ich ziemlich genau wie Sie mir beides geschildert, beiweitem die hübschesten, aufgeputztesten Städte die ich je gesehen, aber so ganz äußerlich, so unnatürlich und gekünstelt hübsch, und im Innern eine Dürftigkeit und Leere, daß das Ganze lächerlich erscheint. Werden vornehme Häuser von vornehmen Leuten bewohnt, so macht sich Das grandios und schön. Wohnt aber ein Bartkratzer oder ein Schuhflicker in einem Palaste, ist Das lächerlich. Die seltsame Passion des Königs solche Gebäude aufzuführen, und die unermeßlichen Summen die er darauf verwendet gehören zu den Mirakeln Friedrich's II. Sein Palast hingegen ist ebenso edel als wundervoll. Daß er im Stande gewesen außer solchen Städten nach einem solchen Kriege einen solchen Palast zu bauen ist ein Wunder; daß er im Stande gewesen ihn in drei Jahren zu bauen ist eines seiner Mirakel. Mir dünkt, wie gesagt, dieser Palast sehr edel, und fehlt ihm auch die Reinheit des italienischen oder selbst des französischen Geschmacks, so erinnere ich mich doch, daß Sie ihn unterschätzt und zu streng getadelt haben." 4.

Ein französisches Quid pro quo.

Nicht blos sonst, auch noch immer jetzt werden von den Franzosen viele nomina propria auf Büchertiteln misverständlich aufgefaßt, was oft gar komisch wirkt. Erst neuerdings paradirte „Herr Buffey auf der Berlin-potsdamer Eisenbahn" unter der Eisenbahn-Literatur. In einem ältern Kataloge werden die von Buddeus im Verlage des Waisenhauses zu Halle herausgegebenen Briefe Luther's also aufgeführt: „Cum Buddei dissertatione praeliminari ed. *Orphanotrophius.* Halae 1703. 4." In demselben wird das Herkommen (Observantia imperii) zu einem besondern Gesetz gemacht: „Habent Germani quoddam jus, quod vocant Hercomman." 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 178. — 26. Juli 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Erſter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 177.)

Was die äußern Lebensſchickſale der Frau v. Woltmann betrifft, ſo dürfte nicht blos dem Verf. (der, beiläufig bemerkt, Karoline v. Woltmann perſönlich kennen zu lernen nie das Glück hatte), ſondern auch ſonſt der Oeffentlichkeit wenig Anderes darüber bekannt geworden ſein als Das was ſich davon in den Ergänzungen derſelben zu ihres Mannes Selbſtbiographie, im erſten Bande der Werke Karl Ludwig v. Woltmann's, reflectirt.

Karoline v. Woltmann gehörte, ungeachtet einer ſehr ſcharf markirten Eigenthümlichkeit und urſprünglichen Selbſtändigkeit des Geiſtes, in keiner Weiſe zu den Frauen welche gern viel von ſich reden machen. Sie hatte im Gegenſatz zu der modernen Frauenemancipation, obwol das Bedürfniß geiſtig zu produciren ſtets aufs lebhafteſte in ihr vorhanden war, und obgleich ſie in der Wahl der Stoffe, wie in der Geſtaltung des Gedankens, oft eine entſchiedene Männlichkeit verräth, ſie hatte ſich darin die reinſte Weiblichkeit bewahrt, daß ſie nichts Apartes äußerlich bezweckte, daß ſie nur darin die höchſte Befriedigung fand keine andere Lebensſchickſale zu haben als die welche ihr Mann hatte, und zwar ſo, daß ſie mit unermüdeter Treue und Hingebung von ſtiller Häuslichkeit aus die Erlebniſſe ihres Mannes begleitete; daß ſie in dieſer Hinſicht nur da handelnd vortrat, wo es galt von ihrem Manne Verkennungen abzuwälzen, ihm eine erleichternde Stellung zu verſchaffen, ſodaß ſie dann auch gewiß nicht unterließ poſitive Schritte zu thun, um ſein Schickſal — und damit ihr beiderſeitiges — zu ändern, beſonders in der Zeit des längern und bedeutendern Krankſeins ihres Gemahls. So iſt denn auch äußerlich in hohem Grade bewegt vor Allem die Zeit in dem Leben der trefflichen Frau welche ſie trotz großer Veränderungen des Schickſals und außerordentlicher Leiden als die glücklichſte ihres Daſeins erkannte, die Zeit ihrer Ehe nämlich, während ſie früher und dann auch wieder ſpäter gewiß mehr auf die Bildung und Fortbildung ihres eigenſten Seelenlebens gerichtet war.

Karoline v. Woltmann — ich entnehme die nächſtfolgenden wenigen äußern Notizen, außer Dem was mir aus unmittelbarer Erfahrung bekannt geworden, theils den „Chronologiſchen Tabellen zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Nationalliteratur" von K. F. A. Guden, theils der bereits erwähnten Fortſetzung der Woltmann'ſchen Biographie — wurde geboren 1782 am 6. März zu Berlin. Ihr Vater war der Geheimrath Dr. med. Stoſch. Sie wurde 1799 an den bekannten Kriegsrath Müchler verheirathet, und nach Scheidung von demſelben 1805 mit dem Hiſtoriker Woltmann verbunden. Im J. 1813, nach der Schlacht bei Großgörſchen, verließ Frau v. Woltmann mit ihrem Manne Berlin, und eilte nach Breslau. Es war dieſe Reiſe eine Flucht, zu der die Frau dem Mann ganz beſonders gerathen zu haben ſcheint, da ſie ſein Leben von Seiten der Franzoſen, im Fall dieſe weiter vordringen ſollten, gefährdet glaubte, indem Woltmann bekanntlich ſeine Dienſte dem Herrn v. Stein angetragen hatte, und ſich mit allen Kräften dem wiedererwachten Vaterlande zu widmen beabſichtigte. Der Geſundheitszuſtand Woltmann's war ſchon damals ganz und gar untergraben, und wurde nie wieder völlig hergeſtellt, ſodaß ſich jetzt in einer Reihe leidenvoller Erlebniſſe, die eine Zeit lang ſogar durch vielfache Unſicherheit der Subſiſtenz noch bedenklicher wurden, der edle Charakter Karolinens in wärmſter Liebe zu ihrem Manne, in reinſter Sorgfalt und Ausdauer aufs ſchönſte bewähren konnte. Aber ſogleich wurde auch in Breslau Woltmann's Lage von Seiten der Franzoſen bedroht, und ſie eilten daher nach Böhmen, indem ſie ſich in Prag häuslich niederließen, und ſich hier, da Woltmann in öſtreichiſche Staatsdienſte trat, eine behagliche Exiſtenz zu bereiten vermochten, ſoweit Dieſes die fortwährende Krankheit des Mannes zulaſſen mochte. Nach dem Hinſcheiden des Letztern im J. 1817 ſcheint Frau v. Woltmann noch an verſchiedenen Orten, z. B. am Rheine, ab und zu gelebt zu haben, bis ſie dann in Berlin ihren bleibenden Aufenthalt nahm, und hier 1847 ihren Tod fand.

Die vorzüglichſten bisher gedruckten Werke Karoline v. Woltmann's ſind folgende: „Euphroſyne" (Berlin 1804), neue Ausgabe unter dem Titel: „Heloiſe" (1809). Schriften mit ihrem Manne herausgegeben (Berlin 1806), „Bibliothek neuer engliſcher Romane", erſter und zweiter Theil: I. „Die Denkwürdigkeiten des Grafen von Glenthorn"; II. „Schleichkünſte", von Miß Edgeworth, über-

ſetzt von Karoline v. Woltmann (Leipzig 1814), „Orlando", Trauerſpiel (Prag 1815), „Volksſagen der Böhmen" (Halberſtadt 1820), „Hiſtoriſche Darſtellungen" daſelbſt (1820), Bouilly's „Geſchichte für junge Frauen" (2 Thle., Leipzig 1820), „Ueber Beruf, Verhältniß, Tugend und Bildung der Frauen" (Prag 1820), „Die weißen Hüte, hiſtoriſche Darſtellung" (Halberſtadt 1822), „Spiegel der großen Welt" (Peſth 1824), „Die Bildhauer", Roman (2 Thle., Berlin 1829) — dieſer Roman iſt als eine ihrer ſchönſten Schöpfungen ganz beſonders zu empfehlen —, „Das Lebensgeſetz, die Formen und der geſetzliche Zuſammenhang des Lebens" (Berlin 1842); außerdem Aphorismen und kritiſche Arbeiten in dem „Königsberger Literaturblatt".

Ich geſtehe daß ich von den ſämmtlichen Schriften der Frau v. Woltmann nur die letzte: „Das Lebensgeſetz", die Aufſätze im Literaturblatt und einige ihrer noch ungedruckten Briefe aus eigenem Einblick kenne, daß ich mich aber davon überzeugt halte wie dieſe theilweiſe Unkenntniß keineswegs hinderlich iſt ein beſtimmtes Urtheil über die Eigenthümlichkeit und den ſeltenen Werth der in Rede ſtehenden Frau abzugeben; denn es läßt ſich ſchon aus dem Vergleich eines und des andern einleitenden Wortes jener Schriftſtellerin zu den ſämmtlichen Werken ihres Mannes (Leipzig 1818), ſowie aus dem „Nachtrage zu Woltmann's Selbſtbiographie", mit Dem was ſie während der letzten Jahre ihres Lebens geſchrieben auf eine ſehr deutliche Weiſe entnehmen, daß ſie gerade während des letzten Stadiums zu einer geſteigerten Einheit mit ſich ſelbſt und zu einer beiweitem vollendetern Faſſung des Gedankengehalts bei ſchriftſtelleriſcher und brieflicher Production gekommen war, wie denn auch ihr Schweigen über ihre frühern Arbeiten darauf hinzudeuten ſcheint, daß ſie in ſpäterer Zeit zu einer ganz neuen Entwickelung, zu einem gewiſſen *Lebensabſchluſſe* gelangt ſei.

Frau v. Woltmann war eine Perſönlichkeit die ſich nicht blos reicher Anlagen erfreute, ſondern auch eine äußerſt ſorgfältige Erziehung erhalten haben muß, ſodaß ſie bei hinzukommendem eigenen Fleiß nach verſchiedenen Seiten hin zu ſchneller Reife gedieh. Dabei muß ſie ſchon früh ein ſehr ſtarkes Gefühl der in ihr vorherrſchenden *Geiſtigkeit* gehabt haben. Daher wurde es ihr zu ſtetem Bedürfniß alle Bildung um der Bildung und nicht äußerer Zwecke willen — wie bei weiblichen Naturen ſo oft — zu betreiben, aber auch ſo, daß ſie dieſe Geiſtigkeit in dem Grade ſelbſtändig empfand, um das Vermögen *eigener* Gedanken und deren Geſtaltung unausgeſetzt zu haben, und alſo zu den ſeltenen, weiblichen Weſen zu gehören welche ſchreiben *müſſen*, weil ſie nicht anders das Leben zu überwinden, ſich über den Beruf des Menſchen zu orientiren im Stande ſind. Mag man in leichter, oberflächlicher Tadelſucht, wie Das leider ſo oft zu erfahren iſt, dieſe Neigung immerhin eine über die Natur hinausgehende, und zumal die Natur des Weibes verleugnende nennen, ſo trifft dieſer Tadel doch keineswegs *die* Individualität welche uns hier beſchäftigt. Denn einmal erhebt ſich alle Bildung über die bloße Natur, ohne deshalb die Natur als Ganzes in ihrer Geſetzmäßigkeit und Heiligkeit zu überfliegen, und ſodann iſt es gewiß, daß die wahre Sittlichkeit insbeſondere, und die chriſtliche vor Allem, der individuellen Natur ebenfalls Gewalt anzuthun hat, wozu nun noch die Macht der Anlage, die Entſchiedenheit des Berufs kommt, ſodaß die Frauen, welche aus innerm Beruf den Geiſt cultiviren, und ſich zur Geſtaltung eigenthümlicher Weltanſicht gedrungen fühlen, allerdings das Recht haben ſich mit der bloßen Geſchlechtlichkeit auseinanderzuſetzen wiefern ſie eine Schranke gewöhnlicher Naturen, und noch mehr eine Schranke der bloßen Meinung ſein ſollte. (Vergl. des Weitern mein Buch: „Frauen und Männer", Königsberg 1847.) Dennoch wird es immer nur wenigen Frauen gegeben ſein durch die Macht des Genius die geſchlechtliche Differenz völlig vergeſſen zu machen. Ja es kann in Darſtellungen von weiblicher Hand darin ſogar ein ganz eigenthümlicher Liebreiz wahrgenommen werden, daß immer auch noch, ſelbſt auf der Höhe des geiſtigen Werdens, das Weibliche mit durchklingt, und ein gewiſſer Mangel an Vollendung die Geſchlechtlichkeit faſt ſchalkhaft verräth.

Was nun Karoline v. Woltmann betrifft, ſo können wir ſie, wie außerordentlichen Werth und Anlagen wir ihr auch zugeſtehen, ebenfalls nicht zu denjenigen Frauen zählen die ſich durch Das was ſie ſprachlich hervorbringen *völlig* von der Naturbeſtimmtheit ihres Geſchlechts losgemacht haben: obwol auch hier ein Unterſchied obzuwalten ſcheint zwiſchen der Zeit in welcher unſere Schriftſtellerin noch mit ihrem Manne lebte und wirkte, und der ſpätern Periode, in der ſie ſich mehr in ſich abſchloß. In jener Zeit ihrer Verheirathung läßt ſie ſich offenbar in Dem was ſie geiſtig betrübt, und beſonders *wie* ſie es betrübt, zu ſehr von ihrem Manne beſtimmen, und fällt dadurch erſt recht in das Weibliche zurück, um jedoch durch ihren Mann immer wieder zu einem männlichen Thun veranlaßt zu werden. Wir wollen mit dieſem Ausſpruch in der That gegen keinen von Beiden ungerecht ſein. Wir verkennen keinen Augenblick das Schöne, das Erhebende was in einem ſolch geiſtigen, ſelten zu findenden Zuſammenwirken von Frau und Mann liegt, wie es in der Woltmann'ſchen Ehe gefunden wird. Aber das Ganze und Specielle der Sachlage verhält ſich in unſerm Falle ſo.

Karoline v. Woltmann befand ſich, bei ſonſtiger ſehr großer Verſchiedenheit, mit ihrem Manne ohne Zweifel in dem Verhältniß einer ſehr innigen Seelenverwandtſchaft. Sie ſympathiſirte nicht blos durch die ihr zu Theil gewordene Erziehung und Bildung mit ihm, ſondern auch in der Urbeſtimmtheit ihrer beiderſeitigen Individualitäten, nämlich in der Liebe zum Ideal, in dem Verlangen dem Idealen und einer durch daſſelbe verklärten, praktiſchen Sittlichkeit, in der Wiſſenſchaft und im geſelligen Leben, mehr Raum zu verſchaffen. Es iſt vielleicht Woltmann's größtes Verdienſt, welches noch gar nicht genug anerkannt worden iſt, in die Geſchichtsauffaſſung und Geſchichtsdarſtellung mehr Idealismus gebracht zu haben

als man bei ſo vielen Hiſtorikern antrifft, und immer für die Geſchichte und die Menſchheit den Optimismus der Religion feſtzuhalten. Dies iſt an Woltmann im höchſten Grade zu ſchätzen. Aber ſein Hauptfehler war der: er zerſplitterte ſich in ſeinen Plänen, in all ſeinem Thun; er war unſtät, er ſchweifte nach zu entgegengeſetzten Seiten ab, ohne erſt nach der einen hin etwas Vollendetes erreicht oder gar geſchaffen zu haben; ja er verflüchtigte ſich ſogar in ein gewiſſes belletriſtiſches Beiweſen. Dazu kam die ſtarke und ſehr gefährliche Neigung und deren Ausführung die hiſtoriſche Wiſſenſchaft mit der Diplomatie zu verbinden und zu handhaben, ungeachtet er doch die Geſchichte in ihrer Unabhängigkeit und Univerſalität dem Princip nach bezweckte, und immer für ſie den würdigen Geſichtspunkt des thatſächlichen Fortſchritts der Menſchheit feſthielt. Das gab denn, ungeachtet des Geiſtes, der Woltmann nirgend abzuſprechen iſt, eine Verkünſtelung des hiſtoriſchen Ideals, dem zuletzt nicht ſelten eine gekünſtelte und zuletzt verkünſtelte hiſtoriſche Darſtellung folgte, die denn merkwürdigerweiſe, aber ganz conſequent, in eine verkünſtelte Ueberſetzung des keuſcheſten und aller Verbildung todfeindlichen Hiſtorikers Tacitus überſprang. Aus allem Dem ſetzte ſich in Woltmann's edelm, gewiß zu Bedeutendem berufenen Weſen eine entſchieden krankhafte Eitelkeit ab, ein Geizen nach Anerkennung, ein Haſchen nach Ruhm, ein Combiniren und Experimentiren, den Hiſtoriker zugleich zu Würden des Staatsmannes zu bringen, und alles Das für die Welt der Form nach glänzend auszubeuten, um für geiſtreich zu gelten, und zu dem Allen auch einen gewiſſen ſoliden, wenngleich immer fein präparirten Genuß zu haben, ſodaß hier wenigſtens ſchon der geiſtige Hang zu jener berüchtigten Laſcivität ſich ankündigt (ein Hang der in Verbindung mit belletriſtiſcher Schönſeligkeit ſich in den „Memoiren des Freiherrn v. S—a" wol ſchwerlich verkennen läßt), die wir bei Adam v. Müller im Keime, bei Friedrich v. Schlegel, vor Allem bei Gentz aufs vollſtändigſte ausgebildet finden. Daher iſt der Zug ins Oeſtreichiſche, der Anſatz ſpäter, von Prag nach Wien bleibend überſiedelt zu werden, in Woltmann mehr als blos zufällig, und keineswegs allein durch Weltereigniſſe herbeigeführt worden; jener Zug wurde ihm vielmehr von ſeinem verkünſtelten Naturell, von der Geſchichte ſeines Lebens aufgenöthigt; er folgte dieſem Zuge ohne daß er merkte daß er folgen mußte: ſodaß Woltmann proteſtantiſcher Seits der hiſtoriſch-diplomatiſche Geiſtesgenoſſe iſt, wenn auch erſt, wie geſagt, im Beginne, zu den Katholiken Adam v. Müller und Friedrich v. Schlegel, welcher in demſelben Elemente es ſchon beinahe zur Virtuoſität gebracht hatte, die dann wieder alle Drei übertroffen wurden von dem in ſeiner Lebenspraxis gewiß weder vorzugsweiſe proteſtantiſchen noch katholiſchen, ſondern eben diplomatiſch-eudämoniſtiſchen Gentz.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neuere politiſche Poeſie.

(Beſchluß aus Nr. 177.)

Die unter Nr. 4 und 5 angeführten Schriftchen kann man füglich zuſammenfaſſen, da ſie Ausflüſſe der ſchwarzgelben und ſchwarzweißen Politik ſind. Das „Soldatenbüchlein" von Zedlitz iſt der öſtreichiſch-italieniſchen Armee gewidmet. Es feiert zunächſt „das Heer" in ähnlicher Weiſe wie der König von Preußen von ſeinem „herrlichen Kriegsheere" redete, und folgt ſodann in einzelnen Geſängen, die durch angehängte Noten faſt zu Schlachtberichten werden, den Siegen und Kämpfen der Oeſtreicher in Italien; wenn man die Form auflöſte, ſo würde man eine trockene Proſa erhalten. Ueberhaupt ſcheint dieſer Götzendienſt mit einer Soldateska wie er in dem Büchlein getrieben wird uns recht lebhaft an die Zeiten der Prätorianer erinnern zu ſollen, und namentlich wird Zedlitz, deſſen dichteriſches Talent vielleicht immer zu hoch geſchätzt worden iſt, wenig Sympathie im Kern des Volkes finden, wenn er ihm ſeine Märzrevolution von 1848 ſo ſehr erniedrigt, und gegenüber der allgemeinen Auflöſung behauptet, daß nur „das Heer" treu geweſen, und bei ihm nur allein Tugend zu finden ſei. Es heißt da:

Als Alles wankte wie auf wildem Meere,
Verrath Genoſſen fand im Vaterlande;
Als aufgelöſt des Rechts, der Treue Bande,
Und daß das Edle ſelbſt in Schmach ſich kehre,
Der frechen Schwindler frevelhafte Lehre
Die Freiheit nahm zum Banner ew'ger Schande:
Da ſetztet Blut und Leben ihr zum Pfande
Und euern Muth als Schild und ſtarke Wehre;
Ihr ſtandet feſt im allgemeinen Brande,
Und Tugend war nur noch allein im Heere!

und ſchließt mit der Apotheoſe:

O wär' ein Sänger der euch gleich zur Stelle,
Ihr wäret werth den Beſten aller Zeiten,
Deß gold'ne Eimer auf- und niedergleiten
Im ſpiegelklaren Strom der Sangeswelle,
Euch Trank zu reichen aus kryſtall'ner Quelle!
O möcht' ein Adler er die Flügel ſpreiten,
Auf euern Sonnenflug euch zu geleiten,
Mit euch zu ſchreiten in des Glanzes Helle!
Ich aber kann nur ſchwach die Arme breiten
Zu euch empor von meiner niedern Schwelle.

Die Gedichte von Künzer ſind „jedem braven Preußen" gewidmet; wer die braven Preußen ſind iſt nicht ſchwer zu enträthſeln, und wir werden hier mit einigen Proben des echt preußiſchen Stock- und Zopfthums um ſo mehr gut abkommen, als es ſich ohnehin der Mühe nicht lohnt weitere Betrachtungen oder Worte darüber zu verlieren.

Ich bin ein Preuße, will als Preuße ſterben,
Als echter Preuße leben allerwärts,
Und meine Kinder ſollen von mir erben
Ein treues preußiſches Soldatenherz!
Laßt ſtolz die Fahnen wehen!
Ein Jeder ſoll ſie ſehen!
Wir rufen frei ins freie Land hinaus:
Wir fallen gern für unſer Könighaus!

Da haben wir's, und die Natur mit ihren Erſcheinungen wird ſogar mit dem ſchwarzweißen Stempel verſehen; denn:

Aus ſchwarzer Nacht erhebt ſich ſilberweiß
Der Sonnenball ins altgewohnte Gleis!

Jawol, ins alte Gleis! Das iſt der Zug dieſer Politik, aber Gott ſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen; wenn es Guſtav Künzer nachginge, ſo würde aller Wahrſcheinlichkeit nach die Märzrevolution 1848 aus der Geſchichte geſtrichen. S. 10 feiert er in dem Gedichte: „Am 18.—19. März 1848":

In jener Nacht, da blinder Unverſtand —
Als hätte er ein Joch von ſich geſchüttelt —
Mit ruchlos vatermörderiſcher (!) Hand
An Preußens hehrem Königsthron gerüttelt,

Floh ich bestürzt die aufgeregten Massen,
Die lechzend schrien nach Freiheit, Gold (!) und Ruhm,
Und flüchtete durch dunkle Nebengassen
Hin in des Königsschlosses Heiligthum.

Wir überlassen diesen „Kronenwächter" sich und seinem Schicksale, und wenden uns zu „Deutschlands Auferstehung" von Welker. Es sind alte Klänge und Erinnerungen an Deutschlands Erwachen, Mahnlieder zum Kampfe und zum Schwerte; Poesie ist wenig darin, die Form selbst ist nicht neu, und darum werden wir über dieses Büchlein nicht viel sagen, wenngleich die gute Gesinnung des Verf. nicht zu verkennen ist. Ob der Kaiserglaube wie ihn der Verf. (S. 7) schildert ein wahrer Volksglaube sei, wollen wir unentschieden lassen, jedoch die Verse einstweilen beanstanden die da lauten:

An sein ersehntes Kommen glaubt
Das Herz des Volkes, unberaubt(!).
Wann strahlt uns sein geliebtes Haupt?
Die Länder warten weit und breit
Auf eines Kaisers Herrlichkeit,
Und hoffen, daß der Freiheit Glück
Dann alle deutschen Gauen schmück'.

Größern Schwung und tiefere Empfindungen finden sich in Otto Prechtler's „Ein Jahr in Liedern". Es sind Zeitstimmen aus dem J. 1848, und vorzugsweise aus Oestreich, sie verherrlichen die glorreichen Tage der wiener Erhebung; jedoch hat die Bewegung die Ansichten des Verf. überholt, er fällt von derselben ab, da er glaubt, daß „der ruchlose Geist der Zeit mit den knirschenden Rossen in die graue Unendlichkeit gestoßen werde". Er weiß nicht wohin das „starre Verneinen" führen soll, es muß doch ein Geist regieren den tausendköpfigen Sinn; ob übrigens dergleichen Reflexionen poetisch sind, darüber kann wol kein Zweifel obwalten, zumal wenn sie in Formen vorkommen wie das Lied „Wohin?" (S. 41) sie darbietet:

Willst du Freiheit ohne Gesetze,
So wie das Thier im Wald?
Am Tage der großen Hetze
Frißt Eines das Andere bald.

Heut' willst du das Königthum stürzen
Und morgen die Republik;
Um dir die Zeit zu verkürzen,
Den guten Völkern das Glück.

Den Liedern Prechtler's, welche nach dem October 1848 entstanden sind, merkt man den Belagerungszustand an in dem Wien sich befindet: sie kränkeln an Engbrüstigkeit, Verzagtheit und Aengstlichkeit, während in den frühern mitunter ein ganz frischer, lebensfähiger Ton angeschlagen ist. Wie S. 10:

Als laut der Ruf der Freiheit erscholl
Am herrlichen Idus des Märzen:
Da foderten rings ihren heiligen Zoll
Entfesselte Freuden und Schmerzen.

Wie brauste dein Blut, mein Vaterland,
In der Freiheit süßen Umarmung!
Wie loderte rings deiner Geister Brand
Am Tage der großen Erbarmung!

Friedrich Körner führt uns in seinem „Kampf um die Freiheit" in den Befreiungskrieg der Griechen vom türkischen Joche. Er erzählt uns selbst die Entstehung der Gedichte. Als im J. 1841 die Griechen in Kandia das türkische Joch abzuschütteln versuchten, habe er sich ergriffen gefühlt von dem Gedanken der Wiederherstellung des griechischen Reiches und der christlichen Religion. Um daher auch seinerseits Etwas zu thun, wollte er durch Gedichte die Europäer interessiren für die Sache der Griechen. Sie erscheinen nun zu Gunsten des Handwerkervereins zu Halle. Der Verf. hat sich in diesen Romanzen eng an die Geschichte gehalten, wozu er den Stoff aus den Zeitungen suchte; fast alle sind in Alexandrinern gedichtet, und bieten dadurch schon eine gewisse Gleichförmigkeit, fast könnte man sagen Einseitigkeit, um so mehr dar, als mitunter der Stoff selbst nicht das nöthige Interesse und zu wenig wahrhafte poetische, prägnante Momente darbietet, oder als es, wie wir uns richtiger ausdrücken, dem Verf. nicht immer gelungen ist diese herauszuheben.

Hollinger gibt in seinen „Kerkerblüten" die Empfindungen einer Gefangenschaft, Ergießungen eines Herzens das der Freiheit beraubt ist, und sich nach Luft, Licht, Freunden und Frühling sehnt. Wenn man das Motto:

Wenn man dürfte, wenn man könnte, wenn es ginge, wenn,
wenn, wenn —
Fahre doch das Donnerwetter in dies weibische Geflenn!

zuerst zu Gesicht bekommt, so sollte man denken, daß nun in den Gedichten ein starkes Donnerwetter sich auch wirklich entlade; Dem ist jedoch nicht so: es geht ganz gemüthlich her, der Verf. ist weich, er denkt an den Schwarzwald, an seine Kinder u. s. w.

Und auf meines Schwarzwalds Tannenhöhen
O wie muß es dort so wonnig sein!
Einer schmerzlich süßen Sehnsucht Wehen
Nehmen meines Herzens Räume ein.

Ich durchstreife so in wachen Träumen
Jenen Wald, vom Winde sanft bewegt,
Der auf seinen dunkelgrünen Säumen
Das Gewölb' des blauen Himmels trägt.

Die „Landtagsbilder" übergehen wir ihrer Unbedeutendheit wegen mit Stillschweigen, und betrachten Heinrich Zeise's „Kampf- und Schwertlieder". Sie sind außer Hartmann's „Reimchronik" die beste unter allen den Sammlungen: es schäumt da eine kühne Begeisterung und kräftige Gesinnung in schönen Formen über, und wenn wir auch hier und da lebhaft an Georg Herwegh erinnert werden, so können wir doch denselben unsere Theilnahme nicht versagen. Wir geben hier einige Strophen aus dem Liede: „Deutschland, Deutschland, werde mächtig!" als Probe:

Hingestreckt auf grünem Rasen
Liegt ein Sohn der deutschen Flur,
Das Gesicht voll tiefer Narben,
Auf der Brust des Kampfes Spur.
Und er ruft im stolzen Schmucke
Purpurrother Rosen zwei:
Deutschland, Deutschland, werde mächtig,
Werde einig, groß und frei!

Um ihn steh'n die Kampfgenossen,
Jedem reicht er seine Hand,
Bleibet treu in Tod und Leben,
Bleibet treu dem Vaterland,
Daß die heil'ge deutsche Erde
Werth des Heldenblutes sei:
Deutschland, Deutschland, werde mächtig,
Werde einig, groß und frei!

Den Schluß unserer Zusammenstellung mag ein Blick ausmachen auf B. Strauß und sein „Fastnachtspiel" von der Demokratie und Reaction; wir sagen ein kurzer Blick, weil es nicht der Mühe lohnte dergleichen Literatur weiter zu beachten: denn mit der Betrachtung und Schilderung des Auswuchses der Demokratie muß man die heilige Sache derselben selbst nicht lächerlich zu machen suchen. Im Ganzen athmet das Büchlein denselben Geist wie wir ihm bei Kunzer und Zedlitz begegnet sind, und es schließt auch:

Hoch leben alle treue Soldaten!

33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 179. — 27. Juli 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Erſter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 178.)

Nun war es in Karolinens edelm Leben die ſtets offene Wunde, daß ihr Mann nie zu der Anerkennung gelangen konnte die er nach ihrer Anſicht längſt verdient hatte, nämlich den erſten Geiſtern der Nation beigezählt zu werden. Und wirklich, wenn man von all dem Gerügten abſieht, wenn man dieſe oft rein gedachten und nicht ohne glücklichen Ausdruck hingeſtellten Ideale durchmuſtert welche Woltmann für die Geſchichte und ihre Bearbeitung beibringt, von denen er ſich auch vielfach leiten ließ, und wie er denn doch Einiges demgemäß ſogar durchführte, und nie die Hoheit der Geſinnung ſchuldig blieb, nie das geiſtige Ferment, welches ſtets den Genius von dem bloßen Handlanger unterſcheiden wird: ſo muß man in der That wenigſtens zugeben, daß Woltmann's auch jetzt wol noch häufiger gedacht, und ſeine Verdienſte mehr hervorgehoben werden könnten als es der Fall iſt.

Wenn Woltmann unter Anderm einmal ſagt:

Zuletzt däucht mir, daß Nichts den Hiſtoriker, wenn er ſich in einer beſtimmten Gegend angebaut hat, vor dem ſo leicht überhandnehmenden Glauben, was denn daran liege, ob er dieſes oder jenes unbedeutende Datum in ſeiner Eigenthümlichkeit ergründe, ſo ſehr ſchütze als eine tiefere Kunde von dem großen Zuſammenhang zwiſchen allen Daten der Geſchichte, als wenn er nicht blos vom Hörenſagen weiß, ſondern durch eigene Anſchauung in ſein Gefühl den Satz aufgenommen hat, daß Vernachläſſigung der Wahrheit in ſeiner kleinſten Unterſuchung ein Verbrechen gegen die Menſchheit ſei. Aus dieſem Grunde aber wird er auch vor Mikrologie geſichert ſein; denn ſie entſteht nur dann im hiſtoriſchen Studium, wenn man Kleinigkeiten ohne Sinn für Dasjenige warum ſie wichtig ſind ämſig behandelt. Dieſe Vortheile bringt der Entſchluß ſich mit forſchendem Geiſt über die ganze Geſchichte zu verbreiten; und geſchieht Dies mit der leitenden Idee von dem Fortſchreiten unſers Geſchlechts zu ſeinem weltbürgerlichen Ziele: ſo geſellt ſich zu der wiſſenſchaftlichen Begeiſterung des Hiſtorikers noch die Entzückung der religiöſen. Nie werden dieſe Stunden der hiſtoriſchen Andacht göttlicher als wenn man zu den fürchterlichen Stürmen kommt unter welchen die Menſchheit ſich ſchöner entwickelte. Auch iſt dann die Hiſtorie erquickend wie die Roſe welche während dem Gewitter, indem es über ihr donnert und blitzt, von den herabfallenden Regentropfen friſcher aufblüht.

ſo iſt Dieſes, man kann es nicht leugnen, ein Beweis wie hoch er ſich bereits hinaufgearbeitet hatte, ja wie er, durch Anlage und Lebensbedürfniß bedingt, ſtets das Bewußtſein in ſich cultivirte ein beſſeres Loos zu verdienen als dem Troß blos gelehrter Hiſtoriker und Maſſenbewältiger beigezählt zu werden.

Nun glauben wir aber, wie bereits angedeutet worden, bei ſehr großer Anerkennung die wir dem Woltmann'ſchen Ehepaare mit Freudigkeit zollen — unter Anderm auch darin, daß hier wirklich ein gleichmäßiger zuſammenſtimmendes Intereſſe für die Geiſtescultur hervortrat als dieſes in den meiſten Ehen gefunden wird — wir glauben daß in dieſer Art des culturbefliſſenen Zuſammenlebens beider Gatten ſich dennoch ein großer Nachtheil für Beide, beſonders aber für die Frau, herausgeſtellt hat. Für den Mann konnte in unſerm Falle der Nachtheil weniger groß ſein, da Woltmann, der ſchon von Natur mit einer gewiſſen Unmännlichkeit behaftet war, in der Zeit als er ſich verheirathete gewiß ſchon ſeinem Geiſte die entſcheidende Richtung gegeben hatte, obgleich er ſich wol, überempfindlich nach außen und ehrgeizig wie er war, durch die Anerkennung und zu unbedingte Hochſtellung von Seiten der Frau vollends in eine falſche Sicherheit und Selbſtzufriedenheit bringen ließ. Aber anders verhält es ſich mit ſeiner Gattin. Ihr Weſen beruhte auf unverſchrobener Weiblichkeit, welche aber durch das Uebergewicht geiſtiger Anlagen ſo ſehr zu eigenthümlicher Lebensauffaſſung und freier Gedankenthätigkeit hingedrängt wurde, daß die herrliche Frau nun die Liebe zu einem vielfach übergangenen Manne in eine ihrem Naturell fremde Richtung hineinriß, in einen Widerſpruch mit ihrem Genius gerieth, wodurch ihren literariſchen Hervorbringungen Vieles aufgenöthigt wurde was alſo nicht aus ihrem Innern hervorging. So war Frau v. Woltmann von Natur und durch Bildung Feindin alles ſich Ergehens im Sentimentalen und in bloßen Phantaſien, wie es auch die ſpätere Zeit wiedererkennen läßt; während der Jahre ihres ehelichen Lebens mit Woltmann dagegen ſcheint ſie den Neigungen ihres Gemahls in jener Hinſicht mehr nachgegeben zu haben als ihrer Natur frommte, und als der Schriftſtellerin zuſtattenkam. Ihrer Natur und Bildung nach war ſie ferner Freundin der Maxime, immer jedoch ſo, daß ihre ſchöne

Weiblichkeit mit dem ſicherſten Takte über jede Unfehlbarkeit bloßer Verſtandesgrundſätze ſiegte, ihr Urtheil um ſo ſicherer ſtellte und zugleich milderte; durch Woltmann's anhaltendes Leiden ſah ſie ſich zu einer Entſchloſſenheit des Handelns aufgerufen welche ihr, zum Nachtheil, wenn auch nur den Schein reſoluter Männlichkeit gab, jedenfalls aber ihrem Urtheil oft eine gewiſſe Schroffheit beimiſchte (wovon ſich ſelbſt in den letzten Jahren noch hier und da eine Spur findet), welche ihrem urſprünglichen Weſen völlig fremd war. So iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten wie „Volksſagen der Böhmen" und „Neue Volksſagen der Böhmen" und „Hiſtoriſche Darſtellungen" Karoline nicht ohne Einfluß des Mannes beſtimmt wurde, theils um den Lebenden zu erfreuen, theils um auch nach dem Tode noch treuer Liebe eine innige Genugthuung zu geben, und dem hiſtoriſchen Zuſammenwirken zweier Gatten ein rührendes Denkmal zu ſetzen. Hiergegen wäre nun nicht das Geringſte zu ſagen, im Gegentheil wäre auch Dergleichen zu ehren, wenn wir nicht darin eine Beſtärkung unſerer Anſicht fänden, daß der urſprüngliche Beruf Karolinens zur Schriftſtellerin für die mittlere Zeit ihres Lebens durch den Mann um ſeine Integrität gekommen war.

Wie weit Dieſes ging, und wie das Alles in der Zeit ihres beiderſeitigen Aufenthalts in Prag mit einem gewiſſen belletriſtiſch-ſchönſeligen, auf den Genuß reflectirenden Beiweſen verwebt wurde, welches bisweilen ſogar in die gelehrte Unnatur überſprang, erſehen wir aus einer Stelle aus dem „Nachtrage zu Woltmann's Selbſtbiographie", indem Karoline unter Anderm einmal bemerkt:

Keine beſondern Glücksfälle bezeichneten den Tag; aber es war der ſchönſte Sommertag. Der Garten, mit Roſen überblüht, in der Friſche ſeiner Quellen, ſtand unter dem blauen Gewölbe des reinſten Aethers. Voll Sicherheit des tiefſten gegenſeitigen Vertrauens, befriedigt durch die Gegenwart, in muthiger Erwartung der immer lehrreichen, das Gemüth fördernden Zukunft, im Gefühl der Geſundheit, mit der Ausſicht am folgenden Tage einer geliebten, langentbehrten Schweſter entgegenzureiſen, gingen wir zwiſchen den Laubhecken ungeſtört in Geſprächen über Zeit, Vorzeit, die Natur und unſere Zufriedenheit; arbeiteten wir bis zum Mittag unter ſchattigen Kaſtanienbäumen beim Geplätſcher eines Springbrunnens, der aus einem Steinbecken in der Mitte ihres Kreiſes aufſtieg, an einer Darſtellung der Grundſätze der Strategie, erläutert durch die Darſtellung des Feldzugs von 1796 unter Erzherzog Karl von Oeſtreich, für die „Jenaiſche Literaturzeitung", eines Buches das Woltmann als Hiſtoriker, als Patriot und als Menſch mit immer wachſender Genugthuung befriedigte, je tiefer er in den Geiſt deſſelben eindrang. An derſelben Stelle ward der Mittagstiſch gedeckt. Der alte St.-Veitsthurm, den mannichfaltigen Bau der Burg überragend, die Nußbäume des Burgwalls, von deſſen Raſenſenkung Roſen und Hollunder die Gartenmauer überhangend, ſpiegelten ſich in der ſtillen Seite des Waſſerbeckens, deſſen Tiefe unergründlich der blaue Himmel zu erfüllen ſchien, und deſſen andere Hälfte der Strahl des Springquells in ſeiner Mitte, vom Winde gegen uns gebeugt, bewegte. Die Freude des Weins, die Friſche nach vollbrachter Arbeit, der Eindruck derſelben erhöhten die Seele unſerer Geſpräche. Woltmann ſchickte den Arbeitern im Garten Wein und Speiſen, daß auch ſie froh wären. Der Tag hatte weder die Gaben der Natur noch unſere Genußfähigkeit erſchöpft. Der Abend entſprach ſeiner Schönheit, ſilberne Blätter flimmerten im Mondenlicht an den verdunkelten Hecken, Nachtigallen ſchlugen; von der Burg kamen ſanfte Flötentöne wie man ſie vielleicht nur bei den Böhmen hört, der Gedanke an die frühe Reiſe des folgenden Tages bewog uns ungern die Ruhe zu ſuchen, die nach einem jeden Tage für immer ein gleiches Leid und gleiche Glückſeligkeit in Eine Vergeſſenheit ſchließt.

Dieſe Stelle iſt im höchſten Grade charakteriſtiſch, bis auf die Einzelheiten der etwas zu farbenſatten Schreibart, für Frau v. Woltmann in Betreff ihrer damaligen Seelenſtimmung und für das Woltmann'ſche Ehepaar in ſeinem Zuſammenleben, weshalb wir auch etwas länger bei derſelben verweilen müſſen. Wie es überhaupt zu einem lebendigen Charakterbilde gehört welches einigermaßen treffen ſoll, daß man nicht blos Licht in Licht malt, Lob an Lob reiht, ſondern je mehr man von der Gediegenheit und Trefflichkeit ſeines Gegenſtandes überzeugt iſt und ſie zur Darſtellung bringt, deſto gewiſſenhafter auch die Mängel blicken läßt, die Schattenpartien genugſam hervorhebt, ſo haben wir dieſen Geſichtspunkt auch für die gegenwärtige Ausführung gewählt.

Alles was wir bis dahin über unſern Gegenſtand geäußert haben beſtätigt ſich in dieſer Stelle vollauf. Das für die reinſten und höchſten Intereſſen aufgeſchloſſene Gemüth des edelſten Weibes, das innigſte Bedürfniß nach unausgeſetzter Förderung der Bildung, das lebhafteſte Verlangen womöglich nach activer Betheiligung an den Schätzen des Geiſtes, aber auch ein faſt zu ſentimentales Reflectiren auf den Genuß, eine Verbindung beider Gatten zu einer Thätigkeit, welche die Frau in Gefahr bringt ihr eigenſtes, geiſtiges Naturell, ihre friſcheſte Eigenthümlichkeit, wie ſie ſich auch ſchriftſtelleriſch zu äußern den offenbaren Beruf hat, zu verkümmern, um das Gebiet des Gelehrten zu betreten, und doch auf demſelben vielleicht nur ausgezeichnete Dilettantin zu bleiben. Wir fragen nur ganz einfach: Konnte ſo eine eheliche Exiſtenz durchgeführt werden, im Fall Frau v. Woltmann Mutter von leiblichen Kindern war? und Jeder der das Leben kennt wird antworten: Nein, ſie konnte und durfte es nicht. Aber keineswegs liegt das Ungehörige einer ſolchen Durchführung der Ehe in den leiblichen Kindern allein (denn leibliche Kinder waren ja nicht in der Woltmann'ſchen Ehe), ſondern es liegt in der beiderſeitigen Natur des Weibes und des Mannes, wie ſie in der Ehe ein Leib und eine Seele ſind, ſodaß hier dennoch die mangelnden oder die vorhandenen leiblichen Kinder die heilige Norm angeben. Denn ſind leibliche Kinder da, ſo verbietet ſich eine ſolche Lebensweiſe bei ſonſtiger Gewiſſenhaftigkeit von ſelbſt; ſind ſie nicht da, ſo ſollte ſie ſich aus freiem Willen beider Gatten von ſelbſt verbieten, und zwar alles Das, weil eben den Frauen auch auf dem Gebiete des Geiſtes alle freie Thätigkeit erhalten werden ſoll, und nicht durch den Mann erſt zugeführt werden darf; auf daß ſich ein geiſtiges Leben in ſeiner ſchönſten Harmonie aus zweien gleich friſchen Ur-

ſprünglichkeiten bilde, und auch die daraus entſpringenden geiſtigen Kinder um ſo friſcher gedeihen. Zu dieſen Bemerkungen brachten uns die in der Woltmann'ſchen Ehe vorzugsweiſe für die Frau entſtehenden Nachtheile und Gefahren. Aber auch dem Manne entſteht in einem ſolchen Verhältniß die entſprechende Gefahr, durch eine in dieſem Fall völlig misverſtandene Gütergemeinſchaft mit einer begabten Frau an einem gelahrten Thun, ſelbſt in eine unmännliche Zwieſpältigkeit zu gerathen, und ſo nach der einen Seite hin belletriſtiſch und ſchönſelig ſich zu verflüchtigen, nach der andern den wiſſenſchaftlichen Bau einer begonnenen Arbeit immer nur nach Belieben fortzuführen. Alles das Erwähnte nun ſpiegelt ſich, beſonders was Frau v. Woltmann betrifft, ſelbſt in der ganzen Ausdrucksweiſe der citirten Stelle aufs treueſte ab, ungeachtet der Roſen- und Lilienſchimmer die über die ganze Mittheilung gegoſſen ſind; ſo ſehr war hier der Stil auch die Frau ſelbſt und nicht blos ſo im Allgemeinen der Menſch, und doch leider nicht blos die Frau, ſondern eine vom Manne verleitete gelahrte Frau, deren Natur aber bei alledem zu geſund, zu edel und zu geiſtvoll war als daß ſie ſich je zur eigentlichen Ueberſpanntheit hätte hinreißen laſſen. Die ſpätere Woltmann, die Woltmann der letzten Lebensperiode, iſt auch im Ausdrucke viel ſtraffer, bündiger und darum auch klarer und ſchöner, beſonders in ihren Briefen derſelben ſpätern Periode. Sogar in ihrem in dieſer Charakteriſtik mehrfach erwähnten Buche „Das Lebensgeſetz", welches ſie offenbar noch ſpät ihrem Manne als Tribut zollt, oder es ihm vielmehr in trauernder Liebe als Todtenopfer nachſendet, indem ſie ſich nun ebenſo — für eine Frau viel zu theoretiſch — der Natur zuwendet wie früher der Geſchichte, ſogar in dieſem wiſſenſchaftlichen Buche hat ſie ſich in Gedanken und Ausdruck zu der ihr eigenthümlichen, unverkümmerten Friſche meiſtens wieder erhoben die ihr von Natur in ſo hohem Grade eigen war. Aber wir wollten ja die oben erwähnte Stelle in nähern Betracht ziehen.

Wir wiſſen uns aufs innigſte mitzufreuen an einer ſo behaglich gewählten und nur dem Cultus der Bildung und ſchriftſtelleriſchen Production gewidmeten Häuslichkeit zweier Gatten wie ſie uns hier beſchrieben wird. Wir finden über die Exiſtenz dieſes Ehepaars einen gewiſſen Platonismus hingehaucht wie er unter den Modernen nicht ſo häufig angetroffen wird, obwol er dort viel zu ſelbſtbewußt ſich äußert um mit der Geſundheit des antiken Platonismus auch nur entfernt einen Vergleich auszuhalten. Wir könnten in jener Beſchreibung Karolinens die nochmalige Verwirklichung eines Verhältniſſes von Abälard und Heloiſe erkennen, und noch dazu fortgeſetzt durch eine unangefochten beſtehende, wirkliche Ehe, wenn hier nicht der große Unterſchied obwaltete, daß in unſerm Falle die Frau keineswegs blos Schülerin, ſondern Mitarbeiterin an gelehrten Unternehmungen iſt, und den Mann an Selbſtändigkeit des Weſens und Productionskraft faſt zu überragen ſcheint. Wir freuen uns aber zumal des ſittlichen Gehalts, welcher offenbar der Grundcharakter jenes Bekenntniſſes iſt, einer Sittlichkeit die uns beſonders darin ſo wohl thut, daß die Behaglichen auch daran denken Andern es wohl ſein zu laſſen, und ihnen Gaben des Genuſſes zu verabreichen. Dennoch verſetzt uns die ganze Mittheilung in eine ſo ſeltſam aus weiblicher und männlicher Schwäche, aus Schönheitsſinn und Fleiß, aus Reflexion, Raffinement und gelehrter Unnatur gemiſchte Daſeinsweiſe, daß die ganze Mittheilung von zwei Glücklichen uns keineswegs den urſprünglichen Charakter ähnlicher Bekenntniſſe eines philoſophiſchen Einſiedlers, nämlich Jean Jacques Rouſſeau's, an ſich zu tragen ſcheint, mit denen ſie noch am erſten verglichen werden könnte. Wie ſeltſam, ja peinlich wird uns zu Muthe wenn wir leſen: „Wir arbeiteten (eine Frau und ein Mann) an einer Darſtellung der Grundſätze der Strategie u. ſ. w. für die «Jenaiſche Literaturzeitung»." Ferner wie faſt ängſtlich nachrechnend erſcheint es wenn es heißt: „Der Tag hatte «unſere Genußfähigkeit» nicht erſchöpft."

Es gibt eine ganz eigenthümlich ausgeprägte Schreibart, deren Kategorie wir mit dem Worte Frauenzimmerlichkeit des Stils bezeichnen möchten, mit welcher Bezeichnung wir ein Lob und einen Tadel zugleich ausſprechen. Ein Lob, wiefern ſich in einer bedeutenden weiblichen Perſönlichkeit das Beruhen auf ſich, das Vernehmen des eigenen Genius ſo entſchieden geltend macht, daß eine ſo ſchreibende Frau nichts Anderes zu geben unternimmt als was eben in ihr vorgeht, als was ſie eben in unabhängiger Specialität ihres Geſchmacks und ihres Urtheils empfindet und denkt. Daraus entſteht bei Frauen die ſorgloſeſte und doch anmuthigſte Natürlichkeit, ein Liebreiz, ein Morgenanzug der Darſtellung, der es gar nicht darauf ankommt wie gegen die herrſchende Sitte ſie anſtößt und keck iſt, wie abweichend und dreiſt ihre Wortbildungen klingen, wie lang oder wie kurz ihre Sätze ſich gliedern, wie die Participial- und anderweitigen Conſtructionen ſich dem Uebrigen anſchließen oder nicht, ſondern die eben ihr Naturell walten läßt wie es eben waltet, und wie es in der Regel auch im Ausdrucke Grazie iſt, oft ſogar — obwol im ſeltenſten Falle — hinreißende Gewalt ausübt. Selbſt Interpunctionszeichen (dieſes tägliche Kreuz für ſchreibende Frauen) kümmern dann nicht, und thun auch dem Leſer keinen Abbruch, im Gegentheil, wie ſie geſetzt werden oder fehlen, ſo erhöhen auch ſie nur noch das Natürliche, das Graziöſe des Ausdrucks, indem ein lang fortlaufender Satz in ſeinen Theilen auch wol ohne alle Zucht der Interpunction dann durch jene holde Naivetät zuſammengehalten wird in der Frauen, Kinder und die Alten unnachahmliche Muſter ſind: wie man aus dem etwanigen Vergleich irgend einer Seite Bettina'ſcher Handſchrift mit einem alten Manuſcripte erſehen mag. Selbſt die unendliche Mühe bei aller Schreibſeligkeit ein gehöriges Schreibzeug zuſammen zu bekommen und beiſammen zu erhalten, ſelbſt die ent-

ſetzliche Ironie der ſpritzenden Feder, die trotz aller Meſſerſchnitte keinen reinen Zug ſich abgewinnen laſſen will, wirkt auf die Schreiberin, und erhöht beim Leſer nur den Liebreiz jener Frauenzimmerlichkeit des Ausdrucks, die wir noch näher mit dem Stil der incorrecten, ungeſchnürten Anmuth bezeichnen möchten. Dieſe Schreibart, als Ausdruck der reinſten Natur, hat aber noch den großen Vorzug, daß ſie keineswegs den beſondern Trieb ſpürt vorherrſchend pittoresk oder blühend ſein zu wollen, obwol alle Frauen mehr oder weniger auch im Stile das Farbige, die Metapher lieben, etwa wie ſie in der Geſchichte im Gegenſatz zu den Männern meiſtens für die Anbetung der Bilder geweſen ſind.

Sowie aber ein weibliches Weſen bei noch ſo hohem Beruf — von den Unberufenen ſprechen wir nicht — danach ſtrebt, nicht aus gewöhnlicher Eitelkeit, ſondern aus höherm Ehrgeiz und vor Allem aus Liebe zu ihrem Freunde und zu den Vorzügen der Bildung es dem Manne völlig gleich zu thun, um eben zu zeigen daß ſie in demſelben Genre gleichen Schritt mit ihm halte, ſo entſteht jene üppige Schönmalerei, der alle die liebenswürdigen Ungenirtheiten und Mängel der weiblichen Feder ſogleich zu Nachtheilen ausſchlagen, ſodaß nun die wirkliche Eigenthümlichkeit der weiblichen Individualität gar nicht oder doch nur geſchwächt zum Ausdrucke kommt. Schon in jeder Copie liegt die Gefahr der Uebertreibung, um nur zur Noth ein zweites Original zu liefern; in der weiblichen Copie die den Mann zum Gegenſtande hat aber vollends, und noch dazu (wie Dieſes von Karl Ludwig v. Woltmann geſagt werden muß) in der eines genußſüchtigen, nie recht auf ſich ſelbſt beruhenden Mannes muß die Copie als ſolche trotz alles Farbenreichthums zu einer krankhaft reflectirenden Schönſeligkeit wenigſtens den Anlauf nehmen. Wir erhalten den Ausdruck dafür was Frau v. Woltmann's Schreibart in dieſer Periode, nicht was ihr eigentliches Weſen betrifft in vielen Partien der Darſtellung des „Nachtrag zur Selbſtbiographie", oft ſogar auf Koſten der Klarheit Deſſen was geſchildert werden ſollte, beſonders aber in der Abſchwächung der urſprünglichen Eigenthümlichkeit Karolinens. Dennoch ſind dieſe Fehler unſerer Schriftſtellerin keineswegs als Schuld zuzuſchieben, ſondern ſind vielmehr nur durch die Eigenart des Mannes in ihr veranlaßt worden, was ſich ſchon darin außer Zweifel ſetzt, daß Karoline v. Woltmann in der ſpätern Zeit ihres Alleinſtehens, und zumal in ihren Briefen, von dem Angedeuteten um Vieles freier, ja oft völlig frei befunden wird. Nur das Bemühen aus grenzenloſer Liebe zur Bildungsbefliſſenheit und vor Allem zu ihrem Manne, um dieſem Alles, ja womöglich er ſelbſt zu ſein, iſt Dasjenige entſtanden was wir Derartiges gerügt haben in jener angezogenen Stelle, wie in dem literariſchen Zuſammenwirken beider Gatten überhaupt.

(Der Beſchluß folgt.)

Neueſtes über das Britiſche Muſeum.

Dem von der Verwaltung des Britiſchen Muſeum dem Parlamente erſtatteten Jahresberichte 1848 nebſt Voranſchlägen für 1849 entnehmen wir Folgendes. Die Geſammteinnahme 1848 betrug 53,999 Pf. St., die erfolgte entſprechende Ausgabe 49,845 Pf. St. Von letzterer treffen 21,041 Pf. St. auf Gehalte, 1768 auf Baulichkeiten, 18,707 auf Ankäufe, 6514 auf Buchbinderei, Wandſchränke u. dgl., 1655 auf den Druck von Katalogen, das Verfertigen von Abdrücken und Aehnliches. Für den Etat des den 25. März 1850 endenden Jahres 1849 werden 42,915 Pf. St. beanſprucht. Beſucht wurde das Muſeum 1848 von 897,985, das Leſezimmer zum Zweck des Leſens oder Nachſchlagens von 65,867 oder täglich im Durchſchnitt von 225 Perſonen. Die Zahl der angekauften alten Bücher beläuft ſich auf 10,177. Die Sammlung engliſcher Bibeln iſt durch die erworbenen ſechs Ausgaben von Cranmer 1540 und 1541 beträchtlich bereichert worden. Eine werthvolle Acquiſition ſind die von der iriſchen Regierung zu Dublin 1685—91 erlaſſenen 130 Proclamationen, Ergänzungen von Werken über die Geſchichte und Topographie des ſpaniſchen Amerika, und die ſieben prachtvollen Foliobände von Aſſini über Rom. Zu anderm Zuwachſe gehören an 100, neuerlich in Konſtantinopel gedruckte orientaliſche Werke, und mehr als 300, ungefähr 20 Werke ausmachende Bände in der Mandſchu- und Mongolſprache, wodurch die Sammlung zu einer der vollſtändigſten in Betreff Chinas geworden iſt. Beſonders gedenkenswerth erſcheint der aus dem Nachlaſſe H. J. Michael's in Hamburg erlangte Beſitz hebräiſcher Werke. Seine wohlbekannte und von competenten Richtern, namentlich von Zunz hochgeprieſene Sammlung beſtand laut gedruckten Katalogs aus 5400 Bänden. Nach Ausſcheidung der Duplicate und ſonſt unnützer Exemplare kaufte das Muſeum 3970 geſchloſſene Werke in 4420 Bänden. Unter den aufgezeichneten Vermehrungen des Manuſcripten-Departements befindet ſich ein Band „Horae", mit Bildern von einem flämiſchen Künſtler, gefertigt entweder für Philipp den Schönen von Caſtilien vor deſſen Beſteigung des ſpaniſchen Throns zwiſchen 1490 und 1506, oder für ſeine Gemahlin Joanna, Mutter des Kaiſers Karl V. Lebensgroße Portraits des Fürſten und der Fürſtin bilden das Titelkupfer. Die Miniaturgemälde ſollen von Memling ſein. Ferner gehören zu den Acquiſitionen: ein Originalband Statuten und Privilegien der pariſer Univerſität aus dem 14. Jahrhundert auf feinſtem Pergament; desgleichen die Apokalypſe des Johannes mit Miniatur-Illuſtrationen, lateiniſch und franzöſiſch; die lateiniſchen Evangeliums-Lectionen auf das ganze Jahr nach Vorſchrift der Kirche von Paris mit einer Maſſe Bilder im vollendetſten franzöſiſchen Geſchmack aus der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts auf Pergament; ebenſo das griechiſche Neue Teſtament, einſchließlich der Apokalypſe — was eine Seltenheit —; ein Exemplar der „Scala Paradisi" des Johannes Climacus auf Pergament in ſchöner großer Schrift aus dem 10. Jahrhundert; eine große und werthvolle Sammlung Schriften bezüglich der Geſchichte, Geographie und Statiſtik von Südamerika und den Philippiniſchen Inſeln, früher Eigenthum des Capitains Felipe Beuza, Directors des geographiſchen Cabinets zu Madrid, illuſtrirt durch 266 gezeichnete Karten; eine Sammlung von 357 Original-Vergleichungsdocumenten bezüglich Englands und der Normandie vom 13. bis zum 18. Jahrhunderte; endlich der erſte Theil (von 1576—80) einer Serie von Abſchriften aus den Archiven des Königreichs der Niederlande von England betreffenden Urkunden, niedergelegt auf Anordnung des Staatsſecretairs Lord Palmerſton. Im Ganzen ſind 1848 im Leſezimmer 17,992, im eigentlichen Departement 2442 Manuſcripte zur Einſicht mitgetheilt worden. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 180. —— 28. Juli 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Erſter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 179.)

Wie urſprünglich und unbedürftig jeder männlichen Einwirkung, wie unverſehrt am Wollen des Reinſten und Höchſten, der eigenen Natur gemäß, Karoline eigentlich war, Das geht beſonders daraus hervor — und hiermit ſprechen wir für unſere Schriftſtellerin etwas ſehr Beachtungswerthes aus —, daß ſie auch nicht im entfernteſten bemerken läßt wie jene oben berührte geiſtige Laſcivität, ja ſagen wir nur geradeswegs eine ſehr ſtark, wenn auch dem Ausdruck nach oft ſehr berechnet aufgetragene Lüſternheit in den „Memoiren des Freiherrn v. S—a", auch nur den leiſeſten Einfluß auf ihre Grundſätze gehabt hat.

Wir können die weitere Betrachtung unſerer Schriftſtellerin nicht durchführen ohne einen Augenblick bei dem ſoeben erwähnten Producte, welches ſeiner Zeit viel Aufſehen erregte, zu verweilen, und können es um ſo weniger, als ſich bekanntlich verlauten ließ Frau v. Woltmann habe auch an dieſem Werke mit ihrem Manne zuſammen gearbeitet.

Die „Memoiren des Freiherrn v. S—a", welche 1815 in drei Theilen erſchienen, bezeichnen die etwas ſpät hervortretende Lucinde-Periode des Hiſtorikers Woltmann, worin ſein früheres belletriſtiſches Beiweſen, ja ſein Reflectiren auf den Genuß, und vor Allem ſein Experimentiren mit der Diplomatie, in vollſter Blüte wuchert, wenn auch die wildeſten, üppigſten Schößlinge des Genuſſes und der Schilderung immer mit der Schere derſelben Diplomatie beſchnitten wurden, ſodaß ſie nur um ſo wirkſamer aufwuchern mußten. Damit haben wir ſchon alles Bedenkliche in Betreff dieſes Werkes zur Andeutung gebracht, eine Bedenklichkeit die unſererſeits gewiß nicht zu weit geht, wenn es doch gewiß iſt, daß in jenem Werke eine Freiheit des Weibes zur Sprache gebracht wird welche in der Stellung deſſelben zum Manne die ſogenannte Heiligkeit der natürlichen Empfindungen, die Zuneigung und Liebe aus gegenſeitigem Wohlgefallen, für das einzig Bindende erklärt. Freilich weiß man, daß Dergleichen der Schicht einer mittelmäßigen Bildung, welche ſich durch wenig Geiſt, durch viel Behagen und gar keine Tiefe auszeichnet, außerordentlich zuſagt, und bis auf den heutigen Tag als offenbarer Beweis von echter Freiſinnigkeit hingenommen und geprieſen wird. Was nun aber jene Memoiren weiter angeht, ſo ſieht man, das Junge Deutſchland konnte, ohne bis auf die Schlegel'ſche „Lucinde" oder Heinſe zurückzugehen, aus viel ſpäterer Zeit einen Gewährsmann ſeiner Maximen citiren, indem in den „Memoiren des Freiherrn v. S—a" die Ehe mit derſelben Frivolität auf die bloße Natur zurückgeſetzt, und damit auch nicht entfernt in ihrer wahren Bedeutung geahnt wird. Dabei wollen wir nicht in Abrede ſtellen, daß daſſelbe Werk, ohne je bei der rechten Tiefe des Gedankens anzulangen, mit einer gewiſſen Geſchicklichkeit eines geiſtreichen Halbidealismus geſchrieben iſt, ſodaß es die ganze Halbnatur Woltmann's, mit allen den Zuthaten die wir oben an ihm in Erwähnung gebracht haben, glänzend zur Schau trägt. Die bald am Anfange des erſten Theils vorkommenden Urtheile über deutſche Literatur, über ſchriftſtelleriſche Charaktere, Urtheile die zu ihrer Zeit ſehr imponiren mochten, ſind äußerſt einſeitig, hier und da allerdings auch einmal das Wahre treffend, übrigens aber von einem oberflächlichen Dilettantismus dictirt, der, wie zum Beiſpiel bei Gelegenheit von „Wilhelm Meiſter's Lehrjahren", ſich auf den innern Organismus eines Kunſtwerks gar nicht verſteht, und daher auch den äußern wie den Helden jenes Romans misdeutet. Wäre Woltmann am Anfange ſeines literariſchen Auftretens mit einem ſolchen Producte wie die „Memoiren" zum Vorſchein gekommen, ſo hätte man ihn entſchuldigen mögen dadurch, daß ſich hier ein vielfach angeregtes Talent nur erſt freiere Bahnen brechen wolle, um in der Geſchichte und Lebenskunſt, und wenn es nun einmal durchaus ſein ſollte, auch in der Diplomatie ſpäter die beſondern Gebiete in beſondern Werken anzubauen. So aber, mit den „Memoiren des Freiherrn v. S—a" ſchriftſtelleriſch zu ſchließen, gibt mindeſtens den Beweis daß Woltmann nicht Das aus ſich gemacht hatte was er aus ſich hätte machen können; daß ihm die ſo mit einiger Idealität verſetzte Halbſchlächtigkeit ſeines Weſens faſt lieb geworden war; und daß er da wo es ſich noch dazu mitunter um eine Zweideutigkeit handelte mit der Anonymität ſchließen wollte, wo Andere damit be-

ginnen. Dieſes ſtrenge aber gerechte Urtheil ſind wir der ſonſtigen Vorzüglichkeit Woltmann's ſchuldig; wir ſind es aber vor Allem ſchuldig den heiligen Manen ſeiner ausgezeichneten, durch und durch großartig geſinnten und lautern Gattin.

Daß Woltmann, und nicht, wie man ebenfalls vermuthet hat, Hr. v. Brinkman der Verfaſſer der „Memoiren" ſei, geht daraus bis zur Genüge hervor, daß Karoline in der Geſammtausgabe der Werke ihres Mannes dieſelben ebenfalls aufführt und aufnimmt, und ſie mußte doch wol am beſten darüber unterrichtet ſein, ob ſie ihm als Verfaſſer angehören oder nicht. Auch kommt in den „Memoiren" allerdings Vieles vor worin wir unverkennbar Lieblingsanſichten, Pläne wie ganze Lebensrichtungen und Lebensſituationen Woltmann's wiederfinden, ſo wie ſich denn namentlich der ganze prager Aufenthalt des Woltmann'ſchen Ehepaars in demſelben Werke mehrfach abdrückt. Ja man könnte die Vermuthung hegen, der Verf. habe in Gräfin Roſamunde häufig an Karolinen und in dem Freiherrn wohlgefällig an ſich ſelbſt gedacht. So verräth Woltmann unter Anderm denn auch was ſeine Neigung betrifft das Aeſthetiſche in der Geſchichte geltend zu machen, dieſes in eigener Perſon, wenn er in denſelben Denkwürdigkeiten von Herder ſagt: „Das zweite (Verdienſt) iſt, daß er zuerſt in Deutſchland eine äſthetiſche Auffaſſung in die geſchichtlichen Studien brachte." Wo es denn nahe liegt einer Individualität wie der Woltmann'ſchen zuzutrauen und abzumerken, daß er im Stillen gemeint ihm gebühre das nächſte aber das größere Verdienſt der Art für die Geſchichte. Und ſo dürfte auch Karoline faſt wider Willen — und doch kaum Das — ihre freiwillige Abhängigkeit von Woltmann für die damalige Lebensperiode geſtehen, wenn Roſamunde von Prag aus an den Baron ſchreibt:

> Auf den Tag freue ich mich zum höchſten, wenn wir zuſammen in die kleine alte Kapelle der heiligen Ludmilla treten werden, und Sie mir eine romantiſche Vorzeit Böhmens, die verworren vor mir liegt, begreiflich machen. Das fällt einem Weibe faſt unmöglich, ſich aus dürren, abgeriſſenen, ungeſonderten Nachrichten ein richtiges Bild vergangener Zeiten zu entwerfen. Mich dünkt, dazu gehört ein männlicher Geiſt. Ihnen darf ich ja wol vertrauen, daß ich überhaupt nun oft an mir die Entdeckung mache das Weib könne Vieles in Wiſſenſchaft und Kunſt nur durch gegenwärtige Beihülfe eines männlichen Geiſtes begreifen: eine Wahrheit die ich ſonſt mit Widerwillen von mir wies.

Wo denn hier am Schluſſe auch die von uns behauptete, urſprüngliche Selbſtändigkeit Karolinens wenn auch nur aus der Erinnerung durchbricht, indem in jenem „ſonſt" ihre eigenſte Natur ſich ankündigt.

Was aber auch in den „Memoiren" Frau v. Woltmann als Verfaſſerin angehören mag, ſo wird es ſicher immer nur Dasjenige ſein was ſich darin weiblicherſeits von Durchdringung des Menſchenlebens mit höhern Anſichten als den in der Wirklichkeit herrſchenden kundgibt, und Dergleichen iſt beſonders in den Briefen deſſelben Werkes kein geringer Theil. Frau v. Woltmann ſympathiſirte, wie ſchon bemerkt, mit ihrem Manne aufs entſchiedenſte in dem trefflichen Bemühen dem täglichen Leben eine ideale Seite abzugewinnen, oder vielmehr dem an ſich öden Verlaufe tagtäglicher Zuſtände und Ereigniſſe durch Idealität aufzuhelfen. Daß ſie in dieſem Bemühen — wenigſtens in den „Memoiren" — ſich nicht zu der reinen Höhe erhebt welche ihr eigenſter Genius foderte, welche ſie ſpäter (wir werden es ſehen) in ihren hier mitzutheilenden Briefen wirklich erreicht, Das lag wieder daran, daß ſie dem Zuge ihres Mannes in eine mittlere Sphäre, in eine Miſchung von geiſtreichen Gedankenſpielen, gelehrten Experimenten, ſchmeichleriſchen Sinneneindrücken, kurz dem von uns gerügten Halbidealismus zu ſehr nachgab, auch ſelbſt dann zu ſehr nachgab, wenn ſie Nichts an den „Memoiren" gearbeitet haben ſollte, aber es auch nur zuließ, daß ein ſolches Werk entſtehen, und nun gar aus der Feder ihres Mannes hervorgehen durfte. Wie es ſich jedoch immerhin mit der Theilnahme an den „Memoiren" in Betreff der Frau v. Woltmann verhalten mag, es leidet keinen Zweifel: ſie ſtrebte ihrer Eigenthümlichkeit gemäß ſchon damals mit einem größern Ernſte als ihr Gemahl, und ſie wird es ihrer ganzen Delicateſſe nach nur mit Unbehagen oder vielmehr mit Schmerz zugegeben haben, daß auch die Myſterien geſchlechtlicher Verhältniſſe in dem Grade profanirt wurden als es leider Woltmann in dem genannten Werke für gut fand; und ſie mochte es höchſtens damit entſchuldigen, welche Entſchuldigung wir denn auch jetzt noch dem Verf. gern angedeihen laſſen, daß er in den „Memoiren des Freiherrn v. S—a" weniger ſeine Weltanſichten kundgebe als vielmehr die eines Lebemannes par excellence, obwol in einem ſolchen Unternehmen immer etwas Mislichеs liegt, eine Mislichkeit welche der tiefere Menſch ſtets verachten wird.

Nehmen wir nun Dasjenige in Kürze zuſammen was ſich uns aus dem Bisherigen für den Charakter der Frau v. Woltmann ergibt, ſo dürfte es in Folgendem beſtehen.

Karoline v. Woltmann war durch Bildung und Geſinnung, durch entſchiedenen Beruf zur ſchriftſtelleriſchen Production und durch ſeltene Gewandtheit ihn auszuführen, ſo ſehr über viele ihres Geſchlechts hinausgehoben, daß ſie eine Stelle unter den edelſten, geiſtreichſten Frauen unſerer Nation einnimmt. Sie war ganz beſonders dazu geeignet in mannichfaltigſten Darſtellungen, zumal aber in der ihr ſo geläufigen Briefform, ihrem Geſchlechte ein weiteres Gebiet der Cultur zuzuweiſen als man ihm noch ſo häufig zugeſtehen will, und zwar um ſo mehr dazu geeignet, als ſie echt weiblich dachte und fühlte (ohne je in die moderne Fortſchrittsmanie für das weibliche Weſen überzuſpringen), als ſie ſogar bis in die feinſten Seelenzuſtände und innerſten Regungen mütterlicher Sorgfalt und Liebe vordrang, ohne je Mutter zu ſein, und als ſie dennoch ſo weit durch Productionstalent in der Selbſtändigkeit ihres Geiſtes hervorragte, daß ſie wahrhaft männlich ſich äußern konnte, ausgezeichnet und reich an Neuheit und Groß-

artigkeit, an Gediegenheit und Tapferkeit, oft ſogar an Schärfe der Gedanken und treffender Combination verworrenſter Verhältniſſe. Zu dem Allen hoffen wir in einem zweiten Artikel überraſchende Belege aus Karolinens Briefen zu geben. Das Männlichgeartete ihrer Productivität verdient aber um ſo mehr Bewunderung, als ſie in ihrer Gedankenäußerung nie ſpeciell Mann wird, und am wenigſten — das Widerlichſte von Allem — je Mannweib, ſondern daß ſie gerade dann am meiſten, wenn ſie ſogar bis ins Gelehrte ſich verſteigt, aus innerer Wahrheit und Ueberlegenheit ihrer Natur in jene Frauenzimmerlichkeit des Stils verfällt, die wir entweder nur liebenswürdig finden können, wie an vielen Stellen ihrer Briefe und in dem Werke über das Lebensgeſetz, oder wenn wir ſie tadeln müſſen, wie bisweilen in den Ergänzungen zur Selbſtbiographie, doch immer ſo, daß wir ihr Geſchlecht herauserkennen, was uns wieder, in der Art wie es veranlaßt wird, völlig mit ihr ausſöhnt. Eine der herrlichſten Frauentugenden, die Treue und Hingebung an den Mann, in reinſter und noch dazu idealſter Liebe, an einen Mann deſſen große Vorzüge nicht zu verkennen ſind, der aber ſeine Vorzüge zu ſehr berechnet, und trotz dieſer Berechnung, ja vielleicht gerade durch ſie, zu einem Falliſſement kommt, dieſe Hingebung vermiſchte zwei Talente, die in geſonderten Bahnen, bei gleich ſtarker Verbundenheit durch Liebe und ideale Intereſſen, mehr hätten leiſten können, bis es der Frau zuletzt — und doch nie ganz — gelingt die urſprüngliche Selbſtändigkeit ihres Weſens zu einer neuen Verwandelung und damit zum Siege zu bringen. Dieſe mehr verborgene oder mehr hervortretende Selbſtändigkeit ſpricht ſich bei Frau v. Woltmann nach unſerm Dafürhalten beſonders darin aus, daß ſie unabläſſig danach ſtrebt die ſtrengſte aber auch heiterſte Sittlichkeit mit allen ſonſtigen Idealen zu einen, und Dieſes vorzüglich dadurch zu erlangen, daß ſie das Lebensgeſetz einer neuen Unterſuchung unterwirft, um durch ein neues Erkennen der Natur zugleich die ewigen Geſetze des Sittlichen und Ideellen überhaupt zu erkennen, und die Kraft und deren ſittliche Anwendung, die Freiheit, dem Menſchen für das Dieſſeits und das Jenſeits mit aller Gewißheit zuzuſprechen. So gelangt ſie zu ihrem Werke „Das Lebensgeſetz, die Formen und der geſetzliche Zuſammenhang des Lebens", ein ſinnvoller Lebensabſchluß für ſie als die „Memoiren des Freiherrn v. S—a" für ihren Mann. Sie gelangt aber immer noch — und Das macht ihr alle Ehre, und iſt echt weiblich und rührend —, wenn ſie es auch nicht wußte, ähnlich auch zu dieſem Werke wie zu ihren Leiſtungen der mittlern Lebensperiode, nämlich aus Liebe zu Woltmann, dem zu Liebe ſie jetzt die Natur betrachtet wie früher die Geſchichte. Dennoch erſtaunt man bis zu welchen Abſtractionen und phyſikaliſch-metaphyſiſchen Erörterungen ſie ſich in dieſem Werke verliert, obwol durch Alles derſelbe ſeelenvolle Zug der Liebe und der großartigſten Geſinnung hindurchgeht, und man demſelben Producte ſogar wirkliche Entdeckungen folgenreichſter Art, mindeſtens auf dem Gebiete des Geiſtes, zugeſtehen muß. Frau v. Woltmann bezweckte unſers Erachtens — ſo weit wir uns auf das Buch noch beſinnen, denn wir haben es nicht zur Hand — freilich doch eigentlich nichts Geringeres mit dieſer Arbeit als einen Umſchwung eines Theils der Naturwiſſenſchaft, wenigſtens gewiß eine vielfach andere Methode derſelben. Und zwar beabſichtigte ſie, irren wir nicht, namentlich eine völlige Umarbeitung, eine andere Theorie des Dynamiſchen und eine daraus zu gewinnende Anwendung deſſelben. Wir ſetzen den Hauptwerth des Werkes in die geiſtreichſte Anregung der Naturwiſſenſchaft höhere Geſichtspunkte abzugewinnen, und für ſie neue Combinationen in Bewegung zu bringen, um durchaus neue und befriedigendere Reſultate zu bekommen als die bisherigen, immer aber ſo, daß zugleich die ſittliche Natur des Menſchen daraus erſtarke, und ſich für ſtets neue Entwickelungen empfänglich mache.

Um aber in Kürze die ganze Perſönlichkeit Karolinens — deren charakteriſtiſcher Zug gewiß auch darin beſtand, daß ſie es in ihrer gedeihlichſten Zeit ſtets liebte beſtimmte Objecte zu behandeln — wenn auch nur durch Fragmente zu vergegenwärtigen, ſie bis auf alle einer ſolchen Natur eigene Idioſynkraſien zur Anſchauung zu bringen, wie ſie über dieſe und jene Lebensverhältniſſe, Tagesbegebenheiten, über literariſche Beziehungen, hervorragende Perſönlichkeiten u. dergl. dachte, werden wir in dem nächſten Artikel Einiges aus ihren Briefen mittheilen, wieweit Dieſes beſtehende Verhältniſſe ſchon jetzt zulaſſen. Wir meinen aber nicht zu viel zu ſagen wenn wir geſtehen den Gehalt einiger dieſer Briefe und Briefſtellen dem Trefflichſten gleichzuachten was der Art geſchrieben worden ſein mag.*)

A. Jung.

Der Jude mit dem Barte, oder Lebenslauf eines Judenknaben. Aus den hinterlaſſenen Schriften eines Convertiten, mit erläuternden Noten herausgegeben. Wien, Rohrmann. 1848. 12. 22½ Ngr.

Es iſt immer erfreulich, wenn eine Schrift mehr leiſtet als ihr Titel verſpricht, wie hier der Fall iſt. Die Ueberſchrift ließ uns eine gewöhnliche, nicht ſehr geſchmackvolle Erzählung erwarten, und wir fanden ein Buch voll guter Gedanken und tüchtiger Geſinnung. Der Verf. hat eine der Wurzeln aller Zeitübel vor unſern Augen bloßgelegt: die Stellung des iſraelitiſchen Volkselements zu der heutigen Geſellſchaft; dieſes Elements, das erfüllt vom Geiſt der Rache für den alten harten Druck der europäiſchen und chriſtlichen Geſellſchaft, mit ihrem Trachten auf die Zerſtörung eben dieſer Geſellſchaft gerichtet, vor allen andern Beſtandtheilen der europäiſchen Völkerfamilie der Verbündete der Dämonen des Umſturzes iſt. Das Judenthum, von den alten Banden gelöſt die es lange Jahrhunderte hindurch an den Wagen der europäiſchen Civiliſation gefeſſelt hielten, unfähig dieſe Civiliſation und dieſe Geſellſchaft zu lieben, rächt in dieſem Augenblicke im Bündniß mit den Geiſtern des Umſturzes

*) Den zweiten und letzten Artikel theilen wir im Monat September mit. D. Red.

eine uralte Schmach: es hat die zersetzenden Stoffe, Unglaube und Ueberschätzung des menschlichen Gedankens, die uns von allem Positiven und Feststehenden losgelöst haben, als gährendes Ferment in diese Gesellschaft geschleudert, und ist auf dem Wege mit ihm das Chaos wiederherzustellen zu dessen Ordnung das Menschengeschlecht eine 5000jährige Geschichte gebraucht hat. Es ist Zweck dieses Buchs dies Element in seinem Ursprunge, seiner Form und Gestalt, seinem Kampf und seinem Sieg zu zeichnen, und ein solches Gemälde belohnt wol die Mühe näherer Betrachtung.

Der Autor stellt uns mittels einer Art Vision in den Mittelpunkt des Bildes das er vor uns entwickelt, und dem er eine breite historische Basis unterlegt. „Wir wünschen den Zioniden nichts Böses", sagt er, „wir wünschen ihnen das Beste; allein es ist doch noch eine höhere Pflicht: nach Kräften zu hindern daß den Christen nicht das Beste verloren gehe das sie noch haben. Thut ab euer verdunstetes Christenthum, ruft der Schwarm uns zu, das alle Köpfe unter einen Hut der Liebe bringen möchte. Lieben müßt ihr vor Allem die Freiheit; frei aber ist nur wer jegliches Vorurtheil abgeschüttelt hat. Frei war das Heidenthum! Und dagegen: Kennt ihr das Heidenthum? Wollt ihr es in seiner Größe erschauen? Leset die Geschichte. Könnt ihr aber auch Blut riechen? Wo nicht so sterbt und verderbt in euerm Schulstaube; mit dem wundervollen Alterthum aber macht euch nicht zu schaffen. Seine Größe floß aus dem Boden auf der mit dem edelsten Herzblut der Völker getränkt war. Nur auf solchen purpurrothen Boden mochte sich der Altar aufbauen auf welchem als Gott der Götter stand: die Nationalität, aus deren Haupte mit Schild, Schwert und Panzer die andere Gottheit: der Nationalsinn, entsprang. Haß, blutiger Haß alles Fremden war das offene Credo dieses Cultus. Mord, Brand, Verwüstung waren sein Paternoster; aufsteigende Feuersäulen eine Welt zu Asche zu brennen waren seine Leuchten."

Wenn sich der denkende Schriftsteller in dem Verstehenden genügend ankündigt, so zeigt sich der poetisch gestimmte Autor in der nachfolgenden Vision. Am Charfreitag, „wo dir ein Tropfen im Gesicht brennt, und du nicht untersuchst ob es eine Zähre des weinenden Himmels oder eine Perle deines eigenen trauernden Herzens sei", betritt er den Dom. Die Kerzen brennen aus, Menschenwogen ohne Andacht strömen auf und ab. Ach, jedes Bruchtheil irdischer Errungenschaft muß mit dem Verluste eines unendlichen Raumes vom Antheil im Himmelreiche bezahlt werden! „«Schau da hinein!», grinste es hinter mir, «in dies Gemisch von Schlacke und zehrender Glut.» Eine Gestalt mit riesigem Chamäleonskopf und Fledermausflügeln, auf Füßen wie Bohnenstäbe, schlotternd unter der Last des aufgedunsenen Körpers, sonst wie ein Mensch gebildet stand hinter mir. Wer bist du, Entsetzlicher, fragte ich. «Der Zeitgeist bin ich. Nun schau, welcher glorreiche Kampf gekämpft wird!» Und ich schaute."

Die folgende Schilderung: wie die Menschenmacht das Kreuz das die Welt überschattet auszurotten trachte, wühlend, bohrend, hämmernd, grabend, bis es auf dem Boden lag, ist schön. Nur einzelne Beter bleiben kniend zurück. Und das Kreuz richtet sich von selbst wieder auf. Nicht „Etwas in Dänemark" ist faul, es ist faul durch und durch. Der Stein des Unglaubens lastet auf Lazarus. Der Welt ist nur zu helfen wenn sie ihn hebt.

Nach dieser poetischen Einleitung beginnt die Erzählung. Der Autor entrollt die Lebensgeschichte eines Judenknaben von guten Anlagen, aber ganz Jude: Recht fodernd wo kein Recht ist, verdrängend wo Bescheidenheit und Mäßigung nothwendig wären, schleichend wo der gerade Weg der beste ist, voll Haß gegen die begünstigten Christen, ein Todfeind der Gesellschaft und unsers Friedens. Diese Erzählung malt die Sitten der Zioniden, ihre Gebräuche, ihren Cultus, der von allen Gebildeten unter ihnen innerlich verworfen, ihnen doch als Gesetz gilt, und gibt so ein vollständiges Bild dieser nach 18 Jahrhunderten der Mischung Europa doch fremd gebliebenen Nationalität. Stil und Form dieser Erzählung wollen wir nicht weiter empfehlen: allein der Gedanke in ihr, die Blicke und Ansichten die sie eröffnet sind weit, lehrreich und der Betrachtung wohl werth. 55.

Lesefrüchte.

Grabschriften.

Es war eine lange Zeit ein wesentliches Moment für den französischen Esprit für jedes piquante Ereigniß ein Witzwort bei der Hand zu haben, und namentlich öffentliche Personen mit einem Spottvers in die Gruft zu begleiten. Frau v. Pompadour z. B. ist in unzähligen Grabschriften gefeiert worden, die nicht eben in einem feinen Tone gehalten sind. Eine verhältnißmäßig zartere findet sich in Grimm's „Correspondence littéraire", V, 32:

Ci-gît d'Etioles et Pompadour,
Qui charma la ville et le cour;
Femme infidèle et maîtresse accomplie:
L'hymen et l'amour n'ont pas tort,
Le premier de pleurer sa vie,
Le second de pleurer sa mort.

Ihr Gatte, Herr v. Etiolles, den sie zum Gesandten von Frankreich hatte machen wollen, und der jetzt den „Hymen" vorstellte, hörte jedoch bald auf zu weinen: er verheirathete sich sehr kurz darauf wieder, und damit er ja abermals eine rechte Coquette zur Frau bekomme, nahm er Fräulein Rem, eine Tänzerin bei der Oper. In den Memoiren der Frau v. Hausset findet sich auch hierüber ein boshaftes Epigramm das den armen Ehemann dem öffentlichen Gelächter preisgab:

Pour réparer *mierriam*
Que Pompadour fit à la France,
Le Normand, plein de conscience,
Vient d'épouser *Rempublicam*.

Vermögensverhältnisse in Frankreich.

Eugène Sue veröffentlicht in der „Semaine" eine kurze, sehr interessante statistische Notiz über den Bevölkerungszustand in Frankreich unter dem Gesichtspunkte des Vermögensverhältnisses. Die nachfolgenden Angaben sind einer officiellen statistischen Arbeit über das Territorialeigenthum und die Revenuen entnommen. Es gibt in Frankreich 19,119,000 Personen die in Entbehrung, Elend und Armuth ihr Dasein fristen; 5,150,000 leben in einem Zustande der der Entsagung der Armuth sehr nahe kommt; 6,150,000 haben so halbweg ihr Auskommen unter der Arbeit ihrer Hände; 244,000 befinden sich dagegen wohl, sie bilden den eigentlichen wohlhabendern Mittelstand; 6000 endlich haben ihr überreichliches Auskommen. Bei ihrem Reichthume beziehen sie wenigstens 10,000 Livres jährliche Rente. Diese Einblicke in die statistischen Verhältnisse regen mancherlei Gedanken an. Wenn die gemachten Angaben, was der Mann Eugène Sue zu verbürgen scheint, wirklich auf officielle Ermittelungen sich stützen, so mag man in ihnen eine ebenso große Ueberraschung als ernste Lehre finden. Deutschland in seiner Totalität — die Einzelstaaten haben zum Theil schon früher erfolgreiche Bestrebungen befördert — entbehrt zur Zeit, namentlich was die Vermögensverhältnisse anlangt, vollständige und authentische statistische Angaben. Wie würde sich bei uns das Resultat herausstellen im Vergleich mit Frankreich, und welche geschichtlichen Folgerungen würde der Politiker auf der Grundlage einer guten Statistik aufbauen können? 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 181. — 30. Juli 1849.

Geschichte der Städteverfassung von Italien seit der Zeit der römischen Herrschaft bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. Von Karl Hegel. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. 1847. Gr. 8. 5 Thlr.

Der Reichthum in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen des öffentlichen Lebens und die damit zusammenhängende Frische und Fülle in den Gestaltungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, welche sich eine geraume Zeit des Mittelalters hindurch in den italienischen Städten vor uns abspiegelt, hat letztere, vornehmlich seit dem Auftreten Muratori's, zum Gegenstande von immer neuen Forschungen und Darstellungen gemacht. Es konnte sich hierbei nicht sowol um die specielle Entwickelungsgeschichte einzelner italienischer Weichbilde handeln, als um den mehr oder minder nachzuweisenden Zusammenhang ihrer politischen Formen im Allgemeinen mit dem unter Römerherrschaft gezogenen Grundbau. Denn wenn die von Einzelnen aufgestellte Behauptung, daß hinsichtlich des Städtewesens der Lombardei durch die Einwanderungen germanischer Stämme eine so scharfe Grenze gezogen sei, daß den an beiden Seiten derselben sich kundgebenden Erscheinungen kaum ein dürftiger innerer Zusammenhang beigelegt werden könne, jedes Halts entbehrt, so beschränkt sich die Untersuchung zunächst auf die Frage: wie weit, unter welchen Bedingungen und mit welchen Resultaten die Verschmelzung der römischen und germanischen Nationalität gerade an diesen bleibenden Stätten höherer Bildung erfolgte; bis zu welchem Grade die aus der Zeit römischer Weltherrschaft herstammende Verfassung sich erhielt, oder aber bis zum Unkenntlichen fortgeführt und überbaut wurde.

Hier weichen die Resultate moderner Untersuchungen in den wesentlichsten Beziehungen voneinander ab. Während Savigny's scharfsinnige, auf eine Fülle von Gelehrsamkeit sich stützende Combinationen in den Städten nur die unwandelbaren, dem Wogendrange der Völkerwanderung trotzenden Träger römischer Cultur erkennen lassen, findet Eichhorn die Ursache der Freiheit der Communen in den kirchlichen Immunitäten. Savigny's Begründungen werden wiederum durch die der neuesten Zeit angehörigen Erörterungen von Bethmann-Hollweg*) angefochten, während französische Historiker von Gewicht die Elemente ihrer heimischen Civilisation für Rom vindiciren, und namentlich die römische Verfassung in den Städten des provençalischen Reichs mit Erfolg nachweisen.

Der Verf. des oben genannten Werkes nimmt in Beziehung hierauf eine vermittelnde, man möchte sagen neutrale Stellung ein. Ohne den Folgerungen Savigny's im vollen Umfange beizustimmen, und namentlich die für die Geschichte der lombardischen, Städte gewonnenen Anschauungen auch als Maßstab auf germanische Städte anzuwenden, hält er mit Recht den Gegenstand der Untersuchung durch die Forschungen von Bethmann-Hollweg keineswegs für erledigt, und unterzieht deshalb die italienische Städtefreiheit einer streng geschichtlichen Entwickelung. Um nun im voraus über die Richtung und das Verfahren desselben einen Ueberblick zu geben, möge verstattet sein die in der Vorrede enthaltene kurze Inhaltsangabe hier mitzutheilen:

1. Entstehung, Blüte und Verfall des römischen Städtewesens bis auf Justinian's Zeit.
2. Untergang desselben in den römisch-griechischen Provinzen von Italien bis auf die letzten Spuren römischer Verfassung in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters.
3. Verfassung und Zustände des longobardischen Reichs; die Lage der Römer und der Städte in diesem.
4. Die fränkisch-longobardische Reichs- und Gemeindeverfassung in den Zeiten der Karolinger und der sächsischen Kaiser. Auflösung der Grafschaften durch Immunitäten und Lehnswesen. Anfänge der städtischen Gemeinde.
5. Periode der fränkischen Kaiser. Innere Kämpfe, aus welchen die städtische Gemeinde und die Verfassung mit Consuln hervorging. Mailand und die Städte der Lombardei, Genua und Venedig, die Städte von Toscana, insbesondere Florenz.
6. Der Kampf der longobardischen Städte mit Kaiser Friedrich I. bis zur Anerkennung ihrer Freiheit. Neue Verfassung mit Podesta. Erhebung des dritten Standes in den untern Zünften. Guelfen und Ghibellinen. Die Republik Florenz.
7. Die Tradition des Alterthums. Rom im 11. und 12. Jahrhundert. Wiederherstellung des Senats. Arnold von Brescia und Cola di Rienzo. Schlußübersicht.

Hierauf folgt endlich ein Anhang: Ueber den Ausgang der römischen Städteverfassung bei den Westgothen und

*) Ursprung der lombardischen Städtefreiheit (Bonn 1846).

bei den Franken; über den Urſprung der Städtefreiheit in Frankreich und Deutſchland.

Wir übergehen die erſten Abtheilungen des erſten Capitels, in denen ſich der Verf. über die Entſtehung des römiſchen Städterechts und über die Verfaſſung der italieniſchen Städte in der erſten Periode der Kaiſerzeit bis auf Diocletian ausläßt. Unter dieſem Herrſcher erkennen wir bereits einen raſchen Verfall des ſtädtiſchen Lebens, der ſich unter ſeinen Nachfolgern unaufhaltſam ſteigerte. Er mußte ſich mit Nothwendigkeit aus einer übermäßigen Beſteuerung, welche vorzugsweiſe auf den Communen laſtete, aus der unter Konſtantin erfolgten Mehrung und Erweiterung der Immunitäten zu Gunſten einzelner bevorzugter Stände und Gewerke, endlich aus der planmäßigen Beraubung der Kämmereigüter ergeben. Am gedrückteſten war die Lage jener Stadtpatricier (Decurionen), aus deren Mitte die Curie beſetzt wurde. Was einſt als Ehre gegolten hatte, gab jetzt den Gegenſtand der Furcht ab, dergeſtalt, daß man ſich durch Flucht oder Eintritt ins Heer vor der Uebertragung eines Amtes zu retten ſuchte. In eben jenen Communen, die, blühend durch Reichthum und Selbſtändigkeit, früher die Grundpfeiler des römiſchen Staatslebens abgegeben hatten, ſpiegelte ſich der Fluch des Deſpotismus am ſchauerlichſten ab.

Wie nach der Eroberung Italiens durch die Oſtgothen die römiſchen Staatsformen blieben, und Sieger und Beſiegte ſich als zwei ſtreng geſonderte Nationalitäten nebeneinander behaupteten, ſo erlitt die Verfaſſung der Städte keine andere Umwandelung als daß ein vom Könige beſtellter Graf auch hier den höhern bürgerlichen und militairiſchen Beamten abgab. Der alte Druck blieb und erhielt ſich auch dann als das gothiſche Reich zertrümmert war, und Griechen noch einmal geboten.

Es läßt ſich nicht behaupten, daß Juſtinian's Bemühungen zu Gunſten der Städte von beſonderm Erfolge geweſen wären, es ſei denn, daß der vergrößerte Einfluß welchen er dem Biſchofe geſtattete in einzelnen Beziehungen nicht unvortheilhaft auf das Gemeinweſen zurückwirkte.

Was nun die Zeit der Longobardenherrſchaft betrifft, ſo geht Savigny von der Anſicht aus, daß während dieſer Periode den unterworfenen Römern die perſönliche Freiheit nicht verkümmert, daß die ſtädtiſche Gemeinde durch ſie gebildet, der Richter und Beamte in derſelben durch ſie erkoren ſei; der Sieger habe ſich im Allgemeinen dem ſtädtiſchen Leben abgeneigt gezeigt, und ſei, auch wenn er innerhalb des Weichbildes anſäſſig geweſen, zu der eigentlichen Städtegemeinde nicht gezählt, bis endlich, vielleicht im 10. Jahrhundert, eine Verſchmelzung beider Nationalitäten innerhalb der Mauern erfolgt ſei. Die hieraus gefolgerte ſcharfe Trennung der Stadt- und Gauverfaſſung wird dagegen von Leo entſchieden in Abrede geſtellt. Die Römer, ſo fährt der letztgenannte Gelehrte fort, büßten unter den Longobarden das volle Recht der Freiheit und des Eigenthums ein, beſtellten das Land nur als Colonen, und wurden in den Städten nur als zinspflichtige Handwerker geduldet, ſodaß, da von vornherein Longobarden auch die Städte bewohnten, an eine auch unter dieſen Verhältniſſen noch in Kraft gebliebene römiſche Stadtverfaſſung ſchwerlich gedacht werden kann. Von beiden Anſichten, die einander ſo ſchroff entgegenſtehen, haben die modernen Hiſtoriker Italiens ſich keiner unbedingt angeſchloſſen, ſodaß nach ihrem Dafürhalten, indem ſie für die unterworfenen Stämme eigenes Recht und freies Eigenthum in Anſpruch nehmen, der Untergang der römiſchen Stadtverfaſſung durch die longobardiſchen Eroberer keinem Zweifel unterzogen wird. Die Frage aber: wem nach dem Untergange der römiſchen Gerichtsverfaſſung der richterliche Spruch über die Römer zugeſtanden habe, wird von ihnen dahin beantwortet, daß ſie den Anfang der biſchöflichen Jurisdiction in eben dieſe Zeit verlegen.

Allerdings ſpricht Vieles dagegen, daß die Longobarden, während ſie einen ſchonungsloſen Krieg gegen die Römer führten, letztere innerhalb der Städte bei Freiheit und Verfaſſung ungeſchmälert gelaſſen, daß ſie einer nicht nur fremden, ſondern geradezu feindlichen Nationalität im Innern ein ruhiges Fortbeſtehen gegönnt hätten. Das Edict von Rotharis bezieht ſich nicht etwa nur auf eine Claſſe ſeiner Untergebenen, ſondern auf ſämmtliche Unterthanen des Reichs; der Gedanke an Exemtionen, an ein Syſtem perſönlicher Rechte iſt hierbei nicht zuläſſig. Wollten die Longobarden jenem ſächſiſchen Heerhaufen der ſich ihnen angeſchloſſen hatte nicht erlauben nach eigenen Geſetzen zu leben, ſo iſt es undenkbar, daß ſie unterjochten Römern ihr beſonderes Recht ließen. Vielmehr darf man mit Sicherheit der Annahme folgen, daß, wie die verſchiedenen germaniſchen Stämme welche ſich mit den Eroberern verbunden hatten politiſch mit dieſen verſchmolzen, noch ungleich entſchiedener die Beſiegten in den longobardiſchen Namen aufgingen. Dazu kommt, daß die Vorausſetzung einer politiſchen Trennung zwiſchen Stadt und Land um ſo weniger begründet werden kann, als das longobardiſche Reich in ſtädtiſche Territorien zerfiel, d. h. in Gerichtsſprengel, an deren Spitze allezeit eine Stadt ſtand. In letzterer war die curtis regia, der Sitz eines königlichen Beamten, der uns bald als Dux, bald als Gaſtaldus entgegentritt, und ſomit in ſeiner doppelten Function dem Pfalzgrafen gleicht. Unter ſeinem Vorſitz vereinigte ſich das Gericht der Freien, ſodaß die curtis regia gewiſſermaßen an die Stelle der alten ſtädtiſchen Curie trat. Daß übrigens die Grenzen dieſer Territorien der Regel nach mit den Diöceſangrenzen zuſammenfielen, wird um ſo weniger überraſchen, wenn man erwägt, daß die Analogie für dieſe Erſcheinung ſich faſt durchweg in Deutſchland findet.

Die Grundlagen der fränkiſchen Reichsverfaſſung weichen in allen weſentlichen Beziehungen ſo wenig von dem öffentlichen Leben der Longobarden ab, daß die Einführung der erſtern im Laufe der Zeit ohne erhebliche Schwierigkeiten bewerkſtelligt werden konnte. Der fränkiſche Graf war wenig von jenem Dux verſchieden, an deſſen Stelle er das oberrichterliche Amt in den

Städten einnahm. Die Eintheilung des gesammten Landes in städtische Territorien erhielt sich. Aber etwas der fränkischen Verfassung Eigenthümliches war die erhöhte Stellung der Bischöfe, denen, gleich den königlichen Sendboten, eine Ueberwachung der Amtsgewalt der Grafen oblag. Es leuchtet ein, daß unter diesen Umständen und bei den ineinandergreifenden Aufgaben beider Gewalten ein freundliches Verständniß unter ihnen nicht immer erhalten werden konnte.

Unter den Karolingern sehen wir die fränkische Verfassung überall in Italien festen Fuß fassen, während andererseits die gemeine Freiheit mehr und mehr durch die überhandnehmende Macht einzelner Großen verkürzt wurde. Das Institut der Sendboten, durch welches man diesem Uebelstande entgegenzuwirken suchte, entsprach den von ihm gehegten Erwartungen keineswegs, und in demselben Grade als die Königsgewalt geschwächt wurde stieg der Druck welcher auf den untern Classen der Bevölkerung lastete. Eine Folge hiervon war, daß in manchen Gegenden die Landbauer ihr Besitzthum aufgaben und zu Räuberbanden zusammentraten. Gegen sie und die Willkür der Großen konnten nur die festen, ummauerten Städte einigermaßen Schutz gewähren; sie gaben den letzten Zufluchtsort für Bildung und Betriebsamkeit ab. Dahin wirkte außerdem, daß, wie späterhin in Deutschland, bei jeder Kathedrale sich eine Schule befand, wohin die umwohnenden Edeln ihre Söhne sandten; daß hier fast ausschließlich der Sitz der Gewerbe war, der Handel in ihnen einen glücklichen Aufschwung gewann, und die Bewohner der Städte im festen Zusammenhalten gegen die Willkür der Mächtigen ihre gemeinsame Aufgabe erkannten.

Während im mittlern Italien Markgrafen ihre Gewalt begründeten, überwog in der Lombardei bald das Ansehen der Bischöfe, durch welche die bisherigen Reichsbeamten fast überall im Laufe der Zeit verdrängt wurden. So gering anfangs die nur den Schutz ihrer Befestigungen bezweckende Immunität der Kirche war, so rasch ging letztere in ihrer Entwickelung einer politisch unabhängigen Stellung entgegen. Bald dehnte die Kirche ihre Gerichtsbarkeit, mit Ausnahme des Blutbannes, auch auf die Freien, dann selbst auf die königliche Curtis innerhalb der Stadt aus. Nicht lange, und dem Bischofe stand die Ausübung sämmtlicher Hoheitsrechte innerhalb der Mauern und eines gewissen Umkreises um dieselbe zu, und indem er zugleich das Amt des Grafen an sich brachte, erblicken wir ihn an der Spitze der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit. Eine solche Stellung konnte der hohen Geistlichkeit freilich nicht in Tuscien zu Theil werden, wo mächtige Markgrafen die Gewalt übten.

Der auch von Heinrich Leo adoptirten Ansicht Eichhorn's, daß die Exemtionen einer bischöflichen Stadt von der Grafschaft alle Einwohner unter eine Gerichtsbarkeit, nämlich unter die des Kirchenvoigts, vereinigt, und dadurch erst die Einheit der Stadtgemeinde, als die Hauptbedingung für eine städtische Freiheit, hergestellt haben, glaubt der Verf. nicht unbedingt beipflichten zu dürfen. Er ist vielmehr der Meinung, daß der Bischof die ihm zustehende Jurisdiction über Freisassen und Hintersassen durch verschiedene Beamte habe ausüben lassen; sodann daß die Einheit der städtischen Gemeinde durch die bischöfliche Herrschaft keineswegs die Mutter der bürgerlichen Freiheit abgegeben, vielmehr letztere sich meist, trotz der bischöflichen Herrschaft, habe durchkämpfen müssen. Nachdem durch Absonderung von Stadt und Land die Auflösung des Grafensprengels erfolgt war, fiel es durchschnittlich dem Gemeinfreien auf dem flachen Lande schwer sich der Willkür der weltlichen Machthaber zu entziehen, während seine Standesgenossen in den Städten Sicherheit und Schutz fanden; aus letztern ging der durch Handel und Gewerbe rasch zum Reichthum geförderte Bürgerstand hervor.

(Der Beschluß folgt.)

Zacharias Werner und der Marquis von Custine.

Der deutsche Dichter Zacharias Werner spielt in dem letzten Buche Custine's eine bedeutende Rolle. Romuald, der Held seiner Geschichte, ist der Sohn eines protestantischen Geistlichen. Auf der Insel Man ist er geboren, mitten in dem Getöse der Wasser und Orkane. Seine Mutter war eine Katholikin gewesen; aber sie hatte die Religion ihres Gatten angenommen und war Protestantin, nicht ohne lebhafte und häufige Rückerinnerung an die apostolisch-römische Kirchengemeinschaft. So erzogen zwischen der Reue seiner Mutter und der starren Gläubigkeit seines Vaters, bald Protestant, bald Katholik, weiß Romuald nicht wem er sich mehr zuwenden soll, und mitten in diesen Zweifeln, gleich als ob die Unentschiedenheit des jungen Mannes noch gemehrt werden soll, schickt ihn sein Vater auf die Universität nach Heidelberg, mitten hinein nach Deutschland, mitten hinein in die religiöse Träumerei.

In Heidelberg trifft Romuald einen Mann der eine wichtige Rolle unter den damals lebenden Dichtern gespielt hat, Zacharias Werner. Werner, der Dichter des „Vierundzwanzigsten Februar", hat neben vielen andern mystischen Dramen eine Tragödie „Luther oder die Weihe der Kraft" geschrieben; man braucht nur dieses Gedicht zu lesen um den Mann lieben zu lernen. Das Unbestimmte und das Ideal haben nirgend etwas Sonderbareres hervorgebracht als das peinliche Alpdrücken dieses Stückes, in welchem unter Grobheiten und nebelhaften Anschauungen Charaktere auftreten die man von der Hand Shakspeare's gezeichnet wähnen möchte.

Das Portrait dieses neuen Johannes des Täufers führt Custine in seinem Romane gründlich durch.

„Er ging in das 50. Jahr; seine langen, grauwerdenden Haare fielen in Unordnung auf den Kragen seines Rockes, sein Kopf senkte sich zur Erde, das Lächeln des Dichters spielte um seinen beredten weissagenden Mund. Man brauchte nur ein einziges mal diese bis an seinen Tod trüben Augen, diese noch von Leidenschaft zuckenden, aber auch von Reue niedergedrückten Züge gesehen zu haben um einen außergewöhnlichen Menschen ihn ihm zu erkennen."

So zeichnet Custine das Aeußere Werner's, und man kann dem Romandichter gerade hier unbedingt glauben, da dieses Portrait nicht ein Phantasiegebild ist. Nein, Custine hat diesen Helden der christlichen Liebe und des Egoismus, er hat diese runzlige aber hoffnungstrahlende Stirn mit eigenen Augen gesehen, er beschreibt Werner wie er vor 36 Jahren mit ihm zusammengetroffen. Es war im J. 1812 in Rom. Der Verfasser des „Romuald" war damals ein blutjunger Mensch, der

unter der wohlwollenden Leitung ſeiner Mutter lebte. Werner wollte Rom verlaſſen, und Frau v. Cuſtine ſchickte ihren Sohn am Tage vorher zu ihm Abſchied zu nehmen von dem großen Dichter.

„Werner war eben im Begriff ſeinen Reiſekoffer zu packen. Ein Däne, den er dazu als Helfer herbeigerufen hatte, griff mit zu; nie in meinem Leben habe ich eine ſolche Unordnung geſehen. Seine Manuſcripte ſteckte Werner in einen alten Strumpf, und dieſer Strumpf war noch dazu gänzlich durchlöchert. Einen andern benutzte er als Reiſenecceſſaire, die Toilettengegenſtände aber die ſich in dieſem Packetchen befanden laſſen ſich in keiner Sprache ausdrücken.“

Das war Zacharias Werner. Allein wenn auch ſein Gepäck mehr als beſcheiden war, ſo waren die Rathſchläge dieſes Mannes doch nicht weniger bewundernswerth. Wo er für ſich ſelbſt ängſtlich und unentſchloſſen erſchien, da ſah er für Andere mit klarem Geiſte was nöthig. Mitleidig nahm er die Grübler nach neuen Welten, die rebelliſchen Köpfe, die unverſtandenen Dichter auf: ſo war er im J. 1812; der Werner des „Romuald“ ſpricht nicht mit weniger Anſehen und weniger hinreißender Kraft. Aber verſucht es nur wilde Gemüther lenken zu wollen — Romuald macht eine glückliche Bekanntſchaft mit einem wunderſchönen Mädchen, und ruft wie Luther in Werner's Tragödie aus: „Sollte es Liebe ſein die ihre Schritte hierher lenkt?“

In dem angeführten Trauerſpiele verbrannte Luther die „unverſchämte päpſtliche Bannbulle“. Der wiederbekehrte Werner bemüht ſich dieſe ſchon halbverbrannte Bulle aus den gerechten Flammen zu ziehen; er will nicht, daß man mit der katholiſchen Lehre ſpiele wie der kleine Affe des Erasmus mit dem Barett des Doctors; den Anker ſeiner Erfahrungen hat er in die Waſſer des Vatican geworfen. Von dieſem Geſichtspunkte gehen die Geſpräche des Neubekehrten mit dem jungen Romuald aus, allein das ſchöne Mädchen das er geſehen hat füllt allein deſſen Seele und Geiſt. Die Liebe ſtellt ſich hindernd dem Bekehrungsplane entgegen, die Liebe, „der Anfang der Ewigkeit“.

Es iſt nicht Abſicht dieſer Zeilen die weitere, ſehr verwickelte Intrigue des „Romuald“ zu erzählen; ſie ſollen nur auf die Portraitirung des deutſchen Dichters in dieſem Buche aufmerkſam machen, die der Leſer in einem franzöſiſchen Romane kaum vermuthen dürfte. 31.

Thomas Gray's Elegie auf einen Dorfkirchhof.

Das in der Ueberſchrift bezeichnete Gedicht, durch Wärme und Innigkeit der Empfindungen ausgezeichnet, iſt bekanntlich von mehren Dichtern in verſchiedene Sprachen überſetzt und nachgebildet worden. Man hat Ueberſetzungen ins Deutſche von Müller, Gotter, Koſegarten und Rupprecht; ins Franzöſiſche von Dubois, Cabanis, Chénier, Fayolle, Kérivalant, Grenus, Charrin, Le Mière, Courret-Villeneuve, Guédon de Berchère, Fontanes u. A.; ins Portugieſiſche von Beulard; ins Italieniſche von Torelli, Trant, Ceſarotti, Genari, Laſtri, Baraldi, Caſtellazzi, Buttura, Leoni u. A.; ins Lateiniſche von Coſta, d'Auſtey, Barberini, Venturi, Bene; ins Griechiſche von Cyprianio, Cooke, Roberts. Die meiſten dieſer Ueberſetzungen ſind in einer von A. Torri veranſtalteten Sammlung zuſammengedruckt, die den Titel führt: „L'elegia di Tommaso Gray sopra un cimitero di campagna tradotta dall' inglese in più lingue etc.“ (Verona 1817), und in der halliſchen „Allgemeinen Literatur-Zeitung“, 1819, Nr. 272, ausführlicher beſchrieben iſt. Sie enthält auch eine hebräiſche Ueberſetzung von G. Venturini, einem der größten Kenner der morgenländiſchen Sprachen in Italien. Er hatte es ſich bei ſeiner Ueberſetzung zum Geſetz gemacht nur ſolcher Wörter ſich zu bedienen welche in dem Alten Teſtamente ſtehen, und er fand nicht nur einzelne Redensarten, ſondern faſt ganze Verſe der Elegie wörtlich in der Bibel, und hegt daher die Vermuthung Gray möge ſeine ganze Elegie aus der Bibel gezogen haben. Um Dies näher darzuthun hat er neben ſeiner hebräiſchen Ueberſetzung die correſpondirenden Stellen Satz für Satz aus der Vulgata entlehnt, und die betreffenden bibliſchen Stellen dabei ſorgfältig angeführt. Beiſpielsweiſe mögen hier die erſten vier Stanzen einen Platz finden, nachdem behufs der Vergleichung die deutſche Ueberſetzung von Gotter (vergl. deſſen „Gedichte“, I, 132) vorangeſtellt iſt:

Die Abendglocke ruft den müden Tag zu Grabe,
Mattblökend kehrt das Vieh in langſam-ſchwerem Trabe
Heim von der Au, es ſucht der Landmann ſeine Thür,
Und überläßt die Welt der Dunkelheit und mir.
Der Landſchaft zitternd Bild ſinkt in der Dämm'rung Hülle,
Und durch die ganze Luft herrſcht feierliche Stille;
Nur daß ein Käfer hier mit trägem Fluge ſchwirrt,
Und ſchläfrig um mein Ohr ein fernes Läuten irrt.
Und daß aus jenem Thurm, den Epheu dicht umſchlinget,
In deſſen alte Kluft kein Strahl des Tages dringet,
Die Eule ſchauervoll dem blaſſen Monde klagt:
Ein Wand'rer habe ſie zu ſtören ſich gewagt.
Hier, wo die Ulme trau'rt, der Eibe Schatten ſchrecket,
Wo mürber Hügel Staub ein dürrer Raſen decket,
Schläft in ein enges Grab verſenkt und immerdar
Von dieſem Dorf der Väter rohe Schar.

Vulgata.

Judd. 19, 9.	Dies ad occasum vergit. En sonitus tubae
Jer. 31, 24.	Et agricolae lassi agentes per turmas suas
Pſ. 8, 8.	Oves et boves omnes ad praesepia sua,
Job. 10, 21.	Mundo mihi et tenebrosae caligini relicto.
Pſ. 31, 1.	In umbra mortis sedet terra et plenitudo ejus.
Zach. 2, 13.	Silet omnis caro a facie noctis.
Ezech. 7, 11.	Solum volitant crabrones perstrepentes, quia non est requies in eis;
Jer. 6, 5.	Et dulcior fit somnus pastoribus et gregibus eorum;
Jer. 12, 10.	Et conqueritur bubo in deserto solitudinis;
Pſ. 8, 4.	Ad lunam et stellas coeli.
Num. 15, 18—19.	De iis, qui venerunt in terram regionis ejus. regnum silentii;
Jeſ. 16, 3.	Turbantes noctem et umbram ejus tanquam in meridie;
Jeſ. 41, 19.	Prope ulmum et buxum semper virentem;
Hoſ. 12, 11.	Sub acervis, qui apparent super pulverem agri;
Jer. 51, 39.	Dormiunt somnum sempiternum quiescentes
Prov. 1, 33.	Rusticani patres, timore malorum sublato.

Z.

Literariſche Anzeige.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Hilario.
Dramatiſche Studie zu Goethe's Fauſt
von
Hermann von Bequignolles.
Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die
Entzauberung Friedrich's I.
des Rothbarts,
oder die Vermählung der Germania.
Ein lyriſch-dramatiſches Gedicht
von
Bruno von Geldern-Crispendorf.
Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 182. — 31. Juli 1849.

Geſchichte der Städteverfaſſung von Italien ꝛc. Von Karl Hegel. Zwei Bände.

(Beſchluß aus Nr. 181.)

Seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts — ſo beginnt der Verf. das fünfte Capitel — iſt ein raſcher Fortſchritt in der Selbſtändigkeit und äußern Machtentfaltung der Städte bemerkbar, während die innere Entwickelung bei den meiſten derſelben noch verborgen bleibt, bis dann zu Ende dieſes Jahrhunderts wie auf einen Schlag überall, ſowol in der Lombardei als in Tuscien, Conſuln an der Spitze der Stadtgemeinden hervortreten.

In dem hier angegebenen Zeitraum emancipirten ſich die Städte meiſtentheils von der biſchöflichen Hoheit. Hatten früher Stadt und Kirche ein gemeinſchaftliches Ziel verfolgt, ſo traten jetzt Zerwürfniſſe dazwiſchen, welche nicht weniger häufig auf einer geſteigerten Herrſchſucht von Seiten der Geiſtlichkeit als auf dem ſchwankenden Drange nach Freiheit von Seiten der Bürgerſchaft beruhen mochten. In dieſer Beziehung gab Mailand den lombardiſchen Schweſterſtädten das Beiſpiel. Im 11. Jahrhundert ſtoßen wir hier auf zwei Claſſen des Ritterſtandes, den höhern Adel (capitanei) und den niedern Adel (valvassores), wobei jedoch nicht überſehen werden darf, daß dieſer Ritterſtand nicht ſowol auf Geburt als auf Beſitz von Lehen und damit auf die Verpflichtung zum Kriegsdienſte zurückgeführt wurde. Dieſem Adel gegenüber ſtand das Volk, zum Theil aus zinspflichtigen Handwerkern, zum Theil aus freien Kaufleuten beſtehend, welche letztere ſpäter die bevorrechtete Zunft abgaben, und im engern Sinne des Worts die Claſſe der Cives bildeten. Die Geſchichte der Zerwürfniſſe zwiſchen Kaiſer Konrad II. und Erzbiſchof Heribert von Mailand enthüllt vor unſern Augen jene mächtige Bewegung welche von dem niedern Lehensadel gegen die Capitanei ausging, und die bekannte Lehensconſtitution vom Jahre 1037 entſtehen ließ. Unlange danach aber nahm die eigentliche Bürgerſchaft eine völlig ähnliche Stellung zu dem niedern Adel ein welche dieſer gegen die Capitanei behauptet hatte. Der Unterſchied der Stände wurde immer mehr in den Hintergrund geſchoben; an ihre Stelle traten bunt zuſammengeſetzte Parteien, die ſich mit Erbitterung bekämpften. Hieraus ergab ſich die Annäherung der früher ſcharf geſonderten Stände und eine aus ihnen hervorgegangene gemeinſchaftliche Selbſtregierung, an deren Spitze wir Conſuln erblicken. Der letztern, die gleichzeitig aus der Claſſe des höhern und des niedern Adels, ſowie der eigentlichen Bürgerſchaft erwählt wurden, geſchieht zum erſten male beim J. 1107 in Mailand urkundlich Erwähnung. In einem großen Theile der italieniſchen Städte fällt die Vereinigung der drei Stände mit der Entſtehung des Conſulats zuſammen, ohne daß man jedoch dadurch berechtigt wäre denſelben Gang der Entwickelung bei allen dortigen Weichbilden vorauszuſetzen.

Den Conſuln lag im Allgemeinen die Ausübung eben jener Hoheitsrechte ob die früher dem Grafen zuſtanden; ihnen gebührte die Vertretung der Communen nach außen, die Abſchließung von Verträgen, die Pflege der Gerechtigkeit, die Anführerſchaft im Kriege. Rechtskundige ſaßen ihnen im Gericht zur Seite, weiſe Männer (sapientes) aus der Gemeinde bildeten um ſie eine permanente Genoſſenſchaft (credentia), welche an der Berathung der öffentlichen Angelegenheiten Theil nahm. Bei Gegenſtänden von beſonderer Wichtigkeit pflegte die Geſammtheit der Bürger, zu welcher übrigens in der frühern Zeit der zahlreiche Stand der Handwerker nicht gezählt wurde, um ihre Meinung befragt zu werden. Die ältere Bezeichnung für dieſe Geſammtheit der Bürger, die nach Quartieren, Thorbezirken, Kirchſprengeln in Genoſſenſchaften zerfielen, iſt parlamentum. Der Verf. ſagt (II, 219):

Die Communalverfaſſung der italieniſchen Städte erſcheint demnach in der That als ein völliger Neubau, nicht blos als ein Stückwerk aus einer alten Ruine. Wol benutzte man einzelne Trümmer der Vorzeit, wo ſie ſich gerade paſſend einfügen ließen, und mit einer bedeutungsvollen Erinnerung zum Schmucke dienten: aber ohne damit eine weitere Rückſicht auf ihre urſprüngliche Beſtimmung zu verbinden; wol richtete man ſich bei dem Entwurfe wie bei der Ausführung des Plans nach dem örtlichen Bedürfniß, nach dem vorhandenen Boden oder Unterbau, nach den verfügbaren Mitteln und dem Baumaterial: aber es war überall dieſelbe Idee und derſelbe Stil der Freiheit, der dem Ganzen die charakteriſtiſche Form und die innere Uebereinſtimmung gab; gleichwie auch die herrlichen Dome, welche die Städte in eben dieſer Zeit erbauten, verſchieden in Größe und Pracht, doch weſentlich denſelben Typus im Grundriß und Bauſtil aufzeigen.

Dieſelbe Selbſtändigkeit welche die Städte in der Ausübung der Jurisdiction an den Tag legten zeigten ſie in der Geſetzgebung. Die in jeder Gemeinde zur be-

ſondern Geltung gelangten Gewohnheitsrechte gaben die Grundlage der ſtatutariſchen Geſetzgebung ab, der die altlongobardiſchen Geſetze ergänzend zur Seite ſtanden, bis das Römiſche Recht von neuem die langentbehrte Geltung wiedergewann.

Eine der wichtigſten Folgen welche ſich für die innere Geſchichte der lombardiſchen Städte aus dem Kampfe mit Kaiſer Friedrich I. ergab war, daß an die Stelle mehrer Conſuln ein einziger Beamte unter der Benennung Podeſta trat, der gewöhnlich aus der Mitte des auswärtigen Ritterſtandes erkoren wurde, und daß die Thätigkeit der Conſuln auf die Civilgerichtsbarkeit beſchränkt wurde. Der Grund dieſer Umgeſtaltung in der Verfaſſung mag in dem Verlangen nach größerer Concentration der Gewalt geſucht werden. Wurde aber dieſer Zweck erreicht, ſo lag es nahe einem Auswärtigen die umfaſſende Macht anzuvertrauen, um die Bevorzugung einer Familie oder einer Genoſſenſchaft zu vermeiden. Ein ſolcher von der Stadtgemeinde erwählter Podeſta bekleidete ſein Amt ſelten über die Dauer eines Jahres; er nahm die Stellung eines oberſten Stadtrichters ein, dem die Schöffen nur in der Eigenſchaft von Beiſitzern beigegeben waren; dagegen ſah er ſich bei wichtigen Angelegenheiten der Verwaltung, bei Geſetzgebung, bei dem Beſchluß von Krieg oder Frieden, an die Zuſtimmung eines Raths gebunden deſſen Mitglieder von den verſchiedenen Bezirken oder Sprengeln erkoren wurden. Die allgemeine Volksverſammlung (parlamentum) trat nur noch bei ungewöhnlichen Gelegenheiten ins Leben.

Es iſt ſchon früher bemerkt, daß die ſtädtiſche Ariſtokratie keineswegs ausſchließlich auf den ritterbürtigen Adel zurückzuführen ſei, ſondern daß auch Glieder vom Bürgerſtande, die durch Reichthum oder perſönliche Auszeichnung hervorragten, ihm angehörten. Dieſe Ariſtokratie aber zerfiel wiederum in verſchiedene Corporationen, unter denen allerdings die der Ritter zuerſt, dann die der Kaufleute genannt wird. Nur die alten Vollbürger, welchen von jeher die Ausübung politiſcher Rechte in der Gemeinde zuſtand, bildeten dieſe Genoſſenſchaften, und erſt mit dem 12. Jahrhundert kam durch die gewerblichen Zünfte ein neues Element in die ſtädtiſche Verfaſſung. Was die Entſtehung der letztern betrifft, ſo leitet bekanntlich Eichhorn dieſelben in deutſchen Städten römiſchen Urſprungs von den alten Handwerkercollegien, in rein deutſchen Städten aus dem Hörigkeitsverhältniſſe ab. Der Verf. unterſcheidet in Bezug hierauf zwiſchen ſolchen Städten die römiſch blieben, und ſolchen die unter longobardiſche Herrſchaft geriethen, und macht die Stellung der Unfreien vornehmlich von dem Wandel abhängig dem die curtis regia im Laufe der Zeit unterzogen wurde. Es heißt hier:

Die untern Claſſen der Bevölkerung folgten dem Beiſpiel der höhern in dem allgemeinen Drange nach Einigung, der in der Zeit lag, und die ſchwindenden alten Ordnungen durch neue Schöpfungen zu erſetzen ſuchte. Denn derſelbe friſche und ſtarke Geiſt der Freiheit welcher die ſtädtiſchen Gemeinden hervorbrachte und in ihrem Wachsthum beſeelte durchdrang auch die untern Kreiſe der Geſellſchaft, lockerte überall die alten Abhängigkeits- und Hörigkeitsverhältniſſe, und ließ auch aus der durch dieſelben bisher zerſplitterten Plebs neue oder jedenfalls ſehr erweiterte Verbindungen in den Zünften hervorgehen. Stark durch ihren innern Zuſammenhang und durch die Vereinigung miteinander, ſchritten dieſe vorwärts, nach oben hin drängend, und foderten bald auch politiſche Rechte, welche ihnen dann nicht lange mehr verſagt werden konnten.

Gegen den Ausgang des 12. Jahrhunderts, als mit dem Adel die höhere Bürgerſchaft (popolo grasso) im herben Zwiſt lebte, bildete ſich in Mailand durch die Geſtaltung politiſcher Gemeinden von Gewerbtreibenden ein dritter Stand, dem ſich bald die höhere Bürgerſchaft anſchloß, um mit größerm Nachdrucke den Kampf gegen den Adel durchzukämpfen. In Florenz legten ſich dieſe ſolchergeſtalt einander gegenüberſtehenden Parteien die Benennung von Guelfen und Ghibellinen bei, wobei jedoch auf die eigentliche politiſche Bedeutung dieſer Parteinamen keine Rückſicht genommen werden darf. Die Zeit in welcher das Zunftregiment ſich für längere oder kürzere Dauer in dem Beſitze der Stadtverwaltung befand hat der Verf., als außerhalb der geſteckten Aufgabe liegend, in den Kreis ſeiner Unterſuchungen nicht hineingezogen.

Hiernach gibt der Verf. als Anhang einen gedrängten Excurs über die römiſche Stadtverfaſſung in den germaniſchen Reichen außerhalb Italiens, und über den Urſprung der Städtefreiheit in Frankreich und Deutſchland. 59.

Verlagsrecht für Ueberſetzungen.

Ein unter obiger Inhaltsbezeichnung in die Form einer Zuſchrift an das „Athenaeum" gefaßter und von dieſem mitgetheilter Aufſatz gilt ſo weſentlich auch für unſere deutſchen buchhändleriſchen Ueberſetzungszuſtände, daß er wie ohne Entſchuldigung ſo ohne Commentar in d. Bl. verpflanzt werden kann.

„Der jetzt die Runde machende Streit hinſichtlich der Nebenbuhler-Ueberſetzungen eines berühmten Werks" — Humboldt's „Kosmos" in drei engliſchen Gewändern — „iſt für die Literatur und Wiſſenſchaft ſo wichtig, daß Sie vielleicht einem ausgedienten Ueberſetzer en retraite ein Wort in betreffender Beziehung verſtatten werden. Die vorliegende Frage zielt auf nichts Geringeres als ob wir die Reſultate der intellectuellen Beſtrebungen anderer Länder vollſtändig überkommen ſollen oder nicht? Das Verlangen nach den beſten Geiſteserzeugniſſen anderer Länder, ſie kennen zu lernen und zu beſitzen, iſt einer der ſchlagendſten Beweiſe des allgemeinen Fortſchritts, hat aber auch wie in andern Fällen Uebel zu Begleitern, die ſchon nicht untrennbare. Es iſt eins der wirkſamſten Gegenmittel für nationales Vorurtheil und nationale Antipathien, eine der kräftigſten Verbürgungen des Friedens. Das Ueberſetzen iſt der große Vermittler gemeinſamen Verſtändniſſes und gemeinſamen Handelns zwiſchen allen Völkern welche Kenntniſſe erwerben oder Werke der Kunſt und Wiſſenſchaft zu Tage fördern wollen. Wer den Beruf des Ueberſetzers in dieſem Sinne aufgefaßt, wer mit ſolchem Gefühle von deſſen Wichtigkeit und Verantwortlichkeit ſich ihm gewidmet, den muß ein Zuſtand der Dinge ſchmerzen welcher die Leſewelt mit dem Verluſte der Dienſtleiſtungen von Perſonen bedroht die ausſchließend befähigt ſind eine ſo ſchwierige Aufgabe zu löſen als das getreue und verſtändliche Wiedergeben von Büchern höchſten Ranges iſt und immer ſein wird. Luther ſagt er habe

bisweilen Tage lang nach einem Worte gesucht, und wer es nicht unternommen ein großes Werk mit Ernst und Gewissenhaftigkeit zu übertragen, der kann sich auch keinen Begriff machen wie viel Studium, Forschen und Nachdenken erfoderlich sind um es vollständig und entsprechend zu thun. Oft, sehr oft muß der Dolmetscher durch langes, vorausgeschicktes Lesen sich zu seiner Arbeit rüsten. Und alles Dies soll dem Ersten Besten zugute gehen! Sogar eine Uebersetzung die anerkannt minder gut als eine frühere kann schon durch Wohlfeilheit den Vertrieb der letztern beeinträchtigen, wenn nicht vernichten, und Wohlfeilheit ist leicht zu bieten, sobald ein Uebersetzer Nichts weiter bedarf als das Geschick den Ausdruck zu verändern, gäbe es auch eine Verschlechterung. In solchem Falle läßt sich schwer entscheiden wer am meisten verliert, ob der Autor, der Verleger, oder das Publicum. Denn welchem Schriftsteller der sich seiner Aufgabe gewachsen weiß, einer Aufgabe die ohnedies im voraus bedingt, daß alle Autoreneitelkeit sich dem Gefühle fremder Ueberlegenheit und dem Wunsche unterordne nützen zu können, einer Aufgabe deren gediegenste Lösung an Geld und Ruhm schlechter lohnt als ein Roman oder eine Reisebeschreibung fünfter Classe — welchem Schriftsteller wird es einfallen Nachdenken, Studium, vielleicht Talente die ihn als Originalschriftsteller zu Ruhm und Lohn berechtigen, an eine solche Aufgabe zu setzen, wenn schon wenige Wochen nach dem Erscheinen seiner mühsamen Arbeit ein Anderer sie einer sogenannten neuen Uebersetzung zum Grunde legen, ohne Kampf mit fix und fertig besiegten Schwierigkeiten durch etliche Phrasenveränderungen dem Vorwurfe des Stehlens entschlüpfen, wol gar durch Abhülfe unvermeidlicher Versehen oder hier und da durch den Gebrauch eines glücklichern Wortes den Ruf gewinnen kann das Buch das er ausgeschrieben verbessert zu haben? Die Arbeit des Uebersetzers ist eine Selbstverleugnung; sie braucht ihm nicht zur Kränkung gemacht zu werden. Jener unterzieht er sich aus freiem Willen, und in ihrer Art lohnt sie ihm. Letztere wird ihm aufgelegt, und wer die Wichtigkeit und Würde seines Berufs fühlt mag sie sich nicht auflegen lassen."

„Angenommen aber es fänden sich Uebersetzer die vor solchen Nachtheilen nicht zurückwichen, wo werden wir Verleger finden bereit das Risico der Herausgabe einer ersten Uebersetzung eines wichtigen Werks zu unternehmen, sie einer competenten Hand anzuvertrauen und im Verhältniß zu bezahlen? Ich höre daher auch von einer Erklärung unserer angesehensten Buchhändler, und zwar Solcher denen das Publicum die gelungensten Uebertragungen der wichtigsten Werke unserer Zeit verdankt, daß sie keine mehr verlegen wollen. Entweder würde dadurch, sobald Niemand die Kosten und Mühen einer ersten Uebersetzung tragen will, deren Gewinn Andere schlucken sollen, das ganze Gebiet auswärtiger Literatur und Wissenschaft verlassen, oder fällt in die Hände wohlfeiler Uebersetzer für wohlfeile Verleger unter dem Vorgeben: im Interesse des Publicums. Neun mal von zehn werden wir dann gar keine Uebersetzung erhalten, indem nur das Dasein einer ersten, mit Aufwand und Mühe ausgebrachten den Nächsten befähigt seine wohlfeile auf den Markt zu bringen. Leute die es besser verstehen sollten haben viel darüber geschrieben und gesprochen, daß das Publicum endlich begreifen möge wie es nur Ein Interesse im Auge behalten müsse — das des Geldbeutels. Oeffentliche Dienste jeder Art sollen nur nach Einem Maßstabe bemessen werden — nach dem der Wohlfeilheit, und selbst Mancher der beim Kauf eines Stücks Calico sich sagt: «Die Qualität bestimmt den Preis», scheint zu glauben man könne die höchsten moralischen Eigenschaften oder intellectuellen Fähigkeiten für dasselbe Geld wie die niedrigsten bekommen oder ganz missen. Möchte doch der edle Sinn und gesunde Verstand des englischen Volks an diesem Trugglauben neidischer Mittelmäßigkeit einen Act der Gerechtigkeit üben! Man frage nach den Folgen des unterm Werthe zahlenden Systems in moralischer wie in ökonomischer Hinsicht, und man wird erfahren, daß sogenannte öffentliche Beamte ihr unzureichendes Einkommen durch Unterschleif, Annahme von Geschenken und sonstige Unredlichkeiten vermehren, Diejenigen aber die sich um öffentliche Gunst oder „Kundschaft" bewerben jeden erdenkbaren Kniff anwenden müssen um den selbstredenden Vertrag zwischen Käufer und Verkäufer ihrerseits zu umgehen. Echte Oekonomie, für Körper und Geist, im Staate wie im Hause, besteht nicht darin wohlfeil, sondern das Beste zu kaufen, und alles Ueberflüssige und Nutzlose wegzulassen."

„Ich höre daß als Mittel der Abhülfe ein fünfjähriges Verlagsrecht für ausländische Schriftsteller in Antrag ist, wodurch sie in den Stand gesetzt würden wegen einer englischen Ausgabe ihrer Werke mit englischen Verlegern zu unterhandeln, sodaß Autor, Uebersetzer und Verleger auf Entschädigung, mindestens auf guten Markt rechnen könnten. Dawider läßt sich einwenden, daß Dies schlechten Uebersetzungen ein Monopol gebe, was allerdings wahr, aber meines Bedünkens unerheblich ist. Bücher von welchen dem Publicum daran liegt eine getreue und zuverlässige Uebersetzung zu haben, sind solche von denen der Verleger vernünftigerweise einen dauernden Absatz hoffen kann — geschichtliche, wissenschaftliche und Kunstwerke ersten Ranges. Da dünkt es mich denn nicht sehr wahrscheinlich, daß ein Verleger, um den Preis einer guten Uebersetzung zu ersparen, sich beinahe der Gewißheit aussetzen sollte seine beste Erwerbsquelle — wiederholte Auflagen, zu verlieren: abgesehen von den Nachtheilen für seinen Ruf, welche so übel angebrachter Sparsamkeit auf dem Fuße folgen würden."

Ohne auf Obiges Bezug zu nehmen, aber in engster Beziehung damit enthält die nächste Nummer des „Athenaeum" ein Schreiben des londoner Buchhändlers Baillière, welcher die erste Uebersetzung von Humboldt's „Kosmos" veranstaltete, und durch die zwei spätern Uebersetzungen sich so beeinträchtigt gefunden hat, daß, wie er sagt, „ich abgeschreckt worden bin andere wichtige Werke, namentlich Cotta's «Briefe über Humboldt's Kosmos», für meine Rechnung übersetzen zu lassen". 10.

Bibliographie.

Abhandlungen der Fries'schen Schule von Apelt, Schleiden, Schlömilch und Schmidt. 2tes Heft. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Bauer, G. R., Ueber das Eigenthumsrecht an den unterirdischen Mineralschätzen und die Reformen, welche die Gesetzgebung in Ansehung desselben zu bewirken hat. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 8 Ngr.

Blackert, G., Grundzüge der deutschen Metrik. Oldenburg, Stalling. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Burgwardt, H., Der Bildungsfreund. Ein vaterländisches Lesebuch zunächst für Schleswig-Holstein. 2te verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Altona, Schlüter. Gr. 8. 1 Thlr.

Frey, A., Ludwig Kossuth und Ungarns neueste Geschichte. Unter Mitwirkung ungarischer und östreichischer Schriftsteller herausgegeben. 1ster Band. Mit Portraits. Mannheim, Grohe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fürst, J., Kultur- und Literaturgeschichte der Juden in Asien. Aus den Quellen bearbeitet. 1ster Theil. Leipzig, W. Engelmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gerstäcker, F., Amerikanische Wald- und Strombilder. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Göhren, Caroline v., Die Einquartirung. Roman. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heeringen, G. v., Der Kaufmann von Luzern. Historischer Roman aus der Schweizergeschichte. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hermann, K., Prolegomena zur Philosophie der Geschichte. Leipzig. Gr. 8. 15 Ngr.

Klüpfel, K., und M. Eifert, Geschichte und Beschreibung der Stadt und Universität Tübingen. 1ste Abtheilung. —

A. u. d. T.: Geschichte und Beschreibung der Stadt Tübingen. Verfaßt von M. Eifert. Tübingen, Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Köstlin, C. R., Der Wendepunkt des deutschen Strafverfahrens im 19. Jahrhundert, kritisch und geschichtlich beleuchtet, nebst ausführlicher Darstellung der Entstehung des Geschwornengerichts. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Lewald, Fanny, Prinz Louis Ferdinand. Roman. Drei Bände. Breslau, Max u. Comp. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Oldenburg, F. A., Zwei Sendboten des Evangeliums. Ihre Reisen in Europa, Afrika und Asien. Erzählung zur Unterhaltung und Belehrung. Mit einem Vorwort von P. Wittmann, und mit zwei Stahlstichen. Zwei Theile. Augsburg, Kollmann. 8. 18 Ngr.

Prutz, R., dramatische Werke. 4ter Band: Moritz von Sachsen. Trauerspiel in 5 Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Riem, E., Dornen-Blüthen. Oldenburg, Stalling. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Schubart's, C. F. D., Leben in seinen Briefen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von D. F. Strauß. Zwei Bände. Mit Schubart's Portrait und Facsimile. Berlin, A. Duncker. 8. 5 Thlr. 24 Ngr.

Veith, J. E., Die Säulen der Kirche. Zwölf Vorträge über die Apostelgeschichte. Wien, Braumüller. Gr. 12. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Beantwortung der vom Sächsischen Central-Zweig-Verein zum Schutz vaterländischer Arbeit zu Chemnitz an die landwirthschaftlichen Vereine in Sachsen gerichteten Denkschrift. Oschatz, Oldecop's Erben. 8. 1½ Ngr.

Dupanloup, Ueber die weltliche Souveränetät des Papstes. Uebersetzt von F. X. Karker. Als Beilage: Die Allocution des heiligen Vaters vom 20. April 1849. Breslau, G. P. Aderholz. 8. 7½ Ngr.

Franckel, A., Wiener Gräber. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 10 Ngr.

Hirscher, J. B., Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 8 Ngr.

Justus, S., Die Bayerischen Lyceen müssen künftig eine höhere Stellung in der Stufenreihe der Studien-Anstalten des Vaterlandes einnehmen und die kön. Lyceal-Professoren eine bessere und ehrenvollere Existenz erhalten. Eine Denkschrift, dem bayerischen Volke, seiner Regierung und seinen Vertretern in der Stände-Versammlung gewidmet. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 2 Ngr.

Kaiserthum oder Direktorium? Welche ist unter den gegebenen Verhältnissen die wünschenswertheste Spitze für den neuen deutschen Bundesstaat? Unpartheiisch beantwortet von einem aufrichtigen Anhänger der deutschen Einheit. Im Mai 1849. Köln u. Neuß, Schwann. Gr. 8. 5 Ngr.

Mosche, K., Das Kirchenlied der Reformationszeit des 16. Jahrhunderts, eine Weckstimme für die Gegenwart. Denkschrift an alle Freunde und Beförderer des deutschen Volksgesanges. Lübeck, v. Rehden. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfirsch, W. P., Offene Antwort auf die Frage „Warum nimmst du das Zeugniß Ronge's nicht an?" 2te Auflage. Schweinfurt, Giegler. Gr. 8. 2 Ngr.

Schladebach, J., Dresden's Barrikaden-Kampf. Thatsächliche Darstellung der Ereignisse vom 3. bis zum 9. Mai 1849. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Dresden, Grimm u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Schlauch, F. W., Der Anti-Christ. Zörbig. 8. 1½ Ngr.

Veit, M., Sendschreiben an meine Wähler. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wenzel, A., Das Centrum und meine politische Stellung als Abgeordneter der Wahlkreise Ratibor und Cosel in der aufgelösten Zweiten Preußischen Kammer. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Inhalt des Monats Juli.

Nr. 157. Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung. (Schwarzwälder Dorfgeschichten. Von B. Auerbach. Neue Folge.) Von **W. Hensen.** (Nr. 157—164.) — Herzogliche Literatur. (Presbytery examined; an essay, critical and historical, on the ecclesiastical history of Scotland since the reformation, by the Duke of Argyll.) — Nr. 158. Friedrich Jacobs. (Worte der Erinnerung an Friedrich Jacobs, von P. H. Welcker.) Von **K. G. Jacob.** — Nr. 159. Aus Berlin. (Nr. 159—162.) — Nr. 162. Der genuesische Erzbischofsstuhl. — Nr. 163. Der Sittenroman in England. — Nr. 165. Gervinus und sein neuestes Werk. (Shakspeare. Von G. G. Gervinus. Erster Theil.) Von **W. Wolfsohn.** (Nr. 165—167.) — Nr. 166. Zur Geschichte der Zeitungen in Frankreich. — Nr. 167. Gesammelte Novellen und Erzählungen. Von C. Reinhold. — Der neugriechische Dichter Alexander Sutsos. — Nr. 168. Ernin Speckter und seine Briefe aus Italien. Dritter und letzter Artikel. (Nr. 168—170.) — Mnemonik und ihre Anwendung auf das Studium der Geschichte von E. Pick. — Nr. 169. Geschichte von zwei Versen der Marseillaise. — Nr. 170. Privatpapiere, die Hülfsmittel für künftige vollständigere Geschichtsforschung und Geschichtskenntniß. — Nr. 171. Der Cultus des Genius. Brief an Bettina von Arnim von **Fanny Lewald.** (Nr. 171—174.) — Pietro Micca. — Nr. 172. Ueber Proudhon's System. — Nr. 173. Ein spanischer Diplomat von 1848 über die neapolitanische Revolution von 1647. (Sublevacion de Napoles, capitaneada por Mazaniello, estudio historico, de Don A. Saavreda, duque de Rivas.) — Madame Recamier. — Nr. 174. La société et le gouvernement de l'Europe depuis la chute de Louis Philippe jusqu'à la présidence de Louis Bonaparte, par Capefigue. Erster Band. — Nr. 175. Philosophische Briefe über die Gegenwart. 1. An Immanuel Hermann Fichte. (Nr. 175—176.) — A history of the Royal society, with memoirs of the presidents; compiled from authentic documents by C. R. Weld. — Nr. 176. Ueber Deutschland. (Germany; her resources, government, union of customs, and power under Frederick William IV. With a preliminary view of the political condition of Europe and America in 1848. By J. Macgregor.) — Nr. 177. Zur Erinnerung an Karoline von Weltmann. Erster Artikel. Von **C. Jung.** (Nr. 177—180.) — Neuere politische Poesie. (1. Reimchronik des Pfaffen Mauritius. Erstes, zweites, drittes, viertes Caput. 2. Neue Briefstein der Männer im Trüben ꝛc. an Herrn Arnoldum Rugium von einem frankfurter Bürgerskind. 3. Epistel der Frau Germania an ihren Sohn den deutschen Michel. 4. Soldaten-Büchlein von Zedlitz. Der östreichisch-italienischen Armee gewidmet. Zweite Auflage. 5. Im Jahr der Verwirrung 1848. Sechs Gedichte von G. Künzer. 6. Deutschlands Auferstehung. Freiheitslieder von P. H. Welcker. 7. Ein Jahr in Liedern. Zeitstimmen aus dem J. 1848 von O. Prechtler. 8. Der Kampf um die Freiheit. Ein Cyklus Romanzen aus dem Befreiungskrieg der Griechen von F. Körner. 9. Kerkerblüten aus Bruchsal von K. Hollinger. 10. Landtagsbilder von E, Y, Z. Erstes und zweites Bändchen. 11. Kampf- und Schwertlieder von H. Zeise. 12. Ein Fastnachtsspiel von der Demokratie und Reaction. Zu Nutz und Kurzweil gemeiner Christenheit verfasset durch Strauß.) (Nr. 177—178.) — Nr. 179. Neuestes über das Britische Museum. — Nr. 180. Der Jude mit dem Barte, oder Lebenslauf eines Judenknaben. Aus den hinterlassenen Schriften eines Convertiten, mit erläuternden Noten herausgegeben. — Nr. 181. Geschichte der Städteverfassung von Italien seit der Zeit der römischen Herrschaft bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. Von K. Hegel. (Nr. 181—182.) — Zacharias Werner und der Marquis von Custine. — Thomas Gray's Elegie auf einen Dorfkirchhof. — Nr. 182. Verlagsrecht für Uebersetzungen. — **Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie; Literarische Anzeigen.** — Nebst 1 **Literarischen Anzeiger:** Nr. VIII.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 183. —— 1. Auguſt 1849.

Zur Nachricht.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheinen wöchentlich ſechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutſchland nehmen Beſtellungen darauf an; ebenſo alle Poſtämter, die ſich an die **Königl. ſächſiſche Zeitungsexpedition in Leipzig** wenden.

Der Proteſtantismus in Frankreich.

Die proteſtantiſche Kirche Frankreichs von 1787—1846. Herausgegeben von J. C. L. Gieſeler. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1848. Gr. 8. 4 Thlr.

Je mehr Frankreich ſeit ſeiner erſten Revolution das politiſche Intereſſe in Anſpruch genommen hat, deſto mehr ſind bei ihm das religiöſe und kirchliche zurückgetreten. Wenn Dieſes ſchon in Beziehung auf ſeine katholiſche Kirche gilt, wie viel mehr kann es von ſeiner ohne Vergleich unbedeutendern und ſchwächern reformirten geſagt werden, welche im vorigen Jahrhundert als nicht beſtehend angeſehen, unter Ludwig XVI. kümmerliche Exiſtenz ſich errang, durch die Nationalverſammlung im J. 1789 zwar der katholiſchen gleichgeſtellt wurde, aber erſt nach den Revolutionsſtürmen eine nothdürftige, ſeitdem oft bedrohte, Verfaſſung erhielt. Und dennoch verdient gerade dieſe Kirche eine beſondere Theilnahme, und erregt ein Intereſſe das die politiſchen Bewegungen der Gegenwart, anſtatt zu ſchwächen, nur noch erhöhen. Denn ſie iſt es vorzüglich welche die Gewiſſens- und Religionsfreiheit lehrt, und den ſie hemmenden Zwang in ſeinem ganzen empörenden, ſchreckenden und eiteln Wahn uns vor die Augen ſtellt; ſie zeigt, ſelbſt in ihren Verirrungen, oder vielmehr durch dieſelben, ſo oft ſie nämlich, an ihrer eigenen, innern Kraft verzagend, auf den weltlichen Arm ſich ſtützte, auf die überzeugendſte Weiſe, daß, wie das Reich des Herrn nicht von dieſer Welt iſt, ſo die Waffen ſeiner Diener nicht fleiſchlich ſind (Joh., 18, 36 u. 2. Kor., 10, 4 u. 5); ſie ruft endlich, wie keine Kirche ſeit der apoſtoliſchen und urchriſtlichen Zeit: „Der Glaube iſt der Sieg, welcher die Welt überwindet" (1. Joh., 3, 4), von dem Blutbade in Waſſy (1562) und der Schlachtbank der Bartholomäusnacht (1572) bis zu den Bedrückungen unter und ſelbſt nach der Reſtauration, unſern dieſem Glauben entfremdeten Zeitgenoſſen eindringlich zu!

Seit einigen Jahren iſt jedoch dieſes lang ſchlummernde Intereſſe etwas erwacht, und Ref. hat Schriften wie „Das Chriſtenthum in Frankreich, innerhalb und außerhalb der Kirche", von Reuchlin, und Aufſätze wie „Zuſtände der proteſtantiſchen Kirche Frankreichs", von Bruch (in „Studien und Kritiken"), um ſo freudiger begrüßt, als er lange vor ihrem Erſcheinen durch Tieck's anziehenden Roman („Der Aufruhr in den Cevennen") zu einer Bearbeitung der Geſchichte der franzöſiſch-reformirten Kirche angeregt worden iſt.

Jener Schrift und dieſen Aufſätzen ſchließt ſich das vorliegende Werk, bei all ſeinen ſonſtigen Verſchiedenheiten, auf eine würdige Weiſe an. Es iſt in vielen Beziehungen als eine Ergänzung und Erweiterung der Arbeit Reuchlin's anzuſehen, und als ſehr bedeutend Allen zu empfehlen welche von den religiöſen und kirchlichen Zuſtänden Frankreichs ſich näher unterrichten wollen. Dieſe Wichtigkeit und die erfahrene Unbekanntſchaft der Leſewelt mit der franzöſiſch-proteſtantiſchen Kirchengeſchichte ſcheinen dem Ref. aber eine flüchtige Ueberſicht derſelben bis zu dem Zeitpunkte von welchem unſer Verf. ſeine Darſtellung beginnt wünſchenswerth zu machen.

Wenn auch natürliches Wohlwollen und Dankbarkeit gegen ſeine ehemäligen Glaubensgenoſſen den König Heinrich IV. die frühern, ihren feindſeligen Landsleuten mit den Waffen abgedrungenen ſogenannten „Pacificationsedicte" in das Edict von Nantes (1598) aufnehmen, und in demſelben zuſammenfaſſen und feierlich beſtätigen ließen, ſo war es doch inſofern ein wahres Danaergeſchenk, als es ihnen ihre unter den Stürmen der Ligue gewonnene falſche Stellung, nämlich die eines Staats im Staate mit Sicherheitsplätzen und eigenen Streitkräften, in welcher ſie ſich unmöglich halten konnten, garantirte. Aus derſelben mit dem Falle von Larochelle (1628) durch Richelieu getrieben, waren es wol mehr noch die Erinnerung an dieſes ganz abnorme Verhältniß und die Furcht vor deſſen Wiederkehr als Unduldſamkeit und Bigoterie welche den Reformirten bei dem Hofe und den Parlamenten auch ihre kirchliche und

bürgerliche Stellung immer mehr beengten und verkümmerten. So warf jene unheilvolle politische Stellung ihren unheimlichen, dämonischen Schatten noch in den Staatsrath des toleranten Regenten und selbst Ludwig's XVI., und verdunkelte und schwächte die für die Reformirten immer reger werdende Theilnahme. Die Unduldsamkeit des katholischen Klerus benutzte dieses Schreckbild um ihren steten Beschwerden über die Reformirten und deren den Thron nicht minder als die Altäre bedrohende Lehren Eingang zu verschaffen. Mit ihr verschworen sich der Fanatismus des Volks, die Eifersucht der Bürger über den Wohlstand der Reformirten und selbst die durch das Gewissen des Königs angeregte Buße, welche, nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Hofmannes *), die Jesuiten von dem eigenen Herzen auf den Rücken der Calviniſten und Janſeniſten ableiteten, und so dem königlichen Sünder bequem machten. Und endlich waren es die Calviniſten selbst welche diese Waffen gegen sich schärften, indem sie, tiefer noch als ihr großer Meister, in den Gegensatz zur katholischen Kirche gerathen, deren Grundlehren, namentlich die der Transsubstantiation, mit bitterm Hohne verfolgten, die consecrirten Hostien Götter von Teig und Koth (Dieux de pâte et de fiente) nannten, den Papst aber Widerchrist und als das Thier der Offenbarung, und das Papstthum als das „Mysterium der Gottlosigkeit" darstellten. Dieser Gegensatz, welchen die Zeit nur wenig gemildert hat, ist zur Erklärung auch noch bestehender Zustände und Erscheinungen festzuhalten.

So war denn der Untergang der reformirten Kirche längst vorbereitet, und die endliche Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) kaum mehr als die Vollendung des „großen Werks", bei welcher der sterbende Kanzler Letellier: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren!" mit Simeon (Luc., 2, 29) ausrufen, und der „große König", der „Cherub der Kirche", das Kühlpflaster, daß es keine ketzeriſche Calviniſten mehr in ſeinem Reiche gebe, auf sein wundes Gewissen legen konnte. Bald indeß kehrten viele Prediger aus ihrer Verbannung zurück, sammelten die zerstreuten Gläubigen, und rissen den König aus seiner frommen Täuschung. Nachdem aber diese Männer theils auf Blutgerüsten gestorben, theils von neuem vertrieben worden waren, traten deren an ihre Stelle welche mit gleicher Begeisterung weder die Besonnenheit noch die christliche Erkenntniß ihrer Vorgänger verbanden, und mehr noch als ihre Väter, vergessend daß die Kriege des Herrn nicht mit fleischlichen Waffen geführt werden dürfen, in die jugendlichen Gemeinden den Feuerbrand des Fanatismus schleuderten. Die Flammen desſelben schlugen mit denen der grausamſten äußern Verfolgung über den neu aufgerichteten Kirchen zusammen, zerstörten dieselben von Grund aus, und warfen den schon sterbenden König und seine Räthe in die frühere Täuschung, daß es keine Calviniſten mehr in Frankreich gebe, zurück.

Indeß bediente sich Gott eines dem Knabenalter kaum entwachsenen Jünglings zum Werkzeuge abermaliger, jedoch gründlicherer Enttäuschung des Hofs und der Regierung und allmäligen Umsturzes des „großen Werks". Dieser Jüngling war Anton Court, der „Wiederherſteller des Proteſtantismus in Frankreich" mit Recht genannt, und dazu mit hohem Glaubensmuthe, seltener Klugheit und bewunderungswürdigem Organisationstriebe und Organisationstakte ausgerüstet. Unter unsaglichen Schwierigkeiten und Gefahren suchte er aus den noch rauchenden Kirchentrümmern einzelne Steine hervor, und sammelte sie zu kleinen, aber lebendigen Gemeinden, welche bald sich unglaublich vergrößerten, und die er in Wald- und Bergschluchten und durch kluge Vorsichtsmaßregeln gegen äußere Feinde, durch eine weise Organisation aber gegen den weit gefährlichern innern des Fanatismus zu schützen suchte. Wenn ihm jenes bei den bald wieder aufflackernden Flammen der Verfolgung auch oft mislang, so wurde doch dieses Bestreben mit einem solchen Erfolge gekrönt, daß die Hyder des Fanatismus nicht blos allmälig erstarb, sondern auch von den Reformirten höchst selten Nothwehr gegen die empörendste äußere Gewalt angewendet wurde. Anton Court wußte sich bald würdige Gefährten zu schaffen, welche die jugendfrischen Gemeinden bedienten und, obschon ſie es allein waren die Frankreich gegen neue Religionskriege schützten, wenn gefangen genommen, nur zwischen Abschwörung ihres Glaubens und dem Tode von Henkershand die Wahl hatten. Fast Alle wählten diesen, und düngten so mit ihrem Blute die aufkeimende Saat. „Kirchen der Wüſte" wurden die neuen Kirchen genannt, „in der Wüſte" alle kirchlichen Handlungen einregistrirt, und „aus der Wüſte" Trauungs- und Taufzeugnisse datirt, und selbst die Bittschreiben an den König und die Behörden gerichtet.

Wenn auch das Dasein dieser Kirchen bald ruchbar wurde, und in Todes-, Galeeren-, Gefängniß- und Geldstrafen selbst officielle Anerkennung fand, so hielt man doch jene Täuschung mit ebenso trauriger als lächerlicher Consequenz, und sogar dann noch fest als der Geist der Zeit und des Volks und selbst die Gesinnungen der Regierenden die Blutedicte Ludwig's XIV. längst schon zu papierenen Vogelscheuchen gemacht hatten, welche der Beherrscher des damaligen Zeitgeistes, Voltaire, mit den Encyklopädisten verspottete, und das bunt gefiederte Völklein der Schöngeister lustig umschwitscherte. Mit kindischem Eigensinne wurde das factische Daſein von fast zwei Millionen Proteſtanten bis zu dem Edicte Ludwig's XVI. vom Jahre 1787 amtlich geleugnet, und so den idolis fori, um mit Baco zu reden, geopfert.

Dieses Edict gab zwar den Proteſtanten bürgerliche Existenz und religiöſe Duldung, keineswegs aber politi-

*) . . . Un roi très-ignorant en ces matières (den janseniſtiſchen Streitigkeiten), et qui n'avait jamais écouté là-dessus que les jésuites . . . qui voulait se sauver, et qui, ne cachant point la religion, s'était fait toute sa vie de faire pénitence sur le dos d'autrui, et se repaissait de la faire sur celui des huguenots et des jansénistes qu'il croyait peu différents, et presque également hérétiques. (Memoires du duc de Saint-Simon, Cap. 250).

sche Rechte und eigentliche Religionsfreiheit. Diese erlangten sie erst in den Beschlüssen der Nationalversammlung des J. 1789. Aber wie, nach der Bemerkung unsers Verf. (I, 36), „das Weib mit Schmerzen und die Völker mit Blut gebären", so mußten auch diese kostbaren Güter von den Reformirten nachträglich theuer erkauft werden. Die protestantische Kirche wurde mit ihrer feindlichen Schwester in denselben Schlund der Revolution gestürzt; aber das Blut der Katholiken und Protestanten, welches auf den Guillotinen sich mischte, vermochte nicht versöhnend zu wirken und die Glut des Fanatismus zu löschen, und heute noch wird, wie wir aus dem vorliegenden Werke sehen, von vielen Katholiken die Blutschuld des ganzen Volks der ketzerischen Minderzahl aufgebürdet.

Die gewaltige Hand Napoleon's zog beide Kirchen aus diesem Schlunde, und nachdem er für die katholische mit dem Papste das Concordat vom 26. Messidor IX (15. Juli 1801) abgeschlossen hatte, gab er der reformirten und lutherischen in den organischen Artikeln vom 18. Germinal X (8. April 1802) die lang entbehrte Verfassung. Ihre Mängel, die mannichfachen Klagen über dieselben, und die vielen bis jetzt noch verunglückten Versuche ihnen abzuhelfen bilden einen sehr interessanten Theil unsers Werkes, das in dieser Beziehung einen wichtigen Beitrag zur Lösung der die Gegenwart bewegenden kirchlichen Fragen liefert. Diese Klagen sind insofern gegründet, als jene Artikel der reformirten Kirche nicht die organische Einheit wiedergegeben haben zu welcher sie ihre frühern Provinzial- und Generalsynoden so glücklich verbanden, und die die lutherische in ihren Generalconsistorien*) erhielt, und als sie die staatlichen Interessen mit den kirchlichen verflochten. Sie treffen aber weit weniger Napoleon als die damaligen Zeitumstände, und unserm Verf. gebührt die Anerkennung Dieses in das rechte Licht gestellt, und den großen Mann gegen ungerechten Tadel kleiner Kritiker siegreich vertheidigt, auch gezeigt zu haben wie dieselbe Hand welche beide Kirchen aus ihren Trümmern hervorhob gleich stark den Fanatismus der katholischen zu fesseln vermochte.

Kehren wir nun zu unserm Werke zurück, dessen Motto auf dem Schmuztitel: „Incedo per ignes!" die Geschichte der französisch-reformirten Kirche ebenso richtig bezeichnet als Beza der seinigen

Plus à me frapper on s'amuse,
Tant plus de marteaux on y use.

vorgesetzt, und zugleich den Unfreien auch unserer Zeit eine sehr beherzigungswerthe Lehre gegeben hat.

Der Professor Gieseler zu Göttingen hat der Schrift, als deren Herausgeber, ein Vorwort vorgesetzt welches uns über ihren Verf. ohne Auskunft läßt. Dieses geheimnißvolle Dunkel gibt ihr einen Reiz, den das Weiterlesen vermehrt. In jedem Falle ist der Verf. ein erfahrener, urtheilsreifer Mann, von einer Stellung und in Verhältnissen die ihm die wichtigsten seinen Gegenstand betreffenden Quellen zugänglich gemacht haben; wie denn auch der Herausgeber von den vielen angehängten Actenstücken mit Recht sagt, daß sie von großem Werthe, weil nirgend in dieser Vollständigkeit gesammelt, und viele davon wenig bekannt sind (S. VI). Ueberall zeigt sich eine umfassende Sach- und Detailkenntniß; wie man der schneidenden Kritik und oft vernachlässigten Sprache den Mann ansieht der sich seiner Meisterschaft nicht unbewußt ist, und mehr unterrichten als gestalten will. Dabei ist er ganz praktisch, und wenn daher seine Kritik anstatt zu den Quellen der Erscheinungen zu dringen sich auf deren Oberfläche hält, so gewinnt sie an Sicherheit was ihr an Tiefe abgeht. Ueber seinen religiösen Standpunkt, auf den doch bei Werken dieser Art so viel ankommt, läßt er uns in derselben Ungewißheit wie der Herausgeber über seine Person. Vielleicht kann dieser Standpunkt der nüchtern-supernaturalistische oder auch rational-supernaturalistische genannt werden, welcher den Verf. gegen die Richtung die von den Einen als die der „Erweckten", von den Andern aber als die der „Momiers", „Methodisten", „Pietisten" und „Mucker" bezeichnet wird, bei aller angeblichen Abgewandtheit von Polemik, wacker polemisiren läßt. Daher finden die mancherlei religiösen Vereine welche die Frühlingswärme des bald nach der Restauration erwachten Lebens, nach naturgemäßem Krystallisationstriebe, in Frankreich hervorgebracht hat, namentlich die „Evangelische Gesellschaft" und die „Gesellschaft für protestantische Interessen" des Grafen Gasparin, bei dem Verf. wenig Gnade, und er schreibt jenes Erwachen und diese Lebenszeichen, wie Viele seiner Richtung, den Umtrieben der Frau v. Krüdener und schweizerischer und englischer religiöser Abenteurer und Landstreicher, besonders aber der Methodisten zu. Aber wie nicht zu verkennen ist, daß dem so erwärmten Acker Unkrautpflanzen entsprossen sind, so muß auch erkannt werden, daß das Gerechtigkeitsgefühl, die Wahrheitsliebe und das christliche Bewußtsein des Verf. oft über die Parteiansicht den Sieg davontragen. So sagt er zwar (II, 153), daß einige fromme Männer und Weiber (denn in Frankreich gedeihe Nichts ohne die Weiber) in Verbindung mit erleuchteten (!) Engländern, Schweizern, Deutschen und Amerikanern in der „Evangelischen Gesellschaft" das kirchliche Ideal einer neuen, von dem Staate unabhängigen Universalkirche zusammengeflickt hätten, kann aber doch nicht umhin dieses Institut ein „lebenskräftiges" zu nennen, und dieses Lob in einer Anmerkung unter dem Texte numerisch zu belegen. Und wenn er dasselbe als ein „seinen Gründern oft noch räthselhaftes" bezeichnet, so spricht er den wahren senfkornartigen Charakter aller solchen blos auf den Glauben gegründeten Anstalten, wie er namentlich in der Bibelgesellschaft sichtbar wird, vielleicht unbewußt aus.

Gleiches Gerechtigkeitsgefühl und gleiche Wahrheits-

*) Unter Napoleon gab es die drei Generalconsistorien zu Straßburg, Mainz und Köln (oder Düsseldorf); nach dessen Sturze umfaßt das erstere alle lutherischen Kirchen Frankreichs.

liebe zeigt der Verf. der katholiſchen Kirche gegenüber, nach manchen ſcharfen Urtheilen über dieſelbe und namentlich über die Jeſuiten, denen er beſonders gram iſt. Ebenſo weiſt er die Verdienſte Ludwig's XVIII., Karl's X. und Ludwig Philipp's um den proteſtantiſchen Cultus durch die genauen Angaben der ſtets erhöhten Budgets (II, 61) und auf andere Weiſe nach, und zeigt ſo, daß er beſſer als Tauſende von Katholiken und Proteſtanten jenſeit und diesſeit des Rheins, welche von einem chriſtlichen Staate träumen, unter dem ſie aber eigentlich nur einen Staat ihrer particularen Confeſſion verſtehen, den richtigen ſtaatlichen Standpunkt verſchiedenen Religionsgeſellſchaften gegenüber zu würdigen weiß. Und wenn auch die Anſichten des Verf. gegen die Trennung von Staat und Kirche und das Freiwilligkeitsſyſtem mit denen des Ref. im ſchneidendſten Widerſpuch ſich befinden, ſo muß er doch geſtehen aus denſelben manche Belehrung über dieſe ebenſo wichtigen als ſchwierigen Zeitfragen gewonnen zu haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine königliche Dichterin des 16. Jahrhunderts.

Ein Genfer, Henri Tronchin, hat kürzlich beim Ordnen ſeiner reichen Sammlung von Manuſcripten einen noch ungedruckten Brief der Katharina von Navarra, der Schweſter Heinrich's IV., gefunden. Dies Schreiben, an Theodor v. Bèze gerichtet und vom 26. Jan. 1596 datirt, iſt nur einige Monate nach den Schwierigkeiten verfaßt welche Katharina im vorhergehenden Jahre wegen der Feier des reformirten Gottesdienſtes in ihren Gemächern des Louvre zu erleiden hatte. 7—800 Perſonen hatten angewohnt, aber am Oſtertage 1595 erhielt ihr Gardecapitain Befehl Alle zurückzutreiben welche ſich dazu verſammeln wollten; nur für den Herzog von Bouillon wurde eine Ausnahme geſtattet. Der Cultus fand jedoch bald darauf wieder ſtatt, trotz einer Emeute von Weibern „die in den Gaſſen umherliefen, und ſich über die Predigten beſchwerten die man in der Wohnung von Madame hielt". Um die nämliche Zeit auch verlangte der König die förmliche Zurücknahme des Eheverlöbniſſes welches Katharina mit dem Grafen von Soiſſons vor der Thronbeſteigung Heinrich's IV. abgeſchloſſen hatte. Er wollte ſeine Schweſter mit dem Herzoge von Montpenſier vermählen, allein ſie weigerte ſich, und verſtand ſich erſt im J. 1599 dazu ihre Hand dem Herzoge von Bar zu reichen.

In dieſer Lage, drei Jahre nach dem Uebertritte ihres Bruders, ſchrieb die Prinzeſſin 1596 in ihrem 38. Jahre an Theodor v. Bèze, der damals 75 Jahre zählte, den oben erwähnten Brief. Sie weiſt darin auf ihren Kummer und ihre erſchütterte Geſundheit hin, worauf ſie auch in den Verſen anſpielt welche ſie dem alten Reformator überſchickt. „Dans mes douleurs, je m'esbats quelques fois à parler à Dieu avec ma plume, non en vers si bien faits que ceux qui font profession de longue main de bien escrire, mais chrétiennement pour ma consolation, comme vous verrez par ceux que je vous envoye pour en estre juge et modérateur de ce qui s'y peut trouver à redire etc."

Duverdier in ſeiner „Bibliothèque française" berichtet uns, daß Katharina im Alter von kaum 12 Jahren „zu gleicher Zeit die Blumen und Früchte hervorzubringen begann deren Keim die Muſen pflanzen". Er ſelbſt hat Strophen aufbewahrt die einer ihrer Lehrer an ſie richtete aus Anlaß von Verſen welche ſie im Schlafe machte; aber man kannte keine ihrer Schöpfungen. Die fünf kleinen Gedichte welche wir dem werthvollen Funde verdanken ſichern der Schweſter Heinrich's IV. eine Stelle unter den religiöſen Dichtern des 16. Jahrhunderts, im Gefolge ihrer Ahnin Margaretha von Navarra.*) Wir wählen zwei Sonette zur Probe aus:

O Dieu, tu as promis par ta bonté divine
D'ayder aux affliges qui ont recours à toy:
Mon coeur est plein d'ennuy, Père, console-moy,
Fay moy sentir l'effet de ta faveur benigne.

Je scay que mes péchés appellent ma ruine;
Je scay que tous les jours je transgresse ta Loy,
Que je ne te sers pas ainsi comme je doy,
Que mon esprit mondain de pardon est indigne.

Hélas! je recognoy que je t'ai irrité
De cent et cent façons, dont j'ay bien mérité
Le rude châtiment pour punir mon offence.

Mon péché me déplaict: pardonne-moy, Seigneur!
Regarde à ta promesse, et non à mon erreur!
J'espère en ta bonté, non en mon innocence.

Dieu, qui daignes garder dans tes sacrés vaisseaux
Les tièdes pleurs de ceux que tu cognois fidelles,
Et qui les garantis des mains les plus cruelles
De ceux qui pour ton nom leur trament mille maux;

De ton oeil de pitié regarde mes travaux;
Donne quelque relâche à mes peines mortelles;
Qu'il te plaise, Seigneur, que je les souffre telles;
Donne force à mon coeur contre tous ces assaux!

Fay que les pleurs, les cris, les soupirs que mon âme
Enfante en sa douleur, croissent plus fort la flamme!
Que ton zèle non feinct s'allume dedans moi!

Chasse les vanités de ma prompte jeunesse,
Et par ton sainct Esprit instruy-moy et adresse,
Afin que pour jamais je chemine en ta Loy.

21.

*) Erneſte Aldy hat 1838 in zwei Bänden unter dem Titel „Catherine de Navarre" eine Geſchichte der Schweſter Heinrich's IV. herausgegeben, mit allen Briefen von ihr die er ſich in den pariſer Bibliotheken verſchaffen konnte; die Zahl beläuft ſich auf 46, meiſt an den König gerichtet.

Literariſche Anzeige.

In wohlfeiler Ausgabe iſt bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Hausarzt.

Ein vollſtändiges Handbuch der vorzüglichſten und wirkſamſten Volks- und Hausarzneimittel aller Länder.

Von Dr. **G. F. Moſt.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem bekannten Verfaſſer erſchien außer mehren größern mediciniſchen Werken auch daſelbſt:

Ueber Liebe und Ehe in ſittlicher, naturgeſchichtlicher und diätetiſch-mediciniſcher Hinſicht, nebſt einer Anleitung zur richtigen phyſiſchen und moraliſchen Erziehung der Kinder. Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 184. — 2. August 1849.

Der Protestantismus in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 183.)

Ueber ein zwei Bände starkes Werk in angemessener Kürze befriedigend zu berichten ist schwer, doppelt schwer aber bei der Wichtigkeit, dem Interesse und der Fülle des vorliegenden, besonders da der Verf. verschmäht hat seinen reichen Stoff einer die Uebersicht erleichternden Gliederung und Gruppirung zu unterwerfen. Ref. muß daher auf die Inhaltsanzeige und einzelne Citate und Bemerkungen sich beschränken.

Erster Band. „Rückblick." Es fehlt hier nicht an pikanten Stellen und starken Speisen, wie (S. 3):

Inquisitoren wie Dominik und Calvin sind entsetzliche, aber achtungswerthe Männer, während der Jesuit durch seinen Namen schon gebrandmarkt ist ... Nein, die Jesuiten haben die Inquisition nicht erdacht; denn es liegt etwas Großartiges in der Idee die Menschheit über einen einzigen Glaubensleisten zu schlagen, und Großartiges können die hochwürdigen Väter höchstens verdrehen und zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchen.

Wer hat denn den Jesuiten die Inquisition aufgebürdet?

Erster Abschnitt. „Das Edict von 1787." Interessant ist was (S. 15) von dem Uebertritt mehrer Katholiken zum Protestantismus erzählt wird — unter der heftigsten Glut der Verfolgungen, die sie ebenso ihrer Kirche abwendete als der reformirten zuwendete, und mehr als alle Argumente dazu beitragen könnte Denen die Augen haben dieselben über das Verkehrte des Religionszwangs zu öffnen.

Zweiter Abschnitt. „Die Revolution von 1789." Der Verf. zeiht die Philosophen nur „des unbegreiflichen Leichtsinns mit dem sie die Fackel der Aufklärung geschwungen, dem Christenthum Gewalt angethan, und die unreife Frucht oberflächlichen Forschens einem leidenschaftlichen Volke zu kosten gegeben haben" (S. 36), spricht sie aber von sonstiger Schuld frei, und sagt hierauf (S. 37):

Ich wünschte den katholischen Klerus nur zur Behutsamkeit zu bewegen, und ihm zu zeigen, daß bei seinen ewigen Feldzügen gegen die Revolution am Ende nicht mehr herauskommt als bei seinen abgedroschenen Verleumdungen des Protestantismus. Hört er nicht auf die Revolution als eine Pest und den Jesuitenorden als das Specificum dagegen zu betrachten, so hilft er wahrlich sich selbst am allerwenigsten. Man verabscheue die Greuel der Revolution, man zügle damit politische Windbeutel, man schiebe sie aber nicht auf Rechnung Derer welche sie kaum geahnt haben, und verwechsele sie nicht böslich mit der Revolution selbst, die eine Mutter ist alles Großen und Schönen der neuern Zeit.

Die Schreckenszeit bietet auch manches Komische; wie nach der von Robespierre dem Nationalconvent unter dem 18. Floreal II (7. Mai 1794) abgedrungenen Declaration, daß das französische Volk an das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele glaube, ein Brief „Au citoyen Etre suprême", der Nachtwächterruf: „Lobet Gott den Bürger", und Pfeffel's Gedicht (S. 53):

Darfst, lieber Gott, nun wieder sein;
So will's der Schach der Franken.
Laß flugs durch ein paar Engelein
Dich schön bei ihm bedanken.

Dritter Abschnitt. „Die Napoleonische Zeit." Selten wol findet man eine gerechtere und richtigere Anerkennung Napoleon's als wir sie hier lesen. Auch die Behauptung (S. 65):

Seine Stellung zu den Protestanten ist eine durchaus würdige, dem Zweck der Kirche und des Staats angemessene gewesen ... und wer sich in den Zustand der Kirche bald nach der Revolution zurückdenkt, muß die schöpferische Kraft des großen Mannes bewundern.

unterschreibt Ref. in staatlicher und geschichtlicher Hinsicht.

Erstes Capitel. „Organisation der Kirche." Ein höchst wichtiges Document ist die Rede welche der Staatsrath Portalis, nachheriger Cultminister, im Namen der Regierung am 15. Germinal X (5. April 1802) bei Vorlegung des Concordats hielt. Sie ist keines Auszugs fähig, und verdient als ein wahres Meisterstück der Betrachtung der Religion und Kirche aus dem Gesichtspunkte des Staats ganz gelesen zu werden. Zweites Capitel. „Aeußere Verhältnisse der Kirche." Drittes Capitel. „Inneres Leben der Kirche."

Vierter Abschnitt. „Die Restauration." Erstes Capitel. „Absolutistische Reaction." Sehr billig beurtheilt der Verf. Ludwig XVIII., und vertheidigt ihn gegen den von Napoleon den Bourbons überhaupt gemachten Vorwurf Nichts gelernt und Nichts vergessen zu haben.

Billigdenkende verehrten in ihm einen Vermittler, und ganz Frankreich begrüßte die erste Restauration mit Jubel und Festgesang; denn sie hatte Frieden und eine so freisinnige Verfassung gebracht, daß man eine bessere Zukunft mit Recht erwarten konnte.

Er fügt aber hinzu (S. 126—127):

Ludwig war aber nicht allein zurückgekommen, und das Volk wurde bald inne, daß es von den Umgebungen seines Königs wenig Gutes zu erwarten habe. Der Adel und der Klerus, die Emigranten und die Höflinge erhoben seltsame Prätensionen, verhöhnten die Charte, verleiteten die königlichen Prinzen zu Misgriffen, beherrschten die Minister, beunruhigten die Käufer der Nationalgüter und verletzten die Armee: sie allein haben Napoleon nach Frankreich zurückberufen. Die Lection welche er gab verfehlte aber durchaus ihren Zweck, und bis 1830 verfolgten sie unverrückt den Plan die absolute Monarchie wiederherzustellen; ob mit Zustimmung der europäischen Mächte, lasse ich Diejenigen entscheiden welche wissen, daß nur der päpstliche Nuntius in das Geheimniß der entscheidenden Ordonnanzen Karl's X. eingeweiht worden war. Wer sonst als Strohjunker und Jesuiten konnten an dieser halsbrechenden Arbeit Gefallen finden, und ich meinestheils würde sie ungestört dabei lassen, hätten sie nicht ihren ewigen Sündenbock, den Protestantismus, zugleich mit den Volksrechten über Bord werfen wollen. Dieser Umstand allein erklärt mein Verweilen bei den Ultras, und da ich meine Feder in Blut tauchen muß, bitte ich Gott im voraus, er möge ihnen die Sünde vergeben, obgleich Viele von ihnen sehr wohl wußten was sie thaten.

Das „in Blut tauchen" seiner Feder wird allerdings durch die Greuelthaten im südlichen Frankreich und namentlich in und bei Nismes gerechtfertigt, da es bei dem fanatischen Pöbel und seinen Anführern sich um Nichts weniger als eine zweite Bartholomäusnacht handelte, und für dieselbe eine „geheime Regierung" organisirt worden war. Weder der König noch irgend ein Glied der königlichen Familie kann der Theilnahme an diesen Schandthaten beschuldigt werden, und der Verf. spricht nicht allein den katholischen Klerus im Allgemeinen von derselben frei, sondern erzählt sogar von demselben Züge die an Vincent von Paula erinnern. S. 130 und 131 heißt es:

Es ist wahr, daß ein katholischer Priester bei dem Herzoge von Angoulême um die Freilassung Trestaillon's einkam, er hatte sich aber durch seine kräftige Verwendung für die Protestanten den Haß der Schreckensmänner zugezogen, und war durch fürchterliche Drohungen zu diesem Schritt gezwungen worden. Wie schön ist dagegen des Abbé Pahlen Fußfall vor dem Unmenschen Graffan, um ihm seine Schlachtopfer auf der Esplanade von Uzès zu entreißen; wie rührend die Weigerung des Abbé v. Erigny seine protestantischen Mörder zu nennen.

Dieses hält aber den Verf. nicht ab an die Katholiken Folgendes zu richten (S. 140—142):

Habt ihr der Gerechtigkeit ihren Lauf gelassen, oder die Geschworenen abgerichtet und die Zeugen eingeschüchtert? Ich will euch die Antwort auf diese Fragen schenken, und nur in Bezug auf die letzte einige Beispiele anführen. Dupont, der Schrecken des Südens, welcher sich selbst den Beinamen Trestaillon gegeben hatte, wird von dem General Lagarde arretirt und in das Gefängniß von Riem gebracht, muß aber freigelassen werden, weil keine Zeugen gegen ihn auftreten. Die Rückkehr dieses Scheusals nach Nismes gleicht einem Triumph, das Volk zieht ihm entgegen und bewillkommt ihn mit dem Gesang:

N'epargnons personne
Trestaillon l'ordonne.

und Niemand wehrt dem Unfug. Dupont war Katholik. Graffan, genannt Quatretaillon, weil er sich rühmte mehr Menschen als Dupont gemordet zu haben, wird weder von der Verwaltung noch von der Justiz in Anspruch genommen, und scheut sich weder seine Verbrechen öffentlich zu begehen noch sie vor aller Welt zu bekennen. Graffan war Katholik. Boissin, Sergeant der Nationalgarde, ermordet den General Lagarde, während er den protestantischen Gottesdienst zu Nismes beschützt. Der König erläßt eine Ordonnanz welche den Verbrecher der Justiz übergibt, und versichert, daß, wenn dessen That ungestraft bliebe, es weder öffentliche Ordnung noch eine Regierung mehr gäbe, und daß die Minister der Nichtanwendung der Gesetze schuldig wären. Boissin wird freigesprochen, weil er sich im Fall der Nothwehr befunden hat. Der Jubel des Volks und eine reiche Collecte entschädigen den Mörder — für die ausgestandene Angst? Nein, er war seiner Freilassung gewiß — für die Strapazen des Processes. Boissin war Katholik. Truphemy, ein Metzger aus Nismes, wird von einem Raub, den er vor den Gerichten eingestanden hat, freigesprochen, und so wenig beunruhigt, daß er gegen die Freunde und Brüder seiner Schlachtopfer auftreten darf. Truphemy war Katholik. Sind denn aber durchaus alle Angeklagte von den Gerichten freigesprochen worden? Bewahre Gott! Es fehlte damals so wenig als zu irgend einer andern Zeit an strengem Recht. Einmal bringt Graffan drei, das andere mal sechs unbescholtene Familienväter, die zur Handhabung der Ordnung bewaffnet gewesen waren, nach Uzès, und fragt den Unterpräfecten, Herrn von Ballabrir, was mit den Gefangenen anzufangen sei. Herr von Ballabrir antwortet: „Du hast sie mit den Waffen in der Hand gefunden, thue mit ihnen nach deinem Gutdünken", und sie werden vor den Fenstern des hinter den Gardinen lauschenden Unterpräfecten erschossen. Die Opfer waren Protestanten.

Die kräftigste Hülfe kam den unglücklichen Protestanten von England, und zwar von einer Gesellschaft der Dissidentenprediger, der „Protestantischen Societät zum Schutze der Religionsfreiheit", und dem Gemeinderathe von London, welche sich gleich kräftig bei dem Prinz-Regenten für dieselben verwendeten. Die weitern Verwendungen schienen sich zwar in den Windungen der Diplomatie zu verlaufen, zogen auch den reformirten Consistorien amtliche Verweise zu, und nöthigten sie ihre öffentlichen Erklärungen auf dieselben
durch den Essig der Verwaltung ziehen zu lassen: das Eis aber war gebrochen, und die Protestanten begannen freier zu athmen. Sind noch sonstige Schritte zu ihren Gunsten gethan worden, hat der fromme König von Preußen dem Cabinet der Tuilerien persönliche Vorstellungen gemacht? Man weiß nichts Bestimmtes; gewiß nur ist, daß die fränkische Regierung, ohne gerade ihren Fehler einzugestehen, denselben wieder gut zu machen suchte, und daß die Reaction sich provisorisch in ihr Gehäuse zurückzog. (S. 153.)

(Der Beschluß folgt.)

Literarisches Treiben in München. *)

2. Die Zwanglosen und der Verein für deutsche Dichtkunst.

Seit der Zeit daß Karl Fernau (Dr. Daxenberger) seine „Münchener Hundert und Eins" schrieb sind fast zehn Jahre verflossen, und es hat sich in literarischer Hinsicht Vieles geändert. Damals war es noch möglich die „Zwanglosen" als die „moderne münchener Poetenschule" zu bezeichnen, was jetzt ziemlich lächerlich klingen dürfte. Der Dilettantismus hat das poetische Wirken dieses Vereins, den wir sogleich näher besprechen werden, zu Grunde gerichtet.

Wie früher schon angegeben wurde, hatten weder die hiesigen Tagesblätter das Bedürfniß tüchtiger Mitarbeiter, noch

*) Vergl. Nr. 123 u. 124 d. Bl. D. Red.

fühlte das Publicum Luſt poetiſche Erzeugniſſe zu leſen, ſondern beide Theile begnügten ſich gern mit dem Abhub fremder Blätter, und die Buchhandlungen friſteten nothdürftig ihr Leben durch den Verkauf von Gebet- und Schulbüchern, welch kümmerlicher Erwerb ihnen unter dem Miniſterium Abel durch die Ausdehnung des königlichen Schulbücherverlags größtentheils auch entzogen wurde. Selch ein Miſère zwang natürlich poetiſch begabte Gemüther ſich näher aneinander zu ſchließen, und ſo entſtand ſchon in den dreißiger Jahren eine Geſellſchaft die ſich alle Dienſtage beim Weinwirth Junemann verſammelte, ſich den Namen „Die Zwangloſen" beilegte, und neben Bier und Wein der kaſtaliſchen Quelle huldigte. Die meiſten Mitglieder dieſer Geſellſchaft waren Beamte, Profeſſoren und Doctoren, aber nur Wenige waren dabei deren Name als Dichter außerhalb Baierns bekannt iſt; die Mehrzahl begnügte ſich mit der Erholung von den Dienſtgeſchäften die ihr die Poeſie gewährte, und mit dem bei Junemann gegenſeitig geſpendeten Lobe. Hr. v. Elsholtz, der ſich ſo gern den „Goethe der Gelegenheitsdichter" nennen hört, ſoll der Stifter der Geſellſchaft geweſen ſein. Er hat in früherer Zeit einige gelungene Luſtſpiele geſchrieben, lebt hier als koburgiſcher Geſchäftsträger, und ſchreibt den Text zu den Opern ſeines Herrn. Ich weiß nicht ob nun die Gründung durch einen Diplomaten oder die meiſt hohe Stellung der Mitglieder Schuld iſt an der excluſiven Richtung welche die „Zwangloſen" annahmen. Es hielt ſtets ſehr ſchwer mit ihnen in Berührung zu kommen, wenn nicht große Titel oder eine gewiſſe Stellung im Staat die Vermittelung übernahmen; daher auch der geringe Einfluß den dieſer Verein in literariſcher Hinſicht ausübte. Wer aber ſo glücklich war die geheiligten Räume bei Junemann und ſpäter beim Weinwirth Ott betreten zu dürfen, der fand hier den zu früh verſtorbenen Eduard v. Schenk, den Dichter des „Beliſar" und der „Krone von Cypern", der wol eines der hervorragendſten Mitglieder war. Er begründete auch das alljährlich bei Manz in Regensburg erſcheinende Taſchenbuch „Charitas", welches nach ſeinem Tode von Darenberger fortgeſetzt wurde. Letzterer iſt ebenfalls zugegen. Er fand als Geheimſecretair des Kronprinzen, jetzigen Königs Max, noch Muße genug ſeinen „Edgar, oder Blätter aus dem Leben eines Dichters" und die „Münchener Hundert und Eins" zu ſchreiben, begeiſterte ſich an vaterländiſchen Stoffen, z. B. der ſendlinger Schlacht, die er in einem kleinen Epos behandelte, und widmete ſeine übrige poetiſche Thätigkeit der „Charitas". Ihm zur Seite ſteht Franz v. Kobell, deſſen Gedichte in altbairiſcher und pfälziſcher Mundart ſich einen großen Leſerkreis verſchafft haben. Er iſt einer der Heiterſten und Umgangbarſten der „Zwangloſen", in deren Kreis auch der berühmte Philolog Thierſch die Dichtungen aus ſeiner Jugendzeit und die vor einigen Jahren im Druck erſchienenen „Sicilianiſchen Sonette" verlas. Hofrath Martius, der gefeierte Botaniker, findet auch Zeit ſich an den Palmen Heſperiens zu begeiſtern, und in „Suitram's Fahrten" ſeine Reiſe nach Braſilien in wohlklingenden Terzinen zu beſingen. Schade daß nur wenige Bruchſtücke davon in den frühern Jahrgängen der „Charitas" veröffentlicht wurden. Profeſſor Neumann, der tüchtige Geſchichtsforſcher und Kenner chineſiſcher Literatur und Alterthümer, gibt ſeine literariſche Ausbeute des Himmliſchen Reichs zum Beſten, und Heine's Hofdemagog, Profeſſor Maßmann, leider jetzt wieder nach Preußen zurückgekehrt, brachte neben Ueberſetzungen der ernſten altdeutſchen Dichtungen launige Gedichte und Scherze. Graf Pocci, der die „Fliegenden Blätter" mit dem Staatshämorrhoidarius beſchenkte, ſcheint in neueſter Zeit den liberalen Tendenzen nicht mehr huldigen zu wollen, ſoll ſeine Mitarbeiterſchaft der genannten Blätter aufgegeben haben, und wird ſich wieder auf den „Feſtkalender" beſchränken, den er ſchon ſeit vielen Jahren im Verein mit Guido Görres und andern frommen Seelen herausgab. Apollonius v. Maltitz, der Bände von Gedichten und „Dramatiſchen Einfällen" der Oeffentlichkeit übergab; Weichſelbaumer, einer der fruchtbarſten Novellenſchriftſteller Münchens; Büſſel und Hocheder ſaßen ebenfalls im Kreiſe der „Zwangloſen", die ſich noch mit Vergnügen an die milde Satire des Letztern erinnern. Profeſſor Söltl, hochverdient um bairiſche Geſchichte, Heinrich Stieglitz, der unermüdete Reiſende, und Freiherr von Zu-Rhein, ein ſtiller Lyriker, ſchließen den Reigen der bekanntern Mitglieder. Weniger bekannt ſelbſt in München ſind die Namen von P. Marggraff, Friedrich Beck, Ehrenbaum u. ſ. w., wiewol der Erſtere als Kunſtſchriftſteller Anerkennung verdient. Neben den Genannten figurirt nun in der Geſellſchaft der „Zwangloſen" noch eine Menge von Mitgliedern die wol der Poeſie befreundet ſind, jedoch ſelbſt Nichts ſchaffen, eine Menge von hohen Staatsbeamten, Miniſtern und Räthen. Dieſe waren ſtets der Hemmſchuh in Bezug auf das Wirken des Vereins; denn ſie liebten die Poeſie nur weil ſie ihnen Unterhaltung, Erholung gewährte, und hätten es übelgenommen, wenn die Verſe die ſie hier und da zuſammenſcandirten nicht wären gelobt worden. Im Laufe der Zeit erkaltete auch der Eifer der tüchtigern Mitglieder, die Verſammlungen wurden ſchwach beſucht, und ſeit den unruhigen Tagen des Jahres 1848 wird der Poeſie nur geringe Rechnung getragen. Gegen Ende der dreißiger Jahre hatten es die „Zwangloſen" einmal verſucht nach außen zu wirken, und begründeten eine belletriſtiſche Zeitſchrift „Theeblätter", dann „Deutſche Blätter" genannt, welche von der haute volée geleſen wurden, aber wegen der Lauheit und Flauheit des Inhalts ſich nicht halten konnten. Das ungebildete münchener Publicum will auch Nichts von Thee wiſſen, es verachtet den Theetrinker als einen weichlichen, ſüßlichen Menſchen, und man kann nicht ſagen daß die „Theeblätter" dieſes Vorurtheil zu tilgen tüchtig genug geweſen wären. Nach dieſem misglückten Verſuch zogen ſich die „Zwangloſen" ganz zurück, und nur noch hier und da in der „Charitas" fand man einzelne Namen derſelben. Von oben herab geſchah natürlich Nichts zur Aufmunterung; denn König Ludwig hatte genug zu thun für den eigenen Dichterruhm, und Malerei, Sculptur und Architektur verdrängten die Poeſie aus der Reihe der Künſte die er unterſtützte.

Da nun in München viele literariſche Kräfte noch außerhalb des Vereins der „Zwangloſen" ſich bewegten, jüngere thätige Dichter ſich theils ſchon Geltung verſchafft hatten, oder in regem Streben nach Anerkennung trachteten, einzeln aber ihre Kräfte zerſplitterten, ſo traten im September 1848 mehre derſelben zuſammen, und begründeten einen „Verein für deutſche Dichtkunſt", um den Muſen einen ſtillen Zufluchtsort vor dem Waffengeklirr und den politiſchen Stürmen der Gegenwart zu bieten. Das Hauptſtreben dieſes Vereins ging dahin, ſowol durch das Theater als auch durch ein zu begründendes Journal auf das Publicum zu wirken, deſſen Geſchmack womöglich etwas zu beſſern, und ſelbſt in gegenſeitigem Eifer Anregung zu poetiſcher Thätigkeit zu geben und zu empfangen. Scharfe, rückſichtsloſe Kritik der vorgetragenen Arbeiten wurde eine der Hauptbedingungen, und nur Solche ſollten Mitglieder des Vereins werden welche theils ſchon Arbeiten veröffentlicht hatten, oder damit umgingen ſie dem Drucke zu übergeben. Durch letztere Bedingung wollten die Gründer des Vereins dem Dilettantismus, der den „Zwangloſen" ſo hinderlich geweſen, vorbeugen, durch erſtere aber einmal für allemal die gegenſeitigen Lobhudeleien abſchneiden, in welche derlei Vereine nur gar zu gern verfallen. Wahrung der Intereſſen der Schriftſteller gegenüber der Theaterintendanz, den Buchhändlern u. ſ. w., ſollte damit verbunden werden.

Dr. Schmidt und C. Schultes waren die Erſten welche die Gründung des Vereins vorſchlugen, und ihr Werk gelang; denn es ſchloſſen ſich bald gegen zwanzig Mitglieder an, unter welchen auch manche Mitglieder der „Zwangloſen" ſich befanden. Letztere hatten eine Vereinigung mit der frühern Poetengeſellſchaft anzubahnen verſucht, aber dieſer Plan ſcheiterte theils an der Abneigung der Jüngern, welche das Verfallen in den alten Schlendrian fürchteten, theils an der Unbehaglichkeit welche ein großer Theil der „Zwangloſen" fühlte, wenn ſolch ein

neuerungssüchtiges und großentheils demokratisch gesinntes Element unter ihnen Platz nähme. Es war auch gewiß für beide Theile besser daß diese Vereinigung unterblieb. In so stürmischen Zeiten wie das Jahr 1848 war bleibt der Dichter nicht unberührt, besonders der jüngere, und in den Ohren der Minister und Räthe hätten die Schlachtlieder der jungen Generation einen übeln Klang gehabt, vielleicht Einzelne verscheucht, Andere zum Widerstand gereizt, es wären Parteien und Spaltungen entstanden, der Friede der Gesellschaft wäre gestört, der Zweck verfehlt und eine baldige Trennung unausbleiblich gewesen. Besser also sie vereinigten sich nicht.

Schon bei dem ersten öffentlichen Auftreten des „Verein für deutsche Dichtkunst" hätten die meisten Mitglieder der „Zwanglosen" aus Rücksichten sich zurückgezogen; denn es war Dies eine Art Mistrauensvotum gegen die königliche Hoftheaterintendanz. Seit März 1848 hatten wir Preßfreiheit, aber nichtsdestoweniger eine strenge Theatercensur. Hoftheaterintendant und Regisseur strichen unbarmherzig und oft mit sehr ungeschickter Hand das Beste in den neu eingereichten Stücken hinweg, andere verwarfen sie ganz je nach ihrer Laune, oder wenn sie fürchten mußten höhern Orts damit anzustoßen. Hiermit sollen aber nicht die Majestäten gemeint sein, auf die an einem Hoftheater immer die gehörige Rücksicht genommen werden kann, sondern einzelne einflußreiche Aristokraten bekamen die neuen Stücke zu lesen, und wenn diese Etwas dagegen einzuwenden hatten, wurden sie einfach zurückgewiesen, ohne daß dem Dichter ein Grund dafür angegeben worden wäre.

Diesem Misstande mußte ein Ende gemacht werden. Eine Petition des Vereins an den König bat daher um ein Comité zur Prüfung der neu eingereichten Dramen. Die Bitte wurde gewährt, und drei Mitglieder des Vereins, Feldmann, Schmidt und Professor Goßmann, haben darin Sitz und Stimme. Außer ihnen besteht das Comité noch aus einigen Literaturkundigen, mehren Schauspielern, dem Regisseur, einem Techniker und dem Hoftheaterintendanten als Vorsitzer. Alle zwei bis drei Wochen ist eine Sitzung. Die Majorität der Stimmen entscheidet; absolutes Veto hat der Intendant nicht, doch kann er die Zeit der Aufführung nach Gutdünken festsetzen. Die Verwerfung eines Stücks muß durch Gründe motivirt sein welche dem Autor mitgetheilt werden.

Durch das Zustandebringen dieses Comité hat der „Verein für deutsche Dichtkunst" den dramatischen Schriftstellern gewiß einen wesentlichen Dienst geleistet: er hat nun doch Ein Mittel in der Hand das hiesige Theater vor der Ueberflutung mit französischen Lappalien zu wahren, und das Publicum nach und nach an würdigere Gegenstände zu gewöhnen. Um Dies noch zu vermehren machte er sich anheischig an den Todestagen der drei Matadoren des deutschen Dramas, Lessing, Schiller und Goethe, einen Prolog zu liefern; der Theaterintendant ging mit Freuden darauf ein, und der Beifall mit dem an Lessing's Todestage (es wurde „Minna von Barnhelm" gegeben) der von Wehlmuth gedichtete Prolog aufgenommen wurde zeigte, daß das Publicum auch dafür empfänglich ist.

Weniger glücklich war der Verein in Bezug auf Begründung eines Journals für belletristische Erzeugnisse und Kritik der neuesten Erscheinungen der Literatur, sowie auch des Theaters. Die Zeitverhältnisse, ohnehin dem Buchhandel sehr ungünstig, und die politischen Unruhen, welche den Leuten Lust und Zeit zum Genusse der schönen Literatur raubten, waren wol das Haupthinderniß; aber sobald die Zeit den Musen wieder günstiger werden wird, wird auch ein öffentliches Organ des Vereins auf das Publicum zu wirken versuchen, und die bedeutenden Kräfte über die er zu verfügen hat bürgen dafür, daß dasselbe nicht ohne günstige Wirkung bleiben kann. Wie ich höre sind schon mit einem hiesigen Buchhändler Unterhandlungen deshalb angeknüpft.

Vorläufig versammeln sich die Mitglieder alle Montage; es werden Vorträge gehalten und kritisch beleuchtet, auch die neuesten Producte der Literatur vorgeführt und besprochen. Es glänzt hier das weiße Haupt Johann v. Plötz', des bekannten Lustspieldichters, dessen Humor auf allen Bühnen Deutschlands die Lachmuskeln des Publicums in Bewegung setzte mit seinem „Abenteuer einer Neujahrsnacht", „Der Kaufmann, oder Stolz der Geburt und Stolz des Geldes", „Der Journalist", „Die Zwillinge", „Die Hintertreppe", „Der verwunschene Prinz", u. s. w. Neben ihm steht sein Geistesverwandter Feldmann, dessen Lustspiele ebenfalls auf allen Bühnen Deutschlands mit Vergnügen gesehen werden. Es werden dieselben jetzt vier Bände füllen. „Der Sohn auf Reisen", „Das Portrait der Geliebten", „Der Rechnungsrath und seine Töchter", „Die schöne Athenienserin", „Der deutsche Michel", „Ein höflicher Mann" u. s. w. werden noch lange auf dem Repertoire sich erhalten, während er als Lyriker in seinen „Höllenliedern" sowie in den „Reiseliedern aus Griechenland und dem Orient" sich als tüchtigen Schüler Heine's darstellt.

Der Präsident des Vereins, Dr. Schmidt, ist ebenfalls einer der bekanntern Dramatiker Münchens. „Camoens", „Bretislaw" und „Herzog Christoph" wurden mit Beifall auf der hiesigen Hofbühne gegeben, und seine neuesten Arbeiten in diesem Fache: „Ein Mädchenherz", und „Eine deutsche Stadt", bekunden die Fortschritte die er gemacht. Gegen letzteres Schauspiel, den Fall Strasburgs behandelnd, sträubt sich freilich noch immer unsere Hoftheaterintendanz, um durch die Vorführung von Deutschlands Schmach nicht das Publicum zur Auswetzung solcher Scharten zu begeistern.

Glücklicher in dieser Hinsicht ist May mit seinem „König der Steppe", welcher trotz der Rücksichten gegen die russische Gesandtschaft über die Bretter ging. Sein „Cinqmars" macht gegenwärtig die Runde über Deutschlands Bühnen.

(Der Beschluß folgt.)

Hartes Urtheil über Gustav Adolf.*)

Die trefflichen Eigenschaften des Schwedenkönigs, seine hohen Verdienste um den deutschen Protestantismus finden sich in unzähligen Geschichtsbüchern beschrieben. Minder günstig urtheilt von ihm ein poetischer Zeitgenosse in einem ziemlich langen Gedichte, betitelt: „Ein newes Gesang, worin des Großmechtigen Königes Gustavi Adelphi aus Schweden ritterliche thaten, welche er iezt lauffender zeit in Schweden, Liefflandt, Churlandt vndt Preußen vorrichten thutt, gepreißet werden, ihme zu sondern ruhm vndt ehren zusammengetragen vndt gedichtet durch einen Elbingischen Bürger, welcher nicht mehr Schwedisch." Folgende Probe wird den Geist des Gedichts charakterisiren:

Kirchenraub ist bei ihme kein sündt
mechtig kann er auch streiten,
wider die bildt der Gottesfreundt,
sturmt sie von allen seiten,
drumb nent man ihn ein tapffern Heldt
diweil er sich so grawsam stelt
in Kirchensturmen vndt mausen
Die Bilder zu belausen. — —

Die Wittwen vndt auch Wayſen all
er mechtig vnterdrücket,
ihr gut vndt erblich anfall
mit gewalt er zu sich rücket. — —
Den Pauern schwert er tausendtmahl
thut ihn groß schutz zusagen,
lauret ihn aus die beutel all,
mit gut vndt auch mit plagen."

47.

*) Vergl. „Gesundes Urtheil eines Zeitgenossen über Deutschlands selbstbereitete Schmach im Dreißigjährigen Kriege" in Nr. 136 d. Bl.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 185. — 3. Auguſt 1849.

Der Proteſtantismus in Frankreich.

(Beſchluß aus Nr. 184.)

Zweites Capitel. „Religionsfreiheit.“ Ludwig XVIII. bekundete bei vielen Gelegenheiten ſeine redliche Abſicht die Proteſtanten in ihren Rechten zu ſchützen, und widerſtand den wiederholten Anmuthungen des nach dem Verf. (S. 163) „von den proteſtantiſchen Staatsmännern wieder in den Sattel gehobenen“ Papſtes Pius VII. die Religionsfreiheit zu beſchränken. Zwar erhob er die römiſch-katholiſche und apoſtoliſche Religion in dem ſechſten Artikel der Charte zur Staatsreligion, gab aber nicht zu, daß dieſer Artikel dem fünften, welcher die Religionsfreiheit ſichert, vorgeſetzt würde. Nur der zehnte Artikel des ſpätern Concordats vom 11. Juni 1817, nach welchem Seine Allerchriſtliche Majeſtät im Verein mit dem Heiligen Vater alle Mittel anwenden wolle die dem Wohle der Religion und der Vollſtreckung der kirchlichen Geſetze entgegenſtehenden Unordnungen und Hindernisſe zu heben, erfüllte die Proteſtanten mit gerechter Beſorgniß. Dieſer Artikel wurde der Partei des nachherigen Königs Karl X. zugeſchrieben, der doch bei ſeiner Krönung zu Rheims die Ausrottung der Ketzerei nicht wie ſeine Vorfahren und ſelbſt Ludwig XVI. beſchwor, und überhaupt keine Gelegenheit verſäumte die Proteſtanten zufriedenzuſtellen. Aber

was dieſem Mistrauen das meiſte Gewicht gab, waren die offenen und ſchlecht verhüllten Angriffe gegen die Charte; die Verſuche dem katholiſchen Klerus mit der Volksbildung die Geburts-, Hochzeits- und Sterberegiſter wieder in die Hände zu ſpielen; die Ernennung eines Biſchofs als Miniſter des öffentlichen Unterrichts; die Eröffnung mehrer Jeſuitencollegien; die Erziehung des Herzogs von Bordeaux durch Jeſuiten und Jeſuitenfreunde; die Einführung des Dogmas in den Cod durch das Geſetz über die Heiligthumsentweihung; die Verunglimpfung der Proteſtanten in jeſuitiſchen Miſſionspredigten, in biſchöflichen Hirtenbriefen, in royaliſtiſchen Journalen mit Zulaſſung der Cenſur; die ewige Diſtinction zwiſchen Staats- und autoriſirter Religion; die Begünſtigung des Proſelytenweſens bei den Katholiken und die Erſchwerung des Uebertritts aus der katholiſchen in die proteſtantiſche Kirche; die Wiederherſtellung der Proceſſionen des Fronleichnamsfeſtes, und das Begehren an den Proteſtanten ſein Haus bei dieſer Gelegenheit zu zieren. Was konnte es da helfen, wenn man das Budget der akatholiſchen Culte vermehrte, wenn man proteſtantiſche Geiſtliche an die königliche Tafel zog, decorirte und nach Rheims zur Krönung rief, ja, wenn der König oder die Herzogin von Berri proteſtantiſche Anſtalten unterſtützte? War es mehr als eine Kriegsliſt um die Staatskirche glücklich über den ultramontanen Rubicon zu bringen? (S. 165 u. 166.)

Dieſes Capitel iſt beſonders wichtig zur Löſung der viel bewegten Frage: ob die Erhebung einer Religion zu der des Staats die abſolute Cultfreiheit beſchränke? Das dritte, vierte und fünfte Capitel ſind: „Katholiſch-proteſtantiſche Polemik“, „Inneres Leben der Kirche“ und „Lehrweſen und Literatur“ überſchrieben.

Der fünfte Abſchnitt: „Die Revolution von 1830“, nimmt den ganzen zweiten Band ein. Er umfaßt die kirchlichen Zuſtände von der Juli- bis zu der Februarrevolution, von welcher nur in einem nach faſt beendigtem Drucke eingegangenen und als Anhang gegebenen Berichte des Paſtors Mäder, Präſidenten des Conſiſtoriums Augsburger Confeſſion zu Strasburg, die Rede iſt; wie denn überhaupt, nach der ausdrücklichen Erklärung des Herausgebers, der neue Umſchwung der Dinge in Frankreich auf das bereits am Ende des J. 1846 vollendete Buch nicht einwirken konnte.

Erſtes Capitel. „Organiſation der Kirche.“ Ref. hat bisher blos der Reformirten erwähnt, und nicht von den weit weniger zahlreichen Lutheranern geredet, welche nur im Elſaß und in Lothringen in Ortsgemeinden vereinigt, ſonſt aber noch zerſtreuter als jene ſind. Sie werden in den erwähnten organiſchen Artikeln und auch jetzt noch in allen amtlichen Actenſtücken und Verhandlungen unter die franzöſiſchen Proteſtanten, doch unter der Sonderbezeichnung: „Augsburger Confeſſion“, begriffen. Ungeachtet dieſer Vereinigung zeigt ſich in beiden Confeſſionen eine Verſchiedenheit die ſelbſt in Paris und in den ganz franzöſiſchen Provinzen, mitten unter den Reformirten, nicht verwiſcht iſt. Sie läßt wol mehr noch auf die Geſchichte der beiderſeitigen Reformationen und deren nächſte Folgen als auf dogmatiſche Auffaſſungen und confeſſionnelle Unterſchiede ſich zurückführen. Wie die lutheriſche Reformation einen ruhigen, deutſchen und dabei monarchiſchen, ariſtokratiſchen Charakter angenommen hat, ſo wohnt der calviniſchen ein beweglicher, franzöſiſcher und zugleich republikaniſcher und demokratiſcher bei. In Frankreich haben auch die ſpätern Schickſale beider Kirchen zu dieſer Verſchiedenheit beigetragen; wie na-

mentlich durch die Aufhebung des Edicts von Nantes die lutherische Kirche im Elsaß nicht zerstört wurde, da Ludwig XIV. die bei der Abtretung desselben mit fremden Mächten abgeschlossenen Tractate mehr achten zu müssen glaubte als die seinen Unterthanen geleisteten Garantien, auch durch feindselige Behandlung seiner an der deutschen Grenze lebenden lutherischen Unterthanen seinen steten Erweiterungsplänen nicht selbst Hindernisse entgegensetzen wollte. Dessenungeachtet ist das Verhältniß beider Confessionen im Ganzen ein liebevolles: wie denn auch das französische religiöse Element auf das deutsche einen mächtigen Einfluß ausgeübt, ja es oft mit sich fortgerissen hat, sodaß die Belebung dieses Elements im Allgemeinen, oder die von dem Verf. oft angefochtene „Erweckung" vorzüglich von Frankreich ausgegangen ist. Dieses zum Verständniß der Stelle: „Auch den französischen Lutheranern hat die Julisonne auf den Kopf gebrannt und Reformationsversuche ausgebrütet" (S. 29). Das vorliegende Werk erwähnt übrigens der Protestanten Augsburgischen Bekenntnisses gleich ausführlich und mit sichtbarer Vorliebe, während in dem gegenwärtigen Berichte nur von den Reformirten die Rede ist.

Zweites Capitel. „Religionsfreiheit." Drittes Capitel. „Kampf zwischen der katholischen und der protestantischen Kirche." Der oben angedeutete scharfe Gegensatz in welchen die Reformirten zu der katholischen Kirche gerathen sind zeigt sich auch in ihrer gegenwärtigen Polemik, welche hier sehr ausführlich besprochen wird, und in einer Flut von Flugschriften, von denen die des dem Ref. persönlich bekannten Predigers Napoleon Roussel: „Questions indiscrètes aux curés, évêques, cardinaux et papes", und „La religion d'argent", jene als treffend und höchst witzig, diese aber als auf die schärfste Spitze getrieben, und historischer Gerechtigkeit ermangelnd, besondere Erwähnung verdienen. Der Verf. vertheidigt zwar an mehren Stellen Ludwig Philipp und seine Minister gegen die öftern Beschuldigungen der Protestanten, und rügt deren steten Argwohn, wird aber doch, nachdem er mit vollem Rechte behauptet hat, daß das etwa Drückende in ihrer Lage von den Umständen und nicht von den Staatsmaximen herrühre, von seinem Gerechtigkeitsgefühle zu der Bemerkung geführt:

Und doch bin ich fern die Regierung von aller Schuld freizusprechen, und doch bin ich geneigt ihr vorzuwerfen, daß sie sich selbst das Mistrauen der Protestanten zugezogen hat...; denn war es ihnen zu verargen, wenn sie in der Besitznahme Otaheites eine Allianz der Regierung mit den Jesuiten sahen; wenn sie in der die Simultankirchen des Elsasses betreffenden ministeriellen Entscheidung eine freche Verletzung ihrer Rechte erblickten.... Man lese aufmerksam und unbefangen die aus den katholischen Missionsjournalen durch Herrn Heinrich Lutteroth zusammengetragene Geschichte von Otaheite*), und man wird sich überzeugen, daß Frankreich hier zum Vortheile fanatischer Priester von dem Rechte des Stärkern einen himmelschreienden Gebrauch gemacht hat; man erinnere sich wie Ludwig XIV. das Simultaneum in die elsassischen Kirchen eingeführt hat, und man wird gestehen, daß ein Minister Ludwig Philipp's sich herausgenommen hat die alte Zeit zu überbieten.... Die Regierung hat also die Protestanten mehrfach gereizt, und sie in mancher Beziehung tief gekränkt. (S. 63 u. 64.)

*) O-Taïti, histoire et enquête (Paris 1845).

Viertes Capitel. „Inneres Leben der Kirche." So interessant dieses Capitel auch ist, so muß Ref. doch, der Beschränktheit des Raums sich erinnernd, über dasselbe auf das oben Gesagte verweisen, indeß den Leser noch auf Das aufmerksam machen was für die Protestanten in Algerien, wo es jetzt vier Pfarreien (drei reformirte und eine lutherische) gibt, geschehen ist.

Fünftes Capitel. „Lehrwesen und Literatur." Was der Verf. von dieser sagt ist weit reichhaltiger als man nach deren Dürftigkeit erwarten könnte. In dem Artikel über das Lehrwesen ist die Geschichte der projectirten Gründung einer protestantischen Facultät der Theologie zu Paris sehr ausführlich enthalten. Besonders interessant, lehrreich und die französisch-protestantischen Zustände scharf und bestimmt zeichnend ist das Gutachten der am 11. Juni 1837 zu Strasburg gehaltenen Pastoralconferenz über diese „Misgeburt", wie der Verf. das Project nennt.

Auch der Anhang, dessen oben gedacht ist, und welcher ein Gutachten des Pastors Mäder vom 4. Juli 1848 über die seit der Februarrevolution in der französisch-reformirten Kirche aufgetauchten Organisationsbestrebungen enthält, verdient um so mehr Beachtung, als er ebenfalls die erwähnten Verschiedenheiten beider Confessionen charakterisirt.

Von der Wichtigkeit der am Ende eines jeden Bandes gegebenen Beilagen hat Ref. schon oben geredet. Der Bd. I, Nr. I, im Auszuge mitgetheilte Brief Fénelon's an Ludwig XIV. enthält Wahrheiten in so starken, dem sanften Manne so unähnlichen Ausdrücken, daß gegen seine Echtheit wol einige Zweifel erhoben werden könnten. Manche Documente sind im Texte in deutscher Uebersetzung und in den Beilagen im französischen Originale gegeben worden, was denn das Werk unnöthig erweitert hat.

Der Berichterstatter glaubt noch durch einige Einwürfe sein Interesse an der Schrift beweisen zu müssen. Die (II, 275) angeführte „Galerie chrétienne" ist keineswegs eine neue Ausgabe von Crespin's ursprünglich in lateinischer Sprache geschriebener und später von Simon Goulard übersetzter „Histoire des martyrs" (1570), sondern nur ein für das größere Publicum berechneter Auszug aus derselben. Wenn auch auf der nächstfolgenden Seite von den „Eseleien" in Roisselet's vier Bände starker „Histoire du protestantisme en France" (1836—39) geredet wird, und Dieses keinen Widerspruch bei dem Ref. findet, so muß derselbe doch gegen die Bezeichnung ihres Verf. als eines „Gelehrten" stark protestiren. Roisselet gibt sich auch selbst nicht als einen solchen, und stellt sich in dieser Hinsicht unter seinen Gegner, den reformirten Pastor Frossard: eine Bescheidenheit von der man in sonstigen Beziehungen auf keiner Seite seines ganz elenden Machwerks auch die mindeste Spur findet. 60.

Literariſches Treiben in München.

2. Die Zwangloſen und der Verein für deutſche Dichtkunſt.

(Beſchluß aus Nr. 181.)

Ein tüchtiges Mitglied des Vereins, das aber nur von Zeit zu Zeit anweſend iſt, iſt Franz Trautmann, gegenwärtig Redacteur des „Nürnberger Trichter". Schon ſeit langer Zeit in München der Poeſie lebend, bereicherte er die dramatiſche Literatur mit mehren Stücken. „Caglioſtro" wurde hier mit Beifall gegeben, auch „Schloß Latour", während ſein „Jugurtha" noch immer von der Theaterintendanz zurückgehalten wird. Trautmann's liebliche Novellen in den „Fliegenden Blättern" erwarben ſich allerwärts großen Beifall, und ihnen verdankt er wol ſeine Berufung als Redacteur. Die Kämpfe die er ſchon früher bei Gelegenheit des Streits über die fliegenden Buchhandlungen mit der Policei zu beſtehen hatte und ſiegreich durchfocht, mögen wol auch dazu beigetragen haben ihm die Redaction eines Organs der liberalen Partei zu verſchaffen, und ſein Talent den ernſteſten Dingen eine luſtige Seite abzugewinnen kommt ihm trefflich zu ſtatten. So ſchwer es hält mit den „Fliegenden Blättern" und den „Leuchtkugeln" zu concurriren, ſo hat er ſich doch ſchon in kurzem Zeitraume einen großen Leſekreis erworben, da jede Partei ohne unangenehm berührt zu werden ſein Blatt leſen kann. Wie es heißt wird Buchhändler Campe in Nürnberg auch eine Sammlung von Trautmann's Novellen veranſtalten, die gewiß mit großem Beifall aufgenommen werden wird, wenn einmal der Kriegstumult in Deutſchland wieder geordnetern Zuſtänden gewichen iſt.

Ein nicht unglücklicher Dramatiker iſt auch Chriſtian Knorr, der im hiſtoriſchen Trauerſpiel Tüchtiges zu leiſten verſpricht.

Ludwig Steub, zugleich Mitglied der „Zwangloſen", iſt durch ſeine „Drei Sommer in Tirol" und ſein früheres Werkchen über Griechenland bereits der literariſchen Welt rühmlichſt bekannt, und Profeſſor Goßmann, ebenfalls Mitglied der „Zwangloſen", nimmt unter Deutſchlands Romanzen- und Balladendichtern einen ehrenvollen Platz ein. Auch Wohlmuth, der milde, tiefdenkende Lyriker, iſt ſchon außer Baierns Marken mit Auszeichnung genannt. Die übrigen Mitglieder des Vereins, meiſt Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter", der „Leuchtkugeln" und des „Nürnberger Trichter", haben mehr oder weniger noch um Anerkennung zu ringen. Da dieſelben weniger bekannt ſind, wird es zur Charakteriſtik ihrer Geiſtesrichtung lohnend ſein hier und da einige Strophen derſelben anzuführen.

C. Schultes, der frühere Schriftführer des Vereins, der ſich Uhland zum Vorbild gewählt zu haben ſcheint, ergötzt das Publikum der „Fliegenden Blätter" mit Soldaten- und Landsknechtsliedern. C. L. Kaulbach, Neffe des berühmten Malers gleichen Namens, unſtreitig ein großes poetiſches Talent, aber ſchroff und ſtarr, ſchleuderte im März vorigen Jahres ſeine Schlachtlieder in die Welt, und Kraft und Fülle des Ausdrucks wird gewiß Niemand folgenden Verſen abſprechen:

Neu-Babylon.

Der Staat zerbarſt. Des Feuers Schein
Dringt hell durch Fugen und Fenſter,
Und durch die Hallen wallen allein
Viel bleiche Fürſtengeſpenſter.
Sie heben die Hände, ſie beten zu Gott:
Erhalte das Alte! Gott Zebaoth!
Den Betern wird es weh und wehe,
Die Flamme praſſelt luſtig höher,
Von außen brauſt der Sturm darein;
So wird kein Löſchen noch Halten ſein.

Da naht der Herr auf Sturmes Flut
In einer donnernden Wolke,
Die Wolke wirft Speere und Feuerglut:
So nahet der Herr im Volke.
Er ruft: Hier bin ich! — die Fürſten: — O Gott!
Erlöſ' uns von dir! Herr Zebaoth!
Den Betern wird es weh und wehe,
Die Flamme praſſelt luſtig höher,
Von außen brauſt der Sturm darein;
So wird kein Löſchen noch Halten ſein.

Die Wolke ſchleudert Blitz auf Blitz
Ins raſende Flammengepraſſel,
Und hin und her wirft Donnergeſchütz
Ein ſauſendes Kugelgeraſſel.
Nicht wird der Herr im Volke zum Spott,
Denn furchtbar richtet's ein Zebaoth.
Verſtummt ſind ſtolzer Beter Klänge,
Der Sturm nur heult dem Herrn Geſänge;
Es iſt ein heißes Dankgebet,
Das aus der Völker Herzen geht.

Der Staat zerbarſt. Des Sturmes Wuth
Macht wirbeln die ſauſenden Flammen.
Die Pfeiler umflutet des Feuers Glut,
Sie krachen und brechen zuſammen.
Strengrichtender Gott! Zerſtörender Gott!
Erbarme dich, Herr, Gott Zebaoth!
Verſtummt ſind ſtolzer Beter Klänge,
Der Sturm nur heult dem Herrn Geſänge;
Es iſt ein heißes Dankgebet,
Das aus der Völker Herzen geht.

Die Flamme verloht, das Feuer verglüht,
Die Aſche befruchtet die Erde,
Der Sturm verſtummt, die Lüfte durchzieht
Ein neues Schöpfungs-Werde.
Verjüngender Gott! Erneuender Gott!
Wir loben dich, Herr, Gott Zebaoth!
So muß im Sturm das Alte zertrümmern,
Will's Neuem Raum und Leben verkümmern.
Das Alte Neues nährt und erhält,
Indem es zu Staub und Aſche zerfällt.

Das iſt das Lied von Babylon,
Das einſt die Welt befriedet,
Es wird verwehen das Babylon
Was uns in Feſſeln ſchmiedet.
Die ewige Kraft — ſo ſpricht der Gott —
Ich bin's im Volk! Gott Zebaoth!
So muß im Sturm das Alte zertrümmern,
Will's Neuem Raum und Leben verkümmern.
Das Alte Neues nährt und erhält,
Indem es zu Staub und Aſche zerfällt.

Auch im Drama hat Kaulbach ſich verſucht, aber er konnte bis jetzt noch keines zur Aufführung bringen. Schade daß bei Kaulbach's Poeſie mehr der Verſtand als das Gemüth befriedigt wird.

Einen ehrenvollen Platz unter den Sängern im deutſchen Dichterwald wird gewiß einſt der Maler Ille einnehmen. Sein Vorbild iſt Nikolaus Lenau, und eine gewiſſe Geiſtesverwandtſchaft iſt nicht zu verkennen. Die Mutter ſeiner Poeſie iſt ebenfalls die neue Zeit mit ihren Stürmen, und ſeine Lieder beim Falle Wiens, die im „Vorwärts" erſchienen, ſein „Ulrich von Hutten", ſowie andere ſeiner Dichtungen in den „Leuchtkugeln" zwingen den Beurtheiler ihn den bedeutendſten Kräften der hieſigen Literatur beizuzählen. Mehr dem innern poetiſchen Leben neigen ſich zwei Offiziere zu, die im „Verein für deutſche Dichtkunſt" ſitzen, Oberlieutenant Medicus und Lieutenant Neumann. Erſterer iſt beſonders glücklich in dem naiven, dem Komiſchen ſich nähernden Element, wiewol der Ernſt der Ereigniſſe die um uns herum geſchehen nicht ſpurlos an ihm vorüberging, und manches begeiſterte Lied ihm eingab. Letzterer, eins der jüngſten Mitglieder des Vereins, ringt noch mit ſich ſelbſt. In ſeinen Liedern liegt die Sentimentalität des jungen

Gemüths, das sich an die rauhen Felsklöße der Wirklichkeit noch nicht recht gewöhnen kann. Es ist sein ganzes Wesen so ziemlich in folgendem Liede ausgesprochen:

Rückblick.

O schöne Zeit, da noch mein Lied
Nach Worten freudig rang,
Um laut zu singen was so klar
Mir in der Seele klang.

O schöne Zeit, da noch mein Herz,
Der Liebe kaum bewußt,
Mir doch so hoch, so mächtig schlug
In heimlich süßer Lust.

O schöne Zeit, da noch mein Sinn,
Von Zweifeln nie entzweit,
Am alten Väterglauben hing
In stiller Seligkeit.

O schöne Zeit, du bist dahin,
Mein Herz ist liebeleer,
Und was mich sonst so tief durchbebt,
Ich fühl' es längst nicht mehr.

Und dennoch ist mein trüber Geist
Nach rückwärts nicht gestellt.
So denk' ich mir den Uebergang
In jene and're Welt.

Geistig verwandt ist ihm A. Becker. Er steht auch vermöge seiner Jugend noch in der Periode des Weltschmerzes, hat den frommen Glauben der Kinderzeit von sich gestreift, ist aber noch nicht zur Ruhe gekommen. Eine gewisse Hoffnungslosigkeit liegt in seinen Dichtungen, selbst in den Stoffen die er wählt. Er besang in einem sehr schönen Romanzencyklus, der nächstens der Oeffentlichkeit übergeben werden soll, den Helden Algiers, Abd-el-Kader, und seine „Spätherbstlieder" erinnern an das Beste was in diesem Genre gedichtet wurde. Folgende Strophen dürften ihn am besten charakterisiren:

So grabesstill ist's um mich her,
Die Flur ganz meinem Herzen gleich,
Mein Blut geht sacht, mein Athem schwer,
Als wär' ich nah' dem Schattenreich.

Verloren hab' ich alle Spur
Von meines Lenzes lichter Bahn:
Hoch überwoget nun die Flur
Ein grauer Nebelocean.

Nur manchmal aus den Fluten ragt
Vom Dörflein dort der Kirche Thurm,
An dem es noch ein wenig tagt,
Dem Pharus gleich in Nacht und Sturm.

Und immerhin vorüberschwebt
Mißtrauensvoll mein leckes Schiff:
Wo solch ein Leuchtthurm sich erhebt
Droht öfters ein verborg'nes Riff.

Doch Vielen zeigt er sichern Port
Im trüben, weiten Nebelmeer,
Mein Schifflein nur schwankt fort und fort,
Und hofft auf keinen Hafen mehr.

Weniger huldigt der Poesie der Herausgeber des „Münchener Punch", E. Schleich, obwol er für das Tragische Talent hat, wie Bruchstücke früherer Dichtungen beweisen. Aber die humeristische Ausbeutung der Tagesfragen absorbirt ihn gegenwärtig ganz, und man kann nicht leugnen daß er sehr viel Geschick dazu hat. Eine Fastnachtsposse von ihm, „A Ruha woll'n mer hab'n", wurde auf dem Schweiger'schen Volkstheater oftmals mit Beifall gegeben. Gegenwärtig redigirt er auch die täglich erscheinende „Volksbötin", um durch den Stachel des Witzes und der Satire dem schädlichen Einflusse des ultramontanen Blattes „Der Volksbote" entgegenzuarbeiten.

Die nun Aufgeführten sind die vorzüglichern Mitglieder des „Vereins für deutsche Dichtkunst". Gewiß wird derselbe in der Achtung des Publicums gewinnen, wenn er einmal durch ein selbständiges Organ nach außen hin tüchtig vertreten wird, und die Sehnsucht nach dem Frieden der Poesie, die jetzt schon ein großer Theil des Publicums empfindet, wird in den hiesigen Kreisen das Erscheinen eines guten belletristischen Blattes gewiß mit Freuden begrüßen.

Dieser kurze Ueberblick über die münchener Poeten und Schriftsteller dürfte zeigen, daß München anfängt größere literarische Thätigkeit zu entwickeln, was auf den Stand der Bildung gewiß nicht ohne Einfluß bleiben wird. Wenn auch jetzt noch mancher Kampf gegen Zeloten und Philister bestanden werden muß, so wird doch nach und nach das Interesse des Publicums rege, und in dem Kranz von Künsten welcher das „Athen an der Isar" umschlingt wird die Blume der Poesie nicht mehr fehlen. 13.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Beyer, J., Ueber den Unterschied der Stände und die Ungleichheit des Besitzes. Bautzen, Helfer. Gr. 8. 5 Ngr.

Eine neue Dorfgeschichte und zehn kurze Kritiken über die neueste Geschichte Deutschlands. Leipzig, H. Fritzsche. 16. 2½ Ngr.

Hoffmann, Christenthum oder Heidenthum? Ein Votum in Sachen des Religionsunterrichts an Gymnasien und höhern Bürgerschulen. Neiße, Müller. 1848. 8. 2½ Ngr.

Kämpff, J. J., Frühlings-Accorde. Worte des Glaubens und der Zuversicht. Schweinfurt, Gießler. Gr. 8. 1 Ngr.

Lindenbaur, A., Das katholische Christenthum im Gegensatze zum modernen Heidenthum. Oder: der Hirtenbrief des Hrn. Erzbischofs Karl August von München an die Gläubigen seiner Erz-Diöcese [mit Rücksicht auf die sogenannten Deutschkatholiken daselbst] und die hierauf erfolgte Gegenerklärung der deutschkatholischen Gemeinde. Eine historisch-dogmatische Beleuchtung. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Riesser, G., Rechenschafts-Bericht an meine Wähler zur Deutschen National-Versammlung. Bonn, Henry u. Cohen. Gr. 8. 6 Ngr.

Schiffert, J., Gedanken über die socialen Zustände und Verhältnisse der Landbewohner und vornehmlich die der Arbeiter. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 6 Ngr.

Sporschil, J., Bündige Widerlegung der Deklamationen des Grafen Ladislaus Teleki, angeblich ungarischen Gesandten bei der französischen Republik, gegen Oesterreich und Rußland. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Theile, K. G. W., Die Artikel der „Grundrechte" über Kirche und Schule, und die evangelische Kirchenverfassungsfrage. Zwei Abhandlungen zur Verständigung und Orientirung. Leipzig, Winter. 8. 7½ Ngr.

Ueber die Preßfrage. Von einem österreichischen Staatsmanne. Wien, Braumüller. Gr. 8. 5 Ngr.

Wangenheim, K. A. v., Oesterreich, Preußen und das reine Deutschland auf der Grundlage des deutschen Staatenbundes organisch zum deutschen Bundesstaate vereinigt. Ein Verfassungsvorschlag hervorgegangen aus redlicher Forschung und reicher Erfahrung. [Bis zum 6. Artikel berichtigt und vermehrt aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die übrigen 8 Artikel neu hinzugefügt.] Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 15 Ngr.

Auch einige Worte über die neueste Zeit. Herausgegeben von einem Manne, der lange gelebt, Vieles erlebt und die Welt gesehen hat. Jüterbogk, Coldiz. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 186. — 4. Auguſt 1849.

Das Thier im Menſchen.

Verfolgt man die Organiſation der lebenden Weſen von den niedrigſten, den Urthieren (Protozoen), in denen noch nicht einmal ein Herz und ein beſtimmtes Reſpirationsſyſtem vorhanden iſt, an bis zum Menſchen hinauf, ſo läßt ſich eine fortſchreitende Entwickelung, ein Streben nach höherer Vollkommenheit nicht verkennen. Wir erblicken in dieſem Fortrücken von Stufe zu Stufe das Walten einer ſchöpferiſchen Idee, ein Beſtreben die Natur durch mannichfaltige Uebergänge hindurch ſich ſelbſt zur Anſchauung zu bringen. Der Culminationspunkt dieſes Strebens iſt der Menſch, dem es allein unter allen Geſchöpfen vergönnt iſt ſich ſelbſt und die Natur mit Bewußtſein zu erkennen.

Aber auch vom Thiere zum Menſchen iſt der Uebergang kein ſchroffer, ſondern durch mannichfaltige Mittelglieder vermittelt, wie wir denn namentlich in den höhern Thierclaſſen ſchon Spuren geiſtiger Fähigkeiten wahrnehmen, welche das Erwachen der Vernunft in dem höher ſtehenden Menſchen, wenn auch in unvollkommener Weiſe, andeuten. Alle die verſchiedenen Merkmale welche die Phyſiologen zum Unterſchied zwiſchen Menſchen und Thier aufgeführt haben: ſein aufrechter Gang, den ſchon Ovid durch die ſchönen Verſe (Met. I, 80):

> Pronaque cum spectent cetera animalia terram,
> Os homini sublime dedit, coelumque tueri
> Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

bezeichnet, der freie Gebrauch ſeiner Hände, ſein vorſtehendes Kinn, die aufrechte, perpendiculaire Stellung ſeiner untern Schneidezähne, ſeine phyſiſche Wehrloſigkeit und Hülfsbedürftigkeit im kindlichen Alter, die ihm eigenthümliche Rückenlage, ſein Geſichtswinkel (nicht unter 70° und in der Regel nicht über 80—82°), ſowie ſein kleiner Occipitalwinkel, ſein großes Gehirn, die gleichmäßige Ausbildung ſeiner Sinne, ſeine articulirte, auf Begriffen beruhende Sprache, ſeine weite Verbreitung über die Erde, ſeine größere Empfänglichkeit für die Einwirkungen der Außenwelt und daher rührende Erkrankungsfähigkeit u. ſ. w.: ich ſage, alle dieſe Merkmale würden nicht hinreichen ihn der thieriſchen Natur zu entkleiden, wenn wir das ihn vor allen Thieren auszeichnende Vorrecht der Vernunft dabei in Abzug brächten. Denn alle jene Eigenſchaften hangen mehr oder weniger von dieſem höhern Vermögen ab, oder mit ihm zuſammen, oder ſind nur höhere Potenzirungen ſchon vorhandener thieriſcher Qualitäten, wie wir ſie auch in andern Thierclaſſen finden.

Der Menſch beginnt wie das Thier in Folge der Vereinigung getrennter Geſchlechter; er bedarf zu ſeiner Bildung und Entwickelung einer beſtimmten Zeit des Aufenthalts in dem mütterlichen Körper, und wird nach vollendeter Reife geboren und durch die weiblichen Brüſte genährt. Wenn auch ſchon in ſeiner früheſten Lebensperiode das Vorhandenſein einer Seele nicht abgeleugnet werden kann, ſo iſt ſie doch gänzlich dem bildenden Leben zugewandt, ihre Aeußerungen ſind noch ganz die des thieriſchen Inſtincts, und nur durch allmälige Entwickelung erhebt ſie ſich zur geiſtigen Freiheit. Der Menſch bedarf, ja noch mehr das Thier, des Schutzes ſeiner Aeltern, namentlich ſeiner Mutter, und die Entwickelung ſeiner Muskelkräfte, ſeiner Sinnesthätigkeiten und vieles Andere tritt nur mit Beihülfe und unter Anleitung ſeiner Mitgeſchöpfe ins Leben. Menſchen die in früher Kindheit durch Zufall in die Wälder kamen gelangten nicht zu der Höhe menſchlicher Bildung und Geſittung, geberdeten ſich wie Thiere, waren ſchwer einzufangen und menſchlicher Bildung nur ſchwer zugänglich.

Wie bei den Thieren beſchränkt ſich die Vervollkommnung des Menſchen in der erſten Zeit nach der Geburt nur auf die nothwendigſten Bedingungen des Lebens: Befriedigung des Nahrungsbedürfniſſes, Ortsbewegung und Ausbildung der Sinne.

Auch in Hinſicht ſeiner Organiſation gleicht der Menſch ganz den höhern Thierclaſſen, und wenn ſich auch Abweichungen im Einzelnen auffinden laſſen, ſo ſind ſie doch nicht bedeutender als ſie zwiſchen verſchiedenen Arten der Thiere angetroffen werden. So ſind dem Menſchen wie den Thieren eine gleiche Organiſation des Verdauungsapparats, des Reſpirationsſyſtems, der Kreislaufsorgane, des Muskelſyſtems, des Gehirns und Nervenſyſtems u. ſ. w. eigen, und alle dynamiſchen, mechaniſchen und chemiſchen Vorgänge erfolgen bei beiden nach gleichen Geſetzen. Wenn wir daher auch nicht ſo weit gehen dürfen als der Italiener Moscati, der überall keinen ſubſtanziellen körperlichen Unterſchied zwi-

ſchen Menſchen und Thieren anerkennen wollte, ja die Gleichſtellung ſo weit trieb, daß er den Menſchen zum Vierfüßer herabwürdigte, und das Gehirn deſſelben unvollkommener als das der Thiere nannte, ſo können wir doch ebenſo wenig ableugnen, daß er von körperlicher Seite und als Sinneswesen, wenn auch in veredelter Form, ganz nach dem Typus des Thieres gebildet ſei.

Aber nicht allein hinſichtlich ſeiner körperlichen Organiſation, ſondern auch ſeiner geiſtigen Fähigkeiten ſchließt ſich der Menſch an die Thiere an; denn obſchon das ganze Seelenleben der letztern nicht über das niedere Vorſtellen und Streben und die Aſſociation der Vorſtellungen ſinnlicher Eindrücke hinausgeht, und ſie ſich nicht zur Bildung von Begriffen erheben können, ſo geht doch auch bei dem Menſchen die ganze geiſtige Bildung von Vorſtellungen aus, die er mittels der Sinneseindrücke gewinnt, ja der neugeborene Menſch muß wie das Thier ſich erſt in den Beſitz von Vorſtellungen dieſer Sinneseindrücke ſetzen, bevor er zu Begriffen gelangt. Auch manche Inſtincte und Triebe hat der Menſch mit den Thieren gemein, obwol ſie bei ihm unter der Leitung der Vernunft ſtehen. In Folge dieſer Triebe iſt er genöthigt Speiſen und Getränke zu ſich zu nehmen, zur gehörigen Zeit zu ſchlafen und zu wachen, ſich fortzupflanzen u. ſ. w. Endlich iſt er wie ſie Begierden und Leidenſchaften unterworfen, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe bei den letztern lediglich nur ſinnlichen Urſprungs ſind, und nicht der höhern Leitung des Willens gehorchen. Dieſe Begierden und Leidenſchaften hängen bei den Thieren zumeiſt mit der Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfniſſe zuſammen. Sie morden andere Thiere und ihres Gleichen, weil ſie von ihrem Fleiſch und Blut leben müſſen; ſie kämpfen zuſammen um den Beſitz ihrer Beute, ihrer Weibchen, ihrer Jungen, ihrer Wohnſtätte u. ſ. w., weil ohne dieſen Kampf ihre Exiſtenz, ihre Ruhe und ihr behaglicher Zuſtand gefährdet ſein würden. Nun liegt es zwar auch in der Beſtimmung des Menſchen, daß er andere Geſchöpfe zum Zwecke ſeiner Selbſterhaltung morden, daß er ſie ſich zu mannichfaltigem Gebrauche dienſtbar machen, und ihre Kräfte und ihre Producte zu ſeinem Nutzen verwenden muß; aber in allen dieſen Beziehungen, in welchen er zu den übrigen Geſchöpfen ſteht, leiten ihn nicht niedere Begierden und Leidenſchaften, ſondern lediglich das Bedürfniß der Lebenserhaltung. Es handelt ſich bei ihm nicht um die Luſt zu morden oder andere Geſchöpfe ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, ſondern um eine Nothwendigkeit, und ſeine Vernunft gibt ihm Mittel an die Hand Dies, ſoweit es mit ſeinen Abſichten zu vereinbaren iſt, in der möglichſt ſchonendſten Weiſe zu thun. Noch weniger aber liegt es in ſeiner Beſtimmung ſeinen Nebenmenſchen zu tödten, oder ihm auf irgend eine Weiſe die gleiche Berechtigung zum Daſein zu verkümmern. So hat er zwar mit den Thieren das Bedürfniß gemein ſich durch die Bewältigung anderer Geſchöpfe ſeine Exiſtenz zu ſichern; aber es ſteht ihm frei Dieſes auf jede ihm beliebige Weiſe zu thun oder auch wol ganz zu unterlaſſen, wenn er ſeine Zwecke auf andere Weiſe erreichen kann, wie es denn z. B. der Brahmane vorzieht kein Thier zu tödten, und ſich blos mit vegetabiliſcher Nahrung zu begnügen, oder der ſtrenggläubige Quäker, um den Menſchenmord zu vermeiden, es verſchmäht Kriegsdienſte zu nehmen.

So ſtehen die menſchlichen Begierden und Leidenſchaften unter einer höhern Leitung. Sie ſind wie bei den Thieren ein Theil ſeines Weſens, und er kann ſich ihrer nicht entſchlagen; aber während ſie, zufolge der weiſen Anordnung des Schöpfers, bei jenen nicht über ein beſtimmtes Maß hinausgehen, und nicht in Uebergriffe ausarten die die Exiſtenz der Einzelweſen gefährden und ſo die Ordnung des Ganzen ſtören würden, ſind ſie bei dem Menſchen unter die Herrſchaft der Vernunft geſtellt, und mittels der Vernunft kann und ſoll der Menſch dieſe Begierden und Leidenſchaften bezähmen, und ebenfalls auf ein gehöriges Maß zurückführen, bei welchem nur ſeine eigene Glückſeligkeit ſowie die ſeiner Mitmenſchen zu beſtehen vermag. Denn ſo lange die Begierden, in denen auch die Leidenſchaften ihre Wurzel haben, nur auf Objecte gerichtet ſind die uns Vergnügen gewähren, ſo lange ſie zwiſchen dem gemäßigten und leidenſchaftlichen Streben die rechte Mitte halten, ſo lange ſie im gehörigen Verhältniſſe zueinander ſtehen, und dem höhern Gebote des Sittengeſetzes in uns nicht widerſprechen, ſo lange gehören ſie dem naturgemäßen Zuſtande an, und gelten als nothwendige Bedingungen des individuellen Menſchenlebens.

Werfen wir aber einen Blick auf das heutige Menſchengeſchlecht, wo finden wir jene Mäßigung, wo jene Beherrſchung niederer Begierden und Leidenſchaften wie ſie der Menſch kraft jenes ihm inwohnenden Geſetzes üben ſoll? Anſtatt die Triebe und Begierden, die er mit dem Thier gemein hat, zu zähmen, und durch eigene Beſchränkung und durch eigenen Entſchluß auf das rechte Maß zurückzuführen, geht er noch darüber hinaus, läßt ſie frei und ohne Zügel walten, und ergibt ſich noch einer Menge anderer, von denen das vernunftloſe Thier glücklicherweiſe befreit iſt. Er ſteht ſeinen geiſtigen Kräften und ſeiner ſittlichen Beſtimmung nach zwar weit über dem Thiere; aber inſofern er, ſeiner hohen Würde nicht eingedenk, den niedern Begierden über ſich die Herrſchaft einräumt, und den thieriſchen Gelüſten in ſich nicht durch ſeine Willenskraft Zaum und Gebiß anlegt, oft weit unter ihm. Denn während das Thier keine andere Richtſchnur ſeiner Handlungen kennt als ſeine Triebe und Begierden, iſt der Menſch ſich ſelbſt und einem höhern Richter über ſich Rechenſchaft ſchuldig für Das was er thut und unterläßt, und wenn er ſich nicht nur thieriſchen Trieben und Begierden blindlings überläßt, ſondern dieſe auch zu ſeinem Vortheile erweitert und zu höherm Genuſſe ausbeutet, ſo widerſtrebt Dies nicht nur ſeiner Menſchenwürde, ſondern ſetzt ihn auch unter das Thier herunter.

Wir dürfen nicht weit um uns ſchauen um hierzu vielfältige Belege zu finden. Kein Thier, wenn nicht

ſein natürlicher Inſtinct durch menſchliche Erziehung irregeleitet worden iſt, begehrt mehr und Anderes als zur Stillung ſeines Hungers und Durſtes hinreichend iſt, und verſchmäht ſelbſt die beſten Leckerbiſſen, wenn ſeine Bedürfniſſe befriedigt ſind, während der Menſch nicht nur hinſichtlich der Quantität der Speiſen und Getränke, ſondern auch hinſichtlich der Wahl derſelben das normale Maß überſchreitet, und um den Kitzel ſeines Gaumens zu befriedigen nicht den Verluſt ſeiner Geſundheit und ſeines Vermögens, nicht die Noth der Seinigen und die Vernachläſſigung ſeiner Pflichten achtet, ja im Genuſſe geiſtiger Getränke dergeſtalt alle Schranken überſchreitet, daß er ihm ſelbſt ſein höchſtes Gut, ſeinen Verſtand, zum Opfer bringt, und ſich ſelbſt und der menſchlichen Geſellſchaft läſtig, unnütz und verderblich wird. In der That, dergleichen der Trunkſucht verfallene Menſchen ſinken noch unter das Thier herab, das doch noch von andern Trieben und Begierden geleitet wird, während in ihnen nur der *eine* Gedanke, das Verlangen nach geiſtigen Getränken, jede andere ſinnliche wie geiſtige Regung erſtickt.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Geſchlechtstrieb. Während dieſer Trieb bei den meiſten Thieren an gewiſſe Zeitperioden gebunden iſt, und nie eine die Exiſtenz des Individuums ſowol als die der Gattung gefährdende Grenze überſchreitet, artet er bei dem Menſchen in die zügelloſeſte Wolluſt aus. Gleichſam als hätte die Natur ihn vor Misbrauch warnen wollen, läßt ſie dieſen Trieb erſt dann bei ihm erwachen, wenn ſein Verſtand bereits zu einiger Reife gelangt iſt, wo alſo die moraliſche Freiheit und Unabhängigkeit von ſinnlichen Reizen in ihre Rechte einzutreten beginnt. Ebenſo hat ſie dieſen Trieb bei ihm mit höhern und veredelnden Gefühlen verbunden, die ſinnliche Begierde der pſychiſchen Geſchlechtsliebe untergeordnet und gewiſſermaßen hinter ihr verborgen. Nichtsdeſtoweniger übt die zügelloſe Begierde der Wolluſt bei dem Menſchen gerade die grauſamſte und mächtigſte Herrſchaft, und leider finden wir, daß vor dieſer Herrſchaft die höhere Geiſtesbildung nicht etwa, wie man wähnen ſollte, ſicherſtellt, ſondern daß gerade die erleuchtetſten und gebildetſten Menſchen ihr zum Opfer fallen, und ihre höhern Geiſtesgaben zum Theil dazu benutzen dieſen ſinnlichen Genuß auf die raffinirteſte Weiſe zu erweitern und auszubeuten. Ja, es gibt vielleicht unter allen ſinnlichen Begierden und Genußſuchten keine welche ſo verderbliche Folgen nach ſich zieht, das geiſtige, moraliſche und leibliche Weſen des Menſchen ſo ſehr erſchüttert, und in alle Lebensverhältniſſe tiefer und nachtheiliger eingreift als die Wolluſt.

Wenn auch minder verderblich, ſo doch immer nachtheilig in alle Lebensverhältniſſe eingreifend iſt die Spielſucht. Auch die Thiere ſpielen, und zwar um ſo lebhafter, je weniger ihnen von den Menſchen Zwang auferlegt wird, je mehr ſie ſich der Wonne des Daſeins in der freien Natur erfreuen können. Es iſt bei ihnen der Spieltrieb nur die Aeußerung der Luſt und des Wohlbehagens, die ſich gewöhnlich dann einſtellt, wenn ihre Bedürfniſſe befriedigt ſind, und ein innerer Drang ſie nöthigt ihre körperlichen Kräfte zu üben. Ein ähnlicher Trieb offenbart ſich auch ſchon beim Kinde, obſchon in ſeinen harmloſen Spielen neben der körperlichen Uebung und der Aeußerung der Luſt ſchon die Andeutung ſeiner künftigen Beſtimmung ausgeſprochen iſt; denn während der Knabe nach dem Steckenpferde, nach der Peitſche, der Trommel greift, zieht gewöhnlich das Mädchen die Puppe und das kleine Küchengeräthe allem übrigen Spielwerk vor. Bliebe nun das Spiel was es urſprünglich ſein ſoll, eine mit keiner beſondern Anſtrengung verbundene Uebung der geiſtigen und körperlichen Kräfte, ein Mittel der Unterhaltung, ſo ließe ſich dagegen Nichts einwenden. Aber zu welchem Auswuchs menſchlicher Thätigkeit iſt es in der Hand des erwachſenen Menſchen geworden? Wie vergiftend wirkt es auf das Lebensglück des Spielenden wie ganzer Familien, wenn es zur Sucht wird! Nicht allein daß der Spieler dadurch von der Erfüllung ſeiner Pflichten abgehalten, nicht ſelten zu allen ſoliden Beſchäftigungen untauglich wird, und die koſtbare Zeit verliert, die er zu etwas Beſſerm und Nützlicherm verwenden könnte, er leidet auch an den mittelbaren Folgen dieſer Sucht, inſofern ſie ihn hinreißt ſein Glück und Vermögen dem vagen Spielglücke leichtſinnig anzuvertrauen, und er ſich und die Seinigen ſo einer niedern Leidenſchaft wegen des Wohlſtandes beraubt, und der äußerſten Dürftigkeit preisgibt, ja nicht ſelten, der eigenen Vorwürfe, Gewiſſensbiſſe und der Verwünſchungen Anderer müde, ſein jammervolles Leben mit dem Selbſtmorde endet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schiller's „Wallenſtein". Ein Beitrag zur Kritik deſſelben.

Es iſt nicht lange her, daß man die eben aufgefundene Viſion des Alberich als eine Einwendung gegen Dante's, oder die Erzählung von der ſalzburgiſchen Emigrantin als eine gegen Goethe's Originalität gebrauchte. Die Erinnerung an Shakſpeare hätte hier warnen ſollen; aber das Publicum in Maſſe iſt von gewiſſen Unarten nicht zu heilen, und Stoff und Behandlung wird es ſchwerlich jemals zu ſcheiden wiſſen. So zweifeln wir nicht, daß gar mancher Leſer, wenn er die gleich nach der Ermordung Wallenſtein's von kaiſerlicher Seite ausgehende Appellation an das Publicum*) lieſt, mit einer gewiſſen, auf das Lob des Dichters nicht bedachten Selbſtzufriedenheit ausrufen wird: „Da ſieht man, woher er in ſeinem «Wallenſtein» Dies, da ſieht man, woher er Das genommen hat!" Doch führte uns die erwähnte Schrift zu Betrachtungen die, indem ſie zeigten welchen richtigen Takt ſich Schiller ſeit Schaffung des „Fiesco" und „Don Carlos" angeeignet, ſich mit Bewunderung deſſelben ſchloſſen.

Im „Wallenſtein" wollte Schiller ein hiſtoriſches Schauſpiel geben. War es nun auch, wie er im Prolog zu demſelben ſagt, ſeine Abſicht den Helden des Dramas „durch die Kunſt den Augen und Herzen der Zuſchauer und Leſer näher zu bringen", ſo mußte doch der Boden ein hiſtoriſcher bleiben; Leſer

*) Ausführlicher und gründlicher Bericht der vorgeweſenen Friedländiſchen und ſeiner Adhaerenten abſcheulichen Prodition u. ſ. w. (Wien 1634.) Mailáth gedenkt derſelben in ſeiner „Geſchichte des öſtreichiſchen Kaiſerſtaats" (III, 377 fg.) mit den Worten: „Es iſt dies die Vertheidigungsſchrift die der kaiſerliche Hof drucken ließ."

und Zuschauer mußten in die Zeit versetzt werden in die Wallenstein's Verrath und Untergang fällt. Schiller war zu der Einsicht gelangt, die Merck in seinen an Goethe gerichteten Worten so vortrefflich ausspricht: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und Das gibt Nichts als dummes Zeug.“ Diese Einsicht war in ihm durch seinen Freund Goethe genährt und befestigt; wie er denn nach einem Aufenthalte bei demselben (Juli 1797) schreibt: „Und so, hoffe ich, soll mein «Wallenstein» (den zu schaffen er unlängst begonnen) und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag das ganze System Desjenigen was bei unserm Commercio in meine Natur hat übergehen können in concreto zeigen und enthalten.“ Und aus derselben Einsicht ging das harte Urtheil über den „Don Carlos“ hervor, das er selbst so schonungslos in einem Briefe an Körner ausspricht. Freilich, welche ungeheuere Kluft zwischen „Don Carlos“ und „Wallenstein“! Von dem Letztern reden wir hier.

Welche Studien Schiller für dieses Schauspiel machte, welche Kraft, welchen Fleiß er dafür aufbot, wie lange er arbeitete, bis er sich einigermaßen genügte, Das lesen wir in seinen Briefen an Goethe. Wie freute er sich als dieser ihm den Abraham a Sancta-Clara sandte, und er hier die reichste Quelle für seine Kapuzinerpredigt fand, als derselbe ihm die eine und andere astrologische Notiz mittheilte, ihm Maßregeln an die Hand gab wie diese am geschicktesten für das Theater zu benutzen seien! Das Alles mußte dienen den Boden der Wirklichkeit, über dem das Ideale sich erheben sollte, recht fest und sicher zu gründen.

Dazu dient auch die eigenthümliche Sprache, die, wie Jedem auffallen muß, so ganz verschieden ist von der z. B. in der „Braut von Messina“, wie diese wiederum eine ganz andere als die welche uns auf den schweizerischen Boden in die Zeit des Wilhelm Tell versetzt. In Bezug auf den „Wallenstein“ erinnern wir nur an die so häufig vorkommende Abkürzung der Substantive durch Abwerfung des Schlußvocals, an den so häufigen Gebrauch jetzt veralteter, an die Einmischung französischer und lateinischer Wörter. Wie Schlegel von Shakspeare's Shylock sagt: „daß man in den blos geschriebenen Worten einen Hauch von jüdischer Aussprache zu vernehmen glaube, wie er auch in den höhern Ständen ungeachtet der gesellschaftlichen Verfeinerung zuweilen noch übrig bleibt“, so finden wir in Schiller's „Wallenstein“ einen Widerklang aus Schriften jener Zeit, wie z. B. der obenberührten, nur so gemäßigt, daß dieser in der schönsten Harmonie mit dem der Tragödie gehörenden Tone steht.

Wie Schiller, und mit gutem Recht, aus dem Abraham a Sancta-Clara ganze Stellen in seine Kapuzinerpredigt aufnahm, ja diese ganz aus Jenes Predigten zusammensetzte, so hat er auch, und mit ebenso gutem Recht, aus der erwähnten Schrift Manches in sein großes Drama aufgenommen und zweckmäßig verarbeitet. So ist das Ingratis servire nefas, welches in der Tragödie an der Spitze des von Wallenstein's Generalen zu unterschreibenden Reverses steht, in jener Schrift die Einleitung zu Illo's erstem Vortrag an jene, wodurch er sie zu Abweisung der Questenberg'schen Foderungen zu bewegen sucht. So ist in der Scene nach dem Gastmahl, am Ende des vierten Acts der „Piccolomini“, Manches fast wörtlich aus dem wiener Bericht eingeflossen; und in diesem lesen wir: „Am 25. Februarii (am Tage der Ermordung Wallenstein's) hat Illo den Oberst Buttler, Cordon und Leßle zu sich erfodert, und ihnen aus Befelch des Friedlands fürgehalten, was Gestalt des Haus Oestreichs Gebrauch wäre, Ihre getreun Diener etwa mit einem vergulten Schlüssel, oder mit einem schönen Degen, etwa mit einem krumpen Roß zu recompensiren. Darauf sie ihme geantwortet, daß sie zwar Soldaten von der Fortuna wären; allein stunde ihnen gleichwohl noch im Weg ihr Juramentum, welches sie Ihrer kaiserl. Majestät geleist hätten.“ *) So heißt es vom Rittmeister Neumann, er habe gesagt: „Weile Ihre kaiserl. Majestät die Teutsche Freiheit also untertrucken zu lassen begehren, so verhoffe er für seinen Teil noch solche Revange zu haben, daß er ehistes seine Hände in der Herrn von Oestreich Blut waschen wölle.“ **) Und so könnten wir noch manche Stellen aufführen zum Zeugniß, daß Schiller was ihm dem Dichter möglich war gethan seiner Tragödie, wol dem Vollendetsten seiner Muse, die Farbe und den Ton der Wirklichkeit zu geben. 23.

Lesefrüchte.

La rue Chateaubriand.

Es ist der deutschen Sitte fremd die Wege des lärmenden Verkehrs mit gefeierten Dichternamen zu bezeichnen. Das ist bei uns immer ein Privilegium der Fürsten gewesen, daß sie ihr Andenken auf den Blechschildern der Straßenecken fortpflanzten: die großen Denker unserer Nation haben dauerndere Monumente hinterlassen, und nicht Mangel an Pietät ist es, wenn wir weder eine „Luther-Gasse“ noch einen „Goethe-Platz“ aufzuweisen haben. Die Franzosen dagegen sorgen mit einer fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit dafür, daß ihre bedeutendern Schriftsteller und Gelehrten ein Unterkommen finden in dem Namensverzeichnisse der öffentlichen Plätze und Straßen; sie werden so aus ganz Frankreich ein Pantheon, eine Ruhmeshalle machen. Es liegt viel Stolz, die ganze Prahlerei des französischen Nationalcharakters in diesem Verfahren, aber freilich hier ein gerechtfertigter Stolz, in dem sich die Anerkennung des Verdienstes und des Genies ausdrückt. St.-Malo, die Geburts- und Grabstätte des Dichters der „Atala“, hat die Judengasse, in welcher die Wiege Chateaubriand's stand, und den nahegelegenen Platz St.-Vincent mit dem ruhmreichen Namen dieses Mannes in die „Straße und den Platz Chateaubriand“ umgetauft. Auch des Dichters Geburtshaus ist noch wohl erhalten, und führt jetzt den Namen Hotel de France. Der jetzige Eigenthümer bewahrt mit einem wahrhaft religiösen Cultus die Wiege René's und den Lehnstuhl seiner Mutter als Reliquien, die die wunderthätige Kraft einer erhebenden Erinnerung nie verlieren werden. 40.

Eifersucht nach dem Tode.

Lady Katharine Thynne wurde in jungen Jahren von einem alten Manne, Sir Walter Long auf Drapton, gefreit. Als er zum Tode erkrankte, nahm er seiner jugendlichen Gattin das feierliche Versprechen ab ihm unverbrüchlich treu zu bleiben. Sie vergaß das Versprechen, und gab ihre Hand einem Sir Eduard Young. Von der Trauung zurückkehrend und in das Zimmer tretend, über dessen Thüre Sir Walter's Portrait hing, was geschieht? Das Bild fällt herab, verwundet den Nacken der jungen Frau und zerreißt. „So rächt sich die Eifersucht noch nach dem Tode“, sagt Bernard Burke, der Erzähler dieses Ereignisses, in seinen „Anecdotes of the aristocracy“ (2 Bde., London 1849). 4.

*) Deveroux.
Wir sind Soldaten der Fortuna; wer
Das Meiste bietet, hat uns.
Das Wort klingt immer gut
Von dorten her. Ja, ja, wir wissen schon:
So eine güld'ne Gnadenkett' etwa,
Ein krummes Roß, ein Pergament und so was.
„Wallenstein's Tod“, Act 5, Scene 2.

**) Illo.
Nicht ruh'n soll dieser Degen, bis er sich
In österreich'schem Blute satt gebadet.
„Wallenstein's Tod“, Act 4, Scene 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 187. — 6. Auguſt 1849.

Das Thier im Menſchen.

(Fortſetzung aus Nr. 186.)

Zu den Leidenſchaften welche der Menſch mit den Thieren gemein hat gehören auch noch Neid und Eiferſucht; indeſſen iſt auch hier nicht zu verkennen, daß der erkünſtelte Zuſtand in welchen der Menſch die Thiere durch Cultur verſetzt hat, das Zuſammenleben derſelben und die Gewöhnung durch ihn ihre Bedürfniſſe befriedigt zu wiſſen, viel zur Erweckung und Unterhaltung dieſer Leidenſchaften beiträgt; denn im Naturzuſtande bietet ſich jedem geſchaffenen Weſen hinreichender Spielraum dar ſeine Zwecke zu verfolgen und ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, ſodaß es nicht nöthig hat Andere um ihren Beſitz zu beneiden oder auf ihre Errungenſchaften eiferſüchtig zu ſein. Auch weiß das Thier Nichts von heimlichen Machinationen, von fortgeſetzten Intriguen und Hinterliſten, deren ſich der Menſch bedient um ſeinen Nebenmenſchen aus ſeinem Beſitzſtande zu verdrängen; ſein Kampf um Mein und Dein iſt vielmehr ſtets ein offener und ehrlicher, und gewöhnlich bald entſchieden.

Auch andere Begierden und Leidenſchaften, die dem Anſcheine nach der Menſch nicht mit den Thieren gemein hat, als: der Hang zur Unthätigkeit, die Herrſchſucht, der Stolz und Hochmuth, die Habſucht und der Geiz, die Rache und die Verfolgungsſucht u. ſ. w., ſind mehr oder weniger ſchon in den Trieben und Begierden der Thiere vorgebildet, und nehmen nur, modificirt durch den Verſtand und durch die verſchiedenartigen Beziehungen in welchen der Menſch zu der übrigen Natur und insbeſondere zu ſeinen Nebenmenſchen ſteht, bei ihm andere Formen an, Formen die ihm eben nicht zum Vorzug gereichen. So z. B. finden ſich auch unter den Thieren Spuren von Stolz, wie denn das geſchmückte Pferd durch ſeine ſtattliche Haltung und ſeine Geberden ſeiner Bevorzugung vor andern ſich bewußt zu ſein ſcheint. Daſſelbe gilt von der Herrſchſucht. Ennemoſer berichtet (Naſſe's „Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte", Jahrgang 1820, Heft 4, S. 679), daß in den Alpen eine Kuh, die Mairin genannt, nachdem ſie ſich zuvor unter den übrigen den Ehrenplatz erkämpft hat, nun den Ton angibt, den andern in der Heerde vorangeht, und die beſten Weiden ausſucht. Auch Spuren von Neid finden ſich häufig unter den Thieren, wie man Dies namentlich unter den Hühnern und Tauben beobachten kann, von denen einige bei gemeinſchaftlicher Fütterung die andern durch Beißen hinwegzudrängen ſuchen, um das Futter für ſich allein zu behalten.

So ſehen wir denn, daß die Thiere dem Menſchen gegenüber in allen den Begierden und Leidenſchaften die ihnen gemeinſchaftlich zukommen ſchon von der Natur auf ein gewiſſes Maß angewieſen ſind, das ſie nicht überſchreiten dürfen, um die Harmonie des Ganzen nicht zu ſtören. Denn wenn alle lebenden Geſchöpfe gleich befähigt wären jene Begierden und Leidenſchaften ohne alle Beſchränkung ins Maßloſe auszudehnen, was würde die unausbleibliche Folge ſein als Zerſtörung aller Lebenskräfte und am Ende Vernichtung der ganzen lebenden Schöpfung? Jene Beſchränkung liegt aber in dem Thiere auf bewußtloſe Weiſe; es weiß Nichts davon, daß es mehr freſſen könnte als es zur Befriedigung ſeines Hungers nöthig hat, daß es in der Befriedigung ſeines Geſchlechtstriebes weiter gehen könnte als es gewöhnlich zu gehen pflegt. Es kann die Grenze nicht überſchreiten die ihm von der Natur vorgezeichnet iſt, es kann nicht weitergehen als es durch ſeinen Inſtinct geleitet wird.

Ganz anders verhält es ſich bei dem Menſchen. Ihm iſt die Freiheit gegeben ſich ſelbſtthätig zu beſtimmen, entweder Das wonach ſein Begehrungsvermögen verlangt auszuführen, Das wonach er ſtrebt in der That wirklich zu machen, oder die Ausführung deſſelben zu unterlaſſen. Inſofern die Begierden von der Sinnlichkeit beſtimmt werden, befindet ſich der Menſch mit dem Thiere auf gleicher Linie; auch er erſtrebt das gegebene Object, inſofern es die Sinnlichkeit angenehm afficirt, und verabſcheut es, inſofern es auf dieſelbe einen unangenehmen Eindruck hervorbringt. Dem Menſchen iſt aber noch die Vernunft verliehen, und vermöge dieſes höhern Seelenvermögens beurtheilt er die Dinge nicht nach der Art wie ſie die Sinnlichkeit afficiren, ſondern nach ihrer innern Beſchaffenheit und nach ihren Folgen. Sie kann Etwas für gut erkennen deſſen gegenwärtiger Eindruck auf die Sinnlichkeit unangenehm iſt, und im Gegentheile Etwas für böſe erklären was doch unſere

Sinnlichkeit sehr angenehm afficirt. Es ergibt sich hier oft ein Widerstreit zwischen sinnlichen Begierden und Vernunft, ein Zustand, wo das eine Vermögen begehrt was von dem andern verabscheut wird, und umgekehrt. Wer in diesem Kampfe den Sieg davontragen soll ist nicht schwer zu entscheiden; denn da bei dem Menschen nicht wie bei dem Thiere die Befriedigung der Begierden und Leidenschaften an ein Naturgesetz geknüpft, sondern dem freien Willen unterworfen ist, so ergibt sich hieraus von selbst, daß er diesen Willen gebrauchen und das ihm durch die Vernunft gegebene innere und höhere Gesetz höher achten soll als das äußere und niedere der bloßen Sinnlichkeit.

Leider aber gibt der Mensch nur zu oft dieser innern Stimme kein Gehör, sondern folgt vielmehr dem Rufe der niedern Begierden und Leidenschaften, entweder weil diese schon eine solche Macht über ihn gewonnen haben, daß sich sein Wille gar nicht äußern kann, und es daher zu keinem Entschlusse kommt, oder weil, wenn auch Entschlüsse rege werden, diese gänzlich unwirksam bleiben, und wol nicht einmal zum Bewußtsein kommen, indem oft die Leidenschaft es nicht zuläßt, daß er darauf seine Aufmerksamkeit richtet, ja, Begierden und Leidenschaften können eine solche Macht über den Menschen gewinnen, daß sie ihn wie der Sturmwind den schwachen Halm mit sich fortreißen, und er zum willenlosen Werkzeug wird. Solche Momente sind es, wo das Thier im Menschen erwacht, und zwar in der allerscheußlichsten und niedrigsten Gestalt; denn während das Thier sich nur zufolge des Triebes der Selbsterhaltung dem Raube und der Nothwehr überläßt, gibt sich der Mensch nur zu oft den sträflichsten und ruchlosesten Handlungen mit Absicht hin, nur um die Genugthuung zu haben seine Leidenschaft befriedigt zu sehen. Ja, der Mensch geht auch noch insofern über das Thier hinaus, indem er selbst seine Vernunft, die er vorzugsweise zur Beschränkung seiner Sinnlichkeit gebrauchen soll, als Werkzeug benutzt seine sinnlichen Triebe und Begierden zu befriedigen, sie gewissermaßen diesen zur Verfügung stellt. Kant sagt („Kritik der praktischen Vernunft", S. 107) in dieser Hinsicht sehr wahr:

Der Mensch ist ein bedürftiges Wesen, sofern er zur Sinnenwelt gehört, und sofern hat seine Vernunft allerdings einen nicht abzulehnenden Auftrag, von Seiten der Sinnlichkeit, sich um das Interesse derselben zu bekümmern, und sich praktische Maximen, auch in Absicht auf die Glückseligkeit dieses, und womöglich auch eines zukünftigen Lebens, zu machen. Aber er ist doch nicht so ganz Thier um gegen Alles was Vernunft für sich selbst sagt gleichgültig zu sein, und diese blos zum Werkzeuge der Befriedigung seines Bedürfnisses als Sinnenwesens zu gebrauchen. Denn im Werthe über die bloße Thierheit erhebt ihn Das gar nicht daß er Vernunft hat, wenn sie ihm nur zum Behuf Desjenigen dienen soll was bei Thieren der Instinct verrichtet; sie wäre alsdann nur eine besondere Manier, deren sich die Natur bedient hätte um den Menschen zu demselben Zwecke, dazu sie Thiere bestimmt hat, auszurüsten, ohne ihn zu einem höhern Zwecke zu bestimmen.

Wie wenig nun aber die Menschen von dem göttlichen Geschenk der Vernunft Gebrauch zu machen, und sie namentlich zur Bekämpfung und Mäßigung ihrer Begierden und Leidenschaften zu verwenden wissen, lehrt uns jedes Blatt der Geschichte, und wenn man sich dem frommen Glauben hingeben möchte, daß mit zunehmender Cultur und Geistesbildung auch die Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit mehr Raum gewinnen und so Begierden und Leidenschaften nach und nach in der Welt zurücktreten würden, so erscheinen doch plötzlich wieder Epochen in dem Völkerleben die jenen Traum zunichtemachen, und uns belehren, daß es nur eines starken Impulses bedarf um das gefesselte Thier im Menschen wieder zu wecken, und Begierden und Leidenschaften der niedersten Art heraufzubeschwören, deren man die menschliche Natur kaum fähig gehalten hätte, ja, es hat den Anschein als ob manche Menschen nur auf einen solchen günstigen Anstoß von außen gewartet hätten um ihrem verhaltenen Haß und Groll nun mit einmal Luft zu machen.

Ein solcher Anstoß ist aber in unsern Tagen über die Menschen gekommen, und die dadurch erregte Erschütterung durchzittert noch einen großen Theil des Erdballs und wird ihn noch lange durchzittern. Nicht die geringste Schuld daran tragen Die welche die Geschicke der Völker zu lenken berufen sind; denn wo Willkür und Despotie den Zügel führen, wo die Menschenrechte von oben keine Anerkennung mehr finden, wo das Leben des Staats an der Wurzel zu faulen beginnt, da durchdringt auch die Fäulniß alle Glieder bis zu den äußersten Enden. Unter solchen Verhältnissen finden auch Revolutionen ihre Berechtigung; denn wie Kant so schön sagt: „Wenn nicht Etwas ist was durch Vernunft unmittelbar Achtung abnöthigt (wie das Menschenrecht), so sind alle Einflüsse auf die Willkür des Menschen unvermögend die Freiheit derselben zu bändigen." Auch macht nicht der große Haufe die Revolutionen, sondern es macht sie der einsichtsvollere und erleuchtetere Theil des Volks, indem er diesem seine Erniedrigung und seine Ansprüche auf Verbesserung seiner Zustände zum Bewußtsein bringt, und ihm zugleich die Mittel und Wege zeigt sich vom Drucke zu befreien. Ferne sei es daher von uns den Menschen das Recht abzusprechen ihre Ketten abzuschütteln, und wenn ihre Staatsverfassungen zweckwidrig und dem Geiste der Zeit nicht mehr angemessen sind, sie gegen andere und bessere zu vertauschen.

Aber wie die Stürme der Natur, während sie das Land befruchten und schädliche Stoffe aus der Atmosphäre entfernen, auch die Sümpfe und den Schlamm des Bodens aufwühlen, so bringen auch politische Umwälzungen die niedrigsten Leidenschaften und die verächtlichsten Laster zu Tage. Mögen immerhin die Anstifter und Verfechter solcher Umwälzungen von den edelsten Absichten geleitet werden, der Same den sie unter das erregte Volk ausstreuen kann zum verderblichsten Gift, das Panier der Freiheit das sie ihm vortragen zum blutigen Wahrzeichen der Mordlust werden. Haben einmal

die Leidenschaften die Dämme der Vernunft durchbrochen, und die Nichtachtung des Gesetzes ist bis in die niedersten Schichten der menschlichen Gesellschaft gedrungen, so kennt der politische Fanatismus keine Schranke mehr; alle geistigen und körperlichen Kräfte concentriren sich zu dem einen Zwecke: Vernichtung der entgegengesetzten Partei; Bande der Liebe und Freundschaft lösen sich; Freunde erheben sich gegen Freunde, Söhne gegen ihre Väter, Untergebene gegen ihre Vorgesetzten; das Andenken an frühere Wohlthaten, die Achtung vor dem Gesetze sind vertilgt, die Gefühle der Nächstenliebe, des Erbarmens und der Menschlichkeit erstorben. Selbst der Unschuldige und Wehrlose kann der Wuth des Volks zum Opfer fallen, wenn ihn das Schicksal und seine Verhältnisse bestimmen nicht mit ihm die gleichen Wege zu gehen. Wir haben gesehen wie die Vertreter des Volks: Auerswald und Lichnowsky, von Mörders Hand fielen, einzig und allein weil sie Ansichten vertraten die andern Deputirten und einer Partei des Volks nicht genehm waren. Muß uns nicht die Schamröthe in das Gesicht steigen bei dem Gedanken, daß wir einem Volke angehören das zu solchen scheußlichen Mitteln greift um seine Freiheit zu erringen? Und sind wir nicht genöthigt mit Shakspeare zu fragen:

Schickt nicht der Himmel sichtbar seine Geister
Alsbald herab zu zügeln diese Greu'l?
Muß Menschheit an sich selbst zum Raubthier werden,
Wie Ungeheu'r der Tiefe?

Ich gedenke nicht jenes Gefolges anderer Begierden und Leidenschaften das sich dieser Mordbegierde anschließt; denn wo einmal die Bahn des Rechts und des Gesetzes aufgegeben worden, und dem Menschen das Leben seines Nächsten nicht mehr heilig ist, da ist er auch anderer nichtswürdiger Handlungen und Verbrechen fähig.

(Die Fortsetzung folgt.)

St.-Marc Girardin über Thiers.

Thiers hat in all den politischen Kämpfen des letzten Jahrs seine Zeit mit einem unermüdlichen Fleiße verwendet. Er hat für die sociale Ordnung geschrieben und gesprochen, und zugleich sein großes Kaiserbuch über den schwierigsten Theil seines Inhalts fortgeführt. Als „die Flut stieg", und das Tintagsministerium des 24. Februar fortschwemmte, als der Geschichtschreiber der Girondisten das Staatsruder ergriff, da zog sich Thiers, als wolle er politische Ferien feiern, in sein Studirzimmer zurück, löste die Räthsel der Geschichte und ihrer großen Charaktere, und legte die Fäden eines verworrenen Zeitraums auseinander, dessen Wirren vor ihm Niemand zu lösen verstand. Er arbeitete an dem jetzt veröffentlichten achten Theile seiner „Histoire du consulat et de l'empire", und der erste Erfolg dieses Buches war eine wahrhafte Kritik aus St.-Marc Girardin's Feder, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

In der Geschichte aller großen Völker und aller großen Männer gibt es einen entscheidenden und verhängnißvollen Augenblick, wo sie den Gipfel ihrer Macht und Größe erreicht haben, und von wo ab ihr Fall beginnt. Dieser Augenblick ist auch für den Historiker entscheidend. Die Einen können ihn nicht sehen: Das sind die Kurzsichtigen. Die Andern nehmen solchen Antheil am Schicksal ihres Helden, daß sie lieber alle Welt anklagen als ihren Liebling: Das sind die Parteiischen. Die Dritten endlich sehen den Augenblick, wo es mit einem Volke oder einem großen Manne anfängt rückwärts zu gehen, recht gut, aber mit einer Art stoischer Gleichgültigkeit: und Das sind die nüchternen Propheten; ich liebe sie nicht, weil auch sie Niemand lieben. Auch der Historiker muß menschlich fühlen, er muß mit dem Volke oder dem großen Manne in den er sich hineingelebt hat Glück und Unglück theilen. Nur Bossuet verzeihe ich diese Gleichgültigkeit, denn er liebt Gott und die Vorsehung dafür. Voltaire dagegen liebt den Helden seines „Siècle de Louis XIV", noch einmal hält er mit patriotischem Gefühle beim Frieden von Ryswijk an, und gedenkt der letzten schönen Jahre Ludwig's XIV., der Schlachten von Steinkirchen und Nerwinden. Aber die Geschichte reißt ihn mit fort, bittere Leiden muß er berichten vom Vertrag zu Ryswijk bis zu dem von Utrecht, und ich weiß ihm Dank für dieses Mitgefühl beim Sturze seines Helden.

Ich dachte an diese schönen Blätter im „Siècle de Louis XIV", als ich das erste Buch des achten Bandes von Thiers' „Histoire du consulat et de l'empire" las. Wie Voltaire liebt und bewundert er seinen Helden, wie Voltaire beklagt er seinen Untergang. Viele datiren Napoleon's Fall von dem russischen Feldzug; gerade wie jener Mann der den Abgrund erst bemerkte als er unten ankam. Thiers erblickt ihn bereits in dem ersten Gedanken an die spanische Expedition, fast hätte ich gesagt in dem ersten Angriff auf die Gesetze der Gerechtigkeit und der Ehre. Die Erinnerung an den Tod des Herzogs von Enghien zwingt mich zu sagen, daß sein Sturz mit der zweiten Verletzung der Gerechtigkeit begann.

Der Feldzug von 1807 mit seinem Siege von Friedland und Frieden von Tilsit war nach dem tiefsinnigen Ausdrucke Thiers' ein glückliches 1812 gewesen. Die Klippen des J. 1812, nordisches Klima, Winterfeldzüge, polnische Sümpfe waren bereits 1807 vermieden oder überwältigt worden. Eine gewaltige Lehre, vom Schicksal gegeben und doch nicht um den Preis der Erfahrung. Und dennoch vergaß sie Napoleon oder wollte sie nicht annehmen. Er erkühnte sich Alles zu wagen, und weil er die Natur besiegt hatte, dachte er auch an Spaniens Eroberung. Zu Ende des achten Bandes ist der spanische Thron auch in der That genommen, aber wodurch? und wie? Hören wir was Thiers über diese traurige Usurpation sagt:

„Dies waren die Mittel durch welche Napoleon die letzten in Europa regierenden Bourbons entthronte, getrieben viel mehr durch einen wohlüberlegten Gedanken als verwandtschaftliche Rücksichten; denn auch ohne die Krone Spaniens zu rauben blieb ihm noch genug um alle seine Umgebungen zu befriedigen. Da es bei der Schwäche Karl's IV. lächerlich gewesen wäre Gewalt anzuwenden und ihm den Krieg zu erklären, so wollte er List anwenden, und ihn aus Furcht fliehen machen. Als die entrüsteten Spanier die unglücklichen Bourbons auf ihrer Flucht angehalten hatten, so benutzte er ihre Familienzwiste um sie nach Bayonne zu bringen, wo er ihnen Hoffnung auf eine Entscheidung machte, und zwar entschied er wie jener Richter in der Fabel, der den Klägern die Schalen von der Auster gab. So ward er aus einem Betrüger ein Schurke, und fügte seinem Namen den zweiten Makel an der ihn verdunkelt. Es blieb ihm nur noch übrig, um ihn zu verlöschen, durch Spanien Frankreich zu nützen. Aber die Vorsehung vergönnte ihm nicht einmal Mittel und Wege um sich von einer seinem Charakter unwürdigen Treulosigkeit zu reinigen. Eilen wir jedoch der Gerechtigkeit der Zeit nicht vor. Die folgenden Ereignisse werden diese fürchterliche Nemesis bald zeigen, wie sie aus ihnen selbst hervorging, um den Genius zu strafen, der ebenso wenig wie der gewöhnliche Mensch von Recht und Gerechtigkeit sich lossagen darf."

Ueberall wo er den unglückseligen Gedanken der spanischen

Uſurpatien in ſeinem Helden aufkeimen ſieht, ſpricht ſich Thiers mit gleicher Strenge aus. So S. 214: „Unſer Herz ſchnürt ſich zuſammen, wenn wir an dieſe traurige Geſchichte kommen; denn ſie iſt nicht blos der Anfang der Unglücksfälle eines der außerordentlichſten Männer, ſondern auch der unſers Vaterlandes, das ſammt ſeinem Helden in den entſetzlichen Fall hinabgeriſſen wurde.“

Thiers vergißt bei keiner Gelegenheit den hinterliſtigen Streich von Bayonne zu rügen. Nur ungern gehorchten die Generale welche Napoleon mit der Ueberrumpelung der ſpaniſchen Feſtungen beauftragte. So ſchrieb General Darmagnac dem Kriegsminiſter: „Das ſind elende Aufträge!“ Napoleon wußte ſelbſt recht gut daß er unrecht handele, deshalb ſuchte er ſich auch zu entſchuldigen, und ſagte einmal in Bayonne: „Was ich hier thue iſt von einem gewiſſen Geſichtspunkte aus betrachtet nicht wohl gethan; aber die Politik verbietet mir an meinen Grenzen eine mir feindliche Dynaſtie zu dulden.“

Ich habe dieſe einzelnen Züge geſammelt um zu zeigen wie Thiers Das was er erzählt beurtheilt. Wie die Hiſtoriker des Alterthums erklärt er Glück und Unglück in der Geſchichte aus den Tugenden und Laſtern der Völker und Menſchen. Nicht als ob er jeden Zufall leugnete, wer vermöchte Das? Allein der Hiſtoriker kann ihm durch Scharfſinn und Aufmerkſamkeit viel an Wichtigkeit nehmen. Et quia saepe latent causae, fortuna vocatur, hat ſchon Ovid geſagt. So gibt es für Thiers in der ſpaniſchen Geſchichte keinen Zufall. Mit bewundernswürdiger Klarheit entwickelt er die verſchiedenen Phaſen dieſes unſeligen Dramas. Napoleon verbarg ſeine geheimen Gedanken in Bezug auf Spanien Jedermann, täuſchte ſeine Agenten, damit ſie ſeine Gegner um ſo beſſer täuſchten, verbarg Alles, ſeine Abſichten, ſein Ziel, ſeine Mittel; ja noch mehr, er war oft unſchlüſſig, nicht über ſeine Abſicht, wol aber über die Mittel. Wie hier die ſeltſamen Verwickelungen der Liſt und Unſchlüſſigkeit mit allen ihren Winkelzügen entwirren? Faſt in jeder Geſchichte der ſpaniſchen Angelegenheit finden ſich Widerſprüche, die der Verf. nicht zu löſen vermochte, meiſt weil ſie Napoleon für einen Gott nahmen, der Alles vorausahnt und Nichts ändert. Nichts iſt irriger; freilich wol iſt der Menſch in ſeiner Eitelkeit zu Apotheoſen geneigt. Aber dann muß er auch verzichten an einem Menſchen den man vergöttert hat Etwas noch zu begreifen. Für Thiers iſt dagegen Napoleon nur ein Menſch, wenn auch ein großer; aber deshalb hat er auch jene zwei Eigenſchaften des menſchlichen Geſchlechts, Unſchlüſſigkeit und Widerſprüche. So entgeht auch Thiers keiner der Widerſprüche und Unſchlüſſigkeiten Napoleon's, er folgt ihm durch alle Aenderungen ſeines Plans, und gibt uns den Faden zu dem Labyrinthe in die Hand.

Was ich an Thiers bewundere iſt, daß Scharfſinn und die Geduld ſeiner Kritik ihm Nichts von der Lebhaftigkeit des Erzählers genommen hat. Sobald er nur die Wahrheit aus den wiſſentlichen und unwiſſentlichen Lügen herausgefunden hat, läßt er die Schauſpieler ſeines Dramas beginnen, und Alles gewinnt Leben und Farbe unter ſeiner Feder. Ich erinnere mich einer Scene in Goethe's „Egmont“, wo der Herzog v. Alba Egmont erwartet um ihn dem Schaffot zu überliefern. Wird er kommen? Sollte er Argwohn ſchöpfen? Vom Balcon des Schloſſes ſchaut Alba herab auf den Weg wo ſein Opfer kommen muß. Egmont erſcheint von weitem, er nähert ſich, aber er bleibt ſtehen; wenn er umkehrte, entkäme? Ebenſo erwartete Napoleon in Bayonne Ferdinand, der ſich von Madrid her näherte. Der Knoten ſoll hier nicht ſo grauſam gelöſt werden wie man im Mittelalter ihn zu löſen pflegte; aber es handelte ſich um eine Krone. Von Madrid nach Bayonne — ſollte da Ferdinand nicht Zeit haben ſich anders zu beſinnen? Sollte er nicht bemerken daß er ſeinem Untergang entgegengeht? daß Bayonne die Höhle des Löwen iſt, in die man wol hinein, aber nie wieder heraus kann? In Vittoria zaudert er einen Augenblick. Die Rathſchläge Urquijo's und die Ahnung des Volks, das ſich ſeiner Abfahrt widerſetzte, machten ihn unentſchloſſen. Allein Savary erſcheint; Ferdinand beſteigt den Wagen; das Volk ſieht den Willen des Königs, und weicht zurück vor der Cavalerie der kaiſerlichen Garde. Ferdinand zieht in Bayonne ein wie Egmont über Alba's Zugbrücke.

Was dieſe Scene ſo belebt, ſie zu einem unvergleichlichen Drama macht, ſind die Gefühle der handelnden Perſonen: hier der König, getäuſcht durch ſeinen Ehrgeiz und ſeine Schwäche, ſcheinbar der ehrlichſte und geradſinnigſte Fürſt, während er doch einer der heuchleriſchſten war; dort ſeine kurzſichtigen Rathgeber, ſein ſcharfſichtiges Volk, das wie der Chor in den alten Tragödien den Betrogenen warnt, dem Betrüger flucht; weiter Savary, jener kühne, liſtige, herrſchſüchtige Mann; die kaiſerliche Garde, der andere Theil des Chors, und zuletzt Napoleon, Ferdinand erwartend. Aber wie dieſe Schlachtopfer ſeinem Ehrgeize fallen mußten, nicht der Gerechtigkeit, ſo ſollten ſie ſelbſt die Werkzeuge zum Sturze ihres Beſiegers werden, und wie ſie durch ihre Fehler zu Grunde gingen, ſoll es auch ihr Henker durch den ſeinigen. Dieſe Gabe von jeder Perſönlichkeit die eigenthümliche Seite, und im Hintergrunde die Sittlichkeit als Göttin der Gerechtigkeit zu zeigen (auch ein Zug der alten Hiſtoriker), Das verſteht Thiers meiſterlich.

In Bayonne wird uns an dem Abend der Ankunft Ferdinand's VII. eine Unterredung Napoleon's mit dem Mönch Escoiquiz, dem Vertrauten Ferdinand's, mitgetheilt.

Spaniens ganze Königsfamilie iſt nach Bayonne berufen, mit jedem Augenblick kann ſie ankommen. Endlich iſt die Zeit da wo Napoleon ſeine Pläne enthüllen kann; lange genug hat er ſich verſtellt, es wird ihm ſelbſt unbequem; warum ſie länger bei ſich behalten als es nöthig iſt? Und er nimmt den Mönch beiſeite, erklärt ihm, daß er Spaniens Fürſten die Krone ihrer Ahnen nehmen werde. Es liegt etwas Erhabenes darin, wenn das Schickſal ſelbſt ſpricht, und Napoleon macht es, und verkündet es. Niemals gab es ein ſouveraineres Wort als das was Europa anzeigte, daß Spaniens Bourbons aufgehört hätten zu regieren. Aber es war ſein eigener Urtheilsſpruch, mit derſelben Hand mit der er das alte Scepter Philipp's brach brach er auch ſein eigenes junges!

Seltſam und doch belehrend! Spaniens Eroberung konnte dem Uſurpator und ſeiner Familie keinen ruhigen Augenblick gewähren, und Das in demſelben Momente, wo ſein Plan ſo leicht in Erfüllung zu gehen ſchien. Sein Bruder Joſeph, dem er den ſpaniſchen Thron übergab, bedauerte Neapel. Murat, der Spanien auf Napoleon's Befehl überfallen und erobert hatte, und die Eroberung für ſich ſelbſt gemacht zu haben glaubte, konnte ſich nicht damit tröſten, daß er König von Neapel ſein ſollte. Er hatte die Abſicht Napoleon's wohl geahnt Spaniens Thron leer zu machen, er hatte ſie mit einer Liſt und Kühnheit ausgeführt, wie nur der eigene Ehrgeiz ſie eingaben. Nur Eines hatte er nicht erwartet, daß der Thron für einen Andern beſtimmt ſei. Das machte ihn krank, ja faſt wahnſinnig; Neapels Thron war für ihn nur ein Exil. So war Napoleon unruhig, ja er hatte Gewiſſensbiſſe, Joſeph und Murat betrachteten ihre neuen Reiche wie ein Exil; aber die Hauptſache iſt, daß Napoleon um Spanien nehmen zu können Rußland erlauben mußte die Türkei zu beſetzen. Er hatte des Oſtens Ehrgeiz aufgeſtachelt um ſelbſt dem des Weſten zu fröhnen. Er hatte mit Einem Worte geduldet, daß Rußland ſich als natürlicher Erbe in Konſtantinopel proclamirte, weil Frankreich ſich für den Erben Spaniens erklärte. Ein ungeheuerer Fehler, und vielleicht verlor er nur Madrid weil er Konſtantinopel nicht ſo preisgeben wollte.

Eine große Lehre der Sittlichkeit die uns Thiers in der Geſchichte der Uſurpatien von Bayonne gibt! 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 188. — 7. August 1849.

Das Thier im Menschen.

(Fortsetzung aus Nr. 187.)

Gern möchte man für solche die Menschheit entwürdigende thierische Handlungen eine Entschuldigung suchen in der niedrigen Bildungsstufe und in dem Mangel an Einsicht und Erziehung Derjenigen aus dem Volke die sich ihrer schuldig machen. Aber, frage ich, fällt nicht ein großer Theil der Schuld auf Diejenigen zurück in deren Hände die sittliche Veredelung des Volks gelegt ist? Haben nicht die Einsichtsvollern und Gebildeten die Verpflichtung dafür Sorge zu tragen, daß auch der Niedrigste und Verlassenste auf eine Stufe der Bildung erhoben werde, wo er einsieht, daß er die thierischen Gelüste in sich niederkämpfen, daß er gegen Menschen menschlich sein müsse? Freilich in Zeiten wo die Machthaber selbst noch den Menschenmord als ein Recht in Anspruch nehmen, wo man die Mordlust im Volke noch durch öffentliche grausame Hinrichtungen wach erhält, wo es als Begnadigung gilt, wenn ein Windisch-Grätz, ein Welden den Tod durch den Strang in den durch Pulver und Blei, den letztern aber in 100 und mehre Spiessruthenstreiche verwandelt, in solchen Zeiten können Fragen wie die obigen kaum aufgeworfen werden.

Und doch, zu welchem andern Mittel könnten wir greifen niedern Begierden und Leidenschaften im Volke ihre Macht zu nehmen, das Thierische im Menschen zu verdrängen, und den sittlichen Gefühlen in ihm Geltung zu verschaffen als zu dem der Erziehung, und zwar einer Erziehung die nicht blos von dem Grundsatze ausgeht die Menschen weiser, klüger, zu dem Verkehr mit andern Menschen und für irdische Zwecke geschickter zu machen, sondern die sie zugleich anleitet auf die Stimme zu hören die in jeder Menschenbrust für Recht und Wahrheit spricht, auf das klare Auge zu achten das, wie Christus sagt, des Lebens Licht ist und den ganzen Leib licht macht? Nur in dem Menschen in welchem das kategorische Gebot der Sittlichkeit lebenskräftig und zur Richtschnur seiner Handlungen wird gedeiht die Freiheit, und nur dann, wenn dieses Gebot in jeder Menschenbrust eine bleibende Stätte gefunden hat, wird die wahre Volksfreiheit, die wir jetzt mit blutigen Opfern zu erstreben suchen, zur Wahrheit werden; denn nicht Gesetze und Strafen, nicht Bayonnete und Belagerungszustand können die Begierden und Leidenschaften der Menschen auf die Dauer zügeln, sondern nur der freie Wille, die bessere Ueberzeugung und die Selbstbeherrschung können es. Schon Schiller sagt:

> Macht imponirt nur dem Sinnenwesen, die Majestät muß dem Geist seine Freiheit nehmen. Ein Mensch der mir das Todesurtheil schreiben kann hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin was ich sein soll. Sein Vortheil über mich ist aus, sobald ich will. Wer mir aber in seiner Person den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich wenn's möglich ist auch noch in künftigen Welten beugen.

Ist es aber nicht die Gewalt und der Zwang welche den Menschen den edlern Gefühlen zugänglicher machen, so ist es die Liebe, das Beispiel der Duldung, des Erbarmens und der reine Wille den in sündlichen Begierden und Leidenschaften Befangenen aufzurichten und zu sich heraufzuziehen, den Strauchelnden auf den rechten Weg zu leiten, den von seinen Pflichten Abgefallenen an göttliche und menschliche Gebote zu mahnen. Ein zwar langsamer und mühsamer, aber um so edlerer und sicherer zum Ziele führender Weg, ein Weg den uns nicht allein unsere eigene Vernunft, sondern auch das größte Vorbild christlicher Tugend und sittlichen Wandels zu gehen vorschreibt, und wenn uns die Masse sittlicher Gebrechen, die Tiefe der moralischen Verkümmerung in der noch die Mehrzahl der Menschen befangen ist, und ihre Abneigung gegen eine Erhebung zu freiern Zuständen auf unserer Laufbahn beirren, und uns an dem Gelingen des guten Werks zweifeln lassen könnten, so möge uns der Gedanke aufrichten, daß die Empfänglichkeit für das Gute noch nicht in der Welt erstorben ist, daß das Licht der Wahrheit, wenn auch noch hinter Wolken verhüllt, doch allmälig in immer hellerm Glanze hervortreten wird, und daß endlich eine höhere Hand für uns ist, und durch ihren Beistand unsern Bemühungen den Sieg verbürgt. Blicken wir zurück in die dunkeln Anfänge der Geschichte. Was war das Menschengeschlecht und was ist es geworden? Haben sich nicht auch seine sittlichen Zustände gehoben, und müssen wir deshalb nicht annehmen, daß es in der Absicht des Schöpfers liege, wenn auch allmälig und vielleicht erst nach Jahrtausenden, die Menschen einem vollkommenern Zustande und einer höhern Glückseligkeit zuzuführen? Wenn wir zu den Mustern eines reinen und edeln Willens und

ſittlichen Wandels die bereits vor uns gelebt haben und noch unter uns leben aufblicken, dürfen wir da nicht an der Hoffnung uns erwärmen, daß es in der Beſtimmung aller Menſchen liege zu gleicher ſittlicher Höhe zu gelangen?

Gewiß fehlt es nicht an Menſchen die, gleich mir, das Bedürfniß fühlen, daß der geiſtigen Noth ihrer Mitmenſchen abgeholfen und der Weg zur allgemeinen ſittlichen Erhebung angebahnt werden müſſe; wol aber fehlt es noch allenthalben an der dazu erfoderlichen Liebe, an dem reinen Willen und Muth zu helfen. Vor Allem thut es noth, daß ſich die Beſſern zuſammenſchließen, in gemeinſchaftlichen Berathungen die Mittel und Wege aufſuchen durch welche das erſehnte Ziel am beſten und ſicherſten zu erreichen iſt, und dann dem Willen die That folgen zu laſſen. Die Erfahrung hat gelehrt, was, nach dem Vorgange der edeln Eliſabeth Fry, Aſſociationen zur Beſſerung der Gefangenen, zum Schutze entlaſſener Sträflinge u. ſ. w., Gutes bewirken können, und namentlich in England und Amerika, wo ſie bereits eine weitere Ausdehnung erhalten, ſchon jetzt Gutes bewirkt haben; aber, frage ich, würden nicht ähnliche Verbindungen zum Schutze verlaſſener und vernachläſſigter Kinder, zur Erziehung armer Dienſtboten, zur Veredelung der Fabrikarbeiter, ja ſelbſt zur ſittlichen Bildung ganzer Familien u. ſ. w., Aehnliches zu bewirken im Stande ſein? Wenn nur jeder rechtliche, von wahrer Menſchenliebe beſeelte Mann, oder jede dem Volkswohl bereitwillig ſich opfernde Frau ſich einer Familie mit Wärme annehmen, ſie gleichſam unter ihren Schutz ſtellen, ihr ſittliches Verhalten überwachen, und ihr mit Rath, Troſt und Belehrung zu Hülfe kommen wollte, wie würde es bald anders und beſſer in unſern niedern Ständen werden? Denn um die Achtung vor dem Gebote des Sittengeſetzes in Aller Herzen zu befeſtigen, thut es vor Allem noth, daß ſich die höhern Stände nicht von den niedern auf eine wegwerfende und hochmüthige Weiſe abſchließen, daß ſie höhere Bildung und ſittliche Vervollkommnung nicht nur für ſich erſtreben, ſondern zum Gemeingut Aller zu machen ſuchen; daß ſie den in der menſchlichen Geſellſchaft Tieferſtehenden nicht als einen Paria betrachten, dem ſie ſich nicht nähern dürfen, ſondern vielmehr ihn zu ſich heraufziehen, und die Wege aufſuchen auf denen ſie ſeiner ſittlichen Erniedrigung wirkſam begegnen können. Es gibt nur einen Punkt in welchem die Menſchen ſich nicht gleich ſind: ihre größere oder geringere Entfernung von der Befolgung ihrer Pflichten gegen Gott und ihre Nebenmenſchen; alle andern Unterſchiede ſind unweſentliche, und vor Gott ſind wir Alle gleich. Findeſt du aber daß dir dein Bruder in dieſem Punkte nicht gleich ſteht, ſo mache daß er dir gleich werde. Glaubſt du einen Weg gefunden zu haben der früher und ſchwerer zur Weisheit und Tugend führt als der den dein Bruder eingeſchlagen, ſo wandele ihn nicht allein, ſondern ſuche auch ihn auf gleiche Bahn zu leiten.

Doch es würde mich zu weit führen, wollte ich hier alle die verſchiedenen Mittel und Wege zur Sprache bringen die ſowol in der Hand der Vereine als des Einzelnen liegen unſere ſittlichen Zuſtände zu verbeſſern; nur auf einen Punkt muß ich noch einmal zurückkommen, nämlich auf die Mordluſt und den Hang des Menſchen zur Grauſamkeit gegen ſeine Mitgeſchöpfe, indem gerade er es iſt welcher unter allen Begierden und Leidenſchaften die tiefſte Stelle einnimmt, das Thier im Menſchen am deutlichſten zur Anſchauung bringt, und, wollen wir den Menſchen der Knechtſchaft der Sinnlichkeit entreißen, und ihn allmälig auch für höhere Regungen empfänglicher machen, unſere Theilnahme und Hülfe am meiſten in Anſpruch nimmt.

Der Hang zur Grauſamkeit iſt ſchon im Kinde verhanden; es tödtet einen Vogel, ein Inſekt, ja, es kann an ſeinen Qualen Gefallen finden, ohne dabei an etwas Böſes zu denken. Es hat ja auch, wie wir geſehen haben, den Trieb mit den Thieren gemein ſich andere Geſchöpfe zu unterwerfen, und bedarf ihn im Verlauf des Lebens zur Erhaltung ſeiner Exiſtenz; er muß alſo da ſein, und durfte in der Ordnung der Dinge nicht fehlen, wenn der Schöpfer nicht wollte, daß es wehrlos und andern Geſchöpfen zur Beute werden ſollte. Aber mit dem Erwachen ſeiner Vernunft, und durch das Beiſpiel Anderer die dieſes geiſtige Vermögen ſchon früher zu gebrauchen wußten, lernt es, daß es andere Geſchöpfe nicht tödten, nicht quälen dürfe als nur inſoweit es zu ſeiner Selbſterhaltung und zu andern Zwecken abſolut erfoderlich iſt; es lernt, daß durch Tödtung die Exiſtenz anderer Weſen aufgehoben, durch Martern derſelben Schmerzen erregt werden, und daß es, im Falle es ſich Dieſes gegen Andere erlaubt, auch ihnen das Recht einräumen müſſe es wieder tödten, wieder martern zu dürfen. So kommt es allmälig zur Einſicht der Nothwendigkeit von Pflichten gegen ſeine Nebenmenſchen wie gegen ſeine Mitgeſchöpfe. Es iſt nicht allein dieſes Geſetz das ſich dem kindlichen Herzen einprägt, und im glücklichen Falle zur Richtſchnur für ſein ſpäteres Leben wird, ſondern es iſt hauptſächlich das Beiſpiel und die ihm von Andern aufgedrungene Gewohnheit, die es von der Grauſamkeit gegen andere Weſen abzieht. Es verhält ſich Dies ganz wie mit andern Dingen die der Menſch im Umgange und unter der Leitung anderer Menſchen lernen muß. So gewöhnt er ſich mit Meſſer und Gabel zu eſſen, in Gegenwart anderer Perſonen nicht gegen die Geſetze der Schamhaftigkeit zu verſtoßen, mit Feuer und Licht behutſam umzugehen u. ſ. w.

Es leuchtet von ſelbſt ein wie nothwendig es ſei nicht allein Kinder frühzeitig an ſolche und andere für den geſelligen Verband nöthige Rückſichten auf die Geſetze der Sittlichkeit zu gewöhnen, ſondern ihnen auch immer mit gutem Beiſpiel voranzugehen. Wir erreichen auf dieſen Wegen um ſo leichter unſern Zweck, als es im ganzen Weſen des Kindes liegt das Thun und Laſſen Erwachſener nachzuahmen, und an ihren einmal angenommenen Gewohnheiten auf das ſcrupulöſeſte feſtzuhalten.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Beſuch in Frohsdorf.

Binnen 14 Wochen eine vierzehnte Auflage von „Une visite à monsieur le duc de Bordeaux, par *Charles Didier*" (Paris 1849), kann keinen Zweifel laſſen, daß die Broſchüre ungewöhnliche Beachtung gefunden hat. Sie brauchte indeſſen nicht in Frankreich allein darauf zu rechnen, ſie durfte ſolche auch vom Auslande erwarten, ebenſo ſehr wegen des Wie ihres Entſtehens als wegen ihres Inhalts. Der Verf., welcher ſich mit Stolz Republikaner de l'avant-veille nennt, wurde in Folge der Februarrevolution von Lamartine mit einer Miſſion betraut welche ihn ins öſtreichiſche Polen führte. Nach Lamartine's Rücktritt ſuchte er den Heimweg, und nahm ihn über Wien. An der ungariſchen Grenze unweit des Städtchens Neuſtadt richtet ein Reiſegefährte im Eiſenbahn-Waggon ſeinen Blick auf ein Schloß. Didier begreift nicht warum; das Schloß ſieht nach Nichts aus. Er erfährt, daß es der Aufenthalt des Herzogs von Bordeaux iſt, und mit Eins durchglüht den Republikaner das Verlangen dem legitimen Erben der franzöſiſchen Krone gegenüberzuſtehen. Er beſcheidet ſich, daß mit ſeinem mindeſtens noch halboffiziellen Charakter ſich Das nicht vertrage, und unterdrückt den Wunſch. Als er aber vier Monate ſpäter wieder Veranlaſſung hat nach Wien zu reiſen, verſchafft er ſich einen Empfehlungsbrief an den Herzog von Levis, Mitbewohner von Frohsdorf, und ſieht ſeinen Wunſch erfüllt. Der hinkende Bote kommt nach. Obwol ſein Beſuch nur wenige Stunden gedauert, werden doch daraus von Legitimiſten wie von Republikanern ſcharfe Bolzen wider ihn geſchnitzt. Jene erklären ihn für den Verfaſſer der von den „rothen" Journalen gegen den „Hof von Frohsdorf" geſchleuderten Verleumdungen, dieſe für einen Verräther und Ueberläufer in das Lager Heinrich's V. Seiner Haut ſich zu wehren ergreift der Angegriffene die Feder, und ſchreibt „Une visite à monsieur le duc de Bordeaux".

Nachdem er alſo von Wien bis Neuſtadt gedampft, carrielt er nach Frohsdorf. „Mein Automedon", berichtet er, „fuhr mich ſchnurſtracks aufs Schloß .... Er hielt am Thore als es eben 11 ſchlug. Frohsdorf iſt ein altes Ritterſchloß, welches unter der Reſtauration aus dem Beſitze einer alten öſtreichiſchen Familie an Karoline Murat, Exkönigin von Neapel, überging. Sie verkaufte es dann durch Vermittelung des Herzogs von Blacas an die Herzogin von Angoulême. Das nicht ſehr bedeutende Gut wird von einem Verwalter bewirthſchaftet, und obſchon das Gebäude geräumig iſt, genügt es doch kaum für die Zahl der Bewohner. Von allen Seiten umgibt es ein trockener Graben, der eigentlich nichts Anderes als ein Küchenvorhof iſt. Eine ſteinerne Brücke, dem Haupteingange gegenüber, überſpannt ihn. Ich weiß wirklich nicht, ob es außerdem einen zweiten Eingang gibt, ich glaube nein. Das Schloß hat kein ritterliches, geſchweige ein königliches Anſehen. Es iſt ein großes weißes deutſches Haus, deſſen ſpitzes Dach Schornſteine und Bodenkammern hat. Ein dreieckiger Giebel theilt es in der Mitte. Das Erdgeſchoß liegt in gleicher Fläche mit der Brücke, und darüber ſind zwei Stockwerke. Ich zählte neun Fenſter in Fronte. Die des zweiten Stocks ſind viereckig und ſehr klein, die übrigen im richtigen Verhältniß. Nur eins, das mittlere, gerade über dem weiten gewölbten Thorwege, iſt mit Balken und Säulen geziert, dies aber und der Giebel iſt Alles was die Fronte an architektoniſchem Schmuck aufzuweiſen hat. An der weſtlichen Seite befindet ſich ein großer runder Thurm, welcher tief in den Graben hinabgeht, aber unglücklicherweiſe geköpft und dem Dache gleichgemacht worden iſt." Ein kleiner Park und engliſcher Garten, eine Warte auf beholztem Hügel und eine Ruine an der Grenze der Domaine ſchließen das Gebiet des Repräſentanten der ältern bourboniſchen Linie ab.

„Der Eingang ins Schloß", bemerkt der Verf. weiter, „iſt ſo kalt und traurig wie der eines Kloſters; ein Gefühl von Feuchtigkeit durchdringt den langen ſchmalen Hof. So mindeſtens kam es mir vor. Rechts unterm Portal wohnt der Portier, und eine große nahe beim Thor angeheftete Zeittafel der Eiſenbahn iſt die einzige Verbindung dieſer Einöde mit der Welt. Ich fragte — natürlich auf Franzöſiſch — nach dem Herzoge von Levis. Die Antwort erfolgte in derſelben Sprache, denn hier iſt von unten bis oben Alles franzöſiſch. Eine Frau, vermuthlich die Frau des Portier, brachte mich ins erſte Stock, in eine große Schlafſtube, welche zugleich als Studirzimmer dient, und eine Fernſicht ins Land hat."

Der Verf. ſpricht den Herzog von Levis, drückt den Wunſch aus der erköniglichen Familie aufzuwarten, und wird, obwol als Republikaner de l'avant-veille gekannt, vom Herzog von Bordeaux empfangen. Die Audienz findet in einem Zimmer des Erdgeſchoſſes ſtatt, deſſen Ameublement in Rohrſtühlen, Jagdflinten und Jagdtrophäen beſtand. Der Verf. iſt weder ſchüchtern noch ängſtlich. „Ich ging unverweilt auf mein Ziel zu", verſichert er, „und gebe hier Wort für Wort, ſo gut mein Gedächtniß es vermag, die erſte ernſte Phraſe meiner Anrede. «Monſeigneur», begann ich, «mir iſt nicht wiſſend, und Gott allein weiß welche Zukunft Ihnen vorbehalten iſt. Sollten Sie aber eines Tages über Frankreich herrſchen, was ich meinerſeits durchaus nicht wünſche, ſo kann Dies nur geſchehen weil Frankreich, ermattet durch Verſuche und erſchöpft in ſeinen Hülfsmitteln, in der ſich gewählten Gewalt nicht die Stabilität findet deren es bedarf, weil Entmuthigung und Irrthum die Menſchen im Principe der Erblichkeit die feſteſte Stütze der Autorität erblicken laſſen, weil Sie der Vertreter dieſes Princips ſind, und deshalb Frankreich kommt Sie zu holen. Bis dahin bleibt Ihnen nur Eins zu thun — ruhig abzuwarten.» Der Herzog hatte mich aufmerkſam angehört; wie ich ſprach erheiterte ſich ſein Geſicht; die Eisdecke war gebrochen. Er antwortete mir ohne Stocken: daß ich ſeine Gedanken genau errathen; daß er ſich nie an einem Unternehmen gegen die beſtehende Gewalt betheiligen werde, den Wunſch nicht kenne eine Initiative zu ergreifen, und keinen perſönlichen Ehrgeiz nähre; daß er in ſich nur das Princip der Ordnung und Stabilität ſehe, welches er feſt entſchloſſen ſei zum künftigen Wohle Frankreichs unverletzt zu erhalten; daß in dieſem Principe ſeine ganze Macht beruhe, er keine andere habe; daß es in jeder Lage ſeines Lebens ihn ſtets anregen werde ſeine Pflicht zu thun; daß Gott mit ihm ſei und ihm helfen werde. «Kehre ich je nach Frankreich zurück», fügte er bei, «ſo kann es nur ſein um allgemeine Verſöhnung zu ſtiften, und Das, glaube ich, kann allein durch mich geſchehen.» Gott prüft die Herzen, und ihm allein gehören die Geheimniſſe des Gewiſſens. Dennoch möchte ich mit Beſtimmtheit behaupten, daß der Prinz es aufrichtig meinte. Der Ton der Ueberzeugung welcher in ſeinen Worten klang, die Offenheit ſeiner Mienen während er ſie ausſprach, nahmen mir darüber jeden Zweifel. Alles bekundet in ihm Ehrlichkeit des Herzens und der Geſinnung, lebhafte Gefühle für Pflicht und Gerechtigkeit, verbunden mit dem Wunſche Gutes zu wirken. Gleich dem Herzoge von Levis erſchien er mir mit unſern Angelegenheiten vollkommen vertraut, wenn er auch von unſern Staatsmännern mit großer Rückhaltung ſprach. War es Rückhaltung oder Klugheit, über Niemand fällte er ein unbedingtes Urtheil, und erwähnte er flüchtige Ereigniſſe, that er es in ſo allgemeiner und unbeſtimmter Weiſe, daß nicht eins ſeiner Worte, nicht einmal eine ſeiner Anſichten in meinem Gedächtniſſe gehaftet hat. Dagegen ſteht das Glaubensbekenntniß mit welchem er das Geſpräch eröffnete Wort für Wort darin verzeichnet. Doch war dies auch der Kern, gleichſam die Angel unſerer Unterhaltung, für mich die Hauptſache, alles Andere Nebenſache .... Wir haben kein Recht von einem Menſchen mehr zu fodern als daß er aufrichtig ſtrebe das Gute zu erkennen, und den Willen habe es zu thun, und es würde großes Unrecht ſein dem Prinzen dieſe Tugenden abzuſprechen. Dazu kommt geſunder Verſtand, Offenheit, innige Güte und angeborener, nicht zu bezweifelnder, ich ſetze hinzu, auch nie

bezweifelter Edelmuth. Er ist ein rechtschaffener Mann in der weitesten Bedeutung des Worts. Kehren wir nun die Medaille um: hat nicht jede Medaille ihre Kehrseite? Entweder täusche ich mich sehr, oder der Herzog von Bordeaux besitzt nicht die Fähigkeit einen Plan anzulegen, und leidet muthmaßlich an Unentschlossenheit. Sein Geist ist mehr gebildet als erfinderisch. Begreifen wird ihm leichter als Erschaffen, und er nimmt mehr in sich auf als er ausgibt. Erziehung und Natur haben ihn geneigter zur Trägheit als zur Kraftäußerung gemacht. Mit Einem Worte, und mag sein zu seinem Glück, ich glaube er eignet sich besser zum Warten als zum Handeln. Ich räume ein, daß ich diese Ansicht durch keine besondere Thatsache begründen kann, sie vielleicht nur ein Eindruck ist; aber diesen halte ich für gut begründet.... Ich bin überzeugt, er würde ein vortrefflicher constitutionneller Monarch sein. Die Beschaffenheit seines Geistes, und selbst sein Charakter passen für diese Regierungsform, und seine Erziehung hat eine ähnliche Tendenz gehabt. Parteisucht nennt ihn Absolutist, und die Abgeschiedenheit seines Exils läßt ihn der Menge als solchen erscheinen, während er in ganz Europa muthmaßlich einer der aufrichtigsten Constitutionnellen ist. Ich gehe noch weiter, und behaupte, daß er mit Ausnahme einiger neuern Ideen, welche ihn in der jüngsten Zeit beunruhigt haben, und die er zu assimiliren sucht, beinahe ein Liberaler der Restauration ist. Dabei darf ich nicht vergessen, daß er auch ein religiös Liberaler ist, und seine Frömmigkeit keineswegs, wie man gesagt hat, in Bigoterie ausartet. Jedenfalls würde sein Großvater Karl X. und sogar Ludwig XVIII. über sein Glaubensbekenntniß sich sehr entsetzt, und ihn für einen politischen Ketzer, für einen königlichen Lafayette erklärt haben."

Die Person des Prinzen beschreibt der Verf. als nicht so corpulent wie es gewöhnlich geschieht, und erwähnt zwar der noch immer sichtbaren Spur seines Beinbruchs in Kirchberg, Nichts aber von der übermäßigen Fleischgeschwulst am Halse, welche neuerlich in öffentlichen Blättern als lebensgefährlich geschildert wurde; im Gegentheil nennt er sein Aussehen frisch, gesund und jugendlich. Ohne in Alledem die Treue des Verf. verdächtigen zu wollen, scheint es doch als habe sein glühender Haß gegen das Haus Orleans ihn dem ältern Zweige der Bourbons sehr günstig gestimmt, und es streift fast ans Spaßhafte mit welcher Mühe er sich dem allgemeinen Glauben zu entziehen sucht, daß der Herzog von Bordeaux kinderlos sterben, und die Ansprüche der Legitimität dem Grafen von Paris als Erbtheil hinterlassen werde.

Nach dem Herzoge von Bordeaux ließ sich der Verf. der Herzogin von Angoulême vorstellen, deren langes Leben zum großen Theile das Leben einer Büßerin gewesen ist. Der Verf. berichtet: „Die Herzogin von Angoulême bewohnt das erste Stock. Sie empfing mich stehend in ihrem Salon, einem geräumigen, aber höchst einfachen Zimmer, das Ameublement ohne allen Luxus, und mit der Aussicht westlich nach den steirischen Alpen. Ungefähr 70 Jahre alt verzichtet sie auf persönliche Reize, soll deren auch nie besessen haben. Ihre strenge Toilette entsprach ihrem Alter. Weil von Natur mit einer rauhen ungelenken Stimme begabt, hat sie daran allerdings keine Schuld, soll aber deshalb in den Tagen ihrer Größe, selbst wenn sie liebenswürdig zu erscheinen wünschte, es nie haben ermöglichen können. Sie befragte mich über Frankreich, mit unverkennbarer Theilnahme, doch mit vielem Takt und großer Mäßigung. Sie fragte ob das Volk von Paris religiöse Gesinnungen hege, und sprach mit lebhafter Bewunderung von dem christlichen Tode des Erzbischofs von Paris vor den Junibarrikaden. Es war der einzige Eigenname welchen sie nannte. Die Wendung des Gesprächs auf die jüngere Linie ging von mir aus. «Es ist unmöglich, Madame», sagte ich, «daß Sie in dem Falle Ludwig Philipp's nicht Gottes Finger gesehen haben sollten.» «Er ist in jeder Sache», antwortete sie kurzweg, und ohne daß ich den leisesten Anklang von Bitterkeit entdecken konnte. Obwol aber schweigsam über den Vater, hatte sie für die Söhne und die Herzogin von Orleans einige freundliche Worte. Ich war in Betreff der gefallenen Dynastie und ihres Regiments beiweitem weniger rückhaltend. «Das aber, Madame», sagte ich, «werden Sie zugestehen, daß ungeachtet Ihres christlichen Edelmuths der Tag an welchem Sie diese Nachricht empfingen nicht der schmerzlichste Ihres Lebens gewesen ist.» Sie schwieg, mich mit einem Blicke ansehend der zu sagen schien: «Sie fragen zu viel.» Die Mäßigung ihrer Worte blieb unverändert, nicht eine Sylbe des Vorwurfs entschlüpfte ihren Lippen. Dennoch würdigt sie vollkommen den Unterschied der Revolutionen vom Juli und Februar. Als ich ihr die Flucht Ludwig Philipp's erzählt, bemerkte sie: «Wenigstens zog Karl X. sich als ein König zurück, welcher Frankreich Algerien vermachte.» In dieser Vergleichung lag ein gewisser und sicherlich sehr legitimer Ausdruck von Stolz, in den Worten selbst kein Ton des Triumphs befriedigter Rache. Es läßt sich keck und kühn behaupten, daß kein Rachegefühl in der Seele lebt welche alle ihre Schmerzen und alle ihre Leidenschaften Gott zum Sühnopfer gebracht hat." 10.

Literarische Notizen aus England.

Ein neuer Roman von Cooper.

„Kein Roman vom Verfasser des «The red rover»", sagt das „Athenaeum" in der Anzeige von Cooper's eben erschienenen „The sea lions; or, the lost sealers" (3 Bde., London 1849), „darf völlig unberücksichtigt bleiben; aber wenige seiner jüngsten Producte können auf einen Platz neben ihren Vorgängern rechnen, die früher zur Welt gekommen als seine Fehler sich in ihm festgesetzt.... Der erste Band ist langweilig und geht betteln. Er enthält weiter Nichts als die Ausrüstung zweier Walfischjäger auf Long-Island. Einer derselben wird von einem habgierigen Menschen befehligt, der von Schätzen träumt welche Seeräuber in abgelegenen Buchten vergraben haben sollen, und von unermeßlichen Gewinnen faselt die er von seinem Unternehmen erwartet. Der Befehlshaber des zweiten Schiffs ist ein junger Zweifler, der von einem frommen Mädchen zwar innigst geliebt, aber aus Gewissenhaftigkeit abgewiesen wird, bis ihr Glaube Eins geworden sein werde. Zu zeigen wie die «Weltlichkeit» Beider geheilt wird ist der Vorwurf des Cooper'schen Romans .... und der Schluß ein Stück poetische Gerechtigkeit wie «besser Nichts nütze»."

Warnung.

Zur Warnung Derer die, weil nach jedem Buche haschend welches das goldene Zauberwort Californien an der Stirne trägt, ganz besonders wichtigen Aufschluß von einem in Amerika erschienenen Buche hoffen dürften, genannt „The California and Oregon trail; being sketches of prairie and Rocky mountain life; by *F. Parkman*, jun." (Neuyork 1849), sei hiermit vertraut, daß besagtes Buch weder Californien noch Oregon bespricht. Die Skizzen die seinen Inhalt ausmachen beziehen sich auf den über die Prairie nach jenen weltberühmten Ländern führenden Weg, und zeichnen die Sitten und charakteristischen Gewohnheiten der dortigen Nomaden-Indianer. In diesem Betracht ist das Buch um so lesenswerther, da der Verf. den Zweck gehabt hat den Schilderungen des wilden, romantischen Lebens jener Stämme, wie Dichter und Novellisten sie geliefert, die reine, ruhige Wahrheit gegenüberzustellen. Darin besteht der Werth des Buchs und das Verdienst seines Verfassers. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 189. — 8. Auguſt 1849.

Das Thier im Menſchen.

(Beſchluß aus Nr. 188.)

In Hinſicht auf den Hang zur Grauſamkeit und Rohheit liegt es aber insbeſondere Aeltern und Lehrern ob keine Veranlaſſung zu geben die ähnliche Gefühle und Triebe in dem kindlichen Herzen zu erregen geeignet iſt. Man hat viel darüber geſtritten, ob körperliche Strafen in Familien und Schulen zuläſſig ſeien oder nicht, und ſich meiſt für das Erſtere entſchieden. Nun iſt es zwar nicht zu leugnen, daß eine Erziehung ohne ſolche Strafen ungleich ſchwieriger iſt als die gegentheilige, aber möglich iſt ſie; Dies beweiſt das Beiſpiel vieler Väter und Lehrer, die ihrer nicht mehr bedürfen, freilich aber durch ihre Individualität und ihre zweckmäßige Erziehungsmethode Andern in jeder Beziehung voraus ſind. Auch hängt hier ohne Zweifel viel davon ab, daß die Erziehung im Hauſe und in der Schule auf gleicher Bildungsſtufe ſtehe, und ſich in ihren Maximen und Heilmitteln nicht widerſpreche. Immer aber kann es als Regel gelten, daß man zu ſolchen Mitteln nur im äußerſten Nothfall greife, und ſich dabei nicht von Leidenſchaft hinreißen laſſe oder ſie zur Gewohnheit mache; denn ein roher Lehrer macht rohe Schüler, und was der erſtere ſich gegen die letztern erlaubt, glauben auch dieſe ſich untereinander erlauben zu dürfen.

Auch der Staat iſt eine große Erziehungsanſtalt, in welcher Könige, die Miniſter und übrigen Behörden die Lehrer, das Volk die Kinder darſtellen. Auch der Staat hat Strafen nöthig, um Geſetz und Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber ebenſo wie bei der Erziehung der Kinder die Strafe jeden Verdacht der Grauſamkeit und Rohheit, jeden Gedanken an Leidenſchaftlichkeit, an Rach- und Verfolgungsſucht ausſchließen muß, ſo auch hier. Ebenſo muß auch die Achtung vor dem Menſchen, die Anerkennung des Rechts eines Jeden gerecht und ſchonend behandelt zu werden, jeder andern Rückſicht vorangehen. Das Verfahren der meiſten Richter in dem Angeklagten nur den Verbrecher zu ſehen, und ſtatt auf ſeine Unſchuld auf ſeine Schuld zu inquiriren, hat unendlich viel Böſes in der Welt geſtiftet.

Die Strafe darf aber auch in andern Menſchen weder das Gefühl der Rache, der Grauſamkeit und der Schadenfreude, noch das der Abneigung gegen den Strafenden, des Widerwillens und des Abſcheus herausfodern. Das thut aber die Todesſtrafe wie jede andere körperliche Strafe. Ich habe kaum nöthig an die verſchiedenen Eindrücke zu erinnern welche jede öffentliche Hinrichtung oder andere körperliche Strafe bei den Zuſchauern erweckt. Dem einen Theil iſt ſie eine Veranlaſſung zur Luſt, eine Befriedigung ſeines im Herzen gehegten Grolls gegen den Verbrecher, er gönnt ihm den verdienten Lohn; den andern ſtimmt ſie zur Erbitterung gegen Geſetz und Obrigkeit, zum Mitleiden; einen dritten läßt ſie gleichgültig oder ſtählt ſein ſchon halb verkommenes Herz zur eigenen Grauſamkeit; einem vierten dient ſie zum Mittel unbemerkt Andern die Taſchen zu leeren u. ſ. w. Ueberhaupt aber iſt es des Staats unwürdig ſich Etwas als Strafmittels zu bedienen das er ſelbſt bei den Einzelnen als das größte Verbrechen bezeichnet, die Gefühle der Rache und Grauſamkeit gleichſam durch ſein Beiſpiel zu ſanctionniren, während es ſeine Pflicht wäre ſie aus Aller Herzen zu vertilgen, ja womöglich jede Erinnerung daran zu verlöſchen. Es iſt ferner ebenſo unwürdig Andere zu Werkzeugen der Vollſtreckung ſolcher Grauſamkeiten zu machen, und ſie ſo zu Handlungen zu verwenden wozu er ihnen außerdem unter keinerlei Bedingung die Berechtigung einräumen darf, ja es iſt ſchon an ſich ein Misbrauch der Menſchenwürde Andere zu Handlungen zu nöthigen die jeder gebildete Menſch mit Entrüſtung und Abſcheu zurückweiſen würde. Endlich, wie ſelten erreichen die Staatsbehörden durch dergleichen körperliche Strafen Das was ſie damit erreichen wollen: Beſſerung oder auch nur offene Geſtändniſſe? Ich habe einen Mörder geſehen der, durch die unzweideutigſten Beweiſe ſeines ſchweren Verbrechens überführt, dennoch durch die ſchwerſten Strafen, als Prügel, Hunger, finſtere Haft u. ſ. w., nicht zu einem Geſtändniſſe, ja nicht einmal dazu gebracht werden konnte die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten, und nach Jahre langem Leiden im Gefängniſſe ſtarb ohne ſein Schweigen gebrochen zu haben. Es kann daher nur jeden Menſchenfreund mit freudiger Hoffnung erfüllen, daß auch in dieſer Beziehung die neue Zeit mildern Geſinnungen und Anſichten Eingang verſchafft hat, und wenn die Vertreter des Volks in Frankfurt auch kein weiteres Verdienſt in An-

ſpruch nehmen könnten als das die Todesſtrafe und die entehrende Prügelſtrafe abgeſchafft zu haben, ſo würden wir ihnen ſchon deshalb unſere Verehrung und unſern Dank nicht verſagen können.

Zu den Mitteln die Menſchen für mildere Gefühle empfänglicher zu machen, das Thier in ihnen zu verdrängen, und dem Hang zur Roheit und Grauſamkeit entgegenzuwirken, gehört noch eines, welches hier nicht unerwähnt bleiben darf. Es ſind dies die in neuerer Zeit beſonders in Deutſchland ſich conſtituirenden Vereine zum Schutz der Thiere und gegen Thierquälerei. Man hat dieſe Vereine hier und da verſpottet; man hat gegen ſie eingewendet, daß es die Sentimentalität zu weit treiben heiße die Qualen der Thiere abzuwenden, während man vollauf zu thun finde den Menſchen die ihrigen abzunehmen; man könne ja doch nicht alle Qualen von den Thieren nehmen, ohne ſich aller Mittel des täglichen Verkehrs zu berauben, und es komme dann auf ein Mehr oder Weniger im Grunde wenig an; das Ganze laufe am Ende doch nur auf eine Spielerei hinaus, und man könne die darauf zu verwendende Zeit zu etwas Beſſerm benutzen; und was dergleichen Einwendungen mehr ſind. Allein meines Bedünkens hat man damit ſehr unrecht; denn abgeſehen davon, daß man den Thieren ebenſo gut ein Recht auf eine unverkümmerte Exiſtenz zugeſtehen muß als wir dieſes in Anſpruch nehmen, daß uns ein Recht auf die Thiere nur inſoweit zuſteht als wir ſie zu unſerer Selbſterhaltung und zu unſerm Nutzen nöthig haben, und daß wir dieſes Recht nicht ohne Noth und zu ihrer Qual erweitern dürfen, hat die Sache noch eine andere uns ſelbſt angehende Seite, die man dabei durchaus nicht außer Rechnung ſtellen darf. Grauſamkeit gegen die Thiere erzeugt auch Grauſamkeit gegen die Menſchen, und wer ſich nicht frühzeitig gewöhnt die Thiere mit Schonung und Nachſicht zu behandeln, wird auch die ſeinen Nebenmenſchen ſchuldige Liebe und Schonung verabſäumen. Härte und Roheit, wenn ſie einmal in dem menſchlichen Gemüthe Wurzel gefaßt haben, ſuchen ein Object an dem ſie ſich bethätigen können, und finden ſie es nicht in dem armen unterjochten und wehrloſen Thiere, ſo wenden ſie ſich gegen den Menſchen. Daher lehrt auch die Erfahrung, daß Menſchen die vermöge ihres Berufs viel mit Thieren verkehren müſſen, als Schlächter, Viehhändler u. ſ. w., in der Regel rohere Sitten zeigen als ſolche welche andern Berufsarten vorſtehen, und ich erinnere mich irgendwo die Bemerkung geleſen zu haben, daß Mordthaten beſonders unter Schäfern und Hirten häufig ſind. Wir tragen alſo, inſofern wir den Menſchen Achtung und Schonung gegen die Thiere lehren, auch zur Unterdrückung ſeiner thieriſchen Triebe und ſomit zur Veredelung ſeiner eigenen Natur bei, wie wir denn überhaupt beſtrebt ſein ſollen die Humanität unter allen Claſſen der Menſchen nach Kräften zu fördern, und Alle zu der Höhe des ſittlichen Bewußtſeins heranzubilden welche die Weiſeſten und Beſten unſers Geſchlechts bereits erreicht haben und noch jetzt erreichen.

Je mehr die Vernunft unter den Menſchen an Herrſchaft gewinnt, deſto mehr müſſen ſie einſehen, daß es nicht zu ihrer Aufgabe gehört zu zerſtören und ſich feindlich entgegenzutreten, ſondern zu erhalten, fortzubauen am großen Werke der Humanität, thieriſche Triebe und Begierden in ſich zu bekämpfen, und der Liebe und Duldung einen Tempel in ihren Herzen zu bauen. Der Stolz auf die Schätze ihres Geiſtes, auf ihre Fortſchritte in Wiſſenſchaften, Künſten und Induſtrie, in denen ſie ohne Zweifel frühern Geſchlechtern weit vorausgeeilt ſind, muß der Demuth weichen in Hinblick auf ihre ſittlichen Zuſtände, die im Vergleich mit jenen geiſtigen Vorzügen noch ſo ſehr der Verbeſſerung bedürfen. Sie müſſen erkennen lernen, daß alle dieſe Vorzüge Nichts ſind ohne wahre Tugend und ohne Menſchenliebe.

K. Hohnbaum.

Deutſcher Geiſt und deutſche Geſchichte.

In dem deutſchen Volke iſt ſeit dem vorigen Jahre das Bewußtſein erwacht, daß es zu einer ehrenvollern Aufgabe in der Weltgeſchichte beſtimmt ſei als dazu vom Auslande benutzt und ausgebeutet zu werden im Intereſſe eines oder einiger Dynaſten. Die Ahnung einer großen, mächtigen Zukunft iſt unter den deutſchen Stämmen erwacht; leider aber haben einige in der Ungeduld ihre Wünſche und Hoffnungen ſofort verwirklicht zu ſehen zum Schwert gegriffen, leider hat auch die Deutſche Nationalverſammlung zuletzt das Bild deutſcher Uneinigkeit gegeben. In dieſen verhängnißvollen Tagen, in denen man wol an Deutſchlands Zukunft verzweifeln könnte, iſt es beruhigend und kräftigend ſich der Geſchichte unſers Volks und deſſen Begabung zu erinnern, wozu das Büchlein:

1. Vom deutſchen Geiſte. Drei Bücher geſchichtlicher Ergebniſſe von Rudolf v. Raumer. Erlangen, Heyder. 1848. Gr. 8. 20 Ngr.

eine willkommene Anregung gibt.

Nicht nur die deutſche Sprache, ſondern auch die deutſche Mythologie weiſt uns in ihren Grundanſchauungen über Griechenland nach Indien als dem Stammlande zurück, und ſteht mit der Friſche, Sinnigkeit ihres Naturcultus dem ſtarren, einſeitigen Monotheismus der ſemitiſchen Völker entſchieden gegenüber. Als daher das Chriſtenthum auch unter den Germanen gepredigt wurde, gab es zunächſt einen heftigen Kampf zwiſchen polytheiſtiſcher und monotheiſtiſcher Welt- und Naturanſchauung, welcher damit endigte, daß das chriſtliche Dogma zum Theil von dem heidniſchen Aberglauben überwältigt, zum Theil umgeſtaltet wurde, indem der deutſche Nationalgeiſt das Chriſtenthum modificirte. Und noch bis auf den heutigen Tag kämpfen Kunſt, Philoſophie und Politik gegen die beengenden Dogmen der Kirche.

Neben dieſem Widerſtreit zwiſchen Weltlichkeit und Geiſtlichkeit entwickelt ſich der politiſche Kampf zwiſchen der Freiheit des Individuums und der Gemeinde gegen die Begriffe des Staats, welcher die Beſchränkung der Freiheit des Einzelnen zur Bedingung macht. Die Familie bildete den Grundſteck der altgermaniſchen Gemeinde, die ſich bis zur Stammverbindung erweiterte. Gegen den Particularismus reagirte das von Italien aus vordringende Chriſtenthum und der Begriff des Staats als Einheit, wie ihn Karl der Große verwirklichte. Beide „kreuzten und durchbrachen das germaniſche Leben", geben aber dadurch daß das jugendliche Germanenvolk beide Elemente in ſich aufnahm der europäiſchen Geſchichte „einen neuen Lebensabſchnitt". Der germaniſche Staat beruht auf der Freiheit des Einzelnen, auf der Ehre, „auf der bürgerlichen Freiheit und volksthümlichen Macht und Selbſtändig-

keit". Zwar schwanden nach und nach die freien Gemeinden, aber nur um als freie Städte und als Reichsvasallen im Lehnsstaate wieder zu erscheinen. Mit beiden hat das Christenthum an und für sich Nichts zu schaffen, wol aber wirken diese Grundzüge des deutschen Charakters bis auf den heutigen Tag in unserm politischen und gesellschaftlichen Leben nach. Die Habeascorpusacte, die Deutschen Grundrechte sind das Erzeugniß und die Gewähr der freien Persönlichkeit.

Von der andern Seite hat aber der im deutschen Geiste liegende Particularismus die Bildung größerer Staaten gehindert; denn das ganze Mittelalter hindurch zieht sich der Kampf der deutschen Stämme gegeneinander und gegen die Einheit des Reichs, und da die sächsischen und hohenstaufischen Kaiser die Opposition durch fortgesetzte Theilung des Reichs in freie Städte und in Erblichkeit der Lehen bekämpften, so löste sich das ganze Reich in eine Menge Kreise und Gemeinden auf, denen das Gefühl der Einheit ganz verloren ging. Diese Trennung ging bis in das Einzelne, die Bürger theilten sich in Stadt- und Pfahlbürger, diese wieder in Innungen, diese in Meister und Gesellen u. s. w. Hiergegen reagirten die Allgemeinheit der römischen Kirche, das römische Recht und der aus ihm entnommene Begriff der absoluten Kaisergewalt. Der Absolutismus ist etwas durchaus Undeutsches, und konnte sich daher nur so lange behaupten als das Volk zersplittert, das Nationalgefühl unterdrückt, und der Geist des Volks durch lange Leiden und Bürgerkriege erschlafft waren. Als aber Napoleon die deutsche Nationalität vernichten wollte, da erwachte sie in ungeahnter Stärke, da erhob sich ganz Deutschland, da suchte es die Einheit herzustellen; denn nur in Deutschlands Einheit liegt Deutschlands Größe und weltgeschichtliche Macht. Die Einheit des Deutschen Bundes war aber nur eine Einheit der Fürsten, nicht auch der Völker, die durch Recht, Handel, Münze u. s. w. voneinander geschieden blieben. Da Deutschland aber, zwischen Frankreich und Rußland liegend, Gefahr läuft von ihnen unterdrückt zu werden, da die altgermanische bürgerliche Freiheit und Selbständigkeit von Bundes wegen nicht geschützt waren, so mußte nicht nur jeder einzelne Staat die constitutionnelle Verfassung annehmen, sondern auch ganz Deutschland unter dieser Form vereinigt werden.

Deutschland ist also nicht, wie man zu behaupten pflegt, aus einem einigen Reiche ein uneiniges geworden, sondern es hat von Jahrhundert zu Jahrhundert sich der wahren Einigung immer mehr genähert, da die einzelnen Stämme sich immer näher getreten sind, und die Zahl der Reichstheile vermindert ist. Die wahre Einheit liegt in der innern Vereinigung, in der Gemeinsamkeit der Verfassung, der Rechtsinstitutionen und des Handels.

Nicht minder selbständig ist die deutsche Kunst. Die Romantik des Naturlebens, die Romantik der Liebe, die Dahingabe an die schöne sinnliche Weltlichkeit, die Entwickelung der Musik und selbst der Baukunst und Malerei sind dem germanischen Geiste entsprossen, und tragen nur eine Zeit lang eine christliche Färbung; denn auch in ihnen walten die beiden Grundrichtungen, „ein der zarten Liebe entsprungener Schönheitssinn und die überwältigende Macht des männlichen Charakters", vor. Wer sich für deutschen Geist und deutsche Geschichte recht warm begeistern, wer aus der Verwirrung unserer Tage einmal einen trostbringenden Leitstern erblicken will, der muß Raumer's Büchlein zur Hand nehmen, dessen einfache herzige Darstellung wohlthuend auf jedes Gemüth wirken wird.

Bever wir indeß abbrechen, dürfte es interessant sein auch eine andere Frage zu berühren, die uns viel beschäftigt hat. Es ist Dies die Frage über das Verhältniß der Nationalität zum Staate, welche in einem sehr lehrreichen Schriftchen:

2. Die Germanisten und die Wege der Germanisten, von C. Hinrichsen. Kopenhagen, Höst. 1848. 8. 1 Thlr.

behandelt wird. Der Verf. faßt die Nationalität als „die Naturseite der Geschichte" auf, welche „mit der Freiheit in einem innigen Vernunftzusammenhange und in planvoller Wechselwirkung stehe"; sie ist ihm „die individualisirende Naturkraft", „die Geschichte ein wechselndes Entstehen und Vergehen der Nationalitäten". Zunächst ist die Nationalität „bedingt durch den Culturgrad eines Volks: je höher civilisirt, desto selbständiger steht es da, und daher sind die Volkscharaktere weit mehr von der physischen und geistigen ursprünglichen Organisation als vom Klima und Boden abhängig. Die physische Beschaffenheit eines Landes wirkt nur mittelbar und indirect ein."

Wie der einzelne Mensch Einfluß erleidet von seiner Umgebung, wie er aber diese Natürlichkeit durch Bildung und, weil er Geist, die Selbstbestimmung ist, durch freien Entschluß überwindet: so auch die Nationen. Sobald ein Volk einen Staat bildet, stellt es der Natürlichkeit einen geistigen Organismus entgegen, verallgemeinert es die Besonderheit der Nationalität zur Allgemeinheit politischer und socialer Begriffe, sodaß das Nationale nur ein untergeordnetes Moment der Geschichte der Menschheit wird. Es bilden sich also nur Staatsformen welche den Bildungsstufen entsprechen, und die nur Nuancirungen erhalten durch die Bedingungen der Localität. Der patriarchalische Absolutismus, die Theokratie, die Auflösung eines Volks in Stämme, die Republik findet sich im Orient wie im Occident, in Afrika wie in Amerika; es ist hierbei nur von Wichtigkeit, ob die Lage des Landes und die davon abhängige Beschäftigung und Lebensweise eines Volks einen Fortschritt der Entwickelung erleichtern oder erschweren, sodaß Bewegung oder Stillstand erfolgen muß. Asien ist durch seine continentale Beschaffenheit an einem Fortschritt durch sich selbst gehindert, wogegen das oceanische Amerika zur Bewegung, zum Fortschritt ganz besonders geeignet ist. Wo daher Bildung herrscht, da hören die Nationalstaaten auf, weil die Staatsformen auf allgemeine Rechtsprincipien gegründet und diesen gemäß entwickelt werden. Der Durchführung dieses Gedankens hat unser Verf. besondere Aufmerksamkeit geschenkt, indem er ihn scharf und bündig entwickelt.

Die modernen Staaten sind lediglich geistige Producte, sie sind die „Offenbarungen der geistigen und sittlichen Begabung des Menschengeschlechts, für welche die Volksthümlichkeit etwas Wechselndes und Zufälliges ist". Dieser Satz darf jedoch nicht ohne Beschränkung verstanden werden, wie es der Verf. thut, sondern man muß dabei sich erinnern, daß der Staat, weil er geistiges Product ist, seine Eigenthümlichkeit empfängt von dem Volksgeiste, von der Weltanschauung, von der Sittlichkeit des Volks selbst.

Der Staat producirt sich selbst, er schafft sich durch innere Nothwendigkeit weiter, d. h. er entwickelt sich in den sittlichen und politischen Begriffen des Volks weiter, und hierdurch kommt die Nationalität wieder zu ihrem Rechte. Die Vergangenheit des Volks ist von entscheidendem Einfluß auf die Fortbildung der politischen und socialen Ideen. Der Zufall und das Schicksal können daher wol verschiedene Nationalitäten zu einem Reiche vereinigen; sobald aber das Selbstbewußtsein erwacht, sobald das Gefühl der Eigenthümlichkeit lebendig wird, so müssen diese Reiche sich auflösen in ihre Nationalitäten, damit diese den von ihrer Natur ihnen vorgeschriebenen Weg der Entwickelung verfolgen, indem sie aus eigenem Geiste heraus die Staatsidee produciren. Ein Staat also der aus mehren Nationalitäten besteht kann wol durch den Absolutismus zu einem Reiche zusammengekittet werden, wird aber nie Keime der Entwickelung und des gegenseitigen Durchdringens der verschiedenen Staatselemente entfalten können, weil die gemeinsame Weltanschauung, der gemeinsame Zug der Herzen und Geister fehlen. Enthält ein Staat hingegen nur einen kleinen fremden Bestandtheil, so wird dieser entweder von der Uebermacht des geistigen Lebens des herrschenden Stammes ergriffen, und die Formen des politischen Lebens, welche der stimmgebende Stamm ausgebildet hat, von der schwächern Nation angenommen, wie es den Deutschen in Frankreich, den Kelten in England, den Slawen in Schlesien und Sachsen er-

gangen ist, oder die stärkere Nation gestattet der schwächern innerhalb der gegebenen Grenzen sich national zu entwickeln, die gegebenen Staatsformen zu benutzen, um etwa eine volksthümliche Administration oder einen volksthümlichen Cultus zu pflegen. Wie schwierig Dies indessen ist lehren uns Posen und Schleswig.

Die verschiedenen Standpunkte welche Nationalität und Staat zueinander nehmen können, hat der Verf. mit Umsicht dargestellt, sodaß sein Buch Jedem nützlich sein wird welcher eine tiefere Auffassung des Staatslebens zu erlangen wünscht.

61.

Bibliographie.

Demokratisches Album. Herausgegeben von mehren deutschen Schriftstellern. Herisau, Schläpfer. 1848. Lex.-8. 27 Ngr.

Alnpeke, D. v., Livländische Reimchronik in das Hochdeutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von E. Meyer. Reval, Kluge. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Brunner, S., Einleitung zur Homiletik der Neuzeit. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Droßbach, M., Wiedergeburt, oder: Die Lösung der Unsterblichkeitsfrage auf empirischem Wege nach den bekannten Naturgesetzen. Olmütz, Hölzel. Gr. 8. 12 Ngr.

Düntzer, H., Zu Goethe's Jubelfeier. Studien zu Goethe's Werken. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heimbach, G. E., Die Lehre von dem Creditum nach den gemeinen in Deutschland geltenden Rechten. Leipzig, Barth. Gr. 8. 3 Thlr. 21 Ngr.

Hertz, M., Ein philologisch-klinischer Streifzug. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Heyden, F. v., Das Wort der Frau. Eine Festgabe. 2te revidirte Auflage. Leipzig, Brandstetter. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klemm, G., Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit. 7ter Band. — A. u. d. T.: Das Morgenland. Mit 6 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Landtagsbilder. Von X. Y. Z. 3tes Bändchen. Gera, Heinsius. 8. 5 Ngr.

Mallefille, Felicien, Der Capitain La Rose. Deutsch von F. Fließbach. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Ausgewählte Novellen-Bibliothek. 1ster Band. Leipzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Radetzky-Album. Kriegs- und Siegeslieder herausgegeben und unserer tapferen k. k. Armee gewidmet von G. Schönstein. Wien, Wenedikt. Gr. 8. 24 Ngr.

Scheible, J., Das Kloster. Weltlich und geistlich. 11ter Band: 41ste bis 44ste Zelle. — A. u. d. T.: Die Geschichte vom Faust in Reimen, nach dem einzigen bekannten Exemplar von 1587 in der K. Bibliothek zu Kopenhagen; die deutschen Volksbücher von Faust und Wagner; und die Historien von den Zauberern Bato, Zyto, Bruder Rausch u. A. Auch 4ter Band von „Doctor Johann Faust." Von J. Scheible. Stuttgart, Scheible. Gr. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

— — Der Schatzgräber in den literarischen und bildlichen Seltenheiten, Sonderbarkeiten ꝛc. hauptsächlich des deutschen Mittelalters. 6ter bis 8ter Theil. — A. u. d. T.: Die deutschen Volksbücher von Joh. Faust, dem Schwarzkünstler, und Chrph. Wagner, dem Famulus, nach Ursprung, Verbreitung, Inhalt, Bedeutung und Bearbeitung mit steter Beziehung auf Goethe's Faust und einigen kritischen Anhängen von K. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg. Drei Bändchen. Ebendaselbst 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schubar, L., Fürst und Volk. Historischer Roman aus der Berliner März-Revolution. 1ster Theil. Berlin, Sacco. 8. Vollständig 2 Thlr.

Stahr, A., Die Republikaner in Neapel. Historischer Roman. Drei Theile. Berlin, Schultze. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Anschluß an die octroyirte Reichsverfassung bringt den Zollverein. Ein Wort an Jedermann, dem die Wohlfahrt Meklenburgs am Herzen liegt. Von H. E. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Blumröder, J. S. F., Zwei Pfingstpredigten. Im J. 1849 gehalten. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 3 Ngr.

Born, D., Die modernen Gewerbeordner. Ein Beitrag zur Kenntniß der gewerblichen Zustände deutscher Staaten. Mit Benutzung des Berichts des volkswirthschaftlichen Ausschusses. Berlin, Springer. 8. 5 Ngr.

Brauser, J. K., Die Schule in der constitutionellen Monarchie oder Vorschläge zu ihrer gegenwärtigen Umgestaltung, dem Volke und den Kammern überreicht. Danzig, Hemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Höllenrath, eine unterweltliche Reichsrathssitzung; oder die Quelle der Verwirrungen in gegenwärtiger Zeit. Nebst einem Anhang über die Gerichtssitzungen in der himmlischen Welt. 2te Auflage, mit einer Zugabe: Acht Seligkeiten für unsere Zeit. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Jahr 1850 in seiner wichtigen Bedeutung. Letzte prophetische Worte des jüngst zu Straßburg verstorbenen 91jährigen Benedictinermönchs Paola. Von dessen Beichtvater, dem Pater Clemens niedergeschrieben zum Nutzen und Frommen der ganzen Menschheit. Nebst einem Nachwort. 5te Auflage. Lützenburg, Kems u. Comp. 16. 2 Ngr.

Schubert, A., Nieswurz für Demokraten in kleinen Dosen den politischen Patienten unserer Zeit verschrieben. Der kurzen Sätze und Bemerkungen Dr. A. Schubert's 3te vermehrte Auflage, herausgegeben vom Verleger. Berlin, G. Bethge. 8. 1½ Ngr.

Sirt, C. H., Sendschreiben an Hrn. Pfarrer Löhe und seine Gesinnungsgenossen. Ein Votum über die Beschlüsse der letzten bayerischen General-Synode. Schweinfurt, Giegler. Gr. 8. 4 Ngr.

Sporschil, J., Historische und rechtliche Beleuchtung des von Preußen, Sachsen und Hannover ausgegangenen Verfassungsentwurfes für das deutsche Reich sowie der von den drei Kronen veröffentlichten authentischen Auslegung mit besonderer Rücksicht auf den österreichischen Kaiserstaat. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Stengel, G., Der Bauer und der Revierförster. Zeitgedicht. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 1 Ngr.

Strauß, J., Ein Wort der Wahrheit und vollen Ernstes in der gegenwärtigen Zeit. Zunächst an die bayerischen Landtags-Abgeordneten, dann auch an alle geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, sowie an Alle, die sich mit Verbesserungen des Volkswohls befassen. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ueber die hohe Bedeutsamkeit eines katholischen Gotteshauses. Predigt gehalten bei Gelegenheit der Einweihung der neuen katholischen Kirche zu Wiesbaden am 19. Juni 1849. Von Peter Joseph, Bischof von Limburg. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 2 Ngr.

Wahl-Katechismus für alle Preußen in welchen der Sinn für ächte Religiosität, deutsche mannhafte Treue und thatkräftige Redlichkeit noch nicht ganz abgestorben ist. Dargelegt in einem Gespräch zwischen einem Bauer und einem Justizrath. Eine Erläuterungsschrift über die in Preußen jetzt bevorstehenden neuen Wahlen für die zweite Kammer. Nebst einem Nachwort über das neueste Wahlgesetz vom 30. Mai, so wie über die dazu gehörige Ausführungs-Verordnung vom 31. Mai und die officielle Erläuterung vom 18. Juni d. J. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1½ Ngr.

Weissagungen auf unsere Zeit und die zukünftigen Geschlechter von den Propheten Spiel-Bähn, dem alten Jasper, dem Cardinal Laroche ꝛc. auf unsere Zeit bis zum J. 2000, dem Ende der Welt. Mit erläuternden Erklärungen und der Lebensgeschichte Spiel-Bähns. 2te Auflage. Bonn, Wittmann. 16. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 190. —— 9. August 1849.

Schweizerische Geschichten.

1. Die Thaten und Sitten der Eidgenossen. Ein Handbuch der Schweizergeschichte von Johann Melchior Schuler. Der dritten neu bearbeiteten und vermehrten Auflage zweite Ausgabe. Vier Bände. Zürich, Schultheß. 1842—47. 8. 5 Thlr.
2. Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft der dreizehn Orte und die Umbildung derselben in eine Helvetische Republik. Von J. J. Hottinger. Zwei Abtheilungen. Zürich, Höhr. 1844—46. Gr. 8. 2 Thlr. 11½ Ngr.
3. Geschichte der Republik Zürich. Von Bluntschli. Erster und zweiter Band. Zürich, Schultheß. 1847—48. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
4. Mémoires de *F. de Roverea*, écrits par lui-même et publiés par *C. de Tavel*. Vier Bände. Zürich, Schultheß. 1848. Gr. 8. 7 Thlr. 14 Ngr.
5. Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogenannten Restaurationsepoche. Aus den Urquellen dargestellt von Anton von Tillier. Zwei Bände. Zürich, Schultheß. 1848—49. Gr. 8. 4 Thlr.

Wenn es sich als zuverlässiges Merkmal der politischen Reife eines Volks betrachten läßt, daß es eine unbefangene Darstellung seiner eigenen Geschichte nicht nur erträgt, sondern mit Eifer fördert, so muß diese Reife den Schweizern mit vollem Rechte zugesprochen werden. Denn in erfreulichem Gegensatze zu der Ungunst mit der sie wissenschaftliche Bestrebungen die nicht den nächsten Interessen des praktischen Lebens zugewendet sind häufig kämpfen lassen, wird bei ihnen das Gebiet der vaterländischen Geschichte auf das fleißigste bebaut, und den Forschungen auf demselben eine Theilnahme geschenkt deren sich andere Zweige der Literatur selten zu erfreuen haben. Seit Johannes v. Müller, den seine Verehrer nicht so sehr überschätzten als seine Gegner ihn herabwürdigten, den für den Augenblick freilich erfolglosen, aber genialen und patriotischen Versuch machte das historische Bewußtsein der alten Eidgenossenschaft zu beleben, und sie im Geiste jener Ideen die in der Vorzeit so Großes gewirkt zu verjüngen — seit diesem vielfach bekrittelten, aber des besten Dankes der Nachwelt werthen Versuche hat eine Reihe trefflicher Männer sich bemüht die Lücken auszufüllen die das von Müller in seinen ersten Umrissen entworfene großartige Bild verunstalteten. Das Unternehmen selbst, das Letztern stürmische Lebensschicksale zu vollenden hinderten, haben, in seine Fußstapfen tretend, Glutz-Blotzheim, Hottinger, Monnard und Vulliemin zum Ziele geführt; daneben sind jedoch die reichen Schätze, die ein seiner Natur nach mehr auf übersichtliche Ergebnisse abzielendes Werk nur in beschränktem Umfange zur Schau stellen durfte, von andern Forschern ämsig ausgebeutet und zu ergänzenden Schilderungen benutzt worden. Auf einige dieser Schilderungen haben wir die Aufmerksamkeit unserer Leser schon früher gelenkt; die vorliegenden aber bieten weit umfassendere Gesichtspunkte dar, und nöthigen uns deshalb uns nur auf die hervorragendsten zu beschränken.

Dem unter Nr. 1 angezeigten Handbuche hat ein bewährter Kenner und Lehrer der Geschichte ein Zeugniß ausgestellt das auch ohne den Beifall der dem Werke in ausgedehnten Kreisen zu Theil geworden dessen Werth hinlänglich verbürgte. Er rühmt ihm gründliche und gewissenhafte Quellenforschung, eidgenössische, christliche, über confessioneller Leidenschaft stehende Gesinnung, volksthümliche Darstellungsweise, ungesuchte und faßliche Sprache nach, und wir können dieses günstige Urtheil Hottinger's im Allgemeinen nur bestätigen. Dem Plane treu den der Verf. bei seiner Arbeit zum Grunde legte, und die Eidgenossenschaft als eine Gesellschaft betrachtend, „die bald mehr, bald weniger Gemeinsames hat und sich dafür vereinigt, in der aber jedes Glied eine unabhängige, freie Person ist, die ihre eigene Haushaltung führt", trennt er die Geschichte der den eidgenössischen Bund bildenden Staaten in eine gemeinsame und eine besondere, ohne in die bei solcher Trennung sich leicht aufdringenden Wiederholungen zu verfallen. Vorzugsweise berücksichtigt er aber überall die Culturzustände, und hat, um die Entwickelung derselben anschaulich darzustellen, eine Fülle der anziehendsten Thatsachen gesammelt, die gerade über die scheinbar unfruchtbarsten Zeiträume der schweizerischen Geschichte, nämlich das 17. und 18. Jahrhundert, sehr dankenswerthe Aufschlüsse geben. Daß er die Vorzeit und namentlich die Entstehungsgeschichte des eidgenössischen Bundes so darstellt wie die Sage sie auffaßt, ohne sich durch die Ergebnisse der neuesten Forschungen beirren zu lassen, kann man ihm wol kaum zum Vorwurfe machen, da er wesentlich ein Volksbuch zu schreiben beabsichtigte. Auch ist einem Geschichtschreiber der, um J. v. Müller's Worte zu ge-

brauchen, seinen persönlichen Gefühlen Stillschweigen gebietend, nur die Stimme der verflossenen Geschlechter und den Geist der Altvordern reden lassen wollte — es ist einem solchen Geschichtschreiber nicht zu verdenken, daß er die Farben zu seinem Gemälde nicht von dem eben herrschenden Zeitgeschmack entlehnte. Hingegen brauchte er sich, um die Unabhängigkeit seiner Gesinnung zu wahren, mit letzterm nicht in allzu grellen Widerspruch zu versetzen und, einer übrigens sehr erklärlichen Vorliebe huldigend, den laudator temporis acti selbst dort zu spielen, wo die Gegenwart mit vollster Berechtigung auftritt. Dies ist ihm aber häufig genug begegnet, sodaß man zuweilen einen reactionnairen Parteischriftsteller aus der Schule Haller's oder Hurter's zu lesen glaubt, der um eine Lieblingstheorie durchzuführen die Thatsachen willkürlich gruppirt, und sich in die bedenklichsten Widersprüche verwickelt. Schuler tritt allenthalben zu Gunsten des Bestehenden in die Schranken; nur nicht zu Gunsten der Landvögte gegen die drei Länder, und der römisch-katholischen Kirche gegen die Reformatoren. Wo sich Widerstand gegen geistige oder leibliche Knechtschaft regt, schlägt er sich zu den Unterdrückern, und kaum hat er ein leises Wort des Tadels für das Treiben jener politisch-kirchlichen Orthodoxie, die gerade, weil ihr alle reformirende Thätigkeit ein Gräuel war, den Untergang der alten Schweiz durch die Revolution verschuldete. Bezeichnend für diese Denkungsweise ist was er z. B. über die Censur bemerkt, welche in der Schweiz vielleicht die an Abgeschmacktheiten reichste Geschichte hat. Es heißt dort, wo von den Jugendbestrebungen der geistreichen Züricher, Bodmer, Breitinger, Meister u. A., die Rede ist:

Wenn die Censoren, geleitet vom herrschenden Geist, bisweilen jedes freiere Wort anfeindeten und die Schriftsteller neckten, so mußten sie auch etwa pflichtmäßig der Ungebundenheit die junge, muthwillige, satirische Schriftsteller suchten in dem Weg stehen. Es wechselte freundliche und unfreundliche Censur, und sie war ohne Zweifel unreifen, jungen Männern oft noch heilsam, indem sie dieselben zu Umsicht und Bescheidenheit nöthigte. Welcher Schriftsteller von Ehre und Rechtlichkeit sähe sich aber nicht lieber einem wunderlichen Censor jener rohen Zeit, dem vielleicht bald ein billigerer folgte, unterworfen, da man ihn doch kennen, vielleicht belehren und umstimmen, und bei zu großer Unbill am Ende bei den Obern belangen konnte, als sich hingegen preisgegeben sehen einer zuchtlosen Horde namenloser schmähsüchtiger Scribler, die bei gesetzloser frecher Preßfreiheit ihn durch öffentliche Blätter in allen Schenk- und Schwatzhäusern verleumden und dem Volkshaufen zur Verfolgung verwerfen? Gewiß hindert diese Freiheit viel mehr die Erscheinung guter Schriften, und ist unendlich gefährlicher für Ehre und Sitten, Recht und Ruhe als die strengste Censur, die zwar etwas Gutes hindern, jene aber alles Böse und Gutes Zerstörende fördern kann. Das lehrt die Erfahrung.

Da sich der Spielraum für solche Ansichten desto mehr erweitert, je näher die Geschichte der Gegenwart rückt, so ist es, bei allen sonstigen Vorzügen des besprochenen Werks, kaum zu bedauern, daß es nur bis zur Revolutionsperiode reicht. Bei der Einseitigkeit womit Charaktere wie Rousseau und Laharpe geschildert, bei der Strenge womit die Bestrebungen der züricherischen Landleute urkundlich verbriefte Rechte zurückzuerlangen verurtheilt, bei dem Eifer womit die Engherzigkeit und Beschränktheit der damaligen Regenten beschönigt werden, wäre eine unbefangene Auffassung dieser Periode nicht zu erwarten gewesen. Auch hat sie bereits in Tillier einen gewissenhaften und unparteiischen Geschichtschreiber gefunden, während Hottinger Allen die auf diesem fruchtbaren Felde Nachlese halten möchten mit seinem unter Nr. 2 genannten Werke den Weg zeigte und die Bahn ebnete, Hr. v. Tavel aber ihnen in den Denkwürdigkeiten seines Schwiegervaters Roverea sehr reichhaltigen Stoff zur Verarbeitung zuführt.

Durch die gewählte Form auf engere Grenzen beschränkt, und darauf angewiesen die bedeutsamern und eingreifendern Momente des Zeitraums den er schildern wollte herauszuheben, beabsichtigte Hottinger durch das Charakterbild der alten Eidgenossenschaft zur Zeit ihrer Umgestaltung das Verständniß der Zustände der neuen zu erleichtern, und vermittelnd und versöhnend auf die Parteien einzuwirken. In einem Lande lebend, wo durch die täglich sich vervielfältigenden Erzeugnisse der freien Presse das Volk unaufhörlich angesprochen und bearbeitet, irregeführt oder belehrt wird, hielt er es als Historiker für Pflicht auch seinerseits zu diesem Volke zu sprechen, ihm in seiner Geschichte zu zeigen wie jederzeit dieselben Leidenschaften und Widersprüche, denen es noch so gern sich hingibt, bestraft worden; wie alle Macht die nicht auf Wahrheit und Gerechtigkeit ruht sich unzuverlässig erwiesen; wie die feinsten Berechnungen kleiner Selbstsucht ihr Ziel verfehlt haben. Sein Werk durchweht ein Geist wohlthuender Milde, die der Personen schont ohne den Grundsätzen Etwas zu vergeben, und nirgend stößt man darin auf jene einseitigen oder unbilligen Urtheile, die bei Ereignissen welche der Gegenwart so nahe liegen so schwer zu vermeiden sind. Mit Recht sieht Hottinger in Steiger und Laharpe, dem berner Schultheißen und dem waadtländer Revolutionnair, die Vertreter des Princips der alten und der neuen Zeit in der Schweiz, und läßt den Gegensatz zwischen diesen beiden gleich ehrenwerthen, aber durch die Lage der Dinge in feindlichen Zwiespalt gedrängten Staatsmännern in sehr gelungenen Schilderungen hervortreten. Indem er auf den Eindruck zu sprechen kommt den die Nachricht von den revolutionnairen Bewegungen in Frankreich auf die schweizerische Aristokratie hervorbrachte, sagt er:

Einem Patriciate dem Herrschen Bedürfniß, Gewohnheit und Erhaltungsmittel war, das in Regenten- und Offizierstellen, oder der adeligen Muße des Landlebens den einzigen Gegenstand seiner Bestrebungen sah, mußte eine Revolution doppelt verhaßt sein welche, von den bisher unterworfenen Classen ausgehend, die Gefühle der Gleichstellung derselben mit allen höhern anregte, die Volkssouverainetät als Grundsatz aussprach, dem verachteten Plebejer den Weg zu den ersten Stellen bahnte, allen Standesunterschied, die einzige Schutzwehr bevorrechteter Mittelmäßigkeit, aufhob. Das war die Ansicht der Aristokraten von gewöhnlichem Schlage. Höher und edler stand eine andere Classe, an ihrer Spitze ein Mann der in der Geschichte seines Vaterlandes in ruhmvoller und bleibender Erinnerung

leben wird. Niklaus Friedrich v. Steiger, damaliger Schultheiß von Bern, verband mit trefflichen Naturanlagen einen entsprechenden Charakter und eine durch Universitätsstudien, Reisen und reiche Lebenserfahrungen gebildete Einsicht. Schon auf dem Jüngling ruhten die Blicke seiner Mitbürger mit Auszeichnung. Vom sechsundzwanzigsten bis zum fünfunddreißigsten Altersjahre hatte er die ehrenvolle Stelle eines Schultheißen des äußern Standes bekleidet; dann trat er nach der Berechtigung die an dieselbe geknüpft war in den Großen Rath ein, und rückte durch alle Mittelstufen bis zur obersten Staatswürde vor. In dem Jahre wo Dieses geschah (1787) ward in Paris die Versammlung der Notabeln eröffnet....

Die Gefahren welche Europa von Frankreich aus bedrohten, und das Bedürfniß eines Einverständnisses zum Behufe von Gegenmaßregeln mit staatsmännischem Scharfblicke erkennend, hatte Steiger schon 1790 zwei Denkschriften zur Mittheilung an die sardinische und die britische Regierung verfaßt, und somit er der Republikaner in dem Kampfe der sich vorbereitete und, auf die Spitze getrieben, zwischen Privilegienherrschaft und Volksfreiheit den Ausschlag geben mußte, entschieden zu Gunsten der erstern Partei ergriffen. Und wer konnte es wol, fragt Hottinger, dem Schultheißen von Bern verargen, wenn er, auf die Verhandlungen im Rathssaale, auf die Zeughäuser, die Landstraßen, die wohlhabenden Dörfer, den blühenden Ackerbau, wenn er, auf die ganze Geschichte seines Cantons blickend, die Verfassung desselben nicht mit dem Landsgemeindenregiment der demokratischen Cantone vertauschen wollte? Zu etwas Aehnlichem aber hätte es in letzter Instanz doch kommen müssen, wenn die Aristokratie beseitigt ward, jene Aristokratie der bei allen ihren Gebrechen unleugbare Vorzüge eigen waren. In unserm dermaligen demokratischen Nationalleben, fährt Hottinger fort, begegnen uns selten mehr jene patriarchalischen Tugenden einer frühern Zeit, pflichtmäßige Sorge und aufopfernde Hingebung der Einen, treue Anhänglichkeit der Andern, Heiligkeit der Sitten der Väter im Volksglauben, Ehrfurcht gegen das Alter, Familienehrenfestigkeit, religiöse Erhaltung und Fortpflanzung des Pflichtgefühls; aber wir, die ältern des jetztlebenden Geschlechts, kennen dieselben noch in mancher schönen Erscheinung aus der Erinnerung, und wol beschleicht uns zuweilen mitten in der Prosa einer immer mehr dem materiellen Treiben sich zuwendenden Gegenwart ein sehnender Rückblick auf die ganz andere Gestaltung einer gemüthlichern Vergangenheit. In solchen Betrachtungen mag dann auch die Rechtfertigung eines Steiger liegen, wenn wir ihn mit aller Entschiedenheit gegen die Französische Revolution und ihr Princip Partei nehmen sehen. Hätten alle schweizerischen Aristokraten wie Steiger gedacht, gelebt und gehandelt, sie würden sich behauptet haben; aber nicht im Namen, in der Gesinnung liegt die Würde. Eigene Ausartung mehr als die Macht des Feindes hat die schweizerische Aristokratie gestürzt, und sie wird auch andere stürzen.

Zu diesem Sturze der schweizerischen Aristokratie hat kein Mann einen kräftigern Anstoß gegeben als Friedrich Cäsar Laharpe, keiner ist aber auch von der Parteiwuth leidenschaftlicher verfolgt worden als er. Selbst die Besten hielten ihn in einzelnen Momenten seines Lebens für einen Bösewicht. Usteri klagte ihn als Hochverräther an, und J. C. Zellweger, sein nachheriger Freund, erklärte offen, daß, wenn er ihn damals angetroffen hätte, er geglaubt haben würde seinem Vaterlande durch dessen Erdolchung einen Dienst zu leisten. Das will auch sein Biograph Monnard nicht leugnen, daß er heftig, durchgreifend, in einem Abschnitte seines Lebens, freilich erst nach großen Reizungen, von unedelm Rachegefühl geleitet gewesen sei. Dieses aber erlosch in spätern Jahren, und es blieb nur ein felsenfester, ehrenwerther, in Freundschaft und Wohlwollen treuer, gemeinnütziger Mann übrig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Literatur in England.

1. Ludwig von Rochau.

Das „Reiseleben in Südfrankreich und Spanien" von A. L. von Rochau hat erst bei den Lesern der „Allgemeinen Zeitung", dann als gesammeltes Werk in weitern Kreisen so vielen und verdienten Beifall gefunden, daß man nicht eben besonders neugierig zu sein braucht um das Urtheil des strengen „Athenaeum" über das nun im englischen Gewande: „Sketches from the life, on a journey trough the south of France and Spain" (2 Bde., London 1849), erschienene Buch gern hören zu wollen. Es drängt sich in Folgendes zusammen: „Von den persönlichen Eindrücken welche Selbstgesehenes und Selbsterlebtes auf uns machen ist Hr. v. Rochau kein ausgezeichneter Maler. Seine Schilderungen haben aber den Vorzug, daß er sie an Ort und Stelle niedergeschrieben. Den Eindruck neuer Scenen wie die Freuden und Leiden seiner täglichen Wanderung hat er sofort zu Papier gebracht mit der ganzen Wärme des ersten Moments. Schon Dies würde genügen den Berichten über ein Land wie das von ihm bereiste sogar aus minder gewandter und graphischer Feder Interesse zu verleihen. Abgesehen von einer gewissen Schalheit welche sonderbarerweise dem gewöhnlichen Schreiben für Zeitungen untrennbar anzuhängen scheint, und von einer Beobachtungsader welche mitunter in flache Sentimentalität ausläuft oder eine tadelsüchtige Wendung nimmt, ist Hr. v. Rochau ein heiterer, offenherziger und verständiger Briefschreiber, Einer der die Kreuze ruhig trägt welche den Reisenden in Spanien erwarten, der mit raschem Blicke die charakteristischen Züge des Landes und seiner Bewohner auffaßt, und keinen Mangel an Gefühl zeigt für Alles was malerisch oder auffallend, in beiden Beziehungen verdächtig oder anlockend ist. Er genoß dabei den Vortheil das Spanische fertig zu sprechen, auch von der spanischen Literatur und Geschichte Etwas zu wissen, obschon er in diesen Punkten keineswegs untrüglich ist.... Er hat überdies genug von andern Ländern gesehen um vergleichungsweise urtheilen zu können, und ist ohne besonders ausgebildeten Kunstgeschmack doch im Stande der betreffenden mannichfachen Erzeugnisse je wie sie ihm begegnen sich rückhaltlos und aufrichtig zu freuen. Bedenken wir außerdem den ursprünglichen Zweck für welchen er schrieb, so müssen wir das Gemessene seines Tons wie den Umfang seiner politischen Mittheilungen gleichmäßig loben. Er gibt selten mehr als eben nöthig ist die Verhältnisse klar zu machen in welchen das Land zur Zeit seines Besuchs sich befand.... und so können wir wol im Ganzen von dem Buche sagen, daß es in mehrfacher Hinsicht einen unterhaltenden und wir glauben zuverlässigen Bericht über ein Land erstattet welches besser gekannt zu werden verdient als es der Fall ist. Die Genauigkeit des Berichts in Betreff des ersten Theils der Reise können wir auf Grund persönlicher Erinne-

rungen verbürgen. Allem Anscheine nach müssen wir dieselbe Reise in fast denselben Tagen des Frühlings 1845 von Paris aus gemacht haben, sodaß wir Zeugniß geben können von der Wahrheit seiner Mittheilungen über Klima und Scenerie des nördlichen Spaniens, wie vieler seiner Schilderungen des damaligen Lebens und der Zustände in den Städten, die wir — wenn nicht Alles trügt — gemeinschaftlich gesehen."

2. Rellstab's „1812".

Bei Gelegenheit einer Anzeige des ins Englische übertragenen wohlbekannten deutschen Romans „1812" („Eighteen hundred and twelve, an historical romance; from the German, by *Mary Norman*", 3 Bde., London 1849) urtheilt das „Athenaeum": „Daß die Deutschen, wenn sie sich niedersetzen einen historischen Roman zu schreiben, langweilig werden steht fest. Es steht aber auch fest, daß sie ihren Gegenstand völlig innehaben. Zum tausendundersten mal wiederholen wir — und wir wissen wahrhaftig mehr Geschichten als selbst Scheherasade gewußt hat —, daß die Ausführung für die Langeweile entschädigt. Der einzige unverzeihliche Fehler einer Dichtung besteht darin, daß der Dichter sie nicht ernstlich meint, und leider haben in England ein Uebermaß von Production und immerwährende Rücksichtsnahme auf die Launen — nicht zu sagen Geschmäcke — unserer Lesewelt diese Krankheit zu einer Art Epidemie gemacht.... Dennoch leben wir uns eine gute Novelle oder einen wahrscheinlich-unwahrscheinlichen Roman. Zu letzterer Classe gehört «1812». Er beginnt damit, daß ein junger Deutscher in geheimnißvoller Weise einer jungen Schönen über den Simplon forthilft. Ein unvorhergesehenes Ereigniß trennt sie — wer könnte glauben auf immer? Der Novellist thut was ein Novellist vermag, durch Wechsel der Scene, der Kleidung, des Namens, der Familie — und die Art wie aus jeder Hauptperson jemand Anderes wird, macht seiner Erfindungsgabe die größte Ehre — uns in jenen Glauben hinein zu ängstigen; aber «nur nicht ängstlich!» So werden wir von Buch zu Buch gezeckert, ziemlich gewiß, daß, obschon Bianca einen Mann heirathet den sie haßt, und Ludwig unter Napoleon Soldat wird, um den übeln Folgen seiner ritterlichen, einem proscribirten Dämchen geleisteten Dienste zu entgehen, der Tod erscheinen werde den Ehebund zu lösen, und die Wechselfälle des russischen Feldzugs den Soldat befreien werden. Nachdem wir uns den Leser in dieser erquicklichen Erwartung beigesellt, verweisen wir ihn auf den Roman, damit er sie erfüllt oder — mag sein — sich getäuscht sehe. Doch können wir ihn nicht scheiden lassen ohne zu bemerken, daß einige der schlagendsten Stellen jener fürchterlichen dem Ehrgeize ertheilten Lehre — Napoleon's russischem Feldzuge — hier nachdrucksvoll hervorgehoben und gezeichnet sind. Das Einrücken der französischen Armee in Moskau, der Brand der Stadt und die Wintergräuel des Rückzugs werden wie gesagt in peinlichen, aber kräftigen Zügen vorgeführt. Aus solchen Gründen können wir dem Romanleser alten Schlags «1812» mit gutem Gewissen empfehlen." 10.

Lesefrüchte.

Das Testament der Madame Recamier.

Diese Blätter berichteten bereits über den Tod der Madame Recamier. Das feine Zartgefühl welches diese Frau in ihrem ganzen Leben bekundet hat findet man auch noch in ihrem Testamente wieder. Die folgenden Vermächtnisse mögen Dies bezeugen: „Dem Museum von Lyon hinterlasse ich das Gemälde der Korinna, von Gérard gemalt, welches in meinem Salon der Abbaye-aux-Bois aufgestellt ist. Meinem Wunsche gemäß möge man auf den Rahmen dieses Gemäldes bemerken, daß ich es als ein Geschenk von dem Prinzen August von Preußen empfing. In dieser Weise möchte ich durch die meiner lieben Vaterstadt dargebrachte Huldigung das Andenken der Frau von Staël und des Prinzen August aneinanderknüpfen. Hinzu füge ich die Copie meines Portrait, welches Minardi nach einem Gemälde Gérard's gezeichnet hat. Ferner hinterlasse ich dem Museum von Lyon die kleine Gruppe der Grazien, einen ersten Gedanken Canova's; sie ist von ihm selbst modellirt und später mit gewohnter Meisterschaft von ihm in Marmor ausgeführt worden. Dem Museum von St.-Malo, der Geburtsstadt des Hrn. v. Chateaubriand, vermache ich das Eudora und Cymodocea darstellende, von Tenerani in Rom gearbeitete Basrelief in Marmor, ferner die Zeichnung der Atala, eine Copie des Gemäldes von Girodet, endlich den Entwurf Fragonard's, in dem mich dieser am Bord des Meers sitzend hat darstellen wollen. Dem Museum von Versailles hinterlasse ich das Bild der Frau von Staël, von Gérard gemalt."

Findelkinder in Frankreich.

Vor 1819 hat man keine officielle Angabe über die Zahl der Findelkinder in Frankreich gehabt. Im J. 1784 hatte sie Necker auf 40,000 geschätzt, 1811 berechnete man sie auf 60,000, allein man mag hierbei nicht vergessen, daß Frankreich in dieser Zeit des blühenden Kaiserreichs 130 Departements und eine Bevölkerung von beinahe 40 Millionen Seelen hatte. Im J. 1819 betrug die Zahl der noch nicht 12 Jahre alten Findelkinder 99,346, 1825 117,315, 1830 118,073. Am höchsten war ihre Zahl 1833 gestiegen, nämlich auf 129,699; seit dieser Zeit ist eine Verringerung eingetreten, so zwar, daß die officielle Angabe für das Jahr 1838 nur 95,624 nennt, also weniger als in irgend einem Jahre nach 1819. In den letztverflossenen zehn Jahren ist es bei der Zahl von 95,000 durchschnittlich geblieben. Die Ausgabe welche der Staat für Zieh- und Pensionskosten macht betrug im J. 1845 nicht weniger als 6,673,018 Francs. 40.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen:

Histoire de la révolution de 1848.

Par

A. de Lamartine.

2 vol. (En 8 livraisons.) In-8. 2 Thlr.

Ferner von demselben Verfasser:

Les Confidences. 1 vol. (En 5 livr.) In-8. 1 Thlr.
Raphaël, pages de la vingtième année. 1 vol. In-8. 22½ Ngr.
Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 8 Thlr.
Geschichte der Girondisten. Aus dem Franz. 8 Bände. 8 Thlr.

Mémoires d'outre-tombe.

Par

M. de Chateaubriand.

En 10 vol. Tome 1 à 5. Jeder Band 15 Ngr.

Mémoires d'un médecin.

Par

Alexandre Dumas.

Tome 1 à 14. In-8. Jeder Band 15 Ngr.

Mit dem 12. Bande begann die neue Serie dieses interessanten Romans unter dem Titel „*Le collier de la reine*", welche auch ein selbständiges Ganze bildet.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 191. — 10. August 1849.

Schweizerische Geschichten.

(Fortsetzung aus Nr. 190.)

Nach der nöthigen Vorbereitung in den Schulen seiner Vaterstadt Rolle und dem Seminar in Haldenstein, Cantons Graubündten — so erzählt Hottinger, die von Mennard veröffentlichten biographischen Notizen benutzend —, hatte Laharpe in Genf und Tübingen studirt, und am letztern Orte im Alter von 20 Jahren die juridische Doctorwürde erhalten. Er ward Advocat und, durch einen gewonnenen Rechtshandel von Bedeutung bekannt, nach Bern versetzt, wo er vorzüglich die Processe seiner Mitbürger vor der sogenannten wälschen Appellationskammer führte. Die hier übliche Processform sprach ihn nicht an. Noch mehr aber fühlte er sich durch eine Menge von Kleinigkeiten verletzt, die ihm täglich den Unterschied selbst zwischen dem geringsten Bürger der Hauptstadt und dem Unterthan aus dem Pays de Vaud, mochte er in seinem Vaterlande noch so angesehen sein, fühlbar machten. Ein Vorfall, wozu ihm dieser Unterschied Anlaß gab, hatte entscheidenden Einfluß auf den Lebensgang des jungen Mannes. Laharpe stand in freundlichen Verhältnissen mit Hrn. v. Steiger, gewesenem Schultheißen von Thun, einem der unterrichtetsten und unabhängigsten Mitglieder des oberen Gerichtshofs und zugleich einem der ausgezeichnetsten Männer der Republik. Häufig unterhielten sie sich über wissenschaftliche Gegenstände. Einst hatte nun Laharpe die Sache eines Clienten zu führen dessen etwas derbe Ansprüche den Gerichtshof gewaltig misstimmten. Seiner Gewohnheit nach kam er zu Hrn. v. Steiger. Ohne sich vom Stuhle zu erheben, warf dieser dem jungen Waadtländer einen stolzen Blick zu und fuhr ihn mit den Worten an: „Was soll dieses Benehmen? Wir wollen Nichts wissen von diesem genferischen Neuerungsgeist im Waadtlande. Wißt Ihr nicht, daß Ihr unsere Unterthanen seid?" „Nein", unterbrach ihn Laharpe mit derselben Heftigkeit, „wir sind es nicht. So gut wie Sie selbst sind wir nur der Republik und den Gesetzen unterworfen, und anerkennen keinen andern Herrn." Darauf stimmte Steiger zwar einen mildern Ton an und suchte einzulenken, doch die Verletzung hatte stattgefunden. Von einem zwar blos übermüthigen, aber unbedeutenden Junker, an denen es in Bern freilich zu keiner Zeit gefehlt, würde Laharpe sie vielleicht mit stillschweigender Verachtung hingenommen haben; allein sie kam von einem Manne an dessen Achtung ihm gelegen war, und ließ ihn schmerzlich empfinden, daß selbst ausgezeichnete Charaktere dem Einflusse des Kastengeistes sich nicht mehr zu entziehen vermögen, da wo derselbe einmal so tief eingewurzelt ist. Er verließ Bern und ging nach Rußland.

Die Art wie Laharpe vom Hofe Katharina's aus auf seine Landsleute einwirkte zog ihm den heftigsten Unwillen der berner Regierung zu, sodaß er nach seiner Entfernung aus Rußland das Vaterland meiden und, weil er demselben nahe bleiben wollte, in dem Grenzorte Genthod sich niederlassen mußte. Hier wanderte er oft zum Marksteine an der schweizerischen Grenze, und sandte sehnsüchtige Blicke in das geliebte Waadtland, an dessen politischem Horizonte schwere Wolken lagerten. Ein ihm vorzüglich theurer Verwandter, der nachherige französische General Amadeus Laharpe, war zum Tode verurtheilt und sein Vermögen eingezogen worden. Andere seiner Freunde lebten flüchtig im Auslande, oder büßten im Kerker ihre Thätigkeit für die Sache die ihm Lebenszweck geworden war. Er selbst sah sich von Spähern umgeben, ein Verhaftsbefehl war gegen ihn erlassen worden, Genthod bot ihm nicht länger Schutz. Da reiste er nach Paris, zum Kriege auf Leben und Tod gegen seine Verfolger entschlossen. Römer mehr als Christ, sagt Hottinger, Waadtländer vor Allem, hatte er das starke, aber leidenschaftliche Herz dem finstern Dämon der Rache geöffnet, und keinen furchtbarern Feind fand die berner, fand überhaupt die schweizerische Aristokratie als diesen Mann, dessen Sittenstrenge, dessen antik-republikanischer Charakter ihn hoch über den verächtlichen Schwarm so Vieler stellte die von der Freiheit nur Ungebundenheit, von der Gleichheit nur Theilung der Güter erwarteten.

Während Laharpe in Paris Alles aufbot um sein Ziel, den Sturz der schweizerischen Aristokratie und die Unabhängigkeit des Waadtlandes, zu erreichen, mühte sich der Schultheiß Steiger umsonst ab die Gesammtkraft der alten Eidgenossenschaft zum Widerstande gegen die Revolution in Bewegung zu setzen. Und als diese Bemühungen an der Unmöglichkeit gescheitert waren einem so vielgestaltigen und so lose zusammenhängenden Conglomerate

einen festen und einigen Willen einzuflößen, beschloß er noch das Aeußerste zu wagen, um sein Vaterland wenigstens vor der Schmach feiger Unterwerfung zu bewahren. Die alte Verfassung von Bern war bereits zertrümmert; der Große Rath hatte seine letzte Sitzung geschlossen, und manche seiner Mitglieder brachen als die Versammlung zur Trennung sich anschickte in lautes Weinen aus. Steiger aber schritt mit ruhiger Würde die Stufen seines erhöhten Stuhls hinunter, und sein letztes Wort war als Jemand von Capitulation sprach die Erklärung, daß er für seine Person unter keinen Umständen in eine solche eingeschlossen sein wolle. Dann warf er von der Schwelle des Sitzungssaals noch einen ernsten Blick zurück, und in unwillkürlicher Uebereinstimmung erhoben sich die Anwesenden alle voll Achtung. Der Stadtmajor von Muralt bot ihm eine Wache zur Begleitung an. „Was bedarf es Dessen?" fragte er. „Im Bewußtsein erfüllter Pflichten kenne ich keine Furcht." Nach einigen Stunden verließ er die Vaterstadt in Waffenrüstung, um auf dem Schlachtfelde, wenn alles Andere verloren sein sollte, wenigstens seine Grundsätze und seine Ehre zu retten.

Eine merkwürdige und anziehende Vergleiche darbietende, unsers Wissens aber noch nicht hervorgehobene Aehnlichkeit besteht zwischen dem Todeskampfe Berns und dem gleichzeitigen Untergange Venedigs. Beide aristokratische Republiken fielen durch dieselbe mit innern Feinden verbundene, demokratische Gleichheit zum Vorwand nehmende äußere Gewalt; beide ließen das längst drohende Schicksal rathlos über sich hereinbrechen — Venedig auch fast widerstandslos, weil dessen Oligarchie weit morscher war als die bernische, und in Manin keinen Steiger an der Spitze hatte. Manin fiel ohnmächtig nieder als er Oestreich den Eid der Treue leisten mußte; Steiger aber kehrte, nachdem er umsonst den Tod gesucht, dem angeblich befreiten, in seinen Augen aber doppelt geknechteten Vaterlande den Rücken, suchte den Fremdlingen die es überzogen überall Gegner zu erwecken, und legte endlich, besiegt doch nicht überwunden, fern von der geliebten Heimat, der alle seine Wünsche galten, sein müdes Haupt zur Ruhe. Laharpe widmete ihm folgenden Nachruf:

Du ehrwürdiger Greis, edler Feind, du bedecktest, wenn du Fehler begingst, dieselben wenigstens durch deine heldenmüthige Hingebung; unter Widerwärtigkeiten entwickelte sich erst recht dein großer Charakter in einem Alter das die Herzen sonst so gern in Eis verwandelt. Ruhe in Frieden auf fremder Erde. Die Feinde der schweizerischen Unabhängigkeit wissen, daß du mit Ernst diese wolltest. Sie wissen, daß du von den abschreckenden Gebrechen der Oligarchie rein bliebst; sie wissen, daß du Annäherung der Parteien und das gegenseitige Vergessen aller Beleidigungen wünschtest....

So war es Spätabend geworden in der alten Eidgenossenschaft — lauten Hottinger's schöne Schlußworte — und ihre Nacht brach ein. Die Aristokratie der Städtecantone, in ihrer ursprünglichen patriarchalischen Tugend und ritterlichen Kraft für das Aufblühen und den Schutz der Eidgenossenschaft ebenso wohlthätig als die Demokratie der Länder, so lange auch sie ihre Unschuld und Einfachheit erhielt, ausartend aber im 17. Jahrhundert, im 18. zu wenig scharfblickend die Vorzeichen des Umschwunges der Zeit zu deuten und, innerlich zerrissen, nicht mehr stark genug diesem Umschwunge entgegenzutreten, hatte ihre Rolle ausgespielt. Wie aber, wenn von den Seen und Thälern des Alpenlandes an seinen Bergen die Schatten immer höher emporsteigen, einzelne Riesengestalten von den Strahlen des Abendlichts umflossen noch dastehen, wie in immer glühenderm Purpur zuletzt nur noch die Schneekrone ihrer Gipfel prangt, bis auch dieser Schimmer erblassen muß, im Gemüthe aber des staunenden Wanderers das nie erlöschende Gedächtniß seines Anblicks zurückläßt — so jene Helden des alten Bern. An ungebeugten Häuptern brachen sich im reinern Glanze die letzten Strahlen der scheidenden Sonne, und die Namen werden leben im Buche der Geschichte....

Und an den Grenzen seiner Aufgabe angekommen, die fernere Entwickelung übersichtlich berührend, und mit warnendem Finger in die Zukunft deutend, faßt der hochverehrte, echt patriotische Geschichtschreiber die Ergebnisse seiner Forschungen in folgenden, der ernstesten Beherzigung werthen Sätzen zusammen:

In Bern war mit Brune's Eintreffen auch die neufränkische Gleißnerei mit ihren Folgen eingezogen. In dem Augenblicke wo man sich rüstete das reiche Nationalgut der Ueberwundenen und ihre bedeutendsten Männer als Geiseln nach Frankreich abzuführen, wurde unter einer Theaterrede des Eroberers und befohlenen armseligen Feierlichkeiten der wurzellose Freiheitsbaum errichtet, und dann ohne viel Fragens dem Volke einfach als Wille des Siegers der Beitritt auch des Cantons zu der von Ochs entworfenen Einheitsverfassung erklärt, die in ihrem leeren Wortreichthum, in ihrer mathematischen Herzlosigkeit nach wenigen Jahren zum Spotte selbst Derjenigen ward die ihr erst zugejauchzt hatten. Noch einmal tauchten neue Versuche auf herzustellen was nie wiederhergestellt werden kann; dann gab uns jene fremde Vermittlung vielleicht das Beste was wir einige Jahre hindurch hatten. Daß dieses überall abgeschafft ward, daß die Nation selbst nur Schlechteres an dessen Stelle zu setzen verstand, das hatte, nachdem wieder Frankreich verhergegangen war, die mächtige Reaction des J. 1830 und diese die Kämpfe zur Folge unter denen gegenwärtig noch das Vaterland leidet. Noch ruht dunkele Nacht auf seinem Geschicke. Wird der Morgen wieder anbrechen? Wird die Sonne wieder erleuchtend und erwärmend zugleich niedersteigen an seinen Bergen bis in die verbergensten Thäler, bis zur geringsten Hütte? Der Allmächtige weiß es. Eins ist sicher, daß uns kein todter Buchstabe mehr hilft, weder aus entschwundenen Zeiten heraufbeschworene Glaubensformeln noch neuentworfene Gesetze, wenn nicht in ihnen die Wärme eigener Ueberzeugung lebt; auch socialistische Träumereien nicht. Uns vermag nur der Geist zu retten der die Zeiten erkennt und das treue Herz eines mit erwachender Einsicht zu Recht und Pflicht zurückkehrenden Volkes; Kirche und Staat unter einfachen, naturgemäßen Formen auflebend, und da sich begegnend wo sie allein sich finden, allein sich verstehen, sich unterstützen, sich ergänzen können, in der weisen und liebenden That, mit Einem Worte, im lebendigen Christenthum. Nur auf diesem Boden vermag die Freiheit in der seltenen Ausdehnung wie die Zeit unserm Volke dieselbe gebracht hat, und wie es in noch schrankenloserm Maße sie sich selbst nehmen will, Wurzel zu fassen. Sie wird zum Fluche unter der Geißel des Uebermuths, der Selbstsucht, gesetzloser Roheit und blinder Parteiwuth; aber sie kann zum Segen werden an der Hand der Gerechtigkeit, der Religion, der edeln sich selbst beherrschenden Sitte. Schweizervolk, du hast zu wählen. Die Nachwelt wird dich und deine Führer richten.

Während Hottinger die letzten Zeiten der alten Eidgenossenschaft, zwar nicht über alle Parteien gestellt, aber allen ihr Recht gewährend, in anschaulichster Weise schil-

dert, liefern uns die unter Nr. 4 angezeigten Denkwürdigkeiten die Berichte eines mithandelnden Augenzeugen, der sich mitten im Parteigewühle bewegt. Der Oberst von Roverea, im J. 1763 aus einer alten und angesehenen waadtländischen Familie in Vevay geboren, aber bald nach seiner Verheirathung mit der Tochter eines berner Patriciers selbst in das dortige Bürgerrecht aufgenommen, widmete seine eifrigsten Dienste der nämlichen Sache die sein Landsmann Laharpe so entschieden und erfolgreich bekämpfte. An der Spitze einer aus Waadtländern bestehenden Truppenschar, die den Namen der Treuen Legion führte, nahm er an den Kriegsereignissen Theil, in denen der Heldengeist des alten Bern zum letzten male aufflackerte. Dann begleitete er den Schultheißen v. Steiger auf dessen militairisch-diplomatischen Irrfahrten, und gehörte zu den thätigsten Agenten jener Partei die unter dem Namen der Oestreichisch-oligarchischen Factien das helvetische Directorium und die französischen Proconsuln so gewaltig ängstigte, aber, soweit sie aus Schweizern bestand, ein bloßes Werkzeug der selbstsüchtigen östreichisch-englischen, Thugut-Pitt'schen Politik war. Diese ganz zu durchschauen war Roverea wol kaum im Stande, und es hätte ihm auch wenig geholfen, da ihm das Ziel welches er verfolgte keine andere Wahl ließ als sich ihr unterzuordnen. Die Einblicke jedoch welche er in das diplomatische Lügengewebe jener Tage gewann, sowie die mehr oder minder nahen Berührungen in die er mit einigen der hervorragendsten Persönlichkeiten kam, verleihen wo er sich mit solchen Schilderungen beschäftigt seinen Denkwürdigkeiten ein mehr als blos örtliches Interesse. So liefert er, um ein Beispiel anzuführen, treffliche Beiträge zur Charakteristik Suworow's, und flicht manche Einzelzüge ein welche die genauere Kenntniß jener Epoche nicht unwesentlich befördern. In den spätern Abschnitten verliert sein Werk freilich immer mehr das persönliche Gepräge, und geht zuletzt, die eigenen Lebensschicksale des Verf. ganz beiseite lassend, in eine Geschichte der Schweiz über, die indessen nur bis zur Restauration reicht. Zur Ergänzung haben Prof. Monnard, der die Herausgabe besorgte, und den Denkwürdigkeiten Laharpe's denselben Dienst zu erweisen im Begriffe steht, sowie Karl Eynard, ein Freund Roverea's, Notizen beigefügt, die uns dessen Privatcharakter im günstigsten Lichte erscheinen lassen. Gewissenhaft bis zur Aengstlichkeit, dabei aber im geselligen Verkehre liebenswürdig und milde, fand er nur keine Entschuldigung für Jene die das Waadtland in den Sturm der Revolution gerissen. Da traf er einst bei seinem Schwager, Hrn. v. Ribeaupierre, einen Jugendfreund des Letztern, einen Greis mit weißen Haaren, mit dem er sich bald in das anziehendste Gespräch verwickelte. Als sie sich trennten erkundigte er sich nach dessen Namen: es war der General Friedrich Cäsar Laharpe. Die beiden erbitterten Gegner, ja Todfeinde, hatten einander nie gesehen; jetzt, am Rande des Grabes, lernten sie einander vielleicht achten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kant und die deutsche Poesie.

In unsern Tagen kann man vielfach die Behauptung lesen, daß Kant die großartige Bewegung der deutschen Literatur und Poesie welche in den Abend seines Lebens fiel ziemlich theilnahmlos habe bei sich vorübergehen lassen. Diese Meinung ist namentlich durch Rosenkranz und Schubert, die Herausgeber von Kant's Werken, in Umlauf gesetzt. „Wir finden bei ihm nirgend eine Spur", sagt Ersterer („Studien", I, 257), „daß die ungeheuere Bewegung der deutschen Poesie, deren Zeitgenosse er war, ihn berührt, oder gar ernstlich beschäftigt hätte. Von Goethe, Schiller u. s. f. ist bei ihm nie die Rede, obwol man, da Herder sein Landsmann und Schüler mit denselben in so enge Gemeinschaft gerieth, Dies halb und halb erwarten sollte (!). Selbst Lessing's, der ihn doch auch philosophisch hätte anziehen müssen, erwähnt er nicht in diesem Sinne, sondern höchstens nur um sich einer seiner weit umgetragenen, mit seinem Namen verflochtenen, epigrammatischen Wendungen zu bedienen. Er war eigentlich nur mit Hagedorn, Bürger, Wieland, und außerdem mit Horaz und Virgil, mit Milton, Butler und Pope bekannt. Das Verständige, Humane im Wesen dieser Dichter, das Rhetorische ihrer Diction, das Elegante ihrer Phantasie sagte ihm am meisten zu. ..... Es ging Kant, dem Könige der preußischen Philosophen, hierin also ähnlich wie Friedrich II., der, indeß er machtvoll das Schicksal Deutschlands bestimmte, in der antiken und fremdländischen Literatur sich ansiedelte." Hiermit ganz übereinstimmend versichert Schubert in Kant's Biographie (Kant's Werke, Band XI, Abth. 2, S. 182): „Unter den deutschen Dichtern ging seine Kenntniß nicht weit über Haller, Wieland, Lessing und Bürger hinaus, da das Erscheinen der Meisterwerke Goethe's und Schiller's ihn im Andrange der Studien seines Systems und der Herausgabe seiner Kritiken verloren traf, und späterhin die Stumpfheit des Alters ihm die Empfänglichkeit dafür benommen hatte." Diese Aussprüche in solcher Allgemeinheit hingestellt sind jedenfalls sehr einseitig, und geeignet das Bild des großen und ehrwürdigen Weisen von Königsberg in ein falsches Licht zu stellen. Das Argument a silentio ist immer ein unsicheres und leicht trügerisches, besonders hier, wo es wesentlich auf die persönliche Charakteristik ankommt. Hier haben nun die genannten Autoritäten zuerst übersehen, daß von den deutschen Dichtern auch Klopstock als Dichter des „Messias" bei Kant sehr würdig Virgil an die Seite, und beide dem Homer und Milton entgegengehalten werden („Vom Erhabenen und Schönen", Werke, IV, 409). Kant war also fähig das Poetische in Klopstock zu schätzen, wenn er auch seinen religiösen Enthusiasmus nicht theilte. Daß aber Kant in den letzten Jahren seines Lebens ein großer Liebhaber Jean Paul's gewesen, müßte nach der gewöhnlichen Vorstellung von seinem prosaischen und trockenen Charakter sehr überraschen, wenn wir Dies nicht aus „F. H. Jacobi's Briefwechsel mit Jean Paul", II, 290, 291, erführen. Letzterer fragt nämlich aus Weimar den 22. Dec. 1799 im Namen Herder's bei Jacobi an, was Gerstenberg, der Dichter des „Ugolino", von seinen, nämlich Jean Paul's, Sachen halte. Hierauf antwortete Jacobi aus Eutin den 11. Jan. 1800: „Es mögen drittehalb Jahre sein, daß ich ihm erzählte, Kant liebe und lobe deine Schriften sehr, empfehle sie bei jeder Gelegenheit, und ihn dadurch heftig reizte sie zu lesen." Jacobi setzt noch hinzu: „Er ist ein ganz speculativer Kopf seit einigen Jahren, und ein Stock-Kantianer." Dieses Factum kann zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, sowie dieser unerwarteten Vorliebe Kant's zu Jean Paul (von diesem waren bis zu Ende des Jahres 1799 die „Auswahl aus des Teufels Papieren" 1789, „Die unsichtbare Loge" 1793, „Hesperus" 1795, „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke" 1796 erschienen, „Titan" kam erst 1800 heraus) die außerordentliche Begeisterung Jean Paul's für Kant's Werke entsprach (bei Schubert a. a. O., S. 123), welche er von Anfang an an

den Tag legte, ohne daß Kant vielleicht eine Ahnung davon hatte. Jean Paul seinerseits wird aus der Anerkennung eines Kant eine große Genugthuung geschöpft haben für jene wegwerfende Behandlung die er von Seiten Goethe's und namentlich Schiller's zu erfahren hatte. Endlich — und Dies möchte der eigentliche Ertrag dieser Betrachtung sein — werden wir mit Fug schließen dürfen, daß ein Mann welcher sich mit Klopstock und Jean Paul befreundete über das blos „Verständige, Rhetorische und Elegante" der ältern Poesie sich zu erheben gewußt, und ohne Zweifel auch von Schiller und Goethe als Dichtern, so weit sie ihm bekannt sein konnten, Notiz genommen hat, wenn sich auch bisher in seinen Schriften keine ausdrücklichen Spuren davon gefunden haben. Um so weniger dürfen wir verschweigen, daß der von Kant bei mehren Gelegenheiten an den Tag gelegte Judenhaß ihn früher abhielt Lessing's „Nathan", der überall mit Enthusiasmus begrüßt wurde, nach Gebühr zu schätzen. Unser Gewährsmann ist Hamann, welcher aus Königsberg den 6. Mai 1779 (Hamann's Schriften, VI, 79) an Herder schreibt: „Vorige Woche habe ich die zehn ersten Bogen von «Nathan» gelesen und mich recht daran geweidet. Kant hat sie aus Berlin erhalten, der sie blos als den zweiten Theil der «Juden» *) beurtheilt, und keinen Helden aus diesem Volke leiden kann. So göttlich streng", setzt Hamann hinzu, „ist unsere Philosophie in ihren Verurtheilen, bei aller ihrer Toleranz und Unparteilichkeit!" Züge dieser Art dürften in keiner Biographie Kant's die kein bloßer Panegyrikus sein will fehlen. Vielleicht können diese Fingerzeige zu einer Würdigung von Kant's Stellung zur deutschen Poesie in Zukunft befriedigendere Ergebnisse herbeiführen.

G. E. Guhrauer.

Bisher unedirte Memoiren eines Russen.

Unter diesem Titel und mit dem Beisatz: „in 10 Minuten niedergeschrieben", finden wir in den französischen Zeitungen ein Memoirenfragment, dessen Echtheit zu prüfen vielleicht verlorene Mühe sein dürfte. Die französischen Blätter finden in ihm unter einer gefälligen Form eine tiefeingewurzelte Demoralisation, und meinen, daß es im einem Augenblicke wo die Russen sich dem westlichen Europa als Befreier anbieten, und im Namen der Religion, der Familie und des Eigenthums Demokratie und Civilisation auszurotten Miene machen, doppelt interessant sei zu erfahren, welches Geistes denn jene moskowitischen Seigneurs, unsere „Befreier", seien. In möglich treuer Uebersetzung geben wir den Text dieser Memoiren:

Meine in 10 Minuten niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten.

Erstes Capitel: Meine Geburt.

Am 12. März 1763 erblickte ich das Licht der Welt. Man maß, wog und taufte mich. Ich wurde geboren ohne zu wissen warum, und meine Aeltern dankten dem Himmel ohne zu wissen wofür.

Zweites Capitel: Meine Erziehung.

Man lehrte mich alle möglichen Dinge und Sprachen. Weil ich unverschämt und ein Charlatan war, galt ich oft für einen weisen Mann. Mein Kopf wurde eine ungeordnete Bibliothek, zu der ich den Schlüssel aufbewahrte.

Drittes Capitel: Mein Leiden.

Gequält wurde ich durch die Lehrer, die Schneider, die mir zu enge Kleider machten, die Weiber, den Ehrgeiz, die Eigenliebe, wol auch durch unnütze Reue, endlich durch die Fürsten und durch meine Erinnerungen.

Viertes Capitel: Plünderungen.

Beraubt wurde ich durch die drei großen Hauptvergnügungen des menschlichen Geschlechts: den Diebstahl, die Leckerhaftigkeit und den Stolz.

Fünftes Capitel: Lebensabschnitte.

Im 30. Jahre hörte ich auf zu tanzen, im 40. den Weibern zu gefallen, im 50. der öffentlichen Meinung zu dienen, im 60. endlich zu denken. Da ward ich ein wahrer Weiser, oder was ganz Dasselbe ist, ein Egoist.

Sechstes Capitel: Schlechte Eigenschaften.

Ich war halsstarrig wie ein Maulesel, launenhaft wie eine Coquette, fröhlich wie ein Kind, schmeichlerisch wie ein Murmelthier, thätig wie Bonaparte. Ich war überhaupt Alles was ich sein wollte.

Siebentes Capitel: Wichtiger Entschluß.

Da ich niemals Herr meiner Gesichtszüge werden konnte, so legte ich meiner Zunge Zügel an, und unterdrückte die garstige Gewohnheit laut zu denken. Das brachte mir einige Ergötzlichkeiten und viele Feinde ein.

Achtes Capitel: Was ich war und was ich hätte sein können.

Ich war der Freundschaft und dem Vertrauen zugänglich. Hätte ich im goldenen Zeitalter gelebt, so wäre ich vielleicht ein ganz guter Mann geworden.

Neuntes Capitel: Achtungswerthe Grundsätze.

Ich habe mich von der Ehe und dem Stadtgeklatsch ferngehalten. Nie habe ich einen Koch oder einen Arzt empfohlen, und daher nie Jemandem nach dem Leben getrachtet.

Zehntes Capitel: Was mir gefiel.

Unter den Farben blau; unter den Gerichten boeuf au raiford; unter den Getränken frisches Wasser; unter den Theaterstücken Lustspiel und Posse; an Männern und Frauen offene und ausdrucksvolle Gesichtszüge. Ich liebte kleine Gesellschaften und Waldspaziergänge. Ich hatte eine unwillkürliche Ehrfurcht vor der Sonne; der Anblick ihres Untergangs stimmte mich oft traurig. Die Buckligen beiderlei Geschlechts übten auf mich immer einen mir unerklärlichen Reiz aus.

Elftes Capitel: Was mir nicht gefiel.

Dummköpfe und Schufte haßte ich, ebenso intriguante Frauen welche die Tugendhaften spielen; ferner Ziererei. Ich bemitleidete Die welche sich schminken, und hatte Abscheu vor Ratten, Branntwein, Metaphysik und Rhabarber. Die Justiz und die wilden Thiere flößten mir Schrecken ein.

Zwölftes Capitel: Analyse meines Lebens.

Ich erwarte den Tod furchtlos und geduldig, mein Leben war ein schlechtes Melodrama, in welchem ich Helden, Tyrannen, Liebhaber und edle Väter gespielt habe, niemals Bedienten.

Dreizehntes Capitel: Gottes Lohn.

Mein größtes Glück ist meine Unabhängigkeit von den drei Individuen die Europa beherrschen. Da ich reich genug bin, mich von den politischen Händeln fernhalte, und Nichts von Musik verstehe, so habe ich mit Rothschild, Metternich und Rossini keine Gemeinschaft.

Vierzehntes Capitel: Meine Grabschrift.

Hier liegt begraben,
Um auszuruhen,
Mit einer abgestumpften Seele,
Einem erschöpften Herzen
Und einem abgenutzten Körper
Ein alter, abgeschiedener Teufel.
Gehen Sie weiter, meine Herren und Damen!

Und der Verfasser dieser Memoiren? Diese Denkwürdigkeiten flossen angeblich aus der Feder eines der vornehmsten Adeligen von Rußland, jenes entschlossenen Mannes der der Franzosen nur die Brandruinen von Moskau übergeben wollte des Grafen Rostopschin.

40.

*) Lessing's Jugendarbeit: „Die Juden. Ein Lustspiel in einem Aufzuge." 1749. (Sämmtliche Schriften, XIX. Berlin 1827.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 192. —— 11. Auguſt 1849.

Schweizeriſche Geſchichten.

(Fortſetzung aus Nr. 191.)

Roveréa's Denkwürdigkeiten läßt ſich am füglichſten das unter Nr. 5 angezeigte Werk ſeines Standesgenoſſen Tillier anreihen, mit dem der Cyklus jener werthvollen Geſchichtsbücher geſchloſſen iſt in denen der Verf. das neuere ſchweizeriſche Staatsleben zur Darſtellung bringt. Dieſer letzte Theil ſeiner Aufgabe bot, weil der geſchilderte Zeitraum der Gegenwart ſo nahe liegt, manche Schwierigkeiten dar, die um ſo mühſamer zu überwinden waren als theils die Zuſtände der Schweiz in der Reſtaurationsepoche häufig mit denjenigen von 1798 verwechſelt, theils aber von der Parteiſucht im verſchiedenſten Sinne entſtellt werden. In erſterer Beziehung bemerkt Tillier mit Recht, die Staatseinrichtungen vor 1798 ſeien, wenn auch für das 19. Jahrhundert nicht mehr paſſend, dennoch für die Zeit in der ſie beſtanden viel haltbarer geweſen als die des J. 1814, weil ſie auf einer beſtimmten und durchgreifenden Grundlage, dem allerklimmlichen Lehenrechte, beruht, während man 1814 überall unzuſammenhängende, grundſatzloſe und darum zugleich lockere und ſchwerfällige Beſtimmungen aufgeſtellt, die in Zeiten der allgemeinen Aufregung und Erſchütterung vergeblich nach einem Grundpfeiler geſucht der ihnen zum Haltpunkte hätte dienen können. Die augenblicklichen Motive warum man Dieſes oder Jenes geſchaffen ſeien vergeſſen worden, oder ſelbſt aus dem Leben verſchwunden, daher denn auch das Gebäude das man oft mühſam und unnatürlich auf ſie geſtützt raſch zuſammengeſunken. So habe, fügt er bei, während der ganzen Reſtaurationsepoche ein beſtändiger Kampf zwiſchen Altem und Neuem ſtattgefunden, ohne daß weder das Alte noch das Neue wahr und aufrichtig geweſen. Sehr begreiflicherweiſe ſuchen aber nun die Anhänger des erſtern, auf die vielen verwerflichen Erſcheinungen ſich berufend die ſpäter auftauchten, dieſe Epoche gewiſſermaßen als Nachklang des goldenen Zeitalters darzuſtellen, während ihre Gegner nur zu geneigt ſind dieſelbe mit ebenſo einſeitiger und ungeſchichtlicher Auffaſſung als die einzige Quelle aller folgenden Uebel und Prüfungen zu betrachten. Zwiſchen dieſen beiden Anſichten die Mitte zu halten war eine Aufgabe die gerade Tillier vor Andern zu löſen berufen war; denn durch Abſtammung und äußere Verhältniſſe Kreiſen angehörend die meiſtens dem Alten mit Vorliebe zugewendet ſind hat er, durch Geſchichte und Erfahrung belehrt, nie verkannt, daß Staaten wie Menſchen dem Geſetze friedlicher, aber ſtetiger Entwickelung folgen müſſen, wenn ſie nicht in Siechthum verfallen oder ihr Daſein durch gewaltſame Umwälzungen aufs Spiel geſetzt ſehen wollen.

Daß eine ſolche Entwickelung, neben vielen an ſich ſchiefen und dem allgemeinen Beſten nicht entſprechenden Richtungen, auch in der Reſtaurationsepoche ſtattfand, daß während dieſes langen Zeitraums von Frieden, Ruhe und Ordnung, den man zum Theil der äußern Lage von Europa verdankte, für manches Beſſere Raum blieb, viele treffliche Männer mit Ehre, Würde und Unabhängigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten wirkten, in Kunſt und Wiſſenſchaft manches Vorzügliche geleiſtet wurde, Dies läßt ſich nicht verkennen. Auch an Aufſchlüſſen über die Beziehungen der Schweizer zum Auslande, ſowie den Erfolg ausländiſcher Einwirkungen auf die geſammte Schweiz und einzelne Theile derſelben iſt dieſer Zeitraum ſehr ergiebig, und auf dieſem Gebiete ſind namentlich die im erſten Bande des Tillier'ſchen Werks auf das ausführlichſte mitgetheilten Verhandlungen belehrend, die zur Errichtung des Bundesvertrags führten, Verhandlungen bei denen man wohl ausrufen kann: „Tantae molis erat romanam condere gentem.“ In welchem Sinne ein Theil der fremden Diplomatie dabei mitgewirkt haben mag, geht aus dem naiven Selbſtgeſtändniſſe hervor das der Geſandte einer großen Macht, der ſich bei dem Reſtaurationswerke beſonders thätig zeigte, Hrn. v. Tillier nach langen Jahren machte: „Lorsque je vins en Suisse à cette époque, je savais de la Suisse à peu près, que vous aviez eu treize cantons et que vous vous étiez beaucoup disputé.“ Der Einfluß dieſer Diplomatie gab nun zwar den Hauptanſtoß zum Sturze der Mediationsverfaſſung und zur Herſtellung Deſſen was in den einzelnen Cantonen von den alten Zuſtänden noch herzuſtellen war; dagegen dehnte er ſich nur in ſehr geringem Maße auf das neue Bundesſyſtem aus. Ja man gab der Geſandtſchaft die im Namen der Eidgenoſſenſchaft auf den Wiener Congreß ging die dringende Mahnung: „ſie möchte es ſorgfältig vermeiden irgend einer Garantie zu erwähnen, weil eine

ſolche mit dem Grundſatze einer vollkommenen Unabhängigkeit im Widerſpruche wäre, den die Schweiz auf keine Weiſe weder ſchwächen noch auf das Spiel ſetzen wollte". Die gerade im gegenwärtigen Augenblicke wieder laut gewordenen Gerüchte von diplomatiſchen Angriffsgelüſten gegen die neue Bundesverfaſſung (vom J. 1848) ſcheinen alſo kaum begründet, da ſich ſolche Gelüſte weder auf ſtaatsrechtliche noch, wenn ſie Auffriſchung des alten Tagſatzungsunweſens bezweckten, auf vaterſchaftliche Befugniſſe ſtützen könnten.

Ein anderer Gegenſtand, der in der Schweiz eben jetzt eifrigſt beſprochen wird, findet in Tillier's Werk vielſeitige Beleuchtung, nämlich die Truppenlieferungen an auswärtige Mächte oder die ſogenannten Militaircapitulationen. Daß ſie grundſätzlich zu verwerfen ſeien, und die neue Bundesverfaſſung ſie deshalb mit Recht unterſagt, wird wol kein Billiger in Abrede ſtellen; aber es wird auch Keiner dem Schweizer zürnen der mit Stolz auf die vielen Beiſpiele kriegeriſchen Heldenmuths und unerſchütterlich treuer Hingebung blickt die gerade jene häufig ſo leidenſchaftlich geſchmähten „Söldner" an den Tag legten. „Ueberall", ſagt Tillier, „hatten die Schweizerregimenter den unbefleckten Ruf glänzender Tapferkeit, kriegeriſcher Mannszucht und regen Sinnes für vaterländiſche Ehre kräftig und herrlich bewahrt", und zur Bekräftigung dieſes Urtheils, ſowie zum Beweiſe, daß die Schweiz manche Thaten dieſer entfremdeten, aber nicht verlorenen Söhne auf einige der glänzendſten Blätter ihrer Geſchichte zu ſchreiben hat, können wir uns jetzt wo dieſer wilde Schößling des Nationallebens bald ganz ausgerottet ſein wird nicht enthalten einen Abſchnitt aus Tillier's Berichte über das Benehmen der im Dienſte Ludwig's XVIII. ſtehenden Schweizertruppen hier mitzutheilen.

Napoleon war in Cannes gelandet. Der legitime König ſchickte ihm Regiment auf Regiment, General auf General entgegen; aber ſie dienten nur zur Verſtärkung des Feindes. Die beiden Schweizerbataillone unter d'Affry, Ueberbleibſel zweier von den vier Regimentern die den ruſſiſchen Feldzug mitgemacht, waren der Diviſion Lobau's einverleibt worden, die auf der Straße von Fontainebleau Napoleon entgegenziehen ſollte. Aber auf der Hälfte des Weges kehrten dieſe Truppen wieder um, und marſchirten auf Paris zurück, ohne daß an die Schweizer irgendwie Befehl gelangt wäre. Nur zwei aus der Hauptſtadt kommende Courriere riefen, indem ſie bei letztern vorbeiritten: „Es lebe der Kaiſer!" Es faßte nun d'Affry von ſich aus den Entſchluß gleichfalls nach Paris aufzubrechen. In Villejuif, einem Flecken mit einer eine Viertelſtunde langen, ſehr engen Straße, machten die Franzoſen einen Verſuch die Schweizer zum Abfalle zu verleiten. Der Generallieutenant Mouton, der ſich an der Spitze von fünf im Sturmſchritte vorrückenden franzöſiſchen Bataillonen befand, ritt, von einem zahlreichen Generalſtabe begleitet, im Galop dem ſchweizeriſchen Befehlshaber entgegen, und rief, den Säbel ſchwingend: „Auf, d'Affry! Es lebe der Kaiſer!" welcher Ruf von den franzöſiſchen Soldaten die erſt noch vor kurzem auf dem Carrouſelplatze dem Könige ein Lebehoch gebracht, mit Tſchakko auf dem Bayonnet, mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung wiederholt ward. Kaltblütig und würdig antwortete ihm d'Affry: „Ich habe dem Kaiſer gedient, mein General, ſo lange die Pflicht mich ihm verband; ſeitdem habe ich dem Könige den Eid der Treue geſchworen. Soldaten, vorwärts, Marſch!" Bei dem Befehlshaber ſeinen Zweck nicht erreichend, wandte ſich Mouton jetzt zum erſten Zuge der Grenadiere: „Wolan, Grenadiere, es lebe der Kaiſer!" „Grenadiere, es lebe die Ehre! Vorwärts, Marſch!" entgegnete der dieſen Zug befehligende freiburgiſche Hauptmann Bümann, ſich zu ſeinen Leuten umwendend, und die Grenadiere zogen, gleichwie das geſammte Schweizercorps, ruhig ihren Weg, ohne ſich weder durch Schmeichelein noch Schimpfworte beirren zu laſſen. In der engen Straße von Villejuif konnte man faſt nicht ohne anzuſtoßen vorbeikommen, und von Seiten der Franzoſen hörte man aus allen Kehlen das Geſchrei: „Es lebe der Kaiſer!" Die Schweizer hingegen zogen, das Gewehr im Arm, ſchweigſam weiter; aber franzöſiſche Offiziere drückten den ihnen bekannten Schweizeroffizieren die Hände, mit dem Zurufe: „Ihr ſeid brave Leute!" „Allerdings", fügt Tillier dieſer Erzählung bei, „waren dieſe Abkömmlinge der Helden von St.-Jakob unter dem zahlreichen, zu Napoleon übergegangenen Heere allein ihrem Eide treu geblieben, und zogen mit der weißen Cocarde und den fliegenden weißen Fahnen durch die franzöſiſche Hauptſtadt, wo ihnen die Nationalgarde die kriegeriſchen Ehrenbezeigungen erwies, Damen weiße Tücher wehen ließen, und von mancher Seite der Zuruf erſcholl: «Es leben die braven Schweizer!» nach St.-Denis. Zwar mußten ſie, in ihre Kaſernen verwieſen, die weißen Cocarden ablegen, lehnten aber jeden Antrag in die Dienſte Napoleon's zu treten beharrlich ab."

(Die Fortſetzung folgt.)

Sidonia von Bork, die Kloſterhexe. Angebliche Vertilgerin des geſammten herzoglichen pommerſchen Regentenhauſes. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold. Drei Theile. Leipzig, Weber. 1848. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegende Erzählung ſpielt im 16. Jahrhundert, und der Verf. hat die Zeitfärbung treu im Auge behalten; für die Bequemlichkeit des Leſers vielleicht allzu treu, da er den Chronikenſtil annahm, und mit deſſen Schwerfälligkeit den Roman einkleidete, ſogar manche orthographiſche Eigenthümlichkeit beibehielt, wie das b nach dem m, ſowie manche Auswüchſe des damaligen geſelligen Verkehrs, ſodaß man nicht erkennen kann wo die poetiſchen Zuthaten des Autors beginnen, und wo der von der Geſchichte gegebene Stoff aufhört. Das iſt auch des Autors Zweck. Er erzählt uns in der Vorrede des erſten Theils daß er wegen eines frühern Werkes Anfeindungen erlitten habe und hofft diesmal ſolche zu vermeiden. Ref. hätte gewünſcht den alten geſchichtlichen Stoff in gutem neuen Deutſch und wo möglich in weniger Bänden bearbeitet zu leſen, da die Breit und Schwere der Darſtellung ihn oft ermüdete. Das iſt in

deß nicht die Kritik eines Kunſturtheils, ſondern des individuellen Geſchmacks; denn der Verf. zeigt ſich in der Vorrede zum dritten Theile ſo gelehrt, ſo mit Ariſtoteles' Anſichten der Poetik vertraut und einverſtanden, daß Ref. nicht wagt tadelnd gegen dieſe Seite ſeines Werks aufzutreten. Wir nehmen Das was er uns bietet auf wie er es aufgenommen wünſcht, nämlich als eine neue, ihm eigenthümliche Erfindung auf dem blumenreichen Felde der Poeſie, als eine neue Form des hiſtoriſchen Romans, den er als „chronikaliſchen Roman" bezeichnet.

Wir müſſen zuerſt aufmerkſam machen auf die Titelportraits; es liegt darin ein Theil der Geſchichte. Das erſte ſtellt Sidonia v. Bork in ihrer Jugend dar, als die ſchönſte und reichſte adelige Jungfrau in ganz Pommern. Sie ſollte damals zahlreiche Landgüter, faſt eine ganze Grafſchaft beſitzen, und hat in ihrem Uebermuth vornehme Edelleute verſchmäht, und nach einem Gemahl aus der pommerſchen Fürſtenfamilie getrachtet; es gelang ihr auch einen der ſieben jungen Fürſten zu bezaubern, Herzog Ernſt Ludwig von Welgaſt, welcher 20 Jahre alt war und ihr die Ehe verſprach. Wenn man das Portrait genauer prüft, ſo begreift man die Hexereien ihrer Jugendzeit: ihre Züge ſind lieblich, ihre Stirn gewölbt, die Augenbrauen ſchön gezeichnet, die Figur voll und ebenmäßig, der Anzug geſchmackvoll und prächtig. Ein gewiſſer Ausdruck in Mund und Augen deutet indeß ſchon damals auf coquette Berechnungen. Das zweite Portrait ſtellt Sidonia als 70jährige Sündin dar; böſe Leidenſchaften haben nebſt dem Jähzorn ihre Züge bis zum Scheußlichen verzerrt, das weiße Haar hängt auf den Nacken herab, ſie iſt im Armenſünderhemd gekleidet, deſſen Nähte ſchwarz beſetzt ſind. Zwiſchen dieſen beiden Bildern liegt nun die Geſchichte; ſie bilden gleichſam den Rahmen zu einem abenteuervollen Leben, zu einer der ſeltenſten Charakterentwickelungen.

Der erſte Theil beginnt mit der vernachläſſigten und verſchrobenen Erziehung des Kindes Sidonia, deren Schönheit des Vaters Herz umgarnte, daß er ſchwach ward für ſie. Als junges Mädchen ſcheint ſie ſich gern geputzt und amuſirt zu haben, auch war ſie nicht geizig mit ihren Küßleins, die ſie gern gab An die ſich daran erfreuten. Bei der Hochzeit ihrer Schweſter gibt ſie einem verliebten Tänzer ſogar fünf „Küßleins und danach einen Korb, weil er ein Bauernkerl und ein Miſtpuſch ſei". Nach deſſen Abgang ſind „die jungen Herren immer luſtiger und lebendiger umb Sidonien auf dem Teppich geworden, ſo daß wenn ſie nicht getanzet, ſie immer Püffe mit Haupt, Händen und Füßen ausgetheilet"; daß „Jungfern und Junggeſellen, ſo tanzen wollten, auf eitel bunten Teppichen niederknieen", und daß der auffodernde Liebhaber Sidonien „ſchönes Menſch" anredet, erhöht die eigenthümliche Färbung der Ballſchilderung.

Als Sidonia an den fürſtlichen Hof zu Welgaſt gelangt, ſcheint ſie durch ihre Unwiſſenheit im Katechismus, ſowie durch hochfahrendes, naſeweiſes und coquettes Benehmen bei der Fürſtin und deren weiblicher Umgebung großes Misfallen zu erregen, was ſie noch zu größerer Unverſchämtheit anſtachelt. Sie beſchwört zwar einige Stürme durch pfiffige Erfindungen und fein erſonnene Lügen, ſodaß es ihr gelingt dem älteſten Fürſten Liebe einzuflößen; er verlobt ſich ſogar mit ihr, und ſchon iſt der Prieſter beſtellt der die heimliche Trauung vollbringen ſoll, als die Nacht vorher die ausſchweifende coquette Braut vor dem Bräutigam entlarvt wird, indem der Pferdeknecht Appelmann, welcher ſich in einen Harniſch verkleidet, als ſpukender Geiſt durch ein Katzenloch gekrochen iſt, bei ihr Einlaß gefunden hat, und zwar wie es ſich ſpäter zeigt auf ihre ſchriftliche Einladung. So ward demnach Sidonia mit Schimpf und Schande vom Hof wegtransportirt.

Sidoniens Vater, Otto v. Bork, hat indeß mit den Einwohnern von Stargard einen unangenehmen Handel um den Zehnten, den er mit Heftigkeit begehrt, und im Vertrauen auf Sidoniens günſtigen Einfluß am Hof mit Gewalt an ſich reißen will. Er wird entwaffnet, gefangen, eingeſperrt und erhängt ſich, nachdem er Sidoniens Abenteuer erfahren, ihr geflucht und ſie enterbt hat. Ihr bleiben als alleinige Habe zwei Bauergüter, die ſie indeß als Aufenthaltsort verſchmäht, und mit ihrem Verführer, dem Stallknecht Appelmann, in der Welt herumzieht. Nachdem derſelbe ihr Geld und Pretioſen abgelockt hat, mishandelt er ſie und bringt ſie zu einer Räuberbande, deren Anführer er wird. Er findet endlich den Tod durch Henkershand, und Sidonia verſchwindet während 30 Jahren, nach deren Verlauf ſie als altes zerlumptes Weib wiedererſcheint, und bei dem regierenden Fürſten des pommerſchen Hauſes um eine Präbende im Kloſter Marienfließ bittet; ihr Geſuch wird abgeſchlagen, und bald darauf ſtirbt der geſtrenge Herr, ſowie auch mehre ſeiner Brüder ſterben, nachdem ſie dieſelbe Bitte der verachteten Bittſtellerin verweigerten. Dieſe Todesfälle werden wie früher die Liebesabenteuer ihrer Zauberkraft zugeſchrieben, ſodaß der letzte Fürſt aus Furcht vor ihrer Rache ihr die Präbende gewährt, und das Kloſter dieſer Unwürdigen und Unfrommen erſchließt.

Im Kloſter tritt ſie unverſchämt und gebieteriſch auf, und terroriſirt Aebtiſſin und Nonnen; demzufolge gelingt es ihr auch zur Oberpriorin ernannt zu werden, und ſpäter wird ſie Aebtiſſin. Als 1618 Herzog Franciscus zur Regierung kam, welcher ein großer Feind aller Hexen war, ließ er ſolche allenthalben mit großem Fleiß aufſuchen und verbrennen, und weil dieſe einmüthig auf die Aebtiſſin zu Marienfließ in der Tortur bekannten, ſo wurde auch dieſe eingezogen und zum Hexentod verurtheilt, aber aus Gnade erſt enthauptet und ſodann verbrannt. Es tritt uns jene Zeit des Aberglaubens in ihrer ganzen Barbarei entgegen. Die einfachſten, natürlichſten Ereigniſſe werden Zauberkräften zugeſchrieben. Viehſeuchen und ſonſtige Unfälle der Natur erſcheinen als herbeigehext, menſchliche Krankheiten, Krämpfe u. ſ. w. als Teufelswerke; die Menſchen bedurften etwas Uebernatürliches um das Natürliche zu erklären und zu erdulden. Die vor Sidoniens Augen verbrannten Hexen waren weniger ſchuldig als Sidonia: Frauen welche durch Zufälligkeiten vom rohen Pöbel verdächtigt und von den fanatiſirten Richtern verurtheilt wurden. Sidonia ſelbſt hätte ohne alle Zaubermittel ihren böſen Charakter bei einem ungebundenen Lebenswandel entwickeln können; ſie hat das Mitleid des Leſers verſcherzt, wie ſie eigentlich nie ſein Intereſſe zu gewinnen vermochte. War der Charakter Sidoniens kein hiſtoriſcher, ſondern eine von des Autors Phantaſie erſonnene Fabel, ſo lag es in deſſen Hand ſeinem Werk ein viel größeres und wohlthuenderes Intereſſe zu verleihen, indem er die Heldin liebenswürdig und als ein Opfer ſchlechter Erziehung, verſchrobener Verhältniſſe darſtellte, und ihr bei der angeborenen Coquetterie, bei einer geſteigerten Sinnlichkeit, bei dem Leichtſinn der Jugend und des Charakters jene Herzensgüte verlieh welche bei ſolchen Geſchöpfen ſo oft zu finden iſt, und welche ſo häufig Vergebung erwirkt „da wo viel geliebt wird". Der Leſer würde dann ihr mehr Theilnahme geſchenkt haben, und die Barbarei der Zeit wäre greller hervorgetreten. Indem die Hauptperſon des Romans vom Anfang bis zum Ende einen widerlichen Eindruck macht, geht derſelbe auf den Roman über, und alle künſtlichen und romantiſchen Einwebungen vermögen denſelben nicht zu bannen.

Der Verf. hat es indeß nicht an Mühe und Arbeit fehlen laſſen ſein Werk zu bereichern. Die gründlichſten Studien jener Zeit haben ihm Stoff geliefert um Scenen und Handlungen gehörig auszuſchmücken, und mit Nebenperſonen zu beleben, deren Charaktere mit Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit in jener Zeit exiſtiren konnten. Sowol die alte Herzogin von Pommern, welche Sidonien mit dem Katechismus quält, und alles Unglück ihrer Familie dem Verluſt ihres Traurings zuſchreibt, als die reine Jungfrau Diliana, welche ihrer Großtante, der verurtheilten Hexe Sidonia, noch ein reines Sterbehemd überbringt, und um Erleichterung ihrer Strafe bittet, trotz alles Böſen was dieſe ihr zugefügt und zugedacht hatte. Sowol der Richter von Stargard, Appelmann's Vater, der ſelbſt das Leben

des Sohnes nicht schont um der Gerechtigkeit willen, als der gutmüthige Hofnarr, welcher mit kräftigen Späßen seinen Herrn erheitert, scherzend zum Tode geht, an der scherzhaften Hinrichtung von der Bratwurst berührt stirbt, sind Gestalten jener Zeit.

Mancherlei Interessantes und Wunderbares liest man in den vorliegenden Bänden; so Caput 18: Wie Jobst Borke und sein Töchterlein in das Opus magicum gewilliget item wie mein gnädiger Herzog Franciscus den Fiscal Chr. Lüdecke zum Herencommissarius in Pommern ernannt. Caput 19: Wie Christianus Lüdecke den Herenbrand in Marienfließ beginnt und die Käsemutter abscheulichen Todes in der Marter sterben läßt. Caput 21: Von der erschröcklichen und majestätischen Erscheinung des Sonnenengels Och! Auch wird erzählt von dem magischen Aderlassen Georg Puttkammer's und Diliana's, welche, indem sie von ihrem Blut austauschen, in der Ferne gegenseitig ihre Gedanken errathen können. Caput 13 enthält: Wie mein gnädiger Herr Bischof und M. Joel vom Grypswalde in der Judenschulen zu Alten-Stettin den Schem Hamphorasch zu stehlen Willens seind und selch Fürhaben mit einer großen Prügelsuppen endet.

Diese Gelegenheit wird benutzt um ein Examen in jüdischen Irrlehren darzuthun, die der Verf. mit Anführung der Talmudstellen belegt. Dieses Examen, welches nicht in hebräischer, sondern in der Sprache „der deutschen Säue" gehalten ist, wird vom christlichen Lauscher niedergeschrieben. „Damit männiglich sehe, in welcher erschröcklichen Verblendung unser Herr Gott die Juden wandeln lasset, seit sie das Blut Christi über sich gerufen, anerwegen es nun unmöglich ist, daß auch die allerdümmsten Heiden jemals also vom Heiligen Geist verlassen gewesen, und eine also abergläubische, abgeschmackte und lächerliche Lehr gehabt; denn das verdammte Judengeschmeis, seit es in der Zerstreuung sich den Talmud zusammengeschmiedet, wannhero auch beatus Lutherus ganz wohl spricht Tom. VIII Jenen fol. 147. Wenn ein Christ bei den Juden will Verstand in der Schrift suchen, was thut er anders, als daß er bei dem Blinden das Gesicht, bei den Rasenden Klugheit, bei den Todten das Leben, bei dem Teufel Gnade und Wahrheit sucht."

Der Verf. scheint den mittelalterlichen Judenhaß auch mit ins 19. Jahrhundert übertragen zu haben, wie das eingefügte „Extrablatt über die Emancipation der Juden" bezeugt. Dieses Extrablatt scheint sogar den Verleger überrascht zu haben, welcher in einer Anmerkung sich von den darin ausgesprochenen Ansichten lossagt, und die Form derselben tadelt. Der Verf. scheint nicht über die Errungenschaft unserer Zeit zu frohlocken; da es nun solcher Leute viele gibt, doch wenige die den Muth haben es auszusprechen, können wir nicht umhin den Schluß der antijüdischen Emancipationsgedanken mitzutheilen:

„Die große Nation ist seit dieser kurzen Ewigkeit bekanntlich noch größer geworden, nämlich durch ihre Schuldenlast, die durch das Sinken der Staatspapiere seit der Februarrevolution um drei Billionen gewachsen ist."

„Und wer war der edle Mann welcher die arme Herzogin von Orleans in der Kammer verließ und sich ans Regiment setzte? — ein Jude; wer waren kurz vorher die Urheber so vieler Fallissements deutscher und außerdeutscher Handelshäuser? weiland des Heiligen römischen Reichs Kammerknechte, die Gebrüder Rothschild; wer waren die hauptsächlichsten Urheber der berliner Märzscenen? abermals die Juden und Nichts als Juden!"

„Darum die Juden sollen leben! So unerhörte Feiglinge sie jederzeit waren und noch sind, so sind sie dennoch kühner als das glaubenslose und darum gänzlich abgestandene, und auf so fabelhaft ungeheuere Weise demoralisirte deutsche Volk, daß so weit die Weltgeschichte reicht seines Gleichen nicht gefunden wird."

„Denn das patzige Auftreten jenes größtentheils ganz namenlosen literarischen Gelichters das neuerdings aus allen Ecken Deutschlands in Frankfurt zusammentrat, und die höchsten Gesandten unserer Fürsten wie Schulknaben behandelte, während diese sich auch demüthig als solche behandeln ließen, ist in der Geschichte aller Zeiten ebenso unerhört, als daß wir Preußen in Folge der Intriguen der radicalen Presse in diesem Augenblicke ganze Rudel Bauern und Tagelöhner nach Frankfurt und Berlin senden, um den höchsten Interessen des Vaterlandes zu helfen, da doch Menschenfresser und Kannibalen die Klügsten unter sich und nicht die Dümmsten zu ihren Rathgebern wählen."

„O, daß ich auch keine feige, lächelnde Canaille, o, daß ich Nichts als ein gebrochener Mann bin, der nur weinen kann und — sterben!"

(Der Beschluß folgt.)

Lesefrüchte.

Nomenclatur der londoner Straßen.

Daß es nicht leicht gewesen sein mag für die 10,000 londoner Straßen, Gäßchen, Höfe und Durchgänge, abgesehen von den ebenfalls zahlreichen squares, crescents, terraces und places, Namen zu finden, begreift sich. Es begreift sich aber auch, daß die häufige Wiederholung derselben Namen ihre großen Unbequemlichkeiten hat. Mit Recht fragt daher das Tageblatt „Daily news" in einem seiner kleinen Artikel: „Warum also die Kenntniß der Topographie Londons immer schwieriger dadurch machen, daß man neuen Straßen die Namen alter gibt? Der Straßenführer in Kelly's dickem Buche nennt in verschiedenen Stadttheilen 37 King-Streets, 27 Queen-Streets, 22 Princes-Streets und 17 Duke-Streets. Charles-Streets gibt es an Zahl 35, John-Streets 29, James-Streets 15, George-Streets 21 und ditto Höfe 13, außerdem Gassen mit den Vornamen Robert, Thomas, Frederick, Charlotte und Mary zur Verzweiflung viele. Ebenso wenig fehlt es an Anomalien. Es existiren Nord- und Südstraßen, die nach Ost und West liegen, dann 10 Ost- und 11 Weststraßen mit so verschiedenartigen Richtungen, daß der Compaß weder ein noch aus weiß. Unsere alterthümliche Metropole brüstet sich mit 24 «New»-Gassen, obschon einige derselben ihr Alterthum ausmachen, will aber nur eine «Alt»-Gasse zugestehen. Sie besitzt unter Anderm 18 York-Places, 16 York-Streets, 14 Croß-Streets, 13 Crown-Courts, 19 Park-Places, 16 Union-Streets, 10 Wellington-Places, 10 Gloucester-Streets und 13 Gloucester-Places. Die Vorstädte verkünden ihre Tugend und die Loyalität ihrer Bewohner dadurch, daß sie, meist in Buchstaben so groß wie die ganzen Häuser, «Victoria», oder «Albert», oder «Victoria and Albert» Straßen, Squares, Terrassen und Haine 25 mal repetiren."

In wenig Zeit Viel.

Ein amerikanischer Kaufmann der nach Kanton wollte, berichtet der „Standard", verließ Neuyork am 4. April, und landete am Morgen des 19. April in Liverpool, verrichtete hier, dann in London mehre Geschäfte, war am 20. April in Southampton, ging sogleich an Bord des eben mit den indischen Briefbeuteln nach Alexandrien auslaufenden Dampfers, und wird den 15. Juni in Kanton, folglich von den Vereinigten Staaten bis China, eine Entfernung von 1500 Meilen, in 72 Tagen gekommen sein, also in etwas mehr als zwei Monaten das Atlantische, Indische und Mittelländische, das Rothe und das Chinesische Meer durchschifft, in Europa England, Gibraltar und Malta, in Afrika Alexandrien und Suez, in Asien Aden, Ceylon, Penang, Singapore und Hongkong besucht, und mit Ausnahme seiner Fahrt durch England und Aegypten die ganze Reise in britischen Schiffen gemacht haben.

L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 193. — 13. August 1849.

Schweizerische Geschichten.

(Fortsetzung aus Nr. 192.)

Auch im zweiten Bande, der die Geschichte der Eidgenossenschaft vom Anfange des J. 1816 bis zur Auflösung der ordentlichen Tagsatzung vom J. 1830 umfaßt, weiß Hr. v. Tillier dem scheinbar dürftigen Stoffe — dürftig erscheint er wenigstens schon im Vergleiche mit dem nächstfolgenden Zeitraum — manche belehrende und anziehende Schilderungen abzugewinnen, denen die Theilnahme eines größern Lesekreises nicht fehlen kann. So setzt er z. B. dem trefflichen Justus Gruner ein schönes Denkmal, indem er dessen diplomatische Thätigkeit in der Schweiz würdigt. Er sagt:

Gruner hatte seine Stellung als Abgesandter einer deutschen Großmacht in der Eidgenossenschaft nicht in der Alltagssphäre eines gewöhnlichen Diplomaten aufgefaßt, sondern die ernsten und schlimmen Verhältnisse des Landes in welches ihn die Versehung geführt schnell mit ebenso scharfem als richtigem Blick durchdrungen, und alsobald den Standpunkt wahrgenommen von welchem aus für einen geistreichen Mann der die allgemeine Achtung genoß ein bedeutender Einfluß zu gewinnen und derselbe nützlich zu verwenden sei. Die durch die vorhergehenden Ereignisse höchst zerrissene Eidgenossenschaft bedurfte vor Allem der Einigung und der Annäherung scheinbar feindselig auseinanderklaffender Grundstoffe. Diese zu bewirken wußte er seinen unparteiischen Standpunkt als fremder Gesandter und Bevollmächtigter einer aufgeklärten und wohlwollenden Macht trefflich zu benutzen. Während er den Aristokraten bewies, daß eine Aristokratie im 19. Jahrhundert nur dann Achtung und selbst Bestand haben könnte, wenn sie wirklich eine Herrschaft der Besten, Gebildetsten und Einsichtsvollsten sei, zeigte er den Demokraten in den neuen Cantonen, daß die Freisinnigkeit und der wahre Fortschritt nicht in einem leeren, den rohesten Zeiten der Umwälzung nachgeahmten Geschrei gegen Aristokratie und in einem Drange nach stets neuen Veränderungen und Umwälzungen, sondern in dem aufrichtigen Streben nach dem allgemeinen Besten bestünde, und ließ beiden ein kräftiges und geachtetes Vaterland als den würdigsten und erhabensten Zweck vorleuchten, nach dem sie streben könnten. Sowol in Privatunterredungen mit gebildeten Staatsmännern und geistreichen Frauen als auch vorzüglich in den Versammlungen der Maurervereine wußte Gruner die glänzende Gabe der Beredtsamkeit mit der ihn die Natur ausgestattet für diese wahrhaft edeln Bestrebungen zu benutzen, in denen er auch durch seinen geistreichen und gebildeten Legationssecretair Sirt v. Arnim unterstützt wurde, der wie der Gesandte in jenem kriegerischen Riesenkampfe gegen den Druck der französischen Zwangsherrschaft vorzüglich thätig gewesen war. Viele der trefflichsten Anregungen der Zeit, sowol in eidgenössischen Verhältnissen als in der Staatsverwaltung einzelner Cantone, hatten dort ihre Quelle zu suchen, und jedem guten Schweizer muß daher Gruner's Name in gesegnetem Andenken bleiben, sowie jeder fremde Gesandte sich seine Wirksamkeit zum Vorbilde nehmen kann, wenn er eine ehrenvolle Rückerinnerung begründen will.

Ebenso wird man mit Vergnügen lesen was Hr. v. Tillier über die abenteuerlichen Wanderungen der Frau v. Krüdener erzählt, und ihm für die Aufschlüsse dankbar sein die er über so vielbesprochene Gegenstände, wie die Einführung der Jesuiten in Freiburg, die Flüchtlingsangelegenheiten, den Klara Wendel'schen Gaunerproceß u. s. w., mittheilt. Bedeutsam endlich und auch für die Zustände unserer Tage bezeichnend sind die Worte womit er den letzten Abschnitt einleitet, der den Uebergang zum Umschwunge schildert. Es heißt hier:

Ueberall wurde man den Kampf zwischen den alten, mannichfach erschütterten, hergebrachten Begriffen und einem jungen Leben gewahr, welches sich in Fragen der Kirche, des Glaubens, der Wissenschaft und des Staatsrechts geltend zu machen suchte. Vergebens strebte man den Geist der neuen Zeit durch ein gewaltsames Zurückdrängen zu den Ansichten der frühern Jahrhunderte zu beschwören. Es wirkte dieser ebenso unfruchtbare als unheilvolle Versuch nur um so auflösender und zerstörender auf das wirkliche Leben zurück.

Wenn es bei den vielen Vorzügen die v. Tillier's Werk auszeichnen, und dem noch nicht erschienenen dritten Bande, der eine übersichtliche Schilderung der innern Zustände der Cantone, nebst der Culturgeschichte der Eidgenossenschaft, während der Restaurationszeit enthalten soll, ohne Zweifel auch eigen sein werden, wenn es bei diesen Vorzügen erlaubt wäre einige dem Werthe des Ganzen übrigens keinen Abbruch thuende Mängel anzudeuten, so würden wir regere Zusammendrängung des Stoffs sowie Ausmärzung einiger minder gewählten Ausdrücke (z. B. des ziemlich häufig vorkommenden „bemühend" statt unangenehm, widrig) dem Verf. als Wünsche vorlegen, deren Berücksichtigung seinen künftigen Arbeiten vielleicht nicht zum Nachtheil gereichen dürfte. Allerdings ist auch die Rüge laut geworden, daß v. Tillier als Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft den berner Staatsmann etwas zu stark hervortreten lasse; wir halten diese Rüge jedoch für allzu wenig begründet um ihr besonderes Gewicht beizulegen.

Einem vielfach angefeindeten, jetzt aber zu dem ruhigern Dienste der Wissenschaft zurückgekehrten züricher

Staatsmanne haben wir das unter Nr. 3 genannte Werk zu danken, das unbedenklich zu den beſten Specialgeſchichten gerechnet werden darf die wir über deutſche Länder — deutſch im weiteſten Sinne genommen — beſitzen. Es hatte aber auch einen ſo reichen und anziehenden Stoff zu verarbeiten, daß es ſelbſt der ungeſchickteſten Hand ſchwer gefallen wäre ihn ganz zu verhunzen. Denn wie bedeutſame, zuweilen ſogar weltgeſchichtlich eingreifende Entwickelungsmomente bietet dieſes verhältnißmäßig ſo kleine züricher Gemeinweſen dar, von der ſagenhaften Gründung des Chorherrenſtifts am Großmünſter durch Karl den Großen und den von Arnold von Brescia gepflanzten politiſch-religiöſen Oppoſitionskeimen bis zur Brun'ſchen Neuerung und dem tragiſchen Ende des Bürgermeiſters Waldmann! Von Zwingli's Reformwerke und ſeinem Opfertode bei Kappel bis zu Lavater's Prophetenthum! Von dem grauſamen Gerichte im September 1795 bis zum September 1839! Daß ein ſo gründlicher Forſcher und ſo gewandter Darſteller wie Dr. Bluntſchli dieſe Fülle von Thatſachen geſchickt bewältigen, dieſe Gegenſätze ins rechte Licht ſtellen werde, ließ ſich wohl erwarten; auch hat er in vorliegenden zwei Bänden, die bis zur Berufung Bullinger's an Zwingli's Stelle reichen, vollkommen gelöſt was er im Vorwort als ſeine Aufgabe bezeichnet: dem Züricervolke ein treues Bild ſeines eigenen Lebens und ſeiner Schickſale vorzulegen, die Entwickelung ſeines republikaniſchen Staatslebens von alter Zeit her zu ſchildern, einfach und wahr, die Vorzüge und Gebrechen des züricheriſchen Weſens, wie ſie ſich geoffenbart haben in den hervorragenden Perſonen und in dem Leben des Volks, offen zu bezeichnen und gerecht zu würdigen, die Erfahrungen darzuſtellen die in der Geſchichte der Republik Zürich aufgeſammelt ſind, und auf das ſpätere, auch auf das jetzige Leben Zürichs nachwirken, und hinzuweiſen auf die Beſtimmung die Zürich geſetzt iſt.

Einen Hauptwendepunkt nicht blos in der Geſchichte Zürichs und der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, ſondern, man kann wohl beifügen, auch Deutſchlands, bildet das Erlöſchen der Zähringer im J. 1218, und ſcharfſinnig bemerkt Bluntſchli:

Hätte das Haus der Fürſten von Zähringen noch 150—200 Jahre fortgedauert, ſo wären die freien Republiken, die ſich nun in den Bergthälern der Schweiz auszubilden anfingen, es wäre die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft kaum je entſtanden. Nach dem Geiſte jener Zeit, die der Befeſtigung der Landeshoheit in den einzelnen Ländern Deutſchlands äußerſt günſtig war, hätte ſich analog mit der Ausbildung der übrigen Fürſtenthümer während des 13. Jahrhunderts auch das Fürſtenthum Zähringen feſtgeſetzt, und es wäre aller Wahrſcheinlichkeit nach die Schweiz in ähnlicher Weiſe zu einem monarchiſch regierten Reiche geworden wie Würtemberg oder Baiern oder Sachſen. Durch den endlichen Untergang dieſes Fürſtengeſchlechts aber fielen die ſämmtlichen Hoheitsrechte welche daſſelbe beſeſſen, und welche in verſchiedenen Gegenden ihrer Länder damals noch verſchieden waren, an den Kaiſer und das Reich zurück; und gerade ſo wie die Fürſten, die unmittelbar unter dem Kaiſer ſtanden, während des 13. Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit von dem Reiche und ihre Landesherrſchaft zu erwirken wußten, ſo ließ ſich nun auch von denjenigen Städten und Ländern in den zähringiſchen Gebieten die nun in unmittelbare Beziehung zum Reiche gekommen waren die Neigung der Zeit zur Abſonderung benutzen, um auch für ſich größere Selbſtändigkeit zu erwerben, und die ſpätere republikaniſche Freiheit vorzubereiten.

Zu dieſer republikaniſchen Freiheit that Zürich einen großen Schritt durch die ſogenannte Brun'ſche Neuerung, wodurch die Handwerker zunftmäßig organiſirt und zur Theilnahme an der Regierung berufen wurden. Und anderthalb Jahrhunderte ſpäter hätte in ſeiner Entwickelung ein noch folgereicherer, für die ganze Geſtaltung des ſchweizeriſchen Staatskörpers höchſt wichtiger Umſchwung eintreten können, wenn das durch die gemeinſame Bewegung gegen Bürgermeiſter Waldmann erweckte Bewußtſein eines gemeinſamen Vaterlandes und gemeinſamer Intereſſen zu bleibender Betheiligung der Landſchaft an der Geſetzgebung, mithin zur Gründung einer Demokratie geführt hätte deren mächtiger Anziehungskraft auf die Dauer zu widerſtehen die oligarchiſch-föderaliſtiſchen Elemente nicht im Stande geweſen wären. Aber der einzige Mann der vielleicht einen ſolchen Gedanken richtig zu erfaſſen und durchzuführen vermocht hätte war erlegen, weil die Landſchaft ihre Kraft ſeinen Feinden dienſtbar gemacht hatte. Nämlich Bürgermeiſter Waldmann, deſſen Charakterſchilderung ohne Zweifel zu den gelungenſten Partien des Bluntſchli'ſchen Werks gehört. Sie iſt wie die ganze treffliche Darſtellung des Waldmann'ſchen Handels um ſo anziehender, als ſich dabei eine Menge Analogien mit der Septemberperiode des J. 1839 darbietet, die dem Geſchichtſchreiber unmöglich entgangen ſein können, wenn er ſie auch nicht hervorzuheben berufen war. Beiſpielsweiſe laſſen wir nur die Schilderung der „Gemeinde vor der Stadt“ folgen. Daſelbſt heißt es:

Die beiden Tagherren vom Lande hatten mit den Boten der Eidgenoſſen der Gemeinde in der Waſſerkirche beigewohnt. Ihr Volk wurde indeſſen nicht in die Stadt gelaſſen. Es lagerte ſich vor der Stadt, und bildete nun ebenfalls eine Gemeinde, die Gemeinde der Landſchaft, welche mit der Gemeinde der Stadt unterhandelte. Von dieſer aus wurde ihnen Wein und Brot hinausgebracht. Innerhalb und außerhalb der Stadt wurde an dieſem Tage heftig gezecht. Wilder Trunk entſprach der Stimmung dieſes erſten Apriltages, und förderte die böſen Leidenſchaften, die nun alle Schranken des Rechts und der Sitte durchbrechen hatten. Die Fäſſer der gefangenen oder flüchtigen Führer der Stadt wurden rückſichtlos beraubt. Die Häuſer Waldmann's und Oeheim's wurden von Wachen beſetzt, draußen vor der Stadt beſetzten die Landleute in gleicher Weiſe das Schloß Dübelſtein. Zu einem Landeshauptmann wurde von den Landleuten, in Nachahmung des Vorgangs der Stadt, Hans Werder von Küßnach gewählt, Jakob von Muggeren zum Redner. Jener leitete die militairiſche Ordnung, Dieſer ſprach für die Gemeinde, wenn es galt mit den Eidgenoſſen oder mit der Stadt über die neue Richtung zu unterhandeln. Sie forderten laut das Blut des Bürgermeiſters; ohne deſſen Tod ſei ein dauerhafter Friede zwiſchen Stadt und Land unmöglich. Die jetzigen Häupter der Stadt, von denen dieſer Gedanke ausgegangen, verleugneten ihre eigenen Wünſche auch nicht, wenn ſchon Einzelne, wenigſtens den Schein zu retten, bedauern mochten, daß es ſo weit habe kommen müſſen. Die Menge heulte nach. Die Eidgenoſſen, deren Pflicht es geweſen Alles daran zu ſetzen, daß ſie ihr gegebenes Wort halten und von

Zürich und der Schweiz diese Schmach abwenden, kannten nur fruchtlose Bitten, und ließen sich von vornehmem und gemeinem Pöbel einschüchtern.

Eine Schilderung die den Wunsch ihres Verf., „zur Selbsterkenntniß des Züricher volkes beizutragen", gewiß erfüllen hilft.

(Der Beschluß folgt.)

Sidonia von Bork, die Klosterhexe ꝛc. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 192.)

Der Verf. hat in der vorliegenden Hexengeschichte in zahlreichen Noten seine supranaturalistischen Ansichten ausgesprochen, und er folgendermaßen entschuldigt: „Denn, welcherlei Grundsätze man auch heutzutage in besondern Schriften verträgt, sie werden in der Regel nur von einzelnen Parteigängern gelesen, und ein Lichtfreund z. B. flieht ein supranaturales Buch ebenso sehr als der Supranaturalist ein lichtfreundliches. Ich erreiche also durch diese Anmerkungen, die ich anderweit vergeblich zu einem Buche zusammengestellt hätte, daß alle Parteien sie mehr oder minder berücksichtigen werden, und hoffe und wünsche von ganzem Herzen, daß sie hier Manches finden was ihrer nähern Betrachtungen und ihres sehr ernsten Nachdenkens werth ist."

Die Schlußbetrachtung des ersten Theils enthält allerdings manche beherzigenswerthe Winke über deutsche Erziehung der Frauen, und bittere Rügen über Auswüchse und Mißgriffe die in derselben sich häufig wiederholen. Der Verf. ist ein Kämpfer für das schwache Geschlecht, und möchte ihm Glück erkämpfen. Er kämpft indeß mit großer Bitterkeit; so sagt er unter Anderm: „Seit wir begonnen Christus mit Füßen zu treten, fangen wir auch an unsere Weiber mit Füßen zu treten. Wir stiften für Menschen und Vieh unzählige Vereine, aber kaum einen einzigen für unsere armen, verlassenen, nur mit Gemeinheiten und Romantiraden hingehaltenen, unverehelichten Töchter." Der Verf. findet es unrecht, daß man junge Mädchen auf Bälle und in Theater führt, und durch die gesellige Berührung mit Männern ihre Sinnlichkeit erregt, welche bei der Scheuheit der Freier nicht befriedigt werden kann. Er gibt den klösterlichen Beschränkungen den Vorzug.

In der Schlußbetrachtung des dritten Theils werden Maßregeln vorgeschlagen welche zu ergreifen sind um auch unsere unbemittelten Töchter zahlreicher als jetzt zu verheirathen, oder sie anderweit auf ehrenvolle Weise zu versorgen. Dieses Capitel beginnt mit einer statistischen Berechnung des Ueberflusses an Weibern in den verschiedenen Ländern; demnach betrug derselbe 1831 in Preußen 295,500, in Oestreich 825,000, in Würtemberg 79,500, in Sachsen 45,408. So scheint also die Natur selbst auf alte Jungfern gerechnet zu haben, deren Zahl noch durch die socialen Mißverhältnisse welche Verheirathungen erschweren gesteigert wird. Der Verf. hofft letztere Fälle zu vermindern, indem er den unverehelichten Männern empfindliche Geldstrafen auferlegt und ihre Erbrechte schmälert. Zweitens sollen alle Töchter bis auf die Aussteuer erblos sein, damit kein Mädchen ihres Vermögens wegen geheirathet werde, und Arme wie Reiche gleiche Chancen haben.

„Alle Staaten sind größtentheils durch Weiber untergegangen. Auch Deutschland eilt mit Riesenschritten seinem Untergange entgegen. Retter euer Vaterland vor euch selbst, deutsche Frauen, vollzieht einen Act der Selbstüberwindung, der euch des unsterblichen Ruhms in der Geschichte gewiß macht, nicht durch das Geschwätz der Zeitungen, nicht durch die Emancipation der Juden, nein, insonderheit durch eure Emancipation von dem elenden Geldkasten, ja durch eure Armuth allein werdet ihr, werden die Familien, und mit den Familien das Vaterland wieder frei, zufrieden und glücklich werden."

Der Verf. wünscht, daß die Töchter wieder in die Verborgenheit des Familienlebens zurücktreten, wohin allein das Weib gehört. Er stellt darin als Beispiel die Hausordnung Ludwig's des Heiligen auf (1270) und Philipp's des Schönen, wo die Hofdamen und Kammerfrauen der Königin bei Leitung des innern Hauswesens halfen, sodaß selbst Wäscherinnen und Nähterinnen entfernt wurden. Von Männern hatte Niemand Zutritt als der Haushofmeister und Ritter welche vor dem fürstlichen Zimmer Wache hielten.

Mit der Rückkehr zur Häuslichkeit empfiehlt der Verf. die Rückkehr zur Religion. „Aber nicht zu dem Gott der Zeit, der jetzt auf dem Prokrustesbette als Märtyrer der menschlichen Narrheit liegt, den der vulgaire Rationalismus so klein wie einen Zwerg zusammenschraubt, hingegen der vulgaire Pantheismus ihn ausreckt, so weit und lang er irgend kann; sondern zu dem Gott unserer Väter, zu dem Gott von welchem die Schrift sagt: «Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.» Den zu erkennen und zu fürchten thut freilich Jedem Noth, insonderheit aber dem gefühlvollen Weibe, dessen Seele nur zwei Lungen hat durch die es athmet: Liebe und Religion. Schneidet ihr ihm die eine wie die andere ab, in beiden Fällen bleibt es ein schwindsüchtiges Geschöpf, in dem das wahre weibliche Leben nimmer aufgeht."

Nachdem nun der Verf. auf diese Weise eine häufige Verheirathung der Mädchen möglich zu machen versucht, wünscht er das Loos der alten Jungfern zu erleichtern: „Aller Orten Frauenhäuser zu errichten, in welchen sich die Damen in äußerlich übereinstimmender, von der Staatskirche vorzuschreibender und Ehrfurcht erweckender Tracht theils mit Krankenpflege, theils mit dem Unterricht und der Erziehung der unehelich geborenen oder sittlich verwahrlosten Kinder beschäftigten." Diese Anstalten will er dotiren mit den Entschädigungsgeldern der Verführer an die verführten Weiber und mit den Strafgeldern der Hagestolzen, welche den fünften Theil ihrer Einkünfte betragen sollen, sowie mit deren Erbtheilen fernstehender Verwandten. Auch schlägt der Verf. eine allgemeine deutsche Jungfrauenzeitung vor, zu deren Redacteur er sich erbietet, damit die Jungfern nicht vereinzelt dastehen möchten. Auf diese Weise, hofft er, könne das Heil und die Hülfe der Welt von den Weibern kommen; er glaubt an das Göttliche in ihnen, und ruft ihnen schließlich zu: „Erweibet euch!" — ein deutsches Wort das er expreß für diesen Fall erfunden hat.

Wir stimmen dem Verf. in mehren Punkten bei, wenn auch nicht in allen, da einige seiner Vorschläge uns sehr unpraktisch erscheinen. Unsere socialen Verhältnisse haben sich dermaßen von der Natur entfernt, daß bei Verheirathungen der Naturgeschichte am wenigsten mitzusprechen gestattet ist; auch bilden die gesellschaftlichen Formen, die tausend Gesetze des Schicklichen, ein Bollwerk für die Sinnlichkeit des wohlerzogenen Mädchens, welches wol ebenso schützend ist als die Mauern der Klöster, und die häusliche Thätigkeit, sowie gesellschaftliche Zerstreuung und Interesse an Kunst und Wissenschaft sind geeignet die jugendliche Phantasie abzuziehen von den Heirathsgedanken welche nicht erfüllt werden können.

War die blos häusliche Erziehung des Mittelalters für die damaligen Verhältnisse lobenswerth, so möchte dieselbe für die jetzige Zeit nicht genügen. Wie viel Männer wünschen in ihrer Lebensgefährtin lieber eine Freundin als eine Köchin? Ist nicht die Frau berufen als Mutter nicht nur auf Töchter, sondern auch auf Söhne zu wirken, muß sie diese nicht für die Welt erziehen? Wie kann sie Das, wenn sie die Welt nicht kennt? Wie oft erheischen es nicht die Umstände, daß sie den kleinen Kindern als Schutz, den großen als Gewissen zur Seite steht. Muß sie nicht oft das Vermögen der Familie verwalten, erhalten oder auch erwerben? Das war im Mittelalter nicht der Fall, man brauchte also auch nicht in der Erziehung darauf vorzubereiten. Jetzt ist es etwas Anderes; warum sollen die Frauen nicht den Ansprüchen der Zeit angepaßt werden? Wollte man sie allein zurückführen in das alte Wesen, so würde

man sicherlich weder Welt noch Zeit bessern, sondern sie und ihre Familien nur noch mehr unter deren Gebrechen leiden sehen. Daß indeß diese durch die Nothwendigkeit bedungene Erziehungsrichtung der Frauen auf die Außenwelt vielfach misverstanden und in ein ungünstiges Streben nach außen, in Frivolität, Putz- und Vergnügungssucht ausartet, ist nicht zu leugnen, und es ist gewiß sehr anerkennenswerth, wenn brave Männer diesen Auswüchsen entgegenarbeiten, und auf die Mißstände der Emancipatien von Familienleben aufmerksam machen, ohne jedoch moralische und physische Mauern um den Familienkreis zu ziehen, und sie auf diese Weise zu fesseln. Wol ist die erste Bestimmung des Weibes die Familie, und sich ihren Familienverhältnissen anzupassen erscheint als eins der Haupterfoderniße an die Jungfrau. Soll die Tochter des Millionnairs nicht ihre Zeit mit Zeichnen, Musik, Sprachen und sonstigen beliebigen Beschäftigungen ausfüllen, indem sie die Töchter armer Aeltern mit den nützlichen Arbeiten beschäftigt, diese für den Bedarf ihrer Bekleidung sorgen und sie dadurch unterstützt? Warum soll sie Hemden nähen und Strümpfe stopfen, wenn sie dadurch den Bedürftigern ihres Geschlechts einen nothwendigen Erwerb entzieht? Nützt sie ihrer Familie nicht auch indem sie dieselbe durch ihre Talente erfreut und erheitert? Und wovon sollen Zeichnen-, Musik- und Sprachlehrer leben, wenn nicht die Kinder der Reichen sie benutzen? Mehr als je bestimmt jetzt der Besitz die Stellung in der Gesellschaft, und die angerathene Emancipation vom Geldkasten wäre eine durchaus unzeitgemäße; im Gegentheil sollten die Frauen sich bei Zeiten gewöhnen denselben nicht als eine Zufälligkeit, als eine blinde Laune des Schicksals anzusehen, sondern als eine göttliche Fügung, welche auf diese Weise die Schranken des Wirkungs- und Genußkreises für jedes Individuum bezeichnet, indem sie gebietet: Bis hierher und nicht weiter! Wären alle Frauen durchdrungen von dieser Achtung vor ihrem eigenen Besitz, vor den Verhältnissen ihrer Familie, so würde mancher Haushalt besser gedeihen. Die Armen würden erkennen, daß es ihre Pflicht ist zu erhalten und zu sparen; die Reichen, daß ihnen der Besitz ward um zu geben und zu verthun. Letzteres soll die reiche Mutter ihrer reichen Tochter lehren, damit die reichen Enkel ein Gleiches thun; ihr Beruf ist von ihrem Ueberfluß Andere leben zu lassen, und daß dieser Zweck auf die edelste und zweckmäßigste Weise erreicht wird, darauf mag die Erziehung wirken. Wie aber wenn die Tochter des Millionnairs heirathet, soll sie dann plötzlich arm werden? alle reichen Gewohnheiten und Verwöhnungen aufgeben, und eine kochende, flickende, viehversorgende Hausfrau sein? Ist es nicht im Gegentheil sehr erfreulich, wenn die Tochter des Millionnairs ihren Antheil an der Million des Vaters einem Mann zubringt den sie liebt, und der vielleicht zu arm ist um ein armes Mädchen zu heirathen? Würden die Töchter der Reichen nicht durch ein plötzliches Versetzen in beschränkte Verhältnisse ebenso unglücklich werden als das arme Mädchen das keinen Mann findet? Und dann, ist denn das unverheirathete Weib wirklich so unglücklich? Man vergleiche einmal die Schicksale der verheiratheten und nichtverheiratheten Frauen, man blicke nicht nur auf die Seligkeiten der Flitterwochen, auf das Einräumen der neuen Ausstattung, auf die Beherrschung des jungen Haushalts und auf das beglückende Tändeln in der Kinderstube, man rechne auch die Sorgen, Verantwortungen, Mühen, die Fehler der Kinder welche sich nicht bannen lassen, die Krankheiten welche curirt und nicht curirt werden, dumme Söhne, häßliche Töchter, ungerathene, ausgeartete, unversorgte, zu Grunde gehende Kinder; man prüfe die Nahrungs- und Vermögenssorgen einer Mutter, und überlege wie wenig wirklich glückliche Ehen es gibt: dann wird man sehen, daß die verheiratheten Frauen viel mehr Chancen zum Unglück haben als die nicht verheiratheten, die sich blos über ihr Alleinstehen beklagen können; denn einen Wirkungskreis kann sich eine Jede bilden welche wirken mag. Das Alleinstehen aber wird jedem Menschen in der Wiege gesungen, und Jeder sollte sich darauf vorbereiten. Hat die Mutter ihre Kinder erzogen, so ziehen sie von ihr; wie viel gibt es einsame Witwen die blos ihre Sorgen um ferne, ihren Schmerz um verlorene Lieben zur Gesellschaft haben.

Sehr verdienstlich wäre es indeß, wenn man für die Unvermählten Wirkungskreise und Versorgungsanstalten errichtete, ihnen die Betheiligung bei Erziehungswerken erleichterte, wo sie falls sie Beruf dazu fühlen sich nützlich machen können; aber man nöthige Keine zu einem Berufe der nicht in ihrem Charakter begründet ist. Es gibt viele leichtsinnige, verstandlose, nachläßige, leidenschaftliche, rohe und gewissenlose Mütter, und es wäre ein Unglück, wenn der Gesellschaftskörper auch mit derartigen Erzieherinnen ausgestattet würde. Unsere Zeit ist krank; sie ist noch kränker geworden durch die Theorien Derer die sie heilen wollten. Ref. warnt gutgesinnte Schriftsteller und Redactoren die Sündflut der Theorien nicht zu vermehren.

8.

Literarische Notizen.

England unter Georg IV.

Eine lange Anzeige im „Athenaeum" des ersten Bandes von „The history of England during the thirty years' peace. by *Harriet Martineau*" (London 1849) begründet folgendes Urtheil: „Mehr als ein halbes Jahrhundert liegt zwischen der Regierung Georg's IV. und der Georg's II. Nur sieben Jahre scheiden die erstere vom Regimente der Königin Victoria, aber Parteien, Interessen und sogar Grundsätze sind in der Zwischenzeit so ganz andere geworden, daß Fräulein Martineau im Stande gewesen ist Ereignisse die fast der Gegenwart angehören so ruhig zu besprechen als spräche sie von einer weit entfernten Periode des Alterthums.... Sie hat die Geschichte einer gewissermaßen würdelosen Regierung mit einer Würde geschrieben welche selbst die Zänkereien vergessener und verschollener Parteien zu philosophischer Wichtigkeit erhebt. Warm und herzlich ist ihr Gefühl für Alles was edel, ehrenvoll und groß, heiß und innig ihre Verachtung jedes kleinlichen Mittels, ersonnen einem momentanen Zwecke zu dienen oder einen erbärmlichen Zweck zu erreichen. Die von ihr ausgesprochenen Grundsätze ruhen auf ewigen Wahrheiten, und sind so logisch richtig durchgeführt, daß kein rhetorischer Schmuck sie dunkel oder unverständlich macht. In der Hauptsache glauben wir, daß die Nachwelt ihre Urtheile bestätigen wird. Es gibt wenig lebende Schriftsteller denen die Abfassung miterlebter Geschichte so unbedingt anvertraut werden kann wie Fräulein Martineau. Sie hat keine Mühe gescheut die Wahrheit zu erforschen, und keine Furcht gekannt sie zu sagen. Wenn ihr Buch Irriges enthält, so trägt nicht Vorurtheil oder Nachläßigkeit, sondern unvollständiges Zeugniß die Schuld."

J.

„Der Gefangene in Ham."

So lautet der Titel eines soeben in Paris ausgegebenen Buchs, welches das Interesse und die Neugier vielfach in Anspruch nimmt. Dasselbe veröffentlicht viele bisher unbekannte Einzelheiten über die Gefangenschaft und die Flucht des jetzigen Präsidenten der Republik. Das „Journal des débats" versichert, daß des Buchs Verfasser nur aus authentischen Quellen geschöpft hat, und daß er in der Nähe des Präsidenten eine Stellung bekleide die jeden etwa aufsteigenden Verdacht, man habe vielleicht ein Machwerk von Unwahrheiten vor sich, fernhalte. Es gibt übrigens Leute die dem Prinzen selbst die Autorschaft dieses Buchs zutrauen.

40.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, Nr. 194. 14. August 1849.

Schweizerische Geschichten.

(Beschluß aus Nr. 193.)

Die Schaarte meinte Zürich durch den an Waldmann begangenen Justizmord seiner Ehre schuldig und wohl auch durch die Verbannung seiner ausgezeichnetsten und bedeutendsten Unterstützung des es einem durchgreifenderen Reformmann, durch die Unterdrückung die es Zwingli angedeihen ließ. Das unbefangene Wirken dieser großen Männer, wie jener Waldmann den Zürichern nach den damaligen Begriffen ein „Fremder" war, hat in Bluntschli den sorfältigsten und gelbsollen Beurtheiler gefunden, der sich da auf seinem Lieblingsgebiete bewegt. Vorzüglich benutzt er den Anlaß, um, und zwar in sehr anziehender, mannigfach nicht ganz erschöpfender Weise, seine Ansichten über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche darzulegen. Er sagt:

Beide Mächte haben es nach sich selbst und nach ihren göttlichen Verhältnissen auch auf die großen Gegensätze außer sich zu schlichten. Das Verhältniß in welchem Zwingli als „Prediger" zu den Regenten des züricherischen Staates stand ist uns bisher kaum recht klar geworden. Man hat es entweder schlechterdings, und, wenn wir hinzu, das Ideal eines guten Christ der protestantischen Theologen und Kirchenmänner. Manchen mit noch einem prägnanten Ausdrucke dieses Verhältnisses in seiner Schärfe zu zeichnen, so sieht sich etwa folgende Weise gebrauchen: „Die Kirche ist äußerlich die gebietende Macht im Staate, aber sie bekämpft ihn innerlich. Sie schaffet sich als die Kirche, und sie ist die Herrin des Staates." Diese Bestimmung war indessen nur ein Ausdruck der in theokratischen Zeitschriften von gewissen Verhältnissen von Staat und Kirche, nicht der Wirklichkeit. Die äußerliche Erhebung der Kirche als Macht in der Welt ist nur die Kirche unsichtbar, und die innerliche Geistesherrschaft der Kirche über den Staat besteht für den Staat unerkennlich und im übrigen selbst Unterdrückung und dem wahren Staatszwecke. Kein ehrer Staatsmann kann sich mit einer solchen Unterordnung zufriedenstellen, und noch weniger ist sie praktisch sogen. Die modernen Weltanschauung ist auch bereits über diese Stufe ganz hinaus. Der Staat ist seinem eigenen Geiste und seiner nicht klar bewußten Aufgabe in den Maße ihren bewußt geworden, daß die Gelehrte er wurde sich gewiß der Kirche unterordnen zum eine viel höheren ist als die entgegengesetzte, daß die Kirche der Untermacht und Allgemeine des Staates gänzlich entage. Doch stehen diese beiden Verhältnisse der Kirche sich als die Form der Staat sich als der Mann und jeder Theil den andern so erkennt und achtet, wird ein organischer Friedensschluß möglich sein.

Wie aber, wenn Mann und Frau sich nicht vertragen können und eine Ehescheidung erfolgt?

Auf Zwingli's eigene Denkweise und die thatsächlichen Ergebnisse seines Wirkens näher eingehend bemerkt Dr. Bluntschli:

In gemissen Hinsichte gehörte Zwingli nicht der Weltgeister an in welchen er wirkte, er war ein Kämpfer der unterdrückten Geist. Die Reform, wie sie in dunkler ihren mächtigsten Vertreter Luther, war ihrer vorherrschenden Tendenz nach Verneinung der katholischen Kirche von der Verbesserung und Umarmung. Widerspruch gegründet, mit dem lebendigen Glauben an Christum, an Christus, sie wollte nur heilen, nicht brechen; sie stand wie die katholische Kirche, von der sie sich so sehr trennte, auf dem Boden unseres und war auch Recht trennte, auf dem historischen Boden auch den Mittelalters. In Zwingli's Geist dagegen waren die freisten Eigenthümlichen von jung anderer Art, und seine Reform wie seine Politik haben das Gepräge auch dieser Eigenthümlichkeit überkommen. Zwingli gehört in der That nicht blos der Kirche, er gehört ebenmäßig ebenso sehr dem Staate an, und in dieser Beziehung ruht auch entschieden sowol auf der Auffassung und den Lehrsätzen gegen als auch mit dem hergebrachten Recht, sobald nur der Kirche als ein Bestandtheil seines Wirkkreises ergeben oder durch die Natur der Dinge gelehrt. Ihm war die ganze Organisation des Mittelalters der Kirche und im Staat verkehrt; mit Verliebe und daß betrachtete er die Gestaltungen der antiken Republiken. Wie alle großen Männer empfand er in dem einen Rucken Knoppert zu Gott, er fühlte sich als Werkzeug in der Hand Gottes. In seinem Gefühl war er stark, und eben von da aus vertrauete er auch seinem Gefühl, der Kirche ist der Vertrauten, der Kirche seinem Gefühl. Ihm war es recht, daß auch und die Verbote göttlichen Ursprungs und eben darum vor Gott kein Widerspruch mit der religiösen Ueberzeugung berühre sei. In seinem Gewissen hatte er einen Maßstab gefunden um die Wahrheit der Evangeliums zu prüfen, und die Anschauung zu gewinnen daß darum im Recht der Geist sei Gottes selbst haben. Obwol ein aufrichtiger Christ, war Zwingli doch auch ein Repräsentant des intellectuellen Selbstbewußtseins, ein Vertreter der Rechte des Menschengeistes und ein Vorkämpfer der Humanitätsbestrebungen. Freilichen Richtungen früherer Zeit. Wahrheit liberale, aber auch ungewissheit tolerante Eigenthümlichkeiten des freien Geistes besitzen, und man konnte zweifeln welche von beiden überwiegen, ob der Geist innerlich erfüllter von heilsamster Freiheit oder von Geist der Verneinung. Durch alles Streit und durch die Personen der Schule hindurch traf dasher im persönlichen Zusammenstoß mit Zwingli hier auf eine Macht in festen Gesetz die ihn nie mit einem Gewaltsamen erfüllte. Die geistige Sicherheit und Freiheit Zwingli's, wenn auch dasher selbst in dieser Weise freimachung, Klare tolerant Ruhen — er war in sich frei und sicher genug um durch diese nicht verlegt zu werden — aber die Wirkung dieses ihm fremden Geistes mit Neigungen einer gestlosenden Kraft ist ihm nie zu ernsterer Empörung gegen die höchst Materiale Christi sich Zeigen zu können scheinen, sich ihn leuchtend zurück. Er machte Zwingli nicht weiter besser.

Digitized by Google

Dr. Bluntſchli fährt fort:

Mit dieſem Geiſte hat Zwingli die Kirche in Zürich reformirt. Nüchterne Verſtändigkeit iſt ein Grundzug ſeiner Individualität, nüchterne Verſtändigkeit in Vorzügen und Gebrechen auch ein Grundzug der züricher reformirten Kirche geblieben. Die reine, nackte Lehre des Evangeliums, wie ſie durch verſtändige und gewiſſenhafte Auslegung der heiligen Schriften gewonnen wird, ſollte in ihr ſtets und unverkümmert gepredigt werden; vor Aberglauben, vor Pfaffentrug, vor hierarchiſchen Tendenzen ſuchte er ſie zu bewahren! Aber der Erkältung und der Erſtarrung des religiöſen Gefühls, der Vertrocknung der Säfte religiöſer Weihe und Schönheit, der Verdorrung ihrer Blüten und Zerſtörung ihrer Früchte, dem eiteln oder hochmüthigen Kleinglauben und Unglauben wußte er nicht ebenſo zu begegnen. Indem er das Unkraut ausriß und verbrannte, verletzte er auch gute Saat.

Weiter heißt es:

Am reinſten und unbeſtrittenſten glänzt Zwingli's Verdienſt um die Wiſſenſchaft. Bis auf ihn hatte Zürich in keiner erheblichen Weiſe den Ruf einer wiſſenſchaftlichen Stadt. Er machte Zürich zu einem der anſehnlichſten Sitze der Gelehrſamkeit, und was höher zu achten iſt, zu einer der feſteſten Burgen und Reſidenzen freier Wiſſenſchaftlichkeit. Er erfüllte den Geiſt der Stadt mit der Liebe und der Verehrung der Wiſſenſchaft. Durch ihn hat Zürich ſolche Bedeutung gewonnen für die Schweiz, für Deutſchland, ſeit ihm dieſelbe nie mehr verloren. Anfänglich waren freilich auch in Zürich alle höhern wiſſenſchaftlichen Anſtalten auf das Bedürfniß der Kirche bezogen, und die Theologie umhüllte und deckte mit ihrem Mantel alle andern Wiſſenſchaften. Aber Zwingli ſelbſt war wiſſenſchaftlich ſo fein, ſein eigener Geiſt ſchöpfte ſo urſprünglich aus dem Borne menſchlicher Geiſtesfreiheit, daß die züricheriſche Wiſſenſchaft die nach ihm erwuchs ſich durch mancherlei anderwärts beſtehende Beſchränkungen nicht gebunden fühlte, und wenig angefochten auch in voller Weltlichkeit ſich entfaltete.

In der weltlichen Politik, im Staate, meint Dr. Bluntſchli zum Schluſſe, habe ſich Zwingli allerdings einige male in bedenkliche Widerſprüche mit ſeinen eigenen Grundſätzen verwickelt, und es ſei da beſonders die rückſichtsloſe Art und die Leidenſchaft zu tadeln womit er die Oppoſition in Zürich vernichtet, mehr aber noch die Gewaltſamkeit und das Unrecht womit er den Widerſtand der fünf Orte zu brechen und dieſe Zürich und Bern zu unterwerfen geſucht, ſowie das gewagte Spiel das er auf dem Gebiete der europäiſchen Politik zu ſpielen gewagt. Im Gegenſatze zu dieſen radicalen Gebrechen ſeiner Politik ſei jedoch auf der andern Seite hoher Ehre würdig, wie er die Republik, der er ſein Leben gewidmet, vor Sittenloſigkeit und Liederlichkeit zu retten unternommen, wie er die Obrigkeit und das Volk durch unnachſichtige Zucht moraliſch zu beſſern und zu kräftigen geſucht, wie er dem Umſturz der ſtaatlichen Ordnung durch die Wiedertäufer und die Bauernaufſtände mit Muth entgegengetreten und das Anſehen der Obrigkeit geſtärkt, ohne dem Deſpotismus derſelben irgend Nahrung zu geben, wie er Zürich groß zu machen, die Herrſchaft Zürichs in der Eidgenoſſenſchaft zu erweitern geſtrebt, nicht etwa aus eitler und beſchränkter Vorliebe für die Stadt die er zur Vaterſtadt gewählt, ſondern weil er ſie fähig und würdig gefunden die kirchliche und ſtaatliche Reform, die ihm als die höchſte Aufgabe und das dringendſte Bedürfniß der Zeit erſchienen, in der Eidgenoſſenſchaft durchzuführen, weil er in den geiſtigen Eigenſchaften Zürichs die innere Berechtigung für ſolche Herrſchaft erkannt, weil er endlich auf dieſem Wege die ganze Eidgenoſſenſchaft zu reinigen, ihr Einheit und Stärke zu verleihen gehofft.

Dieſe von jeder ſcholaſtiſchen und confeſſionnellen Einſeitigkeit entfernte Auffaſſung iſt uns Bürge dafür, daß Dr. Bluntſchli das Richteramt der Geſchichte auch dort mit Unbefangenheit üben wird, wo es gilt über die Entartungen der von Zwingli gepflanzten Keime das Urtheil zu ſprechen. 62.

Börne in einer franzöſiſchen Apotheoſe.

In den bewegteſten Tagen der vorjährigen Revolution iſt der Gedanke einer allgemeinen Völkerverbrüderung wiederholt, freilich mit mehr Enthuſiasmus als klarem Bewußtſein ausgeſprochen worden, und der Dichter-Politiker des 24. Februar hat denſelben in das Programm ſeiner idealen Republik emphatiſch aufgenommen. Wenn die vulgaire Meinung die Ausführung dieſes ſchönen Gedankens auf ein bloßes Factum baſiren zu können glaubte, auf einen Vertrag z. B., auf ein friedliches „Bündniß der Humanität" oder etwas dem Aehnliches, ſo wußten die Stimmführer und Parteimänner freilich beſſer, daß das wahre, feſte Band zwiſchen verſchiedenen Nationalitäten immer nur die geiſtige Wechſelbeziehung, das intellectuelle Intereſſe iſt, als der höhere Einheitspunkt aller Geſchlechter, und daß die wahre Völkerverbrüderung rein durch ethiſche und ſpirituelle Anknüpfungspunkte vorbereitet, und der Darſtellung im wirklichen Leben entgegengeführt werden will. Deshalb erfand man mit Geſchick eine beſtechende Formel in der dem unveräußerlichen Rechte der Idee Rechnung getragen wurde: in dem Projecte eines Bündniſſes aller „freien" Völker ſchien das Princip der Sittlichkeit und der unendlichen Geiſtesentwickelung gewürdigt und anerkannt.

Unter unbefriedigten Wünſchen und geknickten Hoffnungen iſt auch der Ruf „Fraternité!" allmälig verklungen, und die Geſchichte nur bewahrt treu das Andenken jener rührenden Komödienſpiele von Paris, zu denen alle Stämme Europas ihre Acteurs abgaben, jene Aufzüge und Umarmungen, jene Verſprechungen und Schwüre. Es iſt aus der Aſſociation der „freien" Völker vorläufig Nichts geworden; nicht weil die freien Völker überhaupt fehlen, ſondern weil der geiſtige Verkehr unter ihnen noch nicht von jener Schnellkraft getrieben wird welche Intereſſe, Theilnahme, Verſtändniß zwiſchen ihnen hervorruft. Ungerechtigkeit und nationaler Haß verſchwinden in dem Augenblicke wo das gemeinſame geiſtige Streben Achtung und Wetteifer erzeugt. Auf der Grundlage gegenſeitiger Anerkennung und gegenſeitigen Erkenntniſſes iſt nur der Aufbau der Brüderlichkeit möglich, und die Wiſſenſchaft iſt der erſte Grundſtein zu dieſem Bau.

Deutſchland hat nie verſäumt Völker zu ſtudiren, während um ſeine Errungenſchaften in der Ferne ſich nur Wenige kümmerten. Frankreich hat es erſt ſpät gelernt an unſere Poeſie, unſere Wiſſenſchaft, unſere Philoſophie auch nur zuſchauend heranzutreten, und es mit der ungewohnten, etwas ſchwer verdaulichen Koſt zu verſuchen die Männer wie Couſin, Lerminier, Pierre Lereur in verſchiedener Zubereitung dem verwöhnten franzöſiſchen Gaumen boten. Kein Volk hat weniger natürliche Anlage die Eigenthümlichkeiten eines andern zu verſtehen als das franzöſiſche, keines iſt ſo ſehr in ſeinen eigenen nationalen Anſchauungen gefangen als das Volk der That und des Ruhms (du fait et de la gloire). Namentlich iſt es bekannt, mit welcher Oberflächlichkeit und welcher ſelbſtzufriedenen Arroganz die Entwickelung des deutſchen Geiſtes ſelbſt von gebildeten Franzoſen lange beurtheilt worden iſt, und wie mühevoll

namentlich auch ein Theil der deutschen politischen Emigration in Paris dem verlassenen Vaterlande Anerkennung zu erkämpfen bemüht war.

Es klingt wunderlich, wenn man behauptet, daß Ludwig Börne, der in seinen Schriften doch keinen Fehler der Deutschen unaufgedeckt läßt, die Sympathien der Franzosen unserm Vaterlande näher gebracht habe. Und doch hat Börne wirklich mit zornigem Eifer an der Brücke zwischen zwei Völkern gebaut die sich gegenseitig ergänzen und trotz jahrhundertlanger Feindschaft wie von der Natur zu einem Bunde hingedrängt werden, da das eine von ihnen der Geist und das andere die That ist. Der politische Fanatismus Börne's fand bei der Revolutionspartei an sich Anklang, und wen die Gewandtheit und humoristische Haltung seiner französischen Kritiken nicht einnahm, der ward durch seine offen ausgesprochene Vorliebe für die leichte Empfänglichkeit des französischen Charakters gewonnen. Börne war sich seiner vermittelnden Stellung auch wohl bewußt, und indem er immer darauf hinwies, daß die Geschichte Frankreichs und Deutschlands seit Jahrhunderten Nichts gewesen sei als ein beständiges Streben sich zu nähern, sich zu begreifen, sich zu einigen — ein freilich bis auf die neuere Zeit herab ziemlich resultatloses Streben —: foderte er eine geistige und materielle Union beider Länder, weil nur ein solches Bündniß ihr Schicksal (und das heißt das Schicksal Europas) dauernd sicherstellen könne gegen die Barbarei des russischen Einflusses. Börne, der Mann mit dem deutschen Gemüthe und der ganz eigentlichen französischen Freiheitswuth, Börne, welcher uns versichert, daß er Deutschland nur deshalb mehr als Frankreich liebe, weil es unglücklicher sei, war einsichtsvoll genug in einer Zusammenstellung der literarischen Bestrebungen beider Länder den geeignetsten Ausgangspunkt für seine Zwecke zu erkennen. Thatsache ist, daß das Interesse Frankreichs an dem deutschen Leben immer mehr zugenommen hat, Thatsache ist, daß Börne rüstig mitarbeitete dies Resultat zu erzielen. An dieser wirklich praktischen Ausströmung seiner Thätigkeit hält sich auch wesentlich das Interesse an welches Frankreich noch heute dem deutschen Autor bezeigt. Noch heute! Denn René Taillandier hat in der „Revue des deux mondes" eine Kritik und Biographie Börne's geschrieben: „Publicistes révolutionnaires de l'Allemagne: Louis Boerne, sa vie et ses écrits."

Die Urtheile René Taillandier's über neuere deutsche Literatur haben in der gebildeten Lesewelt diesseit des Rheins fast ebenso viel Aufsehen erregt als unter dem Publicum für das sie zunächst geschrieben waren. Mußte es nicht befremdlich erscheinen, daß die sonst so wählerische französische Kritik sich plötzlich ausführlich mit Autoren beschäftigte die eben noch mitten in ihrer Entwickelung begriffen waren, und die sich in ihrem eigenen Vaterlande erst einen begründeten Ruf erwerben wollten! Taillandier hat über Mundt, über Gutzkow, über Laube mit mehr oder weniger Anerkennung, über Wienbarg sogar mit einem Anflug von Enthusiasmus geschrieben. Er ist herabgestiegen bis zu unsern Lyrikern und Novellisten, und hat da eine Lanze gebrochen mit einem armen Dichterling, dort ein Lorberreis vergeben vor den Augen zweier Nationen.

Taillandier's Arbeit über Börne kommt etwas spät, da das Urtheil über diesen Autor bis auf kleine Schwankungen sich längst festgestellt hat; es kommt doppelt unerwartet in einer Zeit wo die Macht der Persönlichkeit sich nur ausnahmsweise neben der Herrschaft der Masse behauptet, wo die Geschichte mehr aus dem Groben herausgearbeitet wird. Und eben deswegen, meint Taillandier, erscheine sie gerade jetzt am rechten Orte, jetzt „wo die Deutschen im Taumel ihres unerwarteten Siegs die Resultate desselben durch thörichte Foderungen jeden Tag aufs Spiel setzen". Und wer verschuldet Dies? Taillandier sieht in der Verbreitung und Macht der junghegelschen Dogmen mehr Gefahr für Deutschland als in der Diplomatie und Reaction; er sieht in den Rugianern die würdigen Nachkömmlinge der Männer von 1793. „Die Atheisten sind in Deutschland die gefährlichsten Truppen der demagogischen Armee! Der Fanatismus des Regirens ist der wildeste von allen." Bei diesen Vorwürfen stützt sich Taillandier auf Börne, den gläubigen und franzosenfreundlichen Republikaner, der schon vor 1830 gegen Hegel aufgetreten sei, und der mit Freuden die hohlen und lügenhaften Formeln der unwürdigen Schüler dieses Meisters auf ihren nichtigen Inhalt zurückgeführt haben würde. Aus den deutschen Zeitungen liest Taillandier den Gram, daß Börne nicht mehr lebt. „Wäre er nicht todt, das große Werk des germanischen Bundes würde nicht so verwirrt daliegen, und man würde nicht erleben, daß das deutsche Parlament nach sechsmonatlichen unerquicklichen Debatten endlich so weit gekommen ist eine nie zu heilende Theilung Deutschlands zu decretiren." Wie Ludwig Börne sich zu Schmerling und Gagern verhalten würde läßt der französische Kritiker freilich dahingestellt; aber Eins weiß er gewiß: Börne würde nicht thörichten Groll genährt haben gegen Frankreich, wie die Deputirten des Deutschen Parlaments; Börne würde sich nicht an dem kindischen Deutschthum von 1813 begeistert haben.

Die Deutschthümelei findet in unsern Tagen keine Anhänger mehr, auch in der Paulskirche nicht; aber das Nationalgefühl, das Vermächtniß der Unabhängigkeitskriege, hebt freilich auch heute noch des Patrioten Brust. Dieses „kindische Deutschthum" hat 1813 Deutschlands Ehre gerettet, und die Rache der Freiheit und des nationalen Wiederfindens nach Paris getragen; dieses kindische Deutschthum ist die ermuthigende Probe gewesen auf Deutschlands Kraft, und wir mögen es daher begreifen, wenn dasselbe die Sympathien des Franzosen nicht eben erregt. Aber sehen wir näher zu; wen klagt Taillandier denn eigentlich an in seinem widerspruchsvollen Tadel, und wer im Gegentheil erfreut sich seines Beifalls? Die Junghegelschen die den Cultus Frankreichs predigen, die Rugianer, die „Propheten der Humanität", die ein Schutz- und Trutzbündniß wollen mit dem Volke das die Weltverbrüderung proclamirte, sie werden in der That verurtheilt; denn sie glauben an keinen Gott. Und die Männer der Rechten, die Gemäßigten, die an sich nicht enthusiasmirt sind von den großen Thaten in Paris, und die ein Heer ebenso gern an den Rhein schicken als wie an die Ostgrenzen? Auch sie gehen den falschen Weg; denn sie begeistern sich an dem kindischen Deutschthum von 1813! Aber während die Koryphäen der Parteien sich jetzt in diesen beiden Irrgängen verlieren, würde ein Mann durch alle Wirren den ruhigen Weg der Humanität verfolgt haben, unverdorben von dem Gift des Junghegelthums — Ludwig Börne!?

Dieser so vereinsamte Börne, der Musterdeutsche in Taillandier's Phantasie, nimmt sich in seiner französischen Apotheose recht wunderlich aus. Das was das Pathos ausmachte in Börne's ganzem Leben und Wirken, der specifische Grundbestandtheil seines Wesens und seiner Persönlichkeit, wird als ein Irrthum, eine vorübergehende, verzeihliche Abschweifung dargestellt, und mit Hülfe dieser kleinen dichterischen Umgestaltung kann dann Börne in einer neuen Beleuchtung gezeigt werden, die ihm nach 12 Jahren noch das Interesse Frankreichs zuwendet.

Es ist noch nicht lange her, daß in d. Bl. eine ähnliche Verherrlichung Heine's durch Nerval ihre Würdigung erfuhr.*) Hält man diese mit der vorliegenden Apotheose Börne's zusammen, und bedenkt man, daß wenigstens die letztere aus einer immerhin berühmten Feder geflossen ist, so kann man ein gerechtes Erstaunen über die Leichtfertigkeit nicht zurückhalten mit der die Franzosen noch heute unsere deutschen Verhältnisse und Autoren behandeln. Früher kümmerten sie sich wenig um uns, aber sie tadelten auf gut Glück, wenn sie von uns sprachen; und jetzt, nachdem wir uns endlich so weit Geltung verschafft haben, daß sie sich mit uns beschäftigen, machen sie zuletzt aus uns was ihnen gefällt; sie betrachten uns als einen dichterischen Vorwurf, und malen dann ihre Darstellung in so

*) Vergl. Nr. 7—9 d. Bl. D. Red.

auffallenden, blendenden Farben, daß wir zuletzt an uns selbst irre werden könnten.

Es versteht sich, daß Taillandier's Beurtheilung was man so sagt gut geschrieben ist. Sie ist eine jener formglatten, eleganten Darstellungen zu denen die Franzosen so viel natürliches Geschick besitzen. Mit einem gewissen künstlerischen Instinct sind die Pointen aus Börne's Leben herausgegriffen, durch lebhafte Ausrufe und natürlich immer sehr patriotische Urtheile verbunden. Daneben tritt der Anschein einer gründlichen Kenntniß des Materials überall heraus, welche letztere wir auch nicht im entferntesten bezweifeln möchten. Aber, wie charmant sich das Alles auch liest, Taillandier ist nicht als Biograph, nicht als Kritiker Börne's aufgetreten; nein, er hat von seinem specifisch französischen Standpunkte aus geradezu einen neuen Börne gedichtet, mit freier Benutzung jenes giftigen Briefschreibers dem Raspail auf dem Père-Lachaise die Todtenrede hielt. Es ist ihm gegangen wie den meisten Apotheosisten: er ist ungerecht geworden gegen die überschäumende Kraft, und hat sie verleumdet indem er sie zu entschuldigen glaubte.

Die authentischsten Nachrichten über Börne's äußeres Leben hat Gutzkow in seinem bekannten trefflichen Buche gegeben, und die französische Biographie enthält auch Nichts was von den Mittheilungen des deutschen Schriftstellers abweiche. Taillandier hat Gutzkow's Buch zur Hand gehabt; er citirt es selbst einmal, gerade in einem nicht weiter bedeutenden Ausspruche. Allein während Gutzkow's Schilderungen uns den ganzen Börne vor die Augen führen, nicht nur wie er schrieb, sondern auch wie er lebte, hält sich Taillandier nur an den Autor, und basirt sein Urtheil rein auf die literarische Productien. Dadurch bleibt sein Gemälde, wenn auch diese beschränkende Linie absichtlich gezogen werden wäre, im Einzelnen immer lückenhaft, wie denn z. B. der französische Kritiker Börne's Stellung zu den Frauen, seine Zurückhaltung, man möchte sagen seine Scheu vor dem Glücke eines eigenen Familienherdes, sein Verhältniß endlich zu Frau W. gänzlich unberührt läßt. So auffallende und wichtige Elemente durften Dem nicht entgehen der eine Lebensbeschreibung, der „La vie de L. Boerne" schreiben wollte. Diese Trennung aber zwischen dem Privatmann und dem Schriftsteller ist gerade bei Börne um so mislicher, als sie in dem Leben dieses Mannes selbst fast gar nicht vorhanden war. Man mag bei Goethe allenfalls diese Unterscheidungslinie ziehen; denn in Goethe's Schaffen waltete immer die künstlerische, kunstbewußte Thätigkeit, welche zwischen den dichterischen Gedanken und seinen Ausdruck noch eine weise Selbstkritik setzt. Börne's literarischer Charakter dagegen war immer die reinste Unmittelbarkeit, das Sichhingeben an die Dinge wie sie eben sind; es gab keinen läuternden Uebergang zwischen seinen Gedanken und seiner Schrift. Er stand fortwährend unter dem Einflusse der Ereignisse, mochten ihm diese Ereignisse von außen kommen, oder mochten sie aus seinem Innern geboren werden. Er hat Nichts von Objectivität an sich; seine Feder schrieb im Strudel der Leidenschaft, und war wirklich „in Herzblut getaucht". Wenn er, wie bekannt, sorgsam und überlegend die Form seiner Kritiken oft verbesserte, um die schneidende Schärfe seines Ausdrucks noch zu erhöhen, so liegt darin keine Widerlegung des oben Gesagten.

(Der Beschluß folgt.)

Trost und Hoffnung.

Zwei englische Schriften: „The events of 1848, especially in their relation to Great Britain; a letter to the marquess of Lansdowne", von R. Monckton Milnes (London 1849), und „The history of the year 1848", von W. K. Kelly (London 1849), werden von dem sie anzeigenden „Athenaeum" in folgender, für von der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geängstigte Gemüther trost- und hoffnungsvollen Weise bevorwortet:

„Das jüngst abgelaufene Jahr wird den Niebuhr kommender Tage ein buntes Stück Arbeit liefern. Kaum ein wenig fort aus dem furchtbaren Strudel der Ereignisse blicken wir bereits, wenn auch ruhiger, doch mit größerm Erstaunen auf die Verwickelungen zurück als während sie von Stunde zu Stunde in heißer Hetzjagd an uns vorüberbrausten. Kelly bemerkt sehr richtig, daß mit 1848 eine neue Aera beginne. Welchen Charakter sie haben wird, liegt nicht uns ob zu untersuchen. Als Geschichtschreiber und Commentatoren haben wir es mit Vergangenheit und Gegenwart zu thun; das Prophezeien überlassen wir den Statistikern und Astrologen. Besehen wir uns aber den gesammten materiellen Schiffbruch von 1848, so dürfen wir wol im Allgemeinen sagen, daß eine große Bewegung sich nie ganz in sich selbst auflöst. Kein Märtyrer stirbt vergebens. Geistige Reformen, moralische Fortschritte kommen selten ohne materielle Opfer zu Stande. Das gehört zu den Bedingungen des menschlichen Verwirrts, und die Erhebung des Volksgeistes, sein Durchdrungenwerden von andern als physischen Ideen ist eine gewaltige That, die in der Geschichte lange nachhallen muß. Welches auch der Ausgang der Dinge an den beim Kampfe in vorderster Reihe betheiligten Orten sein möge, in Paris, Pesth, Mailand, Florenz, Rom, Berlin, Wien und Frankfurt: — der status quo ante 1848 kann niemals wiederkehren. Der europäische Geist ist bis in seine untersten Tiefen aufgeregt, Versuche sind angestellt, Theorien geprüft worden, und die Wissenschaft, ist eine verfälschte, mitunter vielleicht auch eine zweifelhafte, aber immer Wissenschaft, hat sich in die Systeme der Gesetzgeber und der Regierungen gemischt. Die alten Grundsätze der Macht sind selbst von den Besitzern der letztern einigermaßen beiseite geschoben und fortgewiesen worden. An andern Fibern hängt jetzt ihre Macht. Ideen sind in die Arena des Regierens eingetreten, die von der Sage seit lange heilig gesprochene Domaine menschlicher Angelegenheiten ist überfallen und erobert worden, und die eigentlichen Handhaben der Gewalt haben sich genöthigt gesehen ein Princip zur Regel ihres Verhaltens zu machen, mit Einem Worte, das historische Recht aufzugeben, und mit dem Vernunftrechte sich zu begnügen. Das ist eine unvertilgbare That. Oeffentliche Principe, die Lehren vom Wohle Aller, durch gleiche Rechte gesichert, und von gleichen Pflichten vertheidigt, sind aus der Arbeitsstube des Gelehrten in die Volksversammlung übergegangen, und haben eine volle, wenn auch nicht letzte Anerkennung gefunden. Wären Dies die einzigen Gewinne aus dem Aufbrausen von 1848 — mit Hochachtung würde die Geschichte auf sie zurückblicken müssen. Aber wichtiger als alle gewonnenen Freiheiten und Rechte sind die von 1848 zur Geltung gebrachten Wahrheiten. Jene kann das Schwert wieder nehmen, diese kann keine Gewalt enthronen. Sie unterliegen keinem Wechselfalle des Kriegs und sind keinem Despotismus erreichbar. Sie sind die echten Documente in den Geistern der Menschen, in den Archiven der Civilisation" . . . .

2.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Beiträge

zur Verfassung des Römischen Reichs.

Mit besonderer Rücksicht auf die Periode von Constantin bis auf Justinian.

Von Dr. **E. Kuhn.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im August 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 195. — 15. August 1849.

Reine und unreine Charaktere.

Können der zu erfahren weiß verbirgt sich der Unterschied zwischen den Reinen und Unreinen der Charaktere, den Heiligen und Durchschlagenen Einiger, denn Dinge und Treiben Anderer. Er ist nicht Dasselbe mit jenen um gut und schlecht, natürlich und künstlich, offen und verdeckt, gewandtig und unumwindlich, besonnen und unbesonnen, denn auch das Schlechte, Künstliche, Verdeckte, Umgewandtige, Unbesonnene läßt sich in Mehrheit auffinden. Gemein ist, daß für Menschenbeurtheilung am Tagzeug eine größere oder geringere Schwierigkeit sich stellt, daß man bei einigen Individuen leicht weiß was von ihnen zu erwarten, bei andern dagegen vermuthet, sucht, forschet, und sich in seinen Vermuthungen, Hoffnungen, Befürchtungen oft getäuscht findet. Jene sind die reine Charaktere, d. h. solche deren Wesen nach dem Ursitzen beurtheilender ist, wogegen die unreinen von mit den unsichersten Ansichten und Berechnungen herumbringen waren; gesetzt auch, das Herbart seine philosophische Rechenkunst an ihnen versuchte. Oder mit philosophischem Ausdruck: die einen wachen Erkenntniß des Construirten verfallen, während die andern Bedes sich zuziehen.

Der Mensch für Geld zu haben — wie Wucherer, Falschner, in Italien einst Condottieri und Banditen — ist berechenbar, nicht für den Staat, für das Amt, denn sie bezahlen, für jegliches Geschäft, wenn es Einnahmen bringt. Berechenbar wäre auch der entgegengesetzte Charakter, der unentgeltnige, blos durch das Staatsbeste, den Werth des Amts, der Freunde, des Geschäfts bestimmte.

Unreiner Charakter ist der Rechnung die Räum was zweifelhaft, Ungewissen liegt, Reinheit des Anfangs und Ende würden getrübt, man dürfte blos versuchsweise eine Rechnung unternehmen, ob sie etwa zutreffe.

Unsere theoretische Psychologie sucht schon längst die sichere Berechenbarkeit des Seelenlebens, während die praktische mit trüben Conjecturen und Ansätzen sich behelfen muß, z. B. in Criminalfällen, wo die Gesetzgebung reine Zurechnung der Schuld fodert, und die Untersuchungsrichter in Abwägung der Motive, des Gemüthszustandes, der sittlichen Anstalten sich verlieren, und am Ende durch möglichste Monomanie des Verbrechers über das Verbrechen selbst zweifelhaft werden. An festen Ufern ruhige Wasser ihren Mann, und meine Zimmerleute ihren Herrn.

Reine Charaktere sind indessen nicht zu leugnen, und man findet genußsüchtige, ehrgeizige, eitle, verschwenderische, geizige, liederliche, liebliche, herrschsüchtige, leichtsinnige, arbeitsame, Schuldenmachende, phantastische, kühne, furchtsame, fromme, unfromme, poetische, prosaische u. s. w. Nur in der Mischung solcher Bürgerkinder sucht man oft die Zoologische jeglichen Elements vergebens.

Sittliche Bleichsucht wurde Vorbei nicht in Anschlag gebracht; dem reine Tugend und reines Laster sind gleich unnachsichtlich. Im Uebrigen ist schwer zu sagen, ob Reines oder Unreines häufiger vorkommt, und man vergenehmer und wohlgefälliger auf uns wirkt. Faß verdient Vereines den Vorzug, weil jedes zu Berechnende den Zauber der Erwartung und Ueberraschung aufhebt und Langeweile zur Folge hat. In diesem Sinne fremden die Psychologen nach der vollständigen Langweile auf Erden.

Ob Reines oder Unreines in der Welt am meisten fortgilt, beruhig sowol auf äußern Umständen als auf den Gattungen. Der reinen Minderzahl steht gelings Wiles monach andere Reinheiten umsonst streben, reine Redheit kann Erfolge sichern und verstören, reine Minderwichtigkeit ist den schimmelsten Wechselfällen ausgesetzt; reiner Eigensinn macht die Umgebungen nachgiebig und erweicht leichter Herrschaft als reine Demuth.

Ich suchte nach reinen Charakteren in der neuern Geschichte, und fand eine wunderliche Gesellung: Napoleon, Talleyrand, Lafayette, Washington, Robespierre, Don Miguel, Metternich und den Papst.

Napoleon's Handlungen gingen hervor aus reinem Egoismus der Gewalt, aus dem Willen und Recht der Kanonen. Manchmal konnte er wollen, das Ende der Anarchie, Frankreich Ordnung, ein einmaliges Reich, Tabackmonopole, Fabriken, Königreiche für seine Brüder, die Kaiserschaft, Kunst und Wissenschaft, Vertilgung des deutschen Geistes, Russlands Besiegung. Ihre für die Ehrsüchtigen, Schätze für die Habgierigen — er wollte stets mit Gewalt. Viele und er selbst haben von seinen Thaten gefabelt, seine einzige Ader war das Ich der leibhaftgenußsamen Kraft. Krieg und Friede, Mord (Engbien)

Digitized by Google

und Begnadigung, Wohl oder Weh der Menschheit gehörten zu den gleichgültigen Dingen. Ein Nero war er nicht, fand keine Luſt am Blut, aber ließ es ohne Reue strömen für ſeine Macht. Selbſt die corſiſchen Zugaben von Rache und Verſtellung waren der Einheit des Egoismus untergeordnet, zeigten ſich mehr in Worten als in Werken. Nur zu Fontainebleau und St.-Helena, als die Gewalt verſchwunden, wird er unrein, jammert über Frankreich, ſucht Mitleiden für ſich.

Talleyrand iſt der reine Sohn des Eigennutzes und ſchlauer Kunſt. Seine Witze ſchlagen das Gefühl todt, ſeine Thaten die Ehre. Niemand iſt freier von bekannten Vorurtheilen der Menſchen, von Scham, Liebe, Haß, Religion; keinerlei Phantaſie betrügt ſeinen Verſtand. Geld gebraucht und nimmt er immer, feilſcht um Deutſchland und Frankreich. Gewalt darf ihm vertrauen, Ohnmacht nie. Ausgezeichnete Wortkunſt macht ihn zum Orakel der Mächtigen, tiefer Verrath zum Schrecken der Bedrängten. Er ſcheut kein Verbrechen, wol aber Fehler; vielleicht iſt Dies der einzige Grundſatz des Grundſatzloſen. Könnte eine Hölle voll Gemüthsruhe geboren werden, er wäre ihr erſter Bewohner, und ſie ſein Vaterland.

Lafayette muß aus Amerika erklärt werden. Er hat eine erſte Jugendliebe, amerikaniſche Freiheit, und bleibt ihr treu. Die Geliebte wird alt, andere Jugend wächſt diesſeit des Oceans, er preiſt die ältern Reize, findet nichts Gleiches in der europäiſchen Neuwelt. Vertrieben von fanatiſchen Revolutionsmännern ſchätzt er doch die Franzöſiſche Revolution, weil er eine Aehnlichkeit mit ſeiner alten Geliebten entdeckt, und möchte durch Predigt und Rath Andere zu derſelben Neigung entflammen. Mit der Reſtauration hat er gewiſſe Begriffe von ritterlicher Ehre gemein, die bei ihm durch Jugendeindrücke bürgerliche Farbe annahmen. Geſinnungsmilde und Unentſchiedenheit für gewaltſame letzte Mittel machen ihn ungeſchickt zum Parteihaupt, und dennoch wird er eines, emporgetragen von Wünſchen und Hoffnungen, welche möchten daß er anders wäre. Die öffentliche Meinung ſchilt ihn wegen eines Zuviel und eines Zuwenig, ſie ſchwankt zwiſchen dem Namen eines Weiſen und Thoren, hebt ihn nach dem Tode in die Wolken, ſich ſelbſt im Tadel und Lobe ausgleichend.

Waſhington glüht für das Wohl des Landes welches ihn nährte und erzog. Ein Bild republikaniſcher Freiheit beherrſcht ſeine Gedanken und läßt ihn den Kampf für dieſelbe beginnen. So haben auch Andere geglüht und gekämpft, geriethen rechts oder links auf Abwege, Keiner zeigte mehr Geradheit, Beſonnenheit, Haltung, Ausdauer. Für ſich Nichts fodernd als die Ehre und den Gewinn des freien Bürgers, iſt er ein Freund der Gleichgeſinnten und ein Feind der Gegner. Einfach in ſeiner Lebensweiſe, handelt er edel, ohne Eigennutz, Falſchheit, kleinliche Ehrſucht und Schwäche. Emporgeſtiegen zu den höchſten Stellen des jungen Freiſtaats, beſchließt er ſein Leben als Bürger, zufrieden mit dem Gedeihen der Sache, der Gleichheit mit Gleichen, dem Ruhme eigenthümlicher, von Wenigen gefaßter und noch weniger nachgeahmter Würde.

Robespierre, ein tollgewordener Enthuſiaſt für die Freiheit — ſo haben ihn ſeine Landsleute genannt —, foderte Blut und Leichen, ohne Bedenklichkeit mehr und mehr; die Pariſer konnten ſich darauf verlaſſen. Darin iſt nichts Schwankendes, außer Berechnung Liegendes; er glich den Aerzten welche am Krankenbett nicht lange über Mittel nachſinnen; Alles iſt Entzündung, Alles wird geheilt durch Blutausleerung. Weder Freundſchaft, Liebe, Mitleid, Reue ſtörten dieſen reinen Gang der Staatsheilung, und daß die Kranken vielleicht ſterben, iſt eine jedem Arzt geläufige Vorausſetzung, er hofft ſie werden es aushalten.

Dom Miguel übertreibt ſeinen Enthuſiasmus für Monarchie, bricht ihm zu Liebe feierliche Verſprechungen, unterſchreibt friſch die Todesurtheile ſeiner Widerſacher. Da ihn keine andern Leidenſchaften oder Menſchheitspläne irremachen, und ſeine körperliche Gewandtheit ihn als königliche Eigenſchaft auszeichnet, ſo liebt ihn ein Theil des portugieſiſchen Volks wegen des reinen Charakters, der Tyrannen eigen iſt, welche niemals allgemein verabſcheut wurden, ſondern mit ihrer Strenge Verehrung und aus dem Samen derſelben Anhänglichkeit und Hingebung ſich erwarben.

Rothſchild kann abgewogen werden nach Millionen. Als Freund regierender Häuſer und ihrer Anleihen verſagt er letztere nie unter gewinnreichen Bedingungen. Höchſt natürlich baut er Häuſer, kauft Güter und Papiere, wird Baron, ſchenkt auch den Armen, und gibt den Miniſtern glänzende Mittagseſſen. Alles ohne Zweideutigkeit und Hinterhalt.

Der Papſt — abgeſehen von Miſchnatur der Greiſe, welche zeitlich ſeinen Stuhl einnehmen — iſt ein reiner Charakter. Als Kirchenoberhaupt hat er die erſte chriſtliche Einſicht, die zweite Gewalt nach dem Erlöſer, und die dritte, wenn man ſo ſagen darf, nach Gott; da der Heilige Geiſt es iſt der durch ihn, laut neuerm Ausdruck, in der Kirche ſich vermittelt. Solcher Hoheit und Würde müſſen die Gläubigen huldigen, die Ungläubigen als Ketzer verfallen ſein; ſie bleibt ſich ſelbſt gleich in allen Zeiten, und die jeweiligen Würdeträger ſind dieſer Gleichheit eingedenk. Wären ſie es nicht, ſo würden ihre Handlungen doppelſinnig, unpäpſtlich, ihrer eigenen Reinheit ungetreu. Zur Bewachung und Behauptung des Charakters dienen die Cardinäle, und Dies iſt es was Geſchichtſchreiber und Philoſophen als große Conſequenz der römiſchen Politik bewundert haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Börne in einer franzöſiſchen Apotheoſe.

(Beſchluß aus Nr. 194.)

Einzelne Partien in Taillandier's Arbeit leſen ſich mit beſonderm Intereſſe; ſie halten ſich lediglich fern von der ſo beliebten franzöſiſchen Phraſeologie, und charakteriſiren gerade ſchwierigere Verhältniſſe und Beziehungen mit Klarheit und Präciſion. Die Bemerkungen über Börne's Stellung zu Goeth

verdienen hier hervorgehoben zu werden; wir geben sie wörtlich wieder:

„Die Kritik Ludwig Börne's kämpfte energisch gegen die Entartung des deutschen Theaters, gegen die innere Gehaltlosigkeit des Dramas, gegen die unwürdigen Erben von Schiller und Goethe. Man darf aber deshalb nicht glauben, daß Goethe der Held Börne's sei. Im Gegentheil, seine Polemik gegen den Autor des «Faust» ist eine der wichtigsten Episoden seines Lebens. Während nämlich Börne die Reform der nationalen Dichtkunst muthig in die Hand nahm, sonnte sich der große Künstler ruhig in Weimar an seinem gesicherten Ruhme, und pflegte mit jener bekannten olympischen Heiterkeit, von den Kämpfen dieser Welt entfernt, die ruhigen und herrlichen Besitzthümer seiner Inspiration. Dieser stolze Indifferentismus mußte dem Glutengeiste des Neuerers verhaßt sein. Daß Börne des Dichters Meisterwerke bewundert hätte, Niemand würde Dies haben bezweifeln können; aber wie sollte er in dem Augenblicke wo es galt den öffentlichen Geist in Deutschland neu zu schaffen, kaltblütig mit ansehen können wie die größte Intelligenz seines Landes sich stolz in unnahbare Regionen zurückzog und ihren Brüdern die Tröstungen des Genius verweigerte. Die Völker zu trösten und zu erheben und zu erleuchten, ist das nicht eben der Dichter hohes Privilegium? Das ist der Gesichtspunkt aus dem man diese gereizte Polemik, den so ungerechten und so bitter ausgesprochenen Tadel betrachten muß. Ich möchte nicht durch falsche Interpretationen den Kampf des Dichters und des Publicisten verschlimmern. Wolfgang Menzel macht bekanntlich in seinem unsinnigen Teutonismus Goethe ein Verbrechen aus seiner politischen Unparteilichkeit und aus der Vollendung seiner Kunst: Börne, wir werden es gleich sehen, kämpft nicht unter diesem beschränkten Banner Menzel's. Er vergeudet nicht wie der Sophist von Stuttgart seine Zeit damit alle Werke des großen Dichters perfid zu zergliedern, übergroße Gedanken oder Nachahmungen auszustöbern, die geheimen Einflüsse auszuzeichnen, denen auch der unabhängigste Künstler sich nicht entziehen kann, und dann zum Schluß des Autors Genie abzuleugnen. Das Genie, das Talent erkannte Börne vor allen Andern an, aber er zieht es zur Rechenschaft.

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillt
Je des Geängsteten?

In diesen herrlichen Versen ist Börne's wahrer Gedanke in seinen Beziehungen zu Goethe ausgesprochen. Einer der neuesten und geistvollsten Erklärer Goethe's, Professor Rosenkranz, hat mit seinem Verständniß darauf hingewiesen wie die Bewunderung im Hintergrunde von Börne's Anschuldigungen steht, und wie gerade diese Anschuldigungen einen unbegrenzten Glauben an des Poeten Autorität beweisen. Sie sind nicht verleumdende Kritiken wie die Angriffe Menzel's, sie sind nur heiße Bittschriften. Börne fodert von Goethe die Aufhebung von den Uebelständen des Vaterlandes, er verlangt von ihm die versprochenen Reformen und liberalen Institutionen. Als Fürst im Reiche der Poesie und der Intelligenz ist es Goethe der für die Souveraine Deutschlands antworten soll. Goethe hat Dies nicht gewollt: er hat sein Auge abgewendet voll Furcht, daß die Leiden seiner Mitmenschen die souveraine Majestät seines Gedankens trüben könnten, und er hat sich in ein Heiligthum geflüchtet, wo der Lärm des Jahrhunderts ihn nicht erreicht. Dorthin haben ihn die spitzen Pfeile Börne's verfolgt."

Man muß zugestehen, daß Börne's eigenthümliche Stellung zu Goethe ebenso gewandt als im Ganzen richtig dargestellt ist, und daß namentlich die Zusammenstellung mit Menzel, die nicht ohne Vortheil für Börne noch weiter hätte ausgeführt werden können, die Polemik des Letztern trotz ihrer offenbaren Ungerechtigkeit doch noch um ein Bedeutendes hebt. Börne's unglückliches Pathos, sein erbittertes menschliches Gefühl, das in der gefällig zur Schau getragenen olympischen Ruhe, in der aristokratisch kalten Excellenz Goethe's einen Verrath am Vaterlande erblickte, machte sich Luft in blinder Leidenschaftlichkeit, die Kunst und Politik beschränkt ineinander warf; aber sie verfolgte dabei nicht Nebenabsichten, sie kämpfte nicht gegen Riesen, um das schwächere Geschlecht der Epigonen an ihre Stelle zu setzen. Man kennt Menzel's Polemik, die für den angefeindeten Dichterkönig schon einen Nachfolgerembryo reservirte: Börne war solchen Rückhalten völlig fremd, und wenn er gegen Goethe schrieb, wollte er nicht den Romantikern, sondern der Freiheit nützen.

Hat man nun dies Alles bereitwillig zugestanden, so ist freilich Nichts weiter damit gewonnen worden als daß man Börne's Stimmung *erklärt* hat. Zu einem günstigern Resultate dürfte sich unter allen Umständen nicht kommen lassen. Die Möglichkeit wie Etwas geschehen konnte heißt nicht auch die Nothwendigkeit nachweisen: erklären heißt nicht rechtfertigen. Die Ungerechtigkeit gegen Goethe in dem getrübten Urtheile Börne's bleibt stehen, und wer dasselbe rein zu waschen versuchen wollte würde sich gegen den großen Todten von Weimar einer schweren und unverzeihlichen Sünde theilhaftig machen, die trotz Wolfgang Menzel heute ihre Verurtheilung an der Stirn trägt.

Wenn Taillandier in Börne bis zum Jahre 1830 einen scharfen Geist von universaler Umsicht, der namentlich schon in seiner frühen Jugend Deutschlands Stellung zu Frankreich richtig erkannt habe, wenn er weiter bis dahin in ihm einen muthigen, unerschrockenen, gewissenhaften Mann und endlich einen glänzenden und genialen Schriftsteller angerühmt hat, so hält er beim Erscheinen der ersten zwei Bände „Briefe" plötzlich in seinem Lobe inne, weil er erschrickt vor der demagogischen Trunkenheit seines Helden. Wegleugnen läßt sie sich nicht; es bleibt nur übrig sie als eine „Verirrung" darzustellen, in der Börne's Geist beinahe untergegangen wäre, jene pariser Freiheitsdithyramben zu desavouiren, und beiläufig der spärlich in ihnen zerstreuten Vorzüge Erwähnung zu thun. Taillandier ist diesen Weg gegangen: er hat den „Irrthum" Börne's in seinen Kundgebungen und Folgen dargestellt, aber er hat dann auch gemalt wie der Verirrte schon in den letzten Bänden der „Briefe aus Paris" sich selbst wiederfindet, wie er geheilt wird von seinem demagogischen Fieber, und wie er in der Verzückung über die „Paroles d'un croyant" seine Vergangenheit abbüßt. Der „Franzosenfresser" und die „Balance" geben Veranlassung genug auf den Sarg Dessen die Palme des Siegs und den Lorberkranz der Anerkennung zweier Nationen zu legen, der so glänzend seine Irrthümer wieder gut machte („qui réparait si magnifiquement ses erreurs").

Börne ist bei Lebzeiten vielfach angegriffen worden, wie Dies bei der extremen Stellung die er einnahm ganz unvermeidlich war. Es sind Beschuldigungen gegen ihn aufgeworfen worden, gerechte und ungerechte, fast immer aber in Leidenschaft entstanden. Als man nach seinem Tode den ganzen, fertigen Börne vor sich hatte, und als manches früher Dunkele in seinem Leben aufgeklärt erschien, gestaltete sich auch das Urtheil über ihn ruhiger, und selbst seine Gegner ließen seinen Talenten und Verdiensten billige Anerkennung zu Theil werden. Der Mann dessen feinen Blick, dessen piquante Darstellung, dessen tiefen, wahren und muthigen Ausdruck Gentz und Rahel gerühmt hatten, konnte nicht mehr die Zielscheibe leidenschaftlicher Schmähung sein. Man ging daran Börne's Erscheinung nicht bruchstückweise, sondern in ihrer Totalität verstehen zu wollen, und betrat hierdurch den richtigen Weg zu seiner Würdigung. Das allgemeine Urtheil über Börne hat sich in Deutschland mehr und mehr zu Gunsten des im Exil Gestorbenen ausgesprochen, und H. Heine's frivole Schmähschrift hat an diesem Erfolge sicher nicht weniger Antheil gehabt als das mit so großer Pietät gezeichnete „Leben Börne's" von Gutzkow.

Börne ist als Demagog gestorben, und hat bis in die Todesstunde sich den Glauben bewahrt an die „alleinseligmachende" Republik. Sein politisches Glaubensbekenntniß, das in den

zwanziger Jahren ebenso freisinnig als gemäßigt erscheint, das aber unter dem Einflusse der Zeitstimmung von 1830 sich bis ins Extrem verlor, hat in den letzten Jahren keine Abänderung erfahren die auf ein „Wiedergutmachenwollen" schließen ließe; nur als auf die Flut der Revolution allmälig der normale alte Zustand der Dinge zurückkehrte, als das Fieber der Aufregung allgemein aus den Gemüthern verschwand, ward es auch in dem grollenden Herzen Börne's stiller, die Leidenschaft verflog zu Zeiten, nie aber verlor er die Consequenz seiner Grundsätze. Börne's „Irrthum" war sein zündbares Gemüth, sein glühendes Herz, das den Verstand oft ins Schlepptau nahm; sein Irrthum war die anomalische Bewegung der Zeit ebenso gut als seine Empfänglichkeit die ihn in dieser Bewegung mit fortriß, sein Irrthum war die Ueberzeugung der letzten acht Jahre seines Lebens, der politische Glaube des gereiften Mannes: und an diesem Irrthume hat er festgehalten mit schmerzenvoller Treue, Börne ist nie der Apostat seiner Lehre gewesen. Um der Vorzüge willen die ihn als Schriftsteller auszeichnen, um der Ehrenhaftigkeit willen die sein Leben in allen Perioden ziert, um seines Naturells willen, dessen physische Schwierigkeiten oft seinen Geist unter ein unzerbrechliches Joch beugten, mag man ihm die Auswüchse seiner politischen Doctrin verzeihen, und ihm jene Theilnahme widmen welche bald die Form der Bewunderung, bald die Gestalt von Rührung und Mitleid annimmt; aber man mag diese charakteristische und charaktervolle Erscheinung nicht verfälschen, indem man dem Schmerz seiner letzten Lebensjahre die Reue andichtet. Das heißt nicht Börne idealisiren, Das heißt ihn zurückstellen hinter die Wirklichkeit.

Sollte in Deutschland im Ernst Jemand des französischen Biographen Ansicht theilen, daß Börne heute eine der Linken feindselige Stellung einnehmen würde? Diese Meinung Taillandier's ist freilich consequent, wenn er die Demagogie nur als ein vorübergehendes Fieber Börne's betrachtet, oder wenn er glaubt, daß die religiöse Stimmung seines Gemüths den Verfasser der „Briefe aus Paris" gegen die Junghegelianer aufgestachelt haben würde: allein diese Consequenz steht eben auf den schwachen Füßen eines argen Misverstehens oder Misverstehenwollens aus patriotischen Rücksichten. Börne würde „das große Werk des germanischen Bundes" nur im Sinne der Linken zu „entwirren" versucht haben, je mehr seine rücksichtslose Ehrlichkeit und seine schroffe Geradheit den Nebenläufer des göttlichen Königrechts, die Diplomatie, haßte, und je mehr seine Liebe zu dem politischen Instincte des Volks in Frankreich dessen neueste Regierungsform auch für Deutschland adoptirt haben würde. Möglich ist, daß jenes religiöse Element, das in spätern Jahren nicht als etwas Neues in Börne's Leben eintrat, sondern nur eine vorwiegendere Entfaltung gewann, den begeisterten Verehrer Lamennais' für das religiöse Dogma bis zu einem gewissen Grade würde haben in die Schranken treten lassen; wahrscheinlich ist, daß der Mann der gegen die Ungerechtigkeit der Könige kämpfte auch einen ungerechten Terrorismus der Völker in der Weise von 1793 würde verabscheut haben; aber gewiß ist, daß Börne „im Taumel des unerwarteten Siegs" sich „zu thörichten Hoffnungen" würde haben hinreißen lassen, zu denselben thörichten Hoffnungen die in der neuesten Zeit so Viele aus dem Vaterlande in die Freiheit der Verbannung, so viele Andere in die Freiheit des Kerkers führten.

Börne ist todt; aber seine Vorzüge und seine Fehler leben in seinen Werken fort. Diese Fehler dürfen nicht aus ihnen herausradirt werden, sie sind ein integrirender Bestandtheil Dessen der sie in seine Tugenden und Vorzüge streute. Will man unsere Todten feiern jenseit des Rheins, so mag man es eher in der „unklaren", poetisirenden Weise Raspail's thun, die wenigstens fremde Ingredienzien fern hält, oder man mag besser der ganzen Wahrheit die Ehre geben, und das Leben zeichnen mit seinen Schönheiten und seinen Schlacken. Taillandier hat zu viel für Börne gethan; er wollte ihn idealisiren, aber er hat ihm dadurch seinen Charakter genommen, weil er meint, daß seine Anomalien ihn verunstalteten. Dadurch werden die Verdienste der Arbeit Taillandier's paralysirt.

L. Fasolde.

Literarische Notizen aus England.

Englisches Urtheil über deutsche Schriftstellerei.

„The London catalogue of books published in Great Britain, with their sizes, prices and publishers' names, from 1814 to 1846" (London 1849), eine Art leipziger Meßkatalog, welcher auf 542 enggedruckten Octavseiten die Titel, Formate, Preise und Verleger aller von 1814—46 in Großbritannien erschienenen neuen Werke oder neuen Ausgaben alter Werke nennt, veranlaßt das „Edinburgh review" in seiner jüngsten Aprilnummer zu folgender Nebenbemerkung über deutsche Schriftstellerei: „Der Mangel an künstlerischem Geschick in unserer Nationalliteratur machte sich den Franzosen ehemals sehr fühlbar. Wollte doch Laharpe behaupten, «Tom Jones» sei das einzige englische Buch. Wir können uns aber mit den Deutschen trösten. In keinem Lande Europas stehen selbst werthvolle Werke so häufig an einem Mangel dieser Art wie in Deutschland; in keinem veröffentlichen Kritiker, Historiker und Theologen ihre unreifen und unverdauten Ideen mit so inniger Herzensfreude, unter Verschwendung wie unter Misbrauch von Gelehrsamkeit, aus einem Vorrathe des reichsten, aber ohne Urtheil, Geschmack oder Methode benutzten Materials. Daher gehen ihre Bücher sehr schnell einem andern flüchtigen Geschlechte Raum, das in gleicher Weise erzeugt ebenso wenig Hoffnung auf langes Leben hat.... Man braucht nur einige Dutzend deutscher Bände durchzusehen um sich zu überzeugen, daß sie aus einem — Notizenbuche hervorgegangen sind, das Anfang und Ende der Mühe darin bestanden haben eine gewisse Quantität Schutt auf- und vor einer Verlagshandlung abzuladen, wo er glücklichsten Falls zur Ausfüllung bei einem von Jemand zu errichtenden Gebäude dienen kann. Ungeheure Belesenheit ist oft ihre einzige hervorstechende Eigenschaft, aber nicht immer eine verlässige; denn die massenhaften Citate, wovon die Hälfte vieler solchen Bücher Seite auf Seite füllt, sind gewöhnlich aus andern Büchern sklavisch abgeschrieben und deshalb eine ebenso nichtige als überflüssige Gelehrsamkeitsparade."

Keith's Memoiren.

Das „Athenaeum" macht aufmerksam, daß „Memoirs and correspondence (official and familiar) of Sir Robert Murray Keith, envoy extraordinary and minister plenipotentiary at the court of Dresden, Copenhagen and Vienna, from 1769 to 1792; with a memoir of queen Caroline Matilda of Denmark; and an account of the revolution there in 1772; edited by Mrs. *Gillespie Smith*" (2 Bde., London 1849) keine Memoiren im gewöhnlichen Sinne dieses Worts seien, und daß, nach dem Inhalte des Buchs zu schließen, die Verf. ihr Material aus nichts Anderm geschöpft haben könne als aus einigen Mappen alter Briefe und einer ursprünglich zu anderm Zwecke bestimmten Geschichte der Königin von Dänemark und der Struensee'schen Verschwörung. „Vermögen wir daher auch nicht", heißt es weiter, „vorliegende Sammlung für einen Beitrag zur Geschichte zu erklären, und sagen deshalb über den «officiellen» Theil kein Wort, während die Familiencorrespondenz hier wie in jeder weltschichtigen Briefcollection durch gezwungene Lebendigkeit den uneingeweihten Leser weniger spannt als abspannt, so kann doch der Freund von Charakteren und Anekdoten, dafern er eine gute Wünschelruthe besitzt, ein oder ein paar Goldkörner entdecken." L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 196. —— 16. August 1849.

Reine und unreine Charaktere.

(Beschluß aus Nr. 195.)

Als unreine Charaktere lassen sich gegenüberstellen: die Protestanten, Dom Pedro, Ludwig Philipp, Minister und Diplomaten, deutsche Volksvertreter.

Was will der Protestant? Glauben. Er hätte ihn vollständig beim Papst, verschmäht aber dessen einfache übertragene Autorität, mit Berufung auf seine eigne ohne Vollmacht. Doch nein, die Schrift soll höchste Entscheidung geben. Als ob die Schrift Etwas wäre ohne lebendigen Geist und dessen Auslegung! Hieraus erwächst ein Zwiespalt des Charakters im protestantischen Kirchenthum, der seit Luther fortwuchert, der die unreinen Verhältnisse des Rationalismus und seiner Gegner erzeugt, die vielleicht bis ans Ende der Tage dauern, wie sehr auch die Kirchengenossen nach fester Glaubensreinheit sich sehnen.

Dom Pedro, geboren in portugiesisch absoluter Machtvollkommenheit, muß durch Schicksalsfügung der Fahne des Republikanismus folgen. Aller siegreiche Zwang des Äußern gegen innere Natur verunreinigt die Charaktere, gibt ihnen Halbheit und lose Haltung, einen unglücklichen Krieg mit sich selbst. Werden liberale Nothstände Gedanken und Thaten beherrschen oder Naturinstincte über die Noth Meister sein? Dies ist verwickelt und kaum berechenbar.

Ludwig Philipp findet einen Thron, und umarmt den alten Lafayette. Kein König hat ein Herz gegen den Genossen Washington's. Der Bürgerthron kann ihn drücken, die Republik mit Nadelstichen ihn verfolgen, er lebt gedrückt und gestochen. Woher Hülfe für solche Krankheit, woher Sicherung gegen deren wechselnde Formen? Kein Heilkünstler reicht ihm einen reinigenden Universaltrank mit den Worten: „Lebe gesund und frei!" Er sucht Genesung bei Hausmitteln, hofft und fürchtet mit schwankender Phantasie. Wechselspiele von Hoffnung und Furcht erzeugen nichts Reines. Und gesetzt, das Mittel würde gefunden, es wäre dann eine Gabe des Zufalls, nicht des Charakters, seiner Kunst oder Willensklarheit. Die Gabe bleibt aus, und — er muß über den Kanal.

Gewöhnliche Minister und Diplomaten folgen den Umständen, suchen aus ihnen Vortheil zu ziehen. Dies gelingt nur ihrer Geschmeidigkeit für Verhältnisse, selbst die verschiedensten, wobei mithin das Verschiedene Gesinnung und That beherrscht, nicht das Entschiedene, wovon jenes schwer, letzteres leicht aufzufassen und sicher bestimmbar ist. Kunst des Berechnens, deren Diplomaten sich rühmen, verstattet auf sie selbst die geringste Anwendung, und sie suchen derselben möglichst auszuweichen. Tiefere Achtung haben sie kaum empfunden als außer dem neuern Versteckspielen der Höfe vor Napoleon's offenem Spiel der Gewalt; Wichtigkeit des Kleinen und seine Nichtigkeit hatten dieselbe Wirkung. Wiewol das Herkommen ihnen Mancherlei befestigt und unter dem Namen von Ceremonie oder Völkerrecht in Uebung gebracht, geräth doch jeder Denker in die größte Verlegenheit daraus eine werthvolle Einsicht und ein folgerechtes Ganzes zu gestalten.

Indem über rechte und linke Enden und Mitte in Schriften genug gestritten worden, fällt dieser Gegenstand durch sich selbst ins Unreine. Weil die Mitte nach den Enden bestimmt wird, und diese nicht gleich bleiben, schwankt auch jene. Deutsche Volksvertreter gelangten zu keiner solchen Reinheit wie etwa die britischen sie gefunden und bewiesen. Am meisten kannte sie der Bundestag. Was er sann und vergaß unterlag keiner verwickelten Berechnung. Fast auch gilt Dies von seinen Gegnern, den deutschen Studenten.

Untersucht man das Reine und Unreine im Schriftwesen, so gehören die Classiker zum ersten, die Romantiker zum zweiten. Frau v. Staël, welche das französisch Classische mit deutscher Romantik versetzen will, eilt aus der Klarheit ins Trübe. F. Schlegel, der sie hierzu verleitet, ist selbst dem Trüben angehörig, wiewol ein Gerücht behauptet, er sei im Schuldenmachen und in Gastronomie durchsichtig gewesen. Alle Hegelianer wie andere Aner gehören zu den Reinen, Hegel selbst kaum; denn er ist abhängig von Bewegung seiner Begriffe, deren Dialektik mehr eine Nachrechnung der geschehenen Bewegung als eine Vorrechnung der geschehenden ist. Voltaire, Klopstock, Voß, Baron Holbach und die Encyklopädisten sind Unverhüllte, Goethe ist beschattet mit seiner Universalität, in seinem zweiten „Faust", in seinen „Wanderjahren", weniger in den „Römischen Elegien".

Oft entspringt Abklärung aus dem Ferment der Un-

ſicherheiten. Dies ließe ſich von Bretſchneider's Rationalismus behaupten. Weniger hätte ſein Gegner Tholuck hierauf Anſpruch, dem rationaliſtiſche Erklärungsweiſen unter ſeine Bibelgedanken fahren und ihn auf Untiefen verlocken. Marheineke dagegen zeigt entſchiedene Reinheit; denn er hat fortwährend das neueſte philoſophiſche Syſtem ſich eigen gemacht, und die Dogmatik danach eingeſchult. Schleiermacher verdient nach dem Urtheile Vieler den Ruf des Gegentheils.

Ob unter bekannten Namen unſerer Zeit *mehr* reine oder unreine Charaktere vorkommen, ſteht dahin. Im Allgemeinen machen jene leichter in der Welt ſich geltend. So ein recht ungemiſchter Charakter ſetzt in Erſtaunen, reißt durch das Unkraut der Fluren wie ein ſcharf geſchliffener Stahl, und erreicht ſein Ziel. Wer einzig Geld ſucht und feſthält wird Geld erlangen, wer blos nach Ruhm geizt wird Ruhm gewinnen, ſelbſt die Ordensbänder folgen Demjenigen der nach ihnen trachtet; auch Gott läßt ſich nur finden von dem brünſtig Flehenden, und wer Frömmigkeit über Alles ſchätzt wird fromm.

Stände und Zuſtände in der bürgerlichen Geſellſchaft haben Einfluß auf Reinheit oder Unreinheit der Charaktere. Armuth macht faſt immer rein, nämlich in Beziehung auf Geldvortheil, und daß nur Derjenige Dienſtleiſtungen empfängt der ſie erkauft. Man fragt ſich bei allen Dingen wie Staberl: ob davon Etwas zu *haben* ſei? Höhere Stände gerathen leicht ins Schweben, Reichthum macht unſtät und wechſellieb, ſelbſt ſein Haben wird oft unrein durch Schuldenmachen. Labruyère ſagt: „La stabilité n'est pas le propre de l'humeur des princes, leur volonté est dans une révolution continuelle.“ Geräth daher ein ſchlichter Bürgerſtand in nahe Beziehung zu Fürſten oder hohem Adel, ſo trübt ſich ſeine bis dahin ihm eigene Reinheit, welche meiſtens überſchlägt zu den Andern, ſodaß Höhere ſich nie reiner fühlen als im Verhältniß zu Niedrigen, nämlich entſchieden erhaben. Hieraus erklärt ſich, warum an Höfen Niemand ſeinen bürgerlichen Freund kennt, ſondern Jeder den Hoffähigen, warum in adeligen Geſellſchaftskreiſen der zugelaſſene Bürgerliche ſelbſt von Denen zurückgeſetzt wird die unter vier Augen ihm Freundliches erwieſen; es fährt in die Maſſe eine Reinheit der Geſinnung die bei dem Einzelnen nicht zum vollen Bewußtſein gelangte, oder deren er überhaupt ohne fremde Hülfe nicht ganz Herr geworden.

Praktiſche Geſchäfte, Gewerbthätigkeiten, Handwerke, reinigen ſehr, beſonders wenn ſie alle Tageszeit in Anſpruch nehmen und den ganzen Menſchen ausfüllen. Auch bloße Liebhaberſpielereien, wenn ſie mit derſelben Beharrlichkeit wirken, bringen denſelben Erfolg.

Im Allgemeinen verwirren Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft die Rechnung, wegen des Mannichfaltigen, Vielen was in ihnen liegt, es ſei denn, daß dieſes Allgemeine ſich in ein ſonderlich Begrenztes — etwa Wappenkunde oder Numismatik — zurückzieht. Von Poeſie und Kunſt gilt Daſſelbe, und je lebendiger und weiter die Phantaſie ihre Flügel ſchwingt, deſto mehr entflieht ſie dem Feſtes ſuchenden Urtheil.

Theologie, ſo lange ſie im Zuſtande freier Forſchung ſich befindet, bringt verwickelte Aufgaben. Sie läßt vom Verſtändigen ins Myſtiſche, von dieſem ins Verſtändige gerathen. Nur wenn ein beſtimmtes Kirchenthum und ſtarre Orthodoxie einwirken, erwächſt reine Haltung und Sicherheit.

Poſitive Jurisprudenz übt durch Genauigkeit und Schärfe der Beſtimmungen entſchiedenen Einfluß auf den Charakter, und wer ſich ihr ganz hingibt entgeht als Stockjuriſt oder Rabuliſt den Störungen welchen Andere unterworfen ſein mögen. Civilproceſſe und Criminalproceſſe gehen ihren gewieſenen Gang, und in ihnen gleich einem Tretrade der Menſch ſelbſt.

Allopathie verwickelt die Aerzte in ein Chaos von Mitteln und Methoden, Homöopathie dagegen gibt ſichern Anhalt der Methode im Nichts der Mittel. Außerdem iſt der Arzt am Krankenbett durch Wechſel der Krankheitsformen, auch Launen der Kranken, zum Weichen und Nachgeben hingewieſen, deren Einfluß ſeine Beſtändigkeit nicht fördert.

Speculative Philoſophie pflegt im Durchſchnitt reine Charaktere zu bilden, weil das Abſolute der Erkenntniß hoch genug ſteht um Hochmuth, und neuſyſtematiſch genug um Eitelkeit zu erzeugen, und danach richten ſich Neigungen und Abneigungen des Philoſophen. Geſchichte iſt zu vielen kritiſchen Zweifeln unterworfen um bedeutenden Einfluß zu üben, und Mathematik kann in ihrem abgeſchloſſenen Kreiſe ſo feſt machen, daß Alles darüber hinaus wackelt.

Am unzuverläſſigſten wirkt die Poeſie. Wer mag einen Dichter berechnen, wer auch einen Redner, den ſein Gegenſtand oder ſein Ruf entflammt? Andere Künſte, wie Malerei, Sculptur, Muſik u. ſ. w., ſind Adiaphora, weil Farbe, Form und Ton nur einzelne Kräfte beſchäftigen, und das Geſammtleben weder trüben noch reinigen.

Auf Leidenſchaften läßt ſich zählen, ſie beſitzen Feuer und Klarheit. Vernunft iſt eine irrationale Größe, Verſtand ſteht feſt in ſeinem Felde, die Sinnlichkeit, als breite Unterlage alles menſchlichen Daſeins, verdient Zutrauen, iſt faßlich und einfach. Da Kant's moraliſcher Imperativ aus einer Vernunftmaxime hervorgeht, ſollte er eigentlich das Reinſte und Feſteſte ſein; aber wegen großer Wandelbarkeit von Maximen und Vernunft iſt auf ihn wenig zu bauen, ſeine Zahlgröße verſchwindet oft in ſich ſelbſt, wenn ſie am entſchiedenſten Grundlage der Rechnung zu werden ſchien.

Man hält Weiber mehr für Charaktermiſchlinge als Männer, und doch iſt eher das Gegentheil anzunehmen. Ein ſtarker Wille, wenn auch die Männer ihn hätten, gibt hier nicht den Ausſchlag, ſondern was ihn regiert. Im ſchönen häuslichen Kreiſe des Weibes waltet leichter ein hoher Friede als in dem Treiben des männlichen Lebens unter Actenſtößen, Rathsſitzungen oder Zweckeſſen; dadurch gewinnt der Charakter einfache Elemente,

und was ist lichtreiner als weibliche Liebe? Umfaßt sie Mann und Kinder, so besitzen wir eine Wurzelgröße, aus deren Selbstverdoppelung alle übrigen Zahlgrößen sich entwickeln. Vielleicht ist es weiblichem Einfluß zu danken, daß bei vielen Mischungen, welche den Umgang und Verkehr mit Menschen erschweren, auf Anhänglichkeit für das Haus und die Seinigen am meisten gezählt werden darf, indem hierin ein großer Naturtrieb sich kundgibt, der durch alle lebendige Wesen zieht, und auch die Menschenseele hinreißt, ja veredelt und, gehoben von Gottesbewußtsein, sie vom Sichtbaren zum Unsichtbaren leitet.

So verlieren wir uns denn ins Mystische, die Liebe, und sie wäre zugleich das Reinste. Nach den Offenbarungen seiner Liebe läßt sich der Charakter deuten. Ihre Grundmacht ist innerlich verborgen, Schöpfergabe für geistiges Leben, der erste Paragraph göttlicher Psychologie; wir Menschen gewahren von außen Reines und Unreines, möchten wol das erste Innerliche — durchklärtes Dasein — erblicken, aber merket: es ist nicht auf Erden, suchet es im Himmel. 28.

Popis: Beschreibung des Königreichs Böhmen, d. i. detaillirte Aufzählung aller Kreise, Herrschaften, Güter, Städte, Städtchen und Dorfschaften, der alten Schlösser und Burgen, auch der Einzelwohnungen und vieler verlassenen Dorfplätze in Böhmen mit Angabe ihrer Einwohnerzahl und ihres Sprachidioms nach der Conscription vom J. 1843. In böhmischer und deutscher Sprache verfaßt von Franz Palacky. Prag, Calve. 1848. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es dürfte in Deutschland sonderbar erscheinen, daß ein Gelehrter von Palacky's Rang mit einem Adreßkalender Böhmens sich befaßt; denn dies ist eigentlich das vorliegende Werk, in welchem die 16 Kreise Böhmens, in denselben die einzelnen Gütercomplexe und selbständigen Gemeinden numerisch mit Angabe der Nationalität der Einwohnerschaft und des Namens des Besitzers (im J. 1847) aufgezählt werden. Trotzdem ist auch diese Thätigkeit Palacky's gerechtfertigt, und zwar durch den Charakter des Buchs selbst nicht weniger als durch den Charakter der wissenschaftlichen Strebung in Böhmen. Sind in der deutschen Literatur die Materialien untergeordneten Ranges längst schon zusammengetragen, und hat der Forscher sozusagen nur in die gedruckten Bücher hineinzusehen, wenn er Etwas wissen will, so fehlt es für die böhmische Geschichtsforschung gerade an solchen Vorarbeiten übersichtlicher Art am allermeisten. Eine Menge von Ortsnamen taucht vor und während der Hussitischen Kriege auf, deren feste Bestimmung von außerordentlichem Gewicht, aber nicht selten dadurch unmöglich ist, weil seit der einreißenden Germanisirung, vorzüglich nach der Schlacht am Weißen Berge und nach dem Siebenjährigen Kriege die ursprünglichen Localnamen von Ortschaften und Gebäuden, Bergen, Flüssen u. dgl. einer solchen Entstellung durch die deutschen Kanzleiämter und den Sprachgebrauch unterliegen sind, daß die Entzifferung derselben, die Bestimmung welchem böhmischen Namen sie entsprechen, nicht minder die Sicherstellung welcher von den oft zahlreichen gleich- und ähnlichlautenden Namen hier gemeint sei, nur durch die umfänglichste und sorgfältigste Vergleichung der alten historischen Documente, Schriften und Urkunden in ihrer Gesammtheit erreicht werden kann.

Dies führte Palacky bereits im Anfange seiner speciellen historischen Studien auf den Gedanken ein solches Namensverzeichniß anzulegen, und darin sämmtliche ihm vorkommende Ortsnamen mit den Citaten der Quellen und ihrer genauern Bestimmung zu verzeichnen. Wer das unendlich Mühsame einer solchen Arbeit kennt wird das Verdienst dieser unscheinbaren Arbeit zu würdigen wissen. Wir machen hierüber nur folgende Bemerkung. Mit Sorgfalt sind bei allen Gemeindecomplexen etwanige Ruinen von Burgen, verlassene Wohnplätze u. dgl. angeführt, und zugleich mit historischen Erklärungen und neuern Bestimmungen ausgestattet. Es hat Dies für den Freund der Alterthumskunde eine große Bequemlichkeit, besonders da auch diese Angaben in dem großen alphabetischen Ortsregister, das von S. 437—593 reicht, aufgezählt, und so das Aufsuchen derselben erleichtert ist. Das Zusammenstellen des Böhmischen mit den deutschen Namen und die Angabe der Häuser- und Einwohnerzahl gewährt den Vortheil auch die jetzige Wichtigkeit der Ortschaften zu beurtheilen. Die beigesetzten besondern Zeichen für königliche und andere Städte, für Städtchen, alte Schlösser, Burgvesten, Klöster und Kirchendotationen in vorhussitischer Zeit vermehren diese Zweckmäßigkeit. Der Hauptwerth der Arbeit aber liegt in dem bereits erwähnten Namensregister. Der Verf. hat die sämmtlichen Ortsnamen in alphabetischer Aufeinanderfolge zusammengestellt, jedesmal den Kreis, sowie die Seitenzahl wo er im Buche vorkommt hinzugesetzt. Ueberdies sind die deutschen Ortsnamen durch Cursivdruck von den böhmischen unterschieden; wo der deutsche mit dem böhmischen Namen gleichlautet, da ist er falls er deutsch ebenfalls mit Cursiv, und falls er böhmisch mit stehender Schrift gedruckt. Neben dem historischen Werth hat solch ein Verzeichniß auch eine philologische Wichtigkeit, und haben wir Etwas zu bedauern, so ist es Das, daß der Verf. es nicht ermöglicht hat auch die Eigennamen der Berge, Flüsse und Gewässer, charakteristische Feldernamen u. s. w. so weit sie bekannt sind hier einzureihen. Ein Verzeichniß aller dieser Localnamen im weitesten Sinne thut aus vielfacher Rücksicht dringend Noth, und es ist wohl bekannt welch großes Verdienst sich in der deutschen Literatur solche Arbeiten erworben haben. Ein Land mit so charakteristischen Ortsnamen wie Böhmen hat auch für die deutsche Geschichtschreibung der ältesten Zeit, wo Theile von Deutschland noch slawisch waren, Interesse, besonders da man weiß, daß ja dieselben Ortsnamen theils einzeln, theils in ganzen Gruppen in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands wieder vorkommen, zum Beweise daß die Einen als Colonien der Andern zu betrachten sind. Ueberraschend ist in diesem Verzeichniß auch das zahlreiche Vorkommen eines und desselben Namens. Sind dieselben allgemeinen Bezeichnungen, wie z. B. Neudorf, Dujezd, Horka, so nimmt Das kein Wunder, wenn 30 und 40 solcher Namen vorkommen, da sie theils von der natürlichen Lage, theils von ähnlichen Dingen abgeleitet sind. Eine ganz specielle Eigenthümlichkeit hat aber in dieser Beziehung Böhmen mit dem Namen Lhota, der ursprünglich Frist, dann ein eine Zeit lang steuerfreies Gut, das mittelalterliche libertas, bedeutet. Solcher freier Ansiedel gibt es in Böhmen nicht weniger als 260, und Lhotka, das Diminutivum davon, über 60. Selbst der in dem einst böhmischen Schlesien 49 mal vorkommende Name Ellgut ist Nichts als das böhmische Lgota, von deutscher Zunge ausgesprochen. Die Beinamen, durch welche dieser Name in Böhmen näher modificirt wird, sind außerordentlich mannichfaltig; aber größtentheils sieht man ihnen noch an, daß die Ansiedelungen ursprünglich von einzelnen Männern unternommen wurden. Interessant war uns auch der auf deutsche Ansiedelungen deutende Name Nemce und ähnliche. Er kommt in Böhmen 22 mal vor, zum Beweis daß die Neugründung deutscher Ortschaften in böhmischem Gebiete, die man zumeist mit diesem Namen belegte, nicht so gar oft vorkam, sondern die einziehenden Deutschen in bereits mehr bewohnte und schon benannte Ortschaften sich ansiedelten. Der Spottname „Schwab" kommt nur ein mal im chrudimer Kreise und der ähnliche Svabince

ein und in spätester Kreise vor. Mit dem Uebersetzen „Kreuzige" kommen auf Unterschrung von Adolphen Dronen gleichen Namens sehr viele vor. Der Brief hat sie nicht unter den Alten Deutsch, sondern unter den Christlichen Namen gestellt. Es kommt das Wort Deutsch als leibhaftiger Name nur ein mal, nämlich Deutschbruder, in einzigster Kreise auf der Herrschaft Falkenau vor. Auf thüringische Gemeinder trifft dieses Zeit Nie. Dagegen erscheint der Name Deutsch (Teutsch) gar viel mal. Der Name Gaschker, der etwas Tschechisch fällt gänzlich dagegen in der Name Glome in unbekannten Christlichen einheimisch, stehen mit Basel Namen (Wilhelm) in sehr vielen Orten. Auffällig ist es, daß die Gemeinden mögen regelmäßigen sind, während Kreise in den Namen Kaiser und auf der Herrschaft Königstein im obigener Kreise, und Klienten in Kerpagan in Ostermann gehalten wird. Diese Menge anderer interessanter Details müssen wir mir billig übergehen, und nur noch bemerken, daß Deutsche Kaiser Namen zum Schlusse auffährt für welche er eine genauere Deutschkommung nicht zu geben vermag. Auch den deutschen Hilfsriefen und Vorgängen wird das Buch willkommen sein, wenn auch der eigentliche Text bösmeist ist. 65.

Bibliographie.

Andersen, H. C., neue Märchen. Aus dem Dänischen übertragen von J. Meyer. Mit Holzschnitten. Berlin, Dümmler. 8. 10 Ngr.

Arneth, A., Einleitung in die Staatsschrift durch tabellarische und vergleichende Darstellung der neuen neuesten Verfassungen der europäischen vor 1787, vornehmerlichsten vor 1787, hauptsächlich vor 1791, hauptsächlich vor 1813, hauptsächlich vor 1814, vornehmlichen vor 1814, besonders vor 1841 und insbesondere über die wichtigsten Fragen, die in den neuen Verfassungsentwürfen zur Sprache kommen. Berlin, Wilhelm. 8. Geh. 4 Thl. 24 Ngr.

Bernhardi, K., Sprachkunde von Deutschland, entworfen und erläutert. Zur Vorlage, unter Mitwirkung des Verf. herausgegeben von Karl Ferdinand Becker. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Frankfurt. Jügel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Braun, W., J. C. Fichte und seine Bedeutung für die Gegenwart im deutschen Volke. Inner Theil. Der Staat. — A. u. d. T.: J. C. Fichte der Philosoph. Der Staat. Halle, Heynemann. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Das Christenthum und der christliche Staat. Eine Vertheidigungsschrift von C. B. Bonn, Wieder. Gr. 8. 12 Ngr.

Duvin, H., Geschichte der deutschen Christlichen Gemeinden in Nordamerika. Mit einer Karte. Nach der Handschrift und die Landschaftsbilder, nach Zeichnungen des Verfassers. Erster Band: Von der Gründung des Staates bis zum Ende der Präsidentschaften. 1848—1846. Berlin, Wiesner. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bauer, B., Bitter v., über Oesterreichs Staatsaufgaben und Bestimmung, in europäischer Hinsicht. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kleinschrod, C., Dr. Z. v., Die neue Armengesetzgebung Englands und Irlands in ihrem gegenwärtigen Vollzuge, als Vorschrift zur Finanzreform in England 1846—1847 und Anleitung zur Betrachtung über die Arbeiterfrage und Massenverarmung. Mit Tabellen und 9 lithographirten Abbildungen. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lampert, J., Handbuch des Reichsgesetzkunde. Mit 6 Steindrucken. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Matthiessen, A., theologische Vorlesungen. Herausgegeben von G. Matthies und H. Balke. Erst. Band. — A. u. d. T.: Christliche Dogmenwissenschaft. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die Staatsverfassung der Bibel. Dritte Stimmen zu der Antwort des Königs auf die Adressdeputation der heiligen Schrift überhöflich zusammengestellt von einem Bibelfreunde. Leipzig, Barth. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Bilder auf Rheinbahnen und Baden in den Bewegungen der neuesten Zeit. Lesebuch als Lesestoffen für Lehrerseminarien. 8. 2 Ngr.

Blum, H. v., Die Reorganisation der Armee des Herzogs v. Holstein-Augustenburg. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Ngr.

Böhm-Tummerow, Beleuchtung des preußischen Staats-Haushaltes und der in diesen vorgenommenen wichtigen Veränderungen. Berlin, Hayn. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Ereignisse in Wien, von der Erhebung der Stadt bis zur Flucht des Kaisers. Nach den Berichten der Zeitung vom 4. März 1849. Wien. C. H. Spindler, Beneficiat der Wiener Universität. 8. 3 Ngr.

Erörterung der Frage über die Staatsangehörigkeit gebürtiger Unterthanen Großherzoglich-Hessischen in Beziehung auf den Deutschen Aufstand vom 3. bis 9. Mai 1849 und auf die damit in Verbindung stehenden Vorgänge. Leipzig, Expedition der Hausfreund. Gr. 8. 4 Ngr.

Geiger, Ansprache an die hannoverschen Abgeordneten, gehalten, die sich nach Frankfurt begeben haben. Hannover. 8. 1½ Ngr.

Hoffmann, Leber den Bildungsgang der Katholischen, Germanthum und Anknüpfungen mit besonderer Beziehung auf Bayern. Regensburg, Manz. Gr. 8. 5 Ngr.

Krebsbüchlein, mit der Feder gezeichnet von einem Deutschen Mitgliedsmann. Herausgegeben von Adolphus Kaspar. Leipzig, Matthes. 8. 6 Ngr.

Merker, A., Die Neuern wie sie sie sehen und wie sie wirklich sind. Ein Wegweiser. Mit Vorwort. Stettin. Gr. 8. 1 Thlr.

Michelis, G. L., Die gesellschaftliche Frage in ihrer Verständigung und Lösung. Köln, Schmitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Des Freiherrn Stein von Fr. Juni 1848. Berlin. Gr. 8. 3 Ngr.

— — über Verfassung der Bezirks-Aemter. Nebst Anlage vom 25. April 1849 im gesetzigen Herrn der Bezirks-Aemter. Nebst Anlage vom 25. April 1849. Berlin. Gr. 8. 3 Ngr.

Pohle, C. L. F., Die preußisch-deutsche Verfassung in der Zeitzeit vor keinem deutschen Parlamente. Leipzig, Hartmann. Gr. 8. 1 Ngr.

Rundschau über die Verhandlungen über die Gegenstand der Deutschen bei deutschen Bolds von v. d. Kettenburg, Oberarzt. Altenburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Reichsgesetze über Volks-Vertretung. Eine vollständige Sammlung der Gesetze, welche für die Wahlen zur Frankfurter Konstituante. Dresden, Leipzig, Arnhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Schulz, F., Der verfassungsmäßige Vorgang der Deutschen Revolution von 1848. Frankfurt a. M., Jügel. Gr. 8. 10 Ngr.

Schulze, A. P., Kolonisation im Innern, oder vermittelst der Industrie, ohne jedoch die Produzenten zu verarmen. Die Industrie. Dresden. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Spindler, A., Nachrichten über Deutschland und seine Bewohner und Einrichtungen, verfasst bis März 1848. Für von der Herkunft. Nach Original-Dokumenten. Quedlinb. u. Leipzig. 8. 8 Ngr.

Die Verwaltung über das deutsche Verfassungswesen und das Recht der deutschen Bundesregierungen. Ein Wort zur Verständigung in den Wirren der Zeit. Von einem Deutscher in Liege. 8. 1½ Ngr.

Die Verfassungsentwürfe und ihre praktische Bedeutung in den einzelnen Bürger. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 3 Ngr.

Wagner, J., Lehrbuch der Statistik. Berlin, Schroeder. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, Nr. 197. 17. August 1849.

Alphonse de Lamartine.

(Zweiter und letzter Artikel.*)

Wir nehmen den Faden der Jugendgeschichte Lamartine's wieder auf. Der Schauplatz hat sich sehr geändert. Es ist nicht mehr der weltlustige Lieblingsort neapolitanischer Lüfte vor ihm unweit; es ist Schloß Castellamare von Versailles und Fontainebleau. Denn der „gros revenu" sagt wieder auf den Kopf des Kaisers; die Väter sind entflogen und die Söhne wieder emporgewachsen. Wir finden den jungen Lamartine in den Uniformen einer Garde du Corps des Königs, im Dienste mehr Kaiserhof als Bourbonenpalast. Aber noch einmal sollten die Weisen des Liebeshildings die Italienlüften verbannen. Der 20. März, jene Bewegung zurück, und jagte den letzten ritterlichen Zopf an die feudalen Glieder des alten Bourbonenadels. Lamartine gehörte zu dem Corps das bestimmt war dem Adju. bis Recrut entgegenzuwerfen und dann mit den Kanonadern und den jungen Freiwilligen aus den „Cent-" Paris zu verbrüdern; es gehörte früher zu der Leibgrenzwehr den der König und den Grafen von Artois nach der belgischen Grenze begleitete. Das Stadtchen Berbenne war es wo diese Truppen Halt machten, und wo der Offizier, indeß der König bereits nach Lille weitergereist war, unter sich beriethen was jetzt für sie zu thun und das Ehrenwerthe sei. Ein Theil erklärte sich sind dem König nicht verlassen zu wollen; die Uebrigen, nicht den Principien der Freiheit, den Thron der Zuversuchtigen, hielten es für unmöglich und unpatriotisch, jenseits in dieser Krisis über die Grenzen der Waffenruhe zu weichen, und wandten sich deshalb nach Frankreich zurück. Man wagte es nicht unter dem Kaiser zu dienen; nur Paris war ihnen verboten.

Damit endigte vorläufig die militärische Laufbahn Lamartine's; es war eine Saison an welcher Hof- und Degenlerung den geringsten Antheil hatten. Der Geist der Jünglings, schon damals einem Ideal der Freiheit zugewandt, konnte, wie tief er auch in dem Kaiser den Unterdrücker dieser Freiheit haßte, doch für den Bourbonismus keine Sympathie empfinden. Die Unmöglichkeit in dieser Umgebung. Lamartine's Familie hatte dem Hofe immer fern gestanden; sie mochte von der neuen Ordnung der Dinge gelitten haben; dieser zugendsbetrat Provinzialadel mochte die Bedrohten der Revolution verabscheuen — ihre Principien mußte er doch theilen. Das waren die allgemeinsten Anschauungen, die prinzipiell noch den ersten Ausgangspunkten der Revolution hingewandt waren, die ideellen Parteigänger Mirabeau's. Es waren Diejenigen die in der Emigration, in der sodenser Theorie zugleich eine Frechheit, eine Selbstvernichtung, einen Verrath erblickten am Barricade, die es sie ehrenwerther gehalten hatten Opfer der Revolution als Renegaten der eigenen Nationalität zu werden. „Ich war", sagt Lamartine, „in diesen Zeiten einmal unterwegs; er wurm mir in Mark und Adern getrungen; die Politik liegt immer im Blute."

In der Heimat, wohin der junge Greifsier des Königs zurückgekehrt war, verlautete es bald von neuen Truppenaushebungen. Die standhafte Weigerung des Jünglings für Bonaparte auch nur einen Tropfen seines Blutes zu vertheigen konnte ihm selbst und den Seinen gefährlich werden. Das Beste war sich in der Stille zu entfernen. Mit wenigen Louisdors in der Tasche, dazu ohne Paß, wendet sich der Dichter in die neutrale Schweiz. So schien das Schicksal sich darauf capriciet zu haben ihm frühzeitig die Welt zu verleiden. Schickfal oder Zufall, es war seine Bestimmung. Dieser scheue Geist, den das Leben zur wohnenden Scene bilden sollte, hatte diesem abmangelnden Stichlichen noch nicht entrissen werden.

Dürftig bei Kasse, ohne Empfehlungen, ohne Credit betrat der Jüngling die Schweiz. Ohne gehörige Papiere konnte er in den sichersten Lande leicht für einen Spion des Kaisers gehalten werden. Sein Wirth in St.-Gingue, dem er seine Verlegenheit mittheilte, empfiehlt ihm Schloß Coppet, damals der Zufluchtsort aller Freiheitsfreunde, aber auch das Schloß eines Verwandten Mme. Necker, eines entschiedenen Anhängers des Königthums, als einflußreiche Sicherheitspunkte. An den letztern Ort, zu einer ihm völlig unbekannten Familie beschließt der Jüngling sich in ihrer Verlassenheit zu wenden, da ihn ein Gefühl wunderlicher Scheu abhält sich Frau v. Staël vorzustellen.

Auf Schloß de Pinny anfangs mit einiger Zurück-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 196—183 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

haltung empfangen, die von den Zeitumſtänden gar ſehr gerechtfertigt wird, verwandelt ſich für den offenen, liebenswürdigen Jüngling dieſe Zurückhaltung bald in rege Theilnahme. Ein kurzes Verſtändigen reicht für dieſe ehrenwerthe, aber durch die Zeitverhältniſſe ſehr herabgekommene Familie hin dem Flüchtling die herzlichſte Aufnahme zu gewähren. Frau v. Vincy äußert ſich mit faſt mütterlichem Urtheil:

Auch ich habe einen Sohn von Ihrem Alter, der in dieſem Augenblick in den Reihen der holländiſchen Armee ficht. Er iſt vielleicht verwundet, gefangen, flüchtig wie Sie. Indem wir Sie in unſern Kreis aufnehmen, erfülle ich vielleicht eine Pflicht der Liebe die andere gute Menſchen in dieſem Augenblicke mir an meinem Sohne vergelten. Bleiben Sie der Unſerige, und begnügen Sie ſich mit unſerm beſchränkten Haushalt, bis draußen in der Welt ſich die Geſchicke entſchieden haben.

Die angenehmſten Tage verſtrichen dem Jünglinge in dieſem liebevollen Kreiſe. Von den Fenſtern ſeines Wohnzimmers aus erſchließt ſich ihm der weite herrliche Spiegel des Genferſees, von deſſen jenſeitigem Ufer die Pavillons von Schloß Coppet zu ihm herüberſchimmern, wo die berühmteſten Frauen des Jahrhunderts: Frau v. Staël und Frau Recamier, ihren kleinen Hofſtaat halten. Endlich bewegt die zarte Rückſicht auf die allerdings ſehr gedrückten Verhältniſſe dieſer gaſtlichen Familie den Jüngling ſich am entgegengeſetzten Ufer des Sees in dem eben leerſtehenden Häuschen eines Kahnführers von Chablais ein ſelbſtändiges Aſyl zu gründen. Frau v. Staël ſich vorzuſtellen, für die er enthuſiaſtiſch geſchwärmt, verhindert ihn noch immer eine Art jünglinghafter Scheu „vor dem Genie". Nur ein mal ſieht er die Gefeierte mit ihrer Freundin Recamier im brauſenden Cabriolet auf der Straße nach Lauſanne bei ſich vorüberrollen. Die folgenden Tage verlebt Lamartine in der Abgeſchiedenheit höchſter Romantik. Das Häuschen das er bewohnt hat nur ein einziges Zimmer; es lehnt ſich mit dem Rücken an einen herrlichen Kaſtanienwald, ſeine Fronte wird von den weichen Fluten des Sees beſpült, der, wenn er hoch geht, mit ſeinem Schaum die Fenſter netzt. Ein Bett ohne Matratze, blos mit friſchem Heu und Linnen belegt, ein Stuhl, eine Bank — Dies iſt das ganze Hausgeräth; ſogar der Tiſch mangelt, den die Breite der Fenſterbrüſtung erſetzen muß. Hier iſt nun der Dichter allein mit ſeinen Träumen und Gefühlen, allein mit den wunderbaren, geheimnißvollen Tiefen der Waſſerwelt. Dem Lärmen des Feldlagers kaum erſt entronnen, ſchwelgt er in dieſer Einſamkeit, die er ſein „Leichentuch nennt, in das er ſich einhüllt um wollüſtig der Erde abzuſterben". Zuweilen doch durchſchüttert den jugendlichen Geiſt ein ungeſtümer Drang hinauswärts, eine Sehnſucht: der Welt auch wirkſam anzugehören. Dazu kommen die immer bedenklicher werdenden Anguſtien ſeiner Börſe. Der Gedanke ſteigt in ihm auf ſich als Sprachlehrer, als Erzieher in einer Familie nützlich zu machen. Er will nach Rußland, und weiter dann nach dem Orient, um deſſen ferne Reize ihm ſeine zwanzigjährige Imagination noch einen myſtiſchen Schleier webt. In dieſen Plänen und Träumen überraſcht ihn der Ausgang der Hundert Tage. Das Kaiſerreich iſt zu Ende, der von ihm ſo tief gehaßte „Uſurpator" gehört nur noch dem Weltmeer und der Vergangenheit. Paris öffnet ſich wieder dem Jünglinge. Er tritt zum zweiten male in die Garde des Königs ein, und lebt hier in traulichſter Kameradſchaft mit ſeinem frühern italieniſchen Freunde, dem Grafen Aymon de Virieu.

Das Verhältniß des Dichters zu dieſem längſt verſtorbenen Freunde ward ein überaus inniges, zugleich ein geiſtig intereſſantes. Aymon de Virieu war ein ſkeptiſcher Geiſt; eines jener Genies deren Anlagen lauter Negationen ſind. Montaigne war ſein Katechismus. Er ließ, wunderlich genug, keine andere Autorität gelten. Wie ſchroff contraſtirte mit dieſer Weltanſicht, die es ſich zum Spiel macht dem Gemüth ſeinen welterfüllenden Inhalt hinwegzublaſen, das Glaubensbekenntniß des jungen Lamartine: „Der Menſch iſt geboren zu glauben, oder zu ſterben." Tief und ſchön bezeichnet Lamartine das Weſen und die ſpätere Umwandlung dieſes Jünglings, der, bei allem Skepticismus, doch der aufopfernſte Freund war: „Als die ernſten Accorde der Leidenſchaft und des Unglücks in ſeiner Seele widertönten, mußte es auch mit dieſem Geiſt zum Durchbruch kommen. Sein Denken hatte den Gedanken zu tief *ausgehöhlt* um nicht endlich auf deſſen innerſten *Kern* zu kommen — auf Gott."

In der Familie dieſes Freundes, auf deſſen altem Stammſchloß Pupétieres in der Dauphiné, verlebte der Dichter ſtille ungeſtörte Tage der gegenſeitigen geiſtigen Förderung und Erhebung. Viel zu früh ſtarb ihm dieſer Freund, und hinterließ ſeinem Herzen als Vermächtniß eine grauſame Oede. Dies reiche, überſtrömende Herz war ſchon wieder zur Waiſe geworden. „Der Tod hatte abermals ein theures Blatt aus meinem Lebensbuch geriſſen, das mit dem Freunde begraben iſt."

Nach ſeinem Tode ſchied Lamartine gänzlich aus dem Dienſte des Königs; er kehrte in das Vaterhaus zurück, und von hier aus „il reprit ses voyages". Immer und immer wieder zog es ihn nach den Alpen, und hier ließ ihn das gütige Geſchick an der Stelle des verlorenen einen andern frühen Jugendgenoſſen aus dem Collège wiederfinden. Es war der Baron Louis de Vignet, der ebenfalls in ſchönſter Manneskraft als ſardiniſcher Geſandter in Neapel ſtarb. Die Jugendfreunde fanden ſich wieder in dem ſchönen Kaſtanienthal von Charmettes, einſt der Wiege der erſten zärtlichen Leidenſchaft Rouſſeau's. Der durch die Revolution ganz verarmten Familie de Vignet war nur ein kleines Beſitzthum geblieben, eine Meile von Chambery, nahe bei dem niedlichen Dorfe Servoley. Hier lebte der Freund in tiefer Zurückgezogenheit mit ſeiner einzigen Schweſter. Vater und Mutter ruhten ſchon unter dem Raſen mit einfachem Kreuz auf dem kleinen Dorfkirchhof von den Mühen eines prüfungsreichen Lebens.

Dies patriarchaliſche Daſein in einem abgeſchiedenen Dörfchen, in deſſen Schoos der Freund den Freund ein-

führte, wäre doch zu einfach gewesen, wäre es nicht gerichtig belebt worden durch die fast unausgesetzte Gegenwart zweier Oheime, die, gleichfalls zurückgezogen von der Welt, ihren Wohnsitz in Chambery aufgeschlagen hatten. Es waren Dies die Grafen de Maistre, Brüder jenes Grafen Xavier de Maistre, den wir als geistvollen Schriftsteller im Felde des Memoire und des poetischen Erlebnisses („Wahrheit und Dichtung") kennen. Der Graf Xavier hielt sich damals in Rußland auf, aber sein älterer Bruder, der Kanonicus, und ein jüngerer, Oberst außer Diensten, vervollständigten den kleinen Salon von Servoley durch ihre regelmäßige Theilnahme. Der Kanonicus war ein origineller, kaustischer Geist, der Sermone schrieb, und dabei Anekdoten sammelte, die er mit unverwüstlicher Jovialität zum Besten gab. Ein noch seltsamerer Geist war der älteste dieser Brüder, der Graf Joseph de Maistre, der „Levi dieses Stammes", ebenfalls Schriftsteller und Verfasser der „Soirées de St-Pétersbourg". Eine wahrhaft imposante Erscheinung, von schroffem, excentrischem, gebietendem Wesen. Von früher Jugend aus seinen Bergen in eine einseitige heterogene Welt hinausgeworfen, hatte diese Welt die rauhen Ecken seines Wesens nicht abzuschleifen vermocht. Er war in Rußland zu Hause, aber er kannte weder Deutschland, noch England, noch selbst Frankreich. Nie hatte er Paris gesehen. Sein Ausdruck, sein Stil selbst waren schroff und rauh. Er war religiös bis zur Bigotterie. Seine Philosophie — und wer hatte nicht in jener Zeit einen philosophischen Anstrich? — nennt Lamartine „die Theorie seiner religiösen Instincte". „Sein Geist besaß heilige Passionen, die bei ihm die Stelle des Glaubens vertraten. Aus seinen Vorurtheilen hatte er sich Dogmen gebildet." All diese genialen Wunderlichkeiten hatten den Grafen Joseph de Maistre auch als Autor populair gemacht. So gefiel er, wie Lamartine sagt, der Menge, die Alles nur von weitem betrachtet. Der Graf Joseph de Maistre hatte eine Tochter von 17 Jahren, die von ihrem Vater die imponirende Schönheit, das paradox-sublime Wesen, die Strahlen des Genies überkommen hatte. Sie war „ein echtes Kind des Sinai, durchleuchtet von dem Heiligenschein des feurigen Busches", ganz durchdrungen von einer alttestamentlichen Mystik. Sie schrieb selbst, und redigirte die Schriften ihres Vaters. Wenn sie von ihrer religiösen oder politischen Begeisterung ergriffen ward, so glich sie einer Seherin; eine markige männliche Beredtsamkeit floß dann von ihren Lippen; sie vergaß ganz der Außenwelt, und wenn sie so in feuriger Bewegung im Zimmer auf- und niederschritt, so berührte ihr Fuß kaum den Boden; ihr Wandeln war das eines Phantoms, sie glich einer Sibylle die aus geweihter Erde emporsteigt. Ueber das spätere Schicksal dieses wundersamen Wesens läßt uns der Dichter in Ungewißheit:

Ein unerwartetes Glück suchte sie in ihrer bescheidenen Dunkelheit auf; ich weiß nicht was sie mit ihrem Genie noch angefangen hat, das, eine Waffe für den männlichen Geist, für im Weib oft nur eine Bürde ist; ich habe jedoch Grund zu glauben, daß sie ihre Talente in Tugenden verwandelt hat wie ihre Reichthümer in Wohlthaten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Tagesliteratur.

Die politische Literatur der letzten Monate unterscheidet sich sehr wesentlich von der des vorigen Jahres. Jene Sturm und Drang athmenden Blätter, welche damals in unübersehbarer Anzahl erschienen, sind seit einiger Zeit viel seltener geworden, und haben größtentheils Schriften Platz gemacht welche eine Vermittelung äußerster Ansichten und Parteien erstreben, und namentlich die Uebertreibungen der sogenannten Partei des unbedingten Fortschritts bekämpfen. Hoffen wir, daß diese Veränderung sich als ein Vorbote oder ein Anzeichen eines dauernden Umschwungs der öffentlichen Meinung, einer dauernden Rückkehr zur Besonnenheit und Mäßigung erweisen werde. Eine dieser Schriften:

1. Die Demokratie in Deutschland von Eduard v. Wietersheim. März 1849. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 12. 12 Ngr.

lehnt sich an die bekannte Schrift Guizot's „De la démocratie en France" an, doch nimmt der Verf. derselben mit Recht den Vorzug „selbständiger Auffassung" in Anspruch. Er theilt uns zunächst in der Einleitung seine Ansicht über die politische Lage Deutschlands in den ersten Monaten dieses Jahres mit. Er sagt, die Regierungsgewalt und die Ordnung hätten zwar überall wo Siegestaumel oder Kraftüberschätzung der Wühler bewaffnetes Einschreiten geboten oder zugelassen habe, glänzend gesiegt, die Gefahr für die nächste Zukunft sei indessen damit keineswegs beseitigt; denn der Geist der Unklarheit und Lüge, der vor dem ernsten Angriffe zwar zurückweiche, aber aus an sich billigen, leider unerreichbaren Wünschen, wie aus schlechten Leidenschaften immer neue Kräfte sauge, und durch fortgesetzte Neckerei, Verdächtigung, Ueberrumpelung die Regierungsgewalt methodisch abzuschwächen suche, sei der gefährlichste aller Widersacher. Und dieser Geist habe seit dem März vorigen Jahres an Kraft leider nicht verloren, sondern noch gewonnen, und wenn daher auch in Deutschland zunächst kein bewaffneter Aufstand für die rothe Republik zu befürchten sei, so müsse man doch besorgen, daß die Wahlen der Volksvertreter in Zukunft immer schlimmer ausfallen dürften, „wo nicht etwa Uebertreibung der Partei einen heilsamen Rückschlag vorübergehend bewirke". Dieser letztere Zusatz bringt die Verkündigungen des Verf. in einigen Einklang mit dem spätern Erfolge; denn jener heilsame Rückschlag, bewirkt durch „die Uebertreibung der Partei", ist in der That erfolgt, und wir fangen sogar an zu hoffen, daß er nicht nur vorübergehend wirken werde. Im Allgemeinen hat der Verf. im Laufe jener Betrachtungen „die Kraftüberschätzung der Wühler" nicht hoch genug angeschlagen, und deshalb die Gefahr für dringender gehalten als sie war. Als er sein Büchlein schrieb waren bekanntlich schon die bestimmtesten Anzeichen vorhanden, daß die „Wühler" einen allgemeinen großartigen Putsch vorbereiteten, und viele wahre Freunde des Vaterlandes hofften damals schon, daß dieser Putsch eine ungemein heilsame Wirkung üben werde: eine Erwartung welche bekanntlich auf das glänzendste erfüllt worden ist.

In den folgenden Abschnitten seiner Schrift gibt unser Verf. uns zunächst einige geschichtliche Rückblicke, er beschreibt die „drei großen Wandlungen" welche die Staatsform der westeuropäischen Völker germanischer und romanischer Abkunft bisher erlitten habe; er nennt dieselben das Volksthum, das Herrenthum und das Fürstenthum, und führt aus, daß an diese drei Staatsformen sich in der neuesten Zeit eine vierte, noch im Werden begriffene anschließe, das Repräsentativsystem. Ueber das Wesen dieses letztern verbreitet er sich nun ausführlicher. Er sagt unter Anderm:

„Das Wesen des Repräsentativsystems ist nichts Anderes als die Demokratie oder die Herrschaft des Volks, aber unter doppelter Voraussetzung: 1) des ganzen Volks, nicht blos eines Theils, einer Classe desselben, wie zahlreich und mächtig diese auch sei, daher nicht allein der Demokraten im Gegensatz zu den Aristokraten, der Armen im Gegensatz zu den Reichen; 2) nicht die unmittelbare, sondern die mittelbare Volksherrschaft. Dieses System nämlich — darin liegt sein hoher Werth — bezweckt eine möglichst vollkommene Erziehungs-, Läuterungs- und Abklärungsanstalt des Volkswillens, damit dieser, von Irrthum, Leidenschaft, fremdartiger Einwirkung gereinigt, als vernünftiger Gesammtwille zur Geltung gelange."

Dieses Repräsentativsystem ist nach dem Verf. mit der Staatsform der Republik nicht unvereinbar, aber die constitutionnelle Monarchie erscheint ihm als diejenige Staatsform in welcher dasselbe stets am besten gedeihen werde. Die Republik, sagt er, könne zwar ebenfalls eine gedeihliche Staatsform werden, wo sie auf natürliche oder geschichtliche Verhältnisse gegründet sei; dagegen werde sie sich stets nur verderblich zeigen, wo sie nur durch die Unterstützung, durch die rohe Gewalt der Besitzlosen begründet werden könne, diese daher auf die Siegesbeute Anspruch und Recht gewinnen würden. Bei dieser Gelegenheit gibt der Verf. eine Uebersetzung desjenigen Abschnitts des vorhin genannten Guizot'schen Werkes welcher von der socialen Republik handelt. Nach dieser Abschweifung kehrt er zu den Bedingungen und Formen des Repräsentativsystems zurück, er führt aus, daß eine zweckentsprechende Volksvertretung vor Allem die Interessen einzelner Classen des Volks vertreten müsse, und zwar in dem Maße als diese Classen wichtig für das Gemeinwohl seien. Er will, daß in den gesetzgebenden Versammlungen sich zunächst besondere Vertreter des unbeweglichen und des beweglichen Eigenthums finden, und daß von diesen die erstern sich in Vertreter des großen und des kleinen Besitzes, die letztern aber in Vertreter des Capitals und der Arbeit sondern. Indem der Verf. hiermit zu dem Verhältniß der Regierungen zu diesen Volksvertretungen übergeht, macht er darauf aufmerksam, daß bisher die constitutionnelle Monarchie in dieser Beziehung zwei wesentlich verschiedene Formen gezeigt habe. Während nämlich in einigen Staaten der Grundsatz geherrscht, daß die Minister stets der Majorität der Volksvertreter zu entnehmen seien, habe in andern Ländern die Regierung den gesetzgebenden Versammlungen gegenüber eine selbständigere Stellung gehabt. Diese letztere nun sei namentlich in den kleinern deutschen Staaten eine Nothwendigkeit, so lange daselbst die gegenwärtigen Verhältnisse fortdauerten. Die Männer der Opposition in diesen Staaten seien nämlich bisher fast ohne Ausnahme Männer von sehr geringer Geschäftskenntniß und fast ohne staatsmännische Fähigkeit gewesen, Feindseligkeit gegen die Regierung gelte ihnen und ihren Freunden für Gesinnungstüchtigkeit, und diese angebliche Gesinnungstüchtigkeit sei gewöhnlich der einzige Vorzug den sie besäßen, und welchem sie Ansehen und Popularität verdankten. Solche Volksvertreter könnten aber niemals mit Fug zur Herrschaft gelangen, und wenn sie auch die Majorität doppelt und dreifach für sich hätten. Schließlich theilt der Verf. seine Ansichten und Wünsche über die Gestalt mit welche das im Wiedererstehen begriffene Deutsche Reich anzunehmen habe. Nicht für ein einheitliches Staatsleben, sagt er, für ein Sonderleben in nationaler Gemeinschaft ist Deutschland vorbestimmt. Oestreich wünscht er von dem deutschen Bundesstaate nicht ausgeschlossen zu sehen, so lange nur noch der letzte Hoffnungsfunke für dessen Erhaltung bei Deutschland glimmt. Preußen will er die Stellung, den Einfluß in Deutschland einräumen welcher dessen Macht, dessen Traditionen, dessen Regierungs- und Volksgeiste, dessen europäischem Gewicht gebührt. Zugleich wünscht er „das Gebiet der Centralgewalt möglichst eng, deren Macht innerhalb dessen aber möglichst groß".

In ähnlichem Sinne spricht sich aus:

2. Demokraten-Büchlein von P. W. Forchhammer. Berlin, Nicolai. 1849. 16. 7½ Ngr.

Dasselbe dürfte freilich bei unsern neuesten Demokraten kein Glück machen. Der Verf. ist ein gelehrter Mann, hat seinen Aristoteles fleißig studirt, und lehnt diesen Aufsätzen die staatswissenschaftlichen Grundsätze jenes Philosophen an. Im Verein mit Aristoteles lehrt Forchhammer: Der Staat, als der größte Verein, der alle kleinere Vereine unter sich befasse, habe die Verwirklichung der menschlichen Glückseligkeit zum Zwecke, und diese bestehe in der Thätigkeit des Geistes in Uebereinstimmung mit der vollkommenen Tugend in einem vollkommenen Leben. Das wesentlichste Mittel zur Erreichung dieses Zwecks sei Erziehung und Unterricht. Der Staat habe also nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß die beste Erziehung und der beste Unterricht den er geben könne Allen bis zu einem gewissen Alter auf gleichmäßige Weise zugänglich sei. Hierauf untersuchen Forchhammer und Aristoteles, welche Staatsform am meisten geeignet sei diesem Zwecke des Staates zu dienen; sie finden, daß diejenige Staatsform in welcher monarchische, aristokratische und demokratische Elemente in angemessener Weise gemischt seien, sich als die zweckdienlichste erweisen müsse. Das Problem dieser Mischung ist nun nach Forchhammer durch die Errichtung der constitutionnellen Monarchie mit breitester demokratischer Grundlage gelöst. Die „zeitthümlichen Wahlen", wie sie in der neuesten Zeit eingeführt wurden, erscheinen ihm als die „dauerhafteste" Errungenschaft des Jahres 1848. „Wenigstens", versichert er, „könnten die Demokraten dieses ausgedehnte Wahlrecht nur durch eigene Schuld verlieren, wenn sie nämlich schlecht wählten." Das Wählen sei nämlich gar nicht so leicht als Manche meinten, und es scheine ihm daher bedenklich, daß man schon 21jährige Menschen für fähig halte Volksvertreter zu wählen. Nur Menschen, sagt er, welche durch Alter und Erfahrung die etwanigen Mängel der Erziehung und des Unterrichts ergänzten, sei das Wahlrecht zuzugestehen. Außerdem müsse jeder Wähler selbständig sein, und dieser Ausdruck müsse „etwas mehr bedeuten als daß er auf seinen zwei körperlichen Beinen stehen könne". Neben dieser Vertretung der „Vielen", wie Aristoteles sich ausdrückt, müsse aber auch eine Vertretung der „Wenigen" stattfinden, weil ja sonst das vorher als nothwendig erkannte aristokratische Element in der constitutionnellen Monarchie fehlen würde. Der Aristokratie des Besitzes sowol als der Intelligenz will der Verf. mithin ebenfalls einen bestimmten Grad des Einflusses auf Gesetzgebung und Verwaltung des Staats eingeräumt wissen. Den Schluß dieser Abhandlung bildet eine Uebersetzung der Ansichten des Aristoteles über die Freundschaft, aus denen Regeln für das Verhalten politischer Vereine entnommen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Species Algarum.

Auctore

F. T. Kützing.

Gr. 8. Geh. 7 Thlr.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1843 bereits ebendaselbst:

Phycologia generalis, oder **Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange.** Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 8. In Carton. 40 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 198. — 18. August 1849.

Alphonse de Lamartine.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 197.)

Trotz allem Dem scheint uns der jugendliche Geist Lamartine in dieser gedrückten Salonwelt, so hoch er deren Vertreter stellt, nicht recht zu Hause. Diese achtzehnjährige Tochter des Grafen de Maistre welche die Theokratie predigt bleibt immer ein allzu abstracter Umgang für einen Jüngling in dessen Innerm die Poesie mit ihrer ganzen Seele noch unaufgeschlossen flutet. Diese altfranzösischen geistreichen Gestalten stehen noch mit einem Fuß im jenseitigen Jahrhundert, es fehlen ihnen die Herzen für diese Genialität des Herzens. Der Weg den dieser Jüngling empor zur Gottheit, welcher er von Anbeginn zugewendet ist, nehmen muß ist ein weit verschiedener. Auf den Schwingen der Dichtung, nicht in dem Rauchgewölk Mosaischer Begeisterung, gelangt er zu seinem Himmel.

Es findet sich hier in dem Tagebuche Lamartine's eine Lücke, die uns der Dichter nicht anders ausfüllt als durch ein edles Bekenntniß der Reue. Er sagt:

In einem Zeitraum von zwei Jahren habe ich Nichts aufgezeichnet; ich hätte Nichts aufzuzeichnen gehabt als Unordnungen, Verirrungen und Unglück. Das Spiel war meine Hauptbeschäftigung geworden; ich gewann und verlor abwechselnd beträchtliche Summen, in Mailand, Paris, Neapel. Auf den Ruf meiner Mutter kehrte ich endlich in die Heimat zurück. Sie selbst hatte sich aufgemacht mich dahin zurückzuführen, in ein Vaterhaus welches unerwartete Verwickelungen fast zu Grunde gerichtet hatten.

Ueber diesem gezwungenen Aufenthalt Lamartine's in Milly, den die trüben Verhältnisse gebieterisch erheischen, schwebt unsere Theilnahme mit inniger Besorgniß, ja mit Bangigkeit: es möchte die Trostlosigkeit desselben in einem reizbaren und gereizten Gemüth wie dieses einen für alle Zukunft unverwindbaren Eindruck hinterlassen. Gewiß, für einen andersbegabten Jüngling wäre dieser Lebensabschnitt verderblich geworden, und nur jener angeborenen Idealität seines Wesens, die geistig nicht verarmen und verlechzen kann, weil ihr Lebensborn von oben herabquillt, verdankt es der Dichter, daß auch diese Epoche — wir wollen sie eine Krisis der moralischen Verlassenheit nennen — für ihn zum Segen ausschlug. Eine Dichterseele empfängt, leidet, verarbeitet anders als gewöhnliche Menschen. Was der gemeinen Natur zum bleibenden innern Elend wird, selbst aus Dem schöpft sie noch poetische Freuden. Sie erträgt, weil was sie zu ertragen hat ihr zum Gedicht wird. Wenn Alles ringsum sich grau färbt und einschneit, dann erwächst ihr noch in der ärmlichen Blumenscherbe hinter dem zugefrorenen Fenster, in dem dürftigen Reis von halbverkommenem Grün das Immergrün ihrer Gefühle, und verbürgt ihr das Kommen eines schönen Frühlings. Ueber jenen Zeitabschnitt müssen wir den Dichter selbst hören:

.... Ich lebte damals, wenn Dies leben heißen kann, in einer Art von Limbus dahin, halb finster, halb licht, der meiner Seele, meinen Gefühlen, meinen Gedanken nur einen kalten und traurigen Halbtag lieh, gleich einer Winterdämmerung. Ehe ich noch gelebt hatte, war ich lebensmüde. Ich zog mich, sozusagen, aus der Existenz zurück in ein allen Zaubers entkleidetes Puppendasein, in jene Einsamkeit des Herzens die der Mensch öfters sich selbst bereitet, indem er sich freiwillig alle äußern Beziehungen zur Welt abschneidet: ein anticipirtes Greisenthum, unter dessen betrügerischer Eisrinde aber eine noch heißere und stürmischere Jugend verborgen ist als die man schon durchlebte.

Die ganze Familie war abwesend. Der Vater befand sich bei einem meiner Oheime; sie jagten in den Wäldern von Burgund. Die Mutter war auf einer Reise begriffen, meine Schwestern waren in der Welt zerstreut oder im Kloster; ich war allein in unserm weitläufigen Hause zu Milly, einen ganzen langen Sommer, mit einer alten Dienerin, meinem Hund und meinem Pferd. Dieser winzige Weiler von Milly mit seinen Häuserchen von grauem Stein, lehmartig, moosbewachsen, mit seinem verwitterten, pyramidenförmigen Kirchthurm, mit seinen holzbewachsenen Bergen, mit seinen steinigen, gewundenen Bergpfaden gemahnte mich an die Dörfer Spaniens oder Calabriens.

Diese Dürre, diese Aermlichkeit, dies versteinerte, wasserarme Wesen, ohne Schatten, ohne Vegetation sprach mich an. Es war mir als stimme diese Natur so besser zu meiner Seele, ich kam mir selbst vor wie eine Ranke an diesen Hügeln, wie ein Wild dieser Höhen, wie ein blütenloser Zweig von diesen Gebüschen. Die ungewohnte Stille des väterlichen Hauses, diese Einsamkeit des Gartens, diese verödeten Gemächer gemahnten mich wie mein Grab, und diese Idee des Begrabenseins wucherte fest in meiner Phantasie; ich empfand mich oder wollte mich empfinden als wäre ich gestorben; ich gewann es lieb, dies Leichentuch von Stein, in das ich mich freiwillig eingehüllt. Was vom Geräusch des Lebens in diese Räume drang war nur wie von ferne, fremd und eintönig wie das Geräusch der Felder. Der Widerhall davon ist in meinem Ohr geblieben; ich glaube sie noch zu vernehmen, diese taktmäßigen Schläge der auf dem Hofe im Sonnenschein arbeitenden Dreschers, das

Meckern der Ziegen auf den Bergen, die Stimmen der am Wege ſpielenden Kinder, die klappernden Holzſchuhe der von ihrem Tagwerk zurückkehrenden Winzer, das Schnurren der Spinnräder der Bäuerinnen, die vor ihren Hausthüren ſitzen, oder das Gezirp der Grillen im Garten um die heiße Mittagszeit.

Ich verlas, ich verträumte meine Tage. Stunden lang durchwandelte ich alle Gemächer des Hauſes, oder ich ſtreckte mich im Stall mit meinem treuen Hund auf die friſche Streu die ich meinem müßigen Pferde ſelbſt bereitete. Dann ging ich nach dem Garten die jungen Saatpflanzen und grünen Erbſen zu begießen; von da trieb es mich weiter die Berge hinauf, und hingelagert ins Geſträuch ließ ich meine Blicke hinüberſchweifen nach den fernen blauen Alpen; ſie ſchienen mir der Vorhang zu ſein vor einer Welt, zu groß und herrlich für ein menſchliches Weſen. Von meinen öden Heimathügeln herüber drangen die Glockentöne der weidenden Heerden. Glückliche Geſchöpfe, die zu ihrem Erdenwohlſein nur einer Handvoll friſcher Kräuter bedurften!

Bände hätte ich geſchrieben, hätte ich dieſe unverwiſchbaren Eindrücke, die Schauer des Herzens, die Gedanken, Freuden und Schmerzen aufgezeichnet die in dieſer langen öden Sommerzeit meine Seele durchdrangen. Ich ſchrieb Nichts; ich ließ all dieſe Gefühle und Accorde in mir auf- und abwallen wie der Weſthauch über die Gräſer weht, der ſich nicht kümmert weder um ihre Düfte noch um ihre flüſternden Seufzer.

Die Düfte und Seufzer meiner jugendlichen Seele ſchienen mir nicht werth ſie durch das Wort zu feſſeln. Ich war ſo weit gekommen, daß mir dieſes langſame Vertrocknen meiner Gefühle eine bitterſüße Wonne bereitete; all mein Denken und Empfinden ſchien mir ſo unendlich eitel wie die ganze ausgeſtorbene Welt. Ich glich jenen Blumen auf den höchſten Alpengipfeln deren Blühen und Verblühen kein Auge je bemerkt, und die ihren Schöpfer anzuklagen ſcheinen, daß er ihr Daſein ſo ohne Plan und Mitleid ſchuf.

Dies war die Stimmung dieſer in ihren Grundveſten erſchütterten Jünglingsſeele. Sie war ſtark genug dieſe Erſchütterung zu ertragen, zu beſtehen. Vielleicht vermochte ſie Dies deshalb um ſo eher, weil ſich für dieſen Seelenzuſtand ein anderes gleichgeſtimmtes Weſen fand, ein Weſen troſtlos und verödet in der Welt, und doch dies einſame, unwandelbare Geſchick ſtandhaft duldend. Dies Weſen war der Abbé Dumont, der Geiſtliche jenes benachbarten Dörfchens Buſſières, bei deſſen längſt verſtorbenem Vorgänger der Knabe Lamartine den erſten Unterricht genoſſen. „Je compris", ſagt der Dichter, „qu'il y avait dans cet homme mûr et fatigué de vivre une destinée âpre et trompée, comme était la mienne en ce moment." Beide wurden unzertrennliche Gefährten; kein Tag verging wo ſie ſich nicht ſahen, trotz der Verſchiedenheit ihrer Jahre. Ein ungünſtiges Geſchick hatte den Abbé Dumont, der damals 38 Jahre zählte, in einen Stand geworfen den er haßte, den er verachtete. Feurigen, entſchloſſenen, unternehmenden Geiſtes, von imponirendem Aeußern, hatte die Natur ihn vielleicht zum Feldherrn erſchaffen. Eine halb in Geheimniß gehüllte Jugendliebe, deren nähere Umſtände der Dichter nur fragmentariſch aus dem Geflüſter der Dorfbewohner erfuhr, hatte Schatten „die nie entfliehen" auf ſein Leben geworfen. Dieſe ſchöne traurige Idylle ſeiner Jugend war das verſunkene Eden dieſes auserwählten Geiſtes. Vielleicht hatte ſie dazu beigetragen dieſen Geiſt zum Zweifler zu machen, während in ſeinem Herzen ganz andere, weichere Accorde tönten. „Sein Geiſt", ſagt Lamartine, „war ohne Glauben, aber ſeine Seele war fromm." Welche tiefe Offenbarung liegt in dieſen einfachen Worten! Es iſt Dies das innere Erlebniß ſo vieler bevorzugten Gemüther, zugleich ihre himmliſche Wohlthat. Die Seele iſt es immer die Gott vertheidigt, wenn der Geiſt in ſtolzer Verirrung ihn verleugnen will.

Jene Herzensgeſchichte Dumont's, die uns der Dichter ſo rührend-hinreißend erzählt, iſt ein ſchönes, trauriges Idyll, zart und duftig wie Regenbogen. O es iſt gewiß: von Allem was das menſchliche Herz empfindet iſt Das das Heiligſte und Größte was es nie verräth. Der Dichter fragt ſich:

Warum lernte ich damals dieſen Mann ſo ſehr lieben? Weil er unglücklich war wie ich ſelbſt. In den Freundſchaften der Menſchen waltet oft als mächtiger Vermittler das Mitleid. Das Unglück hat einen tiefen Reiz für gewiſſe Seelen. Durch Thränen geſchieht der Verband unſerer Herzen, und faſt alle unſere tiefern Neigungen beginnen mit einer Rührung.

Wir nahen uns dem Schluſſe der „Confidences". Dieſer Sommer, die ödeſte Epoche ſeines ganzen Lebens, und vielleicht deſſen gefahrdrohendſte, war vergangen. Der Dichter hatte ſie überwunden.

Es iſt in alten Märlein uns viel erzählt von dem Wunderſtein Karfunkel, der mit ſeinem Glanze deſto wunderbarer leuchtet, je tiefer die Nacht. Die Poeſie iſt dieſer Karfunkel. Wenn es Nacht wird in der Menſchenſeele, wenn die Welt verſinkt, der Geiſt ſich umdüſtert, das Herz brechen will; wenn im Innerſten alle Faſern des Daſeins vertrocknen, dann erſchließt ſie leiſe, wie eine Roſenblume, ihren milden ſtarken Schein, und läßt das Leben nicht aus den Adern ſtrömen die ſchon verbluten und verlechzen wollen. Darum hat Zeus dem Dichter ſeinen Himmel geöffnet, weil ihn ein Abglanz dieſes Himmels ſchon auf dieſer dunkeln Erde durchleuchtet.

Aber man „wandelt nicht ungeſtraft unter Palmen". Was der Geiſt erträgt müſſen Leib und Seele entgelten. So erging es dem jungen Dichter; ſeine Geſundheit war in ihren Grundveſten erſchüttert; ein Siechthum überſchlich auch ſeine Seele. Dieſer Zuſtand erinnert an die Klage eines deutſchen Dichters, wenn er von ſeinem Leid ſpricht:

Und ich hab' es doch ertragen,
Aber fragt mich nur nicht: Wie!

Der tiefblickende Arzt ſeines Hauſes machte es dem Jünglinge zur Pflicht der Selbſterhaltung: die Bäder von Aix in Savoyen zu beſuchen.

Ein ſchöner Spätſommermorgen findet ſein Pferd geſattelt, ihn ſelbſt auf der Reiſe, mit 25 Louisdor in der Taſche, die ihm ein Freund ſeines Hauſes bereitwillig vorgeſtreckt. Wie es um dieſe Zeit in dieſer Seele ausſah, Dies ſagt uns eine Ergießung, zu welcher ihn ſein zu krampfhaft gepreßter Buſen drängt, die er unter dem Schatten eines Baumes im entzückenden Thal von Echelles auf den breiten Rand ſeines Tacitus niederſchreibt:

O ein verzehrendes Erinnerungswehe das dieſe ſtummen Blätter athmen, nach jenem fernen Grabe deſſen einſame

Trauerweide sich flüsternd beugt im Abendwinde, der schmeichlerisch vom Vesuv herweht; nach jenem Grabe, welches ein Herz birgt das ihn liebte wie keins ihn mehr lieben wird, und wenn er Ewigkeiten durchlebte — nach ihr die er verlassen, verstoßen, nach Graziella. Er sieht sie vor sich in ihrer ganzen Lieblichkeit; ihr immer mehr sich verklärendes Bild erweckt in seiner Brust ein unermeßliches Heimweh nach ihr. Es wird zur nagenden Reue, zur grausamen Selbstanklage dieses eiteln Selbsts, das sich schämte der Welt zu gestehen: dies arme Fischerkind ist es das ich liebe. . . . O Graziella, Graziella, warum habe ich dich verlassen! O Eitelkeit, du Vergifterin der Herzen, du verzerrende Unnatur der Natur, mein Mund hat nicht Flüche genug dich zu verwünschen. O Graziella, wenn ein Seufzer, klagender als die Gewässer dieses Abgrunds, brennender als der Mittagstrahl den der glühende Fels zurückwirft, dich erwecken könnte, ich würde deine schönen nackten Füße baden mit meinen Thränen.

Ja, du edler Dichter, in wessen Seele ein Weihefunken der Poesie fiel die die deine ganz erfüllt, der kennt sie, diese Qualen einer nicht mehr zu stillenden Sehnsucht. Aber das Grab hat kein Morgenroth, und die Ewigkeit gibt keine Antwort.

Mit dieser heiligen Erinnerung, mit dieser erdrückenden Lebensschwere, mit diesem ausgebrannten Herzen, an das sich noch das Bleigewicht des Lebens hängt mit immer mächtigerer Wucht, mit diesem Verwelktsein aller Gefühle schließen die „Confidences". Aber wir, die wir den Dichter auf seiner Jugendbahn begleitet, sind ja verständiger; wir gedenken des Karfunkels, wir trauern mit dem Dichter der so von uns Abschied nimmt, aber wir können nicht mit ihm verzagen, wir wissen: daß die Nacht die der Schutzgeist seines Lebens ist ihn auch erlösen kann. Schon weht es von den Savoyerbergen zu ihm herüber wie Hauch der Auferstehung; es ist als fragen uns diese linden Lüfte: Wie? Dies Herz soll noch einmal erblühen und lieben? Wir haben auf diese Frage keine Antwort; aber Liebe und Dichtung, die ewigen Geister, die Lamartine's Leben geweiht, berühren uns magnetisch. Die Geschichte ist aus, aber es beginnt die Mythe, und im Mythus wie in der Geschichte vollbringt sich die Apotheose des Herzens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 197.)

Von ähnlich vermittelnder Tendenz wie die beiden vorigen Schriften ist auch:

3. Deutschland im Wendepunkte unserer Zeit, besonders in politischer und socialer Beziehung. Von W. J. A. Werber. Freiburg, Wagner. 1849. Gr. 8. 18 Ngr.

Werber hat gute national-ökonomische Studien gemacht, und beschäftigt sich in dieser Schrift vorzugsweise damit die Grundsätze einer vernünftigen Nationalökonomie den neuern socialistischen Träumen gegenüber geltendzumachen. Er weist nach, daß der Wohlstand der Völker in den letzten 100 Jahren sehr bedeutend gestiegen, und namentlich das Loos der arbeitenden Classen in demselben Maße verbessert worden sei, sowie daß Das was dieser Classe etwa noch zu wünschen übrig am allerwenigsten auf den Wegen und durch die Mittel zu erlangen sei welche die neuesten Weltverbesserer vorschlügen. Namentlich erhebt er sich gegen das sogenannte Recht auf Arbeit, sowie gegen regelmäßige Unterstützung der Arbeiter von Seiten des Staats. Der freie Bürger, sagt er, müsse der Schöpfer seines eigenen Geschicks sein, er könne sich durch Talente, Kenntnisse, Thätigkeit, Sparsamkeit zu allen Ehrenstellen und zu höherm Wohlstande erheben, und er würdige sich nur zum Sklaven der Staatspolicei herab, wenn er die Sorge für seinen Unterhalt auf fremde Schultern wälze. Bei großen Erschütterungen und Umwälzungen, die den Arbeiter vorübergehend in bittere Noth versetzten, werde ohnehin der Staat ebenso sehr aus Rücksichten der Klugheit als aus Menschlichkeit einschreiten. Außerdem sei Hebung des sittlichen Gefühls und der religiösen Gesinnung in der Volksmasse sowie der Volksbildung überhaupt eines der wirksamsten Mittel auch den Wohlstand des Volks zu fördern. Zugleich legt der Verf. vielen Werth auf die Aufhebung der Spielhöllen, Staatslotterie, Bordelle u. s. w. Auch die Einführung einfacher und wohlfeiler Justiz und Verwaltung, sowie Verminderung der stehenden Heere würden nach seiner Ansicht das Wohl der Arbeiter fördern; doch gibt er zu, daß es nicht eben leicht sei seine desfallsigen Wünsche zur Ausführung zu bringen. Namentlich wagt er unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine Verminderung der stehenden Heere zu beantragen, und obgleich ihm die Besoldungen der höhern Beamten mehrmals „als zu hoch gegriffen" erscheinen, so sieht er doch bald darauf ein, daß die bessern Köpfe sich der Theilnahme an der Staatsverwaltung entziehen würden, wenn die Gehalte der Beamten wesentlich vermindert würden. Außerdem beantragt er Erhöhung der Schutzzölle, eine Gewerbeordnung, der ähnlich wie neuerdings für Preußen vorgeschlagen worden ist, die Errichtung von Banken, Beförderung der Auswanderung, und dergleichen mehr. Eine verbesserte Steuerordnung hält er zwar auch für wünschenswerth, macht aber in diesem Falle keine bestimmtern Vorschläge, sondern bekämpft nur die Thorheit Derer welche meinen, daß alle indirecten Steuern aufgehoben, und durch eine Einkommensteuer ersetzt werden könnten, ohne daß die Nationalwohlfahrt dabei litte. Diese sowie manche andere national-ökonomische Themata bespricht der Verf. mit Besonnenheit und Sachkenntniß; viel schwächer dagegen ist derjenige Theil seines Buches in welchem politische Fragen besprochen werden. Hier äußert er sich nicht selten so naiv als wäre er ein Barrikadenkämpfer. Hier lesen wir unter Anderm, daß die deutschen Völker bis zum März 1848, namentlich von dem „mitternächtlichen Metternich", „geknechtet" worden seien, daß bis dahin „der Policeistaat" an der Tagesordnung gewesen sei, in welchem nur Einer Freiheit, Rechte und Gewalt gehabt habe, und alle Uebrigen der Willkür dieses Einen preisgegeben gewesen seien. In jenem glorreichen Monat sei aber der Morgen der Freiheit für die Völker erschienen, der Policeistaat sei in einen Rechtsstaat verwandelt worden, in welchem die Rechte Aller so weise und gerecht vertheilt seien, daß Deutschland nun nothwendig auf Jahrhunderte hinaus glücklich werden müßte u. s. w. Mit Ausnahme der verthierten Soldateska und ähnlicher Kraftausdrücke finden wir hier die glorreichen Redensarten des vorigen Sommers vollständig wieder. Und daneben sagt nun der Verf. unter Anderm: die Deutsche Reichsversammlung hätte nothwendig die Frage, ob Deutschland künftig monarchisch oder republikanisch regiert werden solle, zur öffentlichen Erörterung bringen sollen. Die auf diese Erörterung folgende Abstimmung würde nämlich jedenfalls zu Gunsten der Monarchie ausgefallen, und Das würde dann ein für die constitutionnelle Monarchie und das Wohl Deutschlands höchst wichtiges Ereigniß gewesen sein. Denn alsdann „mußten die Republikaner nothwendig nach dem Vernunftgesetze in der Politik, daß die Minorität der Majorität sich unterwerfen muß, sich dem Majoritätsbeschlusse fügen, wenn sie wirklich als freigesinnte Männer und echte Republikaner erscheinen wollten, oder sie hätten sich selbst verdammt, und wären dadurch der öffentlichen Verachtung preisgegeben worden". Eine so naive Politik sollte man von einem

Schriftsteller nicht erwarten der doch Verstand genug hatte um Rau's „Handbuch der Nationalökonomie" mit Nutzen zu lesen. Schließlich möchte ich dem Verf. rathen künftig entweder etwas mehr Aufmerksamkeit als bisher auf seinen Stil zu verwenden, oder irgend einen Freund zu bitten, daß er ihm seine Arbeiten durchsehe und stilistisch verbessere. Denn es findet sich in dieser Abhandlung ein für einen Universitätsprofessor durchaus unziemliches Deutsch, fast in jeder Zeile ein Sprachfehler.

Sehr wohlgemeint, aber auch ebenso schwach ist:

4. Spiegel des constitutionnellen Lebens. Von Joseph Wintir. Prag, Kronberger. 1848. Gr. 16. 28 Ngr.

Der Verf. spricht hier von allen Dingen und noch einigen andern. Den Inhalt eines Abschnitts seines Büchleins gibt er selbst folgendermaßen an: „Ammen sind der geistigen und physischen Entwickelung der Kinder nachtheilig, und bringen in der Regel Unheil der Familie." Auf einen andern Abschnitt weist der Verf. durch folgende Inhaltsangabe: „Anstand, Popularität und Studentenleben." (S. 8—12, 38—53.) Mehr als den dritten Theil des Buches — über 100 Seiten — füllt eine Anweisung ein Rechnungsbuch kunstgerecht anzulegen und zu führen! Der Verf. ist ohne Zweifel selbst beim Rechnungsfach angestellt, und hat es daher für eine der wesentlichsten Bedingungen des constitutionnellen Lebens gehalten, daß jeder Bürger und Bauer — denn für diese ist sein Buch vorzugsweise geschrieben — eine richtige Gemeinderechnung zu führen verstehe. Dieser Abschnitt über das Rechnungswesen nimmt sich doppelt komisch aus, weil der Verf. ihn einem schlichten Bauer in den Mund legt, denselben aber vollständig so sprechen läßt als wäre er mindestens zehn Jahre lang Kassenrendant gewesen. Trotz dem Allen kann indessen das Büchlein, wenn es Leser findet, nützlich wirken; denn es enthält eine Menge sehr populair gehaltener Belehrungen über allerlei Verhältnisse des politischen Lebens, und die politische Ansicht des Verf. ist eine durchaus gemäßigte, harmlose.

Auch die humoristischen Aufsätze unter dem Titel:

5. Shrapnels. Herausgegeben von Ludwig Kalisch. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

gehören größtentheils zu den Erzeugnissen der politischen Tagesliteratur der letzten Monate. Hier finden sich unter Anderm: „Miniaturbilder aus der Paulskirche", in denen die bekanntern Mitglieder der Deutschen Reichsversammlung, freilich in sehr leichtfertiger Weise, beurtheilt werden. Die Abgeordneten welche den gemäßigten Parteien angehören werden hier bespöttelt, denjenigen dagegen welche sich in neuester Zeit in Stuttgart und anderwärts vorzugsweise lächerlich gemacht haben wird beträchtlich Weihrauch gestreut. Von Heinrich von Gagern sagt der Verf.: „Während eine Partei ihn als einen Gott ausposaunte, der schon durch die bloße Bewegung der Wimper das Chaos der deutschen Zustände zu einer harmonisch geordneten Welt schaffen könnte, und dem an göttlicher Tugend Nichts gleich käme, verschrie ihn die andere geradezu als einen Verräther, der absichtlich das deutsche Volk in die Hände seiner alten Dränger überliefert. Aber wahrlich, Gagern ist weder so göttlich noch so teuflisch wie die Parteileidenschaft ihn schildert, Gagern ist blos unbedeutend, unbedeutend für eine Stellung in welche man den Muth und die Kraft eines Hercules bringen muß, wenn man nicht zu Grunde gehen will." Neben diesem unbedeutenden Gagern findet sich nun aber in jener Versammlung nach Kalisch eine Menge sehr bedeutender Männer, z. B. Vogt, Heinrich Simon, „eine durchaus edle Natur", Fröbel, „Denker im strengsten Sinne des Worts", u. s. w. Nur ein Mitglied der äußersten Linken wird getadelt, Zitz nämlich, weil er im Beginn der Märzbewegung zu gemäßigt aufgetreten sei, und dadurch der Reaction in die Hände gearbeitet habe. Auch in Schleffel ist „viel zu viel Gemüthlichkeit für einen Mann der Revolution". Mit vieler Sicherheit und Unbefangenheit vertheilt und nimmt Kalisch im Namen der Mit- und Nachwelt Ruhmeskränze. So sagt er unter Anderm: Welcker habe sich bemüht den von ganz Deutschland verdammten Bundestag wieder zu Ehren zu bringen; Dies sei ihm aber nicht gelungen, vielmehr habe der Deutsche Bund Welcker seinen Lorberkranz gekostet. Auch mit Laube verfährt Kalisch sehr unglimpflich, und Das ist um so wunderbarer, da die schriftstellerische Manier des Hrn. Kalisch und die in seinen Urtheilen sich offenbarende Gesinnung mit der Laube's außerordentlich viel Aehnlichkeit hat. Diese „Shrapnels" sind vollkommen in demselben leichtfertigen, oberflächlichen Tone geschrieben mit welchem einst Laube's „Reisenovellen" so viel Glück machten. Kalisch ist nicht ohne Witz, und unter Anderm enthalten seine „Deutschen Debatten" manchen treffenden satirischen Zug; aber er gehört zu den Schriftstellern welche viel öfter witzeln als witzig sind. Die große Mehrzahl seiner Einfälle ist entweder ausnehmend gesucht und gedrechselt, oder ebenso abgedroschen und salzlos. So sagt Kalisch unter Anderm: „In Erfurt wurden wir umgepackt. Trotzdem daß wir gerade um die Geisterstunde dort anlangten bemerkten wir dennoch keine Geister, sondern im Gegentheil nur einige Lieutenants, die nach Halle gingen." Und solcher ausgezeichneter und ganz neuer Einfälle liefert Kalisch sehr viele! 13.

Die Abtei von Pontida.

Am 7. April 1167 traten in der Abtei S.-Giacomo di Pontida im Gebiete von Bergamo mit den Abgeordneten der zerstreuten Einwohnerschaft des von Friedrich dem Rothbart zerstörten Mailands die Bevollmächtigten der Städte Bergamo, Cremona, Brescia, Mantua und Ferrara zusammen, und beriethen heimlich über die Schicksale der Heimat, beschlossen den Mailändern zum Wiederaufbau ihrer Stadt zu helfen, und beschworen den Bund der Einigung der lombardischen Städte auf 20 Jahre, die Rechte und Privilegien wiederzuerlangen welche ihnen von Heinrich IV. an bis auf Kaiser Friedrich zugestanden und, so lautet die Formel, „bis dahin nicht Waffenstillstand, noch Frieden, noch irgendwelche Einigung zu schließen mit dem Kaiser Friedrich, noch mit dessen Söhnen, noch mit dessen Gemahlin, noch mit wem es immer sein möge in seinem Namen". Und alle Söhne der Eidgenossen sollten denselben Schwur leisten sobald sie zum Alter von 14 Jahren gelangt wären. (Vergl. *Muratori*, Antiq. med. aevi, Diss. 48.)

Es ist der berühmte Eidschwur welcher dem Lombardenbunde eine festere Gestalt gab. Darauf folgten Papst Alexander's III. gewaltige Wirksamkeit gegen den Kaiser, Alessandrias Erbauung und Mailands Wiedererbauung, die Belagerung Anconas und, am 29. Mai 1176, die blutige Schlacht von Legnano, welche zu dem Konstanzer Frieden führte.

Die Abtei von Pontida gehörte den Benedictinern. Unversehrt stand sie bis zum J. 1373, in welchem Bernabò Visconti die Häupter der guelfischen Partei im Bergamaskischen, welche sich hier verschanzt hatten, mit überlegener Heeresmacht angriff. Vier Tage lang berannte der Herzog das feste Gebäude, dann ergaben sich die Belagerten unter der Bedingung der Sicherheit von Habe und Gut: eine Bedingung welche alsbald verletzt ward. Bewaffnete und Mönche wurden gemordet, die Abtei den Flammen übergeben. Am 2. Sept. 1491 übergab die Republik Venedig, welcher das Gebiet von Bergamo bekanntlich gehörte, Pontida der cassinensischen Congregation von Sta.-Giustina zu Padua, unter Zustimmung Papst Alexander's VI. (Vergl. *D. Calvi*, Effemeridi di quanto di memorabile sia successo in Bergamo etc. Mailand 1676. *L. Tosti*, Storia della Lega lombarda. Monte Cassino 1848.) 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 199. —— 20. August 1849.

Alphonse de Lamartine.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 198.)

Wir stehen — bei „Raphael". Ersparen wir uns die lästige Frage: Ist Raphael der Dichter? Verschmähen wir die spießbürgerliche Aengstlichkeit im Forschen: wie viel von diesem Erlebniß ihm gehöre? Wehe der Seele die in diesen Blättern nach einem Wieviel oder Wieviel frägt! Das Erlebniß des Dichters wird von selbst zur Mythe, wenn es sich zum Gedicht gestaltet, und hier ist ein Gedicht, unendlich und ewig wie das Band das die Welt und alle Wesen in ihr zusammenhält. Ein neues Epos der Liebe, dessen tausendfach gebrochene Strahlen sich alle in dem Centrum des Geistes zusammenfinden dem die Natur den Namen Lamartine lieh. Raphael, Lamartine — diese zwei Seelen fließen zusammen in ein Leben. Das Leben Raphael's ist seine Liebe. Als diese Liebe verklungen war ist er gestorben; still ist er dem Leben abgestorben das für ihn keins mehr ist, auf seinem einsamen öden Schlosse. Nichts Neues, nichts Fremdes geschah bei diesem ruhigen Hintritt. Nur daß eines Tages die Schwalben vor den Fenstern darin er wohnte ihr gewohntes Futter nicht fanden, die Dorfglocke an diesem Tage etwas länger als gewöhnlich tönte, die Gruppen der Frauen und Kinder um ein Weniges stiller und ernster ein offenes Grab umstanden. Das war Alles. Mit dem Kreuz auf dem Grabe schloß dies Dasein wie ein gewöhnliches. Was aber dies Leben überlebt ist das Epos seiner Liebe, und das gehört dem Dichter. Er hat es geschaffen, darum ist es sein eigenes. In den „Pages de la vingtième année" ist dies Epos vollendet, in welchem Alles was in einem „Lieben" Gefühl, Gedanke, Traum, Ahnung, Zweifel, Glaube, jauchzende Wonne und tiefstes Wehe ist sich zu einem, dies Alles umfassenden Bilde gestaltet. Ein Gemälde, reicher als die Welt, weil das Herz größer ist als diese.

Und wie die Liebe selbst ein unendlicher Kreislauf ist durch alle empfindenden Wesen, so geschieht es in diesem neuen „Epos" Lamartine's wie nach einem ewigen Naturgesetz, daß da wo die Liebe erblüht sie auch sterben muß. Das Plätzchen im weiten Erdenraume wo ihre Wiege stand umfängt auch ihren Sarkophag. In jener Hütte am See im Savoyerthal — mit drei Schritten mißt sie dein Fuß — beginnt und endet eine Weltgeschichte.

Es gibt einen Moment in der Geschichte Juliens und Raphael's, dieser beiden Wesen die unser Epos bilden, einen den nur ein höchstes Lieben begreift, der uns wie mit Blitzesstrahl das innerste Geheimniß ihrer Liebe enthüllt. Es ist der Augenblick wo sie sich, nachdem das Geschick sie auf eine kurze Zeit getrennt, in Paris wiederfinden, wo sie, versunken im gegenseitigen lang entbehrten Anschauen, jenen stillen Cultus der Liebe feiern, jenen seligen Quietismus, dessen schweigendes Entzücken mit Nichts verglichen werden kann als nur mit dem Versinken der „gottgefangenen" Seele in die Gottheit. Ein Beten also der Seelen zueinander, und in diesem Gebet wird uns das Geheimniß kund:

Ils s'adorent, mais il y a *un fantôme de mort* entre eux, et en s'enivrant des regards l'un de l'autre, *il ne se serreront jamais dans leurs bras.*

Dies Phantom des Todes, klar und deutlich ausgesprochen, heißt: die Schwindsucht.

Die Aerzte haben einen Ausdruck für die wunderbare Verwandelung die sich im Antlitz eines Menschen zuträgt der bald sterben wird. Sie nennen Dies das Hippokratische Gesicht. Wenn der Todeskampf an den Kranken nun bald herantritt alsdann zeigt sich dies untrügliche Zeichen der nahen Auflösung.

Aber es gibt auch eine Krankheit die in dem jugendlichen Leibe des Menschen geheimnißvoll sitzt, und nagt wie der Wurm in der Knospe. Ihr Wesen ist nicht das der gewöhnlichen Krankheiten. Wenn diese nur Störungen des menschlichen Organismus sind, so ist sie schon der verhüllte Fortschritt seiner Vernichtung. Wenn andere Krankheiten nur erst die Möglichkeit des Sterbens sind, so ist diese der Proceß des Sterbens selbst, wie er leise, aber unaufhaltsam im Lebendigen sich vollbringt. Es ist der Tod selbst der hier im Leben wandelt, aber so schauerlich leise, daß er lange von dem Leben selbst in dem er haust nicht gefühlt wird. Daß der Tod, wenn er so als stiller mörderischer Gast ein Lebendiges bewohnen will, sich die schönste Lebensblüte als Haus erwählt, Dies ist seine Poesie. Darum

breitet ſich über dieſe ſchwindſüchtigen Geſtalten ein ſo eigener bewältigender Jugendreiz, weil das Sterben nicht blos etwas Natürliches, weil es auch etwas Geiſtiges iſt. Der Tod der in dieſem Leibe wandelt adelt und verklärt, ja er durchſeelt und durchgeiſtet ihn; er leiht dieſer ſchon gebrochenen Hülle den wahrhaften Ausdruck idealer Schönheit.

Dieſen eigenen Ausdruck den wir auf dem Antlitz eines ſchönen ſchwindſüchtigen Weibes leſen nennen wir ihr Hippokratiſches Geſicht; was dieſen Ausdruck hervorruft iſt jener durch die Schönheit ſelbſt verhüllte Kampf der Jugend mit dem Tode, der in dem Individuum vorgeht, deſſen Leben ein ewiges Ringen mit dem Tode iſt. So lautlos geſchieht dieſer Kampf, daß ihn die Natur kaum verräth; ideell aber iſt er längſt entſchieden, denn dieſer ſchöne Leib *muß* ſterben. Jeder Pulsſchlag dieſes Lebens iſt ein gewiſſer Sieg des Todes. Der Arzt allerdings drückt dieſen gewiſſen Triumph der Todesmacht über das ſchöne jugendliche Leben einfacher und praktiſcher aus dadurch, daß er achſelzuckend bekennt: die Schwindſucht iſt doch unheilbar.

Wir haben hier in gedrängten Zügen eine Metaphyſik der Schwindſucht gegeben. Wir mußten es, weil eben die Todesweihe durch dieſe unheilbare Krankheit es iſt die Juliens Weſen beſtimmt. Dieſe Krankheit, deren Daſein ſie in ſich empfindet, deren Natur für ihren hellen, freien, muthigen Geiſt längſt zur Studie geworden, deren Ausgang ihr klar und gewiß iſt, ihr verdankt Julie dieſe Leidenſchaftlichkeit des Pathos, die, ſo vom furchtloſen muthvollen Denken durchgeiſtet, einzig und unvergleichlich iſt. Der Hauch der baldigen Vernichtung ſpielt über dies Antlitz, das Hippokratiſche Geſicht; aber in der zarten, nur dem geweihten Organ entdeckbaren Geſtalt des Schmetterlingsſtaubes! Wie unter dieſem die Farbenpracht des Schmetterlingsflügels ſich entfaltet, ſo unter dieſem Hauch des Todesengels die Schönheit eines Angeſichts, auf welchem, dem Verhängniß zum Trotz, die Hoheit eines heitern, welt- und todbezwingenden Gedankens thront. Julie iſt ganz Empfindung, aber ſie iſt auch ganz Gedanke. Gleich den Flügeln der Pſyche wird ihr Geiſt immer leichter, lichter und freier, je näher ihrem Leibe der Tod tritt, deſſen leiſes aber ſicheres Kommen ſie in jedem heißen Pulsſchlag ihres Daſeins empfindet. Il y a un fantôme de mort entre eux....

Ehe Julie Raphael gefunden, war ihr Daſein Nichts als ein Warten auf ihre Liebe. Nun ſie ihn gefunden, hat ihr Leben nur dieſe einzige Bedeutung, es geht auf in ihrer Liebe. Aber Julie fühlt den rauſchenden nahen Fittig des Todesengels; ſie fühlt, daß für ſie die ganze Seligkeit, deren Fülle die Natur in ein begabtes Weib gelegt, ſich zuſammendrängen muß in dieſen Minuten, daß ſie geizen muß mit dieſen Minuten, um der nahenden Todesgeſtalt von der Spanne Zeit die ihrem Daſein zugemeſſen noch abzuringen was möglich iſt. Ihr lichter Geiſt, der über den Höhen des Lebens ſchwebt, erkennt, daß nur er ſelbſt dieſen kurzen Sieg dem Tode abliſten kann. Die ſchon zerbrechende Hülle vermag nur er noch zuſammenzuhalten, wenn er ihre Reinheit bewahrt in ſtandhafter Hoheit. *Geiſtig* nur darf dies kurze Daſein mit dem überflutenden Inhalt jener Wonne genoſſen werden, damit es ſich um das Zehntheil einer Spanne verlängere. Nur indem ſie ſich abklärt von aller Sinnlichkeit wird dieſe Liebe einen kurzen Frühling beſtehen.

Julie iſt es, nicht Raphael, die dieſe Nothwendigkeit gleich beim erſten Begegnen, das über Beider Daſein entſcheidet, ausſpricht. Mit dieſer Rede, die ſie an Raphael richtet, iſt die Metaphyſik ihrer Liebe ausgeſprochen, die zarteſte Schöpfung eines zartempfindenden Geiſtes:

Ich habe es dir geſagt, vielmehr ich habe es dir nicht geſagt, meine ganze Seele hat es im lauten Aufſchrei dir zugerufen: Ich liebe dich mit meiner ganzen Inbrunſt, mit all meinem Träumen, mit aller Haſt eines unfruchtbaren Daſeins von 28 Jahren, das verfloſſen iſt im Anſchauen ohne Erblicken, im Suchen ohne Finden Deſſen was meiner harrenden Seele eine innere Weiſſagung verkündete, wovon du die Erfüllung biſt. Aber ach, ich erkannte und liebte dich *zu ſpät*, wenn du die Liebe ſo begreifſt wie insgemein die Menſchen ſie begreifen, wie du ſelbſt ſie zu begreifen ſchienſt in jenem leichtſinnigen Wort das du ausſprachſt. Höre mich, Raphael, und faſſe mich ganz: ich bin die Deine, ich weihe und gebe mich dir, ich gehöre dir wie ich mir ſelbſt gehöre, und ich darf Dies geſtehen ohne dem Gatten ein Recht zu rauben der mir nur Vater iſt, der in mir nie mehr erblicken wollte als eine Tochter. Nichts, Nichts in der Welt hindert mich dir ganz zu gehören; ich behalte auch Nichts zurück von meinem Selbſt, außer was du ſelbſt mich zu behalten heißeſt. Erſtaune nicht über dieſe Sprache, es iſt nicht die der europäiſchen Frauen (Julie iſt Creolin, in Virginien geboren), ſie lieben ja nur ſchwach, wie ſie nur ſchwach geliebt werden; ſie würden fürchten das Verlangen zu erſticken das ſie einflößen, wenn ſie ein Geheimniß geſtehen das man ihnen entreißen ſoll. Ich gleiche dieſen Frauen nicht, weder nach dem Vaterlande, noch nach dem Herzen, noch nach der Erziehung. Erzogen — ſo muß ich es nennen — von einem Gatten der Denker iſt, in einer Umgebung freier, von Dogma und Satzung entfeſſelter Geiſter, theile ich nicht die frommen Vorurtheile, die geiſtigen Schwächen, die kleinlichen Bedenken der gewöhnlichen Frauen, die ihre Stirn noch vor andern Richtern beugen als vor dem allein gültigen Richtſtuhl ihres Gewiſſens. Ihre kindiſche Gottheit iſt nicht die meine. Ich glaube nur an den unſichtbaren Gott, der ſein Symbol in die Natur geſchrieben, ſein Geſetz in unſere Triebe, ſein Sittenbuch in unſere Vernunft. Die Vernunft, die Empfindung und das Gewiſſen ſind meine alleinigen Offenbarungen. Von dieſen drei Orakeln meines Daſeins verbietet mir keins dir zu gehören; meine ganze Seele würde mich in deine Arme ſtürzen, wenn du nur um dieſen Preis glücklich ſein könnteſt. Aber ſollen wir dein Glück und das meine an einen flüchtigen Rauſch knüpfen, wenn der Genuß den die Entſagung unſern Seelen gewährt ein tauſendfach höherer iſt als die Befriedigung je unſern Sinnen gewähren kann? Werden wir nicht inniger an die Lauterkeit und Ewigkeit unſerer Liebe glauben, wenn wir ſie auf die lichten Höhen des reinen Gedankens erheben, dort hinauf, wohin kein Wandel und kein Tod dringt, als wenn wir ſie hinabdrücken in die verworfene Natur gemeiner Regungen, damit ſie hier ſich erniedrige und entweihe in unwürdigen Freuden? Und dann, Raphael — fuhr ſie fort nach kurzem bedeutungsvollen Schweigen, und ihre Wange röthete ſich wie von naher Feuerglut —, wenn du je in einem Augenblicke des Unglaubens und Wahnſinns dieſen Beweis meiner Liebe foderteſt, wiſſe dann, daß mit ihm nicht meine Würde allein, auch mein Daſein dir als

Dolch fällt; wiſſe, daß dann meine Seele ausathmen würde in einem einzigen Seufzer, daß, wenn du meiner Liebe die Unſchuld raubſt, du mir zugleich mein Leben nimmſt, daß du in dem Wahne dein höchſtes Glück zu umarmen nur einen Schatten beſitzen und den Tod umfangen würdeſt.

Seit dieſem Bekenntniß Juliens iſt für ihr Lieben die höchſte Geſtalt ſeiner irdiſchen Verklärung gefunden. Der Dichter nennt es eine „Transfiguration". Man kann es auch nicht anders nennen. Das Verhältniß welches nun beginnt läßt ſich ſchlechterdings nur durch jene Myſtik begreifen die wunderbarerweiſe ebenſo ſehr die höchſte Lebensform des Gedankens wie der Empfindung iſt. Die tiefſten Denker haben dieſe Myſtik in ihren unſterblichen Werken ausgedrückt, und die tiefſten Herzen haben ſie einfach geahnt und empfunden. Julie und Raphael ſagen ſich: „Nous ne sommes pas deux! nous sommes un seul être sous deux natures, qui nous trompent."

Dieſe Weſen, dieſe Herzen, dieſe Seelen, dieſe Geiſter, nennen wir es wie wir wollen — wo es ſich um die ganze Unendlichkeit des Menſchſeins handelt, iſt der Name gleichgültig —, ſind in ewig ungetrennter Nähe. Es gibt für ihr Berühren weder Raum noch Zeit, überhaupt keine Schranke der Endlichkeit. Was Gefühl, Gedanke, Zweifel, Glaube, Ahnung iſt in dem Einen, iſt Widerſchein von dieſem All im Andern. Nichts was Menſchengemüther bewegt bleibt ihnen unoffenbart, Nichts unverſtanden. In die Sprache des Genuſſes übertragen iſt der Zuſtand beider Seelen „ein ewiges Ueberfluten von Glück, ein Erfülltſein von «dir» allein, ein Friede, ein Schlummer, deſſen Traum du biſt". In den Ausdruck des Geiſtes überſetzt iſt dies Berühren ein ewig ununterbrochenes Erzeugen unvergänglicher Ideen die zu Gefühlen, in den Ausdruck des Herzens: ewiger Gefühle die zu Gedanken werden. Selbſt zur Transfiguration der Gottheit reicht die Allgewalt dieſes Verhältniſſes aus; denn Julie, der die Natur das Talent verſagte zum poſitiven Glauben, deren Genie nur den Naturgott faſſen kann, ſie bekennt es in jener heilig verſchwiegenen Stunde in dem Park von St.-Cloud, ſie bekennt es im freudigſten Aufblitz ihrer Lebenspulſe: „Raphael, es iſt ein Gott! — Und wer hat es dir heute offenbart, heute eher als in jeder andern Stunde deines Daſeins? — Die Liebe, ſprach ſie, indem ſie die feuchten dunkeln Sterne ihrer Augen zum Himmel erhob, ja, die Liebe, deren Ströme ich heute in meinem Herzen fluten fühle mit nieempfundenem Entzücken, mit aller Fülle überſchwenglich-befruchtender Seligkeit; die Liebe, deren tiefſten Frieden ich erſt heute empfinde. Raphael, es muß mehr als eine Gottheit, es muß ein Gott ſein; ein Liebesquell, gegen deſſen ewige Unverſiegbarkeit unſere Liebe nur ein matter Tropfen iſt!"

(Der Beſchluß folgt.)

Autographenwuth der Chineſen.

Das „Journal des débats" veröffentlicht einen Aufſatz über die ſeltſame Autographenwuth der Chineſen, welche weit Alles was Europa an dergleichen Liebhabereien aufzuweiſen hinter ſich zurückläßt. Wir theilen unſern Leſern einige höchſt intereſſante Bruchſtücke über den eigenthümlichen Cultus mit den die Bewohner des Himmliſchen Reichs mit den literariſchen Reliquien ihrer Notabilitäten treiben.

„Der Chineſe, welcher in der Kunſt durch Zeichen zum Geiſte zu ſprechen etwas Göttliches erblickt, hat vor jedem Geſchriebenen eine außerordentliche Ehrfurcht, und wie ein Europäer eher Geld als ein Stück Brot zum Fenſter hinauswerfen würde (!), ſo läßt der Chineſe kein Stückchen beſchriebenen Papiers verderben. Es kann daher nicht fehlen, daß bei einem Volke deſſen Religion in der Anbetung ihrer Altvordern beſteht der ſchriftliche Nachlaß dieſer Götter als ein unmittelbarer Ausfluß ihrer Perſönlichkeit wie etwas Heiliges betrachtet wird. Je ſeltener, berühmter und tugendhafter der Autor dann iſt, um ſo koſtbarer iſt ſeine Handſchrift. Einen großen Antheil an dieſer Verehrung des Geſchriebenen trägt die Schreibkunſt an ſich. Sie war anfänglich, als die andern Völker mit dem Worte Autograph kaum einen Begriff verbanden, mehr eine Hieroglyphenſchrift. Thiernamen wurden meiſt durch ihre Zeichnung ausgedrückt, wie in unſern Wappenbildern. Vermochte nun ein Kalligraph ſeine Schreiberei recht zierlich anzufertigen, ſo wurden ſeine Schriften als Facſimiles auf Stein und Bronze nachgemacht und vervielfältigt. Einen außerordentlichen Aufſchwung erhielt dieſe Literatur durch die Erfindung des Papiers und die Verdrängung des Stahlgriffels durch den Pinſel. Bald hörte man auf ſich genau an die Formen und die Aehnlichkeit des Gegenſtandes zu halten, und es genügte zarte Behandlung bei ſcharfen Umriſſen um in den Ruf eines geſchickten Pinſels zu kommen, d. h. ſo viel als eines großen Gelehrten. Denn im Himmliſchen Reiche iſt das Schönſchreiben nicht blos eine Kunſt, ſondern eine Wiſſenſchaft. Wer daher Mitglied der Akademie zu Peking werden will, den examinirt der Kaiſer in eigener Perſon, wie viel Striche und wie zierlich der Aſpirant ſie fertigt. Ein Han-lin, d. h. Akademiker, gilt dann ſtets für einen Studirten, einen Schriftſteller und Schönſchreiber zugleich.

Die Chineſen ſind in ihre Schreiberei ſo verliebt, daß ſie die Gewohnheit haben das Innere der öffentlichen Gebäude mit mehr oder minder rieſenhaften Buchſtaben auszuſchmücken, die ſich wegen ihrer Eleganz in einer gewiſſen Entfernung gar nicht übel ausnehmen. So iſt der berühmte Palaſt des Mandarinen Panſetchen, eine Meile von Kanton, in welchem alle jene Tractate mit dem Vicekönig Ki-In, dem Oheim des regierenden Kaiſers, geſchloſſen worden ſind, mit dergleichen Charakteren von der Hand der berühmteſten Schreibkünſtler ausgeſchmückt. Ebenſo beſteht der einzige Schmuck des großen Tempels des Konfutſe in Peking in ſolchen Inſchriften, welche von der Hand der ſeit 2000 Jahren regierenden Kaiſer herrühren. Von Konfutſe ſelbſt beſitzt man keine Handſchrift, obwol es dergleichen noch von 200 Jahren früher (alſo von 700 v. Chr.) gibt. Die Verehrung des Konfutſe iſt übrigens ſo groß, daß trotz aller Stürme und Umwälzungen im ganzen Reiche niemals ein Tempel der ihm geweiht war verletzt worden iſt, und während in Europa jeder Sieger ſeine Bahn mit den Trümmern der beſiegten Städte bezeichnete, hat man in China nie von einer Entweihung des großen Philoſophen gehört; eher vergriff man ſich an den Buddha'ſchen Pagoden des indiſchen Gottes Fo.

Die angeborene Ehrfurcht der Chineſen für ihre Herrſcher macht deren Autographen unſchätzbar; dazu kommt, daß die mit rother Tinte, dem kaiſerlichen Schreibmaterial, geſchriebenen Befehle am Schluſſe jedes Jahrs wieder ins Archiv eingeliefert werden müſſen; unfehlbare Abſetzung würde den Beamten treffen der ein ſolches Manuſcript abhanden kommen ließe. Daher kommt es, daß ein paar Worte des Kaiſers Kang-hi, eines Zeitgenoſſen Ludwig's XIV., welcher beim Lever ſeinen Höflingen auf ihr Befragen nach ſeinem Befinden mit rother Tinte die Antwort ſchrieb: «Se. Majeſtät befinden ſich wohl», mit 1000 Fr. bezahlt wurden. Ein Manuſcript wie

ich es besitze, und welches ein Liebesgedicht des Kaisers Sieu-Tsoung enthält, ist in den Augen eines Chinesen unschätzbar. Der Reiche wie der Aermste breitet mit Stolz seine Autographenschätze aus, und das höchste Ziel Beider ist ein oder zwei Worte welche ein Kaiser an einen Vornehmen, einen Beamten oder Künstler als Ermunterung gerichtet hat zu besitzen. Da es aber nicht Jedermanns Gabe ist große Briefe zu schreiben, so begnügt man sich mit einigen Worten auf dem Fächer. Dieser Fächer ist ein integrirender Theil des Chinesen; es mag kalt oder warm sein, regnen oder schneien, immer muß der Fächer dabei sein. Und welche süße Rache gewährt es nicht, wenn man gern einen Feind ärgern möchte, und gleichsam ganz absichtslos den Fächer öffnet, und ihm einige Worte sehen läßt die irgend ein Großer des Reichs ganz besonders darauf geschrieben hat, sodaß der Andere vor Neid bersten möchte.

Es ist natürlich, daß es auch nicht an Fälschungen solcher Autographen fehlt, und unzählige Facsimiles müssen dem Armen den Mangel der Originale ersetzen. Diese Nachdrücke sind bei der Geduld der Chinesen so geschickt gemacht, daß ein geübtes Auge dazu gehört um sich nicht anführen zu lassen. Wie weit ihre Kunst geht möge folgendes Beispiel lehren. Als die Tataren die Dynastie der Ming stürzten war der Vicekönig von Kanton, Tschen, seinem frühern Souverain treu geblieben; sobald er daher seinem neuen Herrscher in die Hände fiel wurde er verurtheilt lebendig zersägt zu werden. Sein Heroismus mitten unter den fürchterlichsten Qualen machte ihn so populair, daß der neue Kaiser es für gerathen fand seine Hinrichtung zu desavouiren, ihn unter die Heiligen zu versetzen, und eine Pagode in Kanton zu errichten. Ein Autograph von ihm war daher außerordentlich gesucht. Ein Mitglied unserer Gesandtschaft besaß vier derselben, und hatte sie an die Wand gehängt, als eines Tags ein chinesischer Künstler sie erblickte, und unter dem inständigsten Flehen ihn bat, er möge sie auf einen Tag zur Hochzeit seines Sohnes ihm leihen. Wirklich brachte er sie nach dem Feste zurück; allein es waren Abschriften, aber so geschickt, daß der Eigenthümer sie nicht erkannt hätte, wenn er sich nicht gewisse Zeichen an den Originalen gemacht hätte. Auf das Bitten des seltsamen Autographensammlers zeigte er den Betrug nicht an; denn er würde die Bastonade nicht ausgehalten haben. Das Verfahren bei dergleichen Nachdrücken ist folgendes: Das Autograph wird auf einen polirten Stein aufgeleimt, und dann werden genau die Schriftzüge eingegraben; der Stein wird dann mit einem tintegetränkten Pinsel gebürstet und beliebig viele Abdrücke gemacht, die sich durch außerordentliche Schärfe und Genauigkeit auszeichnen. Das Autograph geht durch dieses Verfahren freilich verloren, allein der Chinese wird durch die Vervielfältigung hinlänglich entschädigt. Auf diese Weise hat man ganze Werke welche die Handschriften aller Notabilitäten einer Periode enthalten, so z. B. die der Dynastie Tang im 7. und 8. Jahrhundert, und die der Dynastie Soung. Das seltsamste Werk ist das eines gewissen Tschanpao, welcher sämmtliche schöne Aussichten und Autographen die er auf einer Reise durch China fand auf seine Kosten lithographiren ließ, was ihm fast 40,000 spanische Piaster kostete. In Ermangelung von Papier müssen Gold, Bambus, Holz, Porzellan und selbst die Theetassen herhalten.

Die gesuchtesten und ältesten Autographen sind die des Wan-hi-sche, eines berühmten Richters, der gegen das Ende des 3. Jahrhunderts lebte; sie sind von solcher unnachahmlichen Eigenthümlichkeit, daß der Kenner sofort ihre Echtheit erkennt. Er war indeß so sparsam mit seiner Handschrift, daß es immer einer Kriegslist bedurfte um ihm welche zu entlocken, und dazu mußte meist ein guter Gänsebraten, den er sehr liebte, dienen. Gegenwärtig wird ein Manuscript von ihm mit 400—800 Taëls bezahlt (à 8 Fr.). Wie bei uns der Maler seine Gemälde, der Zeichner seine Zeichnung, so gibt der Chinese wenn er Jemand recht hoch ehren will seine Handschrift als Geschenk. So überreichte der kaiserliche Commissair Ki in Macao dem französischen Gesandten bei der ersten Zusammenkunft einige Fächer, ungefähr 25 Centimes werth, um welche aber die Begleiter Ki's die glücklichen Fremdlinge beneideten, weil Seine Hoheit einige Worte darauf geschrieben hatten. Als ganz vorzügliches Geschenk ließ der Oheim des Kaisers dem Chef der Gesandtschaft einen Bogen von drei Meter überreichen, auf den er mit eigener Hand wie einen ungeheuern Kometen ein einziges Zeichen gemalt hatte, Cheu, d. h. langes Leben. Als Antwort mußte Hr. v. Ferrière-Le-Vayer, einer der geistreichsten Diplomaten und erster Gesandtschaftssecretair, gleichfalls schreiben. Als die kaiserlichen Commissaire dem König von Frankreich Geschenke schickten, war das werthvollste darunter eine vollständige Sammlung Facsimiles von den Handschriften sämmtlicher Kaiser seit der Dynastie Han." 31.

Bibliographie.

Apelt, E. F., Johann Keppler's astronomische Weltansicht. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bolzano, B., Was ist Philosophie? Aus dessen handschriftlichem Nachlaß. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.

Gedichte von Emil **. Wien. Gr. 16. 24 Ngr.

Lamartine, A. v., Geschichte der französischen Revolution von 1848. Aus dem Französischen von A. Reclam. 1ster Band. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Macaulay, T. B., Die Geschichte Englands seit dem Regierungsantritte Jakobs II. Uebersetzt von F. Bülau. 2ter Band. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 Thlr.

Oesterreichs Walhalla. Wien. Gr. 16. 10 Ngr.

Portraits und Scenen aus dem J. 1848. Zwei Bände. Mit R. Blum's Bildniß in Stahlstich. Mannheim, Götz. 8. 22½ Ngr.

Schmitt, K., Dichtungen. Marburg, Elwert. Gr. 12. 10 Ngr.

Wilkinson, G. B., Repeal. Die Beschwerden Irlands gegen England. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Bemerkungen über die jetzt vorkommenden Eingriffe in die Eigenthumsrechte. Nebst Anhang, die Paulskirchen-Verfassung betreffend. Dresden, Naumann. Gr. 8. 4 Ngr.

Coßmann, F., Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Coblenz, Bädeker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Demokratie. Für das Volk bearbeitet von einem wahrhaften Volksfreunde. Colberg, Post. Br. 8. 2½ Ngr.

Gedanken am Grabe unseres Freundes Friedrich Koch. Erfurt, Körner. Gr. 8. 1½ Ngr.

Hlubek, F. X., Europa's Staaten, ihre Grundkräfte, Schulden und Civillisten. Prag, Calve. Gr. 8. 7½ Ngr.

Holzendorff-Bietmannsdorf, Politische Erinnerungen. Berlin. Gr. 8. 6 Ngr.

Klagelied eines von Erfurt abziehenden aufgelöst'ten Deputirten. Erfurt, Körner. Gr. 8. 1 Ngr.

Marées, A. v., Zur Verfassungsurkunde für das Königreich Preussen vom 5. Decbr. 1848. Coblenz, Bädeker. Gr. 8. 8 Ngr.

Prozeß des Generals Ramorino. Aus dem Italienischen übersetzt. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 11 Ngr.

Reineck, K. E., Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel. Berlin, Mai. Gr. 8. 6 Ngr.

Sparfeld, E., Das Buch von Robert Blum. Ein Denkmal seines Lebens und Wirkens. Eingeführt durch F. Rauch. Leipzig, Matthes. 8. 12 Ngr.

Allerhöchste Stylpreben. Schwerin, Kürschner. 8. 5 Ngr.

Ueber die Arbeiterfrage in Bayern aus Anlaß der Preisfrage des Königs. München. Gr. 8. 6 Ngr.

Ziegler, J., Die Sammlungen für den heiligen Vater. Eine Predigt am zweiten Sonntage nach Ostern. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 200. —— 21. Auguſt 1849.

Alphonſe de Lamartine.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 199.)

Wir müſſen in Raphael's eigener Sprache vernehmen wie ſein Geiſt, ſein Empfinden das „verzehrende Glück" dieſer kurzen, aber höchſten Liebe durchlebt:

Cet amour prenait, pour se traduire, toutes les formes infinies, par lesquelles Dieu a permis à l'âme de se communiquer à l'âme, à travers la barrière transparente des sens. Depuis le regard qui contient le plus de nous-mêmes dans un rayon presque immatériel, jusqu'aux paupières fermées qui semblent recueillir en nous l'image reçue, pour l'empêcher de s'évaporer, depuis la langueur jusqu'au délire, depuis le soupir jusqu'au cri, depuis le long silence jusqu'à ces paroles intarissables, qui coulent des lèvres sans pause et sans fin, qui coupent l'haleine, qui lassent la langue qu'on prononce sans les entendre soi-même, et qui n'ont au fond d'autre signification, que celle d'un effort impuissant pour dire et pour redire ce qui ne peut jamais être assez dit.

Nous avions souvent parlé ainsi des heures entières à demi-voix, le coude sur la petite table, le visage près du visage, les deux regards presque confondus, sans nous apercevoir que l'entretien avait duré plus que la durée d'une respiration: tout étonnées que les minutes eussent couru aussi vite que nos paroles et que l'horloge sonnât l'heure inexorable de nous séparer.

Aber auch die Stunde ihrer ewigen Trennung — wenn die Ewigkeit es vermag ſolch eine Liebe zu vernichten die der Geiſt ſelbſt iſt — ſollte bald ſchlagen. Dieſe Tage des Entzückens ſind für Beide auch Stunden des ununterbrochenen Todeskampfes. „Solche Freuden", ruft Raphael einmal aus, „ſind nicht mehr Glück, es ſind Martern des Herzens und Todesſtrafen der Liebe."

Als der Herbſt naht müſſen die Liebenden ſich auf eine kurze Zeit trennen. Die Miſere der äußern Verhältniſſe ruft Raphael in die Heimat. Aber in dem ſchönen Thal von Aix wollen die gebrochenen Hüllen beide ſich wiederfinden (dort, in jenem ſtillen Hauſe, wo ſie ſich zuerſt erblickten), beide, denn auch in Raphael iſt jene Todeskrankheit entſtanden, und breitet ſchon ihre dunkeln Schwingen aus. Das „verzehrende Glück" dieſes ewigen Berührens Beider hat das ſchreckliche Uebel gleichſam magnetiſch hinübergeleitet auch in ſeinen Körper, und auch in dieſem Begegniß zeigt ſich klar, daß dieſe Zwei nicht zwei, daß ſie nur ein Weſen in zwei Naturen ſind, die ſich täuſchen.

O wie traurige, tragiſche Züge bezeichnen doch dieſen Ausgang der Geſchichte! Die Mutterliebe, bangend für das kranke Leben des Sohnes, bringt ihm ein letztes rührendes Opfer, und nur durch dies heilig-rührende Opfer werden ihm die äußern Mittel gewährt zur Herſtellung ſeiner Geſundheit. Raphael kommt an im ſchönen Thale von Aix. Sein ganzes Weſen iſt Erwartung, geſpannte Sehnſucht nach Julien, die bald, bald kommen ſoll.

Aber in Julien hat inzwiſchen die Todeskrankheit ihr letztes Stadium erreicht, jene tückiſche, geheimnißvolle, entſcheidende, aber doch ſo poetiſche Kriſis, wo der Organismus des Lebens, ganz vergiftet ſchon vom tödtlichen Wurm, noch einmal wieder aufzublühen, friſche Kraft und Jugend und Lebensheitere auszuſtrahlen ſcheint, wie man einen Abgrund mit Blumen deckt. So ließ Raphael ſie in Paris zurück, er ſelbſt hoffnungsſelig. Aber Julie ſchaut klar, ſie wußte, daß es auf dieſe Trennung kein Wiederſehen gibt. Ihre verheißenden, liebeglühenden Zeilen die ſie dem harrenden Freunde aus der Ferne ſendet müſſen ihn nur täuſchen, damit ſein Leben geſchont werde.

An einem Abend — der weite See ruht in feierlicher Dämmerung, droben am Himmel funkeln ſchon deſſen ewige Lichter — weilt Raphael träumeriſch erwartend an jener Stelle, in jener einſamen Hütte die, jetzt von Menſchen verlaſſen, nur Nachtgevögel bewohnt, wo er Julie zuerſt gefunden. Da tönt vom See fern und näher Ruderſchlag. Der Fiſcher iſt's, der Raphael die Briefe überbringt die an ihn aus Paris kommen; nein, es iſt das Verhängniß ſelbſt, das uns in ſchrecklich entſcheidenden Augenblicken oft in der ruhigen Geſtalt gleichgültiger Menſchen erſcheint.

Dies Paquet ... dieſe Briefe, es ſind die letzten, heiligſten, unausſprechlichen Seufzer, es iſt der Schwanengeſang einer ganz unvergleichlichen Seele.

Julie hat vollendet.

Seien Sie Mann — ſo ſchreibt der Arzt der ihr Verhältniß kannte —, faſſen Sie ſich in den Willen Deſſen deſſen Wege nicht die unſerigen ſind. Erwarten Sie Niemand mehr! Suchen Sie nicht mehr auf Erden ein Weſen das dem Himmel gehört, und dort nun wieder aufgenommen iſt.

Der Verklärten letzte Blätter, die der Vernichtete in ſeinen zitternden Händen hält, es ſind flehende Bitten,

daß ihr Raphael die Täuschung die sie ihm bereiten mußte verzeihen soll, daß er sich fasse und lebe für seine Mutter. Nur den letzten lispelnden Hauch dieser ausathmenden Seele lasset uns vernehmen:

Raphael, Raphael, wo bist du? Noch fühle ich so viel Kraft um aus meinem Bett zu steigen. Ich habe der Frau die mich wartet gesagt, daß ich allein zu ruhen wünsche. Ich habe mich beim Schein der Lampe aus dem Bett geschleppt, von Ruhepunkt zu Ruhepunkt, bis nach meinem Schreibtisch... aber ich sehe Nichts mehr ... meine Augen schwimmen in Nacht ... ich sehe nur schwarze Flecken auf dem Papier ... Raphael, ich kann nicht mehr schreiben ... O nur noch dies Wort: Lebe wohl, Raphael!

So endet dies Epos. So lange aber Seelen empfinden, himmlische Geister in schönen Hüllen ihren irdischen Wohnsitz aufschlagen, so lange die wahre Heimat der Dichtung das Menschenherz ist, werden diese Gestalten unsterblich, wird diese Sprache heilig sein.

Dem Dichter aber, in dessen schöpferischem Geiste die Gestalten alle: Graziella, Julie, Raphael, aufgehen; dem Dichter, der in diesen Werken, die wir in unsern Artikeln deutschem Bewußtsein näher gebracht, sich, gerade in dem schönsten Augenblicke, in dem wo er auf den Höhen der Zeit, vielleicht der noch unaufgeschlossenen Zukunft steht, so innig in die Offenbarungen des Menschenherzens vertiefte, wird deutscher Dank am lebendigsten erblühen, wenn seine Bücher zu symbolischen des Credos deutscher Herzen werden.*) 36.

Aus Skandinavien.

1. Die zwei Baronessen. Von H. C. Andersen. Vier Bände. Leipzig, Lorck. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Gesammelte Märchen von H. C. Andersen. Mit 112 Illustrationen nach Originalzeichnungen von S. Pedersen. In Holz geschnitten von E. Kretzschmar. Leipzig, Lorck. 1849. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Schwedische Volkssagen und Märchen. Nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt und herausgegeben von Gunnar Olof Hyltén Cavallius und George Stephens. Mit Varianten und kritischen Anmerkungen. Deutsch von Karl Oberleitner. Wien, Haas. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Zwei Zeitalter. Novelle vom Verfasser der Erzählung: „Eine Alltagsgeschichte." Dänisch herausgegeben von Johann Ludwig Heiberg. Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Frankfurt a. M., Brönner. 1848. 12. 24 Ngr.

An J...: J....

Wir haben wieder Waffenstillstand, und so böse wir auch Beide darüber waren als er geschlossen wurde, so wollen wir ihn doch, denke ich, wenigstens insoweit gelten lassen und zu benutzen suchen, daß wir einmal wieder ein paar von unsern alten dänischen Freunden zu uns einladen, und uns von ihnen einige ihrer uns immer so behaglich anwehenden Geschichten und Märchen erzählen lassen. Kommt es doch auch im alltäglichen Leben oft genug vor, daß sich Nachbarn über demselben Grenzzaun dessen wegen sie vor Gericht miteinander im Streite liegen, im Austausch alter Jugenderinnerungen oder interessanter Tagesneuigkeiten freundlich die Hand reichen, und so wird es denn auch zwei nachbarlichen Völkern erlaubt sein, trotz ihrem noch unausgekämpften Haß, einmal in traulicher Hingebung der alten Freundschaft und Wechselbeziehung zu gedenken. Wundere dich daher nicht, wenn ich dir heute lauter Kämpen aus dem feindlichen Lager schicke, und dir zumuthe dich bei einer Tasse Thee von ihnen unterhalten zu lassen. Du kannst Dies um so unbedenklicher, je delicater sie selbst die böse Streitfrage zwischen uns und ihnen zu vermeiden suchen, und wie eine gute Einquartierung die unangenehme Wirkung ihrer politischen Farbe durch den anziehenden Charakter ihrer Persönlichkeit vergessen machen.

Den ersten derselben brauche ich dir nicht zu empfehlen. Es ist Andersen, den wir ja schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren kennen, und trotz allen seinen Fehlern und Schwächen liebgewonnen haben. Du wirst ihn wenig oder gar nicht verändert finden. Er ist noch immer der harmlose, gemüthliche Erzähler, in dem man sogleich das geborene Dichtergemüth, das wildaufgewachsene Naturkind und den in liebenswürdiger Weise mit sich selbst coquettirenden Autodidakten wiedererkennt. Wie du weißt, daß beinahe alle seine frühern Romane fast nur maskirte Selbstbiographien sind, und daß er namentlich im „Improvisator" nur sein eigenes romantisches Jugendleben in römischem Faschingsputz zum Besten gibt: so wirst du ihn auch in seiner diesmaligen Erzählung sehr bald als den eigentlichen Kern und Mittelpunkt herausfühlen, und dich nach kurzem Lesen überzeugen, daß das Ganze wieder auf eine interessante Selbstbespiegelung, auf eine kaleidoskopische Zusammenstellung von Erfahrungen und Anschauungen aus seinem eigenen Leben hinausläuft. Auf ein wohlgegliedertes und organisch verarbeitetes Kunstwerk darfst du daher auch in „Die zwei Baronessen" nicht rechnen, ja auch nicht einmal auf einen jener Romane die, ohne gerade den höhern ästhetischen Anfoderungen zu entsprechen, doch wenigstens die Ansprüche die man an die sogenannte Unterhaltungsliteratur zu machen pflegt in höherm Grade befriedigen. Der erste Band des Romans zwar erweckt dazu die besten Hoffnungen. Du wirst denselben mit ebenso viel Interesse an Dem was er selbst bietet als mit gespannter Erwartung Dessen was sich daraus entfalten werde lesen, und namentlich die Expositien, wenn auch gerade nicht neu, doch sehr romantisch, lebendig und von einem Walter Scott'schen Hauche durchdrungen finden. Auch die Persönlichkeiten, drei junge Edelleute mit ihrem „Manuducteur", einem jungen Theologen, ein armer verkannter Kammerjunker, in dem sich ein musikalisches Genie durcharbeitet, und vorzugsweise „die alte Baronesse", eine aus den niedern Ständen hervorgegangene, mit vielen Wunderlichkeiten ausgestattete Dame, werden sich einer lebendigen Theilnahme zu erfreuen haben. Aber diesem glücklichen, wohlangelegten Eingange entsprechen die drei übrigen Bände nicht. Während sich dort noch Alles von innen heraus entfaltet, und mehr oder minder den Charakter einer vollkommenern organischen Bildung trägt, finden wir hier nur noch eine lose, fast unorganische, nur durch einen schwachen Faden zusammengehaltene Aneinanderreihung einzelner Gebilde, und es macht somit das Ganze fast einen Eindruck wie die Meerfrauen der nordischen Märchen, die, während sie oben ein verführisches Menschenantlitz zur Schau tragen, unten in einen zwar noch glänzenden und buntschillernden, aber doch Nichts weniger als die angeregten Erwartungen befriedigenden Fischleib und Fischschwanz auslaufen. Dies wird dir, indem du dabei an das Horazische:

ut turpiter atrum
Desinat in piscem mulier formosa superne —

denken mußt, wie ein absolutes Verdammungsurtheil klingen; so schlimm ist es jedoch nicht gemeint. Du weißt ja, daß wir Modernen überhaupt in Betreff phantastischer und heteregener Zusammenstellungen ein gut Theil mehr ertragen können als die Alten, und kraft unsers christlich-germanischen, mehr dem Innern als dem Aeußern zugewandten Geschmacks gern einmal über Ungehörigkeiten der Form hinwegsehen, sofern uns nur aus dem Inhalt ein guter und wohlthuender Geist entgegen-

*) Ueber Lamartine's neueste Schrift: „La révolution de 1848" wird ein anderer Mitarbeiter d. Bl. binnen kurzem berichten.
D. Red

nicht. Und Dies ist, was man auch sonst daran aussetzen kann, in unsern „Die zwei Baronessen" von Anfang bis zu Ende der Fall, und so darf ich dir versprechen, daß du auch die drei letzten Bände nicht ohne Genuß und Befriedigung lesen, und namentlich an einzelnen Partien, z. B. an der Schilderung der Halligen, an den Schicksalen eines der Jenny Deans nacheifernden jungen Mädchens in Kopenhagen u. s. w., eine gute Unterhaltung finden wirst, und zwar um so mehr, als man an ihnen zugleich psychologische Studien über die Persönlichkeit des Dichters machen und überall Blicke in sein reichhaltiges und bewegtes Leben werfen kann. Ueber die Geschichte selbst füge ich Nichts weiter hinzu, um dir nicht die Spannung zu verderben. Wünschest du aber, ehe du dich auf die ganze Mahlzeit einlassen magst, vorher einen sogenannten Kostebissen zu haben, so kann ich dir nichts Besseres als die Schilderung der folgenden Ballscene empfehlen, die als ein ziemlich scharf umrahmtes Bildchen auch außer dem Zusammenhange recht wohl gewissen werden kann.

„Wir sind", erzählt der Dichter S. 86, „auf einem Ball, einem großen Hofball. Wie ein Tag bei klarem Sonnenschein ist's bei dieser prächtigen Beleuchtung; kein Blumenbeet ist reicher an bunten Farben als diese große Versammlung von rothen Uniformen mit Sternen und Ritterkreuzen, die Toiletten der Damen sind so geschmackvoll, so verschieden, und gerade die Toiletten sind's die die Admiralin mustert, und über die sie sich mit einer ältern Dame unterhält, deren goldener Turban wie ein Cassarol aussieht, und deren Kleid von feuerfarbenem Atlas eben nicht den besten Geschmack verräth. Die Musik ist ausgezeichnet, sie bringt selbst die Beine der alten Excellenzen in eine träumerische Tanzbewegung. Lakaien wandern wie Karyatiden mit Erfrischungen zwischen den dichten Gruppen umher. In einer Fenstervertiefung steht Klara, schöner vielleicht als je. Sie trägt ein weißes, durchsichtiges Kleid, das in vollen, luftigen Falten herabrollt, als sei es aus Aether gewebt und in Schnee gefärbt. Kleine Bouquets von Veilchen mit Moos scheinen darüber hingestreut zu sein. Ihr Gesicht, ihre Arme, ihre ganze Gestalt ist wie durchsichtig. Ein Ausdruck von Glückseligkeit ruht auf diesem jugendlich frischen, wunderschönen Gesicht; ein Lächeln das mehr Zauber enthält als alle Musik, alle Poesie; nie früher war sie so schön, nie lächelte sie so glückselig. Sie unterhält sich mit einem der Prinzen, der sie zum Tanz führt. Frederik steht nicht weit davon im blausammetnen Hoffrack mit großen diamantenen Knöpfen; er sieht ihr glückseliges Lächeln, er ist böse auf sie ohne sich selbst davon Rechenschaft ablegen zu können warum. Sie begegnen sich im Tanz, und werden wieder getrennt. Gerade in diesem Augenblicke tritt Holger ein. Klara hat ihm den dritten Tanz versprochen, und doch ist er der Letzte der kommt; aber man muß die Ursache davon wissen. Holger ward gestern Kammerjunker. Der Schneider hat Tag und Nacht an der Uniform genäht, das Unmögliche möglich gemacht, ihn zum Balle fertig geliefert, aber erst vor einer halben Stunde gebracht. Der rothe, goldgestickte Frack sitzt ausgezeichnet, die weißen kasimirenen Beinkleider sind wie ein Theil des Körpers, Holger ist auffallend hübsch. Er weiß Dies selbst. Es ist die erste Uniform die er trägt, es ist der erste Titel den er erhalten hat, außer dem angeborenen Baronstitel, und Klara hat ihn schon entdeckt, ihm schon zugelächelt; wie viel jugendlicher Muth, wie viel Glück kann doch einem Herzen zufließen!"

„Graf Frederik dagegen sieht auf einmal ganz unzufrieden aus. Der Ball langweilt ihn, Klara's Lächeln ist ihm zuwider, und nicht einen Tanz hat sie für ihn. «Schon vor 14 Tagen war ich auf alle engagirt!» hat sie ihm mit einem Lächeln gesagt von dem er in seiner bittern Stimmung meint, daß es leichtsinnig sei, und nun tanzt sie mit Holger! Das ist ein hübsches Paar, und man bemerkt sie. Bei Beiden macht sich gewissermaßen das Gefühl geltend: uns gehört die Welt! Alle die Uebrigen figuriren nur um uns! Ist es Klara's Lächeln, ist es die Tanzmusik, oder ist es die Uniform die so vortrefflich sitzt, oder vielleicht alle drei, welche solche Wirkung hervorbringen? In diesem Augenblicke wird es Holger deutlicher als je zuvor, daß er Klara liebt, daß er es ihr sagen muß, daß er so mit ihr durchs ganze Leben tanzen möchte — es gibt keine Sorgen, keine Krankheit, keinen Tod!"

„Man geht zur Tafel, der Champagner schäumt. Holger ist glücklich wie ein Gott, redselig, lächelnd, und während er wieder mit Klara in den Ballsaal tritt, ist ein Beschluß gefaßt; ehe der Ball zu Ende muß sie seine Gefühle kennen, wissen daß er sie liebt, daß sie seine erste heftige Liebe ist. Er hat den Muth, er hat den Willen, Das muß man sagen; in diesem Augenblicke schläft Hermann ruhig zu Hause, in demselben Augenblicke sinnt Frederik darüber nach, ob er Klara morgen Mittag bei der großen Schlittenpartie nach Bellevue fahren soll oder nicht. Tanzmelodien sind für den Verstimmten schwere Wogen, die seine Laune noch mehr zum Wrak machen, aber den Lebensfrohen heben sie nur noch mehr empor. Klara hatte ganz und gar Hermann's hübsche, geniale Bilder vergessen, ebenso Frederik's lebendige Schilderungen seiner Seereise, auf die sie früher mit so großem Entzücken lauschte. Holger ist der beste Tänzer von Allen, der Aufmerksamste, der Liebenswürdigste. In dem Tanz der nun kommt soll inclinirt werden. Mit dem ganzen Ausdruck eines Glücklichen steht er vor Klara, sein Blut und seine Gedanken sind wie Champagner, er verneigt sich tief mit einem heitern Lächeln, richtet sich dann einen ganzen Zoll mehr in die Höhe als gewöhnlich, und dann — herrscht denn hier ein Zauber? Man sollte es glauben! Sind die Menschen von einem unsichtbaren Geist begleitet, einem guten oder einem bösen? Indem Holger sich emporrichtet, geht plötzlich eine Art von Verwandlung mit ihm vor, sein Gesicht wird blutroth, seine Bewegung ist mit einem mal gezwungen; seine Worte, seine Rede sind nicht mehr so ungebunden, es ist etwas ganz Bedeutendes vorgegangen, seine Gedanken sind getheilt zwischen Klara und — ja es würde allzu schrecklich klingen jetzt plötzlich das Wort auszusprechen. Die geringsten Ursachen haben oft die bedeutendsten Folgen. Holger bewegt sich nicht mehr wie zuvor, er gibt sogar ganz verkehrte Antworten. In dieser Nacht hält er nicht um sie an. Klara existirt noch für Frederik, für Hermann, für Den von dem Niemand weiß. Mitten in dem höchsten Moment des Entzückens, mitten in der kecken Offenbarung der Liebe — doch mehr als Einer ist wol schon in derselben Lage gewesen und kennt diese Qual, bei welcher der Mensch seine ganze moralische Würde verlieren kann, und die hat Holger verloren, die jugendliche Heiterkeit, das Bewußtsein seines neuen Titels und seiner schön sitzenden Uniform. Klara betrachtet ihn mit einem ängstlichen Blick, bei ihr steigt der Gedanke, der ungerechte Verdacht auf, es sei der Wein, er habe zu viel getrunken! Und der Nimbus der ihn umgab ist verschwunden, sie weiß nicht welches Unrecht sie ihm thut; ihre Gesprächigkeit hört auf, sie sucht unwillkürlich Graf Frederik, ihre Augen begegnen den seinigen, es ist ihr als ob er lache, als ob er ihre Lage begreife; es wird wieder inclinirt, und sie wählt Frederik. Holger verschwindet einen Augenblick hinter den Gardinen, kommt dann wieder zum Vorschein, aber er ist nicht mehr wie zuvor. Und das Ganze ist die unglücklichste aber unschuldigste Situation auf einem Ball, wenn man inclinirt, ja im Ernst inclinirt. Es ist die schrecklichste Prosa der Wirklichkeit die ihn überwältigt hat. Wenn Einer hingerichtet werden soll, da sagt man! «Er soll seinen Knopf verlieren», d. h. den Kopf verlieren, und Holger hat einen Knopf verloren und dadurch den Kopf. Von den engen Kasimirbeinkleidern ist der eine Hosenträgerknopf gesprungen — nun ist's gesagt, nun begreift man das plötzliche Erröthen, das Gezwungene in seiner Haltung, seine Zerstreuung, die verkehrten Antworten. Mit dem Knopf fielen Muth und Glück und Klara's Entzücken! Klara wählte Frederik, und diese Beiden fuhren am nächsten Tage zusammen nach Bellevue."

Ich schließe diesem Romane zunächst eine Sammlung der

Andersen'schen Märchen an, die sich dir, abgesehen von ihrem Inhalte, schon durch ihre elegante Ausstattung und namentlich durch ihre wohlgelungenen Illustrationen nach Originalzeichnungen von Pedersen empfehlen wird. Der Inhalt verdient diese Ausstattung, obschon ich dir bekennen muß, daß ich von der unbedingten Begeisterung mit welcher Andere das Lob dieser Märchen verkündet haben nicht erfüllt bin. Wenn z. B. ein englisches Urtheil über Andersen lautet: in allen seinen Märchen wehe ein zarter Sinn für Menschliches, und eine verschwenderische Phantasie bilde ihre Atmosphäre, jedes Blatt derselben biete Stoff zum Nachdenken, und jede Zeile bringe Sonnenschein ins Herz; seine Gewalt in dieser Beziehung streife ans Wunderbare; er schiebe seine besten Stellen nie in den Vordergrund, gehe nie auf Umwegen, sondern stets geraden Wegs zum Ziele, mache möglichst wenig Worte und nehme die möglichst kürzeste Wendung; dabei sei so viel Verstand in seiner Kürze, so viel Klugheit und Güte, und in seinen einfachsten Sätzen lägen lange Hintergedanken verborgen; er schreibe zierlich und heiter, erläutere was er sagen wolle durch so seltsame Bilder, daß man sich immer versucht fühle von neuem anzufangen, um aufs neue das Vergnügen zu haben die Räthsel zu lösen; und nur wenige Märchen vertrügen so wie die seinigen das Wiederlesen, denn bei ihm werde man immer von neuem interessirt: so liegt darin zwar viel Wahres, aber ich kann es dennoch nicht ohne Weiteres unterschreiben, weil neben den Lichtseiten nicht auch die Schattenseiten erwähnt sind, an denen es denn doch keineswegs fehlt. Ich bin überzeugt, auch du wirst dieselben bald entdecken. Du wirst bald finden, daß sie keineswegs so genial entworfen sind als sie auf den ersten Blick aussehen, sondern daß sie vielmehr ihre Entstehung und ihre Entwickelung einer gewissen verständigen Berechnung verdanken, welche nur durch die Naivetät des Ausdrucks einigermaßen übertüncht wird. Sehr viele derselben sind sich in ihrer Anlage und Fortführung durchaus gleich, und erscheinen fast wie nach einer Schablone gearbeitet. Der Dichter nimmt irgend einen beliebigen Gegenstand, einen Tannenbaum, einen Zinnsoldaten, einen Kreisel, eine alte Straßenlaterne, eine Stopfnadel oder dergleichen, personificirt denselben, läßt ihn dann eine Reihe Schicksale erleben, die gerade dem in Rede stehenden Gegenstande gewöhnlich zu begegnen pflegen, und knüpft daran gewisse allgemeine moralische Sätze, die zwar dem Ganzen einen tiefern Sinn und eine nachhaltigere Wirkung geben, aber häufig auch nicht wenig dazu beitragen die ganze Zusammenstellung als gemacht erscheinen zu lassen, und so das bekannte Goethe'sche Wort: „Man fühlt die Absicht und man ist verstimmt!" zu bewahrheiten. Wie die Construction des Ganzen so sind denn auch die einzelnen Züge und Entwickelungsmomente Nichts weniger als durchaus befriedigend. Denn neben sehr Sinnigem und der Idee Angemessenem findet sich auch manches Willkürliche und Widersprechende, und wenngleich ich mit Tieck gern zugeben will, daß im Reiche des Phantasus auch die „liebe Albernheit" ihre Rolle spielen muß, so will es mir doch scheinen als ob ihr Andersen in seinen Märchen neben der alten Hofmeisterin Moral eine gar zu bedeutende Rolle eingeräumt habe.

Aber wie Dem auch sein mag, spannst du nach dem vorangegangenen Ruf deine Erwartungen nicht gar zu hoch, und hütest du dich zu viel der Märchen auf einmal zu lesen, so kann dir trotzdem aus der vorliegenden Sammlung mancher Genuß erwachsen, wenn auch schwerlich ein solcher wie ihn dir vor mehren Jahren desselben Dichters „Bilderbuch ohne Bilder" gewährt hat.

Bist du nun einmal bei den Märchen eines Dänen, so verschmähe es nicht noch einen kleinen Sprung nach Schweden hinüber zu thun, und dich mit einer Sammlung schwedischer Volkssagen und Märchen bekannt zu machen. Es hat dieselbe zwar einen mehr wissenschaftlichen Charakter, sie bildet als solche ein Seitenstück zu Asbjörnsen und Moe's Sammlung der norwegischen Märchen, sowie überhaupt einen werthvollen Beitrag zu den sorgfältigen Forschungen und Bemühungen die eine nicht unbedeutende Reihe namhafter Gelehrten und Dilettanten diesem unmittelbar im Volke wurzelnden Literaturzweige seit längerer Zeit gewidmet hat, und sie erhält mithin neben den Andersen'schen Märchen, welche der Kunst ihr Dasein verdanken und eine rein ästhetische Tendenz haben, eigentlich eine etwas fremdartige Stellung. Aber da ich weiß, welch Interesse du in Uebereinstimmung mit dem seit mehren Jahren herrschenden Geschmack gerade den Ergebnissen dieser Forschungen entgegengebracht hast, und da auch wirklich in ihnen wie in den wildwachsenden Wald- und Wiesenblumen ein gewisser geheimer Reiz und Zauber liegt, den man in den gehegtesten und gepflegtesten Topf- und Treibhausgewächsen der Kunstgärtner vergeblich sucht, so nehme ich trotzdem keinen Anstand sie dir in dieser Verbindung mit zu empfehlen, und dir neben dem wissenschaftlichen auch einen guten ästhetischen Genuß zu versprechen. Allerdings wirst du in ihnen nichts durchaus Neues, vielmehr nur Varianten der in unendlich viel Spielarten über die ganze Erde verbreiteten und bei allen Völkern wiederkehrenden Sagen entdecken; aber gerade dies Wiederfinden des längst Bekannten in der Fremde und das Aufsuchen der Abweichungen im Uebereinstimmenden gewährt eben einen ganz eigenthümlichen Reiz, indem sich gewissermaßen die Süßigkeiten des Alten und Neuen, des Heimischen und Ausländischen zu einem Doppeleffect vereinigen. Hast du Lust dir diesen Genuß noch zu vervielfachen, so geben dir dazu die zahlreichen Varianten und Anmerkungen die beste Gelegenheit, indem du durch dieselben an die verwandten Märchen der übrigen Völker bis zu den Persern und Indern erinnert wirst.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Empfehlenswerth für Broschüren.

„Ein Correspondent", sagt das „Athenaeum", „äußert uns den Wunsch, daß alle im Druck erscheinende Broschüren datirt werden möchten. Broschüren sind ein Theil des wichtigsten historischen Zeitmaterials. Sie selbst Eintagsfliegen, bemetschen sie mit seltener Treue die Stimmung dieses Tags, enthalten aber in der Regel Nichts von den Zuständen des vorhergegangenen oder des nächstfolgenden Monats. Gleich den Zeitungen, denen sie mit Ausnahme der Periodicität allenthalben ähneln, gehören sie meist einem einzigen Momente an. Ihre richtige Chronologie ist ein wesentliches Erforderniß ihrer Geltung. Eine Sammlung undatirter Broschüren hat wie ein Bündel undatirter Banknoten wenig oder keinen Werth. Die Sturmesteile der Ereignisse gibt davon neuerlich schlagendes Zeugniß. Nehmen wir an, ein ungeordneter Haufe Broschüren des vorigen Jahres, ohne anderes Datum als 1848, kommt in die Hände eines Macaulay des 22. Jahrhunderts. Er enthält tausendfache Schilderungen des Zustandes von Europa, seiner mit jedem Tage veränderten Lage. Weil ihm aber Ordnung und genaue Zeitangabe fehlt, sinkt der anscheinende historische Reichthum zum Maculaturwerthe herab. Eine Zeitung ohne Nennung des Tags gilt nach ihrem Erscheinen so viel wie Nichts; ein datirtes Pamphlet ist eine geschichtliche Urkunde. Aber nicht blos Rücksicht für den künftigen Leser macht die Neuerung wünschenswerth; auch für den gegenwärtigen ist sie Bedürfniß. Monat auf Monat sehen wir Broschüren als eben erschienen angekündigt, deren Interesse und Wahrheit von dem Tage bedingt werden an welchem sie erschienen sind. Unser Correspondent erwähnt einen Fall dieser Art, eine Broschüre über den dermaligen Zustand von Italien, welche neu heißt und die Jahreszahl 1849 trägt, aber so alt ist wie Chamberlayne's oft wiederabgedrucktes Buch „The *present state* of Great Britain", das zuerst 1668 erschien. Warum mit dem Jahre bezeichnen was nur einen Tag bezeichnet? Uebrigens zählt Dies zu den Handelskniffen welche den Handel um den Ruf der Ehrlichkeit bringen." A.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 201. — 22. Auguſt 1849.

Wenzel Meſſenhauſer.

Ein Lebensbild.

Es war an demſelben Tage wo die Nationalverſammlung zu Frankfurt den Beſchluß faßte, daß Diejenigen welche ſich an der Hinrichtung Robert Blum's betheiligt hätten zur ſtrengen Rechenſchaft gezogen werden ſollen; es war an demſelben Tage wo ein Schrei der Entrüſtung über das gefallene Wien, über die Grauſamkeit der Kroaten, über alle die gefallenen Opfer einer heilloſen Politik durch das ganze deutſche Land ging, wo die Hände ſich krampfhaft ballten, und der Zorn die Thräne im Auge zerdrückte, die ſich im Schmerz über all den Jammer, über all den Spott und Hohn den man mit einem Volke trieb, hineingeſchlichen hatte: es war am ſelben Tage wo ein neues Opfer der Windiſch-Grätz'ſchen Grauſamkeit fiel; es war am 16. Nov. 1848, wo Wenzel Meſſenhauſer, Obercommandant der geſammten wiener Nationalgarde, ſtandrechtlich erſchoſſen wurde, in Gnaden erſchoſſen, und nicht mit dem Strange aufgehängt! In dieſe zwei Worte drängt ſich das ganze ſchauerliche Gemälde einer düſtern Zeit, die viele edle Opfer verſchlungen, deren Blut noch ungeſühnt um Rache zum Himmel ſchreit! Begnadigt mit Pulver und Blei! ein Loſungswort das die Rache wenn ſie naht nicht vergeſſen wird. Es war alſo am 16. Nov. Morgens ½9 Uhr, als zum Schottenthore hinaus ein Wagen rollte unter ſtarker militairiſcher Bedeckung; eine kühle, feuchte Morgenluft wehte durch die wüſten Straßen Wiens; die Herbſtnebel wallten wie ſcheue Geſpenſter eines verlorenen Glücks um die Zinnen des Stephansthurms; nur hier und da ſchlüpfte ein Mann heimlich, leiſe und ſcheu um die Ecken der Straße, als fürchte er Mördern in die Hände zu fallen; es war Alles ſtill und ſtumm, denn das Schwert der Rache hing über der armen Stadt; der Würgengel klopfte an die Pforten der friedlichen Wohnung, nur die Kerkerthüren raſſelten, und das Schwert der Kroaten klirrte; denn Fürſt Windiſch-Grätz war in Wien! Der Wagen hielt und herausſtieg Wenzel Meſſenhauſer; die Jäger in dem Stadtgraben luden die Gewehre, die Kugel rollte in den Lauf, die Hähne krachten! Doch nicht raſch und freudig konnte der Mann in den Tod gehen, eine barbariſche Procedur, die ganz das verknöcherte Weſen der wiener Zuſtände bezeichnete, wurde erſt vorgenommen. Ein Profos trat vor und ſagte nach herkömmlicher Weiſe zu dem executirenden Oberſt: „Herr Oberſt, ich bitte um Gnade für den armen Sünder!" „Nein!" lautete die Antwort. „Herr Oberſt, ich bitte um Gnade für den armen Sünder!" wiederholte der Profoß und „Nein" lautete die Antwort. Zum dritten male ruft der Profoß: „Herr Oberſt, bei Gott und der Allbarmherzigkeit, ich bitte um Gnade für den armen Sünder!" Darauf ſagte der Oberſt: „Bei den Menſchen iſt keine Gnade, bei Gott allein iſt Gnade!" Jawol, bei Fürſt Windiſch-Grätz gab es keine Gnade. Meſſenhauſer blieb ruhig; er ſtarb todesmuthig wie ein Soldat, und freiheitstrunken wie ein Dichter. Mit unverbundenen Augen, den Blick auf die Flintenläufe gerichtet, commandirte er den Jägern ſelbſt die eigene Todesbotſchaft: „Feuer!" Die Schüſſe fielen, dumpf rollte der Widerhall nach den Bergen, die Geiſter der Hölle lachten laut, und der Genius der Freiheit und der Menſchlichkeit floh entſetzt bei dieſem Anblicke. Seht her, da lag der Mann der Freiheit in ſeinem Blute, das Antlitz bleich, das Auge gebrochen, das fahle Gras der Wieſe röthete ſich von ſeinem Blute, es war deutſches Land was die edlen Tropfen tränkten, es war deutſches Blut das hier floß. Wolan! die Saat iſt geſäet, wehe wenn ſie zur Ernte reift! Als das Blut den Sand färbte, da verloſch ein ſchönes, reines, reichbegabtes Dichterleben, und nahm einen Theil ſeiner friſchen Ideale, deren Verwirklichung es auf Erden wol vergebens gehofft und erſtrebt, in das Jenſeits.

In welche Bahnen iſt ſeit jener Zeit die deutſche Bewegung gerathen! Oeſtreich der Auflöſung nahe, die Nationalverſammlung zu Frankfurt verödet, ausgewandert, aufgelöſt, Belagerungszuſtände, Bürgerkriege, Erbitterung und verbiſſener Grimm allerorts; es müßte ein Zuſtand ſein der an Verzweiflung grenzte, wenn all das Blut und alle die Opfer vergeblich wären die ſeit dem März vorigen Jahres gefallen ſind, und wenn das deutſche Volk nicht zu einer wahren Einheit und Kraft, nicht zur Freiheit gelangen könnte. Windiſch-Grätz hat bereits den Vorgeſchmack ſeines Lohns, er iſt verabſchiedet von einem Hofe dem er treulich diente,

gehaßt und verachtet von einem Volke dessen edelste Gefühle er mit Füßen trat; er irrt landesflüchtig umher, denn im deutschen Lande öffnet sich keine Ruhestätte für ihn! Wie anders für Messenhauser! Das Volk wird sein Andenken bewahren, als eines Märtyrers der im Kampfe für die Freiheit fiel!

Wenzel Messenhauser wurde zu Preßnitz in Mähren geboren, er war 35 Jahre alt als er starb. Sein Vater war, wie die Mittheilung in der Vorrede des von Messenhauser hinterlassenen Romans*) uns sagt, der wir folgen werden, erst Offizier, dann Verwaltungsbeamter. Als Sohn eines Militairs hatte Messenhauser die Anwartschaft auf eine Stelle in der Wiener-neustädter Militairakademie; hier bildete er sich von seinem 12. bis zum 18. Jahre für seinen Lebensberuf, und trat mit glänzenden Zeugnissen entlassen als Fähndrich in das Regiment Hoch- und Deutschmeister, dessen Werbbezirk Wien ist. Schon damals begegneten wir, sagt jene Mittheilung, seinem Namen in wiener Zeitschriften und Taschenbüchern unter Novellen und Gedichten, die die Aufmerksamkeit erregten durch ihre warme, lebensvolle Darstellung, wohllautende Sprache, poetische Anklänge, und insbesondere durch einen Zug der Wehmuth, der sich oft in das Düstere, in den bittern Schmerz der Entsagung verlor. Vor zwei Jahren wurde Messenhauser mit seinem Regiment nach Galizien — Lemberg — versetzt. Dort entstanden seine „Polengräber", auf die wir zurückkommen werden, und von da unternahm er eine Reise nach Leipzig um literarische Verbindungen anzuknüpfen. Im März 1848 verließ er den Militairdienst um sich ganz dem Berufe als Schriftsteller zu widmen. Ungewiß bleibt, ob er bei seinem Austritt aus der Armee, wie gesagt wird, den Eid hatte ablegen müssen nie gegen östreichische Truppen zu fechten, welcher Umstand eben seine Verurtheilung zum Tode bestimmt haben soll; auch läßt sich bei den widersprechenden Zeitungsnachrichten kein sicheres Bild seiner Wirksamkeit in jenen Tagen, und von seinem Eintritte in die Akademische Legion bis zum Octoberaufstande, der ihn zum Obercommandanten der Nationalgarden berief, entwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Skandinavien.

(Beschluß aus Nr. 200.)

Damit du dich jedoch nicht allzu weit in die luftigen und nebelgestaltigen Regionen der Sagen- und Märchenwelt hineinverlierst, füge ich als ein viertes Product der skandinavischen Muse noch eine Novelle vom Verf. der „Alltagsgeschichte" bei, die dich der schriftstellerischen Firma des noch immer unbekannten Autors gemäß wieder in das Gebiet des wirklichen Lebens mit einem festen geschichtlichen Boden zurückführen wird. Ich lege sie dir nicht ohne Absicht zuletzt vor: denn einmal ist sie wirklich von Allem was ich dir heute sende das Beste, und ich darf also auf Grund der alten Erfahrung, daß der letzte Eindruck der bleibende ist, die Hoffnung hegen, daß du um ihretwillen auf meine ganze Sendung freundlich zurückblicken wirst; sodann aber durfte ich sie schon darum nicht voranstellen, weil sie sich denn doch von der Politik, diesem gefährlichen Strudel, der jetzt alles ihm Nahekommende in sich verschlingt, keineswegs ganz fern hält, und dir daher leicht die Lust und Empfänglichkeit für die drei unpolitischen Sendlinge von vornherein hätte verderben können. Es wird dich vielleicht befremden gerade vom Verf. der „Alltagsgeschichten" etwas Derartiges zu erhalten, da sich alle frühern Producte die uns von ihm bekannt geworden sind fast nur in der Sphäre des Privat- und Gemüthlebens bewegen, und bei allen sonstigen Vorzügen gerade eine feste historische Basis, einen allgemeinern und großartigern Hintergrund vermissen lassen, wie uns Dies namentlich, wie du dich erinnern wirst, bei der Lesung der sonst so interessanten Novellen „Een i Alle" und „Naer og Fiern" fühlbar wurde. Und wirklich geht der Verf., so viel mir bekannt, hiermit zum ersten mal über den engern Horizont seiner bisherigen Darstellungen hinaus, und macht damit nicht nur in seiner eigenen Entwickelung einen bemerkenswerthen Fortschritt, sondern bestrebt sich zugleich auch der Entfaltung des immer mehr vom Einzelnen und Privaten dem Allgemeinen und Oeffentlichen sich zuwendenden Zeitgeistes, wie es dem Dichter, der die große wie die kleine Welt in sich abspiegeln soll, gebührt, Rechnung zu tragen. Sehr bedeutend freilich treten die historisch-politischen Elemente auch in dieser Novelle noch nicht hervor; der Verf. macht gewissermaßen nur einen Anlauf darauf, und zieht sich nach einem kurzen Verweilen in dem neueroberten Gebiet fast ganz wieder in die ihm heimischen und gewohnten Sphären zurück. Mehr aber hatte er auch um sein Werk über den Gesichtskreis des Klein- und Stillebens zu erheben gar nicht nöthig, ja es wäre ein weiteres Hineinziehen großartiger Weltereignisse in den engen Rahmen seines Doppelbildes nicht einmal zweckmäßig gewesen, da sich das Große in dem Kleinen nur dann abspiegeln kann, wenn es demselben nicht allzu nahe tritt, und ihm seine welterschütternden Bewegungen nur so weit mittheilt, daß sie darin zwar leise fortzittern, nicht aber es gewaltsam aufrütteln oder ganz und gar zerstören. Der Verf. hat also hierbei einen richtigen Takt gezeigt, etwa wie Goethe in „Hermann und Dorothea", wenn er auch nicht wie dieser verstanden hat das Große mit dem Kleinen so geschickt zu verflechten und durcheinander zu weben, daß zwar überall der historische Hintergrund durch die idyllischen Hauptpartien durchschimmert, nirgend aber so überragend hervortritt, daß er den Blick für sich allein in Anspruch nähme. In einer eigentlich kunstvollen Anlage und planmäßigen Vertheilung des Stoffs besteht überhaupt nicht der Werth dieser Novelle. Schon die Zerlegung derselben in zwei nur sehr lockerzusammenhängende Hälften ist eine nicht sehr zur Einheit und Concentration beitragende Anordnung, und rechtfertigt sich um so weniger, als die zwei Zeitalter welche dem Titel gemäß darin geschildert und einander gegenübergestellt werden gar nicht so viel schlagende Vergleichungs- oder Differenzpunkte bieten, daß sie sich sofort dem Blicke als zwei sich gegenseitig fodernde und ergänzende Gegenstände darstellten.

Der erste Theil spielt nämlich in der „Revolutionszeit", der zweite in der „Jetztzeit", unter welcher letztern der Verf. etwa die mittlern Jahre des vorigen Jahrzehnds versteht. Läßt sich nun auch einerseits nicht leugnen, daß zwischen dem Charakter dieser und dem der neunziger Jahre Unterschiede in Masse sich auffinden lassen, namentlich solche die auf dem Gegensatze von Krieg und Frieden beruhen: so sind sie doch beide eigentlich von einer und derselben Weltanschauung erfüllt, und in beiden werden, wenn auch mit verschiedenen Mitteln und in verschiedenem Grade der Begeisterung, im Ganzen dieselben Tendenzen verfolgt; die Gegensätze aber die sich etwa im Privatleben darstellen sind zum Theil nicht einmal wirklich, son-

*) Der Rathsherr. Ein nationaler Roman von Wenzel Messenhauser. Mit einer Weihe der Erinnerung. Vier Bände. Leipzig, Wienbrack. 1849. 8. 5 Thlr.

dern beruhen auf jener durch alle Zeitalter sich wiederholenden Illusion und Selbsttäuschung, mit welcher die Alten geneigt sind in der Zeit ihrer Jugend allemal ein untergegangenes goldenes Zeitalter, in dem ihres Alters und des neu aufwachsenden Geschlechts dagegen die Zeit der Entsittlichung und des Verderbnisses zu erblicken. Der Verf. hat daher auch nicht vermocht in seinen „Zwei Zeitaltern" einen tiefern und schlagendern Gegensatz zur Anschauung zu bringen; ja auch sein Vorwort wird in dieser Hinsicht deinen Ansprüchen nicht genügen, wenn er darin sagt (S. 3): „Es ist schwer in Abrede zu stellen, daß in unsern Sitten und Ansichten sich eine große Veränderung in den letzten 50—60 Jahren ergeben hat, obgleich es andererseits den Anschein hat als ob sich doch fortwährend Dasselbe in veränderter Form wiederholte. So z. B. würde einer verheiratheten Frau die allgemein im Rufe stände mit Jemandem in einem vertrauten Verhältniß zu stehen deswegen in der bessern Gesellschaft jener Zeit keine schlechtere Aufnahme zu Theil werden, vorausgesetzt daß sie die Foderungen derselben sonst erfüllte, und folglich ein vollkommenes Decorum bewahrte; wogegen eine Frau welcher durchaus kein ähnliches Verhältniß zur Last zu legen wäre, die sich aber nicht scheute geringschätzig von ihrem Manne zu sprechen, oder mit jungen Herren von deren heimlichen Liebesabenteuern zu reden, von den gebildetern Gesellschaftskreisen, als für dieselbe nicht passend, ausgeschlossen worden wäre. Heutigestags findet nun so ziemlich das Gegentheil statt. Ferner: wenn ein Mann sich zu jener Zeit erlaubte in irgend einem Cirkel mit Damen keck, ja fast zweideutige Anspielungen in seine Rede einzumischen, so fand er leichtlich Verzeihung, ja sogar Beifall, wofern seine Aeußerungen nur in die epigrammatische Form des Witzes oder der Galanterie eingekleidet waren, wogegen ihn selbst diese Vorzüge heutzutage vor allgemeinem Mißfallen nicht sicherstellen würden. Hätte Einer sich aber vor einem halben Cirkum den rücksichtslosen, unbescheidenen und rohen Ton hervorzunehmen der jetzt als eine freie Anschauung des Lebens Eingang findet, als «aufgeklärte» Geringschätzung veralteter Formen, Nichts hätte ihn frei gemacht aus der guten Gesellschaft verwiesen zu werden, als ein Mensch der keine Erziehung genossen hätte. Ein Liebhaber vom vorigen Jahrhundert nahm nur wenig Rücksicht auf die äußern Verhältnisse, die er für untergeordnet der Alles überwiegenden Macht der Liebe ansah. In unsern Tagen wird ein Liebhaber dagegen die Macht der äußern Verhältnisse als überwiegend betrachten, und diesen seine Liebe untergeordnet sein lassen. Beide können sie auf diesen voneinander verschiedenen Wegen sich selber sowol als Der welche sie lieben das Leben für alle Zeit verderben, und nichtsdestoweniger können sie Beide von wahrer und inniger Liebe beseelt sein, ja selbst ritterliche Gesinnung besitzen. Die Macht dieses Zeitgeistes über die innersten Gefühle Einzelner, alle ihre Privatverhältnisse und ihre Ansichten von sich selbst und Andern, jener schneidende Gegensatz in dem dieselben menschlichen Leidenschaften, Tugenden und Schwächen in den verschiedenen Zeitläuften hervortreten, Das ist es was (wie es sich mir nach eigener und der Erfahrung Anderer dargestellt hat) zu schildern meine Absicht war!"

Nicht im Ganzen also suche den Werth der vorliegenden Novelle, sondern in der Schilderung der einzelnen Persönlichkeiten und der einzelnen Situationen, und vor Allem in der Entwickelung und Ausmalung der innern Gemüthszustände, sowie in der Reinheit und Schärfe mit welcher gewisse allgemeine sociale Zustände, namentlich im erotischen und ehelichen Leben, abgespiegelt werden. In diesem Betracht offenbart er wirklich eine Tiefe und Feinheit der Beobachtung die dich an Goethe erinnern wird, und wenn er diesem auch an sicherer und kernhafter Ausprägung der Gedanken und Empfindungen nicht nahe kommt, so hat er dagegen vor ihm eine gewisse zuthauliche Wärme und Hingebung voraus, durch welche wol vorzugsweise die Vermuthung unterstützt wird, daß wir es hier nicht mit einem Verfasser, sondern mit einer Verfasserin zu thun haben. Auch andere Eigenschaften dieser Novelle rechtfertigen diese Annahme, namentlich der Umstand, daß darin die weiblichen Seelenzustände mit überwiegender Vorliebe und mit einer Kenntniß die sich bis in die innersten Falten des Herzens erstreckt, und wol nur aus eigenen Erfahrungen und Selbstbeschauungen gewonnen sein kann, gezeichnet werden, während die Darstellung der männlichen Charaktere mehr von der Oberfläche geschöpft ist, und die meisten dieser Charaktere mehr als Beispiele von Kategorien als von wirklichen Individualitäten erscheinen; ein Mangel der am fühlbarsten bei der Schilderung des eigentlichen Helden, Charles Lusard, hervortritt, der wirklich innerhalb der Geschichte so gut wie gar Nichts thut wodurch die hingebende und ausharrende Liebe Klaudinens zu ihm genügend motivirt und seine Bedeutung als Centrum des Romans gerechtfertigt würde, sondern sich im Gegentheil als ein so ganz gewöhnlicher und obenein leichtsinniger Damenheld documentirt, daß wol nur eine Dame sich bei ihm befriedigen konnte.

Daneben aber enthält die Novelle wiederum Seiten und Partien die nur aus einer männlichen Anschauung hervorgegangen zu sein scheinen. Namentlich wirst du hierher die kühle, über den Gegensätzen schwebende Gegenständlichkeit und Ruhe rechnen mit welcher im Eingange der Novelle über die damaligen, uns auch jetzt noch bewegenden Tagesfragen, namentlich über das Heil und Unheil der Französischen Revolution, von verschiedenen, fast logisch geordneten Gesichtspunkten aus hin und her debattirt wird. Allerdings wirst du in Dem was hier über dies unzählige mal besprochene Thema gesagt wird gerade nichts Neues und Eigenthümliches finden; aber du wirst immerhin die verständige und richtige Erwägung anerkennen müssen welche im Endurtheil des Verfassers oder der Verfasserin liegt, wenn dasselbe ein Advocat als Vermittler zweier extremer Ansichten dahin ausspricht (S. 16): „Ich sehe die Französische Revolution für ein Gewitter an, das die trüben Dünste zerstreut hat welche die Jahrhunderte auf dem Horizonte des Menschenlebens gesammelt hatten. Ein furchtbares Gewitter wo es rast, aber wohlthätig in seinen Wirkungen; ein Blitz der so manche drückende Fessel brach; eine Umwälzung die nothwendig war zum Fortschritte des Menschengeschlechts, und folglich nicht das Werk von einigen einzelnen Menschen, sondern eine höhere Nothwendigkeit in des Schicksals, oder wenn es Ihnen so lieber ist, in den Händen der Vorsehung!" Und wenn weiterhin, als der Terrorismus der Masse unter Robespierre ein Act der „Gerechtigkeit" genannt wird, derselbe Advocat darauf erwidert (S. 17): „Gerechtigkeit? Auf diese Art üben auch die wilden Naturkräfte Gerechtigkeit, wenn sie Länder und Menschen schrecklich verderben. Sie sind willenlos, und Das ist eben der Pöbel auch; aber von dem vulkanischen Erdreiche geht ja zuweilen erneute Fruchtbarkeit aus, und somit hoffe ich auch, daß aus allem Dem noch vieles Gute für die Welt hervorgehen wird, und wir können ja bereits schon nicht leugnen, daß durch die Französische Revolution und die liberalen Grundsätze, die schon seit dem amerikanischen Krieg Eingang fanden in alle Länder der Civilisation, mehr als ein drückendes Kreuz von den Schultern des Menschengeschlechts gehoben ist."

Wie in diesen Urtheilen, aus denen gerade jetzt beide einander bekämpfende Parteien Etwas lernen könnten, so wirst du auch noch in manchen andern Zügen des Romans, namentlich in der Ironie welche sich durch den ganzen zweiten Theil der Novelle hindurchzieht, und in der Enthaltsamkeit welche durchweg in Anwendung der zu Einwirkungen auf Herz und Gemüth abzweckenden Mittel beobachtet ist, etwas der weiblichen Darstellungsweise Fremdartiges nicht verkennen, und du dürftest daher bei dem Doppelcharakter des Ganzen wol geneigt sein dich mit mir der schon von Mehren ausgesprochenen Vermuthung anzuschließen: daß die eigentliche Autorschaft dieser und der ihr vorangegangenen Novellen einer Frau, vielleicht Heiberg's Mutter, angehöre, daß sie aber in Rücksicht auf Gedankeninhalt und Stil nicht ohne männliche Einwirkung geblieben, ja vielleicht vor der Veröffentlichung ganz und gar

einer männlichen Ueberarbeitung unterworfen sind. Wie Dem aber auch sei, begrüße sie freundlich und mache dich rasch mit ihnen bekannt, bevor neue Ereignisse die Lust und Stimmung dazu verderben. 3.

Die „Vögel" des Aristophanes und die moderne social-radicale Republik.

Die „Vögel" des Aristophanes, wenn man nur sonst diese Komödie aus dem rechten Gesichtspunkte und namentlich dem unserer modernen Zustände betrachtet, müssen als die beißendste Satire auf die ebenso widersinnigen und haltlosen als unsittlichen und wahrhaft empörenden Versuche der rothen Republikaner, mit denen diese in toller Schwärmerei und mit großer Frechheit hervorgetreten sind, angesehen werden. Besonders gehört hierher Das was im dritten Acte, nach Wieland's Eintheilung und Uebersetzung, der Herold über die lächerliche Vogelsucht und Vögelnarrheit sagt, indem er zugleich Colonisten für das geträumte und ideale „Wolkenkukuksheim" ankündigt, die dafür und für dieses Vogelleben höchlich schwärmen, und darein vernarrt sind; Colonisten wie sie denn auch nachher bald ankommen, z. B. ein Vatermörder, der es besonders als schön und rühmlich anpreist, daß es bei den Vögeln erlaubt ist seinen Vater zu necken und zu beißen; oder der Sykophant voll Chicanen und Rabulistenkniffe, voll „Rechtsverdreherschelmenkunst" u. s. w. Jene Vogelsucht und Vögelnarrheit, jenes Vogelleben ist eben die moderne Demokratie und Demagogie, wie sie von unsern fahrenden Rittern und tollen Gesellen verstanden und geübt wird: Republik ohne Republikaner, und Demokratie ohne demokratische Tugenden, namentlich ohne Uneigennützigkeit und Bescheidenheit, ohne Ehrliebe aus der die Mannheit, und ohne Mannheit aus der die Freiheit geboren wird. In der Verschwörung der Vögel wider die Götter und Menschen, wie sie bei Aristophanes im vierten Acte und namentlich wider die Götter im Auftreten des Prometheus sich kundgibt, liegt ein tiefer Sinn im Vergleiche mit dem tollen und wirren Hirngespinnste der Demokratie im neuesten Stile, die es nicht besser treibt als jene Vögelverschwörung, während jeder unserer Demokraten sich wenigstens für einen — Prometheus hält. Und doch rächt der Prometheus in der Komödie des Aristophanes, wenn nicht die Götter, doch die Menschen an diesen Wolkenkukuksheimern, indem er fodert, daß Zeus dem vogelbeglückenden Peisthetär die Basileia, die Herrschaft, Königthum, zur Gemahlin gebe. Ein aufmerksamer Leser der „Vögel", der das Stück mit stetem Hinblick auf unsere Zeit liest, findet in dieser Beziehung weit mehr darin als der geistreiche Kritiker A. W. v. Schlegel in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" darin gefunden hat. 16.

Lesefrüchte.

Ein ehemaliges Gefangenenhaus in Rom.

Aus Rom wird der londoner Zeitung „Daily news" Folgendes geschrieben: „Das Gebäude von welchem ich sprechen will liegt nicht im gewöhnlichen Zuge der Fremden, sondern in einer Art cul de sac hinter St.-Peters. Es scheint sich dahin zurückgezogen zu haben um ungestört über seine Thaten erröthen oder im Verborgenen Gutes thun zu können. Aeußerlich fiel mir das Gepräge von Civilisation und Comfort auf welches ich an dem von Pius V. errichteten Baue wahrnahm; aber beim Eintritte enthüllte sich sein wahrer Charakter. Eine Reihe festvergitterter Gefängnisse bildet das Erdgeschoß eines viereckigen Hofs, und doch waren diese dunkeln, feuchten Löcher nur der erste Prüfungsaufenthalt frischer, in die eleusinischen Geheimnisse der Anstalt noch uneingeweihter Ankömmlinge. Ein Gang links bringt in einen kleinern Hof, wo eine dreifache Reihe engvergitterter Kerker von unten nach oben steigt, ungefähr wie ein Dreidecker, und an 60 Gefangenen Raum bietet. Wahrscheinlich sind diese verriegelten Käfige oft voll besetzt gewesen, da man im Rücken des Vierecks zu ebener Erde mit der Aussicht nach einem großen Garten eine anderweite Reihe aufgeführt. Alle diese zelligen Absperrungen haben starke, eingemauerte, eiserne Ringe, deren auch einige in der Mitte, tief in einen großen Stein eingelassen. Bei einfallendem Lichte wird eine Menge Hunderte von Jahren zurückdatirender Aufschriften leserlich, meist Unschuldsversicherungen. Der mich begleitende Beamte brachte mich zu Männern welche die untern Gewölbe ausgruben. Sie hatten eine tief hinabführende, mit altem Schutt verstopft gewesene Treppe abgeräumt, und waren zu einer Reihe Kerker unterhalb der Gewölbe vorgedrungen welche mich an die Dogengefängnisse unterm Kanal der Seufzerbrücke in Venedig erinnerten, nur daß jene beiweitem grausiger waren. In fünf einzelnen, ohne Symmetrie geordneten Nischen alten Mauerwerks erblickte ich fünf Gerippe, und die Ausräumung hatte eben erst begonnen. Die Einmauerung muß vor länger als anderthalb Jahrhundert erfolgt sein. Aus einem andern, mit Schädeln und Menschenknochen gefüllten Gewölbe erhob sich ein vier Fuß im Quadrat haltender Schacht senkrecht in den ersten Stock, und öffnete in einem Corridor unweit des Gerichtssaals, wo er zwischen diesem und mehren Beamtenzimmern mit einer Fallthüre bedeckt war. Daraus erräth sich seine Bestimmung. Auf dem Boden des Gewölbes lagen verfaulte animalische Stoffe, und als ich eine ausgeworfene Schaufelvoll untersuchte, fand ich eine lange Haarlocke. Das ist aber nicht Alles. Es gibt außerdem zwei große unterirdische, ich möchte sagen Kalköfen von der Gestalt eines Bienenkorbs voll Schichten verkalkter Knochen, die zugleich in unmittelbarer Nähe des gedachten Schachtes das Estrich zweier Räume zu ebener Erde bilden. Ich weiß nicht welchen Werth Sie einer Beschreibung beimessen werden die sich ungefähr wie ein Capitel von Frau Radcliffe ausnimmt. Hätte ich aber nicht das Zeugniß meiner eigenen Sinne, so würde ich derartige Erscheinungen in einem Gefängnisse der heiligen Hermandad für unglaublich gehalten haben, zumal das jahrelange Geschreibsel parteiischer Federn über diesen Gegenstand mir nachgerade zum Ekel geworden ist. Uebrigens hat man die Archive durchgesehen und eine Auswahl zur Veröffentlichung bestimmt. Die betreffenden Actenstücke sind vom höchsten Interesse, und reichen von Galilei bis in die neuere Zeit."

Brian Boroihme's Harfe.

„Es ist wohlbekannt", schreibt die irische „Tipperary free press", obwol wenige Leser d. Bl. durch die Präsumtion ihrer diesfallsigen Unwissenheit sich gekränkt fühlen dürften, „daß der große Monarch Brian Boroihme in der Schlacht bei Clontarf im Jahre des Herrn 1014 erschlagen wurde. Seine Harfe hinterließ er seinem Sohne Donagh. Nachdem aber Donagh seinen Bruder Teige ermordet und sein Neffe ihn entthront, ging er nach Rom und nahm die Krone, die Harfe und alle übrigen Regalien seines Vaters mit. Krone und Harfe kamen in den Vatican, und blieben hier bis Papst Clemens die Harfe an Heinrich VIII. schickte, die Krone jedoch, die von massivem Golde war, behielt. Heinrich VIII. schenkte die Harfe dem ersten Grafen von Clanricarde, und die Familie desselben bewahrte sie bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wo eine Dame aus dem Hause De Burgh sie einem Herrn M'Mahon von Glenagh in der Grafschaft Clare zubrachte, nach dessen Tode sie in den Besitz des Raths M'Namara zu Limerick überging. Im J. 1782 wurde sie einem William Conyngham zum Geschenk gemacht, welcher sie an das Trinity-College-Museum abgab, wo sie sich gegenwärtig befindet. Sie ist 32 Zoll hoch und gut gearbeitet, der Resonanzboden von Eichenholz, die Aerme von rothem Holz und die Spitze des obersten Arms zum Theil mit Silber beschlagen von getriebener Arbeit. Sie enthält einen großen in Silber gefaßten Krystall, unter welchem ein anderer jetzt verlorener Stein gesessen hat." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, Nr. 202. 23. August 1849.

Denkwürdigkeiten aus Meyer Meyerhauser.

(Fortsetzung aus Nr. 201.)

Die Art und Weise wie Meyerhauser auf dem Bundestage trat entnehmen wir aus einem eigenen Briefe vom 28. März 1848, den er an den Advocaten der „Abendzeitung", Z. B. Frankf. schickt, und den hieher in seiner Fassung abdrucken lieh, weil dieß denselben eben ebenfalls sagt, weil er nicht allein in äußern Verhältnissen uns genau angibt, sondern auch uns einen Blick in die Ansichten und Auffassungsweise seines Mannes zu thun vergönnt:

„Mein Herr Doctor und geehrter Freund!

Ich bin gestern um 12 Uhr Mittags von Lemberg in Wien angekommen. Ich befand mich in dem ersten Orte von einem Bataillon der Nationalgarde. Wir empfingen am 17. März in den Nachrichten von den glorreichen Ereignissen in der Hauptstadt des Kaiserthums. Jede Brust schwoll hoch auf in stolzer Begeisterung. Jedes Herz hüpfte bei freie, jede Zunge hielt sich entfernt von dem unwürdigsten Gedanken, sie sei in eine bessere, würdigere Volksfreiheit mit Macht beschritten. Am 19. und 20. März wurden in Lemberg in einer Stadt-Versammlung die constitutionelle Verfassung Wiens sich mit der unsrigen vereinte. Die Anlänge der Bürgerwehr erfolgten. Am 21. März versammelte sich die gesammte Bevölkerung in einer Totenfeier für das Todenfest der in Wien den 13. und 14. März gefallenen Opfer der Freiheit. In das Einverständniß Hoch- und Deutschmeister zogen die Nationalgarde und das Militär in Trauerparade ein. Es wurde von der Bedeutung dieses Tages, durch Lehrer und Prediger in der Kirche, in Versammlungen und in einer Lehrer Conferenz in der Schule gesprochen. Am 22. Morgen erhielt ich von meinem Freunde Wagner, Secretär der Direction der Staatsschulden, die Einladung, mich in Wien zu begeben, um in der Deputation der Nationalgarde einzutreten. Ich sah mich genöthigt, diesen Ruf zu befolgen, und reiste Abends mit Extrapost ab. Ich begegnete auf meinem Wege in Mähren, wie auch in Niederösterreich, Deputationen, die mir Glückwünsche und Segenswünsche auf meine Reise mitgaben, und sich freuten, mich selbst gesehen zu haben. Ich kam im großen Triumphzuge eine große Versammlung der Notabeln des ganzen Kreises unter dem Vorsitze eines Statthalters betreten. Ich wurde Mitglied und Ehrenmitglied, Ehren-Gastgeber. Ich durfte Vorsitz nur nicht annehmen, die Geschäftsleitung übernehmen. Die Deputirten sprach von der Einladung der Hauptstadt an mich, und ich annehmte, daß mir, dem einfachen Literaten, viele Wohl sehr schwierige, und oft selbst für einen weiten meine geringe militärische Erfahrung in Betracht einst so schönen constitutionellen Zweckes practisch aufzuwenden. Es wurde zur Tagesordnung übergegangen. Ich betheiligte mich an über die vorkommenden Fragen, und sprach mich meinen besten Wissen und Gewissen. Die Geschäftsleitung wurde mir durch Zuruferkennung und Beifall. Das erwies sich durch zwei Tage hindurch. Endlich, für das Geschäft der Nationalgarde zu organisiren wurde aus der Gesellschaft ein Ausschuß von neun Gliedern ernannt, in welchen selben erhielt ich die beiden Stimmen der Comissen entscheidend, als brauchbarste Meinungen den Bürgern einliefen, daß auf den Straßen ungehinderliche unterhaltlichkeit und ordnungsmäßige Bewegungen einiger Uebertreter Gemeinder stattfinden, und um die Ruhe und Ordnung zu sichern, wurde als solid allein mit zum Mitglied einer dienstleistigen Deputation an den Herrn Landschaft, Grafen Franz Stadion, seinem Sitze zu deren Sprecher gewählt. Ich habe Wort für Wort was in der Gesellschaft gesprochen worden, und was ich selbst gesagt, in meinem Gedächtniß. Wenn es nothwendig werden sollte, darüber der öffentlichen Meinung, den hiesigen moralischen Gerichtshöfen eines constitutionellen Staates, bekannt zu geben, so wird Niemand hervorspringen, sich zu sein Urtheil, Billigung, Bestätigung der Nationalstaaten, und für die gute öffentliche Sache mit meinen besten Kräften gewirkt, aber bedauß absolutistisch wie meinerseitigen Pflichterfüllung anders gewendet zu sein. Den beiden allein nahmen und verwerflichen Gesichtspunkte auf den Straßen ungehinderliche Bewegung der sonderen Bürgerschaft von meinen deren Ohren nicht angehören. Auch der Bestätigung der Ansichten durch deren Bürger, kann am folgenden Tage von ihm wieder berufen und ferneilig eingewilligt werden, nothige ich mich in meiner Ehrgeiz, die mittlerweile nicht bei gangen Gunsten auf den Plätzen und in den Straßen Gültung genommen hatte. Gesellschaftsordnungen belangen muß zu dem Geschäfte, zu Hand genommen, Gefahr meiner Ehre eingetreten. Ich spreche mich hierüber gegen meinen Herrn Bauermann nach auf den Platz aus. Am Abend am 23. März um 11 Uhr Mitternacht in meinem Zimmer das erbetretische Concept, hatte aber kaum die erste Seite in das Reine geschrieben, als ich eine Deputation erhielt, mich in den Sitzungssaal zu nehmen. Deren Interessengentlemenscommandanten eingeführt. Ich eilend folgerich um und ich folgte meinem Rufe. Der Oberstlieutenant tobelte mein gefolgtes Verhalten, und benachrichtigte mich zu Ehr. Excellenz dem Herrn Landeskommandanten Feldzeugmeister v. Hammerstein begleiten zu sein. Se. Excellenz unterrichteten sich nun weitkommen aus meinem Munde von der Art und Weise wie ich, der k. k. Oberlieutenant, an Verhandlungen der Organisirung der Nationalgarde betreffend habe theilnehmen können, und sprach: „Ich hätte folglich zum dritten Bataillon nach Wien abzugehen." Ich sprach von meiner Dankbarkeit, die weiße man hier nicht annehmen. Ich möge sie in Wien einreichen. Man ließ mir nie eine Ehre zu stellen, die mir die Weisung gab mich bei meiner Ankunft in Wien bei dem Platzcommando zu melden. Ich erhielte hier höchsten Befehle unmittelbar nach meinen Eintreffen folgende Angiren: Ich sei krank. Ich könne mich nur in Civilkleidern

dern vorstellen. Ich bäte das Gesuch meiner Quittirung und ein anderes Gesuch: daß mir gestattet würde meine Quittirungsbewilligung in Wien abzuwarten, meinem vorgesetzten dritten Bataillon geneigtest zustellen zu wollen. Abends erhielt ich folgende Vorladung des löblichen Platzcommandos: „Morgen den 28. März 1848 gegen 10 Uhr Vormittags haben dieselben auf jeden Fall in Uniform sich bei Gefertigten in der k. k. Platzcommandokanzlei in der Salzgießkaserne im dritten Stock mit Vorweisung dieser Vorladung einzufinden. Gez. Matauschek, Generalmajor." Ich werde mich daselbst einfinden, allein nicht in Uniform, sondern in Civilkleidern. Ich bin krank, wirklich und in der That krank, freilich nicht physisch, aber krank an meiner Ehre durch die willkürliche Bestrafung Seitens Sr. Excellenz des Herrn Feldmarschall-Lieutenants Hammerstein. Ich kann nach meiner Bestrafung — denn meine Transferirung Knall und Fall verbunden mit Verlusten an meinen Habseligkeiten ist eine solche — noch weniger als auch nur auf eine Minute lang die äußern Abzeichen einer Körperschaft tragen deren Dienst meine tiefsten Ueberzeugungen stündlich in die größte Gefahr zu setzen die Lage hat. Ich theile Ihnen, Herr Doctor, meine Besorgniß mit, daß man gegen mich Gewaltmaßregeln in der Gestalt eines politeilichen oder gerichtlichen Verhörs vernehmen könne. Ich werde gewiß mein gutes angeborenes Natur- und Menschenrecht mit aller Kraft eines constitutionnellen Charakters, der es seit dem 18. März 1848 geworden, vertheidigen. Da die Macht reactionnairer Behörden aber weiter reicht als die Macht des Einzelnen, so erlaube ich mir Sie zu meinem Vertheidiger zu wählen, auf daß Sie freundlich darüber wachen: daß man zum mindesten in den vollen Formen der durch die neue Staatsentwickelung zum Provisorium gebrachten Gesetze gegen mich verfahre. Nimmt man meine Quittirung nicht an, bringt man mich aus Anlaß der Ihnen des langen und breiten erzählten Thatsache zur Haft, wie ich sie seit der Zeit des 13. März her kennen und tief verabscheuen gelernt habe, so erkläre ich hiermit unwiderruflich, fest und feierlich: daß ich gegen derartigen Eingriff in die Freiheit und Sicherheit meiner Person dadurch Berufung einlegen werde, daß ich jede Lebensnahrung verschmähe, bis ich entweder meinem constitutionnellen Recht zurückgegeben werde, oder das erste Opfer eines constitutionnellen Justizmordes am Fuße des Thrones durch den Tod endige. Ich handele nach kalter, unabwendbarer Ueberzeugung. Wenn ich um 12 Uhr Mittags nicht bei Ihnen bin, um Ihnen von dem Erfolg meiner Vorladung beim löblichen Platzcommando zu berichten, so haben Sie die Güte sich daselbst von meinem Schicksale unterrichten zu lassen. Ihr Kunstgenosse und Mitarbeiter wird dann den Trost haben zu wissen, daß es zum Aeußersten aus dem geringfügigsten Anlaß doch nicht kommen wird.

Mit herzlichem Gruß ganz der Ihrige.

Wien, am 28. März 1848. W. Messenhauser.

Dieser Brief gibt sicher den besten Aufschluß über Messenhauser's Austritt aus dem Militair; jedoch nahm die Angelegenheit nicht die am Schlusse angedeutete und gefürchtete Wendung. Messenhauser erhielt seinen Abschied, und benutzte die Zeit wahrscheinlich außer der Betheiligung an allgemeinen politischen Angelegenheiten zur Abfassung des bereits oben erwähnten hinterlassenen Romans „Der Rathsherr". Bei dem Mangel genauerer Angaben können wir hier die Lücke vom März bis October, die doch jedenfalls eine bedeutsame Epoche seines Lebens ausmacht, weil sie ihn in die nachherige Stellung zur wiener Revolution brachte, nur nothdürftig und mit der ausgesprochenen Vermuthung ausfüllen.

Messenhauser's Persönlichkeit war, soweit sich Dies aus den bereits bekannten Angaben sowie aus seinem Bildnisse entnehmen läßt, in jeder Beziehung einnehmend; die Figur war schlank, mehr groß als klein, das Gesicht offen-treuherzig, sein ganzes Wesen sanft und bieder, mehr entsagend als herausfodernd. Gerade in den beiden letzten Worten scheint vorzugsweise ein Hauptzug Messenhauser's sich auszusprechen; er war weniger eingreifend in die Ereignisse, und diese bestimmend und lenkend, sondern abhängig von ihnen, hingegeben denselben oft bis zur Passivität; am deutlichsten spricht sich sein Wesen in seinen Proclamationen aus, die hier als bedeutende Quelle angesehen werden können, und die sich sämmtlich in „Die Wiener October-Revolution" von A. Schütte aufgeführt finden. In diesen ist er gesucht; er bestrebt sich zu doctiren, zu überzeugen, die Phrase der Volksversammlungen, der doctrinaire Soldat und die doctrinaire Politik kommen uns allenthalben entgegen, das frische Wort der That, der begeisterte Act eines Geistes der die Zeit erfaßt und sie bestimmt, geht ihm fast gänzlich ab: er ist immer viel zu sehr Gemüthsmensch, viel zu sehr noch im Bruche mit sich selbst, als daß er der Mann einer schlagenden That werden konnte. Wir wollen hier zum Belege einzelne Stellen aus den Proclamationen selbst anführen, die deutlich genug beweisen was wir soeben ausgesprochen haben. Die erste Proclamation an die gesammte Volkswehr der Stadt Wien und Umgebung beginnt:

Der Ernst der Zeit, die Größe der Aufgabe der Volkswehr ist Jedermann zum Bewußtsein geworden. Es sind theure Errungenschaften, kostbare, unverletzliche Güter durch Einheit, Entschlossenheit, begeisterte Hingebung und kalte Besonnenheit gegen mächtige Gefahren zu behaupten. Unsere heiligen Ziele dürfen nicht überstürzt werden.

Den Garden gibt er Nachricht, daß er keinen regelmäßigen Tagesbefehl mehr ertheilen, sondern nur durch Placate wichtige Ereignisse Ihnen kundgeben werde, mit folgenden Worten:

Durch Placate gelangen Mittheilungen die Allen zu wissen nothwendig am schnellsten zur allgemeinen Kenntniß. Auf den Fittigen von Minuten ruht im Felde — Erfolg und Sieg.

In einer andern Proclamation heißt es:

Der Herr Banus spricht von meiner Ansicht. Ich erkläre vor den Schranken des Gemeinderaths, der Versammlung unserer ehrwürdigen Väter: Ich, der Mensch, das Individuum, der Bürger Wenzel Messenhauser, hat keine Ansicht. Der provisorische Obercommandant vollstreckt die Ansicht des hohen Reichstags; er vollstreckt die Ansicht des Gemeinderaths, er vollstreckt mithin ebenso sehr die Ansichten der tagenden Völker als die der Ueberzeugung der tagenden Gemeinde.

Schütte sagt in seinem Buche von Messenhauser:

War er als Commandant der gesammten Nationalgarde Wiens ein umsichtsvoller, thätiger und geschäftsstrenger Mann, so war er wieder außer seiner Sphäre der ruhige, stille und bescheidene Privatmensch, der es nicht merken ließ auf welche Stufe das Schicksal ihn gehoben, und der es vielleicht nicht ahnte welche Kümmernisse ihm diese Stellung noch verschaffen werde.

So richtig dies Urtheil nach einer Seite hin sein mag, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es eben nur ein einseitiges ist, und die gesammte Geistesrichtung Messenhauser's außer Acht läßt; und selbst Schütte kann nicht umhin einzugestehen, obgleich er hierzu die eigentliche Ursache nicht angibt, „daß überall Unbestimmtheit,

Unkenntniß und Verworrenheit anzutreffen war". Richtiger scheint Auerbach die Persönlichkeit sowie das geistige Vermögen und die Stellung Messenhauser's begriffen zu haben. Als jedoch Auerbach*) sein Urtheil niederschrieb, da war Messenhauser noch am Leben, sonst hätte wahrscheinlich das traurige Ende dieses Mannes das Schroffe und Herbe des Urtheils zu mildern Formen abgeschliffen. Auerbach sagt:

Sein Gesicht mit dem kleinen schwarzen Barte und den dunkeln Augen ist nicht von bedeutendem Ausdruck. Sein Benehmen und seine Redeweise bekundet anspruchlose Gutmüthigkeit. Es ist in ihm wieder jene seltsame Getheiltheit; einfach und schmucklos im gewöhnlichen Leben wird er schwülstig und mit allerlei Phrasenflitter ausstaffirt, sobald er die Feder in die Hand nimmt. Seine Placate sind unausstehlich bombastisch. Aus seinem ganzen Thun ging mir hervor, daß Dies kein Mann war der den Beruf hatte an der Spitze einer großen Bewegung zu stehen, oder gar in der friedlichen Organisation des Staats eine Rolle zu spielen. Die Bestimmtheit, die in sich ruhende Selbstgewißheit, die auch oft auf die Umgebung einen imponirenden Einfluß übt, geht ihm gänzlich ab; er ist ein schwärmerischer Demokrat.

Nachdem wir die persönlichen, äußern wie innern Verhältnisse Messenhauser's, soweit das vorliegende Material uns unterstützte, beleuchtet haben, wenden wir uns nun zur Betrachtung über seine Stellung zur wiener Octoberrevolution.

Die Unklarheit und Ideenverwirrung welche in dieser Bewegung herrschte bewirkte mit Nothwendigkeit, daß sie so endete. Es war kein einziges klares Princip was die Parteien auf ihre Fahnen schrieben, sondern alle von den verschiedensten Standpunkten ausgehend ließen sich in einen Kampf ein dessen Resultat, selbst wenn sie Sieger gewesen wären, sie nicht zu benutzen verstanden hätten, weil sie eben nicht wußten was sie wollten. Bei einem Theile herrschte die deutsche Frage vor, bei einem andern waren es demokratische Beweggründe, bei dem dritten, dem Arbeiterstande, waltete eine gewisse Sehnsucht nach Verbesserung seines Looses, die sociale Frage vor, bei einem andern zwei oder alle drei der angegebenen Beweggründe zusammen; daher kam es, daß kein Ziel der Masse vorschwebte, nicht einmal ein Stichwort aufkam das die Richtung bezeichnen konnte. Entfernung der Truppen! was war damit gewonnen als es wirklich geschehen war? Eher das Gegentheil von Dem was man beabsichtigte. Zu allem Dem kommt aber noch diese Halbheit und Zweideutigkeit in der Bewegung selbst; es war eine Revolution, wenn sie glückte, die Anfänge waren dazu vorhanden, und dennoch finden wir mitten in dieser revolutionnairen Bewegung ein fast ängstliches oder feiges Spielen mit gesetzlichen Formen; die legale Richtung sollte überall eingehalten werden, trotzdem daß man längst auf einem ganz andern Feld stand; daher die Unentschlossenheit beim Herannahen der Ungarn, daher alle die Declamationen im Reichstage, in der Aula, in den Proclamationen und Zeitungen, und daher auch die Niederlage. Daß nun der oberste Leiter einer solchen Bewegung gleich vornherein in eine eigenthümliche schiefe Stellung gerathen muß, braucht wol nicht besonders hervorgehoben zu werden. Daher kam es auch, daß drei verschiedene Personen erst auf die Seite geschoben werden mußten, ehe die Reihe an Messenhauser kam, und daß dieser selbst noch am Schlusse einem Andern weichen mußte. Die Parteien arbeiteten sich entgegen, und das Alles vermehrte noch die Rathlosigkeit und Verwirrung, und mußte die Stellung eines Jeden unsicher machen der nicht verstand einen allmächtigen Geist in die Bewegung zu bringen, für Eine Idee die Masse zu begeistern.

Messenhauser war nach seinem Austritt aus dem Militair in die Akademische Legion eingetreten. Als die wiener Octoberbewegung ausbrach wurde zuerst Scherzer, Braun und dann Spitzhütl von den Bezirkschefs als Commandant gewählt. Die beiden Ersten gingen schnell vorüber, und über Spitzhütl entstand eine große Misstimmung, weil man ihn schwarzgelb nannte; ja Einer sprach sogar, er wolle ihn durch seine Arbeiter morden lassen, sodaß sich Spitzhütl veranlaßt sah schon nach einer Stunde wieder abzudanken. Nun wurde Messenhauser Obercommandant. Das war am 12. Oct. Am Tage darauf erließ er seine erste Proclamation, worin ganz die oben erwähnte Ausdrucksweise sich ebenfalls findet, wenn es heißt: „wo jeder Tag ein Blatt der Weltgeschichte füllt", und „versenken wir trübe Erinnerungen in den Strom des Vergessens!" Messenhauser sah seine Stellung durchaus als eine legale an, er gehorchte den Befehlen des zurückgebliebenen Reichstags und des Gemeindeausschusses; er entwickelte eine rastlose Thätigkeit in der Vertheidigung der Stadt, in Beschaffung und Anwendung neuer Hülfsmittel, und nebenbei suchte er eine Versöhnung anzubahnen. So schreibt er in seiner Proclamation an Windisch-Grätz, abwarnend, „das nahe Versöhnungswerk zwischen Monarch und Volk nicht durch vorgreifende Acte der Feindseligkeit trüben zu wollen". Aber bald mit dem Herannahen der Truppen und dem Beginnen des Kampfes traten Verwickelungen zwischen Messenhauser und den einzelnen Corps ein. Am 29. Oct. wollte man die Leopoldstadt angreifen, Messenhauser sollte dazu Befehl ertheilen: er that Nichts und ließ doch die Streitlust gewähren. Schon einmal war vom Studentencomité eine Auffoderung an ihn ergangen des Inhalts: er habe bei seiner Energielosigkeit das Vertrauen verloren, und möge deshalb seinen Oberbefehl niederlegen. Später kam auch Becher und verlangte Abdankung Messenhauser's. Der Obercommandant befand sich auf dem Stephansthurm, er ging eiligst hinunter, ließ seinen Tschako mit dem weißen Federbusch auf der Bank liegen, und bald darauf ertheilte Fenneberg als Interimscommandant Befehle. Der Kampf wurde bekanntlich eingestellt, jedoch beim Herannahen der Ungarn wollte man ihn wieder aufnehmen; Fenneberg wurde ins Comité gerufen, er erklärte jedoch nur den Oberbefehl annehmen zu wollen, wenn Messenhauser

*) Tagebuch aus Wien. Von Latour bis Windisch-Grätz. Von Berthold Auerbach.

abdanke. Es ist bei den zum Theil höchst unvollständigen Zeitungsnachrichten sowie bei den sich widersprechenden sonstigen Berichten nicht möglich vorerst ein vollständiges klares Bild dieser Ereignisse zu geben. Der Biograph in der Vorrede zum „Rathsherrn" sagt:

Wie weit ihn der Terrorismus der bewaffneten Arbeiter gezwungen, nachdem er endlich selbst das Fruchtlose des Widerstandes eingesehen und davon abgerathen, nach abgeschlossener Capitulation, und beim Erscheinen der Ungarn, den Kampf von neuem zu beginnen, und ihn bis zur Verzweiflung fortzusetzen, darüber erwarten wir die Berichte seiner Waffengefährten. Vielleicht konnte er nicht mehr zurück, oder er unterlag den Todesstreichen seiner fanatisirenden Umgebung, die ihm jene Signale vom Stephansthurm, die den Bruch der Capitulation einleiteten, abnöthigten. Wien fiel, bevor der Aufstand noch in eine neue Phase der Revolution überzugehen vermochte, was wol nur durch einen entscheidenden Sieg der Ungarn möglich gewesen wäre.

Die Schreckenstage brachen über Wien herein, die hungerigen Kroaten schlugen ihr Quartier in den Straßen auf, und das Standrecht wüthete. Wer entfliehen konnte der that es. Messenhauser stellte sich freiwillig dem Richtschwerte des Siegers; der Glauben und die Zuversicht auf seine gesetzmäßige Stellung, in seiner Unterordnung unter die Befehle des Reichstags und Gemeindeausschusses mochten ihn wol zu diesem Schritte bewogen haben. Er wurde standrechtlich zum Tode verurtheilt, jedoch zögerte man vier Tage mit der Hinrichtung; allein das Urtheil wurde dennoch vollzogen, er wurde erschossen, weil, wie es im Urtheil des Kriegsgerichts hieß, „er den Bruch der Capitulation herbeigeführt durch eine Proclamation über das siegreiche Vorrücken der Ungarn". Der Belagerungszustand lastet noch jetzt über Wien, und erst wenn ein freierer Geist wieder über Oestreich waltet wird es möglich sein, daß die Einzelnen die Geschichte jener heillosen Katastrophe vollständig zu schreiben im Stande sind; bis jetzt wendet sich der Genius der Freiheit und mit ihm der deutsche Geist trauernd von den blutenden Opfern und den rauchenden Trümmern hinweg, und stellt sich unter das Banner der Magyaren mit einem „Eljen Kossuth!"

(Der Beschluß folgt.)

Lady Blessington.

„Es sind kaum vierzehn Tage", schreibt das „Athenaeum", „daß die öffentlichen Blätter Londons den Augen des Publicums den Inhalt eines Hauses bloßstellten welches einige Dutzend Jahre hindurch für viele Illustrationen der Literatur und Kunst, einheimische und fremde, Gegenstand der Neugier oder Vereinigungspunkt heiterer Erinnerungen gewesen ist. Die Gräfin von Blessington sollte wie es scheint nur eben lange genug leben um ihre Thore schließen und ihre Schätze sich zerstreuen zu sehen.*) Am Dienstag kam uns von Paris die Meldung, daß sie dort wenige Stunden nach ihrem Einzuge in ihre neue Wohnung (4. Juni) plötzlich am Schlagflusse verschieden sei. Selten dürfte ein Todesfall innigeres Bedauern erweckt haben als es bei dieser schönen und strahlenden Frau in dem Kreise geschehen wird auf welchen ihr Einfluß sich vorzugsweise erstreckte. Es wäre unnöthig ihre in den letzten 18 Jahren veröffentlichten Schriften aufzuzählen, erst ihre „Conversations with Lord Byron", dann ihre ebenso frischen als ungekünstelten französischen und italienischen Tagebücher, eine Reihe Romane, von denen „The victims of society" der ergreifendste, Gedankenspäne und flüchtige Verse. Sie sind zu neu der Aufzählung zu bedürfen. Wer aber die Verf. gekannt wird uns beistimmen, daß ihre Geistesgaben und ihre Grazie, ihr Anekdotenreichthum und ihre lebhafte Phantasie, ihre Freundlichkeit und ihre Herzensgüte sich in ihren Schriften nur schwach abspiegeln. Sie warf dieselben rasch und leicht hin, weil Schriftstellerei ihr mehr Pflicht als Bedürfniß war, und sie that es in Stunden welche sie einem Leben voll uneigennützig guten Wirkens und einem bewegten socialen Verkehr entzog. Jedem der unendlich verschiedenen Männer aller Stände, aller Religionen, aller Studien und aller politischen Richtungen, welche Lady Blessington gern um sich versammelte, lauschte sie den charakteristischen Zug, den Lieblingsvorwurf seines Interesse ab mit einer Schärfe der Erkenntniß welche nur von der Zähigkeit ihres Gedächtnisses übertroffen wurde. Ehe in schneller Folge Familienverluste und schwankende Gesundheit ihren fröhlichen Sinn einigermaßen drückten, hatte ihre Unterhaltung einen Wechsel von Einfällen, eine Fülle glücklicher Apropos und einen Reiz wovon in ihren Schriften kaum ein Abglanz sich wiederfindet. Außerdem unterschied sich in Einer Hinsicht ihr Gespräch wesentlich von dem anderer beaux esprits. Mit dem Eifer eines Kindes wußte sie sich selbst ebenso zu vergnügen und zu überreden wie sie Andere vergnügte und überredete. Von allen brillanten Frauen unserer Bekanntschaft war sie eine der ernstesten, ernst in Vertheidigung Abwesender, in Beschützung Unvolksthümlicher, in Rechtfertigung Unbekannter, und es gibt Viele die mehr als Ein Wort davon erzählen können, mit welcher Großmuth und mit welcher Thätigkeit Lady Blessington ihrer weit durch die Welt verbreiteten Bekanntschaft sich bedient hat jene in ihren Zwecken zu fördern oder zu ihrem Vergnügen beizutragen. In der eigenen Familie wurde sie als unermüdete Freundin innigst geliebt, als unerschöpfliche Ratherin häufig befragt. In welch hohem Grade sie das Vertrauen der hervorragendsten Männer ihrer Zeit genossen würde die Veröffentlichung ihres nach den mannichfaltigsten Richtungen auslaufenden Briefwechsels erweisen. Zu erörtern, warum ihre Gaben und Fähigkeiten sich in engerer Sphäre bewegt haben als es ohne vorwaltende Ursachen geschehen sein würde, liegt uns nicht ob. 10.

*) Der Uebersiedelung der Gräfin nach Paris folgte im Mai die Versteigerung ihrer Effecten in London, wovon die Zeitungen berichtet haben. Es wurden mitunter beträchtliche Preise erlangt.

Miscellen.

Eine stolze Inschrift.

Brüssel war bei einer Invasion der Franzosen unter Ludwig XIV. durch ein Bombardement arg mitgenommen worden. Ein Schneider ließ an sein Haus welches sehr beschädigt und dann wieder reparirt war die Inschrift anbringen:

Quod Ludovicus M. destruxit, Sartor reparavit.

Nach einer andern Version hätte der Eigenthümer des Hauses Henne geheißen und die Inschrift hätte gelautet:

Quod *Gallus* destruxit, *Gallina* reparavit.

Superflua non nocent.

In einem römischen Hospitale lag ein Schwede an einer hitzigen Krankheit darnieder und rief oft das Wort Filibunka, d. h. Sauermilch, weil ihn zur Löschung seines Durstes nach diesem Labetrunke verlangte. Ein Mönch, der ihm den Trost der Religion bringen wollte, verstand das so oft und so sehnlich ausgestoßene Wort nicht, meinte, Filibunka möchte wol eine schwedische Heilige sein, warf sich daher neben dem Bette des Kranken auf die Knie nieder und betete: „O sancta Filibunka, ora pro nobis!" 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 203. — 24. August 1849.

Wenzel Messenhauser.

(Beschluß aus Nr. 202.)

Messenhauser zählte, indem wir uns zu seiner literarischen Bedeutung wenden, zu den jüngern östreichischen Talenten denen man eine Zukunft weissagte, wenn erst die heimische Fessel der Censur gebrochen sein würde. Seine drei größern Werke sind „Die Polengräber" (Leipzig 1848), „Ernste Geschichten" (Leipzig 1848), sodann der bereits erwähnte Roman „Der Rathsherr". Die beiden ersten erschienen unter dem fingirten Namen „March", während der letztere sowie die zum Druck vorbereiteten „Erzählungen des östreichischen Hausfreundes"*) erst nach dem unglücklichen Ableben des Verfassers erschienen sind. In allen offenbart sich der entschiedenste Fortschritt, der in der Form sowol als der Erfindung und Construction des Ganzen deutlich zu erkennen ist; besonders in den Vordergrund tritt aber ein mächtiges Ringen und Gähren in formeller sowie stofflicher Hinsicht. Die Unklarheit, Verworrenheit, die sich mit einer gewissen rhapsodischen Kürze und Nüchternheit in den ersten Producten offenbart, hat einer größern Reinheit und Durchsichtigkeit der Form Platz machen müssen; die Erfindung ist ebener und ruhiger und dabei doch tiefer; sodaß man allerdings bei diesem strebsamen, ringenden Talente Messenhauser's noch gute Früchte erwarten konnte. Die geblümte, gesuchte Sprache, wie sie namentlich in den „Polengräbern" sich vorfand, und wie sie auch in den Proclamationen anzutreffen war, ist schlichter und einfacher schon im „Rathsherr", und die ganze Anordnung des Stoffs bereits auf dem bewußten Wege zu größerer künstlerischer Gestaltung und Abrundung. Klar und deutlich hat Messenhauser selbst in dem ausführlichen Vorworte zu seinem „Rathsherrn" seine Stellung zur Literatur und seine Ansichten über dieselbe entwickelt. Folgen wir denselben zum bessern Verständniß unsers Dichters! Wenngleich einzelne Erscheinungen — so ist die Ansicht Messenhauser's — in der Literatur immerhin noch im Stande sind ein größeres, allgemeineres Interesse zu erwecken, so ist doch bei allem Reiz und aller Vortrefflichkeit des Einzelnen der Zustand des großen Ganzen trostlos und von erschreckender Dürre. In seiner ihm eigenthümlichen Ausdrucksweise sagt Messenhauser:

Die großen Wässer fehlen, den blühenden Laubschmuck der Wälder, den grünen Blumenmantel der Alpenmatten und Wiesengründe sucht das schmachtende Auge vergebens, und Er der von dem Leben des poetischen Gartens weithin das glänzendste Zeugniß geben sollte, Er, in des geweihten Bezirks Mittelpunkt auf überschauendem Tafelberg ragend, Er, der Poesie romantischer Wunderbaum... ist todt.

Nachdem er nun diesen Gedanken noch weiter ausgeführt, namentlich die einzelnen Punkte, freilich nur in sehr flüchtiger Weise, angedeutet hat, kommt er zu dem Schlusse: daß der todte Stamm der Literatur einer Verjüngung bedürfe, weil die Welt, die bestimmt ist im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu erwerben, „seines kühlenden Schattens, seiner kunstvollen Herrlichkeit, seiner grünen Wipfelkrone, seines nistenden Sängerchors, seines schimmernden Laubes und seiner labenden Früchte" nicht entbehren kann. Messenhauser verkennt nicht, daß hierzu bereits Schritte geschehen sind; aber er hält dieselben für nicht ausreichend, weil Jeder nur den Ruhm auf dem betretenen Pfade suche den die letzten großen Männer gewandelt seien, und stellt dann seinen Hauptsatz und seine Anschauung über die abgeschlossene Literatur sowie über den nun einzuschlagenden Weg zusammen. Das Einzelleben außer der Sphäre des wirklichen Lebens hat seine literarische Vertretung gefunden; denn es ist blos eine Gattung menschlichen Lebens darin vertreten — das Leben des Einzelnen, das Wirken des Individuums. Dagegen haben sich endlich die Instincte der Völker empört; sie schreiten gesetzgebend ein, und stellen alle Disciplin der neuen Kunst in den Worten auf: nicht der Mensch — die Menschen haben fürder in Betrachtung und Vertretung gezogen zu werden. Messenhauser sagt (S. 10):

Die Völker stehen zur Zeit über jedem Individuum, der Staat heißt das Ideal der Jugend, wie die Erkenntniß des Greises. Bürgertugend wird die Amme jener Charaktere, jener Tugenden, Kräfte und Vorzüge, die man sonst nur als Geschöpfe der Einsamkeit, des Zurückziehens in sich selbst, des reinen Kunsttriebs, des ästhetischen Ueberflusses, des Jagens nach Kenntnissen und Gefühlen die über die menschliche Natur hinaus sind, erzeugen zu können hoffte.

Daraus entspringt nun zuerst das Gefühl über die

*) Erzählungen des östreichischen Hausfreundes. Ein Andenken von Wenzel Messenhauser. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1848. 8. 10 Ngr.

untergegangene Welt, der Geiſt der Traurigkeit ſetzt ſich in den Gemüthern feſt, und erſt wenn dieſer vollſtändig überwunden, wird die neue Blüte der Literatur beginnen. Die Miſſion derſelben iſt eine „religiöſe", ſie ſoll der arbeitenden Menge das uralte Märchen von den Gliedern des menſchlichen Körpers wiederholt erzählen, ſie ſoll eine fröhliche Botſchaft ausrufen von der Erhabenheit der Bürgertugend u. ſ. w. „Wahrlich", ruft Meſſenhauſer aus, „dieſe Miſſion der neuen Literatur iſt heilig wie der Segen des Oberhirten der Völker!"

Es kann unſere Aufgabe nicht mehr ſein hier dieſe Anſichten und Anſchauungen des Verſtorbenen einer Kritik zu unterwerfen; wir wollen blos verſuchen dem Leſer ein Bild der innern Geſinnung und des Weſens Meſſenhauſer's vorzuführen, ohne uns auf eine Zerlegung und genauere Betrachtung der Anſichten ſelbſt in ihrer innern ſowie äußern Berechtigung einzulaſſen, zumal es ja ſchon ohnehin für Jeden ganz leicht iſt aus dieſer oben entwickelten Darſtellung ganz wohl die gutgemeinte Geſinnung zu erkennen, ohne dabei auch nur einen Augenblick über die reale Grundlage dieſer Phantaſien im Zweifel zu ſein. Denn phantaſtiſch-prophetiſch bleiben dieſe Anſichten zum wenigſten immerhin, und die Literatur wird nur aus einem wiedergeborenen geſellſchaftlichen Zuſtand neu und kräftig emporblühen, keineswegs aber aus ſich heraus eine Umgeſtaltung der ſocialen Verhältniſſe zu bilden im Stande ſein. Meſſenhauſer legt an ſeinen „Rathsherrn" ſelbſt die aufgeſtellten Regeln „des neuen Literaturmoments", und bezeichnet den Roman vom allgemeinen Standpunkte aus als ein Buch über deutſche Zuſtände, deutſche Menſchen im Größern und Kleinern, und verwahrt ſich gegen die Bezeichnung „Tendenzroman". Man würde übrigens auch ſehr unrecht thun, wollte man dem Buche dieſe Bezeichnung im gewöhnlichen Sinne beilegen, da er keine Zeitfragen ihrer theoretiſchen Seite nach durch praktiſche Beiſpiele behandelt, ſondern ſich bemüht deutſche Zuſtände und deutſche Menſchen zu ſchildern mit der Abſicht „eine politiſche Satire" zu ſchreiben. Man erſieht daraus, daß Meſſenhauſer ſich anfänglich gegen einen Gedanken wehrt, denſelben zur Thüre hinausjagt, und am Schluſſe ihm dennoch geſtattet zu allen Fenſtern wieder hereinzudringen; denn ſagt er von dem Buche, „ſein Vater bekämpft vorerſt die Feinde im eigenen Lager: rohes Bewußtſein, falſche Inſtinete, unlautere Triebe, Unordnung, behagliche Selbſtgefälligkeit — ehe er daran denkt ſich dem auswärtigen Gegner im freien Felde zu zeigen", und S. 32 fährt er fort:

> Die politiſche Satire „Der Rathsherr" beruht demnach auf der breiten Grundlage Oppoſitionen zu machen gegen Alles was von unten hinauf (nicht was von oben herab) der Entwickelung eines conſtitutionnellen und einigen Deutſchlands im Wege ſteht.

Man ſieht daraus klar wie Meſſenhauſer ein edles ſchönes Ziel anſtrebte, aber zugleich auch wie durch ſeine Phantaſien, die über den Boden der Wirklichkeit hinauswuchſen, er in die Irre und Quere geführt wurde ſein Ziel ſelbſt nicht deutlich zu kennen, und über die Wege daſſelbe zu erreichen in noch trübern Anſchauungen ſich befand. Meſſenhauſer iſt hiernach für uns eine noch gährende Natur, die aber auf dem Wege war durch Schaum und Trübe hindurch nach einem großen Ziele ſich hinaufzuarbeiten. Dieſe ſtrebſame Seite in dem Weſen Meſſenhauſer's, dieſes Ringen und Kämpfen mit ſich ſelbſt und alle damit verbundenen phantaſtiſchen Auswüchſe eines ſüddeutſchen Gemüths in Gedanke wie Form bezeichnen ſo recht eigentlich und ſcharf die Grundlinien ſeiner Beſtrebungen.

Doctor Luitpold Friſchherz, um zum Inhalte des Romans ſelbſt zu kommen, war Profeſſor in der Reſidenz geweſen, und bewarb ſich um die Bürgermeiſterſtelle der Stadt Maynbrunn. Neben einer herrlichen Temperamentsanlage war er der größte Pedant, ein Actenmenſch, der dem einfachen ſchlichten Urtheile eines geſunden Verſtandes ſtets die Form, die actenmäßige Feſtſtellung gegenüberſetzte. Durch die Bemühungen des Eiſenhändlers Tannenſchwert, dem er ſeine einzige Tochter zur Ehe verſprach, gelangte er zum Vorſchlag zur Bürgermeiſterſtelle. In dieſer Eigenſchaft brachte er durch ſein hartnäckiges Feſthalten an actenmäßiger Feſtſtellung viel Unglück über die Gemeinde; ein alter Thurm fiel ein und zerſtörte viele Wohnungen und Menſchenleben; die Dämme riſſen und die Flut ergoß ſich verheerend über Stadt und Land. Ein unbekannter aus Amerika zurückgekehrter Mann unter dem Namen Felsberg erſchien überall um die Gefahr anzukünden und ſie abzulenken zu ſuchen; allein der Rathsherr verachtete dieſe Rathſchläge, und verlangte „nach dem Buchſtaben, und nicht nach dem geſunden Menſchenverſtande beurtheilt zu ſein". Daher kam es denn auch, daß trotz aller Bemühungen dem Rathsherrn Nichts glückte; er nahm zwar alle Ideen der Zeit lebendig in ſich auf, aber das Zopfthum ſeiner Seele ließ ihn nicht zur befruchtenden That gelangen, er intereſſirte ſich für Alles, aber die Oberfläche, die Form ließ ihn nicht weiter kommen. Das Bewußtſein dieſer Halbheit tauchte endlich in ihm auf, als er ſah wie der fremde Amerikaner, der ſich ſpäter als ein früher ausgewanderter Maynbrunner, Panthen, entdeckte, und der Jugendgeliebte Angelika's, der Tochter des Rathsherrn, war, überall Heil ſchuf wo er Unheil, der Alles zu Stande brachte wo er keinen Ausweg erblickte, da er die Unbedeutendheit wie ein Studium und das Nichtige wie ein Staatsgeſchäft trieb. Seine Kraft war aber gebrochen als er zu dieſem Bewußtſein kam; die Regierung beſtätigte ſeine Wahl nicht, Panthen wurde Bürgermeiſter und der Gatte Angelika's. Dieſer ſoeben angegebene Hauptgedanke entfaltet ſich nun natürlich im Romane nach verſchiedenen Seiten, es werden die Haupterſcheinungen der Zeit theils in Handlungen theils in Raiſonnements dem Leſer vorgeführt, und wenn man von einer gewiſſen allzu behaglichen Breite abſieht, ſo iſt das Buch nicht ohne Intereſſe für den Leſer; für den Ver-

faſſer ſelbſt kündete es aber einen entſchiedenen Fortſchritt an.

Nicht minder rühmenswerth verdienen die „Erzählungen des öſtreichiſchen Hausfreundes" erwähnt zu werden. Man kann ſchon bei einer flüchtigen Durchſicht dieſes Büchleins nicht verkennen, daß es ein Seitenſtück zu Auerbach's „Gevattersmann" bildet, der wahrſcheinlich auch die Anregung dazu gegeben hat. Es enthält kleine in volksthümlicher Anſchauung gehaltene Erzählungen mit einer gewiſſen Bezüglichkeit, ſodann Ueberblicke über die Zeitereigniſſe, Orientirungen für den Oeſtreicher über Zeitfragen und kurze Anekdoten. Der Schluß des Werkes fehlt; der Verf. hatte das Manuſcript ſchon im September dem Druck übergeben; er wollte den Schluß deſſelben erſt bei beendigtem Satz ſchreiben. Unterdeſſen war es ſeine Abſicht in dem ländlichen reichenauer Thale in ländlicher Zurückgezogenheit ſich ganz ſeinen Studien zu widmen. Es kam anders. Wir können dies Büchlein mit Rührung nur aus den Händen legen, das die letzte Muße der ruhigen Stunden ſeines Lebens enthält, eines Lebens das im Kampfe für die Größe und Freiheit Deutſchlands verblutete, eines Lebens deſſen Anfänge zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte.

Der Wind verweht den Sand der Gräber, die Zeit zerpflückt ihre Blumen, und ſtürzt die Säulen nieder, daß keine Spur mehr von ihnen vorhanden bleibt; doch das Eine bleibt ewig, das Andenken ſolcher Männer die durch ihre Thaten und ihre Geſinnungen auf die Mitwelt lebendig einwirkten. Das deutſche Volk wird mit Robert Blum auch das Andenken Wenzel Meſſenhauſer's bewahren; denn er war deſſen im Leben wie im Tode würdig. Wir ſchließen mit dem Verſe Freiligrath's:

Die Salve fiel: was wollt ihr weiter wiſſen?
Die Salve fiel: ſein Auge zuckte nicht!
„Legt an, gebt Feuer!" Zerſchmettert und zerriſſen
Sank in den Staub ſein edel Angeſicht!
So war ſein Tod! Ich heiß' ihn einen ſchönen!
Es war ein muth'ger, ritterlicher Fall,
Und er verdient es, daß ihm Verſe dröhnen,
Dumpf wie gedämpfter Trommel Schall.

J. Gegenbaur.

Die königlich preußiſche Flotte im Treffen am Repziner Haaken im J. 1759.

Daß eine Zeit war in welcher die kurfürſtlich brandenburgiſche Admiralsflagge auf der Nordſee wehte, und preußiſche Fregatten im Atlantiſchen Meere gegen Spanien freibeuterten, iſt bekannt; verſchollen dagegen und ſelbſt in den größten Geſchichtswerken über Friedrich II. nicht zu finden, daß es auch im Siebenjährigen Kriege eine preußiſche Flottille gab, und dieſelbe mit Ehren gegen eine der älteſten europäiſchen Seemächte focht. Darum wird folgende Mittheilung aus Acten zumal jetzt willkommen ſein.

Aus dem Hauptquartier zu Leitmeritz befahl der König am 16. Juli 1757, alſo zur Zeit als böſes Kriegsgeſchick und Familienunglück wechſelnd ihn beſtürmten, dem pommerſchen Kammerpräſidenten v. Aſchersleben, nach Ankunft des Generalmajors v. Manteuffel mit demſelben wegen der Inſel Uſedom, Wollin, der Swine und Dwinow zu ſprechen, inzwiſchen, wenn es nöthig wäre, das Haff mit Schiffen zu vertheidigen, und deshalb mit erfahrenen Seeleuten ſich zu berathen. Aber erſt im März 1758 betrieb der Feldmarſchall v. Lehwald die Ausrüſtung einiger flachen Fahrzeuge, und übertrug die weitere Beſorgung dem Generallieutenant Grafen zu Dohna. Hierauf erging ein Kammerbefehl an den Kaufmann Daniel Schulz in Stettin vier Galliotten und vier Zeeſekähne auszuſuchen, das Erfoderliche anzuſchaffen, und die Fahrzeuge mit Geſchütz zu verſehen. Dieſe Flottille that ihre guten Dienſte, und verhinderte das Eindringen der feindlichen Schiffe in das Haff, bis ſie am 10. Sept. 1759 durch eine Windſtille und die ſchwediſche Uebermacht zu Grunde gerichtet ward, alſo faſt an demſelben Tage als Dresden verloren ging. Die preußiſche Seemacht lag in der Frühe dieſes Tags diesſeit des Repzinſchen Haakens, unweit Neuwarp, und beſtand den prächtigen Namen zufolge aus ſtattlichen Schiffen. Den rechten Flügel bildete Prinz Heinrich, Capitain Brun; der König von Preußen, Capitain Schwarz; die Galeere Jupiter, Capitain Funk; die Galeere Mercurius, Capitain Marquard; den linken Prinz Wilhelm, Capitain Braunſchweig; der Prinz von Preußen, Capitain Likfeld; die Galeere Mars, Capitain Hanſen; die Galeere Neptunus, Capitain Barkhan. Die vier Barkaſſen lagen hinter der Fregatte (?) mehrentheils nach dem rechten Flügel zu. Die ſchwediſche Flottille beſtand aus 4 großen Galeeren zu 44 Rudern, 2 Bombardier-Galliotten, 8 halben Galeeren, einem Jager (?), einem Krankenſchiff, einem Proviantſchiff und 14 Espings. Gleich nach 8 Uhr Morgens ward der preußiſche rechte Flügel zuerſt durch zwei große und fünf halbe Galeeren und eine Bombardier-Galliotte angegriffen, und nach einigen Lagen das Treffen allgemein. Die ganze Flotte lag anfangs vor Anker, und kanonirte zwei Stunden lang vom Steuerbord; da ſie aber dem Eindringen der Feinde mit der Kanonade nicht widerſtehen konnte, ſo kappte der rechte Flügel die Anker um im Laviren zu ſchlagen. Das Schiff Prinz von Preußen ward zuerſt erobert, und der Feind feuerte mit demſelben auf die Galeere Mars, welche durch die vielen feindlichen kleinen Galeeren umringt und erobert ward, ſodaß eigentlich nur unter Segel blieben: der König von Preußen, Prinz Heinrich und Prinz Wilhelm, auf welche die ganze ſchwediſche Flotte losging, die beiden letztern nahm, und mit dem Geſchütz derſelben den König von Preußen beſchoß. Unter beſtändiger Gegenwehr retirirte daſſelbe bis an den Ziegenortſchen Horſt, als der Wind zuletzt ganz ſtill ward, ſodaß nicht mehr geſteuert werden konnte, und der König von Preußen, wahrſcheinlich der Admiral, von der ganzen feindlichen Macht umringt ſich ergeben mußte, nachdem er 36 Schüſſe bekommen. Der ſchwediſche Admiral, C. Rudenſparre, geſtand nach geendigtem Gefechte, daß, wenn er gewußt, daß die Schiffe ſo ſtark armirt wären, er den Angriff nicht gewagt haben würde. Auch kam den Schweden dieſer Sieg theuer zu ſtehen: zwei ſchwediſche Barkaſſen wurden in den Grund geſchoſſen, eine gerieth in Brand und flog mit der ganzen Mannſchaft in die Luft. Die Schweden hatten 120 Todte. Bald darauf rächte ſich die preußiſche Flottille, und erfocht über die Schweden einen vollkommenen Sieg und große Vortheile, weshalb das königliche Gouvernement 500 Thlr. Prämien unter das Schiffsvolk austheilen ließ. Die gegen das Ende müßig liegende Flotte ward zuletzt zum Transport der öſtreichiſchen Gefangenen und Ammunitionsſtücke nach Königsberg gebraucht.

Hier hören unſere Nachrichten auf, die man ſelbſt in Preuß' Werke vergeblich ſucht. Der Strom größerer Unglücksereigniſſe, die Schlacht von Kunersdorf, der Verluſt von Dresden, die Niederlage von Maxen, ließ die Schickſale der jungen Seemacht unbemerkt vorübergehen. Ungefähr im 9. Jahr vor Chr. Geb. ward auf der Ems das erſte bekannte deutſche Schiffstreffen durch die Brukterer der römiſchen Flotte des Druſus geliefert; 1768 Jahre ſpäter das letzte. Wir fangen nun wieder von vorn auf der Ems und Weſer an; 1857 Jahre

nach der That der Brukterer! Wie werden wir aufhören? Werden Siegestage wie der Hansa im J. 1368 dazwiſchenfallen?

F. W. Barthold.

Bibliographie.

Arndt, E., Blätter zur Geſchichte unſerer Zeit, oder der Deutſchen Volkserhebung im J. 1848. 1ſte Lieferung. Augsburg, Jaquet. 8. 7½ Ngr.

Deutſche Dichtungen mit Randzeichnungen Deutſcher Künſtler in eigenhändigen Radirungen. 1ſter Band. 1ſte Lieferung. 3ter Abdruck. Düſſeldorf, Buddeus. Gr. 4. 15 Ngr.

Feuerbach, A. Ritter v., Aktenmäßige Darſtellung merkwürdiger Verbrechen. 3te unveränderte Auflage. Mit einer Einleitung von C. J. A. Mittermaier. Frankfurt a. M., Heyer. Lex.-8. 2 Thlr.

Gedichte zur Verherrlichung der wahren Kirche von F. Norimbergenſis. Emmerich, Romen. Gr. 16. 12 Ngr.

Hanuſch, J. J., Vorleſungen über die allgemeine Cultur-Geſchichte der Menſchheit. Gehalten an der Univerſität zu Olmütz. 1ſte Lieferung. Brünn, Winiker. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Handbuch der Erfahrungs-Seelenlehre als philoſophiſches Wiſſen einleitend entworfen. 3te, umgearbeitete Auflage. Ebendaſelbſt. Gr. 8. 20 Ngr.

Hingenau, O. Freih. v., Beiträge zur ſtaatswiſſenſchaftlichen Behandlung der Montan-Induſtrie. 1ſter Theil: Bergwirthſchaftslehre. Brünn. Gr. 12. 10 Ngr.

Hoppe, J., Californiens Gegenwart und Zukunft. Nebſt Beiträgen von A. Erman über die Klimatologie von Californien und über die geographiſche Verbreitung des Goldes. Hierzu 2 Karten. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Kalm, E. F., Geſchichts-Bilder. Darſtellung der größten Ereigniſſe und ausgezeichnetſten Perſonen aller Zeiten, verfaßt von den berühmteſten Geſchichtſchreibern, geſammelt und herausgegeben. 2te vermehrte Auflage. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Registrum oder merkwürdige Urkunden für die deutſche Geſchichte, geſammelt und herausgegeben von H. Sudendorf. 1ster Theil. Jena, Frommann. Gr. 8. 25 Ngr.

Schöler, Ueber die griechiſche Baukunſt, eine Vorleſung als Grundlage für den Unterricht in dieſem Theile der alten Kunſtgeſchichte. Erfurt. 1848. Gr. 4. 3 Ngr.

Stahl, J., Die Revolution und die conſtitutionelle Monarchie, eine Reihe ineinandergreifender Abhandlungen. 2te vermehrte Auflage. Berlin, Hertz. Gr. 8. 16 Ngr.

Neueſte Volksbibliothek. In Verbindung mit einigen Freunden herausgegeben von W. Redenbacher. Jahrgang 1849. 1ſtes Heft. — A. u. d. T.: Die Rugenheimer. Ein Bild aus der Gegenwart von K. Wild. Dresden, Naumann. 16. 4 Ngr.

Deutſche Volksbücher nach den älteſten Ausgaben hergeſtellt von K. Simrock. Mit Holzſchnitten. XXIX. Kurze Erzählung von einem Juden aus Jeruſalem mit Namen Ahasverus, welcher bei der Kreuzigung Chriſti ſelbſt perſönlich geweſen ꝛc. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 2½ Ngr.

— — Dieſelben. XXX. Eine ſchöne und kurzweilige Hiſtorie von einem Rieſen Fierabras genannt, und welche Kämpfe Kaiſer Karl und ſeine Helden mit den Heiden ſtritten. Ebendaſelbſt. 8. 8 Ngr.

Vormbaum, R., Evangeliſche Miſſionsgeſchichte in Biographieen. 1ſter Band. 1ſtes Heft. — A. u. d. T.: John Eliot, der Apoſtel der Indianer Nordamerikas. Nach ſeinem Leben und Wirken dargeſtellt. Düſſeldorf, Schaub. 8. 6 Ngr.

Wagner, J. G., Geſchichte der Stadt und Herrſchaft Schmalkalden nebſt einer kurzen Ueberſicht der Geſchichte der ehemaligen gefürſteten Grafſchaft Henneberg. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr.

Weinholtz, K., Die ſtaatsbürgerliche Freiheit und Gleichheit, zur Entwickelung und Sicherung der Wohlfahrt des Staats erwogen. Roſtock, Stiller. Gr. 8. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Babyloniſche Beiträge zur politiſchen Confuſion unſerer Tage. Den ruheloſen Manen der dahingeſchiedenen proviſoriſchen Ruinirungsregierung in volksſouveränitätlicher Unterthänigkeit gewidmet. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 16. 3 Ngr.

Drei Beiträge zu den Vereinsblättern. I. Sprißler's Trauerrede bei Robert Blum's Todtenfeier zu Sulz am 27. Nov. 1848. II. Pfarrer Sprißler der Mann des Volks, ſuspendirt von ſeiner geiſtlichen Obrigkeit wegen der Rede auf Blum und wegen ſeines Antrags zu §. 15 der Grundrechte. III. Sprißler's Rede bei dem ihm, nach erfolgter Suspenſion, gebrachten Fackelzuge zu Empfingen am 11. März 1849. Hechingen, Egersdorff. Gr. 16. 1 Ngr.

Offener Brief an Herrn von Bülow-Cummerow die Grundſteuern betreffend, von Peter Minus. Berlin. Gr. gr. 8. 5 Ngr.

Cochut, A., Die Leiden der Landwirthſchaft und ihre Abhilfe. In einer Darſtellung der landwirthſchaftlichen Zuſtände Frankreichs. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 10 Ngr.

Dresler, v., Bedenken gegen die in dem Staatsanzeiger vom 29. April d. J. veröffentlichten Geſetzentwürfe über die Einrichtung von Rentenbanken und über die Ablöſung der Reallaſten und die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Erdmann, G., Das Oberbiſchofamt des Großherzogs und der Verfaſſungsausſchuß. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 2½ Ngr.

Grävell, M. C. F. W., Kein Öſtreich und kein Preußen! ſondern ein einiges, ſtarkes und herrliches Deutſchland. Wie kann und muß es werden? Potsdam, Janke. 8. 10 Ngr.

Guizot an ſeine Freunde. Nebſt einer Kritik des Ueberſetzers. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hofgärtner, F. J., Ueber Proletariat, Landwirthſchaft und Auswanderung. Ein zeitgemäßes Wort an alle Deutſche. Augsburg, Rieger. 8. 2½ Ngr.

Maier, M., Woran ſollen wir erkennen, ob eine Bewegung aus Gott ſei? Predigt über Apoſtelgeſch. II, 1—13 am Pfingſtfeſte 1849 vor einer Landgemeinde gehalten. Erlangen, Bläſing. Gr. 8. 1½ Ngr.

Meißner, C. B., Exegetiſche Beiträge zur Erklärung der Grundrechte des deutſchen Volks über Kirche und Schule nach Artikel V. § 14—18. 20. [§ 144—148. 150. der Reichsverfaſſung] und Artikel VI. § 23—26. [§ 153—156. der Reichsverfaſſung]. Dresden, Naumann. Gr. 8. 8 Ngr.

Perthaler, Das Erbkaiſerthum Kleindeutſchland. Frankfurt a. M. 8. 10 Ngr.

Deutſche Reichsgeſetze. 1ſtes Heft. Wien, Tendler u. Comp. Leipzig, Spamer. 16. 7 Ngr.

Osmin Rickekracht's Abſchied. Als Seitenſtück zum „Klagelied eines von Erfurt abziehenden aufgelöſten Deputirten.“ Erfurt, Körner. Gr. 8. 15 Ngr.

Schübler, E., Die Radicalreform der Staatsverwaltung und Verfaſſung Württembergs vom Standpunkt des Volks. Herausgegeben vom Volksverein in Stuttgart. Stuttgart, A. Wagner. 8. 3 Ngr.

Die alte und die neue Verfaſſung. Eine Anſprache an Hamburgs Bürger. Ein Flugblatt des Deutſchen Clubs. Hamburg, Riemeyer. Gr. 8. 2 Ngr.

Wichura, B., Die vereinigte Arbeit [Aſſociation] und die Theilnahme des Staats an der Aufhülfe der Arbeiter. Ein Verſuch zur Beantwortung der ſocialen Frage. Ratibor, Jakobſohn. Gr. 8. 12½ Ngr.

Zur Propaganda der national-konſtitutionellen Partei. Von einem freimüthigen Widerſacher der Revolution. Anhang: Wählen oder nicht wählen? Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 204. —— 25. Auguſt 1849.

Goethe's Verdienſte um unſere nationale Entwickelung.

Zur Goethe-Feier am 28. Auguſt 1849.

Von Dr. **W. Aſſmann.***)

Welch ein Bild tritt uns heute mit verjüngter Kraft vor die Seele! Ein Jahrhundert liegt zwiſchen uns und dem Tage wo uns Goethe geboren ward, das Jahrhundert in welchem und durch deſſen Einfluß er ſich bildete, und auf welches er bildend zurückwirkte! Faſt ein Jahrhundert lang gönnte der Himmel dem deutſchen Volk dieſe mächtige und milde Erſcheinung; Goethe erfüllt in dieſer Zeit Deutſchland mit ſeinem Ruhme, ja Deutſchlands Ruhm ward durch ihn, während die Nation in tiefer Schmach begraben lag, in die Welt hinausgetragen. Ein ſpätes Greiſenalter ward ihm gewährt, doch er hat weder ſeine Kraft noch ſeinen Ruhm überlebt, und bis zu dem letzten Augenblicke ſeines Erdenlebens ward er gefeiert von ſeiner Nation und von den edelſten Geiſtern in fremden Völkern. Auch heute noch iſt ſein Ruhm lebendig; aber dennoch ergreift uns ein wehmüthiges Gefühl, daß eben in dieſer Zeit der mahnende Ruf erſchallt die Geburtsfeier des Abberufenen noch einmal zu begehen; und nicht darum, weil er nicht mehr unter uns weilt — denn wem käme nur der Wunſch das Lebensziel des Greiſes noch bis heute hinausgerückt zu ſehen? — ſondern weil gerade jetzt, ſo wenige Zeit nach ſeinem Hinſcheiden, die Anerkennung die ihm gebührt verdunkelt zu werden droht. Wie Wenige haben wol unter den Wirren und Leidenſchaften der erſchütternden Gegenwart bei ihm den Frieden geſucht der, wie er in ihm ſelber waltet, ſeinen Vertrauten aus ſeinen Werken entgegenſtrömt? Wie Viele haben ihn wol gar geſchmäht, verachtet, als ſei ſeine empfindende Seele kalt und gleichgültig bei Dem geblieben was jüngſt das Gemüth jedes Edeln zur höchſten Thatkraft ſpornte, für Vaterland und Freiheit! Als habe er, verloren in die heimatloſen Ideen des Schönen des Landes in dem er geboren, des Volkes unter dem und für das er zu leben berufen war, vergeſſen, in dem Streben nach unerreichbarem Weltbürgerthum verſäumend was Jedem das Nächſte iſt, die Pflichten des Bürgers gegen den Staat und gegen die Nation in denen Gott ihm den Kreis ſeines Wirkens zugewieſen! Dann ſtände es jetzt beſſer um uns, meinen ſie, wenn die großen Geiſter des verwichenen Jahrhunderts nicht unſerm Volksthum fremd geblieben wären, wenn ſie ſtatt einer luftigen Humanität gediegene Vaterlandsliebe gepredigt, ſtatt Lieder zu ſingen im Leben gekämpft, und ſtatt einer Harmonie der Seelen die Einigung des deutſchen Vaterlandes erſtrebt hätten! Nun aber ringen nach dieſer die Beſten vergeblich, weil das Volksthum durch Diejenigen die Beſſeres ſein wollten als die verachtete Menge, und die darum eine unpraktiſche allgemeine Menſchenbildung foderten, ſtatt gekräftigt zu werden untergraben iſt!

Wol eben darum aber führt der Himmel dem gegenwärtigen Geſchlechte dieſen Feiertag herauf, daß wir nicht verzweifeln an unſerm Vaterlande, wenn noch immer der Tag ſeines Heils, ſeiner Größe nicht kommen will; daß wir, des deutſchen Volks gedenkend, nicht wähnen gar Nichts zu ſein, weil wir nicht Alles geworden ſind wozu wir uns als Nation berufen fühlen; aber auch darum, daß wir einen tiefern Blick thun in die Entwickelung unſers nationalen Lebens, und vor Allem uns klar werden über die Bedeutung die unſer Dichterfürſt nicht blos für jeden Einzelnen unter uns, ſondern auch für das Volk hat, dem er wie der Geburt nach ſo auch wahrlich mit ganzer Seele angehört.

So feiern wir den heutigen Tag durch einen Blick auf die Verdienſte Goethe's um unſere nationale Entwickelung, ſo weit wir die geiſtige Macht, die unverloren auf die ſpäteſten Zeiten hinaus zu wirken beſtimmt iſt, nach dem Ablauf des erſten Jahrhunderts, ſeitdem ſie ſich unter uns kundgab, zu überſchauen vermögen.

Ein Dichterleben bewegt ſich auf dem Gebiete des Geiſtes, und wir können hier zunächſt nicht fragen, welche Verdienſte ſich unſer Sänger um das Außenleben unſers Volks erworben hat. Nicht danach iſt ſein Ruhm zu meſſen, ob und wie viel er Nützliches gewirkt; nur für das Schöne das er gebildet hat wird ihm der Kranz gewoben. Es iſt die geheimnißvolle Welt des Scheins in welcher die Schöpferkraft des Dichters waltet; aber die Geſtalten die er in das Daſein zaubert ruhen dennoch auf einem tiefern Grunde. Die innerſte Seele des Dichters iſt der Urquell aus dem ſeine Ideale entſpringen, und was ihm die Natur gegeben hat, was er durch

*) Ein beſonderer Abdruck des nachfolgenden Aufſatzes iſt zu dem Preiſe von 10 Ngr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen. D. Red.

eigenes Streben geworden iſt, Das ſpiegelt ſich in allen Bildungen wider, die in unerſchöpflichem Gedränge aus dem reichen Geiſte zu Tage treten. Darum preiſen wir es, die höchſte Gabe die in ihm und mit ihm dem Vaterlande geſchenkt ward iſt er ſelbſt; dieſe reine, edle Natur, die dem Volke in deſſen Boden ſie Wurzel ſchlug den Dank mit Dem bezahlt was ſie iſt, nicht mit Dem was ſie thut.

Was Goethe war, Das ſoll der erſte Gegenſtand unſerer Betrachtung ſein; und wenn kein ſterbliches Auge deutlich zu unterſcheiden vermag wieweit menſchliche Geiſteskräfte ein Werk Gottes oder des Menſchen ſelbſt ſind, ſo werden wir doch dem Genius die ungetheilteſte Bewunderung zollen der eine große Naturanlage durch Selbſtkraft zur vollendeten Geſtalt entwickelt. Das aber dürfen wir mindeſtens von unſerm Goethe rühmen, daß es ihm ſein ganzes Leben hindurch noch bis in das ſpäteſte Greiſenalter für die höchſte Aufgabe galt: ſich ſelbſt zu Dem zu bilden wozu die entſchiedenſte Naturanlage ihn beſtimmt hatte. Und hiermit weiſen wir von vornherein alle und jede Anfoderungen Derer zurück die irgend einen mehr oder minder vollendeten Typus menſchlicher Entwickelung als das Muſterbild jedes Einzelmenſchen hinſtellen; denn wir erkennen darin allein die wahre Aufgabe der Selbſtbildung, daß Jeder das Ziel der Bildung zu erreichen bemüht ſei zu welchem ihm eine höhere Macht durch die ganze Eigenthümlichkeit ſeiner Natur den Weg vorgezeichnet hat; oder wie der Dichter es ausdrückt:

Gleich ſei Keiner dem Andern, doch gleich ſei Jeder dem Höchſten!
Wie Das zu machen? — Es ſei Jeder vollendet in ſich!

Das aber iſt durch die menſchliche Beſchränktheit ſelbſt bedingt, daß kein Sterblicher ſeine geiſtige Kraft nach allen Richtungen hin gleichmächtig auszubreiten vermag; das Vorwalten der einen oder der andern ſeiner innern Kräfte, wie die äußern Verhältniſſe unter denen er ſich bildet und wirkt, beſtimmt auch die Geſtalt in der er unter den Menſchen erſcheint. Hier zeigt ſich ein unbeugſamer Herrſcherwille, der ſich die Menſchen in kleinern oder größern Kreiſen dienſtbar macht, und, wenn er an der Spitze eines Volks waltet, die äußern Geſchicke deſſelben, ja der Menſchheit kühn in neue Bahnen weiſt; während in einem Andern der Drang nach Erweiterung des Wiſſens die ganze Thätigkeit in Anſpruch nimmt, ſodaß er nur die Wiſſenſchaft ſelbſt weiter führt, unbekümmert darum wie den Menſchen die aufgeſpeicherte Gabe zugute komme. Goethe aber war eine geborene Künſtler- und Dichternatur; er fühlte den unbezwinglichen Trieb die Welt um ſich her, Natur und Geiſt, lebendig zu erfaſſen, und die Wahrheit die er erkannt hatte im Bilde zur Darſtellung zu bringen; bei dem tiefen Drange einer überlegenen Vernunft nach reiner Wahrheit hüllte doch ſeine immer wirkſame Phantaſie unbewußt und unwiderſtehlich alles Erkannte ſogleich in das Gewand der Dichtung ein. Daher jene „unbezwinglich thätige Neugierde des Knaben", von der er uns in „Wahrheit und Dichtung" erzählt, daher, als er „ſeine Vaterſtadt zuerſt gewahr wurde", jene unmittelbare „Luſt blos menſchliche Zuſtände in ihrer Mannichfaltigkeit und Natürlichkeit ohne weitern Anſpruch auf Intereſſe oder Schönheit zu erfaſſen", daher ſeine dunkle „Sehnſucht" in die weite Natur hinaus, wenn er aus dem eingeengten „Gartenzimmer" des väterlichen Hauſes über die Mauern und Wälle hinaus in die weite fruchtbare Ebene blickte, und ſich „an der untergehenden Sonne nicht ſatt ſehen konnte". Früh entwickelte ſich deshalb in ihm ein Gefühl für die Einſamkeit, in der er die empfangenen Bilder ſammelte und verarbeitete; aber ſchon den ſechsjährigen Knaben drängte auch die tiefe Empfindung von der allwaltenden Macht, die ſich uns in Allem kundgibt, ſich „dem großen Gotte der Natur unmittelbar zu nähern"; an einem ſelbſtgeſchaffenen Altar begann ſein dichteriſches Prieſterthum; „Naturproducte ſollten die Welt im Gleichniß vorſtellen"; über dieſen entzündete er bei einem frühen Sonnenaufgang eine gelinde Flamme, die „das zu ſeinem Schöpfer ſich aufſehnende Gemüth" bedeuten ſollte. Bald offenbarte ſich der dichteriſche Drang in einer Fülle von Märchen, in Herbeiziehung von „Luftgeſtalten", die er „ſeinem Naturell gemäß" raſch zu kunſtmäßigen Darſtellungen verarbeiten lernte. Dabei trat die natürliche Klarheit ſeines Geiſtes nicht minder als ein geheimnißvoller Gefühlsdrang hervor. Anſchaulich waren alle ſeine Geſtalten; „das Auge war", wie er ſelbſt ſich ausdrückt, „das Organ womit er die Welt faßte"; wohin er ſah erblickte er ein Bild, und was ihm auffiel, was ihn erfreute, wollte er in einer Darſtellung feſthalten. Wir treffen den Funfzehnjährigen nach dem erſten herben Schickſal das ſein Herz erſchütterte, in den „ſchönen belaubten Hainen" in der Nähe ſeiner Vaterſtadt. „In der größten Tiefe des Waldes hatte er ſich einen ernſten Platz ausgeſucht, wo die älteſten Eichen und Buchen einen herrlich großen, beſchatteten Raum bildeten." Dort ſuchte er ſich „einen halbbeſchatteten alten Stamm, an deſſen mächtig gekrümmten Wurzeln ſich wohlbeleuchtete Farrenkräuter anſchmiegten, von blinkenden Graslichtern begleitet, zum Gegenſtande des Studiums aus". Da ſtrebte er mit ungenügender Technik in einer Kunſt für die er nicht geſchaffen war die Empfindungen die ihn in ſeinem „heiligen Walde" ergriffen vergeblich an das Bild kleiner Einzelheiten zu knüpfen; in Dem aber was vor Allem ſeine Seele bewegte zeigte er ſich, wie ſchon ſein begleitender Freund bemerkte, „wie ein wahrer Deutſcher", der in Hainen und Wäldern jenes Geheimnißvolle verehrt was wir in Ehrfurcht mit dem Namen des Göttlichen benennen. „Gewiß", ruft er in ſpäter Erinnerung an dieſe Gefühle der Jugend vom Erhabenen aus, „es iſt keine ſchönere Gottesverehrung als die zu der man kein Bild bedarf, die blos aus dem Wechſelgeſpräch mit der Natur in unſerm Buſen entſpringt." Da wo Natur ihn unterwies ging die Seelenkraft ihm auf, und ſie redete mit ihm „wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt".

Was aber ſo das Innerſte dieſer Dichterſeele be-

regte, Das mußte auch in Wort und Bild heraustreten, daß sich Andere daran erfreuen und auferbauen möchten. Wie er als Knabe den Gespielen seine Märchen erzählte, so stand ihm schon als Jüngling jene Aufgabe in einer ernstern Gestalt vor der Seele. Wol war die Darstellung des Erkannten und Erlebten ein unabweisbares Bedürfniß dieses Genius selbst, dessen Befriedigung ihm an und für sich „das größte Vergnügen" gewährte; er übte, wie er uns sagt, sein Talent „mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es aus Instinct geschah"; dabei hob ihn im Stillen die bleibende Ueberzeugung, „daß es nach und nach immer besser werden müsse, und daß er wol einmal neben den gepriesenen Dichtern der Nation mit Ehren genannt werden dürfte". Aber er gesteht zugleich, daß ihm eine solche Bestimmung in den Jünglingsjahren „allzu leer und unzulänglich geschienen" habe; er wollte sich, unter dem Einflusse der Ansicht seines Vaters, der ihn freilich zur Jurisprudenz hinüberdrängte, wie der ganzen Zeit, „zu gründlichen Studien des Alterthums bekennen, sich hierdurch zu einer akademischen Laufbahn fähig machen, die ihm das Wünschenswertheste erschien für einen jungen Mann der sich selbst auszubilden und zur Bildung Anderer beizutragen gedachte". Und so erkennen wir in ihm jenes innige Streben in Erkenntniß der Wahrheit auch Andern ein Führer zu werden, das er als gereifter Dichter so schön in den Worten ausspricht:

Wozu sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Doch ist es ihm wahrlich nicht so leicht geworden sich selbst eine Genüge zu thun in der Ausbildung seiner entschiedensten Naturanlage; selbst nur den Weg zu finden auf den ihn die höhere Macht gewiesen hatte, mit wachsender Klarheit das Ziel das ihm gesteckt war zu erkennen und demselben immer näher zu kommen. Es war der ganze Mensch der sich in seinen Dichtungen aussprechen wollte, und ehe dieser nicht fertig dastand, schwankte Goethe auch über seine Bestimmung zum Dichter und über die Gestalt in die er das Schöne zu kleiden hätte. So sehr wir die Gunst des Geschicks in den Umständen bei seiner Erziehung zu preisen haben, so trat doch die Eigenheit und Strenge des Vaters oft schroff genug der Naturanlage des Sohnes gegenüber; die Einflüsse des Zeitgeschmacks und seiner beginnenden Umgestaltung brachten auch ihn langehin aus dem Gleichgewicht, und äußere Lebensverhältnisse zerrten ihn hierhin und dorthin. Vor Allem aber hatte diese erregbare Dichternatur mit wiederholten Anfällen einer stürmischen Leidenschaft zu kämpfen, die ihn, als noch das Leben im Halbdunkel vor ihm lag, öfter an jeder Rettung von der Uebermacht seiner Gefühle verzweifeln ließ, eine Zeit lang seinen Körper untergrub und sein Gemüth bis zur Krankheit zerrüttete; — die ihn langehin, wie er selbst gesteht, aus einem Extrem in das andere warf, sodaß ihm zeitweise der Ernst des Lebens unter dem wilden Haschen nach Genüssen und Zerstreuungen verloren ging.

Doch hat er gerungen und gestrebt, sich geübt und gequält, wie als Dichter so als Mensch; er hat Vieles versucht und verworfen, und ohne Schonung den Stab über Das gebrochen was er geschaffen und gethan, wenn es den höhern Anfoderungen seines Innern nicht entsprach. Dabei aber fand diese gediegene Natur schon früh ein Maß und einen Halt in sich selbst die sie immer wieder zur Ruhe und zum Gleichmuth zurückführten, und so herrlich war die Mischung der Seelenkräfte in derselben, daß eben jene Phantasie welche die Empfindungen rasch zur Leidenschaft entflammte nicht lange darauf zum Mittel ward die Leidenschaft zu kühlen und zu besänftigen. Denn schon früh entwickelte sich in dem Dichter die in seiner Naturanlage begründete Richtung, von der er sein ganzes Leben hindurch nicht abweichen konnte, „was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte in ein Bild zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen". Dadurch fühlte er sich erleichtert und aufgeklärt, indem er „die Wirklichkeit in Poesie verwandelte". Und indem so die hohe Vernunft die sein Wesen durchwaltete wieder zur Herrschaft gelangte, gab ihm die Wahrheit nach der er rang die Ruhe zurück, welche die Leidenschaft nur vorübergehend zu erschüttern vermochte. Immer heller erkannte er nach und nach unter den Stürmen der Außenwelt und seines Innern, daß die Vernunft allein dem Menschen den festen Halt auf dem Meere dieses Lebens zu gewähren vermag, und immer sicherer lernte er jene erhabene und milde Ruhe der Seele bewahren welche das Merkzeichen des wahren Weisen ist. Daher der Friede der in den Erzeugnissen seines Geistes waltet, und den er als „ruhiger Freund" auch seinen Freunden unter allen Geschicken des Lebens verheißt und bringt, wenn sie mit ihm vereinigt wandeln und sich an den Gaben des Sängers erfreuen wollen; daher sein edler Stolz in der Erkenntniß, daß er, zur Dichterweihe herangereift, „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" empfangen habe, und dem gegenüber die tiefste Demuth, die ihm stets das Bewußtsein seiner „Schwächen" wach erhielt, und ihn auf seiner höchsten Höhe stets bedenken ließ, wie auch er, gleich jedem andern Sterblichen, nur „wenig ist", und „was man ist, Das blieb man Andern schuldig". Und dabei glühte auch seine Wange von jener Jugend die uns nie verfliegt; er wußte, daß wir, so lange wir auf Erden wallen, nur Werdende sind, und daß wir darum auf das Thun angewiesen sind uns selbst und Andere zu bilden; unermüdlich strebte er diesem Gedanken gemäß bis an das Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über einige Staatsbibliotheken des Auslandes.

Wie im Mittelalter jede große Kirche ihre Bibliothek hatte, so auch der Vatican. Gestiftet vom Papst Nikolaus 1450, vernichtet durch den Connetable Bourbon bei der Erstürmung Roms und wiederhergestellt 1588 von Sixtus V., verdankt sie einen großen Theil ihrer Schätze der von Tilly 1622 ausge-

plünderten heidelberger Bibliothek. Sie zählt gegenwärtig 100,000 gedruckte Bände und 40,000 Handschriften. Kurz vor seiner Flucht ließ der dermalige Papst, Pius IX., einen Flügel des Gebäudes mit ungefähr 35,000 Druckbänden, worunter viele seltene Werke und einige die einzig in ihrer Art, eine Menge mit Randglossen von berühmten Männern, dem Publicum öffnen. — Der Saal des Großen Raths zu Venedig enthält die Bibliothek des heiligen Marcus von 65,000 Bänden und an 5000 Handschriften. Laut der eigenen Worte Petrarca's in einem Briefe, worin er von seinen zum Dank für die in Venedig während der Pest gefundene gastfreie Aufnahme dahin geschenkten Manuscripten spricht, wurde er dadurch ihr erster Begründer. Indeß besitzt die Bibliothek jetzt nur eine kleine Zahl seiner Manuscripte, und den ihr gemachten Vorwurf, daß sie Petrarca's Büchersammlung in einem engen Zimmer habe vergessen und vermodern lassen, hat der gelehrte Bibliothekar Morelli als Verleumdung und schon deshalb als unmöglich wahr nachgewiesen, weil der Dichter überhaupt blos einige wenige Bücher dahin geschenkt habe. Allerdings hinterließ Petrarca bei seinem Tode, zwölf Jahre nach jener Schenkung, eine kostbare Büchersammlung. Sie wurde aber vereinzelt, kam zumeist in den Vatican, an die Laurentische, die Ambrosianische und die pariser Bibliothek, und nicht Ein Band nach Venedig. — Die schöne Bibliothek zu Ferrara, einer der hervorragenden Städte welche die Buchdruckerei in deren Kindheit pflegten, besitzt ungefähr 80,000 Bände und 900 Manuscripte, darunter Bruchstücke etlicher Gesänge des „Orlando furioso", bedeckt mit Correcturen von Ariosto's Hand, ein sprechendes Zeugniß seiner Sorgfalt; ferner das Manuscript eines seiner Lustspiele, der „Scholastica", dies natürlich weniger corrigirt, da er es unvollendet hinterließ und sein Bruder Gabriele es vollendete; dann das Manuscript seiner „Satiren" in gutem Zustande und merkwürdig wegen der verschiedenartigen, vom Dichter beigeschriebenen Aenderungen. Ein nicht minder werthvolles Manuscript ist die „Gerusalemme" mit Tasso's Correcturen aus der Zeit seiner Gefangenschaft und mit den von ihm am Schlusse beigesetzten Worten: „Laus Deo." Außerdem enthält es sehr viele unterdrückte Stellen und mehre nacheinander durchstrichene Seiten. Zu den übrigen Tasso'schen Handschriften gehören neun aus dem Hospitale St.-Anna datirte Briefe und einige aus dem Kerker an den edeln Herzog Alfonso gerichtete Verse voll Schmerz, Kummer und Verzweiflung. Auch befindet sich hier das Manuscript von Guarini's „Pastor fido" mit etlichen, meist grammatikalischen Correcturen von Leonarde Salviati, das alte Choralbuch der Karthäuser in 18 Bänden mit herrlichen Miniaturgemälden, und eine gleich prächtige Bibel anscheinend von denselben Künstlern. Aber eine der bedeutendsten Seltenheiten ist die „Musculorum humani corporis pictura dissectio" von dem großen ferrarischen Anatomiker des 16. Jahrhunderts, Giambattista Canani, dem Ersten welcher eine obgleich dunkle Vorstellung vom Blutumlaufe hatte — eine undatirte Ausgabe, muthmaßlich von 1541, mit Kupferstichen des berühmten Geronimo Carpi. — Eine der vollständigsten Bibliotheken Europas ist die von Cosmo de' Medici 1560 in Florenz errichtete. Wesentliche Beihülfe empfing er von Hieronimo Donato, Ermolao Barbaro und Paolo Cortesi, insonderheit aber von Poliziano, welcher das Ordnen der Sammlung übernahm und zum Behuf zweckentsprechender Ankäufe Rundreisen durch Italien machte. Auch zwei auf des Prinzen Veranlassung von Giovanni Lascar nach dem Orient gemachte Reisen hatten in der Erwerbung einer Menge seltener und werthvoller Werke einen glänzenden Erfolg, namentlich die zweite, welche fast 200 in einem Kloster auf Berg Athos genommene Abschriften eintrug.

In Frankreich haben bis jetzt 195 Städte theils größere, theils kleinere, im Ganzen ausgezeichnete öffentliche Bibliotheken, deren gesammte Bücherzahl sich auf 3 Millionen Bände beläuft, welche meist in geräumigen Sälen aufgestellt und unter der Obhut besoldeter Conservateurs Einheimischen und Fremden zugänglich sind.

Was Rußland an Bibliotheken besitzt stammt meist aus dem geplünderten Kurland und Polen. Die von Peter I. aus der Stadt Mitau fortgeführten 2500 Bände bildeten den Kern der kaiserlichen Bibliothek. Katharina II. zog 1772 die aus 17,000 Bänden bestehende Sammlung der Fürsten Radziwill zu Nieswiecz ein, und Russen selbst schätzen die 1795 von Warschau nach Petersburg geschaffte Bibliothek Zaluski auf 260,000 Druckbände und 11,000 Handschriften. Die Wiedereinnahme Warschaus 1831 kostete der Universität 200,000, der Philomatischen Gesellschaft 20,000, dem Staatsrathe 36,000 und dem Fürsten Czartoryiski in Pulawy 15,000 Bände. Hierzu die Ausräumung der unterdrückten Klöster, und es ist gewiß keine übertriebene Angabe, daß Rußland 700,000 Bände — kostenfrei erworben hat. Die reichste aller russischen Bibliotheken ist die kaiserliche in Petersburg, dem Range nach die dritte in Europa. Sie enthält ungefähr 442,800 Druckbände und 14,480 Manuscripte, besitzt viel mittelasiatische Literatur und gilt überhaupt für einen Schatz orientalischer Schriften. Namhaft bemerkenswerth sind 73 in die wichtigsten Theile der Sanskritliteratur einschlagende Manuscripte des Obersten Stuart und 43 aus Peking erhaltene mongolische und thibetische Werke. Außerdem gibt es in Rußland noch 42 andere öffentliche Bibliotheken, von denen einige an 10,000 Bände und darüber haben.

Daß die königliche Bibliothek in Kopenhagen 463,333 Bände und ungefähr 22,000 Handschriften eignet, dürfte bekannter sein als daß sie einen, 174 Bände starken, vollständigen Bücherkatalog — die Arbeit von elf Jahren — und ein bis zum vierten Theile der Handschriften gelangtes Verzeichniß derselben hat.

In Betreff der von Gustav Wasa gegründeten und von Gustav Adolf beträchtlich vermehrten königlichen Bibliothek in Stockholm bleibt das Gerücht ihres Reichthums sehr hinter der Wahrheit zurück. Sie zählt kaum 70,000 Bände und 5000 Manuscripte. Ursache dieser niedrigen Ziffern sind theils der von Königin Christina an ihr begangene Raub, theils die Sorglosigkeit mit welcher sie Literaten Bücher verabfolgen ließ, theils der große Brand von 1697. Empfehlenswerth erscheint die Einrichtung, daß jedes Fach seinen unterschiedenen Einband hat. Zu den Curiositäten gehört die aus Prag dahin gebrachte sogenannte „Teufelsbibel" oder „Codex giganteus", ein Gigant jedenfalls, da er außer der lateinischen Vulgata auch die Schriften des Josephus, etliche Tractate des heiligen Isidor, eine Chronik Böhmens und Anderes enthält.

Die am weitesten nach Norden gelegene Bibliothek ist die zu Reikiavik, der Hauptstadt von Island. Vor 40 Jahren besaß sie 3600 Bände, die sich seitdem verdoppelt haben sollen.

Die erste nordamerikanische Bibliothek entstand 1731 in Pennsylvanien aus einer von Franklin veranstalteten Subscription, und die größte südamerikanische ist in Mexico, zwischen 11—12,000 Bände stark. Ueberdies mögen vier dortige Klöster zusammen 32,000 Bände besitzen. 10.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Bündniß

der

drei Königreiche Preußen, Sachsen und Hannover

vom 26. Mai 1849.

Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung

von **A. E.**

Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 205. —— 27. Auguſt 1849.

Goethe's Verdienſte um unſere nationale Entwickelung.

Von **W. Aſſmann.**

(Fortſetzung aus Nr. 204.)

Allerdings wirkten die erſten zehn Jahre von Goethe's Hofleben in Weimar mannichfach ſtörend und zerſtreuend auf ihn ein, und er hat in dieſem Zeitraume kein größeres Dichterwerk vollendet. Aber dennoch verlor er dieſe Zeit nicht ſo ſehr in eigenen Genüſſen und in kleinlichen Arbeiten für die Hoffeſte, wie man allzu oft behauptet hat.*) Auch ſeine Thätigkeit für das äußere Leben war ihm Bedürfniß, und auch nach dieſer Richtung hin mußte ſeine Selbſtbildung gefördert werden. Seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach verlangte ihn nach einem gemüthlichen Wirkungskreiſe, den er ganz zu überſchauen und auszufüllen vermöchte, und er ward in der echt deutſchen Weiſe, bei der ihm vor Allem Möſer ein Vorbild war, der Rathgeber und Helfer eines edeln deutſchen Fürſten, der das Wohl ſeines kleinen Ländchens nach allen Seiten hin treulich gefördert hat. Er ſchreibt über Möſer's „Patriotiſche Phantaſien": „Wann, wo ich ſie aufſchlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünſche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten ſich in meiner Seele"; und in einem Briefe aus der erſten Zeit ſeines Lebens in Weimar ſagt er:

Dieſes Tagewerk, das mir aufgetragen iſt, das mir täglich leichter und ſchwerer wird, erfodert wachend und träumend meine Gegenwart. Dieſe Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünſcht' ich's den größten Menſchen gleich zu thun und nichts Geringerm.

Wie Schiller, der mehr in der Welt ſeines Innern lebte, ſich durch ſtille Studien der Philoſophie und Geſchichte läuterte, ſo mußte Goethe durch reiche Lebenskenntniß, auch in der Außenwelt, zur Selbſtbefriedigung kommen.**) Er hatte den ſentimentalen Hang der Zeit in ſich zu bekämpfen, und ſich durch Mannichfaltigkeit der Anſchauung zur Klarheit über die Foderungen ſeines Innern zu erheben. So hat er in jenem Jahrzehnd Vieles verſucht und angefangen, vor Allem aber begann in ihm ſelbſt ein Reinigungsproceß, und er ſuchte ſich das Geſetzliche, dem er bisher unbewußt gefolgt war, in beſtimmter Geſtalt vor die Seele zu rücken. Und jetzt drängte es ihn mit einer endlich bis zur Krankheit geſteigerten Sehnſucht nach dem Lande der Künſte hin; in Italien gedachte er das Ideal das vor ſeiner Seele ſtand durch die unbefangenſte Hingebung an die Kunſtwerke des Alterthums zu vollendeter Klarheit zu führen. „Einer der merkwürdigſten Wendepunkte bereitete ſich in ihm vor", ſagt Gervinus, „den vielleicht je ein Menſch in ſo vorgerücktem Alter erlebt hat." Er hatte das 37. Lebensjahr erreicht. Und jetzt erſt, wo er die tiefſten Ahnungen ſeines Weſens in der plaſtiſchen Kunſt der Griechen verkörpert fand, beginnt der höchſte Aufſchwung ſeines Geiſtes; jetzt, ſich lange Zeit iſolirend um ſich ſeinem innerſten Drange hinzugeben, empfindet er aber ſo viel Strebſucht als innere Ruhe und Befriedigung. „Unter dieſem ſüdlichen Himmel", ſchreibt er, „kann man doch einmal wieder einen Gott glauben." Seine Thätigkeit erweiterte ſich in Italien ſelbſt ins Ungeheuere; er dichtete, er zeichnete und modellirte, er machte die freudigſten Fortſchritte in ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen, er gewann Sinn für Alterthumswiſſenſchaft, für Münzen und Geſchichte. Bald gab er ſich wieder den Menſchen hin, um ſich an ihnen und ſie an ſich aufzuerbauen; er wollte, wie er ſagt, das Thunliche thun, da er an ſich erfahren, daß er erſt jetzt zur Ruhe und Klarheit gekommen war, und daß nicht allein die Schwaben 40 Jahre brauchten um klug zu werden. Am Schluſſe ſeiner Reiſe ſchreibt er: „Ich freue mich der geſegneten Folgen auf mein ganzes Leben", und anderswo:

Die Wiedergeburt rückt immer fort. Ich dachte nicht, daß ich ſo Vieles erlernen und umlernen müßte. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moraliſchen Folgen an mir zu fühlen ſein möchten, die mir das Leben in einer weitern, höhern Welt gebracht hat. Ja, es iſt zugleich mit dem Kunſtſinn der ſittliche welcher große Erneuerung erleidet!

Und, wie Gervinus rühmt,

die ſchönſten Regungen ſproßten in ihm auf, die früher entfernter lagen; Vaterlandsſinn und Freundſchaftsgefühl bewegten ihn aus der Ferne. Wir erblicken in ſeinen Werken eine vollſtändige äſthetiſche und moraliſche Läuterung; und ſo ging nach der abgeworfenen Hülle aus der frühern dunkeln Drang-

*) Vergl. ſelbſt Gervinus („Neuere Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur", Theil 1, Abſchnitt 15, S. 1), dem wir in dem Uebrigen meiſtens mit Ueberzeugung gefolgt ſind.

**) Wahrheit ſuchen wir Beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und ſo findet ſie Jeder gewiß.
Schiller.

zeit der echte und wahre Dichter hervor, der nicht mehr Natur und Kunst streiten sah, der das Wirkliche der Natur nicht mehr allein für das Poetische erkannte, der durch die Erscheinung hindurch und über ihre Zufälligkeiten hinaus nach dem Nothwendigen und dem Wesen, außer der Wahrheit nach der Schönheit suchte.

Jetzt erst tritt „der imposante Umfang der Goethe'schen Natur in ganzer Fülle" hervor. Die Totalität der Menschennatur prägt sich nun vollkommen in seinen Werken aus, und in seinen plastischen Phantasiegestalten hält er jenem Zeitalter einseitiger Verstandescultur das Ideal allgemeiner Menschenbildung zur Einführung in die Wirklichkeit entgegen.

Auf dieser Stufe seiner Entwickelung führt ihn die höhere Macht, welche die Geschicke der Menschen lenkt, mit Schiller zur Anknüpfung eines engern Bandes zusammen. Goethe selbst erkennt etwas Dämonisches darin, daß sie sich gerade jetzt begegneten. Denn nun trafen sie sich nach abgeschlossener Bildung, nachdem die intolerante Jugend vorüber war; jetzt fanden sie, daß ihre bisher getrennten Bahnen in den Zielen zusammenliefen, und da sie nunmehr ihres Endziels sich klarer bewußt waren, so gründete sich ihr neues Verhältniß, nach Goethe's Ausdruck, „auf gegenseitige Ergänzung". Es konnte Jeder dem Andern Etwas geben und Etwas dafür empfangen; Schiller lernte die Erfahrung schätzen und Goethe das Gesetzliche anerkennen. So bildete sich jenes reine Verhältniß unserer beiden größten Dichternaturen, das durch neidlose Anerkennung und gegenseitige Förderung, wie Humboldt sagt, „ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht hat". Darum liegt in demselben aber auch eine mächtige Mahnung jene Totalentwickelung der Menschennatur nach dem Muster dieser Männer als das Ziel unsers Strebens im Auge zu halten, nicht ausschließlich die einseitige Richtung in die uns mehr oder minder Alle unsere individuelle Natur oder unser Standpunkt im Leben wirft; und damit werden wir dann zugleich „die Einseitigkeit aufgeben mit der wir uns häufig in eitlem Gezänke zwischen beiden Dichtern parteien".

Denn wie Goethe von Schiller sagte: „So sollte man eigentlich sein!" so erkannte auch Schiller gern in seinen nunmehrigen Erzeugnissen höchster Vollendung „die Frucht des Umgangs mit Goethe". Und so hat das hohe Freundespaar auf die edelste und förderlichste Weise aufeinander eingewirkt und sich zu gemeinsamer Thätigkeit verbunden. Allerdings war damals bei Schiller die dichterische Productionskraft in der höchsten Blüte, während Goethe, zehn Jahre früher geboren, seine Triebkraft schon ermatten sah. Aber Goethe gestand gegen Schiller selbst, daß dieser ihm eine zweite Jugend verschafft, und ihn wieder zum Dichter gemacht, was er zu sein so gut als aufgehört habe; und zum Danke dafür erwies der gereifte Dichter dem über seine Bestimmung noch schwankenden Freunde den wesentlichen Dienst ihm über seinen entschiedenen Beruf für das Drama zu völliger Klarheit zu verhelfen, wodurch er die Palme des Ruhmes unter den Dichtern unserer Nation erringen sollte. Dagegen ließ Schiller nicht ab den Ermüdenden zu nöthigen und zu spornen, und Goethe ließ sich nicht vergebens mahnen. Erst indem Schiller in ihm den Genius von höherer Begabung anerkannte, wurde er sich seines natürlichen Berufs zu naiver Dichtung und darum für das Epos immer entschiedener bewußt. Man kann wol keinen würdigern Ausdruck für die Anerkennung der ganzen Menschen- und Dichtergröße Goethe's finden als Schiller sie in einem ernst mahnenden Schreiben an seinen edeln Freund selbst niedergelegt hat. „Wenn es einmal Einer unter Tausenden dahin gebracht hat ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen", so ruft er ihm zu, „der kann meines Erachtens nichts Besseres thun als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben."

Wie Goethe den allzu früh abberufenen Freund betrauerte ist uns bekannt; mit ihm war der beste Theil seines eigenen Lebens dahin. Aber die einmal in sich abgeschlossene und vollendete Natur erhielt sich auch jetzt auf der erreichten Höhe. Zwar sank jetzt mit zunehmendem Alter die dichterische Schöpfungskraft mehr und mehr, aber die Thätigkeit, welche auch der Greis bis zu den letzten Tagen seines reichen Lebens entwickelte, blieb unermüdlich auf das von Anfang her unverwandt in das Auge gefaßte Doppelziel gerichtet, zuerst und vor Allem sich selbst immer von neuem aufzuerbauen und zu vollenden unter allen noch so störend herzutretenden Verhältnissen der Außenwelt, und der Welt abzuspiegeln was in seinem Innern lebte, um zunächst auf die Freunde und sein Volk, immer mehr aber auf die ganze Mit- und Nachwelt bildend und veredelnd einzuwirken. So führte er noch die „schwankenden Gestalten" seiner Jugendtage, in denen sich sein ganzes inneres Leben spiegeln sollte, in scharfen Umrissen aus, und lieferte uns im ersten Theile des „Faust" ein Bild von den Irrgängen in die ihn selbst bei seinem edelsten Streben, bei dem Suchen nach Wahrheit, die Leidenschaft geführt hatte. Und hiermit bekundete er, daß auch in ihm wie in jeder hohen Seele die tragische Auffassung des Lebens sich unabweislich geltend machte. Endlich rang er selbst Das noch dem Schicksal ab, den „Faust", das Werk seines Lebens im zweiten Theile zum Abschluß zu bringen. Derselbe aber gibt uns, wenn er auch die frische Schöpfungskraft der Jugend vermissen läßt, ein wohlthuendes Zeugniß, wie innig sich in diesem Geiste die ruhige und milde Ansicht von der das All durchwaltenden Macht ein langes Leben hindurch befestigt hatte.

Hatte doch auch der Greis, dem das Erlöschen seiner poetischen Schöpferkraft nicht entging, den es aber nicht niederzubeugen vermochte, sich mit einer dem höhern Alter gemäßen Wirksamkeit die Freude an dem Leben zu bewahren gewußt. Das hatte ihn das Leben längst gelehrt in dem Wechsel alles Irdischen das Nothwendige und Gesetzliche anzuerkennen, und die Aufgabe

ſtiller und gelaſſener Entſagung, die er in „Meiſter's Wanderjahren" den Freunden als Ziel des Strebens vorzeichnet, an ſich ſelbſt zu erfüllen. Aber die unerſchöpfliche Kraft ſeines Geiſtes trieb auch im Winter des Lebens neue Keime und Schößlinge, an denen er ſelbſt, wie die Welt, ſich erfreuen durfte, und in dem frohen Bewußtſein, daß er wirke ſo lange es Tag war, erklärt er den Wahlſpruch der abgelebten Genußſucht: Es iſt Alles eitel! für einen „falſchen, ja gottesläſterlichen" Satz.*) Unermüdlich eignete er ſich jetzt das Schöne aller Zeiten und Länder, zum Freudengenuſſe wie zur eigenthümlichen ſelbſtändigen Nachbildung, an. Kein bedeutendes Erzeugniß der neueſten Literatur unſers Welttheils ließ ihn gleichgültig, und mit Vorliebe vertiefte er ſich längere Zeit in das reiche Dichterleben des Orients. Er hielt es nicht zu gering, nachdem er ſo lange ſelbſtändig geſchaffen, ſich nun, wie der Gang der Natur es dem Alter auferlegt, an nachahmender Thätigkeit genügen zu laſſen. Zugleich aber glaubte er ſich jetzt berufen mit dem gereiften Urtheil kritiſch den Weg zu dem Ziele zu weiſen zu dem er ſich ehemals kühn emporgeſchwungen. Mit jugendlicher Begeiſterung freute er ſich, daß er die Vorhallen eines Tempels betrat den erſt die geeinte Menſchheit zu vollenden vermag, und der Gedanke einer Weltliteratur erhob ihn zu der frohen Hoffnung der edelſten geiſtigen Wechſelwirkung unter den brüderlich verbundenen Völkern des Erdballs. Alles Vorzügliche das einem Volke gelinge müſſe von allen aufgenommen werden; zur Geſtaltung einer ſolchen Weltliteratur ſei die allſeitig empfängliche deutſche Nation, die er jetzt auch nach dieſer Seite in ſich repräſentirte, vor allen geeignet. So bewahrte ſeine Seele durch Theilnahme und Mitwirkung an der großen Aufgabe der Zeiten Heiterkeit und Wohlwollen bis an das Ende, und wie Jeder der in Demuth ſein Glück in dem allmäligen Fortſchritt der Menſchheit und in dem Beitrage den er dazu zu liefern vermochte findet, ſah er noch am Schluſſe des Lebens den tröſtenden Sinnſpruch früherer Jahre beſtätigt: Was man in der Jugend wünſcht hat man im Alter genug.

So war Goethe, — ein hoher Genius, den die Gottheit unſerm Volke geſandt, daß er die mächtige Urkraft welche die Natur in ihn gelegt ſelbſtbildend nach den verſchiedenſten Seiten hin entfalte, unter begünſtigenden wie unter ſcheinbar hemmenden äußern Verhältniſſen, durch alle Stufen der Lebensalter welche der Sterbliche auf Erden zu durchwandeln hat. Mit Recht ſagt Gervinus von ihm: „Die Natur hatte ihn zu Allem beſtimmt was Verhältniſſe, Zeiten und Schickſale in ihm reifen wollten, und Dies ſcheint mir überall das ächte Zeichen des eigentlichen Genies." Noch bezeichnender aber deutet Dieſes unſer Dichter ſelbſt in einer dem ſinnigen Alterthum entlehnten Ausdrucksweiſe an. Wie er überall bei ſeinen mannichfachen Forſchungen in der Natur und in ſeiner allſeitigen Betrachtung des Menſchengeiſtes durch alle Wechſel der Erſcheinungen hindurch in die Tiefen des Weſens der Dinge eindrang, und in jedem Einzelweſen eine eigenthümliche, ſtets ſich gleichbleibende Urkraft erkannte, ſo lernte er auch mit ſtets mehr gekräftigter Ueberzeugung an eine unwandelbare Eigenthümlichkeit ſeines eigenen Weſens glauben. Wenn er aber dieſe Anſicht von der Urform jedes Einzelweſens gern an den philoſophiſchen Ausdruck des Ariſtoteles, εντελεχεια*), knüpfte, ſo bezeichnet er die ewig wechſelnde Geſtalt in welcher ſich eine und dieſelbe Urkraft unter immer neuen Einwirkungen von außen her kundgibt, treffend mit dem mythiſchen Bilde des Proteus, jenes vielgeſtaltigen Gottes, der Dem welcher ihn ergreifen wollte in immer neuer Geſtalt entrann. Mag aber auch die ungeheuere Mannichfaltigkeit von Lebensanſichten die Goethe's reichem Geiſte unter ſo wechſelnden Phaſen entſtrömten den oberflächlich Betrachtenden verwirren, als ſei hier eine Menge Widerſprechendes zuſammengehäuft: der tiefer Eindringende wird überall dieſelbe Natur erkennen, die, wie ſie unter allen Verwandlungen ſich ihrer ſelbſt immer klarer bewußt wurde, nur Dem endlich Rede ſteht der mit Geiſteskraft den Geiſt zu erfaſſen verſteht. Dann aber wird ſie uns auch dem Proteus gleich untrügliche Götterſprüche verkünden!

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Goethe's Werke XLVIII (Nachgelaſſene Werke, VIII), „Wahrheit und Dichtung", Buch 16, S. 10.

*) Von εντελης und εχω — was die Vollkommenheit in ſich hat.

Geſchichte der proteſtantiſchen Sekten im Zeitalter der Reformation von H. W. Erbkam. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Wer in der denkwürdigſten Epoche der Staatsgeſchichte Deutſchlands, die ſeit dem vorigen Jahre begonnen hat, feſt genug geblieben iſt um ſich nicht in den Strudel der Meinungen und Parteien, der Unzählige oft faſt willenlos mit ſich fortgeriſſen hat, mithineinziehen zu laſſen — wer ſich mithin zur richtigen Beurtheilung der verwirrenden Händel ringsum die Möglichkeit und zur nöthigen Belebung einer Ausſicht auf künftiges Beſſerwerden die Hoffnung erhalten hat, dem könnte man auch Empfänglichkeit für den Rath zutrauen, ſich zur innern Förderung in der eben angedeuteten Doppelbeziehung in die für die religiöſe Entwickelung unſers Vaterlandes wichtigſte Periode, in das Reformationszeitalter, zurückzuverſetzen, und unter den zahlreichen Führern die für dieſes ſo eifrig und erfolgreich durchforſchte Gebiet bereit ſtehen würde der Verf. der vorliegenden Schrift keine untergeordnete Stelle einnehmen, ja unbedenklich eine der erſten für Diejenigen welche nach der Analogie der Gegenwart in Hinſicht auf politiſche Meinungskämpfe in die über die Religion in jener frühern Zeit hineingeführt ſein wollen. Denn er führt in ein Gebiet hinein das vor ihm wol noch nie ſo gründlich durchforſcht worden iſt. In der Einleitung ſtellt er den allein haltbaren Standpunkt feſt der für richtige Beurtheilung der neben der proteſtantiſchen Kirche hervorgetretenen Sekten genommen werden müſſe, und mit der gegen das Kirchenthum gerichteten Oppoſition des Mittelalters im engſten Zuſammenhange ſtehe. Während nämlich die katholiſche Kirche alles Heil durch beſondere Organe vermittelt denkt und vermittelt wiſſen will, beherrſcht die Sekten der Grundgedanke: daß eine unmittelbare Aufnahme des von oben kommenden Lebens und Geiſtes für den Einzelnen mög-

lich sei. Dies führt den Verf. auf sehr umfängliche und tiefeingehende Erörterungen über das Wesen der Mystik, deren Berechtigung im Christenthume er anerkennt und deren Hauptformen er auf das treffendste charakterisirt. Ohne den von dem Verf. aufgestellten Schematismus hierher übertragen zu wollen, weil er durch alleinige Bezeichnung der Namen zu mager erscheinen, durch ausführlichere Begründung aber hier zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, dürfen wir versichern, daß er in seinem innern Zusammenhange und organischen Fortschritte die unverkennbare Probe der Richtigkeit in sich trägt, auch in dem Betrachte, daß die der Mystik so nahe liegenden Gefahren und die vielfachen Verirrungen derselben nicht verkannt oder zu gering angeschlagen werden. Der mit diesen Erörterungen zusammenhängende Abschnitt über die Geschichte der (christlichen) Mystik ist nicht minder lesenswerth, und namentlich Nichttheologen zu empfehlen. Im weitern Fortschreiten erklärt sich der Verf. über das Verhältniß der Reformation zur Mystik, und führt alsdann Karlstadt, Sebastian Frank und Schwenkfeldt, nach diesen das wiedertäuferische Unwesen in seinen vielfachen Verzweigungen vor, sodaß also in jenen Männern die besonders an Tauler und die deutsche Theologie sich anschließende intellectuelle Richtung repräsentirt wird, in dem wiedertäuferischen Unwesen aber die ethische, voll von Elementen der Sekten des Mittelalters und separatistischen Bestrebungen zugewendet. Durch die Benutzung tüchtiger Vorarbeiten, mehr aber noch durch eigene gründliche Forschungen und sinnreiche Combinationen führt der Verf. in ein genaueres Verständniß jener Persönlichkeiten und Gemeinschaften ein als es sonst vermittelt worden ist; was letztere anlangt, versteht man sie gewiß aus den Darlegungen des Verf. besser als sie sich selbst oft untereinander mögen verstanden haben; denn man kann von diesen Mystikern sagen, wie Scaliger von der barbarischen Sprache der Basken einmal schrieb: „Man behauptet sie verstehen sich untereinander, aber ich glaube es nicht."

Wir hätten aber wol am Ende durch Vorstehendes der ausgezeichneten Schrift des Verf. nicht die ihr gebührende Aufmerksamkeit und Würdigung zugebilligt? Wir meinen es doch! Die gewiß Wenigern denen wir unter den jetzt im Sturmschritt einherschreitenden Ereignissen einen Sinn für die geheimnißreichen Tiefen des innern Lebens zutrauen dürfen würden wir durch ausführlichere, aber der Tendenz d. Bl. gemäß doch immer sehr beschränkte Mittheilungen nicht befriedigt haben, und wir erlaubten uns schon sie geradenwegs an den Verfasser zu adressiren. Die Vielen aber die jetzt politisch anderweitig beschäftigt sind würden ausführlichere Mittheilungen ganz überflüssig finden; den kurzen Bericht jedoch nehmen sie noch eher mit, um vielleicht späterhin, wie Felix es mit dem Apostel Paulus machte: „Gehe hin auf diesmal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen!" (Apostelgeschichte, 24, 25), den Verf. doch noch aufzusuchen, dessen Name in ihrem Gedächtnisse hängen geblieben ist. 18.

Lesefrüchte.

Glückseligkeit der nordamerikanischen Mädchen.

Alexander Mackay, der Verf. eines in d. Bl. bereits erwähnten englischen Werkes: „The western world; or, travels in the United States in 1846—47" (3 Bde., London 1849), wird den deutschen Mädchen den Mund wässern machen nach der Glückseligkeit ihrer nordamerikanischen Schwestern, deren Herrschaft in geselliger Beziehung er zu den auffallendsten ihm in Amerika vorgekommenen Erscheinungen rechnet. Der Verf. ist nämlich Engländer und ihm bekannt, daß in England die Mädchen in der Gesellschaft eine sehr untergeordnete Rolle spielen, eigentlich gar Nichts sind und nur aus Rücksicht für ihre Aeltern beachtet werden. „In den Vereinigten Staaten hingegen", sagt der Verf., „wird die Mutter ohne Ausnahme von ihren Töchtern verdunkelt", sind es Letztere welche Einladungen erlassen und Gesellschaft empfangen, „als wären sie die unabhängigsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden". Sobald ein Mädchen den ehelichen Knoten schürzt, ist es mit jener Glückseligkeit aus. Sie sieht sich bei Seite geschoben und verschwindet demnächst aus der allgemeinen Gesellschaft. „Während die jungen Damen alle Aufmerksamkeit für sich beanspruchen, sitzen die Frauen vernachlässigt in den Winkeln, wie sehr sie vielleicht auch jene an persönlichen Reizen und geistiger Vollkommenheit übertreffen." Könnte etwa der, allerdings in England nicht und ebenso wenig in Deutschland empfindliche Mangel an Mädchen sothane sociale Eigenthümlichkeit erklären? Weiter erzählt der Verf. von der Menge geselliger Vereine welche die Mädchen fast jeden Tag in der Woche besuchen. Insonderheit schwärmen sie für die sogenannten Dorcas-Gesellschaften, wo man sich amusirt und plaudert und nebenbei Wohlthätigkeit übt. „Die Damen eines solchen Vereins — Verheirathete und Expectanten, letztere meist die Mehrzahl — kommen nach der Reihe in ihren Wohnungen zu einer frühen Nachmittagstunde zusammen, und nähen was Zeug hält bis Abends, wo mit dem Thee und Kaffee die jungen Herren erscheinen, die Nähterei eingepackt, eine hübsche kleine Partie arrangirt, beträchtlich gelichelt und zum Schluß gebetet wird. Dann begleiten die jungen Herren ihre jungen Damen nach Hause, wünschen einander eine gute Nacht, und scheiden mit der Hoffnung nächste Woche unter gleich günstigen Umständen sich wiederzusehen." Wenn der Verf. aber rügt, daß in der gewöhnlichen Gesellschaft die Unterhaltung meist in „abgedroschenen Gemeinplätzen, kahlen Scherzen und leeren Artigkeiten" bestehe, darauf ein englischer Kritiker entgegnet: „die Conversation könne in Amerika nicht fader sein als in England, wo sie von hundert Häusern sich in neunundneunzig um häusliche Einrichtung, Wetter, Essen und Trinken, Theater, letzte Gemäldeausstellung und das lichtspendende Verhältniß des Gases zu Lichtern drehe", so ist Dies offenbar die alte Geschichte von dem: Ueberall wie bei uns.

Mäßigkeitsvereine.

Ein englischer Zeitungsartikel, unterzeichnet C. K. Delavan of Newyork, versichert die Richtigkeit folgender statistischen Angaben in Betreff der Mäßigkeitsvereine. England, Irland und Schottland zählen gegenwärtig 850 Mäßigkeitsvereine mit 1,640,000 Mitgliedern. In den Canadas, Neuschottland und Neubraunschweig gibt es 950 Mäßigkeitsvereine mit 370,000 Mitgliedern. In Südamerika tragen 70,000 Personen die Mäßigkeitsmedaille. In Deutschland, ohne Preußen und Oestreich, wo es wie in Italien keine Mäßigkeitsvereine gibt, beläuft sich die Zahl der letztern auf 1500 und die ihrer Mitglieder auf 1,300,000. Schweden und Norwegen besitzen 510 Mäßigkeitsvereine, an welchen 120,000 Personen sich betheiligen. Auf den Sandwichinseln haben 5000 sich zu gänzlicher Enthaltsamkeit verpflichtet, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung 900. Es läßt sich nachweisen, daß in Großbritannien jährlich 7000 Personen durch von Trunkenheit veranlaßte Unglücksfälle umkommen, und die arbeitenden Classen allein durch den Genuß geistiger Getränke 550 Millionen Dollars verlieren. Im verwichenen Jahre wurde in Großbritannien die kolossale Summe von 490 Millionen Dollars für berauschende Getränke ausgegeben, und waren 520 Millionen Gallonen Bier gebraut worden. In den Vereinigten Staaten bestehen 3710 Mäßigkeitsvereine mit 2,615,000 Theilnehmern, worunter die Söhne der Mäßigkeit. In Rußland hat der Kaiser die Errichtung solcher Vereine verboten. Obgleich die Sache der Mäßigkeit in Frankreich noch sehr jung ist, fängt sie doch bereits an zu erstarken. Soweit Nachforschung bisher gediehen, ist der älteste Mäßigkeitsverein in Deutschland gebildet worden am Weihnachtsfeste des Jahres 1600. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 206. — 28. Auguſt 1849.

Goethe's Verdienſte um unſere nationale Entwickelung.

Von **W. Affmann.**

(Fortſetzung aus Nr. 205.)

Wollen wir jetzt näher würdigen was Goethe der deutſchen Nation war, wie dieſe mächtige Natur in allen ihren proteiſchen Erſcheinungen in das Leben, in die Entwickelung unſers Volks eingriff, ſo haben wir uns zunächſt zu vergegenwärtigen wie Goethe Deutſchland fand, und da hier Alles in Wechſelwirkung ſteht, wie er was er ward durch die Zeit geworden iſt, und wie er dann auf dieſelbe zurückwirkte.

Der Zuſtand einer Nation beruht weſentlich auf ihren politiſchen wie ihren religiöſen Verhältniſſen. Müſſen wir hier erſt in die Erinnerung rufen was die niederſchlagenden Erlebniſſe der Gegenwart dem Gefühle eines Jeden von der traurigſten Seite gegenwärtig erhalten, die Zerriſſenheit unſerer Nation in der ganzen Geſtaltung ihres öffentlichen Lebens? Doch überſehen wir dabei nicht, mit welchem tiefen und edeln Charakterzuge unſers Volks dieſe Erſcheinung zuſammenhängt, und wie herrlich das Ziel iſt auf welches uns unſere nationale Beſtimmung verweiſt. Der Individualismus der Entwickelung iſt es welcher den deutſchen Stamm in ſeiner Reinheit vor allen Völkern der Geſchichte auszeichnet, jenes Streben nach Selbſtändigkeit in jedem einzelnen Beſtandtheile der Nation, auf dem die hohe Achtung der perſönlichen Freiheit und damit eine Menge unſchätzbarer geſellſchaftlicher Inſtitutionen wie die Mannichfaltigkeit unſerer Bildung begründet iſt. Bei dieſer Naturanlage iſt der deutſchen Nation die noch ungelöſte Aufgabe geſtellt: die reichſte Gliederung zu der innigſten Harmonie eines Volksdaſeins zu verſchmelzen, Freiheit und Einheit in ſchönem Bunde zu verwirklichen.

Schon einmal im Laufe unſerer Geſchichte war Deutſchland aus der uranfänglichen Zerſplitterung unter großen Schickſalen zu engerm Zuſammenſchließen ſeiner Stämme geführt; der Glanz des Kaiſerthums, unter dem Deutſchland bei allem Widerſtreben einzelner Elemente zu einer kräftigen Einheit zuſammentrat, leuchtet noch durch die Jahrhunderte ermuthigend zu uns herüber. Damals zog auch das erſte Blütenzeitalter deutſcher Dichtkunſt herauf, und eine reiche Welt der Sagen und Lieder entfaltete ſich in der gedeihlichen Sonnenwärme einer Begeiſterung welche durch die Innigkeit und Großartigkeit der chriſtlichen Kirchengemeinſchaft wie durch den gleichzeitigen Aufſchwung unſers nationalen Lebens hervorgerufen war. Die Zeit der Kreuzzüge, in welcher Kaiſerthum und Papſtthum ihren Höhepunkt erreichten, war auch das Zeitalter des Minneſangs, der jedoch, ſo national er ſich geſtaltete, vor Allem von dem chriſtlichen Geiſte geweckt und getragen wurde. Jene Einheit des deutſchen Volksweſens aber war ebenſo ſehr durch äußern Zwang und Druck der Kirche und des Staats wie durch die Gemeinſchaft einer höhern Entwickelung des deutſchen Geiſtes in das Leben geführt. Der unvertilgbare Naturdrang des Individualismus, der nur vor dem klaren Lichte einer durchgreifenden Nationalbildung zurückweichen kann, lockerte allmälig die Einheit wieder auf; es begann jetzt die immer weiter freſſende politiſche und kirchliche Zerſplitterung unſers Vaterlandes, und zu einem gemeinſamen Aufſchwunge vermochte ſich die Nation nicht mehr zu erheben. Die Reformation, die uns zu geiſtiger Freiheit rief, erweiterte den Riß der uns längſt wieder getheilt hatte; aber noch ſchmählicher war es, daß bald auch die Früchte jener Freiheit uns auf vielfache Weiſe verkümmert wurden. Wir ſehen nun wie die eben frei gewordene Kirche ſelbſt das Joch des Buchſtabens und der Formel auferlegt, wie die deutſchen Fürſten, nachdem ſie die Uebermacht des Kaiſers bekämpft, auf die neu errungene Hoheit pochen, und die Volksfreiheit die das Reich noch nothdürftig beſchützte immer dreiſter niedertreten, wie die ehemals löbliche Verfaſſung des Deutſchen Reichs ſich in geſetzliche Misbräuche faſt auflöſte. Es brachen die Zeiten herein wo der fremde Witzling ſpotten durfte, das Heilige römiſche Reich ſei weder heilig, noch römiſch, noch ein Reich, wo die Selbſtändigkeit der getheilten Nation dem übermüthigen Nachbar zur Beute ward, wo die ganze nationale Entwickelung den Einflüſſen der Fremden erlag, wo das geſellige Leben wie die Erziehung in deſpotiſchen Formen erſtarrte, und ſelbſt in den freieſten Gebieten des Geiſtes, in Kunſt und Poeſie, Alles von der Convention und den Regeln eines einſeitigen Verſtandes in Feſſeln geſchlagen ward.

In ſolchen Zeiten ward Goethe geboren; doch die

Kraft des deutschen Geistes und Gemüths, die unserm Volke niemals untergegangen ist, war auch damals lebendig, und schon war im Stillen längst eine andere Nahrung bereitet, an der sie von neuem erstarken sollte. Die classischen Schriften der Griechen und Römer, die edelsten Früchte welche die Bildung des Alterthums erzeugt hatte, waren im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende unverwüstlich frisch erhalten, und wo irgend ein artbarer Boden sich fand, da faßte der köstliche Same Wurzel. Jene Schriften waren es gewesen an denen der deutsche Sinn sich zum Kampfe wider die Verderbnisse der Hierarchie und zur Erneuerung der Kirche im Geist und in der Wahrheit gekräftigt hatte. Erst allmälig aber konnten sie uns nach ihrem ganzen Werthe zugänglich werden.

Auch in den gebildetern Ländern Europas, wo die alten Formen des Kirchenthums bestehen blieben, war mit dem wiedererwachten Studium der Classiker ein neuer Geist eingezogen; in Italien, in Portugal, Spanien und Frankreich trat wie in dem protestantischen England nacheinander ein Blütenzeitalter der schönen Literatur hervor. Hinter allen diesen Ländern war jedoch Deutschland in schöpferischer Kraft zurückgeblieben. Mit mühseligerm Fleiße als eines der andern Völker vertiefte sich der Deutsche in die Schriften des Alterthums; aber über der Gründlichkeit des Studiums ging ihm die Leichtigkeit der Auffassung verloren, und unter dem Messer des zergliedernden Verstandes erstarb der belebende Hauch der jeder empfindenden Seele aus dem Ganzen jener Werke entgegenweht. Erst den Franzosen sollten wir eine lebendigere Auffassung des Schönen verdanken; doch wie damals das politische Uebergewicht Frankreichs hemmend auf unserm Vaterlande lastete, so hielten auch auf dem Gebiete unserer Literatur die Fesseln der Nachahmung jeden freien Aufschwung nieder. Jetzt aber nahte auch für unsere nationale Entwickelung eine bessere Zeit. Der deutsche Fleiß hatte nicht vergebens die Quellen des alterthümlichen Geistes in ihrer Tiefe erfaßt; dort strömte doch eine reinere Flut als sie die Franzosen flüchtig auf der Oberfläche geschöpft hatten; und nun konnten wir später mit Leichtigkeit auch die abgeleiteten Arme verfolgen.

Mit einseitiger Verstandesweisheit hatten die Franzosen das Schöne begreiflich zu machen gemeint, indem sie das rechte Maß welches der Genius bei jeder seiner Schöpfungen in sich selbst findet durch unverrückbare äußere Grenzen vorzuzeichnen unternahmen. Ihnen galt eine Zahl von starren Regeln die nur ein beschränktes Gebiet des Schönen beherrschen als einzige Richtschnur, und wie der französische Gartengeschmack, ein Abbild ihres damaligen despotisch eingezäunten Hof- und Staatswesens, nur die gerade Linie duldete, so sollte gleichfalls der Gottesgarten der Poesie nur von steifen Alleen und eckigen Gehegen durchzogen sein, und alles kühnere Ausschreiten der Natur ward verpönt. Man würde auch in Deutschland eine solche Beschränkung jedes freien Aufschwungs in dem Gebiete des Schönen nicht ertragen haben, wenn nicht die ganze Gestaltung unsers Staats- und Kirchenwesens gleichfalls darauf berechnet gewesen wäre das Leben des Volks nach bloßen Verstandesregeln zuzuschneiden, und nach engherziger Berechnung in das Maß des Nützlichen zu pressen. Doch je ärger das Uebel geworden war, je mehr ein unnatürlicher Zwang das ganze Leben beherrschte, desto mehr lehnte sich auch jetzt die Natur dagegen auf. Als der eisige Verstand jedes warme Gefühl zu ersticken drohte, da erhob sich das deutsche Gemüth zu kräftiger Gegenwirkung, und alle Bessern spürten, daß in der Tiefe ihres Geistes noch andere Kräfte sich regten als welche die Weisheit des Zeitalters allein für berechtigt erklärte. Wie bei der Kirchenreformation die Innigkeit des religiösen Glaubens zur Wahrheit zurückführte, so regte sich jetzt mit unbezwinglicher Gewalt das Gefühl des Schönen um die Entwickelung der ganzen Menschennatur zu fodern; und beide mal trat der klare Verstand der sich lange zum Werkzeuge der herrschenden Verkehrtheit herabgewürdigt hatte in den Dienst des Naturdranges, der in den Tiefen des Gemüths seinen Ursprung nahm.

Auf diesem Wege sollte das Leben des deutschen Volks jetzt einer Wiedergeburt entgegengeführt werden, und wenn diese in dem Geiste desselben zur Vollendung kommt, so können uns auch die äußern Gestaltungen, welche unsere Bestimmung uns auferlegt, nicht auf die Dauer fehlen. Das zweite Blütenzeitalter der deutschen Dichtkunst, das mit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begann, ist ein Zeugniß der frischen Lebenskraft unserer Nation, und es wird für unsere Gesammtentwickelung noch reiche Früchte tragen. Schon länger hatten sich die Vorboten eines neuen Frühlings gezeigt. Der plattverständigen norddeutschen Schule gegenüber begann von der Schweiz aus, wo das Naturgefühl fortwährend lebendiger geblieben war, eine Gegenwirkung auf dem Gebiete der Kritik des Schönen. Während Gottsched ausdrücklich erklärte: „Es kommt in der Poesie nur auf die Wissenschaft der Regeln an", erwachte in Bodmer das richtige Bewußtsein, daß die Quelle der Dichtkunst das lebendige Gefühl sei, und ihr Gebiet nicht der überlegende Verstand, sondern die bewegliche Einbildungskraft. Gottsched hielt sich an die steifen französischen Muster, Bodmer wies zuerst auf Milton hin, in welchem sich, wie bei den Engländern überhaupt, freier Aufschwung neben deutscher Gemüthlichkeit kundgab. Bald mußte das Zeitalter der kalten Verstandespoesie vor dem warmen Anhauch der Empfindung zurückweichen. Denn jetzt endlich war auch das Studium der Classiker des Alterthums so weit bei uns gediehen, daß ihre Schönheiten nicht mehr blos zergliedert, sondern in ungetheilter Seele empfunden wurden. So gab sich die ganze Tiefe des deutschen Gemüths zuerst wieder in Klopstock kund, der für alles Große und Erhabene, für Religion wie für Vaterland und Freiheit in dunkler Sehnsucht erglühte, bis bald nach ihm Wieland, dessen bewegliche Seele schon früh jede einseitige Gefühlsschwärmerei zurückstieß, uns vor Allem die Klarheit und das Maß der Griechen in deutschen

Dichtungen abspiegelte und als Muster entgegenhielt. Mit schärferm und kälterm Verstande als Wieland, den er mit der Achtsamkeit eines Mentors verfolgte, trat dann Lessing als Kritiker und Musterdichter hervor. Er warnte mit hellem Bewußtsein vor den falschen Regeln und Mustern, von denen unsere Literatur sich immer völliger abhängig gemacht hatte, er erkannte nur die Regeln an welche die Natur selbst dem Menschengeiste vorgezeichnet hat, und die uns in den Originalwerken der großen Genien aller Zeiten entgegentreten. In diesem Sinne foderte er von der Kunst Wahrheit und Natur, und wies uns auf Sophokles und Shakspeare als die edelsten Muster der Nachahmung hin. Er wurde „der große Wegweiser der Nation", und erhielt, wie Goethe sagt, „das große Vertrauen der Nation". Er überschaute das ganze Feld des Schönen; er unterschied mit durchdringendem Scharfsinn die Bedeutung die jeder Gattung der Kunst und jeder Art des Kunstwerks ihrem eigensten Wesen nach zukommt, aber in richtiger Schätzung seines eigenen Geistes hütete er sich die Pfade zu betreten auf denen ihm nicht zu wandeln bestimmt war. Er bildete unsere Sprache und lehrte Deutschland die Kunst des prosaischen Stils; aber er wußte, daß ihn die Natur mehr zum Kritiker als zum Dichter geschaffen hatte; „er wußte, daß er ein kalter Denker war, und daß ihm der Enthusiasmus fehle, den er die ακμη, die Spitze und Blüte der schönen Kunst, nennt", und als die Zeit neuer poetischer Schöpfungen gekommen war, die er herbeisehnte, hielt er sich an Goethe, dessen Genius das Ziel erflog das Lessing's Scharfblick aus der Ferne gezeigt hatte. Doch schon strebte Alles mit mehr oder minder hellem Bewußtsein nach demselben Ziele hin. In dunklem Drange empfand Hamann, was unserer Dichtung, was unserer Gelehrsamkeit, was unserer ganzen Geistesbildung fehlte. Seine ungeheuere Belesenheit ließ ihn unbefriedigt und warf ihn in immer neue Gebiete; aber

er suchte überall das punctum saliens, die Seele alles Wissens. Er suchte den Geist und lebendigen Hauch in Geschichte, Kunst, Philosophie und Philologie, und fand ihn nicht; missmuthig blickte er auf die Bequemlichkeit unter den Gelehrten, die sich auf der weiten Oberfläche der Materialien genügten, während er, das erste Verbild jener gigantischen Titanennaturen und Fauste, in den Schacht hinunterstrebte der die Quellen des Wissens enthielt, in den fernsten Orient zurückging um die Anfänge der Humanität zu suchen, in die Tiefen der Sprachen sich eingrub um von da erst auf die Philosophie zu gelangen. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

I. Der sicilische Königstitel.

Selten oder vielleicht nie hat der Titel eines Souverains zu solcher Controverse Anlaß gegeben wie der neapolitanisch-sicilische, in der Fassung welche er seit dem 9. Dec. 1816 hat. Nicht etwa Jerusalems wegen; Lusignans und Courtenays mögen vererben auf wen sie wollen, auf Anjou, Valois, Bourbon, Lothringen-Habsburg, Savoyen — darum wird kein Krieg entstehen, ebenso wenig wie um die principiell bestrittene Krone Cypern, welche Savoyen gehört von wegen der schon in ihrem Leben nichtbesitzenden Charlotte von Lusignan, Oestreich als Venedigs Erben von wegen der schönen Caterina Cornaro. Auch nicht um Parmas, Piacenzas und Castros willen, die einst an Karl III. von Neapel-Spanien als Erbschaft seiner Mutter Elisabeth Farnese fielen, und von ihm nach Neapels Eroberung auf seinen Bruder den Infanten Philipp übergingen, von dem der junge Herzog Karl III. in vierter Generation stammt (wegen des schon im 17. Jahrhundert von Innocenz X. eingezogenen Castro mag er sich mit Pio nono verstehen, mit seinem Vetter von Neapel wegen des von Beiden beanspruchten Konstantinischen Ordens); ebenso wenig endlich um des Titels eines Erbgroßherzogs von Toscana willen, des lächerlichsten von allen, da der nachmalige König Karl III. ihn als Infant vor dem Aussterben der Medici als designirter Nachfolger erhielt, um ihn, nachdem er sich Neapel erobert, dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen abzutreten, dessen Urenkel der regierende Großherzog ist. Der contentiöse Theil des Titels ist das „Re del Regno delle Due Sicilie". Die Geschichte der sicilischen Constitution von 1812 ist eine traurige Geschichte. Auf der einen Seite das Bestreben der Bourbonischen Regierung die ihr unbequeme Constitution zunichtezumachen, auf der andern die Opposition des sicilischen Volks, zu einem Punkte der Leidenschaftlichkeit gesteigert welche dasselbe im entscheidenden Moment bei der Verwerfung des von den englischen und französischen Bevollmächtigten überbrachten Ultimatums vom 28. Febr. und dem letzten Sühneversuch in der zweiten Hälfte des März d. J. über seinen eigenen Vortheil wie über die Grenzen seiner Rechte und Ansprüche völlig verblendete. Der bekannte Theatiner Pater Ventura (Derselbe welchen deutsche Schriftsteller die in der Zeit der Bewegung einige Monate in Italien zubrachten, und natürlich sogleich ein Buch über Land und Leute schrieben, ohne Weiteres für den genialsten aller römischen Priester erklären, ohne an des Mannes grenzenlosen Uebertreibungen, wildem Radicalismus, lächerlicher Leichtgläubigkeit und jammervollen Inconsequenzen auch nur im geringsten ein Arg zu nehmen) hat über die sicilische Frage drei zum Theil sehr dicke Flugschriften verfaßt, in deren letzter er beweist, daß die Vereinigung der beiden Länder unter Einer Krone unmöglich und eine „einfältige Prätension der Diplomatie" ist, das Statut vom 28. Febr. eine „Schändlichkeit", das Commando der sicilischen Armee wie der Forts durch den König eine Unmöglichkeit, und was Dessen mehr ist. Man beurtheile nach den Aussprüchen dieses sicilischen Repräsentanten bei der revolutionnairen Regierung Roms, ob eine Entscheidung des Streits anders als durch Waffenmacht möglich war: — sie ist erfolgt, glücklicherweise ohne das befürchtete große Blutvergießen, indem die Majorität der Nation sich dem Kampf abhold zeigte, freilich zu spät um die günstige Position retten zu können welche die Vermittler ihr gemacht hatten.

Zu dem Titel des Re del Regno delle Due Sicilie zurückzukehren, so findet derselbe sich zuerst in der italienischen Uebersetzung des Wiener Abschlusses (Art. 104), und soll durch den Fürsten von Castelcicala eingeschoben worden sein, während im französischen Text nur steht: Roi des Deux Siciles. In jenem Decret vom 9. Dec. 1816 erklärte König Ferdinand, bis dahin in Neapel der Vierte, in Sicilien der Dritte, sich als Ferdinand I. König des vereinten Königreichs; seine Dominien diesseit und jenseit des Faro sollten nur Ein Reich bilden, und die nämlichen Institutionen sollten das öffentliche Recht dieses Reichs werden. Die Constitution von 1812 mochte gut sein oder nicht: derselbe König hatte sie angenommen, und früher wie später beschworen und sie zu beobachten feierlich versprochen. Durch die neuen Bestimmungen machte er sie wesentlich zunichte. Der damalige englische Gesandte in Neapel, Sir William A'Court (Lord Heytesbury), hatte bei Lord Castlereagh durchgesetzt, daß das britische Cabinet, unter dessen Einfluß und Garantie jene Constitution entstanden war, Modificationen derselben erlaubte,

*) Gervinus, I, 446, 447.

von denen es hieß, daß das Parlament selbst sie nöthig machte. „Der aufrichtige Antheil", heißt es in der Depesche vom 6. Sept. 1816, „welchen der Prinz-Regent niemals wird aufhören können an der sicilischen Nation zu nehmen, erregt in ihm den lebhaften Wunsch, daß die bevorstehende Veränderung auf verständige und vorsichtige Weise vorgenommen werde, in der Absicht die bleibenden Interessen und das Glück der Betheiligten dadurch zu fördern. S. K. Hoheit würde gegen seinen Willen zu interveniren gezwungen sein, wenn er den Schmerz hätte zu finden, daß man einen Versuch machte die Privilegien der sicilischen Nation in dem Grade zu vermindern, daß Freiheit und Glück der Bewohner Siciliens im Verhältniß zu früher darunter litten." Inwiefern die damaligen Modificationen der Constitution von 1812 für die Gesammtmonarchie nöthig und mit den vom Könige und dem Thronfolger (nachmals Franz I.) geleisteten Eiden übereinstimmend waren, mag dahingestellt bleiben: so viel ist gewiß, daß dieselben zu allen spätern Aufständen und Aufstandsversuchen der Sicilier den Anlaß boten, daß im J. 1821 Lord William Bentinck, unter dessen Auspicien jene Constitution entstanden war, im britischen Parlament erklärte: der König habe durch das erwähnte Decret Sicilien in eine Provinz unter der despotischen Regierung Neapels verwandelt, daß Sir James Mackintosh den geheimen Artikel zum Wiener Vertrag (vom 12. Juli 1815), wodurch König Ferdinand sich gegen Oestreich verpflichtete in seinem Reiche keine Umänderungen vorzunehmen welche mit den alten monarchischen Institutionen und den für die östreichischen Besitzungen in Italien angenommenen Grundsätzen im Widerspruch seien, einen zugleich gegen Englands Ehre und Siciliens Freiheit versuchten Meuchelmord nannte. (Wie man aber in diesem Artikel Sicilien, welches seit 1113 eine freie Verfassung hatte, mit Neapel und gar mit der Lombardei, wo nie seit dem Anfang der Visconti'schen Herrschaft constitutionnelle Formen existirt, in dieselbe Reihe stellen, also gewissermaßen die rechtskräftige sicilische Constitution ignoriren konnte, ist unerklärlich.) Um so mehr ist es zu bedauern, daß im vorigen und zu Anfang dieses Jahres, wo sich den Siciliern die schönsten Chancen boten so viel politische Unabhängigkeit zu erlangen als mit der Vereinigung der beiden Kronen auf Einem Haupte überhaupt verträglich war (Gegner wie Fürsprecher dürften weil auf Schweden und Norwegen blicken), die Ungenügsamkeit welche der nationalen Sache in Italien auf allen Punkten geschadet hat und in diesem Augenblick Venedig den letzten Stoß zu geben droht, auch die billigste Auskunft und die besten Erbietungen verwerfen ließ, um sich dann dem „Re del Regno delle Due Sicilie" auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen.

2. Familie Della Genga.

Die Familie Della Genga, welcher Papst Leo XII. angehört, hat ihren Namen von dem Castell La Genga, einem kleinen Orte im Gebiet von Fabriano, in der Delegation Macerata, Mark Ancona. Sieben Millien nördlich von Fabriano, wo der anmuthige und berühmte Maler Gentile geboren ward, und wo heutzutage die besten Papierfabriken des Kirchenstaats sind, liegt das Castell auf einem Berge, dessen Strabo in seinem fünften Buche erwähnt unter dem Namen Gingunus oder Gingus mons, jetzt Montagna di Frasassi. Daß die Familie der Conti della Genga ihren Ursprung in die Römerzeit verlegt versteht sich von selbst, da Dies bei den italienischen Genealogisten eine herkömmliche Sache ist: im gegenwärtigen Fall indeß ist der Mythus noch großartiger und kühner als gewöhnlich, da er bis in die Zeiten Pyrrhus' des Epirotenkönigs hinaufzusteigen keinen Anstand nimmt. In den frühen mittelalterlichen Zeiten sollen sie de Comptis geheißen haben: ob es eine Verdrehung von de Comitibus, mag dahingestellt bleiben. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts geriethen sie in Abhängigkeit von Fabriano, wie es bei der allgemeinen Erhebung der Communen wider den Adel so häufig der Fall war: sie mußten zugeben, daß das Castell die Steuern und Gabellen (indirecte Abgaben) der gedachten Stadt zahlte, deren Bürgerrecht sie selbst genießen sollten. Es ist leicht begreiflich, daß Dies ungern zugestanden und Anlaß langwieriger gerichtlicher Streitigkeiten in Folge stets erneuter Proteste der Grafen wurde, die bis ins 16. Jahrhundert hinein sich nicht fügen wollten. Sie erlangten einmal von Papst Clemens VII., kurz vor seinem Ableben, ein Breve welches ihre Feudalrechte auf das Castell anerkannte; aber kaum war der Papst todt, so stürmten die Fabrianesen eines Morgens La Genga, schlugen zwei junge Leute von der Familie todt, verjagten die Andern, und erlangten, obgleich sie zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurtheilt wurden, von dem zum Schiedsrichter gewählten Pier Luigi Farnese, Sohn Papst Paul's III., endlich die Anerkennung ihrer Rechte. Processe zwischen der Stadt und den Grafen fanden noch im vorigen Jahrhundert statt. Letztere hatten sich im Kriegsdienst wie die Meisten vom Adel vielfach versucht: einer von ihnen, Ercole, kämpfte mit Auszeichnung im 14. Jahrhundert in den genuesisch-pisanischen Kriegen, und nahm den Markgrafen von Montferrat in Alessandria (della Paglia) gefangen.

Annibale della Genga war das sechste Kind des Grafen Ilario und der Gräfin Maria Luigia Periberti von Matelica in der Mark. Unter seinen zahlreichen Geschwistern kommen noch die antiken Namen Marius, Hasdrubal und Atalante vor. Annibale war am 2. Aug. 1760 in La Genga geboren; sein Leben ist aus der Papstgeschichte hinlänglich bekannt. Einer seiner Brüder, Filippo, heirathete die Gräfin Marianna Corfidati Sermattei aus Assisi; der vierte Sohn derselben ist der jetzige Cardinal Gabriel della Genga-Sermattei, welchem Gregor XVI. im J. 1834 das Erzbisthum Ferrara, dann 1836 den Purpur ertheilte, und der eine Zeit lang Legat von Urbino und Pesaro war. In den neuesten unruhigen Zeiten Roms ist dieser Cardinal, der jetzt im Alter von 48 Jahren steht, Gegenstand besonderer Abneigung des tumultuirenden Volks geworden, welches ihn zu Ende April 1848, als die Stadt wegen der Allocution des Papstes gegen die Theilnahme am lombardischen Kriege in heftige Aufregung gerieth, in die Tiber zu werfen drohte. Sein ältester Bruder ist Camaldulenser-Einsiedler in Toscana, in dem berühmten ersten Kloster Sanct-Romuald's auf den Berghöhen des Casentino. In Spoleto gibt es einen Platz Della Genga, an welchen der früher der Familie Fidi-Accoramboni gehörende Palast stößt, den Papst Leo von seinem ältesten Bruder erbte, und 1825 der Congregation der Brüder der christlichen Schulen schenkte. Noch mag hier stehen, daß Papst Leo in der Peterskirche vor dem Altar des heiligen Leo I. begraben liegt: ein Denkmal mit seiner Portraitstatur ließ ihm 1836 Gregor XVI. in derselben Kirche errichten. Lange zuvor, nach seiner Rückkehr von der deutschen Nuntiatur, hatte er sich ein Grab bestellt, in seiner Abtei Santa-Maria in Monticelli bei La Genga. „Cinis Annibalis miserrimi peccatoris" steht auf dem Grabsteine, welchen die erzbischöflichen Insignien schmücken.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Denkmal für James Thomson.

In England liegen Subscriptionsbogen aus zur Errichtung „einer kleinen Säule mit passender Inschrift" zum Gedächtniß von James Thomson, dem Dichter der „Seasons", „entweder — wenn Erlaubniß dazu erlangt werden kann — an dem einen Ende der Terrasse des Richmond-Hügels, auf dem freien Platze zwischen dem Hotel zum Star and Garter, oder auf der Terrassenpromenade im Richmond-Park". Kein Beitrag über eine Guinee. Ausländer sind nicht ausgeschlossen. Sapienti sat. A.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 207. — 29. Auguſt 1849.

Goethe's Verdienſte um unſere nationale Entwickelung.

Von **W. Aſſmann.**

(Fortſetzung aus Nr. 206.)

So trieb er Herder vor ſich her, den es drängte endlich zu finden was ſeinem tiefen Gemüthe allein Befriedigung zu gewähren vermochte. Was Herder vor Allem auszeichnete war ſeine allſeitige Empfänglichkeit für das Schöne, für das echt Menſchliche, in welcher Geſtalt es ſich ihm auch darbot, dieſe wahrhaft deutſche Gabe, mit der unſer Volk ſich von jeher alles Fremde ſo willig angeeignet hatte, die aber noch niemals mit ſo hellem Bewußtſein unter uns hervorgetreten war. Sein kindlicher Sinn führte ihn zuerſt auf die Urſitten der Völker zurück; er erfaßte den Geiſt der Bibel und der hebräiſchen Poeſie; Homer ward ſein Liebling, und er wies auch unſere Schulen von Virgil auf Homer, von den Römern weg auf die ewigen griechiſchen Muſter. Mit einer damals in Deutſchland unerhörten Beleſenheit ſuchte er die Schätze der ganzen Welt auszubeuten, und durch ſeine „Stimmen der Völker" weckte er auch bei uns wieder das echte Volkslied. Mit lebendigerm Gefühle eiferte er, revolutionnairer als Leſſing, anfangs gegen alle Regeln, und führte ſo den Reigen der Originalgenies die in der Sturm- und Drangperiode unſerer Literatur hervortraten. Zum vollendeten Dichter fehlte ihm Beweglichkeit und Klarheit der Phantaſie; als Kritiker folgte er Leſſing's Pfaden; doch führte Phantaſie und Gefühl ſein Raiſonnement nur allzu leicht in die Irre. Es iſt bezeichnend, daß er ebenſo viel Sinn für Muſik wie Leſſing für die plaſtiſche Kunſt entwickelte; wie bei dieſem der klare Verſtand, ſo war bei ihm das Gemüth das Vorwaltende. In tiefſter Seele empfand er für alles Menſchliche, und nachdem Leſſing, in ſeinem Beſtreben den Nationalſinn im deutſchen Volke zu wecken irre geworden, ſich für das Weltbürgerthum erklärt hatte, geſtaltete Herder Das was von Wieland Kosmopolitismus genannt war ſyſtematiſch zu der Forderung allſeitiger Humanität. Was Herder in unmittelbarem Verkehr für Goethe geworden iſt wiſſen wir von dieſem ſelbſt, und nirgend ſpricht ſich die ihn ſtets begleitende Anerkennung Deſſen was unſer Dichter den Mitlebenden verdankt auf innigere Weiſe aus als wo er von Herder's Einfluß auf ſeine geſammte Bildung redet. In wenigen Wochen des Beiſammenſeins in Strasburg rüttelte der fünf Jahre ältere Herder mit ſeinem bittern Sarkasmus den noch unreifen zwanzigjährigen Jüngling aus ſeiner „Selbſtgefälligkeit, Beſpiegelungsluſt und Eitelkeit" auf, die dem Aufſtrebenden allzu natürlich ſind, und ſo ſchmerzlich auch Goethe oft den beißigen Humor mit welchem Herder Jeden verfolgte empfinden mußte, ſo erhob er ſich doch im Eifer für ſeine Selbſtbildung völlig darüber und erklärt uns: „Mich rührte Das nicht viel, da ich von ſeinem Werthe einen ſo großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verſchlang was ihm hätte ſchaden können." Obgleich aber Herder „mehr geneigt war zu prüfen und anzuregen als zu führen und zu leiten", ſagt Goethe, „ſo war kein Tag der nicht auf das fruchtbarſte lehrreich für mich geweſen wäre". Denn Herder verdankt es Goethe, daß ſein Blick auf das weite Gebiet der neuern Literatur gerichtet wurde; durch ihn erſt lernte er es einſehen, „daß die Dichtkunſt eine Welt- und Völkergabe ſei", und daß die Volkspoeſie uns zur Natur und Wahrheit zurückführe, welchen das Zeitalter völlig entfremdet war.

Unter ſolchen Einflüſſen raffte ſich Goethe zum Bewußtſein des noch in ihm ſchlummernden Genius empor. Seine früheſten poetiſchen Verſuche gehörten jener Zeit des Durchbruchs unſerer Literatur zum Beſſern an, in welcher unter noch unentſchiedenen Kämpfen der Werdende einer völligen Geſchmacksverwirrung nicht zu entrinnen vermochte. Schon ehe er nach Strasburg ging, hatte der Jüngling, an ſich ſelbſt irre geworden, zwei mal ein Autodafé über ſeine ſämmtlichen frühern Schöpfungen verhängt*); jetzt trat er unter den Koryphäen der Stürmer und Dränger hervor, die der Stimme der Natur und der Macht des Gefühls das ihren Buſen hob allein vertrauten. In unwillkürlichem, ja halb unbewußtem Schöpfungsdrange ſchrieb er den „Götz", und in noch leidenſchaftlicherer Erregung den „Werther", und damit war eine neue Bahn für unſere Poeſie gebrochen. Hatte ſich aber der Dichter jetzt auch von allen Regeln welche die damalige Wiſſenſchaft der Kunſt vorzeichnete

*) „Wahrheit und Dichtung", VI, 67. VIII, 212.

losgesagt, und nur der innern Stimme seines Geistes gelauscht, so zeigte sich doch schon in diesen Jugenderzeugnissen Goethe's das Maß das ihm wie jedem großen Genius von der Natur verliehen ist, und durch welches er vor allen unsern Dichtern das Vorbild und der Lehrer unsers Volks werden sollte.

Hier schon gab sich jene harmonische Stimmung und Entwickelung aller Seelenkräfte kund, welche den gesammten Menschen in jeder Einzelschöpfung des Dichters zur Darstellung bringt, und in den Hörern den gesammten Menschen unwiderstehlich ergreift; hier vereinigt sich die Klarheit der sinnlichen Anschauung mit einer eben dadurch belebten und zugleich geregelten Phantasie, das ungetheilte Menschengefühl, das nicht durch den grübelnden Verstand beirrt ist, sondern nur durch dessen klare Unterscheidung des Wirklichen in den rechten Schranken gehalten wird, Sinnlichkeit und Vernunft im Gleichgewicht, Erkenntniß, Gefühl und Willen in wohlgestimmtem Einklang; schon hier erscheint uns im anmuthigen Gewande der Dichtung die tiefste Wahrheit. Deshalb wirkten diese Dichtungen so ungeheuer, daß die Zeit wie von einem Zauberschlage erregt war; denn sie befriedigten das tiefste Sehnen aller Gebildeten der Nation, welche im Ueberdruß der immer weiter getriebenen Zersplitterung des schönen vollen Menschenlebens die reine Freude eines echt menschlichen Daseins eingebüßt hatten. Der damalige Organismus des Staats wies den Bürger allein in die Schranken des Berufs und Dienstes, die Wissenschaft den Gelehrten auf ein beschränktes Fach und auf das öde trockene Wissen; die Theologie erhob sich nicht über die Formel und den Buchstaben zu innigem Gottesbewußtsein; die „Juristerei" vergaß über eingelernten Satzungen nach „dem Rechte das mit uns geboren ist" zu fragen; die Medicin hielt sich auf der Oberfläche der Erscheinungen, und hatte längst darauf verzichtet in das Innere der Natur zu dringen; die Philosophie begnügte sich mit Begriffen und Beweisen die auf mechanischen Formeln ruhten, statt das Wesen der Dinge zu erfassen. Schon die Erziehung der Kinderjahre erstickte jede freie Regung des Geistes durch den Zwang unnatürlicher Tracht und gemüthloser Zucht, die Schule trieb sich in Gedächtniß- und Begriffswerk umher, sie wußte Nichts von Anschauung, von Belebung der Phantasie und des Gefühls.

Was uns so vor Allem Noth that, als das ganze Leben der Nation einer Umgestaltung bedurfte, war die Erregung der gesammten Menschennatur, und diese konnte nicht durch Gebot und Gesetz, sie konnte nur durch die lautere Offenbarung der Menschennatur in ihrer Totalität, durch schöpferische Dichtungskraft hervorgerufen werden. „Denn Dies", bemerkt auch Gervinus, „war unser Rückgang auf den Urzustand, daß wir nicht den Staat und die Gesellschaft auf die erste Ursprünglichkeit zurückführen wollten, sondern die Poesie, das Reich der Einbildung." Und auf diesem Gebiet trat uns „des Menschen Kraft im Dichter offenbart" in Goethe entgegen. Wir wollen uns fern halten von jeder Ueberschätzung wie des Geistes der in Goethe waltete, so des Einflusses den er auf unser Volk geübt hat. Wir haben von ihm gelernt wie entbehrlich jeder Einzelne auch für die Verhältnisse in denen sich seine ganze Thätigkeit bewegt dem tiefer Denkenden erscheint; mit dem Maßstab den er selbst an sich legte werde er auch von uns gemessen.

Hierzu aber wird — wie er selbst sagt — ein kaum Erreichbares gefodert, daß nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, *sich*, inwiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, *das Jahrhundert*, als welches sowol den Willigen als Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt, daß man wohl sagen kann: ein Jeder, nur 10 Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine *eigene Bildung* und die *Wirkung nach außen* betrifft, ein ganz Anderer geworden sein.

Aber, wie immer ein Bedürfniß der Zeiten vorzugsweise durch *einen* großen Genius zur Befriedigung gelangt, so können wir bei dem Rückblick auf die Gesammtentwickelung der deutschen Nation nicht verkennen, daß durch den Gang unserer Geschichte eben Goethe dazu bestimmt war Das wozu auf der damaligen Bildungsstufe der Zeit von allen Seiten her vorbereitet war durch eine gewaltige Wirkung auf die Gebildeten im Volk mittels der ihm verliehenen Dichtungskraft in das Leben zu führen. Und die Erregung der Geister, die vor Allem in ihm ihren Ausgangspunkt fand, sollte von nun an wie durch einen kühnen Wurf in immer weitern Kreisen auf die Umgestaltung unsers gesammten nationalen Daseins wirken. Goethe's Thätigkeitskreis beschränkte sich jedoch zunächst, beschränkte sich seiner eigensten Absicht nach lediglich auf das Feld der Kunst und Wissenschaft. Daß er aber auf diesem nicht blos da wo er selbst bildend und forschend eingriff eine neue Bahn gebrochen, daß er zu einer ganz neuen Auffassung aller Erscheinungen auf diesen Gebieten geholfen, daß er in Einklang mit so vielen Edeln seiner Zeit es war durch dessen Dichtungen unsere höhere Bildung sich mehr und mehr der Einseitigkeit entriß, und allgemeine Menschenbildung jedem Bessern als die höchste Aufgabe der Volkserziehung erschien: Das hat das Jahrhundert welchem er angehörte durch die lauteste Lobpreisung und Verehrung des Gefeierten bis in die späten Zeiten desselben, die er selbst erlebte, bezeugt, Das wollen auch wir heute an dem Schlusse jenes Jahrhunderts in treuem Herzen anerkennen und feiern!

Doch indem uns Goethe durch seine politischen Schöpfungen die Richtung unverrückbar vorzeichnete welche die Bildung unsers Volks fortan verfolgen sollte, begnügte er sich nicht mit dem Standpunkte den wir ihn bei seinen ersten Werken einnehmen sehen. Wie wir erkannten, daß er Selbstbildung für die erste Aufgabe seines Lebens hielt, um dadurch ein Muster und ein Lehrer in so weiten Kreisen zu werden als es ihm das Schicksal verleihen wollte, so arbeitete sich dieser mächtige Geist, der, von seiner Natur gedrängt, seine Jugenddichtungen wie im Traum oder, wie er selbst gern sagt, gleich einem Nachtwandler mit dämmerndem Bewußtsein geschaffen hatte, zu immer reinern Höhen empor, wo ihn

die Klarheit des hellen Sonnenlichts umleuchtete. Wie er aber schon Lessing „einen Halt und Trost für Alle" nennt „die nach einem sichern Boden in ihren Kunstwerken suchen", so bahnte ihm Winckelmann den sichern Steg der ihn in die sonnigen Regionen der reinen Formen führen sollte. Denn in dem ganzen Laufe der Geschichte hatte sich die Totalität der Menschennatur nirgend in solcher Vielseitigkeit der Erscheinungen entwickelt, und nirgend war ihr Bild in solcher Klarheit vor die Anschauung getreten als in dem classischen Alterthum. Auch Goethe's Jugendbildung hatte in der Weise jener Zeit wesentlich auf dem Studium der alten Classiker geruht, und wir haben gehört wie es ihn zu Anfang seiner Universitätszeit zu einer dauernden Beschäftigung mit dem Alterthum hinüberzog. Noch in spätere Zeit sagte er:

Eine Hauptüberzeugung, die sich immer in mir erneuerte, war die Wichtigkeit der alten Sprachen; denn so viel drängte sich mir aus dem literarischen Wirrwarr immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muster der Redekünste und zugleich alles andere Würdige was die Welt jemals besessen aufbewahrt sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

(Beschluß aus Nr. 206.)

3. Das Lotto in Toscana.

L. A. Muratori bemerkt in seinen „Annali d'Italia" zum J. 1737: „Noch muß zur Belehrung der Nachwelt einer der Verrücktheiten jener Zeiten gedacht werden, der Einführung des genuesischen Lotto. Ich sage Verrücktheiten — nicht etwa der Fürsten, welche durch diese Erfindung ihre Geschicklichkeit documentirten ohne Lancette den Völkern zur Ader zu lassen, sondern der Völker, welche einem gehofften großen Gewinn hastig nachlaufend verarmen, indem sie den schlauen Regierenden eine freiwillige Steuer zahlen, bis sie zu spät merken, daß sehr Wenige gewinnen, Unzählige verlieren." In Toscana, wo wie in einem großen Theile Italiens das Lotto eine reiche Quelle gröbster Immoralität geworden, und beim niedern Volke mehr beinahe als irgend etwas Anderes den Beutel und den Kopf in Anspruch nimmt, wurde dasselbe erst unter der lothringisch-habsburgischen Dynastie eingeführt. Seltsamerweise verschmähten die Medici, welche doch sonst wo es sich um Mehrung der Revenuen handelte gerade kein zartes Gewissen hatten, diese Finanzquelle zu benutzen, und das Lotto blieb streng verpönt. Edicte des letzten Großherzogs Johann Gasto aus den J. 1724 und 1732 untersagten ohne Ausnahme das Spiel bei ausländischen Directionen. „Das Lotto", heißt es in dem letztern Erlaß, „bahnt den schlimmsten Sitten den Weg, indem die Spieler, um sich nur Geld zum Einsatz zu verschaffen, Gottesfurcht und irdische Ehre, diese beiden Grundlagen ehrsamen Lebens, außer Augen setzen, und sich nicht darum kümmern ob sie ihre Angehörigen ohne den nöthigen Unterhalt darben lassen, die Ehrbarkeit ihrer Frauen verkaufen, Betrügerei, Fälschung, Diebstahl und andere Verbrechen begehen, und im tollen Wahn sich Gewinne zu sichern bis zu den verwerflichsten Beschwörungskünsten, bis zu schändlichem Aberglauben und Sacrilegium sich versteigen." Der Fürst von Craon, welcher für den Großherzog Franz, Maria Thereſia's Gemahl, die Regentschaft übernahm, bestätigte 1737 die Mediceischen Verordnungen, indem er auch gegen alle sonstigen Hazardspiele, unter andern gegen Faro und Bassette, scharfe Verbote erließ, da „bei dem Mißverhältniß von Gewinn und Verlust in diesen Spielen und den bedeutenden Geldeinbußen durchaus nothwendig sei, daß die Obrigkeit einschreite um das Volk so unsinniger und schädlicher Beschäftigung zu entziehen".

Leider blieb es nicht bei so guten Versätzen. Die Finanzverlegenheiten Oestreichs, dessen Anhängsel Toscana nun bildete, machten eine Vermehrung des Einkommens nöthig. Im J. 1740 sollte das Großherzogthum fünf Millionen Gulden beisteuern; das regelmäßige Einkommen Franz' II. war zu 400,000 Scudi (900,000 Gulden) festgesetzt. Man verfiel damals, wie in so vielen Staaten, auf das ruinöse Mittel der Steuerverpachtungen um sogleich baares Geld zu haben: fremde Financiers, unter der Firma J. B. Lombart (ein schlimmer Name!), erhielten vom 1. Jan. 1741 an die Pacht auf neun Jahre. Das Volk merkte bald was es mit solcher Pacht auf sich hat, welche von Leopold I. sogleich nach seiner Thronbesteigung abgeschafft wurde. Unter solchen Umständen beschloß man auch das Lotto als Finanzquelle zu benutzen: es wurde um 50,000 Scudi (112,500 Gulden) verpachtet, und eine toscanische Lottodirection errichtet; die frühern Strafen wurden bestätigt, aber nur für Die welche bei fremden Directionen spielten! So ward denn das Land bald mit Lottobuden überschwemmt: in Toscana wie im Römischen trifft man auf dieselben bei jedem Schritt; es ist möglich, daß man kein Brot zu kaufen findet, aber Spielnummern kann man überall haben. In Rom sind sogar an Festtagen während des Gottesdienstes diese Buden geöffnet. Die Administrationskosten sind übrigens so hoch, daß in Toscana die durchschnittliche Netteinnahme sich auf nicht mehr denn 400,000 Gulden beläuft. Die Kammern wie die Journalistik haben im vergangenen Jahre das Lotto heftig angegriffen, aber in den gegenwärtigen finanziellen Nöthen kann von Abschaffung desselben schwerlich die Rede sein, bis man für den dadurch entstehenden Ausfall irgend einen Ersatz gefunden haben wird.

4. Das Generalat der Kirche.

Zu den großen Chargen des römischen Hofs gehörte bis zur Zeit, welche dem Nepotismus in seiner alten Bedeutung ein Ende machte, das Generalat der Kirche — die Würde des Capitaneus generalis armorum sanctae Romanae ecclesiae. Eine eigentlich militairische Charge muß man sich, wenigstens in den spätern Zeiten, darunter nicht denken. Ursprünglich war es wol ein Militairamt, die eigentliche Oberbefehlshaberstelle, und solchen Charakter hatte es z. B. als Papst Bonifacius VIII. den Grafen Karl v. Valois, König Philipp's IV. Bruder, ernannte, welcher als sogenannter Pacier (Friedensstifter) in Florenz und als Kriegsmann in Sicilien traurige Berühmtheit erlangt hat. Mehr eine Form aber war es als Johann XXII. dem König Jakob II. von Aragon, Urban VI. Karl III. von Durazzo, König von Neapel, Johann XXIII. dem Sohne des Letztern, König Ladislaus, diese Würde ertheilten. Unter Papst Eugen IV. galt es noch zu schlagen, wie Stefano Colonna und Ranuzio Farnese, vorzüglich aber der berühmte Patriarch, nachmalige Cardinallegat Vitelleschi, welcher das rebellische Rom für den Papst wiedereinnahm, und der Erzbischof Scarampi Mezzarota thaten. Sixtus IV. hatte zwar seinem Neffen Girolamo Riario das Generalat übertragen: in dem sehr ernstlichen Kriege gegen Neapel aber, welcher mit der Schlacht von Campomorto endete, führte der Herr von Rimini, Roberto Malatesta, den Oberbefehl. Unter Alexander VI. war Cesare Borgia General der Kirche, und dieser füllte allerdings seinen Platz wohl aus, und hat zur Gebietsvergrößerung des Kirchenstaats wesentlich beigetragen. Julius II. hatte Fabrizii Colonna, den ersten Connetable von Neapel, Clemens VII. Lorenzo Orsini, welcher als Renzo da Ceri durch seine unglückliche Vertheidigung Roms gegen die Armee des Connetable von Bourbon gerade nicht zu seinem Vortheil bekannt ist. Von dieser Zeit an, nehmen wir Marc Antonio Colonna aus, den Sieger bei Lepanto, welchem die Ehre des Triumphs zuerkannt wurde, war das Generalat ein bloßes

Nepotenamt, welches der Reihe nach an die Caraffa, Altemp, Buoncompagni, Sfondrati, Aldobrandini, Borghese, Ludovisi, Barberini, Pamfilj, Chigi, Rospigliosi, Paluzzi-Altieri, Odescalchi, Ottoboni, kurz an alle reich und groß gewordene Papstgeschlechter kam, und gar keine militairischen Kenntnisse voraussetzte. Denn mit Ausnahme des Erscheinens des Generals der Kirche bei feierlichen Aufzügen, was mit großem Gepränge geschah, wovon man bei Cancellieri und Lunadoro und in andern Beschreibungen des alten päpstlichen Hofs lesen kann, beschränkten sich dessen Amtspflichten darauf, daß durch ihn die Offiziere und Militairbeamten ihre Patente erhielten, gegen 500 verschiedene Angestellte, deren Titel zum Theil schon zeigen, in welcher seltsamen Verfassung das Kriegswesen im Kirchenstaat sich befand. Zu ihnen gehörten die Generale von Ferrara und Avignon, die Colonele von Ancona, Spoleto und Monte S.-Giovanni, der Capitano von Bologna, der Colonel und Capitain „des Drittels" der Corsen (der päpstlichen Leibwache), die „Capitani di battaglia delle milizie", die Castellane der Festungen, Burgen und Strandthürme, die Zahlmeister u. s. w. Das Einkommen des Generals der Kirche sollte sich in Friedenszeit auf 1000 Scudi monatlich, im Krieg auf 3000 Scudi belaufen; aber es betrug in der Regel viel mehr, abgesehen davon, daß das Amt häufig mit der Castellanei der Engelsburg, mit dem Admiralat der Galeeren u. s. w. verbunden war. Das Amt erlosch mit dem Tode des Papstes: der General resignirte dann seine Würde in die Hände des h. Collegiums, welches ihn zu bestätigen pflegte, bis der neue Papst in der Regel einen seiner Verwandten damit betraute. Als endlich Innocenz XII. (Pignatelli) diese Würde und die des Admirals nebst vielen andern, zu beträchtlicher Ersparniß der apostolischen Kammer, abschaffte, wurde ein Tenente generale della Chiesa ernannt. Natürlich ist dies Alles seit lange vollständig umgestaltet worden.

5. Die Neapolitaner am Liris im J. 1796.

Seit König Karl III., welcher nachmals den Thron Neapels mit dem spanischen vertauschte, die Kaiserlichen bei Velletri schlug, ist es mit dem Kriegsruhm der neapolitanischen Heere schwach gestanden. Man erinnert sich des Wortes König Ferdinand's, des Sohnes jenes Karl und Großvaters des jetzt Regierenden, des bekannten Re nasone der Lazzaroni — welchen man im Minervencostume auf der großen Treppe des Museo Borbonico sieht, eine der ärgsten Verirrungen, und der jämmerlichsten dazu, eines so großen Talents wie Canova —: man lobte das Aussehen seiner Truppen, und er sagte bei dieser Gelegenheit: „Kleidet sie wie ihr wollt, macht mit ihnen was ihr wollt, davonlaufen werden sie doch." Er hatte schon früh angefangen diese traurige Erfahrung zu machen. Im Frühling 1796, als der französische Revolutionsschwindel auch Unteritalien bedrohte, glaubte Neapel ihm Widerstand leisten zu können. Im Thale des Liris, auf der Straße welche das ganze Mittelalter hindurch, nach dem Verfall der Via Appia, die große Heerstraße gewesen, sammelten sich an der römischen Grenze die Truppen. In S.-Germano kamen die Quartier- und Proviantmeister an, und das Lager wurde gebildet; ein königlicher Aufruf an die Bischöfe und an den Abt von Monte-Casino, welchem damals große Ländereien und zahlreiche Unterthanen als Feudalherrn gehorchten, foderte sie auf das Volk zum Kampf für die Religion und den Thron zu ermuntern. In den Straßen von S.-Germano geschah der Aufruf öffentlich durch die Pfarrer. Am 4. Juni rückte das erste Regiment, welches das von Messapien hieß, in die Stadt ein; bald folgte das ganze Heer, welchem von allen Seiten aus dem Gebirge das Landvolk zuströmte. König Ferdinand ging mit seinem Stabe und einer Leibwache von 200 Grenadieren in der hochgelegenen Abtei Monte-Casino zu wohnen. St.-Benedict's Jünger, an ihrer Spitze der Abt Don Prospero de Rosa, nahmen den Landesherrn freudig auf; denn die Rüstungen waren von der Art, daß Jeder das Gelingen des Unternehmens hoffte. An Geld fehlte es nicht: in weniger denn zwei Monaten flossen 1,200,000 Ducati in die königliche Kasse im Kloster. Täglich fanden Uebungen und Revuen statt. Der glänzendste Tag aber war der 9. Juli als die Königin, Marie Karoline von Oestreich, in S.-Germano ankam. Früh schon besichtigte Ferdinand die Truppen, welche unter Musik und Geschützsalven vor seiner Gemahlin vorbeidefilirten. Und was war das Ergebniß des Feldzugs? Gegen Ende 1798 kehrte dasselbe Heer geschlagen und flüchtig zurück: es hieß die Franzosen nahten auf der Cepranostraße, der Marschall v. Burcard ließ in S.-Germano alle Vorräthe in den Fluß werfen, nur in Capua hoffte Mack, der sich damals schon nicht fähiger bewies als 1805 bei Ulm, sich noch zu halten und die Hauptstadt zu decken. Wie es aber auf dieser Seite erging ist bei allen Historikern, namentlich bei Colletta, zu lesen; was die Gegenden am Liris und namentlich Monte-Casino von den französischen Generalen Championnet und Matthieu erlitten, schildert u. A. der Pater Testi in seiner Geschichte des berühmten Klosters, dessen Jüngster Tag damals gekommen schien.

In unsern Tagen waren die nämlichen Gegenden wiederum Zeugen des Vorrückens neapolitanischer Truppen gegen Republikaner, Franzosen nicht, sondern Römer. Von Gaeta, Itri, Fondi aus marschirte ein zweiter Ferdinand, an seiner Seite wiederum eine östreichische Königin, Erzherzog Karl's Tochter, an der Spitze eines schönen Heers; aber er errang keine Lorbern in der dreiwöchentlichen Campagne, und zog sich, für seinen Kriegsruhm viel zu eilig, zurück vor einem Feinde der mehr in der Einbildung bestand als in der Wirklichkeit, jedenfalls seinen Truppen unendlich nachgab an Zahl und Mitteln. Ein Unstern scheint über neapolitanischen Militairunternehmungen zu walten: von allen seit manchen Jahrzehnden ist nur die gegen Sicilien unter Filangieri gelungen. Indeß haben wir jetzt kaum zu fürchten, daß der Republikanismus noch einmal die parthenopeische Stadt ergreife, noch daß die Ufer des Liris Parteigänger erblicken wie die des Fra Diavolo, Prenio, Sciarpa, Mammone oder des scheußlichen einäugigen Schmiedeknechts von S.-Germano, welcher unter dem Namen Moliterno das ganze Land in Schrecken setzte und mit Mord erfüllte. 29.

Bibliographie.

Das Buch der Geheimnisse. Eine Sammlung merkwürdiger Prophezeihungen aus alten Büchern und Handschriften. I. Wonderlijke Voorzeggingen van Joh. van Lelliëndaal, uit de 13. Eeuw. II. Wunderbare merkwürdige Prophezeihungen von Methodi. III. Lauwrentius Ricci, over de gezigten van den bekenden Pastoor Holtzhauzer te Bingen. IV. Weissagungen des Propheten Mart. Zadeck, Einsiedler bei Solothurn in der Schweiz, gest. 1769 im 106. Lebensjahre. V. Voorzeggingen van Thomas Becket, den Martelaar; gevonden den 28. Febr. 1689. Emmerich, Romen. 8. 3 Ngr.

Gervinus, G. G., Shakespeare. 2ter Band. Leipzig. W. Engelmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

August Hobelmann. Aus seinen Kinderjahren. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. 18. 1½ Ngr.

Kurnik, M., Goethe's Frauen. 2te Lieferung. Breslau, Kern. Gr. 8. 15 Ngr.

Lucanus, F., Die Liebfrauenkirche zu Halberstadt, deren Geschichte, Architectur, Kunstwerke und Denkmale beschrieben als Andenken an die Restauration und die feierliche Einweihung derselben am Pfingstfeste 1848. Halberstadt. 4. 15 Ngr.

Mädler, J. H., Ueber die Fixsterne im Allgemeinen und die Doppelsterne insbesondere. Nebst 1 Sternkarte. Berlin, Heymann. Gr. 8. 1 Thlr.

Platen-Hallermünde, A. v., Polenlieder. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 7½ Ngr.

Schadow, J. G., Kunst-Werke und Kunst-Ansichten. Berlin, Decker. Gr. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 208. — 30. Auguſt 1849.

Goethe's Verdienſte um unſere nationale Entwickelung.

Von **W. Affmann.**

(Fortſetzung aus Nr. 207.)

Zu einer tiefern Erfaſſung des Geiſtes der Alten, wie ſie dem deutſchen Sinne Bedürfniß war, genügte jedoch auch das eindringendſte Studium ihrer Schriften nicht; in den plaſtiſchen Kunſtwerken Griechenlands war uns das allſeitigſte und faßlichſte Abbild des Schönen, wie es in dem Geiſte der Griechen lebte, erhalten, und der Deutſche Winckelmann hatte ſich zuerſt in dem ganzen neuern Europa zu der reinen Auffaſſung jener idealen Geſtalten erhoben und eine klare Erkenntniß derſelben möglich gemacht. Seitdem Winckelmann die Luft des Südens geathmet hatte, in der allein ſich die volle Empfänglichkeit für die ſüdländiſche Kunſt zu entwickeln vermag, zog es jeden Freund des Schönen aus unſerm Norden nach dem blauen Himmel Italiens; und unter dieſen Einwirkungen fand vor Allen Goethe nicht Ruhe, bis er das Hofleben in Weimar, das ihn lange genug zerſtreut und beängſtigt hatte, mit dem Aufenthalt in dem Lande ſeiner Sehnſucht vertauſchte. Und nachdem ſich dort in ihm zur Klarheit vollendet hatte was er bis dahin nur im Dämmerlichte dunkeln Strebens ahnte, wandte er ſich von jetzt an mit Entſchiedenheit dem *claſſiſchen Geſchmacke* zu, deſſen ewige Geltung um dieſelbe Zeit auch Schiller auf ganz andern Wegen immer heller erkannte. In gleichem Sinne wandelten nun beide große Geiſter gemeinſam ihre Bahn, und die Nation folgte willig den von ihnen vorgezeichneten Pfaden. Die *Klarheit* und das *Maß* der Griechen wurde unſer Ideal; Niemand unter den Neuern indeß vermochte Beides in ſeinen Werken vollendeter zu vereinen als Goethe's wahrhaft antike Natur. Aber bei aller Sympathie mit dem Alterthum erkannte er doch mit ſeinem richtigen Blick, daß die Dichtung der neuern Völker unter völlig veränderten Welt- und Bildungsverhältniſſen nicht zu einer todten Nachahmung des Alterthums zurückkehren dürfe. Auch der Geiſt ſeines Volks und ſeiner Zeit kam in edelſter Weiſe in ihm zur Erſcheinung, und, was man auch ſagen mag, deutſches Gemüth und chriſtliche Geſinnung ſpiegeln ſich in ſeinen Werken im innigen Verein mit dem Geiſte des Alterthums. Wenn man den Charakter unſerer geſammten deutſchen Dichtung der claſſiſchen gegenüber treffend mit den Worten bezeichnet hat: „bei weniger Glanz der Kunſt mehr Gemüth und wahre Empfindung", ſo geben ſich uns dieſe Eigenſchaften mehr oder minder überhaupt in allen Werken Goethe's, vorzüglich aber, wie wir glauben, in ſeiner „Iphigenia" wie in „Hermann und Dorothea" kund. Dort erblicken wir eine griechiſche Schickſalstragödie in einfachſter Weiſe von edelſter chriſtlicher Sittlichkeit und Frömmigkeit durchdrungen und umgeſtaltet, hier eine bürgerliche Epopöe, wie ſie allein in einem Zeitalter höherer Bildung möglich iſt, in welcher ſich griechiſche Klarheit mit deutſcher Gemüthlichkeit und wahrer Frömmigkeit auf das innigſte vermählen.

Sollen wir nun, ſtatt uns an Goethe's großartigem Geiſt und ſeinen herrlichen Schöpfungen aufzuerbauen, über ihn murren, daß er auf dem Wege den ihm die Natur angewieſen hatte für unſer Volk und Vaterland wirkſam geworden iſt, und nicht auf andern Gebieten auf die jetzt vor Allem das Streben der Nation gerichtet iſt? Nein, wie es Winckelmann von ſich ſagt, ſo gilt es auch von dieſer genialen Natur:

> Der Finger des Allmächtigen, die erſte Spur ſeines Wirkens in uns, das ewige Geſetz und der allgemeine Ruf iſt unſer *Inſtinct*; ihm mußte ich aller Widerſetzlichkeit ungeachtet folgen.

Und ebenſo iſt auf Goethe anwendbar was er in ſeiner Alles nach dem rechten Maße ſchätzenden Weiſe über Winckelmann ausſpricht:

> Findet ſich in beſonders begabten Menſchen jenes gemeinſame Bedürfniß, eifrig zu Allem was die Natur in ſie gelegt hat, auch in der äußern Welt die antwortenden Gegenbilder zu ſuchen, und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewiſſen zu ſteigern, ſo kann man verſichert ſein, daß auch ſo ein für Welt und Nachwelt höchſt erfreuliches Daſein ſich ausbilden werde.

und vor Allem jenes andere Wort:

> Der Menſch vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leiſtet er nur, *wenn ſich die ſämmtlichen Eigenſchaften gleichmäßig in ihm vereinigen.*

In dieſem Sinne hat ſich Goethe gebildet, dazu fühlte er ſich in ſeinem Innern berufen, dazu war er von der Natur, von Gott ſelbſt beſtimmt. Darum aber hielt er auch Das für ſeine Aufgabe, ſich die Ruhe und den Gleichmuth zu erringen welche die Menſchenſeele allein in den Stand ſetzen das ewige Schöne wie

auf ruhiger Seefläche den Himmel widerzuſpiegeln. Und wenn er treulich gekämpft hat die Leidenſchaft zu bezwingen um mit ſich ſelbſt einig zu werden, wenn es ihm eben dadurch gelungen iſt den Frieden der Seele zu gewinnen, der von ſeinen Werken aus auch über ſeine Freunde ſich verbreitet, wenn er ihn unter allen Wechſeln und Stürmen des Lebens ruhig und feſt bewahrt hat, ſo iſt es dieſer eigenthümlich organiſirten Dichternatur nicht zum Tadel, ſondern vielmehr als Verdienſt anzurechnen, daß ſie ſich ganz in dem ihr durch ihre Eigenthümlichkeit angewieſenen Kreiſe bewegte, und Alles von ſich fern hielt was die ruhige Entwickelung des innern Menſchen ſtören, und das Ausſtrömen der zarten Gaben der Dichtung hemmen konnte. Iſt aber ſchon damit die Anfoderung völlig beſeitigt, Goethe habe ſich in das politiſche Leben ſeiner Zeit miſchen und ſich zunächſt auf die politiſche Entwickelung unſerer Nation, wie es die Gegenwart von jedem Tüchtigen verlangt, einen unmittelbaren Einfluß ſichern ſollen, ſo hat man es doch allzu oft aus einem Mangel an vaterländiſch deutſcher Geſinnung wie an einer wahrhaft freiſinnigen Richtung herleiten wollen, daß er auch in ſeinen Dichtungen ſo ſelten die Gebiete unſers nationalen Lebens unmittelbar berührt, und ſelbſt bei den großen Völkerbewegungen deren Zeitgenoſſe er war ſo wenig gemüthliche Theilnahme an den Tag zu legen ſchien.

Und dieſe Vorwürfe, welche in der Aufregung unſerer Tage ſo oft gegen den Gefeierten erhoben ſind, daß davon bei dem Unkundigen ſelbſt eine völlige Verkennung ſeines Werthes zu beſorgen iſt, haben wir hier noch durch eigene Ausſprüche Goethe's wie durch Thatſachen aus ſeinem Leben zu widerlegen.

Wie ſehr Goethe's geſammte Dichtungen aus ſeinem unmittelbaren Antheil an dem Leben in ſeinen mannichfaltigſten Geſtaltungen hervorſtrömten, und wie ſehr es dieſe lebendige und thatkräftige Natur drängte ſchaffend und bildend auf das Leben zurückzuwirken, darf nicht erſt wiederholt werden. Aber um ſo mehr würde die Anklage des Mangels an Nationalgefühl gerechtfertigt erſcheinen, wenn wirklich das öffentliche Leben unſers Volks nirgend in ſeinen Dichtungen abgeſpiegelt wäre. Doch er ſelbſt gibt uns durch die Schilderung ſeiner Zeit und ſeine Klagen über die damalige Geſtaltung unſers nationalen Lebens die erſte Antwort auf dieſen Vorwurf.

Betrachtet man genau — ſagt er — was der deutſchen Poeſie fehlte, ſo war es ein Gehalt und zwar ein nationeller; — in allen ſouverainen Staaten jedoch kommt der Gehalt von oben herunter.

Darum aber war auch die Aufgabe jener Zeit eine ganz andere als die unſerige. Unter den bekannten Verhältniſſen derſelben mußten die edlern Geiſter der Nation denen jede Einwirkung auf das Staatsleben verſperrt war in die Welt des Ideals flüchten, und die Richtung des Zeitalters auf das allgemein Menſchliche, auf die Humanität und den Kosmopolitismus, findet darin die natürliche Erklärung und Rechtfertigung. Erkennt Das doch einer der ritterlichſten Vorkämpfer unſerer gegenwärtigen politiſchen Entwickelung *) in richtiger Würdigung unſerer nationalen Beſtimmung und der Verſchiedenheit der Zeiten an:

Wenn wir billig ſein wollen, ſo fragt ſich's einmal, ob nicht dieſe Hingebung an alles Menſchliche in ſich einen größern Werth hat als alle nationale Abgeſchloſſenheit, jene Lockerung des Kosmopolitismus eine ſchönere Geltung als alle volksmäßige Feſtigkeit und Starrheit. Gewiß aber iſt, daß was wir dadurch an Individualität der Nation verlieren auf andern Seiten reichlich wiedergewonnen wird.

Endlich jedoch können wir in Goethe bei näherer Betrachtung wahrlich einen lebendigen und edeln Sinn für eine allſeitige nationale Entwickelung weder in ſeinem Leben noch in ſeinen Dichtungen verkennen.

Mit welchem Antheil wandte ſich ſchon der Knabe Goethe dem preußiſchen Helden des Jahrhunderts zu! Nur daß bei dem damals offen hervortretenden Zwieſpalt des Vaterlandes, bei dem ihn ſein deutſcher Sinn zum treuen Feſthalten an dem öſtreichiſchen Kaiſer trieb, der menſchliche Antheil mit dem vaterländiſchen in unauflöslichen Widerſpruch gerieth. Klopſtock's Vaterlands- und Freiheitsoden begeiſterten den Jüngling, aber in ſeinem klaren Sinn erkannte er, daß Klopſtock's dunkler Gefühlsdrang auf keinem Gegenſtand haftete an dem er ſich hätte üben können. **) Schon machte ſich der Freiheitsdrang der damaligen Jugend in trotzigen Poeſien Luft, und Goethe ſelbſt erzählt uns von Gedichten aus jener Zeit in denen „alles Obere, es ſei nun monarchiſch oder ariſtokratiſch, aufgehoben wird". Man kämpfte gegen eingebildete Tyrannen, oder lehnte ſich mit ernſterm Eifer und bald mit verblendeter Leidenſchaftlichkeit gegen einzelne Auswüchſe der damaligen Staatsordnung auf. Aber Goethe's geordnete Natur fand auch hier bald das Rechte. Er ſagt:

Was von jener Sucht in mich eingedrungen ſein mochte, davon ſtrebte ich mich kurz nachher im „Götz von Berlichingen" zu befreien, indem ich ſchilderte wie in wüſten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Geſetzes und der ausübenden Gewalt zu treten ſich entſchließt, aber in Verzweiflung iſt, wenn er dem anerkannten verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erſcheint.

Die Verwirrung im Reich galt ihm für das Schrecklichſte; unvergeßlich hatte ſich ihm aus ſeiner Knabenzeit der Anfang der goldenen Bulle eingeprägt: Omne regnum in se divisum desolabitur; nam principes ejus facti sunt socii furum. Daß übrigens das deutſche Volk in der That für einen ſo ganz vaterländiſchen Stoff wie ihn Goethe für ſein erſtes größeres Erzeugniß gewählt hatte wenig empfänglich war, zeigt ſich beſonders darin, daß die Flut der Nachahmungen die „Götz" hervorrief größtentheils in Räuberromanen und Dramen beſtand.

Das Auffallende in Goethe's Verhalten bei den großen Bewegungen ſeiner Zeit wird bei richtiger Würdigung ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit wie der Zeitverhältniſſe ebenfalls verſchwinden. ***) Die Halsbandge-

*) Gervinus. I, 475, 476.

**) „Wahrheit und Dichtung", XII, 142.

***) Zu dem Folgenden vergl. Düntzer, „Zu Goethe's Jubelfeier" (1849).

schichte in Frankreich, in welcher sich die sittliche Verderbniß des französischen Hofs und Volks in einem furchtbaren Beispiele kundgab, regte sein zartes sittliches Gefühl so krankhaft auf, daß er seinen Freunden fast wahnsinnig vorkam. Bald wurde Alles durch die Französische Revolution erschüttert. Diese betrachtete er von Anfang her aus dem sittlichen Standpunkte; die Monarchie habe durch eigene Entsittlichung alle Ehrfurcht vor dem Hohen und Großen untergraben*); indem aber so ihr Umsturz unvermeidlich wurde, erwachte das Streben des Volks nach Selbstregierung, das ihn in seiner leidenschaftlichen Gestaltung erschreckte. Das Treiben der französischen Freiheitsapostel durchschaute er als Thorheit und Frevel; so zeichnet er es in dem „Bürgergeneral". Wie ihm in echt deutschem Sinn alles Gewaltsame zuwider war, so wollte er sein Deutschland vor thörichter Nachahmung der französischen Umwälzung bewahrt sehen; in den „Aufgeregten" legte er die Lehre nieder welche dies Ereigniß Deutschland geben sollte, sowol für Fürsten als Volk. Die Fürsten sollten den Weg der Mäßigung einschlagen, damit sie das Volk nicht zu gewaltsamem Umsturz reizen. Fehlte es Goethe an Sinn für deutsche Volksfreiheit, weil er eine Revolution vermieden sehen wollte? Er klagte, daß die Bewegungen jener Zeit ruhige Bildung, unser altes Erbtheil, zurückdrängen; die leidenschaftliche Parteiung bringe nur verworrene Aufregung, aus der erst nach langen Kämpfen die gesunde Mitte hervorgehen könne. Welche Freude er empfindet, daß in seinem nächsten Kreise mit ihm selbst innig verbunden ein Fürst in rechtem Sinne walte, drückt er in den schönen Zeilen aus:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, wenig nur was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder, — da wär' es ein Fest Deutscher mit Deutschen zu sein!

Die Hoffnung Deutschlands eine Nation zu bilden scheint ihm unter den damaligen Umständen vergeblich; er räth sich dafür zu Menschen zu bilden. Die Politik verwirre alle Köpfe, wogegen der Deutsche in Wissenschaft und Kunst Großes leisten könne. Von dem Staate fodert er vor Allem Vereinigung von Fürst und Volk zur Förderung des allgemeinen Besten. Der wahre Patriotismus beruht nach seiner Ueberzeugung darin, daß Jeder an seiner Stelle zum Heile des gemeinsamen Vaterlandes mit allen Kräften wirke, wie auch Schiller es ausspricht, daß Jeder am besten thue, wenn er das Seine ernsthaft treibe; das Nationalgefühl hält er nur dann für wahr und gut, wenn es gerechtes Selbstbewußtsein des zu hoher Bildung, Größe und Macht gelangten Volks sei. Es lag tief in seiner Natur immer das Nächste zu thun, mit Besonnenheit und Treue einen Wirkungskreis auszufüllen den er übersehen könne; jedes Handeln ohne begründete Aussicht auf Erfolg war ihm unmöglich; er wollte nicht aufregend, sondern beruhigend wirken. Diese echt deutsche Sinnesart spricht sich in „Hermann und Dorothea" aus; hier wird mit tiefer Gemüthlichkeit das ruhige Glück eines behaglichen Bürgerlebens in einer kleinen deutschen Stadt dem wilden Revolutionswesen gegenüber gepriesen, wo Jeder sich seiner bestimmten Individualität gemäß frei entwickeln kann. Diese Freiheit begründet nach Goethe das wahre Glück, nicht jene politische, bei welcher Jeder eifersüchtig seinen Antheil an der Staatsregierung wahrt. Das Gedicht zeigt zugleich wie man in Zeiten des Umsturzes ein neues Glück aus sich heraus schaffen müsse. Daß Goethe wohl empfand wie auch der ruhige Bürger in Zeiten der Gefahr das Vaterland mit Gut und Blut zu schützen habe, ruft uns der selten ganz gewürdigte Schluß des Gedichts entgegen:

Und gedächte Jeder wie ich, so stände die Macht auf
Wider die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

Aber für politische Freiheit war Deutschland damals in der That noch nicht gereift; so sah Goethe in der Betheiligung des Volks an der Staatsverwaltung nur eine Herrschaft Weniger über die leicht zu verleitende Masse des Volks, dem „es nie gelinge für sich zu wollen". Immer von neuem preiset er dagegen das Glück persönlicher Freiheit und ungehemmter individueller Entwickelung, das tief in dem deutschen Charakter begründet sei und das Kleinod der englischen Verfassung bilde.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wie Goethe in der „Ehrfurcht" — der Anerkennung eines Höhern die den Menschen auf ein Streben nach dem Vollkommenern hinweist, eine Grundlage aller Volkserziehung erkannte, entwickelt er genauer in den „Wanderjahren".

Ein amerikanischer Roman.

Margaret. A tale of the real and ideal. Boston 1845.

„Obgleich schon vor einiger Zeit in Amerika erschienen", beginnt das „Athenaeum" seine Kritik, „ist das Buch doch erst seit kurzem durch etliche verstreute Exemplare, die ihren Weg nach England gefunden, hier bekannt werden. Die leitende Idee ist so gut ausgeführt, daß es trotz aller Mängel dieser Ausführung uns einer weitern Verbreitung werth dünkt. Beim ersten Anblick hat das Buch wenig Anziehendes. Es ist voll Dünkel und Ziererei. Neben kräftiger Zeichnung tritt jener den amerikanischen Büchern eigene Mangel alles Kunstgeschmacks hervor. Die Geschichte ist zwar nicht besonders gut zusammengestellt, hat aber der Leser sich einmal damit eingelassen, so fesselt sie ihn bis zum Schlusse, und möglich, daß er wiederholt zu ihr zurückkehrt. Wäre der Verf. sich voll bewußt gewesen was Alles die künstlerische Natur eines Dichterwerks erfodert, so hätte er vielleicht nicht den Muth gehabt sein Unternehmen zu Ende zu bringen. Er würde vor seinen eigenen Verstößen wider Herkömmlichkeit erschrocken, und gleich einem Nachtwandler auf der Mitte seiner gefährlichen Bahn dem plötzlichen Erkennen wo er sich befinde als Opfer gefallen sein. Das Stück spielt unmittelbar nach dem Befreiungskriege, trägt den Stempel eines neuen Landes, und ist voll rohen, uncivilisirten, aber kräftigen Lebens. Und Leben ist hienieden vor Allem das Nöthigste. Wo es Leben gibt läßt alles Andere sich hinzufügen. Der dem Buche untergelegte Grundgedanke soll, wie es scheint, darthun, daß das sicherste Mittel den Menschen zu entwürdigen darin bestehe, ihn so weit zu bringen sich für entwürdigt zu halten; daß, so lange dieser Glaube die Quellen der Erfahrung nicht vergifte, aus Allem und Jedem, selbst aus den Sünden, Thorheiten und unter den Menschen so häufigen Irrungen Gutes hervorgehen könne. Diese Lehre, wie be-

fremdend auch anfangs, wird mit richtiger Erkenntniß der menschlichen Natur thatsächlich erläutert. Der Schauplatz ist Livingstone in Neuengland, und competente Richter wollen versichern, daß das aufgerollte Gemälde die Sitten und socialen Verhältnisse der damaligen Zeit in Städten und auf dem Lande lebenstreu darstelle. Margaret ist ein kleines Mädchen, und wohnt mit ihrer Familie auf einem romantischen, nur halb abgeräumten Platze am Abhange eines der «Indianerkopf» genannten Berges, welcher der erinnerliche Aufenthalt des Indianers gewesen. Die großartigsten Scenen und Laute der Natur, in deren Mitte Margaret aufwächst, graben sich tief in ihre Brust, und füllen ihr Gemüth mit einem seltsamen Wonnegefühl des Staunens, ehe sie noch befähigt ist die Vorgänge um sie her zu verstehen.... Tropfenweise dringen sie ein «durch Portal und Pforte jeden Sinnes», und machen das Mädchen gegen grobe Einflüsse unempfänglich. So schreitet sie mit einem heiligen Unbewußtsein durch Uebles, nicht wissend daß es Uebles ist. Außer Stand an ihr zu haften kann es sie nicht beschmuzen. Vater und Mutter, die ihre Pfleger sind, stehen in Nichts weniger als einem Geruche der Achtbarkeit; im Gegentheil, die Leute in Livingstone sehen in ihnen einen Schandfleck der Nachbarschaft. Der Vater, ein jovialer, rothbäckiger Gesell, hat ein Vergehen mit einem Ohre gebüßt, und schwärmt für Branntwein. Brown Moll, die Mutter, ist ein mürrisches, abgeplagtes Weib, das auch den Trunk liebt, und „unter der Last ihrer Angewöhnungen und Unglücksfälle schier erliegt". Am Webstuhle geduldig hat sie mit nichts Anderm Geduld, ist verrunzelt, vergilbt und grau, und nimmt die Pfeife nur aus dem Munde um ihren Mann zu schelten. Der älteste Bruder ist ein roher, brutaler Trunkenbold. Trotz Alledem fehlt es nicht an Schimmer von etwas Besserm, nicht an Pinselstrichen der menschlichen Natur, welche den Leser hindern das Trio zu hassen. Denn darin eben besteht die große Vortrefflichkeit des Buchs, daß es sämmtliche Charaktere von deren eigenem Gesichtspunkte, nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen zeichnet. Die Handlungen werden in jene unbeschreibliche Atmosphäre gehüllt welche den Handelnden den ungemein zweideutigen Anblick nicht bemerken läßt wie er der Welt erscheint....." J.

Socialistische Schriften.

Von dem bekannten Socialisten Pierre Leroux erschienen neuerlich in Paris: „De la ploutocratie ou du gouvernement des riches"; „Le carrosse de M. Aguado, fragment." Pierre Leroux ist ein geistreicher Schriftsteller, dem es nicht an Kenntnissen fehlt, und der tiefe philosophische Studien gemacht hat. Um das sociale Problem zu lösen bedient er sich weniger der Vernunft als der Einbildungskraft. Findet er in der menschlichen Natur ein Element das ihm unbequem ist, so löscht er es mit einem Federstrich aus, und geht weiter als ob das Hinderniß gar nicht da wäre. Darum bietet er uns trotz seines Geistes, seiner Gelehrsamkeit und Philosophie nichts Positives, vor Allem Nichts was den Foderungen der Praxis entspricht. Er gehört zu der Schule der modernen Socialisten, welche zu glauben scheint behaupten sei so viel als beweisen. Sein System ist im Grunde eine Art sehr dunkeln Pantheismus, den man glauben muß ohne zu suchen ihn zu begreifen, weil es verlorene Mühe wäre. Die Menschheit ist für ihn ein collectives Wesen, welches Rechte hat, vor denen jeder individuelle Wille sich vernichten müsse. Er spricht zwar von Freiheit und Gleichheit, aber diese Worte haben in seinem Munde gewiß nicht den gewöhnlichen Sinn den man ihnen gibt; denn er will eine absolute, definitive Organisation, welche, einmal vollbracht, jede Spaltung streng verbannen, und Jeden zwingen soll auf dem Platz der ihm in der Hierarchie der socialen Functionen angewiesen ist zu bleiben. Seine herrschende Idee ist den Einfluß des Reichthums zu vernichten, den er als die Hauptquelle der Uebel der gegenwärtigen Gesellschaft betrachtet. Mit piquanter Heftigkeit brandmarkt er die Mißbräuche von Dem was er die Plutokratie nennt, und versteht es sehr gut den Neid, dessen Gegenstand die Reichen sind, seitens Derer welche das Glück mit seinen Gaben nicht begünstigt hat, im Interesse seines Systems auszubeuten. Er will, daß Alle für den Staat arbeiten sollen, und daß er beauftragt sei für die Bedürfnisse Aller zu sorgen. Dies würde aber nicht allein allen Wetteifer vernichten, sondern auch die Tugend der Nächsten- und Bruderliebe ersticken, um an ihre Stelle eine gesetzliche Verbindlichkeit zu setzen, der sich Jeder so viel wie möglich zu entziehen suchen würde. Die geistreichen Sophismen womit Pierre Leroux die „Kutsche des Hrn. Aguado" angefüllt hat belehren uns nicht darüber wie er dann die Selbstsucht hindern würde einen weit größern und weit verderblichern Aufschwung zu nehmen als der worüber man in unserm gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand sich beklagt. In seiner Eigenschaft als Philosoph mußte er doch wissen, daß es keine Wirkung ohne Ursache gibt. Um die edeln Gesinnungen zu entfalten muß man Gelegenheit haben sie zu üben. Allein bei einer Ordnung der Dinge, wo Alle in Hinsicht auf Arbeit und Genuß sich genau auf derselben Höhe befänden, würde diese Gelegenheit sich nicht darbieten.

Léon Faucher unterminirt in seiner neuen Schrift: „Du système de M. Louis Blanc, ou le travail, l'association et l'impôt", mit leichter Mühe das phantastische Gebäude welches Louis Blanc in seinem Buche: „Organisation du travail", aufgeführt hat. Der Kritiker stellt dieser Organisation der Arbeit die Freiheit entgegen, die allein die ganze Entwickelung der individuellen Fähigkeiten und ihre fruchtbarste Anwendung auf dem Felde der menschlichen Thätigkeit gestattet. Er zeigt, daß das Monopol des Staats an die Stelle der Concurrenz der Sonderinteressen setzen ganz einfach so viel hieße als die nicht sehr einladende Regierungsweise des Pascha von Aegypten einführen. Er hebt insbesondere hervor wie ungereimt der Grundsatz von der Gleichheit des Lohnes sei, welcher allen Wetteifer bei den Arbeitern vernichtet, und eine gewaltige Ungerechtigkeit sanctionirt, indem er den schlechten Arbeiter auf die gleiche Stufe mit dem geschickten stellt. Léon Faucher untersucht zuletzt die Frage von der Steuer. Er nimmt an, daß die progressive Steuer reelle Vortheile darbieten kann, jedoch nur wenn man sie in hinlänglich enge Grenzen festhält, damit man das Vermögen nicht übermäßig angreife, uud sich nicht anmaße die Häufung des Reichthums unmöglich zu machen. Aber er zeigt deutlich die Thorheit solcher revolutionnairen Auflagen, welche die Capitalisten und die Rentner eines Theils von ihrer Habe beraubt, um dem Staate die Mittel zu verschaffen womit er die unfruchtbarste und kostspieligste Arbeit in seinen Werkstätten belohnen kann. 57.

Literarische Anzeige.

Interessante Neuigkeit.

Soeben erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe
aus
Frankfurt und Paris
1848—1849
von
Friedrich von Raumer.
Zwei Theile.
Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Leipzig, im August 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 209. — 31. Auguſt 1849.

Goethe's Verdienſte um unſere nationale Entwickelung.

Von **W. Aſſmann.**

(Beſchluß aus Nr. 208.)

Wir wollen es nicht verſchweigen, daß Goethe auch bei dem mächtigen Aufſchwunge unſers Volks in den Befreiungskriegen ſich nicht zu der begeiſterten Hoffnung einer baldigen kräftigen Wiedergeburt des Vaterlandes erhob. In Napoleon war ihm von Anfang an ein dämoniſcher Mann erſchienen, vom Schickſal berufen die ſtürmiſche Flut der Revolution endlich zu beruhigen; auch bei perſönlichem Begegnen hatte er deſſen Größe entſchieden erkannt. Nach der Unterjochung Deutſchlands, bei der die Deutſchen ſich ſo ſchmachvoll gezeigt, ſah er in ihm vollends ein Werkzeug des Schickſals das dem deutſchen Volke tiefe Erniedrigung bereiten ſollte, — aus der ſich dieſes jedoch dereinſt zu friſchem Leben erheben werde. So ſprach er noch kurz vor dem Waffenſtillſtand in Dresden zu Arndt, der ihn, ſeiner jugendlichen Begeiſterung gegenüber, „beklommen" fand: „Schüttelt nur an euern Ketten, der Mann iſt euch zu groß, ihr werdet ſie nicht zerbrechen!" Mögen wir hier das Vertrauen jenes kühnen Enthuſiasmus vermiſſen, das uns allein aus den Banden des Eroberers zu befreien vermochte, mögen wir die Verzagtheit des Greiſes, der an raſcher Wiedergeburt eines geſunkenen Volks verzweifelte, beklagen, es iſt doch nicht zu leugnen, daß Goethe die Lage der Dinge tiefer erfaßt hatte als Diejenigen welche mit unſerer Befreiung vom franzöſiſchen Joch unſere Selbſtändigkeit und Freiheit völlig geſichert glaubten. Daß wir Frankreichs Ketten nur im Bunde mit Rußland abwerfen konnten, hat uns ſeitdem in weniger ſcheinbare, aber nicht minder drückende Feſſeln geſchlagen; und zu innerer Freiheit war die Maſſe des Volks noch lange nicht gereift, ſonſt hätten wir ſie längſt gewonnen; denn, wie es Goethe ſagt, „wo ein Volk zur Freiheit reif iſt, kann keine Macht der Erde ſie ihm rauben". Was man bei Goethe als Mangel an Theilnahme an den großen Schickſalen unſers Volks gedeutet hat, ging oft nur aus der mehrfach erwähnten krankhaften Reizbarkeit deſſelben hervor. So gab er in Zeiten großer politiſcher Bewegungen mehrmals das Leſen der Zeitungen auf, wenn dieſes ihn zu ſehr zu beunruhigen drohte. Und nur ſo erklärt ſich auch der oft mit völliger Verkehrtheit gedeutete eigenthümliche Zug, daß unſer Dichter ſich um die Zeit der großen Völkerſchlacht in chineſiſche Geſchichte vertiefte; denn um dieſelbe Zeit ſchrieb er: „es halte ihm ſchwer das Gemüth über Alles was die Welt drücke und bedrohe zu beruhigen; — ja, man ſei in Gefahr wahnſinnig zu werden."

Höchſt bezeichnend ſind ſeine Geſpräche mit Eckermann und Luden über ſeine Theilnahme für die Wiedergeburt unſers Volks, in welchen er ſich, wie immer, mit unumwundener Offenheit und Wahrheit über ſein Innerſtes ausſpricht. So ſagte er zu Eckermann:

Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß? Und wie hätte ich haſſen können ohne Jugend? Hätte jenes Ereigniß mich als Zwanzigjährigen getroffen, ſo wäre ich ſicher nicht der Letzte geblieben; allein es fand mich als Einen der bereits über die erſten Sechzig hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weiſe dienen, ſondern Jeder thut ſein Beſtes, jenachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang ſauer genug werden laſſen. Ich kann ſagen, ich habe in den Dingen welche die Natur mir zum Tagewerk beſtimmt mir Tag und Nacht keine Ruhe gelaſſen und mir keine Erholung gegönnt, ſondern immer geſtrebt und geforſcht und gethan, ſo gut und viel ich konnte. Wenn Jeder von ſich Daſſelbe ſagen kann, ſo wird es um uns Alle gut ſtehen!

Und ein anderes mal:

Kriegslieder ſchreiben und im Zimmer ſitzen?! Das wäre meine Art geweſen! Aus dem Bivouac hinaus, wo man Nachts die feindlichen Vorpoſten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen laſſen! Aber Das war nicht *mein* Leben und *meine* Sache, ſondern die von Theodor Körner; ihn kleiden ſeine Kriegslieder auch ganz vollkommen; bei mir aber, der ich keine kriegeriſche Natur bin und keinen kriegeriſchen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske geweſen ſein, die mir ſchlecht zu Geſicht geſtanden hätte!

Als Goethe Luden von der Herausgabe der „Nemeſis" abrieth, da er an einer bedeutenden Wirkung zweifelte, ſprach er:

Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen *Freiheit*, *Volk*, *Vaterland*! Nein, dieſe Ideen ſind in uns, ſie ſind ein Theil unſers Weſens, und Niemand vermag ſie von ſich zu werfen. Auch liegt mir Deutſchland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutſche Volk, das ſo achtbar im Einzelnen und ſo miſerabel im Ganzen iſt. Eine Vergleichung des deutſchen Volks mit andern Völkern

erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen ſuche, und in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt habe ich die Schwingen gefunden durch welche man ſich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wiſſenſchaft und Kunſt gehören der Welt an, und vor ihnen verſchwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Troſt den ſie gewähren iſt doch nur ein leidiger Troſt, und erſetzt das ſtolze Bewußtſein nicht einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derſelben Weiſe tröſtet auch nur der Glaube an Deutſchlands Zukunft; ich halte ihn ſo feſt als Sie, dieſen Glauben; ja, das deutſche Volk verſpricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schickſal der Deutſchen iſt, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten ſie keine andere Aufgabe gehabt als das römiſche Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu ſchaffen und zu ordnen, ſie würden längſt zu Grunde gegangen ſein; da ſie aber fortbeſtanden ſind, und in ſolcher Kraft und Tüchtigkeit, ſo müſſen ſie nach meinem Glauben noch eine große Beſtimmung haben, eine Beſtimmung welche um ſo viel größer ſein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerſtörung des römiſchen Reichs und der Geſtaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher ſteht. Sie ſprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutſchen Volks, und meinen dieſes Volk werde ſich nicht wieder entreißen laſſen was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Iſt denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es was es will und vermag? Der Schlaf iſt zu tief geweſen als daß auch die ſtärkſte Rüttelung ſo ſchnell zur Beſinnung zurückzuführen vermöchte. Und iſt denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt ſich wer gewaltſam aufgeſtöbert wird? Wir ſprechen nicht von den Tauſenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir ſprechen von der Menge, von den Millionen. Und was iſt denn errungen und gewonnen worden? Sie ſagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, ſondern von einem fremden Joche. Es iſt wahr, Franzoſen ſehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber ſehe ich Koſacken, Baſchkiren, Magyaren, Kaſſuben, Samländer, braune und andere Huſaren.

Die Zeit wo die Deutſchen wieder mächtig hervortreten würden ſah er noch in unbeſtimmter Ferne; doch erkannte er es als

die Pflicht jedes Einzelnen, nach ſeinen Talenten, ſeiner Neigung und ſeiner Stellung die Bildung des Volks zu mehren, zu ſtärken und durch daſſelbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, ſo auch vorzugsweiſe nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, ſondern wenigſtens hierin voraufſtehe; damit der Geiſt nicht verkümmere, ſondern friſch und heiter bleibe; damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, ſondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht!

Auch äußerte er noch im J. 1828:

Mir iſt nicht bange, daß Deutſchland nicht Eins werde; unſere guten Chauſſeen und Eiſenbahnen werden ſchon das Ihrige thun. Vor Allem aber ſei es Eins in Liebe zueinander und immer ſei es Eins gegen den auswärtigen Feind!

Nur glaubte er, die Neugeſtaltung müſſe aus dem ureigenen Weſen des Volks hervorgehen. Alle Verſuche ausländiſche Neuerungen einzuführen ſind thöricht und alle beabſichtigten Revolutionen der Art ohne Erfolg;

denn ſie ſind ohne Gott, der ſich von ſolchen Pfuſchereien zurückhält. Iſt aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, ſo iſt Gott mit ihr und ſie gelingt!

So hat Goethe den Glauben an eine große Zukunft des deutſchen Volks bewahrt, und für dieſelbe gewirkt auf dem Felde für das er berufen war. Und iſt nicht durch den Aufſchwung den er mit ſo vielen edeln Zeitgenoſſen unſerer Sprache, unſerer Dichtung gab, die edelſte Begeiſterung für dieſe hohen nationalen Güter geweckt und damit die Erſtarkung unſers geſchwächten Nationalgefühls begründet? Was uns aber damals noch fehlte, Das ſoll und kann allein durch einen Weiterbau auf der Grundlage allgemeiner humaner Bildung für uns gewonnen werden! Bei tüchtiger harmoniſcher Entwickelung der geſammten Kräfte werden wir auch den Anfoderungen welche das nationale Leben in einer fortgeſchrittenen Zeit an uns ſtellt endlich genügen lernen. Wie richtig erkannte Goethe, daß das unter den großen Bewegungen unſers Volkslebens heranwachſende Geſchlecht zu kräftigem Wirken in der äußern Welt gebildet werden müſſe! Schon mit fortſchreitendem Lebensalter hatte er das unmittelbar Praktiſche immer höher ſchätzen gelernt; die allgemeine Bildung, wie er ſie in den „Lehrjahren“ empfahl, ſoll nach der Moral der „Wanderjahre“ die Vorbereitung für einen engbegrenzten Lebensberuf werden; — Wilhelm Meiſter ſelbſt wird nun ein Wundarzt. Wie die ſociale Frage beſpricht er in den „Wanderjahren“ das Erziehungsweſen in oft allzu didaktiſcher Weiſe. Das Heil unſerer Zukunft erwartete er vor Allem von einer tüchtigen Erziehung der Jugend, welche das geſunde Selbſtbewußtſein nicht unterdrücke, ſondern fördere und kräftige. Als die Turnübungen wegen politiſcher Umtriebe von den Regierungen unterſagt wurden äußerte er:

Dadurch iſt nun das Kind mit dem Bade verſchüttet; aber ich hoffe, daß man die Turnanſtalten wiederherſtelle, denn unſere deutſche Jugend bedarf es, beſonders die ſtudirende, der bei dem vielen geiſtigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und ſomit jede nöthige Thatkraft zugleich. Könnte man nur den Deutſchen nach dem Vorbilde der Engländer weniger Philoſophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, ſo würde es weit beſſer ſtehen. Sehr viel könnte geſchehen von unten, vom Volke durch Schulen und häusliche Erziehung, ſehr viel von oben durch die Herrſcher und ihre Nächſten!

Können wir noch zweifeln, ob Goethe ein Herz zu unſerm Volke, ja für deſſen Heranbildung zu immer größerer Selbſtthätigkeit und Freiheit hatte? Er der ja auch ſeiner ganzen geiſtigen Richtung nach nichts Höheres kannte als die ungehinderte Entwickelung der Kräfte jedes Einzelnen im Volke zur Förderung des Ganzen? Iſt doch auch jenes Werk ſeines ganzen Lebens, in welchem er in poetiſchem Gewande die Errungenſchaft ſeines Erdendaſeins, das Ergebniß ſeiner Lebensweisheit niedergelegt, von derſelben Anſicht durchwaltet, die ſich vor Allem in den Worten des ſterbenden begnadigten Fauſt ausſpricht:

Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht ſicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen! —
Ja! dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur Der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß.

Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volk zu steh'n!
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergeh'n.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Auch unser Dichter hat dieses Vorgefühl genossen, und sein Name, die Wirkung seiner Thätigkeit wird in Aeonen nicht untergehen! Auch wir aber wollen ihn nicht blos müßig feiern, sondern geloben ihm nachzueifern in dem Höchsten was er uns als Ideal, dem er menschlich irrend nachgerungen, vor die Seele stellt. Auch wir wollen vor Allem auf Selbstbildung bedacht sein, und nimmer ermüden uns zu erneuern, wie die immer wechselnden Verhältnisse des Lebens es von uns fodern, uns nicht verlieren in dem äußern Treiben und von uns fern halten jede zersplitternde Vielgeschäftigkeit, welche die leidenschaftlich aufgeregte Gegenwart oft für das Höchste erklärt; auch wir wollen treu um das Eine besorgt sein, was nach richtiger Erkenntniß unsers Selbst uns als die Aufgabe erscheint die unserer eigenthümlichen Naturanlage gemäß eine höhere Macht uns vorgezeichnet hat, — dann unser selbst gewiß, daß wir auch den verschiedensten Anfoderungen, welche der engere Kreis in dem wir wirken wie das öffentliche Leben bei seiner fortschreitenden Entwickelung an uns stellen mag, thatkräftig genügen werden, zum Heile des Ganzen und zur endlichen Gewinnung eines kräftigen nationalen Daseins! Unser Goethe aber wird uns dabei tröstend und erhebend zur Seite stehen, wenn wir vertrauensvoll seiner Mahnung folgen:

So kommt denn, Freunde, wenn auf euern Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit gold'nen Früchten schmückt:
Wir geh'n vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern!

Historische und literarische Studien über das Mittelalter.

Henri Prat hat zwei fleißige Arbeiten: „Études historiques. Moyen-âge", und „Études littéraires. Moyen-âge", herausgegeben. Prat schreibt gut und trägt noch besser vor. Sein Wissen ist gründlich, sein Charakter bieder, sein Wort hinreißend zugleich und elegant. Seine Damenvorlesungen sind von einem wohlverdienten Erfolge gekrönt; unter einem bescheidenen Titel sind die „Études historiques" ein gutes Buch, das Niemand ohne Nutzen in die Hand nehmen wird. Er charakterisirt gründlich; in wie wahren und festen Zügen hat er z. B. den Gregor von Tours gezeichnet:

„In der Auvergne, im Schooße einer patricischen Familie geboren, war Gregor von Tours gründlich mit dem classischen Alterthum vertraut. Sehr geläufig citirt er Virgil, Sallust, Plinius, Aulus Gellius, aber er denkt nicht daran sie nachahmen zu wollen. Er verschmäht die künstlichen Wortfügungen, und sucht Etwas darin in einem ungeschliffenen Stile zu schreiben. Er gibt sich keine Mühe Sprachfehler zu vermeiden, und indem er der heidnischen Rhetorik allen Einfluß abspricht, schreitet er stolz auf dem Boden des Christenthums einher. Mit der Geschichte der christlichen Kirche verbindet er die der Barbarei, und während in der ersten die Legenden der Heiligen verzeichnet sind, enthält die zweite wilde Tragödien, deren Darsteller die merovingischen Prinzen oder die Führer germanischer Horden sind. Beide Stoffe wirft er durcheinander, er stellt sie äußerlich zusammen, aber ohne Uebergang, ohne Band; und vielleicht trägt gerade diese Verwirrung, die so ganz dem Leben jener Zeit entspricht, nicht unwesentlich dazu bei den Werth seiner Arbeit zu erhöhen, weil sie ihr zuletzt eine locale Färbung verleiht."

„Bei Gregor von Tours zeigt sich die Macht der Barbarei in einer außerordentlichen Theilnahmlosigkeit, den ungeheuerlichsten Thatsachen gegenüber. Er erzählt die unverzeihlichsten Excesse ohne über sie auch nur zu erstaunen: und doch wissen wir, daß er sich oft als muthiger Freund der Moral und der Tugend gezeigt hat."

Dies mag als Probe für die kurzen und scharfen Charakteristiken Prat's genügen. Mit einem wahren Talent zeichnet er die Berühmtheiten jener Zeit, Gregor von Tours, Eginhardt, Abälard, den heiligen Bernhard, Wilhelm von Lorris endlich und Johann von Meunz, die Schriftsteller des Romans „Die Rose". Warum hat er nicht auch Christine von Pisa portraitirt, diese berühmte Frau, die mehr der Geschichte als der Poesie werth ist, und Alain Chartier, der mehr berühmt ward durch einen keuschen Kuß als den „Réveil-matin" und die „Belle dame sans mercy"?

Indem Prat so seine Gedanken verallgemeinert, spricht er mit einer angenehmen Mannichfaltigkeit bald von den Sagas oder isländischen Poesien, oder von den großen Hofversammlungen und ihren Jongleurs; bald von den Troubadours und ihrem lustigen Wesen, oder von den Märchengeheimnissen und gefährlichen Zaubereien; bald lenkt er anmuthig wieder in die literarische Biographie ein und macht sich bei den Italienern heimisch, wo ihm die große und melancholische Gestalt Dante's, des berühmten Exilirten von Florenz, oder Boccaccio, der liebenswürdige Geschichtenerzähler, oder Marco Polo entgegentritt, von den Reisenden des Mittelalters noch der kleinste Lügner.

Diese Angaben werden hinlänglich den interessanten Stoff und dessen geschickte Behandlung in den beiden Büchern bekunden. 40.

Bibliographie.

Aston, Louise, Freischärler-Reminiscenzen. Zwölf Gedichte. Leipzig, Weller. 16. 7½ Ngr.

Braun, E., Die Apotheose des Homer in galvanoplastischer Nachbildung herausgegeben. Leipzig, G. Wigand. 1848. Gr. 4. 3 Thlr.

Historische Enthüllungen über die wirklichen Ereignisse der Geburt und Jugend Jesu. Als Fortsetzung der zu Alexandrien aufgefundenen alten Urkunden aus dem Essäer-Orden. Nachtrag zu den Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. Aus einer wortgetreuen Abschrift des alten Originals übersetzt. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Amtliche Gutachten die Verfassung der evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Im Auftrage zum Druck befördert durch L. Richter. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, C. F. L., Vollständiges politisches Taschenwörterbuch. Ein Handbuch zur leichten Verständigung der Politik, der Staatswissenschaften und Rechtsurkunden, so wie überhaupt eine ausführliche Erklärung aller politischen und socialen Fragen ꝛc. Leipzig, Sechtling. 32. 12 Ngr.

Kamptz, v., Die deutsche constituirende National-Versammlung in Frankfurt vor der Kritik des Staatsrechts. Berlin, Decker. Gr. 8. 22½ Ngr.

Klettenberg, Fräulein Susanna Catharina v., Reliquien nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele, von J. M. Lappenberg. Dem Andenken des 28. August 1749 gewidmet. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 1 Thlr.

Kock's, P. de, Mondschein-Bekanntschaften. Aus dem Französischen übersetzt von M. Müller. Vier Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lebensabriß der Sara Martin, von der Verfasserin des: „Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry", und als Anhang dazu. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 6 Ngr.

Ring, Max, Berlin und Breslau. 1847—1849. Roman. Ister Band. — A. u. d. T.: Marie. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bauer, E., Die Demagogie in Sachsen. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 4 Ngr.

Grabaus! oder simple Dorfmeinung über große Zeitfragen. Prag, Credner u. Kleinbub. Gr. 8. 6 Ngr.

Hase, K., Preußen und Oesterreich. Eine politische Denkschrift. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 6 Ngr.

Koppe, J. G., Betrachtungen über die Grundsteuer. Berlin, Hold. 8. 7½ Ngr.

Lied von der constituirenden Versammlung in Hamburg. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 6 Ngr.

Moses Isaac Hersch hat müllen wählen ebber ich heb' nich gewählt. Offener Brief von Moses Isaac Hersch, dem demokratischen Treubündler mit Gott für König und Zollverband an seinen Freund Schmul Loew, was da ist Erfinder der höhern Beleuchtungs-Methode in Posemuckel. Berlin, Weyl u. Comp. 4. 1½ Ngr.

Die deutsche Nationalversammlung in Stuttgart. Ein Tagebuch von einem Mitgliede derselben. Hechingen, Egersdorff. 8. 7½ Ngr.

Höchst merkwürdige Prophezeiung auf die Jahre 1848, 1850 bis auf das Jahr der Freude 1858. Von einem alten Eremiten. 9te Auflage. Erfurt, Gebhardi. 16. 2½ Ngr.

Der Spruch des Berliner Kriegsgerichts gegen die am 22. und 24. Mai 1849 Verhafteten: Lehrer Gercke und Koch, Assessoren Gubitz und Herzfeld, Dr. Waldeck, Dr. Weiß, Buchdruckereibesitzer Berends, Partikulier Schönemann, Justizrath Pfeiffer und Thierarzt Mecklenburg. Von den Verurtheilten selbst beleuchtet. Berlin, F. Gerhard. Gr. 8. 3 Ngr.

Stahl, J., Die deutsche Reichsverfassung nach den Beschlüssen der deutschen Nationalversammlung und nach dem Entwurf der drei königlichen Regierungen beleuchtet. Geschrieben im Juni 1849. Berlin, Hertz. Gr. 8. 12 Ngr.

Stiastny, E. F., Was fordert die freie Verfassung am meisten? Pro memoria üb. das rechte Bildungswesen und seine Haupthilfen als Anker des staatlichen Fortschritts, als das, was uns jetzt vorzüglich Noth thut und als das ausgiebigste Mittel für das Heil des Vaterlandes. März 1849. Prag, Credner und Kleinbub. Gr. 8. 16 Ngr.

Ueber die Ursachen und die Bedeutung des Krieges zwischen Deutschland und Dänemark. 3te Auflage. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 3 Ngr.

Ueber die angebliche Vertreibung dänischgesinnter Einwohner der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Schleswig, Bruhn. 4. 9 Ngr.

Wer ist Waldeck? Berlin, Weyl u. Comp. 4. 1½ Ngr.

Inhalt des Monats August.

Nr. 183. Der Protestantismus in Frankreich. (Die protestantische Kirche Frankreichs von 1787—1845. Herausgegeben von J. C. L. Gieseler.) (Nr. 183—185.) — Eine königliche Dichterin des 16. Jahrhunderts. — Nr. 184. Literarisches Treiben in München. (1. Die Zwanglosen und der Verein für deutsche Dichtkunst.) (Nr. 184—185.) — Hartes Urtheil über Gustav Adolf. — Nr. 186. Das Thier im Menschen. Von R. Hohndaum. (Nr. 186—189.) — Schiller's „Wallenstein". Ein Beitrag zur Kritik desselben. — Nr. 187. St.-Marc Girardin über Thiers. — Nr. 188. Ein Besuch in Frohsdorf. — Nr. 189. Deutscher Geist und deutsche Geschichte. (1. Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse von R. v. Raumer. 2. Die Germanisten und die Wege der Germanisten, von C. Hinrichsen.) — Nr. 190. Schweizerische Geschichten. (1. Die Thaten und Sitten der Eidgenossen. Ein Handbuch der Schweizergeschichte von J. M. Schuler. 2. Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft der dreizehn Orte und die Umbildung in eine Helvetische Republik. Von J. J. Hottinger. 3. Geschichte der Republik Zürich. Von Bluntschli. Erster und zweiter Band. 4. Mémoires de F. de Roverea, écrits par lui-même et publiés par C. de Tavel. 5. Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogenannten Restaurationsepoche. Aus den Urquellen dargestellt von A. v. Tillier.) (Nr. 190—194.) — Deutsche Literatur in England. — Nr. 191. Kant und die deutsche Poesie. Von G. E. Guhrauer. — Bisher unedirte Memoiren eines Russen. — Nr. 192. Sidonia von Bork, die Klosterhere. Angebliche Vertilgerin des gesammten herzoglichen pommerschen Regentenhauses. Herausgegeben von W. Meinhold. (Nr. 192—193.) — Nr. 194. Börne in einer französischen Apotheose. Von T. Fasoldt. (Nr. 194—195.) — Trost und Hoffnung. — Nr. 195. Reine und unreine Charaktere. (Nr. 195—196.) — Nr. 196. Popis: Beschreibung des Königreichs Böhmen ꝛc. In böhmischer und deutscher Sprache verfaßt von F. Palacky. — Nr. 197. Alphonse de Lamartine. Zweiter und letzter Artikel. (Nr. 197—200.) — Zur Geschichte der Tagesliteratur. (1. Die Demokratie in Deutschland von E. v. Wietersheim. 2. Demokraten-Büchlein von P. W. Forchhammer. 3. Deutschland im Wendepunkte unserer Zeit, besonders in politischer und socialer Beziehung. Von W. J. A. Werber. 4. Spiegel des constitutionellen Lebens. Von J. Wintir. 5. Shrapnels. Herausgegeben von L. Kalisch.) (Nr. 197—198.) — Nr. 198. Die Abtei von Pontida. Nr. 199. Autographenwuth der Chinesen. — Nr. 200. Aus Skandinavien. (1. Die zwei Baronessen. Von H. C. Andersen. 2. Gesammelte Märchen von H. C. Andersen. 3. Schwedische Volkssagen und Märchen. Nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt und herausgegeben von G. O. H. Cavallius und G. Stephens. Mit Varianten und kritischen Anmerkungen. Deutsch von K. Oberleitner. 4. Zwei Zeitalter. Novelle vom Verfasser der Erzählung: „Eine Alltagsgeschichte." Dänisch herausgegeben von J. L. Heiberg. Uebersetzt von E. v. Leinburg.) (Nr. 200—201.) — Nr. 201. Wenzel Messenhauser. Ein Lebensbild. (1. Der Rathsherr. Ein nationaler Roman von W. Messenhauser. Mit einer Weihe der Erinnerung. 2. Erzählungen des östreichischen Hausfreundes. Ein Andenken von W. Messenhauser.) Von A. Gegenbaur. (Nr. 201—203.) — Die „Vögel" des Aristophanes und die moderne social-radicale Republik. — Nr. 202. Lady Blessington. — Nr. 203. Die königlich preußische Flotte im Treffen am Repziner Haaken im J. 1759. Von F. W. Barthold. — Nr. 204. Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung. Zur Goethe-Feier am 28. Aug. 1849. Von W. Offmann. (Nr. 204—209.) — Einiges über einige Staatsbibliotheken des Auslandes. — Nr. 205. Geschichte der protestantischen Sekten im Zeitalter der Reformation von H. W. Erbkam. — Nr. 206. Miscellen aus der italienischen Geschichte. (Nr. 206—207.) Nr. 208. Ein amerikanischer Roman. (Margaret. A tale of the real and ideal.) — Socialistische Schriften. — Nr. 209. Historische und literarische Studien über das Mittelalter. — Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie; Literarische Anzeigen. — Nebst 1 Literarischen Anzeiger: Nr. IX.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 210. —— 1. September 1849.

Zur Nachricht.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheinen wöchentlich ſechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutſchland nehmen Beſtellungen darauf an; ebenſo alle Poſtämter, die ſich an die **Königl. ſächſiſche Zeitungsexpedition in Leipzig** wenden.

Achim von Arnim, Clemens Brentano und Bettina.

Die blaue Blume der Romantik, Märchenzauber, Feenſchlöſſer voll Glanz und Klang, göttliche Geſänge der wahren Sirenen Phantaſie und Poeſie, Das iſt die Bedeutung dieſer drei Namen, deren Weſen, Wahrheit und Schönheit wir hervorrufen wollen mitten aus dem unlieblichen Getön wilder Waffen, aus dem unheimlichen Geflüſter verrätheriſcher Politik unſerer Tage. In dies Zauberland voll unwegſamen Dickichts, heiligſten Waldesdunkels, geſpenſtiſcher Haideſläche, mondbeglänzter, dunkelglühender, holdſchimmernder Roſengefilde, voll Sang und Elfengeflüſter, voll Klaggetön verfeiter Geiſtergeſellen, voll berauſchenden Dufts der Veilchen- und Lilienbeete, voll Schimmer und Klang, voll Schauer und Liebe, dahinein wollen wir es wagen unſern Leſer zu führen, wenn er geneigt iſt alle irdiſche Gegenwart zu vergeſſen, und mit uns zu lauſchen auf das Hohelied begeiſterter, wahrer Dichter. Die Poeſie iſt kein Satyr, kein Faun voll lyriſcher Derbheit; es iſt Amor im Kelch der Roſe, es iſt die Grazie Aglaja die dem Menſchengeſchlecht Freude lehrt, es iſt die Unſchuld die den Löwen zähmt. Bald iſt ſie ſchalkhaft, lieblich lächelnd, ſich ſchaukelnd in Blumengewinden; bald iſt ſie herzdurchzitternd in ſchmelzender Wehmuth, voll mitleidigem Schmerz das unaustilgbare Weh mit Harfentönen beſchwichtigend, bald ſchaurig, einſam klagend, in Nächten des Sturmes über freundloſe Haiden der wunderbare Begleiter; bald aus dem Unkenteich mit ſchaurigen Tönen dem Wanderer das Haar ſträubend, bald mit himmliſchem Geſange in Schlummer wiegend: immer aber iſt die echte Himmelstochter keuſch, verſchämt, rein und voll Wahrheit, nie den Grazien entgegen, ſtets Hand in Hand mit ihnen. Die Romantik iſt vorüber, und es gibt Viele die ihr Grabgeläute mit Freudentönen begleiteten. Es iſt nicht zu leugnen, daß ſie bei allem Reichthum und Ueberfluß die gewöhnlichen Begleiter derſelben mit ſich führte: die Uebertreibung, die Prunkſucht, die Verſchwendung ſelbſt köſtlicher Gaben, daß die Phantaſie Phantaſterei, die Schönheit Trug, die Ueppigkeit Laſter, das Märchen Wahnwitz wurde. Im Gefolge der Schönheit hat ſich immer allerlei unnützes Geſindel eingeſchlichen, die holdeſte Anmuth kann zur Fratze werden, wenn ſie nicht Geburt der Gottheit iſt; alſo iſt es auch begreiflich, daß die Königin Romantik in ihrem Reich gar manche Misgeburt beherrſchte, die ſich ihre Geſichtsmaske vornahm um für einen Augenblick ſelbſt Königin zu ſpielen. Fouqué hat viel dazu beigetragen, nachdem er der Gebieterin als zierlichſter Ritter ſo hübſche Gaben wie „Undine" und „Sigurd" zu Füßen gelegt hatte, ihren Dienſt zu verunglimpfen, indem er das Banner der Romantik auf eine ſo geſchmackloſe Weiſe im „Zauberring" u. dgl. m. entfaltete. Da kam nun das Heer der Nachtreter, und die blaue Blume ward zerriſſen und zerſtreut, daß ihre einzelnen Blättchen wie kleine Laſurſterne jämmerlich im Schmuz glänzten, bis der gewaltige, lärmende Schwarm der ungebändigten Knaben des „Jungen Deutſchland" die Fahne roher Sinnlichkeit, faſelnder Sophiſtik und herzloſer Dialektik mit einem ſolchen Ungeſtüm ſchwang, daß die Königin Romantik aus ihrer irdiſchen, aber gar reizenden Waldesreſidenz in ewige Fernen entfloh. Doch immerhin: ſuchen wir ihr Reich und ihre Diener auch jetzt vergebens, die Früchte ihrer Arbeit dürfen wir noch immer genießen. Wer Poeſie verſteht iſt hochbegnadigt von den Göttern, wer ſie aber hervorbringt iſt der eingeborene Sohn Apollo's, er wird, wenn er ein echter Sohn iſt, rein bleiben vom Staube irdiſcher Gemeinheit, und ſeine Gabe wird, eine Pſyche, nur mit leiſem Schmetterlingsflügel da über irdiſche Sorge hinſchweben, wo es gilt ihr den Himmel zu zeigen.

Arnim's kindlich-ſchwärmende Begeiſterung, ſeine in den lauterſten Tiefen eines mildfrommen Gemüths wurzelnde Myſtik, ſein neckiſcher, herzlicher Humor, der aller Satire den Stachel umbiegt, ſeine mannichfaltige Productivität machen ſeine Dichtungen zu einem noch lange

nicht erſchöpften Born anziehender und erhabener Betrachtung. Seine Phantaſie iſt ſo kindlich rein, und doch üppig, und voll heißer Sinnlichkeit, ſo Alles fodernd und doch ſo enthaltſam, ſo wild und doch ſo verſchämt, ſo naiv und ſo ahnungsreich, ſo verwegen und ſo ſinnig, ſo entzückt und ſo melancholiſch, ſo überſprudelnd und ſo tragiſch: wir finden Alles in ihm was die Menſchennatur undurchdringlich, und Alles was ſie klar macht. Wol oft trifft unter dem Vielen auch Wunderliches unſere Betrachtung, viel ſeltſam Geſtaltetes, koboldgleich grinſend, glänzend Leuchtendes, beim Anfaſſen in leere Aſche Zerfahrendes; aber es ſind Dies die wilden Blüten einer zu üppig entfalteten Blumenkrone, es iſt die reiche Natur, die ſich in Burleskem gefällt. Die modernen Leſer, die Dialektiker unſerer Tage, die großprahleriſchen Doctrinaire, die ſuchen in der Romantik die Thorheit, und wir dürfen nicht verhehlen, daß ſie deren viel enthält. Die wunderlichen Geſtalten der Alraunen, Zigeunermütter, myſtiſchen Keſſel, Unken, Mäuſe, Elfen und Zwerge, Kobolde und Feen, Ameiſen und Meerkatzen, die ſind gar ſtörend im eleganten Salon der vornehm gewordenen Zeit. Die Thatſachen begehrende Gegenwart, ſo wenig ſie deren hervorbringt, verwirft mit kühler Arroganz die phantaſtiſchen Gebilde der üppigen Phantaſie; die kahle Wirklichkeit verſcheucht verächtlich das liebliche Märchen, und die Nüchternheit der Empfindung drängt ſich ſelbſt in moderne Träume. Man jagt jetzt ſo viel nach Neuem, Piquantem, und fühlt gar nicht wie man jeden Genuß den man anatomirt vernichtet. Und Analyſiren, mit ſcharfem Scirmeſſer jede Freude, jede Empfindung zerſchneiden, Das iſt die innerlichſte Sucht unſerer Zeit der Epigonen. Iſt es blos Eigenſchaft der Deutſchen? Ich weiß es nicht, aber es iſt Deutſchland, wo es betrübend auffällt. Man duldet keine Größe, keine Idealität, der olympiſche Gott wird vom Piedeſtal heruntergeriſſen und in den Staub der Gemeinheit gewälzt bis er unkenntlich iſt, und dann ſchreien ſie: Seht, er iſt gerade ſo wie wir auch! Die großen Männer der vergangenen Periode wurden in ihrem Privatleben aufgeſucht, ihre Eigenheiten, ihre intimen Handlungen wurden bekrittelt, ihre Privatbriefe indiscreter Beurtheilung anheimgegeben, ihre Neigungen wurden in die Ebenbürtigkeit frivoler Verhältniſſe gebracht, und dann war man froh ſagen zu können, Schiller und Goethe waren ja doch nur im engern menſchlichen Leben ſo kleinlich wie wir auch. Obgleich man ihre Idealität nie erreicht, tröſtet man ſich nach Art der Thoren mit ihren Schwächen. Auch die impoſante Macht der Romantik bietet glücklicherweiſe Schwächen, an denen labt ſich der kleine Sinn ohne zu beklagen wie ſo kalt und öde doch das Leben ohne Romantik iſt. Arnim's Seltſamkeiten ſind ſo lieblich, ſo idealiſch, ſo edel, ſeine Verkehrtheiten tragen ſo die Eigenthümlichkeit einer erhabenen Seele, daß ſie verſpotten ſich an dem ewigen Schönheitsgeiſt verſündigen heißt.

Noch ſeltſamer, oft unheimlich, aber mit der ganzen Fülle göttlicher Poeſie uns überſtürzend iſt Brentano's wunderbare Muſe. Halbwild, voll geſpenſtiſcher Schrecken auf nackter Haide dahinraſend, gut Freund dem Räuber und Zigeuner, im nachtdurchgrauſten Walde, an ſtillen Seen, in mächtiger Felshöhle, hauſt ſie zum frommen Schrecken des alten Mütterchens am Spinnrocken; da wirft ſie plötzlich die Hülle ab, und ſteht da im reinſten Lichte der Verklärung, ſingt ſo ſüß, ſo wehmuthſam von dem Schmerz, dem wundaufzitternden Weheſchrei des armen Menſchengeſchlechts, weint ſo fromme Zähren der Liebe und Klage, die aufſproſſen zu ihren Füßen zu Sternenblumen der barmherzigen Liebe, daß die Heiligen ſelbſt ihr lichtes Gewand berühren und ſie Schweſter nennen. Der Misklang unſerer policirten und polirten, derb komiſchen und lächerlich tragiſchen, anmaßend geſpreizten und ſo hohlen Zeit ſpiegelt ſich in Brentano's bald lachenden, bald weinenden Gebilden, wie in einem Zauberglaſe das nicht die Wirklichkeit allein, ſondern auch die Folge zeigt. Ebenſo myſtiſch wie Arnim, iſt Brentano nicht frei von dem Graus übertriebener Symbolik, aber das Kinderauge ſeiner Märchenwelt blickt ſo unſchuldsvoll, ſo ſüß lächelnd, ſo ernſt froh, ſo überwindend reizend aus dem Rahmen wunderlicher Ranken, daß wir uns beſtricken laſſen, und gar nicht mehr daran denken, daß die Symbolik und die Ultraſchwärmerei ſo viel Jammer über die Welt gebracht hat. Meiſt beginnt Brentano ernſthaft, voll zarter Anſchauung, oder heiliger Kindereinfalt, dann wird er neckiſch, ſchelmiſch, und der Harlequin guckt hervor, dann plötzlich reißt ihn ſeine Dichtung fort, ein reißender Bergſtrom, wildſchäumend, über Felſen und Höhlen, bis er ausruht auf dunklem Wieſenſammet: da ertönt im nahen Kapellchen die Glocke zum Are, der Strom hemmt ſein Rauſchen, Alles feiert, und in frommer Verzückung kniet auch der Dichter nieder und verliert ſich in Offenbarungen deren Sinn ebenſo unklar iſt wie der der Apokalypſe.

Und zur Seite dieſer Beiden ſteht Bettina, eine zierliche Mänade, wie ſie ſich einmal nennt, auf dem Köpfchen, ergeht ſich in den reizendſten, mannichfachſten Stellungen, windet glänzende Blumen zum anmuthigen Kranze, um ihn dann in lieblichem Unmuth wieder zu zerreißen, ſingt voll köſtlicher Inſpiration wunderbare Weiſen, und endigt mit einem langen ſchrillen Wehaccord, tanzt wild wie eine Gefährtin des indiſchen Bacchus, und lehnt ſo ſinnvoll graziös an dem Hügelabhang wie ein Gebild des Praxiteles. Es haben ſich alle Schriftſteller unſerer neuen Zeit darin gefallen ihre mehr oder minder geiſtreichen, faden oder barocken Beiwörter an Bettina zu verſchwenden: Theodor Mundt wird einmal faſt zwei Seiten lang nicht müde mit Gleichniſſen, Gutzkow widmet ihr einen ſcharf analyſirenden, ſkeptiſch kühlen Beſuch, Jeder probirt auf ſeine Weiſe den gordiſchen Knoten zu löſen; aber Keiner hat ſich vollſtändig begnügt den Nektar ihrer Götterpoeſie wonnig zu trinken, und im ſüßen Rauſch vielleicht die Wahrheit dieſes Räthſels zu finden. Es iſt frevelhaft

in frivoler Neugier den Isisschleier der Natur zu lüften, es ist undankbar die Geheimnisse der Göttlichkeit mit roher Hand zu zergliedern. Für die Poesie empfänglich ist nur Der welcher versteht wie ein Kind zu genießen. Den Kindern ist das Himmelreich, die genießen den Duft der Blume, den Saft der Frucht, den Glanz der Sterne ohne zu fragen warum und woher diese Herrlichkeiten ihr Dasein haben. Wer den Dichter verstehen will indem er kritisirt, ist am weitesten von dem Verständniß entfernt. Ein Dichter ist kein gebildeter Mensch.*) Er ist zerstreut, unbeholfen, schweigsam, er ist launisch, intolerant, er will geliebt oder doch geduldet sein, dabei macht er auch oft Ansprüche die verletzen können; immer aber ist es eine schöne Sache den Dichter zu fassen, und eine himmlische Genugthuung ihn zu lieben. Das verstehen wenige Frauen, seltene Männer, zart, mit unendlicher Geduld, Sanftmuth und Hingebung alle Opfer bringend, keins verlangend, Das ist die Weise mit dem Dichter umzugehen. Wer so zu sein nicht vermag, der fliehe ihn; denn der Dichter ist Egoist und Schwärmer, wer ihn nur in erster Eigenschaft faßt wird die zweite ewig nicht verstehen. Alle Inspirationen scheuen den Samum der Kritik, deshalb offenbaren sie sich am liebsten nur Einzelnen und sprechen halbleise. Auch ist es wahr, die Begeisterung spricht in der Persönlichkeit oft so störend an die Gesellschaft, daß nur der dunkle Himmel, die Sternennacht, der bethaute Morgen im frisch geschmückten Tempel des Alls ihre Klänge aufnehmen sollten. Und wie der Dichter anders genommen sein will als andere Erdbewohner, so wollen auch Dichtungen einen freundlich bebauten Boden finden, in dem sie Wurzel fassen können. Es gibt eine Stelle in Arnim, es ist in der Vorrede zu den „Kronenwächtern", da spricht er sich so fein über die Meinung der Dichtung aus, und zugleich ist es so anwendbar auf Bettina's poetische Mittheilung, daß ich mir nicht versagen kann sie hierherzusetzen:

Dichtungen sind nicht Wahrheit, wie wir sie von der Geschichte und dem Verkehr mit Zeitgenossen fodern, sie wären nicht Das was wir suchen, was uns sucht, wenn sie der Erde in Wirklichkeit ganz gehören könnten; denn sie alle führen die irdisch entfremdete Welt zu ewiger Gemeinschaft zurück. Nennen wir die heiligen Dichter auch Seher, und ist das Dichten ein Sehen höherer Art zu nennen, so läßt sich die Geschichte mit der Krystallkugel im Auge zusammenstellen, die nicht selbst sieht, aber dem Auge nothwendig ist um die Lichtwirkung zu sammeln und zu vereinen; ihr Wesen ist Klarheit, Reinheit und Farbenlosigkeit. Wer diese in der Geschichte verletzt der vertilgt auch die Dichtung die aus ihr hervorgehen soll, wer die Geschichte zur Wahrheit läutert schafft auch der Dichtung einen sichern Verkehr mit der Welt. Nur darum werden die eigenen unbedeutenden Lebensereignisse gern ein Anlaß der Dichtung, weil wir sie mit mehr Wahrheit angeschaut haben als uns an den größern Weltbegebenheiten gemeinhin vergönnt ist. Das Mitthätige und Selbstergriffene daran ist gewiß mehr hemmend als aufmunternd; denn Heftigkeit des Gefühls unterdrückt sogar die Stimme, weil diese sie zum Maß der Zeit zwingt, wie viel weniger mag sie mit der trägen Pflugschar des Dichters, mit der Schreibfeder zurechtkommen. Die Leidenschaft gewährt nur das ursprünglich wahre, menschliche Herz, gleichsam den wilden Gesang des Menschen, zu vernehmen, und darum mag es wol keinen Dichter ohne Leidenschaft gegeben haben; aber die Leidenschaft macht nicht den Dichter, vielmehr hat wol noch Keiner während ihrer lebendigsten Einwirkung etwas Dauerndes geschaffen, und erst nach ihrer Vollendung mag gern Jeder in eigenem oder fremdem Namen und Begebenheit sein Gefühl spiegeln.

Die Spiegelung ihrer Liebe, ihrer glutdurchwehten Leidenschaft, deren Dithyrambe Bettina der Welt übergeben hat, war eine Göttergabe, welche wol der reinen Aufnahme werth gewesen wäre. Statt die Thatsachen zu zergliedern, die sich doch nimmer hinwegleugnen lassen, anstatt engherzig die Wahrheit zu bezweifeln, die Quellen zu erforschen, und auf eigene Hand Das was Einem in den engen Gedankenkreis nicht paßte verächtlich zu verwerfen, wäre es wol an der Zeit gewesen die poetische Fülle, die große Zuversicht des Genies mit dankbarer Seele nun auch poetisch zu genießen. Wie viel reiches Leben liegt begraben tief im Menschenherzen, in dem Quell reiner Anschauung, und wie Wenige erfrischen sich daran, und wenn ja Einer sie aufgefunden hat, so verbirgt er sie, wie unwürdig des praktischen, intelligenten Treibens einer industriellen Zeit. Bettina's Zaubernatur, die solche Tiefe der Melodien, solchen Schatz des Reichthums über uns ausgoß, muß den Schmerz empfunden haben zu früh ihre himmlische Gabe offenbart zu haben. Es sind Wenige die sie würdig in sich aufnahmen, und diese Wenigen trösten sich mit ihrer Prophetengabe und denken still: einst wird die Zeit kommen, wo die kindliche Psyche zur Göttin der Wahrheit und in voller Herrlichkeit erhoben wird; da werden zu ihrem Tempel Tausende wallfahrten, und die reinen Priester werden die besten und lautersten Jünglinge und Jungfrauen sein, welchen der Göttin Begeisterungsgesang erst die Glut und Wonne des jungen Herzens offenbarte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Schlegel sagt: „Dichter sind immer Narcisse."

Großer Naturatlas.

The physical atlas, a series of maps and notes illustrative of the geographical distribution of natural phenomena. By *Alex. Keith Johnston*. London 1848.

Dieses ebenso kostbare als schätzenswerthe Werk besteht in vier Serien Karten: einer geologischen von zehn, einer meteorologischen von fünf, einer hydrographischen von sechs und einer phytologischen und zoologischen von neun Karten. Die erste Serie enthält vier Karten von den Gebirgssystemen und -Ketten Europas, Asiens und Amerikas, eine von den Alpen-Gletscherregionen, zwei von den merkwürdigsten vulkanischen Erscheinungen, eine doppelte von dem allgemeinen geologischen Bau des Erdballs, und zwei einzelne von der speciellen Structur der britischen Inseln. Die zweite Serie enthält Karten des Atlantischen, Indischen und Stillen Oceans, der Flußsysteme von Europa, Asien und Amerika, und jene Ebbe- und Flutkarte der britischen Seen. Die dritte Serie zeigt auf der einen Karte die Isothermallinien und Linien gleichen barometrischen Druckes; auf einer zweiten die geographische Vertheilung der Orkane, Wetterwirbel oder Wasserhosen und anderer Luftstörungen; auf einer dritten die Polarstructur der Atmo-

sphäre; zuletzt auf zwei hyetographischen Karten die Vertheilung des Regens über die Erde im Allgemeinen und über die Oberfläche von Europa insbesondere. Die vierte Serie zeigt auf der einen Karte die allgemeine geographische Vertheilung der Pflanzen, und auf einer zweiten insonderheit derjenigen Pflanzen welche den Menschen zur Nahrung dienen; dann auf drei Karten beziehentlich die der Säugethiere, der fleischfressenden und wiederkäuenden Thiere; auf zwei Karten die der Vögel und Insekten, und auf ebenfalls zweien die Ethnographie von Europa und den britischen Inseln. Die Idee zu diesen Karten rührt von Humboldt, der erste Entwurf vom Professor Berghaus in Berlin, und das Werk, wie es verbessert, vergrößert und trefflich ausgeführt vorliegt, von dem auf dem Titel genannten Johnston in Edinburg. 94 Druckseiten enthalten die Erklärung.

Für Familien- und Schulgebrauch, und um das theure Werk auch weniger Bemittelten zugänglich zu machen, erscheint gegenwärtig in London und Edinburg eine kleinere Ausgabe in Quart. Die erste Lieferung hat den Titel: „The physical atlas of natural phenomena. Quarto edition. Part I. Reduced from the edition in imperial folio, for the use of colleges, academies and families." 10.

Mancherlei.

Nach großen Ereignissen läßt sich weissagen, wie es auch alte Propheten gemacht haben sollen. Wir neuern ärgern uns hinterher über Fürsten, Minister, Staatsräthe, und verzeichnen ihre Sünden. Warum sind in 30 Friedensjahren keine Steuern gemindert, warum waren bei Theuerungsjahren die Staatskassen leer, die Judenkassen voll, warum wird geliehen statt gegeben, warum vergeudet statt zu sparen? Kanäle und Eisenbahnen sind da, aber man hemmt den Waarenverkehr durch Zölle wie den Gedankenverkehr durch Censur. Warum reisen Könige in die Ferne, prunken mit Gewändern und Hoffesten, und gewinnen keine Weisheit wie eine Königin von Saba bei Salomo? Wenn ihr Christen seid, warum seid ihr es nicht für Geist und Gemüth, sondern für den Dom von Köln, nicht für ehrbaren Lebenswandel, sondern für Kebsweiber? Warum seid ihr statt Kriegshelden Uniformenfinder, statt Kunstfreunde Kunstnarren? Warum feilschet ihr mit Constitutionen nach leichtem Gewicht und bannt das wahre Wort für die Lügenworte eurer Paläste? Warum rühmt ihr euch einer Geburt und Gewalt von Gottes Gnaden, und thut nicht Buße für eure Sünden um der Gnade werth zu sein?

Darum kommt die Zeit und ist schon da, wo die Herrlichkeit der Höfe verstöret wird, und die Kronen in den Staub sinken, wo der Hungerige den Satten niederwirft und der Sturm von Haufenwildheit die Stärke der Gewaffneten, wo goldgestickte Ehre dem Schurzfell der Arbeit weicht, wo Kammerdiener statt Kammerherren sich aufdrängen, wo Mistrauen das Wort der Reichen begleitet und Zuversicht das Geschrei der Armen, wo die Thorheit der Väter sich rächt an ihren rathlosen Kindern, wo die Gottlosen Gottes Gnade stehlen, Heidenopfer darbringen auf Baalsaltären, wo Spott und Hohnlachen durch die Lüfte schallt wie in Jerusalem am Kreuze des Erlösers.

Aber ihr Völker, gedenket des Umschwungs menschlicher Schicksale! Ihr habt Tugenden der Demuth und Hingebung gezeigt, hütet euch vor Lastern des Hochmuths! Seht, es kommt die Zeit und ist schon da, wo Leidenschaft den Damm des Gehorsams durchbricht, wo ein Strom von Begriffen Alles unterwühlt, wo vernünftige Rede sich in tolles Lärmen verwandelt, wo eiserne Fäuste Gesetztafeln zerschlagen und bleierne Köpfe Gesetzpapiere erfinden, wo Krieg tobt in den Häusern und auf den Gassen, wo Berge hineinfallen in die Thäler und ihr Schutt die Triften bedeckt. Da werdet ihr rufen um Hülfe wider euch selbst, und es werden falsche Propheten kommen die euch Brot verheißen und Steine geben, eure Wohnungen werden zerstört sein und eure Geschmeide ein Raub des Fremdlings, die Unbewaffneten werden von Sensen niedergemäht und die Bewaffneten umkommen im eigenen Blut, Noth wird die Menschengeschlechter gleichmachen, Brüder werden stehen gegen Brüder, Aeltern gegen Kinder, Geistesbildung wird Roheit, Lebendige werden die Todten beneiden. Ich höre auf zu weissagen. Thut Buße, denn das Himmelreich ist nicht nahe!

Periander, einer der sieben Weisen Griechenlands, lobte vor Allem diejenige Demokratie welche der Aristokratie am nächsten kommt, und daß irgend eine, wenn nicht Monarchie, sich in der Demokratie einfinde, nur verschieden in Bestand und Abgeschlossenheit, liegt in dieser selbst. Unsere heutigen Republikaner, Wühler u. s. w. wollen Demokratie mit Aristokratie der Literaten, Zeitungschreiber, Redner oder Dichter, oder — Studenten. Fäuste der Proletarier helfen ihnen ohne zu wissen was sie thun; denn es ist lächerlich in ihren für sie aufgesetzten Adressen Preßfreiheit als stehende Foderung zu lesen, da sie doch Nichts drucken lassen und wenig Gedrucktes in die Hand nehmen. Beamte wollen eine bureaukratische, Soldaten eine militairische, Rothschilde eine Geldaristokratie, Geadelte eine adelige, Höflinge eine höfische, Zünfte eine Zunftaristokratie. Volle Demokratie, woran griechische Staaten einst zu leiden hatten, will eigentlich Keiner außer Bettler und Proletarier. 28.

Literarische Anzeige.

Goethe-Literatur.

Veranlaßt durch Goethe's hundertjährigen Geburtstag erscheint bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten

Goethe's
Verdienste um unsere nationale Entwickelung.
Zur Goethe-Feier am 28. August 1849.
Von **W. Assmann.**
Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

Denkschrift
zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's.

Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung.
Von **K. G. Carus.**
Mit einer Tafel. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Bei dieser Gelegenheit empfehle ich zugleich folgende in meine Verlage erschienene Werke:

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von **J. P. Eckermann.** Zweite mit einem Register versehene Ausgabe. Zwei Theile. 1837. 8. 4 Thlr.

Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von **Johannes Falk.** Zweite Auflage. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorf. 1839. 8. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 211. —— 3. September 1849.

Achim von Arnim, Clemens Brentano und Bettina.

(Fortſetzung aus Nr. 210.)

Es kann nicht unſere Abſicht ſein eine Kritik unſerer drei Dichter zu ſchreiben, wir würden uns mit eigenem Werke ſchlagen; nur noch einmal der Erinnerung wollten wir dieſe Zeilen weihen, noch einmal uns erquicken an dem Duft der glänzenden Blumen des reichen Füllhorns. Als die beiden jugendlichen Einſiedler in Heidelberg ſo ämſig Steine ſammelten zum Bau des edlen Volkstempels, als ſie auszogen um von dem Hirtenknaben und dem alten Jäger, der weiſen Amme und dem unbewußt ſingenden Mühlenknecht die verklungenen Vaterlandstöne zu ſammeln, da übergaben ſie ihren gewonnenen Schatz in „Des Knaben Wunderhorn" dem Vaterlande. Wol war es eine gute, ſchöne Gabe voll lieblicher Sagen und Lieder, vom Frundsberg und vom König Laſla, von Lieb' und Leid, vom Winter und Sommer, vom Prinzenraub und dem Tell, viel Neues, Unerwartetes, viel Bekanntes, gern Begrüßtes. Jetzt iſt der Sinn des Sanges und der Tonluſt auch recht erfreulich allgemein geworden, man kann gar oft die zarten Weiſen von „So viel Stern' am Himmel ſtehen", oder „Aennchen von Tharau" in jauchzender Luſt oder ſtillem Abendklingen aus dem Munde tüchtiger Burſche hören, und bringt nur die That hindurch aus dem Gefühl, ſo iſt die deutſche Heimat fröhlich rege an Freiheit des Schaffens und des Gelingens. „Des Knaben Wunderhorn" von den Freunden Arnim und Brentano weckte auch viel freudiges Echo rings umher, und wenn die Märchen und Erzählungen nicht ſo allüberall verſtanden oder geliebt wurden, die Aufbewahrung und Ehrenrettung des guten alten Lieds hat ihnen ſchon mancher ſchlichte Bürgersmann, mancher brave Dorfpfarrer gedankt. Die myſtiſche Anziehungskraft alter, verborgener Geſchichts- und Gedichtsquellen bildet den anreihenden Faden in den Schöpfungen beider Dichter: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores", „Halle und Jeruſalem", „Iſabella von Aegypten"; in Allem herrſchte dieſer wunderbare Ton vor, in Allem hat Arnim dem Drang ſeiner Myſterienbegeiſterung nachgegeben. Nur in den „Kronenwächtern" ordnet ſich die Myſterie der Hiſtorie unter. Da iſt mit einer reizvollen Anmuth und in feſſelndſter Darſtellung die Maſſe intereſſanter Perſonen vorgeführt, da ſpielt Jeder nach feſter, reiner Weiſe die Grundmelodie der Handlung, wo ſie wirken oder leiden ſollen. Wie ſchön die Sage von dem fabelhaften Barbaroſſa-Palaſte, von den Wächtern der Kaiſerkrone, die wunderbare Erhaltung und Erziehung Berthold's, des Enkels der Hohenſtaufen, die kräftigen Frauengeſtalten des Mittelalters mit der herzerfreuenden Erſcheinung des Kaiſers Max, und die witzige des Kunz von der Roſen, die Wahrheit mit den Blumen der Dichtung durchflochten ſind, Das rathen wir unſern Leſern ſelbſt einmal wieder zu leſen. Schon die einleitende Beſchreibung des geſegneten Schwabenlandes, die köſtliche Landſchaft macht einen gar lieblichen Anfang. Das Unheimliche, Grauſenhafte wechſelt mit dem Reiz und der Anmuth immer überraſchend, immer feſſelnd Luther und Fauſt, der Minneſänger Grünewald, deſſen artige Hiſtorie auch das „Wunderhorn" einleitet, die Herrlichkeit und Pracht der Kaiſerzeit und die geſegnete Aemſigkeit des Bürgerfleißes iſt in vollendetem Stil und mit köſtlichem Humor dargeſtellt. In „Iſabella von Aegypten, Kaiſer Karl's V. erſte Jugendliebe" herrſcht die Myſtik und die Schauerlichkeit vor, die ſeltſame Bralia, das Galgenmännchen machen einen ſeltſamen ſpukhaften Eindruck; desgleichen in der Geſchichte: „Angelika die Genueſerin, und Cosmo der Seilſpringer", und in vielen andern Novellen waltet dieſer geheime Schauer, unter denen auch gar wunderreizende, wie „Juvenis", „Owen Tudor", hervorzuheben ſind. Die bizarre Darſtellung möchte in „Halle und Jeruſalem" und der „Gräfin Dolores" ihre Höhe erreicht haben. Wir dürfen Beides als bekannt, wenn auch jetzt nicht mehr viel geleſen, vorausſetzen, und gehen nicht näher darauf ein. Man pflegt oft Bücher die dem Geſchmack der modernen Zeit entgangen ſind als nur für das Studium der Literaturgeſchichte intereſſant anzunehmen. Damit beraubt man ſich ſelbſt um manch Schönes und Erfreuliches; denn die Literaturgeſchichte ſtudiren thut freilich in unſerer überklugen Zeit nur der Lehrer und Schriftſteller derſelben. Die Gebrüder Grimm, ſo hoch verdient um unſere literariſchen Schätze, haben Arnim's Werke Hand in Hand mit Bettina geordnet und geſammelt, und ihm dadurch ein herrliches Freundesdenk-

mal geſetzt. Die Anmuth der Erzählungen iſt noch bedeutend verſtärkt durch die Verſe, welche den Gang der Handlung nicht unterbrechen, ſondern aufs melodiſchſte weiter leiten, ſo in der „Gräfin Dolores", in den „Kronenwächtern". Das iſt die natürlichſte Erzeugung der Poeſie, die ohne Affectation von ſelbſt in Rhythmen fällt. Es mag individuell ſein, aber es iſt mir begegnet, die Proſa Arnim's und Brentano's, und insbeſondere die glutvolle der Bettina, ganz ohne Abſicht in Verſen geleſen zu haben, und ganze Seiten lang kam ich aus dieſem Rhythmus nicht heraus.

Die Inſpiration vollſter Liebesſehnſucht und Jugendſchwärmerei weht in aller Naivetät nur in Brentano's jüngſten Schöpfungen. Später ſchämt er ſich gewiſſermaßen ſeiner Glut, und verfällt in eine quälende Asceſik. In „Ponce de Leon", einem Luſtſpiel ſpaniſcher Gattung, iſt das Vorbild des „Lacrimas" nicht zu verkennen, welches glutenreiche Urbild der romantiſchen Schauſpiele damals zu einer Zeit erſchien, wo Fritz Stolberg's ſchwärmende Richtung den Keim angeregt hatte, der dann als Frucht das Recht mittelalterlicher Ritter- und Märchenpoeſie geltend machte. Stolberg ergab ſich dem Katholicismus, und überließ ſich einer Richtung in welcher die Fürſtin Gallizin mit Hemſterhuis das irrende, F. Jacobi das verſöhnende Princip wurden. Die Heroen der Romantik: Novalis, religiös-myſtiſch, Tieck vor Allen glänzend, die beiden Schlegel, Fouqué, Arnim und Brentano, folgten mit Würde und übertreffender Größe den Spuren, deren Blumenpracht ſich zuerſt in dem „Lacrimas" ergoß. Das Sonett womit A. W. Schlegel dieſes Schauſpiel einleitet iſt zugleich bezeichnend für die Fülle des Weſens der Romantik, und wir hoffen nicht zu viel zu wagen es hierherzuſetzen, da es nicht Allen gegenwärtig ſein möchte, und wenn es auch etwas überſchwenglich das Lob eines ferner unbedeutenden Dichters ſingt:

An den Dichter des „Lacrimas".

Du kennſt wol jene Frucht der ſonn'gen Zone,
Die aus dem gold'nen Schooſe grüne Spreſſen
Empor läßt, wie zum Palmenwipfel, ſchoſſen,
Daß unter ſchatt'gem Baldachin ſie throne.

Doch ſchafft, getrennt von ihrer Frucht, die Krone
Sich, wurzelnd, neu den würzigen Genoſſen,
Bewährend, daß, gleich durch ſie hin ergoſſen,
Die ſüße Kraft im Kern, im Schmucke wohne.

So, Freund, will deine Dichtung mir gemuthen:
In jugendlicher Frühlingspracht verborgen
Hegt ſie des fernen Himmelſtrichs Arome.

Hier duft'ges Abendland, dort glüh'nder Morgen;
Dazwiſchen hauchen Lüft', und Meere fluten
Hin und zurück mit linder Sehnſucht Strome.

„Lacrimas" erſchien anonym und gab viel auf zu rathen, da die Malerei und der üppige Duft der reichſten Phantaſie all ihren Zauber wie ihren Wahn und ihr Uebermaß darin ausgegoſſen hatte, und zugleich die Leichtigkeit und Reinheit der Verſe in den wechſelndſten Rhythmen auf einen Meiſter in der Form, wenn auch nicht im lebendigen Geiſt der Romantik ſchließen ließ. Jetzt weiß man allerdings ziemlich allgemein, daß W. Schütz der Dichter iſt. In dieſem Sinn ergreift auch Brentano in ſeinem „Ponce de Leon" die romantiſche Feder. Es iſt noch aller Reiz jugendlichen Uebermuths, die keckſte Sinnlichkeit, die rührendſte Frauenliebe in kindlicher Anmuth, der Rauſch und das geheimnißvolle Walten heißer Liebestriebe darin, mit dem Humor behaglicher Theilnahme und der naiven Treue ehrlicher Diener freundlich verwebt. Die liebende, graziöſe Valeria, die träumende Iſidore, die luſtige Melanie ſind Schöpfungen jugendlichen Dranges; in Ponce de Leon vergegenwärtigt ſich die ſchwankende Neigung zaubernder Jünglingsglut; Valerio und Porporino ſind witzig und hülfreich zu rechter Zeit; auch die wunderlichen Grimaſſen ſpaniſcher Grandezza fehlen nicht, und Alles geſtaltet ſich gar zufriedenſtellend und anmuthig zum Schluß, nachdem es ſich in die bunteſten Wirren mit Leichtigkeit und durch kecken Zauber erlöſt geworfen hatte. Die eingeflochtenen Liedchen der Valeria ſind ſehr lieblich, beſonders das einheimiſch gewordene „Nach Sevilla" freundlich überraſchend. Was der Aufführung dieſes Stücks bei zweckmäßiger Leitung auch jetzt noch entgegenſteht ſehen wir nicht ein. Den Geſtalten wohnt Feuer und Leben inne, und die Valeria wäre ſo recht eine Stelle für eine feine Schauſpielerin, die allen Reiz der Mignon, alle Anmuth Zerlinens hineinlegen dürfte, und doch in des Dichters Gebild alle Berechtigung des Originals beſäße. „Godwi oder das ſteinerne Bild der Mutter" iſt, ſo viel ich weiß, der erſte Roman Brentano's, den er unter dem Pſeudonym Maria ſchrieb. Bei großen, überſchwenglichen Schönheiten viel Verworrenheit und übergreifende Wildheit. Das Buch iſt in Briefen geſchrieben, in denen ſich alle Charaktere ziemlich genau nuanciren, aber auch in Breiten der Reflexion ergehen welche ermüden und abſpannen. Im zweiten Bande verliert ſich das Ganze in eine unklare, oft abſurde Bizarrerie, die den „verwilderten Roman", wie er auf dem Titel heißt, durch ſeine Verwilderung ungenießbar machen. Doch ſind auch Abhandlungen darin voll erhabener Originalität. Im „Moſel-Eisgangslied", den „Mehren Wehmüllern" iſt das Element der wunderlichen Genialität unverkennbar, aber die Producte derſelben noch nicht geläutert. Groß als Poet iſt Brentano erſt in ſeinen wunderlichen Märchen. Der „Müller Radlauf", in welchem ein ſinnig ſchönes Rheinlied gar anmuthig erſcheint, „Rothkehlchens Liebſeelchens Ermordung und Begräbniß", voll Zartheit und Naivetät, die „Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl", voll ſinnigſter Treuherzigkeit, „Das Myrtenfräulein", die reinſte Kinderpoeſie, und noch andere mehr, bekunden ſich ſämmtlich als echte Kinder einer heiligen Muſe. Den höchſten Reiz und eine wahre Ueberfülle köſtlichen Humors bietet das Märchen „Gokel, Hinkel und Gakeleia". Die Tiefe der deutſchen Mythe erzeugt das lieblichſte Gebilde in dieſer wunderbar ahnungsreichen Dichtung. Alles was wir oben als die Empfindung welche Brentano auf den un-

befangenen Leſer hervorbringt bezeichnet haben, läßt ſich bei dieſem Buche in jeder Beziehung anwenden. Humor iſt eine Gabe der Götter, für ihren Beſitz bedarf es des reinſten, natürlichſten, herzlichſten Kinderſinnes, vereint mit der vollkommenſten Urtheilsfähigkeit, des gereiften Verſtändniſſes für alle Lebensbeziehungen. Der Humor ſtirbt immer mehr aus. Er wurde Ironie, jetzt iſt er Satire, derbe, handgreifliche Satire geworden, die wirkt wol, aber ſo bitter, ſo verderblich, daß die ſchalkhafte Züchtigung welche der Humor unternimmt in ihren Folgen ſtets ſegensreicher bleiben wird. So reizend verwebt wie Geſchichte und Mythe, Fabel und Legende, Luſt und Leid, Ahnung und Wahrheit in dies Gebilde kindlicher Abenteuer ſind, möchte es nicht leicht einem zweiten Dichter gelingen. Die wunderreizenden Bilder in feinem Steindruck, die zartinnigen Lieder und Reime erhöhen den Reiz des Ganzen ungemein. Große und kleine Kinder können Viel und Herrliches daraus ſchöpfen, und die deutſche Literatur beſitzt einen gar köſtlichen Schatz in dieſer Dichtergabe. Selbſt das Tagebuch der Ahnfrau, ſo unklar es Vielen ſein mag, der ſüße Wehmuthsreiz geheimnißvoller Myſtik dringt in das innerſte Herz darin und das letzte Bild: das Aehrenfeld mit dem frommen Schnitter und die Kinderſeelen von Sternen umleuchtet, auf Mohnblumenkelchen ſich wiegend, die verklärte Mutter, die Nacht, dem Himmel nahe, die kranzwindenden Beterinnen, das entſchlafene Büblein, und die ſternſenkenden Engel, die Lilien und die ganze Fülle traumſeliger Eingebung rühren mit Paradieſestönen, die den Geſang von Geiſterchören:

O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit —

an das innere Hören der Seele tragen, das tiefempfindende Herz. Bis jetzt hat der Dichter Brentano nur zu uns geſprochen, und als ſolcher unſere Liebe erworben, der „Frühlingskranz des Clemens Brentano" zeigt uns den edelſten, herrlichſten Menſchen. In ſeinen Jugendbriefen, insbeſondere an Bettina, die uns auch dieſen herrlichen Nachlaß ſchenkte, drückt ſich ein kindlich reines Herz, die feurige Seele in Harmonie mit dem praktiſch menſchlichen Gefühl und dem klarſten Verſtand aus. Die herzliche Geſchwiſterliebe ſpiegelt ſich darin. Er erkennt Bettina's Begabung, ihre über alles Gemeine himmelhoch ſchwebende Genialität am verſtehendſten an; aber er führt ihre Ueberſprudelung mit linder Hand an die Quelle ruhigen Urſprungs zurück. Wer empfände nicht die weiſe Warnung wenn Clemens an Bettina ſchreibt:

Die Sitte kann keinem Menſchen erlaſſen werden, ſie iſt eine Art Allerweltsſprache, ohne die man nie verſtanden wird; doch ſoll der Menſch in ſie ebenſo wenig von Jugend auf hineingeleimt werden als er ganz unfähig für ſie werden darf. Aber ſchön iſt es, wenn ſie der Menſch mit freiem Willen ergreift, ſie durch die ſchöne Eigenthümlichkeit ſeines Daſeins veredelt, und ſo allen Andern in dieſer allgemeinen Sprache ſich ſelbſt liebenswürdig und verſtändlich macht. Das Leben des Weibes iſt feſter und unbeweglicher als das Leben des Mannes. Das Weib berührt die Menſchen näher und muß Segen über ihre Umgebung verbreiten.

Wir beſitzen viele herrliche Lieder von Brentano, eins der ſchönſten iſt das was E. v. Niendorf mittheilt, welches er einem kranken, geſangreichen Mädchen zum Andenken ſchrieb: „Bleib nur ſtille."

Die innige Gemeinſchaft mit dem Gatten und dem edeln Bruder mußte auf Bettina's hochfliegende Empfänglichkeit herrlich wirken. Dieſer Harmonie danken wir entzückende Töne. Von der Dichtertrias iſt es nur Bettina die noch mit ihrem Reichthum in unſere dürftige Gegenwart hereinragt. Aber der dichteriſche Geiſt ſcheint als liebliches Erbtheil auf die holden Märchenerzählerinnen, ihre geiſtreichen Töchter, übergegangen zu ſein, und Scheherazade's freundliche Gabe nicht in der genialen Genoſſenſchaft auszuſterben.

(Der Beſchluß folgt.)

Muſikaliſche Novellen von Theodor Hagen. Leipzig, Jurany. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine kleine Schrift des Verf. der vorliegenden Novellen: „Civiliſation und Muſik", welche vor drei Jahren erſchien, wurde damals vom Ref. in d. Bl. angezeigt, und im Ganzen günſtig beurtheilt. Es hat dieſelbe ſeit dieſer Zeit vielfache Verbreitung und Anerkennung gefunden, ſie wurde ſogar, wie wir hören, ins Engliſche überſetzt; aber auch heftige Widerſacher haben ſich dagegen erhoben, und noch vor ganz kurzer Zeit brachte ein muſikaliſches Journal einen Angriff dagegen. Die Urſache dieſer letztern Erſcheinung dürfte zunächſt in der überwiegend franzöſiſchen Bildung des Verf., in dem Anlehnen an moderne franzöſiſche Theorien, welche dem deutſchen Muſiker nicht munden wollen, zu ſuchen ſein. Hagen iſt in den Principien ſchwach, er vermag Dem welcher mit der Foderung deutſcher Gründlichkeit hinzutritt nicht zu genügen; unbeſtimmter und willkürlicher Gebrauch von Worten mit denen wir einen andern Sinn zu verbinden gewohnt ſind gibt Veranlaſſung zu Misverſtändniſſen; Vieles endlich erſcheint ganz im Charakter franzöſiſcher Theorie, obſchon unmittelbar für das praktiſche Leben beſtimmt, phantaſtiſch und unausführbar. Bei alledem würde man, was auch in dem frühern Referat ſchon anerkannt wurde, Hagen großes Unrecht zufügen, wollte man dieſe Schattenſeiten allein geltend machen. Vermag der Leſer über das Gegebene hinauszugehen, und ſelbſt zu ergänzen, vermag er was einen erſchöpfenden Ausdruck bei dem Verf. nicht gefunden hat in ſeiner Ganzheit und Wahrheit zu erhaſchen, ſo müſſen ihm geiſtreiche Anregungen in Menge zugeſtanden werden, ſo muß, was die Hauptſache iſt, die Grundanſchauung jener Schrift bei allen Mängeln im Einzelnen, eine ſehr fruchtbringende genannt werden.

Dieſelben Eigenſchaften begegnen uns auch in den vorliegenden Novellen, nur daß Hagen ſeit dieſer Zeit dem deutſchen Weſen näher getreten iſt, und dadurch ſich weſentlich ergänzt hat. Mit dem verſtorbenen Director des hamburger Theaters Baiſon verbunden, war er beauftragt beim Antritt der Direction deſſelben neue Mitglieder für das hamburger Theater zu engagiren, und bereiſte deshalb wiederholt faſt ganz Deutſchland; manche auf dieſe Weiſe gewonnene neue Beobachtung hat er hier niedergelegt. Schon früher bemerkte Ref., daß die hervortretendſte Eigenſchaft Hagen's eine feine Beobachtungsgabe iſt; er hat ſeine Ideen durch die Welt und das Leben gewonnen. Reiſen und ein bewegteres Leben unterſtützten ihn hierin, und gewährten ihm bald einen weitern Horizont als ſonſt gewöhnlich in Deutſchland, insbeſondere auf muſikaliſchem Gebiet gefunden wird; deutſche Innerlichkeit dagegen iſt bei ihm nur in geringem Grade vorhanden. So

sind auch die vorliegenden Novellen nicht als poetische Erzeugnisse in höherm Sinne zu betrachten: sie können nicht beanspruchen ein Werk der Poesie zu sein; sie sind Resultate der Beobachtung und des Raisonnements. Der Verf. spricht Das selbst aus zu Anfang der Vorrede: „Wenn es wahr ist, daß sich die Wissenschaft mehr und mehr mit dem Leben vermitteln muß, soll sie die Rechte des Lebendigen in Anspruch nehmen, so möchte es um so geeigneter sein aus dem Born des letztern herauszuschöpfen, um die hohe Bedeutung, den wohlthuenden Einfluß der Wissenschaft ins hellste Licht zu setzen. Wie bekannt ist diese Idee in dem geistigen Entwickelungsproceß der Deutschen augenblicklich stark ausgesprochen, sogar tritt sie uns in der musikalischen Wissenschaft durch einzelne Richtungen in theilweise imponirender Art entgegen. In Bezug auf letztere Thatsache muß es nun um so auffallender erscheinen, daß gerade diejenige Form welche am geeignetsten ist obige Idee zur Anschauung und zur Geltung zu bringen, in den letztern Jahren am meisten vernachlässigt wurde. Ich meine die Roman- und Novellenform. Es ist wenig dafür gethan worden, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einerseits haben die Versuche welche darin gemacht wurden nicht eindringlich genug die Nothwendigkeit dieser Form dargethan, andererseits war bisher unter den Fachmusikern die Ansicht vorherrschend, dergleichen Schriften hätten keinen für die Musik praktischen Nutzen; hauptsächlich aber erkannte man nicht den innigen Zusammenhang zwischen Kunst, Künstler und Gesellschaft. Man wußte nicht, daß die Gesellschaft den Künstler, der Künstler die Kunst macht, daß die praktische Ausführung dieser Idee den allein richtigen Weg angibt zum Verständniß alles Dessen zu gelangen was die Zeit in musikalischer Hinsicht darbietet."

Es ist in diesen Worten zugleich die Aufgabe der Schrift, der Inhalt derselben näher bezeichnet. Nicht eigentlich musikalischen Erörterungen begegnen wir, diese bilden wenigstens den kleinsten Theil; es ist die Stellung des Künstlers zur gegenwärtigen Welt im Allgemeinen, es ist der Zusammenhang „zwischen Kunst, Künstler und Gesellschaft, den der Verf. in gewissen musikalischen Richtungen und Typen unserer Zeit darzuthun sich bemüht". Die Schrift enthält fünf Erzählungen: „Karoline Reichmann." „Der Dorfmusikant." „Die Oper auf dem Kirchhofe." „Aus der pariser Gesellschaft." „Schreckliche Folgen." Die erste behandelt die Schicksale einer Primadonna, in welche zugleich die mehrer Künstler und Künstlerinnen verwebt sind. Die Zustände des Theaters, welche der Verf. aus eigener Anschauung so genau kennt, der Zwiespalt des künstlerischen mit dem äußern Leben, das stete Fluten und Wogen entgegengesetzter Leidenschaften ist gezeichnet. Die Erzählung ist eine der interessantesten und gelungensten des Buches, mit der nachfolgenden am meisten noch speciell musikalisch, und enthält auch im Einzelnen treffliche Bemerkungen. In der zweiten begegnen wir schon in „Civilisation und Musik" ausgesprochene Ansichten. Es wird der Gegensatz eines Tonkünstlers geschildert, der, in der großen Welt sich bewegend, die ursprüngliche Kraft und Gesundheit seines Gefühls einbüßt, und damit alle Productivität verliert, und eines Dorfmusikanten, welcher in den beschränktesten Verhältnissen dieses höchste Gut des Künstlers rein bewahrte, und darum ein Glück besaß welches jenem längst verloren gegangen war. Die dritte Erzählung ist ein wunderliches Nachtstück, mit welchem Ref. sich am wenigsten befreunden konnte. „In einem Zeitraum von einem Jahre", bemerkt der Verf. am Schlusse, „hatte man die Hauptmitglieder der Oper in Folge einer durch übermäßigen Genuß des Landweins erzeugten Schwindsucht auf den Kirchhof hinaustragen sehen. Die Leute hatten eine Art Colonie gebildet, in welcher eine anfangs veredelte, später aber entartete Sinnlichkeit zur Lebensaufgabe gemacht worden war. Die durch die theatralische Wirksamkeit bedingte Aufregung war hinzugetreten, um nach und nach ein Zurückführen in die naturgemäßen Grenzen unmöglich zu machen." In der vierten und ausgedehntesten Erzählung wird eine ursprünglich begabte Natur geschildert, die mit der modernen Gesellschaft in zu nahe Berührung tritt, und darum untergeht. „Aus den hoffnungsvollen Söhnen werden heutzutage immer Taugenichtse", schließt der Verf. diese Schilderungen, damit ein Verdammungsurtheil gegen die moderne Gesellschaft aussprechend. Auch hier sind die Schicksale anderer künstlerischer Persönlichkeiten eingewebt, eines Pianisten „der den fashionablen Damen während des Unterrichts verschläft, oder geschieht Dies nicht, sich in eleganten Phrasen über die neueste Oper, das neueste Ballet, die neueste Sängerin ausläßt". Grundgedanke ist auch hier: daß die moderne Gesellschaft das Gedeihen einer wahrhaft musikalischen Natur nicht zuläßt. Die fünfte Erzählung endlich bringt für Den welcher das Leben kennt und viele Opfer fallen sah eine sehr beachtenswerthe Anregung: die insbesondere bei dem Künstler früh erwachende Sinnlichkeit, und die Folgen mangelnder Befriedigung, Wahnsinn, Tod. Das Mittel freilich welches der Verf. vorschlägt wird Mancher um so frivoler finden, als derselbe versäumt hat seinen Gegenstand tiefer zu erfassen, um mit Umgestaltung dieses letzten Mittels lieber Vorschläge zur Beseitigung des Uebels im Keime zu geben.

Ref. empfiehlt die Schrift vom musikalischen Standpunkt aus recht angelegentlich. Von diesem aus müssen wir derartige Erscheinungen willkommen heißen, da so äußerst wenig geschieht die Tonkunst unter solchen Gesichtspunkten zu betrachten; sie ist zugleich, da speciell Musikalisches nirgend vorkommt, einem größern Publicum zugänglich. Nach allem Gesagten wird der Leser Beruhigendes, Genußreiches, in sich Abgeschlossenes nur selten erwarten; die Sphäre des Verf. ist das Negative, er hat die verderblichen Einwirkungen der modernen Gesellschaft an sich selbst erfahren, er zeichnet sie, ohne sich überall befreien zu können, ohne überall eine höhere Lösung zu finden.

F. Brendel.

Notizen.

Eine Kriegsgeschichte von Frankreich

aus der Feder eines alten Zöglings der Polytechnischen Schule („Histoire militaire de la France, par *P. Giguet*") wird von den französischen Blättern mit einstimmigem Lobe begrüßt. Bisher haben die Geschichtschreiber aller Epochen in ihren Darstellungen immer die politischen mit den militairischen Thatsachen vermischt; in dem vorstehenden Werke ist die äußerst schwierige Trennung beider Materien zum ersten male versucht. Für die ältere französische Kriegsgeschichte, die im ersten Bande (Periode 1—7) enthalten ist, standen dem Verf. manche verdienstliche Vorarbeiten zu Gebote; für den zweiten Band (Geschichte der Feldzüge der Republik und des Kaiserreichs) sind als sichere Quellen die Memoiren des Generals Foy, Jomini's und Napoleon's benutzt: die wissenschaftliche Anordnung aber und die gediegene und warme Darstellung sind Giguet's ausschließliches Verdienst; auch sind die durch das schöpferische Genie Napoleon's in die Kriegskunst eingeführten Modificationen mit besonderer Feinheit dargestellt. Giguet's Buch ist vom Kriegsministerium mit einem Preise gekrönt worden.

Statistisches über die Bedürfnisse von Paris.

Für den Unterhalt von Paris sorgen 601 Bäcker, 400 Fleischer, 1720 Restaurateurs und Garköche, 3182 Wein-, Bier- oder Liqueurhändler löschen seinen Durst; 5812 Schneider und Nähterinnen arbeiten an den neuesten pariser Moden, 1918 Hutmacher verfertigen eine anständige Kopfbedeckung, und 3010 Schuhmacher versorgen die Hauptstadt mit Schuhwerk. Im Ganzen hat Paris 32,602 bewohnte Häuser, 22 Theater, und seine Bewohner schlafen in 617,402 Betten. Wie soll man auf diese letztern eine angebliche Bevölkerung von beinahe 900,000 Menschen vertheilen? 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 212. — 4. September 1849.

Achim von Arnim, Clemens Brentano und Bettina.

(Beſchluß aus Nr. 211.)

Der „Briefwechſel mit einem Kinde" hat großes Aufſehen erregt, und viele Anfechtung gefunden. Goethe hat ſo viel hervorgerufen, ſo unzähligen Stoff für Alles und Alle gegeben, wie kommt es, daß man einer Apotheoſe der Leidenſchaft für ihn aus Kindermund ſo wenig Wahrheit zutraute? Man muß bekennen, daß Goethe wol geeignet ſein mochte der Liebesgewalt im weiblichen Herzen Herrſchaft zu erwirken, von dem naiven Gretchen, der munter-graziöſen Lili, der ſentimentalen Friederike bis zu der idealen Korona, der holdeſten v. Stein, Alle haben ſeine Macht gefühlt, und eine Prinzeſſin Leonore ſelbſt iſt nicht undenkbar in dem langen und glorreichen Leben, deren Engelshoheit doch menſchlich warm fühlt. Die liebende Sehnſucht zarter Frauenſeelen tönt aus vielen Variationen, warum mißtraut man der ganz reinen, urſprünglichen, wenn auch gewaltſamen Leidenſchaft eines ſüdlichen Kindes? Bettina iſt italieniſcher Abkunft und von dichteriſchem Geſchlecht. Ihre Großmutter war Wieland's Jugendgeliebte, und die Verfaſſerin der „Sternheim", Clemens Brentano's Gattin, die vielbegabte dichteriſche Mereau; die Natur löſt aufs einfachſte die Räthſel der Außerordentlichkeit. Auch die „Günderode" iſt Wahrheit mit ſeltſamen Blüten und Ranken der Dichtkunſt phantaſtiſch durchwebt. Welche herrlichen Schilderungen des innern Menſchenlebens, wie kühn ſind die ganz verborgenen Kräfte pſychiſcher Gewalten ans Leben gebracht; was nur der bevorzugte Menſch ahnt, Das ſpricht Bettina unbefangen aus. Die Flammen ihrer Begeiſterung ſchlagen mächtig ein in den hohen ſtarken Sinn der Günderode, die trägt und nährt ſie mit prophetiſchem Geiſte. Man kann nichts Schöneres, und doch grauſenerregend Geiſterhaftes leſen als die Schilderung von dem Tod der Günderode, den Bettina der Frau Rath ſchreibt. Wer will ſo genau rechten, ob es der Rhein, oder wie in der That der Main war der ihre ſchöne Leiche empfing? Oft zuckt man zuſammen bei den Blitzen von Bettina's Offenbarungen, oft jauchzt man auf, hingeriſſen von dem Rhythmus göttlicher Luſt. Sie hat mit bedeutenden, ja den bedeutendſten Männern Deutſchlands zuſammengelebt, ſtets harmlos bleibt ſie und ſie ſelbſt, auch bei den tiefſten Anregungen. Sie hat für Muſik ein Gefühl, eine Sprache die in die tiefſten Geheimniſſe derſelben dringt. Man begreift wie Beethoven ſie heftig lieben, ihr für die Erkenntniß danken kann die ſie ihm über ſeine eigenen Schöpfungen gegeben. Sie ſtudirt Muſik mit Beethoven und Winter, und begeiſtert durch ihr Feuer die Muſiker; ſie tändelt anmuthig mit dem Philoſophen Jacobi; ſie pflegt den kranken Tieck; ſie hilft den hochherzigen Tirolern, und lebt im geiſtigen Liebesbund mit dem edeln Domherrn Stadion; ſie redet kühn und kräftig zu den Fürſten; ſie ſitzt zu Schleiermacher's Füßen; ſie ehrt die Mutter Goethe's mit köſtlicher Kindesliebe; ſie dichtet und ſchwärmt mit der Günderode; ſie liebt wie nie wieder ein Kind lieben, und nie wieder ein Dichter geliebt werden und nie eine Frau den himmliſchen Muth haben wird es zu verkünden; ſie liebt Goethe, und Mignon und Bettina ſind ſeine reizendſten Geſchöpfe. „Dies Buch gehört dem König" iſt ſocialiſtiſchen, religiöſen und humanen Tendenzen geweiht. Bei vielen Schönheiten iſt es doch matter gegen die vorhergehenden, Bettina mehr eigenthümlichen Werke. Wie die heilige Eliſabeth trägt Bettina den Korb der Almoſen und der erbarmenden Liebe am Arm, deſſen Inhalt ſich wie bei jener oft in die Roſen der Dichtkunſt verwandelt, aber den eigentlichen Zweck die Hungernden zu ſpeiſen mildthätig im Auge behält. Daß die edle Frau auch bei aller Genialität das Elend der Gegenwart fühlt, daß ſie das Herz bei aller Glut überſtrömender Leidenſchaft warm behält für die naheliegenden Uebel der Zeit, wie iſt es gerade bei ihr ſo rührend, und zur Theilnahme überzeugend! „Ilius Pamphilius und die Ambroſia", ihr neueſtes Buch, enthält die Briefe mit einem jungen Poeten, Nathuſius, gewechſelt, die von Seiten der Ambroſia noch alle Friſche jugendlicher Lebendigkeit bewahren, aber bedauern laſſen daß ihre raſche liebevolle Empfänglichkeit für das Genie keinen ſtichhaltigen Gegenſtand fand. Es ſind auch von Seiten des jungen Mannes gar liebliche Briefe darunter; aber doch erſcheint ſeine Natur der urſprünglichen Natürlichkeit und Wahrheit der ihrigen gegenüber heterogen, wir möchten ſagne prätentiös-modern. Sie gibt dem „Pamphilius" viele Auf-

klärungen und Andeutungen wie sie aufgenommen und verstanden sein will, und die mögen immerhin die übrige Welt auf die rechte Bahn leiten wie außergewöhnliche Wesen auch außergewöhnlich aufgenommen werden müssen. Die Wahrheit, die mit Kühnheit und Geistesgröße ausgesprochene Wahrheit, die sich nicht fürchtet vor den tausend und abertausend Spießen der Philister, Das ist Bettina's Evangelium. Das was die Welt unter Wahrheit versteht ist Beschränktheit, knappe Aufrichtigkeit, mühsames Laviren zwischen der großen Tageslüge und den kleinen Offenherzigkeiten falscher Demuth. Bettina verkündet die Wahrheit Gottes die sich ihre Apostel erwählte in der Natur und den Sternen und den Seelen großer Menschen, und in tausend Stimmen an das Herz ruft; aber das Herz ist ganz taub geworden in all dem eifrigen Suchen und Drängen nach Glück und den andern Gütern die nimmer gefunden werden, da hört es die Stimmen nicht, und ist ganz dumm, und weist die nahste Götterliebe als tolles Gespenst zurück. Ein geistreicher Mann sagte einmal zum Trost für eine verkannte Außergewöhnlichkeit: „Wer zu den Sternen fliegt muß sich gefallen lassen, daß die Menge mit offenem Munde nachsieht und ihn für toll erklärt." Aber Das ist kein Trost, Das ist Klage; denn ist es nicht schlecht bestellt, wenn die Weisheit Tollheit, und das Himmelslicht Irrlicht genannt wird? Es muß wol so sein, daß es die ewige Ordnung des Alls nicht stört, wenn die Stimme die Gott am lautesten zu den Menschen ertönen läßt am wenigsten verstanden wird, und abprallt an dem Felsenherzen, das untergeht in dem wirren Getümmel all der Weltsorgen die die Menschen isoliren, und ferne schleudern vom Himmel. Wahrheit ist nicht auf Erden. Seht um euch in das Nächste und das Fernste, in die großen Begebenheiten des Staats und der Kirche, in die kleinen des gesellschaftlichen Daseins: an der Lüge scheitert die Einheit, die Vollendung, die Gottähnlichkeit. Und so lange Dies Thatsache bleibt kann die eingeborene Reinheit der Offenbarung durch Natur und Menschen nicht Wirklichkeit werden. Wieder ist die Zeit des Sturmes da, die Elemente rasen, die Menschen zittern, beten oder fluchen, die ohnmächtige That rafft sich langsam auf um endlich zum Vollbringen zu kommen, die Völker waffnen sich, die Throne wanken, große Begebenheiten vernichten das kleine, mühsam Errungene, das Schicksal ruft und die Geschicke zittern, nur Wahrheit führt zur Einheit, zur Freiheit und zum Frieden, Wahrheit von oben, Wahrheit hinauf; das Elend der Zeiten ist Hinterlist, Feigheit und Lüge. Möge die Zukunft nicht ferne sein, wo jedes große offene Geständniß ein edles ist, wo der Geist wie und wo er sich offenbart warme empfängliche Herzen findet, wo die Elemente nicht mehr streiten und in verderblichem Kampf wüthen, sondern in der Einigung aller Kräfte, aller Bestrebungen jene Freiheit des Geistes errungen wird die allein die beglückende ist.

64.

Die politische Presse in Böhmen.

Die Gegenwart ist wenig geeignet größere literarische Werke zu produciren, alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit zersplittert sich vielmehr in der Journalistik. Am auffallendsten und schlagendsten hat Dies die czechische Literatur erfahren: seit dem März v. J. ist außer Palacky's böhmischer Uebersetzung des ersten Bandes seiner Geschichte (darin ist nur die Vorrede und Einleitung Original), welche übrigens schon längst vor dieser Zeit fertig war, und der schon im J. 1847 gedruckten „Literaturgeschichte" von Jungmann ein größeres Werk bis auf die neueste Zeit nicht erschienen; ja wie die Sachen standen, fehlte es offenbar an Männern welche überhaupt Etwas schrieben. Daß der erste Freiheitstaumel zu ernstern Arbeiten unfähig machte, ist kein Wunder; seit aber der Reichstag sämmtliche Kräfte der czechischen Literatur nach Wien und Kremsier zog, zeigte sich ein solcher offenbarer Mangel an Schriftstellern selbst für den täglichen Bedarf, daß die umfänglichsten Zeitungen nur mit Mühe einen und den andern Leitartikel lieferten, während die laufenden Tagesneuigkeiten von den allerjüngsten Kräften bearbeitet werden mußten. Die „Národní Nowiny" hatten einmal in 14 Tagen vier verschiedene Redacteure, da Einer nach dem Andern in den Reichstag abgerufen wurde, und zuletzt war es sogar schwer einen würdigen Namen an die Spitze des größten czechischen Journals zu bekommen. Unter solchen Umständen war und ist natürlich die periodische Presse immer noch der fast einzige Repräsentant literarischer Thätigkeit bei den Czechen. Es dürfte demnach nicht uninteressant sein eine kurze Skizze der czechischen Journale in diesen Blättern mitzutheilen.

Der 11. März fand folgende böhmische Journale vor:

1. Die „Prager Zeitung", ein kleines, erbärmliches officielles Blatt, etwa in der Gestalt des tauchaischen Wochenblatts, ward von Hawliczek redigirt, der mit allerhand Taschenspielerkünsten den Pferdefuß überall durchblicken ließ, und mit der verbissensten Ironie das Widerwärtige hoch anpries, und das Erbärmliche mit erheuchelter Bewunderung anstarrte, dafür aber, da man hinter jedem verzwickten Wortspiel einen tiefern Sinn suchte und fand, seiner geistigen Gewandtheit nicht blos großes Ansehen, sondern auch gar manche bittere Pille von Seiten der Behörde erwarb. Es herrschte Ein Urtheil über das Blatt, daß es seit Czelakowsky nicht so gut gewesen war; auch hatte sich die Abonnentenzahl von 200 bald auf nahe an 800 gehoben. Dieses Blatt ging in Folge der veränderten Zeitverhältnisse mit Anfang Mai in eine andere Redaction über, da Hawliczek ein selbständiges Blatt gründete, freilich auch seine Abonnenten dem frühern Blatte entzog, sodaß es mit Ende Juni aufhörte.

2. „Wčela" (die Biene), ein belletristisch-literarisches Beiblatt des ebengenannten Journals, welches, auch von Hawliczek redigirt, genau dasselbe Schicksal hatte, aber erst mit Ende des J. 1848 zu Grunde ging, nachdem es in dem zweiten Halbjahre ein äußerst kümmerliches Dasein gefristet hatte.

3. „Kwety" (die Blüten), redigirt von Storch und verschiedenen Andern, ein belletristisch-literarisch-kritisches Blatt mit zahlreichen Correspondenzen im slawischen Sinne und vielen Notizen, einst weit ausgebreitet und zu der damals in Böhmen unerhörten Abonnentenzahl von mehr als 1200 hinaufgebracht, war es vor Hawliczek's Uebernahme der „Prager Zeitung" das einzige kräftige Journal, das wenigstens Leben und Geschick zeigte; obgleich es durch allzu häufigen Wechsel der Redacteure sich selbst untergrub, und zu keinem festen Charakter heranwuchs. Auch dieses Blatt vermochte den Stürmen der Zeit nicht zu widerstehen, die Leiter desselben hatten weder das Geschick noch den Muth es großartiger zu gestalten, und so verfiel es immer mehr und mehr, und sank mit Ende October ins Grab. Zwar versuchte man die vorhandenen Abonnenten durch ein sogenanntes „Morgenblatt" zusammenzuhalten; allein sie liefen auch nach einem Vierteljahre davon.

Andere Tagesblätter von irgendwelcher Bedeutung gab es nicht. So starb die alte Generation ganz aus um einer neuen Platz zu machen. Der rothe Verbindungsfaden war

4. Der „Musejnik" (Zeitschrift des böhmischen Museums), redigirt von Wocel, einem durch einige edle Dichtungen, sowie durch zahlreiche antiquarische Studien ausgezeichneten Manne. Als auf Kosten des Museums erscheinendes und den Mitgliedern des Fonds zur Herausgabe guter böhmischer Bücher unentgeltlich zugetheiltes Organ konnte diese Zeitschrift nicht zu Grunde gehen, und nur dieser Umstand rettete ihr das Leben, nachdem fast ein halbes Jahr lang kein Heft desselben sich gezeigt hat. Die Zeitschrift sollte in Monatsheften erscheinen; aber schon im April gerieth sie ins Stocken, und Niemand dachte an ihre Fortsetzung. Erst mit Anfang dieses Jahres wurde beschlossen künftig wenigstens vierteljährig ein Heft erscheinen zu lassen, was denn auch wirklich eingehalten wird. Auf diese Weise ist eigentlich auch die Museumszeitschrift gestorben; denn Das heißt kein Leben für eine Zeitschrift. Doch ist jetzt schon eine Auffrischung derselben in Anregung. Man verlangt, daß sie wiederum monatlich erscheine, und den Zeitfragen sich näher anschließen soll.

An die Stelle dieser Verschiedenen traten nun folgende Blätter:

1. „Národní Nowiny" (Nationalzeitung), Redacteur der auch in Deutschland bekannte oder vielmehr berüchtigte Hawliczek. Es dürfte am Orte sein über diesen eigenthümlichen Charakter, in dessen Hand viel gelegen ist, ein paar Worte zu sagen. Geboren in dem radical-czechisch gesinnten Städtchen Humpoles, wo seine Mutter noch das von ihrem Manne ererbte kaufmännische Geschäft betreibt, war Hawliczek zum Priesterstande bestimmt, und brachte es bis in das erste Jahr der theologischen Studien. Sein charakteristisches Aeußere, und die noch schärfer hervortretende Individualität seiner kurzen, abgerissenen Sprech- und Darstellungsweise, die harte Gesticulation, die besonders im Affect grell hervortritt, hatten schon auf den Studenten aufmerksam gemacht. Aber die theologische Disciplin sagte ihm so schlecht zu, daß er nach längerm Widerstreben der Aeltern den Plan durchsetzte nach Rußland als Erzieher zu gehen, um dies Land und Volk, zu welchem sein aufgeregtes slawisches Gefühl eine starke Zuneigung hatte, kennen zu lernen. Unter lächerlichen Schwierigkeiten ging er nach Prag mit dem Versatz durch persönliche Anwesenheit den nothwendigen Gubernialpaß eher zu erlangen, um dann auf gut Glück nach Moskau zu eilen. Von dem einzigen Freunde in Prag gut aufgenommen erfuhr er unter Anderm bei einem Besuche Schafarik's, daß der russische Slawophile und Historiograph Pogodin in den nächsten Tagen durch Prag kommen würde, und für seinen Sohn und den eines seiner Collegen in Moskau einen Hauslehrer suche. Die Gelegenheit war vortrefflich, das Glück ausgezeichnet. Pogodin kam, nahm den jungen Czechen nach Wien, und schickte ihn von da über Galizien nach Moskau, nachdem er ein Zusammentreffen in Lemberg oder Brody verabredet, damit von da ab die Reise gemeinschaftlich gemacht werden könnte. Allein die Alles durchschnüffelnde Policei der damaligen väterlichen Regierung hatte auch auf den jungen Kassenfreund ihr wachsames Auge gewendet, und aus väterlicher Vorsorge seinen gut östreichischen Leib nicht russischen Knutenhieben auszusetzen, hielt sie es für nothwendig Hawliczek in Lemberg ohne Weiteres anzuhalten, und seine Weiterreise durch mehr als zwei Monate zu verhindern. Bitten und Beschwerden blieben fruchtlos, man gab ihm keinen Paß. Endlich nach fast dritthalb Monaten und erschöpft an Leib und Seele empfing der junge Czeche die Papiere, und flog mit dem letzten Gulden in der Tasche über Brody nach dem altehrwürdigen Kiew. Schon ein paar Stationen vor dieser Stadt fiel seine slawische Liebhaberei der Policei auf, und brachte ihm das Glück, daß er in Kiew abermals ein paar Monate auf die zeitliche Gnade warten mußte. Tag für Tag belagerte er hier das Policeigebäude, berief sich auf die Richtigkeit seiner Papiere, auf den kaiserl. russ. Staatsrath Pogodin; aber kein Mensch wollte von ihm Etwas wissen. Der Arme wußte nicht, daß ein paar Silberrubel diesem elenden Jammer ein rasches Ende gemacht hätten; da zieht er das letzte Register, und geht in der Verzweiflung zum Gouverneur. Dieser, persönlich mit Pogodin befreundet, und der slawischen Richtung desselben zugethan, hörte die schlichte und wahrhaftige Darlegung des jungen Czechen mit sichtlich wachsender Theilnahme an, begann sogleich slawisch sich mit ihm zu unterreden, ließ den Policeimeister zornentbrannt augenblicklich vorrufen, und nach einer tüchtigen Straflection gegen diesen ward der hoffnungsvolle Slawe mit großer Auszeichnung alsogleich auf die Post geführt, mit allem Nöthigen versehen, und eilte nun nach dem hunderthürmigen Moskau. Nachdem er hier eine Zeit lang zugebracht, und Rußlands Sitte und Weise tüchtig kennen gelernt, kehrte er vor zwei Jahren nach Hause zurück, bereichert mit einer großen Lebensanschauung, und beseelt von heißer Liebe zum Slawenthum. Seine ersten Artikel über Rußland zeigten keine Begeisterung für das Land, wenigstens nicht für seine privilegirten Stände; mit desto größerer Bewunderung aber sprachen sie sich über den Charakter des russischen Volks aus, in welchem sie den Typus einer schönen Menschlichkeit gefunden; desto schärfer prägte sich in Allem die Auffassungsgabe und das zersetzende, ironisch-spöttische Wesen seiner Schilderungsweise aus. Dies und eine Reihe der bissigsten Epigramme auf arge Misstände in Böhmen und Oestreich, die natürlich nur im Manuscript von Hand zu Hand gingen, lenkten die Aufmerksamkeit auf den kaum vierundzwanzigjährigen Jüngling, welchem endlich der neue Pachter der Staatszeitungen die Redaction des böhmischen Blattes anvertraute. Hier legte Hawliczek den ersten Grund zu seiner spätern Stellung. Nach wenigen Monaten war sein Ruf sichergestellt, und nun entwickelte er eine rasche Thätigkeit. Das Erscheinen der „Národní Nowiny" ward von allen Seiten mit Beifall begrüßt; die Unterstützung des Blattes war allgemein, und der Nationalausschuß empfahl es sogar den sämmtlichen Gemeinden des Landes. Bald stieg die Abonnentenzahl über 2000, was bis dahin in der böhmischen Sprache unerhört war. Der Nationalausschuß hatte in diesem Blatte sein kräftigstes Organ für das böhmische Publicum, und als hierauf der Reichstag ausgeschrieben wurde, waren es zum großen Theil die Candidaten dieser Zeitschrift welche in den verschiedenen Kreisen Böhmens gewählt wurden. Treu der im Nationalausschuß herrschenden Politik war auch Hawliczek unter den Deputirten, unter denen er besonders darauf seine Wirksamkeit verwandte, eine Verbindung zwischen der böhmischen Rechten und den bisher ministeriell gesinnten ruthenischen Bauern gegen die deutsche Linke und die radicalen Polen zu ermitteln. Dies gelang vollkommen, und schuf insbesondere die große moralische Gewalt der Rechten. Und in dieser Politik erblickte und erblickt die „Národní Nowiny" noch jetzt eine der wichtigsten Aufgaben der östreichischen Staatsentwickelung. Was ihre Politik gegen Deutschland und die Deutschen in Oestreich betrifft, so ist sie wol mehr verschrien als sie eigentlich verdient. Die ungemessene Heftigkeit Hawliczek's gegen die auf die deutschen Erbländer Oestreichs hinübergreifenden Frankfurter hat ihm dieses Renommée verschafft; sein eigentliches Streben war diese Tendenzen zu vereiteln, und Böhmen und die andern slawischen Provinzen von Deutschland loszureißen. Dabei schonte und schont er weder Person noch Sache, häufte Spott, beißende Ironie, Hohn und Anklage aufeinander, und stand besonders mit den Deutschgesinnten in Böhmen und Oestreich überhaupt im heftigsten Streite, der nur mit dem bittersten Hasse endigen konnte. Manches kam wol überdies auf seine Rechnung was ihm nicht eigentlich angehörte; aber dennoch mit Recht: denn was die größtentheils von ihm verfaßten Spottlieder gegen das Frankfurter Parlament und die deutsche Nation für Einfluß gehabt, ist unberechenbar, und wirkt noch in diesem Momente, wo man jeden Augenblick die schlagendsten derselben auf öffentlicher Straße zu hören bekommt. So repräsentirt

die „Národní Nowiny" das äußerste Maß des Nationalstrebens in Böhmen, während sie in politischer Hinsicht gegenüber von Deutschland conservativ, gegenüber von Wien dagegen oppositionnell ist. Gegen die republikanische Partei unter den Czechen selbst tritt die Zeitung ebenso heftig auf wie gegen die in Deutschland, und beschuldigte sie noch neulich laut der Verbindung mit den deutschen Anarchisten. Auf der andern Seite aber führt sie wiederum gegen das centralisirende Ministerium eine Sprache welche ihr erst kürzlich die Confiscation und das Verbot zuzog. Die sogenannte Politik der Reichstagsrechten repräsentirt die Zeitung nur theilweise; denn sie behält sich in jeder Hinsicht Selbständigkeit vor.

2. „Pokrok" (Fortschritt), ein politisches Organ, welches Graf Thun im Mai v. J. als Gubernialpräsident zu gründen versuchte, um sowol der „Národní Nowiny" als der damals noch existirenden böhmischen „Prager Zeitung" ein Gegengewicht zu geben; das Blatt erschien aber nur fünf mal, weil die einfallenden Pfingsttage ihm plötzlich ein Ende machten.

3. „Pražské Nowiny" (Prager Zeitung), officielles Regierungsblatt und als solches die Fortsetzung des obenangeführten. Es erschien anfangs unter der Redaction des ehrenhaften und liberalen Erben, vermochte aber wegen seines viel zu hohen Preises und seines gar zu geringen Umfangs mit den übrigen Blättern nicht zu concurriren, sodaß es etwas über 80 Abonnenten zählte. Darin fand Erben Veranlassung sich von dem Blatte zurückzuziehen, und nun wird es (natürlich auf Kosten der Regierung) von einem Beamten nicht ohne Geschick, allein mit keinem bessern Erfolge geführt. Einfluß oder gar politische Meinung kann und darf das Blatt nicht haben, sodaß die großen Auslagen für dasselbe offenbar weggeworfen sind.

4. „Noviny Lípy Slovanské" (Zeitschrift der Slovanská Lípa), im vorjährigen Mai als publicistisch belehrendes und unterhaltendes Blatt gegründet, verwandelte der Lípa-Verein dieses sein Organ mit Anfang Januar in eine politische Zeitung, welche durch Radicalismus und Energie Aufsehen erregte, allein leider durch Taktlosigkeit und nachlässige Redaction sich schnell discreditirte. Der Verein hatte mit dem Blatte ein paar Tausend Gulden Schaden, bis das neue Preßgesetz und durch die in demselben vorgeschriebene Caution ihn auf eine nur theilweise ehrenvolle Art von dieser Last befreite. Jetzt wird die Caution zu einem Wochenblatt gesammelt, wobei man freilich das Scandal erlebt, daß nicht einmal die hierzu nöthige Summe zusammenkommt.

5. „Večerní List" (Abendblatt), ein mit vielem Fleiß redigirtes radicales Tageblatt, das manchmal in vielen Tausend Exemplaren verkauft worden ist, regelmäßig aber eine Auflage von 2000 Exemplaren hatte. Wie wenig Liebe dieses Blatt sich bei den Behörden zu erwerben wußte, geht unter Anderm aus zwei Ereignissen am deutlichsten hervor. Der Redacteur, ein junger, gewandter Mann, nahm das Pseudonym Liblinský an, weil dies dem Redacteur eines böhmischen Blattes angemessener war als sein eigentlicher Name Knedlhans; monatelang hatte der Name Liblinský auf dem Blatte gestanden, als bei einreißender Reaction unter dem Gouverneur Grafen Thun mit sichtlicher Malice ihm der Befehl zugeschickt wurde seinen wirklichen Namen auf dem Blatte zu nennen. Noch schlagender ist das gegenwärtige Ereigniß: Wegen Nichtlegung der Caution wurde das Forterscheinen des Blattes eingestellt; jetzt ist bereits 14 Tage die Caution gelegt, und noch kann man die Erlaubniß zum Forterscheinen*) nicht erringen; energische Schritte verbietet der Belagerungszustand.

Außer diesen Blättern erscheinen noch manche andere kleinern Umfangs und ohne Bedeutung, wie die durchaus reactionnaire „Bauernzeitung", „Dorfzeitung", der „Vlastimil" u. dergl. Letztere Zeitschrift wurde von einer Anzahl reicher Männer mit großen Opfern ins Leben gerufen. Man schickte sie monatelang den Leuten unentgeltlich ins Haus, ließ sie zu Spottpreisen an den Straßenecken verkaufen, durch Geistliche und Aemter auf dem Lande empfehlen, kurz, verschwendete Summen an Geld und Kräften, ohne daß nur irgend ein Lesepublicum für dieselbe geschaffen wurde. Dies allein bezeichnet zur Genüge den Charakter der böhmischen Nation. Reactionnaire Blätter scheut man wie die Pest, und selbst seine Neugierde wagt man nicht daran zu befriedigen. Ueberblickt man auf diese Weise die periodische Presse in Böhmen, so läßt sich nicht leugnen, daß eine Art milder Terrorismus über derselben liegt, welchen zu überwinden es der Regierung durchaus nicht gelingen will. Aber dieser Terrorismus liegt nicht in den Personen noch in dem System, sondern lediglich in dem Charakter des Volks und in dem glücklichen Umstande, daß die Meinungsverschiedenheit der liberalen Partei bis jetzt sich noch so wenig hervorgethan hat in der gegenseitigen Bekämpfung, die jedesmal nur zum Schaden der liberalen Sache selbst ausfällt, daß die Nation noch jetzt wie aus Einem Gusse geformt dasteht. Und darinnen liegt das große Geheimniß der beispiellosen Eintracht und Gleichgesinntheit im böhmischen Volke, welche so oft in den verschiedensten Tagen sich bewährt hat; darin liegt auch die sicherste Garantie, daß das böhmische Volk einer raschen aber consequenten politischen Bildung zugeführt wird. Was seit dem März 1848 für Samen in diesen frischbebauten Acker ausgestreut worden, wie er rasch aufgegangen ist und nun schon anfängt Früchte zu tragen, Das zu beobachten ist eine wahre Herzensfreude. Würde die östreichische Regierung nur einen Theil Dessen fassen was hier vorgeht, sie würde ganz anders auftreten, um „an der Spitze der Bewegung" zu bleiben. G.

*) Es erscheint seit Mitte Juni wieder; aber sein Redacteur, Liblinsky-Knedlhans, ist als Gemeiner zu den Soldaten abgeführt worden.

Lesefrüchte.

Die Kunst Genies zu erzeugen.

Der spanische Philosoph Huarte gibt in seinem Buche „Examen de ingenios para las ciencias" die genauesten Anweisungen kluge Kinder in die Welt zu setzen. Jöcher nennt dasselbe ein „nettes Werk", und Lessing sagt darüber: „Ein gutes Pferd schlägt die hellsten Funken wenn es strauchelt." Wir wollen hier einige Funken aus dem Geiste des berühmten Spaniers zum Besten der künftigen Generationen leuchten lassen. „Wer Kinder mit großem Verstand haben will muß gesalzenes Brot vom feinsten Mehl essen; Lachs, Lampreten und Aale geben Sprößlinge mit vorzüglichem Gedächtniß." S. 427 der italienischen Uebersetzung heißt es weiter: „Il seme si genera di parti delicatissime", wenn man Tauben, junge Ziegen, Knoblauch, Zwiebeln, Rettig, Pfeffer, Essig, weißen Wein, Honig und alle Arten von Gewürzen genießt, Das gibt Kinder mit der trefflichsten Einbildungskraft. Allein Nichts geht über rechtzeitig getrunkene Ziegenmilch: „Ma se veramente i padri desiderassero di generare un figlio savio et di buoni costumi, dovrebbero sei o sette giorni prima della generazione mangiare latte di capra." Auf die Mütter scheint bei alledem keine Rücksicht genommen zu sein, was vielleicht auch nicht nöthig ist, wenn die Väter sich nur streng an obige Vorschriften halten.

Scott, Hugo und Sue.

Bei Beurtheilung von Sue's Roman: „Les fanatiques des Cevennes", welcher unter dem Titel „The protestant leader" übersetzt ist, sagt ein englischer Kritiker: „Walter Scott schenkt uns den alten Wein der historischen Dichtung ein; Victor Hugo setzt uns in „Notre Dame de Paris" Alkohol vor; Eugen Sue verführt und reizt sein grobsinnlicheres Publicum, indem er ihm Terpentingeist eingibt. Alle drei Flüssigkeiten sind gewaltige Spirituosa — aber welcher Unterschied in ihren Eigenschaften, bei der Abrechnung nach dem Zechen, im Kopfschmerz und Sodbrennen des nächsten Morgens!" G.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 213. — 5. September 1849.

Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Erster Artikel.

Dieses in seiner Tendenz bedeutsame, in seiner Form höchst eigenthümliche Unternehmen knüpft sich an das von der Verlagshandlung großgezogene „Conversations-Lexikon" und dessen Nebenzweige an, und ist gleichsam als ein Resultat aller jener langjährigen und ineinander greifenden Bestrebungen zu betrachten. Weder die Vereinigung einer so ungemein großen Anzahl ausgezeichneter schriftstellerischer Kräfte, noch eine so umfassende Theilnahme des Publicums, wie es natürlich ein derartiges Werk erfodert, dürfte ohne den Boden der frühern Unternehmungen, die der Verlagshandlung ein ausgebreitetes Netz literarischer Verbindungen und das Zutrauen des Publicums erwarben, möglich gewesen sein.

Um Idee und Plan des vorliegenden Werkes anschaulich zu machen, sei es uns darum vergönnt einige Andeutungen über den ganzen Complex jener Unternehmungen zu geben. Schon 1832 faßte die Verlagshandlung den Entschluß, statt der frühern, den verschiedenen Ausgaben des „Conversations-Lexikon" beigefügten Supplementbände, demselben ein in sich abgerundetes Nebenwerk an die Seite zu stellen, welches nicht nur das Hauptwerk vor dem Veralten schützen, sondern zugleich dem deutschen Volke ein umfassendes, selbständiges Bild von den Erscheinungen, Strebungen und Persönlichkeiten der Epoche von 1830 geben sollte. Der Zeitpunkt für diese erste encyklopädische Darstellung der Zeitgeschichte im Interesse der allgemeinen Volksbildung war trefflich erkannt worden. Die Julirevolution in Frankreich hatte eine neue Phase des politischen Lebens begründet; der öffentliche Geist erhob sich allenthalben aus dem Schlummer in welchen ihn die Restaurationsjahre gelegt hatten; der Drang nach wissenschaftlicher Bildung und nach Erkenntniß der Institutionen und Zustände des öffentlichen Lebens brach durch, und rief auch in Deutschland allmälig eine populair-wissenschaftliche Literatur hervor, die sich bisher nicht eben einer sorgfältigen Pflege erfreut hatte.

Unter solchen Verhältnissen ward das erste Nebenwerk des „Conversation-Lexikon", das unter dem Titel „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" von 1832—34 erschien, vom Publicum mit lebhafter Theilnahme aufgenommen. Die Verlagshandlung erkannte, daß sie dem Bedürfnisse der Zeit entgegengekommen, und faßte nun Muth den betretenen Weg weiter zu verfolgen. Sie ließ seit 1838 ein zweites derartiges Werk, das „Conversations-Lexikon der Gegenwart", erscheinen, das den Faden da wo ihn sein Vorgänger abgebrochen wieder aufnahm, und das zeitgeschichtliche Material bis etwa gegen das J. 1841 hin verarbeitete. Auch dieses Werk stellte sich als ein auf selbständigem Grunde beruhendes dar, obschon es zugleich, wie das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur", den Dienst eines Supplements für das Hauptwerk leistete. Die an politischer Erregung und Verwickelung zwar arme, aber an wissenschaftlichen und künstlerischen Productionen, an Systemen, Doctrinen und Schulen, an interessanten Persönlichkeiten, an mancherlei praktischen Reformen und Erfindungen um so reichere Zeit von 1834—40 eröffnete bereits einer encyklopädischen Behandlung ein überaus weites und fruchtbares Feld. Aber auch das Publicum befand sich in jenen Jahren friedlicher Discussion und allgemeiner Durchbildung ganz in der Verfassung einem solchen Unternehmen mit dem regsten Interesse entgegenzukommen.

Nach Vollendung des „Conversations-Lexikon der Gegenwart" wendete die thätige Verlagshandlung eine Reihe von Jahren hindurch ihre ganze Aufmerksamkeit dem Hauptwerke, dem „Conversations-Lexikon", zu. Dasselbe erfuhr diesmal, in seiner neunten Auflage, fast durchaus eine neue Bearbeitung, wurde bis auf die Geschichte des Tages fortgeführt, und gelangte in dieser regenerirten Gestalt endlich gegen das J. 1847 vollständig in die Hände des Publicums. Wie aus verschiedenen Andeutungen erhellt, war es der Verlagshandlung nicht entgangen, daß dem „Conversations-Lexikon" von Zeit zu Zeit eine abgesonderte, selbständige Darstellung der Zeitgeschichte folgen müsse, nicht nur um dieses Hauptwerk vor dem Veralten zu schützen, sondern auch ebenso sehr um demselben eine von dem Bedürfnisse und der Bildung der Zeit bedingte Ergänzung und Vertiefung zu sichern, ohne doch seinen allmälig und durch die Praxis gestalteten Charakter zu alteriren. Denn sollte das „Conver-

sations-Lexikon" seine Eigenschaft als Archiv des Wissenswürdigen aller Zeiten und Völker, als Compendium der Geschichte der Menschheit nicht verlieren, so durfte dasselbe auch bei Behandlung der Zeit- und Tagesgeschichte, rücksichtlich der Fassung und des Umfangs, seine compendiöse Form nicht verleugnen, sondern mußte vielmehr das speciellere Eingehen auf den Inhalt des Zeitlebens einem von ihm äußerlich getrennten, innerlich aber organisch mit ihm zusammenhängenden Nebenwerke überlassen. Dieser Gesichtspunkt nun bestimmte wol zunächst die Verlagshandlung, mit der Vollendung der neunten Auflage des „Conversations-Lexikon" zugleich die Anstalten für ein drittes, ausschließend auf die Zeitgeschichte gerichtetes Nebenwerk, für die Ausführung der hier vorliegenden „Gegenwart" zu treffen. Und in der That konnte, abgesehen von den seit dem Februar 1848 eintretenden Ereignissen, keine Zeit mehr Beruf und Aufforderung für ein encyklopädisches Zusammenfassen ihres Inhalts haben als die unserige. Das Material, das in den vierziger Jahren auf den theoretischen wie praktischen Lebensgebieten zu Tage getreten, erschien unermeßlich und beinahe unfaßbar. Welche reiche Fülle von neuen Thatsachen und Erscheinungen auf dem Felde des wissenschaftlichen Geistes, und welche Umwälzungen und Veränderungen, die in wenigen Jahren die Anwendung der wissenschaftlichen Resultate in allen praktischen Lebensrichtungen hervorriefen! Dann im öffentlichen Leben die großen moralischen und ökonomischen Fragen der Gesellschaft, der Kampf der politischen Principien und Parteien und die damit verbundenen Umwandelungen und Reformen in der Staatssphäre. Andererseits aber ein unermeßlicher Aufschwung des Volksgeistes, der eifrig danach trachtete Das was die Zeit bewegt und erfüllt zu erkennen, zu verstehen und in sich aufzunehmen. Die populaire Literatur erhielt eine nie dagewesene Entwickelung, und die periodische Presse selbst unterlag einer höhern Gestaltung, indem sie die politische wie die wissenschaftliche Bewegung organisch zu erfassen und mit philosophischem Geiste zu resumiren suchte. Vereine und Gesellschaften traten auch allenthalben in Deutschland zusammen, in denen die Männer der Wissenschaft, das Gewand des Katheders beiseite legend, die Fortschritte des modernen Wissens und Lebens in populairer Form auseinandersetzten, und so die Frucht der Aufklärung und Bildung unmittelbar in den empfänglichen Volksgeist überleiteten.

Unter diesen günstigen Auspicien entwarfen die Herausgeber der „Gegenwart" den Plan des Werkes, verschafften sich selbst die Uebersicht über den gewaltigen Stoff, und ordneten und gliederten die einzelnen Materialien. Da brachen mitten in diese Vorbereitungen die ersten Katastrophen des J. 1848 herein, die zwar die bereits entworfenen Grundzüge des Werkes nicht umstießen, aber doch auf die Gestaltung und Ausführung des Ganzen in vielfacher Beziehung einwirken mußten. Es ist nicht ohne Interesse die Herausgeber selbst im Vorworte des ersten Bandes schildern zu hören wie sie die Revolution in ihren friedlichen Bemühungen um die Zeitgeschichte überraschte.

Wir waren noch mit einer letzten Sichtung des Stoffes und der Vertheilung desselben an die Mitarbeiter beschäftigt, als im Februar in Frankreich das große Ereigniß hereinbrach, das die politische und sociale Ordnung des alten Europa in den Grundvesten erschütterte, dem noch in diesem Augenblicke eine Mauer, eine Säule, ein Stein nach dem andern nachstürzt, dessen letzte gewaltsame Wirkungen, qualitativ und quantitativ, jetzt noch durchaus unberechenbar sind. Natürlich verrückte die Revolution, zumal die Umwälzung in Deutschland, sogleich auch unsere friedlichen Cirkel. Wir standen im Begriff uns mit der ganzen Reihe von Principien, Fragen, Wünschen abzumühen um welche sich die Presse und die Tribune schon seit Jahren vergeblich abgemüht hatte. Wir wollten die Sache der Freiheit und des Fortschritts mit all dem Doctrinairismus und der weitschichtigen Dialektik vertheidigen die uns die Rechtlosigkeit der Presse, die Sophistik der Reactionnaire und die scheinbare Unreife der Masse auflegten. Allein die meisten dieser Streitfragen erhielten nun factisch ihre Lösung, und die Principien um die wir streiten wollten wurden sogar als die leitenden Grundsätze der künftigen Ordnung proclamirt, und mußten darüber in unserm Plane eine andere Behandlung erfahren. Auch sanken die Ereignisse und Persönlichkeiten die vormals im Vordergrunde standen nothwendig in ihrer Bedeutung, und konnten nur noch im Zusammenhange des Ganzen und als die Zeichen und Vorläufer der Bewegung interessiren.

Dazu kam die eigene Aufregung der Herausgeber und ihre Hingabe an die Ereignisse, bei den Mitarbeitern die Unmöglichkeit sich inmitten der Katastrophe der ruhigen Production zu widmen; viele dieser Männer legten sogar für den Augenblick die Feder nieder, und bewarben sich um Sitze in den parlamentarischen Versammlungen. Außerdem stieg den Herausgebern das Bedenken auf, wie wenig das Publicum in den Wirren des Tages Muße haben würde sich mit dem Studium und der Betrachtung der Zeitgeschichte zu befassen. Indessen ward allen bei dem Unternehmen Betheiligten, den Mitarbeitern wie den Herausgebern, sehr bald klar, daß dasselbe durch die Herbeiziehung der neuesten Ereignisse und Umwandelungen, durch eine authentische, umfassende und lebendige Darstellung der Revolution für die Zeitgenossen wie für die Zukunft an Reiz und Bedeutung nur gewinnen könne: es galt nur vor Allem den bereits vorliegenden Materialien eine den Verhältnissen angemessene Organisation zu geben, und Raum und Form für die andringenden Vorgänge des Tages zu gewinnen. Nachdem diese Reconstruction des Plans und des Materials getroffen, und neue zahlreiche schriftstellerische Kräfte, namentlich Augenzeugen der Tagesereignisse, gewonnen waren, gingen die Herausgeber an die Ausführung. Im Mai 1848 erschien das erste Heft der „Gegenwart", das bereits den Reigen mit einer Darstellung der französischen Februarrevolution eröffnete.

Zugleich mit diesem ersten Hefte ward dem Publicum der Organismus des Werkes mitgetheilt, den wir hier, mit Berücksichtigung der gelegentlich später veröffentlichten Erläuterungen, in seinen Grundzügen wiederzugeben versuchen. Die „Gegenwart" ist hiernach eine allseitige Darstellung der Zeitgeschichte, die ih-

ren geschichtlichen Ausgangspunkt in der Regel mit dem Anfange des laufenden Jahrzehnds nimmt, und ihre Aufgabe, d. h. ihr Ende, erreicht haben wird, sobald in den europäischen Verhältnissen ein Ruhepunkt eingetreten, ein neuer Entwickelungsknoten ersichtlich ist. Sie umfaßt demnach sowol die theoretischen wie die praktischen Lebensrichtungen, widmet aber als ein Organ und Spiegel des Zeitlebens folgerecht denjenigen Gebieten eine umfassendere Behandlung die den Charakter der Zeit wesentlich bedingen und für die Aufklärung, das Bedürfniß, die Bildung der Zeitgenossen von hauptsächlichster Bedeutung sind. Nach diesem leitenden Gesichtspunkte nimmt eine sorgfältige, aus der Feder von Augenzeugen hervorgegangene Darstellung der Ereignisse und Zustände im europäischen Volks-, Staats- und Gesellschaftsleben den ersten Platz ein, wobei wiederum die außerordentlichen Vorgänge seit dem Frühjahre 1848 am meisten in den Vordergrund treten. In zweiter Reihe steht die Behandlung derjenigen Wissenschaften welche man unter dem Namen der politischen begreift, der Wissenschaften des Staats und der Gesellschaft im weitesten Sinne. Mit der Entwickelung ihrer Schulen, Systeme, Doctrinen wird überall wo es praktisch erscheint die Erörterung der dahin einschlagenden Tagesfragen verbunden. Dann folgen die historischen Wissenschaften im engern Sinne, die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, die Geographie, Statistik u. s. w., die, jenachdem sie über die gegenwärtigen Tagesfragen und Zustände ein größeres oder geringeres Licht verbreiten, eine weitere oder eine mehr summarische Behandlung erfahren. Desgleichen werden die Forschungen und Entdeckungen in den Kreis des Werkes gezogen die in neuerer Zeit in allen Fächern der Naturwissenschaften hervorgetreten sind, und einen so wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung unsers praktischen Lebens geäußert haben. An sie schließt sich die Besprechung der Erfindungen, Verbesserungen und Umwandelungen welche die technischen Künste, der Ackerbau, die Gewerbe unter dem Einflusse des wissenschaftlichen Aufschwunges machten. Endlich finden auch die Erscheinungen und der Ideenproceß im Gebiete des eigentlichen Geisteslebens, in Religion und Theologie, in Philosophie und Kunst ihre Berücksichtigung, die freilich bei der dem Innern abgewandten Richtung unserer Epoche diesmal keinen allzu weiten Raum in Anspruch nehmen dürften. Rücksichtlich der Behandlung der Persönlichkeiten scheinen die Herausgeber den gewiß praktischen Grundsatz festzuhalten: die rein biographische Notiz mehr dem Hauptwerke, dem „Conversations-Lexikon", zuzuweisen, dessen reicher biographischer Schatz, wie ihn namentlich die neunte Ausgabe entwickelt, in den meisten Fällen selbst über die Persönlichkeiten der Tagesbewegung Aufschluß gibt. Nur solche Charaktere die erst jetzt den geschichtlichen Schauplatz betreten, oder deren Wirksamkeit ein wesentliches Ferment in den Zuständen und Richtungen der Gegenwart bildet, finden in dem Werke ihre selbständige, dann aber auch ihre umfassende und in die Tiefe gerichtete Behandlung. Ist es nun aber einerseits das Streben des Werkes eine gründliche und zweckmäßige Uebersicht Dessen zu geben was unser Jahrzehnd in Kunst, Wissenschaft und Leben an Neuem und Großem aufzuweisen hat, so stellt sich dasselbe doch auch die ausdrückliche Aufgabe: durch eine gedankenvolle Auffassung und Behandlung des Stoffs den innern Entwickelungsgang unserer reichen und vielgestaltigen Zeit zu zeichnen, und den Zeitgenossen das Verständniß der Epoche vermitteln zu wollen. Erst durch diese lebendige und organische Auffassung der geschichtlichen Thatsache, erklären die Herausgeber, wird sich das Werk über ein bloßes Sammelwerk für Fachmänner erheben, und den Charakter eines auf allgemeine Bildung des Volks gerichteten Organs erwerben, aus dem sich Jeder über das Leben und Weben seiner Zeit unterrichten und aufklären kann. Wer wollte leugnen, daß hiermit der Kern einer wahren Volksencyklopädie berührt ist; aber die Aufgabe erscheint freilich in diesem Augenblicke, bei dem Schwanken der öffentlichen Meinung nach Sieg oder Niederlage, bei dem Abfall, der Verwirrung, wir möchten sagen der Demoralisation der Geister, als eine unendlich große und schwierige.

(Der Beschluß folgt.)

Frau Aja.

Seit 1775 führte Frau Rath Goethe den Scherznamen Frau Aja, den sie sich selbst mit besonderer Vorliebe beilegte, und unter dem sie in Weimar und sonst allgemein bekannt war. Goethe deutet in „Wahrheit und Dichtung" an, daß seine Mutter den Namen bei Gelegenheit des Besuchs der Grafen Stolberg erhalten habe. „Zu meiner Mutter machte sich ein eigenes Verhältniß", erzählt er, wo er jenes Besuchs Erwähnung thut. „Sie wußte in ihrer tüchtigen Art sich gleich ins Mittelalter zurückzusetzen, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu sein. Nicht anders als Frau Aja ward sie genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze, und ging so eher in die Phantastereien der Jugend mit ein, als sie schon in Götz von Berlichingen's Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte." Goethe scheint demnach den Namen Aja als Hofmeisterin zu nehmen, wie der Italiener das männliche ajo in der Bedeutung Hofmeister gebraucht, und hierin ist man ihm allgemein gefolgt. Wie wenig bezeichnend aber der Name Hofmeisterin, wenn Aja wirklich in dieser Bedeutung vorkäme, für Goethe's jovial-heitere, von frischester Laune sprudelnde Mutter gewesen sein würde, ist so einleuchtend, daß es auffallend scheinen muß, wie Goethe, der sich der eigentlichen Beziehung des Namens nicht mehr genau erinnerte, Dies übersehen konnte. Glücklicherweise verräth er selbst in Demjenigen was er gleich darauf erzählt, ohne es zu ahnen, den Ursprung jenes von den Grafen Stolberg gegebenen Scherznamens. „Man hatte nur einige mal zusammengetafelt", heißt es, „als schon nach ein und der andern genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenhaß*) zum Vorschein kam, und man nach dem Blute solcher Wütheriche lechzend sich erwies. Mein Vater schüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen ge-

*) Der sich in den Gedichten der Grafen, wo selbst die Rosse sich im Blute der Tyrannen baden sollen, auf eine lächerliche Weise aussprach; aber es lag dieser poetische Tyrannenhaß wie eine Krankheit in der schwärmerischen Zeit.

hört, doch erinnerte sie sich in Gottfried's Chronik dergleichen Unmenschen in Kupfer abgebildet gesehen zu haben: den König Kambyses, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr Solches noch im Gedächtniß geblieben war. Diese und ähnliche, aber immer heftiger werdende Aeußerungen ins Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst als die Jahrgänge 1706, 1719, 1726, 1748*), von ihr selbst gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich bedeutenden Gelegenheiten angesprochen. Indem sie nun in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein hinsetzte rief sie aus: «Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!» Wem sollte hierbei nicht die ganz ähnliche Scene aus dem Goethe und seinen Freunden, und auch gewiß seiner Mutter wohlbekannten Volksbuche von den Haimonskindern einfallen, wo geschildert wird wie die Mutter der Haimonskinder, die Schwester Karl's des Großen, Frau Aja**) genannt, ihre Söhne, die sie nicht erkennt, bewirthet. Dort heißt es (Simrock's „Deutsche Volksbücher", II, 66 fg.): „Da aßen sie und tranken sie und machten sich lustig; zuletzt ging sie (Frau Aja) in den Keller und holte vom besten Wein, goß eine silberne Schale voll, und gab sie dem Reinold, und sagte zu ihm er sollte trinken. Wie er nun getrunken hatte, sagte er zu der Frauen: «Ach, liebe Frau, wer des Weins noch mehr hätte! Dieser Trank ist so gut, daß ich dergleichen noch nicht auf der ganzen Reise getrunken habe.» Die Frau sprach zu Reinold: «Freund, so Euch der Wein schmeckt, so trinket frei; ich will Euch genug geben.» Da trank Reinold so lang, bis er ganz trunken war, worüber sich die Frau sehr verwunderte, daß Reinold des Weins so viel getrunken hatte; denn sie meinte es hätten wol zehn Männer daran genug gehabt." Vergleicht man diese Stelle des Volksbuchs mit der eben angeführten Erzählung Goethe's, so kann man kaum zweifelhaft sein woher der Name Frau Aja entstanden. Als die Frau Rath mit der geschliffenen Flasche ihres besten, eben aus dem Keller geholten Weins erschien, da trat einem der Grafen jene Scene des Volksbuchs so lebendig vor die Seele, daß er nicht unterlassen konnte die Wirthin in humoristischer Laune als Frau Aja zu begrüßen, welcher Beiname dann zu manchen andern Scherzen Veranlassung gab, und vielleicht die Grafen, von deren übermüthiger Ausgelassenheit zu jener Zeit sonstige Beweise nicht fehlen, zur Nachahmung des tapfern Reinold reizte. Frau Rath Goethe aber, die auf den Scherz der Jugend einging, mochte den scherzhaften Beinamen um so lieber annehmen, als Frau Aja im Volksbuche als Vermittlerin zwischen ihren Söhnen und Kaiser Karl auftritt, wie sie selbst ein ähnliches Mittleramt oft zwischen dem Vater und dem jungen lebensfrohen Dichter übernehmen mußte. Uebrigens pflegte die Frau Rath seit dieser Zeit den Wein scherzhaft als Tyrannenblut zu bezeichnen. So schreibt sie an Unzelmann (bei Dorow a. a. O., S. 133 fg.): „Das Otterngezücht soll aus meinem Hause verbannt sein, kein Tropfen Tyrannenblut soll über ihre Zungen kommen." Sie schickt demselben vor seiner Abreise „etwas Tyrannenblut" (S. 140), und erinnert sich mit Rührung der Zeit, wo sie mit ihm „ein klein Beuteilchen Tyrannenblut" genossen (S. 148).

H. Düntzer.

*) In einem Briefe an den Schauspieler Unzelmann vom J. 1788 (Dorow, „Reminiscenzen", S. 161) schreibt die Frau Rath: „Vorige Woche habe ich meinen Keller wieder in Ordnung gebracht — da fielen mir bei den alten Herren von 1706, 1719 allerlei Gedanken ein." Vergl. auch die Aeußerung des achtjährigen Goethe bei Weismann, „Aus Goethe's Knabenzeit" (S. 33).

**) Ueber den Namen verdanke ich der freundlichen Güte des Prof. Diez folgende Bemerkung. „Die provençalische Form ist aya, die nicht Eins sein kann mit französisch aide, das provençalische ahia, altfranzösisch aie lautete, wogegen der Ableitung aus dem althochdeutschen eiga (possessrix) in lautlicher Hinsicht Nichts entgegensteht. Althochdeutsch eigo (possessor) war auch als Eigenname bekannt, und die ganze Familie der Haimonskinder hat deutsche Namen. Ob auch spanisch ayo, aya gleich eigo, eiga sei, wird sich schwer entscheiden lassen; der Begriff scheint zu widerstreben."

Gutzlaff über Tibet.

Aus einer vom Dr. Gutzlaff am 12. und 26. Febr. in der Geographischen Gesellschaft zu London gehaltenen Vorlesung „Ueber Tibet" theilt das „Athenaeum" Folgendes mit:

„Dr. Gutzlaff erklärt Tibet für eines der merkwürdigsten Länder auf Erden, gelegen auf dem höchsten Plateau von Asien, und ummauert von den kolossalsten Gebirgen des Erdballs. Nicht weniger unterscheiden sich seine Bewohner von den benachbarten Völkern. Tibet, die geheiligte Wiege des Schamanismus, steht unter der Botmäßigkeit einer Hierarchie welche absolut regiert, und durch eine Armee nicht von Soldaten, sondern von Mönchen gehalten wird. Auf jedem bewohnbaren Punkte des ganzen Landes erheben sich Mönch- und Nonnenklöster in stattlicher Pracht, während die Masse des Volks sich mit der Ehre zu begnügen scheint für die Bedürfnisse dieses Priestersystems zu sorgen. Ein Leben in Müßiggang gilt höchste Glückseligkeit, das Mühen um tägliches Brot eine Schande. Eingekeilt zwischen die zwei mächtigen Reiche von China und Indien hatte Tibet sein faules Dasein durch Jahrhunderte fortgeschleppt, als der Einfall seiner südlichen Nachbarn, der Nepalesen und Ghorkas, es bewog die Chinesen zu Hülfe zu rufen. Der Mantschu kam, ihm nach durch die furchtbarsten Engpässe von Mittelasien sein Geschützzug. Die Nepalesen waren bald geworfen, aber der Sieger blieb als Herr im Lande. Ungesäumt führte er sein antinationales System des Ausschlusses ein, und Tibet, schon vorher schwer zugänglich, wurde nun fast hermetisch abgesperrt. Dr. Gutzlaff hat seinen längern Aufenthalt in China nach Möglichkeit benutzt sich über Tibet Nachrichten zu verschaffen, und das Erfahrene ist werthvoll und zum Theil neu .... Nach Besprechung der wilden Sitten der verschiedenen Bergstämme an den Grenzen, welche von den gebildeten Chinesen mit äußerstem Abscheu betrachtet werden, kam Dr. Gutzlaff auf die Flüsse von Tibet, deren Ursprung und Lauf. Er gedachte der Quellen des Indus, Sutledge, Dsandpoo, Hoang-ho und Yang-se-kiang, und behauptete gegen die jüngst dawider aufgestellten Meinungen die Vereinigung des Dsandpoo mit dem Irawaddy. Einige Berge von Tibet sollen die höchsten Gipfel der Himalayas überragen, und die breiten Landseen inmitten einer großartigen Scenerie einen Staunen erregenden Eindruck machen. Die Hauptstadt Lhasga, der bevorzugte Aufenthalt des Dalai Lama, mit einer Bevölkerung von 50,000 Seelen, enthält eine Menge reicher Klöster und ist ein beträchtlicher Handelsplatz. Die Chinesen führen in diesem Lande den Grundsatz: Divide et impera! bis zur Vollendung durch, und suchen jeden Verkehr mit Fremden, namentlich Engländern, entschieden zu hindern. Weil aber Nahrungsmittel in Tibet ebenso nothwendig sind wie anderwärts, und es in einigen Theilen des Landes daran mangelt, so muß selbst chinesische Wachsamkeit die Einführung von Getreide aus Kaschmir und dem Pendschab nachsehen. Mineralien verschiedenster Art gibt es die Fülle, und die Menge des in den Tempeln angehäuften Goldes soll ungeheuer sein. Der jährlich aus China in Quantitäten bezogene Thee wird meist mit Goldbarren bezahlt. Auch gelangen russische Kaufleute in kleinen Karawanen über den schmalen Theil der mittelasiatischen Wüste auf die Märkte von Tibet. Zu den mancherlei seltsamen Gewohnheiten dieses eigenthümlichen Volks gehört Vielmännerei. Es ist in Tibet nichts Seltenes, daß eine Frau mehre Brüder heirathet, und es soll ernstlich wahr sein, daß es mit diesen Verbindungen ganz gut geht."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 214. —— 6. September 1849.

Die Gegenwart. Eine encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte für alle Stände.

Erſter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 213.)

Da die Darſtellungen des Werkes zum großen Theil die ſich eben erſt entwickelnden Zeitereigniſſe umfaſſen müſſen, ſo war es nothwendig eine Form für daſſelbe aufzufinden die der Ausführung keine unüberſteiglichen Hinderniſſe entgegenſetzt, ſondern ſie möglichſt fördert. Die beiden frühern zeitgeſchichtlichen Werke der Verlagshandlung trugen die lexikaliſche Form des Hauptwerkes, d. h. die Reihenfolge der einzelnen Artikel nach dem Alphabet war beibehalten worden. Wiewol, ungeachtet aller Einwendungen, die lexikaliſche Form namentlich bei populairen Encyklopädien gewiß große Vorzüge, rückſichtlich der Ausführung wie des Gebrauchs, darbietet, und wir das Aufgeben derſelben ohne Weiteres keineswegs gerechtfertigt finden würden, ſo kann dieſe Form doch nur in Zeiten und Fällen angewendet werden, wo das zu verarbeitende Material im Ganzen vorliegt. Bei einem Werke, das, wie die „Gegenwart", zugleich auf Stoff berechnet iſt der erſt in die Geſchichte eintritt, mußte die lexikaliſche Form wegfallen; denn ſie würde nur eine hemmende Feſſel geweſen ſein. Indem ſich die Herausgeber zu dieſem allerdings auf das Ganze ſehr einflußreichen Schritt entſchloſſen, erlangten ſie Vortheile welche die Ausführung und Wirkſamkeit des Unternehmens nach den aufgeſtellten Geſichtspunkten allein möglich machten. Sie erhielten hierdurch zuvörderſt Gelegenheit das Zeitintereſſe ſelbſt zum Leitfaden ihrer Mittheilungen zu erheben, und die während der Veröffentlichung des Werkes neu eintretenden Ereigniſſe, die eigentliche Tagesgeſchichte, zu jeder Zeit und ohne von einer äußerlichen Anordnung behindert zu ſein, zur Behandlung zu bringen. Außer dieſem hauptſächlichen Vortheil gewährte die zwangloſe Form den zweiten, daß jede bei der lexikaliſchen Form nicht immer zu vermeidende Zerſplitterung des Stoffs verhindert, und die organiſche, auf den innern wie äußern Zuſammenhang gerichtete Darſtellung gefördert wurde. Ferner hob ſich der bei den Werken dieſer Art oft eintretende Uebelſtand, daß die eingegangenen Arbeiten veralten ehe ſie vor das Auge des Publicums gelangen, indem das äußere Hinderniß wegfiel was die Veröffentlichung der Artikel in der Friſche und Bedeutſamkeit, wie ſie aus der Feder des Autors hervorgegangen, aufhalten konnte. Freilich eröffnen ſich mit der Zwangloſigkeit der Form auch Gefahren für die ſichere Durchführung des Werkes, die nur ein feſtes und conſequentes Verhalten der Herausgeber zu vermeiden vermag, und die wol auch, ſo viel wir bis jetzt beurtheilen können, vermieden worden ſind. Ohne das äußere Hemmniß und Richtmaß des Alphabets geſchieht es leicht, daß Abſchweifungen zugelaſſen und Erörterungen aufgenommen werden die weniger in den geſchloſſenen Plan eines ſolchen Werkes gehören und die den im Grunde immer noch compendiariſchen Charakter deſſelben beeinträchtigen.*) Dann auch liegt die Gefahr nicht entfernt, daß bei einer völligen Feſſelloſigkeit der Form der eine oder andere Gegenſtand im Vorſchreiten leicht überſehen, ſeine aufgeſchobene Behandlung ganz unterlaſſen und damit die Ueberſicht und die encyklopädiſche Vollſtändigkeit des Ganzen zerriſſen wird. Wie die Herausgeber ſelbſt ſchon über dieſe möglichen Klippen ſich in Klarheit befinden und dieſelben vermeiden wollen, beweiſt der Umſtand, daß die Bearbeitung der Materien augenſcheinlich nach einem ſorgfältig entworfenen und fortgeführten Sachregiſter geſchieht, trotz aller ſcheinbaren Willkür in der Reihenfolge der Artikel. Außerdem findet ſich wiederholt die Erklärung vor, daß „mit Vollendung des Unternehmens die Summe der einzelnen Artikel ein innerlich zuſammenhängendes, organiſches Ganzes bilden wird, das Nichts ausſchließt was in einem Geſammtbilde der Zeitgeſchichte ſeinen Platz haben muß".

*) Wir ſind im Stande den Referenten über dieſen Punkt vollſtändig zufriedenzuſtellen. Der compendiariſche Charakter des Werkes iſt den Herausgebern, trotz des Aufgebens der lexikaliſchen Form, keinen Augenblick entgangen. Daſſelbe iſt ſeiner ganzen Anlage nach nur auf eine mäßige Anzahl von Bänden, und auf das Fernhalten alles Deſſen was nicht zur Sache gehört berechnet. Eine beſtimmte, mathematiſche Grenze des Unternehmens kann bei der ereignißreichen Zeitlage freilich nicht angegeben werden. Uebrigens muß man ſich, was die Ausführung der Arbeiten betrifft, nicht täuſchen laſſen. Da die freie Form des Werkes eine mehr organiſche Behandlung des Stoffs geſtattet, ſo enthält der einzelne Artikel gewöhnlich eine ganze Reihe von Gliedern oder Abſchnitten die ſich bei der lexikaliſchen Form oft in vereinzelte, ſelbſtändige Artikel zerſplittern würden. Umfangsreichere Artikel ſind alſo in der „Gegenwart" noch kein Beweis von einer übermäßig ausgedehnten Herbeiziehung und Entfaltung des Stoffs. D. Red.

Wir haben uns in Entwickelung der Idee und des Plans dieses Unternehmens der Ausführlichkeit befleißigt, weil bei der Beurtheilung encyklopädischer Werke Grund und Anlage derselben ein hauptsächliches Moment bilden. Es bleibt uns nun übrig den Maßstab an die Ausführung selbst zu legen, und zu sehen wie die Herausgeber und Mitarbeiter auf der mit Ueberlegung und Fleiß geworfenen Grundlage fortgebaut haben. Dies wird in einem nächstfolgenden Artikel geschehen.*) 5.

Zur gesellschaftlichen Frage.

1. Die Lösung der gesellschaftlichen Frage. Von C. L. Michelet. Frankfurt a. O., Trowitzsch und Sohn. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die gesellschaftliche Frage in ihrem Verhältnisse zum freien Handel. Rede, gehalten in der Sitzung des Freihandelsvereins vom 12. Juni 1849 von C. L. Michelet. Berlin, Gerhard. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Was wir heutigen Tages die gesellschaftliche Frage nennen, Das trat durch eine Doppelbewegung unserer Culturgeschichte in das Leben. Eine derselben ist der fortschreitende Industrialismus, welcher eine massenhafte Verarmung ganzer Volksclassen, den Pauperismus, das Proletariat mit leiblichem Elend und geistiger Stumpfheit im Gefolge hatte. Die andere ist Eins mit der durch Kunst, Wissenschaft und Literatur geförderten Humanität, welche den Begriff des menschlichen Wesens in seinen berechtigten Ansprüchen tiefer faßte, und den furchtbar drohenden Kampf im Schooße der Gesellschaft als eine zu lösende Frage der Menschlichkeit ergriff. Wer neben der erstern Ursache nicht auch die zweite vollständig in ihrem Rechte anerkennt, der versteht die gesellschaftliche Frage gar nicht, der kann leicht in den Fall kommen es nur einer vermehrten Arbeitsunlust oder einem Mangel an Religion zuzuschreiben, daß heute das Elend unwilliger ertragen wird als in frühern Zeiten. Indessen schon Rom und Athen hatten ihre Proletarierkämpfe, und der Communismus ist keine Erfindung der neuesten Zeit.

Wer die gesellschaftliche Frage lösen will stellt sich als Ziel die Befriedigung der leiblichen und geistigen Bedürfnisse aller Glieder des Staats, der Nation, der Menschheit, und stellt sich diese Aufgabe als eine Foderung der Humanität. Beides ist bei Michelet der Fall, wenngleich er in Bezug auf die geistigen Bedürfnisse mehr nur die sittliche Erholung des Lebensgenusses als die eigentliche Erfüllung des Geistes ins Auge faßt. Seine Vorschläge zu einer Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft finden wir in der ersten der eben angeführten Schriften. Die zweite Schrift ist ein übersichtlicher Auszug aus ersterer.

„Zwei Grundsätze sind es", sagt der Verf., „welche in der neuern Bildungsgeschichte im schroffen Kampfe gegeneinander begriffen sind. Das Einzelleben ist vielleicht zu keiner Zeit so sehr erstarkt als in der unserigen, eben weil Jeder die Richtschnur seines Denkens und Handelns aus seinem eigenen Innern schöpfen soll. Damit scheinen wir auf den Standpunkt der Gesetzlosigkeit gestellt zu sein, indem Keiner einer äußern Vorschrift gehorchen will. Darum ist es aber auch in keiner Zeit von so unabweislicher Nothwendigkeit als gerade jetzt, das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Geister, den Drang nach gemeinschaftlichem, einmüthigem Handeln zu verstärken."

Wenn dieser Drang nicht aus der Geschichte selbst als eine Triebfeder menschheitlicher Entwickelung erwächst, so wird ihn kein Stärkungsmittel hervorrufen. Ist er aber bereits erwachsen, wie der Verf. behauptet und wir allerdings ebenfalls glauben, so bedarf er nur der vollen Freiheit um sich Bahn zu brechen und sein Ziel zu erreichen. Lesen wir nun weiter: „Dem ausgebildetsten Einzelleben steht also das regste Streben nach Einheit der Geister und Gemeinsamkeit des Wirkens im Alleben der Menschheit zur Seite", und: „Grundsatz der neuern Zeit ist die Verschmelzung jenes Gegensatzes", so sind wir dagegen der Meinung, daß man erstens einer Zeit keinen Grundsatz unterlegen kann, sondern nur den einzelnen Beobachtern der Zeit welche auf sie einwirken wollen, und daß ferner der Gegensatz des Individualismus und des Socialismus, wie er in der Gegenwart gefaßt worden, ein künstlich gemachter sei. Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß je mehr das Einzelleben zu geistigem Selbstbewußtsein erstarkt, um so mehr die selbstsüchtige Vereinzelung verschwinden und in den Trieb gesellschaftlicher, nationaler, menschheitlicher Vereinigung übergehen wird. Ebenso wenn der Verf. als Mittel zu jener Verschmelzung angibt: „Die Freiheit des Einzelnen soll nicht getödtet, sie soll vergesellschaftet werden", so haben wir darauf zu erwidern: Nein, die Freiheit wird die Völker und die Menschheit vergesellschaften, und deshalb verlangen wir als Mittel zu dieser Vergesellschaftung Freiheit und Bildung, während Michelet die Vereinigung vorher construirt sehen will, und die Freiheit, z. B. namentlich die Handelsfreiheit, als Ergebniß der Association bezeichnet. Hiermit ist der richtige Unterschied zwischen Michelet's und unserer Ansicht angedeutet; da jedoch Jener glaubt, auch er gehe von der Freiheit aus, so werden wir unsere andeutende Behauptung an seiner Schrift nachzuweisen haben.

Als Ziel für die Lösung der gesellschaftlichen Frage erkennt Michelet: die Befriedigung der in Frage gestellten leiblichen Bedürfnisse einer großen Anzahl von Menschen herbeizuführen, und um Dies zu bewirken hält er eine allgemeine Vereinigung der Interessen für nöthig. Er sagt: „Das bisherige Zusammenleben der Menschen zur gegenseitigen Befriedigung ihrer Bedürfnisse war dem blinden Ungefähr überlassen." Das aber gerade ist nicht der Fall: es war viel zu wenig dem Ungefähr überlassen, es wurde viel zu viel bemaßregelt. Die bisher zur Anwendung gekommenen staatswirthschaftlichen Systeme trugen der menschlichen Freiheit keine genügende Rechnung, sogar sogenannte freie Staaten glaubten die Freiheit des materiellen Verkehrs beschränken und bevormunden zu dürfen, und trennten so künstlich die gesellschaftliche Frage von den Freiheitsbestrebungen. Dies ist die tiefere Ursache, warum dann nicht aus dem Ungefähr, sondern aus der Willkür des Verschränkens und Schützens die Selbstsucht erwuchs; diese Ursache müssen wir vor Allem aufheben, vor Allem im Staat und in der Gesellschaft die Erkenntniß wiederherstellen und ins Leben führen, daß Freiheit die erste Naturbestimmung des menschlichen Wesens sei, daß man so lange in unnatürlichen Zuständen verbleiben wird, als man die Freiheit des menschlichen Wollens und Handelns, als man die menschliche Thätigkeit und Arbeit beschränkt. Michelet sagt ferner, die Staatswirthschaft habe sich in die schroffsten Widersprüche verwickelt, weil sie einen so einseitigen Standpunkt wie das Einzelleben festhält. Wir hingegen sagen, sie habe sich darum in Widersprüche verwickelt, weil sie weder die Natur des menschlichen Einzellebens noch die Natur des allgemein menschlichen Wesens ins Auge faßte, sondern künstliche volkswirthschaftliche Systeme aufstellte vom Standpunkte einer einseitigen Theorie des absolutern Staats und der nationalen Eigensucht und Eitelkeit. Die philosophischen Gesellschafts-Architekten leben größtentheils der Einbildung die Verwirrung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch ein in ihren Gedanken ausgebrütetes System beseitigen zu können, und deshalb versäumen sie es den eigentlichen Weg der Rettung in der Erkenntniß der geschichtlichen Ursachen aufzusuchen welche im Schooße einer Jahrhunderte lang in Unfreiheit verzärtelten und dadurch erkrankten Civilisation den Wurm erzeugten und nährten. Die

*) Den zweiten Artikel geben wir im nächsten Monate.
D. Red.

ser Wahn ist selbst wieder eine Geburt der gesellschaftlichen Unfreiheit.

Der englische Schiffahrtsschutz, das französische Mercantilsystem und seine Verbreitung über die meisten Staaten, die daraus hervorgegangene Bevormundung der Arbeit durch den Staat mit seinen Gewerbegesetzen und Gewerbesteuern, die Beschränkung des Verkehrs durch Schiffahrtsgesetze, Prohibitiv-, Schutz- und Differentialzölle, kurz die ganze weit verzweigte, netzartig verschlungene, von Jahr zu Jahr verwickelter ineinander gewebte Unfreiheit aller gewerblichen und Handelsverhältnisse. Das ist der eigentliche Quell des gesellschaftlichen Elends, und dieser Quell muß abgegraben werden. Wir kennen hier nicht auf die englischen Ausschließungsacte, die Kämpfe mit den Niederlanden um den Frachthandel, die Colbert'schen Tarife, die sich bildenden geschlossenen Handels- und Manufacturstaaten u. s. w. zurückkommen: wir verweisen auf die Geschichte, die künstliche Erzwingung des modernen Industrialismus durch politischen Mechanismus; daher der Widerspruch des industriellen Fortschritts mit dem Fortschritt des gesellschaftlichen Elends. Es ist wahr, die Maschine welche Das was der Handarbeit nur unvollkommen gelingt vollkommener verrichtet, erschafft eine neue Art von Sklaven; die Concurrenz, welche zum Fortschritt des Gewerbfleißes nothwendig ist, kommt nur dem Sieger, dem größern Capitalisten zugute; das Monopol, welches ebenfalls der Verbesserung der Production dienstbar ist, und den allgemeinen Reichthum vermehrt, übervortheilt den Käufer; die staatliche Gewerbsteuer, welche dem Monopol wieder einen Theil des Gewinns entzieht um sie für die Gesammtheit zu benutzen, beschwert die Consumenten, indem der Verkäufer die Steuer auf den Preis des Products schlägt; der freie Handel, welcher der einheimischen Arbeit Absatzwege eröffnet, zieht auch auswärtige Erzeugnisse ins Land. Aber alle diese Uebelstände liegen entweder an der Unfreiheit und Ungerechtigkeit der Mittel, oder an der Unfreiheit der Zustände in denen die Mittel angewendet werden. Die Maschine stand noch nirgend auf einem Boden mit dem freien Vereinigungsrecht, der von allen Schranken befreiten Arbeit und dem freien Handel, die wahrhaft freie Concurrenz existirt nicht ohne den letztern, das Monopol und die Gewerbesteuer sind Mittel der Unfreiheit und Ungerechtigkeit, den Muth der Handelsfreiheit hat seit Colbert noch kein großer Staat wiedergewonnen. Die Natur des menschlichen Verkehrs ist geknechtet, Das ist aller Uebel Urübel, und so lange dieses Urübel nicht gehoben wird, bleibt die Nothwendigkeit des Elends in Pauperismus und Proletariat bestehen. Weder die schützenden und stützenden Staatskünstler des absoluten Staats oder die zöllnerischen Anhänger der „nationalen Arbeit", noch die Lehrer des Communismus und systematisirenden Socialismus, deren Theorien Michelet mit Recht Hirngespinnste nennt, und welche die absolute Gesellschaft dem absoluten Staate entgegenstellen, können uns retten, aber Michelet's Wissenschaft von der Gesellschaft ebenfalls nicht.

Michelet sagt, die Lehre der Volkswirthschaft, wie sie in den Schriften Smith's, Say's, Riccardo's und Anderer enthalten, habe nur die Freiheit des Einzelnen im Auge. Die Gemeinschafts- und Vereinslehrer (Communisten und Socialisten) legen die Gliederung (Organisation) der Arbeit ganz in die Hände der Gesellschaft, und tödten die menschliche Freiheit um dem Zufall der Verarmung vorzubeugen. Die Wahrheit liegt im Dritten, versichert der Hegelianer. Aber wie vermittelt er die Gegensätze? Er stellt ein Drittes auf, das Freiheit sein soll und sie nicht ist, das Organisation sein soll und Mechanismus ist. Er construirt, bevor die Freiheit auf allen Gebieten vorhanden, während der Aufbau neuer Gesellschaftsformen erst durch die errungene Freiheit in den materiellen Fragen wie in den formellen möglich ist. Die Grundzüge der Vergesellschaftung lassen sich überhaupt im voraus nicht construiren, sie müssen werden durch freie Entwickelung aus der gesellschaftlichen Natur des Menschen. In der Rede erklärt Michelet, er sei der Ueberzeugung, daß die Lösung der gesellschaftlichen Frage und die Ausdehnung des freien Handels über den ganzen Erdball eine und dieselbe Sache sind, und sich gegenseitig fodern wie die convexe und concave Seite einer Kugel. Der Ueberzeugung sind wir auch, aber die Handelsfreiheit ist wie alle Freiheit nicht der Zweck, nicht das Ergebniß der Lösung, sondern das nothwendige unerläßliche Mittel zur Lösung, ohne dessen Besitz an neue Gesellschaftsformen gar nicht gedacht werden kann.

„Wenn Jeder", heißt es in der Schrift unter Nr. I, „von seiner Arbeit lebt, so ist das Proletariat unmöglich. Die Foderung der austheilenden Gerechtigkeit wäre erfüllt, die Verhältnißmäßigkeit der Werthe gefunden. Wie kommt diese zu Stande? Wir können Dies durch die einfache Formel ausdrücken: Angebot und Begehr müssen sich das Gleichgewicht halten; zwischen Arbeitskraft und Erzeugnissen muß das richtige Verhältniß stattfinden; der Tauschwerth einer Sache muß ihrem Nutzwerth entsprechen." Ganz gut; aber mit Formeln läßt sich nur in der gesellschaftlichen Wirklichkeit Nichts ausrichten. Was allein Maß und Verhältniß zwischen Angebot und Begehr, Arbeitskraft und Erzeugniß, Tauschwerth und Nutzwerth regeln kann, ist die freie Arbeit, der freie Austausch. Sie lassen die Waare da entstehen wo sie am besten und wohlfeilsten entstehen kann, und bringen sie dahin wo ihr Nutzwerth zum Tausche auffodert, wo sie begehrt wird.

Der Verf. der in Rede stehenden Schrift will seine Formel anders ins Leben führen. Der Umlauf muß, seiner Ansicht nach, gegliedert werden. Durch die Eisenbahnen und sonstigen Verkehrsmittel werden die überflüssigen Erzeugnisse dahin geschafft wo Mangel daran, Arbeitskräfte dem Orte und Geschäfte entzogen wo deren zu viel vorhanden, und das Schwanken von Tausch- und Nutzwerth zur Gleichheit zurückgeführt. Genügt dazu nicht die Freiheit der Arbeit und des Handels? Michelet will es durch eine großartige Association ohne Zunftzwang bewirken und durch sie den freien Austausch herstellen.

Das Volk soll sich in freien Vereinen der Arbeit, des Tausches und des Genusses gliedern; Das sei nicht die Gemeinschaft, wenn auch endlich der vereinzelte Gewerbfleiß jedes Arbeitszweigs sowie der vereinzelte Handel gänzlich untergehen sollten. Dadurch daß der Arbeiter die Zersplitterung und Auflösung aller sittlichen Gemeinschaft in seinem Stande beseitige, werde er sich auch ohne Zuthun des Staats am besten helfen. Unter Arbeitern versteht der Verf. nicht allein Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute, Arbeiter welche für die leiblichen Bedürfnisse sorgen; sondern ebenso gut Arbeiter für die höhern, geistigen Bedürfnisse, Künstler, Lehrer, Geistliche, auch Rechtsgelehrte und Aerzte. Der Ausgangspunkt und die Grundlage ihrer Vereinigung soll die Gemeinde sein. Wenn der gesetzgebende Körper der Gemeinde nach der Kopfzahl von allen selbständigen und unbescholtenen Gemeindegliedern unmittelbar gewählt werde, so könnten die gemeinsame Verwaltung der verschiedenen Arbeiterangelegenheiten aber doch nur Die betreiben welche an dem Vereine Theil nehmen, sich nicht von aller Gemeinsamkeit ausschließen. Diejenigen welche an die Spitze der Verwaltung zu stellen seien dürften also nur von den Mitgliedern der Vereine gewählt werden. Ein Schuhmacher, ein Lehrer u. s. w. brauche nicht einem Vereine anzugehören. Er habe dann der Genossenschaft keine Rechenschaft abzulegen, keine Prüfung zu bestehen. Es könne Niemandem verwehrt werden, auf die Gefahr hin schlechte Arbeit zu erhalten, einem Solchen Arbeit anzuvertrauen. Indem aber die Mitglieder der Zunft untereinander sich Gewähr leisten, so thun sie es auch als Arbeiter den Verbrauchern gegenüber, indem sie durch Prüfungen und andere Einrichtungen für gute Arbeit sorgen. Aus den Zweigen der Arbeit in jeder Gemeinde soll der verwaltende kleine Gemeinderath zusammengesetzt werden, und nach Analogie desselben die Arbeitsverwaltung sich durch Kreisräthe zu Staatsräthen, endlich zum Bundesrath emporgipfeln neben den gesetzgebenden Körpern an

gleicher Stelle. Ueberall wähle dann der verwaltende Körper sowol wie der gesetzgebende sich seinen Vorsitzer oder Sprecher, und die ausübende Gewalt werde durch den Zusammentritt beider Körper gewählt, mit Ausnahme der obersten Spitzen da wo die Erblichkeit Gesetz ist. Die erwählten Verwaltungsräthe oder Ministerien haben die Gesetzentwürfe und Maßregeln der ausübenden Gewalt zu begutachten, aber auch alle Arbeiterverhältnisse zu leiten. In Bezug auf die Gliederung des Umlaufs haben sie den Zusammenhang der verschiedenen Vereine derselben Gemeinde, der Kreise, Staaten und des ganzen Bundes stets zu erhalten, durch Briefwechsel mit den Vorstehern der Vereine und den verschiedenen Räthen zu erforschen, wo Arbeitskräfte oder Erzeugnisse im Ueberfluß oder zu wenig vorhanden, um Beides auszugleichen, und so die Preise immer (!) auf gleicher (!) Höhe zu erhalten, die Waare stets dem Gelde gleich zu machen.

Soll! Soll! Soll! ist der Inhalt dieses Planes. Aber allein um das Letztere, die Preisgleichheit, zu bewerkstelligen, müßte zuerst der ganze Bund dem Welthandel enthoben werden. Auch das Geld ist ja nur Handelswaare. Doch Michelet stellt den Verwaltungsräthen die Aufgabe alle Widersprüche der Staatswirthschaft zu lösen. Die Gesellschaft werde durch sie auf einen Standpunkt versetzt werden, wo „Schutzzoll, Handelsfreiheit und Differentialzoll keine Bedeutung mehr haben", indem Bundesräthe und Staatsräthe aller Völker der Welt in Verbindung treten müssen um durch die Kraft des Dampfes zu Wasser und zu Lande die Erzeugnisse aus allen Zonen zu den Verbrauchern aller Zonen zu führen.

Gewerbe und Handel Staatssache! Ein neuer, idealistisch großartiger Mechanismus für den alten Mechanismus! Der Verf. nennt es zwar eine organische Gliederung, aber noch einmal: organische Gestaltungen lassen sich nicht construiren, sie *werden* und können zur Gesundheit gedeihen nur in der Freiheit des eigenen Werdens. Die gesellschaftlichen Verwirrungen löst man am wenigsten durch künstliche Constructionen, man verwickelt sie nur dadurch noch mehr. Sie lassen sich einzig und allein lösen durch die Rückkehr zur menschlichen Natur und Freiheit in allen Beziehungen des Lebensverkehrs. Michelet aber drückt sogar seinen „freien Vereinen" den Stempel des Beamtenthums auf.

In der unter Nr. 2 angeführten Rede wird die Association scheinbar anders und freier skizzirt. Hier basirt Michelet anfangs auf dem Grundsatz wirklich freier Association zu gewerblichen und Handelsunternehmungen und erklärt: im freien Handel sei die Association aller Arbeiter untereinander verwirklicht. Es liegt hierin nach unserer Ansicht das Wahre, daß die Möglichkeit umfassender und erfolgreich eingreifender Association, welche umgestaltend auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einzuwirken fähig, nur aus der *vorher* vollständig hergestellten Freiheit der Gewerbe und des Handels sich erzeugen kann. Es bedarf dazu jedoch keineswegs des ganzen Erdballs; den freien Handel werden der Staat, die Nation die ihn bei sich einführte bald genug heilsam erfinden. Die Rede wäre im Verhältniß zur ersten Schrift ein großer Fortschritt zu unbefangenerer Auffassung, wenn nicht Michelet schließlich noch seine Staatsgliederung der Vereine daran hinge. Die Vorstellung, als könne der freie Umlauf durch solch eine Staatsgliederung erreicht werden, ist ganz verfehlt.

Wir stimmen damit überein, wenn in der Rede gesagt wird, die Association mache die Maschine auch zum Eigenthum des kleinen Capitals und des Arbeiters, versittliche die Concurrenz und könne dem Credit neue Mittel und Wege eröffnen; sie werde an die Stelle des Monopols die öffentliche Belohnung des Erfinders setzen, die Gewerbesteuer abschaffen und das Einkommen statt dessen besteuern. Aber wir sind der Meinung, daß man die Formen dieser Association nicht im voraus aufbauen könne, namentlich nicht bevor der Grund und Boden der Freiheit in der Wirklichkeit gewonnen wurde.

„Nur der unumschränkte Freihandel", sagt Michelet und wir mit ihm, „ist der ausreichende Grund für das gesunde Aufblühen der neuen Gesellschaft. Geschlossener Handelsstaat, Schutzzölle, Differenzialzölle, Handelsbilanz sind verbrauchte Wörter einer überwundenen Bildung." In dem von ihm vorgeschlagenen Banksystem wird die Gliederung durch Staat, Provinz, Gemeinde am Orte sein. Was er dann über die Sicherstellung der Arbeit durch Unterricht und Volksbildung, Unterstützungskassen aller Art, Invalidenkassen, und über die „Gliederung des Genusses" durch Familienvereine, Bezirksvereine, Arbeitervereine u. s. w. äußert, hat viel Gutes und Praktisches.

Wir schließen mit einem seiner Aussprüche: „Mit dem Freihandel ist der höchste Gipfel der gesellschaftlichen Aufgabe erreicht", den wir nach unserer erörterten Ansicht nur dahin umschreiben: Mit dem Freihandel ist die Bahn zur Lösung der gesellschaftlichen Frage gebrochen. Ohne Freiheit der Arbeit, Freiheit des Austausches bleiben alle Versuche zu einer solchen Lösung leere Experimente. 56.

Miscellen.

Schottischer Patriotismus.

Als der englische Gesandte am dresdener, wiener und kopenhagener Hofe, Sir Robert Murray Keith, auf einer Reise in Frankreich den stattlichen Wald von Compiègne passirt hatte, „fragte ich", schreibt er seiner Schwester Anna in seinen „Memoirs and correspondence etc., from 1769 to 1792 etc.; edited by Mrs. *Gillespie Smyth*" (2 Bde., London 1849), „meinen Diener Andreas, einen sehr pfiffigen Menschen, ob er je einen so schönen Wald gesehen wie den durch welchen wir eben gekommen? «Herr», antwortete Andreas, «der Wald ist ein hübscher Wald, aber Sie können mir's glauben, ich habe schon ganz andere Wälder gesehen.» «Wo denn, Andreas? Habt ihr dergleichen in Athol?» «Nun freilich, Herr. Ich wünschte nur, Eure Gnaden hätten den Kieswald des Herzogs von Perth in unserm Lande gesehen. Es gibt eine ganze Handvoll schöne Rehe darin, und Oberst Graeme läßt es sich jährlich 100 Pf. St. kosten, daß sie nicht mit ein mal ausgerottet werden.» «Was du da sagst, freut mich, Andreas. Sind denn aber die Bäume in jenem Walde wirklich ebenso schön wie die die wir heute gesehen?» «Bäume, Herr!» staunte Andreas; «nein, Herr, in des Herzogs Kieswalde gibt es keinen Stecken Holz; 's ist ein lustiger Hügel und Haide wie der Wald O'Mar.» O Patriotismus, Patriotismus, wie bezaubernd ist deine Blindheit! Ich umarmte meinen Diener Andreas, und wir reisten weiter."

Seltene Versprechenserfüllung.

In den Memoiren des gräflichen Hauses Huntingdon kommt Folgendes vor. Hastings, Captain des Grafen, vertändelte sein Herz an die hübsche Zofe der Gräfin, Namens Betsy Warner, und versprach sie zu ehelichen, sobald er die Pfarre von Great and Little Leke erhalten würde. In den Strömungen des menschlichen Lebens werden derartige Bekanntschaften bisweilen getrennt und derartige Versprechungen vergessen. So geschah es hier auf Seiten des Mannes. Nach mehr denn dreißig Jahren, wo er inzwischen eine Andere geheirathet und der Tod sie ihm wieder genommen, erhielt er die Pfarre von Great and Little Leke. Bald nach seiner Einführung rollt ein mit vier Postpferden bespannter Wagen vor. Eine ältliche Dame steigt aus und läßt sich als Fräulein Warner melden. Nach feinerseitigem Erstaunen und gegenseitigem Wiedererkennen erklärt Fräulein Warner dem ehrwürdigen Pfarrherrn, daß sie gekommen sei ihn an die Erfüllung eines Versprechens zu mahnen durch welches sie vom ersten Augenblicke an sich für gebunden erachtet, und dessen Bedingung jetzt in seinen Händen sei. Der Pfarrer zog über den Lebenswandel seiner Braut Erkundigung ein, und als er nach allen Richtungen nur Gutes gehört, führte er sie zum Traualtar. J.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 215. — 7. September 1849.

Philoſophiſche Briefe über die Gegenwart.

2. An Victor Couſin.*)

Sie fragten mich, verehrteſter Herr und Freund, vor einigen Jahren brieflich nach der Schrift von Fuchs über Ihre Philoſophie; die Revolution iſt mittlerweile ausgebrochen, und ſo Manches was damals unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm ſcheint nun einer vorſündflutlichen Zeit anzugehören, ſo manches Literariſche was ſonſt wol in den Kreis der öffentlichen Verhandlungen wäre aufgenommen worden verſank im Strom der Politik. Und ſo würde ich auch nicht jenes Buch heraufbeſchwören, wenn nicht gerade durch das Misverſtändniß Ihrer Gottesidee oder durch die Unfähigkeit ſolche zu begreifen der Verfaſſer die Veranlaſſung böte über dieſen Mittelpunkt alles Denkens und Erkennens, und über die gegenwärtigen Auffaſſungsweiſen deſſelben mich mit Ihnen zu unterhalten. Denn ob das urſprüngliche Weſen und der einheitliche Grund aller Dinge als unbewußt oder als bewußt, als innenweltlich oder außerweltlich, ob er als abſtracter Geiſt oder als bloße Materie, oder ob er als wahrhaft unendlich, als ſich ſelbſt erfaſſende und beſtimmende und damit zur Idealität ſich ewig erhebende Realität gefaßt wird, davon hängt die ganze Betrachtung der Welt, die Löſung der ſittlichen und ſocialen Frage, und damit die individuelle wie die nationale Lebenswirkſamkeit der Menſchen ab, und es iſt darum eine von der politiſchen Thätigkeit für das Ganze uns keineswegs abziehende Arbeit, wenn es uns gelingt hierüber immer Mehre zu verſtändigen.

Daß die Erkenntniß Gottes als des wahrhaft Unendlichen, der ſowol die einwohnende Weſenheit der Welt und die im All ſich entfaltende Subſtanz als auch die im Selbſtgefühl ſich empfindende Seele, der im Selbſtbewußtſein ſich erfaſſende Geiſt iſt, der ſowol univerſell als individuell ſich in Allem offenbart und geſtaltet, und ſtets bei ſich ſelbſt bleibt, daß dieſe Erkenntniß das Ziel der gegenwärtigen Gedankenbewegung ſein werde, und daß alle kritiſchen Negationen nur dieſer ſo erhabenen als befriedigenden Anſchauung den Boden bereiten müſſen, darüber ſtimmten Sie mir völlig bei als wir in den Räumen der alten Sorbonne zuſammen theologiſirten, und verwieſen auf die Stelle Ihrer Vorrede zur zweiten Auflage der „Fragments philoſophiques", wo Sie ſagen:

Wenn ich Gott und Welt nicht vermiſcht habe, wenn mein Gott nicht das vergötterte Weltall des Pantheismus iſt, ſo iſt er ebenſo wenig die Abſtraction einer jenſeitigen Einheit, der todte Gott der Scholaſtik, der ſo überweltlich und verweltlich iſt, daß aus ihm das Univerſum mit der Mannichfaltigkeit ſeiner Kräfte und Erſcheinungen nicht abgeleitet werden kann. Da mir Gott die abſolute Urſache iſt, ſo kann er gar nicht nichtſchaffen, und eben damit hört auch die Schöpfung auf etwas Unbegreifliches zu ſein, und es gibt ebenſo wenig einen Gott ohne Welt als eine Welt ohne Gott. Dieſer letzte Punkt hat mir ſo wichtig geſchienen, daß ich nicht fürchtete ihn mit auszuſprechen mit all der Kraft die in mir iſt: der Gott des Bewußtſeins iſt nicht ein abſtracter Gott, ein einſamer König jenſeit der Schöpfung auf den verlaſſenen Thron einer ſchweigenden Ewigkeit und eines abſoluten Seins verbannt, welches dem Nichtſein gliche. Er iſt wahrer und wirklicher Gott, immer Subſtanz und immer Urſache, Einer und Viele, Ewigkeit und Zeit, Raum und Zahl, Weſen und Leben, ganz und untheilbar, Anfang, Mitte und Ende, auf dem Gipfel und auf der unterſten Stufe des Seins, unendlich und endlich in Einem.

Sollte man es glauben, Fuchs überſetzt dieſe Stelle und erkennt darin den Pantheismus der modernen deutſchen Philoſophie; er citirt Ihren Ausſpruch, daß Gott wahrhafte Intelligenz, nur als eine ſich ſelbſt erkennende Intelligenz ſei, und findet darin Nichts als Hegel's Anſicht, er theilt mit, daß Sie behaupten Gott ſei zwar mit allen Elementen ſeines Weſens in der Welt, aber nicht darin erſchöpft, ſondern er offenbare ſich ſowol im All als er in der Identität mit ſich ſelber bleibe, und wiederholt, daß man Sie danach einen Pantheiſten nennen müſſe, während er an einer andern Stelle Das einen abſoluten Widerſpruch nennt, daß Sie Gott zugleich als Subſtanz und als Perſönlichkeit ausſprechen.

Fuchs hat mit alledem nur bewieſen, daß er ſelber gar nicht weiß worauf es ankommt, nämlich zu begreifen wie das allgemeine Weſen aller Dinge zugleich in ſich ſelber als Bewußtſein, als Ich, begriffen werden muß, weil es ſonſt weder die Urſache einer Welt voll Ordnung noch viel weniger eines Bewußtſeins ſein könnte. Denn wenn das menſchliche Bewußtſein, das doch einmal da iſt und ſeine Exiſtenz beweiſt, aus dem

*) Den erſten Brief theilten wir in Nr. 175 und 176 d. Bl. mit. D. Red.

Unbewußten hervorgeht, dann wird Etwas aus Nichts; Das iſt in der Wirkung etwas ganz Anderes als in der Urſache, und die Urſache damit eben nicht mehr Urſache. Das ſteht längſt in deutſchen Büchern, aber „ſie ſind herausgegeben und auch nicht herausgegeben". Mit ſehenden Augen ſehen ſie nicht, denn der Menſch lernt nur was er ſchon weiß, wie Rahel einmal platoniſirend ſagt; es kann Keiner Etwas in uns hineinſprechen, ſondern wir können nur angeregt werden Das was in uns ſelber bereits heranreift ans Licht zu ziehen, was in uns ſchlummert zu erwecken; in dieſem Sinn haben wir, Sie und ich, viel Lehrer gehabt, und hoffen noch viele zu haben. Denn die Idee der wir huldigen iſt ſo reich und ſo tief, daß Niemand ſie erſchöpft, Jeder aber von ſeinem Standpunkt, von ſeiner Lebenserfahrung, aus dem Grund ſeiner Seele ein neues Zeugniß für ſie ablegen kann, und daß alle Stimmen vereint erſt den Vollklang der Erkenntniß geben welcher der Harmonie der Sphären in der Außenwelt entſpricht.

Zur Zeit iſt es allerdings noch eine kleine Schar welche der Fahne ſchwört die über dem Pantheismus und über dem Deismus auf der Höhe der angedeuteten Weltanſchauung aufgepflanzt iſt, und beiweitem die Mehrzahl bewegt ſich in ausgefahrenen Geleiſen, bald etwas lichtfreundlicher bald etwas orthodoxer, oder hat ſich aus Feuerbach's Weſen des Chriſtenthums eine Dogmatik des Unglaubens zurecht gemacht, an welcher dieſer ganz undogmatiſche, raſtlos freithätige Mann mit dem Schweiß des Denkens auf der Stirn ſicherlich kein Wohlgefallen hat. Sein großes Verdienſt beſteht darin, daß er plötzlich unter den Hegelianern als ein Menſch auftrat der ſeine Originalität behaupten, ſeine Individualität nicht im allgemeinen Aether oder Dunſt der Kategorien verflüchtigen wollte; er war auch in philoſophiſchen Büchern ein Menſch mit Fleiſch und Blut, mit Leidenſchaft und Phantaſie, kein Schemen des reinen Denkens das ſich ſelber denkt; es blitzte und donnerte in ſeinem Geiſt. So hat er erfriſcht und angeregt, und namentlich in dem kleinen Hefte das er „Grundſätze der Philoſophie der Zukunft" nannte, ſeiner ausgezeichnetſten Schrift, hat er durch die Hervorhebung des Sinnes und der Anſchauung, durch die Anerkenntniß des Gefühls und Herzens eine ganz nothwendige Ergänzung der Hegel'ſchen reinen Begriffswirthſchaft, und des nur in Allgemeinheiten das Wahre findenden abſtracten Denkens gegeben; er hat das Individuelle, das Concrete, das Sinnliche in ſeine Rechte eingeſetzt, leider aber eine Einſeitigkeit mit der andern bekämpft, und nur die Gegenſtände der äußern Anſchauung, nur das Sinnliche für das Wahre und Wirkliche erklärt. Sie ſprechen es ihm nach, daß Gottes Exiſtenz nur im menſchlichen Denken, daß Gott nur der Reflex des menſchlichen Bewußtſeins ſei, und meinen Etwas philoſophiſch bewieſen zu haben, wenn ſie es recht laut ſagen. Ueber die Annahme welche dem Feuerbach'ſchen Weſen des Chriſtenthums zu Grunde liegt kann ich Ihnen nur wiederholen was vor einigen Jahren in einem auch bei Ihnen bekannt gewordenen Buche gedruckt wurde und bis heute unwiderlegt geblieben iſt:

So viel Feuerbach von einer ganz neuen Philoſophie reden mag, die ſeine iſt nur die letzte Spitze des modernen Subjectivismus: wie Berkeley die Außenwelt für eine Affection der menſchlichen Sinne, ſo hält Feuerbach Gott für eine Beſtimmung unſers Denkens, und ſtatt daraus daß er die Idee Gottes mit dem menſchlichen Bewußtſein überall verknüpft, und nach Maßgabe ſeiner Bildungsſtufe ausgedrückt findet, um zu folgern daß alſo in ihr unſer Geiſt als in ſeinem Grund und Ziel ſich ſelber bejaht, und ſich als eine Selbſtbeſtimmung des ſelbſtbeſtimmenden Unendlichen hat, meinte er ſeltſamerweiſe, daß Gott, weil wir ihn denken, nur unſer ſubjectiver Gedanke ſei. Wir werden Demjenigen beiſtimmen welcher ſagt: Stehen wir des Nachts unter freiem Himmel und richten das Haupt empor, ſo empfinden wir zunächſt Lichtreize in unſerm Auge, und es iſt unſere Thätigkeit, daß wir dieſelben aus uns hinausſetzen. Wenn er aber nun nicht fortführe zu bemerken, daß die Erfahrung der übrigen Sinne, und die denkende Betrachtung uns zwiſchen ſubjectiven Lichterſcheinungen und objectiven Wahrnehmungen unterſcheiden lehre, vielmehr behauptete, daß wir die Sternbilder in der That an den leeren Himmel hinſehen, ſo würden wir uns auf die Aſtronomie berufen, welche das gemeinſame Geſetz für die Bewegungsvorgänge des Himmels und der Erde gefunden habe. Wenn aber dann jener verſetzte: Die Vernunft iſt in uns, und gerade daß ein Kepler und Newton in den ſogenannten Vorgängen der Sternenwelt die Harmonie mit unſerm Erkennenwollen erblickt haben, beweiſt ja, daß die Aſtronomie Nichts iſt als eine Pathologie des menſchlichen Auges, welches ſeine Phänomene für Realitäten hält, daß alle Naturwiſſenſchaft Nichts iſt als Anthropologie, dann würde er genau ſo wie Feuerbach verfahren, nur daß dieſem noch zu erklären bleibt wie denn das Bewußtſein ſo einfache Dinge als Eſſen, Trinken und Waſchen in ſo ſeltſamen Formeln wie den Sacramenten des Abendmahls und der Taufe ausdrückt, und ſeine Vorſtellungen in das wunderbare Gewand ſo räthſelhafter Geſchichte kleidet. („Die philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart", von Moritz Carriere, S. 738.)

In dem ebenerwähnten Buche iſt die Ueberwindung des Deismus wie des Pantheismus in der Idee eines ſowol unendlichen als ſelbſtbewußten Gottes beſtimmt als die Aufgabe unſerer Zeit ausgeſprochen, und ſowol in eigenen Erörterungen angebahnt als auch in dem phantaſievollen Aufſchwung Jordan Bruno's, und in dem myſtiſchen Tiefſinn Jakob Böhme's anerkannt und nachgewieſen. Wie Dies vorſtellig zu machen ſei, kann ein Blick auf den Menſchen lehren. Auch der Menſch iſt ein einheitliches Ganzes, das aber phyſiſch aus Millionen Zellen beſteht, und mannichfach gegliedert iſt doch iſt ein einheitliches Selbſtgefühl in jedem Punkte des Leibes gegenwärtig, doch iſt das Selbſtbewußtſein das Ich, der ideale Mittelpunkt des Ganzen, und dies iſt nur inſofern es ſich in einer Fülle von beſondern Gedanken entfaltet, aber in ihnen als die ſie beherrſchende Macht lebt, und ſo beſtändig über alles Einzelne übergreifend bei ſich ſelbſt bleibt. Die Deiſten die einen außerweltlichen Gott annehmen, ſcheiden die Seele von ihrem Leibe und den Geiſt von ſeinen Gedanken, und begehen den Unſinn beiden ein getrenntes Daſein zuzuſchreiben; die Pantheiſten laſſen die ein Subſtanz in die Vielheit der Erſcheinungen zerrinnen ſodaß das univerſale Ich nur in ſeinen einzelnen Acten

nicht in sich selbst bewußt ist: ein Zustand den wir bei den Menschen als Geisteskrankheit, als Faselei bezeichnen, wo das Ich nur den Ort für das tolle Spiel der selbständig gewordenen Vorstellungen abgibt, ohne sie beherrschen zu können, und ein Bewußtsein über sie zu haben, ein Zustand dem doch wahrlich zu viel mangelt als daß wir ihn dem Ideal der Vernunft, Gott, zuschreiben möchten. "Ἓν καὶ πᾶν sagen die Alten und wir mit ihnen; die Deisten nehmen das Eine und vergessen das All, die Pantheisten halten sich ans All und es fehlt ihnen die Einheit; wir wollen Eins und Alles, wir wollen das All als die Entfaltung des Einen, das als Grund und Ziel wie als das allgegenwärtige Centrum seiner Offenbarung ewig bei sich selbst bleibt. So ist das Unendliche nicht das Endlose, noch ist es ein Anderes außer dem Endlichen, und damit durch dieses begrenzt und selbst endlich, sondern es ist das im Endlichen sich selbst Bestimmende, in sich Vollendete.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Nacht bei Ludwig XV.

Im Winter des Jahres 1796, wo noch kein Salon den Freuden der Welt, dem Tanze und der Unterhaltung wieder geöffnet war, hielt das Collége de France allein seine Soirées. Man kam hier nicht zusammen um zu tanzen, sondern lediglich um miteinander zu plaudern. Die regelmäßigen Besucher dieser Plauderstunden waren Andrieux, Picard, de Piis, Parny, der Marquis von Ximenes und der liebenswürdige Selis, in dessen Wohnung man sich versammelte. Dieser liebenswürdige Greis machte die Honneurs seines kleinen Salons ganz vortrefflich: namentlich erzählte er um die Unterhaltung bald in Gang zu bringen höchst interessante Geschichten, an welche dann Jeder gewöhnlich seine Erzählung knüpfte, sodaß eine Anekdote der andern folgte.

Gewöhnlich mußte das ancien régime und seine berüchtigten Scandale den Stoff hergeben. Keiner der Anwesenden, denen die Schreckensherrschaft Alles genommen hatte, wagte zwar laut die neue Ordnung der Dinge zu beklagen; allein man tröstete sich durch die Erinnerung an entschwundene Genüsse, schalt auch wol mitunter auf die verworfene Zeit, d. h. wie Meister Reineke die Trauben.

Eines Abends nahm Selis mit einer ernstern Miene als gewöhnlich das Wort; man sah es ihm an, daß der Erfolg seiner Erzählung eine Tragödie oder Moralpredigt werden würde, und Jeder machte sich auf etwas Besonderes gefaßt.

„Sie wollen uns wol eine Geschichte zum Weinen erzählen?" rief der Marquis von Ximenes lustig aus.

„Oder eine Schauergeschichte?" fügte Andrieux hinzu.

„Ach nein, es wird eine Leichenrede!" warf der Chevalier de Piis ironisch ein.

„Vielleicht alles Dreies", sagte Selis ernst, und um den Lustrufanzen ein Ende zu machen begann er wie folgt:

Ich habe alle möglichen Leute des alten Hofs gekannt, Grafen, Marquis, Minister und auch Kammerdiener. Ich habe Mancherlei von ihnen erfahren, am meisten aber durch die Schwatzhaftigkeit der Bedienten. Diese Menschen machten aus einem Scandal zu dem sie erst geholfen nicht das mindeste Geheimniß, und oft erzählten sie ohne auch nur einmal „pst" zu sagen die außerordentlichsten Geheimnisse wie etwas Alltägliches. Einer dieser Bedienten war Kammerdiener des Herzogs von Aumont und hieß Alexander Finet. Dieser hat mir folgende merkwürdige Geschichte erzählt.

Alexander war der Freund Lebel's, jenes berüchtigten Unterhändlers Ludwig's XV. in Betreff der galanten Abenteuer. Vermöge dieser schmachvollen Bekanntschaft hatte der Kammerdiener des Herzogs von Aumont bedeutenden Einfluß auf die Liebschaften des Königs. Lebel, der seine Gelehrigkeit und Geschicklichkeit kannte, wandte ihn oft als Gehülfen bei seinen geheimen Aufträgen an, wenn es galt die Vergnügungen des Königs zu renoviren und für den kleinen Harem der Rue Satory zu recrutiren. Zu diesem Zwecke besaß unser Mann die Schlüssel zu den kleinen Apartements; er durfte gehen und kommen zu welcher Stunde es ihm beliebte, ohne daß ihn Jemand aufhielt.... man kannte sein Amt.

An einem Decembermorgen verließ eine geheimnißvoll verschlossene Kutsche Versailles, und fuhr bis zum Gitter des Luxembourg. Alexander, der sie fuhr, klopfte zwei mal an, man öffnete, eine tiefverschleierte weibliche Gestalt erschien und stieg in den Wagen.

Es war noch nicht ganz Tag als man bereits wieder auf dem Wege nach Versailles war.

Diese weibliche Gestalt war aber die schöne Therese, die Tochter Leduc's, des Gitterwächters. Bereits seit einiger Zeit war sie die treue Maitresse des Grafen von Clermont, der in der That sie so heftig liebte, daß er eines Tags in einem Anfalle von Eifersucht sie mit einem Federmesser am Kopfe verwundet hatte. Diese fabelhafte, mythologische Leidenschaft war am Hofe ruchbar, und Ludwig XV. war auf das schöne Mädchen aus dem Volke neugierig geworden, in welches ein Prinz von königlichem Blute so verliebt war, daß er sie verwundet hatte. Lebel hatte daher seine Operationen begonnen. Die Maitresse verrieth ihren Liebhaber für Ludwig XV., und deshalb verließ Therese wie wir gesehen haben Paris. Nachdem Alexander sie in die Hände Lebel's abgeliefert hatte, ging er in das Hotel d'Aumont um seinen Herrn anzukleiden. Als die Toilette beendet war und er fortgehen wollte, rief ihn der Herzog zurück und sagte ihm:

„Es ist heute Nacht ein Souper in den kleinen Apartements des Königs um das Wohlsein einer neuen Laune zu feiern. Ich bin eingeladen und du wirst mich hinfahren."

Alexander verneigte sich.

„Gegen 1 Uhr kannst du dich im Vorzimmer des Speisesaals einfinden..... Besonders sei bereit mich nach Hause zu führen, denn ich werde es wahrscheinlich nöthig haben."

Alexander verneigte sich wieder, aber diesmal mit einem Lächeln welches besagte daß er verstände.

Als es Mitternacht geschlagen hatte, war er pünktlich auf seinem Posten; sein Schlüssel hatte ihn unbemerkt dorthin gebracht. Die königliche Orgie hatte schon lange begonnen, und bereits hatte die Trunkenheit alle Köpfe erfaßt. Diese Trunkenheit der großen Herren war aber nicht die lustige, aufbrausende, fröhliche des Volks, die sich in Lachen und Singen äußert, sondern sie war wie ein kalter Stein der diese abgestumpften Körper ausfüllte und den Kopf unbehülflich machte, ohne etwas Anderes als eine dumpfe Melancholie zu erwecken.

Alexander setzte sich auf ein Kanapee welches in einem dunkeln Winkel der Galerie stand, und horchte auf die Worte der adeligen Trunkenbolde; halb eingeschlafen verschwammen seine Gedanken im halbwachen und halbschlafenden Zustande; er glaubte zu träumen. Hr. d'Agen schimpfte auf die Parlamente, die ungelehrigen Räthe; der Herzog von Richelieu begann von Politik zu sprechen, und vermengte in seiner ordinairen Sprache „Mama Maria Theresia" und den verschmitzten Schlaukopf Friedrich von Preußen. Hr. v. Chauvelin hatte mit dem Herzog von Fitz-James eine noch wichtigere Unterhaltung: er setzte ihm seine Gedanken über eine neue Nährungsmethode der Dachse auseinander. Das monotone Geräusch dieser Unterhaltungen, von Zeit zu Zeit durch das Lachen Theresens oder das Fluchen d'Aumont's unterbrochen, schläferte den harrenden Kammerdiener mehr und mehr ein, und ermattete ihn, ohne daß er doch fest einschlief. Endlich ermunterte er

sich so weit um aufzustehen und durch das Schlüsselloch zu sehen; noch immer glaubte er zu träumen.

Schamlos entblößt, die Perrücke verschoben, trunkenen Auges und Mundes lagen die großen Seigneurs auf den schwellenden Kanapees von Goldstoff ausgestreckt. Ludwig XV., trunken wie die Andern, aber stiller und ernsthafter, bemühte sich seine Majestät zu bewahren; mitunter warf er einen Blick auf Thereſe, der leidenschaftlich sein sollte, der jedoch nur kalt und gleichgültig war, und sank dann wieder in seine schweigsame Melancholie zurück. Thereſe überließ sich dagegen ganz der Freude an einem solchen Feste theilnehmen zu können; der Wein hatte in ihr die Lustigkeit erzeugt wie bei den meisten Leuten aus dem Volke.

Der Anblick dieser seltsamen Dinge, die wie phantastische Erscheinungen sich dem schweren Haupte des Lauschenden darboten, machten ihn noch besinnungsloser. Als er aufhörte durch das Schlüsselloch zu sehen, hatte er kaum noch die Kraft auf sein Kanapee zu schwanken, wo er hinfiel und einschlief.

Nach einer Stunde weckte ihn ein leichtes Geräusch aus seiner tiefen Schlafsucht; er erhob das Haupt, und erblickte einen Menschen der langsam und vorsichtig in der Galerie auf- und abschritt: es war der funfzehnte Ludwig.

Die Kronleuchter der Galerie waren bis auf einen verlöscht, der sein mattes Licht noch verbreitete, während bereits die Morgenröthe den Nebel zu färben begann, und das Verzimmer mit einem ungewissen Lichte erhellte. Der König machte vorsichtig einige Schritte in dem Halbdunkel, bis er sicherer wurde und auf- und abschreiten konnte. Von Zeit zu Zeit zerriß ein trockener, rauher Husten seine Brust; es waren schwere Seufzer die seine Träumereien unterbrachen. Endlich blieb er vor einem Spiegel stehen, den die ersten Strahlen der Morgendämmerung trafen. Lange betrachtete er sich, wie die Beute eines schrecklichen Geheimnisses. Er erblickte sein Angesicht, durch den bleifarbenen Reflex des Dämmerlichtes noch bleicher, die tiefen Falten, die sich in Folge seiner durchwachten Nächte und Ausschweifungen kreuzten, schienen noch tiefer; unwillkürlich mußte er zittern, er glaubte seinen Leichnam zu erblicken. Mit unsicherer Hand griff er an Stirn und Wangen, und der Kammerdiener konnte ihn die Worte mit dumpfer, röchelnder Stimme wiederholen hören: „Elender! Du tödtest Leib und Seele!"

Hierauf setzte er seinen Gang fort, aber mit ungewissen Schritten, als wäre er schwindlig geworden; er wankte und stieß an die Meubles.

„Du wirst nicht alt werden, sage ich dir", murmelte er in seinem Selbstgespräch..... „und dann die Hölle, die Hölle!"

Er blieb einige Augenblicke stehen, schlug sich vor die Brust, seufzte tief auf und begann seinen Gang von neuem. Neue kurze und wüthende Ausrufungen unterbrachen die Stille:

„Wie Frankreich regiert wird — Sie lassen Alles so gehen! — Wohin gehen wir? Wahrlich, ich weiß Das nicht, Das ist Sache meines Nachfolgers, er mag sie in Ordnung bringen! — Wir sollten heute Abend recht lachen, und ich habe mich noch niemals so gelangweilt! — Sie sagen, das Geschöpf sei recht artig; sie haben Recht, da sie es einmal so wollen; aber sie hat nichts Piquantes, nichts Muthwilliges, Nichts was reizt und ermuntert — besser wäre ein kluges Mädchen gewesen, die hätte mich zum mindesten ungeduldig gemacht."

Er ging in das Speisezimmer zurück. Alexander schlief wieder ein.

Gegen 4 Uhr verließen die Gäste das Gelage, und traten wankend in die Galerie. Der Herzog von Aumont, dessen Schritte ziemlich unsicher waren, stieß an das Kanapee des Schläfers. Alexander erwachte plötzlich, sprang auf, und befand sich seinem Herrn gegenüber, der ihn nicht erkannte, und einen Ruf des Schreckens ausstieß.

„Es ist Jemand hier!"

„Haltet ihn fest!" rief Ludwig XV.

Der Kammerdiener sah sich alsbald umringt, beim Kragen genommen, und durch tausend Fragen bestürmt. Er wollte sprechen, nannte seinen Herrn, versuchte sich dem König und den übrigen Anwesenden, von denen er sich gekannt glaubte, zu erkennen zu geben. Vergeblich! Der trunkene Haufe bestand bis zum Wahnwitz darauf in ihm einen Böswicht zu finden: die Erinnerung an Damiens fuhr Jedem durch den Kopf.

„Wir müssen ihn dem Gericht überliefern", rief der Herzog von Aument.

„Nein, wir wollen lieber selbst Gericht halten und ihn verurtheilen!" rief lachend der Herzog von Richelieu.

Dieser närrische Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und der hohe Gerichtshof constituirte sich. Es wurden ein öffentlicher Ankläger, ein Vertheidiger und die Richter ernannt. Ludwig war Präsident. Die Trunkenen entwickelten eine seltsame Beredtsamkeit; es war ein Gemisch thörichter Worte, ein gräuliches Untereinanderschreien und gegenseitiges Unterbrechen, in welchem Richter, Ankläger, Vertheidiger und Präsident nach Herzenslust Reden hielten, und die tollsten Abschweifungen machten. Endlich kam es zum Urtheilsspruch. Ludwig XV. verkündete ihn. Er lautete auf Erdrosselung des Schuldigen und zwar auf der Stelle. Bis hierher hatte Alexander mit den Uebrigen gelacht. Als er jedoch sah wie der Herzog von Richelieu kaltblütig sein Kniebund losknüpfte um ohne Verzug zur Execution zu schreiten, als er fühlte, daß man es um seinen Hals legte, und daß die Hand des Königs an dem einen Ende stark zu ziehen begann, sprang er vor, warf mit zwei kräftigen Faustschlägen das ganze Tribunal über den Haufen und entfloh.

„Nun", fragte Selis als er innehielt, „wie gefällt Ihnen meine Geschichte?"

„Sie ist entsetzlich", entgegnete der Marquis von Ximenes, „besonders wenn wir uns erinnern, daß noch nicht 20 Jahre nach dieser seltsamen Nacht, wo Ludwig XV. den Henker eines armen Teufels von Kammerdiener spielte, die Hand eines Henkers auf Befehl des Volks den Kopf seines Nachfolgers abschlug!" 31.

Literarische Anzeige.

Vollständiges Handwörterbuch
der
deutschen, französischen und englischen Sprache.

Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen.

Vierte Auflage.

Breit 8. Cartonnirt. 2 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus.

In demselben Verlage sind auch erschienen:

A complete Dictionary of the English and German languages, by ***Lewis Albert.*** 16. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 16 Ngr.

Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, par ***J. M. Mattschmidt.*** Seconde édition. 16. Geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 216. — 8. September 1849.

Philosophische Briefe über die Gegenwart.

2. An Victor Cousin.

(Beschluß aus Nr. 215.)

Fragen Sie mich, wer sonst noch nicht blos seiner Tendenz nach, und wenn man die Consequenzen zieht oder die strebenden Gedanken über sich selbst aufklärt, sondern wissentlich und thätig auf unserm Standpunkte steht, so kann ich Ihnen zunächst Fichte, Wirth und Ulrici nennen, glaube aber auch, daß Rosenkranz, Alexander Jung und Hofmann in Würzburg ihm nicht ferne sind, ja daß auch Zeller, der die Wahlfreiheit des Menschen verficht, zu ihm herüberstrebt.

Fichte findet es ganz recht, daß die Gegenwart sich immer mehr von jenem weltlosen jenseitigen Begriffsgott abgewendet habe; dies wirklichkeitslose Gedankending, das uns die Theologen gepredigt, dessen Gebiet da beginnt wo die klare erkennbare Wirklichkeit zu Ende ist, wo das Unbegreifliche und damit die Willkür anhebt, es muß stets weiter und weiter zurückgedrängt werden, je höher sich die Wissenschaft als anschauende Erkenntniß des Wirklichen erhebt; je mehr sie sich mit dieser Wirklichkeit erfüllt, desto weniger kann sie jenes abstracte Wesen denken, sie wird es vergessen. Fichte sagt aber weiter:

Wenn jedoch eine Zeit, eine Bildungsepoche ihren Gott verloren hat, so verfällt auch unwiederbringlich ihre allgemeine Cultur: die Wissenschaft, ihrer allvermittelnden Einheit verlustig, sinkt zur äußerlichsten Empirie herab, und reiht nur Einzelnes beziehungslos aneinander. Die praktischen Mächte des Lebens verwildern in zuchtloser Willkür des Begehrens und Meinens, und der menschliche Geist, den Ideen entfremdet, ist ohne Compaß seinem eigenen Wähnen überlassen; er glaubt was nur aus innerer geistiger Nothwendigkeit erwachsen kann willkürlich sich erdenken oder auf äußerliche Weise hervorbringen zu können.

Wir überlassen einem Jeden die Zeichen der Gegenwart sich zu deuten nach seinem Vermögen oder nach eigenen Wünschen, uns will bedünken, daß jene Symptome drohender Fäulniß schon sichtbar genug hervorgebrochen sind, in den Erscheinungen zumal von denen man die Heilung erwartet; seit der Aeolosschlauch entfesselt worden, und die Februar- und Märzstürme hervorbrausten, ist Dies weit deutlicher geworden als vor drei Jahren, wo Fichte diese Worte schrieb, in der Vorrede zu seiner allgemeinen Religionslehre oder speculativen Theologie; und wohin das gottlose Experimentiren mit der Gesellschaft, das reflectirte Machen von neuen Einrichtungen führt, haben Sie in Frankreich noch härter als wir in Deutschland empfinden müssen!

Ein tiefer Schmerz hat die Zeit ergriffen den lebendigen Gott in der Erkenntniß wie im Gefühle verloren zu haben: aber sie fodert mit Recht, daß er für die Wirklichkeit und in ihr wiedergewonnen werde. Doch jene Versuche eben auf oberflächliche Weise Religion zu machen wie man Meinungen erfindet oder nach Mehrheit der Stimmen Uebereinkommnisse abschließt, beurkunden selbst nur den Grad unserer Gottentfremdung, geben aber zugleich Zeugniß davon, daß die alten Formen der Religion unwiderruflich dahin sind. Nur ein tiefer begründetes Gottesbewußtsein, und eine neue daraus quellende Begeisterung kann auch neue Formen der Religion hervorbringen. Jenes ist jedoch nur möglich, wie jetzt und von nun an in alle Zukunft der in sich erstarkte Geist es fodert, auf dem Wege vertieftern Erkennens. Schaffet ganze gründliche Klarheit um euch her, so wird nicht blos der Nebel des Ueberglaubens, sondern auch der Trug halber Klarheit und Afterwissenschaft von euch weichen, und die ewige ursprüngliche Kraft der Religion, die innermenschheitliche, weltgeschichtliche Macht derselben wird in erneuerter Energie die Gemüther ergreifen.

Fichte scheut sich nun nicht es auszusprechen, daß alles Wirkliche ein raumzeitliches sein müsse, daß es keine andere Wirklichkeit, keinen andern Schauplatz für das Wirken der absoluten Idee gebe, und somit ist ihm Gott als das Princip der Natur und der Geschichte ebenso ewige Realität als Bewußtsein; er ist ihm nicht der Raum- und Zeitlose, sondern der in Raum und Zeit seine eigene Unendlichkeit Setzende und Ausbreitende, Raum und Zeit Erfüllende, somit wahrhaft Allgegenwärtige, Alldurchdringende, Allbeherrschende. Er ist der sich in Allem und Alles in sich Erkennende; er spricht, ein Endliches schaffend-zulassend, die ewige Liebe, mit welcher er sein überschwengliches Wesen umfaßt, in die endliche Welt aus, damit er in der doppelt gefühlten Liebe und Gegenliebe sich in allen Creaturen, alle in ihm sich empfinden mögen. Dieser thatsächliche Begriff ist das ewig offenbare und durch sich selbst für seine Wahrheit zeugende Geheimniß alles Schaffens und alles Geschaffenen, Das was alle Lust des Daseins erklärt, und allen Schmerz desselben zu versöhnen vermag; worin zugleich die speculativste Gestalt der Idee keineswegs mehr blos gedacht wird, sondern wo sie in erlebbarer Anschauung und mit der tiefsten Gewißheit des Selbstgefühls uns ergreift. Achten Sie auf diese letz-

ten Worte. Das reine anſchauungsloſe Denken der Hegel'ſchen Logik gilt uns für eine Abſtraction, wir wollen mit Goethe die Ideen ſehen, wir wollen mit Kant bedenken, daß Begriffe ohne Anſchauungen leer und Anſchauungen ohne Begriffe blind ſind, und wollen darum das menſchliche Erkennen, welches Speculation und Erfahrung verbindet, den Sinnen wie der Vernunft huldigt. Wir wiſſen daß alles Höchſte und Ganze nur im vereinten Aufſchwung aller Gemüthskräfte gewonnen wird, daß die Erkenntniß der Wahrheit eine ſittliche That, die Hingabe des reinen Herzens an das Göttliche genannt werden kann, daß die Phantaſie mit genialem Blick erſchauen muß was die dialektiſche Erörterung entwickelnd erweiſen ſoll. Nur was in der Art das Gemüth befriedigt, daß es zum Volksbewußtſein werden kann, verdient den Namen der Wahrheit; herzloſes, gewiſſenloſes Denken iſt Sophiſtik, die Philoſophie, Das hat ſchon Platon geſagt, beginnt und endet mit der Liebe.

J. U. Wirth erkennt in der Einheit das urſprüngliche Princip aller Dinge, die gemeinſame Weſenheit alles Seienden. Mit Recht will er im Princip das Weſen und den Grund alles Deſſen haben was in den einzelnen Erſcheinungen der Körper- und Geiſterwelt auftritt. Er entwickelt die Gotteslehre der Philoſophen von Thales bis auf Hegel, und zeigt wie alle großen Denker eine oder die andere nothwendige Beſtimmung des Abſoluten hervorgehoben; ihm ſelbſt iſt es die Totalität aller dieſer Beſtimmungen, ſowol die allgemeine Subſtanz, die ewige Naturkraft, als die Weltſeele, die weltordnende Vernunft, die Idee; es iſt ihm die Einheit, die ſich in einer Fülle von Einheiten offenbart und zugleich als Einheit bei ſich ſelbſt bleibt, Selbſtbewußtſein iſt. Wirth will darum auch nicht die Verneinung, ſondern die Verklärung des Endlichen in Gott; die Ineinsbildung des Idealen und Realen iſt ihm die Vollendung der Perſönlichkeit, er will den Heroismus der That mit der Ruhe im reinen Weſen verbunden haben; Dies iſt ihm die wahre Verſöhnung mit Gott.

Hermann Ulrici, der ſich in weitern Kreiſen durch ein Buch über Shakſpeare bekannt gemacht, welches die tiefſinnige Kunſt und die ſittliche Geiſteshoheit des Dichters in das volle Licht der Erkenntniß ſtellt, hat wie Carteſius unſer Denken, das cogito ergo sum zum Ausgangspunkt genommen, und als Dasjenige ausgeſprochen was nicht bezweifelt werden kann, da der Zweifel ja ſeine eigene Thätigkeit und damit der Beweis ſeiner Exiſtenz iſt. Das Princip welches nun Ulrici aufſtellt iſt die Denknothwendigkeit; muß das Denken nothwendig ſich ſelbſt als ſeiend denken, ſo muß es auch nothwendig alles Dasjenige denken und als ſeiend denken, ohne welches es ſelbſt weder ſein noch ſich denken kann. Denknothwendig iſt Alles was das Sein und das Denken des Denkens bedingt. Er entwickelt nun wie alles Denken ein Unterſcheiden iſt, und die allgemeinen Unterſcheidungsnormen in den Kategorien gegeben ſind, wie das Denknothwendige im Unterſchiede und in der Verbindung mit dem willkürlichen Denken das Bewußtſein unſers Geiſtes erſt möglich mache und mit allem Inhalt erfülle, wie dies Alles uns zu einem abſoluten Sein und Denken, zu Gott, hinführe. Ihn ſucht er im engſten Anſchluß an das Chriſtenthum als Geiſt und Liebe, als den Dreieinigen zu begreifen.

Sie ſehen aus dieſen Mittheilungen, daß in Deutſchland nicht blos eine negative Richtung das kritiſche und auflöſend freigeiſtige, das revolutionnaire Element der Hegel'ſchen Philoſophie in allen ſeinen Conſequenzen verficht, daß nicht blos die alten conſervativen Theologen dieſem Treiben ihre unbegriffenen Poſitionen, ihre Dogmen entgegenſtellen, ſondern daß bereits ein neues und höheres Lebenselement zu Tage kommt, das in aller Kritik den Reinigungsproceß der Idee erblickt, das den Allgemeinheiten der Schule die Individualität und Perſönlichkeit entgegenſtellt, aber nicht blos die ſinnliche, wie die Sophiſten thaten, deren Satz, der Menſch ſei das Maß aller Dinge, vielfach von den Dogmatikern des Unglaubens als Feuerbach's Princip wiederholt wird, ſondern die ſinnlich-geiſtige, die real-ideale. Das Denken iſt nur als That eines Denkenden, ſagen auch wir, aber wir verwerfen darum das unendliche Denken nicht das Hegel lehrte, ſondern wir behaupten für daſſelbe ein abſolutes Ich, das göttliche Selbſtbewußtſein, und erkennen mit Platon in Gott das Maß aller Dinge.

Das iſt freilich eine Neuigkeit für Viele in Deutſchland, auch für Solche die den philoſophiſchen Strebungen Antheil ſchenken; denn was fortbildend ſich bethätigt Das macht nicht den Schlachtlärm des Negativen, welches das Beſtehende bekämpft, welches durch die Schläge und Wunden die es austheilt den Theologen, den Politikern empfindlich wird; das Fortbildende ſchließt ſich lieber dem Beſtehenden an um es gut zu deuten, um den Wahrheitskern deſſelben zu enthülſen, es wirkt am liebſten geräuſchlos wie der Frühling, der den friſchen Saft für den jungen Laubſchmuck in den Bäumen aufſteigen läßt, nachdem die heulenden Herbſtſtürme Zweig und Stamm entblättert hatten. Zudem hat gerade jetzt, wo die neue Richtung mit entſchiedener Klarheit aufgetreten war, das politiſche Intereſſe mit allem Andern auch das philoſophiſche verſchlungen, und in den Strudeln und Wirrniſſen der Zeit hatte ſelbſt wer ein Aſyl vor ihnen ſuchte doch noch nicht die nöthige Sammlung, um ſich in neue werdende Syſteme mit der Arbeit zu vertiefen welche die freie Wiſſenſchaft ſtets zur Vorausſetzung des Genuſſes macht. Doch wird auch jetzt ſchon vielleicht Einer oder der Andere dankbar ſein für einen Fingerzeig der ihm als Wegweiſer nach der Ideenwelt dienen kann, und deshalb erlaubte ich mir eine verſpätete Antwort durch ein öffentliches Sendſchreiben mit herzlichſtem Gruß und den innigſten Segenswünſchen für eine gedeihliche Freiheitsentwickelung ihres Volks an Sie gelangen zu laſſen. Frankreich hat zum dritten mal das Märtyrerthum der Revolution auf ſich genommen, das nicht ſowol in der Blute beſteht das in feuriger Opfer- und Siegesluſt

auf den Barrikaden vergossen wird, als in der Gefahr einer Entsittlichung und Verwilderung, sobald einmal die dämonischen Gewalten der Menschennatur entfesselt sind. Möge denn aus der chaotischen Gährung der Elemente, möge aus der Tiefe des Geistes und Herzens eine neue Schöpfung, eine Ordnung der Dinge hervorgehen die Allen Brot und Bildung gibt, eine Ordnung der Dinge die den Staat zum Organismus der Sittlichkeit macht, und den edeln Lamartine nicht mehr zum Spott der Diplomaten werden läßt, wenn er die Seelengröße als das Princip der Politik prophetisch den Völkern verkündigt.*) 58.

Der Feldzug des Corps des Generals Grafen Ludwig v. Walmoden-Gimborn an der Niederelbe und in Belgien in den Jahren 1813 und 1814. Altenburg, Pierer. 1848. Gr. 8. 12 Ngr.

Nach 35 Jahren empfangen wir aus geschickter Hand wieder einen Beitrag zu den denkwürdigen Kriegsgeschichten der Jahre 1813 und 1814, deren nähere Aufhellung durch einzelne Schilderungen, Züge, Briefe und Tagebücher einem großen Theile der Jetztlebenden noch immer wünschenswerth ist, während allerdings ein anderer Theil in blinder Selbstvergessenheit gegen sein eigenes Fleisch wüthet, und den Freiheitsschwindel der Gegenwart weit hinausstellt über die echte Begeisterung jener frischen und rüstigen Vergangenheit. Ueber den Feldzug Walmoden's und der übrigen Feldherren an der Niederelbe besitzen wir zwar schon seit 1839 das treffliche Werk von C. L. C. Zander, der uns viele Begebenheiten als unmittelbarer Theilnehmer beschrieben hat, und in Varnhagen v. Ense's „Geschichte der Kriegszüge Tettenborn's" (jetzt im zweiten und dritten Bande der „Denkwürdigkeiten") ebenfalls eine sich durch Schönheit der Sprache, Klarheit und Zuverlässigkeit empfehlende Geschichte jener Feldzüge, welche ihr berühmter Verfasser selbst mitgemacht hat. Aber wir nehmen nicht minder gern die vorliegende von Pierer herausgegebene und bevorwortete Geschichte an, da sie auf jedem Blatte uns einen hochstehenden, erfahrenen und kriegstüchtigen Mann erkennen läßt der sich in der unmittelbaren Nähe des Generals Walmoden befunden haben muß. Ueber diesen Führer selbst aber hätte Pierer ausführlichere biographische Andeutungen hinzufügen müssen als er gethan hat; denn wie viele von den jüngern Lesern des Buchs kennen noch den General, höchstens wird er ihnen, wenn sie wirklich so viel Pietät besitzen, als eine Ossian'sche Helden- und Nebelgestalt erscheinen. Allerdings hat Pierer auch der diplomatischen Thätigkeit Walmoden's mit einem Worte gedacht, aber sein enges Zusammenhalten mit Stein, Dörnberg, Hardenberg, Münster, Gneisenau, Scharnhorst, Rugent und Andern zur ewigen Bekämpfung Napoleon's, seine unermüdliche Thätigkeit in Madrid, in Petersburg, in London, in Deutschland für solche Zwecke, sein heller Blick in alle Staatsverhältnisse, alles Dies konnte mit Hülfe der reichen Stoffe in den „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen" sehr anschaulich den heutigen Lesern dargestellt werden; denn mit Recht hat Hermapr (ebendas. II, 448) die Grafen Walmoden einen „Edelstein des Hauses Oestreich" genannt, und schon vorher (I, 52) gemeint, daß die Pseudonamen eines Master Simon und Peter Cantier, unter welchen Walmoden auf seinen Hin- und Herzügen die Wachsamkeit der französischen Policei zu täuschen unternahm, auf seinem Denk- und Grabsteine mit dem angeborenen Namen zugleich ewig leben müßten.

Der Krieg an der Niederelbe bietet in militairischer Hinsicht ein sehr wechselvolles Gemälde dar. Drei Feldherren von versuchtem Rufe, der Kronprinz von Schweden, der General Walmoden und der Marschall Davoust, haben ihn geführt, von denen Walmoden die schwierigste Aufgabe zu lösen hatte; denn einmal befehligte er ein den Franzosen an Zahl weit nachstehendes Heer von etwas über 22,000 Mann, Russen, Engländer, Hanoveraner, Preußen, Hanseaten, Mecklenburger, das Lützow'sche Corps, und die Russisch-deutsche Legion, mit mangelhafter Kriegsausrüstung, aber voll Muth, Kraft und Ausdauer; zweitens hatte er über 40,000 Mann Franzosen, und darunter viele altgediente Leute, mit Kriegsbedarf reich versehen, unter einem der besten Napoleon'schen Feldherren sich gegenüber, und drittens überließ der vom Kronprinzen von Schweden ihm nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes mit Napoleon am 17. Aug. zur Ausführung gegebene Kriegsplan so Vieles dem Ungefähr, daß, wie unser Verf. meint, die Ursache hiervon nicht leicht zu bestimmen sein dürfte. Der Kronprinz von Schweden hatte nämlich dem Nordheer in der Mark Brandenburg eine solche Stellung gegeben, daß die Hauptstadt Berlin gegen den ganzen Lauf der Elbe hin umgeben, und vor dem Feinde, er mochte von Süden oder von Westen andringen, gesichert war. Seinen äußersten rechten Flügel an der Niederelbe nach Holstein hin bildete der Heertheil Walmoden's, dessen höchst allgemeine Instructionen blos dahin lauteten den Marschall Davoust vom Vordringen abzuhalten. Es ließ sich, bemerkt hierbei unser Verf., vielleicht nur aus der politischen Lage des Kronprinzen muthmaßen, daß es ihm nicht unangenehm gewesen wäre durch irgend eine Begebenheit am äußersten rechten Flügel dahin abgerufen zu werden, weil um diesen Punkt sich eigentlich sein Hauptinteresse in dem Kriege drehte, indem er da in directen Contact mit den Dänen kommen und seine eigene Sache ausmachen konnte.

Ohne auf die Einzelheiten dieser Kriegsgeschichte eingehen zu können, merken wir nur die Schilderung des siegreichen Gefechts an der Görde am 16. Sept. 1813 an, und das gerechte Urtheil über die tapfere, ja oft verzweifelte Gegenwehr der Franzosen, sowie über den Muth des meist ganz neuen und ungeübten Fußvolks der Verbündeten. Marschall Davoust, sagt der Verf., schien es sich vorgenommen zu haben seinen Feind zu bilden, und seine Thätigkeit blos darauf einzuschränken ihm Vortheile in die Hände zu liefern, die er sich sonst auf keine Art zu verschaffen im Stande gewesen wäre. Ueberhaupt spielte Davoust während des ganzen Feldzugs, anstatt mit seiner frühern Kühnheit zu handeln, eine sehr passive Rolle, und versäumte die besten Gelegenheiten, wo er unstreitig gute Erfolge erreicht haben würde. Der Krieg verlief daher fast lediglich in kleinen Gefechten, wo die Franzosen immer im Nachtheile waren; als gegen Ende Septembers Walmoden, dessen tapfere Entschlossenheit vor dem Feinde sich in dieser Art von Kriegführung nicht eben sehr gefallen konnte, auf den bestimmten wiederholten Befehl des Kronprinzen sich anschicken mußte dem Marschall eine Schlacht zu liefern, waren aber seine militairischen Gegengründe zu bedeutend, als daß er die Erfüllung seines Wunsches ihnen hätte vorziehen sollen. Darauf verhinderte der Uebergang Blücher's über die Elbe bei Wartenburg am 3. Oct. die Ausführung des obigen Befehls. Der General, hieß es jetzt in den wieder ganz allgemein gehaltenen Instructionen des Kronprinzen, soll zwar Alles versuchen, jedoch eigentlich nach den Umständen handeln.

Mit dem Siege bei Leipzig endete der vom Kronprinzen bisher befolgte Kriegsplan, und damit auch der erste Theil des Walmoden'schen Feldzugs. Davoust schränkte sich seit dem 1. Dec. 1813 lediglich auf die Vertheidigung Hamburgs ein, und Walmoden erhielt den Oberbefehl über den linken Flügel des kronprinzlichen Heers, welches den Krieg gegen Dänemark zu führen bestimmt war. Dieser Krieg, dem deutschen Befreiungswerke eigentlich fremd, konnte den Streitern damals

*) Einen dritten Brief bringen wir im nächsten Monat.
D. Red.

ebenso wenig als jetzt den Lesern ein großes Interesse einflößen: für Walmoden war das mit großer Kaltblütigkeit gelieferte Treffen bei Sehestadt am 10. Dec. das wichtigste Ereigniß. Kurz darauf kam am 16. Jan. 1814 der Kieler Friede zu Stande, und Walmoden übernahm die Blockade des von den Franzosen noch immer besetzten Harburg, um seine Truppen hier zu reorganisiren und vollständig in Stand zu setzen, was bisher im raschen Laufe des Feldzugs noch niemals hatte ausreichend geschehen können. Von da brach er am 26. Febr. mit seinen Truppen auf um zum Heere des Kronprinzen zu stoßen, unter dem er an den Gefechten in Belgien gegen die Franzosen unter Maison Antheil nahm, bis der Pariser Friede erfolgte. Hiermit schließt die vorliegende Schrift. 9.

Bibliographie.

Briefwechsel Papst's Hadrian des Sechsten mit Desiderius Erasmus von Rotterdam. Decbr. 1522. bis Frühling 1523. Aus dem Lateinischen. Mit einer Einleitung. Frankfurt a. M., Lizius. Gr. 8. 7½ Ngr.

Brinckmeier, E., Blumenlese aus den Werken der Troubadours in den Originalen. Nebst provenzalischer Grammatik und Glossarium. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Caedmon's des Angelsachsen biblische Dichtungen. Herausgegeben von K. W. Bouterwek. 1ste Abtheilung, welche den Text vollständig enthält. Beigegeben ist ein Facsimile aus dem Cod. Bodlej. Jun. XI. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Denzinger, H., Ueber die Aechtheit des bisherigen Textes der Ignatianischen Briefe. Würzburg, Fahrmbacher u. Stahel. Gr. 8. 20 Ngr.

Erdmann, J. E., Leib und Seele nach ihrem Begriff und ihrem Verhältniß zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie. 2te verbesserte Auflage. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 27 Ngr.

Ewald, H., Ueber die neuentdeckte phönikische Inschrift zu Marseille. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 10 Ngr.

Falstaff. Humoristische Einfälle und Charivaris in Westentaschenformat. Herausgegeben von M. Drobisch und C. Herloßsohn. 1stes Heft. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 3 Ngr.

Gärtner, W., Katholisches Kirchenthum, behandelt in zwanzig Kanzelreden, mit besonderer kritischer Wahrnehmung des sogenannten „Deutschkatholizismus": nebst einem Anhang: Fresken aus dem Kreuzgange. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

— — Simson. Tragödie in 5 Handlungen. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr.

Hermann, K. F., Ueber Gesetz und gesetzgebende Gewalt im griechischen Alterthume. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 20 Ngr.

Landau, G., Beiträge zur Geschichte der Jagd und der Falknerei in Deutschland. Die Geschichte der Jagd und der Falknerei in beiden Hessen. Kassel, Fischer. Gr. 8. 2 Thlr.

Lassen, C., Indische Alterthumskunde. 2ter Band: Geschichte von Buddha bis auf die Gupta-Könige. Bonn, König. Gr. 8. 5 Thlr.

Laube, H., Das erste deutsche Parlament. 1ster Band. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lebensbilder aus der Geschichte der innern Mission. I. — A. u. d. T.: Gerhard Groot und Florentius, die Stifter der Brüderschaft vom gemeinsamen Leben. Von B. Böhring. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 15 Ngr.

Martha die Stiefmutter. Eine Dorfgeschichte. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 3 Ngr.

Maßl, X., Der Kreuzweg des Herrn. I. Die Verurtheilung Jesu zum Tode in ihren Geheimnissen und sittlichen Anwendungen, mit Rücksicht auf unsere Zeitverhältnisse. Sieben Abendandachts-Kanzelvorträge. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Petőfy, A., Gedichte. Nebst einem Anhange Lieder anderer ungarischer Dichter. Aus dem Ungarischen übertragen durch Kertbeny. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Richter, K. E., Taschenbuch der allgemeinen Politik für Leser aller Klassen. Leipzig, Matthes. 16. 10 Ngr.

Schreiber, H., Denkblätter aus dem Tagebuche eines Hochschullehrers. Zur Geschichte der Lehrvorträge über ewige Gelübde und Cölibatgesetz. Frankfurt a. M., Heyer. 8. 8 Ngr.

Steub, L., Die alte Trompete in Es. Oberbayerische Dorfgeschichte. München, Liter.-artistische Anstalt. 8. 6 Ngr.

Wolff, E., Das Keimen, Wachsthum und die Ernährung der Pflanzen. Ein populärer Vortrag gehalten vor den Mitgliedern des landwirthschaftlichen Vereins zu Klix am 25. und 31. Januar 1849. Bautzen, Weller. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Aufwiegler in der Westentasche. 1stes und 2tes Heft. Neustadt-Ebw. 32. à 2½ Ngr.

Bericht über Plan und Unternehmen eine deutsche Missionskolonie in Palästina zu gründen. Abgestattet von dem Vorstande der in Hessen dazu vereinigten Gesellschaft. Mai 1849. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 3 Ngr.

Besprechung über das Wohl der ärmern Volksklassen. IV. Die Freiheit des Einzelnen. Aachen, Schulz. 8. 3 Ngr.

Bülow-Cummerow, Preußen und seine politische Stellung zu Deutschland und den europäischen Staaten. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Die treuen Bürgerwehren im Königreich Sachsen, eine kurze Darstellung des Verhaltens der pflichtgetreuen Communalgarden in 39 sächsischen Städten während der Tage des 3. bis 9. Mai 1849. Grimma, Verlags-Comptoir. 1850. 8. 4 Ngr.

Der preußische Entwurf einer deutschen Reichsverfassung in Vergleichung mit der von der Nationalversammlung zu Frankfurt angenommenen Reichsverfassung mit einer Einleitung und Glossen versehen. Eine Stimme aus Süddeutschland. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 6 Ngr.

Gründer, L., Denkschrift zur Medicinalreform Preußens, besonders die Wundärzte betreffend. Görlitz, Heyn. Gr. 8. 3 Ngr.

Hagenbach, K. R., Rede bei der Beerdigung des Hrn. Dr. und Prof. W. M. L. de Wette gehalten den 19. Juni 1849. Mit einer Beilage, die Beschreibung der Leichenfeier enthaltend. Basel. Gr. 8. 6 Ngr.

Mayer, A., „Bist Du es, der da kommen soll, oder haben wir einen andern zu erwarten?" Oder entspricht der altkatholische Glaube dem menschlichen Verstande und Herzen? Eine Predigt gehalten am zweiten Adventsonntage 1848 zu München. Mit Zusätzen zu klarer Verständniß. München. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Meßmer, G., Kritik des Deutsch-Katholizism. München. Gr. 8. 5 Ngr.

Seybt, D., Die Leiden des armen Volkes. Predigt am VII. Trinitatis-Sonntag 1849 gehalten. Bautzen, Heiser. Gr. 8. 3 Ngr.

Sporschil, J., Die Weltstellung Rußlands in der Gegenwart. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Szarvady, F., Auf! Deutschland. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.

Ueber das Verhalten der Preussischen Regierung in der Schleswig-Holstein'schen Angelegenheit. Frankfurt a. M. 8. 4 Ngr.

Von der Stellung der Naturwissenschaften, besonders der physikalischen, an unseren Universitäten. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Russische Zustände. Ein Bild aus der Jetztzeit. I. Das Heer. II. Das Volk. III. Der Adel. IV. Kirche und Pfaffen. Beamtenthum und Finanzwesen. Leipzig, Matthes. Lex.-8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 217. — 10. September 1849.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung unter dem Schutze König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. Erster bis dritter Band. Berlin, Besser's Verlag. 1847—49. 8. 2 Thlr. 19½ Sgr.

Ein schöner Gedanke war es von den obengenannten verehrten Männern, dem Volke die Geschichtschreiber jener Vorzeit in eigener Sprache in die Hand zu geben, und auf solche Weise dahin zu wirken, daß in demselben ein Bewußtsein seines frühern Lebens rege erhalten werde: der beste Schutz gegen jede Gefahr von dem eigenen deutschen Lebenswege auf allerlei fremde Gebiete verlockt zu werden; auch möchte es für Viele eine tröstende Erquickung sein sich aus der wirren Gegenwart in jene Vorzeit mit seinen Gedanken zu flüchten, sich an dem Großen und Herrlichen jener Zeit zu stärken, vor dem Gemeinen und Schlechten sich zu hüten. Wir wünschen, daß recht Viele diese deutschen Historiker kennen lernen, ja daß sie wirklich ein Gemeingut unsers Volks werden, und in der Anschauung der Fülle und Mannichfaltigkeit des deutschen Lebens die Entwickelung einen sichern, festern Gang gewinne. Der Preis ist möglichst niedrig gesetzt, 30 Bogen zu einem Thaler, damit das Werk in desto größern Kreisen angeschafft werden könne.

Um eine Uebersicht zu geben welcher Reichthum an Quellen uns auf diese Weise zugänglich wird, möge das Verzeichniß der zu liefernden Uebersetzungen hier ihre Stelle finden, und dabei nur noch der Wunsch ausgedrückt werden, die Herren Herausgeber mögen doch ja nicht mehr Uebersetzungen aufnehmen als genau berechnet nöthig ist, jeder Ueberfluß würde der Verbreitung nur späterhin schaden, eine weise und feste Mäßigung ist bei einem solchen Plane durchaus nothwendig. Das Verzeichniß der zu übersetzenden Werke ist folgendes:

I. Urzeit: Die Römerkriege aus Plutarch, Cäsar, Vellejus, Suetonius, Tacitus, Tacitus' Germania. Ammianus Marcellinus, Auszug. Das Leben des Bischofs Severinus.

II. Sechstes Jahrhundert: Das Leben König Theoderich's. Jordanis Geschichte der Geten nebst Stellen aus seiner römischen Geschichte. Agathias und Procopius, Auszug. Gregor von Tours.

III. Siebentes Jahrhundert: Leben des Abtes Columban. Isidor's Geschichte der Gothen, Vandalen und Sueven; Spaniens Preis. Fredegar.

IV. Achtes Jahrhundert: Leben der Aebte Gall und Othmar. Leben des Erzbischofs Bonifacius. Leben des Bischofs Willehad. Des Paulus Geschichte der Longobarden und Stellen aus der Geschichte der Bischöfe von Metz.

V. Neuntes Jahrhundert: Einhard's Annalen mit Berücksichtigung der Annalen von Lorsch. Einhard's Leben Karl's des Großen. Ermoldus Nigellus. Thegan. Leben Ludwig's des Frommen. Nithard. Uebertragung des heiligen Alexander. Leben des Erzbischofs Ansgarius. Annalen von Fulda. Annalen von Xanten. Annalen Prudentius' und Hincmar's von Rheims. Annalen von St.-Vaast. Der Mönch von St.-Gallen. Das zweite Buch des Regino.

VI. Zehntes Jahrhundert: Die Fortsetzung des Regino. Liutprand's Geschichte Otto's I. Leben des Erzbischofs Bruno. Leben der Königin Mathilde. Die Thaten Otto's des Großen von Hroswitha. Widukind. Das Leben des Bischofs Adalbert. Das Leben der Kaiserin Adelheid. Der letzte Theil der Annalen von Quedlinburg.

VII. Elftes Jahrhundert: Thietmar. Leben des Bischofs Bernward. Leben des Bischofs Gedehard. Wippo. Chronik des Hermann von Reichenau, das Ende nebst Berthold und Bernold bis 1100. Lambert. Adam von Bremen. Bruno vom Sächsischen Kriege.

VIII. Zwölftes Jahrhundert: Annalen von Augsburg. Leben Heinrich's IV. Ekkehard von Urach von 1056—1125. Annalen von Erfurt. Annalen von Hildesheim seit 1100 nebst Stücken des sächsischen Annalisten. Leben des Bischofs Otto von Bamberg. Helmold. Das siebente Buch der Chronik Otto's von Freising. Leben Friedrich's I. von demselben mit der Fortsetzung des Radevicus. Chronik von Steterburg.

IX. Dreizehntes Jahrhundert: Annalen des Gottfried von Köln. Annalen von Lüttich. Arnold von Lübeck. Albert von Stade. Stellen des Matthäus Paris. Annalen des Hermann von Altaich nebst Fortsetzung. Annalen und Chronik von Colmar.

X. Vierzehntes Jahrhundert: Leben Heinrich's VII. Nikolaus von Butrinto, Bericht von Heinrich's VII. Zuge nach Italien. Das Leben Ludwig's IV. Ludwig der Baier, von Albertinus Mussat. Leben Karl's IV. Matthäus von Neuenburg. Annalen von Rebdorf. Der Mönch von Fürstenfeld. Johannes von Victring.

XI. Funfzehntes Jahrhundert: Eberhard Windeck's Leben Sigismund's. Geschichte Kaiser Friedrich's III. von Aeneas Sylvius. Leben Friedrich's III. und Maximilian's von Joseph Grünbeck.

Wahrlich, eine reiche Fülle von Monographien über die Zeit des deutschen Mittelalters, die uns, wenn wir sie erst ganz in Händen haben, eine hinreichende Einsicht in diese Zeit der deutschen Herrlichkeit geben werden. Da diese Uebersetzungen an viele Gelehrte vertheilt sind, so ist es natürlich, daß hier und da auch Hindernisse entgegentreten: so sind nach der Vorrede des Hrn. Pertz die Handschriftenvergleichungen für die Ausgabe des Lebens des Severinus in den „Monumentis Germaniae" dem Gelehrten welchem sie seit Jahren anvertraut waren abhanden gekommen, der Herausgeber des Jordanis ist gestorben, und weder seine Ausgabe noch der dazu gelieferte höchst reiche Apparat hat bis auf diesen Augenblick zurückerlangt werden können. Dagegen ist aus dem 6. Jahrhundert Gregor von Tours druckfertig, die Schriften des 7. Jahrhunderts werden jetzt ausgegeben, wie der Herausgeber sagt, die des 8. sehen ihrer Vollendung entgegen, die Schriften des 9., 10. und 11. sind größtentheils vertheilt, einige sind vollendet, und aus dem 11. erscheint jetzt die Chronik des Thietmar von Merseburg. Auch für die übrigen verspricht der Herausgeber die Uebersetzungen so schleunig folgen zu lassen, als die Ungunst der Zeiten nur irgend verstattet.

Vor uns liegen nun von dieser Arbeit drei Werke, mit denen wir den Leser etwas näher bekannt machen möchten, nämlich die Urzeit, Fredegar aus dem 6. und 7. und Thietmar von Merseburg aus dem 11. Jahrhundert. Die Urzeit ist bearbeitet von J. Horkel, dessen persönliche Verhältnisse die Beendigung des ersten Bandes so lange verzögert haben. Diese Urzeit mußte natürlich anders behandelt werden als die übrigen Bände, sie besteht nur zum Theil aus Uebersetzungen, zum Theil ist es eine Darstellung Horkel's. Dieser Plan ist freilich dem Werke ganz gemäß, auch hätte eine bloße Darstellung uns nur eine subjective Ansicht Horkel's gegeben, aber glücklich ausgeführt scheint uns der Plan nicht zu sein und am wenigsten für ein Volksbuch geeignet. Man kann von einem solchen Kreis der Leser unmöglich verlangen, daß er dieselbe Geschichte drei bis vier mal in anderer Form lese; wie störend ist es sich immer wieder in eine andere Form hineinlesen zu müssen. Uns wäre es geeigneter erschienen die Hauptschriftsteller in der Uebersetzung zu geben, abweichende Angaben ihrem Inhalte nach in den Anmerkungen anzuführen und die Lücken so weit möglich durch eigene Darstellung auszufüllen, dann wäre das Werk ein Ganzes geworden. Da die älteste Geschichte der Deutschen vorzugsweise in den Kämpfen gegen das römische Reich besteht, so ist es natürlich, daß der Hintergrund dieser Urzeit die römische Geschichte sein muß, und wir eigentlich von dem ersten Jahrhundert n. Chr., denn diesen Zeitraum umfaßt der erste Band, nur so viel von den Deutschen erfahren, als sie mit den Römern zu thun haben. Mit einem Anlehnen an Fremdes beginnt die Geschichte der Deutschen, die Begierde nach dem italienischen Lande und der römischen Herrlichkeit ist es welche zuerst die Deutschen in die Geschichte einführt und das ganze Mittelalter hindurch anhält. Doch scheint Horkel diesen Hintergrund etwas zu stark erleuchtet zu haben, die weitläufigen Erörterungen über die römischen Geschichtschreiber, über Cäsar und Tacitus, so angenehm sie auch zu lesen sind, hätten doch wol etwas mehr zusammengedrängt oder gar vorausgesetzt werden müssen; denn sie haben doch am Ende nur für den Gelehrten Interesse. Auch die Kämpfe der römisch-germanischen Legionen, wo es sich nicht um deutsche Verhältnisse handelt, hätten wol etwas kürzer gegeben werden können, das deutsche Leben, die Entwickelung der Germanen wäre dann mehr hervorgetreten, und hätte sich nicht so ganz in die römische Geschichte verloren: Das sind jedoch subjective Gefühle, und wir wollen darüber mit dem Verf. nicht rechten. Die Uebersetzung ist, so weit wir sie verglichen haben, ganz gut gelungen, einzelne Stellen hätten vielleicht noch etwas präciser aufgefaßt werden können; die fleißige Arbeit verdient allen Dank. Wenn wir noch einen Wunsch ausdrücken dürften, so wäre es der nach einer Karte, die uns für diese Zeit durchaus nothwendig scheint; ohne ein solches Hülfsmittel ist es unmöglich eine Anschauung der verschiedenen deutschen Völker zu gewinnen. Das Werk würde dadurch etwas theurer werden, aber doch wol nicht bedeutend; wenn es noch thunlich sein sollte, möchten wir um eine solche Zugabe bitten.

Der ganze Band besteht aus vier Abschnitten, nachdem in der Einleitung die Geschichte Roms in kurzen Zügen bis auf den ersten Einfall der deutschen Völker geführt worden ist. Die Abschnitte führen die Ueberschriften: 1) „Die Cimbern und Teutonen", 2) „Cäsar", 3) „Augustus", 4) „Tacitus". Den Schluß machen die „Germania" des Tacitus und ausführliche Erläuterungen zu derselben.

Den Einfall der Cimbern und Teutonen, deren ursprüngliche Wohnsitze der Verf. auch nicht weiter zu bestimmen wagt als daß sie an der Ostsee gewohnt hätten, sieht Horkel als Fortsetzung der gallischen Einfälle in Italien an. Hier hätten wir nun gern etwas Näheres über die Prahlerei der Gallier gelesen, sie seien einst mächtiger als die Germanen gewesen; denn wo wir sie auch später mit den Germanen zusammengestellt finden, überall haben sie schreckliche Angst vor ihnen, und auch die Römer sehen die Germanen von Anfang an mit ganz andern Augen an als die Gallier selbst bei dem ersten Zusammentreffen mit diesen letztern; die Völkerschaften welche im Innern Deutschlands auf celtische Abkunft hindeuten sollen, wie nach Tacitus die Gothinen, gehören wol so wenig zu den Celten wie die Aestier in Preußen zu den Briten, man möchte eher an vorgeschobene Slawenstämme denken. Anders mag es sich am Rhein verhalten haben, dort mögen Mischvölker vorgekommen sein, und Dies würde auch nicht einmal der Behauptung des Tacitus widersprechen, daß die Germanen ein reines, unvermischtes Volk seien; denn jene gemischten Stämme sind doch zu keinem eigenthümlichen Leben in Deutschland gelangt. Hier nun mögen anfangs die

Gallier bei ihrer größern Zahl das überwiegende Element ausgemacht haben, sobald aber die nördlichen Germanen sich westlich wandten, scheinen sie ebenso sehr vor deren Kraft sich entsetzt zu haben wie die Römer, und seitdem haben sie bis auf Cäsar's Ankunft den Germanen keinen Widerstand leisten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte von R. Gottschall. Hamburg, Hoffmann u. Comp. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit welchen eigenen Gefühlen man einen Band Zeitgedichte durchliest, wenn die Zeit vorüber in der und für die der Dichter sang! Drei, zwei Monate lagen diese Gedichte auf meinem Tische bis ich dazu kam sie ernster in die Hand zu nehmen, was haben diese drei, ach was hat schon ein Monat geändert in der Anschauung. Wie erst, wenn man die sämmtliche politische Liederpoesie der Deutschen in dem letzten Decennium ins Auge faßt! Wie erscheint sie uns heute, wie wird sie uns nach einem Jahre erscheinen? Der Schwarm der Maivögel, der aus allen Gauen des germanischen Landes sich erhob, kündigte einen Umschlag der Witterung an; auch von uns in diesen Blättern ist er oft ausgesprochen, und der Umschlag ward wirklich, es ist ein Gewitter eingetreten — was ein Gewitter! — von den Schlägen der tausend Gewitterstürme zittert und raucht noch die alte Erde; aber der Frühling ist nicht gekommen, dem ersten Märzsonnenschein folgte die versengende Sonnenglut, und nun ist es Herbst, oder ist es schon Winter, und wohin werden die Frühlingsvögel fliegen? Nach Afrika? Einige allerdings; die Bedauernswerthen! Andere, und weit mehr, nach Amerika. Sind die glücklicher? Was half ihnen ihr Lerchengeschmetter, ihr wollustschlürfendes Nachtigallengetriller? Das Ende vom Liede ist: sie geben ihr Vaterland auf.

Da klingt es denn eigen, wenn man den Augenblick benützt (ich schreibe Dies nach den berliner Wahlen), und der Dichter sagt in seinem Vorwort: „Mit der Februarrevolution erwacht das deutsche Volk und die deutsche Lyrik aus ihren Träumereien wieder. Ein neues geschichtliches Erdbeben gährte unter dem alten Europa; die Sturmglocken von Notredame brausten über die Völker hin wie Auferstehungsruf, über die Throne wie die Stimme des Jüngsten Gerichts. Das Jahr 1848 stieg empor, ein blutiges Morgenroth am Sonntag der Freiheit; die Basenweisheit verstummte; die Prophezeiungen der Dichter trafen ein; die Weltgeschichte steht nicht still! E pur si muove! Die Galilei der Freiheit hatten Recht; erschreckt schweigen die modernen Päpste mit ihren Ketten und Scheiterhaufen!"

Und nun heißt es weiter: „Da warf sich auch die politische Lyrik von neuem jubelnd in die Brandung der Zeit. Während sie früher, oft mit dem Angstschweiß einer Pythia, aus dem Dampf von Abstractionen heraus ihre poetischen Orakel offenbarte: war es ihr jetzt frisch und leicht zu Muthe, fesselles, wie der Strom im Lenze. Die Zeit der Weissagung war vorüber, die Zeit der Erfüllung gekommen. Der Seher, um dessen leuchtendes Haupt die Träume der Zukunft gaukelten, war zum Rhapsoden geworden, der vergangene Thaten feiern konnte. Die politische Lyrik gewann festen Boden unter ihren Füßen; denn die Geschichte gab ihr concrete Bilder und Gestalten, die in dem Bewußtsein des Volks lebten."

Und auch diese Geschichte liegt hinter uns, eine Geschichte die ihre sie begleitende Poesie so verzehrte, daß davon Nichts übrig geblieben ist; denn wer denkt heute noch der Gesänge die sie hervorrief, und denen wir nicht den Platz verweisen mögen welchen der Dichter ihnen vindicirt. Wo wird denn noch gesungen, wenn nicht etwa im Süden das Heckerlied, oder irgend ein trivialer Gassenhauer, ein Schimpf- und Schmutzlied das branntweinduftende Kehlen durch die Dämmerung der berliner Straßen hallen lassen. Darin hat der Dichter Recht, die Geschichte war gewaltig, aber so gewaltig, daß die Poesie in ihr unterging. Sie hat nicht einmal eine Marseillaise hervorgebracht, sie muß zurückblicken, wenn sie nach Poesie sucht, auf ihre Anfänge. Es ist wie mit der Liebe; die Sehnsucht, das Verlangen entlockt der Brust die sinnberauschendsten Lieder, der Genuß findet selten Worte seine Befriedigung auszudrücken, noch weniger der Taumel der Wollust, und was verlangt man von der Uebersättigung? Der Ekel und der Grimm singen nicht.

Der Dichter, der in diesem Bande eine Auswahl seiner sämmtlichen politischen Gedichte zusammengestellt hat, fodert von der Kritik das Zeugniß, daß er von Anfang an nur ein Ziel vor Augen gehabt: die Freiheit, die volle, ganze Freiheit, die keine Abstraction sondern concretes Leben, keine Phrase sondern eine Wahrheit ist; indem er Dies schreibe zögen sich eben wieder Wolken finster über dem Vaterlande zusammen, und das Jahr scheine wieder unter dem Regiment der Polizei und des Militairdespotismus schlafen zu gehen. Er schreibt es in der Sylvesternacht 1848. Was ist seitdem geschehen! Sein Trost: so gewiß die Erde sich doch bewegt, so gewiß die Bayonnete machtlos sind gegen den Geist, so gewiß sei kein dauernder Rückfall möglich in die Delirien des beschränkten Unterthanenverstandes, ist ein Trost der auch uns erhebt; aber hier scheidet sich unsere Ueberzeugung. Die Dichter täuschten sich nicht als sie die kommende Freiheit sangen, sie waren ihre Boten, aber nicht berufen ihre Herzöge zu sein. Als sie es unternahmen, wagten, täuschte sie der Göttertrunk, aus dem sie zu hastig, zu viel auf einmal getrunken. Darum siegte die Materie, der schwere Bleidruck der Masse, verletzt in seinen Interessen, und so tief und schwer, daß die Begeisterung des Hasses auch die Materie ergriff; und sie schlug zurück auf die geflügelten Sänger der Zukunft, die eben in ihrer Trunkenheit nicht gemerkt in welches Nachtvögelgeschwärm sie gerathen waren. Nun ist es wieder verfehlt, wieder vorbei, und auf lange Zeit. Nicht die Bayonnete haben es gethan, nicht die Polizei; es ist die mächtig aufkochende Wuth der trägen Massen, derselben die vorhin den Frühlingslerchen vergnügt zuhörten, denkend, uns berührt Das nicht. Nun hat es sie berührt, sie sind in Harnisch gerathen, und wehe den armen Lerchen die sich noch hören lassen, von neuer Zukunft trillernd. Es steht die Zeit eines solchen Umschlags vor der Thür, daß man mit Keulen nach ihnen schlagen wird. Daß es noch überall furchtbar gährt, daß die scharfen Patronen noch in den Bettsäcken versteckt werden, daß die Pulverminen noch weit ausgestreut und locker unter der Erde liegen, leugnen wir nicht, aber es ändert unsere Ueberzeugung nicht. Nachdem der Aufstand in Dresden, Westfalen, Baden so enden konnte, ist sein eigentlicher Lebensfaden abgeschnitten. Diese Revolution ist moralisch todt, welche Verwüstungen auch ihre Ausläufer noch hervorbringen mögen.

Und die Dichter haben wieder umsonst gesungen, wieder müssen sie zum Winterschlaf in ihre Höhlen zurückkriechen, der Erweckung gewärtig, die — wann erfolgen wird? Ich besorge, ihr Haar wird ergrauen darüber, ihre Muskelkraft schwinden, ihr Sinn selbst ein anderer geworden sein. Darum würde ich sie nimmer des Verraths anklagen, Das ist in der Natur, es ist ihr ewiges Gesetz. Die Liberalen von 1830—40 wurden 1848 Reactionnaire; was werden die Sturmvögel von 1848 Anno 1850—60 sein? Vielen die noch glühen und hoffen wird es wie Blasphemie klingen, sie werden mich hinweisen auf die vielen, ja die zahllosen glühenden Herzen, auf die Millionen Grimmiger und Hungernder, und Eines Panier wie das Andern ist Freiheit. Das ist Alles richtig, es wirkt aber Nichts mehr, die Lebensflamme dieses Aufschwungs, der Aether in dem sie so mächtig aufflackerte ist aufgezehrt, die Ueberhast hat so viel Stoffe verwüstet, aus denen bei langsamerer Zersetzung neuer Freiheitsäther sich entwickelt haben

würde, und die Zerstörung war so furchtbar, daß das Entsetzen und der Todesschrecken darüber die Welt regierte. Das zeigt sich jetzt nur noch stückweise, weil die von der Zerstörung Getroffenen zum Theil selbst noch mitschwärmen. Laßt den Tag vorbei sein, laßt den grauen Morgen anbrechen, und die Verwüstung ruhig überschauen, in dem dunstigen Brandgeruch wird der Moloch Conservativismus neue Lebenskraft einathmen. Rechnet auch nicht auf Die welche, um ihr Alles gebracht, sich der Verzweiflung in die Arme werfen, und weil Räuber ihnen ihr Gut genommen selbst Räuber werden. Es ist noch so viel alte zähe Kraft geblieben um auch diese Scharen, und wüchsen sie zu Heuschreckenschwärmen an, niederzuschlagen. Ich besorge vielmehr, daß die Schar der Verfolger und Angeber mit jedem Tage wachsen wird, daß man sich auf Die welche der Spott des Zufalls Demokraten nannte mit derselben Vernichtungswuth stürzen werde mit welcher diese Demokraten in der Zeit ihres Paroxysmus auf die anders Denkenden sich stürzten.

Des Dichters Thätigkeit in der Freiheits- oder Revolutionspoesie ist bekannt, und auch in diesen Blättern ihrer oft gedacht. Wir mögen daher über seine Lieder der Gegenwart und seine Censurflüchtlinge hinweggehen, mit denen er aus dem fernen Osten kräftig ins Horn stieß der allgemeinen Bewegung. Ja, wir haben uns so weit in allgemeine Betrachtungen verirrt, daß wir eigentlich über ihn selbst und seine Poesie keinen Platz mehr haben, was übrigens Nichts thut, denn diese Poesie findet durch sich selbst, auch ohne kritische Empfehlung ihren Platz. Daß eben Gottschall, trotzdem daß er kopfüber in die neueste Bewegung sich gestürzt hatte, nicht von ihrem Flammenhauch wie Andere ganz ausgebrannt ist, sondern das leise Wehen des Geisterhauches noch immer im Feuersturm empfindet, und ihm Worte zu geben weiß, deutet mehr als eines seiner Gedichte an, so die Elegie:

Ihr Cedern auf dem Libanon,
Ihr träumt von alten Tagen!
Ihr säuselt durch die Mondennacht
So wehmuthsvolle Klagen.
Ihr träumt so lang, ihr träumt so schwer;
Das Reich Jehova's ist nicht mehr,
Der Jordan schleicht so matt ins öde Grab,
Durchs todte Land ins Todte Meer hinab.

Daß wir mit der Poesie, aber nicht mit dem Ende des Liedes einverstanden sind, thut in unserm Sinn jenem keinen Eintrag. Den alten Poeten finden wir übrigens noch in vielen der neuen Barrikadenlieder; besonders in denen welche Wiens Schicksale ihm eingegeben. Der „Irrende Ritter" (Jellachich) ist ein Meisterstück seiner Art; wir lassen „Metternich's Triumph" gelten, aber stellen an ihn selbst die Frage, ob er nach zehn Jahren sein Lied „Robert Blum" wieder anerkennen wird? Von einem Dichter wie er erwarteten wir, daß er mitten in der Begeisterung zu unterscheiden wissen, und sich nicht fortreißen lassen werde von Dem was nicht mehr Parteiüberzeugung, was nur Parteilosungswort ist. Wir wollen, um ganz mit dem Dichter zu schließen, es mit dem Anfange seines Gedichts „Ost und West" thun:

Im Orient, im Orient,
Wo ewig blau das Firmament,
Wo in des Ganges heil'ger Flut
Die Lotosblume träumend ruht,
Wo stolz des Himalaja Höh'n
Auf Kaschmirs Eden niedersieh'n,
Wo die Natur so mild und lind
Im Traume lächelt wie ein Kind:
Dort möcht' ich wol ein Hindu sein,
Gleich der Natur so sanft und rein,
Vor den Pagoden niederknie'n,
Ein Derwisch durch die Lande zieh'n,
Und glauben an die Götterwelt
Hoch über mir im Himmelszelt,
Und glauben an der Weda Spruch,
An jedes Wort im heiligen Buch;
Dort möcht' ich wol an flammenden Altären
Die menschgewordnen Götter fromm verehren.

Im Occident, im Occident,
Wo wolkenschwer das Firmament,
Da kehrt der Geist beim Geiste ein,
Und Herr muß der Gedanke sein.
Da wird der blinde Wahn bekriegt,
Da herrscht das Wort, das schlägt und siegt.

G.

Miscellen.

Melanchthon in geselligen Kreisen.

Es gewährt einen ganz eigenthümlichen Genuß, einen Mann wie Melanchthon, auf dem ganze Berge der verantwortlichsten Geschäfte lasteten deren er sich mit der größten Gewissenhaftigkeit annahm, einmal im Kreise seiner Freunde heiterer Lust unbefangen sich hingeben zu sehen. Bei der Hochzeit Dr. Paul Eber's ward er gebeten als man vom Essen aufstehen wollte die damals gewöhnliche Danksagung welche eigentlich Sache des Bräutigams war abzustatten. Da sagte er im Eingang eine Geschichte von einem Diakonus zu Tübingen, der seine Predigt so anfing: „Man hört mich nicht gern, so predige ich nicht gern, und darum will ich euch nicht lange aufhalten." Magnifice Domine Rector! spricht er lateinisch, der Bräutigam bedankt sich, bittet vorlieb zu nehmen und auf den Abend wiederzukommen. — Bei der Hochzeit des fränkischen Mineriten, nachherigen protestantischen Professors der Theologie zu Marburg, Franciscus Lamberti von Avignon, tanzte Melanchthon. Luther hatte die Trauung verrichtet. Bei Tische schmeckte dem Melanchthon eine Sorte Wein vorzüglich gut, er gab sie Einem unter den Tischgenossen zu versuchen, um seine Meinung darüber zu hören. Dieser sprach gleichgültig: „Der Wein ist nicht übel." Rasch antwortete Melanchthon: „So muß man einen guten Wein nicht loben."

Auch ein Urtheil über Luther.

Sultan Soliman II., gest. 1566 nach einer sechsundvierzigjährigen Regierung, hatte von Luther Vieles gehört, und von dem großen Aufsehn welches er in der Welt machte. Daher fragte er einst den östreichischen Gesandten an seinem Hofe, wer dieser Luther sei und welche Lehre er vortrage. Der Gesandte antwortete, Luther sei Lehrer an einer gelehrten hohen Schule, er tadle die Anbetung der Verstorbenen und dringe allenthalben auf die Erfüllung des Wortes der Schrift: Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen. „Der Mann", sagte hierauf der Sultan, „ist der Aufklärung die wir Osmanen haben sehr nahe gekommen."

Literarische Anzeige.

In **wohlfeiler Ausgabe** ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Schiller
als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter
Ein Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken
von **Karl Grün.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 218. — 11. September 1849.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.

(Fortsetzung aus Nr. 217.)

Der zweite Abschnitt handelt von den Thaten des Julius Cäsar, der seine Jugend in den Erinnerungen an die Siege seines Oheims Marius über die Deutschen verlebte, späterhin sich selbst zum Mittelpunkt seines Heldenmuths machte, und mit Klugheit jeden Schritt berechnete den er that. Welche Angst die Römer bei dem ersten Zusammentreffen mit den Germanen unter Cäsar beherrschte, mögen einige Stellen aus dem ersten Buche, Cap. 39, der von Cäsar verfaßten Commentarien über den Gallischen Krieg anschaulich machen, die zugleich als Probe der Uebersetzung dienen können.

Während er (Cäsar) einige Tage bei Vesontio des Getreidebedarfs und der Zufuhr wegen verweilte, ergriff, in Folge von Erkundigungen seitens der Unsern, und Aeußerungen der Gallier und der Kaufleute, welche die Germanen als Menschen von ungeheurer Körpergröße, von unglaublicher Tapferkeit und Uebung in den Waffen priesen (sie selbst, obwol oftmals mit ihnen zusammengekommen, hätten doch nicht einmal ihre Mienen und die Schärfe ihres Blicks ertragen können), plötzlich so große Furcht das Heer, daß sie Aller Sinn und Gedanken nicht wenig aus dem Gleise brachte. Sie ging zuerst aus von den Kriegstribunen, den Präfecten und den Uebrigen welche der Freundschaft halber Cäsar aus Rom gefolgt waren, und keine sonderliche Erfahrung in Sachen des Kriegs hatten, indem von ihnen der Eine diesen, der Andere jenen Grund vorbrachte der sie ihrer Angabe nach zur Abreise zwang, baten sie, es möchte ihnen verstattet sein mit seiner Bewilligung sich zu entfernen, — diese (die Zurückgebliebenen) vermochten weder ihre Mienen zu verstellen noch bisweilen die Thränen zurückzuhalten: versteckt in den Zelten beklagten sie entweder ihr eigenes Geschick, oder jammerten mit den Freunden über die gemeinsame Gefahr. Allgemein im ganzen Lager wurden Testamente besiegelt.

Bei der Schilderung der germanischen und gallischen Sitten durch Cäsar tritt der Unterschied sehr klar hervor, wie bei den Galliern Alles Parteisache ist, bei den Germanen dagegen zunächst Jeder das Wohl des Ganzen, die Gemeindesache ins Auge faßt. Dennoch gestalteten sich durch die große Persönlichkeit des Cäsar und durch die Kriegskunst der Römer die Verhältnisse der Art, daß die Germanen im römischen Sold gegen die Gallier fochten, ja Germanen mit den Römern im Bunde gegen Germanen: ein altes Uebel, das die Trennung der Stämme und die Kriegslust bewirkte.

Im dritten Abschnitt zur Zeit des Augustus verändert sich, wie der Verf. nachweist, der Schauplatz in Rom. Die Offenheit und das Vertrauen verlieren sich bei der Cabinetsregierung. Werthvolle Werke über diese Zeit sind uns verloren gegangen, und im Vergleich dazu die uns erhaltenen Quellen nur spärlich. Wir hätten gewünscht, daß auf der andern Seite etwas mehr hervorgehoben wäre wie der römische Soldat sich unter Cäsar's Heerführung von seinem Schrecken vor den Germanen erholte, und kein Bedenken mehr trug sich mit ihnen in Schlachten einzulassen. Ohne die Dazwischenkunft des Cäsar hätte die ewige Roma einer einzigen Wanderung der Germanen erliegen können; Das war jetzt nicht leicht mehr möglich, die Germanen mußten jetzt erst so viel von der Cultur der Römer aufnehmen, daß jenes Reich ohne Nachtheil für das Ganze fallen konnte.

Unter der Regierung des Augustus ziehen besonders die Eroberungszüge des Drusus in Germanien unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Verf. klagt, es sei schwierig ein klares Bild von ihnen zu gewinnen, verkehrt sei die Sucht in den Namen deutscher Orte Anspielungen auf jene Zeit zu suchen, oder aus aufgefundenen Münzen die Züge nach diesen Gegenden zu verlegen, oder nach den besten militairischen Regeln die Heerstraßen bestimmen zu wollen; auch durch Hypothesen lasse sich kein Ganzes gewinnen, nur im Allgemeinen könne man den Zügen folgen. Die Unternehmung von der Nordsee aus Norddeutschland zu unterwerfen sieht Horkel als einen gescheiterten Plan an, Drusus habe ihn selbst für unausführbar gehalten. Wie, wenn Dies nun aber bloße militairische Entdeckungsreisen waren, wie Agricola sie in Britannien machen ließ? Der Verf. freilich ist auch geneigt dem Drusus den Versuch abzusprechen zu müssen von den Friesen aus auf dem Meere gegen Norden vorzudringen, den Tacitus in der „Germania", Cap. 34, ihm beilegt, weil man nirgend bestätigt finde, daß die Schifffahrt des Drusus in so großem Maßstabe vollbracht sei, während Vellejus Paterculus (2, 106) ausdrücklich sage, des Tiberius Flotte sei von dem Meere, von dem man vorher Nichts gewußt und Nichts gehört hätte, in die Elbe eingelaufen. Horkel bemerkt, es sei eine der wenigen Stellen, wo man die Glaubwürdigkeit des großen Ge-

ſchichtſchreibers bezweifeln möchte. Die Angabe des Vellejus iſt freilich beſtimmt, aber ich möchte doch ſeinetwegen den Tacitus nicht aufopfern. Die Zeit nach dem Tode des Druſus iſt dunkel, die Germanen waren in Schrecken geſetzt, und zwar durch die reinſte Perſönlichkeit Derjenigen die ſie bisher von Rom aus bekämpft hatten. Nun folgten die Züge des Tiberius und Domitius Ahenobarbus bis an die Elbe, aber ohne große Ereigniſſe, die Deutſchen waren gelähmt und die Römer wurden ſicher: Das iſt der Hintergrund der Teutoburger Schlacht. Der Verf. meint, nach der Darſtellung der Quellen laſſen ſich weder der Schrecken über den Verluſt der Schlacht noch die Folgen derſelben erklären. Aber man fühlte in Rom recht gut, daß der rechte Augenblick Germanien zu gewinnen vorüber war, jetzt war der Haß an die Stelle der Ehrfurcht getreten, und der war bei den Germanen nicht ſo leicht auszutilgen. Der Verf. weiſt darauf hin wie richtig und großartig die Quellen den Arminius darſtellen; auch Das aber ſchimmere durch, daß des Arminius Leben nicht aus Einem Guß geweſen ſei, er habe ſich in das deutſche Weſen hineingerettet, er ſei römiſcher Bürger und Ritter geweſen, und habe dieſe Auszeichnung wahrſcheinlich im Kampf gegen die Deutſchen erworben, die ſpätere Bitterkeit mehr gegen das Römiſche als gegen die Römer laſſe auf eine gewaltſame Trennung denken, und in Deutſchland ſelbſt habe man ſpäter von dem ungleichen Bruder Flavus hervorgehoben, er habe nicht die Treue gegen Rom die er mit Wiſſen und Willen der Germanen geſchloſſen außer Augen gelaſſen. Der Verf. mag Recht haben, bei ſolchen Verhältniſſen wie ſie vor und nach der Teutoburger Schlacht ſtattfanden iſt ein Leben aus Einem Guß kaum denkbar, das ganze Geſchlecht ſeiner Landsleute hatte ſich in eine falſche Stellung hineindrängen laſſen; aber richten wollen wir deshalb über Arminius nicht, wir kennen die nähern Verhältniſſe nicht, und die Treue des Flavus iſt doch eine bedenkliche Vaterlandsliebe, eine ungetrübte Entwickelung war in jenen Tagen ſchwer zu erreichen. Die Schlachttage im Teutoburger Walde ſind freilich nicht zu beſtimmen, doch denkt man an den 9.—11. Sept., und der Teutoburger Wald iſt unter Kloſtermaier's Vorgang auf den Theil des Osnings zu beſchränken welcher zwiſchen den beiden, von der Lippe bei Neuhaus und Lippſtring durch die Dören und unter dem Falkenberg her durch das Gebirge führenden Päſſen eingeſchloſſen iſt. Von dieſer Zeit an, ſagt Horkel, beginnt eine neue Geſchichte Deutſchlands, es entſtand eine innere Bewegung durch das ganze Land, das Volk war erwacht, Das fühlten ſelbſt die Römer, ſogar die Deutſchen in Rom wurden ausgewieſen. Freilich brachen die Römer unter Tiberius und Germanicus wieder tief in Deutſchland ein, aber mit Scheu und Zweifel, in einer gedrückten, angſtvollen Stimmung, und ohne neue Abhängigkeit zu begründen.

Den vierten Abſchnitt bilden die Schriften des Tacitus. Es wird die Zeit geſchildert in welcher die Römer unter Germanicus von neuem in Deutſchland einbrechen, die verſchiedenen Stämme wieder unter ſich in Uneinigkeit gerathen ſind, dennoch aber die Römer nicht wagen ſich im Innern Deutſchlands wieder ſo feſt niederzulaſſen. Den Germanen zu ſtatten kommt der Argwohn der Kaiſer, die jeden großen Feldherrn als ihren Nebenbuhler anſehen; daher wird Germanicus zurückberufen, daher muß Corbulo, der die Frieſen unterworfen hat, ſeine Unternehmungen zu ſeinem Schmerz aufgeben. Die Zeiten des Caligula, Claudius und Nero bieten wenig Bedeutendes für Germaniens Geſchichte dar, die Legionen waren zu ſtark als daß ſchon jetzt dem römiſchen Reiche von den Germanen Gefahr drohen konnte; wichtiger war der Aufſtand der Bataver unter Civilis zur Zeit des Vitellius und Veſpaſian, doch war es kein Kampf um die Freiheit wie unter Arminius, Civilis wußte ſolche Begeiſterung nicht zu erwecken, auch war dort kein ſolcher Druck vorausgegangen, durch dieſen Aufſtand wurde die Lage der Dinge in Nichts verändert.

Den Schluß bilden die „Germania" des Tacitus, einige Bruchſtücke aus der Geographie des Pomponius Mela, aus der Naturgeſchichte des Plinius und die Erläuterungen zu der „Germania" mit dem Hauptgeſichtspunkt die Uebereinſtimmung dieſer mit Dem was wir ſonſt aus der erſten Periode der deutſchen Geſchichte wiſſen darzulegen. Es iſt mit Fleiß geſammelt was wir über dieſe Zeit wiſſen, und auch Das müſſen wir loben, daß der Verf. nicht hat beſtimmen wollen was wegen des Mangels an Quellen ſich nicht entſcheiden läßt, ſondern lieber die Frage offen zu halten ſucht; namentlich bei der Darſtellung der einzelnen Stämme der Germanen muß im Oſten Manches ungewiß bleiben. Es iſt des Stoffs zu viel als daß wir über das Einzelne berichten könnten, wir müſſen den Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen; um aber doch ein Beiſpiel zu geben von der Art und Weiſe wie die Erläuterungen abgefaßt ſind, wählen wir eine Stelle aus. Zu Cap. 14 heißt es (S. 712):

Da nun (Dies würde das Ergebniß der Erörterungen ſein zu denen die letzten Capitel auffoderten) Fürſtenthum und Adel an ſo mancher Stelle beiſammen erwähnt wird, da wir auch an mehren Anführern hohen Adel gerühmt finden, und die Wahrſcheinlichkeit dafür ſpricht, daß meiſtens Fürſten zu Anführern gewählt wurden: ſo hatte allerdings der Adel eine nicht geringe Geltung, und die Geſetze gaben ihrem Führer große Macht. Dieſem ariſtokratiſchen Elemente der Verfaſſung ſcheint der Freiheitsſinn des Volks zu widerſprechen. Doch wo einmal an Adel und namentlich an Abſtufungen des Adels geglaubt wird, kann eine ſolche Erſcheinung nicht ſehr befremden, auch war dieſe Ariſtokratie weſentlich dadurch beſchränkt, daß die Macht nur in dem Gefolge ruhte, und dieſes ſich in freier Wahl Den ſuchte dem es ſich verpflichten wollte, und ihn verließ, wenn anderswo mehr Ehre zu erwerben war, — nur niemals in der Schlacht.

Dann heißt es weiter unten:

Dieſe Freiheit der Fürſten, zu ziehen wohin ſie wollten, widerlegt die Anſicht ſie ſeien nur Beamte geweſen. Die Fürſten rathſchlagen und ſprechen Recht, wenn auch ſchwerlich alle; ſie ſtehen als Körperſchaft dem Volke gegenüber. Sie ſind die Männer denen das Volk in Rath und That am meiſten ver-

traut. Der Adel ist als Stand willig anerkannt: kein Wunder, wenn auf ihn zumeist das Vertrauen sich lenkte, wenn man vielleicht sogar in einzelnen Familien die Eigenschaften des guten Fürsten für erblich hielt. Selbst ein ungereifter Jüngling kann erkoren werden, wenn ein edles Geschlecht, ein trefflicher Vater für ihn Gewähr zu leisten scheint. Den Fürsten ehrt man durch freiwillige Gaben; ihm schließt man sich an, und fürchtet keinen Misbrauch der Gewalt, weil man ihm vertraut. Er ist keine feste Obrigkeit, er bewegt sich völlig frei; aber das Bewußtsein der Würde selbst nöthigt ihn seinen Platz auszufüllen. Wenn diese Männer des Vertrauens fehlen, ist das Volk muthlos und unschlüssig.

Gern möchte ich noch eine oder die andere Stelle der Erläuterungen anführen, doch fürchte ich den mir gestatteten Raum zu überschreiten; nur Das kann ich mir nicht versagen die Uebersetzung aus Plinius' Naturgeschichte (16, 1), die Beschreibung der Halligen, dem Leser mitzutheilen. Sie steht in den Erläuterungen zu Cap. 35 der „Germania" (S. 745, 746):

Wir haben im Norden die Stämme der Chaucer gesehen, die größern und die kleinern genannt. Dort dringt Tag und Nacht zwei mal in ungeheurer Weite der Ocean mit unermeßlichem Wogenschwalle gewaltig an, und begräbt unter seinen Fluten den ewigen Streit der Schöpfung: ob Meer, ob Land, Keiner vermag es zu sagen. Dort hat das unglückliche Volk Höhen oder Erdhügel inne die es mit eigener Hand aufgeworfen hat, es weiß ja aus Erfahrung wie hoch die höchste Flut steigt. Darauf stehen ihre Hütten. Seefahrern gleichen sie, wenn die See das Land umher bedeckt, Schiffbrüchigen, wenn sie zurückgetreten ist. Rings um ihre Hütten machen sie Jagd auf die Fische welche mit dem Meere entfliehen. Nicht ist es ihnen geworden Vieh sich zu halten und von Milch zu leben wie ihren Nachbarn, denn weit umher gedeiht kein Strauch. Aus Schilf und Sumpfgras flechten sie Stricke um Netze für die Fische auszuspannen. Mit ihren Händen sammeln sie Schlamm, den sie dann mehr am Winde als an der Sonne trocknen; mit dieser Erde kochen sie ihre Speise, damit erwärmen sie sich, wenn ihre Glieder von Frost starren. Ihr einziges Getränk ist das Regenwasser, das sie in Gruben in dem Vorhofe des Hauses aufbewahren. Und wenn diese Stämme heute von dem römischen Volke besiegt werden, so klagen sie über — Sklaverei!

Von der Urzeit haben wir also nun noch zu erwarten den Auszug aus dem Ammianus Marcellinus und das Leben des Bischofs Severinus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in La Trappe zur Zeit seiner Blüte.

A. de la Motraye, ein Franzose von Herkunft, aber in England angesiedelt, durchreiste, getrieben von der Lust die Welt zu sehen und Zeuge wichtiger Ereignisse zu sein, von 1696 an 16 Jahre alle damals zugänglichen Theile der Alten Welt, von der Pyrenäischen Halbinsel bis in die Tatarei, Kleinasien und zum Kaspischen Meere, vom nördlichsten Lappland bis rund um die Küsten des Mittelmeeres und des Pontus, verkehrte überall mit den Eingeborenen, beobachtete ihre Sitten, besonders ihren Gottesdienst, sammelte Münzen und Alterthümer, ließ sich von den Gesandten der europäischen Mächte zu allerlei diplomatischen Diensten gebrauchen, und gab dann, den Vornehmen in England, Frankreich und Holland besonders empfohlen, seine Reisebeschreibung englisch 1723, und 1727 im Haag französisch heraus („Voyages du Sr. de la Motraye en Europe. Asie et Afrique", 2 Bde.). Hogarth und andere Künstler schmückten sein Werk mit Zeichnungen und Grabstichel, und verliehen demselben neben dem Reize einer großen Mannichfaltigkeit des Inhalts auch künstlerischen Werth. So haben wir denn ein anziehendes Buch, welches sich indessen selten gemacht hat, und in vieler Beziehung neben Keyßler's Werk gestellt werden kann; obgleich der Franzose an Gelehrsamkeit dem Deutschen nicht gleichkommt, sind des Erstern Sittenschilderungen, namentlich von entlegenern Völkern, seine religiösen Beobachtungen dennoch sehr lesenswürdig und, wenn auch nicht für den Gelehrten, neu. Eine wichtige Quelle gewährt La Motraye für die Geschichte Karl's XII., besonders dessen Aufenthalt auf türkischem Boden, über des Zaren Peter I. Unglück am Pruth, über die Pläne und den Fall des Ministers Görz. Den (oder das) „Kalabalik" bei Bender erzählt er zuerst der Welt, theils als Augenzeuge, theils aus den Briefen des herzoglich holsteinischen Residenten Friedrich Ernst von Fabrice, die erst 1760 gedruckt erschienen; manche diplomatische Actenstücke finden sich nur in seinen Reisen. Selten gab der gewandte Franzose sich mit eigentlichen Handelsgeschäften ab, obgleich er als Kaufmann reiste; nur ließ er sich nebenher für seine diplomatischen Handreichungen nicht kärglich belohnen. So schreibt Fabrice an Görz aus Adrianopel den 13. Juli 1713: „Le porteur de la présente, M. de Motraye, marchand Anglois, s'en va en Angleterre pour ses affaires. Comme il connaît très bien la cour Ottomane et encore celle de Suède, il vous pourra dire de bouche des circonstances de l'un et de l'autre, qui peut-être ne seront pas indifférentes. Il a rendu quelques services considérables au roi et à moi aussi. Ainsi je vous prie de lui accorder en cas de besoin votre protection. C'est un petit drôle, intrigant, hardi et fidèle." In der Nachschrift heißt es: „Si vous voulez, monsieur, donner quelque petit présent au porteur de celle-çi, M. de la Motraye, d'un couple de 100 écus ou environ, sur le comte de la cour, pour la peine qu'il a prise d'aller jusqu'à Hambourg pour vous remettre en mains propres les lettres, dont je l'ai chargé; il ne sera pas trop mal employé, puisque c'est un fort bon garçon — un petit drôle, qui ne manque pas d'esprit — quoique d'ailleurs ce soit une petite figure assez extraordinaire et qui surtout fait de fort plaisantes réverences."

Indessen hatte „le petit drôle" doch offenen Zutritt beim kranken Löwen in Demirtasch (Dimotika), wurde sehr gnädig von Karl XII. entlassen, und fand in Harburg bei Görz und bei dem Vater des Hrn. v. Fabrice sowie beim Herzog Administrator von Holstein ehrenvolle Aufnahme, wel nicht ahnend wie schmeichelhaft Signalement und Charakteristik lauteten die er aus seinem Portefeuille überreichte. Zuletzt sah und sprach La Motraye den König noch vor Friedrichshall, erregte dessen Wißbegierde und gnädigen Beifall über die lappländische Reise, verließ Schweden erst nach dem tragischen Umschwunge und der Befestigung der Adelsherrschaft (1720), und wußte dann (1723) in London ein Werk dem Druck zu übergeben, das in der Liste großmüthiger Subscribenten fast alle gekrönten Häupter Europas und die vornehmsten Herren, besonders Diplomaten, aufzählt. Wir theilen im Auszuge hier mit, was der Reisende im zweiten Jahre seiner Wanderschaft über La Trappe berichtet.

Es trieb ihn auf der Rückkehr von seinem ersten Aufenthalt im Orient im Sommer 1697 von Nantes nach jener Abtei, theils weil ihn kirchliche Erscheinungen interessirten, theils weil er erfahren der verjagte Stuart Jakob II. hätte sich aus Andacht dorthin zurückgezogen. Die militairische Welt war mit religiösem Eifer der Art nicht recht zufrieden; ein Offizier äußerte: „Ich sähe ihn lieber an der Spitze seiner braven Irländer, um seine Krone wiederzugewinnen oder ruhmvoll unterzugehen und die des Märtyrers zu verdienen." Ein Anderer setzte hinzu: „Ihr wißt nicht Alles, sein Eifer ist so glühend, daß er Kloster und Mönche verzehren möchte." Zufällig war nämlich durch seine Leute Feuer entstanden, das man mit Mühe löschte. La Motraye fand die Lage der Abtei, im Spren-

gel von Séez, zwiſchen kleinen Teichen und bewaldeten Bergen ſehr angenehm, doch ſo verſteckt, daß ſelbſt der Poſtillon einen Führer annehmen mußte. Im erſten Vorhofe zog der Pächter der Kloſterländereien der ihn empfing eine Glocke, worauf ein Laienbruder in einem groben, grauen Kleide den Zugang zum Innern öffnete, den Fremden kniend und ſchweigſam grüßte, und die Augen auf den Boden geheftet durch ein Zeichen zum Folgen einlud. Eine zweite Pforte that auf einen Glockenzug ſich auf; ein Kloſterbruder warf ſich dem beklommenen Reiſenden lautlos zu Füßen, und geleitete ihn in einen Saal, wo der Pater Pförtner, der Einzige welcher reden darf (parleur), ihn bewillkommnete. Mehre aufgehängte Tafeln verkündeten die Verhaltungsmaßregeln für die Fremden: keine Fragen zu thun, nicht von weltlichen Dingen zu reden, und die ſonſtige Hausordnung. Auf die Frage des Pförtners nach dem Zwecke ſeiner Reiſe in die Einöde erwiderte der Fremde: er habe den Ort welchen der Abt de Rancé durch ſeine Reform ſo berühmt gemacht nicht vorbeigehen können, und wünſche dem Reformator ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, worauf jener ihn beſchied, daß der heilige Mann zwar wegen Alters und ſeiner Kränklichkeit einem Bruder ſein Amt übertragen habe, aber dennoch Fremde ſähe, um ſich über geiſtliche Dinge mit ihnen zu beſprechen. Gebrauch ſei ohne Förmlichkeit und Reverenzen ihm ſich zu nähern. La Motraye fand am Abt einen einfachen, doch ſehr wohlredenden Greis, der Unrecht gethan haben würde ſich wie die Brüder zum ewigen Schweigen zu verdammen. Dieſe Schweigſamkeit war denn auf das Unglaublichſte geſteigert: die Brüder durften nicht leſen, nicht ſchreiben, Niemand anblicken, zumal nicht ins Geſicht, ſondern allein auf den Boden das Auge richten. Ungeachtet die Abtei ſo reich war um die doppelte Zahl (200) ohne Arbeit zu ernähren, mußten die Stärkern welche kein Handwerk zum Vortheil der Armen üben konnten während der Zwiſchenräume des Gottesdienſtes den Acker und die Gärten beſtellen, Holz hacken und dergleichen. So konnte man jährlich 40,000 Thlr. auf Almoſen verwenden. Auch die Arbeiter nährten ſich nur von Gemüſen, Kräutern, Wurzeln ohne Oel und Butter gekocht, von hartem Brot, und rührten weder Fleiſch noch Fiſch an. Nur die Kaloyeres auf dem Berge Athos trieben das Faſten und die Enthaltſamkeit ſo weit; doch durften ſie ſprechen, während die Trappiſten nur den Mund aufthaten um ihrem Gewiſſensrathe zu beichten, und mit lauter Stimme im vollen Capitel ſich der Uebertretung der Geſetze anzuklagen (se proclamer). „Ich" (Vorname), hieß es z. B., „klage mich an faul gearbeitet, außer der Zeit einen Apfel im Garten gegeſſen zu haben", worauf der Reuige ſich platt auf die Erde warf, ſie küßte, und ſo lange liegen blieb, bis der Abt mit dem Fuße auftretend ihm das Zeichen gab. Sie ſchliefen auf Strohſäcken ohne Decken, und wenn ſie dem Tode ganz nahe waren, trug man ſie mitten in den Chor, ſtreckte ſie auf Stroh, auf welches der Abt und die Andern Aſche in Form eines Kreuzes ſtreuten. So ertheilte man ihnen die letzte Oelung und betete, bis ſie die Seele ausgehaucht. Darauf begrub man ſie ohne irgend eine Feierlichkeit in der Ordenstracht, welche durch bekannte Abbildungen vergegenwärtigt iſt.

Der Abt de Rancé, dem unſer Reiſender von ſeinem Aufenthalt im Morgenlande erzählte, that viel Fragen über den Zuſtand der Kirche Chriſti an den Orten des Unglaubens, und freute ſich günſtige Nachrichten über das Verhalten der Türken gegen die Miſſionnaire zu vernehmen. Als La Motraye ihn wegen ſeines königlichen Gaſtes beglückwünſchte, nannte Rancé dieſen einen königlichen Heiligen, weil Niemand größere Demuth und Ergebung in die Beſchlüſſe des Himmels und eine beiſpiellosere Frömmigkeit zeigen könnte; in 24 Stunden begebe er ſich fünf bis ſechs mal in die Kirche, ſelbſt um zwei Uhr Morgens, um bei der Frühmeſſe zu ſein. So erblickte ihn auch La Motraye bei der Meſſe kniend, die Augen auf den Altar geheftet, mit einer Andacht die der Melancholie gleichkam. Der Stuart ſpeiſte im öffentlichen Refectorium nur Gemüſe, trank zwei Gläſer dünnen Apfelweins, und verſchmähte zwei friſche Eier, die man von Bauern gehelt, da das Kloſter keine Hühner nährte, noch andere Thiere deren Fleiſch man ißt. Selbſt die köſtlichen Fiſche der nahen Teiche ſind verbannt, und nur verwöhnten Fremden geſtattet. Nach einer halbſtündigen Mahlzeit unterhielt ſich der Enkel Karl's I. zwei Stunden bis zur Vesper mit dem Abt, und wohnte dann allen kirchlichen Stunden mit derſelben Andacht bei. Die ſingenden Mönche glichen Automaten, welche nur mechaniſch die Lippen öffneten; ſie ſangen das Officium ohne Buch, mit verſchloſſenen Augen, die Hände gefaltet, und küßten beim Eintritt und Ausgang den Boden. Abends erzählte der Pförtner dem Wißbegierigen unter Anderm: Wenn ein Weib nur den Fuß in den Vorhof der Abtei ſetzte, ſchütte man ſieben Eimer Waſſer auf die Stelle, was neulich mit einer Bäuerin geſchehen, welche die Pforte offen gefunden. Auf La Motraye's Einwurf, daß Madame de Guiſe nicht allein den Vorhof, ſondern auch das Kloſter ſelbſt und die Zellen betreten habe, obenein in Begleitung vieler Perſonen ihres Geſchlechts, ob man auch ſieben Eimer jeder Einzelnen nachgeſchüttet habe? verneinte der Pförtner dieſe Frage; jene Dame mache nach einem Privilegium des Reformators eine Ausnahme zum Dank für die Wohlthaten welche das Haus Guiſe der Abtei erwieſen; aber kein Bruder dürfe ſich dort zeigen wohin ſie ginge. Als einſt der Bruder Gärtner ihr zufällig in einer Galerie begegnet ſei, und aus Verſehen ſeine Augen nur auf den Saum ihres violetten Unterkleides habe fallen laſſen, habe er im vollen Capitel ſich angeklagt den Saum des Kleides eines Biſchofs geſehen zu haben, da die Biſchöfe, für desgleichen er die Dame anſah, ein Untergewand dieſer Farbe trugen. Zum ſtaunenswürdigen Beweiſe, wie weit die Mönche die Selbſtquälerei trieben, erzählte der Pförtner ferner: Von zwei Brüdern, welche ſeit mehren Jahren ein ausſchweifendes Leben geführt, habe der Aeltere dem Jüngern geſagt, er fühle Gewiſſensbiſſe die ihn aufforderten ſich nach La Trappe zurückzuziehen, als dem einzigen Orte wo er im Verhältniß zu ſeinen Sünden büßen könne; er rieth ihm zu Gleichem. Da dieſer den Rath verwarf, reiſte der Aeltere ab, worauf der Jüngere erſt nach drei Monaten ihm nachfolgte. Zwei Jahre waren ſie dort beiſammen ohne daß der Aeltere vom Jüngern wußte, als eines Tags auf dem gemeinſchaftlichen Gange zur Arbeit der Letztere ſeinen Spaten fallen ließ, und der Andere aus chriſtlicher Liebespflicht ihn aufhob, ihm ihn reichte, dabei, gegen den Artikel von der Enthaltung des Sehens, ſein Geſicht erblickte und den Bruder erkannte. Er verbarg ſeine Freude, klagte ſich aber fußfällig im Capitel ſeines Vergehens an. Der Abt jedoch urtheilte, daß die Verſehung ihm habe dieſen Troſt gewähren wollen, und gab ſogleich mit dem Fuße das Zeichen zum Aufſtehen.

Die Geſchichte des Abtes Dominique Armand Jean Le Bouthillier de Rancé, geb. 1626, geſt. 1700, ſeine frühe Gelehrſamkeit, ſein ausſchweifendes Leben, ſeine Reform des Kloſters ſind bekannt; unſer Reiſender glaubte noch, daß jenes dunkle erſchütternde Ereigniß, welches ihn zum Entſchluß ſich ſelbſt lebendig zu begraben trieb, der Tod ſeiner ſchönen geiſtreichen Geliebten, der Herzogin von Montbaſon, geweſen ſei. Da Niemand müßig ſein durfte als im Fall ſchwerer Krankheit, beſchäftigten ſich die Schwächern mit Spinnen und dergleichen weniger beſchwerlichen Arbeiten. Der Pförtner beſchenkte den Gaſt mit einem Löffel und einer Gabel von Ebenholz, dem Machwerke eines jungen vornehmen Novizen. Für dergleichen Andenken empfing der Haushalter ein kleines Geldgeſchenk von den Beſuchern zum Vortheil der Armen. Nach einer Mittheilung des Parleur gab es einige Meilen von La Trappe, nach den Regeln Rancé's unter der geiſtlichen Leitung des Abts eine Damenabtei, in welcher dieſelbe Strenge geübt wurde. Ungeachtet das Gebot des Schweigens als die größte Pein für Frauen erſchien, verſicherte dennoch der Erzähler, daß ſie an Selbſtüberwindung nicht den Brüdern nachſtänden.

F. W. Barthold.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 219. — 12. September 1849.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.

(Fortsetzung aus Nr. 218.)

Wir gehen jetzt über zu dem dritten Bande, dem 7. Jahrhundert; dieser Band enthält den Fredegar, die Thaten der Frankenkönige, das Leben Columban's, Arnulf's von Metz, Leodegar's von Autun und das der Königin Bathilde, übersetzt von Otto Abel.

Plötzlich sind wir in eine ganz andere Zeit versetzt, die Herrlichkeit des römischen Reichs ist untergegangen, wir finden uns in einer barbarischen, leidenschaftlichen Zeit wieder; denn auf der andern Seite ist von der Sittenreinheit und Einfalt der Germanen, die uns zuletzt der Römer Tacitus mit Anerkennung schildert, unter dem Geschlecht der Merovinger, unter den Königen und Fürsten Nichts geblieben. Die gräßlichste Ausschweifung, Mord und Hinterlist jeder Art sind an deren Stelle getreten, sodaß auch in dieser Beziehung die Franken völlig die Stelle der untergegangenen Römer eingenommen zu haben scheinen. Eine solche Höhe mag das Laster freilich nur in den höchsten Kreisen erreicht haben, obgleich es doch schon früh das Sprüchwort gab: „Den Franken zum Freund, nicht zum Nachbar!" „Den Eid bricht er mit Lachen", und sich auch ein solcher Gipfel nicht gut denken läßt, wenn die Wurzel ganz gesund gewesen wäre. Das Bewußtsein aber von seinem verderbten Zustande hatte sich in allen, auch in den höchsten Kreisen erhalten, und Dies machte eben für die Aufnahme des Christenthums empfänglich, das sich denn auch von den Franken aus über ganz Germanien verbreitete; aber freilich mußte es auch vorzugsweise als Gesetz auftreten, es mußte die züchtigende und strafende Macht des Papstthums neben der bekehrenden und heiligenden der Missionnaire aus Irland nebenhergehen um das Böse im Zaum zu halten: ohne eine solche kirchliche Macht wäre schwerlich ein neues römisches Reich germanischer Nation zu Stande gekommen. Wie damals auch das wissenschaftliche Leben auf die unterste Stufe gesunken war, und eine ganz neue Sprache sich wieder bilden mußte, Das können wir freilich in der Uebersetzung nicht wiedererkennen. Von lateinischer Grammatik hat unser Fredegar kaum einen Begriff; Abel sagt, für alle angehenden Lateiner gehöre es zu den gefährlichsten und verbotenen Büchern.

Aufgefallen ist uns, daß diese Uebersetzung nicht so lange zurückgehalten ist bis die versprochene Ausgabe des Fredegar für die „Monumenta" von Bethmann herausgekommen ist, da doch der Uebersetzer selbst von dieser Ausgabe Aufschlüsse über manche Fragen zu erwarten scheint. Es scheint doch überhaupt wünschenswerth mit allen Uebersetzungen bis auf die Ausgaben der „Monumenta" zu warten; selbst wenn die literarischen Untersuchungen keine so große Wichtigkeit für die Uebersetzungen haben, ist dennoch keine solche Hast nöthig bei solchem Werke, daß man nicht abwarten könnte den Schriftsteller und sein Werk ins rechte Licht gestellt zu sehen. Abel gibt überhaupt gar nicht an welche Ausgaben er gebraucht hat, weder beim Fredegar noch beim Columban oder Arnulf u. s. w. Von dem Verf. der Chronik wissen wir wenig, nicht einmal der Name ist sicher, Freher hat ihn zuerst so im J. 1600 genannt; nur Das wissen wir, daß er in Burgund lebte, in der Mitte des 7. Jahrhunderts. Seine Chronik erstreckt sich bis zum J. 641 von Erschaffung der Welt in fünf Büchern. Die vier ersten Bücher sind Auszüge. Das letzte von 583—641 ist, wie Fredegar erzählt, aus mündlichen und schriftlichen Quellen deren er habhaft werden konnte zusammengesetzt. Man kann ihm den Fleiß nicht absprechen, zumal wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten er in seiner Zeit mag zu kämpfen gehabt haben. Seine Darstellung trägt, wie Abel mit Recht sagt, das Gepräge ungeschminkter Wahrheit; daß viel Sagenhaftes vorkommt, ist gar nicht anders zu erwarten, ja die größten Irrthümer in der Geschichte seiner Zeit können uns nicht auffallend sein: wie sollte auch ein so einsamer Scholasticus richtig erzählen was am Hofe des Kaisers Heraclius vorgeht! Seine Erzählung bleibt bei allen Irrthümern interessant als die einzigste Quelle für einen nicht geringen Zeitraum der fränkischen Geschichte. Viel gelesen wird er nun freilich auch wol in dieser Uebersetzung nicht werden, denn er ist sehr trocken und chronikenartig; dennoch nimmt er seine nothwendige Stelle ein, wenn man eine Anschauung von der Entwickelung des deutschen Volks gewinnen will. Hinzugefügt sind der Uebersetzung der Chronik statt der beiden ersten Fortsetzungen des Fredegar bis zum J. 735 (die hervorgegangen sind aus einer Umschreibung

der „Gesta regum Francorum", welche unter Karl Martell in 52 Capiteln abgefaßt die Geschichte der Franken von ihrem sogenannten Auszuge aus Troja an behandeln) die letzten neun Capitel der „Gesta" selbst (Cap. 43—52); die wenigen Zusätze der Fortsetzer sind in den Text aufgenommen, seine Aenderungen in den Anmerkungen wiedergegeben. Den Schluß bilden Capitel 100 u. 109 des Fortsetzers, die Erzählung der letzten zehn Jahre bis 736 enthaltend.

Einzelne Stellen können wir aus dem Fredegar nicht anführen. Die Uebersetzung scheint uns, so weit wir nachgelesen haben, recht gut gelungen und mag eben keine leichte Arbeit gewesen sein, über Einzelheiten zu rechten ist hier nicht der Ort; aber die Frage müssen wir doch aufwerfen: weshalb der Uebersetzer so häufig die Anführung von den Himmelserscheinungen ausgelassen hat, es dient Dies doch auch dazu uns jene Zeit zu vergegenwärtigen. Es folgt das Leben des Columban, des ersten Missionnairs aus Irland. Er hielt sich zuerst im burgundischen Reiche auf, später bei Bregenz, endlich im Kloster Bobbio in Italien. Er war der zweite Stifter der Benedictiner-Regel in Deutschland. Sein Leben ist beschrieben von Jonas, und wie der Uebersetzer sagt im guten Latein, nur etwas schwülstig abgefaßt. Auch hier können wir uns mit dem Verf. nicht einverstanden erklären, wenn er einige Wundergeschichten, wie er sagt, von geringem Werthe ausgelassen hat. Die Legenden haben freilich häufig ihre unangenehmen Seiten, wie will man aber eine Zeit kennen lernen, wenn solche wesentliche Beziehungen derselben ausgelassen werden. Wir hätten ferner gewünscht, daß bei diesen Geschichten der Mönche und Missionnaire der Leser durch eine kirchengeschichtliche Einleitung, die ja in kurzen Zügen hätte entworfen werden können, in den Stand gesetzt worden wäre jene Zeit richtig zu verstehen, und Das würde recht anschaulich dargethan haben wie diesen Bruchstücken ein Platz hier angewiesen werden mußte.

Columban setzte sich mit Muth dem rohen, unsittlichen Leben am Hofe entgegen, und flößte den Königen und Fürsten Ehrfurcht vor einer höhern Macht ein; er ward zwar deshalb verfolgt und mußte zu andern fränkischen Königen fliehen, aber eben Dies diente nur dazu das christliche Leben überallhin auszusäen, ja sein Missionseifer wollte ihn noch weiter treiben, auch den Slawen, den Wenden wollte er das Evangelium bringen; aber der Geist sagte ihm, sie sind noch nicht reif. Als Clothar II. einziger König der Franken wurde lud er ihn ein wieder ins Frankenreich zurückzukehren, Das aber schlug Columban ab, er starb im Kloster Bobbio in Italien.

Darauf folgen Bruchstücke aus dem Leben Arnulf's von Metz, der zugleich Major Domus bei den Königen Theudebert, Clothar II. und Dagobert war. Arnulf war der Großvater Pipin's von Heristall, also ein Vorfahr Karl's des Großen. Sein Biograph, ein Zeitgenosse Arnulf's, hat seine staatsmännische Weisheit nicht darzustellen vermocht, er schätzte Arnulf's Sehnsucht nach dem Einsiedlerleben viel höher. Daran schließt sich das Leben des Leodegar, des Bischofs von Autun, ebenfalls von einem Zeitgenossen abgefaßt. Diese Biographie ist unter allen Biographien des 7. Jahrhunderts für die politische Geschichte die bedeutendste. Der Verf. ist, wie Abel sagt, gleich fern von Fredegar's Roheit wie von Jonas' Schwulst, trägt einfach und lebendig vor, und ist oft wirklich schön.

Um doch auch aus diesem Bande eine Stelle der Uebersetzung anzuführen, wollen wir die auswählen in welcher erzählt wird wie Leodegar geblendet wird wegen seiner Treue zu Theuderich. Der Hausmeier Ebroin stellte nämlich ein Kind auf, Namens Chlodwig, als den Sohn Clothar's III., und verlangte, daß Jedermann diesem Kinde huldigen sollte um in seinem Namen zu herrschen; er belagerte den Bischof in Autun und verlangte seine Auslieferung, weil Leodegar seinem Willen nicht folgen wollte. Cap. 10:

Als Das der Mann Gottes vernahm, sprach er: „Das sei euch Allen, Freunden wie Feinden, kundgethan, daß, so lange mich Gott in diesem Leben wandeln läßt, ich nicht wanken werde in der Treue die ich dem Theuderich vor Gott gelobt habe. Lieber will ich meinen Leib in den Tod geben als meine Seele durch Treulosigkeit verlieren." Die Feinde stürmten jetzt von allen Seiten mit Geschoß und Feuerbränden auf die Stadt ein. Er aber sagte seinen Brüdern Lebewohl, tröstete ihre ängstlichen Gemüther, und schritt, nachdem er sich durch des Herrn Mahl gestärkt hatte, unerschrocken durch die Thore ins feindliche Lager, sich für seine Mitbürger opfernd. Da freuten sich seine Widersacher, und empfingen ihn wie die Welt ein unschuldiges Lamm. Er soll ausgerufen haben: „Ich danke dem allmächtigen Gott, der mich gewürdigt hat heute Ruhm zu erlangen." Dann litt er geduldig, daß sie ihn des Augenlichts beraubten. Viele edle Männer die dabei zugegen waren bezeugen es, daß er seine Hände nicht binden ließ, und kein Schmerzenslaut seinem Munde entfuhr als man ihm die Augen aus dem Kopfe riß, sondern er stimmte Psalmen an zum Lobe Gottes. Um solche Uebelthat auszuführen war Herzog Waimer von Campania mit dem Diddo aus Austrasien herbeigekommen. Diese Beiden übertragen nun einem gewissen Leodebert, der vor kurzem erst durch einen Bannfluch des Bisthums von Valentia entsetzt worden war, Augustodunum zur Verwaltung oder vielmehr zur Verwüstung; denn zu dem Vielen was den Bürgern abgenommen wurde mußte die Kirche noch 5000 Solidi (Schillinge) zahlen.

Späterhin unterwirft sich Ebroin dem Theuderich den Leodegar läßt er hinrichten.

Den Schluß des Bandes bilden Bruchstücke aus dem Leben der Bathilde, einer aus England gekauften Sklavin welche Gemahlin Chlodwig's II. wurde, nach seinem Tode in ein Kloster Cala bei Paris ging, und daselbst 680 starb, und endlich ein paar Züge des Eligius, des Bischofs von Noyon. Welchen Werth solche kleine Bruchstückchen haben sollen ist uns völlig unbegreiflich.

(Der Beschluß folgt.)

Reform der englischen Orthographie. *)

Wenn ein Hofmann Ludwig's XIV. oder ein deutscher Professor zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sich erkühnt hä

*) Nr. 143 d. Bl. brachte Andeutungen über denselben Gegenstand, wobei der Verf. sich vorbehielt auf denselben zurückzukomm

die Allongenperrücke plötzlich wegzuwerfen, und mit natürlichem Haupthaar in guter Gesellschaft zu erscheinen, man würde ihn als einen Schalksnarren verlacht, oder als schamlosen Frevler gegen Sitte und Anstand hinausgewiesen haben. Auf eine ähnliche Behandlung muß ein Jeder gefaßt sein der es wagt gegen altherkömmliche, von der Zeit geheiligte, in der vornehmen oder gelehrten Welt eingewurzelte Gewohnheiten anzukämpfen; er wird Spott und Verfolgung erfahren, sein Kampf wird mühselig und lange vergeblich sein, wenn er auch noch so sehr die Vernunft für sich hätte. Denn die Unvernunft ist aus zäher Substanz geschaffen; es ist mindestens eine gleiche Zähigkeit von Seiten der Vernunft erfoderlich um den Sieg über Verkehrtes und Naturwidriges zu erringen.

Diese wenigen Worte habe ich Denen entgegenzusetzen welche die Reform der englischen Orthographie a priori für ein thörichtes und verfehltes Unternehmen ansehen, und ihre Zeit nicht mit der Beachtung einer nach ihrer Ansicht verrückten Speculation verlieren wollen. Wer indeß nicht von vornhereiu mit einem verwerfenden Urtheil fertig ist möge den nachfolgenden Zeilen eine wohlwollende Aufmerksamkeit schenken.

Die durchgängige Umgestaltung der Orthographie einer ausgebildeten und weitverbreiteten Sprache kann nur durch mächtige und unumstößliche Gründe gerechtfertigt werden. Solche Gründe sind in Betreff des Englischen hinreichend vorhanden; sie bestehen 1) in der Principlosigkeit der gegenwärtigen englischen Orthographie und den daraus hervorgehenden tausendfachen Widersprüchen zwischen Aussprache und Schrift; 2) in den verderblichen Folgen welche die enorme Schwierigkeit des Lesenlernens auf die hierdurch zur Unwissenheit und Roheit verdammten untern Schichten des englischen Volks unvermeidlich nach sich zieht; 3) in dem beträchtlichen Zeitgewinn den der Elementarunterricht in England selbst, sowie die vielen Tausende Englisch lernender Ausländer von einer orthographischen Reform ziehen würden. Für diesen letztern Punkt wird es keines Beweises bedürfen; zur nähern Begründung der erstern diene Nachstehendes.

Die Wörter batman, yacht, quay, colonel, Cirencester, Auchinleck werden ausgesprochen (so weit es sich mit deutschen Lettern bezeichnen läßt): bohmänn, jott, kih, körnel, ßissiter, äfleck. Wenn auch nicht alle Anomalien so grell sind, so lassen sich doch leicht einige Tausend englischer Wörter auffinden deren Laut nicht ohne Weiteres aus der Schrift zu erkennen ist. Es mögen hier einige ganz alltägliche angeführt werden: read (lesen), read (gelesen); present (schenken), present (Geschenk); lead (leiten), lead (Blei); refuse (weigern), refuse (Weigerung); premise (vorausschicken), premise (Vordersatz). Zwei und zwei dieser Wörter sind für das Auge vollkommen gleich, für das Ohr aber verschieden, und so gibt es 201 dergleichen Wörter, welche auf 408 verschiedene Arten ausgesprochen werden. Andererseits haben wir im Englischen 405 Wörter die wenn man sie dictirt auf 857 Arten geschrieben werden können. Man gebe z. B. die drei Laute ei, bei und ju mündlich an, so wird der Engländer folgende acht Wörter nachschreiben: I (ich), eye (Auge); by (Präposition), bye (Wohnert), buy (kaufen); u (Buchstabe), ewe (Mutterschaf), you (ihr). Jeder Buchstabe hat mehr als eine phonetische Geltung, z. B. a in **hating**, **father**, **water**, **many**, **hat**, **merchant**. Ferner kann jeder Buchstabe (mit Ausnahme des j) stumm sein, z. B. das zweite a in **parliament**, t in **castle**, l in **realm**, ch in **jacht**, gh in **sigh**, gn in **sign**, u in **build**, w in **who**, h in **hour**, d in **handsome**, p und l in **psalm**. Nehmen wir hierzu noch das linguistische Problem des englischen Accents, der häufig nur die Laune zum Gesetz hat, und wie ein Irrlicht auf den Wörtern herumtanzt, z. B. in órator, sénator, áncestor, excél, éxcellent, aristocrate, aristócracy, fámily, familiar, familiárity, dictate, dictátor, dictatórial etc. Doch ich würde den Zweck dieser Zeitschrift verkennen, wenn ich noch weiter auf Einzelheiten über die proteusartige Beschaffenheit der englischen Orthographie und Aussprache einginge. Das Obige wird genügen um es erklärlich zu finden, daß das Lesen der englischen Schrift unendlichen Schwierigkeiten unterliegt, daß neun Zehntel der Kinder aus den englischen Armenschulen hervorgehen ohne Lesen gelernt zu haben, und daß mithin diesen beklagenswerthen Menschen das erste und nothwendigste Mittel zur Bildung des Geistes und Herzens versagt bleibt. Die großartigen Anstrengungen der Bibelgesellschaften versorgen die Südseeinsulaner und andere Völker in weiter Ferne mit Bibeln, während mehre Millionen Engländer sich fortwährend in der Unmöglichkeit befinden das Wort Gottes zu lesen! Leider ist hierüber ein niederschlagendes Zahlenverhältniß durch glaubwürdige Zeugnisse festgestellt. In einem Artikel des „British quarterly review" (November 1846) steht: „England and Wales with their 16 millions of people, contain nearly 8 millions unable to write their name, and not less than 5 millions unable to read their mother tongue" (8 Millionen unfähig ihren Namen zu schreiben, 5 Millionen unfähig ihre Muttersprache zu lesen)! Nach dem Registrar general's report für 1846 hat in demselben Jahre eine Frau unter zweien, und ein Mann unter dreien bei der Trauung das Heirathsregister mit Kreuzen statt des Namens unterzeichnet! Das kann aber nicht anders sein; so lange das Auge blind für den Buchstaben der Belehrung ist, so lange die überlieferte Orthographie wie ein dichter Vorhang zwischen dem Geiste der ärmern Volksclassen und dem Licht der Erkenntniß steht, muß die Unwissenheit vorherrschen, und mit ihr der Stumpfsinn, das Laster und das Verbrechen.

Wenn es hiernach keinen Zweifel leidet, daß die orthographische Reform außerordentlich wünschenswerth erscheint, so entsteht die Frage ob sie ausführbar ist. Diese Frage bejaht sich dadurch, daß die Reform nicht mehr eine bloße Idee, ein leeres Project, sondern eine ins Leben getretene Thatsache ist.

Versuche dieser Art wurden bereits in frühern Zeiten gemacht. Der Bischof Wilkins stellte im J. 1668 ein phonetisches Alphabet auf; 100 Jahre später schlug Franklin etwas Aehnliches vor, und nach ihm ergriffen mehre minder bekannte Männer denselben Gegenstand ohne jedoch irgend einen Erfolg zu erlangen. Entweder hatten sie nicht die richtigen Wege eingeschlagen, oder es fehlte ihnen an der hartnäckigen Consequenz die hierzu im höchsten Grade nothwendig ist. Die Sache ruhte bis im J. 1837 Isaac Pitman in Bath mit einem System der Schnellschrift (short-hand) unter dem Namen Phonographie auftrat. Dieses System basirte auf Weglassung aller stummen Buchstaben und Anwendung eines vergrößerten, jeden Laut genau bezeichnenden Alphabets, um die im Englischen besonders entgegenstrebenden Hemmnisse einer schnellen Handschrift zu beseitigen, was besonders für die stenographischen Leistungen der Reporter von bedeutendem Vortheil war. Pitman fand viele Schüler, die Phonographie vervollkommnete sich im Laufe der Zeit immer mehr, und leitete natürlich zu dem Gedanken an Phonotypie. Die Freunde des Unternehmens mehrten sich; nach der in England beliebten Sitte wurden (im J. 1843) phonetic festivals veranstaltet, bei dieser Gelegenheit öffentliche Subscriptionen veranlaßt, und hierdurch das nöthige Geld zu Typen beschafft. Um diese Zeit trat Alexander Ellis, der ebenfalls an einem praktischen Universalalphabet gearbeitet hatte, mit Pitman zur weitern Verwirklichung des Plans in Verbindung. Es vergingen zwar noch einige Jahre bis es möglich wurde der Sache einen kräftigern Aufschwung zu geben, und größere phonetische Drucksachen zu Tage zu fördern; doch trat kein Stillstand ein, und bald erweiterte sich die Wirksamkeit der Reformatoren dergestalt, daß bis Ende 1847 eine Monatsschrift, Milton's „Paradise lost" und das Neue Testament gedruckt waren. Zu Anfang 1848 arbeiteten drei Gehülfen und ein Lehrling in der phonetischen Druckerei; am Ende desselben Jahres waren bereits darin beschäftigt ein Factor, ein Corrector, sieben Setzer, zwei Lehrlinge, vier Drucker, ein Stereotypist und einige andere Gehülfen. Es sind im Laufe des vorigen Jahres gedruckt worden: „Essentials of phone-

tica", „A plea for phonetic spelling", „The ethnical alphabet", „Ellis' phonotypic almanac for the year 1849", „The child's phonetic primer", „The teacher's guide", „The sermon of the mount", „Charley's house, a tale for young children", „The phonetic journal for 1848", „The vicar of Wakefield" und „Original nursery rhymes". Seit Anfang dieses Jahrs erscheint die Wochenschrift „The phonetic news".

Es ist hieraus ersichtlich, daß der kühne Versuch nicht mislungen ist; die Reform hat die Zeit des Experimentirens und der schwachen Anfänge überwunden; sie muß bereits einen festern Boden in der Theilnahme des Publicums für sich gewonnen haben, da es sonst nicht möglich gewesen wäre jene zahlreichen und kostspieligen Druckwerke herzustellen.

Es handelt sich jetzt noch um die Einwendungen welche gegen die phonetische Orthographie erhoben werden, und sich vornehmlich darauf reduciren, daß durch allgemeine Einführung derselben die Etymologie verloren gehen, und die bis jetzt existirenden Bücher nutzlos werden könnten. Was die Etymologie betrifft, so ist sie eine sehr unzuverlässige Stütze für die englische Schrift und wird häufig außer Acht gelassen; man vergleiche z. B. fancy, phantom, concede, succeed, husband, house, rhyme, ghost, burgess, burgher, burgeoise; wie wenig ist da die Etymologie respectirt! Wäre sie aber auch eine sichere Richtschnur, so könnte sie es doch nur für Denjenigen vollständig sein der die Stammsprachen aus denen das Englische entstanden ist kennt, d. h. für den Gelehrten der Lateinisch, Griechisch, Französisch, Italienisch, Angelsächsisch, Deutsch und noch ein paar andere Sprachen studirt hat. Es ist allerdings interessant zu wissen, daß das Wort welches seikl gesprochen wird von cyclus abstammt, sowie dihdöl von daedalus, roff von dem angelsächsischen hrugh, brägg von dem holländischen braggeren, bjuhti von beauté; es hat gewiß Etwas für sich, daß diese Wörter im Englischen cycle, daedal, rough, brag und beauty geschrieben werden. Sollen aber Millionen Menschen wegen dieser zweifelhaften etymologischen Rechte am Lesenlernen verhindert werden, und in grober Unwissenheit verharren? Man wird um so weniger zögern die Frage zu Gunsten jener Millionen zu entscheiden, wenn man in Betracht zieht, daß das etymologische Studium dem sich dafür Interessirenden stets offen bleibt, so lange nicht der unwahrscheinliche Fall eintritt, daß sämmtliche in der bisherigen Orthographie gedruckten Werke von der Oberfläche der Erde verschwinden.

Der zweite Einwand, daß die bis jetzt existirenden Bücher nutzlos werden könnten, steht auf noch schwächern Füßen. Auf Diejenigen welche gegenwärtig schon lesen können ist er gar nicht anwendbar. Auch für die Zukunft hat es keine Noth. Diejenigen welche nach der phonetischen Orthographie lesen lernen zerfallen in zwei Classen; die ärmere, bis dahin ganz vernachlässigte wird sich mit der Bibel und andern populairen Schriften dergestalt versorgt sehen, daß sie die Bücher ältern Drucks entbehren kann. Was die Kinder aus den höhern Ständen betrifft, so werden auf deren Erziehung so viele Jahre verwandt, daß die Zeit welche nothwendig ist um sie mit der ältern sowie mit der phonetischen Orthographie bekannt zu machen in vollem Maße vorhanden ist. Somit ist nicht zu befürchten, daß alle englischen Büchervorräthe zu unnützer Maculatur werden, wenn auch die phonetische Orthographie die bisherige gänzlich verdrängen sollte.

Gern hätte ich hier eine Probe des phonetischen Drucks mitgetheilt; da ich aber nicht voraussetzen kann, daß die Officin aus welcher diese Blätter hervorgehen mit den von Ellis erfundenen Lettern versehen ist, so muß ich mich auf folgende Andeutungen beschränken. Das phonetische Alphabet ist keineswegs ein durchaus neugestaltetes; vielmehr sind alle lateinische Buchstaben (mit Ausnahme von k, x und q) beibehalten. Jedoch zur Erreichung des Hauptzwecks: jedes Wort dem Auge so darzustellen, daß dessen Aussprache mit mechanischer Sicherheit aus der Schrift zu erkennen ist, sind 17 neue Buchstaben hinzugetreten. Die Form dieser letztern ist gefällig und zweckmäßig. Eine genaue Bekanntschaft mit ihnen erwirbt man sich schnell, und wird in verhältnißmäßig äußerst kurzer Zeit zum geläufigen Lesen dieses Drucks befähigt. Ein Kind welches nur Deutsch lesen konnte brachte ich nach sechsstündiger Unterweisung dahin das Englische in phonetischer Schrift vollkommen richtig zu lesen. Nach der herkömmlichen Orthographie wären dazu mindestens sechs Monate erforderlich.

Dies Alles berechtigt zu der Erwartung, daß das nächste Ziel dieser reformatorischen Bestrebung in England erreicht werden, und die Phonotypie daselbst immer mehr Anerkennung und Ausbreitung finden wird. Weiter aussehend ist indeß die Verwirklichung der von Ellis aufgefaßten Idee eines Universalalphabets für alle Sprachen. So groß der Vortheil davon für alle Nationen sein würde, so groß sind auch die Schwierigkeiten welche der Ausführung entgegenstehen. Nur den unermüdlichsten Anstrengungen eines zahlreichen Vereins geeigneter Männer der verschiedensten Länder dürfte es vielleicht glücken nach langjähriger Arbeit ein solches Werk zu Stande zu bringen. Leider bietet die Gegenwart hierzu keine günstigen Aussichten; darum muß es bis jetzt befriedigen, daß wenigstens in demjenigen Lande welches deren am meisten bedarf eine orthographische Reform sich mit Erfolg Bahn gebrochen hat, und in gedeihlichem Fortschreiten begriffen ist.

K. Graefer.

Anekdote.

So belohnte Peter der Große.

Es sind nun ungefähr 150 Jahre her, seit ein gewisser Peter, der seines Handwerks ein Zimmermann und seinem Stande nach Zar von Rußland war, von der Gliedersteifheit befallen sich in dem kleinen Marktflecken Spaa aufhielt. Hier ließ sich der autokratische Arbeitsmann einen Trunk frischen Wassers wohl schmecken. Acht Tage darauf berief er den Bürgermeister und die Schöffen zu sich und richtete an sie etwa folgende Anrede: „Meine Herren! Ich bin Ihnen ganz besonders gewogen um eines Trunkes willen den ich nüchtern in Ihrem schönen Lande gethan habe. Ich schulde Ihnen hierfür Viel"..... (bei diesen Worten steckte der Zar die Finger in seine Seitentasche; der Bürgermeister und die Schöffen verneigten sich und streckten hoffend ihre Hände aus); „ich schulde Ihnen in der That Viel", fuhr der Zar fort ohne sich um die geöffneten Hände der Gerichtspersonen zu kümmern, „und ich werde Ihnen ein dauerndes Denkmal meiner Dankbarkeit hinterlassen. Noch vor Ablauf von 48 Stunden sollen Sie es empfangen haben." Man kann sich denken welchen chimärischen Träumen jetzt Bürgermeister und Schöffen nachhingen. Endlich meldete man ihnen, daß der hohe Genesende den Befehl gegeben habe in der Umgegend den möglichst härtesten Stein aufzusuchen, und den folgenden Tag brachten denn auch vier kräftige Moscoviten eine steinerne Platte, auf der man die Inschrift las:

Hier habe ich getrunken und bin geheilt worden.
Gezeichnet: Peter, Zar aller Reußen.

„Stellt dieses Denkschild auf eure Wasserkunst, oder wem ihr lieber wollt, stellt eure Quellen unter diesen Schild", sagte der Fürst gütig, „und ihr werdet mir bald Wunderdinge davon erzählen können." Zwanzig Jahre nachher kannte ganz Europa das Wasser von Spaa, und der Vertrieb desselben ging so glänzend, daß man bald genöthigt war fünf neue Quellen aufzusuchen. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.
Montag.
No. 1836. 14. September 1846.

zweifeln, aber wol ſein kritiſches Talent; auf die äußere Wahrheit der einzelnen Facta kam es ihm überhaupt ſo ſehr nicht an, ihm iſt die Hauptſache die Regierung Gottes in der Geſchichte nachzuweiſen. Nächſt Dieſem lag ihm ſein Bisthum Merſeburg am meiſten am Herzen, das Erzbisthum Magdeburg, das Verhältniß des Sachſenlandes zu den ſlawiſchen Stämmen; weniger erzählt er von dem ſüdlichen Deutſchland, die Dänen und Briten werden nur einzeln genannt, auch von Italien theilt Thietmar nicht viel mit, obgleich die Angelegenheiten der ſächſiſchen Kaiſer es nicht ganz übergehen ließen.

Die Chronik iſt eingetheilt in acht Bücher. Das erſte Buch beſchäftigt ſich mit der Regierung Heinrich's I., iſt aber mehr einleitend; dieſe Zeit lag dem Thietmar ſchon zu fern, das Buch iſt daher aus Mangel an Stoff auch ſehr mit Träumen und Erſcheinungen angefüllt. Das zweite Buch handelt von Otto I.; der Glanz dieſes Namens begeiſtert auch noch unſern Thietmar, doch iſt das thatenvolle Leben auch dieſes Kaiſers nur gedrängt mangelhaft mitgetheilt. Das dritte Buch ſtellt die Geſchichte Otto's II. dar. Das war eine traurige Zeit für das von Thietmar ſo ſehr geliebte Merſeburg: durch die liſtigen Anſchläge des ehemaligen Biſchofs von Merſeburg, Gieſeler, der Erzbiſchof von Magdeburg geworden war, wurde das Bisthum Merſeburg damals aufgehoben und zertheilt. Das vierte Buch handelt von Otto III., und die vier folgenden Bücher ſind der Regierung Heinrich's II. gewidmet; dieſe Zeit nun bildet den eigentlichen Kern ſeiner Chronik. So zugethan unſer Biſchof aber auch dem Kaiſer Heinrich iſt, ſo verſchweigt er doch ſeine Schwäche nicht, die häufig den guten Rath Anderer vernachläſſigte, und doch der Zeit kaum gewachſen war. Das letzte Buch, nur wenige Capitel enthaltend, iſt auch ziemlich leer an Begebenheiten, Thietmar mag kränklich geworden ſein und ſich zurückgezogen haben; es gibt dagegen Ermahnungen an ſeinen Nachfolger und iſt gleichſam Thietmar's Teſtament.

Die Ueberſetzung iſt von Laurent verfertigt nach der Lappenberg'ſchen Ausgabe in den „Monumenta Germanica", und zwar verdient ſie alles Lob; ſchon Das iſt erfreulich, daß nicht etwa Wundergeſchichten ausgelaſſen ſind. Das Leben iſt freilich nicht etwa der Art wie bei Fredegar, aber es iſt doch auch für unſern Thietmar eine Form die ihm eigentlich nicht gehört, und daher eben nicht leicht ſeine Ausdrücke richtig zu verſtehen und beſtimmt zu faſſen; dazu kommt dann noch, daß die Perioden dunkel und verworren ſind, und der Ueberſetzer hat ſie mit Glück zu entwirren gewußt und ſie klarer wiedergegeben. Man braucht dieſe Ueberſetzung nur mit den frühern von Hahn und Urſinus zu vergleichen um zu ſehen wie viel wir durch dieſe Ueberſetzung gewonnen haben. Von jenen beiden genannten Ueberſetzungen iſt übrigens die von Hahn in Beziehung auf den richtigern Takt der von Urſinus beiweitem vorzuziehen. Zu wünſchen wäre geweſen, daß die offenbaren Irrthümer Thietmar's in den Anmerkungen als ſolche angezeigt wären, bei einem Volksbuche ſcheint Das durchaus nothwendig; auch hätten wir, da Urſinus ſchon ein Regiſter geliefert hat, dies gern übertragen geſehen. Die Bemerkungen welche wir über einzelne Stellen zu machen haben, haben wir an einem andern Orte mitgetheilt und dürfen den Leſer hier wol damit verſchonen; nur als eine Probe der Ueberſetzung und als ein Zeugniß von dem Geiſte der Chronik werden wir zum Schluß noch eine Stelle anführen. Im ſechsten Buche, Cap. 17, heißt es nämlich folgendermaßen:

Es liegt im Gau Riedirierun (der Redarier) eine Stadt, Namens Riedegaſt (Rethra), von dreieckiger Geſtalt, mit drei Thoren verſehen, welche von allen Seiten ein großer, von den Eingeborenen gepflegter und heilig gehaltener Hain umgibt. Zwei dieſer Thore ſtehen jedem in die Stadt Hineingehenden offen; das dritte, im Oſten gelegene kleinſte, weiſt hin auf einen Pfad am Meere, und gewährt gar einen furchtbaren Anblick. An dieſem Thore ſteht Nichts als ein künſtlich aus Holz gebautes Heiligthum, deſſen Dach auf den Hörnern verſchiedener Thiere ruht, die es als die Grundlagen emporhalten. Die Außenſeiten dieſes Heiligthums ſind mit verſchiedenen Bildern von Göttern und Göttinnen, die, ſo viel man ſehen kann, mit bewundernswerther Kunſt in das Holz hineingemeißelt ſind, verziert; inwendig aber ſtehen von Menſchenhänden gemachte Standbilder von Götzen, mit ihren Namen am Fußgeſtell, furchtbar anzuſchauen; denn ſie ſtehen da in voller Rüſtung, mit Helm und Harniſch angethan. Der vornehmſte derſelben heißt Zuaraſici, und wird von allen Heiden vornehmlich geehrt und angebetet. Hier befinden ſich auch ihre Feldzeichen, welche nur im Falle des Bedürfniſſes, wenn es zum Kampf geht, von hier fortgenommen und dann von Fußkämpfern getragen werden. Um dies Alles ſorgfältig zu hüten, ſind von den Eingeborenen beſondere Hüter angeſtellt, welche, wenn die Leute zuſammenkommen um den Bildern zu opfern und ihren Zorn zu ſühnen, allein ſitzen bleiben, während die Andern ſtehen. Nachdem ſie dann heimlich untereinander murmeln, graben ſie voll Zornes in die Erde hinein um vermittels geworfener Looſe nach Gewißheit über zweifelhafte Dinge zu forſchen. Nachdem Dies beendigt iſt, bedecken ſie die Looſe mit grünem Raſen, und führen ein Roß, das für das größte von allen gehalten und als heilig von ihnen verehrt wird, mit demüthigem Flehen über die Spitzen zweier ſich durchkreuzender in die Erde geſteckter Speere weg, und ſuchen, nachdem ſie vorher die Beſſung angeſtellt haben, durch welche ſie die Sache vorläufig unterſuchten, vermittels dieſes als eines göttlichen Thieres wiederum nach Vorbedeutungen für die Zukunft. Und wenn durch dieſe beiden Mittel ein gleiches Vorzeichen erfolgt, ſo handelt man danach, wo nicht, ſo wird von den betrübten Eingeborenen die ganze Angelegenheit aufgegeben. Ebenſo bezeuget das durch mannichfachen Irrthum betrogene Alterthum, daß, wenn ihnen einmal die grauſe Wuth eines langwierigen innern Krieges droht, dann aus dem erwähnten Meere ein großer Eber mit weißen, glänzenden Hauern aus den Wogen hervorkommt, und ſich vor Vieler Augen unter einer furchtbaren Erderſchütterung im Moraſte wälzend ergötzt u. ſ. w.

Gern möchten wir noch mehre Stellen anführen, aber wir müſſen den Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen, und wiederholen den Wunſch, daß es in recht Vieler Hände gelange. Wir hoffen, daß das ganze Unternehmen mit Erfolg gekrönt wird, und unſere deutſche Vorzeit durch dieſe Ueberſetzungen dem Volke wieder näher gebracht wird, nicht als wollten wir jene Zeit zurückwünſchen, aber wie es einem Manne gut iſt ſich ſeiner Kindheitsideen und ſeiner Jünglingsträume zu erinnern, ſo iſt es auch

einem Volke heilsam seine Vorzeit nach allen Seiten hin zu betrachten, damit es von der Fülle seiner Anlagen so viele wie möglich zur reifen Entwickelung bringe und sich selbst gleich bleibe. **W. Klose.**

Die „Times" über Lamartine's „Raphael".*)

„Dürfen wir annehmen", sagt die „Times", die „europäische" Zeitung, „daß diesem Buche die Ehre eines ausgezeichneten und weiten Leserkreises zu Theil werden ist? Es versteht sich von selbst, daß jeder britische Staatsmann es in seinem Salon aufgelegt hat. Wäre Sir Robert Peel, als er das letzte mal im Parlamente geschlagen worden, und aus dem Ministerium getreten, auf den Einfall gekommen das Bittere der Parteigehässigkeit durch Abfassung eines kleinen Romans sich zu versüßen, und darin seine Person zur Heldenfigur zu machen: wo lebt der auswärtige Staatsmann, dafern er diesen Namen verdient, welcher das Curiosum nicht als leichte und angenehme Lecture in seinem Empfangszimmer aufgestellt hätte? Die Mittelclassen, nun natürlich, die haben das ergötzende Buch verschlungen. Jedes Phantasiegebilde dieses «Lieblings der Menschen», welcher vor Jahresfrist in der französischen Kammer zu den Sansculott-Wichten mit Engelszungen sprach, muß einen unwiderstehlichen Reiz für junge Damen haben welche das Licht der Welt erblicken um Clavier zu spielen, die Polka zu tanzen, Novellen zu lesen, in die Kirche zu gehen, und sobald wie möglich zu heirathen. Ihre Brüder mit dem langen Haar und klappen Beinkleid, den Cigarrenetuis und Casinoneigungen haben unstreitig den «Raphael» längst für das verblüffendste Werk seit «Don Juan» erklärt, und die überwiegende Zahl jener Unschuldigen, denen es das Verwegenste aller Wagnisse gilt, daß Jemand für sich denkt, und die ihre Ueberzeugungen aus allgemeinen und unklaren Gerüchten schöpfen, sie würgen, wie nicht anders zu erwarten, jeden, auch den schädlichsten Trank hinunter, wenn nur Derjenige der ihn verschrieben ein berühmter Arzt, und der Apotheker ein rühmlichst gekannter Verkäufer guter Medicamente ist."

„Drängte uns nicht die Besorgniß, daß diese «Blätter aus dem Lebensbuche», wie der Titel lautet, das Erzeugniß eines Mannes von gebietenden Fähigkeiten und unbezweifeltem poetischen Talent, unter seiner Genehmigung Verlagsartikel einer hochachtbaren londoner Firma (John W. Parker) für junge und unbedachtsame Menschen von unberechenbarem Nachtheile sein können, so würden wir Anstand genommen haben unsere Leser mit einer Notiz dieses durch und durch französischen Mischmasches zu behelligen. Von der ersten bis zur letzten Seite gibt es darin nichts Gesundes, nichts Reines, nichts Befriedigendes. Hr. v. Lamartine ist weit aus seiner Bahn gewichen um anstößig und widerlich zu werden. Man hat von diesem außerordentlichen und hervorragenden Manne behauptet, daß sein Schönheitssinn so zart, sein Blick für alles die Schönheit Entstellende so scharf sei, daß keine Regierungsform für längere Zeit auf seine unbedingte Billigung und Unterstützung rechnen könne, weil jeder der unvertilgbare Fleck menschlicher Unvollkommenheit anklebe. So ist es doppelt zu beklagen, daß der feine Sinn, mittels dessen Hr. v. Lamartine die Mängel einer Regierungsform herausfühlt und davor zurückbebt, bei Betretung des ihm um Vieles heimischern Literaturgebiets ihn gänzlich verlassen hat: denn schmuzig muß der Maßstab sein mit welchem er die Vortrefflichkeit mißt, und erbärmlich schwach sein Unterscheidungsvermögen, wenn die Grundsätze auf welchen der Roman «Raphael» ruht, und wenn die charakteristische Gesinnung der Hauptpersonen seinem Urtheil nicht als Abweichung von den großen, unwandelbaren Gesetzen der Kunst und seinem Gewissen als grelle und scheußliche moralische Häßlichkeit erscheinen."

„Wir wiederholen, es flutet durch das ganze Buch ein Giftstrom aus welchem die Jugend nur zu ihrem Verderben trinken kann. Erwachsene welche die Jahre der Besonnenheit erreicht, und eine leidliche Erziehung genossen haben, erkennen glücklicherweise wie das Gift eingeflößt wird, und leiden deshalb davon keinen Schaden. Wir in England haben bezüglich unserer leichten Literatur einen gewaltigen Schritt gethan. Aus Achtung für unsern Nationalcharakter fodern wir von unsern Novellisten, daß, wenn sie Beifall ernten wollen, sie mindestens Menschenverstand reden müssen. Sehen auch erwachsene Leser sich mitunter genöthigt einen Pflock zurückzustecken, vor unverholenen Insulten sind sie doch sicher. Wir haben uns erlöst aus dem Banne der Minerva-Presse, mögen nicht mehr «Die vaterlose Fanny» zur Gefährtin oder «Die Hütte auf der Klippe» zur wonnigen Ruhestätte. Es gibt zwar noch Herren die im zeitweiligen Vergessen der Würde ihres Berufs mit Spitzbuben verkehren, uns sich nach durch die Schleußen und Cloaken der City schleppen, Heiliges lächerlich machen, scherzen wo sie ernst sein, und feierlich sind wo sie recht gut läppschen könnten. Mag aber ihr Treiben und Thun sein welches es wolle, wie vernünftige Menschen müssen sie doch reden, und wie eben aus Tollhäusern Entwischte dürfen sie doch nicht wüthen. Lange ehe Eisenbahnen Mode wurden, war der sogenannte Ballon-Romanstil aus der Mode. Der Himmel weiß, daß Hr. v. Lamartine seit dem 24. Febr. 1848 Bewegung genug gesehen hat. Dennoch — merkwürdig zu sagen — zieht er sich von Staatsgeschäften ins Privatleben, aus der stürmischen Arena, wo schlechte Leidenschaften an der Seite lebenswerther praktischer Bestrebungen kämpfen, in die stille Ruhe seines Studirzimmers zurück, um einen Romanstil aufzufrischen, Themas abzuhandeln und Empfindungen zu wecken die längst verschollen, und von den Urtheilsfähigen und Denkenden aller Nationen als thöricht, frivol, für Zeit und Ort nicht geeignet, und wenn nicht als unverzeiblich schlecht, doch als im hohen Grade gefährlich erkannt, und deshalb fortgewiesen worden sind. Ohne sein Gift ist «Raphael» ein vollendeter Gemeinplatz, eine romantische Albernheit, Ziererei und Wasser. Wir wissen nicht aus welchem Grunde das Buch geschrieben worden, ob aus Mangel an Geld oder weil der Verf. in den Pausen der Revolution Besseres nicht zu thun hatte. In beiden Fällen ist es unsers Amts der Verbreitung des Buchs in unsern Familienkreisen, dafern Solches möglich, einen Schlagbaum vorzuziehen."

Hierauf folgt die Geschichtserzählung unter Ausbebung der Beweisstellen für das abgegebene Urtheil. **10.**

*) Raphael, or, pages of the book of life at twenty; by *Alphonse de Lamartine*. Translated with the sanction of the author. London 1849.

Aus E. M. Arndt's „Geist der Zeit".

Als ich neulich in diesem seiner Zeit auf die Zeit selbst und auf ihre Genossen nicht einflußlos gebliebenen Buche las, fand ich unter den Betrachtungen des Verf. über die Nationen der Vorzeit und der Gegenwart Manches was mir gerade auch für uns Deutsche in der Gegenwart Beachtung und Beherzigung zu verdienen scheint. Ich zeichnete mir manche solcher Stellen jenes Buches an, und will hier einige derselben mittheilen, zugleich in der Absicht diesen keineswegs veralteten „Geist der Zeit" wiederholt ins Gedächtniß der Gegenwart zu bringen.

Von den alten Römern sagt Arndt: „Ein herrliches Volk, welches die Fülle der That und des Heroismus unglaublich lange bewahrte, obgleich es nie die Fülle eines schönen Lebens gehabt hatte wie die Griechen. Religion hat auch andere Völker gezügelt, weise und standhafte Senate haben auch für andere gerathen, wohlgewogene Verfassungen und gerechte Gesetze haben Viele besser gehabt; aber die lange Begeisterung

Roms habe ich bei keinem Volke gefunden, noch den gewaltigen Gehorsam mit gewaltiger Kraft vereint. Liebenswürdig sind die Römer nicht, und ich liebe sie nicht; aber wer die göttliche Majestät des Menschenwillens bewundern, wer das Erhabene des Gehorsams und der Zucht empfinden will, der vertiefe sich in die Geschichten dieser großen Nation." Aus diesen Geschichten wird zugleich Jeder lernen, welche Bürgerwürde, welch hoher Sinn und ungewöhnliche Tugenden das Volk der Römer hatte, die Das fest machten was in der Verfassung schwankte, welch hoher Geist von dem Capitol herab über das Volk kam und mit den Edlern den Sieg vorwärts trug."

Wo von Deutschen, oder Teutschen wie Arndt schreibt, die Rede ist, sagt er: „Gleichheit und Gerechtigkeit in Liebe und Mitleid mit allen Lebendigen, ihr seid die erhabenen Lehren des heiligen Stifters des Christenthums, ihr müßt die Gesetze der Staaten und Völker sein. Die neuere Menschheit muß sich des stolzen Trotzes physischer Kraft, des rohen Gebrauchs der Gewalt, der unmilden Behandlung freigeborener Menschen als Sklaven begeben, wenn sie das Gebot des neuen Weltgesetzes erfüllen will. Stillere Tugenden, milderer Enthusiasmus, Arbeit und Mäßigkeit Aller, damit Keiner Knecht zu sein brauche, Das sind die bescheidenen Foderungen an ein Volk welches den Namen und die Würde der Freien verdienen will. Nach diesem Maße sind die Teutschen nicht die Unwürdigsten, und ich werfe Dem der behauptet, die Nation sei knechtisch gesinnt und keines edeln Zustandes fähig, den Fehdehandschuh hin mir ein gerechteres unter den jetzigen Europäern zu zeigen."

Von Friedrich dem Großen sagt Arndt: „Der König gewann seinen Zweck Oestreich verdächtig und schwächer zu machen; aber nothwendig gewann er auch den, welchen er wol nicht wollte, Teutschland für immer zu lähmen. Es folgte Dies theils auseinander, theils aus dem Geiste der durch ihn der herrschende ward. In allen Staaten und Völkern gibt es etwas Dunkles und Geheimes, das ihrem innersten Leben gleich ist, und woran das Ganze wie an unsichtbaren Banden gehalten wird: die letzte Religion, das innigste Nothwendigkeitsgefühl, das unerklärlich zieht und hält. Solch eine Vestaflamme hat der Aberglaube aller Nationen und Zeiten geheiligt. In Teutschland war diese letzte allgemeine Religion der Name: Kaiser und Reich, freilich seit dem Westfälischen Frieden fast bloßer Name, der aber mehr wirkte als kalte Gesetze und Verhandlungen dagegen vermochten. Durch Friedrich ist diese Religion zerstört, und er hat die dunkle Ehrfurcht alter Namen zuerst lächerlich gemacht. Thöricht lachten die Teutschen über die väterliche Dummheit, die sie durch alten Aberglauben band, und Friedrich ward auch hier als der Befreier gepriesen ꝛc."

Was haben wir im J. 1849 als die Rettung, und wen haben wir als Retter zu erwarten um aus den Orgien der neuern und neuesten Revolutionen herauszukommen und wahres Leben zu gewinnen? 16.

Bibliographie.

Gemeiner, A., Ueber Eideshülfe und Eideshelfer des ältern deutschen Rechtes. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung. München. Gr. 8. 6 Ngr.

Heider, G., Ueber Thier-Symbolik und das Symbol des Löwen in der christlichen Kunst. Eine archäologische Abhandlung. Wien, Gerold. Gr. 8. 12 Ngr.

Meißner, A., Revolutionäre Studien aus Paris. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Mittermaier, C. J., Vier Abhandlungen aus dem Strafrechte. 1. Werth der Kenntniß der Rechtsübung für die Gesetzgeber. 2. Verhältniß der Begnadigung. 3. Erfahrungen über die Wirkungen der gesetzlichen Beweistheorie. 4. Erfahrungen über die Wirkungen der Vorschriften neuer Strafgesetzbücher in Bezug auf Zurechnung. Frankfurt a. M., Heyer. Lex.-8. 10 Ngr.

— — Die englische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung nach der neuesten Schrift von E. S. Creasy. Mit einem Anhang von F. Lieber über die englische und französische Freiheit. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Paulhuber, F. X., Reden über die christ-katholische Religions-, Glaubens- und Sittenlehre. 1ster Band. — A. u. d. T.: Reden über die christ-katholische Religionslehre im Allgemeinen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Truelle, J. N., Für jeden Christen höchst nothwendige Aufklärungen über die allein wahre Todesart Jesu Christi. Ein unentbehrlicher Beitrag zum Verständnisse des Werkchens: Wichtige, historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. Nicht aus einem alten Manuscripte, sondern aus Pressan-Schriftstellern und Vernunft-Gründen nachgewiesen. Augsburg, Manz. 8. 15 Ngr.

Ueber die Zukunft der evangelischen Kirche. Reden an die Gebildeten deutscher Nation. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Vogl, J. N., Aus der Teufe. Bergmännische Dichtungen. Mit Bildern und Singweisen. Wien, Gerold. Br. gr. 8. 16 Ngr.

— — Soldaten-Lieder. Mit Bildern und Singweisen. Ebendaselbst. Br. gr. 8. 12 Ngr.

Welcker, F. G., Alte Denkmäler. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die Giebelgruppen und andre griechische Gruppen und Statuen. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Willoughby, Lady, Tagebuch. Nachrichten über ihr häusliches Leben und die ereignißreichen Zeiten der Regierung Karls des Ersten. Aus dem Englischen übersetzt. Stuttgart, Neff. Gr. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Ander Linth, Die Landsgemeinde. Ein Gedicht. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 5 Ngr.

Bernhard, F., Der deutsche Soldat. Wahre und schöne Geschichten von ruhmwürdigen Thaten deutscher Krieger aus neuer und neuester Zeit. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Theodor Preußer, Schleswig-Holstein'scher Oberfeuerwerker, als Sieger gestorben bei Eckernförde am 5. April 1849. Nebst Erzählungen von andern wackern Soldaten. Stuttgart, Scheible. 32. 5½ Ngr.

Erdmann, K., Pfingst-Predigt zu Glogau und Guhrau gehalten. Wohlau, Leuckart. 8. 2 Ngr.

Hagenbach, K. R., Der geistliche Beruf. Predigt gehalten bei Eröffnung der schweizerischen Prediger-Versammlung in Chur den 1. Aug. 1848. Chur, Hitz. 1848. 8. 3 Ngr.

Die Macht der Verhältnisse. In Frankreich verfaßte Schrift. Uebertragen von einem Publicisten. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Oesterreich, Preußen und Westdeutschland im Dreistaatenbund. Eine Denkschrift. Mit dem Entwurfe einer Bundesverfassung für Westdeutschland und das Reich. Leipzig, Zamer. 8. 20 Ngr.

Rösing, J., Die Nordamerikanische Revolution und das Recht der Völker zum Widerstand und zur Revolution. Bremen. Gr. 8. 6 Ngr.

Schell, F. J., Die deutsche Kirche und Schule. Eine faßliche Darstellung und Erläuterung des 5. und 6. Artikels der deutschen Grundrechte. Leipzig, Matthes. Br. 8. 9 Ngr.

Schönau, E. v., Magyaren-Lieder. Berlin, Löwenthal. 8. 2½ Ngr.

Schroeter, E., Offene Antwort auf den Hirtenbrief des Bischofs Nikolaus zu Speyer vom 6. Januar 1849. 2te Auflage. Worms, Rahke. Gr. 8. 3 Ngr.

Schuselka, F., Deutsch oder Russisch? Die Lebensfrage Oesterreichs. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 9 Ngr.

Waitz, G., Ueber den Frieden mit Dänemark. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.
No. 151. Montag, 31. Mai 1841.

Wenn

Palmblad hat fleißig zuſammengetragen, engliſche, deutſche, franzöſiſche Schriften benutzt, einzelne zerſtreute Züge geſammelt, er hat ſogar das beſondere Glück gehabt eine Anzahl ſchätzbarer Familienbriefe aus der gräflich de la Gardie'ſchen Bibliothek zu Löberöd in Schweden hervorziehen zu können. Dieſe letztern gehören zu den wichtigſten Ausſtattungen ſeines Buchs; um ſo mehr würden wir dieſelben nicht blos in einem Anhange des zweiten Theils haben abdrucken laſſen, ſondern wenigſtens einen Theil derſelben an paſſender Stelle eingefügt haben. Dadurch würde die an ſich ſchon ſehr ſpannende Geſchichte des Verhältniſſes der Kurprinzeſſin Sophie Dorothea und des Grafen Philipp Chriſtoph Königsmark an dramatiſcher Lebendigkeit gewonnen haben. Denn nach einer ſolchen, nach Verbindung von Unterhaltung mit hiſtoriſcher Belehrung, hat Palmblad offenbar geſtrebt, daher ſein Buch auch Zeitbilder genannt, und auf Ausmalung der Begebenheiten ſowie auf Portraitirung der handelnden Perſonen durch kleine Züge, zeitgetreue Coſtumirung und anderes Beiwerk einen großen und mühſamen Fleiß verwendet, namentlich auch ſeine Perſonen oft in Geſprächen auftreten laſſen. Man ſieht wohl, daß ihm hierbei Walter Scott's unübertroffene Romane vorgeſchwebt haben; aber freilich iſt ein Unterſchied zwiſchen den engliſchen Schilderungen einer Königin Eliſabeth und Karoline (der Gemahlin Georg's II.), eines Cromwell, eines Jakob I. oder Ludwig's XI. und den Bildern des Herzogs Georg Wilhelm von Celle und Ernſt Auguſt von Hanover, ihrer Gemahlinnen Eleonore und Sophie, oder der fürſtlichen Maitreſſen von Platen und von Schulenburg, ſo ſehr wir auch überzeugt ſind, daß Palmblad kein Wort niedergeſchrieben hat welches er nicht gedruckt oder ſonſt hinlänglich beglaubigt vorgefunden hatte. Unter dieſen Beglaubigungen iſt aber für die Liebesgeſchichte der Kurprinzeſſin von Hanover eine von unſerm Verf. angeführt der wir nicht das Zutrauen ſchenken können welches er ihr an vielen Stellen bewieſen hat. Dies ſind nämlich die „Memoirs of Sophia Dorothea, consort of George I., king of England", welche zu London 1845 in zwei ſtattlichen Bänden erſchienen und zu Stuttgart zwei Jahre ſpäter in das Deutſche übertragen worden ſind. Trotzdem daß die Monatsblätter zur „Allgemeinen Zeitung" (December 1845) und die „Revue des deux mondes" um die nämliche Zeit jenen Memoiren eine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, ſo können wir dieſe Anſicht, wie wir bereits in Nr. 215 d. Bl. f. 1848 ausgeſprochen haben, nicht theilen. Wäre die Handſchrift wirklich erſt 1847 „aus faſt hundertjährigem Staube" zu Hanover hervorgezogen worden, ſo würde ihre Bekanntmachung ſicherlich nicht zuerſt in England erfolgt ſein, wenn man nicht eine geheime Entwendung derſelben anzunehmen geneigt wäre. Sonſt aber iſt gewiß, daß Männern wie Pertz und Grotefend, die ſo gut mit den Schätzen ihrer hanoverſchen Archive vertraut waren und ſo manches werthvolle Buch aus demſelben zu Tage gefördert haben, eine ſo umfangreiche Handſchrift nicht entgangen ſein würde. Da nun aber bekannt iſt, daß Dr. Thomas Birch in London eine reiche Sammlung intereſſanter Correſpondenzen des 17. Jahrhunderts zuſammengebracht hatte, jedoch vor ihrer Herausgabe ſtarb, ſo iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, und durch das ähnliche Beiſpiel der „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état", welche mit dem größten Unrecht eine Zeit lang dem Fürſten Hardenberg zugeſchrieben wurden, beſtätigt, daß einzelne Papiere aus Birch's Nachlaß in fremde Hände gekommen ſind, bevor das Britiſche Muſeum den literariſchen Nachlaß an ſich brachte. Hiernach dürften die in Rede ſtehenden Memoiren ebenſo wie die von demſelben Verfaſſer herausgegebene Schrift: „The court and times of James I." (London 1848), keineswegs das Werk eines ſelbſtändigen Autors ſein, ſondern das lockere Zuſammengefüge eines in buchhändleriſchen Speculationen arbeitenden Schreibers, womit auch das Urtheil eines unterrichteten Mannes in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" (Nr. 21 und 22) übereinſtimmt. Stil und Haltung desjenigen Theils dieſer Memoiren der unter dem Titel „Précis de mon destin et de ma vie" die eigenhändigen Aufzeichnungen der Kurprinzeſſin enthalten ſoll, iſt in dramatiſcher Form verfaßt, und bringt, wie Palmblad (II, 247) ſehr richtig bemerkt hat, durchaus nicht den unmittelbaren Eindruck hervor den die einfache hiſtoriſche Erzählung derſelben machen würde.

Das Ganze macht den Eindruck eines chineſiſchen Schattenſpiels, und chineſiſch könnte man auch ihren langweiligen Stil, ihre pedantiſchen Schnörkel und ihre zahlreichen Complimente nennen. Alles iſt kalt, leidenſchaftslos, ohne Wärme und mit der unverkennbaren Abſicht geſchrieben, ſich ſelbſt als ein ſchneeweißes Opfer der ſchwärzeſten Verleumdung darzuſtellen und ihre hiſtoriſch erwieſene Neigung für Königsmark zu verbergen.

Mit Recht hat daher Palmblad auch nur ein geringes Stück dieſes Drama in ſein Buch aufgenommen, während uns der ſtuttgarter Ueberſetzer mit der ganzen Langweiligkeit dieſer Staats- und Hofaction peinigt, die weder die Wohlredenheit eines Feßler'ſchen dramatiſirten Romans noch die biderbe Roheit eines Ritterromans in Schlenkert's oder Cramer's Weiſe beſitzt.

Wir wenden uns jetzt zum Inhalte der beiden vorliegenden Theile.

Das erſte Buch des erſten Theils führt die Leſer in die Hofhaltung der beiden hanoverſchen Brüder, Georg Wilhelm's von Celle und Ernſt Auguſt's, des proteſtantiſchen Fürſtbiſchofs von Osnabrück. Wir erblicken in Celle den gravitätiſchen Herzog, „einen Stutzer auf der Achſel, von zwei Hunden begleitet, ein Meſſer in der mit einem hirſchledernen Handſchuh bekleideten Hand, um höchſt eigenhändig die zu weit vorſtehenden Zweige abzuſchneiden, damit Alles möglichſt gleichmäßig ſei", neben ihm ſeine Gemahlin Eleonore, eine Franzöſin von feinen Sitten, und die jugendlich ausgelaſſene Tochter Sophie Dorothea, ſchon in ihrem dreizehnten Jahre umlagert vom Prinz Auguſt von Wolfenbüttel und dem Grafen Philipp Chriſtoph von Königsmark. Da es

eber Beide dem alten Herrn zu toll treiben, so werden sie auf drei Jahre vom Hofe verwiesen. In einer ganz andern Weise lebte man im Bischofssitze zu Osnabrück. Hier führt uns Palmblad eine Reihe von Empfangsfeierlichkeiten, mythologischen Scenen, Hirtenspielen vor, mit denen dieser Fürst im Mai 1679 seine beiden aus dem Türkenkriege heimkehrenden Söhne, Georg Ludwig und Maximilian Wilhelm, begrüßte, ihn selbst, den staatsklugen Ernst August, erblicken wir bald in seiner Tafelfreude vor einem ungeheuern, in Rheinwein gekochten Wildschweinskopf und mit allem Zubehör für damalige Schwelgerei, bald im Verkehr mit seinem Kanzler, seinen Maitressen, seinem Hofnarren, oder mit dem gelehrten schwedischen Abenteurer Skytte im abgelegenen Thurmzimmer, bald in der Darlegung seiner ehrgeizigen Pläne und hochfliegenden Wünsche, deren Zweck der deutsche Kurhut und dereinst die englische Krone war. Diese Vorlesung mit einem hier etwas unpassend angebrachten Abrisse der hanoverschen Geschichte hielt er seinem ältesten Sohne Ludwig Georg, und entfaltete darin solche Grundsätze der Politik und des Lebensgenusses, namentlich bei fürstlichen Eheverbindungen, daß der damals noch unverdorbene Jüngling erröthete. Den Schluß dieser Unterredung macht der Brief welchen ein Kammerjunker „auf silbernem Teller" dem Fürstbischof überreicht, und aus welchem er den Tod seines Bruders Johann Friedrich von Hanover und den Anfall dieses Herzogthums an ihn erfährt. Die Gemahlin des Herzogs, die Stuart'sche Sophia, die Tochter der schönen Königin Elisabeth von Böhmen, hat sich Palmblad bemüht uns nach ihrem Verdienst zu schildern. Ihr Gegensatz zu Ernst August tritt allerdings hervor, aber ihre gesunde und frische Lebhaftigkeit, ihr kluger Sinn und Trieb für die Welt, ihr reicher Antheil an höherm Verständniß und ihr froher Genuß an heitern Geistesregungen hätte eine noch vorzüglichere Schilderung verdient, wie es uns denn besonders befremdet hat, daß Leibniz, dessen treueste Freundin und Beschützerin die Herzogin Sophie war, mit dem sie die höchsten Geistesfragen besprach, und dessen Klugheit sie die wichtigsten Familienangelegenheiten anvertraute, in diesen Zeitbildern nur ein mal (I, 246 fg.) erwähnt worden ist. Waren denn Palmblad die von Pertz 1847 aus den Handschriften der Bibliothek zu Hanover herausgegebenen geschichtlichen Aufsätze und Gedichte Leibniz' unbekannt geblieben? Aus ihnen sowie aus den Briefen desselben, Spanheim's und anderer Gelehrten an die Kurfürstin Sophie, welche im ersten und zweiten Hefte des Archivs des Historischen Vereins für Niedersachsen vom J. 1846 aus den Originalen im Britischen Museum abgedruckt sind, konnte mancher anziehende Zug über das Verhältniß beider Personen entlehnt werden, deren schon Varnhagen von Ense in seiner Biographie der Königin Sophie Charlotte (1837) mit verdienter Belobung gedacht hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Der Socialismus E. v. Girardin's.

Die nach der Februarrevolution versuchte und mislungene, trotzdem aber auch jetzt noch von den Socialisten gefoderte Lösung der socialen Frage berührt und gefährdet die wichtigsten Interessen der gegenwärtigen Staatsgesellschaft. Daher arbeitet seit den verunglückten Experimenten Louis Blanc's eine Anzahl geistvoller und besonnener Männer daran dem Volke einen Wahn zu nehmen dessen Durchführung nicht Alle gleich reich, sondern Alle gleich arm machen würde. Eine antisocialistische Literatur überflutet seit einigen Monaten Frankreich, allein, in eben dieser Zeit feiert der Socialismus einen so glänzenden Wahlsieg, daß die kaum besänftigten Befürchtungen aufs neue das öffentliche Leben ins Stocken bringen. Hierin liegt eine wichtige und praktische Lehre, die nämlich, daß sich Thatsachen nur durch Thatsachen, nicht aber durch theoretische Auseinandersetzungen bekämpfen lassen. Es ist Nichts damit gewonnen, wenn dem Armen bewiesen wird, der Socialismus hebe die persönliche Freiheit auf, und knechte im falschverstandenen Interesse der Gemeinheit die Individualitäten: der einzig erfolgreiche Anlauf zur Lösung der socialen Frage wird die Speculation sein, die aus dem Chaos von Möglichkeiten geeignete praktische Mittel zur Minderung des Volkselends herausfindet. Die socialistische Partei will das Elend freilich zerstören, aber nur durch Vernichtung der Gesellschaft; die conservative Partei strebt die Gesellschaft zu erhalten, weiß dem Elende aber nirgend beizukommen. Die große Aufgabe der Zukunft ist es die socialistische Theorie mit der alten Gesellschaft, die Tradition mit der Neuerung zu versöhnen, und wenn d. Bl. heut den Socialismus in den Kreis ihrer Besprechungen ziehen, so geschieht Dies, weil sie auf einen merkwürdig kühnen Versuch hinweisen wollen der mit Zugrundelegung der bestehenden Gesellschaft diese Versöhnung vollbringen will.

Emil v. Girardin, „der durch sein Journal Jahre lang die öffentliche Meinung bald in Erstaunen setzte, bald beherrschte, und dessen Meinungen, selbst wenn sie die Billigung des Publicums nicht fanden, doch immer ein allgemeines Interesse erregten", hat in seinen „Études politiques", und in dem „Journal d'un journaliste au secret" eine Gesellschaftsorganisation niedergelegt, die mit seinem Geiste aus dem Schooße der Gesellschaft selbst entlehnt ist, zuletzt aber, Das müssen wir gleich von vornherein gestehen, fast ebenso idealistisch und utopistisch wird als der bekämpfte Socialismus. Bei der nachfolgenden kurzen Darlegung des Girardin'schen Systems halten wir uns an die übersichtliche Darstellung Pelletan's, der zugleich zwei Broschüren von einem Schüler Girardin's, „La force et l'idée" und „L'abolition du prolétariat", mit benutzt hat.

Girardin glaubt wirklich an die Lösung der Frage über das Arbeitsrecht, und unterscheidet sich von den Socialisten nur durch die Methode und die Mittel die er anzuwenden vorschlägt. Die socialistischen Schulen wollen, daß man ihnen die Gesellschaft einmal ganz und gar preisgebe um alle Institutionen neu zu gestalten; Girardin dagegen will die traditionnellen Elemente der Gesellschaft nur erweitern und befestigen, und sie durch sich selbst verbinden und organisiren.

Was ist eine Nation? fragt er. Sie ist Staub. Der Einzelne lebt neben dem Einzelnen, wie Atom in der Luft neben Atom schwebt. Betrachte man z. B. die Familie. Was ist sie nach der ersten Revolution, welche überall die Erbschaft getheilt, und die Einzelexistenzen zerbröckelt hat? Die Familie ist eine zerstreute Saat von Individuen, die sich nicht einmal ihrer Genealogie erinnern, und doch den väterlichen Namen in alle Winkel des Erdkreises tragen. Der Verwandte leistet den Verwandten höchstens an dem Todestage einen Dienst. Das einzige Gute was er geschaffen hat ist seine Nachlassenschaft, und welche Verpflichtung entspringt dem Erben aus seinem Erbschaftsrecht? Keine! Ueberall findet man eine Wechselbeziehung zwischen Lasten und Vortheilen, nur in der Familie nicht!

Gehen wir noch näher auf die Familie ein. Ein Vater hat vier Kinder; er schickt sie in Schule und Bildungsanstalten, und mit dem dreißigsten Jahre stürzen sie in die Welt, und lassen sich weit vom väterlichen Hause nieder. Man steht freilich noch in brieflicher Verbindung, man schreibt sich jährlich wol zwei bis drei mal, aber Das ist Alles! Und Das nennt man eine Familie! Trennung des Lebens, Trennung der Interessen, der Gedanken, der Empfindungen, Das ist eine Familie der wohlhabenden Stände. In den ärmern Classen geht der Sohn aus seiner Heimat um Lehrling, Gesell, Soldat, Diener, Arbeiter, Matrose zu werden; er lebt wo sein Lohn ihn festhält, da, dort, in Algier, in den Colonien. Was sollte er auch in seiner väterlichen Hütte? Er hat ja nur Elend dort gelassen, und würde Elend wieder mit zurückbringen.

Und diese Familie vertheidigt ihr mit solcher Heftigkeit? Das ist keine Familie! Das ist nur Individualismus, Isolirung, Trennung der Personen die von gleichem Blute stammen, und die einst bei demselben Wiegenlied in derselben Wiege geschlafen haben. Die Familie ist ihrem innern Wesen nach etwas Heiligeres; sie ist die Solidarität aller Verwandten die denselben Ursprung haben. Jeder Pulsschlag erinnert an die Pflichten die Einer dem Andern schuldet, und so war es auch einst, als der Name eine Ehre war und der Stammälteste die Verpflichtung hatte die Jüngern seines Geschlechts zu unterstützen und auszustatten.

Um dies geschwundene Gefühl der Verwandtschaft neu zu beleben, muß man die Solidarität der Familie decretiren. Der Verwandte ist im Guten und Bösen für den Andern verantwortlich, der Arme hat Anspruch auf der Seinen Beihülfe, ein Familienrath entscheidet über Vertheilung von Recht und Pflicht. So bildet sich eine Gesammtvorsehung, deren Auge über jedem Bürger wacht, und ihn durchs ganze Leben begleitet. Da der Verwandte auch für die Fehler des Andern verantwortlich ist, so hört das alte Criminalverfahren auf. Mit wenig durch die Klugheit gefoderten Ausnahmen werden die Gefängnisse geöffnet, Todesstrafe, Zwangsarbeit, Klausenhaft, Einsperrung sind abgeschafft, nur die Verbannung bleibt für die Mörder. Wie das salische Gesetz fodert Girardin bei allen Verbrechen nur Ersatz des Schadens und des Interesses.

Die Familie ist für die Verurtheilung solidarisch verpflichtet. Sie soll über die Moralität des Verbrechers wachen; durch ihre Nachlässigkeit hat sie Theil am Vergehen, und muß daher auch die Sühne mittragen. Aber dann kann ein einzelnes schlechtes Subject seine ganze Familie zu Grunde richten? Girardin hat dieser Möglichkeit vorzubeugen gesucht. Er will hinsichtlich der solidarischen Verantwortlichkeit eine Milderung eintreten lassen, und zwar in Art einer Versicherungsgesellschaft gegen die Gefahr solcher Entschädigungsleistungen. Durch Zahlung einer bestimmten jährlichen Prämie kann man sich von dem Rifico der Schadloshaltung befreien.

Und hier entwickelt nun Girardin seine Steuertheorie. Die „Auflagen" will er durch „Versicherungen" ersetzen. Der Staat ist der Oberassecurator aller Bürger gegen jede Gefahr, und dafür wird Jeder willig dem Staate entgegenkommen keinen Einsatz demselben zu zahlen.

Wenn Girardin auch die Gefängnisse abschaffen will, so klingt Dies sonderbar; er erklärt sich hierüber so: „Eure Gefängnisse sind die wechselseitigen Schulen des Verbrechens. Einen Dieb sperrt ihr ein, als Mörder entlaßt ihr ihn. Und was macht ihr denn mit den Freigegebenen? Ihr schafft um euch eine permanente Insurrection, die den Dolch in der Hand die Gesellschaft umschließt. Dagegen habt ihr das Zellengefängnißsystem erfunden, dieses System eines langsamen Mordes an jenen Tausenden von Unglücklichen. Die Zellengefangenschaft ist ein Vorgeschmack der Hölle, und die Gesellschaft schrickt vor ihrer Anwendung zurück.

Girardin will die Verbrecher ihrer Familie schicken, und da jedes Verbrechen sich zuletzt in einen materiellen Schaden für die Gesellschaft auflöst, so fodert er eine Geldentschädigung von der Familie. Ist die Familie arm, so soll die Commune für sie eintreten, und ist die Commune, die Familie der Familie, arm, dann soll sich der Staat, als die Commune der Communen, ins Mittel schlagen; denn ihm liegt es ob Aufklärung und Wohlstand und Sittlichkeit unter den Bürgern zu verbreiten. So will Girardin in der Gesellschaft eine ungeheure Dienstlhierarchie begründen, eine stufenweise Solidarität, die von der Familie bis zum Staate emporsteigt. Statt einer unter dem Mühlstein des Civilcodex fortwährend zermalmten Gesellschaft, wo der Mensch ununterbrochen seiner eigenen Freiheit, d. h. seiner eigenen Ohnmacht überlassen sei, würden wir denn eine einheitlich organisirte, festgekittete Gesellschaft haben, in der selbst das ärmste Kind eine liebevolle hülfreiche Hand, und ein über seinen Wegen waches Auge finden würde.

Girardin's System geht noch weiter: Angeregt durch das Ungeheuer der Concurrenz fragt er sich, ob es kein Mittel gäbe nach gemeinsamem Uebereinkommen, und im Interesse der Arbeiter die Arbeitsverhältnisse überall zu nivelliren. Um Dies zu erreichen müßten die verschiedenen Staaten einen Amphyctyonenrath der Industrie errichten, der die Tarife revidirte, und Lohn und Arbeitszeit regulirte. Von dem Fortschritte der Civilisation in der Menschheit hofft Girardin dereinst eine bei dem jetzigen Zustande der Productien allerdings nicht mögliche Herabsetzung der Arbeitsstunden, damit die Arbeit dem Arbeiter auch das Mittel verschafft neue Kräfte für sein schweres Tagewerk zu gewinnen.

Das ist der Grundriß von Girardin's neuem Gesellschaftssystem. Seine Mängel liegen klar zu Tage, aber als ein Versuch von Seiten der Nichtsocialisten, praktisch zu sein, verdient er mehr Beachtung als eine neue Zusammenstellung Dessen was sich gegen den Communismus vorbringen läßt. Mögen die Staatsmänner die die Existenz der Gesellschaft auf die Spitzen der Bayonnete gebaut haben doch nie vergessen, daß ein in die Welt geworfener Gedanke so lange in ihr gärt, bis er eine Befriedigung gefunden hat. Das durch gute Staatsinstitutionen bethätigte redliche Bemühen die Lage des Armen besser zu gestalten wird allein im Stande sein die Feinde der Gesellschaft wieder mit ihr zu versöhnen. Die rechten Institutionen finden, heißt die Welt vom materiellen Elend erlösen, und es erscheint als eine heilige Pflicht, daß Die welche die Bedürfnisse, den Organismus und die Vervollkommnungsfähigkeit der Gesellschaft kennen, ihre Kraft nicht unversucht lassen an dieser rettenden That. 31.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handwörterbuch
deutscher sinnverwandter Ausdrücke
von Ch. F. Meyer.

Gr. 8. In fünf Heften zu 12 Ngr.

Das soeben versandte erste Heft gibt über den Plan und die Einrichtung dieses neuen synonymischen Wörterbuchs die beste Auskunft. Die übrigen Hefte werden in rascher Folge bis Ende dieses Jahres geliefert.

In gleicher typographischer Einrichtung erschien bereits in demselben Verlage:

Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch u. s. w., nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. Gr. 8. (In 8 Heften zu 8 Ngr.) 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wiener
Literarische Unterhaltung.
Nr. 1.
Erscheint jeden Sonntag.

Bernſtorf, von der Herzogin Sophie gewonnen, that das Seinige um den Herzog von Celle zu beſchwatzen. So ward der Prinzeſſin Schickſal entſchieden, dem weiblichen Sinne und Herzen ward zugemuthet ſchweigend und willenlos der fremden Wahl zu folgen, die ihr einen unliebenswürdigen, kalten und rohen Gemahl in dem Prinzen Georg gab. Ihre frühern Bewerber wurden abſchläglich beſchieden, der entſchiedene Widerſpruch der Prinzeſſin von der kalten Diplomatie verworfen, durch falſche, hierzu geſchmiedete Briefe ihr Verhältniß mit Königsmark aufgelöſt, wie treu ihm auch ihr Herz blieb. Nach einer lebensgefährlichen Krankheit Sophie Dorothea's ward die Heirath am 21. Nov. 1682 in Celle vollzogen. Die reizende, friſche, natürliche Braut und das eiſige, unangenehme Bronzegeſicht des Prinzen bildeten den ſchreiendſten Gegenſatz, aber die Prinzeſſin, „in deren Herzen derſelbe kalte eiſige Rauchfroſt lag der draußen die Erde bedeckte, trat feſten Schritts zum Altar und überſtand die Feierlichkeit" (I, 308). Palmblad fährt fort:

Einige Tage darauf mußte Sophie Dorothea ihren geliebten Aeltern und ihrer ſtillen, friedlichen Heimat Lebewohl ſagen, um einem unbekannten Schickſal, einem geräuſchvollen, üppigen Hofe, fremden Umgebungen und ſchlüpfrigen, in Parteien zerfallenen Menſchen entgegenzugehen, von denen keiner ſie liebte.

So ſchied Marie Antoinette aus ihrem Vaterlande um die unglücklichſte aller Königinnen zu werden, ſo ſchloß 112 Jahre ſpäter der Ur-Urenkel Georg's I. und Sophie Dorothea's, Georg IV. von England, als Prinz von Wales eine Ehe mit der ihr verwandten Karoline von Braunſchweig, in welcher von Anfang bis zu Ende ſich dieſelben Auftritte wiederholten durch welche die Ehe ſeiner Vorfahren ſo unheilvoll geworden war. Das ſind die welfiſchen Haustragödien.

Im erſten Buche des zweiten Theils ſind wir in Spanien. Karl Johann Königsmark kämpft hier in einem Stiergefechte mit, wird zwar verwundet, aber gelangt dafür als ſtattlicher, ſchöner Mann in die große Gunſt der Doña Thereſa, knüpft ein zärtliches Verhältniß mit ihr an, befreit ſie endlich als Gatte und Verwandten die verliebte Dame von Madrid wegbringen wollen von dieſer Begleitung, und reiſt eine Zeit lang mit ihr im Lande herum, bis er ſich zuletzt mit ihr entzweit und Beide ſich trennen. Die Schöne will in ein Kloſter gehen, Königsmark aber begibt ſich zur franzöſiſchen Armee nach Catalonien, bei welcher Ludwig XIV. ihm ſchon früher ein Oberſtpatent verliehen hatte. Das ſind die Hauptbegebenheiten dieſes erſten Buchs, welches außerdem mit langen Excurſen über Stiergefechte und Autodafés, über ſpaniſche Schlöſſer und Gärten, über Sitten und Gewohnheiten des hohen Adels, und mit einer Anzahl Anekdoten aus dem Privatleben des Königs Karl II., ſeiner Gemahlin und ihrer nächſten Umgebungen angefüllt iſt, faſt zu reichlich nach unſerm Dafürhalten, indem das Intereſſe an den Hauptperſonen des Buchs darunter leidet. Daſſelbe gilt von den Unterredungen mit Ludwig XIV., wo der König, dem die Gabe einer feinen und gewinnenden Unterhaltung ſo ſehr zu Gebote ſtand, in ſeiner Verhandlung mit Königsmark, den er gern zum Katholiken bekehren möchte, faſt zu familiär erſcheint. Auch in ſolchen Beziehungen iſt viel von Walter Scott zu lernen, deſſen fürſtliche Perſonen ſtets mit Würde, Wahrheit und Sicherheit geſchildert ſind.

Das zweite Buch enthält nun die eigentlichen Tragödien welche ſich im Schloſſe zu Hanover in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts zugetragen haben, und an welche durch die obengenannte engliſche Schrift und erſt im vorigen Jahre durch Sternberg's geiſtreiches Charakterbild der Gräfin Aurora Königsmark im erſten Bande ſeiner „Berühmten deutſchen Frauen des 18. Jahrhunderts" erinnert worden iſt. Wir brauchen daher nicht genau auf alles Einzelne einzugehen. Der hanoverſche Hof Ernſt Auguſt's bot zu jener Zeit ein ſehr unerfreuliches Bild dar: der Herzog oder neue Kurfürſt, in Intriguen lebend, auf Glanz und Pracht in allen Dingen ausgehend, dabei in Erinnerung der ihm früher von Frau Eliſabeth von Platen bereiteten Freuden noch gänzlich in den Banden dieſes heftigen und wollüſtigen Weibes, welche von Anfang an die erbittertſte Feindin der jungen Kurprinzeſſin Sophie Dorothea geworden war. Ohne nun hier bei den mit großem Fleiße zuſammengetragenen Schildereien des hanoverſchen Hoflebens zu verweilen, ſagen wir nur, daß die Platen den Unfrieden in die Ehe des Kurprinzen Georg ſäete, ſeine ehebrecheriſche Verbindung mit dem Fräulein Meluſine von Schulenburg (der nachmaligen Herzogin von Kendal) herbeiführte, und ihren giftigen Haß gegen die unglückliche Prinzeſſin, die ſich von ihren natürlichſten Beſchützern verlaſſen ſah, noch ſteigerte, als ſie gewahr ward, daß der von ihr mit der vollſten Leidenſchaft geliebte Graf Philipp Chriſtoph von Königsmark ihr untreu geworden war und ſich der Kurprinzeſſin näherte. Denn Königsmark hatte, ſo flatterhaft und ausſchweifend er in der Liebe war, trotz neunjähriger Abweſenheit die Prinzeſſin von Celle und die Erinnerungen ſeiner frühen Jugend nicht vergeſſen; um ſo lebhafter ward jetzt, wo er die einſt ſo geliebte Fürſtin ſo unwürdig behandelt, ſo ſchändlich verleumdet fand, die frühere Sehnſucht erregt und die Begierde ſie an ihrer Feindin, der Platen, zu rächen, ſie durch ſeine Liebe für die unverdiente Zurückſetzung und die brutalen Mishandlungen (II, 201) ſchadlos zu halten welche ſie in ihrer Ehe erfuhr. Die Prinzeſſin kam ſeinen Wünſchen entgegen, ſeine Künſte, möchten wir mit Schiller's Maria Stuart in einem ähnlichen Falle ſagen, „waren keine andere als ſeine Männerkraft und ihre Schwachheit". Daß ſich aber dies Verhältniß bildete, und daß Sophie Dorothea nicht ſo ſchuldlos geweſen iſt als man lange geglaubt und ſie ſelbſt in den von ihr angeblich hinterlaſſenen Memoiren behauptet hat, Das ergibt ſich aus den ungefähr hundert Briefen welche Palmblad in einer ſchwediſchen Bibliothek entdeckte, und aus denen er eine Reihe von Auszügen zuerſt in Nr. 282—287 d. Bl. f. 1847 mitgetheilt hatte.

Dieſer Briefwechſel umfaßt einen Zeitraum von ſechs

Jahren, ohne daß sich jedoch eine Zeitfolge der einzelnen Briefe, die zum Theil in Chiffern geschrieben sind, genau bestimmen läßt. Der Inhalt besteht hauptsächlich aus gegenseitigen Versicherungen von Liebe und ewiger Treue, aus Klagen über ihre Trennung und über den Zwang ihres geheimen Verhältnisses, aus Plänen zu heimlichen Zusammenkünften, aus Berichten über ihre Geschäfte, Vergnügungen und Unterhaltungen, gemischt mit eifersüchtigen Vorwürfen von Seiten des Grafen über die Coquetterie der Prinzessin und von der ihrigen über anscheinende Bevorzugung anderer Hofdamen. Und dennoch mögen selten zwei Personen einander mehr geliebt haben als Philipp Königsmark und seine Leoniſſe, wie er liebkosend die Prinzessin nannte. Aber man erschrickt zugleich vor der Roheit mit welcher Königsmark seiner Geliebten allerhand sehr unzüchtige Geschichten (wie in Nr. 5) erzählt, man muß den hohen Grad von Rücksichtslosigkeit bewundern, wenn er sich (Nr. 14, 15) über das eheliche Zusammensein der Prinzessin mit ihrem Gemahle beklagt, und man wird sich eine hinlängliche Vorstellung von der großen Freiheit dieser Liebschaft machen können, wenn man Stellen liest wie die folgenden: „Votre lit et vous dedans me sont perpétuellement devant les yeux" (Nr. 8); oder: „Quel plaisir, quel enchantement n'ai-je point senti entre vos bras. Dieu! Quelle nuit ai-je passée" (Nr. 18) und dann wieder: „J'embrasserai ce soir la personne la plus aimable du monde, je baiserai ses lèvres charmantes... vos genoux... et le plus beau corps du monde" (Nr. 34). Wir halten es nicht für schicklich hier mehre Stellen auszuziehen, aber für die Sitten des 17. Jahrhunderts in den höhern Ständen unsers Vaterlands sind diese Briefe ein zu wichtiges Document als daß wir ihren schlüpfrigen Inhalt hätten unerwähnt lassen können; denn Königsmark ward von der Vertrauten der Prinzessin gewöhnlich nach Mitternacht zu ihr geführt, er blieb oft ganze Tage daselbst, während man in seinem Hause vorgab, er sei krank, ja die Prinzessin selbst ist des Nachts heimlich in Königsmark's Wohnung geschlichen. Sie spricht in den feurigsten Ausdrücken von ihrer Liebe: „Je mourrai", schreibt sie, „si je n'ai la *joie de vous embrasser*", oder „mon amour me donne tant de courage, que j'ai toutes les peines du monde à l'envie ou *je suis de vous embrasser*" (Nr. 7, 10); sie erklärt sich bereit ihm ihre réputation zu opfern, ihm zu folgen au coin du monde und mit ihm zu sterben (Nr. 9). Königsmark will jedoch darauf nicht eingehen, so lange sein Vermögen so wankend und seine Stellung so untergeordnet ist; er will erst Ruhm und Reichthum im Kriegsdienste suchen. Aber ihre Bitten halten ihn in Hanover zurück, selbst nachdem er nicht mehr hanoverscher Oberst war. Hier ereilte ihn dann der gräßlichste Mord, und der glänzendste Cavalier seiner Zeit fiel unter den unwürdigen Streichen einer Rotte dazu gemietheter Trabanten. Die Schilderung bei Palmblad, welche zum Theil aus den Memoiren der Prinzessin entlehnt ist, trägt dieselben Spuren der Unwahrscheinlichkeit welche wir bereits oben im Allgemeinen an diesem Buch gerügt haben: wer hat wol bei einer so niederträchtigen Mordthat, „über welche die deutsche Nation erröthen muß" (Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts", I, 219) und die so außerordentlich geheim gehalten worden ist, die kleinsten Umstände erfahren können? Weit glaubwürdiger ist die Beschreibung des schrecklichen Ereignisses bei Cramer a. a. O., I, 53—103. Der Graf Königsmark fiel, nicht sowol wegen seines sträflichen Verhältnisses mit der Kurprinzessin, sondern als das Opfer der bis zum blutdürstigen Hasse gesteigerten Eifersucht der Gräfin Platen, welche den Kurfürsten Ernst August, wie Palmblad gleichfalls erwähnt, zum Theilnehmer der Unthat zu machen wußte. Auf diese Weise konnte auch jede Nachforschung unterdrückt werden, und der Hergang dieser Unthat ist eins der Geheimnisse geblieben welche in fürstlichen Häusern zum Verdruß neugieriger Späher verwahrt gehalten werden.

Der Bericht über die Trennung der Ehe Sophie Dorothea's, über ihre Einschließung im Schlosse zu Ahlden und ihre unbarmherzige einunddreißigjährige Gefangenschaft bis zu ihrem Tode 1727 füllen die letzten Seiten unsers Buchs.

Wir erinnern uns von der Hauptperson des Titels, der Gräfin Aurora Königsmark, noch Nichts gesagt zu haben; aber ihre Erwähnung in beiden Theilen beschränkt sich nur auf die historisch genaue Beschreibung ihrer Schönheit aus dem Munde des alten Ernst August (II, 188), auf eine scherzhafte Unterredung mit ihrem Bruder Philipp um ihm das Geheimniß seiner Liebe zur Prinzessin Sophie Dorothea zu entlocken, und auf ein kurzes Auftreten am Hofe zu Hanover, wo der Verf. bemüht gewesen ist ihre Vorzüge als Dichterin und Sängerin in das vortheilhafteste Licht zu setzen. Unstreitig wird in den beiden folgenden Theilen Aurora's Name nicht blos als Hauptperson auf dem Titel stehen, sondern sie selbst als die vorzüglichste Trägerin der Geschichte ihrer Familie erscheinen. 9.

Ein Preßproceß in Sachsen.

Leipzig, 25. Aug. 1849.

Ein interessanter Preßproceß — interessant durch den Gegenstand und das Gebahren der Staatsanwaltschaft bei der Einleitung desselben — macht jetzt viel von sich sprechen, und nimmt das Interesse unsers gebildeten Publicums in um so höherm Grade in Anspruch, als das Verfahren und der Ausgang dieses Processes für die Residenz des deutschen Buchhandels von besonderer Wichtigkeit ist. Sie erinnern sich vielleicht einer Reihenfolge von Broschüren, und wenn ich nicht irre ist erst kürzlich in einem officiellen Organ Sachsens davon die Rede gewesen, die bei C. E. Kollmann in Leipzig erschienen, das allgemeine Interesse in so hohem Grade in Anspruch genommen haben, daß der ungewöhnliche Absatz in kurzer Zeit mehre Auflagen nothwendig machte. Die erste dieser Broschüren: „Wichtige historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu", gibt über die Wunder und Leidensgeschichte des Stifters der christlichen Religion so einfache, so klare, so natürliche Aufschlüsse, daß man unwillkürlich die gelehrten und spitzfindigen belächelt durch welche der geistreiche Rationalismus eines Strauß u. s. w. die Unbegreiflichkeiten der christlichen

Tradition auszugleichen und mit der Vernunft zu versöhnen suchte. Es waren Dies Bemühungen wie die eines maître tailleur der ein altes Kleid modernisiren soll ohne den alten Schnitt zu vernichten!

Die zweite dieser Schriften: „Jesus der Essäer, oder die Religion der Zukunft", behandelt nach einer kurzen Beweisführung der Echtheit, Wahrscheinlichkeit und des Vernunftgemäßen der „Enthüllungen" die möglichen Folgen der durch dieselben angebahnten neuen Begründung und Auffassung der christlichen Lehre, und bemüht sich die Gesichtspunkte festzustellen unter welchen die „Religion der Zukunft" auf neuen begreiflichen und menschlichen Basen sich herstellen wird. Beide Schriften haben nicht eine Vernichtung des Christenthums, dieser reinsten und menschlichsten Sittenlehre, sondern nur eine Purification der historischen Quellen und der Consequenzen derselben zum Zweck. „Die Lehre Jesus des Essäers", sagt der Verf., „bedarf als die Lehre eines Menschen der unter weit überflügelten Culturverhältnissen lebte einer Reinigung von den Schlacken ihrer Zeit, einer Accommodation ihres Zusammenhangs zerstreuter, in die orientalische Bildersprache eingehüllter Grundsätze, einer systematischen Zusammenstellung ihrer Wahrheiten, einer Organisation der Ausführung derselben."

Die dritte der angeführten Broschüren: „Der wahre christliche Staat oder die Religion der Zukunft und das Ziel der Revolution", zieht die Consequenzen der reinen Sittenlehre des auf neuen Grundlagen ruhenden Christenthums für die Gesellschaft und den Staat. Es ist hier keineswegs von einer communistischen Tendenz die Rede. Im Gegentheil weist die Schrift die Theorien dieses socialen Abortus als der menschlichen Natur widerstrebend entschieden zurück. Wol aber sucht der Verf. die nicht wegzuleugnenden Theorien der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, die jetzt eine noch nicht beendigte Revolution hervorgerufen, als eine Folge „der Staatsreligionen" darzustellen, und auf die Nothwendigkeit des glücklichern Zustandes hinzuweisen, der nach der Vollendung der religiösen und staatlichen Revolutionen, deren Ziel und Aufgabe er ist, den künftigen Generationen zu Theil werden wird. Obgleich diese Schrift in einer gemessenen, der Würde des Gegenstandes anpassenden, mehr philosophischen als populairen Weise geschrieben ist, hat die sächsische Staatsanwaltschaft sich doch veranlaßt gefunden — aus Gründen die unter den obwaltenden Verhältnissen keiner Erwähnung bedürfen — auf einzelne Stellen der Schrift, und namentlich des in Beziehung auf die Verirrungen des Cultus der einzelnen christlichen Sekten einmal gebrauchten Ausdrucks: „heiliger Unsinn" hin, die Schrift wegen darin enthaltener „Gotteslästerung" confisciren und den Herausgeber in Anklagestand versetzen zu lassen. Heutzutage, wo wir Glaubens-, Lehr- und Gewissensfreiheit zu unsern schönsten „Errungenschaften" rechnen, gewinnt diese Anklage eine eigenthümliche Bedeutung. Das Band zwischen der privilegirten Staatskirche und dem Staat scheint noch nicht gelöst, und wenn theologischer Fanatismus die Triebfeder der Anklage war, so scheint der sächsische Protestantismus Hrn. Pascal's jesuitische Vertheidigung der Sanftmuth der Kirche nachahmen zu wollen, der die religiösen Verfolgungen durchaus der weltlichen Macht in die Schuhe schiebt. (Pascal, XIVe lettre provinciale: „Tout ce que le tribunal montre de sévère et d'effrayant, et la peine de mort surtout appartient au gouvernement; c'est son affaire, et c'est à lui seul qu'il faut en demander compte.") Mehr aber als die Anklage selbst, die man bei Neigung der politischen Hofmagnetnadel nach rückwärts vielleicht nicht allzu wunderbar findet, verdient das Verfahren der sächsischen Oberstaatsanwaltschaft beleuchtet zu werden, das mit der Sehnsucht der Zeit nach humaner Rechtspflege ziemlich grell contrastirt. Am 20. Juni wurde „Der wahre christliche Staat" confiscirt, und bis zum heutigen Tage ist dem Verleger noch nicht einmal die Anklageschrift, trotz mehrfacher Mahnungen, zugeschickt worden. Ich will ein Buch nicht gerade als eine Person betrachten, der spätestens nach 24 Stunden der Grund der Inhaftirung angegeben werden soll. Jedenfalls aber hat es mit einem Buche, dem Ausfluß der geistigen Thätigkeit einer Person, eine andere Bewandtniß als mit einem Sack Kaffee, dessen Werth durch eine längere oder kürzere Incarceration von Staats wegen Nichts verliert. Wer entschädigt aber den Besitzer dieses geistigen Eigenthums für die Verluste die ihm aus der langen Unterbrechung seines Geschäftsbetriebes erwachsen? Wenn das Geschworenengericht, zu dessen Einführung man leider noch keine Anstalten machen sieht, nach langer Zeit endlich sein „nicht schuldig" ausspricht, hat der Buchhändler nicht unschuldig unberechenbare Verluste erlitten? Auf diese Weise kann, wir dürfen es nicht leugnen, die Omnipotenz einer rechtgläubigen Staatsanwaltschaft nicht allein die Keime unserer Errungenschaften, die Freiheit der Presse, so ziemlich illusorisch machen, sondern auch jede misliebige buchhändlerische Persönlichkeit mit einiger Beharrlichkeit an den Bettelstab bringen. Es gibt viele Wege auf denen man zum status quo der Vergangenheit zurückkehren kann; wir wollen nicht hoffen, daß dieser Weg auch zu ihnen gehöre.

Bibliographie.

Braß, A., Die Glocke auf Sanct Nicolai. Historische Erzählung aus Berlin's Vorzeit. Berlin, Simion. 8. 1 Thlr.

Degner, C., Predigten. Aus seinem Nachlasse ausgewählt. Passau. Gr. 8. 28 Ngr.

Feldmann, L., Deutsche Original-Lustspiele. IV. Wien, Wallishausser. Gr. 12. 2 Thlr.

Flugi, A. v., Cardenio. Dramatische Dichtung. Chur, Hitz. 1848. Gr. 16. 9 Ngr.

Gügler's, A., Ansichten über Europas Zukunft, gesammelt, geordnet und mit Bemerkungen herausgegeben von J. L. Wachter. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 16. 16 Ngr.

Holtzendorff, F. v., Republikanische Lieder. Dem Deutschen Volke gewidmet. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 10 Ngr.

Kerner, J., Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786 — 1804. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 2 Thlr.

Mühlbach, L., Aphra Behn. Roman. Drei Bände. Berlin, Simion. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Patuzzi, A., Der Thron von Württemberg. Dichtungen. Chur, Hitz. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wachsmann, C. v., Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1850. 12ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Focke. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Ansprache an meine Landsleute, die Altbayern und ex jene Neubayern, die in Bezug auf die Reichsverfassung es mit uns halten mögen. Passau. Gr. 8. ½ Ngr.

Elteſter, H., Glaube und Werke. Eine Predigt über Epistel Jacobi 1, 22—25. Herausgegeben vom Verein für evangelische Kirchengemeinschaft. Potsdam, Riegel. 8. 1½ Ngr.

Pfeffer, H., Die politische Auferstehung des Teltower Bauern-Vereins, oder: Die Austreibung der Jesuiten. Eine wahrhafte Begebenheit, nichtamtlich mitgetheilt. Berlin, Löwenherz. 4. 1½ Ngr.

Rechts, nicht links. Eine Antwort auf die Flugschrift Rechts und links. Passau. Gr. 8. ½ Ngr.

Rohmer, F., Erklärung an die bayerischen Wahlmänner. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Straube, C. W., Die Ereignisse des 24. Novbr. 1848 in Erfurt. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 3 Ngr.

— — Ein Tag in der Republik. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 3 Ngr.

Tacitus' Germania. Nach einem bisher nicht verglichenen Codex übersetzt von dem Herausgeber einer lateinischen Bibliothek. Halle, Schwetschke u. Sohn. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 223. — 17. September 1849.

Eine Novelle von A. von Sternberg.

Wir haben gelegentlich Hrn. v. Sternberg erwähnt. Der Baron ist in voller Thätigkeit. Was hat er nicht seit ein paar Jahren silhouettirt und ausgeschnitten! Märchenhafte Geschichte und geschichtliche Märchen, romanhafte Kritik und kritische Romane, phantastische Nachtbilder und sentimentale Lichtgestalten, stille, tiefe, dämmernde Labyrinthe des Liebeslebens und die lärmvollen Wirren der Politik, Netze der Salonintrigue und Verschlingungen der Weltereignisse, Herzens- und Tagesfragen — alles Das durcheinander. Mein Gott, ist Das nicht unendlich viel? Und doch Alles so leicht, so zierlich, auf Rosablättchen, in kleinen flimmernden Rahmen — diese ganze Unendlichkeit recht bequem auf einen Kipptisch in elegantem Damenboudoir hinzustellen.

Die „neue Zeit", sagt uns der freiherrliche Apollo, habe auch an seine Thüre geklopft; seitdem, wie wir wissen, hat er wiederholt in den Köcher voll ferntreffender Pfeile gegriffen — d. h., damit man uns nicht misverstehe, er hat seine feine Feder zum satirischen Pfeil gespitzt, den er kräftig abdrückte. Doch hat er auch wieder einmal ganz allein seine goldene Lyra wirken lassen; auf bewegliche Gemüther, auf empfindsame Herzen berechnet ist die neuerschienene Novelle:

Wilhelm. Von A. von Sternberg. Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. 1849. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

In der Mappe des Dichters lagen diese wohlduftenden Blätter noch vor dem März 1848; er hat sie in windstiller Zeit geschrieben, und reiht sie nun in eine ganze Literatur gleicher Art, die, meint er, „nicht minder interessant ist für den Literarhistoriker wie für den Beobachter der Sitten und Zustände". Dieses Interesse wenigstens nimmt er für seine Erzählung in Anspruch, „im Fall es ihr nicht gelingen sollte das höhere Interesse ihrer künstlerischen Erscheinung dem Leser abzunöthigen". Es versteht sich, daß er selbst an dieser höhern, künstlerischen Erscheinung nicht im mindesten zweifelt. Und wie sollte er auch, da er seine Kunst hier wirklich erschöpft hat? Er gibt uns diesmal einen stark durchwürzten Extract seiner ganzen innersten Poesie zu kosten. Ich meinestheils zeige diese Novelle keineswegs an um den Literarhistoriker oder den Sittenbeobachter darauf aufmerksam zu machen; beide werden hier nicht ein Körnlein herausbringen das der Mühe lohnt, trotzdem daß für den Einen sogar Theaterkritiken, halb ästhetische, halb literarhistorische Bemerkungen eingeflochten sind, und für den Andern die Novelle eine ziemliche ethnographische Ausdehnung hat: denn der Schauplatz ist bald in Brüssel, bald in Paris, bald in Baden, und die handelnden, Personen sind Deutsche, Italiener, Engländer, Franzosen und Russen. Doch abfinden wollen wir uns ein- für alle mal mit dieser anspruchsvollen „Portraitirkunst", die sich für Seelenmalerei ausgibt, mit dieser coquetten, schönthuerischen und doch auch andächtelnden Novellistik, die uns anmuthet, daß wir uns in einen wunderbaren Frühling der Phantasie und des Herzens versetzt fühlen, wenn wir in destillirtem Rosenduft baden.

Wilhelm Ortwell ist eine reine Gefühlsnatur, wie sie sich Hr. v. Sternberg denkt, ein leidenschaftlicher, liebetrunkener Schwärmer von früher Jugend auf. So schwärmt er denn über alle praktischen Verhältnisse, über die Beziehungen seiner schlichtbürgerlichen Familie weit hinaus. Er hat einen biedern Vater, der Pfarrer ist, eine zärtliche, verständige Mutter, und von den Verwandten steht ihm sein Vetter und Jugendfreund Robert am nächsten, ein kernhafter, tüchtiger Mensch, der das Praktische fest im Auge behält, aber doch auch für das Ideale Sinn hat, „bei aller äußern Derbheit innerlich feinfühlend und edeldenkend". Robert ist Mediciner. Seine Schwester trägt eine stille Neigung zu Wilhelm in sich; die Familie sähe diese Neigung gern erwidert. Aber Wilhelm hat die Bekanntschaft einer Nachbarin gemacht deren wunderbarer Liebreiz ihm die Seele bestrickt. Es ist eine Witwe, um mehre Jahre zwar älter als er, der zwanzigjährige Jüngling, aber prangend in jugendlicher Schönheit. Sie bewohnt seit einiger Zeit dem Pfarrhause gegenüber die alte Villa, die sie aufs reizendste ausgeschmückt. Sie nennt sich Baronin von Sarau und scheint sehr vornehm und reich: doch weiß Niemand, wer die Fremde eigentlich ist, wo sie hergekommen, was sie in diese ländliche Einsamkeit gebracht. Ihre Verhältnisse sind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, selbst für Wilhelm, der sich auch gar keine Mühe gibt es zu durchdringen. Der Zauber ihrer Erscheinung reißt ihn in selige Träumereien hin, und darüber vergißt er Alles, die Mahnungen der tiefbekümmer-

ten Mutter, die ernſte Warnung des Freundes. Die Bekanntſchaft geſtaltet ſich zum innigſten poetiſchen Verhältniß: in Wilhelm alle Glut der Leidenſchaft und ſchwärmeriſche Anbetung der Schönheit; die Baronin (Lucie) bei dem einfachſten und offenſten Weſen, bei dem ſüßeſten Wohlwollen doch die vollendete Weltdame, der man ſich nicht ohne Scheu und Bewunderung nähern kann, die es nicht ſo leicht zur Vertraulichkeit kommen läßt. Man träumt, man ſchwärmt, muſicirt und poetiſirt zuſammen. Die italieniſche Dichterliteratur iſt Lucien die vertrauteſte; Wilhelm beſchäftigt ſich eifrig mit der Sprache, lieſt den Dante, überſetzt den Petrarca, in deſſen Liebeslieder er ſeine eigene Empfindung überträgt. Dieſe Ueberſetzungen, die er der Freundin mittheilt, ſind die glühendſten Geſtändniſſe und werden verſtanden. Auch an eigener Lyrik fehlt es nicht, die uns Hr. v. Sternberg in ungebundener Rede vorführt. So kommt es denn endlich doch dahin, wohin die Innigkeit eines ſolchen Verhältniſſes drängte. Lucie entſchließt ſich ihre und ihres fünfjährigen Kindes Zukunft Wilhelm anheimzugeben. Sie ſagt es ihm in einer der ſchönſten Stunden, wo ſie mit Beſonnenheit und Zartheit ſeiner überſtürmenden Leidenſchaft wehrt, aber auch offen und beſtimmt ihm die Erfüllung eines Wunſches verheißt den er kaum auszuſprechen wagt. Wilhelm ſoll Luciens Gemahl, ſoll der Vater der kleinen Konſtanze werden, dieſes wunderlieblichen „goldlockigen Amor's". Lucie fodert ihn auf die diplomatiſche Laufbahn zu betreten, in der ſie ihm Glück prophezeit, in der ſie durch ihren Einfluß ihn fördern könne; ſie ſei nicht die Machtloſe, Vergeſſene, die ſie ſcheine. Sie hat ihn freilich auch darauf aufmerkſam gemacht, daß ihre Vergangenheit, ihre äußere Stellung ihm ja ganz unbekannt ſei, um ihn recht bedenken zu laſſen, welchen Schritt er thue; ſie hat dabei erklärt, daß ſie den Schleier noch nicht lüften wolle: allein ſie fodert von ihm unbedingtes Vertrauen. Und dieſer Auffoderung bedarf es bei Wilhelm nicht, er gibt ihr Alles hin: ſein Denken, ſein Wollen, ſein Empfinden. Als die Beiden mit den ſüßeſten Liebesworten ſich einander angelobt, ſagt Lucie:

Der Himmel ſieht auf dieſes Bündniß nieder, es kann in ſeinem reinen Lichte geſchloſſen werden; denn Nichts iſt hier was ein Herz das das Edle und Reine ſucht beleidigen könnte. Wenn ich Ihr Gelöbniß annehme, mein Geliebter, ſo geſchieht es in dem Bewußtſein, daß ich den redlichen Willen und auch die Macht in mir fühle an Ihrem Glücke zu bauen.

Der Tag der Vermählung wird feſtgeſetzt, die in aller Stille vor ſich gehen ſoll, ohne daß Wilhelm's Aeltern Etwas davon wiſſen. Am Hochzeittage ruft ihn Lucie in ihr Cabinet und überreicht ihm verſiegelte Papiere, die, ſagt ſie, es bekräftigen, daß ſie Alles was ſie beſitze ihm zu eigen gegeben; auch finde ſich darin Aufſchluß über ihre frühern Schickſale, wie über Das was ſie beſtimme manches ſie Betreffende in geheimnißvolle Schleier zu hüllen. Als ihrem Gemahl dürfe ſie ihm alle dieſe Bekenntniſſe und Schriften nicht vorenthalten, doch bitte ſie ihn die Papiere nicht früher zu öffnen als bis er ein recht dringendes Motiv dazu habe: Das könne aber nur dann ſein, wenn ihre oder ſeine Sicherheit auf dem Spiele ſtehe, und er, um das Schlimmſte abzuwenden, von jedem ſie betreffenden Umſtand unterrichtet ſein müſſe. So lange es die rauhe Wirklichkeit erlaube, möchte er ja den ſchönen Traum mit ihr fortträumen den Beide bis jetzt geträumt. Was iſt dem guten Jüngling willkommener als Träumen! Er nähme am liebſten die Papiere gar nicht. Doch muß er ſie behalten; die Geliebte will es durchaus. Die Trauung wird auf einem entfernten Landhauſe, nach katholiſchem Ritus vollzogen, und gleich nach der Ceremonie beſteht Lucie darauf den Rückweg anzutreten; an ihrer Villa angelangt, bittet ſie Wilhelm ſich in das Haus ſeiner Aeltern zurückzubegeben: morgen in aller Frühe ſolle er wiederkommen. Der Jüngling gehorcht und durchträumt die Brautnacht im Garten. Tags darauf finden ihn die Knechte des Pfarrers ohnmächtig am Ufer des Sees. Er wird nach Hauſe gebracht, und verfällt in ein heftiges Fieber, an welchem er mehre Tage ohne Bewußtſein daniederliegt. Was ihn aber ſo krank gemacht war, um mit Juſtinus Kerner zu reden,

Kein kühler Hauch aus Norden
Und keine Sternennacht —

ſondern gewiß das Aergſte was einem Neuvermählten begegnen kann. Als er am andern Morgen beſprochenermaßen ſich zu Lucie begab, fand er ihr Zimmer leer. Die Baronin, oder wie das zurückgebliebene Kammermädchen merkwürdigerweiſe ſagte, die Herzogin war in der Nacht abgereiſt. Wohin? Auf wie lange? Ja, Das konnte Wilhelm weder von dem Kammermädchen erfahren noch aus dem Billet welches ihm eingehändigt wurde; dieſes enthielt die wenigen Worte: „Vertrauen, Wilhelm, Vertrauen! Bald, hoffe ich, ſehen wir uns wieder."

Wilhelm erzählt dieſe nähern Umſtände acht Jahre ſpäter ſeinem Freunde Robert in Brüſſel, wo Wilhelm ſchon Geſandtſchaftsſecretair iſt, und Robert, der Arzt, auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe eintrifft. Von ſeiner Gemahlin noch immer keine Spur. Sie iſt verſchwunden, verſchollen. Mit dem „Bald" war es alſo Nichts. Nun, ſollte man denken, wär's längſt Zeit geweſen die Papiere zu öffnen; ein dringenderes Motiv konnte es ja doch nicht geben, es handelte ſich um Wilhelm's ganzes Lebensglück, was etwa auch ſo viel iſt wie Sicherheit. Robert fragt denn auch mit haſtiger Ungeduld nach den Papieren — er möchte ſie augenblicklich öffnen, da es unbegreiflicherweiſe noch nicht geſchehen. Aber die Papiere — nun, die befanden ſich wahrſcheinlich längſt da wo die Baronin ſich befand. Wilhelm hatte nicht eher ruhen können, bis er ſich jener Documente entledigt. Er hatte einmal Lucien geſagt, daß er ihr vertraute: da wollte er denn in ihre Geheimniſſe nicht eindringen, wollte den Schlüſſel zu denſelben nicht in ſeinen Händen behalten — und Dies erklärt das Unerklärliche, daß er die Papiere gegen einen Empfangſchein dem Geſchäftsführer der Baronin überantwortet. Robert iſt außer ſich, und ruft: „Das iſt groß!" Der Verf. hält Das auch vielleicht für groß, und wol in einem andern Sinne. —

Die Freunde gehen ins Theater. Es wird „Phädra" gegeben. Hr. v. Sternberg ſtellt die Darſtellung in herkömmlicher romantiſcher Weiſe dar. Dabei portraitirt er wahrſcheinlich — Mlle. Rachel. Der wenig poetiſche Robert iſt ſo ganz ins Anſchauen der Bühnenhandlung verloren, daß er nichts Anderes ſieht und hört. Er bemerkt nicht einmal, daß neben ihm ſein Freund Wilhelm in Ohnmacht gefallen. Dieſer hatte einen Blick in die große Loge rechts geworfen und — ſie geſehen — ſie! Der Leſer wird nicht fragen wen, er weiß es ſchon, hat auch wol errathen, daß im Theater ſo Etwas ſich ereignen wird. Alſo Lucie in Brüſſel, in der großen Loge rechts! Unterdeß war der Ohnmächtige in den Logengang hinausgetragen worden, wo ihm ein junger Mann und ein Mädchen, deſſen Schweſter, Hülfe leiſteten. Robert kam herbei, und das vortreffliche Geſchwiſterpaar wollte ſich die weitere Pflege des Kranken durchaus nicht nehmen laſſen. Er wurde in eine nahegelegene Wohnung gebracht, die Hr. Alfred (ſo hieß der junge Mann) mit ſeiner Schweſter gemeinſam inne hatte. Hr. Alfred arbeitet in einem der erſten Comptoirs; ſeine Schweſter Franziska iſt eine poetiſche Seele, eine werdende Künſtlerin. Sie bildet ſich für die Bühne, die ſie in ihrer Heimat ſchon ein paar mal betreten. Ihr iſt die neue Bekanntſchaft gleich eine höchſt intereſſante; raſch entwickelt ſich ein ſchönes Freundſchaftsverhältniß zu dem fremden ſchwärmeriſchen Manne — und bei dem Mädchen, wie man ſich leicht denken kann, geht's von Freundſchaft bald zur Liebe. Wilhelm geneſt. Bei der Theaterüberraſchung darf es natürlich nicht ſein Bewenden haben. Das Ziel ſeiner jahrelangen Sehnſucht und aller ſeiner Wünſche im Geſichte, muß Wilhelm es erreichen, oder doch zu irgend einer Gewißheit, zu irgend einem Lichtpunkt in dem geheimnißvollen Dunkel gelangen. Er erfährt wo jene Dame wohne, die ſich damals in der großen Loge rechts befunden; er möchte hin zu ihr — doch hat er nicht den Muth; namenloſe Gefühle kämpfen in ihm. Da übernimmt es Robert die erſten Schritte zu thun; dieſer möchte überhaupt ſicher gehen, und will daher unter irgend einem Vorwand die Baronin aufſuchen. Er kommt in die bezeichnete Wohnung, er findet die bezeichnete Dame — und in ihr, in ihr, in der Wilhelm ſeine entſchwundene Gemahlin erkannt, erkennt er eine in Brüſſel allgemein bekannte Buhlerin, Mad. Adelaide! Er kann ſich nicht irren: er hat dieſe Mad. Adelaide durch eine eigenthümliche Geſchichte, an welcher er als Arzt Theil nahm, kennen gelernt; er hat ſich verſichert, daß es wirklich dieſelbe Dame ſei welche die Loge inne hatte, dieſelbe deren Anblick Wilhelm ſo erſchüttert. Und was ſpricht denn auch dagegen, daß die ſogenannte Baroneſſe von Sarau, von der Niemand etwas gewußt, deren Weſen und Thun ihm abenteuerlich genug erſchienen war, und Mad. Adelaide ein und dieſelbe Perſon ſind? Auch dieſe Adelaide iſt eine Abenteurerin, die ſich überall herumtrieb. Alle Umſtände treffen zuſammen — und ſo iſt es denn nur zu wahr: Wilhelm ward das Opfer eines ſchändlichen Betrugs, der Spielball einer Hetäre! Robert gewinnt es mit Mühe über ſich dem armen Freunde dieſe Entdeckung zu machen. Wilhelm iſt wie von einem Blitzſtrahl getroffen. Aber noch kann er es nicht glauben, nicht faſſen, daß das ganze Paradies ſeiner Jugend ſo vernichtet werden ſoll: ſehen will er die Sünderin, mit eigenen Augen ſich die heilloſe Ueberzeugung verſchaffen. Die heilloſe, aber auch die einzig heilende: Das iſt Robert klar. Hat Wilhelm erſt die unumſtößliche Gewißheit, daß er ſeine ſchönſte Lebenszeit einer Unwürdigen, einer ſchnöden Betrügerin geopfert, ſo wird er mit dieſer Vergangenheit abſchließen, und nicht in ewiger Sehnſucht hinſiechen. Es muß alſo möglich gemacht werden, daß Wilhelm Mad. Adelaide ſehen, ſie in nächſter Nähe betrachten kann ohne von ihr bemerkt zu werden. Robert überzeugt ſich, daß Dies auf keine andere Art als in der Wohnung des Hrn. Alfred zu bewerkſtelligen iſt, wohin Mad. Adelaide unter paſſendem Vorwand eingeladen werden muß. Er ſieht ſich alſo genöthigt Alfred zu ſeinem Vertrauten zu machen, und da Franziska ſchon durch die bloße Zumuthung Mad. Adelaide in ihrem Hauſe zu empfangen tief verletzt wird, bleibt Nichts übrig als auch ſie in das Geheimniß einzuweihen. Mad. Adelaide erſcheint, und dem armen Wilhelm ſchwindet jeder Zweifel. Sie iſt es! Er bricht zuſammen, eilt davon, und verläßt Brüſſel.

(Die Fortſetzung folgt.)

De la démocratie industrielle, par *Charles Laboulaye*. Paris 1849.

Eine der ſchädlichſten Richtungen der induſtriellen Entwickelung unſerer Zeit iſt unzweifelhaft die Concentrirung der Inſtrumente der Arbeit in einer kleinen Anzahl Hände. Die Anwendung der Dampfmaſchinen hat in dieſer Hinſicht vorzüglich einen verderblichen Einfluß ausgeübt. Sie hat zu Gunſten des Capitals eine Art Monopol geſchaffen auf Koſten der Arbeiter, welche ſich zu der niedrigſten Lage hinuntergedrückt ſehen, ohne irgend eine Hoffnung zu haben je daraus zu kommen; denn ſie können nicht daran denken ſich die unermeßlichen Hülfsquellen zu verſchaffen welche die Anlage einer Fabrik heutzutage erfodert, um im Stande zu ſein die Concurrenz auszuhalten. Sie befinden ſich ungefähr in einer Lage, der ähnlich, worin ſich ehemals die Ackerbauer dem großen Grundbeſitz gegenüber befanden. Daher die unaufhörliche Vermehrung der Proletarier, und alle Uebel die daraus hervorgehen. Sonach kommt Das was die Socialiſten der freien Concurrenz zuſchreiben im Gegentheil von dem durch die Maſchinen geſchaffenen Monopol, und das Heilmittel muß in der Vernichtung des Monopols durch die Theilung der Induſtrie, und keineswegs wie ſie behaupten in der ausſchließlichen Concentration in den Händen des Staats geſucht werden. Dies iſt der Geſichtspunkt unter welchem Laboulaye die Frage betrachtet. Er hält dafür, daß der Staat ſich nur ins Mittel ſchlagen ſoll um einem Jeden den Beſitz ſeiner Arbeit zu ſichern, und um Allen ſo weit möglich den Gebrauch der großen induſtriellen Kräfte erreichbar zu machen. Laboulaye anvertraut dem Staate gewiſſe Ausbeutungen welche keine Concurrenz zulaſſen, als die Landſtraßen und die Eiſenbahnen; ferner wünſcht er, daß die Municipalitäten die Sorge übernehmen für Brückenzölle und für die Errichtung von Maſchinen, deren Kraft unter alle Induſtriellen vertheilt werden würde mittels einer dem Gebrauch den ſie davon machen würden verhältnißmäßigen Vergütung. Auf ſolche

Weise könnten Alle von den Mitteln die heutzutage das Privilegium Einiger sind Nutzen ziehen, und man würde das Gleichgewicht wiederherstellen ohne der freien Concurrenz im mindesten zu schaden. Um überdies die Nachtheile derselben zu verringern, schlägt Laboulaye verschiedene Creditanstalten vor, geeignet verständige und fleißige Arbeiter zu begünstigen. Das einzige Monopol welches er aufrecht erhalten wissen will ist das der Geschicklichkeit und der Thätigkeit. Das demokratische Princip fodert, daß die Bahn Allen offen steht; aber man muß sich wohl hüten die individuellen Ungleichheiten zu vertilgen, in denen sich das Reizmittel eines heilsamen und fruchtbaren Wetteifers befindet. Völlige Freiheit muß der Entwickelung eines Jeden gelassen werden; die Aufgabe des Staats beschränkt sich darauf dieselbe möglich zu machen, indem er seine ganze Sorgfalt auf die Erziehung des Volks richtet. Zu diesem Ende ist es von großer Wichtigkeit gut eingerichtete Schulen zu haben, deren Unterricht so beschaffen ist, daß er den Schülern die nützlichsten Begriffe für ihre gewerbliche Laufbahn beibringt, und, fügen wir hinzu, die geeignetsten Grundsätze zur Richtschnur ihres sittlichen Betragens. Die Erziehung ist ganz gewiß das vornehmste Mittel den Zustand der Staatsgesellschaft wiederzugebären, die Quelle der traurigsten Mißbräuche zu verstopfen. Man weiß es, man wiederholt es seit langer Zeit; aber die Praxis ist in dieser Hinsicht weit hinter der Theorie geblieben, und man hat diese Quelle der sittlichen Thätigkeit, die für das Wohl der Menschheit so wirksam sein könnte, zu sehr vernachlässigt. Sobald die arbeitende Classe, besser aufgeklärt, ihre Pflichten und ihre wahren Interessen erkennen wird, werden die meisten Gefahren welche die Gesellschaft bedrohen verschwinden, und der Widerstreit der gegenwärtig zwischen den Capitalisten und den Arbeitern vorhanden ist wird der für das Gemeinwohl so nothwendigen Harmonie Platz machen. Die von Laboulaye vorgeschlagenen Reformen bieten weder die Neuheit noch den trügerischen Reiz der socialen Systeme dar; aber sie haben den Vortheil höchst anwendbar zu sein, und scheinen uns auf einem gründlichen Studium der Thatsachen sowie auf einer wirklichen Kenntniß der Verfahrungsarten der Industrie und der Bedürfnisse der arbeitenden Classe zu ruhen. Ohne alle seine Ansichten unbedingt anzunehmen glauben wir, daß er den richtigen Weg, den der allein zum Ziele führen kann, eingeschlagen hat. 57.

Lesefrüchte.

Zur Charakteristik der Irländer

dürfte ein Vorfall beitragen welchen der Verf. der vom „Waterford auxiliary relief committee of the society of friends" über ihr wohlthätiges Wirken in Irland vierteljährlich erscheinenden Berichte in einer angehängten Broschüre erzählt. Der Vorfall ereignete sich in dem Hungerjahre 1846–47 an der westlichen Küste, wo selbst in guten Jahren die Bewohner von ihren Felderzeugnissen sich nur kümmerlich nähren. Hier also geschah es, daß „ein Gutsbesitzer, welchem der Zustand dieser armen Menschen, die sich vor Hunger krümmten während das Meer vor ihren Augen eine Menge gesunder und wohlschmeckender Fische enthielt, tief ins Herz schnitt, zum Behuf des Versuchs ihnen ein Mittel der Abhülfe zu bieten, ein Boot kaufte. Dann ladete er einige der Bedrängtesten ein ihn beim Fischen zu begleiten, mit dem Versprechen, daß zur Belohnung ihrer Mühe der Ertrag zwischen ihm und ihnen gleichmäßig getheilt werden solle. Sie schlugen es ab, und verlangten außerdem Tageslohn. Nachdem er sich vergebens bemüht ihnen begreiflich zu machen, daß er ihnen bereits mehr biete als den gewöhnlichen Tageslohn, verstand er sich auch hierzu. Nun begleiteten sie ihn. Der Erfolg war ein so reicher, daß Jeder nicht blos für sich und die Seinigen mehre Tage vollauf zu essen hatte, sondern auch durch Verkauf noch Geld löste. Das hatte ihr Wohlthäter gewollt. Er achtete seinen Zweck für erreicht; die Leute mußten nun überzeugt sein, daß sie durch Fleiß und Thätigkeit sich guten und vollständigen Unterhalt erwerben könnten. Demgemäß sagte er zu ihnen: «Ich leihe euch mein Boot bis ihr im Stande seid euch selbst eins zu kaufen. Geht und benutzt es wohl. Seid fleißig, und ihr werdet glücklich sein!» «Aber der Tageslohn?» riefen sie einstimmig. — Noch Tageslohn! — Keine Belehrung fruchtete. Wie das erste mal foderten sie für jeden Tag Lohn, widrigenfalls sie nicht in See gingen. Beschämt und bekümmert gab der Gutsherr seine wohlgemeinte Absicht auf, und die unglücklichen Unterbefferlichen krümmten sich wieder vor Hunger und jammerten in Verzweiflung."

Dankenswerther Rath.

Als der nicht unbekannte englische Dichter William Wycherley (1640—1715), dessen Lustspiele ihrer Zeit viel Glück auf der Bühne machten und ihm die Gunst Jakob's II. erwarben (gesammelt in seinen „Posthumous works", 2 Bde., London 1719), eines Tags 1679 in einem Buchladen war, trat die Gräfin von Drogheda ein, älteste Tochter des Grafen Radner, Statthalters von Irland, jung, schön, reich und Witwe, und kaufte ein Exemplar des „Plain dealer". Der Buchhändler stellte ihr in Wycherley den Verfasser vor. So entstand eine Bekanntschaft welche Beide zum Traualtare führte. Das gegenseitige Glück war jedoch nur kurz. Frau Wycherley starb, ihr Vermögen dem Gatten hinterlassend; aber das Testament wurde angefochten, Proceßkosten und Verschwendung brachten den Dichter an den Bettelstab. Da leuchtete ihm noch einmal in seinem 74sten Jahre der Stern der Liebe: ein junges Mädchen mit 10,000 Thaler baar reichte ihm ihre Hand; und als er binnen Jahresfrist das Geld zum größten Theile verthan, schied er auf dem Todtenbette von ihr mit dem Rathe: „zu ihrem zweiten Gatten nicht einen alten Mann zu wählen". L.

Literarische Anzeige.

Volks-Bibliothek.

Sechster Band:

Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.

Von

C. G. H. Lentz.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Die frühern Bände der „Volks-Bibliothek", von denen jeder einzeln zu haben ist, enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von Ch. L. Hafen. Zweite Auflage. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. 1845. 1 Thlr.

II. **Der alte Heim.** Von G. W. Keßler. Zweite Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Thlr.

III. **Die Sprichwörter der Deutschen.** Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.

IV. **Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Von F. Gerstäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 1847. 1 Thlr.

V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von R. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1848. 1 Thlr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wiener
Literarische Unterhaltung.
Samstag, den 30. Januar 1847. Nr. 25.

Wiener Literatur- und Kunstbericht für das Jahr 1846. Von Adolf Bäuerle. Wien, Verlag der Literarischen Unterhaltungen. 1847. 8. 1 fl. 50 kr.

Wir haben bereits in unserer Nummer vom 2. Januar d. J. auf diese Schrift aufmerksam gemacht, und sie als eine Erscheinung bezeichnet, die in jeder Beziehung Beachtung verdiene. Wir wollen heute unsere Ansicht über dieselbe näher begründen.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, eine Uebersicht der literarischen Erscheinungen Wiens im Jahre 1846 zu geben, und diese Aufgabe ist in der That mit Geschick gelöst worden. Wir finden in dem Buche nicht nur eine Aufzählung der Bücher, welche in Wien gedruckt wurden, sondern auch eine Charakteristik derselben, und eine Beurtheilung der Leistungen der Wiener Literatur im Allgemeinen. Wir finden ferner eine Uebersicht der Wiener Theater, der Kunstausstellungen, der Musik, der Vereine, der Literatur- und Kunstblätter, und eine Chronik der Literatur und Kunst. Wir finden endlich eine Uebersicht der Literatur und Kunst in den Provinzen, und eine Chronik der Literatur und Kunst in den Provinzen. Wir finden also in dem Buche eine vollständige Uebersicht der literarischen Erscheinungen Wiens im Jahre 1846, und eine vollständige Uebersicht der literarischen Erscheinungen in den Provinzen im Jahre 1846. Wir finden also in dem Buche eine vollständige Uebersicht der literarischen Erscheinungen Wiens und der Provinzen im Jahre 1846.

begünſtigt, dem ſie auffallend genug Freundlichkeit und Vertrauen erweiſt. Auf eine ſehr abenteuerliche Weiſe erfährt dieſer, daß in ſeiner nächſten Umgebung Jemand iſt der ſeine neue wie ſeine alte Herzensgeſchichte kennt, der mit der erſten wie mit der zweiten Lucie in Verbindung zu ſtehen ſcheint. Wilhelm ſchreibt einmal in rechter Waldeseinſamkeit ein poetiſches Selbſtgeſpräch auf, da gewahrt er eine geſpenſtiſche Geſtalt, die, kaum bemerkt, zurückweicht und verſchwindet, ihm aber einen Brief zuwirft, des Inhalts: Es beſchäftige ſich Jemand mit ſeinem Glück — er ſolle nicht zweifeln, daß ihm die Liebe noch einen großen Gewinn aufgeſpart — er ſolle nicht aufgeben was er beſitze — das Mädchen das er liebe liebe ihn wieder — und die ihn einſt gefeſſelt ſei bereit ihn frei zu geben u. ſ. w. Es wird ihm eine Mauerblende bezeichnet, wohin er ſeine Briefe legen kann, wenn er Etwas zu erwidern oder mitzutheilen hat. Alſo jedenfalls eine Unterhändlerin, denkt Wilhelm, von Seiten jener Unwürdigen (der Mad. Adelaide), die ihm wahrſcheinlich andeute, daß er ſich von ihr loskaufen möge. Er fragt auf die bezeichnete Weiſe an, welches Geldopfer er zu bringen habe um jene ſchimpflichen Bande zu löſen. Die Antwort weiſt auf ein „widriges Misverſtändniß“ hin, drückt Unmuth, Ueberraſchung aus, daß er wirklich einmal ſolche Bande geknüpft haben könne, und überraſcht dadurch und durch ihren edeln Ton Wilhelm nicht minder. Er ſchreibt wieder und erklärt ſich deutlicher. Mit Entrüſtung werden die Schmähungen zurückgewieſen welche er auf Die häufe die einſt ſein Glück geſchaffen. Später läßt ſich Wilhelm überreden eine wahrſagende Nonne im Kloſter zu Lichtenthal aufzuſuchen. Die Prophetin nimmt nur ſchriftliche Fragen an, und ertheilt nur ſchriftliche Antworten. Ihr Orakelſpruch gibt Wilhelm viel zu denken: Lucie ſolle an ihm eine Stütze finden, ſolle die Seine werden, damit er ſie wegſchenken kann. In der That räthſelhaft! Doch der Leſer kann ſchon errathen — es wird ihm nahe gelegt. So viel zu allervörderſt, daß hier Miß Harker ihre Hand im Spiele hat: über das Geſpenſt im Walde und die Nonne im Kloſter bleibt kein Zweifel mehr. Durch die Intriguen der Gräfin Lorraine, welche Lucie dem „gehäſſigen Einfluß“ der Engländerin zu entziehen ſucht, um die Verbindung mit dem jungen Semiani deſto ſchneller und ſicherer zu Stande zu bringen, wird endlich Miß Harker ſo weit gebracht, daß ſie ihren Zögling bei Nacht und Nebel aus Baden entführt. Noch Anderes ereignet ſich im Hauſe der Gräfin. Ihre Tochter Iphigenie heirathet den jungen Ruſſen, der, ein Opfer ſeiner Spielwuth, zum Selbſtmord getrieben, aber glücklicherweiſe gerettet worden. Die Geſellſchaft verläßt Baden. Auch Wilhelm's Reiſewagen ſtand ſchon bepackt, als er auf einem Geſchäftsgang einem Manne begegnet der mit dem Ausruf: „Wilhelm!“ ihm in die Arme ſinkt. Es iſt Robert. Der hatte aus den Zeitungen erfahren, daß der Miniſter v. Ortwell in Baden ſei, und eilte hierher um ihm die Nachricht von dem Tode der Mad. Adelaide zu bringen, eine Nachricht die er mit dem Todtenſchein bekräftigt. Wilhelm iſt alſo frei: die ſchwerſte Laſt iſt ihm abgenommen. Aber noch trägt er eine Gewiſſens- und Herzenslaſt. Der guten Franziska, dem liebenden Mädchen, dem er aus Baden zu ſchreiben verſprochen, hat er keinen einzigen Brief beantwortet. Freilich nur aus Schonung, denn er hätte ihr nichts Anderes ſchreiben können als was ſeine Seele erfüllte, und Das mußte ihr weh thun. In Paris ſucht er ſie auf, und da behält er leider nicht die ſchonende Klugheit: er macht das arme Mädchen zur Vertrauten ſeiner Liebe. Die Folgen waren ſchrecklich. Franziska endete ihr Spiel auf der Bühne und ihr Leben in Liebeswahnſinn. In einem Hausttheater gibt ſie die Ophelia; der geſpielte Wahnſinn wird zum wirklichen. In dieſem erſchütternden Zuſtande überraſcht ſie nach Mitternacht Wilhelm, der an ſeinem Schreibtiſch ſitzt. Wilhelm iſt in Schmerz aufgelöſt und ruft mit Schiller's Ferdinand: „Warum haſt du mir Das gethan?“ Eine Frage die gewiß eher dem Mädchen zukam. Lange konnte ſich indeß Wilhelm dieſen Eindrücken nicht hingeben. Er hatte Briefe von Miß Harker und Lucie erhalten, die ſich ruhig in Montpellier niedergelaſſen und ihn einluden dahin zu kommen. Er eilt hin. Miß Harker hat ihm Mittheilungen, er ihr Geſtändniſſe zu machen. Beides betrifft Lucie. Miß Harker will, daß er ſich für Lucie innig, lebhaft intereſſire: man kann ſich denken, was Wilhelm darauf antwortet. Miß Harker ſagt ihm, daß Lucie ihm gehöre — Wilhelm iſt überſelig und ruft: „Lucie mein Weib!“ Da kommt der „abſcheuliche Irrthum“ zu Tage. „Wie werde ich denn — ich! — ein junges Mädchen, das meiner Obhut anvertraut, einem verheiratheten Manne anbieten!“ Miß Harker iſt außer ſich. Darauf erklärt Wilhelm, er wäre feſt überzeugt geweſen, ſie wüßte daß er frei ſei, und nun theilt er ihr die Nachricht von dem Tode ſeiner Frau mit. Miß Harker geräth in den wildeſten Zorn. „Dieſe Lüge mir, mein Herr? Ihre Frau ſoll vor Wochen ſchon todt ſein, und dieſen Brief — empfing ich geſtern von ihr.“ Neue Räthſel. Wilhelm ſchreibt der erzürnten Engländerin, und legt den von Robert erhaltenen Todtenſchein bei. Die Engländerin war nur „anſcheinend unverſöhnlich“; mit Freuden ergreift ſie die von Wilhelm dargebotene „Verſöhnungshand“. Sie hätte wohl gewußt, daß er im Irrthum — ſie überraſche Nichts. Sie erklärt aber auch Nichts, und Wilhelm, ja der Leſer weiß noch immer nicht, woran er iſt — und im Ganzen bleiben nur noch wenige Seiten zu leſen. Da endlich kommt es zur Entſcheidung. Der alte Fürſt Semiani hat gegen die Mutter Luciens (wie Wilhelm gelegentlich erfährt, heißt dieſe auch Konſtanze) einen Proceß angefangen, wobei es ſich um das ganze Erbe des Mädchens handelt. Miß Harker fodert Wilhelm auf dem Advocaten beizuſtehen, und überreicht ihm ein verſiegeltes Schreiben — das Geheimniß einer Andern, ſagt ſie, das ſie nur durch die äußerſte Noth gezwungen ihm anvertraue: wenn der Advocat die Sache nur durch Herbeiſchaffung eines wichtigen, aber ihm nicht zu Gebote ſtehenden Documentes

retten könne, dann dürfe Wilhelm das Schreiben lesen. Der Advocat muß die Sache gleich verloren geben; er setzt sie Wilhelm auseinander. Luciens Vater hat in seinem Testamente bestimmt, daß, wenn die von ihm beabsichtigte Verbindung zwischen seiner Tochter und dem Sohne seines Bruders, des alten Fürsten Semiani, nicht zu Stande käme, die Hälfte seines großen Vermögens dem Fürsten zufallen solle; ja, wenn Lucie 19 Jahre alt geworden und ihre Mutter bis dahin nicht zu zweiter Ehe geschritten, dann habe der Fürst sogar Anspruch auf das ganze Vermögen. Diesen Anspruch macht der alte Semiani jetzt geltend. Soll also Luciens Erbe zu retten sein, so muß ihre Mutter sich zum zweiten mal vermählt haben, und Dies bewiesen werden können. Da fängt Wilhelm zu ahnen an, da geht ihm ein Licht auf. Er öffnet das Schreiben; es lautet:

Die Fürstin Semiani vermählte sich zum zweiten male, und ihr Gemahl ist — Wilhelm von Ortwell. Luciens Liebe begünstigte ich, weil ich die Tochter dem Vater zuzuführen gedachte. Die Beweise für die zweite Vermählung können in gewünschter Form und Ausführlichkeit geliefert werden, wenn Dies noch erfoderlich sein sollte. Besser wäre es, wenn Frau von Ortwell's Geheimniß, das sie als ein solches hinzustellen Gründe hatte, wenn auch jetzt sie solche nicht mehr in diesem Grade hat, bewahrt bliebe. Rebekka Harker.

Das ist Alles was wir erfahren. Da haben wir's! Wilhelm liebt die Tochter, wie er die Mutter geliebt. Aber nun bleibt ihm freilich Nichts übrig als Lucie wegzuschenken, d. h. sie mit väterlicher Fürsorge bei Zeiten zu verheirathen. Die Gelegenheit findet sich. Kurz vor Schluß des Romans wird noch in aller Eile eine Marquise v. Villette mit ihrem Sohne eingeführt, bei welchem sich der Verf. zwar nicht aufhalten kann, den er uns aber mit ein paar Worten als einen ebenso liebenswerthen wie ungewöhnlichen und bedeutenden Mann empfiehlt. Genug, um uns über Luciens Schicksal zu beruhigen, denn sie heirathet den jungen Marquis v. Villette. Wilhelm sucht die Geliebte seiner Jugend auf und verlebt mit ihr seine alten Tage. Ende gut, Alles gut.

Ich finde hier allerdings weder das Ende gut noch Alles gut, noch Etwas gut. Ich habe den Inhalt dieser Novelle mit einer Ausführlichkeit mitgetheilt die Verwunderung erregen darf; tant de bruit... ein Roman vom allergewöhnlichsten Schlag und ein so weitläufiger Auszug! Aber der Hr. Baron will etwas Ungewöhnliches geboten haben — eine „künstlerische Erscheinung" von „höherm Interesse". Es gilt einen Mann abzufertigen der, weil er einige poetische Routine sich angeeignet (wenn man Das poetisch nennen kann!), sich vollbrüstig für einen Dichter austönt, für den Genius mit der Friedenspalme, wenn er auch den Kampf nicht vermeide (s. das Vorwort). Und es gibt ein schwachgeistiges und ein schwachnerviges Publicum das in den Novellen des Hrn. v. Sternberg wirklich Poesie sucht — und findet, weil dieses Publicum einmal gewohnt ist zu finden, wenn es sucht. Da mußte ich mir schon die Mühe nehmen. Er soll mir nicht in der Weise gereizter Autoreneitelkeit vorzuwerfen haben, daß mir „das Verständniß seiner Schöpfung" abging, daß ich unaufmerksam gelesen, Einzelnes aus dem Zusammenhang gerissen u. dergl. m.

(Der Beschluß folgt.)

Schulbildung in Nordamerika.

Daß die in Nr. 125 d. Bl. belegte „Amerikanische Antipathie gegen Farbige" nicht Folge dortigen Mangels an Schulbildung ist, dürfte ebenso gewiß sein, als daß der in dem heutigen Amerikaner zusammentreffende, anscheinend unvereinbare Charakter des heftigen und ruhigdenkenden Politikers sich als Resultat der dort allgemein vorherrschenden Schulbildung herausstellt. Wenigstens ist Letzteres die Meinung desselben Verf. des in Nr. 125 angezogenen Werks: „The western world; or, travels in the United States in 1846—47; exhibiting them in their latest development, social, political and industrial; including a chapter on California, by *A. Mackay*" (London 1849). Er weist darin nach, daß jeder amerikanische Staat die Schulbildung als eine Sache vom höchsten und dauerndsten Interesse zu fördern sucht, daß die Regierung statt Prüfungen abzulehnen dazu aufmuntert, daß ihr Zweck mehr dahin geht zur Tugend anzuhalten als das Laster zu unterdrücken, und erkennt in solchem Systeme ein richtiges Regierungsprincip sowie das einzige Mittel jenem chronischen Antagonismus zwischen Regierern und Regierten vorzubeugen, welcher die Krankheit der alten europäischen Staaten ist. Ueber Einzelnes des amerikanischen Schulwesens läßt er sich in Folgendem aus.

„Wenn ich von dem engen Verhältnisse des amerikanischen Systems zum allgemeinen Schulwesen spreche, so bitte ich Das in der Beziehung zu verstehen wie das System an den einzelnen Orten, nicht wie es sich im Staatenbunde äußert. Die Volkserziehung gehört nicht zu den Gegenständen deren Leitung der allgemeinen Regierung überlassen worden ist. Aus zwei Gründen behielten die einzelnen Staaten sich solche selbst vor. Der erste lag in der Schwierigkeit den erfoderlichen allgemeinen Fonds aufzubringen ohne die Generalregierung mit einer Befugniß localer Besteuerung zu betrauen, die wider einige Grundregeln des ganzen Systems verstoßen haben würde. Der zweite ruhte in der Unmöglichkeit einen allgemeinen Schulplan für ein Volk festzusetzen dessen politisches Leben durch so viele voneinander abweichende Umstände charakterisirt wird, und das in einigen seiner Institutionen sich so wesentlich unterscheidet. Also war es Seiten der Staaten sehr klug die betreffende Leitung sich vorzubehalten. Die Sache der Erziehung hat dadurch schon deshalb Nichts verloren, weil die Staaten, insonderheit die nördlichen, in ihren Bestrebungen sie zu fördern untereinander auf das edelste wetteifern.... Für wie wichtig die Amerikaner im Allgemeinen das Schulwesen erkennen geht daraus hervor, daß sie ihm in der Reihe der Dinge welche die Aufmerksamkeit und Aufsicht des Staats namhaft beanspruchen die erste Stelle anweisen. Was in einigen Staaten des Festlandes, Das ist in den meisten, wenn nicht in allen Staaten der amerikanischen Union der Fall — die Beaufsichtigung der Schulen bildet den ausschließenden Wirkungskreis eines eigenen Staatsdepartements. Der Vorsitzende führt allerdings nicht den hochtönenden Titel eines Ministers des öffentlichen Unterrichts, ist aber nichtsdestoweniger innerhalb seines Staats ein solcher Minister.... In mehren der Bundesstaaten, wie in Connecticut und Rhode-Island, trifft die Hauptsumme der Jahresausgaben auf Volkserziehung. Doch nicht blos in der äußern Form, auch hinsichtlich des Umfangs derselben greift in den Vereinigten Staaten ein Unterschied Platz. Am weitesten geht er in den nördlichen Staaten, während er in den sklavenhaltenden sich auf die weiße Bevölkerung beschränkt. Aber diesen vereinzelten Fall ausgenommen gibt es in der Union nicht einen Staat der nicht Etwas, dagegen sehr viele, in der That die

Mehrzahl, welche sehr Bedeutendes für das Schulwesen gethan haben..... Das Beispiel von Connecticut kann zeigen, mit welchem Geiste die Amerikaner von ihrem politischen Standpunkte aus das große Werk in Angriff genommen. Die Volkszahl des Staats ist nicht größer als die von Glasgow; gleichwol besitzt er einen festen Schulfonds von ungefähr zwei Millionen Dollars, welche ein jährliches Einkommen von 120,000 Dollars und darüber gewähren. In jedem der 1660 Schuldistricte, in welche der Staat getheilt ist, sind Schulen in Thätigkeit. Im J. 1847 belief sich die Zahl der in allen Elementen eines gewöhnlichen guten Unterrichts hier unterwiesenen Kinder auf 80,000, und der diesfallsige Kostenbetrag für jedes auf einen Dollar und 45 Cents — zwei Thaler. Außerdem gibt es mehre Collegien und an 130 Akademien und Elementarschulen; denn nach dem Willen des Staats soll jeder Bürger eine gute Elementarbildung erhalten.... Indessen steht allerdings in Allem selbst in Amerika Connecticut obenan. Auch der Staat Neuyork ist in betreffender Hinsicht allen übrigen Gemeinden mit edelm Beispiele vorangeschritten. Er zählt unter drei Millionen Einwohner und ist in 10,893 Schuldistricte zerschnitten — Dies die niedrigste Municipal-Subdivision im Staate —, von denen 1843 nicht weniger als 10,645 active Schulen hatten. In sämmtlichen Districten lebten 601,766 Kinder von 5—16 Jahre alt, und davon besuchten 571,130 die Schule. In demselben Jahre bezahlte der Staat den Lehrern ziemlich eine halbe Million, und 1846 für das gesammte Schulwesen 456,970 Dollars..... Außer den öffentlichen Schulen, deren Benutzung Jedem beliebig freisteht, und die sich nur mit einem gesunden Elementarunterrichte befassen, existiren in Neuyork nahe an 600 Akademien und Schulen die durchaus nicht zum Staatssysteme gehören, und sich mit den höhern Zweigen der Erziehung abgeben. Ueberdies fehlt es in Neuyork keineswegs an Lehranstalten ersten Ranges, darunter die namhaftesten Columbia college und New-York university, beide in der Stadt dieses Namens, sowie Union college in der Stadt Schenectady."

10.

Notizen aus Frankreich.

Die Preisaufgaben der Französischen Akademie.

Für das Jahr 1850 hat die Französische Akademie den Preisbewerbern zwei Themata gestellt:

1. Eine Lobrede auf Frau von Staël, oder
2. Wie es komme, daß sich die geschichtliche Literatur der Franzosen seit ihrem Ursprunge und in den verschiedenen Epochen besonders in der Gestalt von histerischen Denkwürdigkeiten ausgezeichnet hat.

Für das Jahr 1852 ist die beste Uebersetzung des Pindar mit dem hohen Preise von 5000 Francs bedacht worden. Philarète Chasles äußert sich höchst tadelnd über diese Themastellung. Es ist Dies offenbar ein ganz ungleiches Verhältniß, sagt er; andere wichtigere und interessantere Fragen sind mit 3000 Francs ausgesetzt, während der Preis auf die überflüssige Uebersetzung des Pindar 5000 Francs betragen soll. Lohnt es denn für uns der Mühe diese Pindar'schen Helden auszugraben? Wer wird wol jemals sich schmeicheln können die Isthmischen und Nemäischen Spiele ganz verstanden zu haben? Und selbst wenn es gelänge, was hätten wir denn damit gewonnen? Es wäre der Französischen Akademie würdiger gewesen gediegene Studien über die nur zu sehr vergessenen Werke unsers Henri Estienne z. B. auszuschreiben, oder sonst über einen andern alten Meister des guten französischen Stils. Auch wir haben ein Alterthum, das das der Griechen aufwiegt, und bei der Menge glänzender und erhabener Dichtertalente Griechenlands hätte man Pindar am füglichsten der Vergessenheit anheim fallen lassen können. Er ist aber sehr geistreich, sagen seine Erklärer. Nun — seine rhythmischen Formen, welche für moderne Sprachen völlig unanwendbar sind, seine ewigen Anspielungen, seine Beziehungen auf Heldenthaten, ganz spezielle Ereignisse, Sagen, Heroen, Localitäten und Genealogien mögen die Anhänger des Polytheismus und seine dorischen Landsleute wol sehr interessirt haben — uns kümmern sie Nichts, und man sollte Dies nicht erst in einem ebenso unfruchtbaren als mühsamen Werke feststellen lassen. So das Alterthum vertheidigen heißt es compromittiren. Baco sagt, es gäbe zweierlei Musen, fruchtbare und unfruchtbare. Ja, aus den historischen und politischen Schriften eines Thukydides und Polybius schöpfen wir herrliche, kräftigende Lehren, aber was sollen wir von Lykephron und Pindar lernen? Wie in der alten Geschichte, so gibt es auch in der alten Literatur Todtes neben dem noch heut Lebensfähigen; Fanatiker freilich werden auch einen Leichnam zum Gegenstand ihrer Verehrung machen. Die gegenwärtige Generation, die in einer düstern und verworrenen Zeit lebt und leidet, hat die Fortführung und Vollendung eines schönen Werkes übernommen: sie soll den lebensfähigen Funken den die Vergangenheit in sich schließt frei machen, damit er die Leuchte der Zukunft werde.

Zur Statistik der pariser Kunstausstellungen.

In Paris ist in diesem Jahre die dreiundsiebzigste Kunstausstellung eröffnet worden, die dreiundsiebzigste in den 150 Jahren, seit denen Paris dieses Institut kennt. Ludwig XIV. ordnete 1699 die erste an, und nicht uncharakteristisch vertheilen sich die nachfolgenden auf die verschiedenen Regierungen. Während Ludwig XIV. selbst und noch dazu bei einem sehr dürftigen Kataloge nur zwei erlebte und in die Zeit der Regentschaft ebenfalls zwei fallen, stellt sich der Prunk Ludwig's XV. auch hier in einer glänzenden Zahl dar. Seine Regierung weist nicht weniger als 24 auf; das Königthum von 1771 und die erste Republik folgen mit je 9, das Kaiserreich mit 5, die Regierung Ludwig's XVIII. mit 4, die Karl's X. endlich mit 3. Aber unter Ludwig Philipp (diesem weisen und kunstverständigen Mäcenas unsers Jahrhunderts, klagt Jules Janin) mehrte sich die Production dergestalt, daß jedes Regierungsjahr des Julikönigs eine numerisch ziemlich reich ausgestattete Kunstausstellung bot. Der Kataleg von 1699 der in der Nationalbibliothek aufbewahrt wird enthielt nur 210 Nummern, seit 1839 dagegen ergab sich folgendes Verhältniß:

1839	zählte man	2658	Nummern,
1840	" "	1849	"
1841	" "	2280	"
1842	" "	2121	"
1843	" "	2597	"
1844	" "	2423	"
1845	" "	2332	"
1846	" "	2112	"
1847	" "	2321	"

und als ob die Kunst dem sterbenden Königthum ein Denkmal hätte setzen wollen, das Jahr 1848 brachte 5180 Nummern. Das erste Jahr der Republik kann sich diese ganz unverhältnißmäßige Mehrung der Productivität nicht zugute rechnen. Das ist in der That ein Denkmal für die Politik Ludwig Philipp's. Freilich sagt Hettore Genza zu Conti: „Ich male nicht Vieles, sondern Viel; ein Weniges, aber mit Fleiß;" auch allein in unserer Zeit schlagen die Zahlen, der mathematische Beweis ist unwiderlegbar. Das zweite Jahr der Republik hält sich im Niveau der beiden vorletzten Jahre der Julireg rung: der Katalog von 1849 an dem noch gearbeitet wird wird 2400 Nummern zählen für die Werke, die von ungefähr 1200 — 1300 französischen und zum Theil ausländischen Künstlern eingesandt worden sind.

30.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.
Montag, Nr. 353. 19. December 1842.

nen Ton" — just so viel Glätte und so viel Nachlässigkeit: weder correct ist er noch der Ausdruck eines denkenden Geistes oder selbst einer lebendigen Einbildungskraft. **W. Wolffohn.**

Excurse zu „Goethe's Briefe an Frau von Stein".

„Goethe's Briefe an Frau von Stein" gehören zu denjenigen literarischen Erscheinungen deren ganzer Werth nicht sogleich und auch nicht von Allen, sondern erst allmälig und nur von denjenigen Lesern erkannt und benutzt wird welche auch das scheinbar Vereinzelte und Bedeutungslose auf ein Allgemeines und auf einen tiefern Zusammenhang beziehen.*) Wenn aber schon die durch einen großen Zeitraum von uns abliegenden ersten Jahrgänge dieses Briefwechsels an und für sich so Manches enthalten was bei der überschwellenden Flut sowol literarischer als politischer und culturgeschichtlicher Erscheinungen unserm Bewußtsein entrückt ist, so kommt noch hinzu, daß die Briefe und Billets Goethe's an die geistvolle und hochgebildete Frau von Stein nicht selten Anspielungen auf die Gegenstände einer vorangegangenen Unterhaltung über Bücher oder Zeitereignisse und Personen enthalten, deren erschöpfendes Verständniß und richtige Lösung einem Einzelnen nicht immer gelingen dürfte. So Dankenswerthes daher auch der Herausgeber (A. Schöll) als Scholiast für seinen Autor geleistet hat, so dürfte er doch hier und da die rechte Spur verfehlt oder vorbeigegangen sein. Wir haben uns einige solche Stellen angemerkt, und wollen sie hier ohne weitere Einleitung besprechen.

Der Engel Ithuriel.

Vom 21. Sept. 1780 (I, 354) schreibt Goethe: „Gute Nacht, lauteres Gold, ich möchte in dreifachem Feuer geläutert werden um Ihrer Liebe werth zu sein. Doch nehmen Sie die Statue aus korinthischem Erz, wie der Engel Ithuriel, um der Form willen an; denn es kann Sie ein Besserer nicht lieben." In der Anmerkung zu dieser dunkeln Aeußerung belehrt uns der Herausgeber zwar über das Vorkommen des Engels Ithuriel bei Milton als Wachtengel des Paradieses, und bei Klopstock, im „Messias", anfangs als Wächter des Judas, später als zweiter Schutzengel des Petrus, fügt aber hinzu: „Eine der Anwendung im Briefe ganz gemäße Fabel von diesem Engel (der auch im «Großcophata»**) citirt wird) wäre noch zu suchen."

Der Leser fürchte nicht, daß wir ihn hier in die trübe Region orientalischer Gnosis, oder in den gelehrten Schacht der magisch-kabalistischen Literatur über die Hierarchie der Geister geleiten; nein, wir bleiben auf dem lichten, heitern Gebiete der Poesie des 18. Jahrhunderts, wenn es auch nicht die erhabene eines Milton oder Klopstock ist. Kurz, die Quelle auf welche wir durch die geistreiche Anspielung Goethe's hingeführt werden finden wir in einer jener in orientalisches Gewand gekleideten Erzählungen und Märchen Voltaire's, welche er etwas uneigentlich romans nennt; es ist diejenige welche den Titel führt: „Le monde comme il va, vision de Babouc, écrite par lui-même."***) Da Voltaire heutzutage wenig gelesen zu werden scheint, so wird manchen Lesern mit dem Ideengang dieser nicht zu langen Erzählung vielleicht gedient sein. Unter den Schutzgeistern (génies) welche den Reichen der Welt vorstehen behauptet Ithuriel einen der ersten Plätze, und er hat das Departement von Hochasien. Eines Morgens steigt er herab in die Wohnung des Scythen Babouc am Ufer des Orus und spricht zu ihm: „Babouc, die Thorheiten und Verbrechen der Perser haben unsern Zorn auf sich gezogen; es ist gestern eine Versammlung der Schutzgeister von Hochasien gehalten worden, um zu wissen ob man Persepolis züchtigen oder ob man es zerstören solle. Gehe in diese Stadt, prüfe Alles; du wirst wiederkommen, mir treue Rechenschaft ablegen, und nach deinem Berichte werde ich mich entschreiben, ob ich die Stadt strafen oder ausrotten soll." Nach dieser kurzen Exposition führt uns die Vision Babouc's ein mit kaustischen Farben aufgetragenes Bild von den Verkehrtheiten der Bevölkerung des persischen Reichs und namentlich seiner Hauptstadt vor, was aber im Grunde nur ein Spiegelbild der modernen europäischen Civilisation sein sollte, vor Allem desjenigen Landes und Volks welches sich so gern als den Anführer derselben betrachtet, nämlich Frankreichs und seiner Hauptstadt. Mit vieler Feinheit weiß nun der Dichter die Licht- und Schattenseiten des Gemäldes so zu mischen, daß der ehrliche Scythe jetzt vor Entrüstung über das Schlechte den Untergang dieses Volks von seinem Schutzengel zu fodern entschlossen ist, dann darauf aber, durch einen Zug des Schönen, Edeln oder Nützlichen überrascht, vor dem Gedanken erschrickt, daß eine Stadt wie Persepolis dem Untergange geweiht sein solle. Zuletzt gelingt es gar der schönen Céone, einer überaus gutherzigen und gebildeten Ninon, unsern Scythen zu entwaffnen. Da heißt es denn: „Er versöhnte sich mit einer Stadt deren Bevölkerung gebildet, sanft und wohlthätig, wennschon gleichzeitig leichtsinnig, misgünstig und voll Eitelkeit war. Er fürchtete daß Persepolis verdammt würde; er fürchtete sogar Rechenschaft darüber zu geben. Folgendes ersann er um diese Rechenschaft abzulegen. Er ließ durch den besten Bildhauer der Stadt eine kleine Statue aus den kostbarsten und aus den schlechtesten aller Metalle, Erden und Steine zusammengesetzt verfertigen; dann brachte er sie zu Ithuriel: «Werdet Ihr», sagte er, «diese schöne Statue zerbrechen, weil nicht Alles daran Gold oder Diamanten ist?»*) Ithuriel verstand ihn auf der Stelle, er beschloß nicht einmal daran zu denken Persepolis zu bestrafen, und die Dinge gehen zu lassen wie sie geht. «Denn», sagte er, «wenn nicht Alles gut ist, so ist Alles erträglich» (si tout n'est pas bien, tout est passable). Man ließ also Persepolis bestehen, und Babouc war weit entfernt sich zu beklagen, wie Jonas welcher sich ärgerte daß man Ninive nicht zerstörte u. s. w." Das ist also die Stelle, das der sinnreiche Gedanke welchen Goethe in jenem Briefe an die Frau von Stein mit der Demuth nicht die Liebe eingibt auf sich anwandte. Da er voraussetzte sie der geliebten Empfängerin verstanden zu werden, so läßt uns Dies in die damalige Lecture der Liebenden einen Blick thun. Man weiß überdies welch hohen Werth Goethe, auch später, auf Voltaire's Schriften legte, wie er namentlich von jenen Märchen wegen ihrer unnachahmlichen leichten und schalkhaften und dabei so sinnreichen Darstellung entzückt war. Möglich ja nicht unwahrscheinlich ist es, daß auch Voltaire wiederum manchen witzigen und sinnvollen Gedanken, wie den welchen diese Betrachtung gewidmet ist, einem ältern Vorbild entlehnt hat; doch Dies zu untersuchen liegt außer unserer Aufgabe.

Das Buch Chevilla.

Unter dem 24. Mai 1780 (I, 306) lesen wir folgendes Billet Goethe's an Frau von Stein: „Hier ist das best: Pensée was ich habe, auch Struensee's Schicksale und nähere Nachricht vom Buche Chevilla." Zu dieser dunkeln Stelle macht der Herausgeber folgende Anmerkung: „Der hebräische Name für Kabala, eigentlich mündliche Ueberlieferung, weil die kabalistischen Bücher sich und ihre mit heidnischer Philosophie und Schwärmerei versetzte jüdische Schöpfungslehre für ein geheim fortgepflanzte göttliche Weisheit geben. Ueber Goethe's

*) Wir haben früher in Nr. 30—33 d. Bl. ausführlich darüber berichtet. D. Red.

**) Goethe's Werke, XIV, S. 128. Es steht hier, gerade wie in dem Briefe, zwar Ithuriel, es ist aber offenbar derselbe Name wie Ithuriel, und wol nur ein Schreibfehler.

***) „Oeuvres complètes de Voltaire", XLIV, 100—123. (Gothaer Ausgabe.) Die betreffende Stelle bildet den Schluß.

*) Casserez-vous cette jolie statue, parce que tout n'y est pas or et diamant? Goethe hat diese Verschiedenheit der Bestandtheile der Kürze willen durch „korinthisches Erz" wiedergegeben.

frühe Liebhaberei für solche phantastische Speculation siehe Schöll's »Briefe und Aufsätze von Goethe aus den J. 1766—86«, S. 160 fg., 132—135." Hier ist Alles falsch, und die Sache um die es sich eigentlich handelt bleibt vollkommen im Dunkeln. Es ist unrichtig zu sagen Chevilla sei der hebräische Name für Kabala, weil erstlich Kabala selbst ein hebräisches Wort ist, Chevilla aber keines, sondern, wie weiterhin hervorgehen wird, wahrscheinlich auf eine Fiction zurückkommt. Zweitens ist Kabala Collectivname für eine Gattung der Literatur, ein System von Meinungen oder Speculationen, nicht aber ein einzelnes Buch, von dem doch hier die Rede ist; in der That sucht man an dem von Schöll angeführten Orte, in den von ihm herausgegebenen Briefen und Aufsätzen Goethe's vergebens die Spur von dem Buch Chevilla. Wo werden wir diese finden?

Auch hier wird es so wenig wie beim Engel Ithuriel eine mystisch-philologische oder gar etymologische Untersuchung sein welche der Leser von dem Ausleger der Goethe'schen Briefe zu fordern hat. Die Anspielung auf das Buch Chevilla weist uns vielmehr an ein heute zwar längst verschollenes, damals aber in den Tagesblättern und in der deutschen Literatur viel besprochenes Ereigniß, deren Spuren sich in den Schriften von Männern wie Lichtenberg, Lavater, Musäus u. A. erhalten haben. Es verhält sich damit in Kürze wie folgt. Zu Anfang des J. 1780 ging bei den Landesregierungen zu Hanover und Braunschweig ein Promemoria des Pastors und Superintendenten Sigismund Ziehen in Zellerfeld im Harze ein, in welchem dieser sonst als Ehrenmann bekannte Geistliche in vollem Ernst gegen das bevorstehende Eintreffen mehrer großer Erderschütterungen warnte, von denen namentlich die erstere die Schweiz und die südlichen Provinzen Deutschlands in der Gegend des Oberrheins betreffen sollte. Einige Tausend kleine und große Ortschaften sollten dadurch zu Grunde gerichtet werden. Große Erdbrüche würden entstehen; ein ungeheurer Abgrund würde den Bodensee, den Rheinstrom und andere von den Alpen herabstürzende Gewässer verschlingen, Mähren würde von Oestreich, Böhmen von Baiern, die Niederlande würden von Deutschland getrennt werden. Das Wasser im Britischen Kanale und in der Nordsee würde so niedrig stehen, daß der Zuidersee derselben gänzlich austrocknen werde. Die Flotten mit Schiffe im Britischen Kanale würden auf den Grund zu sitzen kommen u. s. w. Die Erderschütterung selbst, welche zunächst die Zerstörung einiger Tausend Ortschaften in der Schweiz zur Folge haben sollte, müsse mit völliger Gewißheit noch vor Ostern 1786 eintreten. Seine Ueberzeugung von diesem Punkte gehe so weit, daß er bereit sei den chronologischen Grundsatz welcher den ebengenannten Zeitraum bestimme eidlich zu erhärten.... Ja, nach einer mit möglichster Aufmerksamkeit angestellten Untersuchung glaube er, daß die bevorstehende Erderschütterung schon zwischen dem 17. und 25. Febr. 1780 in Erfüllung gehen werde. Besonders habe der 22. Febr. seine Aufmerksamkeit erregt, und zwar die Stunde da die Capella auf den Alpen über den St.-Gotthard gehe, ungefähr 7 Uhr Abends. „Die nächste Absicht, die ich durch Bekanntmachung Dieses zu erreichen wünsche", schließt die Denkschrift, „ist Errettung aller Derer denen Tod und Elend droht. Wenig Wahrscheinlichkeit und Erreichung dieses Wunsches!"

Der Inhalt dieser bis dahin von Niemand geahnten und mysteriösen Warnungsanzeige an die höchsten Landesbehörden wurde bald ruchbar; Ziehen bekannte sich zunächst vor seinen Mitbürgern in Zellerfeld dazu; man erhielt einen schriftlichen Aufsatz, und schrieb ihn begierig ab, dann kam er in die öffentlichen Blätter.*) Als nun gar im März 1780 durch einen seltsamen Zufall die Zeitungen von einigen Erdstößen meldeten, welche sich den 26. Febr. in den Rhein- und Moselgegenden ereignet hatten, bezogen es die Leichtgläubigen auf Ziehen's Prophezeiung, und er selbst fand sich bewogen eine Fortsetzung der von ihm eingereichten Denkschrift unter dem 7. April 1780 aufzusetzen, welche er handschriftlich mitzutheilen kein Bedenken mehr fand. Er erblickte in den angezeigten Erdstößen nur den Anfang der vorhergesagten Erderschütterung, welche nicht eher vorübergehen würde, bis 7000 große und kleine Ortschaften in Ruinen lägen. Diese fürchterlichen Wirkungen sollten sogar noch vor dem 28. Sept. 1780 zu erwarten sein. Es war ein Glück für den guten Ziehen, daß der Tod ihm die Kränkung ersparte seine unerfüllte Prophezeiung zu überleben. Er starb nach kurzer Krankheit schon den 28. Mai.**) Desto mehr erhielt sich und wuchs die durch seine Prophezeiung in Deutschland und in der Schweiz hervorgerufene Spannung und Aufregung, da kurz nach dem Tode Ziehen's eine Schrift von drei Bogen herauskam unter dem Titel: „Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde, die insonderheit das südliche Europa und einen Theil Deutschlands treffen, und mit dem Ende des Septembermonats anfangen wird. Im Auszuge herausgegeben. Mit einem Anhange über das Buch Chevilla" (Frankfurt und Leipzig 1780). Gleich damals trat Lichtenberg unter dem 26. Sept. 1780 in den „Göttingischen Anzeigen" gegen diese Weissagungen auf**), wozu er von vielen Seiten aufgefodert worden war; man hatte ihm unter Anderm einen Brief von einem Gelehrten aus Obersachsen gezeigt, welcher dieses Werk als eines der wichtigsten der neuern Zeit, voll von Notizen, Astronomie und Einsichten in das Innere der Natur, ansah. Lichtenberg fand es für nöthig noch ein paar mal, 1782 und 1783, darauf zurückzukommen, da der Glaube des Publicums in dieser Hinsicht sich gleichblieb. Im J. 1783 schrieb unter Anderm Biester in der „Berliner Monatsschrift" zur Beruhigung der Berliner: „Der gefürchtete eilfte Julius 1783 zu Berlin." Noch im Herbst 1785 wollten ganze Bauerngemeinden ihre Aecker und Gärten nicht bestellen, weil sie sich um das Frühjahr 1786 den Jüngsten Tag vermutheten, daher selbst Lavater mit einer am 15. Jan. 1786 gehaltenen „Predigt wider die Furcht vor Erderschütterungen" auftrat; ein seltener Fall, daß dieser Schriftsteller mit der berliner Aufklärung Hand in Hand ging. Freilich mußte er sich von der Allgemeinen deutschen Bibliothek sagen lassen, daß er Ziehen's Träumen nur seine eigenen entgegensetzte.

Hätte der Seher von Zellerfeld sich begnügt seine Weissagungen auf blos astronomische oder physikalische Gründe zu stützen, so hätte er schwerlich so große Aufmerksamkeit dadurch erregt, wegen der crassen Unwissenheit und Verwirrung welche in seinen Deductionen herrscht, wie Lichtenberg ihm nachweist, indem „das ganze Fundament dieser Weissagungen ein so abscheulicher Fehlschluß ist, daß er sich nicht erinnere je etwas Aehnliches gelesen zu haben, es müßten denn die Schlüsse eines gewissen damaligen Astronomen Kindermann sein, der ein Perspectiv erfunden zu haben glaubte, womit man von Dresden aus die Schiffe auf dem Stillen Meere sehen könnte". Er weist dem Manne sieben Absurditäten nach, die er aber bis auf 20 und 30 vermehren könnte, wenn er es der Mühe werth erachtete sie alle durchzugehen. Was aber trotzdem den Weissagungen Ziehen's bei Gelehrten und Ungelehrten einige Zeit hindurch eine räthselhafte Wichtigkeit verschaffte:

Denn ein vollkomm'ner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren —

war, daß er sich auf eine mystische Offenbarung berief, und

*) So z. B. in A. F. Cranz' „Berlinische Correspondenz historischen und literarischen Inhalts" (Berlin 1782), S. 381—383. Eine zusammenhängende Darstellung der ganzen Angelegenheit mit Rücksicht auf das Buch Chevilla gibt die „Allgemeine Deutsche Bibliothek", LXXIX, 278—302.

**) Biographische Nachrichten aus der Hand eines Freundes dieses Propheten enthält die „Berlinische Monatsschrift" (1783), S. 517—536, mit einem Bildchen, wo Ziehen in tiefes Nachdenken versunken unter Bäumen wandelnd erblickt wird.

**) Lichtenberg's „Vermischte Schriften" (neue Ausgabe, Göttingen 1844), Bd. 5, zu Anfang: „Ueber die Weissagungen des verstorbnen Superintendenten Ziehen zu Zellerfeld."

Das war das Buch Chevilla. Was ist oder war nun das Buch Chevilla? Vor Ziehen hatte Niemand Etwas davon gehört, und Alles war höchst begierig das Nähere davon zu erfahren, oder es gar zu besitzen. Ziehen selbst ließ bereits unter dem 22. Dec. 1779 eine mit seinem Namen unterschriebene „Vorläufige allgemeine Nachricht der hieroglyphischen Sprachkunst und von dem Buche Chevilla" ins Publicum kommen *), und ein gedrucktes oder geschriebenes Exemplar dieser Nachricht muß es gewesen sein welches Goethe am 24. Mai 1780 an Frau von Stein mit jenem Billet überschickt hat, da die sonst bekannt gewordenen Schriften über das Buch Chevilla sämmtlich spätern Ursprungs sind. Die hier gebotenen Aufschlüsse sind ziemlich deutlich. Ziehen geht von der hieroglyphischen Sprache aus, welche die älteste und die erste sei, von göttlichem Ursprung, worin der älteste Religionsunterricht, und die älteste Offenbarung welche die Menschen von Gott empfingen abgefaßt wäre. Er nennt sie den ersten Schlüssel von der Kenntniß der ersten und zweiten Erdbevölkerung und der darauf sich beziehenden Völkergeschichte; sie sei zur Auslegung der Heiligen Schrift in Absicht auf den hieroglyphischen Theil derselben unentbehrlich. Mit der Erfindung der hieroglyphischen Sprachkunst aber war bei ihm die Auflösung der Hieroglyphen und zwar der göttlichen (welche er von den menschlichen unterschieden wissen will) verbunden. Zu den Entdeckungen nun die er auf der beschriebenen Bahn gemacht habe, sagt er, „gehört auch das Buch Chevilla. Die Wörter Capella, Sibylla, Cybella sind und bedeuten mit dem Worte Chevilla einerlei. (!) Allein nach der eingeführten Punctation unserer hebräischen Bibel, 1. Buch Moses, 2, 11, spricht man Chevilla, und diese Aussprache behalte ich bei." Hier hätten wir denn eine Art Etymologie des Wortes, aber welche von ebenso viel Unkenntniß als Verwirrung zeigt. Auch wird der aus der Schöpfungsgeschichte angeführte Name des Landes das von einem der vier Flüsse des Paradieses umflossen wird Chavila ausgesprochen, und etymologisch von den Indologen auf indischen Ursprung und Geographie zurückgeführt. Wenn aber Ziehen das Buch Chevilla eine von ihm durch Enthüllung der göttlichen Hieroglyphen gemachte Entdeckung nennt, so ist offenbar an ein Buch in bibliographischem Sinne nicht zu denken, und Das wird durch eine Stelle gegen den Schluß der Nachricht bestätigt, wo er sagt: „Es ist der hieroglyphische Theil der Heiligen Schrift, folglich keine neue, sondern die alte, von allen Christen angenommene Offenbarung. Durch sie finden wir die Reste des ursprünglichen göttlichen Unterrichts in den Schriften der Propheten, und ohne sie würden uns selbige nicht sehr zu statten kommen." Ferner da es einige Seiten vorher heißt: „Das Buch Chevilla ist insonderheit für unser gegenwärtiges Weltalter nützlich, wichtig, nothwendig.... Die Eröffnung dieses Buchs macht unzählige Commentare in der Heiligen Schrift überflüssig.... Sie veredelt den Werth der Augsburgischen Confession. (!) Aus dem Buche Chevilla erhellt, daß unsere Augsburgische Confession das Gepräge der Wahrheit hat u. s. w." Lichtenberg nennt es daher witzig „eine Art Bibelseele, oder eine Naturlehre und Metaphysik, in jene seligmachenden Lehren aufgelöst die dereinst entweder durch eine neue Offenbarung oder durch beständiges Studium zur Präcipitation werden gebracht werden". Die Dunkelheit und Zweideutigkeit womit Ziehen sich ausdrückte machte die Menschen nur desto begieriger das Buch Chevilla zu sehen, und womöglich zu besitzen. Lichtenberg versichert, daß Jemand 50 Dukaten dafür geboten habe. Der durch Schriften bekannte damalige Bibliothekar Friedrich's des Großen, der Abt Pernetty in Berlin, schrieb an Ziehen einen Brief, der aber erst in die Hände seiner Witwe gelangte, worin er unter vielen Lobpreisungen bekannte, daß er Nichts sehnlicher zu wissen wünsche als wo das Buch sei, und wie man es entziffern könne. *) Allein obschon der M. Christian Friedrich Götze noch im J. 1786 eine eigene Schrift „Von dem raren und schätzbaren Buche Chevilla, oder von der Kelle des Buchs der Rathschlüsse Gottes" herausgab, worin er uns aus eigener Bekanntschaft mit dem Buche treuherzig versichert: Verfasser oder vielmehr Verfasserin sei die Frau Japhet's und Schnur des Erzvaters Noah, und Alles was Ziehen davon sage habe seine völlige Richtigkeit, so kann man immer ohne Bedenken behaupten, daß hier eine Verwechselung mit einem verwandten Producte dieser reichhaltigen Gattung stattfindet, und daß mit der verunglückten Weissagung auch das Buch Chevilla als eine unglückliche Fiction mit ihrem Urheber vorüberging, und den Spott redlich verdient welchen, außer Lichtenberg, Musäus zum Schlusse seiner Märchen von Rübezahl lustig darüber ausgießt, wo es heißt: „Daß die Weissagung des Buches Chevilla nicht in Erfüllung gegangen, und der berüchtigte Seher zu Zellerfeld ein Lügenprophet worden ist, daß die Länder am Rheinufer und Neckarstrom auf ihrer alten Erdscholle noch so grund- und bodenfest stehen als der Brocken und das Riesengebirge, und daß die Herren von Hirschberg noch keine Flotte in See stechen lassen und an dem amerikanischen Seekrieg Antheil genommen haben: Das ist das Werk der nachsamen Gnomen und ihrer unermüdeten Arbeit." Dieser Lehrspruch, geschrieben zu Weimar zur selben Zeit da die Thaumaturgen in Berlin **) unter den Augen Friedrich's des Großen und trotz der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" sich über die Weissagungen des Buchs Chevilla stritten, mag uns schließlich als Kennzeichen der im Kreise Goethe's und Herder's herrschenden Bildung und Denkart gelten.

Obschon unsere Bemerkungen über das Buch Chevilla manchem Leser schon viel zu lang vorkommen mögen, so kann ich doch nicht umhin auf einige in Hamann's „Briefwechsel" nachträglich hierüber gefundene Stellen (s. Hamann's „Schriften", VI, 135, 161, 166 und 198) hinzuweisen. Sie zeigen, welches Aufsehen und welche Beachtung jenes mystisch-literarische Meteor in dem Kreise Weimars außer bei Frau von Stein auch bei Herder, und seiner Gattin, bei Knebel u. A. im J. 1780 erregt hat. Durch Herder ward Hamann im höchsten Grade auf das Buch Chevilla gespannt gemacht, wiewohl Kant ihn sogleich auf die „ganz falschen Begriffe von der Astronomie" in Ziehen's Weissagung hinwies. Endlich aber brach Hamann nach längerm Forschen über das Ganze den Stab, indem er an den Buchhändler Hartknoch in Riga den 19. Juni 1781 schrieb: „Das Buch Chevilla ist nun auch herausgebracht. Nichts als ein ziemlich gemeines Werk, welches Sie vermuthlich auch in Ihrer Sammlung besitzen werden: des R. Meir El-Rabbi Hispani semitae Fidei. Wie Ziehen in diesem alten Tröster die hieroglyphische Sprache hat entdecken können begreife ich nicht." Hiermit mag diese Untersuchung auch für uns abgeschlossen sein.

(Der Beschluß folgt.)

*) Abgedruckt in der „Berlinischen Correspondenz" (1783), II, 431—444.

*) Aus Heinsius und Kayser kenne ich nur dem Titel nach: „Das Buch Chevilla" (3 Thle., Freiburg 1784) und „Das neue geheime Buch Chevilla, von den Veränderungen der Erde ꝛc." (4 Thle., Linz 1786), ohne Zweifel bloße Producte buchhändlerischer Speculation.

**) Wirklich heißt es in der „Berlinischen Correspondenz" (1783), S. 628, daß sich „mit der Philosophia occulta nicht Dienstmägde befassen, sondern Männer Berlins von der erhabensten Geburt, von den ersten Ständen, von tiefen Wissenschaften und ausgebreiteten Kenntnissen, Männer die in hohen Aemtern stehen, und bei allen diesen Vorzügen die Chevilla, Capella, Kabala und Sibylla in Ehren halten!" Vergl. S. 645.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage
zur
Literarischen Unterhaltung
Erscheint jeden Sonntag. No. 1886. Von Julius Rodenberg.

Ich habe Ihnen, mein Freund, in meinem letzten Briefe von dem Eindruck gesprochen, den Ihr Roman auf mich gemacht hat. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ihn mit Spannung gelesen habe, daß ich mich für Ihre Helden interessirt habe, daß ich mit ihnen gelitten habe, daß ich mich mit ihnen gefreut habe. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen dankbar bin für die Stunden, die Sie mir durch Ihr Buch verschönt haben. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen dankbar bin für die Stunden, die Sie mir durch Ihr Buch verschönt haben. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen dankbar bin für die Stunden, die Sie mir durch Ihr Buch verschönt haben.

er als König von Ungarn den Namen Ferdinand V. führe.

Dieſes ſo wenig natürliche, der öſtreichiſchen Politik und den Beſtrebungen der Magyaren gleich ſehr hinderliche Verhältniß, welches der „Magyaren-Spiegel" in allen ſeinen Einzelheiten klar und getreu ſchildert, mußte bald Verlegenheiten, Reibungen und zuletzt offenen Kampf zur Folge haben, und der Bruch erfolgte um ſo ſchneller, als man in Wien ohne Scheu anfing Ungarn als erobertes Land zu betrachten, und die Bürgſchaften die man deſſen Unabhängigkeit geleiſtet zu verletzen. In ihren gerechten Erwartungen ſo bitter getäuſcht, erhoben die Magyaren wiederholt die Fahne der Empörung, erfochten, von Frankreich und Polen unterſtützt, manchen glänzenden Sieg, und noch jetzt leben die Namen der Helden welche damals für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes fochten, Bocskay, Bethlen, Tökely, Rakoczy, in dem Munde des Volks. Alle dieſe Aufſtände endeten mit Unterhandlungen und mit dem Verſprechen Oeſtreichs ſeinen ungeſetzlichen Anſprüchen entſagen und die Nationalunabhängigkeit Ungarns achten zu wollen. Karl's VI. humane Politik, welche dieſen ſo oft gegebenen und ebenſo oft gebrochenen Verſprechungen Rechnung trug, brachte das durch deutſche und türkiſche Heere faſt in eine Einöde verwandelte Land zur Ruhe, und erwarb ſich die Achtung ſeiner Bewohner. Die Früchte eines ſolchen Benehmens ließen nicht auf ſich warten; als nach Karl's VI. Tod (1740) die übrigen Fürſten Europas, weit entfernt die Pragmatiſche Sanction zu achten, ſich anſchickten ſein Erbe zu theilen, als alle Stücke der öſtreichiſchen Monarchie unbeweglich und unthätig, ſozuſagen, übereinander fielen, als der unglücklichen Maria Thereſia keine Stadt mehr blieb um ihre Wochen zu halten, erſchien das ſo oft mishandelte Ungarn als der einzige Rettungsanker. In ihrer verzweifelten Lage vertraute die geiſtreiche Frau nur ihrer innern Eingebung, gebot den alten Hofräthen, die über ihre Begeiſterung erſchraken, Stillſchweigen und erſchien in der Mitte des Reichstags um ſeine Hülfe anzuflehen. „Sterben wir für unſern König Maria Thereſia!" war die heldenmüthige Antwort der Magyaren, und urplötzlich brachen aus Ungarn unzählige Scharen hervor, welche Europa in Staunen ſetzten durch ihren Anblick, ihre Tracht und ihr Feldgeſchrei, und den Feind über den Rhein und die Alpen zurückwarfen. Nach einem ſiebenjährigen Kampfe ſicherte der Aachener Friede (1748) Maria Thereſia das Erbe Karl's VI.: ſie hatte nur Schleſien verloren. Ungarn hatte die öſtreichiſche Monarchie gerettet.

Und welcher Lohn ward ihm dafür? Die Kaiſerin, ihres Unglücks eingedenk, trat zwar ſanft auf, und verſuchte, was gewaltſamen Anſtrengungen nicht möglich war, durch Gnadenbezeigungen, womit ſie den magyariſchen Adel überhäufte, und durch Verheirathung der einflußreichſten Magnaten mit den Töchtern der bedeutendſten öſtreichiſchen Familien zu erreichen, was ihr auch, wenigſtens zum Theil, über Erwarten gelang; aber ſchon Joſeph II., ſtatt auf dieſem Wege, dem einzigen welcher Erſatz verſprach, fortzufahren, fiel wieder in den alten Fehler zurück, und brachte Ungarn durch unnöthige, mit unnachſichtiger Strenge durchgeführte Maßregeln von neuem und mehr als je gegen Oeſtreich auf, und gerade bei dem Anbruche einer neuen Zeit, die der Gewaltherrſchaft Nichts weniger als günſtig war, und alles Beſtehende über den Haufen werfen zu wollen ſchien. Wir übergehen hier die in Folge der Franzöſiſchen Revolution im J. 1794 in Ungarn ausgebrochene und von der öſtreichiſchen Regierung mit ſo ſchwarzen Farben geſchilderte Verſchwörung, da ſie noch immer in undurchdringliches Dunkel gehüllt iſt. Wir wiſſen nur, daß viele der talentvollſten und tüchtigſten Männer Ungarns, welche ſich allzu voreilig zu dem Verſuche hinreißen ließen die in Frankreich zur Geltung gekommenen Ideen von Freiheit und Gleichheit in ihrem Vaterlande zu verbreiten, auf dem Blutgerüſte ſtarben. Die Bewegung mußte, da ſie künſtlich hervorgerufen war, ohne Erfolg und überhaupt ohne Folgen bleiben; denn eine nachhaltige Revolution konnte nur durch den Landtag, auf welchen das Volk ein unbedingtes Vertrauen ſetzte, vorbereitet werden. Ein flüchtiger Blick auf die parlamentariſche Geſchichte Ungarns, welche A. de Gerando ſehr anziehend und ziemlich vollſtändig, wenn auch von ſeinem franzöſiſchen Standpunkte aus etwas zu einſeitig darſtellt, dürfte deshalb zur richtigen Würdigung der jetzigen Verhältniſſe nicht wenig beitragen.

Zur Zeit als die Magyaren noch unter ihren eigenen Königen ſtanden, wurde der Landtag unter freiem Himmel zu Pferde gehalten, und alle Adeligen, d. h. alle Krieger, konnten Theil an den Berathungen nehmen; mit der öſtreichiſchen Regierung kamen die häufig mehr nach Gunſt als nach Verdienſt feſtgeſtellten Rangunterſchiede und Titel, und der Reichstag zerfiel in zwei Kammern oder Tafeln; die Erſte Tafel beſteht aus den Magnaten, nämlich aus den Adeligen welche den Rang eines Fürſten, Grafen oder Freiherrn haben, aus den Erzbiſchöfen und Biſchöfen der katholiſchen und griechiſchen Kirche und aus den höchſten Staatsbeamten; die Zweite Tafel, die man auch insbeſondere die Stände nennt, wird aus den Abgeordneten des Landes gebildet, und bei jedem Landtage, der alle drei Jahre berufen werden ſoll, erneuert. In jedem Bezirke (Comitate) werden durch alle in demſelben wohnenden adeligen Eigenthümer in einer zu dieſem Zwecke veranſtalteten Verſammlung zwei Abgeordnete gewählt und mit den genaueſten Verhaltungsbefehlen verſehen; man ſchreibt ihnen ſogar die Worte vor welche ſie auszuſprechen haben, und verpflichtet ſie getreue Berichte über die Verhandlungen und den Gang des Reichstags zu geben; entſprechen ſie dem Vertrauen ihrer Wähler nicht, ſo ſteht dieſen das Recht zu ſie durch andere Deputirten zu erſetzen. Die Wichtigkeit dieſer Anordnung leuchtet ein; denn um die Stände zu einem dem Lande gefährlichen oder nachtheiligen Zugeſtändniſſe zu bringen, müßte man alle Wähler gewinnen, eine Maſſe von einigen Hunderttauſend auf ihre Rechte eiferſüchtig wachender Männer,

die unmöglich einzuschüchtern oder zu bestechen sind. Einzig und allein dieser Thatsache verdankt Ungarn die Unabhängigkeit welche es bis jetzt bewahrt hat.

Unter Joseph II. begannen die Magyaren, welche sich einige Zeit durch die Künste des wiener Cabinets hatten einschläfern lassen, ihre alten Rechte, ihre hundertjährigen Freiheiten zurückzufodern und ihre Unabhängigkeit dem Kaiser gegenüber zu vertheidigen. In den Comitatsversammlungen, welche alle drei Monate stattfanden, sprach man sich immer bitterer und drohender aus, und nahm sogar keinen Anstand zu behaupten, daß der Nation das Recht zustehe sich einen andern Beherrscher zu wählen. Auch außerhalb der politischen Versammlungen nahm die Gereiztheit immer zu; man suchte die vielfach verdrängte magyarische Sprache wieder zu Ehren zu bringen, bildete gelehrte Gesellschaften und gründete Tageblätter, worin man die muthigen Vaterlandsfreunde pries; die Dichter besangen Ungarns alten Ruhm und bejammerten, daß mit fremden Sitten Bestechung und Lüge ins Land gedrungen seien; man legte wieder die Nationalkleidung an, und die Frauen des Adels zeigten sich in derselben auf den Spaziergängen unter dem Beifallsrufe des Volks, welches nie aufgehört hatte magyarisch zu sein und zu denken; kurz, es war eine so allgemeine Hingerissenheit, daß sie in Wien ernstliche Besorgniß erregte. Auch wäre vielleicht damals schon ein Aufstand nicht ausgeblieben, wenn nicht Leopold's II. Weisheit den Sturm beschworen oder vielmehr auf einen minder gefährlichen Weg gelenkt hätte; er berief den Reichstag (6. Juni 1790), und das Land sollte nun durch das Organ aller seiner Vertreter seine Klagen laut werden lassen. Die Foderungen welche die Stände anfangs stellten gingen indessen so weit, daß Leopold es mit der Würde seiner Krone unverträglich fand ihnen Gehör zu schenken; da er aber in seinen entschiedenen Antworten die strengste Rechtlichkeit zeigte, so gewann er bald einen großen Theil der beiden Tafeln und es kam eine Vermittelung zu Stande: der Reichstag bestätigte die zuerst von ihm in Frage gestellten frühern Verträge über die Erbfolge, und Leopold erließ das Gesetz, daß jeder spätere Thronfolger den feierlichen Eid zu leisten habe die Rechte, Freiheiten und Privilegien von Ungarn aufrecht zu halten; ferner erkannte er an, daß Ungarn unabhängig sei von den andern Ländern der Monarchie und nach seiner eigenen Verfassung regiert werden müsse; die Gesetzgebung wurde dem Könige und dem Reichstage zugleich, die Regulirung der Steuern dem letztern allein vorbehalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Excurse zu „Goethe's Briefe an Frau von Stein".

(Beschluß aus Nr. 225.)

Un aqueduc, un aqueduc.

Am 25. Mai 1782 (I, 208) schreibt Goethe an Frau von Stein, auf deren Sohn Fritz*) er die gemüthlichste Zärtlichkeit deren er fähig war übertrug: „Wir waren in seinem Gärtchen, und seine Bohnen interessiren mich mehr als seine Bäume. Ich danke Gott, der mir den Sinn gegeben hat ihm seine Aqueducs nicht zu verderben, sondern sie zu ehren." Der Herausgeber hat es hier für überflüssig erachtet den Lesern zum vollen Verständnisse dieser Anspielung einen Fingerzeig zu geben. Es möchte indessen doch Manchen geben welcher nicht weiß oder sich nicht gleich erinnert, daß an unserer Stelle auf die Geschichte von dem „Nußbaum der Terrasse" in Rousseau's Selbstbekenntnissen im ersten Buche*) angespielt wird. Zur Zeit als diese Briefe gewechselt wurden war der Eindruck den jenes außerordentliche Buch auf ein dafür doppelt empfängliches Zeitalter machte in seiner ersten und ganzen Frische. Goethe hatte die „Confessions" kurz vorher von seiner Mutter erhalten, und spricht sich vom 9. Mai 1782 mit Entzücken darüber aus; der Herzog Karl August warb sogar unter seinen Bekannten, wie man aus einem seiner Briefe an Knebel sieht, daß sie gleich Rousseau ihre Bekenntnisse aufsetzen sollten. Was Goethe betrifft, so wird man nicht in Abrede stellen, daß „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben" ohne das Vorbild und die geheime Nachwirkung Rousseau's nicht geschrieben wäre. Man könnte auf Züge der Verwandtschaft jener im Uebrigen so verschiedenartigen Bekenntnisse mit dem Finger weisen.

Aus Eckermann's „Gespräche mit Goethe".

Gleichzeitig mit den ersten beiden Bänden von „Goethe's Briefe an Frau von Stein" erschien voriges Jahr der dritte Band von Eckermann's „Gespräche mit Goethe". Hier lesen wir unter vielem andern Schönen und Erbaulichen (S. 201—204) aus Goethe's Munde Bekenntnisse aus seinem Leben, welche durch ihren Inhalt als eine höchst anziehende Ergänzung zur „Wahrheit und Dichtung", und zwar aus den für die Bildungsgeschichte des Dichters so wichtigen, und noch nicht genug ins Licht gesetzten ersten Jahren seines Lebens in Weimar zu betrachten sind; in Bezug auf die Form aber sich den anmuthigsten unter Goethe's Novellen anreihen konnten. Was dieser Erzählung jedoch das Gepräge der intimsten Confession verleiht, ohne daß Goethe eine solche gerade beabsichtigte, ist, daß sie aus des Dichters Verhältniß zu Frau von Stein geschöpft ist, obschon jeder Name von Goethe wie von Eckermann vermieden wurde. Dies kann Keinem zweifelhaft bleiben welcher mit dem frischen, vollen Eindruck der Goethe'schen Briefe jene Erzählung vor Augen nimmt, insofern es gar nicht schwer wäre aus den Briefen den Zeitpunkt des von Goethe erzählten Falls, als eines Belegs für „die magnetische Kraft der Liebe auf Abwesende und unsichtbare Einwirkung der Geister aufeinander", nach Tag und Datum zu bestimmen. Auch über die Gegenseitigkeit in jenem zarten Verhältnisse fallen hier helle Streiflichter, und vielleicht wird der Herausgeber der Goethe'schen Briefe in einem der folgenden Bände, denen wir begierig entgegensehen, auf diesen Punkt zurückkommen. Goethe's Mittheilung bei Eckermann trägt das Datum vom 7. Oct. 1827, als Frau von Stein seit einem Jahre die Welt verlassen hatte.

Was den Glauben an eine unsichtbare magnetische Einwirkung der Geister, zu welchem jene Erinnerungen ein Beispiel liefern sollten, anlangt, so mochte er Goethe schon als poetisches Motiv werth sein. Man erinnert sich z. B. einiger in dieses Gebiet einschlagender Erzählungen in der Unterhaltung deutscher Ausgewanderter, namentlich der Erzählung von der Sängerin Antonelli. Ich benutze diesen Anlaß zur Ergänzung meiner Untersuchungen über die Ausgewanderten (s. „Wiener Jahrbücher für die Literatur" (1846, Heft 4) die Freunde derartiger Aufschlüsse darauf aufmerksam zu machen, daß vor kurzem die Quelle zu jener Erzählung in einer Art nachgewiesen wurde welche im Wesentlichen keinen Zweifel übrig läßt (s. C. Köster, „Gedenkblätter über Kunst", Manheim 1848,

*) Er starb vor einigen Jahren zu Breslau als Generallandschafts-Repräsentant zu Breslau.

*) „Les confessions de J. J. Rousseau" (Zweibrücken 1782), S. 29—32.

S. 47 fg.). Hiernach ist jene Spukgeschichte bis in das Einzelne jedes darin vorkommenden Zugs aus dem Leben der berühmten französischen Schauspielerin Clairon, welche im hohen Alter im J. 1803 zu Paris gestorben ist, entlehnt; nur daß Goethe außer der freien Bearbeitung den Schauplatz des Abenteuers von Paris nach Neapel verlegt, und demgemäß auch die handelnden Personen aus Franzosen in Italiener verwandelte. Der Herausgeber (eigentlich eine Dame, F. v. L., von welcher ein Brief eingeschaltet ist) hat diese Entdeckung in den „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach, geb. Gräfin Berkeley" (Lady Craven), gemacht, welche 1826 in englischer Sprache herauskamen, und bald darauf ins Französische und Deutsche übersetzt erschienen.*) Seine Aufschlüsse sind mit Dank anzuerkennen; nur merkt er den sonderbaren Anachronismus nicht den er macht, wenn er jene Denkwürdigkeiten für die Quelle hält aus der Goethe geschöpft haben soll, da die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten in den „Horen" von 1795 erschienen, mithin 30 Jahre vor dem Buche der Lady Craven! Wir werden also in der Zeit weiter zurückgehen müssen, und begegnen zunächst den Memoiren der Schauspielerin Clairon („Mémoires d'Hyppolite Clairon et réflexions sur l'art dramatique", Paris VII). In diesen finden wir in der That die fragliche Erzählung gleich zu Anfang (S. 1—21), und es ist keine Frage, daß die Markgräfin von Anspach, welche in der Clairon, die viele Jahre vor ihrer Verheirathung mit dem Markgrafen von Anspach an dessen Hofe lebte, eine Nebenbuhlerin haßte, hier die Memoiren der Clairon fast wörtlich ausgeschrieben hat.**) Aber auch diese können, so weit sie vorliegen, nicht die Quelle Goethe's gewesen sein, da sie 1799 (an VII de la république) herauskamen, also noch immer einige Jahre später als Goethe's Novelle von der Sängerin Antonelli. Wie löst sich nun dieser Widerspruch? Einfach dadurch, daß Goethe längere Zeit vor der Herausgabe jener Memoiren zur Kenntniß des Manuscripts gekommen war. Das Vorwort der Clairon vor ihren Memoiren gibt uns dazu einen Fingerzeig. Es ist ein Brief an den Redacteur des „Publiciste" vom 15. Aug. 1798. Sie hatte ihre Denkwürdigkeiten viele Jahre vorher, höchst wahrscheinlich während ihres Aufenthalts zu Anspach, aufgesetzt***), mit dem Vorsatze, daß sie erst 10 Jahre nach ihrem Tode erscheinen sollten. Sie hatte deshalb das Manuscript einem Schriftsteller im Auslande, d. h., wie wir bald belehrt werden, einem Deutschen, anvertraut; zu ihrer großen Bestürzung jedoch kam 1798 eine deutsche Uebersetzung in der Schweiz heraus, und Dies bewog die Verfasserin gegen ihre anfängliche Absicht mit dem Original hervorzutreten. Offenbar hatte der Freund in Deutschland ihr Vertrauen gemisbraucht, daß er die Handschrift, deren Vorhandensein ein Geheimniß bleiben sollte, unter der Hand mittheilte, und so die Uebersetzung wenigstens indirect veranlaßte. Dieser Fall steht übrigens nicht vereinzelt da, ich erinnere an die nachgelassenen Schriften Diderot's, welche in Abschriften an deutschen Höfen circulirten ehe sie in der Urschrift herauskamen, namentlich an „Rameau's Neffe", den Goethe übersetzte, und an „Jacques le fataliste", wovon ebenfalls die deutsche Uebersetzung vor dem Original erschien, dessen Druck der Prinz Heinrich von Preußen nach einer in seinen Besitz gelangten Abschrift besorgen ließ. Es hat mithin durchaus nichts Auffallendes, wenn Goethe mehre Jahre vor dem Erscheinen der Memoiren von Clairon diese wenn auch vielleicht nicht vollständig, doch wenigstens die erste Abtheilung in der Handschrift las, und für die Unterhaltung seiner Ausgewanderten benutzte. Er hätte aber schwerlich diesen Gebrauch davon machen können, wenn das Buch bereits aller Welt zugänglich war. Ebenso begreift es sich nun, warum Goethe durch Abänderung des Schauplatzes und des Namens der Personen die Spuren seiner Quelle verwischte, da er ein Geheimniß zu bewahren hatte. Uebrigens hatte die Clairon den festen Glauben an eine übernatürliche Einwirkung bei jenem seltsamen Ereignisse, welches gleich in die erste Zeit ihres glänzenden Auftretens zu Paris fiel, nämlich in das Jahr 1743.

G. E. Guhrauer.

*) In der mir vorliegenden französischen Uebersetzung: „Mémoires de la Margrave d'Anspach, écrits par elle-même. Traduits de l'Anglais par *J. T. Parisot*" (Paris 1826), I, 198—209.

**) Der französische Uebersetzer weist ihr sogar (I, 213) in ihren Reflexionen über das Theater ganze Plagiate an der Clairon nach.

***) Die Form der Erzählung jenes gespenstigen Abenteuers als eine Zuschrift an einen zärtlich und treu geliebten Freund läßt annehmen, daß dieser Freund der Markgraf von Anspach selbst gewesen.

Für Curiositätenkäufer.

„Ein bekannter Correspondent", sagt das „Athenaeum", „meldet aus Paris: Ich habe soeben die Freude gehabt eine merkwürdige Privatsammlung geschichtlicher Documente zu sehen welche sich insgesammt auf die erste französische Revolution, deren Helden und Opfer beziehen, und ein kurzer Bericht darüber dürfte einigen Ihrer Leser um so willkommener sein, da die Sammlung im Interesse der Erben zur Erleichterung des Ordnens gewisser Familienangelegenheiten nächstens verkauft werden soll. Sie ist das Eigenthum der St.-Albins, Erben eines berühmten Volksführers aus der Zeit des Convents und des öffentlichen Sicherheitsausschusses, welchen geschichtskundige Leser leicht errathen werden und dessen Namen ich aus Rücksicht für die Ueberlebenden verschweige. Sie besteht aus einer in ihrer Art einzigen, fast ununterbrochenen Reihenfolge von Büsten, Portraits, Autographen, Flugschriften und andern Urkunden. Die Büsten, in Bronze, Marmor und Gyps, sind die vieler der denkwürdigsten Männer jener Zeit, Royalisten und Republikaner. Noch reicher an historischen Illustrationen ist die Portraits-Sammlung. Sie enthält Portraits von Ludwig XVI., Mirabeau, Robespierre, St.-Just, Herr und Frau Roland, Danton, Marat, Charlotte Cerday und mehren Andern, berühmten und berüchtigten Andenkens jetzt und auf immer. Dabei muß ich erwähnen, daß die meisten Zeichnungen zu Lamartine's «Histoire des Girondins» nach jenen Originalen copirt sind und zwar mit einer so übertriebenen Freiheit, daß die Stiche beiweitem weniger den Originalen als der oft übertriebenen Romantik der gedruckten Beschreibung ähnlich sehen. Ganz besonders ist Dies mit den Gesichtern der Frau Roland und der Charlotte Cerday der Fall. Letzteres hat der Graveur sehr beträchtlich idealisirt, damit es den Worten des Dichters entsprechen sollte. Das Portrait ist hier; es mag selbst reden. Die Bibliothek umfaßt eine stattene Sammlung Pamphlets, Lieder, Anschläge u. s. w. aus der alten Revolution, auch ein Leben Danton's im Manuscript, das Werk des verstorbenen Besitzers, mit einer Menge, wie ich höre, wenig bekannter Aufschlüsse. Ferner eine Partie Autographen und sehr interessanter Briefe, zwei der ersteren namhaft gedenkenswerth. Zuerst das identische Papier, welches Robespierre unterzeichnen wollte als er erschossen wurde. Auf Grund dieses Documents konnte Lamartine die alte Verleumdung widerlegen, daß der Tribun sich lieber selbst habe entleiben als vor Gericht gestellt werden wollen. Das Papier läßt darüber keinen Zweifel. Es zeigt die Buchstaben Ro..., dann einen Blutfleck. Es wurde mir für 200 Guineen angeboten. Das zweite Autograph befindet sich unter einem Bulletin Bonaparte's von der Armee in Italien, kurz nach seiner Vermählung mit Josephine, adressirt an Mon cher Barras. Die Depesche ist von der Hand des Secretairs; aber darunter steht in der abgeknippenen und eiligen Schrift des Generals: «Ich verzweifle. Josephine kommt nicht. Ein Liebhaber hält sie in Paris zurück. Fluch allen Frauen, sie sind sich alle gleich. N. Bonaparte.» Solches auf einer Armee-Depesche! Welchen Ausdruck der Wahrheit gibt Dies dem «Je suis au désespoir!» Die Erben wünschen die Sammlung, damit sie nicht verzettelt werde, im Ganzen zu verkaufen."

L.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag. Nr. 222. 10. November 1828.

Athen.

Athen, Athen, du Stadt der Musen,
Du Stadt der Helden, Stadt der Weisen,
Du Stadt der Tempel, Stadt der Säulen,
Du Stadt der Tempel, Stadt der Säulen,
Du Stadt der Tempel, Stadt der Säul

gab. Von nun an fanden faſt alle von der Fortſchrittspartei vorgeſchlagenen Verbeſſerungen den heftigſten Widerſtand, frühere Zugeſtändniſſe wurden zurückgezogen oder doch nicht verwirklicht; ein längſt vorbereitetes Criminalgeſetzbuch, worin die Aufhebung der Todesſtrafe ausgeſprochen war, wurde verworfen, und ſogar die projectirte Nationalbank zur Hebung des Handels und der Gewerbe ſcheiterte an kleinlichen Parteiintriguen. Die Zeit ſchien zu einem entſcheidenden Schlage gegen die magyariſchen Unabhängigkeitsbeſtrebungen äußerſt günſtig, und man zögerte nicht ihn zu führen. Seit alter Zeit wurden die Comitate durch Obergeſpane verwaltet, in der Regel große Herren, die Ehrgeiz oder Vaterlandsliebe zu dieſer Stelle drängte. Der Obergeſpan iſt nach dem Geſetze der Vertreter des Souverains, und mit ſeltenen Ausnahmen begnügte er ſich mit dieſer Repräſentation bei feſtlichen Gelegenheiten, und überließ die bürgerliche, politiſche und juridiſche Verwaltung dem Vicegeſpan, den die Comitatsverſammlung wählte und der in der That die wirkliche Gewalt ausübte. Auf dieſe Weiſe war die Verwaltung in Ungarn den Händen der Regierung entzogen und den Comitatsverſammlungen überlaſſen; daher die Unabhängigkeit und die kühnen Reden der Wähler und die den Deputirten gegebenen freiſinnigen Inſtructionen. Oeſtreich glaubte deshalb am beſten ſeine Zwecke zu erreichen, indem es alle Obergeſpane in Maſſe ihres Dienſtes entließ und durch ihm ergebene und bezahlte Männer erſetzte; um jedoch dieſer harten Maßregel einen geſetzlichen Charakter zu geben, nahm es die Fahrläſſigkeit der Oberbeamten und die dadurch in den Geſchäften obwaltende Unordnung zum Vorwande. Vergebens bekämpfte die liberale Partei dieſe gefährliche Maßregel mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln. Koſſuth rief ſchon damals ſeinen Landsleuten zu:

Bei Gott, ich kenne kein Wort von dem der Deſpotismus einen unverſchämtern Gebrauch macht als das Wort Ordnung. Im Namen der Ordnung hat Nikolaus das hochherzige Polen aus der Reihe der Völker geſtrichen; im Namen der Ordnung hat Ernſt Auguſt die Conſtitution von Hanover vernichtet; im Namen der Ordnung hat Philipp II. die Niederlande in einen Kirchhof verwandelt! Dieſe Ordnung, Gott ſei Dank, kennt Ungarn nicht und will ſie nicht kennen. Ungarn wird nur durch Geſetze regiert, und wenn die Ordnung eine Veränderung der Regierung nöthig macht, muß die ganze Nation ſich verſammeln und ihre Zuſtimmung zu dieſer Veränderung geben. Jede andere Maßregel welche man uns willkürlich aufzudrängen verſucht iſt nicht eine Maßregel der Ordnung, ſondern des Deſpotismus, der Ungeſetzlichkeit, das heißt der Unordnung!

Koſſuth's Stimme wurde nicht beachtet, aber ſie verhallte nicht im Lande; die Kluft zwiſchen den Magyaren und der öſtreichiſchen Regierung erweiterte ſich immer mehr, und man konnte vorausſehen, daß irgend ein großes politiſches Ereigniß einen vollſtändigen Bruch herbeiführen würde. Dieſes Ereigniß trat früher ein als irgend Jemand geahnt hatte; der Märzſturm des Jahres 1848 wälzte ſich mit Blitzesſchnelle über Deutſchland bis nach Ungarn hin, und der Reichstag, die günſtige Gelegenheit ergreifend, ſäumte keinen Augenblick den ſo ſehnlich und ſo lange vergebens gehegten Wünſchen des magyariſchen Volks zu entſprechen; er decretirte eine umfaſſende, auf den Grundſatz der Gleichheit aller Stände ſich ſtützende Volksvertretung, Geſchworenengerichte, Preßfreiheit und Volksbewaffnung, und verwandelte auf dieſe Weiſe mit Einem Schlage das feudalmonarchiſche Ungarn in eine demokratiſch-conſtitutionelle Monarchie.

Im erſten Augenblicke der Bewegung fiel ſogar die ſlawiſche Bevölkerung, ſeither die Hauptſtütze des Abſolutismus, aus ihrer Rolle, und die Kroaten, die erbittertſten Gegner der Magyaren, ſchickten eine Deputation nach Wien, welche noch weit größere Foderungen ſtellte als dieſe; denn ſie verlangte nebſt den Freiheiten welche der Reichstag beſchloſſen hatte die Vereinigung von Dalmatien, Kroatien und Slawonien zu einem Königreiche, ein eigenes unabhängiges Miniſterium und die Ernennung des Barons Jellachich zum Banus. Dem letztern Verlangen wurde ſogleich entſprochen, von der Bewilligung der übrigen Punkte aber hat bis jetzt Nichts verlautet, und über dieſer ganzen Angelegenheit liegt ein dichter Schleier, der jetzt noch nicht leicht zu lüften ſein dürfte. Gewiß iſt, daß von den Trennungsgelüſten der Kroaten bald keine Rede mehr war, ſondern daß dieſe ſich im Gegentheil von jetzt an wieder als die eifrigſten Vertheidiger der unbedingten Einheit der öſtreichiſchen Monarchie herausſtellten. Die Zerwürfniſſe des Cabinets mit dem ungariſchen Reichstag wurden mit jedem Tage ernſtlicher, bis endlich der Bruch erfolgte, der Kampf losbrach. Die ſpätern Ereigniſſe ſind bekannt.

(Der Beſchluß folgt.)

Leben und Werke des Bildhauers Tilmann Riemenſchneider, eines faſt unbekannten, aber vortrefflichen Künſtlers am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Beſchrieben und herausgegeben von C. Becker. Mit ſieben Kupfertafeln und zwei Vignetten gezeichnet von Leinecker und geſtochen von L. Regnier. Leipzig, R. Weigel. 1849. Imp.-4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Je ſeltener in der politiſchen Sturm- und Drangperiode, welche ſeit der franzöſiſchen Februarrevolution des vorigen Jahres über Europa hereingebrochen, auf dem Gebiete der Literatur Werke von dem Inhalte des obigen erſchienen ſind, deſto freudiger müſſen alle Kunſtfreunde ein ſolches begrüßen. Niemand aber kann angenehmer dadurch überraſcht worden ſein als ich, da ich bereits 1843 in meinem Werke „Kunſtwerke und Künſtler in Deutſchland" gelegentlich der Würdigung eines der Hauptwerke des Tilmann Riemenſchneider, des Grabmals Kaiſer Heinrich's II. und ſeiner Gemahlin Kunigunde im Dome zu Bamberg, geäußert habe, daß es mich wundern ſolle, wenn ſich von dieſem trefflichen Meiſter nicht auch in andern Kirchen von Franken Werke verfinden ſollten. Denn es iſt den eifrigen Bemühungen des als gründlichen Kunſtforſchers ſchon mehrfach bekannten Verf. gelungen in Würzburg und in andern Orten des nördlichen Frankens 17 andere Werke Riemenſchneider's aufzufinden, außerdem aber noch höchſt ſchätzbare Nachrichten über Herkunft und Leben deſſelben zu geben. Aus Oſterode im Harz gebürtig erſcheint er zuerſt 1483 als Bildſchnitzergeſell

in Würzburg. Meisterrecht und Indigenat scheint er durch seine Heirath mit der Witwe des Goldschmieds Ewald Schmitt erlangt zu haben, welche indessen schon 1501 als verstorben erwähnt wird. Ein Sohn, Jörg, welcher der Kunst des Vaters folgte, dürfte aus einer zweiten Ehe desselben herrühren. Im J. 1495 bewohnte er bereits als ansässiger Bürger von Würzburg den Hof Wolfmannszichlein, welcher neuerdings von dem historischen Verein in Würzburg mit einer darauf bezüglichen Gedenktafel versehen worden ist. Er wußte sich das Vertrauen der Bürgerschaft in solchem Grade zu erwerben, daß er allmälig im Magistrat bis zur höchsten Würde des Bürgermeisters aufstieg, welche er 1520 bekleidete. Ja, während der Zeit des Bauernkriegs führte er mit Konrad Oechsner dem bischöflichen Statthalter Heinz von Fleuches eine Schar von 200 bewaffneten Bürgern auf dem Markt zur Musterung vor. Später wurde er indeß als eifriger Kämpfer für religiöse und politische Freiheit auf Betrieb des Bischofs aus dem Rath gestoßen, und scheint bis zu seinem am 8. Juli 1531 erfolgten Tode ganz zurückgezogen gelebt zu haben.

Bei der Würdigung Riemenschneider's als Künstler, welche der Verf. nun folgen läßt, bemerkt derselbe sehr richtig, daß aus seinen Werken deutlich erhellt wie er seine künstlerische Ausbildung in Oberdeutschland empfangen hat. Die auffallende Verwandtschaft zum Martin Schongauer, sowol in den Formen als in dem Schönheitssinn, ganz besonders aber in dem tiefen und edeln Gefühl, welches ich schon in dem obigen Werk hervorgehoben, und auch der Verf. in den übrigen Werken des Künstlers bestätigt gefunden hat, läßt mich vermuthen, daß er als fahrender Gesell sich längere Zeit in Schwaben aufgehalten haben dürfte. Hierfür spricht außerdem die Aehnlichkeit mit so manchen Bildhauerarbeiten in Schwaben, wie mit den an den Altarschreinen des Friedrich Herlen zu Rothenburg ob der Tauber und Nördlingen befindlichen Schnitzwerken, welche einen sehr entschiedenen Einfluß der Eyck'schen Schule verrathen. Wenn aber der Verf. äußert, daß Riemenschneider in nächster Verwandtschaft mit dem großen nürnberger Meister Adam Kraft steht, so möchte ich das Verhältniß der beiden Künstler näher dahin bezeichnen, daß der obwol um Etwas jüngere Riemenschneider im Ganzen noch die Kunstform des 15. Jahrhunderts festhält, und daher etwas alterthümlicher erscheint, während der um Etwas ältere Kraft (er stirbt hochbetagt bereits 1507) durch einen starken Einfluß des Albrecht Dürer zu völligern Formen und zur ganzen Kunstweise des 16. Jahrhunderts neigt, und daher den Eindruck eines etwas neuern Meisters macht.

Das älteste vorhandene Werk unsers Meisters erkennt der Verf. in dem Grabmal des 1487 gestorbenen Ritters Eberhart von Grumbach in der Kirche zu Rimpar bei Würzburg. Es ist eine grandiose, auf einem Löwen stehende Figur mit ausdrucksvollem Kopfe und höchst prachtvoller und ungemein fleißig ausgeführter Rüstung. Urkundlich beglaubigt sind die in Sandstein ausgeführten 6½ Fuß hohen Standbilder von Adam und Eva vom J. 1493 in der Marienkapelle zu Würzburg, wovon eine die Eigenthümlichkeiten derselben treu wiedergebende Abbildung beiliegt. In den Körpern erkennt man, wie der Verf. bemerkt, ein sehr fleißiges Studium von Modellen, welche mit vielem Naturgefühl in allen ihren zum Theil nicht schönen Einzelheiten nachgeahmt worden sind. In den Köpfen spricht sich dagegen das warme und schöne Gefühl des Künstlers entschieden aus. Leider fehlen jetzt einzelne Theile dieser Figuren, und sind andere durch Ueberarbeiten entstellt. Eine ebenfalls abgebildete Maria mit dem Kinde in der Neumünsterkirche zu Würzburg mit etwas störender Ueberladung des scharfbrüchigen Gewandes, in demselben Jahr in Sandstein ausgeführt, ist erst in neuerer Zeit mit bunter Oelfarbe überstrichen worden. Noch übler sind die ursprünglich sehr schönen 14 Nothhelfer vom J. 1494 im Blasius-Hospital, welche etwa einen Fuß hoch fast in Rundwerk in Holz geschnitzt sind, durch das öftere Uebertünchen mit grauer Oelfarbe zugerichtet. Ein anderes durch Art und Umfang höchst bedeutendes Werk Riemenschneider's, ein 1491 für den Dom ausgeführtes Sacramentshäuschen, welches bis an das Gewölbe des Chors emporstieg, und mit vielen größern und kleinern Standbildern von Heiligen geschmückt war, ist vollends ein Opfer der flachen und echt barbarischen Verschönerungswuth geworden, welche an die Stelle der aus der innersten Eigenthümlichkeit der deutschen Nation hervorgegangenen Kunstwerke nüchterne und nichtssagende Stuccaturarbeiten im italienischen Geschmack setzte. Mit Recht sagt der Verf., daß der Verlust dieses Kunstwerks um so mehr zu bedauern ist, als es einen interessanten Vergleich mit dem ähnlichen Werk A. Kraft's in der Lorenzkirche zu Nürnberg gewährt haben würde.

In demselben Dome zu Würzburg hat sich dagegen noch das Denkmal des 1495 verstorbenen Fürstbischofs Rudolf von Scherenberg erhalten. Das lebensgroße, in einer Nische unter einem gothischen Baldachin befindliche Standbild ist nach dem Urtheil des Verf. sehr fleißig in dem salzburger Marmor von röthlicher Farbe ausgeführt. Auch eine Maria mit dem Kinde an der Außenseite des Rathhauses zu Ochsenfurth vom J. 1498 und das Grabmal des Ritters von Schauenburg in der Marienkapelle zu Würzburg sind namhafte Werke unsers Meisters.

Durch Werke wie die obigen hatte sich der Ruf Riemenschneider's schon so ausgebreitet, daß er 1499 von dem Bischof von Bamberg, Heinrich Gres von Trekau, den ehrenvollen Auftrag erhielt das schadhaft gewordene Grabmal Kaiser Heinrich's II. und seiner Gemahlin Kunigunde durch ein neues zu ersetzen. Dieses schöne, mit der größten Sorgfalt in der Form eines großen Sarkophags in solenhofer Kalkstein ausgeführte Werk, welches oben die Gestalten des Kaisers und der Kaiserin, an drei Seiten aber in fünf sehr erhabenen Reliefs Vorgänge aus dem Leben des Herrscherpaars enthält, ist 1513 beendigt worden, und zeigt die bedeutende Eigenthümlichkeit des Meisters in besonders scharfem Gepräge. Eine würdige Abbildung desselben wäre sehr wünschenswerth.

In diese Zeit fallen indeß noch verschiedene andere Arbeiten des Meisters, so die 6½ Fuß hohen Standbilder Christi, Johannes des Täufers und der zwölf Apostel in Sandstein an den Strebepfeilern der Marienkapelle zu Würzburg, welche 1500 begonnen und 1506 aufgestellt wurden. Die Auszüge aus den Rechnungen welche Becker beibringt ergeben, daß er für jede dieser Figuren nicht mehr als 10 Gulden erhielt; ein Preis welcher allerdings, auch wenn man den großen Unterschied des Geldwerths gegen heute in Anschlag bringt, immer als sehr mäßig erscheint. Um das J. 1508 ist das bisher gänzlich unbekannt gebliebene Denkmal der Frau Anna Eltlin an der Außenseite der Kirche zu Heidingsfeld bei Würzburg, eine sehr erhobene Arbeit, ausgeführt worden. Es stellt die Beweinung Christi durch Maria, Johannes und Magdalena in Sandstein vor, und soll von sehr feiner Durchbildung und ergreifendem Ausdruck der Köpfe sein. In der Abbildung erscheint das zu einförmige Motiv der vier Köpfe als etwas störend.

Ein 1510 meist beendigtes Tabernakel für den Hochaltar des Doms, welches Christus mit dem heiligen Kilian darstellte, ist wieder ein Opfer jener schon bei dem Sacramentshäuschen erwähnten Barbarei geworden, welches um so mehr zu beklagen, als dasselbe zufolge der jetzt im Besitz Becker's befindlichen Quittung des Meisters über die namhafte Summe von 260 Gulden zu seinen bedeutendsten Werken gehört haben dürfte. An dieser Quittung befindet sich auch der Abdruck des Petschafts von Riemenschneider, welches als sprechendes Wappen vier zerschnittene Riemenstücke enthält. Obwol nur ein Flachrelief verdient sowol wegen der Persönlichkeit als wegen der großartigen Behandlung auch das vormals in der Schottenkirche, jetzt in der Neumünsterkirche zu Würzburg befindliche Denkmal des 1516 gestorbenen bekannten Geschichtsforschers Johannes von Trittenheim einer ehrenvollen Erwähnung. Eine kleine Abbildung dient als Schlußvignette des Werks.

In dem im Dom zu Würzburg befindlichen, in salzburgischem Marmor gearbeiteten Denkmal des 1519 gestorbenen Bischofs

Lorenz von Bibra, welches in der Art dem des obenerwähnten des Bischofs Rudolf gleicht, hat der Meister in der architektonischen Einfassung wie in den sonstigen Nebensachen den gothischen Geschmack mit dem der Renaissance vertauscht. Bei der Erwähnung dieses Denkmals in der würzburger Chronik von Lorenz Fries wird Riemenschneider ein „weitberümbter Meister" genannt. Daß unser Künstler indeß in der Hauptsache auch in seinen spätesten Werken dem gothischen Stil getreu blieb beweist zuvörderst eine Maria mit dem Kinde in der Wallfahrtskapelle derselben auf dem Kirchberge bei Volkach, welche er einer sichern Nachricht zufolge im J. 1521 in Lindenholz geschnitzt, und auch wol sicher selbst bemalt hat. Es gehört dieses gleich der bekannten Verkündigung des Veit Stoß in der Lorenzkirche zu Nürnberg, welches nach Becker's Vermuthung die Veranlassung dazu gegeben haben möchte, zu der großen Zahl von Denkmalen die sich auf die Verehrung der Maria durch die Rosenkranzgebete beziehen. Der Gedanke in dieser Beziehung die Maria in der Herrlichkeit darzustellen ist hier besonders glücklich. Zwei Engel halten die Krone über dem Haupte der auf der Mondsichel stehenden Himmelskönigin, während andere sie auf verschiedenen Instrumenten feiern. In dem sie in der Form eines Ovals umgebenden Kranz von rothen und weißen Rosen sind fünf Runde von etwa 1½ Fuß im Durchmesser angebracht, welche in hocherhobener Arbeit die Verkündigung, die Heimsuchung, die Geburt, die Anbetung der Könige und den Tod der Maria enthalten. Es soll eines der anmuthigsten Werke des Meisters sein, und hierfür spricht auch die colorirte Abbildung desselben.

Auch das letzte vom J. 1525 datirte Werk Riemenschneider's in der unansehnlichen Kirche des Dorfs Maidbrunn, einem Filiale von Rimpar, eine Meile von Würzburg, ist noch streng in gothischer Weise gehalten. Dasselbe stellt in einer, nach der Abbildung schönen, in Sandstein in Hochrelief gearbeiteten Composition von zehn etwa vier Fuß hohen Figuren die Beweinung Christi dar, und gehört nach Becker zu den trefflichsten und gefühltesten Darstellungen deutscher Plastik aus dieser Zeit. Der Nikodemus trägt die hiernach in der Titelvignette wiedergegebenen Züge des Künstlers. Zwei Engel in der Luft sind nach einer seltenen und alterthümlichen Weise ganz befiedert dargestellt.

Von vier andern Werken des Meisters, deren Zeit ungewiß ist, gedenke ich hier nur noch einer gleichfalls auf dem Halbmond stehenden Maria mit dem Kinde, welche in Lebensgröße in Sandstein ausgeführt, vormals an der Außenseite einer Stiftscurie in Würzburg befindlich, jetzt in den Besitz des Verlegers, Hrn. Rudolf Weigel, übergegangen ist, welcher sich durch diese Veröffentlichung um so mehr den Dank aller Kunstfreunde erworben hat, als er dadurch aufs neue in einer solchen Unternehmungen so wenig günstigen Zeit seine echte Liebe zur Kunst bewährt hat. Bei der in jedem Betracht vortrefflichen Ausstattung und dem mäßigen Preise von 5 Thlr. 10 Ngr. werden hoffentlich die Freunde der Kunst dem zu ihnen gehegten Vertrauen des Verlegers Ehre machen. Der leider übel zugerichtete, ebenfalls abgebildete Grabstein Riemenschneider's, welcher ihn in flachem, wahrscheinlich von seinem Sohn Jörg gearbeitetem Relief vorstellt, befindet sich jetzt im Besitz des Historischen Vereins zu Würzburg. **G. F. Waagen.**

Witzworte von Talleyrand.

Als Ludwig XVIII. nach der Restauration Talleyrand Schmeichelhaftes über seine Talente und seinen Einfluß sagte, erwiderte derselbe bescheiden ablehnend: „Allerdings, Sire, liegt etwas Unerklärliches in mir, welches jeder Regierung die ihr Gedeihen ohne mich versucht dies ihr unmöglich macht." Zugleich ein Wink und eine Drohung.

Eines Tags wartete ihm ein Banquier, mit dem er befreundet war, auf, um sichere Nachricht über ein verbreitetes Gerücht zu erhalten, daß König Georg III. gestorben, was für das Fallen der Staatspapiere sehr wichtig war. Der Banquier entschuldigte sich daher ängstlich bei dem Minister wegen der Sonderbarkeit und Aufdringlichkeit seiner Anfrage. „O", entgegnete Talleyrand mit der ihm eigenthümlichen unerschütterlichen Ruhe, „seien Sie deshalb unbesorgt. Es soll mir vielmehr ein wahres Vergnügen machen, wenn die Aufklärung die ich Ihnen deshalb zu geben vermag Ihnen nützlich sein kann." Der Banquier war des überschwenglichsten Dankes voll. „Nun denn, so hören Sie", fuhr Talleyrand mit der Miene geheimnißvoller Vertraulichkeit fort, „einige Personen sagen, der König von England sei todt, andere, er lebe noch. Ich für meinen Theil, ich glaube weder das Eine noch das Andere. Ich sage Ihnen Dies aber im tiefen Vertrauen und bitte Sie mich um des Himmels willen nicht zu compromittiren."

Als der Erste Consul ihn eines Tages fragte, wodurch er so reich geworden, erwiderte er mit einer gewandten Schmeichelei: „Ich kaufte den Tag vor dem 18. Brumaire Staatspapiere und verkaufte sie Tags darauf wieder."

Jemand ersuchte ihn um die Adresse der Prinzessin von Baudemont. „Straße St.-Lazare", antwortete er; „doch die Nummer habe ich leider vergessen. Das schadet aber Nichts, Sie brauchen nur den ersten besten Armen zu fragen der Ihnen dort begegnet. Jeder weiß wo sie wohnt."

Eines Tages klagte der spanische Gesandte absichtlich gegen Talleyrand, daß man eine seiner Depeschen geöffnet habe. „Excellenz", entgegnete dieser, der mit der Miene des höchsten Ernstes zugehört hatte, „ich wollte wetten, daß ich errathe wie das Ding zugegangen ist. Ich bin überzeugt, daß Ihre Depesche von Jemand geöffnet worden ist der gern sehen wollte was darin steht." Der Gesandte wußte im ersten Augenblick Nichts darauf zu erwidern.

Napoleon ernannte Talleyrand als Anerkennung seiner Verdienste zum Prinz von Benevent, er aber behandelte diese Standeserhebung höchst gleichgültig. Denen die ihm pflichtschuldigst dazu Glück wünschten antwortete er: „Gehen Sie zu Madame Talleyrand und bringen Sie dieser Ihre Gratulationen, Frauen werden ja gern Prinzessinnen."

Als Napoleon's Glücksstern sich neigte und Talleyrand auf dieser Seite keine Sicherheit mehr für sich sah, ging er auf die andere über. Napoleon, seine Treulosigkeit ahnend, überhäufte ihn mit Verwürfen, die er auch mit gewohnter Kaltblütigkeit anhörte. Als er nun mit seinem bleichen eminösen Gesichte beim ersten Lever des Kaisers nach dessen Rückkehr erschien, rief dieser aus: „Was wollen Sie hier? Etwa Ihre Untreue zur Schau tragen? Ich habe Sie mit Ehrenbezeigungen überschüttet, damit das Volk nicht gewahr werde, daß Sie der abscheulichste Schurke in meinem Reiche sind. Sie stellen sich als gehörten Sie zur Opposition. Sie glauben, daß wenn es mir mißglückte, Sie an die Spitze der Regentschaft kommen werden! Wenn ich gefährlich krank würde, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß Sie vor mir sterben müßten." Mit der Anmuth und Geschmeidigkeit eines Hofmanns der eben eine neue Gnadenbezeigung erhält erwiderte der Fürst von Benevent darauf: „Es bedurfte dieser Erinnerung nicht, Sire, um mein heißestes Flehen zu Gott zu richten, daß er Ew. Majestät Leben verlängern möge."

Als das unglückliche Bulletin die Unfälle des russischen Feldzugs veröffentlichte, und gemeldet wurde, daß die ganze Armee vernichtet sei, Mann, Roß und Bagage, wartete er nebst den andern Würdenträgern der Kaiserin in den Tuilerien auf. Während Dies geschah kam Marat, der Herzog von Bassano, an und ward bei Marie Luise gemeldet. „Da sieht man die Uebertreibung", sagte Talleyrand, „da ist Marat wieder da, und es hieß doch die ganze Bagage sei verloren." 51.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.
Nr. 1. Montag, den 1. Januar 1838.

Ueber Wesen und Gestalt der Epopöe.

Wenn wir die Epopöe als die Darstellung einer Reihe von Begebenheiten definiren, welche in ihrer Gesammtheit eine Handlung bilden, so ist damit noch nicht ausgesprochen, was sie von andern Gattungen der Poesie unterscheidet. Denn auch das Drama stellt eine Handlung dar, und auch die Lyrik kann Begebenheiten zum Gegenstande haben. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, und daß sie dieselbe nicht unmittelbar, sondern durch den Mund eines Erzählers darstellt. Dadurch ist sie von der Lyrik und dem Drama geschieden. Die Lyrik stellt nicht Handlungen, sondern Gefühle dar, und das Drama stellt Handlungen dar, welche sich in der Gegenwart zutragen, und welche nicht durch den Mund eines Erzählers, sondern durch den Mund der handelnden Personen selbst dargestellt werden.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Geschichte unterscheidet. Auch die Geschichte stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, und daß sie dieselbe nicht um ihrer selbst willen, sondern um einer Idee willen darstellt. Dadurch ist sie von der Geschichte geschieden. Die Geschichte stellt Handlungen um ihrer selbst willen dar, und die Epopöe stellt Handlungen um einer Idee willen dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Fabel unterscheidet. Auch die Fabel stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, und daß sie dieselbe nicht in Prosa, sondern in Versen darstellt. Dadurch ist sie von der Fabel geschieden. Die Fabel stellt Handlungen in Prosa dar, und die Epopöe stellt Handlungen in Versen dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in Versen. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Romanze unterscheidet. Auch die Romanze stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in Versen. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in Versen, und daß sie dieselbe nicht in kurzen, sondern in langen Versen darstellt. Dadurch ist sie von der Romanze geschieden. Die Romanze stellt Handlungen in kurzen Versen dar, und die Epopöe stellt Handlungen in langen Versen dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in langen Versen. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Ballade unterscheidet. Auch die Ballade stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in langen Versen. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in langen Versen, und daß sie dieselbe nicht in einer Strophe, sondern in einer Reihe von Strophen darstellt. Dadurch ist sie von der Ballade geschieden. Die Ballade stellt Handlungen in einer Strophe dar, und die Epopöe stellt Handlungen in einer Reihe von Strophen dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Hymne unterscheidet. Auch die Hymne stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, und daß sie dieselbe nicht in einer feierlichen, sondern in einer ruhigen Stimmung darstellt. Dadurch ist sie von der Hymne geschieden. Die Hymne stellt Handlungen in einer feierlichen Stimmung dar, und die Epopöe stellt Handlungen in einer ruhigen Stimmung dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer ruhigen Stimmung. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Elegie unterscheidet. Auch die Elegie stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer ruhigen Stimmung. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer ruhigen Stimmung, und daß sie dieselbe nicht in einer traurigen, sondern in einer heiteren Stimmung darstellt. Dadurch ist sie von der Elegie geschieden. Die Elegie stellt Handlungen in einer traurigen Stimmung dar, und die Epopöe stellt Handlungen in einer heiteren Stimmung dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Idylle unterscheidet. Auch die Idylle stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, und daß sie dieselbe nicht in einer ländlichen, sondern in einer städtischen Umgebung darstellt. Dadurch ist sie von der Idylle geschieden. Die Idylle stellt Handlungen in einer ländlichen Umgebung dar, und die Epopöe stellt Handlungen in einer städtischen Umgebung dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Satire unterscheidet. Auch die Satire stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, und daß sie dieselbe nicht in einer spöttischen, sondern in einer ernsthaften Weise darstellt. Dadurch ist sie von der Satire geschieden. Die Satire stellt Handlungen in einer spöttischen Weise dar, und die Epopöe stellt Handlungen in einer ernsthaften Weise dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Komödie unterscheidet. Auch die Komödie stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, und daß sie dieselbe nicht in einer komischen, sondern in einer tragischen Weise darstellt. Dadurch ist sie von der Komödie geschieden. Die Komödie stellt Handlungen in einer komischen Weise dar, und die Epopöe stellt Handlungen in einer tragischen Weise dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Tragödie unterscheidet. Auch die Tragödie stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, und daß sie dieselbe nicht in einer prosaischen, sondern in einer poetischen Weise darstellt. Dadurch ist sie von der Tragödie geschieden. Die Tragödie stellt Handlungen in einer prosaischen Weise dar, und die Epopöe stellt Handlungen in einer poetischen Weise dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Prosa unterscheidet. Auch die Prosa stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, und daß sie dieselbe nicht in einer unpoetischen, sondern in einer poetischen Weise darstellt. Dadurch ist sie von der Prosa geschieden. Die Prosa stellt Handlungen in einer unpoetischen Weise dar, und die Epopöe stellt Handlungen in einer poetischen Weise dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer poetischen Weise. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Wiederholung unterscheidet. Auch die Wiederholung stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer poetischen Weise. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer poetischen Weise, und daß sie dieselbe nicht in einer wiederholenden, sondern in einer neuen Weise darstellt. Dadurch ist sie von der Wiederholung geschieden. Die Wiederholung stellt Handlungen in einer wiederholenden Weise dar, und die Epopöe stellt Handlungen in einer neuen Weise dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer neuen Weise. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Nachahmung unterscheidet. Auch die Nachahmung stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer neuen Weise. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer neuen Weise, und daß sie dieselbe nicht in einer nachahmenden, sondern in einer originellen Weise darstellt. Dadurch ist sie von der Nachahmung geschieden. Die Nachahmung stellt Handlungen in einer nachahmenden Weise dar, und die Epopöe stellt Handlungen in einer originellen Weise dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer neuen Weise, in einer originellen Weise. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Originalität unterscheidet. Auch die Originalität stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer neuen Weise, in einer originellen Weise. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer neuen Weise, in einer originellen Weise, und daß sie dieselbe nicht in einer originellen, sondern in einer originellen Weise darstellt. Dadurch ist sie von der Originalität geschieden. Die Originalität stellt Handlungen in einer originellen Weise dar, und die Epopöe stellt Handlungen in einer originellen Weise dar.

Die Epopöe ist also die Darstellung einer Handlung, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer neuen Weise, in einer originellen Weise, in einer originellen Weise. Diese Definition ist aber noch nicht vollständig, denn sie enthält noch nicht, was die Epopöe von der Originalität unterscheidet. Auch die Originalität stellt Handlungen dar, welche sich in der Vergangenheit zugetragen haben, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer neuen Weise, in einer originellen Weise, in einer originellen Weise. Wir müssen also noch hinzufügen, daß die Epopöe eine Handlung darstellt, welche sich in der Vergangenheit zugetragen hat, durch den Mund eines Erzählers, um einer Idee willen, in einer Reihe von Strophen, in einer heiteren Stimmung, in einer städtischen Umgebung, in einer ernsthaften Weise, in einer tragischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer poetischen Weise, in einer neuen Weise, in einer originell

leicht mehr an dem Beſtreben deſſelben die Herrſchaft über das öſtliche Europa zu erringen zweifeln, man müßte denn an eine in der Geſchichte unerhörte freundnachbarliche Uneigennützigkeit glauben. Wie unſchuldig aber die Idee des Panſlawismus iſt, dürfte leicht aus einer etwas nähern Beleuchtung derſelben hervorgehen. Anfangs mag freilich das Beſtreben die einzelnen ſlawiſchen Stämme einander zu nähern nur ein literariſches geweſen ſein, ſpäter tauchte aber der große und vom ſlawiſchen Standpunkte aus betrachtet echt nationale und herrliche Plan auf: alle Slawen zu einem einzigen mächtigen Volke zu vereinigen und allmälig die Herrſchaft über ganz Europa zu erringen. Hören wir Kollár, den größten ſlawiſchen Dichter, deſſen lyriſches Epos „Slawy dcera" (des Ruhmes Tochter) eben deshalb von allen Slawen mit ſo ungetheiltem, ungeheuerm Beifall aufgenommen wurde, weil es der getreueſte Ausdruck ihrer Geſinnungen iſt. Der Dichter gießt ganz ſein Herz aus und entſchleiert ſeine Gedanken mit einer Offenheit, wofür wir ihm Dank ſchuldig ſind, da er uns Alle, Ungarn, Deutſche und Franzoſen, benachrichtigt, daß wir nur noch einen Tag zu leben haben, und daß der Panſlawismus alsbald über uns kommen werde wie eine Sündflut. Er ruft aus:

Slawia, o Slawia! du Name ſüßen Klanges, bitterer Rückerinnerungen, hundert mal in Wirren zerriſſen, auf daß du immer mehr geehrt werdeſt. Vom Ural zum Tatra, von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang erſtreckt ſich dein Reich. Viel haſt du erduldet, aber alle Unbilden deiner Feinde, ja den Undank deiner eigenen Söhne haſt du erlebt; während Andere auf weichem Boden leichthin wandelten, haſt du dir auf den Trümmern von Jahrhunderten dauerhafte Throne gehärtet. Vom Athos bis zum Terglou und bis Pommern, von Serbien bis Breslau, von Konſtantinopel bis Petersburg, vom Ladoga bis Aſtrachan, vom Koſackenland bis Raguſa, vom Balaton zum Baltiſchen und Aſowſchen Meere, von Prag bis Moskau, von Kamtſchatka bis Japan; Ural, Tatra, Wolga, Save, Berge und Länder, wo die ſlawiſche Sprache tönt: freut euch, Brüder, gegenſeitige Liebe verbinde uns — ſeht, Dies iſt unſer Vaterland: Panſlawia!.... Wol haben wir der Arbeit noch viel vor uns und ein herculiſcher Geiſt wird dazu erfodert; hier muß der nemäiſche Löwe fallen der in unſerm Volke mordet, da der fluchſprechende Eber der ſich gegen unſere Sprache rüſtet; hier muß die lernäiſche Schlange niedergehauen werden, da thut es Noth den Augiasſtall zu reinigen. Aber ſcheuen wir dieſe herculiſchen Mühen nicht, oft gibt die Größe des Verhabens ſelbſt neue Kraft, verzweifeln wir auch nicht am Erfolg; die Allheit gründen wir in den Karpaten und Slawenbergen, wenn uns der Glaube dazu nicht fehlt.... O! ſprach ich, als mein Geiſt Dies dachte, wären die Stämme unſerer uneinigen Slawen Geld, Silber, Metall, ich wollte aus allen eine Statue gießen: Rußland würde ich zu ihrem Kopfe abrunden, ihr Rumpf ſollten die Lechen ſein; die Czechen wären Arme und Hände; die Serben vertheilte ich in beide Füße; die kleinern Stämme der Wenden, Lauſitzer und Schleſier würde ich zu Rüſtung und Waffen verſchmelzen. Europa würde vor dieſem Gebilde auf die Knie fallen, welches die Wolken überragte und deſſen Füße die Erde erſchütterten.... Slawen! ihr getheiltes Volk, vereinte Kraft wirkt Wunder, aber ein zerfloſſener Strom wird ſeicht und vertrocknet. Slawen, ihr vielköpfiges Volk! Die Weiſen ſagen, es gibt keinen ärgern Tod als ein faules, leeres, finſteres Leben. Was werden die Slawen in hundert Jahren ſein? Was wird ganz Europa ſein? Das Slawenthum breitet ſich aus und überſchreitet einer Sündflut gleich überall ſeine Grenzen. Die Sprache welche die Deutſchen blos für eine Slawenſprache halten wird in ihren Paläſten und an den Mündungen ihrer Flüſſe ertönen; in ſlawiſchen Kanälen werden die Wiſſenſchaften fließen; Tracht, Sitten und Geſang unſers Volks werden an der Elbe und an der Seine herrſchen!

Herrliche Ausſichten für die Deutſchen und das weſtliche Europa überhaupt! Man wird vielleicht über dieſe großartigen Pläne lachen und ſie kurzweg als Träumereien eines mit überſchwenglicher Phantaſie begabten Dichters abfertigen; betrachten wir aber die mit jedem Tage klarer hervortretende Umſicht und Behartlichkeit, womit das auf eine materielle Kraft von 70 Millionen Seelen ſich ſtützende Slawenthum ſeinem Ziele immer näher rückt, ſo dürfen wir die Möglichkeit ihrer Verwirklichung nicht in Abrede ſtellen, wir können dieſe ſogar erwarten, wenn die deutſchen Stämme ſich nicht feſt zuſammenſchließen und ihr zerſtückeltes Land zu einem einigen, großen und mächtigen Deutſchland umſchaffen, wenn nicht insbeſondere Oeſtreich die Bahn welche es ſeither wandelte verläßt und die Bahn des Fortſchritts einſchlägt, wenn es nicht bald ſeine Aufgabe, das germaniſche Element nach Oſten hin nicht nur zu ſchützen, ſondern auch weiter zu tragen, erkennt, mit Ungarn, wo die Keime ſeines Lebens, ſeiner Größe liegen, einen dauernden Frieden ſchließt, und ſich auf daſſelbe ſtützend alle ihm untergebenen Völker, welcher Abſtammung ſie ſein mögen, einem glücklichen Zuſtande zuführt, aber auch als Vorhut Deutſchlands dem Panſlawismus entgegentritt, ſtatt ihm zur Verwirklichung ſeiner gefährlichen Pläne und Wünſche bewußt oder unbewußt hilfreich die Hand zu bieten.

Nach dieſer kurzen Ueberſicht der magyariſchen und ſlawiſchen Zuſtände läßt ſich unſer Urtheil über die Werke denen wir dabei ergänzend und berichtigend gefolgt ſind leicht feſtſtellen. Das gediegenſte iſt unſtreitig der „Magyaren-Spiegel", der zur Zeit ſeines Erſcheinens, wo die deutſche Preſſe, beſonders die augsburger „Allgemeine Zeitung", die Leſewelt über die zwiſchen Oeſtreich und Ungarn obwaltenden Zwiſtigkeiten abſichtlich oder unabſichtlich irre führte, wenig Beachtung fand, den wir aber Jedem der ſich ein klares Bild über die Culturſtufe, die Hülfsquellen und die Tendenzen des magyariſchen Volks und das Verhältniß deſſelben zu den übrigen das Land bewohnenden Stämmen ſchaffen will, nicht genug empfehlen können. Der unbekannte Verf., obgleich ein Magyar, ſchildert von einem völlig unparteiiſchen Standpunkte aus, und läßt faſt nur die nackten Thatſachen ſprechen, ohne ſie nach Parteianſichten ins Licht oder in Schatten zu ſtellen. Weniger läßt ſich Dies von A. de Gerando's trefflich geſchriebenem und von einem nicht genannten Ueberſetzer ſehr fließend deutſch wiedergegebenem Buche behaupten. Der Verf., welcher Ungarn und ſeine Bewohner aus mehrjähriger Anſchauung kennt, läßt ſie manchmal durch das faſt jedem Franzoſen angeborene Vorurtheil für ſeine vaterländiſchen Einrichtungen zu ſehr hinreißen um auch andern Anſchauungen des Lebens und der Politik gebührende Rechnung zu tragen; dieſe ſchwache Seite abgerechnet, wird die ebenſo

anziehende als belehrende Darstellung der Schicksale und ganz besonders der parlamentarischen Geschichte Ungarns gewiß jeden Unbefangenen befriedigen. Ueber die Bestrebungen der illyrischen oder vielmehr panslawischen Partei schwingt er etwas unwillig seine Geißel; man wird ihn aber deshalb nicht tadeln, wenn man den sachkundigen Verf. der überaus schlecht geschriebenen „Geschichte des Illyrismus", welcher den fast bis zur Wuth gesteigerten Haß der Kroaten gegen Ungarn aus ihren eigenen Liedern und Schriften und aus zuverlässigen Actenstücken darlegt, gelesen und beherzigt hat; man wird alsdann den „Völkerproceß der Magyaren und Kroaten", welchen die mit diesem Titel geschmückte, aber sich nicht über das gewöhnlichste Zeitungsgerede erhebende Flugschrift zu Gunsten der östreichisch-slawischen Partei zu wenden meint, ruhig der Entscheidung des Richterstuhls der Geschichte überlassen. 65.

Ueber den Ursprung des Kartenspiels

hat man sich viel gestritten ohne etwas Bestimmtes über seinen Erfinder oder seine Geburtsstätte entdecken zu können. Der Abbé Rille erzählt, es sei zu Ende des 14. Jahrhunderts in Spanien bekannt gewesen, und stützt diese Meinung auf ein Verbot mit Karten oder Würfeln um Geld zu spielen, welches sich in den Statuten eines im J. 1332 vom König Alfons gegründeten Ritterordens vorfindet. Andere suchen seinen Ursprung in Deutschland, Gibelin gar bei den alten Aegyptern. Die Meisten aber behaupten, und Das wol mit Recht, daß seine Wiege Frankreich sei. Die Chronikenschreiber verlegen seine Erfindung unter die Regierung Karl's VI., und bezeichnen die Karten als ein Mittel, wodurch man den unglücklichen König bei seinen Anfällen von Melancholie habe zerstreuen wollen; unter Karl VII. soll auch das Piquetspiel entstanden sein.

Nach den alten Chronisten wäre David Piquekönig (Karl VII.); Coeurkönig würde Karl den Großen repräsentiren. Ueber den Carreau- und Trèflekönig weiß man nichts Bestimmtes, wahrscheinlich sind auch sie Vertreter zweier alter Könige von Frankreich; denn in der That weisen die Perrücken, die langen Haare und die Stiefeln Beider, sowie der Umstand, daß auf den alten Kartenblättern ihr Königsmantel mit Lilien gestickt ist, nicht auf eine Identität mit den Römern und Macedoniern hin, deren Namen sie tragen (Cäsar und Alexander).

Argine, Trèfledame, ist ein Anagramm aus Regina und repräsentirt die Königin Marie von Anjou, die Gemahlin Karl's VII.; Rachel, Carreaudame, ist die berühmte Agnes Sorel; in der Pallas, Piquedame, findet man die keusche und tapfere Johanna d'Arc wieder; Judith endlich, Coeurdame, ist die Kaiserin desselben Namens, die Gemahlin Ludwig's des Guten.

Lahire, Coeurbube, ist der bekannte Feldherr Karl's VII., Hector, Carreaubube, ist Hector von Galaudun; ein anderer berühmter Kriegsmann aus derselben Zeit, Ogier, Piquebube, erinnert an den Helden aus den Sagen Karl's des Großen, und Lancelot an den nicht minder berühmten Neffen des Königs Artus. Die vier Buben, die die Spanier noch jetzt die Ritter nennen, vertreten übrigens den Adel; die Neunen, Achten und Sieben dagegen sind die Soldaten. Die As bezeichnen (nach dem lateinischen Worte) das Geld. Die Sechsen bis Zweien, die niedern Karten genannt, entstanden erst nach Karl VII., und stellen das Volk vor.

Sogar die vier Farben im Spiel waren symbolisch. Coeur oder Geld war nämlich das Symbol der Tapferkeit der Hauptleute oder der Soldaten; Pique oder Schwert bezeichnete die Vertheidigungswaffen, Trèfles oder Stöcke sind das Bild der Verproviantirung, die Carreaux endlich deuten auf die Schüsse der Balisten.

Es ist bemerkenswerth, daß alle Spiele mehr oder minder Kämpfe darstellen, an denen alle Classen der menschlichen Gesellschaft theilnehmen. So ist das Schachspiel Nichts weiter als eine geordnete Schlacht; die Karten sind vollzählige Nationen: Könige, Frauen, Ritter, Soldaten und Völker kämpfen miteinander, vertilgen ihre Feinde, machen zahlreiche Gefangene, wenden alle mögliche Vertheidigungsmittel an: das Schwert, die Balista, das Geld, und auch für Proviant sorgt die kluge Armee.

Das System der alten Spiele zeichnet übrigens deutlich die Aristokratie des Mittelalters. Unter Karl VII. kennt man das Volk noch gar nicht; erst spät wird es zugelassen zu der königlichen Gesellschaft, und auch da nur auf der niedrigsten Stufe. Immer schlägt sich diese bewaffnete Masse herum, und läßt sich tödten um die Souveraine zu schützen und zu vertheidigen. Im Schachspiele, dem Spiele des Orients, wo so oft Männer der niedrigsten Abkunft sich bis zu den höchsten Aemtern emporschwingen, kann mitunter ein schwacher Bauer durch die feindlichen Reihen schlüpfen, die Linie des Königs berühren, und sich mächtig und gefürchtet machen. In Frankreich dagegen, dem Lande des Rechts von Gottes Gnaden, war die Schranke unbeugsam: der Proletarier zerbricht nie den eisernen Cirkel seiner socialen Niedrigkeit. Vergeblich zeichnet er sich im Kampfe aus, nie besiegt er die glänzende Rüstung des Ritters oder den verbrämten Mantel des Königs.

So spiegelt sich der aristokratische Geist, der Geist vergangener Zeiten, in dem alten Kartenspiel. Werden die demokratisirten Völker einst neue Spiele erfinden in denen sie ihre Sitten und ihre politische Organisation symbolisch darstellen werden? 40.

Zur czechischen Literatur.

Hr. Bibliothekar Wenceslaw Hanka in Prag hat im Laufe des vorigen Monats eine neue treffliche Ausgabe der berühmten czechischen Reimchronik des Ritters Dalemil Mezericky von Lomnic veranstaltet, und sich dadurch neuerdings den Dank aller Vaterlandsfreunde erworben. Dalemil von Lomnic hatte seine Reimchronik, welche von der Einwanderung der Czechen in Böhmen bis in die ersten Regierungsjahre König Johann's des Luxemburgers reicht, schon unter den letzten Premysliden-fürsten begonnen, und dieselbe um das J. 1318 vollendet. Dalemil schuf in seiner Reimchronik ein für den slawischen Culturhistoriker unschätzbares Geschichtswerk, ein wahres Nationalepos; er schrieb ein Czechisch von bewundernswerther Reinheit, sein Stil ist kräftig und plastisch, und athmet glühende patriotische Begeisterung. Den ersten Druck der Dalemil'schen Chronik besorgte Paul Gessin zu Prag im verhängnißvollen Jahre 1620, kurz vor der Unglücksschlacht am Weißen Berge. Nach dem Einzuge der östreichischen und bairischen Truppen in Prag verbrannten die herrgewordenen Jesuiten nebst einer Unmasse anderer czechischer Werke die ganze Gessin'sche Auflage des Dalemil, sodaß kaum fünf Exemplare derselben auf unsere Tage gekommen sind, welche nun unter die größten bibliographischen Seltenheiten gerechnet werden. Unter Kaiser Joseph II., als die östreichische Presse zum ersten mal etwas freier aufathmete, gab der fleißige czechische Schriftsteller Faustin Prochazka auf den Wunsch vieler Patrioten die Dalemil'sche Reimchronik heraus, welche jedoch unter Franz I. bald wieder als ultranational und aufregend in die Liste der verbotenen Bücher kam. Erst jetzt ward es Hrn. Hanka möglich seine lange vorbereitete, nach den besten Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts zusammengestellte Ausgabe des Dalemil in die Oeffentlichkeit zu bringen. 66.

Bibliographie.

Beiträge zur Schleswig-Holsteinischen Frage in 7 Abhandlungen über die politischen, nationalen und sprachlichen Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig und Holstein von A. F. Krieger, C. F. Allen, C. Paulsen, E. C. Werlauff, C. J. A. Ostwald und T. Twiß. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Beste, H. D., Armuth und Wohlstand. Katholische Novelle. Aus dem Englischen übertragen von J. A. M. Brühl. Zwei Theile. Aachen, Cremer. 18. 22½ Ngr.

Göppert, E., Fünf Jahre aus meinem Leben. Ein Zeitbild aus den letzten dreißig Jahren. Wohlau, Leuckart. Gr. 8. 5 Ngr.

Klencke, Gesammelte Novellen. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Eine deutsche Familie oder Weltkämpfe im Stillleben. Ein moderner Familien-Roman. 1ster Band. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nestroy, J., Der Unbedeutende. Posse mit Gesang in drei Akten. Mit einem allegerischen illuminirten Bilde. Wien, Wallishausser. 8. 20 Ngr.

Nopitsch, W. H., Kaufmännische Berichte, gesammelt auf einer Reise um die Welt mit der Kriegs-Corvette Galathea, in den Jahren 1845, 46 und 47. Ein Handbuch für Handels- und Gewerbs-Statistik, und für den practischen deutschen Kaufmann, Fabricanten und Schiffsrheder. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Lex.-8. 3 Thlr.

Oschwald, J. U., Die Ehescheidung mit besonderer Rücksicht auf die Gesetzgebung beleuchtet. Zürich, Hanke. Gr. 12. 7½ Ngr.

Der Page Carl's XII. Historischer Roman. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Planta, P. v., Johann Friedrich v. Tscharners Leben und Wirken, nebst einer Zugabe aus dessen schriftlichem Nachlasse. Chur 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schmaltz, M. F., Neue Predigten über die in Hamburg neu angeordneten biblischen Abschnitte gehalten. 7ter Jahrgang. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Neue Predigten während der allgemeinen Völkerbewegung des J. 1849 in Hamburg gehalten. Zwei Bände. Hamburg, Meißner. Gr. 8. 2 Thlr.

Schrader, A., Das Staatsgefängniß. Roman aus der neuesten Geschichte. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Stahr, A., Die preußische Revolution. I. Die drei letzten Monate des Preußischen Absolutismus. 2te Auflage. Oldenburg, Stalling. 8. 15 Ngr.

Stein, C. G. D. und F. Hörschelmann, Handbuch der Geographie und Statistik für die gebildeten Stände. Neu bearbeitet von J. E. Wappäus. 7te Auflage. 1ste Lieferung. Allgemeiner Theil. Astronomische, physische und politische Geographie. Leipzig, Hinrichs. Lex.-8. 28 Ngr.

Steinmann, F., Geschichte der Revolution in Preußen. Zwölf Bücher preußischer Geschichte für das deutsche Volk. 1ste Lieferung. Berlin, F. Gerhard. Gr. 8. 3½ Ngr.

Veith, J. E., Politische Passionspredigten nebst der Rede zum Seelenamte weiland des k. k. F. Z. M. Grafen Baillet de Latour. Wien, Braumüller. Gr. 12. 24 Ngr.

Wachsmann, C. v., Epheuranken. Historische Erzählungen und Novellen. Drei Bände. Leipzig, Focke. 8. 4 Thlr.

Weerth, G., Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenig, C., Zum 28. August 1849, dem hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Denkschrift auf denselben in seiner welthistorischen Bedeutung als eine der Hauptsäulen am Tempelbau der Menschheit. Ein möglichst vollständiges Repertorium der von seinen denkwürdigsten Zeitgenossen bekannt gewordenen Urtheile über ihn und der gesammten Goethe-Literatur überhaupt. Während eines Menschenalters zusammengetragen. — A. u. d. T.: Goethe's sämmtliche Werke. Supplement zu allen Ausgaben. Weimar, Voigt. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Beantwortung der Frage: Wie geht's in Texas? Sieben Originalbriefe aus Texas umfassend den Zeitraum von Ende November 1846 bis Ende Juni 1848. Herausgegeben und mit einer Einleitung und Texterklärungen versehen von D. Sander. Wohlau, Leuckart. 8. 7½ Ngr.

Bogner, J., Unsere gegenwärtige Noth und unsere Hülfe. Eine Predigt zu Pobenhausen, den 31. Mai 1849, gehalten. Ingolstadt. Gr. 8. 2½ Ngr.

Böttger, A., Zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier, am 28. Aug. 1849. Gedicht. Leipzig, Kretzschmar. Hoch 4. 5 Ngr.

Das Bündniß der drei Königreiche Preußen, Sachsen und Hannover am 26. Mai 1849. Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung von A. E. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 12 Ngr.

Chownitz, J., Ungarns heiliges Recht zum Kampfe gegen Oesterreich und zur Thronentsetzung des Hauses Habsburg-Lothringen. Historisch-staatsrechtlich bewiesen und an die Völker gerichtet. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2 Ngr.

Deichert, G. C., Vier Zeitpredigten nebst einem Aufruf zur Erweiterung der Kinderrettungsanstalt zu Kloster Arnsburg in der Wetterau. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 7 Ngr.

Die Einquartierungsfrage aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der gesunden Vernunft betrachtet. Dresden, Kerl. 8. 1 Ngr.

Fueter, Die sozialen Fragen vom Standpunkte des praktischen Arztes. Präsidialvortrag, gehalten an der Hauptversammlung der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern in Burgdorf im Juli 1848. Zürich. Gr. 8. 6 Ngr.

Krummacher, F. W., Zur Kammer-Eröffnung. Predigt, gehalten zu Berlin am 5. August 1849. Berlin, Herz. Gr. 8. 3 Ngr.

Mayer, F., Fünf Vierteljahre Volks-Souverainetät. Ein Beitrag zu Max von Gagern's Erklärung an seine Wähler, dd. Wiesbaden, 15. Juni 1849. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Oettingen-Wallerstein, Fürst L. v., Wie steht es nun mit der deutschen Sache und was soll insbesondere der Bürger und Landmann wünschen? Ein Wort an seine Mitbürger am Vorabende der Landtagswahlen. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 4 Ngr.

Perthes, F. M., Die alte und die neue Lehre über Gesellschaft, Staat, Kirche, Schule, Ehe und Arbeit. Für Stadt und Land faßlich dargestellt. 2te Auflage. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 8. 3 Ngr.

Raupach, E., Die Aufgabe der jetzigen Kammern. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 2½ Ngr.

Silesius, E., Der moderne Materialismus in seiner Nichtigkeit und Erbärmlichkeit; oder: Karl Vogt, der Physiolog der Frankfurter Nationalversammlung, ein für allemal aus dem Tempel der Philosophie hinausgeworfen. 2te verbesserte Auflage mit einem Appendix über und an Wolfgang Menzel. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das staatsrechtliche Verhältniß der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Ein Beitrag zur Beurtheilung der künftigen Friedensbasis. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Russische Zustände. Ein Bild aus der Jetztzeit. I. Das Heer. II. Das Volk. III. Der Adel. IV. Kirche und Pfaffenthum; Beamtenthum und Finanzen. 2te Auflage. Leipzig, Matthes. Lex.-8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 229. —— 24. September 1849.

Robert Prutz.

Neue Gedichte von Robert Prutz. Zweite Auflage. Mannheim, Grohé. 1849. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter den Vorfrühlingsſängern der Revolution erſchien uns immer Prutz als einer der kernigſten, wenn auch nicht der metallreichſten, doch der gedankenreichſten. Wenn wir oder die nach uns kommen dieſe Zeit mit hiſtoriſcher Ruhe dereinſt betrachten werden, wird kaum eines der Tauſende von Liedern die der Bewegung vorauf flatterten, Sturmvögel anderer Art als ſie ſpäter in den Barrikadentagen erſchienen, an und für ſich eine Bedeutung beanſpruchen. Es iſt ein charakteriſtiſches Zeichen, daß keines, ſo melodiös viele unter ihnen klingen, und ſo viele Begeiſterung für die Sache auch unter den Muſikern herrſchte, durch volksthümliche Compoſition wirklich ins Volk übergegangen iſt. Meiſt Producte der Reflexion, überwog der Gedanke die Muſik, und ins Volk geht der Gedanke nur in ſeiner craſſeſten Skelettirung über. So muß man ſie betrachten; es gibt zu manchem Nachdenken über den ganzen Charakter der Bewegung Stoff. Unter den Schöpfungen dieſer Gedankenpoeſie nimmt aber Prutz' „Politiſche Wochenſtube" unbedenklich den erſten Platz ein. Scharf wühlt ſie die Uebelſtände, die Verrottung des Alten heraus, was uns noch immer als das Product einer edeln Bildung für wahr galt, auch wo es ſchon, in ſeiner überkünſtlich vollendeten Form, des lebendigen Organismus, des Blutlaufs entbehrte, der es mit dem geſunden Boden des Lebens verband. Wenn wir auch nicht alle bittern Ausfälle billigten, konnten wir doch Alle daraus lernen. Aber Prutz' Richtung ging doch mehr auf die Aeſthetik als auf die eigentliche Politik hin; er war zu gelehrt, künſtleriſch gebildet, um auch im glühendſten Freiheitsdrange ſich in den Regionen heimiſch zu finden, wo Maß und Kunſt, wo der Organismus aufhört, der ewig iſt, und alle Revolutionen überdauern muß, bis die ewige Barbarei eintritt. Und wird, kann ſie eintreten? Daß ſie in einzelnen Ländern eingetreten iſt, daß ſie ganze Erdtheile verwüſtet hat, iſt noch kein Beleg dafür; nur dafür, daß der Boden dort erſchöpft war. Hatte ſie hier verwüſtet, ausgemergelt, ſo wanderte ſie in andere Länder, Erdtheile über. Darum ſahen wir Prutz nach der Märzrevolution, auch als es der neuern Zeit ſo durchaus an neuen Männern, Kräften mangelte um ſie zu führen, nicht ſo auftreten wie man nach ſeiner vorangängigen Bedeutung hätte erwarten ſollen. Er hielt gute Reden, aber auf die Maſſen wirkte nicht er, ſondern weit ihm untergeordnete Kräfte. Seiner Rede, auch wo ſie ſich als Tirade gab, von der die Menge hingeriſſen wird, klebte noch immer der Gedanke an, auch die edlere Kunſtform, die alte Bildung, von der jene Nichts wußte, von ihm nicht ergriffen werden konnte. Wir ſahen ihn gelegentlich im Conſtitutionnellen Club in Berlin präſidiren, und er that uns eigentlich leid; auf die Maſſen welche ſich hier, nachdem die beſſern Beſtandtheile ausgeſchieden waren, verſammelten, konnte er höchſtens dann wirken, wenn er von ſeinem Kothurn ſich herabließ. Er verſchwand von der politiſchen Bühne, was uns ym ihn ſelbſt lieb iſt; er hat ſich gerettet wo er Nichts retten konnte, während die nach ihm eintraten, einen Augenblick von der brandenden Woge getragen, jetzt auch ſchon verſchwunden ſind, und mit einem Geruch hinter ſich der ihr Andenken nicht verſchönert. Uns freut es daher ſein Selbſtbekenntniß zu leſen, was er in folgenden Verſen ſeines Weihegedichts an Schuſelka ausſpricht:

Wie mir's ging? Welch eine Frage!
Während du gethan, gehandelt,
Einer Sonne gleich, bei Tage,
Glorreich durch das Volk gewandelt:

Still und einſam unterdeſſen,
Zwiſchen Bücherſchrank und Wiege,
Hab' am Schreibtiſch ich geſeſſen,
Ein Bewund'rer deiner Siege;

Schnitzte arme, kleine Pfeile,
Arme, kleine Verſe ſchnitzt' ich,
Ausgebeut der Langenweile;
Einige davon auch ſpitzt' ich.

Werde nächſtens nun Profeſſor,
Muß höchſt ſittſam mich betragen:
Und ſo denk' ich, iſt es beſſer,
Mich der Dinge zu entſchlagen.

Er entſchlägt ſich ihrer und weiſt ſie als leicht Gepäcke an den Freund in Wien, der, „der Freiheit letzter Knappe in den kremſieiſchen Schranken", aus dem allgemeinen Schiffbruch wenigſtens ſeinen Ehrennamen gerettet hat. Prutz iſt nun Profeſſor geworden, aber er hat, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſeine Liederluſt nicht aufgegeben; was er von ſeinen politiſchen Ideen aufgegeben und was er

behalten hat, wiſſen wir nicht ganz klar, wol aber, daß er ſeine Hoffnung nicht aufgab: denn „bei dem erſten Hiebe" fällt kein Baum, ruft er Schuſelka zu, und wir mögen es ihm ſelbſt überlaſſen durch ſeine folgenden Worte und Werke zu erkennen zu geben wie er den Hieb gemeint, und was er unter dem Baume verſteht der noch fallen ſoll. Von ſeinen hier geſammelten Liedern aber ſagt er:

Es ſind die beſten nicht, ich weiß, —
Der Sommer war auch gar zu heiß!
Verirrt im Flug, vom Sturm verſchlagen,
Sie ſtammen aus verſchwund'nen Tagen;
Sie ſingen noch von Wald und Fluß,
Von Becherklang und Mädchenkuß,
Vom ſtillen Weh gepreßter Herzen,
Von Liebesluſt und Liebesſchmerzen —
Von Dingen alſo die indeſſen
Die Menſchen alle längſt vergeſſen,
Für die in dieſer Welt voll Streit
Kein Raum mehr iſt und keine Zeit,
Und die, wie lang es auch mag währen,
Kein Menſch doch ewig kann entbehren.

Wir ſprechen dazu ein volles Amen, noch mehr zu dem Folgenden:

Und kann, wie lang es auch mag währen,
Kein Menſch auf ewig ſie entbehren,
So wird vielleicht doch irgendwo
Ein Herz noch dieſer Lieder froh;
So iſt wol irgendwo im Troß
Ein Ohr das ſich nicht ganz verſchloß;
So ſteht in irgend einem Buſen
Ein ſtiller Altar noch den Muſen.

Wenn ein ſolcher Mann noch in dieſer Zeit ſei, ſo weiht ihm der Dichter dieſes Lied. Wir ſind des vollen Vertrauens, daß ſich deren noch Viele finden werden, wenngleich die Prophezeiung eine trügeriſche war, daß die Ueberſättigung an der Politik ſchon früher, ſchon unter ihren terroriſtiſchen Stürmen in Norddeutſchland, die Production einer ſanften Literatur begünſtigen würde. Ja man hatte aus dem Naturgeſetz der Gegenſätze auf Schäfergedichte gerechnet. Das war falſch, wenigſtens zu früh. Die Ueberſättigung war eingetreten, aber der Kitzel war geblieben. Für Einen der ſich zu jenen Männern rechnet, wenngleich auch er den Kitzel noch nicht ganz überwunden, iſt es denn eine Erquickung, wenn er im J. 1849 folgendes Lied in einer Liederſammlung findet, das Prutz 1845 gedichtet, und noch 1849 nicht verſchmäht wieder abdrucken zu laſſen:

Kranke Vögel ſingen nicht,
Sitzen ſtill im Neſte,
Darum bring' ich kein Gedicht
Heut' zu deinem Feſte!

Nur ein einfach flüchtig Wort
Tief aus Herzensgrunde:
Daß die Liebe fort und fort
Lächle unſerm Bunde!

Daß ſich ſtets in Luſt und Schmerz
Unſer Glück erweit're!
Daß dein ſüß befriedigt Herz
Meines auch erheit're!

Um ein Gedicht der Art zu ſingen, bedarf es freilich nicht Prutz' Dichtergabe, aber daß gerade der Dichter der „Politiſchen Wochenſtube" ſich noch ſo in der Wochenſtube der Häuslichkeit zurecht finden kann, erquickt. Auch empfehlen wir das nächſtfolgende: „Trübe Tage", es führt weiter in des Dichters Lebensgeſchichte ein:

— Ich weiß, ich darf nicht klagen,
Ich hab' es ſelber ſo gewollt.
Es hat auch mir in jungen Tagen
Das Glück die Kugel zugerollt:
Es bot mir Gold — ich wollte Eiſen,
Gunſt bot es mir — ich wollte Recht;
Kopfſchüttelnd ſah'n es alle Weiſen:
Herr wollt' ich ſein und wurde Knecht.

Als Pendant dazu erſcheint dann das conſtitutionnelle Lied in allerneueſter Tonart, aufgeſpielt den 19. März 1849 mit dem Refrain: „Bei Leibe, bei Leibe geht mir zu Leibe nicht!"

Was ich ſchaffe, was ich treibe,
Was ich rede, was ich ſchreibe,
Euch bekümmern darf es nicht —
Habet Mitleid mit dem Weibe,
Gönnt, daß ich im Amte bleibe,
Liebe Männer, beißt mich nicht.

Daß der Dichter Grund zu ſolcher Beſorgniß in ſich fühlen mag, lehren allerdings die folgenden Gedichte: „Der 10. November 1848", und noch mehr: „Für Robert Blum" u. ſ. w. Beide liefern indeß das ſchlagendſte Argument, daß in Prutz der Politiker vom Dichter abſorbirt iſt. Wenn auch Dichter und Politiker am 10. Nov. ſelbſt ſo träumen, denken und glühen konnten, ſo wird, nachdem die Geſchichte (nicht Wrangel) ſo ganz anders gerichtet und der Dinge Maß abgewogen, der Politiker jetzt ein anderes Urtheil fällen. Mit der Zeit kommt auch der Künſtler, und der Dichter, wenn er Künſtler iſt, zu dem Reſultate. Abnormales, willkürlich Gewaltiges mag im erſten Augenblick imponiren, wie ein Bauwerk das den Regeln zum Trotz höher und breiter in die Luft geführt iſt als das Fundament es bedingt. Aber ſelbſt wenn der Schwerpunkt ſo künſtlich gefunden iſt wie im Thurm zu Piſa, und das Gebäude doch feſtſteht, hört nach der Ueberraſchung das Wohlgefühl auf, und der Bewunderung unbeſchadet verwirft der äſthetiſche Dichter in uns die willkürliche Schöpfung. Intereſſant war uns auch die ſehr von allen andern gleichberechtigten Zeugen abweichende Schilderung welche Prutz von Robert Blum entwirft; intereſſant nämlich, inſofern wir daraus erſehen, daß es eine Perſönlichkeit war die nicht allein die Maſſen, ſondern auch einen Dichter beſtechen konnte. Robert Blum mit ſeiner breiten Bruſt, dem trotzigen Hals, dem kräftigen Genick, der ſtarken Hand, voll Schwielen, aber rein —

Mit deinem Mund, ſo ſchelmiſch und voll Luſt —
Mit deines Auges halb umflortem Schein,
Und doch wie treu, wie kindlich dieſer Blick —
O Robert Blum, jetzt erſt, jetzt wird uns (mir?) klar,
Du ſelber warſt das Volk fürwahr.

Dieſe Dichteranſchauung weicht nun bekanntlich ſehr ab von der welche alle unbefangenen, nicht Dichter, aber äſthetiſch, philoſophiſch und politiſch gebildeten Männer in Frankfurt von dem unglücklichen Manne empfingen, auch von den Urtheilen die wir aus Wien über ihn hörten, bis auf ſeinen Todesgang, der vom Zweifel unangefochten

bleibt. Das Hoſianna und Eljen des Haufens über ihn wird ſpäter vor der richtenden Geſchichte keine Bedeutung haben, aber das Zeugniß eines Dichters wie Prutz wird, wenn auch nicht als ein Beweisſtück dafür daß Blum ſo geweſen gelten, doch dafür, daß er auch auf edlere Naturen einen ſolchen Eindruck hat hervorbringen können. Es iſt aber mehr als dichteriſche Phantaſie, wenn Prutz in der Brigittenau nicht Blum allein, ſondern das ganze deutſche Land blutend unterm Sande erblickt. In echt dichteriſche Anſchauungen und Gefühle, der Poeſie würdig, lenkt dagegen das nächſtfolgende Gedicht „Polen an Deutſchland" ein.

An Ruhm mehr als an Thaten reich,
Wie biſt du, Deutſchland, mir ſo gleich!
Schon ſtehen zu demſelben Streich
Dieſelben Feinde dir verbündet.

Was mir gefehlt ſeit alter Zeit,
O laſſe dich, mein Deutſchland, warnen,
Das heil'ge Band der Einigkeit,
O ſei zu ſchlingen es bereit.

Die Gedichte: „Aus ſchuldiger Rückſicht", mit den Wortſpielen Metternich und Meſſerſtich, hätten wir an Prutz' Stelle aus der Sammlung fortgelaſſen. Zum Schluß ſtoßen wir auf die: „An Die die es verſtehen" überſchriebenen Gedichte, die munterſten und eigenthümlichſten vielleicht unter allen. Der Capriccio gab ſie dem Dichter ein. Was wir oben von Prutz' Stellung zum Conſtitutionnellen Club in Berlin angedeutet, war aus eigener Anſchauung und Vermuthung geſprochen, ehe wir dieſe Gedichte laſen. Hier findet ſich Alles auf überraſchende Weiſe für uns beſtätigt. Vieles Perſönliche wird den Leſern, uns auch, verloren gehen, dieſe Herzensergießungen eines Dichters, Redners und Politikers, der nur der langweiligen Geſpreiztheit ſeiner eigenen Partei entnommt, ſprechen indeß für ſich ſelbſt. Hier nur Einiges:

Club, was haſt du mich gekoſtet!
Halb ſchon bin ich eingeroſtet,
Halb ſchon ging der Geiſt mir aus —
Gott ſei Dank, daß ich heraus!

Dies Geplauder, dies Gewäſche,
Dieſes endloſe Gedreſche,
Dieſes Gähnen, dieſe Noth —
Helft, ihr Leute, ich bin todt.

Club, du haſt mich oft gedauert,
Seh' ich dich ſo ganz verſauert!
Doch am meiſten, ſicherlich,
Dauerte ich ſelber mich.

Noch deutlicher:

Club, wie wohl iſt dir geſchehen
Durch den Zuſtand der Belag'rung!
Längſt an Schwindſucht und Vermag'rung
War dein Ende abzuſehen.

Doch es endet deine Noth
Raſch der zürnende Herodes:
Stirbſt ſtatt nahen Hungertodes
Ehrlichen Soldatentod.

Im Zuſpruch an einen Freund der ſich in dieſem Club als Redner auszeichnete heißt es:

Bis zuletzt, bei völl'gem Mangel
(Daß der Herr ihn dafür tröſte!),
Das Verbot des alten Wrangel
Vom Augiasſtall uns löſte.

Solchem Muthe zum Gedächtniß,
Ihnen ſei dies Heft geboten,
Als ein lebendes Vermächtniß
Von dem Club, dem, Gottlob, todten!

6.

Erinnerungen an Rom und den Kirchenſtaat im erſten Jahre ſeiner Verjüngung. Von Heinrich Stieglitz. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

So viele Bücher über Italien ſchon gedruckt ſind, ſo greift man nach den neuen doch immer wieder; denn das alte Italien iſt ja auch ewig neu, und immer jung und friſch. Der Eine hegt und ſtärkt in ſolchen Schriften die Sehnſucht nach dem ſchönen Lande, die doch in jedes gebildeten Deutſchen Bruſt auch einmal gelebt hat; der Andere weckt dadurch alte Bilder der Erinnerung, und weidet an ihrem Anblick neu ſeine Seele. So nehmen wir denn auch das Stieglitz'ſche Buch, zumal da es ein Buch dieſes Mannes iſt, freudig in die Hand; denn Stieglitz liefert uns nichts Alltägliches, keine Reiſerouten mit Empfehlung von Gaſthäuſern und Lohnkutſchern; auch iſt er ſelbſt ja kein Reiſender wie ſo hundert Andere. Er kennt das italieniſche Volk wie wenig Deutſche, er lebt ſeit langen Jahren im Lande, ſpricht ſeine Sprache, ja iſt daſelbſt bekannt, ſogar populair geworden. Er fährt nicht nur auf den Poſtſtraßen von einer Hauptſtadt zur andern, ſondern er geht zu Fuß, reitet, ſchweift rechts und links vom Wege ab, und lauſcht wo er Etwas finde was ihn in das Innerſte des Volks und ſeines Lebens blicken ließe. So hat er denn auch manches bisher Ueberſehene entdeckt, oder auf unbillig Vernachläſſigtes aufmerkſam gemacht. In Ascoli z. B. weiſt er auf die trefflichen Malerwerke des Cola di Matrice hin. „Dieſer ſo wenig gekannte Cola", ſagt er, „ſcheint mir entſchieden in der Vorderreihe bedeutender Maler zu ſtehen, und es wäre gewiß erſprießlich, wenn Künſtler, und Solche die des Kunſtſtudiums wegen Italien beſuchen, künftighin das allerdings etwas ſeitabgelegene Ascoli nicht unberückſichtigt ließen." Zu demſelben Zwecke empfiehlt er das ebenfalls nur Wenigen bekannte Matelica, ferner Gubbio, Fabriano u. ſ. w. Auch aus dem Bergſtädtchen Spello auf dem Wege von Aſſiſi nach Rom berichtet er von Meiſterwerken, die leider der größern Zahl der Reiſenden entgehen; denn Spello gehört nun einmal nicht zu den Anhaltepunkten der Vetturine. „Nachdem ich", heißt es, „die Trümmer eines gewaltigen Römerthores, und ſo manche hier zerſtreute Alterthumsreſte betrachtet, trat ich in den Dom, begrüßte einen trefflich erhaltenen Perugino, und ließ mir dann die Kapelle erſchließen, welche Pinturicchio mit einem Kreiſe von Fresken geſchmückt, die zu dem Vorzüglichſten gehören, was er geſchaffen. Beſonders zeigt ſein Chriſtus unter den Schriftgelehrten von wahrhaft begeiſterter Hingebung, und der ſcharfe Gegenſatz der Hoheit in dem kindlichen Gemüthe zu dem ſchwer verhaltenen Staunen aufgeblähten Wiſſensſtolzes tritt aufs Ergreifendſte hervor." Italien iſt ſo reich an Kunſtwerken auf allen Ecken und Enden, daß der Fremde, wenn er nicht Jahre zum Beſuche des Landes verwenden kann, natürlich nur an den Hauptmittelpunkten der Bildung ſich feſtſetzt. Wie lange hat man an den Kunſtſchätzen nur des einzigen Roms zu ſchauen, zu ſtaunen, zu erwägen, zu lernen? Und wie mancher ſcheidet verwirrt, überſättigt, geblendet von den allſeitig heranſchießenden Lichtſtrahlen?

Gehen wir zu dem hiſtoriſchen Gehalte des Buches über, ſo iſt das Datum nicht zu überſehen. Es iſt geſchrieben vor der pariſer Februarrevolution. Welche Kluft liegt alſo in der Mitte zwiſchen ſeiner Abfaſſung und dem jetzigen Augenblick!

In den Schilderungen aus Rom ſelbſt bildet den Mittelpunkt für unſere Theilnehmer der edle unglückliche Papſt Pius IX., deſſen Name damals noch ſeine ganze elektriſche Kraft auf jedes Italieners Herz übte. Mit tiefer Wehmuth

müssen uns jetzt, nachdem dem wohlmeinenden Fürsten mit so schnödem Undank gelohnt worden, die Worte der innigsten Theilnahme und des aufrichtigen Vertrauens in das Gelingen des volksbeglückenden Unternehmens erfüllen. „Woher die Begeisterung für Pius?" fragt unser Verf., und antwortet: „Weil ein schlichter Mensch, geleitet von echtem Wohlwollen und besserer Einsicht, ängstlichen Warnungen zum Trotz es gewagt dem harrenden Volke mit Vertrauen entgegenzukommen, aus freiem Drange erfüllt bevor er verheißen, gewährt bevor er versprochen. Wer unter den Herrschern wird ihm nachfolgen?"

Mit den hellsten Farben ist die ergreifende Scene geschildert, wie der Papst, getragen von dem Jubel des begeisterten Volks dahinzieht um feierlich Besitz zu nehmen von der Laterankirche, eine Scene welche der Historienmaler Wittmer in einem auch durch gelungenen Stich vervielfältigten Gemälde in dem malerisch und symbolisch bedeutendsten Momente darstellte, „wo sich die Hauptmasse des Festzugs an dem Triumphbogen Konstantin's vorüber dem ebenfalls mit der Entwickelung des Christenthums so nahe zusammenhängenden Colosseum entgegenbewegt. Aus dem Hintergrunde blicken die Hügel des Esquilin, Celio, Aventin und ein Theil vom Palatin, sodaß das Auge überall nur classischen Boden und sprechende Ruinen findet. Ueber Konstantin's Triumphbogen wölbt sich, die Composition zu einem harmonischen Ganzen abrundend, der siebenfarbige Himmelsbogen, wie er sich wirklich in jenem Momente zeigte, ein heiteres Symbol des Friedens. Unzählige jubelnde Volksmassen in den verschiedensten Stellungen und Bewegungen schmücken jede Erhöhung, und bilden besonders im Hintergrunde malerische Gruppen."

Außer dem Papste, von welchem viele reizende einzelne Züge erzählt werden, beschäftigt unsern Reisenden in Rom besonders die Künstlerwelt, mit derer hervorragenden Persönlichkeiten und Leistungen er sich eifrig bekannt machte: Viele derselben werden einzeln besprochen und charakterisirt. Obenan steht der treffliche alte Reinhart, der über ein halbes Jahrhundert in Rom lebend sein deutsches Herz treu bewahrt hat. Stieglitz war es vorbehalten an dem Todtenbette dieses Nestors deutscher Kunst in Rom zu stehen und ihn zu Grabe zu geleiten. Er verspricht noch ein besonderes Werk über diesen seltenen Mann, und das vorliegende steht auch in eigenthümlicher Beziehung zu ihm, insofern der Ertrag zu einem Denkmale Reinhart's auf dem Grabe bei der Pyramide des Cestius bestimmt ist. Neben Reinhart fallen uns unter den hier besprochenen Künstlergestalten besonders auf: Overbeck und Cornelius, deren Gegensatz richtig und unparteiisch erfaßt ist; Koch, der dramatische satirische Tiroler; Riepenhausen, der Wiederhersteller der Bilder Polygnot's, aber auch in andern Sphären bedeutend; Wagner, der Bildhauer, aus der Walhalla und der Glyptothek wohlbekannt, Reinhart's langjähriger Freund, ein höchst eigenthümlicher aber biederer Charakter; Riedel, der Maler der Sakontala und Judith mit seiner kecken Behandlung des Lichts und der Farbe; Franz Nadorp mit dem unerschöpflichen Reichthum an künstlerischen Gedanken. Einen besondern Abschnitt widmet unser Buch dem östreichischen Maler Karl Rahl, welchen Stieglitz als Sinnverwandten der großen venetianer Meister darstellt. Auch italienische und französische lebende Künstler werden abgehandelt.

Die „Bilder aus dem Volksleben" besprechen die Octoberfeste, den Gesang der Pifferari, das Carneval — lauter jetzt dahingeschwundene Herrlichkeiten. Der Hauptschauplatz der Octoberfeste, die Villa des wahrhaft edeln und freisinnigen Fürsten Borghese ist seit der Belagerung Roms durch die Franzosen eine Wüste geworden, die herrlichen hundertjährigen Pinien abgehauen, die Landhäuser zertrümmert!

Neben eigenen poetischen Producten, welche Stieglitz seinem Werke da und dort einstreut und welche erfreuliches Zeugniß geben von dem warmen deutschen Herzschlage des Dichters, ist auch von zwei deutschen Dichtergestalten ausführlicher die Rede, welche ihm in Rom begegnet sind, von Georg Herwegh der mit Vogt nach Rom kam, und Theodor Heyse. Beide Bildnisse der auch mir persönlich wohlbekannten Männer sind durchaus treffend und wahr. Das Capitel über Herwegh hat Stieglitz übrigens geschrieben vor den Heldenthaten des Freiheits-Gassensängers im badischen Aufstande. Wichtiger sind für uns die Nachrichten von einem gediegenen, weniger Geschrei in die Welt machenden Manne, Theodor Heyse, einem seit langen Jahren in Rom ansässigen, in stille meist philologische Studien vertieften Oldenburger, aus dessen Papieren zugleich werthvolle poetische Spenden, meist gnomischer Gattung, mitgetheilt werden.

Ein Abschnitt handelt sodann von Wolfgang Maximilian von Goethe und seiner „Erlinde", worin der philosophische Dichter oder dichtende Philosoph die wechselnden Phasen des Menschenlebens, die wandelbare bewegte Oberfläche des Daseins in ihrem Verhältniß zu den stetigen Gesetzen in den Tiefen der Natur hervorzuheben und als geistiges Spiegelbild aufzustellen versuchte.

Darstellung und Stil ist kaum bei einem Buche gleichgültig, bei Stieglitz zumal, der nicht allein in stofflichem Interesse, sondern in künstlerischem gestaltenden Zwecke schreibt. Wie Stieglitz in mancher Beziehung zwischen Deutschland und Italien vermittelt, so auch in seiner schriftstellerischen Form. Er ist hier ein Deutschitaliener: große, sorgfältig angestrebte Abrundung der Perioden, künstlerische Feile, Marmorglätte; dabei aber auch manchmal etwas Kaltes, fast könnte es scheinen Effectsuchendes, wie das der neuere Italiener in directem Gegensatz gegen das freilich oft nur erheuchelte Sichgehenlassen unserer neudeutschen Schriftdarstellung entwickelt hat. Die Anordnung der einzelnen unter sich so verschiedenen Gruppen des Buches zu einem Ganzen ist wohl berechnet, um uns das Leben in Rom darzustellen von der Thronbesteigung Pius IX. an mit dem heilverkündenden Friedensbogen, in dem ersten Jahre der Verjüngung des Kirchenstaats, in welchem man sich allen Hoffnungen hinzugeben geneigt war für Freiheit und politische Entwickelung, wo Kunst und Poesie zu gedeihen schien, wo man sich selbst in der ewigen Stadt mit Romantik und deutscher Speculation hingebend beschäftigen mochte. Den Schluß macht dann schon das trübe Ende dieses Jahres mit den drohenden Gewitterwolken, die sich allenthalben zusammenziehen, und mit bangen Befürchtungen da, tröstender Hoffnung dort, mäßigendem Begütigen auf der einen, hastigem Drängen und Wühlen auf der andern Seite. *)

67.

*) Seit Abfassung dieses Aufsatzes ist Heinrich Stieglitz gestorben. Er ward am 21. Aug. in Venedig ein Opfer der Cholera.

D. Red.

Literarische Anzeige.

Ernst Schulze's Schriften.

Cäcilie.

Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.

Zwei Theile.

Elegant gebunden. 3 Thlr.

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht in drei Gesängen.

Zweite Auflage.

Elegant gebunden. 1 Thlr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 230. — 25. September 1849.

Politische Flugschriften.

1. Oestreich, Preußen und das reine Deutschland auf der Grundlage des deutschen Staatenbundes organisch zum deutschen Bundesstaate vereinigt. Ein Verfassungsvorschlag hervorgegangen aus redlicher Forschung und reicher Erfahrung von Karl August v. Wangenheim. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die deutsche constituirende National-Versammlung in Frankfurt vor der Kritik des Staatsrechts. Von v. Kamptz. Berlin, Decker. 1849. Gr. 8. 22½ Ngr.
3. Preußens Politik in Bezug auf Deutschland. Eine historische Skizze von einem Baier. Zweite unveränderte Auflage. Augsburg, Schmid. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Kein Oestreich und kein Preußen! sondern ein einiges, starkes und herrliches Deutschland. Wie kann und muß es werden? Beleuchtet von M. C. F. W. Grävell. Potsdam, Janke. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
5. Der deutsche Bundesstaat und die preußische Politik. Von Hermann Duncker. Nebst einem Anhang enthaltend die in der deutschen Frage von der preußischen Regierung abgegebenen Erklärungen, sowie die östreichischen Noten vom 28. Dec., 4. Febr., 27. Febr. und 9. März. Berlin, Duncker u. Humblot. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.
6. Zur Propaganda der national-constitutionnellen Partei. Von einem freimüthigen Widersacher der Revolution. Anhang: Wählen oder nicht wählen? Berlin, G. Reimer. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
7. Das Bündniß der drei Königreiche Preußen, Sachsen und Hanover vom 26. Mai 1849. Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung von A. E. Leipzig, Brockhaus. 1849. 8. 12 Ngr.
8. Der Wahrheit noch eine Gasse, dem Frieden eine Bahn. Mai 1849. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1849. 8. 7½ Ngr.
9. Auf! Deutschland. Von Friedrich Szarvady. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1849. 8. 5 Ngr.
10. Die deutschen Hegemonen. Offenes Sendschreiben an Hrn. Georg Gervinus von F. K. Berlin, Schneider u. Comp. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.
11. Das revolutionnaire Europa von Iwan Golowin. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
12. Die russische Intervention nebst diplomatischen Actenstücken, von Ladislaus Teleki. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.
13. Bündige Widerlegung der Declamationen des Grafen Ladislaus Teleki gegen Oestreich und Rußland von J. Sporschil. Leipzig, Jackowitz. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.
14. Die Weltstellung Rußlands in der Gegenwart. Von J. Sporschil. Leipzig, Jackowitz. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.
15. Russische Zustände. Ein Bild aus der Jetztzeit. Leipzig, Matthes. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.
16. Enthüllungen aus Oestreichs jüngster Vergangenheit. Von einem Mitgliede der Linken des aufgelösten östreichischen Reichstags. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
17. Delenda Austria! Die Auflösung Oestreichs als eine Nothwendigkeit unserer Zeit. Herisau, Schläpfer. 8. 9 Ngr.
18. Oestreich über Alles, wenn es nur will! Von Franz Schuselka. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1848. 8. 5 Ngr.
19. Der neue Machiavel. Ein Buch für Fürsten aus den Papieren eines gefallenen Ministers. Manuscript aus Wien. Leipzig, Andrä. 8. 21 Ngr.
20. Rechtfertigung der Demokratie gegen Guizot. Nebst einem Anhange über die Auflösung der zweiten preußischen Kammer. Von R. B. Pflücker. Breslau, Schulz u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.
21. Eine Stimme aus Nordamerika. Zehn Paragraphen über verfassungsmäßige Monarchie und Republik. Von Theodor Hilgard d. Aeltere. Heidelberg, Groos. 1849. 8. 6 Ngr.
22. Die Republik in Nordamerika und der Plan einer demokratisch-republikanischen Verfassung in Deutschland. Von Hermann Abeken. Berlin, Nicolai. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.
23. Der nothwendige Ausgang der europäischen Revolution von 1848. Von Franz Schulte. Frankfurt a. M., Lizius. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
24. Die Uebel der Gegenwart und ihre gründliche Heilung. Von J. A. C. Köhler. Zweite Auflage. Elberfeld, Bädeker. 1848. 8. 5 Ngr.
25. Der Wechsel der Zeiten in Deutschland. Ein Fragment von H. C. F. v. Gagern. Mai 1849. Darmstadt, Jenghaus. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Unter diesem Viertelhundert politischer Flugschriften, die wir als Proben aus der allmälig abnehmenden Sündflut derselben herausheben, gehören die ersten 18—19 bestimmten Gruppen concreter politischer Fragen der Gegenwart an, während die übrigen mehr ins Allgemeine hinein die politischen Gesinnungen und Ansichten ihrer Verfasser ergießen, oder eine isolirte Specialfrage erörtern. Von den erstern sind wieder Nr. 1—8 der deutschen Frage, Nr. 12—18 der russisch-östreichisch-magyarisch-polnischen Frage gewidmet. Nr. 9—11 behandeln deutsche und allgemeine Politik aus dem Gesichtspunkte und in der Tendenz des Polen. Nr. 19 könnte zu der zweiten Abtheilung, den allgemeiner gehaltenen Schriften, gerechnet werden, wenn nicht auch in ihr die östreichische Frage mehrfach vorwöge. Dem Radicalismus, oder doch dem liberalismus vulgaris gehören

Nr. 9—12, 16—18, 20, 21 und 23 an. Die äußerste Rechte iſt nur durch die Schriften des Hrn. v. Kamptz und Sporſchil's, ſowie durch Nr. 3 vertreten. Von Publiciſten vom Fach rühren die Schriften Nr. 1, 2, 7, 22 und 25 her, und das eigentlich ſtaatsmänniſche Gepräge trägt hauptſächlich Nr. 7. Die übrigen gehören dem mehr oder minder gebildeten Dilettantismus an.

Beſprechen wir zunächſt das die deutſche Frage Angehende. Dieſe iſt jetzt auf ein ganz anderes Stadium gerichtet als auf dem ſie ſich noch in den erſten Monaten dieſes Jahres wenigſtens äußerlich bewegte, während der Uebergang allerdings bereits im October in Wien, im November in Berlin entſchieden ward. Es hatte lange geſchienen als handele es ſich um einen Collectivſtreit zwiſchen Regierungen und Völkern, und innerhalb der letztern zwiſchen den verſchiedenen Graden der demokratiſchen Richtungen, überhaupt nur darum, in welchem Grade die Verfaſſung Deutſchlands im Ganzen und die ſeiner einzelnen Staaten demokratiſch werden ſolle. Die Fragen welche durch die Thatſache der Zerfällung des deutſchen Volks in eine Anzahl verſchiedener Stämme, des deutſchen Reichs in eine Anzahl verſchiedener Staaten, des deutſchen Landes in Küſten- und Binnenländer, in Fabrik-, Handels- und Landbauintereſſen, in Beziehungen auf England, Skandinavien, Frankreich, Italien, die Donauländer hervorgerufen werden, ſchienen zu ſchlummern. Indeß haben ſie doch ſchon bei den erſtern Kämpfen ihre Rolle im Hintergrunde geſpielt, machten ſich bei der frankfurter Verfaſſungsverhandlung ganz bedeutend geltend, ſind aber erſt, ſeit die Sache wieder in die Hände der gekräftigten Regierungen gekommen iſt, offen in den Vorgrund getreten, womit die deutſche Frage wieder in das Gleis gekommen iſt in welchem ſie ſich ſeit einem Jahrtauſend bewegt hat. Es war Das auch nicht anders möglich, ſo lange man Thatſachen nicht anders zu heben wußte als dadurch daß man ſie in Beſchlüſſen und Verfaſſungsparagraphen ignorirte, ſo lange man, das Verfahren des Straußes nachahmend, die Gefahr entfernt glaubte, wenn man die Augen vor ihr verſchloß. Konnte oder wollte oder durfte man die beſtehenden Staaten nicht auflöſen, um ſie aus wirklichen Staaten zu für den Geſichtspunkt der Centralregierung zweckmäßig arrondirten Provinzen eines einigen Reichs zu machen, und die wahre Regierungsmacht aus den Theilen in den Mittelpunkt zu verpflanzen, konnte, wollte oder durfte man der neuen Reichsgewalt keinen wahren eigenen Boden, keine eigenen Organe und Kräfte verſchaffen, ſtatt ſie von dem guten Willen Anderer und der unſichern Stütze der Meinung und des ſogenannten Volkswillens abhängen zu laſſen, und auf eine vielfach concurrirende, folglich auch collidirende Wirkſamkeit zu verweiſen, ſo mußte man ſich auch darein fügen, daß die verſchiedenen Staaten auch ferner ihren beſondern Intereſſen und Richtungen Gehör und Ausdruck geben, ſo war für die Centralinſtitute eigentlich die Nothwendigkeit ihrer Ableitung aus den Mächten der Einzelſtaaten, alſo die Form des Staatenbundes gegeben, und ſo mußte es ſich in ihnen hauptſächlich um eine Ausgleichung der Sonderintereſſen für die Förderung des Gemeinzwecks handeln. Man durfte ſich nun auch nicht wundern, wenn jetzt die einzelnen Staaten mit Mistrauen und Eiferſucht auf den Antheil blickten der dem Einen oder dem Andern an der Centralgewalt eingeräumt werden ſollte, und durfte Das keineswegs engherzigen particulariſtiſchen Tendenzen beimeſſen. Denn es handelt ſich jetzt nicht um die Frage zwiſchen dem Einzelſtaat und dem ganzen großen Deutſchland, ſondern um die zwiſchen dieſem und jenem Einzelſtaat. Baiern z. B. würde zu tadeln ſein, wenn es mit Abtretung ſeiner Rechte an eine wahre, ganz und ausſchließlich deutſche Reichsgewalt kargte; aber man kann es nicht ſchelten, ſobald es dieſelben nicht einer Gewalt opfern will welche zu allererſt preußiſch iſt, und die deutſche Gewalt nur noch mitnimmt um ſie für die preußiſche zu benutzen, in allen Colliſionsfällen aber die deutſchen Intereſſen den preußiſchen unfehlbar nachſetzen wird. Unter ſolchen Umſtänden müſſen die Centralinſtitute dergeſtalt gebildet werden, daß ſie zwar den particularen Intereſſen Ausdruck geben, als auch die Gegengewichte gegen das einſeitige Ueberwiegen des Einen oder des Andern enthalten.

Unter den acht ſich mit der deutſchen Frage aus deutſchem Geſichtspunkte beſchäftigenden Schriften ſtehen die beiden erſten im Weſentlichen auf dem Boden des Bundesrechts. Hr. v. Wangenheim will aus dieſem heraus einen beſſern Zuſtand, eine den Zeitbedürfniſſen entſprechendere Ordnung entwickeln. Hr. v. Kamptz begnügt ſich von dem Standpunkte des von ihm allein als gültig anerkannten Rechts aus die abweichenden Strebungen zu kritiſiren. Der Baier (Nr. 3) macht hauptſächlich ſeinem Preußenhaſſe Luft. Die Schriften Nr. 4—6 ſind im preußiſchen Sinne, wobei jedoch die unter 5 und 6 zugleich ihrem ſpeciellen Liberalismus Bahn zu brechen ſuchen. Eine ſtaatsmänniſche Vermittelung bahnt die Schrift Nr. 7 an.

Hr. v. Wangenheim iſt der bekannte freiſinnige württembergiſche Bundestagsgeſandte, von deſſen Ausſcheiden aus dem Bundestage (1823) man die reactionnaire Wendung des Bundestags hauptſächlich zu datiren pflegt. Er iſt uns auch in dieſer Schrift als intelligent, human und patriotiſch erſchienen, übrigens mehr als praktiſch gebildeter Doctrinair denn als Staatsmann. Unter der Feder eines andern Wangenheim, des hanoverſchen Staatsmannes, möchte die Schrift kürzer und doch inhaltreicher und hauptſächlich praktiſcher geworden ſein. Sie geht davon aus, daß die Bundesverfaſſung die für Deutſchland nothwendig gegebene war, und die Möglichkeit einer allen berechtigten Wünſchen und Bedürfniſſen entſprechenden Fortbildung in ſich trug. Er ſtellt den Gegenſatz der „Deutſchen Zeitung", welches Organ politiſcher Sophiſten und Coterieränke er mit verdienter Schärfe geißelt, den Gegenſatz zwiſchen Bundesſtaat mit einem Parlamente und Staatenbund mit einem Bundestag in Abrede, und will im Bundesſtaat und Staatenbund einen Bundestag und ein Parlament, ſchließt aber weiter ein

Directorialsyſtem daran, deſſen nähere Ausprägung jedenfalls an viel zu großer Künſtlichkeit leidet. Wir brauchen Inſtitutionen die das Volk verſtehen, wenigſtens mit Leichtigkeit überſchauen und ſich merken kann. Uebrigens geſtehen wir offen, daß wir uns das fortwährende Nebeneinanderwirken eines aus allgemeinen Volkswahlen gebildeten Reichsparlaments neben den Ständeverſammlungen der Einzelſtaaten, namentlich neben ſo großen Kammern wie die zu Wien und Berlin, von denen jede auf einer Macht ruht die ſie in den Stand ſetzt gegen Reichsbeſchlüſſe einen unüberſteiglichen Widerſpruch zu erheben, nicht wohl denken können. Nationnell, d. h. aus der Natur der Verhältniſſe entwickelt, würde es nur ſein, wenn, wie die Reichsregierung eine aus den einzelnen Regierungen zuſammengefloſſene Collectivgewalt darſtellt, ſo die Vertretung beim Bunde gleichfalls aus Ausſchüſſen der Vertretungen der Einzelſtaaten zuſammenflöſſe. Dies würde auch einen organiſchen Zuſammenhang zwiſchen der Reichsvertretung und den Landesvertretungen vermitteln. Jedenfalls aber wird man, wenn man an dem jetzt beliebten Projecte feſthält, die Competenzverhältniſſe ſehr ſcharf auseinanderhalten müſſen, in deren genauerer Begrenzung der Verf. der Schrift Nr. 7 mit Recht einen weſentlichen Vorzug des berliner Entwurfs ſieht. Noch heben wir aus der v. Wangenheim'ſchen Schrift, deren erſte ſechs Abſchnitte übrigens zunächſt in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erſchienen, was zum Theil ihre Form erklärt, eine geſchichtliche Notiz hervor, die zugleich den Mann bezeichnet. Er nennt mit Recht die Wurzel der unheilvollen Wendung deutſcher Stimmungen in dem Verfahren gegen die erſte Burſchenſchaft. Wir möchten jedoch nicht blos tadeln, daß man dieſer Sache durch Verfolgung und Märtyrerthum Dauer und Wichtigkeit aufdrängte, ſondern auch, daß man überhaupt die damalige ſo reine und echt deutſche Bewegung nicht zur Grundlage und Seele eines einfach natürlichen, wahrhaft wohlthätigen Staats- und Volksweſens zu machen wußte. Bei dieſer Gelegenheit, wo der Verf. die Burſchenſchaft und ihren Zuſammenhang mit ſpätern, theils unitariſchen, theils republikaniſchen Tendenzen mit ſcharfen und einſchneidenden Worten beſpricht, erzählt er auch Folgendes:

Ich kenne dieſe Verhältniſſe ziemlich genau, da der unglückliche Sand zu der Zeit als ich Curator in Tübingen war, daſelbſt ſtudirte und oft zu mir kam. Ich hatte ſein Vertrauen gewonnen und ihn bedeutend umgeſtimmt, bis er nach Jena zurückkehrte, wo es ſeinen Genoſſen gelang den grundehrlichen, wohlmeinenden, aber ſchwachen jungen Mann wieder zu allen Extremen zu fanatiſiren. Ich werde es immer beklagen, daß er bei ſeiner Durchreiſe durch Frankfurt, wo ich damals Bundestagsgeſandter war, bei einem dreimaligen Verſuche mich zu ſprechen mich jedesmal verfehlte, und ohne den Ort zu bezeichnen, wo ich ihn hätte treffen können. Beim letzten mislungenen Verſuche hatte er nur geäußert, daß er nach Darmſtadt eilen müſſe. Da alle meine Nachforſchungen in den Gaſthöfen vergeblich waren, ritt ich, Unglück ahnend, ihm nach Darmſtadt nach. Ich kam zu ſpät. Dort erfuhr ich aber, daß er nach dem Melibokus gegangen ſei. Auch dahin folgte ich ihm ſofort, fand jedoch nur an der Mauer eines alten Thurmes die bekannten Verſe, die mir über irgend einen ſchlimmen Zweck ſeiner Reiſe keinen Zweifel ließen. Sicher war es ihm ein dringendes Anliegen mit mir zu ſprechen, und wenn er mir beſtimmter oder unbeſtimmter ſeine Pläne vertraut hätte, vielleicht wäre es mir doch wieder gelungen ihn, wie früher in Tübingen, auf beſſere Wege zu bringen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine ältere Faſſung von Goethe's Ballade: „Der König von Thule."

Kaum dürfte ſich unter Goethe's Gedichten irgend eines finden, bei welchem man geneigter wäre zu der Annahme, daß es uns in der urſprünglichen Faſſung erhalten ſei, wie ſie dem Dichter im erſten glücklichen Wurfe gelungen, als bei ſeinem „König von Thule". Und dennoch ſind wir im Stande eine frühere Faſſung deſſelben nachzuweiſen, zu welcher das jetzige Gedicht ſich als eine wahrhafte Verbeſſerung verhält. In der dritten Sammlung der Lieder welche im J. 1782 unter dem Titel erſchien: „Volks- und andere Lieder, mit Begleitung des Fortepiano in Muſik geſetzt von Siegmund Freiherrn von Seckendorff", findet ſich (S. 6) auch die Goethe'ſche Ballade in folgender, nicht unweſentlich abweichender Faſſung:

Der König von Thule.

Es war ein König in Thule,
Ein goldnen Becher er hätt'
Empfangen von ſeiner Buhle
Auf ihrem Todes-Bett.

Den Becher hätt' er lieber,
Trank draus bei jedem Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſein' Städt' und Reich,
Gönnt Alles ſeinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Am hohen Königsmahle
Die Ritter um ihn her
Im alten Väterſaale
Auf ſeinem Schloß am Meer,

Da ſaß der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Er ſah ihn ſinken und trinken
Und ſtürzen tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank keinen Tropfen mehr.

(Aus Goethe's „Doctor Fauſt".)

Es kann nicht zweifelhaft ſein, daß die ſpätern Veränderungen Goethe's (die Abweichungen haben wir durch geſperrte Schrift bezeichnet) faſt alle Verbeſſerungen ſind. Durch die Aenderungen in der erſten und vierten Strophe gewinnt das Gedicht an Leichtigkeit und Fluß, indem auch hier, wie in den übrigen Strophen, in der Mitte ein Sinnabſchnitt eintritt. Die alte Form hätt' in der erſten und zweiten Strophe findet ſich bei Goethe auch ſonſt, wie in der „Erklärung eines alten Holzſchnittes, vorſtellend Hans Sachſens poetiſche Sendung". Der ſeltſame Comparativ lieber in V. 5 iſt glücklich weggeſchafft, wodurch freilich daſſelbe Wort über im Reim erſcheint; ebenſo iſt das mistönende trank draus einer leichtern und lebendigern Faſſung gewichen. Zweifeln könnte man bei Strophe 3, ob die neuen Verbeſſerungen den Vorzug verdienen. Läſe man V. 10 ſeine Städt' und Reich', ſo würde nicht unpaſſend an mehre Reiche die der König ſich erworben zu denken ſein. Die Mehrheit der Erben (V. 11)

wäre nicht ungeschickt; es würde dadurch das Zählen der Städte motivirt sein, daß er einzelne Städte einzelnen Erben zuspricht, auch wäre dann die Unbestimmtheit mit welcher der Dichter von den Erben spricht natürlicher. Eine vortreffliche Aenderung ist es, daß der König, ehe er den Becher in das Meer wirft, sich vom Mahle erhebt und stehend den Becher leert. Auch die Aenderung in V. 21 fg. ist sehr gelungen, da sie uns den Sturz und das Versinken des Bechers, abgesehen vom größern Wohllaut, anschaulicher darstellt. Von Seiten des Wohllauts hat auch der letzte Vers bedeutend gewonnen.

Goethe erzählt uns in „Wahrheit und Dichtung" (XXII, 218), er habe im Juli 1774 Jacobi „Den König von Thule" und „Den untreuen Knaben" als seine neuesten und liebsten Balladen vorgelesen. Wir glauben die Richtigkeit dieser Angabe, welche auf Jacobi's Erinnerung allein beruhen möchte *), bezweifeln zu müssen. „Der untreue Knabe" scheint nicht als Ballade für sich gedichtet, sondern nur im Zusammenhang mit der „Claudine". Bekanntlich wird in der „Claudine" der Gesang dieser Ballade am Schlusse durch den Schrei Claudinens abgebrochen, sodaß an dem letzten Verse, der mit „Die wend't sich" beginnt, noch vier Sylben fehlen. Den wahren Schluß der Strophe und des ganzen Gedichts finden wir nirgendwo, auch nicht in der Sammlung der Gedichte, und daß Goethe schon sehr frühe einen andern Schluß des Gedichts nicht gekannt habe, ergibt sich daraus, daß der mit Goethe befreundete Seckendorff in der ersten Sammlung seiner „Volkslieder" (1779) die Ballade nur mit diesem abgebrochenen Schluß geben konnte. **) Kannte aber Goethe selbst den Schluß der Ballade so frühe nicht mehr, so scheint er sie wirklich nicht zum Schlusse geführt, sondern nur für seine „Claudine", so weit er sie dort brauchte, gedichtet zu haben. „Claudine" aber dürfte erst in die Hälfte des J. 1775, nach „Erwin und Elmire" fallen, wonach Goethe seine Ballade unmöglich im Juli 1774 Jacobi vortragen konnte. Vermuthlich schwebte dem Dichter als Schluß der Strophe der Vers vor:

Die wend't sich um und winket,

womit aber das ganze Gedicht unmöglich geschlossen ist, da hiermit die Bestrafung noch nicht vollendet sein kann, wenn auch freilich Goethe, was wir sehr bedauern müssen, es hierbei bewenden ließ, da er das Gedicht nur für seine „Claudine" brauchte.

Daß „Der König von Thule" mit dem „Faust" zugleich, und zunächst für diesen gedichtet sei, scheint sich daraus zu ergeben, daß Seckendorff, der ihn von Goethe erhielt, ihn nicht als eigenes Gedicht, sondern als aus Goethe's „Faust" genommen anführt. Nun kann aber der Theil des „Faust" in welchem Gretchen „Den König von Thule" singt unmöglich im Juli 1774, wo Goethe Jacobi diese Ballade vorgelesen haben will, geschrieben gewesen sein, da Goethe erst im September 1775 zu der Scene in Auerbach's Keller gekommen sein dürfte. ***) Ueberhaupt scheint Goethe eigentliche Balladen vor seiner Bekanntschaft mit Schiller nur für seine dramatischen Stücke geschrieben zu haben, da „Das Veilchen" in „Erwin und Elmire", der „Erlkönig" in dem Singspiel „Die Fischerin" steht, für welche auch wol „Der Fischer" ursprünglich bestimmt war. „Heidenröslein", das zuerst 1779 in den „Volksliedern" nebst untermischten andern Stücken (II, 151) erschien, ist Bearbeitung eines Volksliedes. Den Refrain desselben finden wir in dem Volksliede das Uhland (I, 56) aus der Sammlung von Paul von der Aelst (Deventer 1602), S. 72, 94, mittheilt. Vergl. auch Schöll's „Briefe und Aufsätze von Goethe", S. 123 fg. Warum werden uns die Briefe zwischen Goethe und Herder, welche auch für Goethe's Studium der Volkslieder so bedeutend sind, noch immer vom Verfasser von „Herder's Lebensbild" vorenthalten, der unbegreiflicherweise gerade bei den wichtigsten Mittheilungen, die wir von ihm erwarten, ins Stocken gerathen ist! Schließlich bemerken wir noch, daß „Der König von Thule" und „Der untreue Knabe" in der ersten Ausgabe von Goethe's Werken als selbständige Gedichte noch nicht stehen, wol aber „Der Erlkönig".

H. Düntzer.

*) Jacobi erinnert ihn in einem Briefe vom 28. Dec. 1812, wie Goethe ihm in Köln in der Dämmerung auf dem Tische sitzend die Romanze: „Es war ein Buhle frech genung u. s. w." hergesagt habe. Verwechselte er vielleicht diese Romanze mit dem kurz vorher gedichteten „Geistesgruß"? (I, 76 fg., XXII, 212.)

**) Bei Seckendorff stimmt die Fassung ganz mit der ersten Ausgabe der „Claudine", die (XXXIV, 279 fg.) nicht genau gegeben wird. Seckendorff hatte von Goethe zu seiner ersten Sammlung die Ballade „Der Fischer", die hier zuerst erschien, mitgetheilt erhalten, wie er auch den noch ungedruckten „König von Thule" vom Dichter empfing.

***) Vergl. den Brief von Auguste Stolberg vom 17. Sept. 1775.

Notizen.

Wieder die Chinesen uns voraus.

Stanislaus Julien in Paris hat die Europa und Amerika beschämende Entdeckung gemacht, daß die Chinesen bereits im 3. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ein anästhetisches Mittel besaßen welches sie in derselben Weise wie wir das Chloroform und den Ether anwendeten, um bei chirurgischen Operationen Unempfindlichkeit hervorzubringen. Eine Beschreibung davon fand sich auf der Bibliothèque nationale in einem Buche, betitelt: „Kou-kin-i-tong" oder „Allgemeine Sammlung alter und neuer Arzneimittel", anscheinend aus dem 16. Jahrhunderte. In einer biographischen Notiz über Hoa-tho, welcher unter der Dynastie Wei zwischen den Jahren 220 und 230 unserer Zeitrechnung lebte, heißt es von ihm: „Er gab den Leidenden einen Trank welcher sie in wenigen Secunden so unempfindlich machte wie einen völlig Betrunkenen oder Leblosen", worauf er nach Umständen Einschnitte, Amputationen und dergleichen vornahm. Nach einer bestimmten Zahl Tage erholte sich der Patient, ohne während der Operation den geringsten Schmerz empfunden zu haben. Aus der Lebensbeschreibung des Hoa-tho geht hervor, daß der fragliche Trank mittels Kochens und Distillirens bereitet wurde, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß das anästhetische Agens der Chinesen der indische Hanf war (Cannabis indica), welcher noch heute von den Arabern zum Zwecke eines angenehmen Rausches genossen wird.

Amerika, schäme dich!

Sollte Einsender der Notiz: „Amerikanische Antipathie gegen Farbige", in Nr. 125 d. Bl., den Engländern geneigter sein als den Amerikanern, so wird es ihn und Andere freuen, was der Verf. des von ihm angezogenen Werkes: „The western world, or, travels in the United States in 1846—47, by *Alex. Mackay*" (3 Bde., London 1849), in betreffender Hinsicht später erzählt. Als nämlich der Capitain eines englischen Dampfers auf dem See Onario sich beikommen ließ, aus Gefälligkeit für die erwähnte „Antipathie" einiger anwesenden Virginier einen farbigen Herrn mit Gewalt von der Mittagstafel zu entfernen, wurde er deshalb in Kingston verhaftet, vor Gericht gestellt, wegen seiner Gefälligkeit um schweres Geld gebüßt und „im fernern Commando des Schiffes nur unter der Bedingung gelassen sich nie wieder in ähnlicher Weise zu vergehen". Es ist wahr, die Engländer sind keine freien, edeln Republikaner und stolz darauf sich Unterthanen einer Königin zu nennen, aber das englische Gesetz schirmt und vertheidigt die Menschenrechte ohne Ansehen der Person, der Race und der Farbe, während ein amerikanisches Gesetz nicht einzuschreiten wagt, und die edeln nordamerikanischen Freiheitskämpfer ihre farbigen Brüder mit Füßen treten dürfen.

J.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 231. —— 26. September 1849.

Politiſche Flugſchriften.

(Fortſetzung aus Nr. 230.)

Neben Hrn. v. Wangenheim ſtellen wir Hrn. v. Kamptz, den Vertreter des Syſtems dem der Erſtere vor dreißig Jahren entgegenkämpfte, und das ihn damals ſtürzte. Wie doch beide Männer in ihrem Grundweſen ſich gleichgeblieben ſind, und wie ſie doch wieder ſich den Einflüſſen der Zeit nicht gänzlich haben entziehen können! Hr. v. Kamptz, weit mehr Juriſt als Staatsmann, iſt allerdings eine ganz beſonders zähe Natur, und wenn die Anekdote die uns von ihm erzählt worden nicht wahr ſein ſollte, ſo iſt ſie wenigſtens gut erfunden. Er ſoll nämlich in den berufenen berliner Märztagen mit einer ungewöhnlich großen, aber durchaus nicht der neueſten façon entſprechenden ſchwarzrothgoldenen Cocarde erſchienen ſein, und als ihn ein Freund fragte, woher er dieſe habe, geantwortet haben, daß er ſie aus Unterſuchungsacten genommen habe, bei denen ſie als corpus delicti verwahrt geweſen. Gleichwol muß er in vorliegender Schrift wiederholt Hrn. Welcker Beifall zurufen, muß Beckerath rühmen, weil er erklärt, der Standpunkt des formellen Rechts ſei nicht der einzige, muß die Frankfurter Verſammlung tadeln, daß ſie die Volksſouverainetät nicht im Sinne Rouſſeau's genommen! Die ganze Schrift meiſt, mit allerdings ſcharfer und unerbittlicher Logik, den Mangel an Rechtsboden für Vieles was in Frankfurt geſchehen iſt, und die zahlreichen Widerſprüche, Inconſequenzen und Ungenauigkeiten dortiger Reden und Beſchlüſſe nach. Bei der Unmaſſe von auf die Galerien und das weitere Publicum berechneten Phraſen, welche die ſtenographiſchen Berichte der Frankfurter Verſammlung geſchwellt haben, war freilich der kritiſchen Sichel eines Kamptz ein einladendes Feld geboten. Den alten Kamptz finden wir aber doch ſchon auf S. 3 wieder, wo er den Grund, warum die „gegen Preßunfug, politiſche Vereine und Volksverſammlungen erlaſſenen Bundesgeſetze" nicht vermocht hätten den „Umtrieben dauerhaft vorzubeugen", darin zu ſuchen ſcheint, daß dieſe Geſetze „nicht in allen deutſchen Landen gehandhabt wurden". Daß er die letzten Beſchlüſſe des Bundestags keiner Kritik unterwirft würde uns befremden, wenn wir nicht annähmen, daß ihm Reſpect vor der Berechtigung dieſer Gewalt den Mund verſiegelte. Nur Das hebt er hervor, daß in dem Antrage des Politiſchen Ausſchuſſes vom 8. März der ſeitdem eine Zeit lang ſo breitgetretene Ausdruck „breite Grundlage" zuerſt vorkomme, von der Bundesverſammlung aber nicht angenommen, ſondern mit dem einer „wahrhaft zeitgemäßen und nationalen Grundlage" vertauſcht wurde. Um ſo eifriger kritiſirt er nun das Vorparlament, den Funfzigerausſchuß und die Nationalverſammlung, kämpft gegen deren zahlreiche Einmiſchungen und Uebergriffe, und verficht das Vereinbarungsprincip. Das Verhältniß Preußens oder Oeſtreichs zur deutſchen Frage kommt in dieſer Schrift nicht in Betrachtung.

Dagegen iſt die Schrift Nr. 3 ein reines Product des Stammeshaſſes, deſſen eifriges Anſchüren eine der dunkelſten Seiten der Jetztzeit bildet, und allerdings von Süddeutſchland aus gegen Preußen weit lebhafter betrieben als von Preußen aus erwidert wird. Abgeſehen von dem Verwerflichen dieſes ganzen Treibens glauben wir auch, daß man ſich dabei ganz gewaltig verrechnet hat, und daß es nur zur Kräftigung des Preußenſinnes und der innern Einigkeit in Preußen beitragen wird. Die Schrift enthält eine Schilderung preußiſcher Geſchichte etwa in der Weiſe wie Hormayr in der zweiten Hälfte ſeines Lebens die öſtreichiſche Geſchichte, oder der Ritter v. Lang bairiſche Zuſtände behandelte. Was wäre nicht über die Geſchichte Baierns, die ſo wenig Lichtblicke und ſo viel ſehr finſtere Stellen bietet, zu ſagen, wenn man ſie in dieſer Weiſe darſtellen wollte! Weiter enthält die Schrift noch Invectiven gegen die Burſchenſchäftler und Aehnliches. Die ganz gerechtfertigte Proteſtation gegen das Kaiſerproject hätte wahrlich die vorhergehenden Anklagen gegen Preußen zu ihrer Begründung nicht bedurft. Hätte Preußen und ſein Königshaus ſich auch wirklich alle die Verdienſte um Deutſchland erworben die ihm der Verf. abſpricht, das Kaiſerproject wäre deshalb nicht um ein Haar beſſer. Politiſche Inſtitutionen werden nicht als Lohn für Verdienſte zugemeſſen, ſondern ſie ſind das Erzeugniß richtig verſtandener und benutzter Intereſſen und Kräfte.

Ungleich milder, oder doch anſtändiger und gehaltener, aber mit kaum geringerer Einſeitigkeit und Befangenheit ſtreitet Grävell gegen Oeſtreich, deſſen Abſcheidung von Deutſchland ihm weder Befremden noch Kummer verurſacht, und mit Feuer rühmt er Preußen, ſeine

Geſchichte, den Sinn ſeines Volks und Staats. Er würde für Kleindeutſchland an ſich am liebſten den Einheitsſtaat ſehen, hält aber dieſen für unmöglich, und findet daher den Bundesſtaat nöthig, aber auch daß der ſtärkſte Staat an der Spitze ſtehe, da nur dadurch die Bundesgewalt des Gehorſams ſicher werde. Wir geſtehen, daß wir ſtatt eines ſolchen Bundesſtaats auch lieber den Einheitsſtaat möchten. Denn hundert mal lieber Provinz eines großen Staats, deſſen Gutes und Schlimmes man theilt, und auf deſſen Beſtimmung man in ſeinem Theil mitwirkt, als Vaſallenſtaat eines Großſtaats, von dem man ſich benutzen und gebrauchen laſſen muß, ohne Einfluß auf ihn zu haben. Lieber ferner auf einmal verſchlungen werden als nach und nach, unter peinlichem Ringen und Sträuben, in halbtodtem Zuſtande den kläglichen Uebergang durch Rachen und Hals der Boa machen.

Hr. Duncker erklärt freilich den Bundesſtaat für die höchſte politiſche Organiſation. Wie der rechtliche und ſittliche Inhalt der Familie und des Staats reicher und tiefer iſt als der der Perſon und des Privateigenthums, ſo bietet die ungetheilte Gemeinſchaft mehrer Staaten, ihre Vereinigung zu Einem Ganzen, in welchem ihre Beſonderheit zum Theil aufgeht, eine reichere Fülle rechtlicher und ſittlicher Bezüge dar als der Einzelſtaat.

Indeß abgeſehen davon, daß wir die Höhe einer politiſchen Organiſation nicht ausſchließlich, oder vorzugsweiſe nach der „Fülle rechtlicher und ſittlicher Bezüge die ſie darbietet" bemeſſen können, ſo würde auch aus den eigenen Worten Duncker's fließen, daß der Staatenbund eine noch höhere politiſche Organiſation wäre als der Bundesſtaat, da der erſtere „ſeine Beſonderheit" zum geringern „Theile aufgehen läßt", folglich eine noch „reichere Fülle geiſtiger und ſittlicher Bezüge" darbietet. Indeß Duncker ſpricht ſich überhaupt gar nicht über den Staatenbund aus, obwol er einen Unterſchied deſſelben von dem Bundesſtaat annimmt. Mit dem Geſchichtlichen nimmt er es ebenſo wenig genau wie mit der Begriffsbeſtimmung. So läßt er die „Wiedergeburt des Reiches deutſcher Nation" zu Kaliſch von „den Fürſten verheißen" werden, während dieſe Fürſten zu Kaliſch nur der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen waren, alle andern Fürſten aber Nichts „verheißen" haben, läßt auch in jener unbeſtimmten und ganz gut auf die Herſtellung der Zuſtände vor 1806 zu beziehenden Phraſe des ehrlichen Karl Müller, der bekanntlich jene kaliſcher Proclamation verfaßt hat, ein „Bedürfniß" ausgeſprochen werden was auf dem Wiener Congreß an dem Widerſpruch Baierns und Würtembergs geſcheitert ſei, während man eigentlich gar nicht weiß was jene Phraſe wollte, der Charakter der Bundesacte aber ſchon 1813 vor der Schlacht bei Leipzig, durch den Vertrag von Ried, und 1814 durch den Pariſer Frieden entſchieden ward, welchen letztern Frieden der Wiener Congreß nur auszuführen, nicht zu ändern hatte. So iſt in der ganzen Schrift etwas Verſchwimmendes und Verwiſchendes, und der Verf. gruppirt ſich Thatſachen und Begriffe nur ſo, und ſtellt ſie nur in das Licht wie er ſie für ſein Beweisthema brauchen kann. Der Verf. bildet ſich ein, die Vorgänge in Sachſen, Baden, Rheinbaiern, Würtemberg würden nicht eingetreten ſein, wenn der König von Preußen die frankfurter Verfaſſung angenommen hätte. Er geſteht zwar ein, daß die radicale Partei dieſe Verfaſſung nur als eine Straße zur Republik betrachtet hätte, rechnet aber auf einen „gewaltigen Umſchlag der Volksſtimmung" in Folge der Annahme. Sie würde erſt recht erbittert worden ſein und ihre Ausbrüche geſucht haben. Wie deutſchgeſinnt übrigens dieſer Preuße iſt, der doch gegen das ſpecifiſche Preußenthum eifert und viel vom Aufgehen in Deutſchland redet, ergibt ſich da, wo er die „Hoffnung" ausſpricht, daß Ungarn ſiegen und Oeſtreich auseinanderreißen möge, damit nun „auch Deutſch-Oeſtreich dem deutſchen Bundesſtaat unter Preußen (sic!) gewonnen werde". Dieſe Menſchen ſehen weiter Nichts als den deutſchen Bundesſtaat unter Preußen! Das Beſte an dieſer Schrift iſt die Sammlung der angehängten Actenſtücke.

Der „freimüthige Widerſacher der Revolution" in Nr. 6 ſchreibt freilich weit friſcher, kräftiger, ja gründ- und gemüthvoller als Duncker, ſtimmt aber mit ihm ſowol in ſeinem Urtheil über die Folgen der Nichtannahme der Kaiſerwürde als in ſeiner Anſicht über den Kampf in Ungarn überein, erklärt ſogar: alle Freiheit ſei „illuſoriſch ohne die Befreiung Deutſchlands von der öſtreichiſchen Fremdherrſchaft", und will „Zertrümmerung des öſtreichiſchen Joches und entſcheidenden Sieg der Völkerfreiheit über den heilloſen Abſolutismus in Europa". Was er ſonſt eigentlich will iſt uns nicht recht klar geworden. Er hat eine gute Ausführung über die Revolutionen und gegen den Götzendienſt vor dieſen, erklärt ſich für Monarchie, abſolutes Veto, allgemeines Stimmrecht; ſonſt finden wir auch einen Ueberfluß von ſchillernden Phraſen, und am unangenehmſten berühren uns die öftern bittern, frondirenden Ausfälle gegen die jetzigen preußiſchen Machthaber, die ſich zuweilen an warme, ergriffene Stellen als ſehr widrige Dämpfer anhängen.

Da kommt man doch nach all dieſen Schriften, etwa die erſte ausgenommen, in eine weit reinere und wohlthuendere Atmoſphäre bei der Schrift Nr. 7, die nicht nur in Form und Inhalt den Stempel des wahren Staatsmannes trägt, folglich keinerlei Phraſen bringt, ſondern auch frei von Haß und Bitterkeit und allem zweideutigen Weſen und Hinterhaltsgedanken iſt, was Alles neben ſo wahrhaftem Patriotismus und ſo gediegener Anſchauung wie in dieſer Schrift lebt nicht beſtehen kann. Wir ſagen Das, ungeachtet wir mit ihrem Hauptzwecke keineswegs einverſtanden ſind. Sie ſoll nämlich eine Rechtfertigung des Verfaſſungsentwurfs der drei Könige ſein, und uns ſcheint dieſer Verſuch zwar dem frankfurter Entwurfe, nicht aber der großdeutſchen Richtung gegenüber gelungen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerung an H. R. Stöckhardt.

Während die Sturmflut der Revolution das alte Europa aus den Fugen zu reißen, und selbst die Grundvesten seines Staatenbaus zu unterwühlen droht, geht so mancher Edle, dessen Tod sonst mehr als ein Echo geweckt haben würde, fast unbemerkt in seine Kammer ein, ruhigern Zeiten die Errichtung des geschichtlichen Denksteins auf seinem Grabe überlassend. Aber ist diese Erwartung nicht Selbsttäuschung? Heißt es nicht jetzt mehr als je: Nur der Lebende hat Recht? O nein! Zwar scheinen Klio's Tafeln jetzt wieder, wie beim Uebergange des vorigen in das gegenwärtige Jahrhundert, kaum für den Strom der politischen Tagesgeschichte Raum zu haben, doch sie schreinen es nur; Männer die sich in Wissenschaft und Kunst durch hohes Streben und rühmliches Wirken dem Gedächtnisse ihrer Fachgenossen, Freunde und Schüler eingegraben, denen ist ihre Stelle in der allgemeinen Walhalla irdischer Unsterblichkeit nach wie vor gesichert, oder es müßte jene Flut, wonach ihr allerdings gelüstet, jede hervorragende Schöpfung des Geistes unter dem allesgleichmachenden Wuste der Barbarei begraben.

Mehr als je führt den Unterzeichneten zu diesen Betrachtungen jetzt, in einem Augenblicke halber Ruhe, der Rückblick auf den Tod seines Freundes, des russischen Staatsraths und Professors, Dr. Heinrich Robert Stöckhardt, geb. am 11. Aug. 1802 zu Glauchau in Sachsen, gest. den 10. Oct. 1848 zu Petersburg. Auch er verließ den Schauplatz einer ruhm- und segensvollen Wirksamkeit mitten unter den Stürmen der Zeit, kaum daß die Kunde von seinem Hintritt durch Privatmittheilungen zu seinen heimischen Freunden gelangte. Im schönsten Mannesalter vom Leben scheidend, nahm er einen noch unerschöpften Reichthum von Trieb, Kraft und Ideen zu künftiger Thätigkeit, zur Ausführung großer wissenschaftlicher Entwürfe, mit sich ins Grab. Den Prometheusfunken hatte sein Vater und erster Lehrer, Prediger in Glauchau und später in Bautzen, in den Geist des zartgebauten, fast schwächlichen, aber lebhaften und für alles Höhere entzündbaren Knaben gesenkt; seine Gymnasiallehrer, namentlich der feingebildete, vielseitige Otto, damals Conrector der bautzener Gelehrtenschule, und Rector Zubelis, der Mann mit der Kindesseele, der stoischen Amtstreue und der altsächsischen Philologengründlichkeit, nährten das heilige Feuer. Mit den strengern Schulstudien verbanden sich zwei ästhetische Bildungselemente: das Italienische und die Musik. Jenes lehrte ihm sein Vater, ein begeisterter Freund und tiefer Kenner der Sprache und Literatur des Landes, wo damals noch blos „die Citronen blühten"; den ersten Unterricht in der Musik erhielt er vom Ref., seinem damaligen Mitschüler, der aber bald in den Fall kam ihm Nichts mehr lehren zu können, wiewol er noch später oft durch den überströmendsten Dank für jene erste Anleitung fast beschämt wurde. Die Musik bildete fortan ein Hauptmoment in Stöckhardt's Leben; aber der Cultus den er ihr widmete ging weit über behagliches Empfangen und fertiges Reproduciren hinaus: er war gebornen, durch Studium gebildeter, schöpferischer Tonkünstler, einige seiner Compositionen sind öffentlich erschienen, und das musikalische Petersburg dankt seinen Bemühungen um Kunst und Künstler manchen Genuß, seinen Beurtheilungen ihrer Leistungen manche Erhebung über dilettantische Oberflächlichkeit und Virtuosenschwindel. Im J. 1820 bezog Stöckhardt die Universität Leipzig um die Rechte zu studiren. Wie durch Naturnothwendigkeit wurde zum Regulativ seiner Studien der Luther'sche Satz: „Ein Jurist der Nichts ist denn ein Jurist ist ein arm Ding." Sprachkunde, Geschichte und Philosophie gingen bei ihm mit der Rechtswissenschaft stets Hand in Hand. Sein juristisches Vorbild war Haubold, den er noch in seiner letzten gedruckten Rede („Hauboldi, splendidissimi inter jurisconsultos recentiores philologi, memoria", Petersburg 1847) in beredter Sprache verherrlichte; auch wurde Otto, der Sohn des Obengenannten, jetzt Professor in Dorpat, sein Lehrer und bald sein Herzensfreund. In drei Jahren beendigte Stöckhardt seinen Universitätscursus, und nach Bestehung der gewöhnlichen Prüfungen bereitete er sich zur Erlangung der höhern akademischen Grade vor, wurde 1826 Doctor der Philosophie und beider Rechte, und habilitirte sich dann als juristischer Docent. Privatverhältnisse veranlaßten die Vertauschung des leipziger Katheders mit der Advocatenpraxis in seiner Vaterstadt: eine Abweichung von seinem natürlichen Berufe, dem er jedoch nach herben Erfahrungen durch ein günstiges Geschick bald wieder zugeführt wurde. Denn seine „Tafeln der Geschichte des Römischen Rechts" (Leipzig 1828) verschafften ihm 1830 den Ruf als Professor des Römischen Rechts am Pädagogischen Hauptinstitut in Petersburg, welches Amt er mit dem Anfange des folgenden Jahres antrat. Unter den günstigsten Vorbedeutungen eröffnete sich ihm diese Laufbahn, indem der Prinz Peter von Oldenburg durch seinen Unterricht sich zu dem Posten eines Curators der zu gründenden kaiserlichen Rechtsschule in Petersburg vorbereitete, an welcher Stöckhardt 1835, unter Beibehaltung seiner Lehrstelle am Pädagogischen Hauptinstitut, Professor der juristischen Encyklopädie und vergleichenden Jurisprudenz wurde. In dieser Eigenschaft lieferte er 1841 eine historisch-statistische Beschreibung der neuen Anstalt. In den J. 1842 und 1843 genoß er die Ehre den jungen Großfürstinnen Maria und Elisabeth Michailowna, später auch der Frau Großfürstin Helena Pawlowna Vorlesungen über die Staatswissenschaft zu halten. Als 1847 die juristische Facultät am Pädagogischen Hauptinstitut aufgehoben wurde, erhielt er an demselben die Professur der römischen Literatur.

Seine Schriften beziehen sich auf verschiedene Theile der Rechtswissenschaft, alle zeugen von seiner Begeisterung für die „Themis Astraea", wie er sein Ideal nannte. Als Romanisten aus Haubold's Schule zeigen ihn die schon genannten Geschichtstafeln, von denen er eine zweite Auflage mit ämsiger Sorgfalt vorbereitet hat, seine „Tabula illustrandae doctrinae de cognationibus et adfinitatibus inserviens" (Leipzig 1830), und ein „Conspectus scholarum in supremo praeceptorum seminario de jure Romano habitarum, in usum lustrationis publicae mense Nov. a. 1844 instituendae propositus." Als Rechtsphilosoph trat er in seiner ersten Schrift auf: „Die Wissenschaft des Rechts oder das Naturrecht in Verbindung mit einer vergleichenden Kritik der positiven Rechtsideen dargestellt" (Leipzig 1825); ferner in seinen Vorarbeiten zu einer Encyklopädie des Rechts, nämlich in der „Allgemeinen juristischen Fundamentallehre" (Petersburg 1837), und in der „Juristischen Propädeutik oder Vorschule der Rechtswissenschaft, zunächst für die Kaiserliche Rechtsschule zu Petersburg" (erste Auflage: Petersburg 1838; zweite Auflage: Leipzig 1843). Dieses Werk ist in der zweiten Auflage in das Russische übersetzt worden. Seine Studienrichtung, sein Wollen und Können, kündigten sich deutlich schon in seiner Inauguralschrift an: „De coeli in generis humani cultum vi ac potestate" (Leipzig 1826). Er stellte sich hier auf den Standpunkt der vergleichenden Jurisprudenz, zu deren Weiterbau er durch die Beweglichkeit seines Geistes, die Lebendigkeit seiner Auffassung, die Vielseitigkeit seiner Bildung, und mehr als durch alles Andere: durch die liebevolle Aufmerksamkeit auf alle Regungen, Wendungen und Gestaltungen der sich emporringenden Idee, vor Vielen befähigt war. Daß er in der Unruhe des petersburger Lebens, welches seine Kräfte langsam untergrub, die Muße zu einem größern Werke dieser Art nicht finden konnte, müßten wir im Interesse der Wissenschaft bedauern, wenn nicht sein einflußreiches Wirken als Lehrer, und sein Streben, „die Ergebnisse deutscher Rechtswissenschaft und deutschen Rechtslebens auf Rußland überzupflanzen" (Worte der Vorrede seiner Propädeutik), als vollgültiger Ersatz dafür einträten. Andererseits hielt er es auch für seine Pflicht die Fortschritte der Rechtsliteratur und die Codificationsarbeiten Rußlands zur Kunde der deutschen Juristen zu bringen, wobei er die einschlagenden literarischen Erzeugnisse der Universität Dorpat gebührend aus-

zeichnete („Kritische Jahrbücher für die Rechtswissenschaft", 1846, S. 1115 fg.; 1847, S. 762 fg.; 1848, S. 372 fg.). Seine lateinischen Reden, gehalten bei verschiedenen Feierlichkeiten der Rechtsschule und des Pädagogischen Hauptinstituts, besitzen dieselbe classische Eleganz und Gediegenheit welche auch seinen deutschen Werken, ja Allem was er überhaupt schrieb, bis auf die kleinsten Briefe herab, das Gepränge eines in der Schule der Alten gebildeten Geistes aufdrückte. Von jenen Reden sind, außer der schon erwähnten zur Feier von Haubold's Andenken, folgende erschienen: „De juris Justinianei in generis humani cultum insigni merito" (1833), mit sehr reichhaltigen rechtsgeschichtlichen Anmerkungen; „De recta jurisconsulti eruditione proximo justitiae fonte" (1840); „De fructibus iis, quos qui jureconsulti non sunt e juris prudentia percipere possunt" (1845).*)

Bei Stöckhardt bildete der Kopf mit dem Herzen, der Geist mit dem Gemüth, der Gelehrte mit dem Menschen ein harmonisches Ganzes. Es lag in seinem Wesen eine Flüssigkeit des Gefühls, eine Wärme der Empfindung, ein Bedürfniß liebevoller Hingebung an alles Wahlverwandte, und begeisterter Anerkennung alles Lebens- und Dankenswerthen, wodurch er aus der großen Mehrzahl nordländischer Gelehrtencharaktere entschieden hervortrat. Frühe Gewöhnung an edle Lebens- und Gesellschaftsformen, und Enthusiasmus für das Kunstschöne vereinigten sich bei ihm mit jener Grundstimmung zur Ausbildung eines Idealismus der, vom gemein Realen in jeder Gestalt abgestoßen und es hinwiederum abstoßend, bei Menschen gewöhnlichen Schlages mancher Misdeutung ausgesetzt war. Man mußte ihn näher kennen um sein Selbstgefühl, seine Abneigung gegen alles Handwerksmäßige, sein Aufstreben zum Hohen, seine Freude an wohlverdienten Belohnungen und Auszeichnungen, seinen gelegentlich hervorbrechenden Unmuth über Anfechtung und Verkennung, in ihrer naturgemäßen Nothwendigkeit und innern Berechtigung zu begreifen, und einem etwanigen Uebermaß gerecht zu werden. Wer aber dieses volle, reiche Herz in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu verstehen wußte, für den bedurfte es kaum des äußern Reizes seiner sich stets gleichen Freundlichkeit, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, um ihn auf das innigste zu lieben. Was er seinen vertrauten Freunden und seiner jetzt nach Deutschland zurückgekehrten Familie war, wollen wir nicht versuchen auszusprechen.

Unter seinem literarischen Nachlaß findet sich eine Gedichtsammlung die er für den Druck vorbereitet hat. Sie führt den bezeichnenden Namen: „Inneres Leben in Dichtungen." Nach Proben daraus ist es ein gar duftiger Kranz der schönsten Blüten, welche der Rückblick auf Vergangenes, die Erinnerung an die heißgeliebte Heimat und die fernen Lieben, die bedeutendsten Momente und tiefsten Eindrücke der Gegenwart in ihm gezeitigt hatten: das Gedenkbuch einer wahrhaft schönen Seele, seinen Geistesverwandten und Freunden hoffentlich unverloren. **H. L. Fleischer.**

*) Die Angaben über Stöckhardt's gelehrte und schriftstellerische Thätigkeit sind größtentheils einem aus kundiger Feder geflossenen Nekrolog der „Deutschen petersburger Zeitung" entnommen.

Bibliographie.

Aspern, F. v., Beiträge zur ältern Geschichte Holsteins. Istes Heft. Mit 1 Wappentafel. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 18 Ngr.

Mystische und ascetische Bibliothek oder Sammlung der Hauptwerke der Mystiker und Ascoten, vorzüglich des Mittelalters. — A. u. d. T.: Der zweite Thomas v. Kempis oder des ehrwürdigen Gerlach Petri [† 1411] innige Selbstgespräche mit Gott. Aus dem Lateinischen übersetzt von N. Cassedor. 2te rechtmäßige Auflage. Köln, Heberle. 32. 7½ Ngr.

Cramer, J. A. G., Politische und lyrische Gedichte aus den Jahren 1848 und 1849. Dresden. 16. 4 Ngr.

Ebrard, A., Das Verhältniß der reformirten Dogmatik zum Determinismus. Eine Wehr- und Lehr-Schrift. Zürich, Höhr. Gr. 8. 10 Ngr.

Freiheits- und Vaterlands-Lieder für das deutsche Volk. Ein Westen-Taschen-Liederbuch. 2te Auflage. Eisenberg, Schöne. 32. 2½ Ngr.

Goethe in Berlin. Erinnerungsblätter zur Feier seines hundertjährigen Geburtsfestes am 28. August 1849. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 10 Ngr.

Grosewsky, R., Aus der Einsamkeit. Lieder. Mitau, Reyher. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heros, L., Der Mosaismus ein Dualismus. Abhandlung. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 10 Ngr.

Heuser, P., Das Volksschulwesen in der Kolonie Schönau, oder belehrende Unterhaltungen über Erziehung und Unterricht für Eltern, Lehrer und Schulfreunde. Elberfeld, Büschler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Juch, K., Lehre der teutschen Sprache. Gotha, Glüser. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kleinschrod, E., Zur Lehre von der Concurrenz der Klagen. Eine Habilitationsschrift. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 6 Ngr.

Müller von der Werra, des Minne- und Volkssängers, Lieder und Reime. Mit Portrait und Compositionen. Zürich, Höhr. 16. 2 Thlr. 6 Ngr.

Neumeister, E. F., Bastian und seine Söhne, oder das Erbe von Hohenthal. Löbau, Breyer. 8. 15 Ngr.

Spindler, C., Für Stadt und Land. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 2 Thlr.

Winckel's, L. H. D., Tod und Vermächtniß, nebst einem Anhang seiner Gedichte. Verwandten und Freunden zur Erinnerung gewidmet von seinen Kindern. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1848. 12. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bartels, J. H., Sendschreiben an meine vielgeliebten Mitbürger. 2te Auflage. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Czar gegenüber der europäischen Anarchie. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 17½ Ngr.

Die Eröffnung der außerordentlichen Versammlung der rheinischen Provinzial-Synode in Duisburg. Enthaltend die am 17. und 18. März 1849 bei der Eröffnung gehaltenen Reden und Predigten. Essen, Bädeker. Gr. 8. 6 Ngr.

Gotthold, F. A., Protest gegen die Vorschläge der Landes-Schulkonferenz. Königsberg, Graefe u. Unzer. 8. 6 Ngr.

Lübker, F., Die Gymnasialreform. Sendschreiben an Hrn. Dr. Greg. Wilh. Nitzsch. Altona, Lehmkuhl. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Ministerium Stüve und der erste Hannoversche Landtag von 1849. Heft I.: Das Ministerium Stüve. 2ter Abdruck. Hannover, Pockwitz. Gr. 16. 5 Ngr.

Moltke, Graf M., Bemerkungen über den Krieg der Herzogthümer Schleswig-Holstein mit der Krone Dänemark und den abzuschließenden Frieden. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Osiander, F. A., Wie ist es möglich, das Grundeigenthum beweglich zu machen. Vorschlag der Geldnoth abzuhelfen. Tübingen, Buchhandlung zu Guttenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Subbotic, J., Darstellung der Rechtsverhältnisse der serbischen Nation in Ungarn und deren Petition vom 1. und 3. Mai 1848. Agram, Suppan. 8. 4 Ngr.

— — Authentische Darstellung der Ursachen, der Entstehung, Entwickelung und Führungsart des Krieges zwischen den Serben und Magyaren im J. 1848. Ebendaselbst. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 232. — 27. September 1849.

Politiſche Flugſchriften.

(Fortſetzung aus Nr. 231.)

Alle dieſe Schriften rührten von gebildeten und unterrichteten Männern her. Die Schriften Nr. 8 und 9 verrathen in Form und Inhalt jenen ordinairen Radicalismus, deſſen Kraftfloskeln nur Unwiſſenden oder Beſchränkten gegenüber eine augenblickliche Wirkung haben. Die Sprache der Clubs und Volksverſammlungen nimmt ſich gedruckt wahrhaft komiſch aus. Der Verf. der Schrift Nr. 8 ſcheint übrigens mehr Phantaſt als perfid zu ſein und wirklich zu meinen, daß, wenn nur alle Welt ſeine Vorſchläge annähme, Ruhe, Friede, Freiheit und Glück geſichert wären. Er entwirft daher Manifeſte, Beſchlüſſe, welche der Kaiſer von Oeſtreich und andere Machthaber nur zu unterſchreiben haben um Alles in Ordnung zu bringen. Dagegen gehört Szarvady zu den Agenten der magyariſch-polniſchen Propaganda, welche die ganze Welt ihrer Sache opfern möchte, und für die namentlich die guten Deutſchen die Kaſtanien aus dem Feuer holen ſollen. Dem Namen nach ſcheint er ein Magyare zu ſein. Dann iſt er auch wol mehr ein Betrogener als ein Betrüger; denn was die Deutſchen für Magyaren und Polen ſein ſollten, Das ſollten auch die Magyaren wieder blos für Polen ſein. Uebrigens reducirt ſich die Schrift auf die im oben charakteriſirten Stile der vorhergehenden ausposaunte Verſicherung: daß Europa nur zwiſchen Rußland und der Revolution zu wählen, und daß es allen Grund habe ſich für die letztere zu entſcheiden.

Wir treten mit dieſer Schrift in die Reihe der von der ſlawiſchen Oppoſition ausgehenden Verſuche Europa gegen Rußland und zur Wiederherſtellung Polens zu bewaffnen, und weil Dies nicht durch die Regierungen zu erzielen iſt, Polen überdem auch an Oeſtreich und Preußen Foderungen erhebt, Europa vorher zu revolutionniren. Dieſe Menſchen haben nur ein Ziel vor Augen, und was ihnen da in den Weg tritt wird rückſichtslos und auf jede Weiſe beſeitigt. Sie haben viel Anklang für ihre Strebungen auch in von edler Geſinnung belebten Kreiſen gefunden, weil ſie ihnen den Nimbus des Liberalismus umzuwerfen gewußt haben. Namentlich bei der magyariſchen Inſurrection wußte man den Glauben zu verbreiten, daß es ſich dabei um den Sieg der Freiheit handele, daß ſie mit den Magyaren für ganz Europa beſiegt werde, mit ihnen für ganz Europa ſiege, und daß Oeſtreich durch Anrufung der ruſſiſchen Hülfe ſich zum Vaſallen Rußlands und ſeiner Politik gemacht habe. Wir theilen dieſe Anſichten nicht, ſelbſt wenn wir die Freiheit einmal im Sinne dieſer Partei und ihrer unbeſonnenen Anhänger nehmen wollten, wo ſie ſo ziemlich mit permanenter Revolution und einem Gemiſch von Anarchie und Schreckensherrſchaft zuſammenfällt. Könnte es wirklich gelingen Ungarn vollkommen von Oeſtreich zu trennen und ihm ſogenannte Selbſtändigkeit zu verſchaffen, dann aber von Ungarn aus Polen auf dieſelbe Stufe zu bringen, vielleicht auch die Donaufürſtenthümer zu inſurgiren, von wo dann die Brandfackel wahrſcheinlich überhaupt durch die europäiſchen Provinzen des türkiſchen Reichs ſich verbreiten würde, ſo würden erſtens, nach allen frühern Erfahrungen, Polen und Ungarn ſehr wenig nach außen, nach dem Weſten zu, wirken, während Oeſtreich dagegen alsdann angewieſen wäre ſich mit ganzer Kraft an den deutſchen Angelegenheiten zu betheiligen. Es würden aber auch zweitens in dieſen Oſtländern ſo großartige Complicationen eintreten, daß ſie gar wohl die ganze Bewegung der Zeit in ſich concentriren dürften. Die Ungarn haben jederzeit die Tendenz gehabt ſich auf ſich ſelbſt zu beſchränken. Die Polen haben ſtets eine Meiſterſchaft in Intriguen und Umtrieben, in unruhiger, Nichts fördernder Bewegung, in der Anwendung großer Mittel und Gaben für kleine Zwecke gehabt, ſind aber niemals im Stande geweſen einen andern Zweck als den ihrer Nationalität mit gleicher, unverrückter, ruhiger Ausdauer durch Jahrhunderte zu verfolgen. Sie würden in dem hergeſtellten Polen der Sache der Revolution, der ſie in ihrer Zerſtreuung ſo ausnehmende Dienſte leiſten, ſo wenig nützen wie die Juden, wenn dieſe wieder in Paläſtina vereinigt wären. Wie nun vollends, wenn wir an die wahre Freiheit, wenn wir an den Aufbau eines gediegenen, wohlthätigen Staats- und Volkslebens denken! Sind Magyaren und Polen dafür die rechten Träger und Muſter? Ihre Antecedenzen bürgen in keiner Weiſe dafür. Die Polen ſind ſtets ſehr geſchickte Intriguanten und Frondeurs geweſen, haben aber niemals bewieſen, daß ſie wahre Freiheit und Humanität kennen, und der

polniſche Adel, um den allein es ſich handelt, hat ſich durch ſeinen Hochmuth und durch ſeine Unterdrückungen ein unauslöſchliches Denkmal des Haſſes geſtiftet. Sie mögen durch das Unglück zu manchem beſſern Entſchluſſe gebracht worden ſein; aber wir fürchten ſehr, daß dieſer im Glücke nur zu raſch wieder verfliegen würde, und jedenfalls haben die Polen durch ihre notoriſche Lügenhaftigkeit und durch die beiſpielloſe Gewandtheit, mit der ſie ſich in jede Rolle zu ſchicken, jede Maske vorzunehmen wiſſen, durch die wiederholt gezeigte Geneigtheit ſich heute der Revolution, morgen dem Abſolutismus anzuſchließen, alles und jedes Zutrauen vollſtändig verſcherzt. Außerdem haben ſie als Revolutionsführer überall das Beiſpiel des Terrorismus und Deſpotismus gegeben, und eine gänzliche Unfähigkeit zu Achtung abweichender Meinungen und wahrer Freiheit erwieſen. Die Magyaren ſind weniger begabt, aber ungleich ehrlicher als die Polen, haben aber auf der einen Seite wenig Sinn für wahre ſtaatliche Ordnung und große Hinneigung zu dem Schlummerleben wild behaglicher Naturfreiheit, auf der andern entſchiedenen, auch harte Mittel nicht ſcheuenden und des Sinnes für Gerechtigkeit ermangelnden Racenhochmuth gezeigt. Was aber das Verhältniß Rußlands zu dieſem Kampfe anlangt, ſo ſind wir der Ueberzeugung, daß gerade ein ſelbſtändiges Ungarn den herrſchſüchtigen Plänen die man Rußland zuſchreibt weit förderlicher ſein würde als ein mit Rußlands Hülfe wieder unter Oeſtreichs Herrſchaft zurückgebrachtes Ungarn. Wir ſind überzeugt, daß ein ſelbſtändiges Ungarn nach und nach dem Schickſale Polens verfallen, und jedenfalls den Intriguen welche Rußland ſpinnen könnte ein weit günſtigeres Feld öffnen würde als die zu neuer Stärke gebildete öſtreichiſche Großmacht. Wir theilen allerdings nicht die herrſchende Furcht vor dem ruſſiſchen Einfluß; denn wir finden die ruſſiſche Einmiſchung zwar in den Schriften und Artikeln der Verdächtiger und Bangemacher, aber nicht in den Thatſachen; wir finden wol, daß Rußland ſeine Politik für ſich hat, die von der des weſtlichen Europa abweicht, aber wir finden nicht, daß es ſeine Politik dem letztern aufzudringen geſucht hätte. Soweit aber Rußland gegen außen gerichtete Pläne gezeigt hat, hat es faſt immer nicht den Weg einer Kräftigung der Regierungsgewalt, ſondern den einer Schwächung des Staats durch unzeitige und unweiſe Freiheitsinſtitute als den ſicherern gefunden. So in Schweden, Polen, Griechenland, Serbien, wo überall Rußland der Bundesgenoſſe der antimonarchiſchen Oppoſition war. Wenn Rußland wirklich die Pläne hätte die man ihm unterlegt, ſo ſollte man denken, es würde ſich zeitig der Ungarn angenommen, dadurch die Einmiſchung der Polen verhütet, und dem öſtreichiſch-deutſchen Einfluſſe in den Donauländern ein Ende gemacht haben. Um dieſen aber handelt es ſich. Es iſt uns eine der ſchmerzlichſten Erfahrungen in dieſer an ſolchen ſo reichen Zeit, und zugleich einer der ſtärkſten Beweiſe, daß die zeitherigen Zuſtände Deutſchlands wahrhaft tödtend auf den deutſchen Nationalgeiſt gewirkt haben, daß ſo viele Deutſche den Siegen Oeſtreichs in Italien zürnen, ſich der Niederlagen Oeſtreichs in Ungarn freuen konnten. Es iſt Das, ſelbſt wenn die Kriege in Italien und Ungarn nicht im Intereſſe Deutſchlands geweſen wären, undeutſch und in einem Grade unpatriotiſch, wie es bei Franzoſen, Engländern und Nordamerikanern niemals vorkommen kann. Aber bei jenen Kriegen handelte es ſich in der That um die ganze Weltſtellung Deutſchlands und die wichtigſten Ausſichten ſeiner Zukunft. Und vom Allgemeinen abgeſehen, wie kann man für die Magyaren und die abſtracte, kosmopolitiſche Freiheit die ihnen durch Koſſuth eingeredet worden ſo warme Sympathien hegen, und keine Regung des Mitgefühls für die durch dieſelben Magyaren geknechteten deutſchen Brüder in Siebenbürgen haben, für dieſe braven Sachſen, welche Jahrhunderte lang eine der edelſten Blüten wahrer germaniſcher Freiheit und Volksherrſchaft gepflegt und erhalten haben!

(Die Fortſetzung folgt.)

Literariſche Rückblicke.

1. Die deutſche Literatur und die Revolution.

Faſt drei Jahrhunderte lang ward das deutſche Leben in Folge der großen Reformationsbewegung ausſchließlich von der religiöſen Richtung beherrſcht. Dieſe religiöſe oder theologiſche Richtung, wie ſie der deutſchen Innerlichkeit einerſeits, und der centrifugalen Natur des durchaus auf das Individuelle gerichteten deutſchen Charakters andererſeits zuſagte, ward von ihr mit jener Unmäßigkeit, jenem furor teutonicus verfolgt und cultivirt, der jede andere Tendenz geradezu ausſchloß oder doch weit zurück in den Hintergrund drängte. Deutſchland ſah in dieſer Periode den Reſt ſeines politiſchen Lebens völlig zu Grunde gehen. Auch ſeine Poeſie und Wiſſenſchaft theilten bis über die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts daſſelbe Schickſal, und aller Saft und alle Triebkraft des Lebensbaums der Nation jener einen Richtung zuſtrömte. Als ſodann im Laufe der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts der nothwendige Rückſchlag erfolgte, und ſpät genug die poetiſche Richtung zuerſt wieder zum Durchbruch gelangte, und die wiſſenſchaftliche, ſpeculativ-philoſophiſche Tendenz ſich demnächſt ihr anſchloß, da geſchah Dies in derſelben Weiſe des Uebermaßes und der Ausſchließlichkeit. Wie früher ein religiös-theologiſches führte jetzt die Nation bis in die neueſte Zeit hinein ein abſtract poetiſches und philoſophiſches Literaturleben. Wir wurden jenes „Volk von Dichtern und Denkern", das über dem ſchönen Scheine die Wirklichkeit, über dem ſpeculativen Himmel der Wiſſenſchaft und Philoſophie die Erde und ihre realen Intereſſen, über der Befriedigung des geiſtigen und äſthetiſchen Genuſſes die Forderungen des materiellen Bedürfniſſes vergaß. Während das handelnde Leben in Staat und bürgerlicher Geſellſchaft mehr und mehr verkümmerte, verkrüppelte, und in policeilichem Mechanismus und bureaukratiſcher Schreiberwirthſchaft hinſiechte und verkam, ſtieg die abſtract poetiſche und wiſſenſchaftliche Schwärmerei bis zum raffinirten Genuſſe, dem zuletzt nur noch in ſeiner eingebildeten und von der Wirklichkeit des Lebens völlig getrennten Welt allein heimiſch war.

Die Franzöſiſche Revolution vermochte Deutſchland nicht herauszureißen aus ſeinem überweltlichen theoretiſchen Traumleben. Deutſchland machte ſie mit in ſeinen Dichtern und Denkern; das Reſultat blieb ein theoretiſches: die freie Perſönlichkeit und die freie Kunſt. Der „königsberger Weiſe" lehrte, der „Dichterfürſt von Weimar" lebte die Freiheit — die Freiheit des Subjects. Sie ward plaſtiſch in den Geſtaltungen des

Dichters, sie ward Fleisch in seiner eigenen, „von allem Wuste der Tradition gründlich befreiten" Persönlichkeit. Das Leben in der Schönheit und Kunst ward die Wohnstätte dieser Freiheit, die nur das eigene Ich ins Auge faßte, und zunächst für dieses den großen Befreiungsproceß vollzog. Die Darstellung des völlig frei gewordenen Einzelmenschen, des Subjects. Das ist die Bedeutung Goethe's für die deutsche Nation. Goethe und seine philosophische Ergänzung Kant bilden den Abschluß des 18. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Befreiung des Subjects für Deutschland.

Aber die Menschen sollen nicht nur als Einzelwesen frei sein, sie sollen es auch in der Koinonie, in der Staatsgemeinschaft, welche ihre Bestimmung ist, in der Gesammtheit des menschlichen Lebens. Den Uebergang dazu in der Geschichte des deutschen Geistes und der deutschen Literatur bilden Schiller und Fichte. Beide nahmen dazu den Anlauf in ihren Werken wie in ihrem Leben. Aber die Nation ließ Beide im Stiche. Sie lebten Beide als „Bürger eines kommenden Jahrhunderts". Die Nation vermochte ihrem Fluge nicht mit der Praxis zu folgen. Der versunkene Zustand, die Erbärmlichkeit ihrer Zeit brachte es dahin, daß überall bei uns der „angeborenen Farbe der Entschließung" die „Blässe des Gedankens angekränkelt" ward. Und weil das innerlich faule Nationalleben „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck", um weiter in Prinz Hamlet's Sprache zu reden, zur Erneuerung seiner selbst nicht hinzustellen fähig war, ward die geistig schöpferische Kraft der Nation verleitet sich inmitten dieses verrotteten und verkümmerten Nationallebens eine neue eigene ideale Welt, die Welt der Kunst, zu schaffen, und in dieser die Kunst auf sich selbst zu fixiren. Die Romantiker, an den Goethe'schen Quietismus des schönen Subjects anknüpfend, vollzogen diesen Proceß. Die Freiheit, losgelöst vom Boden des allgemeinen Lebens, ward in der Romantik zur Willkür, die Kunst das eigentliche vollkommene Dasein, der Dichter der eigentlich vollkommene Mensch. Die erste subjective Genieperiode der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts hatte die Wirklichkeit bekämpft, die zweite, die romantische, ignorirte sie, indem sie sich im Leben und in der Wirklichkeit selbst ein eigenes diesseitiges Jenseits schuf oder zu schaffen wähnte.

Selbst die ungeheuere welthistorische Bewegung der Jahre 1813—15 änderte verhältnißmäßig nur wenig an der überwiegend theoretischen Richtung des deutschen Lebens. Das Resultat der Befreiungskriege war in letzter Instanz für Deutschland der vollendete Polizeistaat. Es ist jetzt nicht mehr nöthig zu zeigen wie Das so gekommen. Der vollendete Polizeistaat begünstigte die theoretische Richtung des deutschen Geistes über die Maßen. Wissenschaft und Leben wurden noch mehr als es bisher der Fall gewesen vollkommene Gegensätze. Die Restaurationsperiode von 1815—30 wurde die Zeit welche die Kluft zwischen Gelehrsamkeit, Bildung, Wissenschaft und Kunst, in Summa der Theorie auf der einen, und zwischen der Wirklichkeit des Lebens und der Praxis auf der andern Seite noch tiefer aushöhlte. Der Abstand zwischen den Gebildeten und ihrer Literatur und zwischen dem Volke, der Masse der Nation wuchs zu einem immer bedrohlichern Gegensatze. Gelehrte Poesie, scholastische Philosophie und die allerspitzfindigste Philologie waren die Hauptgegenstände des Interesses, die Tummelplätze der Thätigkeit für die bedeutendsten geistigen Kräfte der Nation; daneben lief noch etwas theologisches Gezänk zwischen Rationalisten und Supranaturalisten. Das war Alles. Von Volks- und Staatsleben keine Spur. Das bloße Wort „politisch" war verrufen und gefährlich, und wer von Volks- und Staatsleben sprach hieß ein Demagog, und sein Forum wurden bald die vier Wände irgend eines Festungsgefängnisses.

Die allgemeine sittliche Versunkenheit der Restauration fand ihren Poeten, der sie mit Lust und Genie an den Pranger des selbstmörderischen Witzes stellte. Heine's Poesien, in denen ein Genuß „seine Seele badete", wurden der Ausdruck der genialen Blasirtheit ihrer Zeit. Es gibt Nichts was diese Zeit furchtbarer charakterisirte als die Erfolge Heine's, gegen welche erst am Ende der dreißiger Jahre sich in einzelnen gewichtigen Stimmen der Ernst der Indignation erhob. Dieselbe Zeit welche Heine vergötterte verfolgte, schmähte, beschimpfte einen Börne, weil die sittlich reine aber ästhetisch einseitige Natur dieses edelsten Verkämpfers der Freiheit hier und da ästhetisch-kritische Blößen gab, und gegenüber den Tausenden halbverrückter Goethomanen den einseitig moralischen Zorn gegen den umräucherten Kunstgott hervorkehrte.

Mit dem Jahre 1840 und der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. schien es als solle unser abstract-theoretisches Literatur- und Kunstleben eine praktisch-politische Richtung erhalten. Aber es blieb bei dem Scheinen. Die Bewegung blieb vorzugsweise eine literarische. Die ganze Literatur begann eine Reaction gegen den Policeistaat. Mehr und mehr zogen sich die strebenden Kräfte von demselben zurück, die Intelligenz war nicht an den Wagen der Gewalt zu fesseln. Die Wissenschaft empörte sich überall gegen die alten Autoritäten, und was eine Zukunft hatte sammelte sich um das Banner der theoretischen Revolution. Sogar die Poesie trat heraus aus ihrer Neutralität. Die Tendenz überwucherte den poetischen Kunstgehalt. Die poetische Rhetorik mit politischen Wünschen und Sehnsuchten ward durch Herwegh, Dingelstedt, Prutz u. A. vorherrschend. Sogar der letzte Knappe der Romantik, Freiligrath, gab die Wüstenkameele und die berliner Pension auf, und ging unter die von ihm früher bekriegten politischen Poeten. Selbst die Malerei schloß sich an, und malte Tendenzbilder deren Ruf durch ganz Deutschland ging.

Es war ein merkwürdiges, und gewiß keineswegs zufälliges Zusammentreffen, daß gerade in dieser letzten Periode auch unsere gesammte Nationalliteratur in dem berühmten Gervinus'schen Werke zu einem historischen Abschluß gelangte wie ihn in dieser Gründlichkeit keins der europäischen Culturvölker aufzuweisen hat; und daß zweitens die philosophische Betrachtung des Schönen und der Kunst auf dem Fundamente von Hegel's weltbewegenden Gedanken durch den genialen Denker Friedrich Vischer („Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen" (3 Bde., Reutlingen 1847) einer systematischen Vollendung entgegengeführt wurde wie wir sie gleichfalls bei unsern Nachbarvölkern vergebens suchen. Was aber noch bedeutsamer und auffallender hervortrat, Das war, daß diese beiden großen Hauptwerke der letzten Periode unserer deutschen Literatur in überraschender Uebereinstimmung auf dasselbe Zukunftsresultat ausmündeten. Der unermüdliche Forscher der deutschen Nationalliteratur schloß seine Darstellung ihres bisherigen Verlaufs mit der wahrhaft revolutionnairen Aufforderung das ganze Feld brach liegen zu lassen, und den Grund unserer öffentlichen Verhältnisse, auf dem Alles wurzelt was ein Volk hervorbringen soll, neu zu bestellen, und wenn es sein muß umzuroden. „Wir müssen", rief er aus, „dem Vaterlande große Geschicke wünschen, ja wir müssen so viel an uns ist diese herbeiführen, indem wir das ruhesüchtige Volk, dem das Leben des Buchs und der Schrift das einzige geistige Leben, und das geistige Leben das einzig werthvolle Leben ist, auf das Gebiet der Geschichte hinausführen, ihm Thaten und Handlungen in größerm Werthe zeigen, und die Ausbildung des Willens zu so heiliger Pflicht machen, als ihm die Ausbildung des Gefühls und der Empfindung geworden ist." In diesem Betrachte verhielt sich der Verächter aller nachgoethe'schen Literatur selbst anerkennend gegen die strebsame poetische Jugend, welche dem „romantischen Quietismus" Fehde biete, und der „Gesinnung und That" einen neuen, bei jenen Nihilirten unerhörten Klang verleihe. Er fand sogar den so oft verspotteten poetischen Weltschmerz berechtigt, der die öffentlichen Zustände sich gramvoll zu Herzen nahm, und sie elend fand. Er anerkannte die Nothwendigkeit eines „jungen Deutschlands", welchen Namen nur die Miserabilität einiger Träger zu einem Ekelnamen gemacht habe. Er wies die strebenden Kräfte auf das Feld der politischen Satire hin, als das Einzige dem unter den obwaltenden Verhältnissen noch Etwas abzugewinnen

sei, und die Poesie war wie das Wetter hinterdrein seinen prophetischen Rath zur Wahrheit zu machen. Heine's „Deutsches Wintermärchen" war ein Blitz dessen lustig knatternder Donner durch alle 36 Deutschländer rollte. Gervinus selbst warf seine Bücher bei Seite und schrieb Politik. Er anatomirte die preußischen Februarpatente des J. 1847, und gründete mit Freund Bassermann, der damals noch ganz andere Spukgestalten in sehr fashionablen Anzügen auf dem Korne hatte, die „Deutsche Zeitung", den Abscheu des Patentpreußenthums vom J. 1847. Sein Herz war voll froher Hoffnung und Zuversicht, daß die Nation die in Kunst, Religion und Wissenschaft das Größte vermocht, doch endlich auch einmal „jene enthusiastische Energie", jenen furor teutonicus „der allem unserm ersten Beginnen eigen ist", einmal auf den Staat lenken werde. „Der Weltkampf der Kunst ist vollendet! Jetzt sollten wir uns das Ziel stecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat, ob uns auch da Apollo den Ruhm gewährt den er uns dort nicht versagte!"

Was der Historiker des deutschen Lebens am Ende seines Werks ausgesprochen, zu demselben Resultate sah sich der philosophische Denker am Schlusse seines ästhetischen Werks getrieben. Seine philosophische Betrachtung des historischen Kunstverlaufs endete auf der Sandbank der Armuth und Gehaltlosigkeit des äußern Lebens. „Das Bewußtsein dieser Armuth ist da und wächst täglich. Der Drang der Zeit geht auf die wahre Freiheit. Die eine Seite derselben, die politische Reform, soll auch eine sociale sein; denn eine Hauptursache der Zerstörung alter Formen ist die Armuth des Volks. Rückkehr zur Natur durch Bildung, Erzeugung neuer schöner Culturformen durch wahre Freiheit ist die Aufgabe. Aber die Gegenwart selbst bietet nur die „Frage", welche als Drang und Sehnsucht in der Zeit gährt, als gegenwärtigen, sehr bedingten Stoff zu künstlerischer Gestaltung. Und betrachtet man die Sache genau, so hat auch die Kunst wie die Literatur bei Vischer am Ende dieselbe nächste Aufgabe wie bei Gervinus, die Aufgabe sich für eine Zeit lang zu resigniren. Es währte nicht lange, und Vischer und Gervinus saßen in Frankfurt im Parlamente, wenn auch auf verschiedenen Seiten. Die Geschichte machte Ernst mit den Anfoderungen ihrer Propheten. Das Jahr 1848 erschien. Jene „enthusiastische Energie des furor teutonicus, welche allem unsern ersten Beginnen eigen ist", sollte sich aufs neue bewähren. In der That sah es danach aus als wolle die „Nation von Denkern und Dichtern" mit ihrer ganzen Vergangenheit brechen, und auf dem Gebiete der Literatur vollständige tabulam rasam machen. Die neue revolutionnaire Politik verschlang fast jedes andere Interesse in der Literatur, was sie übrig ließ vernichtete die Muthlosigkeit der materiellen Träger derselben. Wer mochte in solcher Zeit irgend bedeutende Literaturwerke zur Veröffentlichung unternehmen? Die ganze deutsche Nation schien mit Percy Heißsporn zu rufen:

Dichten? Ich wär' ein Kätzlein lieber und schrie Miau,
Als Einer von den Versballadenkrämern!

Schon der bloße Anblick „gezierter Poesie" machte ihnen „die Zähne stumpf", die man doch so nöthig hatte um sie in ihrer ganzen Weiße den bisherigen Gewalthabern zu — zeigen. Jetzt sei es aus mit Poesie, Literatur und Kunst, so klagten die Einen, so jubelten die rundköpfigen Puritaner der andern Seite. Die einzelnen bedeutenden Werke welche in besserer und günstigerer Zeit vollendet das Jahr 1848 noch einzeln auf den Markt brachte gingen spurlos und unbeachtet vorüber. Es sind nur noch einzelne Haare und Nägel, hieß es, die an dem todten Leichname unsers alten begrabenen Zustandes nachwachsen, wie Das ja auch wol sonst bei Leichen geschieht. Aber die „enthusiastische Energie des Beginnens" bewährte sich als eine solche die

...zum Aufschwung eilend
Sich überspringt und jenseits niederfällt.

Das Jahr 1849 fand uns wieder auf dem alten Boden, wenn auch nicht gerade auf dem alten Flecke, sondern auf der andern Seite des Freiheitsrosses, auf das sich der furor teutonicus zu schwingen vermeint. Wir können wieder etwas Athem schöpfen und uns besinnen ehe wir den zweiten Sprung versuchen. Inzwischen während die Einen, denen man Peitsche und Zügel abgenommen hat, dem Wagen nachlaufen und um jeden Preis, auch um den des „Hintenaufhockens", mitfahren wollen, die Andern das Sprüchwort umkehrend lieber „stolz zu Fuße gehen als schlecht fahren" wollen — in dieser Zwischenzeit wollen wir uns ein wenig umschauen, und die Versäumniß des vorigen Jahres an einigen tüchtigen Werken unserer Literatur wieder gut zu machen suchen. Und wenn die Redaction d. Bl. Nichts dagegen hat, wollen wir dazu zwei der ausgezeichnetsten wählen, welche in den letzten 18 Monaten jenes Loos der Nichtbeachtung besonders unverdient getroffen hat, nämlich Vischer's „Aesthetik" und Hettner's „Vorschule der bildenden Kunst der Alten", von welcher der erste Theil, „Die Kunst der Griechen" enthaltend, im Laufe des vorigen Jahres zu gleicher Zeit mit dem letzten Bande des Vischer'schen Werks erschienen ist.

A. Stahr.

Miscellen.

Eine Paßcontrole.

J. J. v. Tschudi erzählt in seinen „Reiseskizzen über Peru" (II, 26), wie es ihm einst im Dorfe San-Mateo im Rimecthale mit dem Passe gegangen sei. Die Indianer daselbst sind nämlich gegen die Fremden mistrauisch und ungefällig. „Sobald ein Reisender im Dorfe anlangt, so erscheint sogleich der Alcalde mit den Gerichtsdienern (Rejideres) um ihm den Paß abzuverlangen. Wenn er keinen hat, so läuft er Gefahr auf einem Packesel zum nächsten Präfecten geführt und obendrein noch mishandelt zu werden. Irgend ein gedrucktes oder beschriebenes Papier, wenn nur große Buchstaben darauf stehen, genügt dieser Ortspolicei; denn weder Alcalde noch Rejideres können lesen. Ich hatte als mir mein Paß abgefodert wurde gerade kein anderes Papier in der Tasche als das womit ich die Flinte lud, und reichte es auf Gerathewohl dem indianischen Rejidor hin, der es mit wichtiger Miene entfaltete. Mit dicken Lettern stand darauf: Lucia de Lamermoor. Es war der Theaterzettel der letzten Oper die vor meiner Abreise in Lima gegeben wurde. Nachdem der Agent der Policei bald das Blatt, bald mich aufmerksam betrachtet hatte, gab er es mir mit den Worten zurück: «Der Paß ist in Ordnung.»"

Preis-Inschriften.

Papst Paul III. eröffnete unter Aussetzung eines namhaften Preises eine Concurrenz für die beste Grabschrift auf Torquato Tasso. Unter zahlreichen Offerten in Prosa und in Versen erhielt den Preis die Inschrift die aus den beiden Worten bestand: **Ossa Tassi.**

Als der Marschall von Condé für eine passende Inschrift an seinem Schlosse Chantilly einen Preis von 1000 Thalern aussetzte, erhielt er von einem Gascogner das Quatrain:

Pour célébrer tant de vertus,
Tant de hauts faits et tant de gloire
Mille écus? Cadedis! Rien que mille écus?
Ce n'est pas un sou par victoire.

Ohne daß von ihm Gebrauch gemacht werden konnte, erhielt er doch 1000 Thaler.

Etwas womit man auch heutzutage trösten und sich trösten lassen kann.

Zum Statthalter Prinz Moritz von Oranien kam ein Feldoberst nach erlittener Niederlage. Den tröstet Seine Excellenz also, daß er sagte: „Das gibt die besten Kaufleute die einmal bankrottirt haben."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 233. —— 28. September 1849.

Politiſche Flugſchriften.

(Fortſezung aus Nr. 232.)

Wie es mit dem Sinne der Panſlawiſten beſchaffen iſt, und was namentlich Deutſchland von ihnen zu erwarten hätte, Das legt das unter Nr. 10 aufgeführte Sendſchreiben an Gervinus mit einer Offenheit dar die zu größtem Danke auffodert. Hier ſpricht ſich der äußerſte Hochmuth der Slawen, hier zugleich der grenzenloſeſte Haß gegen Deutſchland und alles deutſche Weſen, worauf mit vollen Händen Spott und Hohn gehäuft wird, in der nackteſten Weiſe aus, und wird es zugleich offen geſagt, daß alle Allianzen und politiſchen Schauſtellungen der Polen ihnen nur Mittel für ihren Zweck waren, die ſie je nach den Umſtänden vertauſchten. Mit Uebergehung der zahlreichen bittern Gloſſen über die Geſchichte des vorigen Jahres und das Verhalten der Deutſchen dabei wollen wir nur aus den lezten Seiten einige Stellen mittheilen.

Der Slawe iſt der wahre Demokrat, und deshalb bekämpft er auch eure Demokratie, die nur die Ariſtokratie eurer Race bezweckt (?); denn er will die Gleichberechtigung aller Nationalitäten (?); deshalb iſt er auch ein entſchiedener Feind eurer Freiheit, die nur eine deſpotiſche Centraliſation und einen Staat der ſich ſelbſt Zweck iſt wünſcht; denn er fodert die freie Föderation und einen Staat deſſen Zweck (!?) die Gemeinde iſt; denn er verabſcheut die indivisibilité ou la mort, er will Mannichfaltigkeit und Leben. Deshalb haßt er euern ſpringenden Radicalismus, denn er liebt den fortſchreitenden Conſervatismus; denn nur der Kosmopolitismus iſt radical, der Patriotismus iſt conſervativ.

Ja, der Slawe iſt der Conſervative — und Dies macht ſeine Stärke und ſeinen Ruhm aus. Er war der Erſte der auf dem ſtürmiſchen Meere der Umwälzung die Bouſſole der Rettung fand, in dem Abbruch den Neubau begann, in dem bellum omnium contra omnes das Princip des Weltfriedens ſezte, und gegen eine bewußtloſe Revolution die ſich ſelbſtbewußte Nationalität aufſtellte, das einzig wahre, maßvolle Recht von Gottes Gnaden, gegenüber der falſchen, maßloſen Selbſtberechtigung menſchlicher Willkür. Und nach dieſem neuen jus gentium muß ſich die Welt ordnen und erhalten.

Und wer weiß ob nicht die Vorſehung in unſere Hand die Syntheſe gelegt hat für die unendliche Antitheſe eures Lebens? Bei euch war die Religion nur eine Narrenkappe für maßloſe Nationalitätsſucht (?); bei uns iſt der Glaube in jede Faſer unſers Volksthums eingewoben.*) Eure Demokratie iſt nur ein todter Buchſtabe, die unſerige eine lebendige That. Ihr könnt die Freiheit nicht ohne Sklaven begreifen (?); wir, wir fodern die Freiheit für Alle (?). Ihr verſteht die Gleichheit nur in der Selbſtbefriedigung, wir, wir ringen nach ihr in der Selbſtaufopferung.*) Und ſelbſt eure Einheit in der Mannichfaltigkeit, die ihr vergebens geſucht — weil ihr weder natürlich einig noch natürlich mannichfaltig ſeid (sic!) — wie ſcheint ſie nicht bei uns durch die Natur und die Geſchichte ſelbſt vorgezeichnet zu ſein; wie verſchieden ſind nicht die Polen, Serben, Czechen, Illyrier**) in angeborenen Anlagen, angebildeten Kenntniſſen, ſprachlichen Dialekten, geſchichtlichen Traditionen und ſocialen Verhältniſſen, und doch wie einig im Gefühl oder auch nur Vorgefühl des Slawenthums!

Weiter wird verſichert, daß der Pole „Unrecht gehabt, wenn er, einer veralteten Tradition folgend, den Magyaren half, und mit dem deutſchen Radicalismus ſich verband". (Hört! Hört!) Dann heißt es:

Das urſprünglich ſlawiſche Leben beruht auf der harmoniſchen Vereinigung individueller Freiheit und geſammtverbindlicher Unterwerfung; aber dieſes Leben wurde ſchon früh unterdrückt und mishandelt***), und in den zwei lezten unabhängigen ſlawiſchen Staaten kam nur noch je eine Hälfte jenes ſchönen Ganzen zum Vorſchein, und nur noch in ihrer wildeſten Entartung. Bei den Ruſſen lief die geſammtverbindliche Unterwerfung in die abſoluteſte Negation der individuellen Freiheit, in den Deſpotismus; bei den Polen die individuelle Freiheit in die abſoluteſte Poſition der Willkür, in die Anarchie †) aus. Jezt, wo die Slawen wieder zu ihrem urſprünglichen Leben zurückkehren und es weiter fortbilden müſſen, jezt müſſen ſie auch nach der Vereinigung jener beiden Hälften trachten. Für die eine wird ſowol ihre Lage wie die Politik Oeſtreichs und Rußlands hinlänglich ſorgen ††); die andere muß ihnen der Pole bringen. Polen muß das Correctiv des kosmopolitiſchen Fortſchritts in dem nationalen Conſervatismus des Slawenthums werden.

Wir brauchen nicht darauf aufmerkſam zu machen, wie viel Phraſe, Widerſpruch, Halbheit des Gedankens, Unklarheit und Unbeſtimmtheit in dem Allen liegt. Wir heben nur hervor, wie deutlich ſich in dieſer und ähnlichen Schriften zeigt, daß die erfahrenen Polen die

*) Aber nicht fruchtbar geworden, wie die Thaten bezeugen.
D. Red.

*) Was ſagt die Geſchichte Polens dazu?

**) Man merke, daß hier die Ruſſen nicht mitaufgeführt ſind.

***) Doch zunächſt, in Polen und Rußland namentlich, von den Slawen ſelbſt.

†) Daneben blieb aber doch noch die Knechtung des größern Theils des Volks durch den kleinern.

††) Alſo die ruſſiſche Politik ſoll auch ferner für die „geſammtverbindliche Unterwerfung" ſorgen.

politischen Meinungen der Revolutionnairs und Radicalen an deren Seite sich kämpfen keineswegs theilen. Beide Theile wollen sie nur als Mittel gebrauchen, und bei diesem Ueberlistungsproceß dürften die deutschen Radicalen, als weit mehr befangen und weit weniger schlau, sicher den Kürzern ziehen.

Es sollte uns nicht schwer fallen auch in der Schrift des Golowin, ungeachtet dieselbe ganz auf die revolutionnaire Partei berechnet ist, und daher sich wesentlich mit den allgemeinen Schlagwörtern des revolutionnairen Vorurtheils herumtreibt, während die Aufstachelung gegen Rußland die Seele des Ganzen ist, nachzuweisen, daß der Verf. in sehr vielen wichtigen Punkten ganz anderer Ansicht ist als der große Troß des Radicalismus. Dumm ist der Mann jedenfalls nicht, und gewiß hat er Recht, wenn er über einen Repräsentanten, der bei dem allgemeinen Wahlrecht die Preßfreiheit für überflüssig erklärte, sagt:

Er hätte gern der Civilisation der Welt die beschränkten Grenzen seiner Kenntnisse gegeben. Republik oder nicht, vor allen Dingen muß man regierungsfähige Männer haben in den Ministerien sowol als in den Kammern.

So vertheidigt er auch die Politik Lamartine's, und stimmt, allerdings dem Worte Freiheit fortwährend die Republik unterschiebend, als wenn nur in der Republik und als wenn in jeder Republik Freiheit wäre, gegen die bewaffnete Propaganda und Hrn. v. Raumer bei, der gesagt: „Man gibt einem Volke ebenso wenig die Freiheit als einem Manne Muth, oder einem Weibe Schamhaftigkeit." Im Uebrigen gibt er in seiner Schrift eine nicht ohne Geist geschriebene und sich gut lesende kritische Uebersicht der Ereignisse vom Februar 1848 bis zum Februar 1849, aus seinem Standpunkte und nach seiner Tendenz, wobei man wohl sieht, daß er die Vorgänge nicht blos aus den Zeitungen kennt. Alle einzelnen Sophismen und bewußten oder unbewußten Ungenauigkeiten zu berichtigen müßte man ein Buch von gleichem Umfange schreiben.

Einen unmittelbaren und speciellen Zweck verfolgt die Schrift des Grafen Teleki. Ein Meisterwerk ist sie nicht. Erst wird ein Zweifel ausgedrückt, ob Rußland so „einfältig" sein werde sich zu der Intervention herzugeben, und dann wird wieder ganz bestimmt versichert, sie geschehe von Rußland um das Bestehende zu stürzen und Oestreich den Gnadenstoß zu geben. Des letztern Interessen sei die Intervention gänzlich entgegen, heißt es auf der einen Seite, und ein paar Seiten vorher wird die Bedeutung dieser Behauptung durch eine andere Behauptung im voraus entkräftet: Oestreich sei für Europa gar nicht nöthig. Dagegen wird die Türkei für unentbehrlich für Europa erklärt. Ein großer Theil der Schrift polemisirt gegen willkürliche Auszüge aus einer Denkschrift eines russischen Staatsmannes, und thut Dies in höchst leidenschaftlicher Weise. Dann druckt der Verf. auch das angebliche Testament Peter's I., sowie einen Theil jener angeblichen russischen Denkschrift ab, welche jedenfalls mit seiner Behauptung Rußland bedrohe Europa mit einer Barbareninvasion in ziemlichen Widerspruch tritt, und worin es unter Anderm heißt:

Deutschland ist gewiß das Land, über welches man sich am längsten mit den größten Täuschungen herumgetragen. Man glaubte es sei ein Land der Ordnung, weil es ruhig war, und wollte durchaus jene schreckliche Anarchie nicht sehen welche daselbst zur Geltung gekommen war und aller Intelligenz sich bemächtigt hatte. Sechzig Jahre einer zerstörenden Philosophie haben dort allen christlichen Glauben aufgelöst, und dieser vollkommene Unglaube entwickelte am meisten das verzüglichste der revolutionnairen Gefühle, den Stolz des Geistes, so sehr, daß zur Stunde diese Wunde des Jahrhunderts nirgend vielleicht tiefer und eiternder ist als in Deutschland. Eine ganz natürliche Folge davon war, daß Deutschland in eben dem Maße als es sich revolutionnirte auch seinen Haß gegen Rußland sich vergrößern fühlte. Ein revolutionnirtes Deutschland konnte für alle die Wohlthaten die es von Rußland empfangen den unerbittlichsten Haß gegen dasselbe bewahren. In diesem Augenblicke scheint dieser Paroxysmus des Hasses die Spitze erreicht zu haben; denn er hat nicht nur alle gesunde Vernunft in ihnen erstickt, sondern auch über das Gefühl der Selbsterhaltung gesiegt. Wenn ein so trauriger Haß etwas Anderes als Mitleid einflößen könnte, so würde sich Rußland gewiß schon hinlänglich gerächt finden durch das Schauspiel das Deutschland in Folge der Februarrevolution der Welt gegeben. Es ist vielleicht ein in der Geschichte noch nie dagewesenes Factum, daß ein ganzes Volk gerade in dem Augenblicke ein anderes nachäfft, wo sich dieses den zügellosesten Gewaltthätigkeiten hingibt. Um diese offenbar verrätherischen Bewegungen zu rechtfertigen, die alle politische Ordnung in Deutschland umstürzten, und sogar die sociale Ordnung desselben bedrohen, sagt man nicht, daß sie anfangs aus aufrichtigen, allgemein gebilligten Gefühlen unternommen wurden; denn es muß für Jeden der sich nicht aller Fähigkeit das vor Augen Liegende zu erkennen begeben hat, von jetzt an klar sein, daß Deutschland auf der Bahn die es eingeschlagen um das Problem zu lösen, nie zur Einigkeit, wol aber zu einer furchtbaren Zerfleischung seiner selbst gelangen wird, zu irgend einer großen, nie wieder gut zu machenden Katastrophe.

Ja gewiß, man wird nicht lange mehr anstehen es anzuerkennen, daß die einzig mögliche Einheit für Deutschland, eine Einheit wie sie seiner Geschichte gemäß ist, eine ernstliche und zugleich praktisch ausführbare Einheit mit unauflöslichen Banden an eben das politische System gebunden sei das man so eben verwarf.

Als Grundbedingung eines gedeihlichen Zustandes in Deutschland wird in dieser russischen Denkschrift, welche übrigens, wie wir beiläufig bemerken, zuerst in einer nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift des Hrn. Paul de Bourgoing: „Politique et moyens d'action de la Russie", veröffentlicht wurde, das aufrichtige Einverständniß Oestreichs und Preußens bezeichnet. Auf irgend einen Versuch eines gründlichen und überzeugenden Beweises der Gerechtigkeit der ungarischen Insurrection geht Teleki nicht ein.

Sporschil protestirt in der Schrift Nr. 13 zunächst gegen den Ausdruck Intervention, wo nur von einer Hülfsleistung die Rede sei. Er weist auf das eigene Interesse Rußlands hin in der magyarischen Insurrection zugleich die polnische zu bekämpfen. Doch nicht blos darin habe Rußlands Interesse gelegen. Zwar wäre es kaum zu bezweifeln gewesen, meint Sporschil, daß auch Oestreich allein die Magyaren wieder unterworfen haben würde; aber Das hätte lange dauern können, mit

es z. B. bei dem Aufſtande des Franz Ragoczy acht Jahre dauerte, und während dieſer Zeit hätte Oeſtreich nicht ſeinen ganzen Einfluß für die Politik des Friedens und der Ordnung in Europa geltend machen können, welche auch die Politik Rußlands ſei. Sehr nahe lag es ferner, der Behauptung Teleki's, Rußland wolle durch ſeine Hülfe Oeſtreich „den Gnadenſtoß geben", entgegenzuhalten, daß dazu die Anerkennung der ungariſchen Selbſtändigkeit ein viel leichteres Mittel geweſen wäre. Auch werde ein Reich von 37 Millionen Seelen durch die Hülfe die es von einem Bundesgenoſſen annehme noch keineswegs zum Vaſallenſtaate. Hierauf zweifelt er die Authenticität jener ruſſiſchen Denkſchrift an, welche ohnedies, auch wenn ſie authentiſch wäre, wie wir denn glauben, daß ſie wirklich die Ueberzeugungen eines ruſſiſchen Staatsmannes, wahrſcheinlich aber keines Nationalruſſen, enthält, für Teleki's Beweisthema nicht viel beweiſen würde; und ebenſo ſtellt er erhebliche Zweifel gegen die Authenticität des ſogenannten Teſtaments Peter's I. auf. Weiter beleuchtet er die geſammten geſchichtlichen Verhältniſſe zwiſchen Oeſtreich und Rußland ſeit der Zeit der Kaiſerin Katharina I. Schließlich erklärt er alle die unheilvollen Verkündigungen ſeines Gegners für Phraſen die nur den tiefen Ingrimm über die Hülfe der Ruſſen gegen den magyariſchen Aufſtand beweiſen, den deſſen Anhänger und Apoſtel ganz natürlich empfinden.

Er zeigt wie wichtig Oeſtreich für Deutſchland, für Europa iſt, und proteſtirt dagegen die Magyaren für Vorkämpfer der Freiheit und Civiliſation auszugeben.

Es war nicht ſchwer den Grafen Teleki zu widerlegen. In der Schrift Nr. 14 tritt aber Sporſchil überhaupt als Panegyriker Rußlands auf. Er erinnert an deſſen Verdienſte um Deutſchland und die Popularität die es noch 1815 genoß, und die zur Zeit des griechiſchen Aufſtandes und des Türkenkriegs noch einmal aufblitzte. Er ſucht die zeitherigen Eroberungen Rußlands als in der Natur der Verhältniſſe begründet darzuſtellen. Er erklärt die Beſorgniſſe Deutſchlands vor Rußland ebenſo für unbegründet wie für die Folge eines geheimen Gefühls der Schwäche und Furcht. Er ſchiebt einigen angeblich in ruſſiſchem Intereſſe geſchriebenen Büchern viele Schuld zu, namentlich der „Pentarchie", von der er ſogar, allerdings ſehr irrig, geneigt iſt zu glauben, daß ſie von einem Feinde Rußlands herrühre, während ſie nur der Mißgriff eines Scharfſinns war der das Unglück hatte nicht mit hellem Blicke und richtigem Takte gepaart zu ſein. Er vertheidigt Rußland gegen mancherlei Vorwürfe, und ſtellt Alles zuſammen was zu ſeinen Gunſten geſagt werden kann, wobei er ſich jedoch mehr an die bekannte äußere Geſchichte hält, während er z. B. aus des gründlichen Schrift der Hrn. v. Haxthauſen auch manchen Beitrag für ſeinen Zweck in Betreff des Innern hätte entlehnen können. Schließlich nimmt er ſich noch Dänemarks gegen Deutſchland an, die bekannten däniſchen Argumente anführend, und polemiſirt ſehr heftig gegen die Dreikönigsverfaſſung.

(Der Beſchluß folgt.)

Dante Alighieri und die Poeſie der Platoniſchen Liebe.

Die Dante-Literatur hat von Frankreich her eine bemerkenswerthe Bereicherung erhalten. Es iſt noch nicht lange, daß die Herren Erneſt und Edmond Lafont eine Ueberſetzung der Sonette von Dante und Petrarca veröffentlichten, und in Form einer Einleitung Studien über dieſe Dichter vorausſchickten. Das hierdurch neubelebte Intereſſe für den Meiſter der italieniſchen Poeſie hat aber noch mehr und noch geiſtigere Nahrung durch eine Arbeit erhalten, auf welche die Freunde der italieniſchen Literatur aufmerkſam gemacht werden. Das Buch „Dante Alighieri, ou la poésie amoureuse et mystique, par *Delécluze*", greift ein einzelnes Moment aus Dante's Dichterthum heraus; in folgenden wenigen Worten gibt der Verf. den Plan ſeines Werks ſelbſt an:

„Erſtaunlich ſind in der That die wechſelvollen Schickſale der Platoniſchen Liebe. In Indien entſtanden ging ſie durch die von Mohammed bekehrten Araber nach Europa über; dann durch die Troubadours der Provence adoptirt und verfälſcht, ward ſie von Dante endlich zu einer ſittlichen und religiöſen Philoſophie gemacht für die Chriſten des 13. und 14. Jahrhunderts. Dieſe Ideenvermiſchung iſt gewiß das Sonderbarſte was die Aufeinanderfolge der Jahrhunderte in dieſer Art hervorgebracht hat, und je mehr man ſich müht ſie aufzuklären, deſto mehr tritt man in Dunkelheit."

An dieſe Worte knüpft das „Journal des débats" einige Bemerkungen, die wir theilweiſe hier wiedergeben:

Was die undurchdringliche Dunkelheit über die Entwickelung der Platoniſchen Liebe anlangt, ſind wir ganz der Meinung des gelehrten Kritikers. Aber eben deshalb hätte er auch nicht den indiſchen Urſprung derſelben als bewieſen hinnehmen ſollen. Zur vollen Klarheit über die Geſchichte, die Entſtehung und die Eigenthümlichkeiten dieſer Gedanken- und Gefühlsrichtung hat man nun einmal bis jetzt nicht gelangen können, und deshalb muß man ſich hier, da man Gewißheit nicht hat, mit Wahrſcheinlichkeiten begnügen.

Der neue Interpret der Geſänge Dante's, von denen bis heutzutage noch viele unaufgeklärt ſind, hat vermöge ſeiner ſorgſamen Vorbereitungen im Studium des Schönen, und durch die eracten Arbeiten über das Mittelalter und die Renaiſſance die gerechteſten Anſprüche auf Jedermanns Vertrauen. Selbſt da wo er nach unſerer Anſicht einige mal Unrecht hat kann er uns doch antworten, daß er wenigſtens Alles aufgeboten habe um das Rechte zu finden. Nichts ſchreckt ſeine Wißbegier ab; alle Literaturen, jedes Jahrhundert muß ihm Aufſchluß geben, und man möchte faſt ſagen: wo er Nichts gefunden hat, da gab es in der That Nichts zu finden.

Platon iſt der Erſte der die Jahrbücher dieſer Liebespoeſie eröffnete, wenigſtens in Europa. Sollen aber durchaus Indien, Perſien oder gar Judäa die erſten Capitel geliefert haben, ſo kommt man aus Vermuthungen und Zweifeln nicht heraus. Bei Platon, der die Theorie mit praktiſchen Beiſpielen verband, hat man mehr Anhalt, das Wort „Platoniſche Liebe" iſt auch in alle Sprachen aufgenommen worden. Eine Frau, Diotime, entwickelt in ſeinem „Gaſtmahl" die Lehrſätze dieſer Liebe: Gott als das einzig Schöne, von dem alles Schöne in der Welt emanirt, iſt das Höchſte, dem der Menſch zuſtreben muß. Stufenweiſe erhebt er ſich allmälig bis zum Gipfel; zunächſt indem er das Sinnlichſchöne betrachtet, wie es ſich nicht nur im Individuum, ſondern in der ganzen Natur äußert; dann das Moraliſchſchöne in der Tugend und der Pflicht, und endlich das Geiſtigſchöne im Genius, den Wiſſenſchaften, den Geſetzen, bis er zu dem unermeßlichen ewigen Schönen gelangt, zu Gott ſelbſt.

Das iſt der Gedanke Platon's in einfacher Form. Sowie er an einem andern Orte ſich die Menſchen als in tiefe Nacht eingekerkert vorſtellt und der Anſicht iſt, daß wenn Einer befreit würde, er nicht auf einmal all den Glanz des Lichts tragen könne, ſondern daß er erſt in den Schatten ſehen müſſe,

bis sein Auge allmälig zu den Sternen, dem Monde und der Mutter alles Lichts, der Sonne, übergehen könne, so auch, meint Diotime, sei in der ideellen Welt, wo das Einzige und ewige Schöne herrsche, die Liebe zu den irdischen Geschöpfen nur die erste Stufe zur Liebe Gottes.

Wir wollen nicht behaupten, daß es in diesem kühnen Systeme nicht viel zu sichten und zu lösen gäbe. Nehmen wir z. B. mit dem neuen Erklärer Dante's an, daß jene vermittelnde Schönheit für Sokrates oder Platon Diotime gewesen sei, für Dante Beatrice, für Petrarca Laura, für Boccaccio Fiametta. Selbst der nachsichtigste Kritiker würde hier bemerken, daß alle diese mystischen Schönheiten durchaus keine vollkommene Identität in Wesen und Ursprung haben, und der Verf. des „Dekameron" würde vielleicht sehr erstaunt sein einen so schönen Platz unter den Heroen der Platonischen Liebe einzunehmen.

Diese Fragen hat sich übrigens auch unser Geschichtschreiber aufgeworfen und noch viel andere mehr. Man muß nur sehen, welche Verlegenheiten ihm bei der Lecture dieser Werke bereitet werden, und mit welch schmerzlichem Zaudern der unerschrockene Hierophant vor manchen Sonetten und Canzonen die er so gern erklären möchte stumm und lautlos stehen bleibt. Vergeblich sucht er irgend einen Sinn, irgend ein weibliches Wesen, sei es irdisch, sei es geistig oder sei es eine Allegorie. Was soll man z. B. mit folgendem Sonett des großen Alighieri machen:

„Jeder verliebten Seele und allen verliebten Herzen im Namen ihres Herrn Amor meinen Gruß. Ein Drittel der Stunden, während deren die Sterne am glänzendsten funkeln, war schon vorüber als Amor plötzlich mir erschien, Amor, bei dessen Gedanken mich schon die Angst erfüllt. Er schien lustig zu sein, während er mein Herz in seiner Hand hielt und in seinen Armen eine Dame trug, entschlummert und eingehüllt in einen Schleier. Als sie erwachte gab er der erstaunten Dame demüthig mein glühendes Herz zu essen, und dann sah ich ihn weinend entfliehen!"

Wer ist diese Dame, Beatrice oder die Philosophie? Und Das ist noch nicht das seltsamste Räthsel.

Man erinnert sich wol Rosetti's, des kühnsten Auslegers Dante's, der einen andern Weg einschlug um in das Heiligthum einzudringen, und die Behauptung aufstellte, daß jene Dunkelheiten politische Gedanken enthielten, daß diese Sonette eine Geheimsprache (parlar coperto) unter den Parteigängern der italienischen Freiheit gewesen seien. Aber wenn Dante ausruft: „Ahi, serva Italia!" wenn Petrarca in dem Tribun von Rom eine getäuschte Hoffnung beklagt, da hatten sie dann doch wahrlich nicht nöthig einen Jargon zu schreiben, der ohnedies nur einigen Eingeweihten verständlich sein konnte, obwol er nur dann hätte mächtig wirken können, wenn er an alle sich gewandt hätte. Die scharfsinnigen Vermuthungen des gelehrten Neapolitaners, seine sorgfältigen Vergleichungen aller berühmten Zeitgenossen, sein großer Schatz grammatikalischer Kenntnisse haben doch nicht hingereicht um Das was einmal dunkel war zu erleuchten.

Sollen wir endlich unsere Ansicht über die anerkennungswerthen, aber unfruchtbaren Anstrengungen unauflösliche Räthsel lösen zu wollen aussprechen, meinen wir ernstlich: Viele Räthsel haben keine Auflösung, und Manches ist gar nicht geschrieben worden um verstanden zu werden.

Das Haupt der Platonischen Schule, Platon selbst, den unser geschickter Interpret, soweit Dies möglich ist, erklärt hat, hat nicht immer die Absicht gehabt, daß man eine Auslegung für seine göttlichen Eingebungen finde. Fast scheint es als habe er damit zeigen wollen, daß es selbst in den größten Offenbarungen der Philosophie noch Zweifel und Dunkelheiten gibt; der Ausdruck der unverständlichsten Orakel ist ihm dann gelegen, und wenn er die Sprache der Götter leiht, so geschieht Das bei ihm nicht aus dem Grunde wie bei Homer, nämlich nicht um verstanden zu werden. Wie geht ein Staat zu Grunde? Wie ändert sich seine Verfassung? Um diese gewaltige Frage zu lösen ruft er die Musen an, die, wie er sagt, einen Augenblick mit ihm scherzen, und ihm dann doch nur die Lösung durch den berüchtigten Numerus an die Hand geben, den das Sprüchwort des Alterthums aufgenommen hat: Numero Platonis obscurior.

Wir wollen diesen unsterblichen Namen nicht noch andere, ebenso erlauchte Vertreter absichtlicher Dunkelheiten hinzufügen, Namen wie Michel Angelo, Giordano Bruno, William Shakspeare. Hüten wir uns eine Gattung der Poesie so wie es in dem vorliegenden wirklich originellen Buche geschehen sollte zu verfolgen, eine Gattung die viel spricht ohne doch Etwas zu sagen, oder doch wenigstens ohne uns noch jetzt Etwas zu sagen. Wol ist es unzweifelhaft interessant Das zu wissen was große Geister für uns Unverständliches haben sagen können; allein in einer solchen Studie liegt doch zu viel böses Beispiel.

Wenn Männer von Genie wie Platon, Dante, Petrarca einmal die Lust bekamen in Orakeln zu sprechen, wenn Andere, Untergeordnetere, auch einmal eine unlösbare Formel hinterlassen, muß man von diesen eine dritte, zahlreichere Classe von Schriftstellern trennen, die man nur deshalb nicht versteht, weil sie sich gar nicht verständlich zu machen vermögen, die ihre Gedanken in einen Stil kleiden den sie für tiefsinnig halten, während er nur unverständlich ist. Es sind das Dieselben von denen Malebranche sehr treffend sagt: „Es gibt eine Classe von Autoren die viele Bücher geschrieben haben, in denen es aber sehr schwer sein würde eine Stelle aufzufinden von der man behaupten kann, daß sie selbst sie verstanden hätten." Diese Classe findet man in verschiedenen Formen in der Poesie, Philosophie und Politik. Sollte ein Buch solchen Geschmäckes und Kauderwelsches einem künftigen Kritiker unter die Hände kommen, so geben wir ihm den Rath sich ja nicht an dessen Erklärung versuchen zu wollen. H.

Literarische Anzeige.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Dieses Werk, das sich fortwährend der steigenden Theilnahme des Publicums aller Stände erfreut und von den ausgezeichnetsten Schriftstellern des In- und Auslandes ausgeführt wird, verbreitet sich in populairer Darstellung über die **Erscheinungen, Ereignisse** und **Persönlichkeiten der Zeitgeschichte** im **Staats-** und **Gesellschaftsleben**, in **Kunst** und **Wissenschaft**. Dasselbe schreitet nach einem sorgfältig festgestellten Plane vor, und wird mit seiner Vollendung **ein organisches Ganze bilden, das in der Summe der einzelnen Artikel Alles enthält, was der gegenwärtige Zeitabschnitt Neues, Denkwürdiges und Großes aufzuweisen hat.** Unbeschadet der Selbstständigkeit ist die **Gegenwart** zugleich als **Supplement** zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon

zu betrachten, sowie als **Neue Folge** des beliebten

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Von der „Gegenwart" erscheinen monatlich 2—3 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste und zweite Band sind bereits vollständig ausgegeben, und kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 234. —— 29. September 1849.

Politiſche Flugſchriften.

(Beſchluß aus Nr. 233.)

Ein ganz anderes Bild von Rußland entwirft die kleine Schrift Nr. 15, obwol auch ihr Verf. meint: man ſolle Rußland weder verachten noch fürchten. Weſentlich Neues findet man nicht in ihr. Der Verf. beſpricht zuerſt das Heer; aber was er von dieſem ſagt hat in dem ungariſchen Kriege keinerlei Beſtätigung gefunden. Schon Das hat ſich nicht beſtätigt, daß Rußland wegen des ſchlechten Zuſtandes ſeines Heers keinen Krieg wagen würde. Dann erzählt er vom „Volke", daß es in viele Sekten geſpalten ſei, daß der ruſſiſche Bauer recht wohl nach Freiheit dürſte, daß fortwährend bald da, bald dort Bauernaufſtände ſtattfänden. Dann wird der Adel beſprochen, der jetzt in der Periode „der ſchmerzlichen Selbſterkenntniß, des Selbſtbeſpuckens" (!) liege. Doch gelte Dies nicht von dem Hofadel, und lächerlich ſeien die von Zeit zu Zeit durch die Zeitungen laufenden Erzählungen von einer Oppoſition des Senats. Letzteres iſt richtig. Schließlich handelt er von „Kirche und Pfaffen" — ſchon dieſer Ausdruck beweiſt ſeinen gemeinen Standpunkt —, „Beamtenthum und Finanzen".

Die „Enthüllungen aus Oeſtreichs jüngſter Vergangenheit" rühren von einem leidenſchaftlichen und verbitterten Zögling des bornirten Liberalismus her, von einem Manne der in Frankfurt auf der äußerſten Linken hätte ſitzen, mit nach Stuttgart ziehen, die wüſte Faſtnacht in Baden mitmachen, oder Mitglied des ſächſiſchen Landtags von 1848—49 ſein können. Ehrlich ſcheint uns der Mann zu ſein und an ſeine Stichwörter wirklich zu glauben, aber von wahrer Freiheit, von dem wahren Wohle Oeſtreichs und Deutſchlands, von Dem was möglich und gut iſt, von den Bedingungen ſtaatlichen Beſtehens und Gedeihens hat er keinen Begriff. Er gehört auf die Bierbank, aber nirgend hin, wo Beſchlüſſe erwogen und gefaßt werden ſollen von denen das Wohl von Millionen abhängt.

Dieſer Mann meint es doch wenigſtens gut mit Oeſtreich, wenn er ſich auch in den Mitteln vergriff. Jener Cato dagegen der in der Schrift Nr. 16 ſein delenda Austria ausruft, will es gänzlich auflöſen und zernichten. Der Mann ſteht geiſtig höher als ſein Vorgänger, iſt aber, wenn er auch nicht ſo viel ſchimpft, viel boshafter. Er hat ſeine ſophiſtiſche Dialektik, ſpricht nicht den gewöhnlichen Parteiſargon, ſondern hat ſich ſein eigenes Syſtemchen erfunden; durch die ſpitzfindigen Erörterungen bricht aber der tiefe Haß gegen das Beſtehende in um ſo frappanterer Roheit durch. „Zuerſt" jedoch ſoll nur die Dynaſtie Habsburg-Lothringen „den Schlägen der Zeit erliegen". Deutſchland ſoll die deutſch-öſtreichiſchen Provinzen, Italien das Lombardiſch-venetianiſche Königreich an ſich ziehen, und Ungarn ſeine vollſtändige Unabhängigkeit proclamiren. Damit wäre der erſte Theil der Revolution, der nationale, beendigt, und es bliebe dann, nach dem Verf., noch der politiſche und ſociale. Daß die paar Slawen und Deutſchen in Ungarn ſich dabei den Magyaren unterwerfen müſſen, ſchadet Nichts; denn keine Regel ohne Ausnahme.

Die Schrift des gutmüthigen, patriotiſchen, aber den Mund gern etwas voll nehmenden Schuſelka iſt eine vormärzliche. Metternich iſt noch am Ruder, und der Verf. trägt darauf an ihn in Ruheſtand zu verſetzen, und dem Syſteme deſſen Vertreter er ſei zu entſagen; dann werde Alles gut ſein. Weit entfernt eine Lostrennung Ungarns von Oeſtreich zu wünſchen, macht er es dem alten Syſteme zum Vorwurf, daß es nicht ſchon lange eine engere Vereinigung Ungarns mit Oeſtreich angebahnt.

Der neue Machiavelli iſt allerdings dem alten nicht ebenbürtig; was denn ſchon in der Natur der Zeit liegt, die zu ſo ſtarken Geburten nicht fähig iſt; aber ohne Geiſt und Geſchick iſt der Mann nicht. Freilich wenn der Charakter des alten Machiavelli oder vielmehr der einzelnen Schrift deſſelben von der hier allein die Rede ſein kann eben darin beſtand, daß, wenn man von der falſchen Grundlage abſah, wenn man mit ihm nur fragte, welche Mittel die Erreichung des Zieles am gewiſſeſten verbürgten, die Richtigkeit des Einzelnen nicht in Zweifel zu ziehen war, ſo finden wir hier ein buntes Gemiſch von wahren, halbwahren und falſchen Sätzen, und ebenſo ein verſchwimmendes Nebeneinander von Ernſt und Ironie, wovon bei dem alten Machiavelli keine Spur iſt. Die Schrift hält ſich im Ganzen allgemein; ſoweit aber darin Beziehungen vorkommen, ſind es meiſt öſtreichiſche. Zum Schluſſe wird der Entwurf einer monarchiſch-conſtitutionnellen und der einer monarchiſch-demokratiſchen Verfaſſung nebeneinander geſtellt, wobei denn ſchon die Bezeichnung des Gegenſatzes falſch, wenn auch abſichtlich iſt. Die Haupttendenz der Schrift ſcheint in der Empfehlung des letztern Entwurfs zu liegen, ungeachtet ſie auch manchen Zweifelsgrund gegen ſeine

Principien enthält. Auch ist der erste Entwurf carikirt. Der zweite Entwurf würde auch auf seinem eigenen Standpunkte zu vielen Einwürfen Anlaß geben. So ist z. B. die Bestimmung: „Wähler ist jeder volljährige Reichsbürger der nicht in Haft ist; wählbar ist jeder Wähler" — unvorsichtig, da es dadurch der vollziehenden Gewalt möglich wird Gegner durch Verhaftung unschädlich zu machen. Wenn es ferner heißt: „Der Fürst ist erblich, für alle seine Befehle verantwortlich und absetzbar; er wählt seine Minister und sind diese verantwortlich für Alles was sie ohne oder gegen seine Befehle thun", so sieht man aus diesen Sätzen, daß der Verf. gefühlt hat, eine concurrirende Verantwortlichkeit des Regenten und seiner Minister sei unpraktisch. Aber was er dafür bietet ist weit weniger sichernd als die Einrichtung der constitutionnellen Monarchie, wonach zwar der Fürst nicht verantwortlich ist, dafür aber auch keiner seiner Befehle ohne Mitwirkung verantwortlicher Minister irgend eine Kraft erlangen kann. Denn diese letztere Einrichtung erstickt den verfassungswidrigen Willen des Fürsten in der Geburt, läßt ihn nicht zur That werden, während der Vorschlag des Verf. die Minister jedes Bedenkens für ihre Sicherheit überhebt, sobald sie durch den Befehl des Fürsten gedeckt sind. Dabei sehen wir noch davon ab, daß es viel leichter und unbedenklicher ist die Verantwortlichkeit eines Ministers als die des Erbfürsten geltend zu machen.

Wir kommen nun noch zu den nicht auf specielle concrete Tagesfragen bezüglichen Schriften Nr. 20—25. Pflücker, welcher Guizot seinen Handschuh hinwirft, ist freilich seinem Gegner an glänzender Begabung nicht gewachsen, und stellt so wenig wie dieser die eigentlichen Streitpunkte klar und sicher heraus, scheint uns übrigens ein ehrlicher Mann, und vertheidigt seine Sache mit weniger Floskeln und Ausfällen und mit mehr Verstand als wir zumeist auf seiner Seite getroffen haben. Er meint: Guizot kämpfe für die Autoritäten; die Demokratie aber fodere

die Souverainetät der Selbstregierung des ganzen Volks, die Herrschaft des Gesammtwillens mit der möglichsten Freiheit des Einzelnen, die Theilnahme eines Jeden an dieser Selbstregierung, die Gleichberechtigung Aller in der Gesellschaft neben der freien Entwickelung der Fähigkeiten des Einzelnen. Sie leugne nicht die mancherlei bösen Neigungen des Menschen; aber sie dulde nicht, daß ein Einzelner oder ein Stand darüber entscheide, welche Neigungen böse sind. Sie halte die Freiheit allerdings für das Universalmittel der Gesellschaft, aber nur diejenige Freiheit welche mit der vernünftigen Selbstbestimmung des Einzelnen identisch sei. Die Ungebundenheit sei auch ihr nicht Freiheit; denn sie beginne ja ihr System mit der Herrschaft des Gesammtwillens, mit der Unterordnung des Einzelwillens unter diesen.

Um also Guizot abzuweisen, wird die Souverainetät und Selbstregierung des ganzen Volks, die Herrschaft des Gesammtwillens angezogen, die Theilnahme eines Jeden an der Selbstregierung. Nur die Freiheit solle herrschen die mit der vernünftigen Selbstbestimmung des Einzelnen identisch sei. Wenn es nun aber darauf ankommt zu erfahren wie dieser Gesammtwille darzustellen, diese Theilnahme eines Jeden an dieser Selbstregierung zu vermitteln, diese mit der vernünftigen Selbstbestimmung jedes Einzelnen identische Freiheit zu erkennen sei, so erfahren wir auf einmal hinterher, an einer ganz andern Stelle, daß der Gesammtwille „wörtlich genommen" allerdings gar nicht zu erkennen sei, sondern „die Demokratie unter dem Volkswillen die Majoritäten verstehe". Von diesen Majoritäten sagt Pflücker selbst:

Es ist nun nicht zu leugnen, daß die Herrschaft der Majoritäten nicht weniger eine Beschränkung der Freiheit ist als die Herrschaft der Autoritäten, es ist nicht zu leugnen, daß die Majoritäten wechseln und schwanken, und es ist endlich eine Erfahrung, daß die Majoritäten leicht durch den Einfluß und die Mittel der Aristokratie, der Hierarchie und der Bureaukratie, oder durch Erregung der Leidenschaften verfälscht werden können.

Dennoch, versichert der Verf. ohne ein Wort des Beweises, blieben die Majoritäten die „einzige natürliche Norm der Gesellschaft", und vertröstet uns auf die Zunahme der politischen Reife, der Sittlichkeit und des Wohlstandes, wo dann immer mehr „die widerstrebenden Interessen" (?) der Volksclassen und der Einzelnen verschwinden, die Majoritäten entschiedener und reiner, die Schwankungen seltener werden würden. Er schließt nun:

Wenn wir also daran glauben müssen, daß die Bildung und Gesittung der Völker im Fortschreiten ist, dann gehört auch die Zukunft nicht den Autoritäten, sondern der Demokratie; und wenn wir als richtig anerkennen müssen, daß im Zustande des Uebergangs, der Entwickelung, nicht das Gewesene, sondern das Bevorstehende die Norm unserer Bestrebungen sein soll, so ist nicht Guizot, sondern die demokratische Partei auf dem rechten Wege.

Nun wenn der „Gesammtwille" sich „wörtlich genommen" gar nicht darstellen läßt, ja gar nicht vorhanden ist, warum braucht der Verf., warum braucht die Demokratie überhaupt diesen Ausdruck? Heißt Das nicht „ihr System" mit einer Täuschung „beginnen"? Warum spricht man nicht von vornherein von dem System der Majoritäten? Hat man auch nicht genug Zutrauen zu „dieser einzigen natürlichen Norm der Gesellschaft"? Wir unsers Theils halten sie weder für die natürlichste noch für die am meisten berechtigte Form. Es mag natürlich und nothwendig sein, daß in einer aus lauter gleich Befähigten und gleich Gestellten bestehenden Gesellschaft, in Ermangelung anderweiter Verständigung, als Auskunftsmittel der Beschluß der Mehrheit den Beschluß des Ganzen bilde. Daß aber in der so unendlichen Mannichfaltigkeit der Gaben, Kenntnisse, Stellungen, Interessen, Richtungen, aus denen sich unsere Volksgesellschaften zusammensetzen, die Herrschaft nach der unterschiedslos und ohne alle Rücksicht auf diese Verschiedenheiten genommenen Kopfzahl bestimmt, daß der Staat auf die Fiction einer Gleichheit gebaut werde deren Gegentheil unableugbar vorliegt, scheint uns weder natürlich noch vernünftig, sondern höchst unnatürlich und unvernünftig. Wollten wir aber auch die Berechtigung der Majoritäten selbst in diesem Sinne zugeben, so würden wir doch wieder uns der Ueberzeugung nicht entschlagen können, daß es kaum weniger schwierig sein dürfte die Herrschaft der Majoritäten zu vermitteln als den Gesammtwillen darzustellen. Allgemeine Wahlen

und Repräsentativsystem leisten das Erstere durchaus nicht. Sie vermitteln nur die Herrschaft der Gewählten und Derer die ihre Wahl geleitet haben oder sie selbst leiten. Im günstigsten Falle repräsentiren die Gewählten die allgemeine Stimmung der Mehrzahl der Wähler im Momente der Wahl und über die da gerade obschwebenden Hauptfragen. Im nächsten Monate und bei der nächsten neuen Frage kann das Verhältniß zwischen Wählern und Gewählten schon wieder völlig verschoben sein. Wenn uns aber der Verf. mit der zunehmenden Bildung und Gesittung der Völker tröstet, die wir übrigens für manche Theile Deutschlands und manche Schichten der Bevölkerung entschieden in Abrede stellen, so halten wir denn doch für gut die Einrichtungen nicht auf eine Bildungsstufe zu berechnen die eben noch nicht erreicht ist. Man soll weder „das Gewesene" noch „das Bevorstehende" als „Norm" nehmen, sondern das Wirkliche, Gegenwärtige, und im Zweifel wird es weniger schaden den Menschen etwas zu wenig als etwas zu viel zuzutrauen; denn Jenes schadet nur den aus Mistrauen unnöthig Ausgeschlossenen, Dieses schadet dem Ganzen und selbst der Zukunft. Man kommt übrigens mit all diesen Berechnungen auf Gesammtwillen, Majoritätswillen ꝛc. auf keinen reinen und sichern Boden, zumal der Staat weder durch Willkür entstanden noch ein bloßes Object des Willens, sondern ein Product der natürlichen Nothwendigkeit und ein Object der sittlichen Pflicht ist. Die wahre und sichere Grundlage der Staatskunst ist nur die Beziehung auf das wahre, nur im Einklang mit Recht und Sittlichkeit denkbare Gedeihen des Volks und den Zweck des Staats. Bei der Frage nach den nach Lage der Umstände besten Mitteln, die Förderung Jenes, die Ausführung Dieses zu verbürgen, wird man in diesen buntverflochtenen Zuständen schwerlich über einen vielfach zusammengesetzten Organismus hinauskommen, in welchem der bei der demokratischen Partei beliebten Institution vielorts auch eine wichtige Stelle gebühren wird, der sich aber keineswegs auf sie allein beschränken kann.

Wenn sich Hilgard d. Aeltere (Nr. 21) begnügt hätte zu beweisen, daß auch unter einer republikanischen Staatsform Gesetzlichkeit, Ordnung und gedeihliche Förderung der Staatszwecke bestehen können, so hätte er vielleicht etwas Nützliches beibringen mögen, und seinen Worten nach hat er sich in der That nur vorgesetzt jene Staatsform gegen ungerechte und befangene Anschuldigungen zu vertheidigen. In der That aber polemisirt er gegen die erbliche Monarchie. Er läßt die wichtigsten Gründe für diese weg, oder stellt sie in ein falsches Licht, oder verfährt geradezu sophistisch bei ihrer Bekämpfung. Oder ist es bloße Gedankenlosigkeit, wenn er z. B. bei dem von den Unruhen und Gefahren die sich an Wahlen knüpfen entlehnten Grunde sagt: diese würden noch viel schlimmer sein, wenn ein erblicher Monarch gewählt werden sollte? Von dem Institute der verfassungsmäßigen Contrasignatur und Verantwortlichkeit der Minister hat er gar keinen Begriff, und hätte sich, statt Andere zu verständigen, lieber erst selbst darüber verständigen lassen sollen, bevor er über die Nichtverantwortlichkeit des Monarchen absprach. Wenn übrigens Erfahrungen anderer Völker für Deutschland entscheiden sollen, so wird Deutschland doch wahrlich nicht auf das so grundanders situirte Amerika, sondern lieber zunächst auf das benachbarte Frankreich zu blicken haben. Die Eigenschaften die wir an dieser Schrift vermissen, Unbefangenheit, Gerechtigkeit, Sachkunde, besitzt Abeken (Nr. 22). Er zeigt, wie die demokratisch-republikanische Verfassung in Amerika keine Sache der Wahl, sondern eine Foderung des geschichtlichen Entwickelungsganges, eine Nothwendigkeit der Verhältnisse war, in Europa aber aus denselben Gründen diese Verfassung nicht nützlich noch haltbar sein würde.

Ueber die Schrift Schulte's (Nr. 23), welcher die Mitglieder der Frankfurter Versammlung für „entartete Sklaven", für eine „Rotte von Reichsgensdarmen", England für das „moderne China", einen constitutionnellen König für eine „majestätische Nutzlosigkeit", die deutsche Demokratie für die alleinige Inhaberin der Intelligenz erklärt und im Uebrigen sich in den Phrasen und der Sophistik der Leidenschaft bewegt, haben wir Nichts weiter zu sagen.

Einen starken Contrast zu ihr bildet die Schrift Köhler's (Nr. 24), eine milde, fromme, verständige, etwas schulmeisterliche Schrift, ohne alle dialektische oder oratorische Kunstmittel, manchen richtigen Gedanken über eine wahrhaft wohlthätige, wahrhaft dem Volke nützende Neugestaltung des Staatswesens bietend.

Endlich bringt v. Gagern der Vater (Nr. 25) in seiner bekannten aphoristischen Weise geistvolle geschichtlich-politische Glossen. 37.

Zur Nachfolge für schöne Witwen.

„Hortensius; or, the advocate; an historical essay, by *William Forsyth*" (London 1849) ist der Versuch eines englischen Sachwalters, die Fortschritte der Advocatur von der ältesten bis in die neueste Zeit in geschichtlicher Form darzustellen, und weder ein seichtes noch trockenes, sondern tief in seinen Gegenstand eingehendes und vielfach unterhaltendes Buch. Es knüpft seinen Faden in Aegypten an, und führt ihn namentlich durch Griechenland, Italien, Frankreich und England. In Frankreich bietet die „noblesse de la robe" reiche Ausbeute, und darunter folgendes Beispiel für schöne Witwen.

„Die Memoiren des Marschalls von Vieilleville", heißt es, „geben einen denkenswerthen Beleg, in welcher Weise 1540 eine Dame sich des Rechts bediente auf eine wegen gebrochenen Eheversprechens wider sie erhobene Klage durch einen Kämpen zu antworten. Um Philippe von Montespedon, nach dem in Piemont erfolgten Tode ihres Gemahls eine junge, reiche, schöne und kinderlose Witwe, warben viele Herren von Adel, auch der Marquis von Saluces, welchen sie vor Allen zu begünstigen schien, da sie ihm gestattete sie von Turin nach Paris zu begleiten. Hier fand sich aber, daß es der schlauen Dame nur um die Vortheile seiner Gesellschaft zu thun gewesen war; denn bei der Ankunft in Paris entließ sie ihn hoffärtig mit den Worten: «Nun gehabt Euch wohl, mein Herr; Ihr wohnt im Hotel des Ursins, ich im Hotel Saint-Denis, unweit vom Hotel des Augustins.» Der Marquis ließ sich jedoch nicht schrecken, setzte seine Bewerbung fort, behauptete als Philippe unerbittlich blieb, daß sie ihm die Ehe versprochen, und foderte sie vor den Parlamentshof. Sie erschien im Ge-

leite zahlreicher Freunde. Der Präsident, nachdem er ihr geboten die Hand aufzuheben, fragte sie: ob sie je dem anwesenden Marquis ein Eheversprechen gemacht. Sie betheuerte bei ihrer Ehre, daß Solches nicht geschehen, und als der Gerichtshof sie mit weitern Fragen drängte, rief sie in leidenschaftlicher Hitze: «Meine Herren, es ist das erste mal, daß ich heute vor Gericht stehe, möglich daher, und ich fürchte sehr, daß ich nicht in geziemender Weise antworte. Um aber allen verfänglichen Spitzfindigkeiten und Sylbenstechereien Einhalt zu thun, schwöre ich Angesichts dieser Versammlung zu Gott und dem König — zu Gott bei Strafe ewiger Verdammniß meiner Seele, und zum König bei Strafe des Verlusts von Ehre und Leben, daß ich nie und niemals durch Wort oder That dem Marquis von Saluces die Ehe versprochen, und was noch mehr, daß ich nie und niemals in meinem Leben an dergleichen gedacht. Und ist hier Einer der das Gegentheil behauptet, so steht hier mein Kämpe, mit meinem Willen bereit meine Worte zu verfechten, von denen er weiß, daß sie gänzlich wahr und von den Lippen einer so ehrenwerthen Dame kommen wie es je eine gegeben. Solches sage ich im Vertrauen auf Gott und mein gutes Recht, und wird mein Kämpe es dem Kläger beweisen, der — mit des Gerichtshofs Verlaub — ein boshafter Lügner ist.» Die geistvolle Ausfoderung erregte nicht wenig Aufsehen, und der Präsident bedeutete den Registrator seine Papiere zusammenzupacken; denn Madame le maréchal habe zur Beendigung des Rechtsstreits einen andern und viel kürzern Weg eingeschlagen. Sich dann zum Marquis wendend sagte er: «Nun, mein Herr, was meinen Sie zu dieser Ausfoderung?» Dem war jedoch wie die Liebe so der Muth gesunken. Der feige Ritter lehnte entschieden ab. «Mit Gewalt», sprach er, «will ich keine Frau nehmen, und mag sie mich nicht haben, mag ich auch sie nicht.» Darauf verbeugte er sich tief gegen den Gerichtshof und trat klüglich ab, und die schöne Philippe hat von seinen Ansprüchen auf ihre Hand nie wieder gehört." 2.

Bibliographie.

Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. Leipzig, Hartung. 8. 15 Ngr.

Glaubensweisheit. Geist der drei Hauptreligionen Europas. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 16. 5 Ngr.

Göhring, C., Der Golddurst und seine schrecklichen Folgen, ein Kalifornischer Räuberroman. Satirische Dichtung. Leipzig, Naumburg. 8. 1 Thlr.

Jacobi, F., Entwurf eines deutschen Volksschul-Gesetzes mit vollständigem Lehr- und Erziehungsplan. Unter Berücksichtigung der bestehenden Schuleinrichtungen in den größern Staaten Deutschlands. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 8. 24 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 29ster Jahrgang für 1850. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kleist's, E. C. v., sämmtliche Werke. Herausgegeben mit des Dichters Leben von W. Körte. 4te Original-Ausgabe. Berlin, Herbig. 16. 25 Ngr.

Konrad, J. A., Christliche Philosophie. Ein Versuch. 1ster Band. — A. u. d. T.: Wissenschaftliche Forschung über das Dasein Gottes. Ein Versuch aus dem Standpunkt des Christenthums. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Baden i. d. Schweiz, Höhr u. Langbein. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meston, W., Kurzer Abriß der Grundsätze, Verfassung und Geschichte der freien schottischen Kirche. Aus dem Französischen übersetzt von O. Fraas. Tübingen, Buchhandlung zu Guttenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Mestral, A. v., Beruf der freien Waadtländischen Kirche unter den protestantischen Kirchen der Schweiz. Uebersetzt mit Vorwort von C. Brusch. Bern, Huber u. Comp. 8. 9 Ngr.

—— Die Vermittelungskirche in Frankreich. Ebendaselbst. 8. 6 Ngr.

Raumer, F. v., Briefe aus Frankfurt und Paris 1835—49. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr.

Inhalt des Monats September.

Nr. 210. Achim von Arnim, Clemens Brentano und Bettina. (Nr. 210—212.) — Großer Naturatlas. (The physical atlas, a series of maps and notes illustrative of the geographical distribution of natural phenomena. By A. K. Johnston.) — Mancherlei. — Musikalische Novellen von T. Hagen. Von F. Brendel. — Nr. 212. Die politische Presse in Böhmen. — Nr. 213. Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Erster Artikel. (Nr. 213—214.) — Frau Aja. Von H. Düntzer. — Gutzlaff über Tibet. — Nr. 214. Zur gesellschaftlichen Frage. (1. Die Lösung der gesellschaftlichen Frage. Von C. L. Michelet. 2. Die gesellschaftliche Frage in ihrem Verhältnisse zum freien Handel. Rede, gehalten in der Sitzung des Freihandelsvereins vom 12. Juni 1849 von C. L. Michelet.) — Nr. 215. Philosophische Briefe über die Gegenwart. (2. An Victor Cousin.) (Nr. 215—216.) — Eine Nacht bei Ludwig XV. — Nr. 216. Der Feldzug des Corps des Generals Grafen Ludwig v. Walmoden-Gimborn an der Niederelbe und in Belgien in den Jahren 1813 und 1814. — Nr. 217. Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. (Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung unter dem Schutz König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. Erster bis dritter Band.) Von W. Klose. (Nr. 217—220.) — Gedichte von R. Gottschall. — Nr. 218. Ein Besuch in La Trappe zur Zeit seiner Blüte. Von F. W. Barthold. — Nr. 219. Reform der englischen Orthographie. Von K. Graefer. — Nr. 220. Die „Times" über Lamartine's „Raphael". — Aus E. M. Arndt's „Geist der Zeit". — Nr. 221. Aus dem Hofleben des 17. Jahrhunderts. (Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert von F. W. Palmblad. Aus dem Schwedischen. Erster und zweiter Theil.) (Nr. 221—222.) — Der Socialismus E. v. Girardin's. — Nr. 222. Ein Preßproceß in Sachsen. — Nr. 223. Eine Novelle von A. v. Sternberg. (Wilhelm. Von A. v. Sternberg.) Von W. Wolffohn. (Nr. 223—224.) — De la démocratie industrielle, par C. Laboulaye. — Nr. 224. Schulbildung in Nordamerika. — Nr. 225. Ernste zu „Goethe's Briefe an Frau von Stein". Von G. E. Guhrauer. (Nr. 225—226.) — Nr. 226. Ungarn, Oestreich und der Slawismus. (1. Ueber den öffentlichen Geist in Ungarn seit dem Jahre 1799. Von X. de Gerando. 2. Magyaren-Spiegel oder wahre Schilderung der Völkerverfassung und Richtung des ungarischen Reichs neuester Zeit. Von einem Magyaren. 3. Geschichte des Illyrismus oder des süd-slawischen Antagonismus gegen die Magyaren. Nebst einem Vorworte von W. Wachsmuth. 4. Der Völkerproceß der Magyaren und Kroaten. Mit Berücksichtigung seiner auch für Deutschland wichtigen Folgen.) (Nr. 226—228.) — Für Curiositätenkäufer. — Nr. 227. Leben und Werke des Bildhauers Tilmann Riemenschneider, eines fast unbekannten, aber vortrefflichen Künstlers am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Beschrieben und herausgegeben von C. Becker. Von G. F. Waagen. — Witzworte von Talleyrand. — Nr. 228. Ueber den Ursprung des Kartenspiels. — Zur czechischen Literatur. — Nr. 229. Robert Prutz. (Neue Gedichte von R. Prutz. Zweite Auflage.) — Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. Von H. Stieglitz. — Nr. 230. Politische Flugschriften. (Nr. 230—234.) — Eine ältere Fassung von Goethe's Ballade: „Der König von Thule." Von H. Düntzer. — Nr. 231. Erinnerung an H. R. Stöckhardt. Von H. E. Fleischer. — Nr. 232. Literarische Rückblicke. (1. Die deutsche Literatur und die Revolution.) Von A. Stahr. — Nr. 233. Dante Alighieri und die Poesie der Platonischen Liebe. — Nr. 234. Zur Nachfolge für schöne Witwen. — Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Nachrichten; Bibliographie; Literarische Anzeigen. — Nebst 1 Literarischen Anzeiger: Nr. X.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 235. — 1. October 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die **Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig** wenden.

Philosophische Briefe über die Gegenwart.

3. An Justus Liebig.*)

Thun Sie sich Das nicht zu Leide, lieber Hr. Professor, daß Sie in der Vorrede zur dritten Ausgabe Ihrer Thierchemie sich selbst kein anderes Verdienst zusprechen in Ihren Erörterungen über das Verhältniß von Chemie zur Physiologie und Pathologie, als daß Sie einzelne in John Stuart Mill's System der Logik aufgestellte Grundsätze der Naturforschung weiter ausgeführt und auf einige specielle Vorgänge angewandt hätten: vielmehr ist was Mill in seinem höchst schätzbaren Buch Neues und die inductorische, von Sokrates begründete und von Bacon entwickelte Methode vielfach Bereicherndes und wahrhaft Fortbildendes enthält, zum großen Theil aus Ihrem eigenen genialen Verfahren abstrahirt. Wie ein großer Dichter bei einem innern Lichte arbeitet, und ohne auf die Regeln der Kunst zu reflectiren sie dennoch so treu befolgt, daß aus seinen Werken die Gesetze der Poesie abgeleitet werden können, so sind Sie in naiver Ursprünglichkeit eine philosophische Natur, und sind gerade dadurch ausgezeichnet, daß Ihnen die zusammenhangslose Empirie nirgend und keinen Augenblick genügt, sondern daß Sie stets aus einer Anzahl von Beobachtungen auf einen Schluß wollen gezogen haben, daß Sie überall nach dem Urphänomen blicken, um danach dessen Modificationen auf den besondern Gebieten des Lebens zu deuten, daß Sie in „einem Siege der Philosophie über die rohe Experimentirkunst" die Morgenröthe eines neuen Tages begrüßen. Ich meinerseits danke Ihnen, danke der beobachtenden Naturforschung unserer Zeit, daß sie für die Philosophie, für die Religion eine schönere Epoche des vollern Erkennens und damit auch des frohern Lebens einleitet. Denn sie hat die Angst vor der Materie oder die Geringschätzung derselben, eine Erscheinung die der Nachwelt räthselhafter sein wird als uns die abenteuerliche Phantastik der Indier oder der in Hieroglyphen versteinerte trübe Tiefsinn der Aegypter, die Naturforschung sage ich hat endlich diese Flucht aus der Sinnenwelt gründlich überwunden, sie hat stündlich neue Zeugnisse für den unerschöpflichen Reichthum wie für die erhabene Gesetzmäßigkeit der Außenwelt herbeigebracht, und wer draußen im Freien es wagt die Augen aufzuschlagen, wer statt gleich dem Vogel Strauß seinen Kopf in den Sand einer veralteten Theologie oder Schulweisheit zu stecken lieber in ein Fernrohr oder in ein Mikroskop sieht, um das größte wie das kleinste Leben sich näher zu bringen, der wird keinen Augenblick anstehen in der Natur ein Göttliches, ein Ewiges und Herrliches anzuerkennen, der wird mit rechter Lust aus dem Munde Karl Vogt's die Worte vernommen haben:

Auf der Ewigkeit der Materie fußt die ganze Naturkunde, fußt alle positive Kenntniß die wir nur besitzen oder erlangen können; ohne sie ist keine Physik, keine Chemie, keine Physiologie, keine exacte Wissenschaft möglich. Die Materie ist unzerstörbar und deshalb auch unerschaffen; es ist unmöglich uns einen Zustand zu denken wo nur das kleinste Atom derselben noch nicht existirt hätte oder vernichtet werden wäre. Wir sind allerdings von Jugend auf so sehr mit der Vergänglichkeit alles Irdischen, mit dem ephemeren Bestehen, mit der täglichen Zerstörung der Materie genährt worden, daß es schwer hält von dem Truge uns loszumachen und uns selbst über diesen Punkt klar zu werden. Man hat uns so zur Genüge das Holz welches im Feuer verbrennt, die Blume die auf dem Felde vertrocknet, und unsern eigenen Körper der zu Staub zerfällt, vorgehalten und eingebläut, daß wir die Folgerungen aus Gleichnissen hinzunehmen gewöhnt sind welche nur die totale Unbekanntschaft mit allen Naturwissenschaften aufstellen konnte. Denn nur die Gestalt in welcher uns die Materie gegenübertritt ist vergänglich, zerstörbar, ja sogar einer nothwendigen Zerstörung unterworfen; nicht aber die Materie selbst, die aus allen zahllosen Umwandelungen stets wieder in derselben Quantität hervortritt in welcher sie anfangs erschien. Das Holz, der Stein, der thierische Körper freilich können vernichtet werden, nicht aber die Elemente welche dieselben zusammensetzen; der Kohlenstoff welcher uns in der Holzfaser, der Muskel oder dem Spathkrystall entgegentritt, kann in anderer Gruppirung eine verschiedene Gestalt annehmen, aber als materielles Element kann er niemals aufgehoben, niemals vernichtet werden.

*) Vergl. den ersten und zweiten Brief in Nr. 175 und 176, und 215 und 216 d. Bl. D. Red.

Die Zeit wird kommen, und wenn nicht Alles trügt, so steht sie ganz nahe, wo die Naturwissenschaften diesen Grundsatz in die Wagschale werfen und diejenigen Folgerungen ziehen werden welche er gestattet und unabweislich mit sich führt.

Karl Vogt hat aber leider selbst ganz andere als diese angedeuteten Folgerungen daraus gezogen, er hat nur der Materie allein alle Realität zugeschrieben, sodaß ihm die Gedanken zu Secretionen des Gehirns werden, die sich zu diesem nicht anders verhalten wie die Galle zur Leber, sodaß er Gott und die Seele leugnet, und damit consequent alles Ethische aufgeben und nur einen nothwendigen Proceß der Materie annehmen könnte, wenn er die Nackenschläge seiner bessern Natur nicht fortwährend empfände, und doch an die Menschen einen Maßstab des sittlichen Urtheils als an freie Wesen legte, doch von der Weisheit, der Zweckmäßigkeit im Bau des menschlichen Körpers spräche, was doch auf ein weises, ein zwecksetzendes, damit selbstbewußtes, damit geistiges Princip hindeutet. Sie sind in jenes Extrem nicht verfallen, und darum möchte ich gerade mit Ihnen eine Verständigung über die Ewigkeit der Natur oder über die Materie in Gott versuchen.

Wir betrachten uns selbst als begrenzt und endlich; Das ist der Begriff eines Mangels, einer Negation; wir können Etwas nur darum als unvollkommen bezeichnen, weil die Idee der Vollkommenheit zuvor in unserer Seele war; wir haben aber den Gedanken des Unendlichen nicht von dem Endlichen abgeleitet, da er sich darin nicht findet, sondern gerade darüber hinausgeht, er ist also eine primitive Anschauung unsers Geistes, das Siegel der Göttlichkeit in uns, indem das Endliche nicht das Unendliche von sich aus produciren, wol aber das Unendliche sich im Endlichen offenbaren kann. Das Unendliche ist aber Dasjenige dessen Begriff das Sein in sich einschließt, oder welches gar nicht anders denn als seiend gedacht werden kann; denn wer es als nichtseiend dächte, der schlösse das Sein von ihm aus, sodaß das Unendliche erst da wäre, wo das Sein nicht ist, am Sein also seine Grenze hätte, und damit selbst ein Endliches wäre. Das seiende Unendliche aber, in dem wir leben, weben und sind, und das nicht ein Jenseits des Endlichen ist, sondern das Endliche in sich begreift als seine Selbstbestimmung und Entwickelung, wir nennen es das Absolute oder Gott.

Folgen Sie mir noch ein paar Schritte weiter in diesem „Reiche der Mütter", um mit dem Goethe'schen Faust zu reden; wir werden bald das rosige Licht, das blühende Leben begrüßen. Wäre das unendliche ewige Sein ohne Bewegung und bestimmungslos, so wäre es vom Nichts nicht zu unterscheiden, so wäre auch kein Denken und Erkennen desselben, weil alles Denken ein Bewegen und alles Erkennen ein Bestimmen ist. Nun aber sind wir als bestimmte, denkende Wesen, und das Nichtsein kann nicht sein, weil gerade sein Begriff das Sein ausschließt; also ist das Sein Thätigkeit, sich selbst bestimmende Thätigkeit, und da in seinen Wirkungen oder seinen Modificationen Geist und Leben erscheint, so müssen sie ihm selbst zukommen, das göttliche Sein kann nur als Leben und Geist gedacht werden. Aber diese Idealität Gottes ist nur möglich unter der Voraussetzung einer ebenso ewigen Realität; das Ich, das Selbstbewußtsein ist nur möglich insofern es sich von einem Andern unterscheidet, insofern also dies Andere, das Nicht-Ich auch ist; das Innere ist nicht ohne das Aeußere, weil beides Wechselbegriffe sind wie Berg und Thal; ohne eine ewige Natur kein ewiger Geist!

Ist Gott der Allbestimmende, so setzt Das ein Allbestimmbares voraus; außer dem Unendlichen ist aber Nichts; auch ist Gott der sich selbst Bestimmende, damit ist seine Wesenheit sogleich als das Allbestimmbare ausgesprochen. Alle Bestimmung ist Unterscheidung. Das Bestimmte ist Dieses, ist Etwas, insofern es gesondert von Anderm für sich dasteht, insofern es neben dem Andern da ist; ebenso ist Thätigkeit nur als Bewegung nur so zu fassen, daß ihre einzelnen Acte nacheinander auftreten. Nur in Raum und Zeit kommt der Unterschied und damit alle Bestimmtheit zu Tage, und Gott ist darum nicht räumlich und zeitlich wie die redlichen Dinge, insofern diese im Raum und in der Zeit von diesen begrenzt werden, sondern er ist der in ewiger Ausdehnung seiner selbst den unendlichen Raum und die unendliche Zeit Setzende und Erfüllende. Außerhalb des Raums wäre er vom Raum begrenzt, also endlich, und nicht der Unendliche. Die reale Erfüllung des Raums aber ist die Materie, und erst in ihr, erst an ihr haben die göttlichen Gedanken als die wesentlichen Formen und bestimmenden Ideen ihre Realität. Und meine man doch ja nicht einen individuellen Geist sich leiblos vorzustellen; denn wie soll er von andern unterschieden sein, wenn er nicht ein besonderes Sein außer ihnen hat, in einer bestimmten Sphäre der Ausdehnung an bestimmten Stoffen das Organ seiner innern Thätigkeit findet? Was heißt Das aber anders als materiell oder in der Materie sein? Die Materie ist das Aeußere, der Geist das Innere, die Materie das objective, der Geist das subjective, das sich selbst erfassende Sein; sie in ihrer Einheit sind das Leben, und erst der in der Materie als seinem eigenen leiblichen Sein gegenwärtige Gott ist der allgegenwärtige. Freilich wenn man die Materie in geistloser Betrachtung erst getödtet hat, dann sträubte man sich wol dagegen sie für ein Göttliches anzuerkennen; allein sie ist nirgend das Formlose, Starre, Unbewegte, sie ist überall daseiende Kraft und eigenes Leben, ein ewiger Ausgang in der Bewegung, ein ewiger Eingang in der Schwere, und so besteht in diesem Wechselproceß der Anziehung und Abstoßung die Körperlichkeit als ein zusammenhängendes Außereinander. In dem Jahresbericht, den Sie eben mit Ihren jüngern Freunden über die Fortschritte der Chemie und der verwandten Wissenschaften veröffentlichen, wäre demnach wol der erste Satz zu berichtigen. Da heißt es:

Der äußere Zustand der Körper ist bekanntlich von der Wechselwirkung zweier Kräfte abhängig: der Molecularanziehung, welche wesentlich eine Eigenschaft der wägbaren Materie ist

ſein ſcheint, und der Molecularabſtoßung, die man als eine Aeußerung des die kleinſten Körpertheilchen umgebenden Wärmeſtoffs betrachtet.

Da man dieſe Wärmebeutel, in welchen die Atome ſtecken ſollen, bis jetzt noch nicht geſehen hat, ſo erlauben Sie mir überhaupt Dasjenige was wir als Wärme empfinden nicht einem beſondern Stoffe beizumeſſen, ſondern es für die Wirkung der beſtändigen Bewegung der Materie anzuſehen, in welcher ich den Grundfactor aller Ausdehnung erkenne; ſie würde eine weſenloſe Zerſtreuung hervorrufen, wenn nicht die ewige Einheit im Unterſchiede ſich in der Anziehung ebenſo thätig erwieſe.

Nachdem ſchon Zwingli geſagt hatte: „Natura est Deus", und Calvin hierüber bemerkt hatte: „Fateor quidem pie hoc posse dici, modo a pio animo proficiscatur, Naturam esse Deum", erklärte Franz Baader im Anſchluß an Jakob Böhme, daß es Unverſtand ſei eine geſchaffene ohne eine ſchaffende Natur zu behaupten, und Richard Rothe meinte zwar, die Materie verhalte ſich irrational zur Realiſirung des Begriffs, ſah aber dann doch in ihr wenigſtens den nothwendigen Schatten des göttlichen Selbſtbewußtſeins, und bekannte ſogar, daß die bloßen Gedankendinge bloße Hirngeſpinnſte ſeien, daß wir ein wirkliches Sein nur als Verknüpfung des Ideellen und des Realen haben: es gibt ein Sein nur inſofern es ein Ding iſt, und Dinge gibt es nur ſofern die Gedanken Daſein haben.

Von einer Natur in Gott hat Jakob Böhme vielfach geredet, und die neueſte Darſtellung ſeiner Lehre hat dargethan, daß er darunter die Materialität, die körperliche Weſenheit verſteht, als deren Entfaltung und Beſtimmung durch die göttlichen Gedanken dann das gemachte Univerſum als der lebendige Leib Gottes hervorgeht. Ein Gleiches iſt bei Jordan Bruno gefunden worden, der in begeiſterten Hymnen die Materie als die ewige Mutter der Dinge feiert, die als lebendige Kunſt werkmeiſterlich in ihrem Schoos Jegliches bildet. Sie iſt das nothwendige Subſtrat für den Geiſt als die ſelbſtbewußte wirkende Kraft. (Carriere, „Die philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit", S. 636fg., 427 fg.)

(Der Beſchluß folgt.)

1790—1830. Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlaſſene Papiere eines franzöſiſch-preußiſchen Offiziers. Drei Bände. Tübingen, Oſiander. 1847 und 1848. Gr. 8. 6 Thlr.

Eine ſo abenteuervolle Lebensgeſchichte wie die iſt welche hier vor uns entfaltet wird kann allerdings den mannichfaltigſten Beurtheilungen unterliegen, und wird kaum überall einen Tugendſpiegel darbieten können. Sie iſt vom Idyll weit entfernt, und gibt nicht überall ein muſterhaftes Lebensbild; ſie bietet nichtsdeſtominder einen reichen Unterhaltungsſtoff dar, und gewährt ein lebendiges Gemälde vergangener Zuſtände, ein Bild der europäiſchen Geſellſchaft in der Epoche ihrer Neugeſtaltung. In mancher Beziehung iſt der Autobiograph der Nachfolger Caſanova's, obſchon ein beiweitem ehrenhafterer; allein da er größere und würdigere Verhältniſſe zu ſchildern hat als Jener, ſo nimmt ſein Buch auch eine höhere Stelle ein, tritt der Memoirenliteratur nahe, und vindicirt in einzelnen Abſchnitten den Werth einer hiſtoriſchen Darſtellung von einem Augenzeugen. Partien dieſer Art ſind z. B. „Der Hof in Neapel," „Der Kampf in Calabrien," „Der Aufſtand Madrids am 2. Mai 1808", „Die Gefangennehmung des Papſtes Pius' VII." u. ſ. w. Wir ſehen überall den heitern, ſorgloſen, unbefangenen Maler des Lebens hervortreten, ohne viel Bemühung um wichtige Mittheilung oder um Stil und Kunſtform; allein da der Verf. unendlich viel Bedeutendes erlebt hat, und da er freien, ſichern Blick, gute Naturanſchauung und Wahrheitsliebe ſich erhalten hat, ſo kann es nicht fehlen, daß dieſe vierzigjährige Lebensgeſchichte ſehr viel Leſenswerthes, freilich mit Frivolem bunt gemiſcht, wie von ſelbſt darbieten muß. Wohin wir ihn auch begleiten, zum Kampf gegen die patriotiſchen Banditen Fra Diavolo's, in die Hauptſtadt der betrogenen Spanier, in den Kaiſerhof der Tuilerien, nach Rom oder Genua, nach Wien, Schönbrunn oder Griechenland, im Geſpräch mit Napoleon oder in ſüßen Schäferſtunden, bei verlockenden, gefährlichen Abenteuern oder im Geſellſchaftsſaale: ſtets iſt er uns ein unterhaltender Gefährte, ein kühner, lebensfreher, heiterer Wagehals, ein in der Zeitlage gut unterrichteter Berichterſtatter. Er nimmt die Dinge wie ſie ſind, oder er geſtaltet ſie, auch das Aergſte, heiter und gefällig, und er liefert ſo ein Buch das beſonders in Stunden der Abſpannung als eine feſſelnde, vielfach anregende Lecture empfohlen werden kann. Ueber Schlüpfriges ſchlüpft er im Ganzen mit Anmuth hinweg, und ſind dergleichen Partien auch nicht für Jeden geſchrieben, ſo gewähren ſie doch eigentlich Niemand wirklichen Anſtoß: ſie ſind Nebenſachen, voll Humor, ohne Abſicht, leicht und natürlich ſkizzirt, ein Stil der zwiſchen Thümmel und Caſanova die Mitte hält.

Es iſt unmöglich den ganzen intereſſanten Inhalt dieſer drei Bände auch nur zu ſkizziren; wir begnügen uns die hervorragendſten Punkte womöglich ſo anzudeuten, daß man dem Lebenslauf des Biographen wenigſtens von fern zu folgen vermag. „Denſelben Tag und zur ſelben Stunde als die Kanonen bei Erſtürmung der Baſtille zu Paris donnerten, am 14. Juli 1789, kam in der freien Reichsſtadt des Heiligen römiſchen Reichs, von dem ſchwer zu ermitteln iſt was an ihm heilig und was römiſch war, in der Alten Fahrgaſſe ein Knäblein zur Welt, deſſen Vater, J. R. Fröhlich, ein wohlhabender Handelsmann und Bürger dieſer Stadt war." Dies Knäblein iſt unſer Autor. Frau Rath Goethe iſt ſeine Pathe, ſowie der Ein-Achtundvierzigſtel-Souverain Fahrntrapp, eine ergötzlich geſchilderte Perſönlichkeit, die Alles von ſeinem Freund Voltaire und Kaiſer Karl ſelbſt gehört hat. Von dem frankfurter Weſen, den Kinder- und Flegeljahren des Verf., von den Zeiten der erſten Revolution und ihren Wirkungen, von Preußen und Franzoſen, erzählt der Autor in gar anmuthigen Geſchichten das Mannichfaltigſte und Unterhaltendſte. Dieſe Zeiten ſchleudern auch ihn aus der natürlichen Bahn: 16 Jahre alt tritt er zu Mainz in franzöſiſchen Kriegsdienſt, marſchirt nach Tour, beſucht Domremy und das Haus der Jungfrau von Orleans, und gelangt nach Avignon. In Toulon wird er Unterlieutenant, kommt nach Nizza und Genua, wo durch ihn Mozart's „Don Juan" zuerſt bekannt wird, durchſtreift Italien in allen Richtungen, belagert Gaeta, ſieht Neapel, gefällt am Hofe Joſeph's durch ſein theatraliſches Talent, und wird gegen die Banditi nach Calabrien geſendet. Nun folgen haarſträubende Erzählungen von dem Kriege gegen Inſurgenten, beſonders unter Michel Pezzo's, des bekannten Fra Diavolo, Anführung, untermiſcht mit romantiſchen und launigen Abenteuern. Er hat das Glück einen Adjutanten des Diavolo gefangen zu nehmen, und ſieht dieſen die Galgenleiter beſteigen. Unter den intereſſanten Zügen die von dem großen Räuber erzählt werden iſt beſonders die Scene anziehend, wo Fra Diavolo, von allen Seiten umſtellt, ohne Ausſicht zu entrinnen, plötzlich einen Theil ſeiner Bande in Milizen verwandelt, ſich ihnen mit gebundenen Händen über-

liefert, und sich so als einen gefangenen Partisan der großen Bande mitten durch die französischen Heerabtheilungen transportiren läßt, bis zu einer unzugänglichen Berghöhe hin, von wo er den Feind ungestraft beschießen kann. Immerhin ein hübscher Opernstoff. Die englische Regierung reclamirte den gefangenen Diavolo als englischen Major; allein der Minister Salicitti antwortete: „man habe keinen englischen Major unter den Gefangenen; sei damit aber Michel Pezzo gemeint, so sei dieser bereits Tags zuvor gehängt worden". Nach einem reizend geschilderten Aufenthalt in Neapel wird der Autor Commandant von Albano, lernt Angelika Kauffmann und Pius VII. kennen, entführt eine Nonne, geht über Florenz nach Genua, kämpft höchst abenteuerlich in der Bocchetta gegen die Insurgenten, kommt von neuem nach Neapel, spielt französische Heldenrollen auf dem Privattheater des Königs, dessen Hof wir genau kennen lernen, ficht abermals gegen die Briganden in Calabrien, und wird endlich zur Armee nach Spanien gesendet.

Im hohen Grade anziehend ist der Abschnitt wo der Verf. in Genua durch eine Geliebte von Rang eine große patricische Verschwörung entdeckt, die nach dem zweiten Act einer Oper im Theater ausbrechen soll. Die Verschworenen sind im Parterre versammelt, die Maßregeln sind von den Franzosen in aller Stille genommen. Die Ouverture verhallt, der Vorhang geht auf, und die Scene zeigt statt des Chors ein Bataillon Grenadiere mit auf das Parterre angelegten Gewehren. Welch seltsamer Auftritt! Natürlich wurden die Verschworenen sämmtlich leicht verhaftet: einige entleibten sich, der Autor aber rettet die Brüder der Geliebten.

Der nun folgende Abschnitt nimmt einen höhern Werth in Anspruch. In Spanien erkennt der Verf. klar die Intriguen und die Fehlgriffe der Franzosen, welche diesen in kurzer Zeit so verderblich wurden, und er liefert hier ein achtungswerthes Zeugniß sowol seiner Denkart und politischen Gesinnung, als seiner Einsicht und seiner Fähigkeit zur Darstellung verwickelter historischer Vorgänge. Von dem glänzenden Einmarsch der französischen „Hülfstruppen" in Madrid an, wohin der Verf. über Burgos und Segovia gelangte, weist er Tag für Tag den im Stillen wachsenden Haß der Bevölkerung, die anfangs in so vollkommener Täuschung lebte, nach, bis zu dem Augenblick, wo diese Enttäuschung in dem blutigen Aufstand vom 2. Mai zum Verderben der französischen Pläne ausbrach. Der Einzug Ferdinand's VII., die Entführung der Prinzen bilden anziehende Scenen aus diesem Vorspiel, das endlich in das belebte und trefflich gefärbte Gemälde vom 2. Mai in Madrid übergeht. Bekanntlich waren es zwei tapfere Artilleriefsiziere, welche durch die Wegnahme des Artillerieparks in Buen Retiro das Signal gaben bei welchem ganz Spanien aus seinem Schlummer erwachte; aber so tief war die Täuschung der Franzosen, daß als ein Mitglied der Junta von Madrid den offenen Krieg gegen die Franzosen vom Balcon des Rathhauses herab laut verkündete, die umherstehenden französischen Offiziere zu diesem tieffeierlichen Act wie zu einer Komödie laut lachten. Wenige Stunden später strömte das Blut in allen Straßen Madrids. Verwundet trifft der Verf. mit dem tollen Murat selbst zusammen, gelangt unter unendlichen Mühen mit den Resten des Heers endlich nach Saragossa, dessen erste heldenmüthige Belagerung er ausführlich beschreibt, kommt mit Murat wieder nach Neapel, wird decorirt, kämpft in Calabrien, und gelangt endlich nach Rom. Mit den Depeschen über die Gefangennehmung des Papstes wird er nach Wien gesendet, und stellt sich Napoleon in Schönbrunn vor. „«Vous m'apportez des nouvelles de Rome?» war die Antrede des kleinen Mannes. «Oui, Sire!» Er entriß mir hastig die Depeschen, las, runzelte die Stirn, warf die Papiere auf den Tisch, und fragte nach den Details, der Stimmung in Rom u. s. w. Dann fragte er ob ich als Deutscher zufrieden in seinem Dienst sei? Mein innigster Wunsch war damals zur Garde versetzt zu werden. Ich sammelte mich und sprach ihn aus. «C'est bon, nous verrons», war die Antwort."

Nach manchem hübschen Abenteuer in Wien geht der Autor über Venedig nach Paris, wo er zur Zeit der Ehescheidung Josephinens eintrifft. Diese Vorgänge, und der Einzug der neuen Kaiserin geben zu ganz anmuthigen Schilderungen Stoff, zwischendurch unterhält uns die mystische Verbindung mit dem Prinzen N., eine Art Cagliostro, an der Spitze eines Groß-Kophta-Bundes, bei dem der wunderlichste Spuk vorgeht. Nochmals nach Neapel zurückgekehrt, erhalten wir von der Königin Karoline, berühmten Andenkens, von dem Treiben der Carbonarilogen, die jetzt entstehen und wachsen, und Aehnlichem lebhafte Bilder. Zuletzt finden wir den Selbstbiographen in Griechenland, Korfu und Albanien wieder, wo er sogar Gast Ali-Pascha's ist, und nun diesen merkwürdigen Menschenfeind schildert. Nach Frankreich zurückgekehrt, sieht er Ludwig Philipp von Orleans in Avignon, tritt sodann in preußische Dienste über, geht nach Kolberg, büßt in Weichselmünde eine Festungsstrafe ab, wird dann entlassen, und wirft sich hülflos nun der stets geliebten Schauspielkunst in die Arme. Er will sich in Frankfurt verheirathen, gibt ein Journal heraus das bald verboten wird, schauspielert dann in Aachen und Köln, edirt ein historisches Werk, wird verdächtig, verbannt, und endet schließlich damit Spießbürger in Frankfurt zu werden. Hier schließt das Buch für jetzt; allein 15 neue Jahre dieses seltsamen Lebens sind uns bereits angekündigt.

Es ist schwer, daß ein Erdenbürger mehr erlebe als unser Autor, daß Einer das Leben mehr genieße als er; schwer, daß Einer, sei es verschuldetes oder unverschuldetes, Mißgeschick leichter trage als Kamerad Fröhlich. Pierin ist er Meister und Vorbild. In diesem erfahrungsreichen Dasein stiftet uns kein unedler Zug zurück; der Verf. ist das Kind einer grundsatzlosen Zeit, mithin kein Tugendheld; allein Ehre und Ehrlichkeit verleugnet er niemals. Stets ist ihm Gut und Leben feil für einen Freund; sein ganzes Dasein schließt in den drei Worten: Genuß, Kampf und Mühsal, ab; arm reich, immer zu Opfern bereit, nimmer im Besitz unserer Sympathie hat er uns unter mannichfacher Belehrung stets angenehm unterhalten. Wir können ihm für seine joviale Beschreibung einer inhaltreichen vierzigjährigen Pilgerfahrt dankbar sein, und Dies um so mehr, als er es auf unsern Dank nirgend abgesehen hat, indem er ganz natürlich erzählt was das Leben in einer Epoche der Umkehr aller bestehenden Zustände ihm natürlich darbot. Er soll uns auch ferner willkommen sein. 55.

Literarische Anzeige.

Bei mir erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Vierzehnter Theil.
Neue Folge. Zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, den Preis der **ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

auf 12 Thlr. herabzusetzen.

Der Neuen Folge erster Theil erschien 1848 und kostet 2 Thlr.

Leipzig, im October 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 236. — 2. October 1849.

Philosophische Briefe über die Gegenwart.

3. An Justus Liebig.

(Beschluß aus Nr. 235.)

Nun schlägt uns Gott nicht mehr blos in poetischen Phrasen, sondern in der That und Wahrheit in Sternen und Blumen tausend Liebesaugen auf, nun wird sein ewiges Wesen sichtbar in der Welt, nun können wir fühlen und schmecken wie freundlich der Herr ist; denn das Wesen der Natur ist sein eigenes Wesen, und indem seine Gedanken plastische Gestalt gewinnen, wird der Stoff gebildet und beseelt, und ist Alles Ein göttliches Leben der Liebe.

Indem meine Philosophie so die Göttlichkeit und Herrlichkeit der Materie und der Natur hervorhebt, und zugleich dem Geiste sein Recht zu bewahren trachtet ohne in den Dualismus zu verfallen, da findet sie sogleich bei Ihnen den Anknüpfungspunkt, wenn Sie in den chemischen Briefen sagen:

Die Geschichte des Menschen ist der Spiegel der Entwickelung seines Geistes, sie zeigt uns in seinen Thaten seine Fehler und Gebrechen, seine Tugenden, seine edeln und unvollkommenen Eigenschaften. Die Naturforschung lehrt uns die Geschichte der Allmacht, der Vollkommenheit, der unergründlichen Weisheit eines unendlich höhern Wesens in seinen Werken und Thaten erkennen; unbekannt mit dieser Geschichte kann die Vervollkommnung des menschlichen Geistes nicht gedacht werden, ohne sie gelangt seine unsterbliche Seele nicht zum Bewußtsein ihrer Würde und des Ranges den sie im Weltall einnimmt. Wenn dem vergleichenden Anatomen ein kleines Knochenstück, ein Zahn, zu einem Buche wird, aus dem er uns die Geschichte des Geschöpfes einer untergegangenen Welt erzählt, seine Größe und Gestalt beschreibt, das Medium in dem es lebte und athmete, seine Nahrung, ob Pflanze oder Thier, seine Werkzeuge der Fortbewegung uns zeigt, so würde alles Dieses das Spiel einer regellosen Phantasie genannt werden können, wenn dieses kleine Knochenstück, dieser Zahn, einer Laune des Zufalls, einer Willkür seine Form und Beschaffenheit verdankte; alles Dies ist dem Anatomen möglich, weil ein jeder Theil bestimmten Gesetzen seine Form verdankt, weil, die Form des Theils einmal erkannt, es das Gesetz ist was das Ganze construirt. Nicht minder wunderbar mag es Vielen scheinen, daß der Chemiker aus dem bekannten Gewichtsverhältniß, in dem sich ein einzelner Körper mit einem zweiten verbindet, die Gewichtsverhältnisse erschließt und festsetzt in denen der erste Körper mit allen übrigen, mit zahllosen Körpern sich verbindet. Die Entdeckung dieser Gesetze, denen sich alle Vorgänge die Zahl und Maß umfassen, in der organischen sowol wie in der Welt der Mineralien unterordnen, die alle chemischen Processe regeln und beherrschen, ist der anerkannt wichtigste und in seinen Folgen reichste Erwerb des Jahrhunderts.

Ich stimme dem Schlusse Ihrer Erörterung gerade deshalb bei, weil die angeführte Entdeckung uns Gott in der Natur erkennen lehrt, uns in allem Unterschiedenen eine ihm einwohnende, es durchschauende Einheit zeigt. Das gewöhnliche Bewußtsein findet, daß Manches in der Natur dem Menschen förderlich ist: die grüne Farbe des Waldes thut den Augen wohl, in die Wolle der Schafe können wir uns kleiden u. s. w., es meint daß Dies also um unsertwillen so sei, und schließt auf einen Urheber der es so gemacht habe. Daß so der Mensch sich und sein Wohl, seine Empfindungen und Meinungen der Natur als ihre Zwecke unterschiebt, daß man Etwas erkannt zu haben meint, wenn man so eine äußerliche Beziehung desselben zu einem Andern entdeckt hat, Dies ist in der Wissenschaft, wo es zur Zeit der Wolf'schen Philosophie und der Aufklärungstheologie grassirte, mit Recht in Verruf gekommen. Etwas ganz Anderes ist es aber, wenn wir die einzelnen Vorgänge der Natur für sich beobachten, die besondern Gesetze entdecken und dabei weiter sehen wie so viele auseinanderliegende Thätigkeiten, jede ihrem eigenen Gesetze folgend, zusammenwirken um ein gemeinsames Product zu erzielen; dies Product erscheint jetzt als der Zweck des Zusammenwirkens, als die leitende Idee für die Combination der einzelnen Naturkräfte; sie wirken blind, keine weiß von der andern noch von Dem was erst werden soll. Die gesetzmäßige Verbindung der Gesetze lehrt uns, daß sie alle einen gemeinsamen Grund haben, und indem dieselbe um eines Künftigen willen geschieht, welches schon vor seiner Verwirklichung den eigenen Bildungsproceß bestimmt, indem ein Künftiges eben nur der Vorstellung, nur dem Bewußtsein, nur dem Geiste schon gegenwärtig sein kann: so folgt hieraus, daß der gemeinsame Grund aller Gesetze und Vorgänge der Natur nur in einer selbstbewußten Seele der Welt, nur in einem allwaltenden Gottesgeiste gefunden werden kann.

Ein Beispiel wird Dies näher erläutern. Im dunkeln Mutterschooße wird ein Nerv gebildet und über den Grund der Augenhöhle verzweigt, empfänglich für die Eindrücke der Aetherwellen, die ihn später treffen sollen. Damit aber dann nicht ein bloßes Schimmern und Flim-

mern, ſondern das Bild der Gegenſtände empfunden werde von denen das Licht ausgeht oder zurückgeworfen wird, erbaut die bildende Kraft der Natur vor dem Nerv die Hornhaut, die Kryſtalllinſe, den Glaskörper, die Stabkörperſchicht, damit in verjüngtem Maßſtab die Welt auf der Netzhaut ſich abſpiegele. Den Brechungsgeſetzen des Lichts entſpricht die Geſtalt und Zuſammenſetzung des Auges, und nur für das Auge laſſen die Aetherwellen den klaren Schein und die lieblichen Farben ſichtbar werden; ohne das Licht wäre das Auge bedeutungslos, ohne das Auge würde das Licht nicht als Licht empfunden, wie ohne das Gehör die Welt klanglos wäre. Wol würden die Körper erbeben und ihre Bewegung die Schwingungen des Aethers und der Luft erregen, aber als Licht und Schall werden dieſe doch erſt empfunden, wenn der Sinn des Lebendigen ſie vernimmt. Nun hat aber weder das Auge das Licht noch das Licht das Auge hervorgerufen und geformt; dennoch ſind ſie füreinander da und gewinnen ihre Bedeutung erſt durcheinander; damit geſehen werde ſind ſie da: dieſer Zweck, dies Reſultat ihrer Vereinigung bedingt die Geſetze ihres Weſens und Wirkens. Da muß doch dem Verſchiedenen eine gemeinſame Einheit zu Grunde liegen, eine ſolche welche die Natur des Auges wie des Lichts gleichmäßig durchſchaut, welcher das künftige Sehen als Zweck der Bildungsproceſſe ſchon vorſchwebt ehe Auge und Licht zuſammenkommen. Nun iſt aber nur im Denken dieſe Beziehung des Mannichfaltigen auf ein Gemeinſames, dies Wirken und Wirkenlaſſen um eines Zwecks willen der erſt als Reſultat ins Leben treten ſoll: eine unbewußte Zweckmäßigkeit iſt ein bloßes Wort, das ein Problem ausſpricht ſtatt ein Räthſel zu löſen; ſehen wir geſchiedene und blindwaltende Kräfte ein gemeinſames höheres Ziel erreichen, ſo ſchließen wir daraus, daß ſie einer Einſicht dienſtbar ſind, die ſie ordnet und ihnen Dasjenige aufgibt was ſie vollbringen. Die Weisheit muß ſich vor allen Dingen ſelbſt wiſſen, die Vernunft ſich ſelbſt vernehmen: erkennen wir Weisheit und Vernunft in der Natur, ſo erkennen wir damit auch ein Selbſtbewußtſein als den Träger oder das Subject derſelben. Natur iſt die vom Geiſt gebildete Materie, der Geiſt die einige und einigende Seele und ſelbſtbewußt ordnende Kraft der Natur.

Haben wir Dies erkannt, ſo iſt es uns kein Wunder mehr, daß alle Stoffe in jenem geſetzmäßigen Verhältniß ſtehen, wonach die Verbindungsweiſe eines Elements zu allen übrigen ſogleich erſchloſſen werden kann, wenn man ſein Verhalten zu einem einzigen kennt; es iſt kein Wunder mehr, daß bei der Befruchtung ſo vieler Blumen auf das Inſekt gerechnet iſt welches in ihren Kelch fliegt, um dort durch ſeine Bewegung, während es dem ſüßen Honig nachſtrebt, die Uebertragung des Samenſtaubes auf die Narbe zu vermitteln. Iſt ſolch ein Vorgang doch nur eine beſondere Art und Weiſe des Wechſellebens von Pflanze und Thier, das Sie ſelbſt in ſo umfaſſender Weiſe nach ſeinen chemiſchen Beziehungen dargeſtellt haben!

Haben wir aber die Natur als zum Weſen Gottes mitgehörig und den Geiſt als die in ihr waltende Macht des urſprünglichen Selbſtbewußtſeins erkannt, dann folgt auch für uns in ſittlicher Beziehung, daß die Harmoniſirung des ſinnlichen Triebs und der Vernunft unſere Aufgabe iſt, daß der Leib nicht abgetödtet, ſondern im Geiſte verklärt werden, daß der Geiſt die Welt nicht fliehen, ſondern ſie genießen, ſich ihrer erfreuen ſoll; dann erſcheint uns Alles als Halbheit was nicht Ideales und Reales in ſeliger Verſchmelzung zeigt, dann erſcheint uns die Kunſt als die rechte Offenbarung des Lebens, wenn ſie überall eine Idee in ſinnenfälligen Formen, den Stoff ganz vom Geiſte durchleuchtet darſtellt. Ja daß die Kunſt nur auf dem Grunde der hier entwickelten Weltanſchauung möglich iſt, mag zum Schluß noch ein kleines Gedicht bezeugen, um nach ſo manchem Ganz in der Tiefe uns eines heitern Bildes zu erfreuen.

Wie mag wol auf des Aethers lichten Wellen,
Wann ſie der Maler führt zu Harmonien,
Sein Geiſt in deinen Geiſt herüberziehen,
Aus ſeinem Aug' in deines überquellen?

Wie hat den Lüften, die dein Ohr umſchwellen,
Beſchwingte Träger ſüßer Melodien,
Wie ihnen wol des Sängers Mund verliehen,
Die Seele zu umdüſtern, zu erhellen?

Des Seins Geheimniß ſiehſt du hier entſchleiert,
Denn Eins iſt Licht und Aug', Eins ſind die Geiſter,
Eins Luft und Klang und unſ'rer Herzen Triebe.

In aller Weſen bunter Fülle feiert
Die eig'ne Kraft der große Weltenmeiſter,
Und Grund und Ziel des Lebens iſt die Liebe.

58.

Neueſte Dichter.

1. Blätter im Winde von Max Waldau. Leipzig, Thomas. 1848. 8. 1 Thlr.

Die Erſtlinge eines jungen Dichters, von dem wir eine kleine Sammlung „Canzonen" in Nr. 231 d. Bl. f. 1848 beſprochen. Sie ſind eigentlich ſchon 1847 in Paris erſchienen, und genannte Ausgabe iſt nur der Abdruck der urſprünglichen pariſer. Wie in den „Canzonen" müſſen wir auch in dieſen Gedichten ein nicht gewöhnliches Formtalent des Verf. bewundern, nur tritt es uns hier in der größten Vielſeitigkeit entgegen, indem die Sammlung außer den gewöhnlichen lyriſchen Strophen der mannichfachſten Art auch Diſtichen, Canzonen, Sonette, Octaven in meiſterhafter Vollendung bietet. Dieſe Leichtigkeit in Handhabung der poetiſchen Form, nebſt noch die Fülle, ja Ueberfülle glänzender Bilder, das wunderbare Paralleliſiren des Naturlebens mit den Regungen des menſchlichen Herzens, die ſelbſtpeinigende Sehnſucht und Wehmuth, oft im grellen Wechſel mit heiterſter Lebensluſt, erinnern an die beſten Lieder Heine's mit allen ihren Vorzügen und Mängeln. Der Inhalte nach laſſen ſich ſämmtliche Gedichte in zwei Gruppen theilen: die eine reiht ſich der kampfluſtigen, politiſchen Poeſie an, die andere iſt der Liebe geweiht, und enthält bald direct bald indirect die Feier der Geliebten, der die ganze Sammlung gewidmet iſt. Obgleich in den Gedichten der erſten Gruppe ſich eine Lebensanſchauung kundgibt die noch etwas verworren iſt, und ſehr der Abklärung und Läuterung bedarf, obgleich auch die Sprache, noch nicht immer vom Maß der Schönheit in Schranken gehalten, bisweilen ins Abenteuerliche ausſchweift, ſo beurkunden ſie doch den wahren Dichter, der nicht nur das

Leben der Natur erlauscht und in seinen Worten abspiegelt, sondern auch die Wehen der Zeit empfindet, und den nahenden Sturm der Revolution vorausſagt. Wie prophetiſch iſt da unter Anderm folgende Strophe („Das Buch der Welt", S. 42):

Das Blatt des Friedens hab' ich umgeſchlagen,
Es frommt nur Kampf und Streit in unſern Tagen,
Da ſteht ein Wort von Revolutionen,
Zerriſſnen Ketten und geſtürzten Thronen.

Bezeichnend iſt in dieſer Beziehung auch das Gedicht „Zeitgemäß" (S. 46) mit dieſem Schluß:

Siedelt ins neue romantiſche Eden
Ueber der penſionnirte Bandit,
Ward aus Liebe zu Quadrupeden
Hengſtenbergiſcher Jeſuit.
Nun, nun, ein Jeder nach ſeiner Natur,
Ceterum censeo: Fort die Cenſur!

Am klarſten ſpricht ſich wol die Weiſe unſers Dichters in folgendem Gedichte aus:

Viſion auf dem Hohenſtaufen.

Der Thürmer ſtößt in ſein ſilbernes Horn,
Der Sturm in des Mondes Sichel, —
Wie duckt ſich ſchüchtern die Wachtel ins Korn,
Ins Bette der deutſche Michel.
Da wird ein rieſiges Banner entrollt,
Umgrollt
Vom dumpfen Donnergebrülle;
Der Blitz nicht ſäumend in Welten ruht,
Die welldurchzuckende friſche Glut,
Sie flammt aus der düſtern Hülle.

Hier weben die Geiſter geſpenſtigen Tanz
Mit Kronen und mit Tiare,
Und Geier bekämpfen im Irrwiſchglanz
Die doppelhäuptigen Aare.
Den nimmer geſühnten Streit,
Die Zeit,
Die Zeit will einmal ihn enden.
Theatermaſchinen, wie blitzt ihr ſchlecht,
Es weiß ein kräftig Männergeſchlecht
Jetzt beſſer das Heft zu wenden.

Und ſieh', dem Wolken- und Donnergraus
Entſteigt ein holdes Gebilde,
Die Krone leuchtet durchs Aetherhaus,
Es funkelt der Spruch auf dem Schilde.
„Hie Deutſchland!" donnert das Wort,
Und fort
Durchbrauſt es die finſtern Geklüfte.
Die Schwerter ſchimmern im Geiſterlicht,
Sie ſauſen das ſtolze Heldengedicht:
„Hie Deutſchland!" hell in die Lüfte.

Laßt ſchlafen die alte deutſche Schmach,
Laßt ſchlafen den alten Kaiſer,
Die Alten werden nur älter gemach,
Und werden doch nimmer weiſer.
Heraus aus der Kerkerhaft!
Die Kraft,
Die Kraft zerſprengt uns die Banden.
Die wilde Fanfare bläſt uns der Sturm,
Hinauf zum trotzigen Schergenthurm
In donnergewaltigem Branden.

Viel gemeſſener und gleichmäßiger iſt der begeiſterte Flug unſers Dichters in den Gedichten der zweiten Gruppe, obwol auch dieſe nicht ohne einige Ueberſchwenglichkeiten ſind, und gerade ſie es ſind welche den Heine'ſchen Liedern ſo verwandt erſcheinen. Letzteres gilt beſonders von denen unter der Ueberſchrift „Bilder". Eins der gelungenſten und bezeichnendſten iſt (S. 90):

Dämmerung.

Es ſitzt am kühlen Abend
Der alte König im Kahn,
Es fächeln ſo friſch und labend
Die Silberwellen ihn an;
Er ſieht ſie ſpielend verfluten
Und denkt der Jahre Lauf, —
Wie bald aus der Freuden Verbluten
Grabroſen blühen auf.

Sein Töchterlein, ihm genüber,
Ein liebes, roſiges Kind,
Beugt froh ſich den Bord hinüber,
Streut Lieder hinaus in den Wind.
Es ſchwimmen die Worte auf Tönen,
Die Wellen rauſchen den Chor,
Wol dämmert's im Buſen der Schönen,
Wie Liebesſehnen empor.

Dem Schiffer die Töne ſenken
So weh ins kranke Herz,
Es ſprühet des Kahnes Schwenken
Manch Thränlein wellenwärts;
Und langſam nur läßt er gleiten
Das Ruder durch ſeine Hand,
Bis ſtill ſich die Nacht mag breiten,
Da ſteigen ſie All' ans Land.

Das Sehnen, Weinen und Sinnen,
Die Wellen ſpülten es fort,
Es trugen die Winde von hinnen
Der Lieder ſchmeichelndes Wort: —
Und Menſchen und Wellen verſchlungen
Hat längſt die Woge der Zeit,
In einem Laut iſt verklungen
Was ſich gelegen ſo weit.

Indem wir noch die wohlgelungenen Nachbildungen einiger Lieder von T. Moore und R. Burns hervorheben, und die kleinen lieblichen Gedichte unter der Rubrik „Accorde" lobend erwähnen, können wir es uns nicht verſagen zum Schluß eins von den herrlichen „Sonetten" mitzutheilen:

18. Nymphaea.

Vom Himmel iſt ein heller Stern gefallen,
In einem See iſt leuchtend er verſunken,
Verlodert iſt der gold'ne Himmelsfunken,
Und Wellen, leiſe rauſchend, d'rüber wallen.

Doch Blüten ſchickt er aus den Flutkryſtallen,
Sie blicken ſtill, von ſüßer Sehnſucht trunken,
Nach ihren Brüdern, die im Aether prunken,
Und ſelig wandern durch azurne Hallen.

So ſank die Liebe in des Menſchen Leben,
Und ſchmückt es froh mit tauſend Blütenſproſſen,
Die aus der eig'nen Bruſt zu Tage ſtreben.

Sie ſehnt ſich nach den alten Lichtgenoſſen,
Doch fühlt ſie Himmelsklänge um ſich ſchweben,
Wo Herzen ſind, von ſtillem Glück umfloſſen.

2. Von Weſten nach Oſten. Gedichte von Hermann Herſch. Bonn, Wittmann. 1848. 16. 20 Ngr.

Hier tritt uns ein jugendlicher Sänger entgegen dem die allgemeine Begeiſterung des vorigen Frühjahrs erſt die Zunge gelöſt zu haben ſcheint. Er ſieht in ſeinem Enthuſiasmus mit der Erhebung des weſtlichen Europa ſchon alle die niedergetretenen alterſchwachen Völker jugendlich auferſtehen, nicht nur das zerriſſene Deutſchland ein einiges, mächtiges Reich, ſondern auch das zertretene Polen tritt wieder ein in die Reihe

freier Völker, und die befreiten Völker, das deutsche an der Spitze, beginnen den Kreuzzug gegen den Erzfeind der Freiheit im Osten. Mit beredten Worten und wohlklingenden Versen verherrlicht er besonders den Kampf in Berlin. An diese Jubelhymnen auferstandener Nationen reiht der Dichter dann die zartern Töne welche jugendliche Liebe mit ihrer Lust und Weh in der eigenen Brust erklingen ließ. Unter diesen letztern finden sich einige recht anmuthige Gedichte, z. B. „Wach' auf!" „Neues Leben", „Klage", „Kalte Rosen", und

Im Mai.

Wenn ich in den Maientagen
Oftmals nach dem Himmel schau',
Glaubt mein Auge Gott zu sehen. —
Himmel, wie bist du so blau!

Blick' ich auf die Erde nieder,
Windet aus dem Morgenthau
Sich das Veilchen, liebeathmend; —
Veilchen, wie bist du so blau!

Aber wenn ich nach dem Himmel
Blicke, flieht des Veilchens Blau,
Und so flieht des Himmels Bläue,
Wenn ich auf die Blumen schau'.

Doch wenn in dem Anblick deiner
Augen ich versunken bin,
Seh' ich Alles, Veilchen, Himmel,
Und den lieben Gott darin.

Welcher Art die Gedichte der erstern Gruppe sind zeigen folgende Strophen:

Jubel.

Gottlob! Die Zwingburg ist gesprengt
Die lang die Menschheit eingezwängt,
Da liegen sie die ew'gen Quadern!
Nun stimme, Herz, mit in den Klang,
Laß schallen deinen Jubelsang,
Und laß dein Zürnen und dein Hadern!
Dem Riesen, der in Ketten lag,
Erschien der Auferstehungstag,
Und ein gewalt'ger Pulsesschlag
Kreist nun lebendig durch die Adern!

Seht, stolz erhebt er sein Gesicht,
Und kniet nicht mehr und bückt sich nicht,
Und spricht nicht mehr: „Herr, ich bin sündig!"
Nein, kampfbereit, mit kühnem Sinn,
Tritt er vor den Gewalt'gen hin,
Und trutzig spricht er kurz und bündig:
„Du hast gedrückt mich lang und schwer!
Jetzt naht der Freiheit Wiederkehr,
Ich brauche keinen Vormund mehr,
Ich bin gewachsen, ich bin mündig!"

O Vaterland, du Deutschland mein,
O, laß mich deinen Herold sein!
Die ihr da wohnt in Schluchten, Gründen,
Die ihr auf hohen Bergen thront,
Die ihr in weiten Eb'nen wohnt,
Die ihr da wohnt wo Ströme münden,
Auf meine Kunde lauschet All'!
Ihr kanntet Deutschlands tiefen Fall,
Mit meines Liedes Jubelschall
Will seine Freiheit ich verkünden!

3. **Gedichte eines Jungschweizers.** Basel, Schabelitz. 1848. 12. 7½ Ngr.

Eine kleine Sammlung von Gedichten, meist aus der ersten Hälfte dieses Jahrzehnds, im Tone den Herwegh damals anschlug. Es weht ein frischer Geist in diesen Liedern, der im jugendlichen Zorn über die Philiströsität der Zeit eifert, und ein luftreinigendes Gewitter heraufbeschwören möchte. Die Sprache ist ohne besondere Originalität, aber kräftig und rein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Wenn nach Helvetius der Unterschied zwischen Affe und Mensch darin besteht, daß der letztere lachen kann, so möchte man bestimmter sagen: daß er sich auslachen kann. Dieses Vorsichhinstellen nämlich seiner selbst für eigene Beurtheilung ist ein Losreißen von der Lebensgewalt des Organismus, ein höheres Bewußtsein als dasjenige des bloßen Lebensgefühls, der Lust, des Schmerzes, der Triebe, der Bedürfnisse, des Instincts, der Sinnenvorstellungen. Mit der Möglichkeit desselben entsteht auch diejenige des sittlichen Urtheils über Gutes und Schlechtes, zugleich Erhebung über sich selbst, Gewalt des Entschlusses, Ehrfurcht und Verachtung, mit Ahnung einer höchsten Erhebung über die Sinnenwelt in Gott, als Grundlage aller Religion. Leute die sich selbst nicht auslachen können sind nur halbe Menschenkinder; Leute die sich nicht auslachen wollen haben nur den halben Gebrauch ihrer Menschenkraft, und Lachen überhaupt ist etwas rein Menschliches, von der Muskelverzerrung eines Blödsinnigen oder Affen Verschiedenes, schon im Lächeln des Säuglings kenntlich, ohne Sprache und Verstandesgebrauch. Darum ließe sich für Kräftigung des Menschlichen, für Beförderung einer Humanität nach welcher neuerdings getrachtet wird dem Zeitalter zurufen: „Lernt euch selber auslachen, dann wird euch Anderes zufallen;" mit dem Lachen über Andere stellt ihr euch höher als sie; mit dem Lachen über euch selbst erhebt ihr euch über das eigene Ich und öffnet das Thor zur freien Beherrschung und Menschenwürde.

Als gegen König Johann ohne Land (1215 n. Chr.) der große Freiheitsbrief (Magna charta) in England errungen wurde, folgte eine sechsundfunfzigjährige schwache Regierung Heinrich's III. Drei mal wurde während derselben der Freiheitsbrief bestätigt, er ward jährlich zwei mal in den Hauptkirchen verlesen, man machte niemals etwas Neues, sondern blos Zusätze zum Alten. Der Inhalt bezog sich auf die Städte; der Klerus gewann am meisten, weniger die Barone, noch weniger der Bürgerstand, der Bauern wurde gar nicht gedacht. Freier Handel, lebhafter Verkehr mit dem Auslande, und die Verbesserung der Gerichtsverfassung (judicium parium) heben den noch den dritten Stand, und schon 1265 berief der Usurpator Leicester um seine Macht zu verstärken Städtedeputirte zum Reichsconvent (Parlament). Geldbedürfnisse ließen unter der energischen Regierung Eduard's III. (1327 — 77) innerhalb 50 Jahren 70 Nationalconvente halten. Später wieder bei den vierundsechzigjährigen Unruhen der rothen (Lancaster) und weißen (York) Rose verschwand das Andenken constitutioneller Freiheit fast bis auf den Namen der Magna charta. Hieraus erhellt, wie allmälig eine constitutionnelle Freiheit durch günstige Umstände steigen und durch ungünstige sinken kann. Erst die spätere Geschichte Englands und Wilhelm's III. Regierungsantritt (1688) gründete wahrhaft die englische Nationalfreiheit, deren Bestand auch durch den Charakter seiner Nachfolger sich erhielt. Wir in Deutschland wollen jetzt nach militairisch monarchischer Regierung und schwachen Anfängen mit einem male Alles, da Fürstenwillkür gelähmt worden, und zwar ohne Rücksicht auf Stände, herkömmliche Ordnung und Unterordnung, mit bloßer arithmetischer Berechnung der Kopfzahl des Volks, und daraus sich ergebender Wahl der Vertreter. Dies widerspricht dem Werden in der Geschichte und ist eine geträumte Freiheit und Gleichheit der Volkssouverainetät. Proletarier haben im englischen Parlament nie gestimmt. Weder constitutionnelle Monarchie noch auch Republik werden auf diese Weise zum Bestande gelangen, Revolutien und wieder Revolution bleibt das Herrschende was die Wühler der Linken instinctmäßig begreifen. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 237. — 3. October 1849.

Goethe's Lili.

Ein Stück aus dem Leben des Dichters.

Wenn je einen Dichter die Leidenſchaft der Liebe von früheſter Jugend bis zum ſpäteſten Greiſenalter mit flammender Glut entzündete und alle ihre unendlichen Freuden und Schmerzen durchempfinden ließ, ſo war es Goethe; aber die Natur hatte dieſem ſo glücklich organiſirten Geiſte neben der Weichheit eines tief empfindſamen Herzens die Kraft duldender Entſagung verliehen, durch welche er aus allen leidenſchaftlichen Verhältniſſen, wenn auch unter erſchütternden Qualen, reiner und geläutert hervorging, und endlich in dem freilich die längſte Zeit über der kirchlichen Weihe entbehrenden ehelichen Verhältniſſe allen Anfechtungen zum Trotz treu und ſtandhaft blieb.

Die erſte Liebe des Knaben galt der Wirthstochter zur Roſe in Offenbach, die das ſchöne Gretchen hieß, wie uns Bettina aus dem Munde von Goethe's Mutter erzählt. Man hat dieſe irrig mit der Schönen verwechſelt deren Bekanntſchaft in „Wahrheit und Dichtung" beſchrieben wird; denn dieſe lebte als Fremde in Frankfurt, welches ſie ſpäter verlaſſen mußte, wogegen Goethe jene in Offenbach kennen lernte und beſuchte. Zweifelhaft bleibt es, ob die Neigung zu der einige Jahre ältern Schweſter des Knaben von der franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft, den Goethe in „Wahrheit und Dichtung" Derones nennt, dem Eindrucke welchen das Offenbacher Gretchen auf ſein Herz geübt hatte vorhergegangen. Mit viel größerer Lebhaftigkeit ergriff den funfzehnjährigen Knaben die ſein Herz erſchließende Liebe zu dem liebenswürdigen Gretchen in Frankfurt, von der er nicht ohne Beſchämung und die erſchütterndſte Aufregung gewaltſam getrennt wurde, deren Andenken ihm aber mit ſolcher Friſche vor der Seele ſchwebte, daß er ſie im „Fauſt" nicht blos dem Namen nach einführte und noch in ſpäterm Alter in „Wahrheit und Dichtung" dieſes Verhältniß mit ſprechender Wahrheit ſchildern konnte. Bald darauf bildete ſich ein zärtliches, aber nicht leidenſchaftliches Verhältniß zu Charitas Meixner, der Tochter eines reichen Kaufmanns zu Worms, welche zu ihrer weitern Ausbildung drei Jahre beim Legationsrath Moritz verweilte, der ſeit der Anweſenheit der Franzoſen, nachdem der alte Goethe von der Einquartierung des Grafen Thorane befreit war, den erſten Stock des Goethe'ſchen Hauſes bewohnte; ſie war durch Geiſt und Schönheit ausgezeichnet, wodurch ſich der junge Goethe angezogen fühlte ohne gefeſſelt zu werden. In Leipzig verliebte er ſich in die Tochter des Wirthes Schönkopf, der eine Frankfurterin zur Frau hatte und ein kleines Gaſt- oder Weinhaus im Brühl beſaß, Namens Annette, deren Neigung er aber durch die mannichfachen eigenſinnigen Quälereien die er ihr bereitete, beſonders durch ſeine Eiferſüchteleien, bald ganz verlor. Der Schmerz über dieſen Verluſt, den er ſich ſelbſt zuſchreiben mußte, veranlaßte ihn zu einer poetiſchen Buße in dem kleinen Stücke: „Die Laune des Verliebten." An Annette iſt auch das kleine Gedicht „Glück und Traum" gerichtet, wie es in der urſprünglichen, in der zweiten Strophe abweichenden Faſſung im „Almanach der deutſchen Muſen auf das Jahr 1776" erſchien. Im März 1776 ſah er Annette in Leipzig wieder. „Alles iſt wie's war", ſchreibt er damals an Frau von Stein, „nur ich bin anders — nur Das iſt geblieben was die reinſten Verhältniſſe zu mir hatte — mais ce n'est plus Julie." Und ein paar Tage ſpäter: „Ich habe mein erſtes Mädchen wiedergeſehen." Von ganz anderer, heiter theilnehmender Art war das Verhältniß zu Oeſer's geiſtreicher Tochter, welches er ſelbſt in dem erhaltenen poetiſchen Briefe an dieſe (VI, 56 fg.) humoriſtiſch ausſpricht.

Während der anderthalb Jahre die Goethe nach ſeiner Rückkehr von Leipzig in ſeiner Vaterſtadt zubrachte fehlte es ihm nicht an manchen Verbindungen mit geiſtreichen und liebenswürdigen Frauenzimmern, wie wir aus einem Briefe erſehen den er im Juni 1771 von Strasburg aus an eine Freundin in Frankfurt ſchrieb. Auch ſcheint er ſeine geliebte Charitas Meixner in Worms beſucht zu haben, wo ſein Name mit der Jahrszahl 1769 ſich auf einer Fenſterſcheibe der vor dem Mainzer Thor gelegenen Eulenburg findet, welche damals im Beſitze der mit Goethe befreundeten Familie v. Kampf war. Vollkräftig entfaltete Goethe's Genius erſt in Strasburg ſeine Schwingen, und ſo ergriff ihn auch erſt ſeit dieſer Zeit das leidenſchaftlichſte Gefühl unendlicher Liebe mit Allgewalt. In der ſeſenheimer Pfarrerstochter wurde er ſich zum erſten male aller Reize einer in rein-

ster Unschuld und Natürlichkeit prangenden, mit innigster Hingebung dem Geliebten zugewandten Seele bewußt.*) Wie ihm in Friederike das reizende Landmädchen entgegentrat, so fand er zu Wetzlar in der höher gebildeten, aber in beschränktem Kreise sich bewegenden Amtmannstochter das Bild glücklichster Häuslichkeit, welche in ihrer selbstbewußten, auf reinstem Wohlwollen beruhenden Thätigkeit auf Alle den wohlthätigsten Eindruck machte. Aber mit blutendem Herzen mußte er dem immer beängstigendern Verhältnisse zu seiner geliebten Lotte entsagen, weil er sie als Verlobte eines andern tüchtigen und achtungswerthen Mannes fand.**) Gleich nach der Trennung von Lotte fand Goethe in Thal-Ehrenbreitstein in der ältesten Tochter der Frau von Laroche, Maximiliane Euphrosyne, den lieblichsten Anklang seiner schmerzlich bewegten Gefühle. Als diese im Januar 1774 Gattin des Kaufmanns Brentano zu Frankfurt wurde, bildete sich ein ängstlich peinigendes Verhältniß zu der jugendlichen Freundin, die sich in ihrem neuen Zustande unbehaglich fühlte, wodurch in Goethe, der die jedes Glücks würdige junge Frau leiden und sich selbst vom Besitze eines solchen Gutes ausgeschlossen sah, der bitterste Lebensüberdruß sich entwickelte, von dem er sich im März 1774 durch die Dichtung von „Werther's Leiden" gründlich herstellte.

So seiner Heiterkeit wiedergegeben wandte er sich im Frühlinge den Freuden des Lebens wieder mit entschiedener Theilnahme zu. Er selbst erzählt uns, wie in dem freundschaftlichen Kreise von jungen Männern und Frauenzimmern, der sich auch nach der Verheirathung und Abreise seiner Schwester jede Woche einen Abend zu versammeln pflegte, durch die von seinem Freunde, dem Gerichtschreiber Dr. Johann Adam Horn***), eingeführte allgemeine Ehestandskomödie sich bald ein näheres Verhältniß zu einem jungen liebenswürdigen Frauenzimmer dieses Kreises, einem sehr guten Wesen, gerade von der Art die man sich gern als Frau denken möge, gebildet habe.

Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen. Sie ward mir immer werther, und ihre Art zu sein zeugte von einem schönen, ruhigen Vertrauen, sodaß wir uns wol gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen.†)

Auf den Wunsch dieser Dame schrieb er den „Clavigo", der vor den Juni fällt, in acht Tagen. Im Juni erfolgte Lavater's Besuch, den Goethe auf ein paar Tage nach Ems begleitete; um die Mitte Juli kehrte er nach Ems zurück, von wo er mit Lavater und Basedow den Rhein hinabfuhr und in Düsseldorf den begeisterten Freundschaftsbund mit Jacobi schloß.*) Je mehr das Goethe'sche Haus durch die von allen Seiten zuströmenden Gäste, welche die Bekanntschaft des in kurzer Zeit berühmt gewordenen Dichters suchten, beunruhigt wurde, um so mehr begünstigte die Mutter das Verhältniß zu jenem Frauenzimmer, welchem sie schon früher geneigt gewesen war. Häufig wurde das Gespräch darauf geleitet, daß seit der Verheirathung der Schwester der Familienkreis doch zu enge geworden sei. Eines Tages ergab es sich wie von ungefähr, daß Goethe's Aeltern jenem Frauenzimmer auf einem Spaziergang begegneten, sie in ihren Garten einluden und sich längere Zeit mit ihr unterhielten. Hierüber scherzte man beim Abendtische, und es wurde mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohlgefallen habe, da sie die Haupteigenschaften besitze welche dieser als ein Kenner von einem Frauenzimmer fodere. Wie wenig sich nun auch der Dichter einer solchen Verbindung abgeneigt fühlte, so verhielt er sich dabei doch ganz leidend, indem er im freudigen Genusse seiner Unabhängigkeit keinen Schritt that dieselbe zu beschleunigen.**)

Ende September erhielt Goethe Klopstock's Besuch.

Ich hatte schon mehre Briefe mit ihm gewechselt, als er mir anzeigte, daß er nach Karlsruhe zu gehen und daselbst zu wohnen eingeladen sei; er werde zur bestimmten Zeit in Frankfurt eintreffen, und wünsche, daß ich ihn daselbst abhole. Ich verfehlte nicht zur rechten Stunde mich einzufinden; allein er war auf seinem Wege zufällig aufgehalten worden, und nachdem ich einige Tage vergebens gewartet, kehrte ich nach Hause zurück, wo er denn erst nach einiger Zeit eintraf, sein Ausbleiben entschuldigte und meine Bereitwilligkeit ihm entgegenzukommen sehr wohl aufnahm.

Der Markgraf von Baden hatte Klopstock auf das freundlichste nach Karlsruhe eingeladen. „Freiheit ist das Edelste was der Mensch haben kann", hatte ihm der Markgraf geschrieben, „die sollen Sie bei mir finden. Ich bin begierig den Dichter der Religion und des Vaterlandes bei mir zu sehen." Auf seiner Reise wollte Klopstock dem Göttinger Dichterbunde seine Weihe geben. Hahn und Miller holten ihn von Eimbeck, wo er bei seinem alten Freunde Superintendent Kaiser abgestiegen war, in einer Miethkutsche ab. Da es aber aller Vorsicht ungeachtet bekannt geworden, daß Klopstock nach Göttingen kommen werde, so schrieb er an Voß, daß er mit Hölty und mit dem Bruder des bekannten Herausgebers des „Musenalmanach", H. C. Boie, der selbst auf einer Reise nach Holland begriffen war, nach Bovenden, eine halbe Meile von Göttingen, kommen sollte

*) Vergl. Nr. 92—96 d. Bl. f. 1848.

**) Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 89.

***) Ueber diesen Freund vergl. XXI, 25—27, 102, 144, 185; XXII, 68. Ein Kästchen Briefe Goethe's an Horn hatte der Kastenschreiber Riese in einer öffentlichen Versteigerung gekauft, bei dessen Tode es dem Geheimrath Willemer unter der ausdrücklichen Bedingung, die Briefe Goethe zuzustellen, übergeben wurde. Goethe dankte dafür aufs verbindlichste. Zwei Briefe von Goethe an Horn sah Eckermann (II, 136).

†) Näheres über diese Freundin des Dichters haben wir nicht in Erfahrung bringen können. An ein Fräulein Gerold ist nicht zu denken, da Goethe mit dieser Familie schon früher bekannt war. Eher könnte man auf ein Fräulein Kresrel (vergl. unten) rathen.

*) Vergl. Nr. 291—298 d. Bl. f. 1848.

**) Vergl. XXII, 268 fg., 318, 391.

wo er den Tag über mit ihnen zubringen wollte, um am andern Morgen von Göttingen abzureiſen. Am Abend des 25. Sept. kam er in Göttingen in Begleitung der fünf Bündner an, wo er auf dem Zimmer von Boie übernachtete. Sein Vorſatz am andern Morgen abzureiſen ward vereitelt, weil in Göttingen, da man das ſchöne Wetter zum Einfahren des Heus benutzte, weder Poſt- noch Miethpferde zu haben waren. So blieb denn Klopſtock noch über den Sonntag in Göttingen, beſuchte aber Niemand und wies Alle ab die ſich melden ließen. Am 27. Sept. früh fuhr Klopſtock mit Hahn und den beiden Miller nach Kaſſel, wo Leiſewitz ſie erwartete. Auch hier verſpätete er einen Poſttag, wonach ſich die Verzögerung der Ankunft in Friedberg erklärt. *) Von poetiſchen und literariſchen Dingen habe man Klopſtock ſelten ſprechen hören, bemerkt Goethe. Doch iſt es höchſt unwahrſcheinlich, daß Klopſtock, der damals ganz voll vom Göttinger Dichterbunde war, gegen Goethe, den er auch wol dafür zu gewinnen dachte, mit deraetigen Geſprächen ganz zurückgehalten habe. Damals ſcheint Goethe dem Dichter des „Meſſias" die erſten Scenen des „Fauſt" vorgeleſen zu haben, die er beifällig aufnahm; denn wenn Goethe Dies in die Zeit der Zuſammenkunft mit Klopſtock in Karlsruhe verlegt, ſo iſt Dies entſchieden irrig, da er, wie wir ſehen werden, in Karlsruhe mit Klopſtock gar nicht zuſammentraf. Da er an Goethe und ſeinen Freunden leidenſchaftliche Schlittſchuhläufer fand, ſo unterhielt er ſich mit ihnen weitläufig über dieſe edle Kunſt, die er gründlich durchdacht hatte. Er unterrichtete ſie zunächſt, daß man nicht von Schlittſchuhen, ſondern von Schrittſchuhen reden müſſe; von hohen, hohlgeſchliffenen Schrittſchuhen wollte er Nichts wiſſen, ſondern empfahl die niedrigen, breiten, flachgeſchliffenen frieslandiſchen, wovon ſich denn Goethe bald darauf ein Paar anſchaffte.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Goethe den Dichter des „Meſſias" einen Theil des Weges nach Karlsruhe, vielleicht bis Manheim **), begleitete; denn das Gedicht „An Schwager Kronos" iſt nach einer Bemerkung in der Quartausgabe „in der Poſtchaiſe den 10. Oct. 1774" entſtanden, ähnlich wie er „Wanderers Sturmlied" auf einer Wanderung während eines ſchrecklichen Wetters leidenſchaftlich vor ſich hin ſang. Er würde nach dieſer Vermuthung es auf der Bergſtraße, als er von Manheim zurückkehrte, gedichtet haben. Das Gedicht, welches ſich an einzelne Punkte der Fahrt anknüpft, was Viehoff völlig überſieht, zeigt jenen genialen Uebermuth den wir auch in andern Productionen finden die derſelben Zeit, dem September und October, angehören, dem „Satyros", dem „Prometheus" und den Kunſtliedern. In einem um dieſe Zeit geſchriebenen Briefe an Merck äußerte er, ſeine Arbeit habe bis dahin in Portraits im Großen und in kleinen Liebesliedern beſtanden. Bald darauf, gegen Ende October, ſendet er an Merck das Gedicht „Prometheus", wobei er bemerkt: „Ordne, lerne an den Romanzen, und gehe ſoeben nach Offenbach, wenn was daran liegt." In Offenbach mag er ſchon damals viel bei dem bekannten fleißigen Componiſten Johann André, der eigentlich Seidenfabrikant war, ſich aufgehalten haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Hauptquelle iſt der Brief von Voß an Brückner vom 17. Nov. 1774, verglichen mit dem Briefe an Erneſtine Boie von demſelben Tage.

**) Dort würde Klopſtock von Prof. Hofrath Böckmann aus Karlsruhe abgeholt worden ſein, dem Goethe, wie wir gleich ſehen werden, den Auftrag gab ihm ein Paar Schrittſchuhe nach Klopſtock's Vorſchrift zu verſchaffen.

Neueſte Dichter.

(Fortſetzung aus Nr. 236.)

4. Gedichte von Ludwig Grote. Halle, Mühlmann. 1848. 16. 15 Ngr.

Ein Bändchen lyriſcher Gedichte, in zwei Abtheilungen; die erſte, „Halle und Göttingen" überſchrieben, enthält die poetiſchen Producte des Studenten, die zweite mit der Ueberſchrift „Bern und Giebichenſtein" die des Candidaten; beide verhalten ſich zueinander wie friſches, freies Studentenleben zu dem beengenden Sein eines Hauslehrers, der an Frömmigkeit in dem Grade zunimmt als er an Lebensmuth verliert. Ein ſinniges, poetiſches Gemüth, eine correcte Sprache iſt nirgend zu verkennen, und die erſte Abtheilung bietet manche recht zarte Liebes- und treffliche Studentenlieder, namentlich witzige Perſiflagen des göttinger Corpslebens. Später überwuchert jedoch die halleſche Orthodoxie das geſunde Gefühl, und nimmt auch der Sprache allen Schwung. Die politiſchen und religiöſen Bewegungen unſerer Zeit werden mit den blöden Augen bornirter Altgläubigkeit angeſehen und ſtatt Poeſie finden wir gereimte Tiraden, die ſtark an die ungereimte „Neue Preußiſche Zeitung" erinnern. Ein Gedicht auf die „Deutſche Freiheit" beginnt z. B. mit folgenden Läſterſtrophen auf die Deutſche Nationalverſammlung:

Indeſſen in Italiens heißen Gluten
Des deutſchen (?) Oeſtreichs tapf're Söhne bluten,
Indeſſen bau'n am Main Franzoſenjünger
Der jungen deutſchen Einheit einen Zwinger.

Von Barrikadenweihrauch ganz umnebelt,
Beſchließen ſie zuerſt: die Glieder knebelt,
Und werft den Leib geknebelt und gebunden
Dann zur Verſtümmlung hin den gier'gen Hunden!?

5. Jugendharfe. Dichtungen von Friedrich Budy. Berlin, Springer. 1849. 8. 15 Ngr.

Betrachtungen über die verſchiedenen Lebensalter, Balladen und Lieder bilden den Inhalt dieſer kleinen Sammlung. Aus allen ſpricht ein ſinniger Geiſt und ein warmes religiöſes Gefühl; aber die Darſtellung iſt meiſtens matt und breit, und der rhetoriſche Prunk iſt nicht im Stande den Mangel poetiſcher Kraft zu erſetzen. Zu manchen Geſchmackloſigkeiten ſcheint die Noth des Reimes geführt zu haben, z. B. S. 34:

Und wem aufgedrückt der Schönheit Siegel,
Wer vollendet ausging von des Bildners Tiegel —

S. 127:

Heilig, heilig iſt dein Name,
Heilig, Vater, biſt auch du!
Jauchzend ruft der Weibesſame (?)
Dir's mit Engelſcharen zu.

Von den Liedern, die faſt alle eine religiöſe Färbung haben, zum Theil auch religiöſen Inhalts ſind, und ſich in der Sphäre lutheriſchen Glaubens bewegen, ſind viele ganz gut in

ihrer Art, und wohlgeeignet Erbauung und Trost zu gewähren. So unter andern (S. 123):

Liebenden Herzen.

Viel Tausend Blumen blühen
Auf weiter Erdenflur,
Im Thau, im Sonnenglühen,
Am Festkleid der Natur;
Jedoch die schönste Blume,
Das ist ein liebend Herz,
Das tief im Heiligthume
Der Brust fühlt Bruderschmerz.

Heil, wenn in reinem Feuer
Zwei solche Herzen glüh'n,
Und still wie ein Gemäuer
Geschwisterblumen blüh'n,
Sich zueinander neigen
Im tiefen Herzensschrein,
Sich gleich im Sturme beugen
Und freu'n im Sonnenschein;

Wenn hier kein Ton erklinget
Der dort nicht widertönt,
Hier durch die Seele dringet
Der Schmerz der drüben stöhnt;
Wenn Stamm und Wurzeln stehen
Innigst in Eins verzweigt,
Und eines Odems Wehen
Ein Herz, ein Leben zeigt.

Ihr Lieben, also strahle
Im schönsten Himmelsglanz
Euch in dem Erdenthale
Des Lebens Blütenkranz,
Bis einst nach langen Nächten
Die neue Sonne ragt, (!)
Im Kreis von Himmelsmächten
Ein sel'ger Morgen tagt.

6. Lieder eines Einsamen. Neuwied, van der Beeck. 1848. 16. 15 Ngr.

Die Rose.

Ich sehe freudig auf ihrer Gruft
Eine blühende Rose erscheinen,
Die sprendet so süßen, lieblichen Duft,
Die wächst aus ihren Gebeinen;
Die regt sich im Winde wol hin und her,
Die lispelt so leis aus dem Moose:
„Sonst brach sie dir Röschen, sie kann es nicht mehr,
D'rum schenkt sie sich selber als Rose!"

Dies ist eine von den vielen Variationen über dasselbe Thema, welche ein kleines, zunächst nur für einen Kreis gleichgestimmter Freunde bestimmtes Bändchen ausfüllen. Es sind die wehmüthigen Ergüsse eines Jünglings der mit einer Art Wollust all sein Denken und Empfinden in der Trauer über den frühen Tod der Geliebten aufgehen läßt. Er verweilt am liebsten an Gräbern; aber nicht nur die bleiche Mondscheinnacht und der absterbende Herbst, sondern selbst der frische Morgen und der bunte Frühling bieten Stoff und Bilder zu der sentimentalen Todtenfeier.

7. Rittersporen und Schwertlilien, oder jüngste Ergüsse meiner Laune von Heinrich Wagner (Wergan). Stuttgart, Wagner. 1849. 8. 1 Thlr.

Indem wir eine Anzeige dieser Ergüsse jüngster Laune liefern, bitten wir es mit der Ueberschrift dieser Abhandlung nicht zu genau zu nehmen; denn der Verf. derselben gehört nach Jahren und Manier keineswegs zu den neuesten Dichtern, sondern sehr zu den alten — und ob überhaupt zu den Dichtern? Das ist noch die Frage; denn obgleich diese „Rittersporen und Schwertlilien" nicht weniger als 11 Sträuße zählen, und obgleich jeder derselben mit dem Namen eines der gefeiertsten deutschen Dichter prunkt, so fehlt ihnen doch aller Duft und Glanz der Poesie. Es sind theils Epigramme in der Manier Haug's oder Nachahmungen Martial's, gar selten scharf und witzig, gewöhnlich seicht und schmutzig. Theils sind es Gelegenheitsgedichte des gewöhnlichsten Schlags, und selbst historische Stoffe vermögen nicht den Klepper des Hrn. Wagner in einen Pegasus zu verwandeln. Von letztern nur ein Pröbchen aus „Würtemberg und Stuttgart unter seinen ausgezeichnetsten Regenten der Vorzeit", in 10 Gesängen.

8. Friedrich,

letzter Herzog, einziger Kurfürst, erster König. (Von 1797—1816

Jüngst herrscht' in unserm Vaterland,
In argen, schweren Zeiten,
Ein Herzog, Friederich genannt,
Gar reich an Fähigkeiten,
Ein Fürst, für seine Zeit gemacht,
Und würdig traun! mit Kaiserpracht
Ein großes Reich zu schirmen.

Wie einst sein Ahnherr, Friederich,
Mit Königssinn geboren,
Hat er die Landschaft meisterlich
Gestriegelt und geschoren.
Und ohne Kriegsheld selbst zu sein,
Verschluckt' er doch der Reichsstädt' neun,
Und viele Abtei'n und Klöster.

Sapienti sat.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Miscellen.

Cordillera und Anden.

Diese Bezeichnungen gebraucht man in der Regel für die beiden mächtigen Gebirgsketten welche parallel in der Richtung von SSW. nach NNO. Peru durchschneiden, als gleichbedeutend, wie es auch noch immer in den besten geographischen Handbüchern so angegeben ist. Aber Tschudi bemerkt in seinen „Reiseskizzen über Peru", daß man einen Unterschied zu machen habe. Der Name Cordillera, der in der Bedeutung einer Bergkette von den Spaniern herrührt, sei blos für den westlichen Gebirgszug zu gebrauchen, der die Ufer des Stillen Oceans begleitet, durchschnittlich in einer Entfernung von 60 — 70 englische Meilen; Andes dagegen für den östlichen Gebirgszug, der mit geringen Abweichungen dem ersten folge, aber in seinem ganzen Verlaufe einen Bogen nach Osten beschreibt. Der Name Anden soll von dem Quichoworte Ante, d. h. Metall, herkommen, welches die alten Bewohner Perus zu ihren kunstvollen Arbeiten aus dem östlichen Gebirgszuge holten. Zur Zeit der Incas wurden beide Ketten Ritisuyu, d. h. Schneedistricte, genannt. Frühere Reisende und Topographen sagten wol auch Cordilleras de los Andes von dem westlichen Zuge, während sie den östlichen, Cordillera oriental, nur als einen Nebenarm aufführten.

Malitiöses Anagramm.

Von jeher schon, aber erst recht in unsern Tagen hat unstreitig ein „Minister" eine schlimme Stellung gehabt. Es meinte Jemand, es könne freilich einem Manne nicht so recht wohl zu Muthe sein dem in seinen Functionen sein lateinischer Amtsname das schlimme, anagrammatisch darin befindliche Mentiris! immer vorhalte. Billig sollte sich demnach wenigstens Derjenige der das bei seinem Vorgänger in Miscredit gekommene Geschäft fortzusetzen hätte, nach einem keine so verwerfliche Elemente enthaltenden Amtsnamen umsehen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 238. — 4. October 1849.

Goethe's Lili.

(Fortsetzung aus Nr. 237.)

Gegen Mitte October erschienen „Werther's Leiden", die bald die Augen von ganz Deutschland von neuem auf den jungen Dichter hinwenden und ihm den glänzendsten Ruhm und die begeisterteste Theilnahme aller empfindsamen Herzen erwerben, freilich daneben auch ihn leblosen Vorwürfen und unverständigen Angriffen bloßstellen sollten. Aus dem Monate November haben wir die in mancher Beziehung anziehenden Verse in das Stammbuch Johann Peter Reynier's und einen Brief an Professor Hofrath Böckmann, welche sich gegenseitig erklären. Dem Letztern, einem Freunde Klopstock's, hatte er den Auftrag gegeben Schrittschuhe nach Klopstock's Vorschrift machen zu lassen, da er Niemand finden konnte dem er die Verfertigung anvertraut hätte. An ihn schreibt er am 15. Nov.:

Martini Abend (10. Nov.) hatten wir das erste Eis, es kam vom Sonntag (13.) auf den Montag (14.) Nachts fror es so stark, daß ein kleiner Teich, der sehr flach vor der Stadt liegt, trug. Das entdeckten Zweie Morgens, verkündigten mir's, da ich sogleich Mittags hinaus zog, Besitz davon nahm, den Schnee wegkehren, die hindernden Schilfe abstoßen ließ, durch angebahnte Wege durchsetzte, da mir denn die Andern mit Schaufel und Besen folgten und ich selbst nicht wenig Hand anlegte. Und so hatten wir in wenig Stunden den Teich umkreist und durchkreuzt. Und wie weh that's uns als wir ihn bei unfreundlicher Nacht verlassen mußten. Der Mond wollte nicht herauf, nicht hinter den Schneewolken hervor, und heute thaut Alles dahin.

Man vergleiche hierzu die Beschreibung des Enthusiasmus mit welchem Goethe und seine Freunde sich dem von Klopstock gepriesenen Schrittschuhlaufen widmeten, in „Wahrheit und Dichtung" (XXII, 90 fg.). Daß er am 14. Nov. auf dem Eise gewesen, hatte er an Böckmann noch an demselben Abend mit den Worten gemeldet:

Ich komme vom Eis, erst durch eine Gesellschaft und durch ein Abendessen am Tisch, wo Sie auch saßen. Ich bin sehr müde; ich habe Bahn gemacht, gekehrt mit den Meinigen, neue Freta entdeckt u. s. w.

Welche Gesellschaft gemeint sei können wir aus den oben schon erwähnten Versen in das Stammbuch Johann Peter Reynier's vom J. 1680 (VI, 65 fg.) entnehmen, welches „nach Erbschaftsmoder und langer Nacht der Jungfrauen Flor aus Schutt und Staub und Graus hervorgezogen" und ihm geschenkt hatte:

Als wohlbekannt wegen viel Geschmier,
Daß er Papier und Pergament
Erfüllt mit Werken seiner Händ'.
Dazu bei Schnee und Winternacht
Der Anfang alsobald gemacht,
Da wir hinterm Ofen saßen,
Borsdorfer Aepfel weidlich fraßen.
Zugegen war die Jungfrau lieb,
Von Post und Kirch' zwei große Dieb,
Dadurch Weihung nicht gering
Ihre rechte Würdigkeit empfing,
Da es nach Christ eintausend Jahr
Siebenhundert und vierundsiebzig war,
Zwei Tage nach Martini Tag
Abends mit dem achten Glockenschlag.
Frankfurt am Main, des Witzes Flor,
Nicht weit vom Eschenheimer Thor,
Findest das Haus nach dem A B C
Hundert sieben und funfzig Lit. D.

Das hier bezeichnete Haus auf der Eschenheimer Gasse ist das drittletzte Haus nach dem Thor zu rechts, zum goldenen Huhn, jetzt das Unzer'sche Haus genannt; früher war es Eigenthum des Handelsmannes Ludwig Krespel.*) Also im Krespel'schen Hause schrieb Goethe die Verse; die „Jungfrau lieb" ist Fräulein Krespel, die Dieb „von Post und Kirch" der Thurn- und Taxis'sche Rath und Archivarius Johann Bernhard Krespel**) (wenn nicht etwa der alte Krespel selbst), und, wenn ich nicht irre, der Dechant von St.-Leonhard F. Damian Dumeitz, den Goethe (XXII, 169) unter seinen Bekannten nennt. Aber nicht blos am Abend des 13. Nov.,

*) Am 1. Juli 1794 verkauften die Erben des genannten Ludwig Krespel, Johann Bernhard Krespel, Thurn- und Taxis'scher Rath und Archivarius, Maria Katharina Krespel und Witwe Jacoba Franziska Jaquet geborene Krespel dieses Haus an den Chirurgus Ernst Unzer. Diese dem Hypothekenbuche entnommene Notiz, wie andere Angaben der frankfurter und offenbacher Kirchenbücher und sonstige Bemerkungen verdanke ich der freundlich theilnehmenden Güte des Hrn. Dr. Weismann an der frankfurter Musterschule, der den Freunden Goethe's durch die Schrift „Aus Goethe's Knabenzeit" rühmlich bekannt ist.

**) Dieser Krespel ist der bekannte Sonderling, den E. T. A. Hoffmann in der köstlichen Novelle „Rath Krespel" gezeichnet hat. Hoffmann hörte an der Wirthstafel im Schwan von diesem Sonderling erzählen.

sondern auch am folgenden Abend finden wir Goethe im Krespel'schen Hause; denn an diesem Abend schrieb er in dasselbe Stammbuch:

Den Abend d'rauf nach Schrittschuhfahrt
Mit Jungfräulein von edler Art,
Staats-Kirschentort, gemeinem Bier
Den Abend zugebracht allhier,
Und Aeugelein und Lichter Glanz,
Ram, Sitha, Hannemann und sein Schwanz.*)

Hiernach muß Goethe mit der Familie Krespel in näherer Verbindung gestanden haben, woher man um so mehr zu der Vermuthung hinneigen darf, daß die durch das Mariagenspiel ihm verbundene Freundin ein Fräulein Krespel gewesen, als sich das Verhältniß zu Lili damals noch nicht gebildet hatte.

Hatte der junge Dichter von „Werther's Leiden" schon durch die vielfachen ehrenden Besuche von bedeutenden Dichtern und Gelehrten **) die allgemeinste Aufmerksamkeit der Frankfurter auf sich gezogen, die sich nicht genug wundern konnten, daß ein in kurzer Zeit durch ganz Deutschland berühmt gewordener Schriftsteller ein heiter lustiges, fast studentenmäßiges Leben arglos fortsetzte, so mußte diese Aufmerksamkeit sich noch steigern, als Goethe in der ersten Hälfte Decembers ***) von Knebel dem jungen Erbherzog von Sachsen-Weimar und dessen Bruder Prinz Konstantin vorgestellt wurde, die ihn nicht blos zur Tafel zogen, sondern ihm auch das Versprechen abnahmen ihnen nach Mainz zu folgen und dort einige Tage bei ihnen zu verweilen. Die wenigen Tage des mainzer Aufenthalts verstrichen ihm sehr angenehm; denn wenn die Prinzen durch Besuche und Gastmähler außer dem Hause gehalten wurden, blieb er bei den Ihrigen, portraitirte Manchen und erfreute sich auch wol im eingefrorenen Festungsgraben am Schrittschuhlaufen. Mit den Prinzen wurden die in Frankfurt begonnenen Gespräche fortgesetzt, unter Anderm auch ein freundliches Verhältniß zu Wieland, den Goethe in der bekannten Farce derb persiflirt hatte, eingeleitet. Als der junge Dichter aber voll von der zutraulichen Güte der Prinzen nach Hause zurückkehrte, wurde er durch die Nachricht von dem Tode von Fräulein von Klettenberg schmerzlich überrascht.*)

Erst nach Goethe's Rückkehr von Mainz, gegen Ende December scheint sich das Verhältniß zu Lili gebildet zu haben, das ihn bald mit feurigster Glut ergriff. Je höher der Ruhm des Dichters stieg, um so mehr bemühten sich die angesehenen Familien Frankfurts ihn in ihren Kreis zu ziehen, was ihnen aber selten gelang, da er meist Einladungen in vornehme Gesellschaften, in denen er sich beim Mangel wahrhaft geistreicher oder gemüthlicher Unterhaltung langweilte, völlig ablehnte. An einem Decemberabend ersuchte ihn ein Freund mit ihm ein kleines Concert in dem angesehenen reformirten Hause der Witwe Schönemann zu besuchen. Johann Wolfgang Schönemann, geboren den 17. Mai 1717, vermählte sich 1749 mit Susanna Elisabetha D'Orville, geboren 1722. Aus dieser Ehe gingen vier Söhne und zwei Töchter hervor, von denen die eine Anna Elisabetha am 23. Juni 1758 geboren war**), die andere bereits im dritten Jahre starb. Schönemann besaß ein angesehenes Bankgeschäft in seinem schönen, auf dem großen Kornmarkte neben der deutsch-reformirten Kirche gelegenen Hause, welches gegenwärtig dem Handelsmann Peter Bonn gehört. Er starb schon 1763, doch setzte die Witwe nach seinem Tode das Bankgeschäft fort, sowie sie auch unverändert ein für die damalige Zeit großes Haus machte. Jeden Abend wurde empfangen, und wer einmal eingeführt war galt stets willkommen; der Hauptanziehungspunkt bildete die schöne, liebenswürdige und geistreiche Tochter, die ihre Talente nach den verschiedensten Seiten hin geltend machte, da sie nicht nur im Zeichnen und in der Musik sehr bewandert war, sondern auch artige Gedichte machte.***) Eben war Goethe mit seinem Freunde in das geräumige Wohnzimmer zu ebener Erde getreten, als die siebzehnjährige Lili sich an den in der Mitte stehenden Flügel setzte und eine Sonate mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte. Der junge Dichter stellte sich an das untere Ende, um die Gestalt und das Wesen der Spielerin nahe genug bemerken zu können; sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; ihre Bewegungen, zu denen das Spiel sie nöthigte, waren ungezwungen und leicht. Nach Be-

*) Goethe erzählt (XXII, 169): er habe die indischen Fabeln, die er aus Dapper's Reisen zuerst kennen gelernt habe, mit großer Lust in seinen Märchenvorrath hineingezogen. „Der Altar des Ram gelang mir vorzüglich im Nacherzählen, und ungeachtet der großen Mannichfaltigkeit der Personen dieses Mährchens blieb doch der Affe Hannemann der Liebling meines Publicums."

**) An Auguste von Stolberg schreibt er einige Monate später, am 13. Febr. 1775: „Noch Eins was mich glücklich macht, sind die vielen edeln Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlands, zwar freilich unter vielen unbedeutenden, unerträglichen in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Andern wiederfindet."

***) In der ersten Hälfte Decembers ward die Reise nach Karlsruhe angetreten, wo der Erbherzog die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, welche die Herzogin Amalie ihm zur Braut bestimmt hatte, sehen sollte. Schon am 21. Dec. schreibt die Herzogin an Graf Görtz: „Sie werden die Freude begreifen die ich über den Entschluß meines Sohnes, die Prinzessin Luise zur Frau zu nehmen, empfinde." Vergl. Görtz' „Historische und politische Denkwürdigkeiten", I, 10; Knebel's „Nachlaß", I. XXIV.

*) Nach dem frankfurter Kirchenbuche wurde Fräulein Sus. Katharina von Klettenberg, Tochter von Remigius Seiffart von Klettenberg, kaiserlicher Wirklicher Rath und ältester Schöffe, 34 Jahre, 11 Monate und 23 Tage alt, am 16. Dec. 1774 beerdigt. Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 121, 301.

**) Nach dem frankfurter Kirchenbuche wurde Anna Elisabetha Schönemann am 23. Juni 1758 getauft. Es war aber Sitte, sie so gar Gesetz, daß die Taufe womöglich am Tage der Geburt vorgenommen werde; besonders bei Vornehmen wurde die Taufe nie verschoben. Goethe sagt demnach richtig, daß Lili's Geburtstag „den 23. Juni 1775 sich zum siebzehnten male wiederholte" (XXII, 206

***) Diese und andere Angaben über Lili und ihre Familie verdanke ich der bereitwilligen Güte des Buch- und Kunsthändlers K. G. Jügel in Frankfurt, der mit einer Tochter von Lili's Bruder vermählt war. Derselbe besitzt ein sprechend ähnliches Portrait von Lili und ihrem nachherigen Gatten.

endigung der Sonate trat sie dem Dichter gegenüber an das Ende des Flügels, und sie begrüßten sich, da bereits ein Quartett angegangen war, stillschweigend; am Schlusse des Quartetts trat er etwas näher zu ihr und sprach seine Freude aus, daß die erste Bekanntschaft ihn zugleich auch mit ihrem Talente bekannt gemacht habe. Lili wußte seine Worte sehr artig zu erwidern, und er glaubte, während sie sich in ihrer einmal angenommenen Stellung gegenseitig anblickten, eine Anziehungskraft von der seltsamsten Art zu empfinden. Jede andere Annäherung blieb bei dem Hin- und Herwogen der Gesellschaft an diesem Abend unmöglich, doch gab Lili's Mutter beim Abschiede ihren Wunsch zu erkennen ihn bald wieder in ihrem Hause zu sehen, worin die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien. Er verfehlte nicht nach schicklichen Pausen seinen Besuch zu wiederholen, wo sich dann ein heiter verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaftliches Verhältniß zu weissagen schien, wenn auch die Stunden, die er theils in Gegenwart ihrer Mutter, theils allein mit ihr zubrachte, zu seinen angenehmsten Genüssen gehörten. Es währte nicht lange, daß Lili ihm in ruhiger Stunde die Geschichte ihrer Jugend erzählte, die Zustände unter welchen sie im Genusse aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen aufgewachsen, in denen sie ihre Jahre verbracht hatte, wobei sie ihre Brüder, ihre Verwandten und nächsten Bekannten auf eine geistreich heitere Weise schilderte; nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel. Sie schonte hierbei auch ihrer selbst nicht, und konnte unter andern kleinen Schwächen nicht leugnen, daß sie eine gewisse Gabe anzuziehen an sich bemerkt habe, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft fahren zu lassen verbunden sei, und im Hin- und Widerreden wurden sie zum Geständniß gebracht, daß sie diese Gabe auch an ihm versucht habe, jedoch dadurch bestraft worden sei, daß sie auch von ihm angezogen worden sei. Diese Bekenntnisse gingen aus einer so reinen, kindhaften Natur hervor, daß sie ihn dadurch auf das allerstrengste sich zu eigen machte. Hatte ihn in Friederike das einfache Landmädchen mit allen Reizen heitern Naturlebens angezogen, hatte ihn Lotte's stille, auf ruhiger Besonnenheit und Güte beruhende Häuslichkeit gefesselt, so trat ihm in Lili das im Mittelpunkte der Bildung und des Prunklebens erzogene Weltmädchen entgegen, dessen geniale Leichtfertigkeit auf wahrer kindlicher Herzlichkeit ruhte, das im Kreise bewundernder Lobpreiser und Verehrer jene ungezwungene Leichtigkeit und Gewandtheit sich erworben hatte welche alle Welt zu bezaubern wußte. Der junge Dichter fühlte sich durch das herzige, frei natürliche, geistreichem Scherze geneigte Wesen Lili's, welche Goethe's Mutter mit Recht die erste Heißgeliebte ihres Sohnes nannte*), unwiderstehlich gefesselt, wogegen ihre leichtfertige Weltgewandtheit, mit der sie Allen zu gefallen suchte, ihn unbehaglich berührte; sie und ihr Herz wünschte er allein zu besitzen, ihm sollte es sich in trautem Wechselgespräche ganz eröffnen, an ihm hängen, in ihm und durch ihn leben. Um so schmerzlicher mußten für ihn die Tage sein, wo er sie nur in glänzenden gesellschaftlichen Kreisen sehen konnte, in denen sie mit ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit und Anziehungskraft Alle bezauberte, ohne daß er sich ihrer herzlichen Neigung in vertrautem Gespräch erfreuen konnte. Wie sehr sich Goethe auch vom höhern Gesellschaftsleben zurückgezogen hatte, so sah er sich jetzt doch durch das Verhältniß zu Lili, welche dort vor Allen glänzte, wider Willen in diese Kreise, deren rauschende Festlichkeiten gerade in diese Wintermonate fallen, hineingezogen. Er fühlte wohl, daß er auch Dieses der Geliebten wegen dulden müsse, wobei er um so lebendiger empfand, daß sie ganz mit seinem Herzen verwachsen sei, was er tiefempfunden in dem „An Belinden" überschriebenen Liede (I, 57 fg.) ausspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Goethe's „Briefwechsel mit einem Kinde". I, 139.

Die Hochzeit des Kutrulis, ein Aristophanisches Lustspiel von A. Rhisos Rhangawis, aus dem Neugriechischen übersetzt von D. G. Sanders. Berlin, Dümmler. 1848. Gr. 16. 25 Ngr.

Es ist eine glückliche Idee, aus dem Lande das die politischen Komödien des Aristophanes geboren, und welches nach Jahrtausenden ähnliche Zustände und Verhältnisse erzeugt wie die waren unter denen der ungezogene Liebling der Grazien seine Dichtungen dichtete, aus dem neuen Griechenland, das in gewissen äußern Elementen und in dem Geiste des Volks, namentlich in der demselben eigenen Naivetät, bei näherer Betrachtung eine innigere Verwandtschaft mit dem alten Griechenlande nachweist als Dies eine blos oberflächliche Ansicht vermuthen läßt, einen so gelungenen Versuch der neugriechischen Komödie wie er hier vorliegt nach Deutschland zu verpflanzen. Und auch die Zeit zu der dies Letztere geschehen ist der Sache nicht ungünstig; denn wie die Politik das ganze Leben des Volks mehr oder weniger beherrscht, und wie auch bei uns ein anderer Aristophanes reichen Stoff fände die Thorheiten und Leidenschaften der Einzelnen und ganzer Classen des Volks zu geißeln, so enthält auch diese neugriechische Komödie Vieles was auf unsere neuesten Zustände daheim zu Hause den unmittelbarsten Bezug hat, und der neugriechische Dichter trifft mit der Geißel seines Spottes auch namentlich uns Deutsche; denn der Frivolität, der Eitelkeit, der moralischen und geistigen Nichtigkeit und Unfähigkeit, wie sie sich heutzutage in gewissen Kreisen des öffentlichen Lebens bei uns frech und ungescheut geltend machen und unter dem Deckmantel der Volkssouverainetät anmaßlich auftreten, wird hier ein Spiegel vorgehalten, in dem wir uns unter ziemlich ähnlichen Verhältnissen, wie sie hier der Dichter mit bestimmten localen Farben darstellt, recht deutlich erkennen können. Vornehmlich wird hier die Leidenschaft einer maßlosen Stellenjägerei, die sich in ihrem Egoismus bis zum Minister versteigt, ohne sich weiter um das öffentliche Wohl selbst zu bekümmern, unter dem Bilde einer Intrigue gebrandmarkt, die nicht blos in der Phantasie des Dichters ihren Grund hat, sondern ihre Farben aus gewissen geschichtlich gegebenen Verhältnissen Griechenlands entlehnt. „Die Hochzeit des Kutrulis" ist nämlich, wie S. 168 bemerkt wird, in Griechenland seit lange sprüchwörtliche Bezeichnung der namenlosesten Verwirrung um Nichts, die eigentliche Fabel des Stücks aber ist folgende. Eine reiche, vornehme und besonders gebildete Griechin in Athen soll einen Schneider heirathen; doch will sie ihn nicht als Schneider zum Ehemanne

haben, sondern verlangt, daß er Minister werden solle. Dem Manne selbst wird weisgemacht, daß es dazu des Einflusses durch das Volk bedürfe, und er weiß sich diesen durch Geld u. s. w. zu verschaffen und es durch Intriguen aller Art dahin zu bringen, daß er, nachdem dem Volke durch absichtlich ausgesprengte Gerüchte die Sache zugetragen und gleichsam mundrecht gemacht worden, selbst daran glaubt Minister zu sein, daß er die Stellung eines solchen sich anmaßt und als solcher gilt, daß die Stellenjäger, die feilen Schmeichler u. s. w. um ihn sich zu schaffen machen, und er endlich, betäubt von dem Nimbus seines Glücks, die Hand der Geliebten erhält, weil er auch ihr als Minister gilt. Allein nachdem er die Welt genugsam verwirrt und die „hohe Narrheit" zu selbstsüchtigen Zwecken genossen, wird er endlich als ein Betrüger ins Gefängniß geworfen, weil er verkauft

Der Nationen Geschick wie feilen Besitz,
Und wähnet für sich nur geschaffen das Volk,
Einsäckelnd den Preis für die Thränen und Schweiß,
Und, wenn er erreicht selbstsüchtigen Zweck,
Hinstößet in Wogen und Klippen das Land,
Und Alles verwirrt.

Die Auffassung der einzelnen Situationen ist höchst witzig und die Darstellung äußerst lebendig, auch letztere in der Hauptsache für uns Deutsche verständlich genug, besonders wenn wir hübsch daran uns erinnern, daß wir uns selbst dies Alles können gesagt sein lassen. Ob die Uebersetzung treu ist, kann Ref. nicht sagen, da er das Original nicht kennt; aber sie hält sich nicht ängstlich an die gegebene metrische Form und hat darum hin und wieder etwas Ungefälliges. Uebrigens ist die Komödie, nach Art der Alten, mit Chören. 16.

Bibliographie.

Breier, E., Eine Maria Magdalena in Wien. Sittenroman aus unserer Zeit. Zwölf Lieferungen. Wien, Sollinger's Wwe. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Drexelius, J., Jobias. Deutsch von J. Pichler. Istes Bändchen. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 8 Ngr.

Erdmann, K., Die theologische und philosophische Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit besonderer Rücksichtnahme auf die religiösen Bewegungen und kirchlichen Bestrebungen der Gegenwart. Nebst einem Anhang: über das Treiben der hallischen Pietisten gegen Chr. Wolf; und Friedrich der Große und das Conventikelwesen. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 1 Thlr.

Herloßsohn, C., Die Mörder Wallensteins. Historischer Roman. 2te Auflage. Drei Bände. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Kauffer, E., Gedichte. Leipzig, Thomas. 16. 20 Ngr.

Kottenkamp, F., Die neuesten Weltbegebenheiten. Nach authentischen Quellen bearbeitet. 13ter Theil: Deutschland in seiner Entwickelung. IV. Stuttgart, Rieger. 8. 5 Ngr.

Laube, H., Das erste deutsche Parlament. 2ter Band. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Moshamer, J. A., Die Mongolen-Braut, eine Erzählung in neuer Form nach dem Inhalte und dem Geiste des Buches Judith. Zwei Lieferungen. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 14 Ngr.

Ausgewählte Novellen-Bibliothek. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Geschichte von Arthur Pendennis, seine Freuden und Leiden, seine Freunde und sein größter Feind. Von W. Makepeace Thackeray. Ister Band. Leipzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Otto, Luise, Ein Bauernsohn. Eine Erzählung für das Volk aus der neuesten Zeit. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ring, M., Berlin und Breslau. 1847—1849. Roman. 2ter Band. — A. u. d. T.: Wanda. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sporschil, J., Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. 7tes und 8tes Heft. Regensburg, Manz. Gr. 8. à 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Aktenstücke, betreffend den zwischen Preußen und Dänemark unterm 10. Juli 1849 abgeschlossenen Waffenstillstand. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Assmann, W., Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung. Zur Goethe-Feier am 28. Aug. 1849. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Bedeutung des gegenwärtigen Zeitalters. Prag, Ehrlich. 1848. Gr. 8. 12 Ngr.

Bischoff, W., Ungarn, seine Erhebung im J. 1848 und deren Geschichte bis auf die neueste Zeit. Nebst einer kurzen geographischen und historischen Einleitung. Nordhausen, Büchting. 16. 5 Ngr.

Böttger, A., Ein Frühlingsmärchen. Gedicht. Leipzig, O. Klemm. 16. 15 Ngr.

Carus, C. G., Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung. Mit 1 Tafel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 20 Ngr.

Cobden, R., Ungarn. Land, Volk und Freiheitskampf der Magyaren. Aus dem Englischen übertragen von — Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 7½ Ngr.

Donno, Die badische Revolution und der Bürgerkrieg unter Brentano und Miroslawski. Nach eigener Anschauung dargestellt. Leipzig, Weller. Gr. 16. 5 Ngr.

Hecker, C., Der Aufstand zu Elberfeld im Mai 1849 und mein Verhältniß zu demselben. Elberfeld, Bädeker. Gr. 12. 7½ Ngr.

Die Deutsche Marine-Verwaltung unter Herrn Duckwitz aus Bremen. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 9 Ngr.

Papst Pius' IX. Allocution in dem am 20. April d. J. zu Gaeta gehaltenen geheimen Consistorium. Olpe, Nurgenberg. 12. 1 Ngr.

Rinne, K. F., Goethe's Iphigenia auf Tauris. Goethe und das griechische Alterthum. Festgabe zur ersten Jubelfeier des Dichters. Leipzig, Hartung. 8. 15 Ngr.

Sachsenschild. Für ehrliche Sachsen. Nr. 3. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Ngr.

Schmidt, J., Die neue Sibylle. Weissagungen über die nächste Zukunft von Teutschland, Frankreich, Ungarn, Polen, Italien und Rußland. Chronologisch geordnete Zusammenstellung der Aussprüche bewährter Seher. Bonn, Sulzbach. Gr. 8. 2 Ngr.

Schüler, C. F. C., Die reißenden Wölfe in Schafskleidern. Predigt über Matth. VII, 15—23. Am VIII. Sonntag nach Trin. 1849 gehalten. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 1½ Ngr.

Unabhängigkeits-Erklärung der ungarischen Nation. Gegeben in der in Debrezin am 15. Apr. 1849 gehaltenen Reichstags-Sitzung. Königsberg, Samter. Gr. 8. 3 Ngr.

Verfassung des deutschen Reiches mit den Grundrechten und dem Reichswahlgesetz. Schw. Hall, Pfeiffer. 32. 2 Ngr.

Warso, A., Rothdeutschland. Ein Gedicht. Stettin, Weiß. 8. 12 Ngr.

Wedel, A. C. E. C., Motivirte Entscheidung des Streits über Nationalität, Staatsrecht und Staatssuccession in Schleswig und Holstein. Philadelphia 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Wienbarg, L., Der diesjährige Dänenkrieg und sein Ausgang — bis auf weiter. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein Wort für die innere Mission an die Volksschullehrer. Jena. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 239. — 5. October 1849.

Goethe's Lili.

(Fortſetzung aus Nr. 238.)

Um die Zeit dieſer gewaltſam auflodernden Liebesglut fällt auch der Anfang von Goethe's Briefen an die Gräfin Auguſte zu Stolberg. Durch den Göttinger Dichterbund war Goethe mit den beiden Stolberg in Verbindung getreten, die ſich beſonders über „Werther's Leiden" in enthuſiaſtiſcher Bewunderung gegen ihn äußerten. Dieſe zogen bald auch ihre Schweſter Auguſte in dieſen Briefwechſel, die zuerſt ohne Nennung ihres Namens dem Dichter von „Werther's Leiden" ihre Gefühle zu erkennen gegeben hatte, worauf dieſer gleich nach dem Empfange, gegen den 18. Jan., im erſten Gefühlsſturme zu erwidern begann:

Meine Theure — ich will Ihnen keinen Namen geben; denn was ſind die Namen Freundin, Schweſter, Geliebte, Braut, Gattin oder ein Wort das einen Complex von allen dieſen Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem — ich kann nicht weiter ſchreiben; Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu gleich den erſten Augenblick! *)

Das was ihn damals ſo gewaltig aufregte war gewiß die ihn ganz verſchlingende und bereits beängſtigende Liebe zu Lili. Gleich darauf kehrte er zu dem abgebrochenen Briefe zurück, wahrſcheinlich nach einem eben abgeſtatteten Beſuche bei Lili.

Ich komme doch wieder — ich fühle, Sie können ihn tragen, dieſen zerſtückten, ſtammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was iſt das als Liebe? Mußte er Menſchen machen nach ſeinem Bilde, ein Geſchlecht was ihm ähnlich ſei **), was müſſen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unſer Gleichniß, uns ſelbſt verdoppelt?

Am 26. Jan. wollte er dieſen Brief fortſchicken, dem er ſeine Silhouette beilegte, indem er zugleich um die Auguſte's bat; aber auch diesmal blieb der Brief liegen. Ehe er dieſen endlich wirklich abſendet, fügt er hinzu:

Sie fragen, ob ich glücklich bin. Ja, meine Beſte, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, ſo wohnt wenigſtens all das tiefe Gefühl von Freud' und Leid in mir. Nichts außer mir ſtört, ſchiert, hindert mich.

Zu derſelben Zeit war Goethe auf das lebhafteſte von ſeiner glühenden Freundſchaft zu Jacobi ergriffen, der auf ſeiner Reiſe nach Karlsruhe vier Wochen, faſt den ganzen Januar hindurch, in Frankfurt verweilte, wo beide Freunde ihr Inneres ſich gegenſeitig erſchloſſen. Auch brachten ihn die Tage von Jacobi's Anweſenheit ohne Zweifel wieder viel mit Jacobi's angeheiratheter Tante Johanne Fahlmer und der Gerold'ſchen Familie in Verbindung, von welcher die eine Tochter Antoinette für den jungen Dichter ſchwärmte.

Es war eine ſehr bezeichnende Eigenheit Goethe's, daß er, wenn er von einer neuen Liebe ergriffen wurde, ſeinen Gefühlen gern in Briefen an entfernte Freundinnen freien Lauf ließ. *) So ſehen wir ihn denn auch jetzt der ungenannten, aber ſchon bekannten enthuſiaſtiſchen Freundin ſein überſtrömendes Herz erſchließen. Am 13. Febr. ſchreibt er:

Wenn Sie ſich einen Goethe vorſtellen können, der im galonnirten Rock, ſonſt von Kopf zu Fuß auch in leidlich conſiſtenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter unter allerlei Leuten von ein paar ſchönen Augen am Spieltiſche gehalten wird, der in abwechſelnder Zerſtreuung aus der Geſellſchaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Intereſſe des Leichtſinns einer niedlichen Blondine den Hof macht, ſo haben Sie den gegenwärtigen Faſtnachts-Goethe, der nicht an Sie ſchreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er ſich in Ihrer Gegenwart ganz unausſtehlich fühlt.

Wie unbehaglich ihm ſelbſt dieſe plötzliche Veränderung ſeines dem ruhigen, ſtillen Genuſſe entfremdeten Zuſtandes ſei, in welchen ihn die Liebe zu ſeiner in geſellſchaftlichen Vergnügungen ſich gefallenden Lili verſetzt hatte, deutet er ſelbſt in dem ſchönen Liede „Neue Liebe, neues Leben" (I, 56 fg.) an. In dieſelbe Zeit fällt die Vollendung des Schauſpiels „Erwin und Elmire", das bereits im Märzhefte der „Iris" erſchien mit folgender Widmung an die Geliebte:

*) Es iſt ein charakteriſtiſcher, in dieſem Briefwechſel beſonders hervortretender Zug Goethe's, daß er auch den vertrauteſten Seelen gegenüber ſeine Liebesverhältniſſe nur im Allgemeinen anzudeuten vermag, da er ſich von jeder genauern Mittheilung durch eine heilige Scheu zurückgehalten fühlt. Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 111.

**) Man vergl. die Worte von Goethe's „Prometheus", VII, 241, der kurz vorher geſchrieben iſt:

Ich habe ſie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht das mir gleich ſei.

*) Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 142.

Dieſen Strauß, den ich dir binde,
Pflückt' ich aus dieſem Herzen hier;
Nimm ihn gefällig auf, Belinde,
Der kleine Strauß er iſt von mir.

Die glühendſte, tiefempfundenſte Liebe ſpricht aus dem kleinen Stück, in welchem die etwas derbe Art charakteriſtiſch iſt wie die Mutter ſich über die vornehme Erziehung der Zeit äußert, welche die Kinder um allen frohen Genuß der Jugend bringe.

Gegen Ende Februar kam auch Jung-Stilling nach Frankfurt, der von Goethe freundlich aufgenommen durch die verzweifelnden Klagen über den unglücklichen Ausgang der Operation des Oberhofmeiſter v. Lersner ihm und ſeinen Aeltern, die ihn vergebens aufzurichten ſuchten, große Noth machte. Goethe ſagt (XXII, 287), Jung habe ſich am Anfange des J. 1775 angemeldet. Jung ſelbſt erzählt*), er ſei in der erſten Woche des Januar (der 1. Jan. fiel 1775 auf einen Sonntag) von Elberfeld abgereiſt. Damit ſteht aber in entſchiedenem Widerſpruche die Anzeige welche der als Hausarzt des Hrn. v. Lersner von Jung genannte Prof. Dr. J. W. Hoffmann unter dem 7. Jan. in das „Frankfurter Journal" ſetzen ließ, wonach Jung auf Koſten eines frankfurter Herrn zu Ende Februar in Frankfurt ankommen, aber nach dem 11. März keine Operation mehr vornehmen werde, da ſeine Rückkunft nach Hauſe von vielen Patienten ſehnlichſt erwartet werde. Hiernach müſſen wir annehmen, daß Jung's Anweſenheit etwa von Mitte Februar bis Mitte März gedauert habe. Goethe berichtet, Jung habe ihm gleich nach der Operation geſtanden, daß er, weil er die Linſe nicht ohne einige Gewalt habe ablöſen müſſen, wegen des Erfolgs in Sorgen ſei, wogegen Jung ſelbſt berichtet, Alles ſei nach Wunſch gelungen, und er ſei nie zufriedener als damals geweſen, erſt nachher ſei die Sache bedenklich geworden und zuletzt ganz mislungen. Die ſchreckliche Angſt und Qual in welche Jung hierüber gerieth ſchildert er ganz übereinſtimmend mit Goethe.

Auch Jacobi traf auf ſeiner Rückreiſe von Karlsruhe gegen Ende Februar in Frankfurt ein, wo er die Faſtnacht (Faſtnachtſonntag fiel 1775 auf den 26. Febr.) zubrachte. Unterdeſſen war Goethe durch den geiſtloſen Angriff den Nicolai auf „Werther's Leiden" gemacht hatte erbittert worden, worin er durch Jacobi beſtärkt wurde. Goethe überließ ſich aber die Faſtnachtstage über den rauſchenden Vergnügungen, in die er ſeit einiger Zeit gerathen war. An Auguſte Stolberg ſchreibt er:

Den 28. Febr. haben wir getanzt, die Faſtnacht beſchloſſen — ich war von den Erſten im Saale, ging auf und ab — und dann — viel Freud' und Lieb' umgab mich. Was ſoll ich Ihnen ſagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zuſtand nicht ganz ſagen kann, da Sie mich nicht kennen. Liebe! Liebe! Bleiben Sie mir hold. Ich wollt' ich könnt' auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug' raſten. Großer Gott, was iſt das Herz des Menſchen?

*) „Jung-Stilling's häusliches Leben", S. 42. Schon am 12. Nov. 1773 wurde in den frankfurter gelehrten Anzeigen auf Jung-Stilling's glückliche Heilcuren aufmerkſam gemacht.

Die Anziehungskraft welche die Geliebte auf Alle zu üben wußte war für ihn ſehr peinlich, ſodaß er bei allen jenen Bällen und Geſellſchaften welche der Januar und Februar gebracht hatten viele Qual ausgeſtanden hatte. Glücklicherweiſe befreite ihn von ſolchen rauſchenden Vergnügungen der folgende Monat, an deſſen Anfang wir ihn im nahen Offenbach finden, von wo er am 6., einem Montage, ſchreibt, er ſei „auf dem Lande bei ſehr lieben Leuten, in Erwartung" — weſſen? will er ſeiner lieben Auguſte nicht verrathen. Goethe ſagt uns ſelbſt, daß er in Offenbach, das ſchon damals bedeutende Anfänge einer ſich bildenden Stadt zeigte, bei Johann André wohnte, der ſich als Componiſt durch ſeine von ihm ſelbſt gedichtete Oper „Der Töpfer" Beifall erworben hatte*) und jetzt Goethe's „Erwin und Elmire" componiren ſollte. Hier erwartete er Lili, deren Onkel (Goethe bezeichnet ihn mit ſeinem Vornamen Bernhard), der Bruder von Lili's Vater, eines der prächtigſten Gebäude mit weitläufigen Fabrikanlagen in Offenbach beſaß. Dieſem gegenüber wohnte D'Orville, ein Bruder oder Verwandter von Lili's Mutter, ein jüngerer lebhafter Mann von liebenswürdigen Eigenſchaften. Am 7. März meldet Goethe an die Gräfin Auguſte:

Heute war der Tag wunderbar; habe gezeichnet — eine Scene (im „Fauſt"?) geſchrieben. O wenn ich jetzt nicht Dramas ſchriebe, ich ging' zu Grund.

Er verſpricht ihr nächſtens ein Drama zu ſchicken, das ſie aber nicht aus den Händen geben möge, da er es nicht drucken laſſen wolle; denn er werde, ſo Gott wolle, künftig ſeine Kinder in ein Eckchen begraben oder etabliren, ohne es dem Publico auf die Naſe zu binden, da das „unerquickliche Geträtſch" über ſeinen „Werther"**) ihm alle Luſt benommen hatte weiter Etwas zu veröffentlichen. Er ſchreibt:

Warum ſag' ich dir nicht Alles? Beſte — Geduld, Geduld hab' mit mir!

An demſelben Morgen hatte er an ſeine Schweſter geſchrieben, der er ſein gepreßtes Herz offenbarte. Am 8. März mag Lili wirklich nach Offenbach gekommen ſein. Zwei Tage darauf finden wir ihn wieder in Frankfurt, von wo er ſeiner geliebten Auguſte „ſtatt allen weitern Schreibens" eine Zeichnung ſeiner Stube ſchickte.

Nur ſag' ich Ihnen noch, daß mein Kopf ziemlich heiter, mein Herz leidlich frei iſt. Was ſag' ich! — O Beſte, wie wollen wir Ausdrücke finden für Das was wir fühlen! Beſte, wie können wir einander was von unſerm Zuſtande melden, da der von Stund' zu Stund' wechſelt! — Halten Sie eines armen Jungen am Herzen! Geb' Ihnen der gute Vater im Himmel viel muthige, frohe Stunden, wie ich deren oft habe, und dann laß die Dämmerung kommen thränenvoll und ſelig. Amen.

*) „Der Töpfer", ſchreibt Goethe am 3. Nov. 1773 an Betti Jacobi, „iſt hier mit großem Beifall aufgeführt worden. Daß aber ja keine Freude rein ſei, will der Verlag ſeiner Partitur nicht aus der Stelle." Eine Beurtheilung des Stücks in der frankfurter Zeitung verdroß den Componiſten, beſonders weil ſein Stück als Nachahmung bezeichnet wurde. Hierauf beziehen ſich die Aeußerungen im genannten Briefwechſel, S. 15 fg., 19 fg.

**) Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 153—156.

Je ſeltener ſolche Beziehungen auf den Himmel bei Goethe ſind, um ſo bezeichnender ſind ſie für ſeine Stimmung. Wir erinnern an eine ähnliche Stelle, die er in ängſtlichſter Unruhe von Seſenheim aus ſchrieb:

Meine Seel' iſt das Wetterfähnchen drüben auf dem Kirchthurm. Behüt' mir Gott meine lieben Aeltern! Behüt' mir Gott meine liebe Schweſter! Behüt' mir Gott meinen lieben Herrn Actuarius! Und alle frommen Herzen! Amen.

Wie ſehr ſich auch Goethe in der Liebe zu Lili gezogen fühlte, ſo konnte er doch nicht hoffen, daß die Hinderniſſe welche der Verbindung entgegenſtanden ſich bald löſen dürften. Seinem Vater konnte die Verbindung mit einer andere Religionsgebräuche übenden, an ein glänzendes Geſellſchaftsleben gewohnten Familie wenig zuſagen, und er war ſehr verdrießlich, daß der Sohn, ſtatt der früher in Ausſicht ſtehenden, zu den Verhältniſſen ſeines, wenn auch ſtattlichen, doch auf äußern Glanz und ein bewegtes Geſellſchaftsleben wenig berechneten Hauſes ganz paſſenden Schwiegertochter, mit einer Staatsdame ſich verbinden wollte. Dazu kam, daß das Schönemann'ſche Haus bei all ſeinem Glanze keineswegs als ein ſicherſtehendes galt, ſondern ſein Beſtand gerechtem Zweifel Raum gab. Frau Schönemann dagegen wünſchte für ihre Tochter die Verbindung mit einem glänzenden Hauſe, wodurch ihr Bankgeſchäft gehoben würde, wofür ſie in dem Dichterruhme des aus einer wohlhabenden, aber ſchlicht bürgerlichen Familie ſtammenden jungen Goethe keinen Erſatz fand. So mußte denn das von beiden Familien wenig begünſtigte Verhältniß für die Geliebten ſehr peinlich ſein, die nur mit der Hoffnung einer ſpätern Ausgleichung ſich tröſten konnten. Goethe ſchreibt am 19. März:

Mir iſt's wieder eine Zeit her für (vor) Wohl und Wehe, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da iſt mir's doch als wär' ich im Himmel.

Vier Tage darauf erhält er einen Brief von Auguſte, welche ihm von ihren Zuſtänden und ihren heftigen Fieberanfällen ſchrieb. Goethe antwortet noch an demſelben Tage:

Danke, danke für die Schilderung dein und deines Lebens. Wie wahr, wie voraus von mir gefühlt! O könnt' ich auch! — Behalt' mich lieb.

Und am Schluſſe:

Jetzt gute Nacht, und weg mit dem Fieber! Doch, wenn du leideſt, ſchreib' mir — ich will Alles theilen — o dann laß mich auch nicht ſtecken, edle Seele, zur Zeit der Trübſal, die kommen könnte, wo ich dich flehe und alle Lieben.

Dieſen Brief ſandte er erſt am 25. März ab, an welchem Tage er an Jacobi ſchrieb:

Mein Herz und Sinn iſt jetzt ſo ganz wo anders (als auf ſeine eigenen Gedichte) hingewandt, daß mein eigen Fleiſch und Blut mir faſt gleichgültig iſt. Sagen kann ich dir Nichts — denn was läßt ſich ſagen! Will auch nicht an morgen und übermorgen denken; drum Ade. — Bleib' bei mir, Fritz — mir iſt als wenn ich auf Schrittſchuhen zum erſten mal allein liefe und dummelte auf dem Pfade des Lebens, und ſollte ſchon um die Wette laufen und das, wohin alle meine Seele ſtrebt.

Die Hinderniſſe welche ſich der Verbindung entgegenſtellten machten ihn unglücklich, wozu die Qual kommen mochte, daß Lili es nicht laſſen konnte bei Allen zu glänzen und Allen freundlich zu thun. Jacobi ſcheint Goethe damals auch aus einer großen Geldverlegenheit gerettet zu haben, über deren Veranlaſſung wir keine Vermuthung wagen dürfen. *)

Vom 25. März bis 15. April haben wir keine Briefe von Goethe, weder an die Gräfin Auguſte noch an ſeine ſonſtigen Freunde. In dieſe Zeit, vermuthlich Anfangs April **), muß die Verlobung mit Lili fallen, die freilich nach Goethe's Darſtellung in „Wahrheit und Dichtung" erſt nach dem 23. Juni erfolgt ſein würde. Ein Fräulein Delf von Heidelberg, die von Goethe, der ſie im Schönemann'ſchen Hauſe kennen gelernt hatte, bei ſeinem Vater eingeführt worden war, übernahm die Vermittelung zwiſchen den beiderſeitigen Familien. Goethe erzählt:

Sie kannte ſehr wohl unſere Wünſche, unſere Hoffnungen; ihre Luſt zu wirken ſah darin einen Auftrag; kurz ſie unterhandelte mit den Aeltern. Wie ſie es begonnen, wie ſie die Schwierigkeiten die ſich ihr entgegenſtellen mochten beſeitigt, genug ſie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt euch die Hände!" rief ſie mit ihrem pathetiſch gebieteriſchen Weſen. Ich ſtand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; ſie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langſam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.

Da Fräulein Delf mit ihrer ältern Schweſter einem kleinen Handelshauſe in Heidelberg vorſtand, ſo ſcheint die mit dem 2. April eintretende Oſtermeſſe ſie nach Frankfurt geführt zu haben, wodurch ſich eine annähernde Zeitbeſtimmung der Verlobung ergeben würde.

Mit dieſem Augenblicke trat in Goethe's Seele eine gewiſſe Sinnesänderung lebhaft hervor. War die Geliebte ihm bisher ſchön, anmuthig, anziehend vorgekommen, ſo erſchien ſie ihm nun als würdig und bedeutend; er erkannte jetzt ganz den Werth ihres Charakters, ihre Sicherheit in ſich ſelbſt, ihre Zuverläſſigkeit in Allem, und freute ſich dieſer Vorzüge als eines Capitals, von dem er zeitlebens die Zinſen mitzugenießen hatte, und ließ ſeine Eiferſucht ganz ſchwinden. Die durch Fräulein Delf eroberte Zuſtimmung ward als obwaltend anerkannt, ſtillſchweigend und ohne weitere Förmlichkeit. Aber nur zu bald zeigte ſich das Misliche der beiden Verlobten, da auch nach dieſer Zuſtimmung kein Verhältniß der Aeltern untereinander, kein Familienzuſammenhang ſich bilden wollte, vielmehr von beiden Seiten

*) Goethe beginnt den Brief mit den Worten: „Danke dir für Alles, Erwin" ꝛc., womit man den Brief vom 2. Oct. 1772 vergleiche. Später, im Auguſt, fragt er bei Merck an, ob dieſer ihm im Fall, wenn er ſich von Frankfurt entferne, auf den erſten Stoß mit einigem Geld beiſtehen wolle, und wirklich lieh er vor der Ankunft des Herzogs von Sachſen-Weimar in Frankfurt von Merck 10 Karolin. Im Januar 1776 machte er bei Merck eine neue Anleihe.

**) Zu derſelben Zeit wurde Goethe durch die ohne ſein Wiſſen und Willen namenlos erſchienene Schrift: „Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten" von ſeinem Freunde H. L. Wagner, die man ihm ſelbſt zuſchrieb, in große Verlegenheit geſetzt, ſodaß er ſich genöthigt ſah am 9. April öffentlich zu erklären, daß nicht er, ſondern Wagner der Verfaſſer ſei. Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 196 fg., 211 fg.

immer lebhafter empfunden wurde wie wenig ihre Häuser zusammenpaßten. Somit war die Sache durch jene abgedrungene Einwilligung wenig gefördert — und bald kehrte auch die alte Eifersucht zurück, die immer höher stieg, je weniger Lili sich in ihrer Freundlichkeit gegen Andere mäßigen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Milton's Ehrenrettung.

Zum Schmuze der Literatur gehören die hämischen Auslassungen gegen den Dichter des „Paradise lost" bei und nach seinem Leben. Daß König Karl II. einige seiner Schriften durch Henkershand verbrennen ließ, konnte Milton nur ehren. Daß ein Anonymus „alle wohlgesinnten Christen bei ihrem Seelenheile" aufrief „den schändlichen Buben zu Tode zu steinigen", darüber konnte er lachen. Letzteres vielleicht noch mehr, als Winstanley von ihm verkündete: ungeachtet er etwas weniges dichterisches Verdienst besitze, „sei doch sein Ruhm erloschen gleich einer Lichtschnuppe, und werde in alle Ewigkeit fortstinken wegen seiner niederträchtigen Verleumdung jenes ruhmreichen Märtyrers und Königs, Karl's I." Aber es schmerzte und mußte ihn schmerzen, als Aubrey behauptete, „zur Strafe für seine liederliche Aufführung habe die Universität ihn ausgespien" (vomited), und es klang böse für ihn, als in späterer Zeit Dr. Johnson sagte: „Ich schäme mich zu erwähnen, was, wie ich fürchte, nur zu wahr ist, daß Milton einer der letzten Studenten beider Universitäten war welcher die öffentliche Schmach körperlicher Züchtigung erlitten." In Bezug weder auf diesen noch auf jenen Schimpf findet sich bei der Universität Cambridge, wo Milton studirte, ein urkundlicher Nachweis. Während jedoch Aubrey seine Behauptung auf eine Stelle in einer von Milton's lateinischen Elegien stützte, konnte Johnson seine Befürchtung auf den Gebrauch gründen, bei der Relegation auf vorhergehende Ruthenhiebe zu erkennen. Daß Milton Aubrey's Behauptung zwei oder drei Jahre nachdem er sie vorgebracht, bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe seiner Elegien, unter denen auch die fragliche, für eine Lüge erklärte, verschlimmerte seine Sache insofern als seine feierliche Ableugnung einer von ihm selbst in seiner Elegie eingestandenen Wahrheit seinen Charakter anderweit verdächtigte. Ueber jenes Eingeständniß aber ging das Urtheil der ihm günstigsten Commentatoren dahin, daß die betreffende Stelle, obschon nicht von Relegation, doch von einem consilio abeundi, dem englischen rustication, spreche. Die in Frage befangenen Verse sind folgende, und die gesperrt gedruckten Worte diejenigen aus welchen Milton's Schimpf gefolgert wurde:

Me tenet urbs refluâ quam Thamesis alluit undâ,
Meque nec invitum patria dulcis habet.
Jam nec arundiferum mihi cura revisere Camum,
Nec dudum vetiti me laris angit amor.

Si sit hoc exilium patrios adiisse penates,
Et vacuum curis otia grata sequi,
Non ego vel profugi nomen sortemve recuso,
Laetus et exilii conditione fruor.

Nachdem Johnson's vollgültige Autorität dem Urtheile der mildesten Ausleger beigetreten, und er namentlich versichert, daß selbst die größte Hochschätzung Milton's unter dem Ausdrucke vetiti laris nichts Anderes verstehen könne als eine ihm verschlossene Wohnung, war die Sache des Dichters verloren, der Schmutzfleck auf seinem Charakter anscheinend unvertilgbar. Da schreitet plötzlich ein neuer Kämpfer für die Ehre des Dichters in die verödeten Schranken, Dr. Maclure, magister legens der classischen Literatur an der Universität Edinburg, und beweist in einer der jüngsten Nummern des „Classical museum", daß die Elegie von Anfang bis zum Ende misverstanden worden, und nicht eine Spur von Dem enthalte was Gelehrte darin gefunden, und Unwissende ihnen nachgeschwatzt. „Es muß überraschen", schreibt der Verf., „daß in der Elegie vorkommende Ausdrücke, ich will nicht sagen, von «der größten Hochschätzung», sondern sogar von Beshen und Verachtung in einer Weise haben gedeutet werden können welche die wider Milton vorgebrachte und von ihm mit Unwillen zurückgewiesene Verleumdung unterstützte. Mir ist es so hell wie der Tag, daß sie, wenn richtig erklärt, der Ehrenkränkung jeden Schein des Rechts nehmen. Milton war 18 Jahre alt, und auf Ferien in London, als er die an seinen Schulkameraden und Freund Charles Deodate gerichtete Elegie: «Ad Carolum Deodatum», schrieb. Deodate hatte in Oxford studirt, sich dann nach Chessire gewendet und, wie die Elegie bezeugt, eine muthmaßlich poetische Epistel an Milton erlassen, worin er, unbekannt mit der Gesinnung seines Freundes in Betreff der Universität, ihn wegen seiner Abwesenheit von derselben in Folge der Ferien beklagte, und die zeitweilige Trennung eine Art exilium nannte. Diese Ansicht will Milton widerlegen und thut es, ich gebe zu, in für die alma mater nicht sehr schmeichelhaften Ausdrücken, doch sicherlich nicht in einer Weise welche die darauf gegründete Beschuldigung wider ihn zu unterstützen vermag. Räumt man nun ein daß hieraus die Worte exilium und profugus sich erklären, fragt aber wie ich die Worte dudum vetiti laris zu erklären mich getraue, so antworte ich, daß Nichts leichter ist, und ich nur nicht begreifen kann, warum der richtige Sinn so lange unentdeckt geblieben. Die Commentatoren haben bis jetzt angenommen, erwähnte Worte bezögen sich auf des Dichters freudeleere Zimmer im Christ college zu Cambridge. Milton war jedoch ein zu guter Lateiner das Wort lar so unpassend zu gebrauchen. Er gebraucht es in der alleinigen Bedeutung die es hat, für seine Heimat, seines Vaters Herd, dessen Besuch ihm durch die Regel des College nun längst verboten gewesen. Kurz, er zählt zu den Freuden seines dermaligen Aufenthalts in London die Befreiung von dem Heimweh, woran er in Cambridge gelitten. So gedeutet quadrirt die Stelle mit sich, mit andern Stellen in Milton's Schriften, und mit dem Register des College, und was von größerer Wichtigkeit sein dürfte, es reinigt nicht blos das Andenken des größten Dichters und eines der gereiftesten Gelehrten Englands von einem Flecke der ihm lange angeklebt, sondern es entzieht auch thörichten und unbesonnenen jungen Menschen die gern ergriffene Gelegenheit ihre schlechte Aufführung und Halsstarrigkeit mit einer glänzenden Autorität zu beschönigen." 10.

Literarische Notiz.

„La révolution du 24 Février 1848"

ist der Titel eines von den französischen Zeitungen wohl empfohlenen Buches aus der Feder Karl Dunoyer's. Liebe zur Freiheit und Achtung vor dem Gesetz bilden den Grundzug in des Autors Charakter, und mit der aus der Vermischung dieser beiden Factoren nothwendig hervorgehenden Anschauung des öffentlichen Lebens beurtheilt er die Thatsachen der Vergangenheit und die Hoffnungen der Zukunft. Im Gegensatz zu der Farblosigkeit und Charakterlosigkeit welche die französische Presse ziemlich allgemein der Revolutionsgeschichte von Lamartine vorwirft, wird an Dunoyer eine feste Zeichnung der Charaktere, ein einfaches Abwickeln der geschichtlichen Fäden und eine offene, selbständige, ohne Prahlerei sich darlegende Meinung gerühmt. Einem solchen Talente und einer so tiefen und scharfen Auffassung der Verhältnisse gegenüber — ruft das „Journal des débats" aus — hat man immer reichen Stoff zum Denken und Lernen, selbst wenn man im Einzelnen sich zu des Autors Ansicht nicht zu bekehren vermag. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 240. — 6. October 1849.

Goethe's Lili.

(Fortſetzung aus Nr. 239.)

Onkel Bernhard, welcher der Verbindung nicht entgegen war, lud Lili auf einen beſtimmten Tag im April nach Offenbach, wo er die Verlobung feſtlich zu feiern gedachte. Sie verſprach zum Mittag nach Offenbach zu kommen. Aber am Vorabend ließ ſie durch ihren Bruder George ihrem Verlobten ſagen, daß es ihr völlig unmöglich ſei am Mittage, wie ſie gedacht, zu kommen; erſt gegen Abend hoffe ſie ihre Ankunft erwirken zu können; ſie bitte ihn aber ſo herzlich dringend Etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieſer Nachricht, die er hinausmelden möge, bei den Freunden gemildert, ja verſöhnt werde. Wie der Dichter dieſe theilweiſe Vereitelung des Feſtes durch das am Morgen nach Offenbach geſandte Gelegenheitsgedicht „Sie kommt nicht" zu allgemeiner Erheiterung zu benutzen wußte, erzählt er auf anziehende Weiſe in „Wahrheit und Dichtung". Er kam erſt gegen Abend, wo ſie zu ihrer Ueberraſchung in heitern, ja luſtigen Geſichtern bewillkommnet wurde. Daß ihr Ausbleiben am Mittage durch vielfache Hin- und Herreden über ihr Verhältniß zu Goethe und die Verſuche daſſelbe zu löſen veranlaßt ſei, war leicht zu erkennen.*) Indeſſen ſcheinen die Verlobten ſich im Laufe des Aprils und am Anfange des folgenden Monats**) mehrfach in Offenbach zuſammengefunden zu haben, wo ſie oft bis nach Mitternacht dem Spiele von Johann André zuhörten und Luſtpartien in die Umgegend machten.***)

Dennoch konnten die Verſuche welche von beiden Seiten gemacht wurden die Verlobten zu trennen nicht ohne ſtörenden Einfluß bleiben, woher wir bald das Verhältniß ſo gelockert ſehen, daß Goethe mit den beiden Stolberg Ende Mai die Schweizerreiſe unternahm ohne vorher von der Geliebten Abſchied genommen zu haben. Schon am 15. April ſchreibt er an Auguſte Stolberg: „Ach Gott, Ihre Brüder kommen, unſere Brüder zu mir. — Liebe Schweſter! Das liebe Ding das ſie Gott heißen oder wie's heißt, ſorgt doch ſehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung, und es wird mir ſo wohl thun ſie zu haben." Und 11 Tage ſpäter: „Wie erwart' ich unſere Brüder! Welch ein lieber Brief von euch Dreien." Die Ankunft derſelben ſcheint Anfang Mai erfolgt zu ſein*) und der Antritt der Schweizerreiſe Ende Mai zu fallen. Nach ſeiner Rückkehr ſchreibt er am 3. Aug.: „Umſonſt daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr"; wir finden ihn aber bereits am 25. Juli wieder in Frankfurt. Am 24. Juni ſchreibt Boie an Merck, er habe ſchon vor einiger Zeit einen Brief aus Karlsruhe und danach noch einmal Nachricht von den Stolberg erhalten. „Goethe ſchwärmt in der Schweiz herum", heißt es in einem Briefe Merck's an Höpfner vom 3. Juli**); „in drei Tagen kommt Zimmermann." Und vier Tage ſpäter ſchreibt derſelbe: „Goethe ſchwärmt jetzo bei ihm (Lavater) und in der Schweiz herum. Auch haben wir Zimmermann auf einige Tage hier."***)

Die beiden Stolberg und ihr Begleiter Graf Haugwitz wurden von Goethe mit Jubel empfangen, da ihr leidenſchaftlich ſtürmiſches Weſen ihn dem ſchwankenden Zuſtande entriß in welchem er ſich eben befand. Die ausgelaſſene Luſt der Grafen, die bei Goethe meiſt zu Tiſche waren, wurde beſonders von Goethe's Mutter, der man damals den Scherznamen Frau Aja aus den „Haimonskindern" beilegte, auf die glücklichſte Weiſe getheilt, und in den Schranken heitern Tollens gehalten.

*) Goethe verlegt dies Feſt auf Lili's Geburtstag, den 23. Juni, und ſpricht gar nicht von einer Verlobungsfeier. Aber am 23. Juni war Goethe in der Schweiz, ſodaß dieſe Angabe auf einem Irrthume beruht, der um ſo leichter ſich erklärt, als ihm von jenem Gelegenheitsgedicht weder Abſchrift noch Concept geblieben war, ſodaß er den Titel aus dem Gedächtniſſe herſtellen mußte. Ein anderes Feſt als eine heitere Beglückwünſchung zur Verlobung dürfte kaum zu vermuthen ſein.

**) Herder ſchreibt im Mai an Hamann (Hamann's Werke, V, 141): „Claudius krankt und Goethe geht mit Heirathsgedanken."

***) Vergl. XXII, 287, 331.

*) Ende April ſcheinen ſie von Hamburg abgereiſt zu ſein. Vergl. „Briefe von Voß", I, 192, 266. Am 29. waren ſie noch in Wandsbeck.

**) Bei Wagner ſteht irrig, wol nur durch Druckfehler, der 3. Juni. Daß der Juli gemeint ſei, ergibt ſich theils aus der Erwähnung des Todes von Merck's zweitem Sohne, der am 17. Juni ſtarb, theils aus der Nachricht über Zimmermann, der nach dem „Frankfurter Journal" auf ſeiner Reiſe in die Schweiz am 3. Juli in Frankfurt ankam, theils aus dem folgenden richtig vom 7. Juli datirten Briefe. Seltſam wie Viehoff (II, 226 fg.) Dies überſehen konnte.

***) In dem Briefe Goethe's an Reich („Briefe von Lavater und Goethe", S. 113), datirt „Frankfurt, 28. Mai 1775", iſt ohne Zweifel ſtatt Mai zu leſen März, eine Verwechſelung die bei Goethe's Schrift ſehr leicht iſt.

Mit ihnen ging er auch nach Offenbach, wo er sie bei seinen Freunden einführte und sie unter Anderm mit einem lieben Mädchen seiner Bekanntschaft zusammenführte, welche er selbst ein seltsames Geschöpf nennt.*) Ohne Zweifel stellte er auch seiner Lili die gräflichen Freunde vor.

Goethe verließ gegen Ende Mai mit den beiden Stolberg seine Vaterstadt, nachdem er sich von Lili „mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied" getrennt hatte; war sie ihm doch so sehr ans Herz gewachsen, daß er sich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte (XXII, 339). Obgleich schon damals das Verhältniß gelockert war, so schied er doch, wie er einige Monate später sagt**), „hoffnungsvoll ihre beiderseitigen Schicksale zu verbinden". In Darmstadt warnte Merck, bei welchem Goethe seine Zeit zubrachte, ihn vor der Gesellschaft seiner gräflichen Freunde, wenn wir dem Berichte in „Wahrheit und Dichtung" trauen dürfen. „Daß du mit diesen Burschen ziehst", rief er aus, „ist ein dummer Streich; du wirst nicht lange bei ihnen bleiben. Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist dem Wirklichen eine bestimmte Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und Das gibt Nichts als dummes Zeug." Hiermit stimmt es wenig, wenn Boie in Beantwortung eines Briefes von Merck am 24. Juni schreibt: „Ich freue mich sehr, daß Sie die Stolberge kennen und lieben gelernt haben. Ich verspreche mir von ihrer Bekanntschaft (mit Goethe) viel Gutes." Merck mochte die Verbindung misbilligen, weil Goethe über die Zeit jugendlicher Ueberspannung, in der sich die gräflichen Brüder gefielen, hinaus war, und er der Ueberzeugung lebte, daß diesen eine wahrhaft dichterische Anlage abgehe. Die Worte mit welchen er den Unterschied zwischen diesen und Goethe bezeichnet sprechen treffend das Charakteristische von Goethe's ganz objectiver Poesie im Gegensatze zu den subjectiven Ergüssen der enthusiasmirten Brüder aus.***) Auf das gemüthlichste wurde Goethe in Karlsruhe von dem Erbherzoge Karl August von Sachsen-Weimar und seiner Braut Luise von Hessen-Darmstadt empfangen, die ihm Beide wiederholt versicherten, daß es ihnen angenehm sein würde ihn bald in Weimar zu sehen. Schon im December 1774 hatte zu Karlsruhe die Vermählung stattgefunden, worauf die beiden Prinzen mit Görtz und Knebel nach Paris abreisten†); von dort kehrten sie nach Karlsruhe zurück, wo sie mit Goethe zusammentrafen. Schon um Johanni (24. Juni) war er in Weimar zurück.*) Dagegen ist es ein Irthum, wenn Goethe behauptet, er habe in Karlsruhe Klopstock getroffen, der längst wieder in Hamburg war. Am 3. April war er auf der Rückreise in Göttingen, von wo er am 5. April nach Hamburg abreiste.**) „Klopstock ist schon lange weg", schreibt Jacobi am 26. April an Frau von Laroche, „aber nicht Verdrusses wegen, sondern weil einer seiner Brüder, der 10 Jahre in Madrid gewesen war, ihn unvermuthet überfiel und ihn überredete einen Monat früher als er sonst würde gethan haben mit ihm nach Hamburg zu reisen." Nach Knebel***) wäre Klopstock darüber erzürnt gewesen, daß er bei Hofe nur als bloßer Legationsrath galt, und aus Aerger, ohne Abschied zu nehmen, wieder fortgereist.

Von Karlsruhe ging Goethe zu seiner Schwester in Emmendingen, welche ihn von der Auflösung seines Verhältnisses mit Lili zu überzeugen suchte. Es sei hart, meinte sie, ein solches Frauenzimmer, von deren Wesen sie sowol durch den Bruder als andere Berichte und eigene Kenntniß unterrichtet war, in das einfache, stille, auf glänzende Gesellschaften nicht eingerichtete Bürgerhaus ihrer Aeltern zu versetzen, wo sie sich bald unglücklich fühlen werde. Freilich mußte er der Schwester, die mit rührendster Theilnahme an ihm hing, in der Hauptsache Recht geben, aber er konnte und mochte ihr Nichts versprechen, da er die Hoffnung nicht aufgeben wollte die Geliebte bald außerhalb der Vaterstadt in ein ihren Neigungen und Wünschen entsprechendes Verhältniß zu führen. Und was die Schwester sonst anführen mochte, daß ein bei allen trefflichen Eigenschaften doch verzogenes und gefallsüchtiges, an den Glanz der Gesellschaften gewöhntes Mädchen zu seinem einfachen, natürlichen Wesen nicht passen werde, daß sie die Sucht zu glänzen und Allen zu gefallen der Liebe zu ihm nicht aufopfern könne, verschwand vor der Leidenschaft gähnender Liebe und der Ueberzeugung, daß die schönste natürliche Gemüthlichkeit und die lebhafteste, schwungvollste Empfindung, die mit seiner Natur wunderbar übereinstimmten, den unerschütterlichen Grund von Lili's Wesen bildeten. Diesen Besuch der Schwester müssen wir in den Anfang Juni setzen. Am 4. Juni sandte Goethe an Knebel seine eben vollendete „Claudine", die er dem Herzog auf der Reise in freien Stunden vorlesen und dann an seine Schwester zurückschicken möge; nur „Nichts abgeschrieben!" bittet er gar schön.†) Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er diese Sendung von Emmendingen aus machte, wohin auch die Handschrift zurückgeschickt

*) Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. Wir vermuthen, daß diese jenes Lottchen ist an welches das Gedicht „An Lottchen" (I, 61 fg.) gerichtet ist. Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 98 fg.

**) Schöll's „Briefe und Aufsätze von Goethe", S. 159.

***) Man hat mit Recht bemerkt, daß die Schilderung welche Goethe in „Wahrheit und Dichtung" von Merck macht etwas zu ungünstig ist; aber den Beinamen Mephistopheles gibt er ihm nicht erst dort, sondern schon in einem Briefe an Frau von Stein (I, 361), wo er sogar von ihm sagt, der Drache mache ihm böses Blut (I, 363).

†) Knebel schrieb von Paris aus am 14. März einen Brief an seine Schwester (Knebel's Nachlaß, II, 167 fg.).

*) Vergl. Görtz a. a. O., I, 11. Müller in der Schrift „Die Feier des 3. Sept. 1825 in der Loge Amalia zu Weimar", S. 13.

**) Briefe von Voß, I, 284.

***) Das was nach Knebel's Tagebuch von den Herausgebern von Knebel's Nachlaß (I, XXV) erzählt wird, ist nicht ganz genau; denn es ist ebenso unwahr, daß Klopstock nur wenige Tage in Karlsruhe blieb, wie daß er zur Zeit als Knebel in Karlsruhe war dort angekommen sein soll.

†) Riemer, II, 542

werden sollte; vermuthlich hatte er einen Theil des Stücks seinem Freunde Knebel schon in Karlsruhe vorgelesen. Von Frankfurt aus kann die Sendung nicht erfolgt sein, weil er am 4. Juni dies längst verlassen hatte, ebenso wenig auf der Reise bis nach Karlsruhe, wo er wußte, daß er Knebel und den Herzog antreffen werde.*)

Von Emmendingen ging er nach Strasburg**), wo er wieder mit den Stolberg zusammentraf, von denen der Jüngere hier die letzte Nachricht von der schönen Engländerin erhielt, mit der Umstände und Rücksichten eine Verbindung untersagten.***) In Zürich ward er von Lavater heiter und herzlich aufgenommen. Während er mit diesem außer der Physiognomik die wichtigsten, ihn innig berührenden Gegenstände durchsprach, durchzogen die Stolberg nach ihrer Weise auf mancherlei Wegen die ganze Gegend. In ihrer Abwesenheit ward Goethe durch seinen Freund Passavant aus Frankfurt veranlaßt mit ihm die kleinern Cantone zu bereisen. Am 14. Juni †) fuhren sie auf dem Züricher See bis Richterschwyl, wo sie von dem trefflichen Arzte Dr. Hotze ††), einem Freunde Lavater's, der sie an diesen empfohlen hatte, aufs beste bewirthet und aufs anmuthigste und nützlichste über die weitern Reisestationen unterhalten wurden. Auf dem Züricher See sang Goethe das schöne Lied „Auf dem See" (I, 63), wo mitten im Vollgenusse der ihn mit neuem Leben erfrischenden herrlichen Natur die Erinnerung an die entfernte Geliebte ihn bedrängt.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Gold'ne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist,
Hier auch Lieb' und Leben ist.†††)

Am folgenden Tage gelangten sie auf rauhem Wege nach Maria Einsiedeln.*) Unter den alterthümlichen Kostbarkeiten des dortigen Klosters zog ihn eine kleine Zackenkrone mit eingefugten farbigen Steinen von geschmackvoller Zeichnung und unermüdeter Ausführung so an, daß er sich die Erlaubniß erbat sie herauszunehmen. Als er sie aber in die Höhe hob, glaubte er, er müsse sie Lili auf die hellglänzenden Locken setzen, sie vor den Spiegel führen und müsse ihre Freude über sich und das Glück welches sie verbreite gewahr werden. Als sie von der Höhe der Berge in das Thal von Schindeleggi hinabsteigen sollten, kehrten sie sich nochmals um, wo denn Goethe, welchen der Gedanke an die Geliebte, seines Lebens höchste Lust, immerfort beängstigte, in ein Gedenkheftchen die Verse schrieb:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick?
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Araber vor dem Mohammedanismus.

Obgleich die Gegenwart, die den Geist fast ausschließlich auf die Lösung der großen politischen Räthselaufgaben hindrängt, nur wenig Muße für das Studium einer weit zurückliegenden Vergangenheit hat, wird doch der Freund ernster Studien mit dem Interesse welches die Wissenschaft einflößt das Erscheinen eines Werkes begrüßen welches für eine noch wenig bearbeitete Partie der Geschichte Aufschlüsse und sorgsame Zusammenstellungen gibt. Der „Essai sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme, pendant l'époque de Mahomet et jusqu'à la soumission de toutes les tribus arabes à la nouvelle foi", von dem Professor am Collége de France, Caussin von Perceval, ist mit dem eben erschienenen dritten Bande, — die ersten beiden Theile erschienen etwa vor einem Jahre — beendet. „Seit einer langen Reihe von Jahren haben unsere Orientalisten", sagt das „Journal des débats" bei Besprechung dieses Buches, „alle ihre Anstrengungen auf die Herausgabe von Originaltexten oder guten Uebersetzungen oder von Denkschriften über einen einzelnen Autor gerichtet. Dieser Gang war nicht nur natürlich, sondern geradezu unerläßlich; denn vor allen Dingen kam es darauf an die zahlreichen Materialien zu häufen und sie mit Geist und Sorgfalt zu erläutern. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet haben unsere orientalistischen Gelehrten dem Studium des Orients ungeheure Dienste erwiesen, und man kann der Juliregierung die Anerkennung nicht versagen, daß sie immer mit ebenso viel Eifer als Freigebigkeit die Herausgabe von Originaltexten oder aufgefundenen Denkmalen gefördert hat. Aber neben diesen doch immer mehr den Gelehrten zugänglichen Arbeiten mußte man wünschen, daß endlich ein Orientalist an ein vollständiges Gemälde der wichtigsten Epoche des Islam gehe, der Epoche seiner Geburt und seiner ersten Ausbreitung. Herr Caussin hat diese Arbeit gewagt und in ihr alle die unerläßlichen Enthüllungen für das Verständniß einer so großen historischen Thatsache gegeben, wie doch das Aufkeimen einer neuen Religion ist.

*) Vorher hatte er die vom 9. April datirte Erklärung, daß nicht er, sondern Wagner Verfasser der Schrift „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" sei, an Knebel gesandt. Vergl. Riemer, II, 67.

**) In „Wahrheit und Dichtung" sagt Goethe, das Einzige dessen er sich zwischen Emmendingen und Zürich erinnere, sei der Rheinfall bei Schaffhausen.

***) Vergl. Goethe's Brief an die Gräfin Auguste vom 25. Juli 1779.

†) Goethe berichtet, in seinem Tagebuche finde er angegeben, daß sie am 16. Juli von Einsiedeln aufgebrochen seien, wonach er erst am 21. Juli den Gotthard verlassen haben würde, was unmöglich ist, da er am 25. Juli wieder in Frankfurt war. Statt Juli ist Juni zu lesen, wie sich schon daraus ergibt, daß er nach demselben Tagebuch XXII, 341) angibt „den 18. Sonntags"; denn 1775 war nicht der 4. Juli, sondern der 18. Juni ein Sonntag. Vielleicht verwandelte Goethe den Juni seines Tagebuchs in den Juli, weil er vorher bemerkt hatte, er habe Lili's Geburtstag, den 23. Juni, in Offenbach gefeiert. Auffallend ist es wie Viehoff (II, 226, 240) die einfache, von mir schon im „Archiv für das Studium der neuern Sprachen", II, 465, angedeutete Lösung der Widersprüche entgehen konnte.

††) Zimmermann über die Einsamkeit, IV, 81: „Mitten unter Alem was die Schweiz in der größten Mannichfaltigkeit Erhabenes, Anmuthiges und Reizendes hat, wohnt im Dorfe Richterschwyl, einige Stunden von Zürich, ein großer Arzt (Dr. Hotze). Erhaben und sanft wie die Natur die ihn umgibt ist seine Seele; sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft und jeder milden Tugend." Hotze begleitete Lavater als dieser zu Strasburg bei Cagliostro einen Besuch machte. Vergl. Hegner's Schrift über Lavater, S. 229.

†††) Vergl. über dieses Gedicht: Lehmann, „Ueber Goethe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke", S. 12 fg., wo es nur verfehlt ist, wenn der Hauptnachdruck darauf gelegt wird, daß der Dichter sich seine Freiheit nicht beschränken lassen wolle; er will sich vielmehr im Genusse der schönen Natur durch Nichts stören lassen.

*) Denselben Weg wie damals (XXII, 354 fg.) machte Goethe 1797 mit seinem Freunde H. Meyer. Vergl. XXVI, 192 fg.

Die Ereignisse des vergangenen Jahres hätten ohne Zweifel keiner Regierung erlaubt eine solche Arbeit, wie wichtig sie auch sei, zu unterstützen; Herr Caussin hat das Werk auf eigene Kosten veröffentlicht. Ein langer Aufenthalt in Syrien hat ihn nicht nur mit der arabischen Sprache, sondern auch mit den Sitten, den Gebräuchen, dem innern Familienleben des arabischen Volks innig vertraut gemacht. Einige Jahre ausdauernder Arbeit und eines gründlichen Studiums der oft selbst im Orient sehr seltenen, unedirten Texte haben dem Werke Caussin's eine Glaubwürdigkeit gegeben die der dieser Texte gleichsteht. Durch die glückliche Vereinigung dieser beiden Vortheile befriedigt der „Essai sur l'histoire des Arabes" nicht nur die Anfoderungen der Orientalisten von Profession, sondern er bietet auch durch die überall lebendige Darstellung von Ereignissen und Sitten jedem andern Leser eine anziehende Lecture.

Das Werk Caussin's zerfällt in drei Haupttheile. In dem ersten behandelt der Verf. die Geschichte der Araber von Yemen seit den frühesten Zeiten, und entwickelt den Synchronismus der Familien und Fürsten, welche in diesem Lande seit etwa acht Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung gelebt haben. Ein zweiter Theil beschäftigt sich mit den Sitten und Institutionen der Koraichiten, des mächtigen Stammes aus dem der Prophet hervorgegangen ist. Diejenigen welche gern den socialen Zustand der altclassischen Völker mit den oligarchischen Republiken der semitischen Race vergleichen wollen, werden hier den sonderbarsten Stoff vorfinden. Die Sendung Mehammed's, von so vielen Wechselfällen und dem endlichen Erfolg seines Apostelats begleitet, bildet den Inhalt des dritten Theils.

Wie verdienstlich auch die Arbeiten von Maracci, Sale, Gagnier sind, Caussin's Werk ist doch das vollständigste, sorgfältigste und unparteiischste von Allen. Die Erzählung der Thatsachen gewinnt eine mächtige Anziehungskraft durch die Einschaltung arabischer Poesien, die eben auf den Gegenstand Bezug haben und dem französischen Leser hier zum ersten male zugänglich gemacht sind. Wir können diese Einschaltung von Dichtungen, die Herrn Caussin auf seinem Wege überall aufstießen, nur beifällig erwähnen; denn in einem geschichtlichen Buche über die Araber sind deren Dichtungen nicht etwas Aeußerliches. Die Araber waren schon frühzeitig ebenso stolz auf ihre Sprache und ihre Poesie als auf ihre Bravour und ihre Kunst Säbel und Lanze zu schwingen. Es konnte sich also nicht um einen Ausschluß, sondern nur um eine Wahl dieser Gesänge handeln, und diese Wahl hat Herr Caussin mit ebenso viel Maß als Geschmack getroffen. Die französische Lesewelt wird Dies zu würdigen verstehen." 31.

Lesefrüchte.

Zur Charakteristik Robespierre's.

G. H. Lewis, ehrenwerth bekannt durch seinen „Ranthorpe", die „Biographical history of philosophy" und andere Schriften, erzählt in seinem neuesten Werke: „The life of Maximilien Robespierre, with extracts from his unpublished correspondence" (London 1849), eine Anekdote welche den allgemeinen Satz, daß das Bemerkenswertheste am Menschen seine Inconsequenzen seien, ebenso sehr bewahrheitet als sie Robespierre's innerste Eigenthümlichkeit bezeichnet. „In Paris lebt ein Mann", sagt der Verf., „Namens Legrand, welcher gern von seiner Bekanntschaft mit Robespierre spricht, den er seinen «am besten verleumdeten Freund» nennt. Er sieht in Robespierre «einen höchst liebenswürdigen Gesellschafter» und kann ihn sich nicht anders denken. Die Schreckensherrschaft war eine Art Alp. Sie ist vorüber; er hat sie vergessen. Der «Unbestechbare» ist in seinen Augen weder der wüthende Demagog der die Leidenschaften eines aufgeregten Volks anstachelt, noch der eitle Pädagog der dieselben Leidenschaften durch Vernunftgründe zügeln will, sondern ein angenehmer, gefälliger, artiger Mann, dessen er sich mit Vergnügen erinnert. Eins insbesondere erzählt er von ihm, und ich bedauere, daß meine Nacherzählung das Meiste daran verderben wird, indem seine Gesticulation und der ruhige Greisenton seiner Stimme viel zur Erhöhung des Eindrucks beitragen. Ich will es versuchen, so gut es geht. Möglich doch daß es den Leser unterhält. Ich führe den Erzähler redend ein. «Je me rappelle qu'une fois étant chez la famille Lebas .... où il allait très souvent .... j'entends du bruit sur l'escalier. «Tiens!» me suis-je écrié. «Je parie que c'est ce farceur de Robespierre .... car il était très gai — en société .... das Beiwort farceur ist sehr bedeutungsvoll .... Effectivement c'était lui. Il entre dans le salon .... je m'approche de lui et je lui dis: «Citoyen, tu sais .... ou tu dois savoir .... que M. Legrand, un parent à moi — eh bien! il est *condamné*, et demain matin .... eine leicht verständliche Bewegung der Hand in Nachahmung der Guillotine vollendet den Satz .... Un homme, citoyen, dont l'innocence m'est prouvé! dont je réponds comme de moi-même! .... Et la vie d'un innocent, citoyen, c'est quelque chose — quoi!» Alors il me répond: «Voyons, voyons, votre affaire» .... car il était fort aimable en société — M. de Robespierre .... Je lui conta la chose; alors il me demande: «A quelle heure ton ami doit-il mourir?» .... car il était fort aimable en société — M. de Robespierre .... «Citoyen», que je lui réponds, «c'est à neuf heures précises!» — «A neuf heures! c'est fâcheux! car tu sais que je travaille tard; ainsi comme je me couche tard, je me lève tard. Je crains que je ne serais pas levé en temps de sauver votre ami .... mais nous verrons, nous verrons!» .... car il était fort aimable en société — M. de Robespierre .... Nach kurzer Pause fährt Legrand fort: «Il paraît .... que M. de Robespierre avait beaucoup travaillé cette nuit: car mon pauvre ami! .... Bis der die Nachahmung der Guillotine .... C'est égal! Je suis sûr que s'il n'avait pas tant travaillé, il aurait sauvé mon pauvre ami .... car il était fort aimable en société — M. de Robespierre!»"

Freundliche Erinnerung.

Wie die männliche, so hat die weibliche Aristokratie Englands sich oft unter ihren Stand vermählt. Frances oder Franziska, Tochter des Grafen Binden, ließ sich zum Sohne eines londoner Weinschenken herab, und doch war sie weder alt noch arm, noch häßlich, sondern von alledem das Gegentheil. Nach dem frühen Tode ihres Gatten warb Sir George Rodney um ihre Hand, und sie war im Begriff ihn zu erhören, als ein Graf gegen den Baronet in die Schranken trat, der Graf von Hertford. Die Weinschenkenswitwe gab dem Baronet den Korb und heirathete den Pair, jener aber schickte ihr am Hochzeitstage ein mit seinem Blute geschriebenes Gedicht und stürzte sich in sein Schwert. Dasselbe that nun zwar der Herzog von Lennox nicht als er nach dem Ableben des Grafen von Hertford um die schöne Gräfin freite, und sie, gelockt von der Aufmerksamkeit des Königs, den Herzog verabschiedete und ihr Netz nach dem Könige auswarf. Aber auch der König that ihr den Willen nicht, und sie starb als Witwe 1639. Von dieser Dame erzählt Bernard Burke in seinen „Anecdotes of the aristocracy" (2 Bde., London 1849): „Wenn die Gräfin in Gesellschaft von Anbetern umgeben war, brachte sie am liebsten das Gespräch auf ihre zwei Großväter, die Herzöge von Norfolk und Buckingham, wann Dieser Das und Jener Dies gethan, verstummte aber sobald ihr Gemahl der Graf von Hertford sich in der Nähe zeigte. Es war nämlich einige male geschehen, daß der Graf solches hörend sie mit der Frage unterbrochen: «Ach, liebe Frances, wie lange ist's doch, daß du den Prannel geheirathet?» Prannel, ihren ersten Mann." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beiblatt
zur
Literarischen Unterhaltung.
Montag, 1. Januar 1838.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

In Zürich baden sie sich einmal. Lavater, der sie besuchen will, setzt sich ans Ufer hin und spricht so mit ihnen im Wasser. Die Bauern, die das Baden bei Tage nicht ausstehen können, eilen scharweise herzu; wie sie aber einen Priester am Ufer sehen, brauchen sie doch keine Gewalt, sondern murmeln untereinander: Die nackten Menschen im Wasser müßten wol Wiedertäufer sein, die der Priester bekehren wolle; man sehe auch recht, was der Satan für eine Gewalt über sie ausübe; denn jedesmal, da er anfange zu beten, müßten sie mit dem Kopfe unters Wasser tauchen. Im Bodensee hatte man sie gar festnehmen wollen.

Binzer *) widerspricht der Angabe Goethe's, das Baden der Stolberg sei durch den Wunsch sich in einen Naturzustand zu versetzen veranlaßt, vielmehr erkläre sich Dies aus der Sitte ihres Vaterlandes, namentlich zu Kiel, wo den Sommer hindurch die ganze männliche Welt zu allen Tageszeiten plätschernd und schwimmend im Hafen liege. Dabei könnte man aber bezweifeln, ob jene Sitte bereits 1775 so allgemein gewesen sei. Goethe bemerkt anderwärts (XXI, 141), daß damals die Epoche eingetreten sei, wo man das Kaltbaden unbedingt empfohlen habe, was er, wie Anderes der Art, den misverstandenen Anregungen Rousseau's, daß der Mensch sich möglichst in den Naturzustand zurückversetze, zuschreibt.

Von Zürich ging Goethe zunächst nach Strasburg zurück, wo er noch seinen Freund Lenz antraf, der sich ernstlich in Friederike verliebt stellte, weshalb er ihn von einem Besuche derselben abgehalten zu haben scheint. **) Bei der Besteigung des Münsters schrieb er die „Dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Juli 1775" (XXXIV, 22 fg.), die er mit dem Liede „Auf dem See" sofort an Jacobi sandte, der in diesen Blättern „Erfüllung und Verheißung, Lohn des Glaubens und mächtige Stärkung" fand. ***) „Vor dir", betet er hier, „wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblicke des heiter ausgebreiteten Sees und deinen Wolkenfelsen und wüsten Thälern, grauer Gotthard, wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung wird in der Seele rege, was auch Schöpfungskraft in ihr ist." Er fühlt hier am Münster, daß er noch ist wie er gewesen, noch immer so kräftig gerührt von dem Großen, und noch einziger gerührt, ausschließlicher gerührt von dem Wahren als ehemals. „Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, Alles belebende Liebe, die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seiest lichtscheu und entfliehend in Nebel."

Sehr bedeutsam war es für Goethe auch, daß er zu Strasburg mit dem eben nach Lausanne reisenden berühmten großbritannischen Leibarzt Zimmermann, einem Freunde Lavater's, zusammentraf, der ihm unter hundert Silhouetten auch die der Frau von Stein aus Weimar, die er in Pyrmont kennen gelernt hatte, vorzeigte, unter welche Goethe damals die bezeichnenden Worte schrieb: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." Zimmermann's Erzählung von ihr raubte dem jungen Dichter drei Tage lang den Schlaf. *) So sollte schon damals, noch ehe das Verhältniß zu Lili gelöst war, das Bild der edeln Frau, die bald darauf in Weimar einen ebenso entschiedenen als wohlthätigen Einfluß auf Goethe zu üben bestimmt war, ihn ahnungsvoll ergreifen.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

*) Zu Goethe's „Briefen an Auguste Stolberg", S. 191.

**) Vergl. XXVII, 471.

***) Briefwechsel mit Goethe, S. 51, und Nr. 291 d. Bl. f. 1842.

*) Vergl. Zimmermann's Brief an Frau von Stein vom 24. Oct. 1775, in den „Briefen von Goethe und dessen Mutter an Frau von Stein", S. 179, wo irrig 1774 statt 1775 steht. Das falsche Briefdatum hat Viehoff (II, 297, 261) zu den seltsamsten Irrthümern und den wunderlichsten Annahmen verleitet. Daß die Reise nach Lausanne, wo er seine Tochter bei Tissot abholte, in das J. 1775 falle, sagt nicht blos Tissot im „Leben Zimmermann's" (S. 111 der deutschen Uebersetzung), sondern auch Zimmermann selbst in der Schrift über Friedrich den Großen, S. 265. Daß er Anfangs Juli in Frankfurt war, haben wir bereits oben bemerkt.

Hinko von Podebrad.

Böhmen hat unter seinen nationalen Dichtern außer einem Könige, Wenzel I., und einem Kronprätendenten, Zawis von Rosenberg, auch einen Königssohn: Hinko von Podebrad, den Zweitgeborenen des großen Königs Georg. **) Nach dem Wunsche seines Vaters hielt sich Hinko unter des Jagelloniden Wladislaw Regierung von Staatsgeschäften fern, auf seinen reichen Erbgütern allein der Liebe und der Muse lebend. Lange galten die sämmtlichen Gedichte Hinko's von Podebrad für verloren, und die Freunde der neuaufblühenden czechischen Literatur bedauerten ihren Verlust um so mehr, als der tüchtige Gelehrte des 16. Jahrhunderts, Mag. Prokop Lupacz, in seinen Ephemeriden der Notiz vom Tode Hinko's beim 10. Juli 1491 hinzufügt: „Princeps literatus, ingeniosus, prudens. Extant ejus scripta nonnulla, ut somnium majale (Majcový sen) et alia quaedam." Der geschätzte Historiker Daniel Adam von Weleslavin wiederholt in seinem „Kalendarz historicky" (1584) dieselben Data. Der Jesuit Kruger, ein fleißiger Sammler, erwähnt in seinen „Pulveres sacri regni Bohemiae" des „Majovy sen" (Maitraum) als des Hauptwerks des Prinzen von Podebrad: „Ejus quippe eruditum commentum, majale somnium dictum circumfertur." Dies genügte die strebsame Literatur der Czechen nach diesen für verloren gehaltenen Schriften lüstern zu machen. Dobrowsky glaubte (s. dessen „Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur", S. 302) Hinko's „Majovy sen" glücklich auf die Spur gekommen zu sein: er hätte nämlich unter den Papieren seines verstorbenen Freundes Fortunat Durich, dieses bedeutenden, noch lange nicht zur Genüge gewürdigten Slawisten, einige Verse gefunden, welche dieser aus der Manuscriptensammlung der wiener Hofbibliothek flüchtig notirt hatte. Die ersten Zeilen dieses Gedichts mit

**) Georg von Podebrad, unstreitig der größte und edelste Monarch der Böhmen, vom einfachen Rittersmann zur Königswürde gelangt, hatte 1471 auf seinem Sterbebette den böhmischen Ständen, welche ihn um die Bezeichnung seines Thronfolgers baten geantwortet: „Wählt den Würdigsten", und mit Uebergehung seiner beiden Söhne, Hinko und Victorin, vorzüglich auf Wladislaw, den Sohn König Kasimir's III. von Polen aus dem Stamme Jagello, aufmerksam gemacht. Georg's Söhne lebten als reiche Privatleute in Böhmen, geachtet und geehrt, und führten den Titel Herzöge von Glatz und Münsterberg. Sidonie, die jüngere von Georg's Töchtern, war die Gemahlin des Herzogs Albrecht von Sachsen.

…en allerdings auf die Hypotheſe führen, es ſei dies ein Fragment des verſchollenen „Maitraums" des Hinko von Podebrad. Bald zeigte es ſich jedoch, daß jene Spur eine falſche geweſen: jenes Gedicht iſt ein Minnelied aus viel früherer Zeit; jetzt findet ſich daſſelbe in dem neueſten Sammelwerke altczechiſcher Dichtungen: „Wybor z literatury ceské", abgedruckt.

Endlich kam der lange geſuchte „Maitraum" doch ans Tageslicht. Ein czechiſcher Codex aus dem 15. Jahrhundert, welchen der umſichtige Sammler Landrath Johann Ritter von Neuberg von ſeinem verſtorbenen Vater überkommen hatte, wurde von competenten Forſchern für eines der Bücher des Prinzen Hinko erkannt. Leider iſt dieſer Codex ungemein ſchadhaft, an vielen Stellen arg verſtümmelt. Hanka durchforſchte ihn zuerſt, und ließ Bruchſtücke daraus in ſeinen „Starobilé skladáni" und in der czechiſchen Muſeumszeitſchrift (1840) abdrucken. Letztlich ſchrieb W. W. Nebesky im zweiten Bande des „Casopis ceského museum" (1848) eine geiſtvolle Abhandlung über den „Maitraum" des Hinko von Podebrad. Der Neuberg'ſche Codex zählt gegenwärtig 226 wohlerhaltene, beſchriebene Papierblätter in Quart, drei verſtümmelte Blätter und drei herausgeſchnittene Bilder, deren Rückſeite je 14 Verſe enthält. Jede Quartſeite hat regelmäßig 22 Zeilen, jene ausgenommen welche den Anfang oder das Ende eines Capitels oder Abſchnitts bringen. Anfangs und am Ende fehlt eine unbeſtimmte Anzahl Blätter, in der Mitte hier und dort welche, im Ganzen wol über 20. Die erſte Hälfte hat am meiſten gelitten, weil ſie ſchöne Miniaturbilder enthielt, welche durch eine vandaliſche Hand herausgeſchnitten worden ſind. Die Deckel ſcheinen nicht originell, nur aus dem 17. Jahrhundert, ſie führen das große, von Egid Sadeler ſchön geſtochene Bibliothekszeichen der berühmten Bücherſammlung des Peter Wok von Roſenberg (1611).

Die erſte, blos fragmentariſch erhaltene Pièce iſt ein breites Gedicht zum Preis des Hageſtolzenthums, die Ehe ziemlich frivol beſpöttelnd. Von Blatt 7—35 geht eine gereimte Allegorie, in welcher die allegoriſchen Figuren: Rozum (der Verſtand), Mudroſt (die Klugheit), Cnoſt (die Ehrbarkeit), Stesti (das Glück), Mladoſt (die Jugend), Looboda (die Freiheit), und Závisť (der Neid), redend und handelnd eingeführt werden. Daran ſchließt ſich (Blatt 38) eine zweite Allegorie in Proſa, vortrefflich erfunden, voll Leben, und überreich an glücklichen Einfällen und guten Wendungen. Die handelnden Perſonen ſind hier: ein junger, leichtſinniger Ritter, Mudroſt (die Klugheit), und Cnoſt (die Ehrbarkeit), welche als eine edle Jungfrau von wunderſamer Schönheit geſchildert wird, von deren Antlitz der Liebreiz wie ein Blitz zurückſtrahlt, mit langem, bis zu den Ferſen herabwallendem, goldenem Haar, reich und kunſtvoll angethan; und doch wohnt ſie in dem niedrigſten Gebäude ihres prächtigen Zaubergartens. So moraliſch der Faden dieſer allegoriſchen Erzählung auch iſt, ſo viele heilſame Nutzanwendungen auch der Verf. zu folgern liebt, iſt doch der Dialog ziemlich frivol, namentlich ſpricht der junge Ritter mit der Jungfrau Ehrbarkeit zuweilen in einem Tone und in Ausdrücken welche keine edle Jungfrau ſo ruhig hinnähme, wäre ſie auch nicht gerade die fleiſchgewordene Ehrbarkeit. Mit Blatt 49 beginnt der „Majuv sen" (Maitraum) und reicht bis Blatt 74. Es iſt dies Gedicht weniger originell als die trefflichen Allegorien, mehr deutſchen als ſlawiſchen Geiſt athmend, ja nur zu ſehr deutſchen Meiſterſängern nachgebildet. Mit dieſen hat Hinko's „Majuv sen" ſelbſt die Irregularität und Nachläſſigkeit des Baus gemein. Jene intereſſante Sammlung deutſcher Meiſtergeſänge welche die augsburger Nonne Clara Hätzlerin für Georg von Roggendorf im J. 1470 zuſammenſchrieb*) war eines der Vorbilder zu Hinko's „Maitraum". Hier finden ſich zahlreiche Nachklänge daraus, ja zwei Meiſtergeſänge aus der Hätzler'ſchen Sammlung ſind im „Majuv sen" ziemlich treu, wenn auch paraphraſirt, von dem fürſtlichen Sänger wiedergegeben: „Wie aine iren pulen hiesz leben"*) und „Von ainem lieplichen tramp ains geſellen". Die böhmiſche Paraphraſe iſt allemal länger als das deutſche Original; im erſten Falle z. B. zählt dieſes nur 257, jene über 750 Verſe. Die böhmiſche Paraphraſe übertrifft ihr deutſches Original an Lebensfriſche, Wärme und Farbenglanz, iſt aber nicht ſo ſolid, ſtellenweiſe ſogar ausgelaſſen, laſciv. Hinko's Gedicht zerfällt in zwei Theile, deren letzterer eigentlich dem Ganzen den Namen Maitraum verlieh: es wird der Traum eines Jünglings geſchildert von ſeiner Maid, von der Liebe und ihren Freuden und ſein Erwachen an einem Maimorgen. Wer des Prinzen von Podebrad „Maitraum" mit den ältern lyriſchen Gedichten der Böhmen vergleicht, wird den großen Unterſchied finden zwiſchen der echten, hehren Begeiſterung der ältern Czechenſänger und dem gezwungenen, wenn auch klangvollen, ſchimmernden und ſchillernden Reimſpiel des immerhin begabten Königſehns zu Ende des 15. Jahrhunderts. Hanka hat den größern Theil des „Majuv sen" in ſeinen „Staroblié skladáni" (V, 3) abdrucken laſſen, freilich caſtrirt, weil die Frivolität der meiſten Stellen der Cenſur in einem literarhiſtoriſchen Sammelwerk höchſt anſtößig und gefährlich erſchien, derſelben Cenſur welche ſonſt die erbärmlichſten Gemeinheiten und wahrhaft empörenden Zoten einem Neſtroy und Conſorten von der Bühne herab vor einem großen und gemiſchten Publicum (worunter Mädchen und Kinder!) ohne Bedenken geſtattete.

An den „Majuv sen" ſchließt ſich (Nr. 6) ein durch Ausſchneidung einzelner Blätter arg verſtümmeltes Gedicht über die Ehe. Es iſt daſſelbe in Hanka's „Staroblié skladáni" (V, 122) aufgenommen worden. Nach den Bruchſtücken läßt ſich auf ein treffliches Ganzes ſchließen. Hierauf folgt (von Blatt 92 — 109 fortlaufend) eine neue Allegorie in Proſa unter der Ueberſchrift „O stesti" (Von dem Glücke). Jener junge Ritter, den wir bereits aus der Allegorie der Ehrbarkeit kennen, kommt auf ſeiner Fahrt in ein Städtchen, ob welchem auf prunkender Hochburg das Glück thront, umgeben von einem zahlreichen Hofſtaat. Im Städtchen ſelbſt ſind zwei Herbergen, die eine nahe am Thor, niedrig und ärmlich, von wenigen Fremden beſucht, deren Wirth heißt Pravda (die Wahrheit); die andere iſt anſehnlich, vornehm und üppig, wird nie leer von Gäſten, ihr Eigner iſt des Städtchens Bürgermeiſter Pan Povolil (Hr. Nachgiebig). Die Abenteuer des Ritters auf der Glücksburg und in den beiden Herbergen werden höchſt ſinnreich und lebendig erzählt. Die Ausführung dieſer Allegorie iſt originell und echt national, doch erkennt man in dem einen und andern Zuge der Ausmalung der Details den ſtarken Einfluß italieniſcher Vorbilder.

Den Schluß der Handſchrift bildet ein Cyklus von zwölf erotiſchen Novellen, welche bis auf eine aus dem „Decamerone" des Giovanni Boccaccio überſetzt ſind. Man darf aber nicht behaupten, daß dieſe elf ad usum delphini ausgewählt worden. Iſt Boccaccio's „Decamerone" an und für ſich eben kein Werk für Töchterſchulen, ſo hat doch der czechiſche Ueberſetzer gerade die kräftigſten und rüſtigſten Stücke ausgewählt, und überdies aus eigenen Mitteln mit neuen Laſcivitäten und Zoten ausgeſtattet. Die Ueberſetzung iſt übrigens ſehr gut, die ſubtilern Wendungen und feinern Nuancen mit überraſchender Prägnanz in der Sprache der Czechen wiedergegeben. Die eine Novelle iſt das eigene Machwerk des Ueberſetzers, im Boccaccio'ſchen Genre, aber nicht in Boccaccio's Geiſte. Die Handlung bildet ein unzarter Faſchingſcherz eines alten, häßlichen Ritters mit ſeiner jungen, liebenswürdigen Frau. Offenbar perſiflirt der Verf. irgend einen gleichzeitigen böhmiſchen Magnaten; darauf deutet mehr als eine Anſpielung hin, und die ganze Handlung

*) Das Original, von der Hätzlerin eigener Hand, befindet ſich im Nationalmuſeum zu Prag, und ward von Karl Haltaus bei ſeiner Ausgabe (Quedlinburg und Leipzig 1840) benutzt.

*) Ich ging aine tags durch kurtzweil pald
Da ich vand liegen mit gewalt
Ain lieplich taw, was schön vnd kalt
In ainem gar grönen waldt.

…scheint so wahr und dabei doch zu kahl, als daß wir sie für eine Geburt der sonst lebhaften Phantasie des Dichters ansehen könnten.

Einige der im Neuberg'schen Codex enthaltenen Pieçen scheint — wir schließen Dies aus einer darin enthaltenen Andeutung auf den Tod des Königs Mathias Corvinus von Ungarn *) (15. April 1490) — Prinz Hinko auf dem Krankenbette geschrieben zu haben. Hinko starb nach sehr langer schmerzlicher Krankheit am 10. Juli 1491. 66.

*) Mathias Corvinus war Hinko's Schwager; seine erste Gemahlin war nämlich König Georg's von Podebrad Tochter, Katharina, gewesen.

Bibliographie.

Dittmar, Luise, Das Wesen der Ehe. Nebst einigen Aufsätzen über die soziale Reform der Frauen. Leipzig, O. Wigand. Hoch 4. 25 Ngr.

Gödeke, K., Elf Bücher deutscher Dichtung. Von Sebastian Brant bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen. Mit biographisch-literarischen Einleitungen und mit Abweichungen der ersten Drucke, gesammelt und herausgegeben. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Hahn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gruppe, O. F., Der deutsche Dichterwald. 1ster und 2ter Theil. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hebel, J. P., Zwölf Allemannische Gedichte, sorgfältig revidirt und vollständig erläutert, mit 9 Federzeichnungen von H. Brendel, nebst 5 ausgewählten Melodieen mit Klavierbegleitung und dem Bildniß und Faksimile des Dichters. Winterthur, Steiner. Gr. 4. 1 Thlr. 6 Ngr.

Jäkel, E. L., Geschichte der neuesten Zeit in Biographien und Charakteristiken. 1ste Folge. Leipzig, Brügmann. 16. 15 Ngr.

Kohl, J. G., Alpenreisen. 2ter Theil. Leipzig, Arnold. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lamartine, A. de, Raphael. Blätter aus dem zwanzigsten Jahre. Deutsch von F. Müller. Mit 12 Illustrationen, gezeichnet von E. Rittmeyer. Stuttgart, Hofbuchdruckerei zu Guttenberg. 8. 21 Ngr.

More, Hanna, Auch ein Schriftstellerleben. Dargestellt nach Roberts und anderen Quellen von der Verfasserin des: „Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry." Mit einem Anhang, enthaltend: Auszüge aus Hanna More's Schriften. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 27 Ngr.

Zwei Novellen von Emil Gr—. 1. Eine Nacht und ein Morgen in Paris. 2. Ein Märtyrer der Freiheit. Leipzig, Weller. 16. 7½ Ngr.

Schücking, L., Heinrich von Gagern. Ein Lichtbild. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 22½ Ngr.

Taillandier, Saint-René, Das neue Deutschland. Deutsch von G. Schilling. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. 8. 9 Ngr.

Wegener, C. F., Ueber das wahre Verhältniss des Herzogs von Augustenburg zum Holsteinischen Aufruhre. Eine actenmässige Darstellung nebst Beilagen aus den Augustenburgischen Papieren. Copenhagen, Reitzel. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Weltgeschichte und das Weltgericht, oder die Mythologie als Geschichte. 1stes Buch. Das goldene Weltalter. Jüterbogk, Coldiz. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Arnim-Boytzenburg, Graf, Ueber die Vereidigung des Heeres auf die Verfassung. Geschrieben im August 1849. Berlin, Decker. Gr. 8. 3 Ngr.

Beleuchtung des von der Regierung den Kammern vorgelegten Gesetzentwurfs: die Ablösung der Real-Lasten ꝛc. ꝛc. betreffend und Vorschläge zur Verbesserung der in diesen enthaltenen Mängel. Vom permanenten Ausschusse des Vereins zum Schutze des Eigenthums und zur Förderung des Wohlstandes aller Volksklassen. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Braß, A., Der Freiheitskampf in Baden und in der Pfalz im J. 1849; seine Ursachen, seine Entwickelung und sein Ausgang vom politischen wie vom militärischen Standpunkte beleuchtet. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 10 Ngr.

Carriere, M., Die letzte Nacht der Girondisten. Gedicht. Gießen, Ricker. 12. 4 Ngr.

Daul, A., Tagebuch eines politischen Flüchtlings während des Freiheitskampfes in der Rheinpfalz und Baden. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 7½ Ngr.

Dempflin, C. L., Einrichtung, Gang und Form des öffentlichen mündlichen Strafverfahrens mit Anklageschaft und Geschwornengericht, zur Belehrung des größeren Publikums dargestellt. Ulm, Stettin. Gr. 8. 12 Ngr.

Max Dortu aus Potsdam, erster Märtyrer des preußischen Kriegsgerichts in Baden. Erschossen am 31. Juli 1849. Seinen Eltern und Freunden gewidmet von W. B. Berlin, Bert u. Comp. Gr. 16. 1½ Ngr.

Duckwitz, A., Ueber die Gründung der deutschen Kriegsmarine. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Entwurf der Verfassung des Deutschen Reiches nach der Uebereinkunft der Kronen Preußen, Sachsen und Hannover. Leipzig, Barth. 64. 2 Ngr.

Der hohe Gefangene in Chillon und die Freiburger Zustände. Nach Beschluß des Kongresses der katholischen Vereine Rheinlands und Westphalens, abgehalten zu Köln am 17., 18. 19. April, aus dem „Katholik" besonders abgedruckt. Mainz. Gr. 8. 2 Ngr.

Das Geheimniß der Bosheit und seine Enthüllung für unsere Zeit. Stuttgart, Rommelsbacher. Gr. 8. 6 Ngr.

Die berühmte Historie von der schönen Prinzessin Magelona und ihrem vortrefflichen Ritter Peter mit den silbernen Schlüsseln. Elbing, Neumann-Hartmann. 8. 2 Ngr.

Junghanns, C., Das Contirungssystem des Zollvereins. Leipzig, Weidmann. 8. 3 Ngr.

Kihr, F., Dr. Binterim und die Düsseldorfer Adresse an den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof zu Köln. Aachen, Mayer. Gr. 8. 4 Ngr.

Laun, E., Führer und Rathgeber für Auswanderer nach Süd-Australien und Port-Adelaide. Mit genauer Beschreibung des Ackerbaues, der Viehzucht, des Bergbaues, des Ankaufs und der Niederlassung, so wie mit Angabe der Bedingungen der Ueberfahrt. Mit einer Karte von Süd-Australien. Bremen, Geisler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Englische Navigations-Acte vom 26. Juni 1849. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Preußen und das System der Großmächte. Politisches Gutachten eines Schleswig-Holsteiners. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Ngr.

Sachsenschild. Für ehrliche Sachsen. Nr. 4. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Ngr.

Schmeidler, Predigt bei der 7ten Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung am 28. Aug. 1849 in Breslau gehalten. Breslau, Schmeidler. Gr. 8. 2 Ngr.

Stahl, J., Die Actenstücke über das Bündniß vom 26. Mai und der Antrag Camphausen, eine in der Sitzung der 1. Kammer am 27. Aug. angemeldete Rede. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 Ngr.

Trautmann, P. F., Republikanische Gedichte. Kassel, Raabé u. Comp. 16. 4 Ngr.

Verfassung der Deutschen Reiche. Leipzig, Barth. 64. 2 Ngr.

Vomel, J. L., Ueber die Bedingung einer bessern Zukunft. Eine Schulrede gehalten bei der Progressionsfeierlichkeit zu Frankfurt a. M. Leipzig, Kittler. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wiener
Literarische Unterhaltung.
Redigirt von Ferdinand Kürnberger.
Nr. 182. 1. Juli 1858.

Wien, 1. Juli.

Wenn ich, wie es meine Absicht ist, in diesen Blättern über die Ausstellung der Gemälde im Belvedere berichte, so kann ich nicht umhin, vorerst einige Worte über die Art und Weise zu sagen, wie diese Ausstellung eingerichtet ist. Ich habe mich nämlich bei meinem ersten Besuche der Gemäldesammlung im Belvedere, welcher mir nach langer Zeit wieder vergönnt war, sehr unangenehm berührt gefunden durch die Unordnung, welche in der Aufstellung der Bilder herrscht. Ich will nicht sagen, daß diese Unordnung eine absichtliche sei, aber sie ist eine solche, welche sich nicht mit Nothwendigkeit aus der Natur der Sache ergibt, sondern welche durch Mangel an Sorgfalt und Ordnungsliebe entstanden ist. Ich will nicht sagen, daß diese Unordnung eine absichtliche sei, aber sie ist eine solche, welche sich nicht mit Nothwendigkeit aus der Natur der Sache ergibt, sondern welche durch Mangel an Sorgfalt und Ordnungsliebe entstanden ist.

Leide nicht vor (für) uns! Duld' uns! Gib uns eine Thräne, einen Händedruck, einen Augenblick an deinen Knien. Wische mit deiner lieben Hand diese Stirn ab. Und ein Kraftwort, und wir sind auf unsern Füßen.

Jetzt sei er wieder allein, fährt er fort, und habe nur ihre Briefe, die ihn wie die Gegenwart fassen, wenn er sie in glücklichem Augenblick aufschlage.

Aber manchmal — oft sind mir selbst die Züge der liebsten Freundschaft todte Buchstaben, wenn mein Herz blind ist und taub — Engel, es ist ein schrecklicher Zustand die Sinnlosigkeit. In der Nacht tappen ist Himmel gegen Blindheit — Verzeihen Sie mir denn diese Verworrenheit und das All. — Goldenes Kind! Ich kann doch nie ganz unglücklich sein.

Er will über seinen gegenwärtigen Zustand ihr noch Einiges mittheilen, woher er fortfährt: „Lang halt' ich's hier nicht aus, muß wieder fort — wohin!" Aber er verfällt darüber in tiefe Gedanken, in welchen sein Geist auf dem ganzen Erdboden herumschweift, bis er sich wieder faßt und über sein unseliges Schicksal klagt, das ihm keinen Mittelzustand erlauben wolle; „entweder auf einem Punkt fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde". Indem er zur Beschreibung seines gegenwärtigen Zustandes zurückkehrt, schildert er zunächst die Aussicht auf Bergen, den Main und Frankfurt, das jetzt für ihn so leer sei wie mit Besen gekehrt.

Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch drüben; dort hängen des lieben Mädchens Stiefel. NB. Heut' reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel zu Hauben und Hüten.

Hier wird er durch Lili's Ankunft unterbrochen, die sich wundert ihn hier zu finden, wohin er sich zurückgezogen hatte um seinem Herzen in einem Briefe an Auguste freien Lauf zu lassen. Lili fragt ihn, woran er schreibe, und gestattet ihm zu bleiben, da sie sich drinnen anziehen will.

Zwischen diesem Briefe, der ein lebendiges Bild seines gequälten, schwankenden Zustandes gewährt, und dem nächsten an Auguste liegt eine Zeit von fast anderthalb Monat. Sein Zustand war in dieser Zwischenzeit ruhiger und glücklicher, woher er sich weniger getrieben fühlte sich an sein liebes Gustchen zu wenden. Er scheint sich den August über die meiste Zeit in Offenbach aufgehalten zu haben, sodaß er nur selten nach Frankfurt ging, wo gegen den 10. Aug. Jung-Stilling wieder ankam, um Hrn. v. Lersner, dessen Cur mislungen war, zu besuchen, worauf er sich gegen Ende August wieder entfernt zu haben scheint.*) Am 13. Aug., einem Sonntag, ist Goethe mit Lili in Offenbach, von wo er an Lavater schreibt:

Ich sitze in Offenbach, wo freilich Lili ist. Ich habe sie von dir gegrüßt. Ich schicke dir ehestens ihre Silhouette, weiblich. Mach' ihr Etwas in Versen, das sie im Guten stärke und erhalte. Du kannst Gut's thun, und du willst.

Am folgenden Tage fährt er fort:

Gestern waren wir ausgeritten, Lili, d'Orville und ich. Du hättest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehen sollen. In Oberrad wartete die übrige Gesellschaft auf uns. Lili grüßt dich auch. Und mir wird Gott gnädig sein. Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn und sing' ihm Psalmen, von denen du ehestens eine Schwingung erhalten sollst.

Drei Tage später schreibt er an die Karschin*):

Ich treib' mich auf dem Lande herum, liebe Frau, um das Leid und Freud', was eben Gott jungen Herzen zu ihrem Theil gegeben hat, in freier Luft zu genießen. Neulich lief ich einmal in die Stadt, und Griesbach**) reichte mir Ihren Brief. Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Circulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen. Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterlande, wahrscheinlich nicht nordwärts. Die Aufgabe von der Männer Schlappsinn unter gewissen Umständen kann und darf ich heut' nicht erörtern. Die Ursachen liegen in dem Schreibtisch hier, dem Kaffeetisch dort und der Figur im Negligé, die mir den Rücken kehrt und ihr Frühstück schlürft.

Dieser Brief ist ohne Zweifel in Lili's Zimmer geschrieben vor dem „stroheingelegten bunten Schreibzeug". In diese Zeit muß auch das Abenteuer fallen welches Goethe (XXII, 313 fg.) also beschreibt:

Wir waren beim klarsten Sternenhimmel bis spät in der freien Gegend umherspaziert, und nachdem ich sie (Lili) und die Gesellschaft von Thüre zu Thüre nach Hause begleitet und vor ihr zuletzt Abschied genommen hatte, fühlte ich mir so wenig Schlaf, daß ich eine frische Spazierwanderung anzutreten nicht säumte. Ich ging die Landstraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlassen; ich setzte mich auf eine Bank, in der reinsten Nachtstille unter dem blendenden Sternenhimmel mir selbst und ihr anzugehören. Ich war darauf weiter nach der Stadt zu gegangen und an den Rödelberg gelangt, wo ich die Stufen welche nach den Weingärten hinaufführen an ihrem kalkweißen Scheine erkannte. Ich stieg hinauf, setzte mich nieder und schlief ein. Als ich wieder aufwachte, hatte die Dämmerung sich schon verbreitet, ich sah mich gegen dem hohen Wall über, welcher in frühern Zeiten als Schutzwehr wider die hüben stehenden Berge aufgerichtet war. Sachsenhausen lag vor mir, leichte Nebel deuteten den Weg des Flusses an; es war frisch, mir willkommen. Da verharrte ich, bis die Sonne nach und nach hinter mir aufgehend das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wiedersehen sollte, und ich kehrte langsam in das Paradies zurück, das sie, die noch schlafende, umgab.***)

Hatte sich während Lili's Anwesenheit im ländlichen Offenbach, wo er sich ihrer in gewohntem stillen Kreise erfreuen konnte, das alte herzliche Verhältniß erneuert, so fühlte er sich dagegen wieder ganz unbehaglich, als

*) Im „Frankfurter Journal" findet sich unter dem 11. Aug. die Anzeige: „Der durch seine Augencuren berühmte Dr. Jung aus Elberfeld ist zum großen Trost vieler Augenpatienten wieder allhier angekommen." In einem Briefe Goethe's an Merck aus dem August wird schon Jung's Rückreise gemeldet. Hiernach erweist sich die Angabe von Jung selbst („Häusliches Leben", S. 56), dieser Aufenthalt in Frankfurt habe acht Wochen gedauert, als irrig.

*) Vergl. „Auriteln von Helmine v. Chezy", I. 27 fg.

**) Goethe's Landsmann Johann Jakob Griesbach war damals schon Professor in Halle. Vergl. Schütz, „Goethe's Philosophie". VII. 105.

***) Goethe setzt dieses sonderbarerweise vor die Verlobung, wie er auch sonst in Dem was er XXII, 312 fg. erzählt nicht ganz der Wahrheit zu folgen scheint. So scheint es z. B. nach Allem zu urtheilen irrig, daß er, weil er aus Liebe zu Lili seinen Geschäftskreis zu erweitern gesucht habe, seltener und nur auf ganz kurze Zeit nach Offenbach gekommen sei.

ſie gegen Ende Auguſt zur Stadt zurückgekehrt waren, wo er ſie bald von einem Schwarm von Verehrern umgeben ſah, unter denen ſich auch ihr ſpäterer Gatte, Hr. v. Türckheim, befand.*) Um dieſe Zeit ſchreibt Goethe an Merck**):

Ich bin wieder garſtig geſtrandet und möchte mir tauſend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich paſſe wieder auf eine Gelegenheit abzudrücken. Allenfalls magſt du meinem Vater beim künftigen Congreß ſagen, daß er mich aufs Frühjahr nach Italien ſchicken müſſe; das heißt, zu Ende dieſes Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin auf dieſem Baſſin herumzugondoliren und auf die Fröſch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen.

An Lavater äußert er um dieſelbe Zeit***):

Ich bin ſehr aufgeſpannt, faſt zu ſagen über, doch wollt' ich, du wäreſt mit mir; denn da iſt wohl ſein, in deiner Nachbarſchaft. Schreibe doch, was du wollteſt, was ich für dich thäte, wenn ich nach Italien ging.

Ganz unerträglich ward dem Dichter ſein Zuſtand, als mit dem Anfang September die frankfurter Meſſe †) den Schwarm von Geſellſchaftsfreunden des Schönemann'ſchen Hauſes nach Frankfurt führte, von denen Keiner einen gewiſſen Antheil an der liebenswürdigen Tochter aufgeben wollte, die zwar den Geliebten auch bei dieſem Zudrange nicht verſäumte, vielmehr mit Wenigem immer das Zarteſte äußerte was ihrer gegenſeitigen Lage gemäß war, aber durch die Freundlichkeit welche ſie auch Andern zuwandte ſeine unglückliche Eiferſucht erregte, in welcher er ihr ſeinen Unwillen oft auf unfreundliche Weiſe zu erkennen gab. Die alten Herren mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaume hielten und beim Tätſcheln ſogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht verſagt wurde, waren ihm widerwärtig. Ein humoriſtiſcher Ausfluß ſeiner übeln Laune iſt das damals entſtandene, aber etwas veränderte Gedicht „Lili's Park" (II, 70 fg.) ††), in welchem er nach dem Vorgange der Frau von Tencin die Schar der Anbeter als eine Menagerie darſtellt, ſich ſelbſt aber als einen Bären ſchildert, „ungeleckt und ungezogen", den Lili „aus des Waldes Nacht unter ihren Beſchluß hereinbetrogen und mit den andern zahm gemacht".

Doch hat ſie auch ein Fläſchchen Balſamfeuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon ſie wol einmal, von Lieb' und Treu' erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerſpitze ſtreicht,
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, feſt
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie ſuche, ſchaud're, wieder fliehe —
So läßt ſie den zerſtörten Armen geh'n,
Iſt ſeiner Luſt, iſt ſeinen Schmerzen ſtill;
Ha! manchmal läßt ſie mir die Thür halb offen ſteh'n,
Seitblickt mich ſpottend an, ob ich nicht fliehen will.
Und ich! — Götter, iſt's in euren Händen
Dieſes dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit ſchafft!
Doch ſendet ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umſonſt reck' ich ſo meine Glieder:
Ich fühl's! Ich ſchwör's! Noch hab' ich Kraft.

Rührend ſpricht ſich das Gefühl gequälter Liebe in dem Gedichte „Herbſtgefühl" aus, das im Septemberhefte der „Iris" unter der Ueberſchrift „Im Herbſt 1775" erſchien, und Ende Auguſt oder in den erſten Tagen des folgenden Monats in Offenbach gedichtet ſcheint. Fetter, wünſcht er, möge das Laub am Rebengeländer ſein Fenſter heraufquellen, gedrängter mögen die Zwillingsbeeren quellen, ſchneller reifen und voller glänzen*); ſie brütet der Mutter Sonne Scheideblick, ſie umſäuſelt des holden Himmels fruchtende Fülle, ſie kühlet des Mondes freundlicher Zauberhauch, und ſie bethauen aus ſeinen Augen der ewig belebenden Liebe vollſchwellende Thränen. Gerade die prangende üppige Fülle der heranreifenden Natur erfüllt ihn, dem der höchſte Genuß des Lebens in glücklicher Liebe verſagt iſt, mit tiefſter Wehmuth.

(Die Fortſetzung folgt.)

Waterloo. Ein dramatiſches Gedicht von E. F. Scherenberg. Berlin, Hayn. 1849. Gr. 4. 20 Ngr.

Die Erſcheinung dieſes Gedichts gehört zu den erfreulichſten Zeichen der Zeit, weil es durch ſeine Fülle von Kraft tiefes Gefühl der Nationalität bekundet, ſowie durch ſeinen Gegenſtand. Der Dichter, ein claſſiſch gebildeter Jüngling, iſt Handlungsdiener in Berlin, ohne alles Vermögen, und ſoll dies Gedicht zuerſt auf Krämerdüten geſchrieben haben. Er las es in einem Leſekreis, und der König, ſtets bereit Literatur und Poeſie, Zeugen innerer Cultur und nationaler Selbſtändigkeit, zu unterſtützen, ließ ſich das Manuſcript im Kreiſe ſeiner Familie durch den Profeſſor der Rhetorik Schramm verleſen. Beifall und Rührung waren allgemein, und auf Befehl des Königs wurde das Gedicht in reicher Ausſtattung gedruckt; die erſte Auflage iſt bereits vergriffen. Schramm wurde von den Gardeoffizieren nach Potsdam berufen, um

*) Vergl. Wilhelm v. Humboldt's „Briefe an eine Freundin", II, 23: „Sie (Lili) hieß Schönemann; ihr Mann war Hr. v. Türckheim. Dieſer liebte ſie ſchon während ihrer Bekanntſchaft mit Goethe, und zweifelte lange an der Erfüllung ſeiner Wünſche. Dies erzählte mir neulich ein Bekannter von Beiden."

**) Der Brief iſt von Wagner (I, 69) datirt: „Frankfurt, im Auguſt 1775."

***) Hirzel theilt dieſen Brief nach den Briefen vom 13. und 14. Aug. und zwar unter derſelben Nummer mit, gibt aber höchſt ſeltſam am Schluſſe das Datum an: „im Juli 1775." Es iſt Dies nicht das einzige mal wo bei Hirzel das Datum entſchieden falſch iſt.

†) Die Herbſtmeſſe begann 1775 eigentlich erſt am 10. Sept., aber die größern Geſchäfte wurden ſchon vor Anfang der Meſſe gemacht. Nach Biehoff's Darſtellung (II, 247) mußte die Meſſe Ende September fallen.

††) Der Pfarrer Ewald in Offenbach liebte es noch in höherm Alter, nach dem Zeugniſſe von Varnhagen v. Enſe, „Lili's Park" in den alten Lesarten und nachahmend in der Weiſe wie Goethe es ſelbſt gethan in anmuthiger Laune vorzutragen.

*) In der „Iris" ſteht V. 6 glänzet voller, nicht glänzend voller, wie ſchon in der erſten Ausgabe der Werke. Unter den Zwillingsbeeren ſcheint er rothe und weiße Trauben zu verſtehen, welche nebeneinander am Hauſe gezogen wurden. Auch dieſe Verſchlingung beider ſcheint den Dichter ſymboliſch anzuſprechen.

dort das Epos vorzulesen; auch nach Stettin mußte er zu diesem Zweck kommen. Dies Heldengedicht reiht sich würdig dem Besten aller Zeiten und Völker an, der „Iliade" Homer's und Milton's „Verlornem Paradies", mit welchem es viel Aehnlichkeit hat, unter Anderm auch darin, daß der Charakter den man am meisten hassen sollte, Satan, der Höllenfürst, ohne daß der Dichter es wollte, der anziehendste Held des Gedichts ist. In der Schlacht von Waterloo ist Napoleon unbezweifelt der Held, der die meiste Theilnahme erregt, ein Komet in seinem Untergange. Die Franzosen haben noch früher wie die Deutschen die Schlacht von Waterloo besungen, als das tragische Ende einer glorreichen Zeit.

Das Gedicht beginnt mit einer Weihe der preußischen Fahnen als Einleitung in Ottaverime, dann folgt in fünffüßigen Jamben „Napoleon's Rückkehr von Elba", „Auflösung des Congresses", „Rüstung von ganz Europa gegen Napoleon", „Schlacht bei Ligny", „Blücher's Sturz", „Kampf bei Waterloo", „Untergang der Alten Garde" u. s. w. Alles ist mit historischer Treue erzählt.

Wir hatten bisher noch kein vollständiges Schlachtgemälde von Waterloo. Grabbe hat in seinen „Hundert Tagen" einige Momente der Schlacht großartig aufgefaßt. Lord Byron, der Waterloo mit Cannäs Schlacht vergleicht, besang in seinem dritten Gesange des „Childe Harold" den Ball in Brüssel und den folgenden Tag mit herrlichen Spenser-Stanzen; aber eine vollkommene Schilderung dieses welthistorischen Ereignisses, groß und folgereich wie die Hermann-Schlacht, ist erst im J. 1848, auch eine Folge jener Zeit, hervorgetreten.

Zu befürchten ist, daß das deutsche Publicum, zu sehr durch die neuern Dichter Freiligrath, Geibel u. A. an den Reim gewöhnt, die ernste Majestät des fünffüßigen reimlosen Jambus, worin dies Gedicht geschrieben ist, nicht zu würdigen weiß, besonders da der Dichter sich zu viele Freiheit erlaubt hat, die oft an den ehrwürdigen Hans Sachs in Nürnberg erinnert.

> Der war ein Schuh-
> macher und Poet dazu.

Sylbentrennungen wie die erwähnte kommen häufig vor.

> Der alte Degen sieht den Ap- und Prä-
> parat — Was soll Das werden? Salben noch?
> Ob ich gesalbt zum Himmel fahre oder un-
> gesalbt, Das ist dem lieben Gott partout-
> Égal u. s. w.

> Um seinen Berg herum wand sich der kalte
> Lindwurm des heil'gen Georg, den un-
> geschlachten Rücken wälzend an die Wand,
> Hoch über seinen weiten Friedhof un-
> begrab'ner Leiber reitet auf weißem Roß u. s. w.

Der Wechsel des Jambus mit Trochäen und Daktylen kommt auch sehr häufig vor. Letztere sind vortrefflich benutzt um den wachsenden Schrecken der Schlacht zu schildern.

> Entgegen durch die eisernen Gassen schnaubend,
> Zusammenschlägt die sausende Reiterschlacht,
> Ein wirbelnder rasender Föhn. Antreten zwanzig
> Mal tausend ihren schwirren Schwertertanz,
> Und schlingen paarend sich den furchtbaren Reigen,
> Trompeten schmettern, Rüstern schnaufen den Chorus,
> Die stählernen Lüfte sprühen, der Boden funkt,
> Vom trappelnden Tritt der Tanzplatz schwankt, und wenn
> Die wirbelnden Paare sich fassen, lassen nicht los
> Sie wieder, halten sich fest, bis roth der Eine,
> Der Andere blaß, herunter von Leib und Leben,
> Als tanzte Tod und Teufel auf Mont-Saint-Jean
> Den Bergtanz wieder mit hunderttausend Füßen.

Folgende Strophen geben eine erhabene Schilderung von Napoleon's Untergang.

> Die Nacht bricht ein, im Thal beginnt das Grauen
> Auf unsre letzte Straße, meine Braven!
> Und enger schließt um ihn sich die Ruine,
> Ein gold'ner Sarg um eines Kaisers Leiche.
> Gelebt mit ihm so ganz, will Treue jetzt
> Ihr Götterrecht: Unsterblichkeit mit ihm
> Zu sterben.

Der Dichter, der so viel Kraft und Fülle besitzt, wird gewiß bald Meister der Sprache werden. Auch der Reim steht ihm zu Gebote, wie die Zueignung beweist:

> Euch Heldenschmuck aus Deutschlands größten Jahren,
> So lang es Deutsche gibt in Volk und Land,
> Euch Letzten jener lichtgeword'nen Scharen
> Mit grauem Haar und dem verblich'nen Band.
> Euch Freiheitskämpfern unterm-überm Sand,
> Sing' ich mein Lied, sing' Lust und Klage,
> Wie mahnend über Trümmern weht die Sage.
> Euch aber, unsern jungen Schwertgewalten,
> Die ihr auf dänisch Leder schriebt: Hurrah!
> Wir sind die Söhne noch von unsern Alten
> Trotz dreiundzweißigjähr'gem Capua,
> Werf' ich mein Lied in eurer Fahne Falten,
> Die alte Treu' in Jung-Germania;
> Nur d'rauf, ob sich der Ost, ob West erhebet,
> Es geht, so wahr ein Gott im Himmel lebet.

Das dänische Leder fällt unangenehm auf, weil es keine edlen Nebenideen erregt; aber der Genius des Dichters zeigt eine Kraft an, die sich bald von allen Schlacken reinigen wird.

68.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Protestantismus

nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.

Von

F. A. Holzhausen.

Zweiter Band:

Die geschichtliche Begründung des Protestantismus.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Band enthält die Geschichte der Reformation in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, Schottland, England, Dänemark und Schweden, und verfolgt, während er die Begründung des protestantischen Princips in diesen Ländern darstellt, den Zweck, den Einfluß des religiösen Elements auf die Bildung des Nationalcharakters in das Licht zu setzen, unter dem Standpunkte, daß die deutsche Nation, von welcher die Reformation ausgegangen ist, durch die sittliche Gestaltung ihrer Volksthümlichkeit an die Spitze des neuern Europa zu treten berufen ist. — Der erste Band dieses Werkes erschien 1846 und kostet 2 Thlr., der dritte Band bildet den Schluß und wird im nächsten Jahre herauskommen.

Leipzig, im October 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.
Montag, Nr. 1826. 24. October 1842.

Wien. Nr. 1826.

Wien. Nr. 1826.

Wien. Nr. 1826.

unwürdiges Elend erkennen und — ja, Gustchen, wir wollen Das lassen — über des Menschen Herz läßt sich Nichts sagen als mit dem Feuerblick des Moments.

Gleich nach Tische fährt er fort:

Dein gut Wort wirkte in mir; da sprach's auf einmal in mir: Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte? Erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser? Gustchen! — Laß mein Schweigen dir sagen was keine Worte sagen können.

Wir erkennen darin eine leise Andeutung, daß Auguste ganz zu seinem Sein und Wesen stimme. „Ich hab' immer eine Ahndung", hatte er ihr am Morgen geschrieben, „Sie werden mich retten aus tiefer Noth, kann's auch kein weiblich Geschöpf als Sie." Er kann nicht zur Ruhe gehen, ehe er seinem Gustchen noch eine gute Nacht gesagt und sein Herz von neuem eröffnet hat.

Heut' einen guten Nachmittag, der selten ist — mit Großen, das noch seltener ist. Ich konnte zwei Fürstinnen in einem Zimmer lieb und werth halten.*) Gute Nacht! Will dir so ein Tagebuch schreiben, ist das Beste. Thu mir's auch so; ich hasse die Briefe und die Erörterungen und die Meinungen. Gute Nacht! So! — ich sehe zurück, schon drei mal**); ist's doch als wenn ich verliebt in dich wäre! und den Hut immer nähme und wieder niederlegte. Wie wollt' ich, du könntest nur acht Tage mein Herz an deinem, meinen Blick in deinem fühlen. Bei Gott, was hier vorgeht, ist unaussprechlich fein und nur dir vernehmbar. Gute Nacht!

Man fühlt wie er in Gustchen eine gleichgestimmte Seele gefunden, deren Besitz ihn ganz beglücken würde. Die Eifersucht auf Lili, verbunden mit den Trennungsversuchen von beiden Seiten, hatte das herzliche Verhältniß zu dieser wieder stark gelockert, wie sehr er sich auch noch immer von ihr angezogen fühlte. Am andern Morgen, den 15. Sept., ist er, wie er an Auguste schreibt, mit einer Maske für den Ball auf den 19. Sept. beschäftigt. Nach Tische kommt er geschwind zum abgebrochenen Briefe gelaufen, um Gustchen zu sagen was ihm drüben in der andern Stube durch den Kopf gefahren, daß kein weiblich Wesen ihn so lieb habe. Schon um halb vier Uhr ist es mit der Maske aus, da er erfahren, Lili komme nicht auf den Ball. Wahrscheinlich hielt sie sich zurück oder wurde vom Balle zurückgehalten, um nicht öffentlich mit dem Verlobten, von dem man sie trennen wollte, zu erscheinen.

Aber dürft' ich, könnt' ich Alles sagen! — Ich that's sie zu ehren, weil ich declarirt für sie bin, und eines Mädchens Herz ꝛc. — Also Gustchen! — Ich that's auch halb aus Trutz, weil wir nicht sonderlich stehen die acht Tage her. Und nun!

Am Morgen des 16. Sept. sprang er als er die Sonne sah mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat sein Herz so freundlich, und es ward ihm leicht, es ward ihm die Zusicherung, daß noch was aus ihm werden sollte.

Gutes Muths denn, Gustchen! Wir wollen einander nicht aufs ew'ge Leben vertrösten. Hier noch müssen wir glücklich sein, hier noch muß ich Gustchen sehen, das einzige Mädchen deren Herz ganz in meinem Busen schlägt.

Am Nachmittage schreibt er:

Offen und gut der Morgen; ich that was, Lili eine kleine Freude zu machen, hatte Fremde, trieb mich nach Tische spaßend närrisch unter Bekannten und Unbekannten herum. Gehe jetzt nach Offenbach, um Lili heute Abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Concert zu sehen.

Es schmerzte ihn die Geliebte umgeben vom Schwarm ihrer Verehrer zu schauen. Noch an demselben Abend um 7 Uhr schreibt er von Offenbach:

In einem Kreise von Menschen die mich recht lieb haben, oft mit mir leiden!

Er sitzt wieder in Andre's Haus vor demselben Schreibtischchen von dem er Auguste vor der Reise in die Schweiz geschrieben.

Lieb Gustchen — da ist ein junges Paar in der Stube das erst seit acht Tagen verheirathet ist; eine junge Frau liegt auf dem Bette, die der angenehmsten Hoffnung eines lieben Kindes entgegen schmerzet.*)

Man sieht in dieser Aeußerung den tiefen Schmerz durch, daß ein solches Glück der Ehe ihm noch fern ist, und man erkennt leicht weshalb er Dieses seiner lieben Auguste schreibt. Der folgende Tag, der 17. Sept., ein Sonntag, ging ihm zu Offenbach leidlich und stumpf herum. Beim Aufstehen war es ihm gut, und er machte eine Scene an seinem „Faust", vergängelte dann ein paar Stunden, verliebelte ein paar mit einem Mädchen, einem seltsamen Geschöpfe, welches auch die Stolberg kennen gelernt hatten; er aß darauf in einer Gesellschaft von einem Dutzend guter Jungen, so gerade wie sie Gott erschaffen hat, fuhr auf dem Wasser auf und nieder, da er die Grille hatte selbst fahren zu lernen, spielte ein paar Stunden Pharao und verträumte ein paar mit guten Menschen. Er schreibt am Abend an Auguste:

Und nun sitz' ich dir gute Nacht zu sagen. Mir war's in all Dem wie einer Ratte die Gift gefressen hat**); sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer.

Treffender konnte der Dichter kaum das ängstliche Haschen nach Vergnügungen aussprechen, mit welchen er die Qual seiner leidenschaftlichen Liebe betäuben wollte. Die Eifersucht gegen Lili, die Allen zu gefallen suchte, stieg von Tag zu Tag; er dachte der Geliebten zu trotzen.

*) Vielleicht die alte Fürstin von Waldeck und die Fürstin von U., welche im Briefe an Lavater vom 14. Aug. erwähnt werden. Auch finden wir gegen den 20. Sept. die verwittwete Markgräfin von Baireuth in Frankfurt.

**) Drei mal hat er ihr bereits gute Nacht gewünscht; am Schlusse des Briefs geschieht es zum vierten mal.

*) Unter dem jungen Ehepaar sind Pfarrer Ewald nebst Frau zu verstehen; die junge Frau ist Frau André. Hr. Binzer scheint die Stelle nach seiner Bemerkung (S. 161 fg.) mißverstanden zu haben. Das junge Ehepaar wohnt nicht auf demselben Zimmer mit Goethe, sondern ist eben zu Besuch, und Frau André liegt keineswegs in demselben Zimmer.

**) Das Bild erinnert an das Rattenlied im „Faust", wonach man vermuthen könnte, er habe dieses und die Scene in Auerbach's Keller an diesem Tag geschrieben.

aber dieſe wollte ſich ſeinen herrſchſüchtigen Launen nicht fügen, und ſo wurden Beide um ſo mehr einander entfremdet, je beſſer man von Seiten der Verwandten dieſe Stimmung zu benutzen wußte. In Auguſte glaubte er einen Erſatz für ſeinen großen Verluſt, den er doch nicht verwinden konnte, zu finden. „Gute Nacht, Engel. Einzigſtes Mädchen — und ich kenne ihrer viele — —", ſo endet er in der Nacht des 17. Sept. ſeinen Brief an Auguſte, an die er gleich am folgenden Morgen ſchreibt:

Mein Schiffchen ſteht bereit, ich werd's gleich hinunter lenken. Ein herrlicher Morgen; der Nebel iſt gefallen, Alles friſch und herrlich umher! Und ich gehe wieder in die Stadt, wieder ans Sieb der Danaiden! Ade!

Als er darauf vom Fahren auf dem Main zurückgekehrt iſt, ſchreibt er weiter:

Ich habe einen offenen friſchen Morgen. O Guſtchen! Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden die Seligkeit die Menſchen gegönnt ward empfinden, und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überſpannten Sinnlichkeit Himmel auf und Höllen ab getragen werden. Beſte, ich bitte dich, ſchreib mir auch ſo ein Tagebuch. Das iſt das Einzige was die Ferne bezwingt....

Er kehrt dann nach Frankfurt zurück, wo er noch Nachts um halb 12 Uhr ſein Tagebuch fortſetzt:

Hab' getrieben und geſchwärmt bis jetzt. Morgen geht's noch ärger. O Liebſte! Was iſt das Leben des Menſchen! Und doch wieder die vielen Guten die ſich zu mir ſammeln! Das viele Liebe das mich umgibt. Lili heut' nach Tiſch geſehen — in der Komödie geſehen. Hab' kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch Nichts geredt! Wär' ich Das los! O Guſtchen — und doch zittre ich vor dem Augenblick, da ſie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. Aber ich bleib' meinem Herzen treu und laß es gehn. Es wird...

Hier bricht er ab, da er in den Gedanken an die Zukunft ſich ganz verſenkt, wenn nicht vielmehr die Ermüdung ihn am weitern Schreiben hindert. Aber am andern Morgen früh um 7 Uhr wendet er ſich wieder mit ſeinen Bekenntniſſen an Auguſte:

Im Schwarm! Guſtchen! Ich laſſe mich treiben und halte nur das Steuer, daß ich nicht ſtrande.*) Doch bin ich geſtrandet, ich kann von dem Mädchen nicht ab — heut' früh regt ſich's wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen. Eine große ſchwere Lection! Ich gehe doch auf den Ball einem ſüßen Geſchöpfe zu lieb, aber nur im leichten Domino, wenn ich noch einen kriege. Lili geht nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Geſchichte der Sikhs.

A history of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej. By *Joseph Davey Cunningham*. London 1849.

Vorgenanntes Buch, das Beachtung verdienen würde, ſelbſt wenn die im Januar und Februar d. J. von den Engländern wider die Sikhs geſchlagenen und gewonnenen Schlachten ihm kein nachträgliches Intereſſe gäben, iſt vom Verf. — Ingenieurlieutenant und Hauptmann in der indiſchen Armee — in Indien geſchrieben, als Manuſcript nach England geſchickt, daſelbſt gedruckt worden und bei Murray in London erſchienen. Es iſt keineswegs unnöthig Dies zu wiſſen; denn nicht allein daß die Abfaſſung eines Buchs am Orte ſeines Schauplatzes die Vermuthung ſeiner Richtigkeit erhöht, ſind auch die buchhändleriſchen Verbindungen zwiſchen Indien und England ſo mangelhaft, daß, dafern der Verf. ſein Werk in Indien hätte erſcheinen laſſen, es für Europa ſo gut wie nicht vorhanden ſein würde. Er hat deshalb eine anzuerkennende Ausnahme von der Regel gemacht, daß die meiſten in Indien ſchriftſtellernden Engländer in Kalkutta verlegen, daher die dortige Preſſe manches in geſchichtlicher und politiſcher Beziehung werthvolle Werk zu Tage fördert, wovon meiſt nur wenige Exemplare nach England gelangen. So iſt es Thatſache, daß von dem „Calcutta review", einem vortrefflichen Journale, welches die fähigſten dortigen Regierungsbeamten zu Mitarbeitern zählt, nur zwölf Abdrücke nach England gehen, und konnte England mit 20 Exemplaren von des Major Smyth „Reigning family in Lahore", Kalkutta 1848, ſich begnügen, ſo erklärt Dies, warum Deutſchland Wenig oder Nichts von einem Buche weiß welches über die betreffenden dunkeln Verhältniſſe helles Licht verbreitet. Die übeln Folgen ſolch lückenhaften literariſchen Verkehrs ſtellen ſich beim Leſen von Cunningham's Buch grell heraus. Ein großer Theil des hiſtoriſchen Inhalts ſtützt ſich auf in Kalkutta erſchienene Werke. Wo ſind ſie? Niemand beſitzt, Keiner kennt ſie. Auch darin alſo beſteht der Werth des vorliegenden Buchs, daß es jene Mängel einigermaßen erſetzt. In Betreff der Befähigung des Verf. „eine Geſchichte der Sikhs vom Urſprunge der Nation bis auf die Schlachten am Sutlej" zu ſchreiben, dient das aus einer Stadt des Fürſtenthums Bhopal vom 9. Dec. v. J. datirte Vorwort zur Auskunft.

Von 1837 — 45 bekleidete der Verf. verantwortliche Poſten an der Sikhgrenze, und nahm in deſſen Folge an mehren der wichtigſten dortigen Vorfälle perſönlich Theil. So war er bei der Expedition welche 1839 den Khyberpaß forcirte, und ging 1840 ein zweites mal nach Peſhawur, war 1841 Commandant des Diſtrictes Ferozepore und wurde 1842 nach Klein-Thibet geſchickt, um die Beziehungen zwiſchen der daſigen chineſiſchen Bevölkerung und der übergreifenden Familie des Gholab Singh zu ordnen, begab ſich zum Behuf der Schlichtung gewiſſer Grenzſtreitigkeiten 1845 nach Bhawulpore, bis er von dem neuerlich zum Oberbefehlshaber in Indien ernannten Sir Charles Napier zum activen Armeedienſte einberufen wurde, und focht demgemäß in den Schlachten von Ferozeſhah, Aliwal und Sobraon. Nach beendigtem Kriege erhielt er eine lohnende Civilanſtellung; doch ſcheint es, daß er dieſe im laufenden Jahre niedergelegt hat, um dem Feldzuge unter Lord Gough beizuwohnen, daß er derſelbe Ingenieurhauptmann Cunningham iſt welcher laut engliſcher Zeitungsberichte die Verſchanzung des britiſchen Lagers leitete. An Gelegenheit alſo, ſich mit Allem bekannt zu machen was einem Hiſtoriographen der Sikhs zu wiſſen nöthig iſt, hat es dem Verf. nicht gefehlt, und daß er ſie zu nutzen verſtanden dürfte ſein Buch beweiſen. Die Sikhs nämlich ſind nicht länger eine Nation deren Geſchichte auf gut Glück geſchrieben werden kann, ohne Gefahr ſich auf falſchen Angaben ertappt zu ſehen. Jüngſte Ereigniſſe haben dem Punjab und deſſen Volke nicht die Aufmerkſamkeit Englands allein zugewendet, und die Preſſe hat über die merkwürdigen Schickſale der Sikhs keineswegs geſchwiegen. Auch in d. Bl. iſt auf Veranlaſſung literariſcher Neuigkeiten ihrer gedacht worden, und wenn es daher keine grundloſe Vermuthung heißen kann, daß die Hauptſachen hinſichtlich des Urſprungs und der Fortſchritte der Sikhs den Leſern d. Bl. im Allgemeinen bekannt ſind, ſo erinnern ſie ſich gewiß, daß die Sikhs urſprünglich nicht ein ſelbſtändiges Volk,

*) Das Gleichniß erklärt ſich daraus, daß Goethe damals das Fahren auf dem Waſſer lernte, wie auch das Bild im Briefe des vorigen Tages von den auf- und abtreibenden Wogen durch ſeine Waſſerfahrt veranlaßt iſt. Daß Goethe ſeine Gleichniſſe aus der jedesmaligen Beſchäftigung herzunehmen liebte, hat ſchon Riemer bemerkt, II, 51, 67. Vergl. Nr. 293 d. Bl. f. 1848.

sondern eine religiöse Sekte waren, daß ihre so getaufte Nationalität noch keine hundert Jahre alt ist, daß sie durch ihre Verfolgungen Seiten der mohammedanischen Kaiser und afghanischen Eindringlinge zu Einigkeit und Widerspenstigkeit recht eigentlich gezwungen wurden, daß ihr Staat erst unter Runjeet Singh eine ausgeprägte Form erhielt, und daß sie seit dem Tode dieses Fürsten 1839 in eine mit Angriffskriegen durchflochtene Anarchie versunken sind. Von der Zeit jenes Todes an steigert sich das Interesse und der Werth des Cunningham'schen Werkes, indem die von den politischen Agenten der Regierung erstatteten, dem Verf. amtlich zugegangenen Depeschen die Grundlage seiner Darstellung bilden.

Zum klaren Verständnisse der sechsjährigen Anarchie, nach welcher die Sikhs den kecken Entschluß faßten ins britische Gebiet einzufallen, muß man sich die Parteizustände bei Runjeet's Tode vergegenwärtigen. Runjeet hinterließ einen legitimen Sohn und einen legitimen Enkel, einen Putativsohn Shere Singh und zwei Adoptivsöhne Cashmeera und Peshora Singh — so genannt nach den zwei von Runjeet eroberten Provinzen — und einen vorgeblichen Sohn Dhuleep Singh, dessen Thronansprüche erst später geltend gemacht wurden, und dessen Existenz überhaupt den Engländern bis 18 Monate nach Runjeet's Tode unbekannt blieb. Jeder dieser Singhs hatte seinen Anhang. Dann kam das Geschlecht der Sirdars, darunter die namhaften Familien Scindinwallah, Majeetia und Attarewallah, die zwei Erstern Seitensprossen von Runjeet's eigenem Stamme, die Letztere ihm verschwägert. Außerdem hatte ein seltenes Zusammentreffen von Umständen dem Geschlecht der Rajpoot aus den Hochlanden von Punjab am Hofe von Lahore beträchtlichen Einfluß gegeben. Drei Brüder, Gholab, Dhyan und Suchet, Abkömmlinge der in ihrem ältern Zweige ausgestorbenen Rajahs von Jummoo, hatten sich bei Runjeet so in Gunst gebracht, daß er sie zu Rajahs erhoben, und zur Zeit seines Ablebens war Suchet ein Hauptführer der Sikharmee, Gholab Regent im frühern Fürstenthume seines Hauses und Dhyan Großvezier des Reichs. Der Erste und Dritte theilten das Schicksal hinterlistig ermordet zu werden mit allen Sikhnotabilitäten aus den Jahren 1839—46; der Zweite, Gholab Singh von Jummoo, ist Bundesgenosse Englands.

Nach Ermordung sämmtlicher in gerader Linie von Runjeet Abstammenden vereinigten sich alle Kämpfe in dem um das Vezierat, und die Kämpfer waren auf der einen Seite die Sikhs durch die Familie Scindinwallah, auf der andern die Rajpoots durch die Brüder Jummoo. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Rajpoots als Geschlecht sich über die Sikhs erhoben oder zu erheben getrachtet, sondern blos daß jene Familie mächtig genug war gegen die Sikhs in die Schranken zu treten, und eine Zeit lang die Staatsgewalt an sich zu reißen. Während Dies geschah, wurden die Thronansprüche des Knaben Dhuleep Singh insofern anerkannt, als er, obwol muthmaßlich nicht ein Tropfen königliches Blut in seinen Adern fließt, nach Ermordung des Shere Singh für den allein rechtmäßigen Kronprätendenten galt, und deshalb fernerhin nur noch um das Vezierat gestritten wurde. Als dann aber auch die Sirdarhäuptlinge aus dem Wege geräumt waren, bildete sich eine neue Partei aus der Familie und den Favoriten von Dhuleep's Mutter, der berüchtigten Ranee, und diese Partei lenkte 1845 das Staatsruder. Die Successien gestaltet sich also übersichtlich folgendermaßen.

Runjeet starb 1839. Seine Abkömmlinge in gerader Linie wurden im November 1840 erschlagen. Darauf folgte die Regierung des Shere Singh, begünstigt und gehalten von der Uebermacht der Brüder Jummoo, bis er und sein Vezier Dhyan im September 1843 gemeinschaftlich ermordet wurden. Ging nun auch diese Metzelei von den Häuptern der Familie Scindinwallah aus, so trug sie ihnen doch keine Frucht; denn ein Sohn Dhyan's, Heera Singh, gewann unerwartet die Soldateska für sich, rottete die Scindinwallahs zur Hälfte aus und behauptete das Uebergewicht seiner Familie bis zum December 1844, wo er ebenfalls unterm Mordbeile fiel. Da nicht ein einziger Scindinwallah übriggeblieben welcher die Erledigung sich zu Nutze machen konnte, so trat der Anhang der Ranee ohne Widerstand hervor. Zuerst wurde im Mai 1845 ihr Bruder Jowasir Singh und nach seiner Ermordung im September ihr Geliebter, Lal Singh, Reichsvezier, bis auch ihn die Vergeltung ereilte. Gholab Singh hatte inzwischen sein Schiffchen klug durch den Sturm laviert hatte sich des langen Einflusses seiner Familie bedient um ein Beträchtliches der königlichen Schätze an sich zu bringen, und rüstete sich in seiner Bergstadt Jummoo zur Behauptung seiner Unabhängigkeit.

Solche Umstände machen es begreiflich, daß eine so beschaffene Regierung den Nationalgeist der Sikhs nicht zügeln konnte. Eigentlich gab es gar keinen Zügel. Die Sikhs waren durch und durch Soldatenvolk, und das ungeheuer überragende Verhältniß der Armee rechtfertigt die anscheinende Ungerechtigkeit, daß sie ausschließend den Titel annahm welchen früher der ganze mystische Gemeinstaat geführt, den Titel: Khalsa, erlesener oder ausgewählter Staat. Die aber bereits stattgefundene Insubordination wurde durch ein neuerlich angenommenes Regierungssystem nicht wenig vermehrt. Jedes Bataillon ernannte einen Ausschuß, und diese Ausschüsse bestellten aus ihrer Mitte eine Executivgewalt, in deren Händen thatsächlich die oberste Leitung aller Angelegenheiten ruhte. Die Ausschüsse entschieden nun, daß offener Krieg beginnen solle. Es leidet keinen Zweifel, daß der Hof diesen wahnsinnigen Beschluß weder veranlaßte noch unterstützte; es ist jedoch ebenso gewiß, daß, wenn eine Hofpartei wider eine andere von einer Aufregung der Armee sich Gewinn versprach, sie solche dadurch zu bewirken suchte, daß sie falsche Gerüchte von feindlichen Plänen der Engländer ausstreute. Ohne also selbst nur einen scheinbaren Beschwerdegrund zu haben, und mit einer Schnelligkeit welche den Generalgouverneur von Indien unvorbereitet traf, brachten die Sikhs ihren Entschluß zur Ausführung, gingen über den Sutlej, zogen gegen das englische Heer, fanden es, kämpften mit ihm und wurden zurückgehauen.

Wie Vorstehendes in Kürze die Sachlage nach der bisherigen Auffassung schildert, so erhebt auch Cunningham dawider keinen wesentlichen Einspruch. Aber deutlich genug schlägt sein Herz für die Sikhs, und schont er auch die Sirdars nicht, so bringt er doch der Khalsa jeden sie begünstigenden Zweifel in Rechnung. Er kann natürlich nicht ableugnen, daß in der Hauptsache die Sikhs Unrecht haben, daß sie die Angreifenden gewesen sind; doch erinnert er, ohne es ausdrücklich zu thun, an die Fabel vom Wolf und dem Lamme, und schreibt zwischen den Zeilen: dem Allen ungeachtet haben die Engländer den Krieg verschuldet. Möglich auch daß Mancher, zumal wer dem Verf. gern glaubt, dessen Ansicht theilt. Wer sie aber mit unbefangenen Augen prüft, wird unfehlbar das Täuschende und Oberflächliche derselben erkennen. Hiervon abgesehen hat das Buch ziemlich alle guten und schlechten Eigenschaften welche an indischen Werken sich bemerkbar zu machen pflegen. Als Geschichtschreiber gebührt dem Verf. das Lob des Fleißes, umfassender Kenntnisse, und einer Vorliebe für seinen Gegenstand die ihm Reize zu verleihen weiß welche er an sich nicht besitzt. Dagegen verweilt er mitunter zu lange bei Kleinigkeiten, und schwankt in seinem Stile zwischen Schwulst und Unklarheit. Auch könnte die Anordnung und Uebersicht im Ganzen besser sein. Namentlich aber hätte der Verf. sich öfterer an die Stelle der Leser denken, ihr meist mangelhaftes Wissen erwägen, und z. B. seine Verhandlungen in Thibet nicht erzählen sollen, als ob jeder Leser die Verhältnisse zwischen Cashmir und Lassa, und die Topographie von Leh an den Fingerspitzen habe. Dennoch verdient das Buch auch in Deutschland Beachtung, und wird zum großen Theile Jeden befriedigen der sich für indische Zustände interessirt. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.
Mittwoch. Nr. 244. 1. October 1845.

Goethe darstellt, zeigt sein Brief an Auguste vom 8. Oct. Um dieselbe Zeit, etwa am 24. oder 25. Sept., muß der Brief Goethe's an Lavater geschrieben sein, der von Hirzel seltsamerweise vom Juni datirt wird.*) Hier heißt es:

Zimmermann ist fort, und ich bin bis 10 Uhr im Bette liegen blieben, um einen Katarrh auszubrüten, mehr aber um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vors Bett gekommen, es ward vertraulich discurirt, ich hab' meinen Thee getrunken, und so ist's besser. Ich hab' wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden, wie lange es währt. Zimmermann und ich waren trefflich zusammen — du stellst dir's vor. Es gibt der Zerstreuungen die Menge. Der Herzog von Weimar ist hier, wird nun bald Luise davontragen. Ich bin seit 14 Tagen ganz im Schauen der großen Welt.

Zimmermann, den Goethe in Strasburg angetroffen, hatte sich fünf Wochen in Lausanne aufgehalten, und scheint gegen den 20. Sept. wieder in Frankfurt gewesen zu sein; am 5. Oct. schrieb er wieder von Hanover aus an Frau von Stein.**) Von Zimmermann's Tochter heißt es in dem angeführten Briefe, sie sei so in sich, nicht verriegelt, nur zurückgetreten sei sie und habe die Thüre leis angelehnt; ein leise lispelnder Liebhaber würde sie eher öffnen als ein pochender Vater. Zimmermann selbst schreibt an Frau von Stein:

Mr. Goethe fait trop d'honneur à ma fille, qui n'est point développée, qui a été timide et craintive dans sa maison, où on nous a fait une reception charmante et où j'ai passé d'aussi heureux jours que j'ai jamais passé en ma vie. Ce cher enfant est sans doute d'une grande consolation pour moi, et je ne vois que trop, qu'il sera aussi naturel que raisonnable, qu'elle soit mon dernier amour.

Goethe's Darstellung (XXII, 255 fg.) wonach Zimmermann's Behandlung seiner Kinder eine tyrannische gewesen bedarf wesentlicher Berichtigung.***) Zimmermann selbst hat seiner Tochter im dritten Theile seines Buchs „Ueber die Einsamkeit" ein schönes Denkmal voll innigster Liebe gesetzt.†)

Die seit der entschiedenen Trennung von Lili gewonnene Ruhe benutzte Goethe zu seinem „Egmont", auf dessen Vollendung der Vater, den er davon auf das lebhafteste unterhielt, mit gespannter Erwartung drang. Daß er Frankfurt verlassen müsse, fühlte er lebhaft, und zwar dachte er zunächst an Weimar, wohin ihn der Herzog eingeladen hatte. Seit er Lili verloren hatte, war der Gedanke an eine eheliche Verbindung verschwunden, da der Abstand der Geburt einer Verbindung mit Auguste, die seine ungestüme Leidenschaft zurückwies, entgegenstand. Um diese Zeit schreibt er an die Stolberg in humoristischer Laune:

Wenn ich nach Weimar kann, so thu' ich's wohl. Gewiß aber euch zu Liebe nicht! Und keinem Menschen zu Liebe; denn ich hab' einen Pick auf die ganze Welt. Ich gönne euch eure Reise; die ist eurer werth! Und darf sich kein Hund ihrer rühmen, und werdet begafft werden dareb, wie sich's ziemt. Zimmermann hat euch weidlich gepriesen. Gustchen ist ein Engel. Hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist.

Am 3. Oct. wurde die Vermählung zu Karlsruhe feierlich vollzogen. Fünf Tage darauf wendet sich Goethe wieder einmal an Auguste — zuletzt hatte er am 23. Sept. geschrieben —, von deren Brüdern er unterdessen Briefe erhalten hatte.

Bisher eine große Pause, ich in wunderbaren Kälten und Wärmen. Bald noch eine größere Pause. Ich erwarte den Herzog von Weimar, der von Karlsruhe mit seiner herrlichen neuen Gemahlin, Luise von Darmstadt, kommt. Ich geh' mit ihm nach Weimar. Deine Brüder kommen auch hin, und eer da schreib' ich gewiß, liebste Schwester. Mein Herz ist übel dran. Es ist auch Herbstwetter drin, nicht warm, nicht kalt. Wann kommst du nach Hamburg?*)

Am 12. Oct. kam der Herzog mit seiner Gemahlin nach Frankfurt, von wo er schon am folgenden Tage weiter reiste.**) Man verabredete mit Goethe, er möge in Begleitung des in Karlsruhe zurückgebliebenen Kammerjunkers v. Kalb, der mit einem von Strasburg kommenden landauer Wagen an einem bestimmten Tage in Frankfurt eintreffen werde, die Reise nach Weimar machen, welche ihm der heitere und gnädige Abschied den er vom herzoglichen Paare erhielt, und das freundliche Betragen der Begleitung höchst wünschenswerth erscheinen ließen. Schon hatte er gepackt und überall, auch von Lili, Abschied genommen; aber weder der Wagen noch eine Nachricht davon wollte in Frankfurt eintreffen. Um nicht zwei mal Abschied nehmen zu müssen und lästigen Besuch zu vermeiden, gab er sich für abwesend aus, woher er sich still zu Hause halten mußte, was seinem „Egmont" sehr zu statten kam. Aber sein Vater quälte ihn mit dem Argwohn, das Ganze sei nur eine Täuschung, der neue Landauer mit dem zurückgebliebenen Kammerjunker ein Luftgespenst,, bei dem es nur auf Kränkung und Beschämung abgesehen sei. Nachdem er sich mehr als acht Tage so zu Hause versteckt gehalten, wurde ihm die Einkerkerung so unleidlich, daß er sich nicht enthalten konnte Abends in einen großen Mantel gehüllt an den Häusern seiner Freunde und Bekannten vorbeizuschleichen. So trat er auch eines Abends an das Fenster Lili's im Erdgeschosse ihres Hauses auf dem Kornmarkte; die grünen Rouleaux waren niedergelassen; die Lichter standen am gewöhnlichen Platze; bald darauf sang sie zum Clavier sein an sie gerichtetes

*) Den Irrthum habe ich bereits im Archiv von Viehoff und Herrig (II, 405 fg.) bemerkt, aber Viehoff hat sich auch jetzt noch („Goethe's Leben", II, 207, 226) täuschen lassen.

**) Vergl. Tissot's „Leben Zimmermann's", S. 171. Nach der Art wie Goethe Zimmermann's Besuch erwähnt, würde man ihn in das Jahr 1774 setzen müssen.

***) Vergl. Tissot a. a. O., S. 176 fg.

†) Dort heißt es unter Anderm: „Eine beinahe gänzliche Unfähigkeit zum Essen behielt sie bis an ihren Tod, seitdem sie zärtlich, liebreich und ohne den allergeringsten Schein einer Abneigung an meiner Hand vor einigen Jahren die Schweiz verließ, und einige Wochen nachher ihre erste und letzte Liebe, ein schöner, blühender, sanfter, edler Jüngling sich dort eine Kugel vor den Kopf schoß."

*) Goethe wollte sein liebes Gustchen sehen. Am Ende des Jahres wollte er wirklich mit den beiden Stolberg nach Hamburg, aber der Herzog hielt ihn zurück. Vergl. „Briefe von Voß", I, 231.

**) Diese Angaben entnehmen wir dem „Frankfurter Journal".

Lied „An Belinden“*); er lauschte, das Ohr an das auswärts gebogene Gitter gelehnt, und sie schien ihm das Lied ausdrucksvoller als jemals zu singen. Darauf stand sie auf und ging im Zimmer hin und wieder; nur der feste Vorsatz ihr wirklich trotz aller ihrer Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit zu entsagen, und die Vorstellung was für ein seltsames Aufsehen sein Wiedererscheinen machen würde, konnten ihn entscheiden sich wegzubegeben. Noch einige Tage verstrichen ohne alle Nachricht, sodaß der junge Dichter, den jetzt auch sein „Egmont“ nicht mehr zu fesseln vermochte, selbst an der Absicht ihn nach Weimar kommen zu lassen zu zweifeln begann. Der Vater benutzte diese Stimmung ihn zur Reise nach Italien zu treiben, und brachte es endlich dahin, daß er sich entschloß, wenn am Ende der folgenden Woche weder Wagen noch Nachricht eingelaufen sei, diese Reise anzutreten; er wollte über Heidelberg gehen, weil Hr. v. Kalb von Karlsruhe aus den Weg darüber nehmen sollte. Am frühen Morgen des 30. Oct., 17 Tage nach der Abreise des Herzogs von Weimar, trat er die Reise an, auf welcher er zu Eberstadt, eine Stunde von Darmstadt, seinen Gefühlen freien Lauf ließ. Er schreibt**):

Diesmal, rief ich aus, ist nun ohne meine Bitten Montag Morgens 6 Uhr, und was das Uebrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding das mich leitet und schult***) nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sagte zu und komme nicht, ich sagte ab und komme! Adieu, Mutter! Lili, Adieu! Lili zum zweiten male! Das erste mal schied ich, noch hoffnungsvoll unsere Schicksale zu verbinden. Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht! Adieu!

Er wendet sich darauf zu dem Mädchen welches ihn in der letzten Zeit als er mit Lili gebrochen besonders angezogen hat.

Und du — wie soll ich dich nennen, dich, die ich, wie eine Frühlingsblume, am Herzen trage! — Holde Blume sollst du heißen! — Wie nehm' ich Abschied von dir? — Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit — Einige Tage später — und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden!...

Er fühlt es tief wie sehr seine Entfernung auch diese schmerzen müsse. Er gedenkt darauf auch seines treuen Freundes Merck in Darmstadt, wo er vorbeifährt. „Nein, Bruder, du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden.“ Von Weinheim aus schreibt er Abends um 7 Uhr in fast übermüthiger Laune, der man, wie Schöll bemerkt, etwas vom Weinsegen der Gegend anzumerken glaubt:

Was nun aber eigentlich der politische, moralische, epische oder dramatische Zweck von diesem Allen? — Der eigentliche Zweck der Sache, meine Herren, — ist, daß sie gar keinen Zweck hat. So viel ist gewiß, treffliches Wetter ist's, Stern und Halbmond leuchten und der Nachmittag war trefflich. — Heut' Abend bin ich communicativ; mir ist als redet' ich mit Leuten, da ich Das schreibe — will ich doch allen Launen den Lauf lassen.

In Heidelberg ward er von Fräulein Delf, welche die Verlobung erwirkt hatte, freundlich aufgenommen; sie lobte den beiderseitigen Entschluß der Trennung, da man sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche sich aus dem Sinn schlagen und sich nach einem neuen Lebensinteresse umsehen müsse! Fräulein Delf führte den Dichter im Hause eines Oberforstmeisters ein, gegen dessen eine Tochter, die Friederike ähnelte, er sich besonders freundlich erwies — und gleich dachte Fräulein Delf an die Möglichkeit einer Verbindung. Aber eine von Frankfurt kommende Staffette des Kammerjunkers v. Kalb, die ihn über die Ursache des Verzugs aufklärte, lud ihn ein sofort nach Frankfurt zurückzukehren, und, wie sehr ihm auch Fräulein Delf davon abrathen mochte, er vermochte nicht, da er sich der zutraulichen Freundlichkeit des herzoglichen Paares erinnerte, der dringenden Einladung zu widerstehen. So eilte er denn nach Frankfurt zurück, von wo er am 7. Nov. in Weimar ankam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich von Logau und sein Zeitalter. Geschildert in einer Auswahl aus dessen Sinngedichten. Frankfurt, Lizius. 1849. 8. 15 Ngr.

¡Jetzt da Jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit selt'ner Fertigkeit pfropfen —

In einer solchen Zeit, aber auch nur in einer solchen ist es kein Wunder, daß eben gemeldetes Buch das Licht der Welt erblicken konnte. Den anonymen Herausgeber mochte schon lange der Kitzel getrieben haben durch irgend ein Werk seiner Feder sich zur Aufnahme in den leipziger oder irgend einen andern ebenso ausgezeichneten Literatenverein zu befähigen: da fielen ihm, so denke ich mir wenigstens die Sache, Logau's Epigramme in die Hände, und sein Entschluß war gefaßt. Daß sich ein Verleger fand versteht sich von selbst; denn wozu fände sich heutzutage nicht ein Verleger? So entstand also auf die natürlichste Weise von der Welt das vorliegende Opus, und ich bedauere um so mehr demselben alles Recht zu existiren nach meiner besten Ueberzeugung absprechen zu müssen.

Bekanntlich hat Lessing im Verein mit Ramler schon 1759 eine Auswahl von Logau's Sinngedichten erscheinen lassen, welche etwas über ein Drittheil der vorhandenen Stücke umfaßt, und wovon die Vorrede noch in den gesammelten Werken Lessing's Zeugniß gibt. Möglich, daß dem ungenannten Herausgeber des vorliegenden Buchs die Auswahl Lessing's unvollständig oder ohne Geschmack erschien. Im erstern Fall mußte er dann einen vollständigern Abdruck besorgen, d. h. da Lessing schon über ein Drittheil des Ganzen mitgetheilt hatte, so würde ein Neudruck des ganzen Buchs: „Salomon von Golaw's deutscher Sinngedichte Drey Tausend“, das Zweckmäßigste gewesen sein. In diesem Fall würde kein Mensch dem Herausgeber einiges Verdienst absprechen, da einestheils die Originalausgabe selten geworden ist, anderntheils aber man allgemein immer mehr von dem Gebrauch von Anthologien zur Benutzung der Originalien zurückgekehrt ist. Fand aber unser Autor die Lessing'sche Auswahl in ästhetischer Beziehung ver-

*) Dies Lied scheint Goethe zu meinen, wenn er am 26. April an Auguste schreibt: „Hier, Beste, ein Liedchen von mir, darauf ich hab' eine Melodie von Gretry umbilden lassen.“

**) Schöll's „Briefe und Aufsätze von Goethe“, S. 158 fg.

***) Aehnlich sagt er in dem Briefe an Auguste vom 15. April: „Das liebe Ding das sie Gott nennen, oder wie's heißt.“

unglückt, so war es seine Pflicht auf die Mängel und Geschmacklosigkeiten derselben aufmerksam, und zugleich den Leser mit den Grundsätzen bekannt zu machen die ihn selbst zu einer ästhetisch gerechtfertigtern Ausscheidung geleitet hätten. Beides geschieht nicht: statt der 1284 Stücke welche Lessing's Auswahl enthält gibt der neue Herausgeber 370, und über das Princip das ihn bei seiner Auswahl im Gegensatz zum Lessing'schen leitete spricht er kein Wort; denn daß er die Vorrede welche Lessing seiner Auswahl vorgesetzt hat, und die Jeder mit Bequemlichkeit in den überall zugänglichen Werken desselben nachlesen kann, dennoch zum großen Theil der seinigen einverleibt, scheint eher auf eine Uebereinstimmung als einen Gegensatz hinzudeuten. Aber ich thue ihm vielleicht Unrecht, vielleicht verlangt er, daß wir sein Princip aus dem Titel des Buchs und aus dem Inhaltsverzeichniß herauslesen. Dieses Inhaltsverzeichniß lautet folgendermaßen: „Friedrich von Logau. Sein Charakter als Mensch und als Dichter"; „Friedrich von Logau's Zeitalter"; „Allgemeine Entartung und Sittenverfall"; „Religion. Religiosität. Religiöse Zustände"; „Sittenmengerei und Mode" u. s. w. Ich bin des Abschreibens müde, und es ist auch nicht weiter nöthig; ergibt sich doch aus dem Obenstehenden, wie mir scheint, mit vollkommener Klarheit das große Princip des Herausgebers: Friedrich von Logau selbst, und dessen Zeitalter aus seinen Epigrammen schildern zu wollen. Ich will ununtersucht lassen, ob diese Eintheilung begründet ist: es könnte scheinen als ob der Charakter eines Mannes als Mensch und Dichter, und der Charakter eines Zeitalters, von diesem selben dargestellt, nicht auf diese Weise getrennt werden könnten; denn offenbar wird einerseits der Charakter eines bedeutenden Mannes in seinem Zeitalter wurzeln, weil er ein geschichtlich nothwendiger ist, andererseits hängt die Schilderung des Zeitalters, wie die ganze Weltanschauung welche sich in einem Gedicht ausspricht wesentlich von dem Charakter des Schildernden ab; denn die lyrische Poesie, wozu doch auch das Epigramm zu rechnen, ist eben nur dadurch und insofern lyrisch, als sie überall das dichtende Subject zurückstrahlt. Aber, wie gesagt, ich will diese gewiß gerechtfertigten Bedenken fallen lassen, und die Eintheilung annehmen wie sie der Herausgeber gibt; es fragt sich dann: Gibt diese Einschachtelung der einzelnen Epigramme in bestimmte Kategorien dem vorliegenden Buch das Recht zu existiren? Ich denke, nein; denn der gewöhnliche Leser, welcher Unterhaltung, allenfalls mit einer kleinen Dosis Belehrung sucht, kümmert sich den Kukuk um die Strohwische und Grenzsteine die der Herausgeber seinem ungestörten Herumflankiren in den Weg stellt. Auch kann man ja in der That eine Sammlung Epigramme nicht uno tenore fortlesen, wie ein Epos oder einen Roman. Der Mann von Fach aber wird sich durch das Gebotene der eigenen Forschung keineswegs überhoben sehen, da die Auswahl viel zu schmächtig ist um vollständig sein zu können.

Fasse ich das im Verstehenden Ausgeführte nochmals in einem Urtheil zusammen, so kann ich nicht anders als die Existenz des vorliegenden Buchs für vollkommen unberechtigt erklären, weil ihm die ratio sufficiens existendi durchweg abgeht. Ich weiß wohl, daß es trotz dieses Rhadamanthusurtheils dennoch existirt und fortfahren wird zu existiren; aber wenn irgendwo, so ist in der literarischen Kritik Gelegenheit und Veranlassung geboten zu der Bemerkung, daß der Hegel'sche Satz: „Alles was ist ist vernünftig", seine großen Ausnahmen erleidet.

Ich kann nicht von dem Buche scheiden, ohne einige allgemeine Bemerkungen und Wünsche hinzuzufügen. Logau ist für Denjenigen welcher sich in der Literatur des 17. Jahrhunderts etwas umgesehen hat eine höchst erfreuliche Erscheinung; diese kernhafte deutsche Gesinnung, der sittliche Ernst, die Tiefe seiner religiösen Ueberzeugung machen ihn zu einen der ehrenhaftesten Repräsentanten der Bessern in jener Zeit der Verwilderung.

Ich kann es wol gestehen, daß zierliche Geberden
Und höfliches Verhalten in Frankreich kundig werden;
Dies aber kömmt zu wichtig, daß gar Nichts sonst soll tügen,
Was Deutsche für sich selbsten in eig'ner Art vermögen;
Thu' Dies in Deutschland, thu' was man in Frankreich thut.
Ich wett' es fällt so schön, ich wett' es ist so gut,
Die Uebung fehlt uns nur, die Sinnen fehlen nicht;
Genug, wenn jedes Volk sein eig'nes Thun verricht't.

* * *

Daß es her von Deutschland stamme, achtet Frankreich einen Ruhm.
Wie dann, daß auf unsre Sitten diesem bleibt das Meisterthum!

* * *

Wer nicht Französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann;
D'rum müssen wir verdammen,
Von denen wir entstammen,
Bei denen Herz und Mund
Alleine Deutsch gekonnt.

* * *

Ohn' Ursach' sollen wir nie zucken unsern Degen;
Ohn' Ehre sollen wir ihn d'rauf nie niederlegen.

* * *

Tapferkeit von außen, Einigkeit von innen
Macht, daß Keiner ihnen mag was abgewinnen.

Verdiente ein solcher Dichter nicht eine neue Auflage zu Nutz und Frommen deutscher Art und deutschen Wesens? Gewiß ließe sich ein recht zweckmäßiges Noth- und Hülfsbüchlein für das deutsche Volk aus demselben zusammenstellen, in welchem freilich Vieles hinzukommen müßte was in dem vorliegenden Buche fehlt, und Vieles fehlen was darin steht. Außerdem aber ist eine neue Auflage der gesammten Werke Logau's oder allerwenigstens der Lessing-Ramler'schen Lesewahl ein Bedürfniß geworden, zu dessen Befriedigung unsere deutschen Verleger, die ja eine allgemein bekannte Leidenschaft für „längst gefühlte Bedürfnisse" haben, hiermit freundlichst eingeladen werden. Qui vivra verra.

M. Henneberger.

Notiz.

Der Büchermangel in Griechenland.

Schon vor einigen Jahren klagte ein patriotischer Grieche in einem öffentlichen Blatte seines Vaterlandes, daß der Mangel an Büchern in der Nationalbibliothek mit jedem Tage fühlbarer werde theils für die Lernenden, theils für die Lehrer. „Unzählige Bücher", klagte der Grieche, „von denen die öffentlichen und Privatsammlungen Europas mehre Exemplare zu gleicher Zeit besitzen, fehlen der griechischen Nationalbibliothek; und doch hat Griechenland gegeben und gibt noch tagtäglich Stoff und Nahrung zur Vermehrung der Bibliotheken Europas. War es nicht eine Pflicht der Dankbarkeit für die Herausgeber griechischer Schriften und solcher Werke die über Griechenland handeln, wenigstens Ein Exemplar davon der bedürftigen Nationalbibliothek von Griechenland darzubieten", u. s. w. Die Klage jenes Griechen ist nicht ungerecht. Und wenn auch in den letzten Jahren Manches von Regierungen und von Einzelnen, namentlich auch von deutschen Buchhandlungen geschehen ist um jenem Büchermangel in Griechenland abzuhelfen (vergl. Nr. 151 d. Bl.), so ist Das doch immer nur wenig, und sind es doch nur Anfänge zur Beseitigung des in Griechenland vorhandenen Bedürfnisses und zur Befriedigung des in dem griechischen Volke herrschenden wissenschaftlichen Eifers. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 245. — 12. October 1849.

Goethe's Lili.

(Fortſetzung aus Nr. 244.)

In Weimar ſchloß ſich Goethe bald ganz an den acht Jahre jüngern Herzog an, der ihm gleich mit dem zutraulichen Du entgegen kam, und vor dem das noch vom Trennungsſchmerz erzitternde Dichterherz alle ſeine tiefſten Geheimniſſe erſchloß. An dieſen ſchrieb er aus dem einſamen, in wilder Gegend liegenden Waldeck am Abend des 23. Dec.:

Wie ich ſo in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit meines Schickſals und meiner Liebe über mich, und ſang ſo bei mir ſelbſt:

Holde Lili, warſt ſo lang
All meine Luſt und all mein Sang;
Biſt ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang biſt du noch.

Nun aber und abermal gute Nacht!

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern
Die dich umglänzen,
Und all den Geſichtern
Die dich umſchwänzen
Und umkredenzen.
Find'ſt doch nur wahre Freud' und Ruh'
Bei Seelen grad und treu wie du.

Es war jetzt gerade ein Jahr, ſeit er Lili kennen und lieben gelernt hatte. Auch jetzt noch liebte er das herzliche, gemüthliche Weſen, welches die Grundlage ihrer Natur bildete; nur ihre Sucht in Geſellſchaft zu glänzen und ſich Allen gefällig zu zeigen, die ſie nicht ablegen konnte und wollte, hatte ihn, der ſie allein beſitzen und ſich ganz ihrer Liebenswürdigkeit freuen wollte, verletzt, wie er Dies auch in den eben angeführten Verſen, welche auf das Lied „An Belinden" hinzudeuten ſcheinen, zu erkennen gibt. Daß der geheime Grund der Trennung von Lili darin gelegen, daß ihm bei dem ahnungsvollen Gefühle der Zukunft der Entſchluß ſchwer geworden durch ein ſo bindendes Verhältniß ſein Leben in eine beſtimmte Bahn einzulenken, wie Viehoff vermuthet, ſcheint uns durch Nichts angedeutet. Lili's unausſprechliche Reize hatten ihn mit feurigſter Glut der Leidenſchaft entflammt, aber ihre, wenn auch unſchuldige Glanz- und Gefallſucht war ſeiner durchaus gemüthlichen und ernſten Natur zu ſehr zuwider, als daß er in dieſem Verhältniſſe wahre Ruhe hätte finden können, woher er nach ſchwerem Kampfe ſich zur Entſagung ermannte. Auch dürfte zu dieſem Entſchluſſe nicht wenig die Abneigung beigetragen haben welche beide Familien gegen dieſe Verbindung hegten, und welche unſerm Dichter nach ſeiner durch äußere Hinderniſſe leicht bedrängten Natur ſehr peinigend ſein mußte. In Frau von Stein fand Goethe bald die innigſte Vertraute und Lenkerin ſeines Herzens, in deren Buſen er alle ſeine Geheimniſſe ergießen durfte, und vor deren unendlicher Anmuth und Herzlichkeit die Erinnerung an Lili allmälig verklang. Wie ganz dieſe ſchon gleich am Anfang ihn feſſelte, zeigt außer den erſten Briefen an dieſe auch der Brief an Auguſte vom 11. Febr. 1776: „Könnteſt du mein Schweigen verſtehen! Liebſtes Guſtchen! Ich kann, ich kann Nichts ſagen!" Denn gerade das Verhältniß zu dieſer wunderbar auf ihn wirkenden edeln Frau iſt es was er ihr nicht zu ſagen vermag. Erſt am 18. Mai ſchreibt er ihr von dieſer, „einem Engel von einem Weibe, frag' die Brüder, der ich ſo oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinſten Glückſeligkeiten zu verdanken habe"; an demſelben Tage will er dieſer auch das erſte Wort von Guſtchen ſagen. Außer dem Herzoge und Frau von Stein offenbarte er auch Wieland ſein Liebesverhältniß nach ſeinen geheimſten Gründen. Am 26. Febr. ſchreibt er an Frau von Stein:

Heut' hab' ich wieder Wieland viel von meiner letzten Jahresgeſchicht' erzählt, und wenn ihr mich warm haltet, ſo ſchreib' ich's wol für euch ganz allein; denn es iſt mehr als Beichte, wenn man auch Das bekennt worüber man nicht Abſolution bedarf. Adieu, Engel; ich werde eben nie klüger, und muß Gott danken dafür. Adieu, und mich verdrießt's doch auch, daß ich dich ſo lieb habe und juſt dich.

Im Sommer, als Frau von Stein alle ſeine Gefühle beherrſchte, ſchreibt er am 9. Juli:

Geſtern Nachts lieg' ich im Bett, ſchlafe ſchon halb, Philipp (Goethe's Diener) bringt mir einen Brief; dumpfſinnig leſe ich, daß Lili eine Braut iſt! kehre mich um und ſchlafe fort.... Wie ich das Schickſal verehre, daß es ſo mit mir verfährt! So Alles zur rechten Zeit.... Lieber Engel, gute Nacht.

Erſt jetzt fühlte er ſich über die Trennung von Lili beruhigt, deren Bild noch in aller Lieblichkeit vor ſeiner Seele ſchwebte. Dieſen Sommer über beſchäftigte er ſich mit einem Gedichte „Der Falke"; eine der Hauptperſonen deſſelben, Giovanna, ſollte, wie er am 8. Aug. an Frau von Stein ſchreibt, viel von Lili haben.

Du erlaubſt mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines

Wesens drein gieße, nur so viel es braucht um zu tingiren. Dein Verhältniß zu mir ist zu heilig, sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühlte, es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden, Menschen können's nicht sehen. Vielleicht macht mir's einige Augenblicke wohl meine verklungenen Leiden als Drama zu verkehren.

Erst am 25. Aug. 1778 erfolgte die Vermählung Lili's mit dem strasburger Banquier Bernhard Friedrich von Türckheim (geb. 1752), einem der edelsten und geistreichsten Männer seiner Zeit. Auf der Schweizerreise, die Goethe im Herbst 1779 mit dem Herzoge unternahm, besuchte er Friederike in Sesenheim und Lili in Strasburg. In Sesenheim wurde er (am 25. Sept.) gar freundlich aufgenommen. Er schreibt an Frau von Stein:

Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente, und mehr als Andere an die ich viel Liebe und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg mir zu sagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußte ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an dies Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kann.

Am Mittag war er in Strasburg. Er fährt fort:

Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen *) mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach Allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Creatur recht glücklich verheirathet ist. Ihr Mann, aus Allem was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein; er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang ꝛc., Alles was sie brauchte. **) Er war abwesend. Ich blieb zu Tische.

Am Abende aß er wieder bei Lili und ging in schönem Mondschein weg.

Die schöne Empfindung die mich begleitet kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind, meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht.

Bald nach der Vermählung Lili's brach über das Haus ihrer Mutter das schon länger gefürchtete Unglück ein, daß es seine Zahlungen einstellen mußte. Die Mutter ging zu ihrer Tochter nach Strasburg, wo sie 1782 starb. Auch einer von Lili's sechs Brüdern wandte sich nach Strasburg, um sich mit seinem Schwager zu associiren. Lili hatte vier Söhne, von denen die beiden ältesten noch am Leben sind, eine Tochter; der älteste Sohn Friedrich war zu seiner Zeit Maire von Strasburg; mit ihm übernahm der zweite Sohn Karl das Bankgeschäft des Vaters; ein dritter, Wilhelm, ein ganz vortrefflicher Mensch, starb als Adjutant des Generals Rapp, mit welchem er alle Feldzüge gemacht; der vierte, Heinrich, starb am 28. Febr. 1849 als Oberstlieutenant, 60 Jahre alt; die der Mutter in jeder Beziehung ähnliche, noch lebende Tochter Elisabeth war mit einem französischen Civilbeamten Namens Brunck vermählt. Im J. 1793 floh Hr. v. Türckheim, um der Guillotine zu entgehen, mit drei seiner Kinder nach Frankfurt. Auch Lili stand, wie sie noch zu rechter Zeit zu ihrem Schrecken erfuhr, auf der Liste der Geächteten, und rettete sich nur dadurch, daß sie als Bäuerin verkleidet, den jüngsten Sohn auf dem Arme, den ältern an der Hand, aus der Stadt ging und den größten Theil des Wegs zu Fuß zurücklegte. Im folgenden Jahre kehrte sie nach Strasburg zurück. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena sah Goethe einen von Lili's Söhnen, ohne Zweifel den jüngsten, als Husarenoffizier zu Weimar; er hatte sich sehr geheimnißvoll nach Goethe erkundigt, der mit ihm auf das Schloß ging. *)

(Der Beschluß folgt.)

*) Grasaffe war damals ein Lieblingsausdruck Goethe's zur Bezeichnung von geliebten Kindern, weshalb man diese Bezeichnung der noch jugendlichen, fast kindhaften frühern Geliebten nicht anstößig finden darf.

**) Der Ausdruck ist bezeichnend, da er auf ihre Glanzsucht hindeutet.

*) Riemer, I. 363.

Neueste Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 237.)

8. Amaranth von Oskar v. Redwitz. Mainz, Kirchheim und Schott. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Ein episch-lyrisches Gedicht in vier Cyklen. Es beginnt mit einer Verherrlichung des Neckarthals; aber mitten in seinem Entzücken über die lebensfrische Frühlingslandschaft entrückt ein Zauber den Dichter aus der Gegenwart in das Mittelalter: Gärten, Felder, Dörfer verschwinden, und eine Burg erhebt sich vor seinen Augen aus dem rauschenden Walde; er schreitet durch das Thor derselben, mischt sich ungesehen unter das ritterliche Gesinde, und erfährt, daß der junge Burgherr im Begriffe ist mit dem Rothbart nach Welschland zu ziehen. Dieser steigt bald selbst von der Warte herab, ein Ritter in schönster Jugendblüte, kundig das Schwert zu führen und die Laute zu schlagen. Seine genauere Charakteristik enthalten die nun folgenden „Walther's Lieder". Dieselben sind gerade nicht im Stande unser Interesse an dem Sänger und Helden zu steigern; es sind weniger Ergüsse eines lebendigen Gefühls als ziemlich nüchterne Reflexionen, die schlecht untereinander harmoniren, und zum Theil in sehr auffallendem Contraste stehen zu der romantischen Gestalt des jugendfrischen Ritters. Den Schluß dieser kleinen Gedichte bildet z. B. folgende Strophe (S. 21):

Ein frommer Knecht mit scharfem Stahl
Dem Vaterland und Gott zumal;
Ein treues Herze seinem Weib,
Ein frohes Lied zum Zeitvertreib;

Ein ehrlich und gesundes Blut,
Ein starker Arm, zufried'ner Muth;
Und auf den Herrn gebaut das Haus —
Treibt alle bösen Geister aus.

Wie nimmt sich solche hausbackene Weisheit aus im Munde eines poetischen Ritters, der eben erst die kühnsten Wünsche und Gedanken ausgesprochen! Z. B. in folgenden Strophen:

Ha! wär' ich wie du, mein Falke du,
Von lust'gen Fittigen getragen!
Ich flög' am Tag der Sonne zu,
Zög' Abends aus zum Streit und Jagen!

Ich wohnt' im steilsten Felsgestein,
Inmitten grüner Wälder Rauschen,
Mit meinem Lieb so ganz allein, —
Und könnte Keiner uns belauschen!

* * *

Ein Strom bin ich, wer hält mich auf?
Es sollte Keinem glücken;
Ich reiß' ihn fort in meinem Lauf,
Und trag' ihn auf dem Rücken.

Was steht ihr trotzig mir im Weg,
Ihr Felsen und ihr Eichen?
Hört ihr mich brausen doch vom Steg?
Ihr müßt zersplittert weichen.

Nun tritt Walther's Mutter auf, die schon längst Witwe ist, und spricht in einem sehr sentimentalen Monologe als fromme Christin über die Sorgfalt mit der sie bis jetzt die Entwickelung ihres Sohnes gehütet, und über die Gefahren die ihm nun drohen werden, da sie ihre Mutterarme nicht mehr über ihn ausbreiten kann. Diese mütterliche Besorgniß paßt nicht sonderlich zu dem Bilde das der Dichter eben von dem frommen Helden entworfen, noch stimmt es zu der weitern Erzählung. Hier erscheinen nämlich Boten aus Italien, und verlangen im Namen ihres Herrn, eines reichen Grafen am Comersee, vermöge eines frühern Uebereinkommens zwischen ihm und Walther's Vater, den jugendlichen Burgherrn zum Gemahl ihrer jungen Herrin. Auf die Anfrage der Mutter, ob er den Eid des Vaters lösen wolle, stürzt der gehorsame Sohn weinend zu ihren Füßen, und läßt sich unter ihren Küssen den Brautring anstecken. Sofort werden uns die zechenden Dienstmannen vorgeführt, dann eine thränenreiche Abschiedsscene zwischen einem Knappen und seiner Geliebten geschildert; zuletzt erfahren wir wie die Mutter Walther in der Kapelle feierlichst entläßt. Gleich als zöge er zu Krieg und Schlacht, richtet sie folgende Worte an den die Brautfahrt antretenden Sohn:

Zieh' hin in Gottes Namen, zum Sterben oder Leben!
Mein Vaterland, ich heb' mich in dein Gebet ergeben!

Wo wären deine Helden, wenn feig die Mütter wären?
Ich will auf Gott vertrauen! Mein Auge, laß die Zähren!

Zum Schluß des ersten Cyklus spricht sich in einem langen Monologe die Stimmung der zurückbleibenden Mutter, und in einem Reiterliede die des abziehenden Sohnes aus. Bezeichnend nicht nur für den Charakter der Burgfrau, sondern für die Tendenz und die Beschaffenheit des ganzen Gedichts sind hier folgende Strophen:

Da fleugt er hin! Ich kann mit ihm nicht prahlen.
Sein Hauf ist klein, wie weht sein Banner schlicht!
Auf armes Erz nur kann die Sonne strahlen. —
Und doch das Mutterherz! es schämt sich nicht.
Denn reich're Banner seh' ich ob ihm prangen.
D'rauf glänzt das Bild des Kreuzes siegesehr;
Von Perlenkleinod ist sein Herz umhangen,
Von Erz des Himmels funkelt seine Wehr.
Und ihm zur Seit' auf unzählbaren Rossen (!)
Zieh'n gläubige Gedanken als Genossen.

O Gott! Schon will er in dem Thal versinken!
Nein, nein! Dort noch am Wald sein Häuflein hält,
Den Schleier schnell vom Haupt! Ich seh' ihn winken!
Fahr' wohl, mein Kind, mein einzig Glück der Welt!
Eh' fall' verblutend du durchs Schwert der Schlachten,
Ich segne Den der dir ins Herz es stieß,
Eh' daß sich deine Seele ließ umnachten,
Und du verlierst dein frommes Paradies —
In meiner Einsamkeit mein Stolz, mein Licht!
Nur diesen Stern, mein Kind, o trüb' ihn nicht!

Ueber den weitern Verlauf des Gedichts melden wir nur, daß der zweite Cyklus Walther auf seiner Fahrt schon im Schwarzwald von seinen Leuten sich verirren läßt; er gelangt zu einer halbverfallenen Ritterburg im dichtesten Walde, die nur von einem alten Ritter und seiner jungen Tochter Amaranth bewohnt wird; er verliebt sich sofort in Letztere, findet Gegenliebe, zieht aber dennoch gen Italien, denn des frommen Sohnes höchste Pflicht ist den Eid des Vaters zu lösen. Doch der Herr ist mit den Seinen. Er hilft auch unserm Helden aus der Verlegenheit; denn die Gräfin am Comersee, so reich begabt sie auch ist an Körper und Geist und allen Gütern des Glücks, huldigt der pantheistischen Freidenkerei; und obgleich sie den frommen Ritter, mit dem keuschen Bild seiner frommen Amaranth im Herzen, durch ihre Reize und Lockungen bethört und liebetrunken in ihre Arme niederzieht, so ermannt ihn doch endlich der Abscheu vor ihren jung-Hegel'schen Ansichten, und nach einem gescheiterten Bekehrungsversuche, und nach ihrer trotzigen Abwendung vom Allerheiligsten beim Gang zum Brautaltar sagt er sich feierlich los von der Gottlosen, und kehrt unter den Segnungen der Geistlichen in sein Vaterland zurück. Hier angekommen vermählt er sich mit der Erwählten seines Herzens, nachdem er auf dem Heimweg im Heere des Kaisers Friedrich noch große Thaten ausgeführt.

Hr. v. Redwitz kündigt sich gleich in dem einleitenden Gedichte als einen Streiter an für Religion und Kirche. Nach dem gegebenen Ueberblick dürfte es wol Niemandem zweifelhaft sein, daß er sein Ziel nie aus den Augen gelassen, daß er aber in Verfolgung desselben weit mehr Eifer als Geschick bewiesen hat. Das ganze Gedicht ist nach Anlage und Ausführung ein verfehltes zu nennen. Es leidet ebenso sehr an Magerkeit der Begebenheiten als an Dürftigkeit der Gedanken, und die Situationen sind in gleichem Maße einförmig als die Charaktere unnatürlich und schattenhaft. In diesem 300 Seiten langen Gedichte treten vier bis fünf Personen aus dem Troß der Dienstleute und Gäste hervor; sie ergehen sich in langen Monologen oder sprechen in rhapsodischen Strophen ihre Gedanken und Empfindungen aus, oder sie treten in Rede und Gegenrede zusammen. In letzterm Falle sprechen sie oft so ausführlich und ohne alle Vermittelung, daß solche Dialoge wie mechanisch aneinander gereihte Monologe erscheinen. Aber auch da wo die Darstellung mehr episch wird, ist sie umwuchert von sentimentaler, nebelhafter Naturmalerei, und wenn auch hier und da einzelne Stimmungen durch Hinweisung auf das Leben der Natur treffend gezeichnet werden, so sucht man doch überall eine lebendige Entwickelung menschlicher Handlungen, und ein natürliches Einwirken der verschiedenen Personen auf ihr Denken und Thun vergebens. Wie der Dichter durch einen Zauber der Wirklichkeit entrückt und in eine ferne Vergangenheit versetzt ist, so erscheint auch die Welt die er schildert wie in einem Zauber befangen; und statt Menschen mit Fleisch und Blut, bewegt von menschlichen Leidenschaften, geleitet durch menschliche Grundsätze, sehen wir Gestalten, erzeugt von der Phantasie, und ausgerüstet von der Abstraction, anstatt wirkliches Leben bewegt sich vor unsern Blicken das Scheinleben von Marionnetten, die eben deswegen nicht in lebendige Wechselwirkung zueinander treten können, weil ihr Thun und Lassen selbst von einer unsichtbaren Hand bestimmt wird.

Ohne uns aufzuhalten bei den Charakteren der Frauen —

bieser mit unserer Sentimentalität und mittelalterlicher Roheit zusammengesetzten Unnatur, und bieser ungesunden Mischung, die da ganz wie eine unreinliche Dame unter Leute geht, und wie ihrem pantheistischen Gottesdienst ben frommen Sitten in christlichen Orten Irrung wie heutzutage philosophirende Schüler einen entsetzenen Abscheu — werden wir einen gesunden Blick und den Frohen Muthes. Wir haben schon auf die Widersprüche bei seinen ersten Auftritten aufmerksam gemacht, indem wir mit der romantischen Schilderung einer jugendlichen Mutter, der beginnig ist zu Bethabel's Füßen zu sitzen, Verdammungen nicht verringert kommen hie selbst in dem Munde eines für Gott und Vaterland kämpfenden Kriegers antrefen sind etwas zu gewaltsamen wären. Diesen wir dann wie er ohne eigenen Willen den Verantwortung annimmt, und er einem Kinde das Leben — das er selbst nicht liebes muß, und dem er also den ersten Kuß auf die Lippen gedrückt, — seinen Namen Absalom ertheilt, und dann wieder in der Besitzung wahrnimmt, für den Verantwortung anbietet; wie er seinen Sohn einen Heiden bei Gott nennt, der Gottlosen und gefreiten Gläubigen gesinnt, und in den tollsten Worten Mannerlichen sich noch Vaterliche Zärtlichkeiten hegt, und noch dem theuren Buchstaben, und doch den Worten der Zärtlichkeit,

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 246. — 13. October 1849.

Goethe's Lili.

(Beſchluß aus Nr. 245.)

Lili ſtarb am 6. Mai 1817 auf dem der Familie Türckheim zugehörigen Gute Kraut-Ergersheim bei Strasburg, von wo Hr. v. Türckheim die Todesnachricht ſeinem Schwager in Frankfurt in folgendem Briefe mittheilte:

Kraut-Ergersheim, 7. Mai 1817.*)

Lieber Schönemann! Die Schweſter ſchläft. Schlaf und Tod ſind Brüder. Der ewige Vater, der dieſen ſchönen Geiſt in einer Stunde der Gnade mir zugeſellte und ſo viel Segen auf mich durch ſie fallen ließ, hat die holde Lili abgerufen. Geſtern Abend um 9 Uhr entſchlief ſie ſanft in meinen, der Lili Brunck und Fritz Degenfeld's**) Armen. Das Band, ſo mich ſeit bald 40 Jahren ſo innigſt mit ihr vereinte, iſt nicht getrennt, und ich wandle hinfür mitten unter den Schöpfungen ihrer ländlichen Freuden, mit dem Bewußtſein, daß bis in der letzten Stunde ihre Hand noch ſegnend mich als Freund ihres Herzens bezeichnete. Deiner lieben Tochter und Gemahl, deiner Gattin***) und ältern Freundin, Metzler, Meier, Jean Defay und Brevillier ſeie das Andenken der Lili theuer. Ich umarme dich. Türckheim.

An Goethe ſcheint man die Nachricht von Seiten der Familie nicht gemeldet zu haben, da Lili's Bruder bei Goethe's Anweſenheit in Frankfurt von dieſem nicht mit großer Herzlichkeit empfangen worden war. Im J. 1821 fühlte ſich Goethe ſonderbar genug ergriffen am vierten Theile von „Wahrheit und Dichtung" zu arbeiten, wovon ein Drittel vollendet ward; beſonders wurde die Beſchreibung von Lili's Geburtstag mit Neigung hervorgehoben (XXVII, 384 fg.). Das Vollendete theilte er 1824 Eckermann mit, deſſen Bemerkungen ihn förderten†); doch blieb dies ſeit dem J. 1825, wo er Einiges daran ſchrieb, liegen, bis er es 1831 ††) wieder ernſtlich vornahm und den vierten Theil zu Ende führte, wobei er es beneidenswerth fand, daß es ihm noch im höchſten Alter gegönnt ſei dieſe in mancher Hinſicht ſo bedeutende romantiſche Geſchichte ſeiner Jugend zu beſchreiben.*) Wie er den „Fauſt" vor ſeinem Tode abſchließen mußte, ſo war es als ob er nicht von der Erde habe ſcheiden können, ehe er die glühendſte Leidenſchaft ſeines Jugendlebens in einem ſprechenden Bilde der Nachwelt hinterlaſſen hatte; wobei es freilich im Einzelnen an manchen Verſchiebungen und Verwechſelungen nicht fehlen konnte, die aber der Wahrheit des Geſammtbildes nur wenig Eintrag zu thun vermögen.

Am Anfange des J. 1830 war eine nahe Verwandte Lili's, Fräulein von Türckheim, in Weimar geweſen, welche Goethe, den um dieſe Zeit der Tod der Großherzogin-Mutter bekümmerte, nur ein mal geſehen zu haben ſcheint.**) Als Soret am 5. März 1830 gegen Goethe ſein Bedauern über die Abreiſe dieſer durch erhabene Geſinnung und einen reifen Geiſt ausgezeichneten jungen Dame ausſprach, äußerte Goethe, es thue ihm ſehr leid, daß er ſie nicht öfters geſehen, und daß er anfänglich immer verſchoben habe ſie einzuladen, um ſich ungeſtört mit ihr zu unterhalten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzuſuchen. Der vierte Band von „Wahrheit und Dichtung", welcher ſein Verhältniß zu Lili darſtelle, ſei ſeit einiger Zeit vollendet (?); er hätte ihn längſt früher geſchrieben und herausgegeben, hätten ihn nicht zarte Rückſichten gegen die damals noch lebende Geliebte gehindert; er habe immer die Abſicht gehabt ſie um ihre Zuſtimmung zu bitten, aber damit unwillkürlich gezögert, bis es nicht mehr nöthig geweſen. Indeſſen wird hierdurch nicht erklärt, weshalb er auch nach dem J. 1817 die Fortſetzung von „Wahrheit und Dichtung" ſtocken ließ und ſie 1824 nicht weiter förderte. Soret's Beſchreibung der liebenswürdigen Verwandten Lili's erweckte im Dichter alle ſeine alten Erinnerungen. Er bemerkte:

Ich ſehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es iſt mir als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die Erſte die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich ſagen, daß ſie die Letzte

*) Irrig gibt Binzer zu „Goethe's Briefen an Auguſte Stolberg", S. 112. den 6. Mai 1815 als Lili's Todestag an.

**) Heinrich von Türckheim war an eine Gräfin von Degenfeld-Schomburg verheirathet, deren Bruder hier gemeint ſcheint.

***) Lili's Bruder hatte ſich noch, ehe er zu ſeinem Schwager nach Strasburg ging, mit einer Tochter des frankfurter Banquiers J. F. Gontard verheirathet.

†) Geſpräche mit Goethe, I, 160 fg.

††) Im Juli deſſelben Jahres ſtarb Lili's Gatte zu Strasburg. Wir verweiſen über ihn auf das „Converſations-Lexikon" und den „Nekrolog der Deutſchen", IX, 612 fg.

*) Eckermann, II, 330. Riemer bemerkt (II, 598), wie zart, innig und warm Goethe auch wenige Monate vor ſeinem Scheiden das Verhältniß zu Lili geſchildert habe, ſo reiche es doch im Einzelnen nicht an die jugendliche Fülle und Glut womit er es ihm ſelbſt in weit früherer Zeit auf einer Reiſe darzuſtellen und ſich ſowol als ihn um einen Weg von drei Stunden anmuthigſt zu täuſchen gewußt habe.

**) Vergl. Eckermann's „Geſpräche", III 297 fg.

gewesen; denn alle kleinen Neigungen die mich in der Folge meines Lebens berührten waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse die uns auseinander hielten waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren. Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delicates und etwas so Eigenthümliches, daß es jetzt in Darstellung jener schmerzlich-glücklichen Epoche auf meinen Stil übergegangen ist. In meinem Verhältniß zu Lili war das Dämenische besonders wirksam; es gab meinem ganzen Leben eine andere Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war.

Goethe läßt sich hier in seinem tief ergriffenen Gefühl zu einer offenbaren Uebertreibung verleiten, in welcher er seine spätern Verhältnisse, besonders seine wundervolle, so außerordentlich einflußreiche Beziehung zu Frau von Stein, einseitig herabsetzt; aber ist jede glühende Liebe immer einseitig beschränkt, wie sollte es eine lebendig erwachte Erinnerung an eine solche weniger sein?

H. Düntzer.

Neueste Dichter.

(Beschluß aus Nr. 215.)

9. Hebe und Charis. Gedichte von A. T. H. Fritzsche. Leipzig, Fritzsche. 1849. 16. 1 Thlr.

Hebe und Charis ist ein ganz passender Titel für dies elegant ausgestattete Bändchen von Gedichten; denn es spricht sich in denselben ein jugendlich frischer Geist in liebenswürdigster Weise aus, und deutsche Gemüthlichkeit erscheint durchweg in so engem Verein mit classischer Bildung, daß die griechischen Worte nicht auffallen dürfen. Wein, Liebe, Familienfeste sind die Objecte der poetischen Verherrlichung; doch ist die Grundstimmung des Dichters, und das vor allen ihn begeisternde Moment die wärmste Liebe zu den Aeltern. Daher ist es nicht zu verwundern, daß dem Dichter manches Gelegenheitsgedicht der Veröffentlichung werth schien das über den Kreis der Familie hinaus wol schwerlich interessiren möchte; aber wenn wir auch hier eine strengere Auswahl wünschen, und diesem Wunsch ferner das Urtheil über die humoristischen Gedichte beifügen, daß sie in Ton und Ausdruck vielfach verfehlt erscheinen, so bleibt doch des Allgemeininteressanten und Schönen noch genug um dem Verf. für seine Gabe dankbar sein zu müssen. Außer der ehrenwerthen Gesinnung, die sich in allen seinen Gedichten kund thut, zeichnen sich dieselben zugleich aus durch sinnige Gedanken, durch eine lebendige und correcte Sprache und durch eine große Vollendung der poetischen Form. Besonders hervorzuheben ist die Leichtigkeit mit welcher Fritzsche die Formen der griechischen Poesie unserm Gefühl näher zu bringen versteht, indem er theils in selbständigen Gedichten, theils in freien Nachbildungen Alkäischer und Sapphischer Lieder die denselben eigenthümlichen metrischen Formen nicht nur durch das Colorit der Sprache, sondern auch durch den Reim modernisirt. Doch müssen wir folgende Behandlung der Sapphischen Strophe weniger rühmen:

Selig ist der lebt im Götterlichte,
Der dich Angesicht zu Angesichte
Schaut, und deine süße Stimme höret
Unverwehret.

als diese treuere Darstellung der Alkäischen:

Lust an der Sünde ist selbst im Traume Schmach:
Tugend liebt Leben, liebet den gold'nen Tag.
O Bakchos, deinen Arzeneien
Will ich im Traume mich und Wachen weihen.

Mit gleicher Gewandtheit wie die deutsche Sprache handhabt der Verf. auch die lateinische, und die beigefügten lateinischen Gedichte sind in der That so elegant und antik-heiter, daß der Kenner sie mit Beifall aufnehmen, und von den gewöhnlichen Producten versemachender Pedanten leicht unterscheiden wird.

Wir schließen diese Anzeige, indem wir eine charakteristische Probe mittheilen, und es dem Geschmack und der Stimmung des Lesers anheimgeben, inwieweit ihn Gedichte ansprechen die zu ihrem Vortheil wie Nachtheil die innern und äußern Kämpfe der modernen Menschheit vollkommen ignoriren (S. 175):

Immergrün.

Sollte still die Woche enden
Die mit Jubelklang erschien?
Was ich habe will ich spenden.
Einer Mutter will ich senden
Eines Pilgers Melodien. (?)

Mutterliebe will ich grüßen,
Wo sie Kindesliebe grüßt.
So viel Blumen als da sprießen
In den Gärten, auf den Wiesen,
Alle sei'n zum Kranz erlest.

Wen die Liebe auferzogen,
Jauchzet wo er Liebe sieht.
Aus der Mutterliebe Wogen
Bauet sich der Regenbogen
Der das Kind zum Himmel zieht.

Wirkt des Mannes reges Streben
Draußen für des Volkes Glück,
Pflegt daheim die zarten Reben,
Weiß der Liebe Band zu weben
Frommer Mutterliebe Blick.

Kann das Kind der Mutter danken?
Ja, durch Liebe dankt es ihr.
Mutterlieb' ist ohne Schranken,
Töchterliebe ohne Wanken
Ist der Mutter schönste Zier.

Wohl dem Haus. Auf Fels gegründet
Schaut es nach der Zukunft hin.
Kommt denn Jahre, Jahre schwindet:
Fester, immer fester windet
Sich der Liebe Immergrün.

10. Frühlingsboten aus Oestreich. Gedichte von Hermann Rollett. Zweite, vermehrte Auflage. Jena, Luden. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es sind kaum vier Jahre her, daß diese „Frühlingsboten aus Oestreich" zuerst durch das deutsche Land zogen, und ein neues Zeichen gaben von dem Geist der in Oestreichs Jugend trotz der Metternich'schen Zwangsjacke erwacht war. Ihr abermaliges Erscheinen zeugt von der guten Aufnahme die sie gefunden, und die vermehrte Anzahl in der sie erscheinen wird ihnen neue Freunde verschaffen. Die neuhinzugekommenen schließen sich brüderlich an die erstern an, aus allen spricht derselbe Geist, dieselbe Sprache, und ein Grundton tönt in allen wider, so verschieden auch die Stimmung ist die in ihnen herrscht, und die Gegenstände von denen sie reden; überall offenbart sich ein weiches Gemüth, das leicht begeistert ist für alles Große und Herrliche im Völkerleben, das aber am liebsten sich der einsamen Natur und der Betrachtung idyllischer Zustände hingibt, und dessen sentimentale Natur sich auch da nicht verleugnet, wo nur zürnender Unmuth oder freudige Hoffnung sich aussprechen sollten. Der junge Dichter hat sich selbst trefflich charakterisirt in folgenden Strophen seines Vorworts:

Ich horchte auf der Wellen
Und auf der Lüfte Klang,

Und sieh! es naht in banger Lust
Der stille Thoms mit lauter Brust (!)
Und schleicht sich zu Marien leis,
So leis, daß sie es lang nicht weiß.
Daß ihrer Sehnsucht süßer Drang
Sich schon erfüllte — still und bang.

Da war ein Schreck so freudig groß,
Als ihr ein Röslein in den Schoos
Aus ihres Liebsten Händen sank —
Da gab's der Küsse viel zum Dank!

Die übrigen neuhinzugekommenen Gedichte verherrlichen die großen Ereignisse des J. 1848, durch welche das Vaterland des Dichters der Schauplatz des Jubels, und noch mehr des Jammers wurde. Sie stehen zu den vorhergehenden im schroffsten Contrast; doch auch schon vor dem Revolutionsjahr hat Rollett manch politisches Lied gesungen, und seine „Freien Klänge", denen er die erste Stelle in seinen „Frühlingsboten" angewiesen, berechtigen sogar zu der Vermuthung, daß er sich lieber als Thyrsusschwinger der Freiheit und Vorboten der neuen Zeit denn als idyllischen Sänger betrachtet wissen möchte. Wir lassen seiner Begeisterung für geistige und politische Freiheit alle Gerechtigkeit widerfahren, und erkennen die mannichfachen Vorzüge poetischer Darstellung in seinen „Freien Klängen" gern an; dennoch vermögen wir diesen Gedichten keinen großen Werth beizulegen, und können sie nicht freisprechen von Eintönigkeit, unklarer Abstraction, und zum Theil auch von einem forcirten, der eigensten Natur des Dichters widerstrebenden Wesen. Im Vergleich damit zeichnen sich die Gedichte vom J. 1848 sehr vortheilhaft aus; sie haben vor allen Das voraus, daß sie, weit entfernt bloße Variationen des abstracten Themas von Völkerfreiheit und Geistesherrschaft zu sein, auf concretem Boden erwachsen, und durch Begebenheiten veranlaßt sind, die den Dichter in innerster Seele erschütterten. Als die gelungensten möchten wir bezeichnen: „Nach Wiens Fall" und „Das Lied vom Robert Blum".

11. An Hermine. Dichtung und Wahrheit aus den Papieren eines Träumers. Von Aleardo Aleardi. Nach dem Italienischen frei bearbeitet und ergänzt von C. Cerri. Wien, Gerold. 1849. 8. 8 Ngr.

Ein Gedicht in zwei Gesängen: 1. „Verklärte Liebe." 2. „Ueber den Sternen." Was an ihm in der Gestalt wie es uns vorliegt dem italienischen Dichter, und was dem deutschen Bearbeiter angehört, vermögen wir beim Mangel des Originals nicht zu bestimmen; auch läßt sich nicht sagen, welche Stellung der Bearbeiter selbst zu unserer deutschen Literatur und ihren Vertretern einnimmt; einzelne Ausdrücke und Satzbildungen scheinen fast den Ausländer zu verrathen. Gleichwol ist das Gedicht zu interessant als daß es hier nicht Erwähnung und kurze Besprechung finden sollte. Nachdem der Charakter der modernen Literatur nicht nur in Deutschland, sondern bei allen Culturvölkern sich so bestimmt dahin ausgebildet hat, daß dem alten Glauben eine pantheistische Weltanschauung entgegengesetzt, und das Jenseits wie ein nebelhafter Schatten vor der markigen Gestalt und dem lebensfrischen Hauch des Diesseits verschwunden erscheint, tritt gerade in der Zeit, wo Staat und Gesellschaft von der Kraft der neuen Lehren im innersten Mark ergriffen worden, und in den Sprachen der beiden Völker welche vom Sturm der Revolution am heftigsten erschüttert sind, ein Gedicht an das Licht welches alle Kraft und Mittel der Poesie aufbietet, um den Glauben an Unsterblichkeit zu verherrlichen, um das Jenseits zu retten, und das Diesseits in seiner ganzen Trostlesigkeit zu schildern. Auch ohne die von Klopstock entlehnten Motto wird der Leser die nahe Verwandtschaft dieser Dichtung mit der Klopstock'schen Poesie bald inne. Es herrscht hier ganz jener seraphische Flug, jene überschwengliche Vergeistigung der Liebe, jener Drang nach dem Ueberirdischen, der den Dichter der Erde entreißt, und in den himmlischen Regionen einheimisch werden läßt. Auch die Darstellung bietet viele Analogien, doch erkennt man leicht, daß vorliegendes Gedicht nicht etwa die Masse der schalen Nachahmungen Klopstock'scher Ueberschwenglichkeit um ein neues Stück vermehrt. Es zeugt in fast jedem Verse von der selbstempfundenen Kraft der verherrlichten Wahrheiten, es bekundet überall eine solche Lebendigkeit des Gefühls, einen solchen lyrischen Schwung der Gedanken, es ist erfüllt von solchem Glanz der Darstellung, von solch einer Fülle der Bilder und Gleichnisse, daß kein Mensch von Gefühl es lesen wird, ohne sich vom Hauch wahrer Poesie angeweht zu fühlen, wenn er auch die verkündete Lebensansicht nicht theilt und dem Verwiegen des didaktischen Elements nicht Beifall schenken kann.

Die Auswahl einer kurzen Probe wird uns schwer; vielleicht daß in folgenden Versen der Charakter des Gedichts sich vor allen deutlich ausspricht.

Vielleicht, Hermine,
Ist diese helle Thräne, die mit Wehmuth,
Als lebte sie, dir auf den Busen träufelt,
Ein Etwas mehr als blos nur eine Thräne.
Vielleicht ist's eine Taufe myst'scher Sühnung
Dir, ohne daß du's weißt, dich für die Heimat
Des Himmels läutert; denn wir Alle, o Theure,
Wir Alle sind von oben dort gekommen;
Ein Jemand hat's gesagt der niemals irret.
Und was das Herz nur Großes faßt und Hohes,
Ist euch vielleicht ein fernes, fernes Echo,
Und eine bleiche Erinnerung, die jene
Geliebte Gegend uns zurückgelassen.
Woher kam mir die ungestillte Sehnsucht
Nach meinem Ideal, das ich auf Erden
Nicht finden kann? — Ich such's umsonst im Feuer
Das aus den kühnen Ahnenliedern sprühet;
Umsonst im Lächeln von Italiens Mädchen,
Umsonst in einer Flöte Zaubertönen,
Die über einen See auf Zephirsflügeln
In stiller Nacht bald froh bald weinend schwärmen;
Umsonst im Parthenon und Romas Tempeln;
Umsonst in jenen Zügen, die ein Seraph
Für Ewigkeiten einst gemalt durch Sanzio;
Ich such's umsonst im Meer und in der Wüste,
Und in den Sternen auch umsonst, — oh! sicher
Steht's höher als die Sterne selbst!
Wenn schwellend
Das Herz mir glüht, wenn jede Fiber lüstern
Nach einer nahen Schuld sich zitternd sehnet,
Woher in mir dann jene leise Stimme
Die mit mir ringt und kämpft, und in der Stille
Des Staubes Stolz bezwingt, mir eine Tugend
Die meinen Wünschen feindlich, überredend?
Woher geschieht's, daß ich, die engen Grenzen
Die hier dem Sterblichen gesetzt verachtend,
Als glühte in mir die Sehnsucht des Verbannten,
Mit meinem Geiste all die Schranken breche
Um stolz und kühn hinüber mich zu schwingen
In die Gefilde grenzenloser Zukunft?
Woher, daß mich mehr noch als Gottes Strafen
Das Nichts erschreckt? Und daß wir Menschen alle
Auf Ewigkeit in Haß und Liebe schwören,
Ob wir auch nur vergängliche Geschöpfe?
Wär's also nicht, warum dann oft so plötzlich
So gar am Busen unsrer Vielgeliebten
Der dumpfe Lebensekel? Sag's, Hermine,
Warum im reichen Frühling deiner Jahre,
Da eine Kraft, die, stark genug und mächtig
Um Welten fast zu schaffen, dich durchlodert,
Warum oft plötzlich jene Lust zu sterben?

G. Bippart.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wiener
Literarische Unterhaltung.
Nr. 101. Freitag, 11. April 1828.

Wien.

Ueber die Bedeutung und Wichtigkeit der Geschichte, als Studium, und über die Art und Weise, wie sie zu studiren ist, hat Friedrich Schlegel in seinen Vorlesungen über die neuere Geschichte, die er in Wien gehalten hat, und die nächstens im Druck erscheinen werden, sich folgendermaßen ausgesprochen:

Die Geschichte ist eine Wissenschaft, die jedem Menschen, der nicht ganz ohne Bildung ist, nothwendig ist, und die jeder, der sich nicht ganz vernachlässigt, studiren muß. Sie ist eine Wissenschaft, die jeder Mensch, der nicht ganz ohne Bildung ist, nothwendig kennen muß, und die jeder, der sich nicht ganz vernachlässigt, kennen

brik iſt Frankreich mit zwei Artikeln: „Die franzöſiſche Revolution vom Februar 1848“ und „Der pariſer Straßenkampf vom Juni 1848“, vertreten, welche beide die Action ſelbſt zum Gegenſtande haben, mithin ihre organiſche Verbindung erſt in den weitern Mittheilungen über die Geſchichte Frankreichs erhalten werden. Der Accent ruht demnach auf einer anſchaulichen, authentiſchen Darſtellung der Kataſtrophen, und dieſe Bedingung iſt vom Verf. in wahrhaft künſtleriſcher, bis jetzt ſelbſt von franzöſiſchen Federn unübertroffener Weiſe erfüllt worden. Nach der Erzählung des Verf. ſteht zweifellos feſt, daß die Februarrevolution im Ganzen nicht vorbereitet war, daß ihr Sieg und ihr Ausgang in die Republik die Männer jeder Partei überraſchte. Hätten die Betroffenen ein reineres Gewiſſen beſeſſen, ſo würde die Sache eine ganz andere Wendung genommen haben. Aber Alle, von Ludwig Philipp und Guizot bis zum Hoflakaien herab, verloren ſogleich das Vertrauen in ihre Stellung, und verließen entſetzt oder gebeugt den Kampfplatz. Nur zwei Frauen ſuchten ſich dem Sturme entgegenzuwerfen: die Königin, indem ſie den König zornig zur Feſtigkeit ermahnte, die Herzogin von Orleans, die ſich, ihre Kinder an der Hand, durch den tobenden Kampf den Weg in die Kammer bahnte, um hier mit der Würde und dem Muthe der Mutter die Krone des Sohnes zu retten. Selbſt Thiers, der jetzt ſo gut darüber zu ſprechen weiß wie die Revolution gekommen, und wie leicht ſie unterdrückt werden konnte, erſcheint als eine Jammergeſtalt. Er traf am Mittag des 24. Febr. im bloßen Kopfe, mit verſtörtem Geſicht in der ſich verſammelnden Kammer ein. Eine Gruppe von Deputirten hält ihn an, und beſtürmt ihn mit Fragen, ob er Miniſter geworden, was der König vorhabe. Thiers breitet beide Arme aus, verneigt ſich kopfſchüttelnd und bleibt lautlos ſtehen. Endlich hebt er den Hut den er in der Hand trägt in die Höhe, ſpricht mit matter Stimme die verzweifelnden Worte: „Die Flut ſteigt, ſteigt, ſteigt“... geht durch die Gruppe hindurch und verſchwindet. Der Verf. drückt am Schluſſe ſeine Freude aus, daß eine Geſellſchaft von 35 Millionen, die plötzlich alle politiſchen Bande durchſchnitten, ſo wenig Auflöſung und Zerrüttung, dagegen ſo beiſpielloſe Proben von Mäßigung und Humanität an den Tag legte. Aber als er einige Wochen ſpäter wieder zur Feder griff, mußte er den furchtbarſten aller Bürgerkriege, den pariſer Straßenkampf ſchildern. Wie verwickelt und chaotiſch auch dieſes gräuliche Drama iſt, ſo weiß es der Verf. doch ebenfalls klar und lebendig vor unſern Augen zu entfalten. Wir folgen ihm durch das Labyrinth der Straßen von Scene zu Scene, und lernen den General Cavaignac, dem inmitten des Kampfes die höchſte Gewalt zufällt, als den Bezwinger der rothen Republik kennen. Unbekannt war uns gänzlich, daß auch dieſer nicht, wenigſtens nicht im Momente und zu Paris, Sieger geblieben wäre, hätte nicht ein Zufall die bereits wankende Treue der Mobilgarden befeſtigt: Dies entſchied, wie der Verf. darthut, den Ausgang des Kampfes.

In derſelben Artikelgruppe ſind weiter begriffen: „Das Königreich Belgien in ſeiner politiſch-geſchichtlichen Entwickelung“, woran ſich weiter ein ſtatiſtiſches Gemälde, „Belgiens gegenwärtige Zuſtände“, anſchließt. Dann nennen wir: „Schamil und der heilige Krieg im Oſten des Kaukaſus“, aus der Feder eines namhaften deutſchen Reiſenden; „Das polniſche Volk ſeit der Revolution von 1831“; „Die Slawen und die panſlawiſtiſchen Tendenzen“; „Die Koſacken“, deren merkwürdige und wenig bekannte Geſchichte wir hier erfahren. Als drei vortreffliche und beſonders tiefgreifende Arbeiten müſſen wir bezeichnen: „Die preußiſchen Oſtprovinzen und ihre Weltſtellung“; „Die deutſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands“; „Die geographiſch-politiſche Weltlage Italiens.“ Namentlich in dem letztern Artikel tritt der hohe Werth einer philoſophiſch-hiſtoriſchen Anſchauung der natürlichen Verhältniſſe eines Landes und Volkes auf das ſchlagendſte hervor. Weſentlich Bedacht iſt auch ſchon in den vorliegenden Bänden auf Deutſchland und ſeine Particularſtaaten genommen. An „Das deutſche Volk in ſeiner Verbreitung über die Erde“, welches beiläufig mehr als 50 Millionen anſäſſiger und beiſammen wohnender Individuen zählt, reihen ſich „Die Grenzen Deutſchlands aus dem Geſichtspunkte der Vertheidigung“; ferner „Der Deutſche Bund bis zur Epoche von 1830“, und „Der Deutſche Bund ſeit 1830 bis zur Auflöſung des Bundestags im J. 1848.“ In den Geſchichtsſpiegel, den uns in den beiden letztern Artikeln ein quellenkundiger und ſcharf zeichnender Autor vorhält, möchten nicht nur Diejenigen blicken die gegenwärtig das Schickſal der Nation zu ordnen und in ihre Hände zu nehmen trachten, ſondern auch Die welche Ruhe und Unterwerfung um jeden Preis fodern. Keines der gebildeten Völker hat während der langen Friedensperiode ſeinen Machthabern und Thronen ſo viel Zutrauen, ſo viel Sinn für friedliche Entwickelung ſeiner politiſchen Intereſſen bewieſen, keines aber auch ſo vergeblich vertraut und gehofft und ſich in ſeinen gerechteſten Foderungen und Wünſchen getäuſcht geſehen als das deutſche Volk. Wir durften arbeiten und erwerben, obwol wir uns in unſern materiellen Intereſſen oft läſſig genug regiert fanden; allein wir ſollten in den höchſten Beziehungen, wir ſollten im öffentlichen Leben Kinder bleiben, und nicht an den Staat, noch weniger an die Nation denken, deren Genius man doch von Seiten der Machthaber in der Zeit der Noth und des Untergangs angerufen und entflammt hatte. Jede Regung eines politiſchen oder nationalen Gedankens in den Ständekammern oder in der Preſſe, jede leiſe Erinnerung an zu Recht beſtehende Verheißungen ward durch neue Maßregeln beantwortet, in neuen Bundesartikeln, geheimen Conferenzen und Noten beſchimpft, verhöhnt und als gottlos bezeichnet. Wenn man aber dieſe Noten, Rundſchreiben, Protokolle und Präſidialreden lieſt, und die krummen Wege der deutſchen Politik aufmerkſam verfolgt, ſo kann man nicht verkennen, daß alle Fäden und Machinationen dieſer Politik, dieſes „Syſtems“, wie man ſich ausdrückte, in den Hän-

den Metternich's zusammenliefen. Auf diesen Meister und seine nächsten Helfer fällt die Hauptschuld unserer Zustände, wenn anders eine Nation die Schuld ihrer Entwürdigung auf Ein Haupt wälzen kann. Schon seit der großen Epuration des Bundestags von 1822, welche die noch nicht so ganz gefügigen Diplomaten der Freiheitskriege betraf, sank das Bundesinstitut zur Null und zur Decretirmaschine des östreichischen Cabinets herab, und zwar weil die Regierungen selbst schon ganz unter dem Zwange der Metternich'schen Politik standen. Recht anschaulich wurde indessen dieses Verhältniß erst nach den Bewegungen von 1830. Der Bund mußte jetzt geschehen lassen, daß Oestreich und Preußen aus eigenem Gutdünken den Haupttheil des deutschen Landes Luxemburg an Belgien abtraten; ja der Bundestag richtete wegen der Schlichtung dieser Sache noch seine gewöhnlichen vertrauensvollen Danksagungen an die beiden Cabinete. Ebenso zuvorkommend schleuderte der Bundestag neue Decrete gegen die Presse, gegen das parlamentarische Leben, und übernahm fortan das ausschließliche Geschäft der Demagogenriecherei und der hohen Policei. Den Gipfel erstieg diese politische Wirthschaft in der deutschen Ministerialconferenz zu Wien vom J. 1834, in welcher Metternich jene berüchtigten Beschlüsse fassen und dem Bundestage octroyiren ließ, wonach die deutschen Regierungen zum Verrath an dem öffentlichen Rechte der Einzelstaaten förmlich verpflichtet, und zwar von Bundes wegen verpflichtet wurden. Das vielgerühmte System zeigte sich hier in seiner nackten Gestalt, und der Bundestag in seiner vollen Ohnmacht und Convenz, indem er sich gegen solche Ministerialbeschlüsse, gegen die Decrete dieses Beamtenconvents nicht auflehnte. Die Deutschen würden den Bundestag, dessen Geschichte beweist, daß er der Nation nie eine große, heilsame Maßregel gebracht, ganz aus den Augen verloren haben, hätte er sich nicht von Zeit zu Zeit durch seine Preßpolicei, durch Berichte über politische Untersuchungen, oder durch Incompetenzerklärungen in Sachen des Volks bemerkbar, und immer wieder aufs neue verhaßt gemacht. So kam denn der Sturm des Jahres 1848, der das Bundesinstitut, diese „Vertretung des Rathes der Fürsten", wie man ihn dem Volke gegenüber nannte, wegwehte, vielleicht zu früh und zu schnell für die Fürsten wie für die Völker; denn da der Bund doch seinem ursprünglichen Charakter nach die Kraft und die Einheit der deutschen Nation darstellen sollte, so würde es auch möglich gewesen sein ihn in dieser Richtung zu beleben, und als die provisorische Centralgewalt der Nation bis zu einer definitiven Constituirung gelten zu lassen. Den Abhandlungen über den Bund schließt sich „Das deutsche Vorparlament", ein Artikel über „Die mainzer Vorgänge vom Mai 1848", endlich eine anregende Abhandlung über „Die deutsche Kriegsflotte" an.

(Der Beschluß folgt.)

Zustand der englischen Fabrikarbeiter.

Ein Aufsatz in Nr. 32 d. Bl. über „Mary Barton; a tale of Manchester life" (London 1848) hat neben einer kurzen Inhaltsanzeige bemerkt, daß dieser Roman kein gewöhnlicher Roman, sondern wegen seiner Verfolgung eines höhern Zwecks als des müßiger Unterhaltung zu höheren Ansprüchen berechtigt sei. Mit demselben Urtheile beginnt das „Edinburgh review" in der jüngsten Aprilnummer seinen Richterspruch. „«Mary Barton»", heißt es, „will nicht allein die Freuden und Leiden, die Liebe und den Haß unserer gemeinsamen Menschennatur zeichnen, es will auch ein Gemälde aufrollen von den Gefühlen und Gewohnheiten, von der Gesinnung, dem Charakter und socialen Zustande einer eigenen Volksclasse, und zwar einer solchen welche in den letzten Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit vorzugsweise beschäftigt hat und vielleicht mehr als irgend eine falsch aufgefaßt und dargestellt worden ist." Schon der Titel deutet an, daß es sich um eine Schilderung aus dem Leben der englischen Fabrikarbeiter handelt. Der Ort ist Manchester, die Zeit das schwere dortige Nothjahr 1842, und das Interesse des Romans insofern kein ausschließend englisches, als er die auch in Deutschland so wichtige Arbeitsfrage berührt. Obwol daher nur auf England Rücksicht nehmend ist der erwähnte Artikel des „Edinburgh review", indem er sich namentlich über letztere verbreitet, zum Theil auch für Deutschland gültig. Einige Stellen mögen Dies beweisen.

„Die Verf.", meint das Journal, „— denn daß «Mary Barton» aus weiblicher Feder kommt, ist nicht blos Gerücht, sondern sehr greifbar — gehört nicht zu den Schriftstellern welche ein Thema erfassen, weil es eine Ader enthält die sie mit Glück ausbeuten zu können glauben, sich das nöthige Wissen verschaffen und dann eine Geschichte zurecht machen wie der Advocat eine Klage. Es springt in die Augen, daß sie viel mit den Leuten verkehrt die sie schildert, in ihre Häuslichkeit sich hineingelebt und wenn auch bisweilen zu exclusiv und ohne zu unterscheiden, doch stets ehrlich und aufrichtig für sie empfindet. Ihr Buch ist mit Einem Worte ein «Werk der Liebe», voll ernster und wohlgemeinter Tendenz. Wir können es mit gutem Gewissen eine sehr vortreffliche Leistung nennen die Vortrefflicheres verspricht. Aber es verdient genauer betrachtet zu werden. Es tritt zu uns heran angeblich ein treues Bild einer kräftigen und wichtigen, jedoch wenig gekannten Classe der bürgerlichen Gesellschaft, und hat den edlen Ehrgeiz wahrhaft Gutes dadurch erstreben zu wollen, daß es Sympathien weckt, belehrt und Vorurtheile widerlegt. Ansprüche dieser Art thut es uns leid ihm nicht unbedingt einräumen zu können. Bei aller Wahrhaftigkeit in der Zeichnung einzelner Scenen wird der Eindruck des Buchs auf alle sogenannten passiven Leser ein unvollständiger, parteiischer und irrthümlicher sein. Ungeachtet des vielen darin waltenden gesunden Sinnes und richtigen Gefühls dürfte es nur zu häufig das große Publicum zu falschen Ansichten verleiten und die Fabrikarbeiter in vorgefaßten Meinungen bestärken. Würde das Buch blos in Manchester von dasigen Fabrikherren und deren Arbeitern gelesen, so möchte es wol Nutzen schaffen. Man würde das Irrige erkennen und vielleicht das Richtige thun wozu es rathet. Aber ein Blick auf den unglaublichen Wahn welcher in Betreff der großen Arbeitsgeber des nördlichen und westlichen England unsern Süden beherrscht, und einige Kenntniß von den falschen Ansichten welche die meisten Handwerker in vielen unserer großen Städte von ihren wahren Interessen und ihrer Stellung haben, drängen zu der Besorgniß, daß hier wie dort das Buch, wenn ohne Zügel und Zaum gelesen, unberechenbares Unheil stiften kann."

An die Spitze des irrthümlichen Eindrucks welchen der Reviewer von dem Buche befürchtet, stellt er die übertrieben geschilderte Feindseligkeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern als eine gemeinsame und charakteristische Eigenschaft derselben. „Wir tragen kein Bedenken zu versichern", sagt

er, „daß solcher Eindruck von der Wahrheit materiell abweicht .... Gesinnungen jener Art die Ausnahme, nicht die Regel, an Ort und Zeit gebunden und ganz gewiß nicht die Denkweise der Arbeiterclasse im Allgemeinen sind ..... Es freut uns hinzusetzen zu können, daß jene Feindseligkeit sich von Jahr zu Jahr vermindert, daß sie sich mehr und mehr auf die unordentlichen, liederlichen und misvergnügten Exarbeiter beschränkt, welche den dienstthuenden Stab der Gewerbevereine und deren Ausschüsse bilden, daß sie sich mehr und mehr blos gegen diejenigen Arbeitsherren richtet welche — und ihre Zahl wird täglich kleiner — in ihren Arbeitern halb Gehülfen, halb Feinde sehen, mit denen sie nach Möglichkeit billig abzuschließen suchen, und daß sie sichtbar schnell vor der um sich greifenden Ueberzeugung eines gemeinsamen Interesse zurückweicht, auf der einen Seite der humanisirende Einfluß treuer Dienstleistung, auf der andern gute Behandlung, willige Beihülfe und wohlwollende Güte."

Einen weitern Vorwurf macht der Reviewer der Verf. damit, daß sie durch ihre Erzählung den flachen und unstichhaltigen Glauben unterstütze, Arbeit sei ein Fluch, die Armen verdienten Bedauern, weil die Nothwendigkeit sie zu täglicher Arbeit zwinge, und nur die Armen seien geschaffen um zu arbeiten. Ein dritter Tadel ersteht ihr daraus, daß sie muthmaßlich gegen besseres Wissen „von einem gänzlichen Mangel freundlicher Gesinnung der Arbeitsherren für ihre Arbeiter" spreche, sich nicht entblödet zu behaupten, „die Leiden der Letztern blieben von Erstern stets unbeachtet, selbst in den Zeiten der drückendsten Noth geschehe zu deren Erleichterung durchaus Nichts". Wie jeder andere Tadel, wird auch dieser durch Zahlen und Thatsachen begründet.

Nach mehren hier angeknüpften, die Arbeitsfrage scharf erörternden, ebenso lesens- als beherzigenswerthen Auslassungen heißt es am Schlusse des Aufsatzes: „Wir können nicht umhin das hohe literarische Verdienst des Buchs nochmals anzuerkennen und unsere Ueberzeugung zu wiederholen, daß es seinen Werth und die Möglichkeit dauernden Beifalls beträchtlich gesteigert haben würde, hätte die Verf. sich bestrebt die Lage der arbeitenden Classen wahrheitsgemäß, statt in der falschen und verschrobenen Weise darzustellen, wie sie es nach der Ansicht der Erbitterten und Neidischen unter ihnen ist; hätte sie neben der Zeichnung des Elends und der Entbehrungen denen jene nur zu oft ausgesetzt sind auch die intellectuellen und moralischen Mängel hervorgehoben, durch welche das fragliche Elend ebenso oft herbeigeführt oder vermehrt wird, hätte sie die Reichen und Armen in gleichem Maße nachsichtig und streng beurtheilt und die in dramatische Form gebrachte bittere und feindselige Gesinnung weniger schonend und entschuldigend als mit dem Anerkenntnisse und Bedauern ihrer Ungerechtigkeit besprochen. Wir stehen gewiß Niemand nach an herzlichem, einigermaßen verwandtem Mitgefühl für die Arbeiter aller Länder und jeder Gattung, aber bezeugen und bekunden wollten wir dieses Gefühl nicht durch müßiges Jammern über Leiden die aller Stände Erbtheil sind, nicht durch thränenvolles Wehklagen über Nothzustände für welche es einen Ersatz und ein Heilmittel gibt, sondern durch einen Aufruf an alle unsere Arbeitsgenossen, zu ernsterer Ausdauer und zu stärkerer Anstrengung sich zu stählen, durch eine Mahnung an sie, bei allen Wechselfällen zu ihrem Schild und Schwerte den festen Glauben zu machen, daß sie und Niemand anders ihre Arbeit thun müssen, daß die Segnungen des Comfort, der Unabhängigkeit und Sicherheit nicht von Andern zu erbetteln, sondern durch sich selbst zu erringen, daß diese unschätzbaren Segnungen der verheißene und sichere Lohn eisernen Fleißes, entschlossener Mäßigkeit und vor- und rückwärts schauender Ueberlegung sind, daß — und damit Punctum — nach den Worten eines großen Dichters weder der Niedere noch der Mächtige sich herbeilassen soll von Andern zu erbitten

Ein solch Geschenk, das die vereinte Kraft
Des Himmels und der Erde nicht verschafft."

2.

Miscellen.

So weit wie der französische Arzt Peter Chirac (gest. 1730) werden es wol wenige Aerzte bringen. Er wurde, nachdem er vom Könige Ludwig XV. im J. 1728 geadelt worden, als erster königlicher Leibarzt mit einer jährlichen Besoldung von 60,000 Livres angestellt, und hatte durch seine Praxis in Paris schon vorher ein großes Vermögen erworben, das sich bei seinem Tode auf fünf Tonnen Goldes belief. Zur Bestätigung Dessen was das bekannte Distichen sagt:

Dat Galenus opes, dat Justinianus honores,
Pauper Aristoteles cogitur ire pedes.

dienen inzwischen noch folgende Beispiele aus der Gelehrtengeschichte: 1) Thaddäus mit dem Beinamen Florentinus, von seiner Vaterstadt Florenz, lehrte zu Bologna die Arzneikunst mit solchem Beifall, daß man ihn einen zweiten Galenus und Hippokrates nannte. Auch war er ein glücklicher Praktikus, der sich jedoch theuer bezahlen ließ. Wenn ein Fürst ihn auswärts verlangte, so foderte er täglich 50 Dukaten, und dem Papste, der ihn in einer Krankheit zu sich rufen ließ, erhielt er für jeden Tag 100 Dukaten, sodaß er nach geendigter Cur mit 10,000 Dukaten nach Florenz zurückkehrte. Er starb hochbegütert, 80 Jahre alt, 1303. 2) Ludwig Duret, Doctor der Medicin zu Paris, erwarb sich durch eine ausgebreitete Praxis und eine reiche Heirath ein ansehnliches Vermögen. Der König Karl IX. von Frankreich machte ihn zu seinem ersten Leibarzte, in welcher Eigenschaft ihn auch der König Heinrich III. nicht nur beibehielt, sondern ihm auch noch 1568 die Stelle eines königlichen Professors der Medicin gab, und ihn noch überdies mit Wohlthaten überhäufte; ja er erwies demselben sogar die Gnade, daß er dessen Tochter, Katharina, an ihrem Hochzeittage in eigener Person zur Kirche führte, und nach gehaltener Mahlzeit alles Silbergeschirr, so er, der König selbst dazu hergegeben und das auf 40,000 Gulden zu stehen kam, dem Duret zum Geschenk machte, welcher nicht lange nachher (1586) starb. 3) Andreas Richl, Leibarzt des Kaisers Friedrich III., der ihn in den Adelsstand erhob, praktizirte in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts so glücklich, daß ihm öfters eine einzige Cur mit 1000 Thalern bezahlt wurde, was für die damalige Zeit eine übermäßig große Summe ausmachte. 4) Theophilus Zimara, Doctor der Medicin zu Lecce in Apulien, hatte durch seine weitläufige und glückliche Praxis ein solches Vermögen erworben, daß er nach seinem 1589 erfolgten Tode seinen Erben außer vielen ansehnlichen Gütern noch 80,000 Dukaten in baarem Gelde hinterließ. 5) Gabriel de Zerbis, Doctor und Professor der Medicin zu Padua, praktizirte dort um 1510 sehr glücklich, und erwarb sich ein großes Vermögen, welches noch zu vermehren ihm ein unglückliches Ende herbeiführte. Er ließ sich nämlich durch eine namhafte Summe Geldes verleiten sich zu dem Bassa Scander in der Bulgarei zu begeben, welchen er auch von der Ruhr glücklich heilte, und deshalb von demselben fürstlich belohnt ward. Da aber der Bassa nach seines Arztes Abreise durch Diätfehler in die vorige Krankheit verfiel und daran starb, ließen des Bassa Söhne seinen auf der Rückreise begriffenen Arzt in Dalmatien anhalten, und nebst dessen einzigem ihn begleitenden Sohne mit einer hölzernen Säge zerschneiden.

Der Papst Leo X. starb ohne die in der römischen Kirche üblichen Sacramente empfangen zu haben. Der Dichter Sannazaro machte darauf das Epigramm:

Sacra sub extrema, si forte requiritis, hora
Cur Leo non potuit sumere, vendiderat.

welches die Franzosen sogleich in ihrer Sprache nachbildeten:

Léon sans sacrements expire;
Comment les auroit-il reçus?
Avant sa mort le maître Sire
Dès long-temps les avait vendus.

32

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Montag. No. 149. 29. November 1841.

Der Verfasser des Buches: Deutschland und die Deutschen, Herr Ludwig Wienbarg, hat sich durch seine Vorlesungen über Aesthetik, die er in Hamburg gehalten hat, und die jetzt im Druck erschienen sind, ein neues Verdienst um die Literatur erworben. Wir haben in diesen Vorlesungen eine Aesthetik, wie sie sein soll, eine Aesthetik, die nicht in abstracten Begriffen sich bewegt, sondern die Kunst in ihrer Lebendigkeit auffaßt, und sie in ihrer Entwickelung darstellt. Wir haben in diesen Vorlesungen eine Aesthetik, die nicht blos für Gelehrte, sondern für alle Gebildete geschrieben ist, und die Jedem, der sich für Kunst interessirt, eine Quelle des Genusses und der Belehrung sein wird. Wir haben in diesen Vorlesungen eine Aesthetik, die nicht blos Theorie ist, sondern die auch praktisch ist, indem sie uns in die Werke der Kunst selbst einführt, und uns zeigt, wie wir sie zu betrachten haben. Wir haben in diesen Vorlesungen eine Aesthetik, die nicht blos Wissenschaft ist, sondern auch Kunst, indem sie uns die Kunst in ihrer Lebendigkeit darstellt, und uns zeigt, wie wir sie zu betrachten haben. Wir haben in diesen Vorlesungen eine Aesthetik, die nicht blos Wissenschaft ist, sondern auch Kunst, indem sie uns die Kunst in ihrer Lebendigkeit darstellt, und uns zeigt, wie wir sie zu betrachten haben.

gemäß schon in den ersten beiden Bänden ihre Behandlung erfahren haben. Es sind: David Friedrich Strauß; Ludwig Feuerbach; die Familie Cavaignac; Joseph Freiherr von Jellachich; Fürst Michail Woronzoff; Erzherzog Johann von Oestreich; die Familie Gagern; Ludolf Camphausen; Nikolaus, Kaiser von Rußland; Graf Pellegrino Rossi; Joseph von Görres; Ludwig Bonaparte und die Napoleoniden. Diese sämmtlichen, mit großem Ernste ausgeführten Charakteristiken liefern nicht allein wichtige Beiträge und Aufschlüsse zur Geschichte der Zeit, sondern ebenso wol zur Geschichte des Menschen. Einige von ihnen können mit Recht als Muster in der Charakterschilderung aufgestellt werden.

Schließlich noch die Bemerkung, daß das Hervortreten und die glückliche Durchführung dieses gewichtigen Unternehmens dem deutschen Volke selbst zur Anerkennung und zum Verdienste gereicht. Wie reich muß ein Volk an wissenschaftlichen und intelligenten Köpfen sein das ein solches Volksbuch im weitesten und edelsten Sinne des Worts herzustellen vermag; wie viel Sinn für echtes Wissen und welchen Bildungsschatz muß ein Publicum schon besitzen das diesen Bestrebungen mit unverkennbarer Theilnahme selbst in unserer Zeit geistiger Abspannung und Zerstreutheit entgegenkommt. Mögen die Herausgeber wie die zahlreichen Mitarbeiter hieraus Muth schöpfen das Werk ferner mit gleicher Liebe und mit gleichem Eifer zu fördern. *) 5.

Curiosa aus den Memoiren d'Estourmel's.

In Paris ist im vergangenen Jahre vom Grafen Joseph d'Estourmel ein Buch erschienen welches den Titel führt: „Souvenirs de France et d'Italie dans les années 1830, 1831 et 1832." Das „Journal des débats" brachte vor kurzer Zeit von dem bekannten Hrn. Barrière eine Besprechung dieses Buches, welche indeß mehr ein selbständiger Artikel als eine Kritik ist, und dem wir wegen seines glänzenden Stils und interessanten Inhalts folgende Einzelheiten entnehmen.

Es gab einstmals eine Menschenclasse von der das künftige Geschlecht gar keine Idee haben wird. Diese Menschen von hohem Rang und edler Geburt, reich, im Besitz schöner Paläste, schlugen sich wie die Helden im Kriege, repräsentirten sich am Hofe von Versailles mit unbeschreiblicher Grazie, und waren in den Salons die höflichsten und liebenswürdigsten Gäste. Wissenschaften und schöne Künste fanden in ihnen die zartesten Beschützer. Sie nannten sich die grands seigneurs und glaubten sich arm, wenn sie nicht jährlich 500 Familien unterhielten. Die Undankbaren hatten für diese Herren nur Mißgunst und Haß, aber die Guten segneten sie. Wo sind sie hin diese glänzenden Erscheinungen? Die erste Revolution hat sie reformirt. Was bleibt jetzt noch von ihnen übrig?!

Also einstmals; wann war Das? Ei nun, unter der Herrschaft des „Tyrannen" Ludwig XVI.; denn von 1774 an bis 1789 hatte die „Tyrannei" niemals mehr Milde geheuchelt, waren niemals die Unterdrücker freundlicher gewesen, und hatten niemals die „Sklaven" thörichter mit ihren Ketten gespielt. Die Gesellschaft die nur mit Theater, Spiel und Festen beschäftigt war, cultivirte nebenbei die Wissenschaften, die Künste, die Philosophie und die Gärten; die Prosa Jean Jacques' und die Verse Delille's näherten sie der Natur. Die Gattinnen drückten ihre Kinder wieder an die Brust, und waren wieder Mütter geworden, die hochgestelltesten Leute wollten Bürger werden: Rousseau war es ja in der Republik von Genf! Die Gesellschaft nahm sonach alle Diejenigen mit Enthusiasmus auf die irgend einen aufgeklärten, nützlichen, menschlichen Geschmack bekundeten.

Was fehlte dieser Gesellschaft die von so liebreichen Gefühlen bewegt war? Geist war es nicht, sprudelte sie doch davon über; unzählige Epigramme und Bonmots sind dafür Zeugen. Hr. d'Estourmel schmückt seine „Souvenirs" so verschwenderisch mit ihnen aus, wie Dies nur ein Reicher thun kann. Man urtheile selbst darüber, denn ich werde dem Buche Einiges entlehnen.

„Kein Gut ohne einen Herrn", sagt ein altes Sprüchwort. Ein junger Mann jener Zeit, in der man sich mit solcher Liebenswürdigkeit ruinirte, sagte: „Kein Gutsherr ohne Land"; und dessenungeachtet verkaufte er jedes Jahr einen Winkel seiner Güter, er nannte Das „arrendiren". Bei Gelegenheit der confessions des heiligen Augustin sagte Jemand, auch Madame von .... schreibe die ihrigen. „Wie weit ist sie?" fragte man einen ihrer Freunde. „Sie ist noch mit dem Stoff dazu beschäftigt", war die Antwort. Das sind solche Bonmots, ganz durchduftet von dem sprudelnden und coqueten Esprit des 18. Jahrhunderts. Man citirte einer Dame die Universalgeschichte, und sie rief: „Die Universalgeschichte? Die Geschichte kenne ich nicht, erzählen Sie mir dieselbe!"

Diese Gesellschaft mußte sich sehr wohl befinden. Sie befand sich nur zu wohl. Eines Tages aber klopfte es an die Thür: „Wer ist da?" — „Ich bin's." — „Wer, Sie? Wie ist Ihr Name?" — „Revolution." — „Ich kenne Sie nicht; kommen Sie mitunter nach Versailles?" — „Turget hat mich an der Hand hingeführt, als ich noch klein, bescheiden und sanft war." — „Sie sind es aber nicht mehr! Kommen Sie nur ein anderes mal wieder; für heute merken Sie sich das schöne Sprüchwort: Tout vient à point, qui peut attendre." — „Ich warte schon acht Jahrhunderte. Länger nicht!" — Und die Thüren brachen mit Getöse zusammen, und sie trat ein, groß, stark, gewaltig, unwiderstehlich.

Mit der Eröffnung der Generalstaaten endete König Ludwig's XVI. Herrschaft; denn was nun folgt kann nicht mehr Königthum genannt werden, sondern Kampf. Jeder Tag brachte neue Leiden. Der 5. Oct. war eine Demüthigung, der 21. Juni eine Drohung, der 10. Aug. ein Mordversuch, der 2. Sept. der Mord. Weder Gerechtigkeit, noch Mitleid, noch Geschichte sollten es der Poesie erlauben diese unseligen Tage zu verschönern.

Da begann die Schreckensherrschaft, 1794 gelangte sie auf ihren Gipfel. Hier beginnen leider meine Erinnerungen und wahrscheinlich auch die des Hrn. d'Estourmel. Der Anblick des damaligen Paris war auch geeignet um selbst die Aufmerksamkeit eines Kindes auf sich zu ziehen. Aus dieser schrecklichen Zeit schreibt sich folgende außerordentliche Geschichte welche d'Estourmel berichtet:

„Im Herbste 1795 tritt ein Individuum in das Zimmer eines Chirurgen, des Hrn. Catalan, um sich bedienen zu lassen. Der Zahnarzt macht seine Vorbereitungen; aber auf einmal hält er inne und zaudert: «Mein Herr», sagt er, «es ist mir unmöglich Ihre Zähne anzurühren, bevor Sie mir nicht eine Frage beantwortet haben, die Ihren Kopf betrifft. Ich weiß ganz genau, daß ich Sie vor einem Jahre, mit auf dem Rücken gebundenen Händen unter den Unglücklichen die zum Schaffot geführt wurden gesehen habe.» — «Gewiß bin ich Das gewesen», entgegnete jener ruhig; «plombiren Sie mir meinen Zahn, der mir weh thut, und nachher will ich Ihre Neugier befriedigen.» Als die Operation geendet war, hub er also an: «Ja ich war es, Ihre Augen haben Sie nicht getäuscht, Sie haben mich zum Tode gehen sehen. Auf dem Platze Ludwig's XV. war eine Menge von Zuschauern, Schlacht-

*) Wir behalten uns vor beim weitern Vorschreiten dieses Werks wieder darüber zu berichten. D. Red.

pfern, Soldaten; die Letztern umringten uns, und wurden dafür von den Neugierigen gedrängt. Sie bildeten eine Haie, vor mir fielen die Köpfe in den Sack, ich wartete bis die Reihe an mich kommen sollte. In dem Augenblick, wo das Beil einen meiner Freunde traf, verließen mich meine Kräfte, ich war einer Ohnmacht nahe; eine Stütze suchend, hielt ich mich an einen der Gensdarmen an; ihre Blicke waren auf das Schaffot gerichtet, ihre Aufmerksamkeit fest gebannt, und ihre Schultern an die ich mich lehnte gaben langsam nach. Ich fühlte daß sich eine Oeffnung bildete, daß die Schranke wankte. Ein Hoffnungsstrahl stieg in mir auf, der Gedanke meiner Flucht, im Augenblick des Todes, erschien mir und gab mir Gefühl und Kraft wieder. Aber eine heftige Anstrengung, die geringste Eilfertigkeit hätte mich verrathen. Unmerklich fuhr ich in meiner Bewegung fort mich durch die Menge durchzuarbeiten, die Nichts von dem Schauspiel verlieren wollte, und maschinenmäßig, ohne den Blick abzuwenden, Einen durchließ, dessen Rückzug ihr Platz machte. Aber indem ich vorrückte, oder vielmehr mich zurückschob ohne Jemand anzublicken, denn die Augen ziehen die Augen an, sagte ich zu mir: Mein Gott, was soll aus mir werden! Und diese Furcht war eine Bitte, meine abgeschorenen Haare konnten mich verrathen. Dieser Gedanke hatte sich kaum meines Geistes bemächtigt, als ich auf einmal einen Hut auf meinen Kopf setzen fühlte; ich war bereits durch den bewaffneten Kreis durchgeglitten, und befand mich in den Reihen des Volks. Gesegnet sei die Hand, die ich doch nicht sehen, doch nicht drücken konnte. Ihr verdanke ich meine Rettung. Augenscheinlich hatte mich einer der Umstehenden als einen der Guillotine Entfliehenden erkannt. Gott hat ihn auf meinen Weg gestellt. Ich gewann den Anfang der Elyseischen Felder, wo die Menge sich zu lichten begann, und um meine gebundenen Hände zu verbergen, setzte ich mich mit dem Rücken an einen Baum, wo ich that als schliefe ich. In der Nacht rieb ich dann meine Hände gegen den Baum und befreite mich. Einmal frei, fand ich bei einem Freunde ein Asyl, der mich bis zum 18. Thermidor verborgen hat.»"

Nach dem 10. Thermidor suchte man sich nicht blos durch Lanzen zu revanchiren, sondern auch durch Theater, und Alles strömte nach dem Odeon, um die französischen Schauspieler wiederzusehen, die selbst so lange eingekerkert gewesen waren. Aber man mußte auch leben. Die Glücklichsten wurden Lieferanten oder Kaufleute. Diejenigen von altem Namen, die ihren Kopf und die Trümmer ihres Reichthums gerettet hatten, protestirten für das ancien régime gegen das neue durch die Eleganz ihrer Manieren, und das Salz ihrer boshaften Reden. Hierzu gehörte der Herzog von Brancas-Lauraguais. Die Revolution hatte ihm seinen Reichthum zum Theil genommen, aber nicht seine spöttische Lustigkeit. Den Sommer verbrachte er zu Manicamp auf seinen Gütern. Mit Mühe erzog er hier 600 Schafe, und schrieb unter dem Ministerium des Bürgers Franceis von Neufchateau folgenden Brief an den Minister:

„Bürger Minister!

Der Hirte Brancas hat die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß 600 Philosophen der Gegenwart gegen alles menschliche Recht die Erdäpfel die er auf seinen Feldern erbaute einsammeln. Er bittet Sie ihm die berittene Policeiwache zu Hülfe zu schicken, wenn diese nicht in der Zahl der 600 sich befindet."

„Unter dem Kaiserthum war 1809", erzählt d'Estourmel, „bei der Gräfin Vincent Podeska ein großer Ball. Jeder suchte sich so hoch als möglich zu stellen, um wenn auch nicht die Füße, doch wenigstens die Gesichter der Tänzer zu sehen. Ein Neugieriger war auf einen Stuhl gestiegen, und so an die Schultern der schönen Frau von Orf.... gelangt, an denen er sich ein Gleichgewicht zu erhalten suchte. Frau von Orf.... wendete den Kopf in die Höhe, um nach dem Drucke zu sehen und sagt: «Mein Herr, wenn Sie sich vielleicht lieber ganz auf meine Schultern setzen wollen, so würde Das für Sie bequemer sein, und mich nicht mehr geniren.» Ich meinte, er müsse sich beschämt in Entschuldigungen ergießen; aber nein, er dankte für das freundliche Anerbieten mit Verbindlichkeit; er hatte die Sache ernsthaft genommen, und sich gesetzt. Jean Jacques würde gesagt haben: «Das ist doch eine gute Seele!»"

So geht d'Estourmel seine Erinnerungen aus dem Kaiserreiche, der Monarchie, der Künstlerwelt und der Republik durch, und ist immer mannichfaltig, pikant und treffend. Mehrmals hielt er sich lange in Rom auf, dessen Sitten und Bräuche er darstellt. Das Gemälde des Carnevals von 1831 führt eine interessante Abschweifung mit sich, die wir zum Schluß noch mittheilen. Estourmel ging, als er in die Welt eintrat, in die Soiréen der Frau von Sémonville, die die Trümmer des alten Régime, die Generale des Directoriums, die Beauharnais und Bonaparte um sich vereinigte. Eine junge Dame, nicht sehr hübsch, aber anmuthig und graziös, zog seine Aufmerksamkeit auf sich, er tanzte mit ihr die Anglaise und Bearnaise, sie schien die Königin des Balles zu sein. Die Zeit verging, und auch seine Tänzerin ward von ihrem Strudel gefaßt. Als er sie zum ersten mal nach diesem Abende wiedersah, strahlte sie von Diamanten. Obwol zehn Jahre älter, war sie doch immer noch so reizend, war sie dieselbe Anmuth wie ehemals. Aber diesen Reiz, diese Anmuth nannte man jetzt Majestät; ein Diadem drückte ihre Stirn. „Im J. 1799 war sie für mich die Königin des Balles, 1809 war ich bei ihr auf dem Ball der Königin. Heut (1831) ist diese Frau nicht mehr jung, nicht mehr Königin, und ihr smaragdenes Diadem, mit dem Gérard sie auf dem Portrait geschmückt hat, hat einer Krone von Rosen Platz machen müssen. Die Frau aber die ich hinreichend bezeichnet habe glänzt und herrscht noch jetzt wie 1799 durch ihre Anmuth; denn die Anmuth altert nicht, und kann nicht entthront werden." Beim Carneval von 1831 fuhr sie in einer Kalesche auf Wurfweite an d'Estourmel vorüber; dieser warf ihr ein Bouquet in den Schoos, und dachte an den Ball der Frau von Sémonville. Die Königin von 1809 nahm mit verbindlichem Lächeln dasselbe auf. 31.

Bibliographie.

Carl der Große und seine Zeit. Dem deutschen Volke und der Jugend gewidmet. Bearbeitet nach den bewährtesten Chronikenschreibern und den neuesten Werken von Gaillard, de Sismondi, Lacretelle, Hugo, Châteaubriand und Guizot. Aachen, Hensen u. Comp. Gr. 12. 12 Ngr.

Deutinger, M., Bilder des Geistes in Kunst und Natur. 2tes Bändchen. Gezeichnet auf einer Reise an den Rhein im J. 1847. Augsburg, Schmid. 12. 15 Ngr.

Dumas, A., Frankreich und Europa vor, während und nach dem 24. Februar. Aus dem Französischen übersetzt. 11ter Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Freiligrath, F., Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 12ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Februar-Revolution in Frankreich nach A. de Lamartine. Mit dem Portrait Lamartine's. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Holzhausen, F. A., Der Protestantismus nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. 2ter Band. Die geschichtliche Begründung des Protestantismus. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

James, G. P. R., Die Fälschung oder die besten Absichten. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 3ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Müller, W., Hoffnungsgrün. Erzählungen für die reifere Jugend. Mit 4 Stahlstichen und zahlreichen Illustrationen. Gabe der Weihe für das J. 1850. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 2 Thlr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. 14ter Theil oder Neue Folge 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Schücking, L., Ein Sohn des Volkes. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr.

Schulze, E., Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 16. 3 Thlr.

Michael Servet. Trauerspiel in fünf Acten. Bremen, Geisler. 8. 26¼ Ngr.

Simon, Kammerdiener J. R., Kriegs-Abenteuer und Erlebnisse in Deutschland, der Schweiz, Spanien, Rußland und Frankreich während des Zeitraums von 1805 bis 1815. Bevorwortet von A. v. Rff. Mit einer Charte von Catalonien. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neue Stimmen aus Frankreich über Politik und soziales Leben. Zwei Theile. Gesammt-Ausgabe. Leipzig, Weller. 1850. 8. 20 Ngr.

Wettstein, T., Berichte aus Wisconsin. 1ste Abtheilung: Erfahrungen betreffend die deutsche Auswanderung nach Nordamerika, und Darstellung einer im J. 1848 mit Familie und in Gemeinschaft mit 150 andern Personen ausgeführten Uebersiedlung. Nebst den neuesten und wichtigsten, die Auswanderungssache betreffenden gesetzlichen Bestimmungen, den neuesten authentischen Angaben über Reisegelegenheiten ꝛc. Elberfeld, Bädeker. 1850. 8. 15 Ngr.

Wolff, P., Reise in das Gelobte Land. Mit einem neuen Plane von Jerusalem. Stuttgart, Metzler. 16. 1 Thlr.

Zeugnisse aus dem verborgenen Leben; oder Lebens- und Glaubenserfahrungen eines Ungenannten in Gesängen. 2tes Heft. Mit einem Vorwort von E. W. Krummacher. Essen, Bädeker. Gr. 12. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Abt, Die Revolution in Baden und die Demokraten. Vom revolutionären Standpunkt aus beleuchtet. Herisau, Schläpfer. 8. 18 Ngr.

Bocksfeldt, C., Aristokratie und Demokratie. Zeitskizze. Arnstadt, Meinhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Breßler, Graf v., Die socialen Fragen und ihre Beantwortung. Leichtfaßlich bearbeitet für den Bürger und Landmann. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 3 Ngr.

Chownitz, J., Die wahre Lage Ungarns. Berichtigung irriger oder reactionärer Nachrichten über Personen und Zustände des heutigen Ungarns im Allgemeinen, so wie über Ludwig Kossuth's Charakter und Stellung insbesondere. Mit einer Schlußrede an die freien Nationen. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Ungarns Recht zum Einbruch in die österreichischen und russischen Nachbarländer. Darstellung und Aufruf an die Oesterreicher. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

Dieringer, F. X., Offenes Sendschreiben „über die kirchlichen Zustände der Gegenwart" an Prof. Dr. J. B. v. Hirscher. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 4 Ngr.

Drabitius, W., Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Oder: Welches ist das Endziel aller politischen, socialen und religiösen Bewegungen unserer Zeit? Vom rein menschlichen Standpunkte beantwortet. Cottbus. Gr. 16. 5 Ngr.

Der Preußische Entwurf der Verfassung des deutschen Reiches mit Bezeichnung der Abänderungen der von der National-Versammlung beschlossenen Verfassung. München, Kaiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Fürsten-Spiegel. Eine kuriose Historia aus dem J. 1849 in Versen. Von Kämpfedengutenkampfdesvolkes. Glückstadt, Würger. 8. 1½ Ngr.

Gesetz, die provisorische Einrichtung des Strafverfahrens bei Preßvergehen u. dgl. betreffend vom 18. Nov. 1848 mit Bemerkungen für dessen Anwendung von Groß. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 10 Ngr.

Glaubrecht, Die Theilung des Eigenthums in Ober- und Nutz-Eigenthum, das kräftigste Heilmittel gegen Communismus und Proletariat im österreichischen Kaiserstaate. Zur Beachtung bei gegenwärtiger Neugestaltung der agrarischen und rechtlichen Verhältnisse. Prag. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Grundlagen der sozialen und politischen Ordnung. Gedanken über Revolution und Reform. Landshut, Krüll. Gr. 8. 8 Ngr.

Harleß, G. C. A., Die Bedeutung der Mission. Predigt am Jahresfeste des sächsischen Central-Missions-Vereins den 16. Aug. 1849 gehalten zu Dresden. Dresden, Naumann. Gr. 8. 3 Ngr.

Haym, R., Die deutsche Nationalversammlung von den Septemberereignissen bis zur Kaiserwahl. Ein weiterer Parteibericht. Berlin, Amelang. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kutscheit, J. B., Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Aphorismen. Köln, Welter. Gr. 12. 2½ Ngr.

Lieder aus dem Tagebuche eines dänischen Soldaten, geboren in Schleswig. Kopenhagen, Reitzel. 8. 6 Ngr.

Max, Die Volksliteratur der französischen Demokratie seit 1833. 2te vermehrte und wohlfeile Ausgabe. Leipzig, Weller. 1850. 8. 7½ Ngr.

Nathan, Höchst wichtige Blicke in die Zukunft; gewonnen durch jahrelange Forschungen in der göttlichen Offenbarung St. Johannis des Theologen. Eine genaue Darlegung der erfüllten und noch in Erfüllung gehenden Weissagungen Jesu Christi. Lützen, Grimm. 8. 5 Ngr.

Pfizer, G., Die deutsche Einheit und der Preußenhaß. Ein politisches Bekenntniß, allen Urtheilsfähigen und Vorurtheilsfreien vorgelegt. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 5 Ngr.

Rathgeber für Auswanderer nach Californien über Clima, Ankauf und Ergiebigkeit des Bodens. Nebst den nöthigen Belehrungen über dieses Land und die Reise dorthin. Mit 1 ausführlichen und genauen Karte. Bremen, Geisler. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Rentzsch, J. C. F., Bilder aus dem Lehrerleben. Von Pastor Dr. Löhn in Hohnstein und Kirchenrath Dr. Wahl aus Dresden. 3te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Hohnstein. Gr. 8. 5 Ngr.

Schimmelmann, A. v., Ueber die ministeriellen Entwürfe zur Ausgleichung der Grundsteuer und Einführung einer progressiven Einkommensteuer sowie über das jetzige Wahlgesetz. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Staatsgrundgesetz für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin nebst Einführungsgesetz und Wahlgesetz, wie solche zwischen Sr. K. Hoh. dem Großherzoge und der Abgeordneten-Kammer vereinbart sind. Schwerin, Oertzen u. Schlöpke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Teichlein, A., Ein Besuch auf Erden. Dramatische Skizze in einem Akt zur Feier von Goethe's hundertjährigem Geburtstag. München, Kaiser. Gr. 16. 4 Ngr.

Tieck, L., Epilog zur hundertjährigen Geburtsfeier Göthe's gedichtet. Berlin. Gr. 8. 3½ Ngr.

Wagner, R., Die Kunst und die Revolution. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Weber, M. M. v., Das Tantièmesystem. Chemnitz, Ernesti. 8. 8 Ngr.

Weiße, C. H., Einleitende Worte zur Säcularfeier der Geburt Goethe's. In der akademischen Aula zu Leipzig gesprochen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 3 Ngr.

Wohlmuth, L., Goethe in Walhalla. Festspiel zur Feier von Goethe's hundertjährigem Geburtstag. München, Kaiser. 8. 4 Ngr.

Wolff, M., Die Philonische Philosophie in ihren Hauptmomenten dargestellt. Leipzig, Fritzsche. 8. 8 Ngr.

Zuschlag, F. O., Theudas, Anführer eines 750 n. in Palästina erregten Aufstandes. Eine geschichtliche Untersuchung um die Bestätigung des Berichtes Apostelgeschichte 5, 36 durch Flavius Josephus darzuthun. Cassel, Krieger. Gr. 8. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.
Montag. No. 168. 17. Juni 1844.

Diese Blätter erscheinen täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage. Der Preis des Jahrgangs ist 6 Thlr. Sächs. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an.

in der Gesammtheit und war noch nicht in der Gesellschaft aufgegangen, sondern concentrirte sich noch immer in dem Willen eines Einzelnen, und dessenungeachtet bot der Schein gerade Manches dar. Der völligste Unband, die zügellosesste Freiheit war vorhanden, und nicht einmal die gemeinste constitutionnelle Freiheit hatte noch Wurzel gefaßt oder ihre Garantie erhalten. Der Staat erhielt sich nur mehr durch seine eigene Schwerkraft, und seine Functionen gingen nur aus der vis inertiae hervor, was man gewöhnlich so ausdrückt: Alles machte sich von selbst. Dieselben Beamten welche dem Absolutismus Jahre lang gedient hatten wurden mit constitutionnellen Lappen costumirt, das Alte war noch nicht todt und das Neue noch nicht geboren. Solche Uebergangsepochen müssen kurz sein, sonst sträubt sich der Geist der Geschichte dagegen, und sie schlagen auf die eine oder die andere Weise um. Statt Dessen fand gerade das Gegentheil statt; weit gefehlt, daß die Zustände irgend einer Gestaltung zugeführt worden wären, zielte Alles eher zur Zerbröckelung und Verwirrung hin, das Staatsleben machte sich nur durch Krämpfe und Zuckungen bemerkbar, das Bewußtsein der Situation mangelte, Alles bewegte sich in grober Zielloſigkeit, und die Mächte der Revolution wurden nicht als Mittel, sondern als Zweck aufgereizt; es war der Lehrling der die Dämonen rief und nicht der Meister selbst, der sie blos zu weisem Zweck beschwört, und wie dem Zauberlehrling so erging es Wien. Das Volk war gar nicht repräsentirt, die Männer und, wie man auch sagen muß, die Kinder, die auf seiner Seite standen und für dessen Rechte einstehen wollten, konnten nur verneinen, hatten aber gar kein bestimmtes Bild der Freiheit vor Augen dem sie nachstreben wollten. Dabei begingen sie den Fehler, der Gegenpartei, die in ihrer Verdutztheit noch weniger einen bestimmten Plan zu fassen im Stande war, stets ein klares Bewußtsein in Reactionstendenzen vorzuwerfen und dieselbe dadurch zu kräftigen. Da bei einem solchen Stand der Parteien die Zufälligkeit den Ausschlag gibt, und jede Partei nur auf die Fehler der andern wartet, um sie zu benutzen, so ermannte sich die Reaction einen solchen Fehler hervorzurufen. Schon im September waren häufige Provocationen vorgekommen, man hatte Militair gegen die Universität ausrücken lassen, ohne daß eine bestimmte Veranlassung vorhanden gewesen, das Ministerium hatte am 23. Sept. im Reichstag gemeldet, es bestehe eine Verschwörung das Ministerium zu sprengen und den Reichstag aufzuheben, und als der letztere auf Untersuchung drang, so zeigte der Kriegsminister einen Zettel in welchem von einem Gerüchte dieser Art Erwähnung geschah, und von dem noch dazu der Name des Verfassers abgerissen war. An demselben Tage wurde im Reichstag gemeldet, die Studenten hätten bereits Barrikaden errichtet, ohne daß es der Fall gewesen. Bei dieser augenfälligen Absicht einen Kampf hervorzurufen war die Octoberrevolution, um mit Talleyrand zu sprechen, mehr als ein Verbrechen, sie war ein Fehler, ein Appetit nach dem Speck in der Mausefalle.

Waren nun Diejenigen welche der Mangel an Volksführern thatsächlich an die Spitze der Volkspartei gestellt gänzlich unfähig einem geschichtlichen Strom ein Bett zu bereiten, und mithin die politische Agitation nur zerstörend und ohne allen productiven Keim, so war der Reichstag, der naturgemäß zur Vertretung des Volks berufen war, so zerklüftet, daß er ebenfalls keinen Boden einer staatlichen Entwickelung abgeben konnte. Anstatt sich dazu zu vereinigen die Rechte des Volks zu sichern, stellten die einzelnen Parteien nicht die Freiheit, sondern ein Schemen das sie Nationalität nannten als ihren Zielpunkt auf, wobei sie sich zum Theil blos von einem dumpfen Gefühle des bisherigen Drucks tragen ließen, und die nationale Form, die sie noch gar nicht besessen, schon vertheidigen wollten. Eine eigenthümlich verkehrte, selbstmörderische Stellung nahmen dabei die slawischen Deputirten ein, und da die Octoberrevolution als eine Kräze dieser slawischen Politik zu betrachten ist, und auch künftig jeder weitere bedeutendere Vorgang in Oestreich nur von der Richtung der Slawen abhängen wird, so glauben wir Einiges über die Position der Slawen in Oestreich und ihre Haltung zu den Octoberereignissen einschalten zu müssen, um so mehr, als die Betrachtung ihrer Politik allein einige innere Bedeutsamkeit in die letztern bringt. Oestreich, dessen Staatsbau Jahrhunderte lang in einer Paralysirung der verschiedenen Nationalitäten begründet war, wollte sich nach dem März frei gestalten. Was nun die Slawen betrifft, so waren sie dabei in einem doppelten Vortheil, indem sie nicht nur bedeutend in der Ueberzahl sind, sondern auch durch den größern Druck den ihre Nationalität bisher erfahren hatte eine erhöhtere Spannkraft erhalten hatten als die übrigen Nationalitäten der Monarchie. Die Slawen waren außerdem bei diesem Beginne der Befreiung ihrer Nationalität nicht wie wir Deutschen durch die Erbsünden irgend einer geschichtlichen Vergangenheit gehindert, und konnten mit den kräftigen, wenn auch ungebildeten Elementen ihres Volks leicht operiren, da sie fast tabula rasa fanden. Da sie noch dazu durch ihre geographische Zerstreuung und durch die Verschiedenartigkeit ihrer Dialekte in dem Strome ihrer Entwickelung Dämme fanden, so war ihr Drang nach Einigung und Zusammenhang mit größerer Nothwendigkeit begründet und deswegen kräftiger, sowie auch wegen der vielen Hindernisse mit mehr List erfüllt. Hierzu kommt auch, daß sie in vielen Punkten der Cultur in Bezug auf nationale, eigene Production ganz zurück sind, und dem entferntern Ziele rascher, aber auch naiv und praktisch zustrebten. Der Kampf des Slawenthums mit dem Germanenthum, der schon im Jahrhundert der Völkerwanderung begonnen und das ganze Mittelalter gedauert, schien sich erneuern zu wollen; allein die Slawen wollten im Reichstag nicht kämpfen, sondern betrügen. Nothwendig hätte das Slawenthum, wenn es sich wieder zu regen begann, gerade jene Fesseln zu sprengen suchen müssen von denen es früher einmal gekettet wurde, und dadurch hätte es zum Theil unbewußt durch seine natio-

nale Tendenz der Freiheit dienen müssen. In der That mußte sich auch das dynastische Princip, wodurch das Slawenthum einst gebrochen wurde, am meisten durch das Wiedererwachen desselben bedroht sehen, und die östreichische Regierung wird gewiß bei dem begeisterten Slawaruse, der von Prag bis Agram wild erschallte, daran sich erinnert haben, daß es der Stifter der Dynastie Oestreichs gewesen welcher Ottokar König von Böhmen stürzen mußte, um seinen Thron zu sichern. Solche Combinationen, die aus geschichtlichen Motiven begleitet werden, haben, nebenbei bemerkt, wenn auch ihr Anknüpfungspunkt noch so ferne liegt, stets einen festen Kern, und mahnen an die Nemesis der Geschichte, welche die Zeiten unbemerkt verknüpft. Die Slawen welche zunächst nur ihre Befreiung erstreben sollten hatten durch einen Sprung über das Jahrhundert hinaus schon Herrscherideen und Organisationspläne, sie waren noch im Gefängniß und wollten sich innerhalb desselben ein Reich gründen. Das deutsche Volk brauchte nicht so sehr dem slawischen an Bildung überlegen zu sein, der geistige Succurs, welcher bei jeglicher Constituirung Oestreichs stets von Deutschland aus hinüberwehen und der slawischen Agitation entgegentreten würde, müßte nicht so bedeutend sein, und die Slawen welche in einem gegebenen, auf geschichtliche Bedingungen gegründeten Staat der Geschichte entgegenhandeln wollen, brauchten sich nicht so sehr in Widerspruch mit sich selbst zu setzen, und dennoch hätte dieser Plan slawischer Herrschaft nicht gelingen können. Das Slawenthum kann nicht herrschen so lange sein Hauptkern unfrei ist; die Russen müssen erst frei geworden sein, wenn überhaupt eine slawische Herrschaft möglich werden sollte. Die Slawen in Oestreich fühlen die Knute der russischen Slawen mit, ohne es zu wissen, und das Hinderniß der gewaltigen Entwickelung ihrer Nationalität liegt in Rußland und nicht in Oestreich. Ebenso könnten auch die Deutschen in Oestreich zu keinem freien Gedanken gelangen und nicht mit solcher natürlichen Nothwendigkeit die Hegemonie daselbst führen, wenn Deutschland geknechtet wäre. Bevor nicht das Slawenthum selbst frei geworden, werden die Slawen nirgend gebieten können; nur das Freie kann herrschen, und dieser magnetische Zusammenhang der Stämme ist tief begründet. Die Slawen hätten daher auch in ihrem Nationalitätsinteresse mehr die Idee der Freiheit als die Idee der Nationalität zu verwirklichen streben müssen, weil das Slawenthum als solches desto mehr Hoffnung auf Geltendmachung hat, je mehr die politische Freiheit sich auf Erden ausbreitet. Statt Dessen gingen die Slawen in Oestreich den verkehrten Weg, das Pathos ihrer Nationalität machte ihre Führer zu politischen Jesuiten, die lieber ihre Freiheitswünsche verrathen und preisgeben als von ihren nationalen Bestrebungen das Kleinste nachlassen wollten. Die Häupter der Slawen, Hawliczek, Rieger, Palacky, Claudy u. A., wollten die Freiheit in Oestreich gern vernichten lassen, wenn sie nur Hoffnung hatten auf deren Ruinen das Banner ihrer Nationalität aufpflanzen zu können. Aber die Bestrebungen der Nationen mißglücken stets, wenn sie nicht einen sittlichen Gehalt und eine sittliche Form haben. Die Heuchelei der Loyalität und gutgesinnten Unterthänigkeit, welche die czechische Partei zu Gunsten ihrer nationalen Absichten geübt, um die Regierung zu bestimmen sich auf sie zu stützen und dadurch den Schwerpunkt Oestreichs in das Slawenthum zu bringen, ist daher auch mit einem kläglichen Resultat belohnt worden. Die betrogenen Betrüger sahen nur zu bald, daß sie nicht nur nicht die Regierungsgewalt, sondern nicht einmal die bevorzugte Stellung der Deutschen und Magyaren beerben können. Nur die polnischen Deputirten hielten sich von diesem Jesuitismus fern; sie betrachteten es als kein Glück die Knechtschaft, wenn auch in der innigsten Vereinigung, mit den Stammgenossen theilen zu können, und hielten eine bloße Einigung um im Kerker blos in der nationalen Sprache reden zu können für kläglich, und eines großen Volks unwürdig die Tyrannei deswegen ertragen zu wollen, weil man sich im Familiencirkel mit allen Stammverwandten befinde. Nicht die Regierung war es, sondern die slawischen Agitatoren, welche den kroatisch-magyarischen Krieg entzündeten, um auf das Grab der magyarischen Freiheit die Wiege der slawischen Einigung zu setzen. In der That ist die Kriegsfackel, die so schrecklich in Ungarn loderte, nur vom slawischen Nationalitätsfanatismus entzündet worden, und die östreichische Regierung, die anfangs mindestens öffentlich ganz abseits stand und blos die Vermittlerrolle zwischen den beiden kämpfenden Stämmen übernehmen wollte, wurde von den Slawen förmlich genöthigt den Krieg selbst in die Hand zu nehmen, worauf derselbe alsbald aus einem nationalen Kampfe ein politischer wurde, worüber schon kein Zweifel mehr stattfand, noch bevor die eiserne Hand Rußlands Hülfe brachte. Ungarns Repräsentanten waren zwei mal mit dem Palmzweige des Friedens nach Wien gekommen, einmal pochten sie an die Thore des Reichstags und baten um Einlaß und Gehör: stets wies sie slawischer Uebermuth höhnisch zurück, und ein Deputirter Czechiens rief sogar: „Dieses magyarische Nationlein muß gezüchtigt werden", sowie ein anderer Slawe den deutschen Abgeordneten die im versöhnlichen Sinne von den Magyaren sprachen entgegenwarf: „Nur so lange wir Slawen wollen besteht ein Oestreich."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Ackerbau in Frankreich.

Die vor kurzem in Paris erschienene „Statistique de l'agriculture en France", von A. Moreau de Jonnès, bietet uns ein sehr interessantes Résumé der auf den Ackerbau Frankreichs bezüglichen officiellen statistischen Documente dar. Es war erst im J. 1840, wo man in dieser Hinsicht zu vollständigen und hinlänglich genauen Resultaten gelangen konnte. Die vorher aufgestellten statistischen Angaben beruhten blos auf unbestimmten annähernden, ja oft ganz eingebildeten Daten. Da die Staatsarchive kein Licht von dem man Nutzen ziehen konnte darboten, so begnügte man sich damit ein größeres oder kleineres Stück Feld zu studiren, und wendete dann das

gewonnene Resultat auf alle in dieser Weise gewonnenen partiellen Daten, nach einer gewissen Proportionsregel an. Auf diese Weise gingen Vauban unter Ludwig XIV., Mirabeau und Beaufobre unter Ludwig XV., Lavoisier zur Zeit der Revolution, und später noch Chaptal zu Werke. Doch, so unvollkommen diese Versuche auch sind, so enthalten sie kostbare Nachweisungen und erlauben die allmäligen Fortschritte des Ackerbaus während dieses Zeitraums von ungefähr zwei Jahrhunderten darzuthun. Moreau de Jonnès hat sie benutzt um vergleichende Tableaux aufzustellen, welche die sowol den verschiedenen Zweigen der Cultur als auch der Viehzucht gegebene Entwickelung abschätzen lassen. Unter den Ursachen des Aufschwungs welchen die Producte der Landwirthschaft genommen ist eine der vornehmsten gewiß die größere Vertheilung des Bodens. Der Bauer, jetzt Herr des Feldes geworden dessen Sklave er ehemals war, hat den Werth desselben durch eine verständigere Arbeit sehr vermehrt. Angespornt von seinem Interesse, hat er einen größern Nutzen von seinem Boden zu ziehen gewußt, und wenn er den neuen Anwendungen der Wissenschaft gar zu oft widerstrebt, so ist er wenigstens im Allgemeinen arbeitsam, thätig und ordentlich. Auch hat, obgleich der Ackerbau noch immer Vieles zu wünschen übrig läßt, die Quantität seiner Producte sehr merkbar zugenommen; und manches Stück Feld das ehemals ganz unfruchtbar war ist gegenwärtig mit reichen Saaten bedeckt. Die in dieser Hinsicht bewerkstelligten Fortschritte sind so groß, daß der jährliche Werth ihrer Producte 7½ Milliarde, oder das Fünffache von Dem was er unter Ludwig XIV. mit Mühe erreichte, übersteigt. Dieser Werth könnte durch die Verbesserung der Culturprocesse noch beträchtlich erhöht werden. Besonders in den südlichen Departements fahren die Unwissenheit und der Schlendrian fort auf eine traurige Weise zu herrschen. Aber es ist vorzüglich die Vermehrung der Hausthiere die weit entfernt ist von Dem was sie sein sollte; trotz des diesem Industriezweig gewährten Schutzes bleibt sie stillstehend, und der hohe Preis des Fleisches verhindert, daß dieses substantielle Nahrungsmittel so allgemein wird als es für das Wohlsein der arbeitenden Classen sein sollte. Unser Verf. gibt über diesen Gegenstand merkwürdige und lehrreiche Einzelheiten. Er bemüht sich so weit möglich diejenigen Punkte zu bezeichnen auf welche die Bestrebungen des Landwirths mit Hoffnung auf Erfolg gerichtet werden können, und zeigt somit wie man von den statistischen Angaben eine wahrhaft fruchtbare Anwendung machen soll. Seine Arbeit scheint uns daher die allgemeine Aufmerksamkeit in einem hohen Grade zu verdienen; sie enthält eine vollständige Schilderung der landwirthschaftlichen Hülfsquellen Frankreichs, woraus man eine Menge sowol dem Landwirth als dem Ackerbauer nützlicher Notizen schöpfen kann. 57.

Lesefrüchte.

Friedrich von Schlegel im Englischen.

„Der Ruf Friedrich von Schlegel's", sagt das „Athenaeum" bei der Anzeige von „The aesthetic and miscellaneous works of Frederick von Schlegel; translated by *E. J. Millington*" (London 1849), „wird in England durch den seines mehr äußerlichen Bruders August verdunkelt; aber von Beiden ist er der tiefere Denker und der lehrreichere Schriftsteller. Hr. Bohn verdient für die Herausgabe dieser Aufsätze den Dank des englischen Lesers, und sein Uebersetzer hat sich der Arbeit mehr als gewöhnlich gewachsen bewiesen. Aus den 12 Bänden von Schlegel's Schriften empfangen wir hier «Briefe über christliche Kunst», «Versuch über gothische Baukunst», «Bemerkungen über die romantische Poesie des Mittelalters und über Shakspeare», «Ueber die Grenzen des Schönen» und «Ueber Sprache und Weisheit der Indianer», eine bunte, anziehende Auswahl, von welcher wir nur wünschten der Uebersetzer hätte ihr Etwas aus den «Studien des classischen Alterthums» oder aus den «Gesprächen über Poesie» beigefügt. Für eins von Beiden würden wir den nebeligen und unerquicklichen Aufsatz «Ueber die Grenzen des Schönen» mit Freuden gemißt haben." ... Zum Schlusse aber heißt es: „Wendet sich der Leser von diesen «Briefen über christliche Kunst» zu andern Aufsätzen des vorliegenden Bandes, so wird er sich natürlich den über Shakspeare ansehen und — getäuscht werden. Es ist blos eine Untersuchung über die Echtheit der Shakspeare zugeschriebenen Stücke der alte «König Johann», «Der Nabler von Wakefield» und «Locrine», Dies aber ein Gegenstand in dessen Betreff die deutschen Kritiker hoffnungslos fehl gehen und ihre gebieterischen Aussprüche nicht wenig befremden. Die peremtorische Weise in welcher sie die zweifelhaften Stücke unbezweifelte für Shakspeare'sche erklären und darin die erlesensten Charakteristiken finden, verdächtigt einigermaßen ihre Kritik derjenigen Stücke welche wirklich Erzeugniß des großen Dichters sind."

Literarische Spitzbüberei in Amerika.

So nennt die eigene „Literary World" in Neuyork was freilich nicht anders genannt werden kann. Es heißt: „Wieder fängt die Verlagsrechtsfrage an in der Presse aufzutauchen. Das ist keine abgekartete Sache, sondern die natürliche Folge der sich immer fühlbarer machenden Uebel des gegenwärtigen Systems. Wer jetzt ein dem englischen Original hier nachgedrucktes Buch kauft, kann sich nicht im geringsten darauf verlassen daß es vollständig ist, oder daß statt des Wesentlichen Das darin fehlt, es nicht Etwas enthält das nicht hinein gehört. Unaufhörlich werden ganze Serien unechtsinniger Bücher fabricirt und verkauft, und das kaufende Publicum kommt dadurch in beträchtlichen Verlust. Im Durchschnitt ist Solches mit den meisten illustrirten Werken der Fall. Die Stiche, oft ein unentbehrlicher Theil des Textes, fehlen entweder ganz oder sind so elende Copien, daß sie den Originalen kaum ähnlich sehen. Dann vergreift sich auch gewiß kein amerikanischer Buchhändler an einer neuen, veränderten und verbesserten englischen Ausgabe. Er bleibt bei seinen Stereotypplatten wie sie stehen, will weder die Mühe noch die Kosten haben sie abändern zu lassen. Deshalb sind hier Bücher in Umlauf und Gebrauch welche von den gegenwärtigen echten Ausgaben wesentlich abweichen. Alledem und viel Schlimmerm kann nur dadurch vorgebeugt werden, wenn Autor und Publicum in das richtige Verhältniß zueinander treten. Hoffen wir, daß die Bewegung in der Presse fortdauere und der nächste Congreß das Ordnen dieser Angelegenheit in die Hand nehme" — auf Deutsch: die amerikanischen Buchhändler zwingt ihr Spitzbubenhandwerk aufzugeben. Es dürfte aber seine Schwierigkeiten haben wider diesen amerikanischen Strom zu schwimmen.

Literarische Anzeige.

Der neueste Roman von **L. Schücking:**

Ein Sohn des Volkes.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

ist soeben im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Von dem Verfasser erschienen daselbst auch folgende Romane:

Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. — **Die Ritterbürtigen.** Drei Theile. — **Eine dunkle That.**

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 250. —— 18. October 1849.

Die Octobereignisse in Wien.

(Fortsezung aus Nr. 219.)

Die Masse des Volks in Wien kümmerte sich um diese Zwistigkeiten sehr wenig, besonders da ihr die Streitpunkte zu wenig offen lagen; doch neigte sich der deutsche Theil der Bevölkerung instinctmäßig auf die magyarische Seite. Auch die Partei Derjenigen welche die Begründung der Freiheit erstrebten sahen die Fahne derselben im Feldlager der Magyaren. Zum ersten male zuckte das sittliche Gefühl des wiener Volks unwillig zusammen, als die aufgefangenen Briefe des Kriegsministers Latour, wodurch dessen von ihm stets abgeleugnete Verbindung mit Jellachich bewiesen ward, bekannt wurden. Die Magyaren hatten diese Briefe in Ungarn einem Courrier abgenommen und dieselben an alle wiener Journale zur Veröffentlichung geschickt, wodurch die Wiener um so mehr aufgeregt wurden, als sie der Mehrzahl nach nicht klar in die Sache blickten und nur dunkel Verrath ahnten. Eine beispiellose Aufregung herrschte in Wien als die Veröffentlichung dieser Depeschen stattgefunden hatte, unzählige Abdrücke derselben wurden verkauft, und an mehren Orten hörte ich die öffentlichen Verkäufer in ihrem gutmüthigen wiener Jargon schreien: „Die Brief' vom Hauptspitzbub'n Latour!" Die Presse bemächtigte sich im Jakobinerstil dieses Einverständnisses der Regierung mit den Kroaten. Ein Journal fragte: „Und Latour geht nach diesem Verrath noch frank und frei durch die Straßen Wiens?" Ja sogar ein Pamphlet über diese Unterstützung der Kroaten durch die Regierung erschien, welches als Illustration die sämmtlichen Minister auf Galgen hängend darstellte. Größere und zahlreicher als je besuchte Volksversammlungen wurden ausgeschrieben, und in weitläufigen Räumen des Odeon die wüthendsten Schmähungen gegen Latour und die Slawen vorgebracht. So erhitzten sich beide Parteien, die Slawen und die Deutschen, immer mehr, und als Ende September die magyarische Deputation, welche vergeblich nach Vermittelung gestrebt hatte, von Wien abreiste und rothe Federn auf ihre Hüte steckte, klatschten die Wiener ihr Beifall zu. Die Revolution war unsichtbar vorhanden und nur der Funke fehlte noch zur Explosion. Diese Stimmung war durch ihre blinde Unklarheit nur noch desto gefährlicher. Nur eine dumpfe Ahnung, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, durchdrang die Massen. Auf der Gasse gab es jeden Tag Tumulte, die eine unheimliche Bedeutungslosigkeit und Räthselhaftigkeit in sich trugen. Es lag etwas Feindseliges, Banges in der geistigen Atmosphäre, sodaß Niemand zweifelte es müsse bald zu einem entscheidenden Wendepunkt gelangen. Diese öffentliche Gereiztheit spiegelte sich um diese Zeit auch im Reichstag wider. Nie zuvor hatten die Minister Interpellationen so nichtssagend beantwortet, Latour sprang einmal während einer Rede Borkowski's, welche die Armee betraf, wüthend auf und stampfte mit den Füßen auf den Boden; Bach hatte die parlamentarische Linke offen angegriffen, und als diese mit Zischen antwortete, spöttisch gerufen: „Ich fürchte mich vor Ihrem Zischen nicht." Alle Parteirücksichten hörten auf, man wurde gegen die Arbeiter minder nachgiebig als zuvor, Preßprocesse, Confiscationen von Druckschriften häuften sich, das Spionirwesen kehrte zurück, und während man den Beamten Procente von ihrem Gehalte abzog, wurden den Soldaten Zuschüsse zu ihren Löhnungen und manche Vergünstigungen zu Theil. Die Slawen und die Regierungspartei standen auf der einen, die Magyaren und Deutschen auf der andern Seite, und jeder Tag brachte Conflicte zwischen denselben. Auf dem Bauermarkte in Wien war in einem Kaffeehaus, das meistens von Slawen besucht war, ein Deutscher insultirt worden: sogleich wurde das Kaffeehaus gestürmt, die Slawen wurden vertrieben und die czechischen Zeitungen die auflagen zerrissen. Der Boden war unmittelbar vor dem 6. Oct. unerträglich heiß, die Parteien standen sich mit Beilen und Hacken gegenüber, und Jeder fühlte den politischen Wendepunkt vor dem man stand. Für diese politische und nationale Bewegung, deren Ausbruch bald so blutig erfolgen sollte, war der Boden durch sociale Uebelstände gehörig aufgerüttelt. Obschon der anarchische Zustand in der Nähe durch den Geist des Lebens aus welchem Alles entspringt gemildert und versöhnt erschien, so kann der regellose, chaotische Zustand, die Willkürlichkeit und das dissolute, unverbundene, unbeherrschte Wesen des öffentlichen Lebens, welches damals in Wien herrschte, nicht weggeleugnet werden. Es waren Schichten der Gesellschaft aufgerüttelt worden die

bisher blos in dumpfer Knechtung verharrt, und das Licht der Idee wirkte daselbst mehr zündend als leuchtend. Der Staat hatte für die Massen aufgehört, jede Beengung durch die Staatsform, und wäre es auch die freieste gewesen, war für das dumpfe Gefühl befreiter Sklaven nichts Anderes als die Errichtung einer Gefängnißmauer. Alles Vertrauen zur Regierung war in diesen Kreisen verschwunden, das frühere System hatte jeden Beamten zum Schergen der Tyrannei und „Regieren" mit „Tyranniſiren" identisch gemacht, kein Wunder, daß man die Institution selbst mit dem System verwechselte, und es nicht glauben konnte, daß im Beamtentalar etwas Anderes Raum hätte als Willkür, gleichsam als wären Henkersmäntel zu einer geistlichen Kleidung bestimmt worden. Keine einzige Behörde besaß das Vertrauen des Volks, und wenn beim Reichstag eine Ausnahme stattfand, so lag der Grund blos darin, daß er früher nicht bestanden. Der Gemeinderath wurde verhöhnt, weil man in ihm den alten Magistrat erblickte, die Stadthauptmannschaft war verhaßt, weil man in dem veränderten Namen doch nur eine Maske des ehemaligen Policeiamts vermuthete; und so ging es mit allen Organen der Staatsgewalt. Wie hätte das Volk sich auch überreden sollen, daß es in den Amtsstuben anders geworden, da es doch daselbst dieselben Männer erblickte welche unter Metternich gedient hatten. Da die Massen den Staat ehemals nur durch den Druck gekannt, so mußten sie mit dem Wegfallen des letztern auch an das Aufhören des erstern glauben. Selbst in dem Mittelstande war dieses Gefühl zum Theil vorherrschend, und Ideen welche den Halt der Gesellschaft bedrohten traten hervor. Zuerst associirte man sich gegen die in Wien übliche Vorausbezahlung des Miethzinses, sodann erhob man sich gegen den Schuldenarrest u. s. w. Die Verpflichtungen wurden nicht mehr so streng eingehalten, und es erschienen ganze Proscriptionslisten jener Personen welche ihr Geld zu hohen Zinsen ausliehen. Die Volksjustiz war die einzige welche streng ausgeübt wurde, und die Hauptform der Volkspolemik war die Katzenmusik. Alle revolutionnaire Rastlosigkeit, aller Uebermuth der jungen Volkssouverainetät, alle Unbehaglichkeit über das Bestehende, alles Mistrauen gegen geheime Reaction, aller Unwille gegen Hartherzigkeit machte sich in Katzenmusiken Luft. Die Katzenmusik wurde zuletzt die humoristische Selbstkritik des Volks, es konnte kein Hausherr seinen Miethsmann wegen einer rückständigen Miethe pfänden, kein Handwerker seinen Lehrling züchtigen ohne eine Katzenmusik zu erhalten. Vergebens schritten oft Nationalgarde und Militair gegen die Tumultuanten ein, die Katzenmusiken nahmen immer mehr überhand. Es gab im September bei einzelnen Personen permanente Katzenmusiken, welche z. B. bei einem Braumeister ununterbrochen drei Tage und drei Nächte fortdauerte und auf die tollste Weise stets von andern Leuten fortgesetzt wurde. Täglich fanden in allen Vorstädten Wiens solche Krawalle statt, wobei nicht selten Alles demolirt wurde. Auch nach andern Seiten hin zeigten sich anarchische Excesse. Durch die Leopoldstadt sah man fast jeden Abend Leute mit frisch gefälltem Holz aus dem Prater gehen, der gräulichste Waldfrevel wurde trotz aller Androhungen verübt. Sehr viele Arbeiter ließen sich auf den öffentlichen Arbeitsplätzen ihren Lohn auszahlen ohne zu arbeiten. Die Aufseher mußten geduldig zusehen wie sie statt der Arbeit die unsittlichsten Excesse verübten, ohne sie ermahnen zu dürfen. Jagdfrevel, Versuche der Steuerverweigerung und mancher andere Unfug tauchte auf. Die Bauern kamen, wenn sie Etwas durchsetzen wollten, nicht mehr in die Aemter, sondern in die Aula, in der Meinung, jetzt werde dort regiert. Die Clubs schickten sehr häufig Deputationen an die Minister, um Rechenschaft über einzelne ihrer Verfügungen von ihnen zu verlangen oder sie zu Maßregeln zu drängen, und dieser Einfluß der auf die Minister gewonnen wurde ging so weit, daß als man einst Doblhoff im Reichstag interpellirte, ob er wirklich Etwas gegen die Universität im Schilde führe, er lächelnd die Antwort gab: „Die Aula weiß wie ich zu ihr stehe." Die Unfähigkeit die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten oder auf dieselben auch nur irgend einen Einfluß zu nehmen, war auch im Bewußtsein Derjenigen die an der Spitze des Staats standen so tief begründet, daß das letztere bereits eine mystische Verbrämung annahm, und der Premierminister eines Tags in der Sitzung des Reichstags wehmüthig ausrief: „Heutzutage kann keine Cabinetspolitik mehr eine Einflußnahme auf die Geschicke der Völker ausüben, sondern die Regierung wird vom Weltgeist geleitet." Währenddem die Minister in dieser religiös-schwächlichen Resignation dem Weltgeist die Regierung Oestreichs überließen, stellte sich gegen Ende September die Partei Derjenigen welche ein Oestreich wollten, und Derer die mehr oder minder bewußt einen Zerfall desselben wünschten, ganz von selbst schärfer als zuvor heraus. Wie meistens in der Geschichte so mußten auch hier Principien ihren Ausdruck durch plastische Aeußerlichkeiten finden. Schon unmittelbar nach den Märzereignissen war das Schlagwort „Inniger Anschluß an Deutschland" entstanden, und war bei jeder populairen Demonstration scharf betont hervorgetreten. Schwarzrothgold galt weniger für die Farbe einer Nationalität als für ein Zeichen der Freiheit, der constitutionellen Entwickelung, während die rothe Farbe nur von Wenigen getragen und vom Volke desavouirt wurde. Im Frühjahr 1848 trug fast Jedermann in Wien schwarzrothgoldene Cocarden, und Fahnen dieser Farbe wehten fast an allen Häusern. Nach und nach wagte sich schüchtern das specifische Oestreicherthum mit der schwarzgelben Farbe hervor, und das Volk sah in derselben weniger eine östreichische Farbe als ein habsburgisches Lakaienzeichen, und bei jeder Volksregung mußten die schwarzgelben Zeichen abgenommen werden. Einige Tage vor dem 26. Sept. wurden alle Schwarzgelben aufgefordert sich an diesem Tage mit diesen Farben in Masse öffentlich zu zeigen, ja es wurde sogar ein riesiger Zug

nach dem kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn unter Vortragung der schwarzgelben Fahne beabsichtigt. Gleichzeitig wurden diese Farben in Affichen als die Abzeichen jedes Gutgesinnten angegeben, und ein aus den reactionnairsten Elementen bestehender Verein constituirte sich ohne alles weitere Programm als „Constitutionneller Club", und hatte unmittelbar vor der Octoberrevolution vielleicht schon 20,000 Mitglieder, welche Alle die schwarzgelbe Farbe tragen sollten. Die große Zahl dieser Theilnehmer erklärt sich nebenbei dadurch, daß allen Beamten halboffiziell Subscriptionsbogen des Clubs zugeschickt wurden. Der Demokratische Club, der um sich zu verstärken alle übrigen volksthümlichen Clubs mit sich in directe Verbindung brachte, und durch Volksversammlungen und großartige Demonstrationen die er veranlaßte eine bedeutende Wirkung äußerte, verhöhnte die schwarzgelben Farben unaufhörlich, und wurde durch die „Presse", welche „schwarzgelb" stets statt „reactionnair" gebrauchte, lebhaft unterstützt. Die Bevölkerung Wiens erhielt dadurch einen so unglaublichen Haß gegen das Schwarzgelbe, daß unter allen harten Bedingungen die Windisch-Grätz später der besiegten Stadt auferlegte keine dieselbe so schmerzlich traf, als der Befehl statt der schwarzrothgoldenen Fahne die schwarzgelbe auf dem Stephansthurm aufzuziehen, und die deutsche Fahne, welche, seitdem dieselbe von einer Volksdeputation dem Kaiser überbracht und von ihm zum Fenster hinaus geschwungen wurde, an der Burgmauer befestigt war, daselbst abzunehmen. Dieser Farbenstreit hatte sich in den ersten Octobertagen bis zu einer symbolischen Höhe erhitzt. Wie die Kinder auf die Mäusejagd so gingen die Wiener jeden Tag auf die Hetze der Schwarzgelben aus. Auf den beiden Hauptplätzen, Graben und Stephansplatz, standen um diese Zeit täglich Tausende von Menschen und suchten Schwarzgelbe. Unzählige kleine Gruppen waren gebildet, in deren Mittelpunkt sich stets eifrige Redner befanden, welche mit schrecklichen Schmähungen gegen die schwarzgelbe Partei losfuhren und absichtlich Manches übertrieben, um nur Widerspruch hervorzurufen, der sodann sogleich zu einer Demonstration benutzt wurde. Wenn Jemand nur die geringste zweifelhafte Bemerkung einwarf, so erhob sich ein fürchterliches Geschrei: „Ein Schwarzgelber, ein Schwarzgelber!" Alles fiel über einen solchen Bemitleidenswerthen her und drängte ihn, und die Nationalgarde konnte ihn nur retten, wenn sie ihn zu verhaften versprach. Viele gingen hierbei förmlich wie Spürhunde herum, und suchten voll Mistrauen und Haß aus der Miene der Umstehenden herauszuwittern, ob Jemand schwarzgelb sei. Besonders argwöhnisch betrachtete man Jeden welcher einen Cylinderhut trug. Es konnte dabei Jemand ohne allen weitern Verdachtsgrund rufen: „Das ist ein Schwarzgelber!" so schrie sogleich die Masse in demselben Tone in welchem man sonst: „Eine Ratte, eine Ratte!" ruft: „Ein Schwarzgelber, ein Schwarzgelber!" Aus allen Ecken hörte man dann: „Wo ist er, wo, wo?" Die Jungen pfiffen und miauten, Alles drängte sich neugierig hinzu, und der radicalste Mann konnte bei solchen Gelegenheiten als ein Schwarzgelber bezeichnet werden, wenn er zufällig einen philiströsen Rock trug. Graben und Stephansplatz wurden deswegen als Versammlungsort gewählt, weil dort mehre Bänderhandlungen waren, die im Auslagekasten auch schwarzgelbe Bänder hatten. Manche schlugen wol vor die Inhaber der Handlungen zur Einziehung dieser Bänder zu nöthigen; allein der listige Volkssinn sprach sich dagegen aus, und ließ diese schönen, lockenden, schwarzgelben Bänder als Köder flattern, um seine schwarzgelbe Beute herauszufinden. Den ganzen Tag lauerten Leute beim Eingang dieser Verkaufsgewölbe, und wurde Jemand beim Einkauf eines schwarzgelben Bandes ertappt, so empfing ihn sogleich beim Heraustreten eine feierliche Katzenmusik, und mit der höhnischen Charakteristik: „Ein Schwarzgelber, ein Schwarzgelber!" folgte ihm sodann die Menge nach und miaute ihn an. Manche gingen geflissentlich mit schwarzgelben Bändern im Rock über den Graben, wo die schwarzrothgoldenen Wegelagerer sich befanden. Einem solchen Tollkühnen wurde jedesmal das misfällige Band abgerissen, ja man ging so weit militairische Orden abzureißen, weil sie an schwarzgelben Bändchen hingen. Die Schwarzrothgoldenen trugen zum Theil breite lange Bänder dieser Farbe, die ihnen Rücken und Brust bedeckten; ja sogar Schauspieler und Schauspielerinnen welche mit Beifall empfangen werden wollten traten mit solchen Abzeichen auf, wenn sie auch Türken darstellten. Sowie auf dem Graben und dem Stephansplatz das Lager der Schwarzrothgoldenen sich befand, und die eben erwähnten Scenen daselbst von früh Morgens bis um Mitternacht stattfanden, so war die Herrengasse der Sammelort schwarzgelber Gruppen, und mancher Vorübergehende der ein deutsches Band trug wurde daselbst insultirt. Diese schwarzgelbe Partei konnte dem entschieden ausgesprochenen Volkswillen nur das Gekläffe von Söldlingen entgegenhalten. Ein sehr anrüchiges Subject, Namens Quirin Endlich, und ein Mann der sich ehemals in Praterkneipen als Harfenspieler sein Brot verdient hatte, Namens Böhringer, waren die kläglichen, rohen Schildträger der Schwarzgelben, oder mindestens Diejenigen welche ihre Namen für die trivialsten Angriffe auf die nationale Begeisterung hergeben mußten. Der Letztere gab ein Blatt unter dem Titel „Die Geißel" heraus, welches noch jetzt erscheint, und gegen welches die „Neue Preußische Zeitung" im Geruche des rothen Republikanismus stehen könnte. Er befestigte in diesen Tagen eine schwarzgelbe Fahne an das Fenster seines Bureau, was zur Folge hatte, daß das Volk sein Bureau stürmte, und da er selbst nicht vorgefunden wurde, Alles in demselben zertrümmerte und alle Schriften zerriß und zum Fenster hinauswarf. Ein Nationalgardist, der auch das Bureau erbrochen hatte, stand bei dieser Scene am Fenster und hielt eine naive Rede an das unten versammelte Volk über die Nothwendigkeit die Schwarzgelben auszurotten. Wo Zustände aber einmal sich so revolutionnair gestalten, da ist eine friedliche Aus-

gleichung nicht mehr möglich, und eine gewaltsame Eruption ist durch mancherlei Feuerströme, die sich im Krater begegnen, nothwendig gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fräulein Martineau über O'Connell.

„Mit stolzer Hand", heißt es in „The history of England's during thirty years' peace, by *Harriet Martineau*" (erster Band, London 1849), „winkt die Natur bisweilen alle Regeln von sich, auch die Regeln der Moral, und in vorliegendem Falle that sie Dies so entschieden, daß ein Mann, von welchem Jeder wußte daß er weder brav, noch wahrheitsliebend, noch streng uneigennützig sei, nicht blos den Einfluß, sondern auch die Unterwerfung errang welche meist nur einem hohen Charakter zu Theil wird. Natürlich mußte er Eigenschaften besitzen die Das erklären, sittliche wie geistige. Der Gebrauch seiner Macht im Häuslichen war sehr schön, genial und voll Güte. Sein Eifer nahm für ihn ein und war durchaus achtungswerth, sobald er der großen Sache galt. Die Lebhaftigkeit und Heiterkeit seines Geistes zogen zu ihm hin und fesselten an ihn in demselben Grade in welchem sein Scharfsinn, seine Energie und seine Ausdauer ermunternd auf seine Gehülfen einwirkten. Erwägen wir außerdem, wie viel es den irischen Katholiken gegolten haben muß einen Kämpfer und Führer zu haben der wirklich im Stande war ihre Sache zu leiten und entschlossen sie durchzufechten, wie viel frühere Erwartung und neue Hoffnung sich an ihn ketteten, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er der Menge ein vom Himmel gesendeter König erschien und ihm demgemäß gehuldigt wurde, obschon einige der höchsten königlichen Eigenschaften ihm abgingen. Die Wahrheit dürfte die sein, daß in O'Connell zwei Charaktere sich vereinigten die man gemeinhin unvereinbar glaubt. Er war ohne Hehl stürmisch, glühend, offenen Herzens, patriotisch und gottesfürchtig. Dann war er wieder ohne Hehl behutsam und listig, berechnend, schlau und unwahr, gierig, selbstsüchtig und Hypokrit. Er war Verschwender und Knicker, rasch und unergründbar besonnen, jetzt ein Strom, dann ein Schleifweg. Aber bei allen seinen Wechseln war er nie brav, nie zuverlässig oder bestimmt, und nie ließ er die Geldkasten aus den Augen, welche seine jährliche Rente von Dem bestritten was die Armuth sich von ihrem Verdienste abdarbte." Sollte dies letztere Urtheil nicht zu streng, die Andeutung wahr sein, daß O'Connell sich vom Betteln erhalten? Jahre lang empfand der irische Bauer mehr Stolz zu geben als der Agitator Freude zu empfangen, und wenn gegen das Ende seines Lebens bei Einsammlung der Rente eine Art moralischer Zwang ausgeübt wurde, so ist auch dieser sehr überschätzt worden. Gegen den ihm vorgeworfenen Mangel an Wahrhaftigkeit nimmt das „Athenaeum" bei Anzeige des Buchs ihn folgendermaßen in Schutz: „O'Connell war nicht Lügner aus Angewöhnung. Weil er in der Wühlerei sich gehen lassen, kam er dahin Unhaltbares zu behaupten. Er wagte Versprechungen und Erklärungen welche ein geübter Lügner schon aus Vorsicht nicht gegeben hätte, und viele seiner schlimmsten Fehler rührten lediglich daher, daß er den vorgeschobenen Posten eines Staatsmannes und Gesetzgebers einnehmen mußte, ohne die für beide Stellungen nöthige Kenntniß oder Erfahrung zu besitzen. Er war weder der Erste noch wird er der Letzte sein der sich einbildete, daß zu einem politischen Charakter Nichts weiter gehöre als das ausgelernte Rechts und Links eines Advocaten und der fließende Vortrag eines Demagogen." 2.

Mancherlei.

Das 18. Jahrhundert (vor 1789) drehte sich um Kaiser, Könige, Akademien, Uniformen, Titel und Hoffeste; wir drehen uns im 19. um Ständekammern, Zeitungsschreiber, Wiesen und Volksversammlungen. Etwas müssen die Menschen haben, um das sie sich drehen, und es fragt sich nach dem Würdigsten und Erfreulichsten. Im Muntern, Feinen, Genußreichen ist das 18. Jahrhundert voraus, und irgend eine königliche Vermählung brachte mehr Freude als die langen Reden unserer Volksvertreter, enggedruckte Feliozeitungen, Wahlbewegungen, Bierenthusiasmus und Lärm der Arbeiter oder Volksversammlungen. Im Würdigen hat wol die Gegenwart den Vorzug, wenn anders gesetzliche Freiheit und Bewußtsein eigener Haltung die Abhängigkeit und Denkweise eines Kammerherrn übertrifft; allein plebejische Beigabe ist unverkennbar, der Genuß verkümmernd, und das Rechte und Beste ist noch nicht da, es soll kommen und das Kommensollende gleicht einer Wasserspiegelung der Fata Morgana. Allgemeine Vernunft soll die Volkssouverainetät beseelen, die Kopfzahl soll weiser werden als es bis jetzt Einzelne unsers Geschlechts gewesen, der Himmel über uns sammt der Gottheit soll in unser Hirn sich einengen und das Gedicht der besten Welt an Straßenecken mit Riesenbuchstaben gelesen werden. Wartet darauf, ihr demokratischen Gläubigen; vorab aber gewahren eure Zeitgenossen die Roheit der Werkstätten, wurmartige Gedanken der Menschenhirne und vom Regen durchnäßte Druckpapieranschläge. Niebuhr sah im Jahre 1830 Barbarei hereinbrechen, er hat sich geirrt, weil auf einem neuen Throne das Alte siegte, und auf alten Thronen manches Neue eindrang; wir können jetzt sicherer einige Barbarei im Anzuge sehen, weil unsere wissenschaftliche Bildung die in Büchern sich absetzt wenig Boden findet, rohe Rede in Zeitungen und Flugschriften desto mehr; weil überhaupt Europa seiner bisherigen Bildung überdrüssig scheint, und vielleicht eines Barbarendurchgangs bedarf um eine neue zu erwerben. Wo das Volk regiert werden Priester und Könige mit ihrer Weisheit und Diplomatie verjagt; Tempel und Prunksäle stehen leer oder werden Wachtstuben; der Luxus zieht seine Glanzflügel ein und schrumpft zusammen ins Geräth eines Blockhauses, der seidene Umwurf Aristokratischer Empfindlichkeit verwandelt sich in den Bettlermantel cynischer Derbheit, und verlangt von Alexander ihm aus der Sonne zu gehen; ja wenn ein neuer Diogenes Menschen suchte, kann er Thiere finden, republikanische Söllner werden keine Ohren haben für Worte geistigen Lebens, sondern eher auf Stimmen der Pharisäer lauschen. Das Volk ist selbstgenügsam, will keine Bildung.

Guizot sagt in seiner Schrift „De la démocratie en France", S. 68: „Voir ce qu'on désire et non ce qui est, se faire complaisamment illusion à l'égard des faits, comme si les faits devaient avoir la même complaisance et se transformer au gré de notre désir, — c'est la faiblesse commune des hommes et des peuples encore nouveaux dans la vie politique, et la source des plus funestes erreurs. Voir ce qui est, c'est le premier et excellent caractère de l'esprit politique." Ja wol; aber das Gewahren des Wirklichen ist schwer, dem Gelehrten vor seinen Büchern, den Fürsten von ihrem Throne, besonders wegen Mangel an Menschenkenntniß. Ganz allgemein ist das Sehen Dessen was ist Anfang aller Weisheit und Philosophie, was die Lehrer der Schulen gewöhnlich vergessen. Außerdem gibt es nur Mögliches und Unmögliches; vor Beidem bleibt der Mensch erwägend stehen, und darf sich weise dünken, wenn er Beides unterscheidet und weiß warum er vor ihm steht. Unsere Neuzeit bedenkt Dieses nicht, jagt Unmöglichkeiten nach ohne das Mögliche zu erhaschen, und verliert den Sinn für Wirklichkeiten mit einer Achtung für dieselben.

Träumer, von Träumern gewählt, betreten mit Träumern den Sprechsaal!

B.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 251. — 19. October 1849.

Die Octobereregniſſe in Wien.

(Fortſetzung aus Nr. 250.)

War auf dieſe Weiſe durch nationale, politiſche und ſociale Motive die Nothwendigkeit einer Revolution vorhanden, und mußte dieſelbe, wenn auch nicht gerade am 6. Oct., ſo doch bei irgend einem andern Anlaſſe ausbrechen, ſo war auch das Mislingen dieſer Revolution ebenſo vorauszuſehen. Dieſe Revolution mußte deswegen mislingen, weil ſie ihre Foderungen nicht klar und beſtimmt formuliren konnte, und weil für eine Revolution zu viele Seiten an ihr nicht revolutionnair waren. Das Chaos muß den Keim einer Welt in ſich tragen, ſonſt zerfließt die mächtige Aufbauſchung in Nichts, wie der Sturm eines Meers. Den Führern mangelte alle Fähigkeit ein Programm der Revolution aufzuſtellen, und anſtatt beſtimmte Zielpunkte feſtzuſetzen, ſchrien ſie blos über Reaction, und riefen deſſen Namen ſo lange, bis ſie wirklich erwachte. Eine befangene Gefühlsſchwelgerei an der Stelle von Staatsideen, Nothwehr ſtatt des beſtimmten Angriffs, der Vogel der den unheimlichen Blick der Schlange fühlt, aber gerade dadurch verblendet wird und ihr in den Rachen läuft, Das war der Inhalt und das Symbol der Octoberrevolution, die, aus einem inproductiven Keim entſprungen, ohne eine beſtimmte Richtung fortgeführt wurde, weil ſie einmal begonnen worden war. Aber auch dadurch mußte dieſe Revolution mislingen, weil ſie ängſtlich bemüht war den legalen Boden zu bewahren, welche ſonderbare Anſchauung einer Revolution ſo weit ging, daß die öſtreichiſchen politiſchen Flüchtlinge welche während des Octobers die Legaliſirung jedes Actes gefodert hatten es noch jetzt im Exile großentheils dem damaligen Reichstag zum Vorwurf machen, daß er nicht den Landſturm organiſirt und überhaupt nicht mehr die Revolution gefördert habe! Dieſe gemüthliche Art zu revoltiren trat während des Octobers noch mehr hervor. Währenddem man die kaiſerlichen Truppen bekämpfte, ſchickte man Petitionen an den flüchtigen Kaiſer ab, und die revoltirenden wiener Bürger welche gegen die Soldaten kämpften ſtellten durch ihre ſämmtlichen Anführer die Anfrage an den Reichstag: „ob ſie dadurch, daß ſie die kaiſerlichen Truppen bekämpften, Etwas gegen den Kaiſer ſelbſt thäten". Mit einer ſolchen naiven Bewußtloſigkeit und einem ſolchen nichtrevolutionnairen Legalitätsbeſtreben wurde dieſe ganze Revolution durchgeführt, und ihr Mislingen war daher natürlich. Sie mislang ferner deswegen, weil ſie ſich in einen beſtimmten Punkt einfraß, und an dieſem wol an Intenſität zunahm, aber anſtatt den Kreis zu erweitern, ihn immer mehr und mehr verengerte. Wien krankte an ſeiner Geſchichte und vor Allem an den Provinzen, es mußte zu Grunde gehen. Ein Staatsverband deſſen Beſtandtheile blos durch die Dynaſtie zuſammengerafft worden wären konnte einer Revolution nicht günſtig ſein, deren Gelingen mit nothwendiger Conſequenz kein anderes Reſultat hätte haben können als den Zerfall der Monarchie. Die Provinzen ſtanden daher ganz abſeits und überließen Wien ſeinem Schickſale. Wien, das am 6. Oct. eine ſo große Kraft bewährt hatte, knickte daher auch bald machtlos zuſammen. Am 6. Oct. — dem Beginne der Revolution — hatte ſich das Volk mit Löwenmuth geſchlagen. Stets werden mir die unbewaffneten Arbeiter und Studenten unvergeßlich bleiben, die ſich an dieſem Tage lachend zweier Kanonen bemächtigt hatten und damit wegfuhren, während die bedienende Mannſchaft, die daneben ſtand, und das Infanterieregiment verdutzt zurückblieb. Der alte, kleine General Breda, der vor der Front zu Pferde ſaß und die anſtürmende Menge freundlich anredete, commandirte erſt Feuer als man die Beſpannung der dritten Kanone anfaßte, und ſank in demſelben Augenblick, von einer Kugel die ein Student von der Brücke aus auf ihn abgeſchoſſen getroffen, todt zu Boden. Der ihn getödtet rühmte ſich ſpäter Deſſen; es war ein äußerſt junger Student, beinahe noch ein Knabe. Er ſagte: er hätte ſich feſt vorgenommen ſobald der General „Feuer!" commandire ihn zu erſchießen, und habe ſein Wort gehalten. Ein Trupp Arbeiter wählte ihn ſogleich zu ſeinem Commandanten und behielt ihn während des ganzen Monats. Eine ſehr große Minorität war es die am 6. Oct. bei der Taborbrücke ein ganzes Regiment in die Flucht ſchlug, und dieſelbe hartnäckige Tapferkeit bewährten die Inſurgenten während des ganzen Tages. Die Mauern und Gewölbthüren aller Häuſer des Grabens und anderer Hauptplätze Wiens waren von der Menge Flinten- und Kar-

tätschenkugeln, die das Militair gegen das Volk abfeuerte, ganz zerschossen; aber dessenungeachtet vertrieb das Volk überall die Soldaten, die zum Theil zitternd die Gewehre niederwarfen und sich gefangen nehmen ließen. Es war ein polnisches Regiment, das erst den Tag zuvor in Wien angekommen war, um die nach Ungarn bestimmten deutschen Grenadiere zu ersetzen, und denen man so viel Entsetzliches von dem Rebellennester Wien erzählt hatte, und welche in den engen Straßen der unbekannten Stadt sich so zaghaft fühlten, daß sie leicht zu besiegen waren. Aber mit weit größerm Heldenmuthe wurde das Zeughaus, welches in einer sehr engen Gasse liegt und festungsähnlich zu vertheidigen ist, gestürmt. Die Besatzung desselben öffnete immer auf einen Augenblick das Thor des Zeughauses, schoß ihre Kanonen gegen die Anstürmenden ab und zog sich rasch wieder zurück; dessenungeachtet warf man so lange Pechkränze gegen dasselbe, und griff es von allen Seiten so hartnäckig an, daß die Besatzung endlich capituliren mußte. Nachdem die Bevölkerung Wiens am 6. Oct. sich an allen Punkten tapfer geschlagen hatte, war die Revolution eigentlich zu Ende; zu Allem was der Monat noch Revolutionnaires brachte wurde die Bevölkerung nur durch die Macht der Umstände genöthigt, und deswegen mislang die Revolution. Nach dem 6. Oct. breitete sie sich nicht mehr aus, sondern schrumpfte ganz zusammen, und erst der spätere Angriff blies sie wieder auf. Auersperg hatte die besiegten Truppen in der Nacht vom 6. Oct. im Schwarzenberg'schen Garten concentrirt. Anstatt sie dort anzugreifen und die siegreiche Revolution weiter zu tragen, knickte Alles im Taumel der Freude über den Sieg zusammen, und blieb so lange erschlafft und unthätig, bis Windisch-Grätz und Jellachich mit ihren Truppen die Stadt gänzlich umzingelt, sie eingeschnürt hatte. Nicht einmal so viel Fernblick hatten Diejenigen die sich als Führer an die Spitze des Volks gestellt hatten, daß sie sogar den Pulverthurm, der außerhalb Wiens liegt und der anfangs leicht zu nehmen gewesen wäre, nicht angreifen ließen, sondern sich lediglich auf die Stadt beschränkten. Wenn nicht zwei junge, kühne Leute einige Centner Pulver aus dem benachbarten Ungarn nach Wien eingeschmuggelt, so hätte sich die Stadt ohne Kampf ergeben müssen; denn als in den letzten Tagen des Octobers der Hauptangriff geschah, war der geringe Pulvervorrath durch die vorhergegangenen Plänkeleien so zusammengeschmolzen, daß er nur für wenige Stunden ausreichte, und Das war die Haupturſache der Capitulation der Stadt. Welch ein Entsetzen unter der kampflustigen Menge als ein Placat erschien das diesen Mangel an Pulver eingestand. Messenhauser befand sich eben auf dem Stephansthurm und überblickte von dort aus die feindlichen Bewegungen, da stürzte das wüthende Volk hinauf und wollte ihn als Verräther von der Höhe des Thurms hinabwerfen. Nur mit Mühe gelang es den Anwesenden ihn zu retten. Ueberhaupt wurde die gewaltig aufgeregte Volkskraft nur von Unfähigen oder Unwürdigen geleitet. Bis zu Messenhauser's Ernennung zum Obercommandanten war schon der häufige Wechsel des Obercommandos Veranlassung, daß gar Nichts geschah was zur Vertheidigung der Stadt hätte dienen können; Jeder handelte nach Gutdünken auf eigene Rechnung, man wußte gar nicht, daß ein Obercommando existire. Als Messenhauser durch Empfehlung des Studentencomité vom Reichstagsausschuß zum Commandanten der wiener Nationalgarde ernannt war, verkündigte er jeden seiner Schritte durch lange Commentare, die an allen Ecken angeschlagen wurden. Allein es mangelte ihm jede Selbständigkeit und Energie. Alles was er unternahm veröffentlichte er nur darum, um sich auf die Publicität stützen zu können, gleichsam durch diese Bekanntwerdung getragen und in seinen Tendenzen moralisch gestützt zu werden. Dieselbe Aengstlichkeit äußerte sich in einer andern Richtung darin, daß er alle seine Befehle von irgend einer Wichtigkeit zuvörderst dem Reichstagsausschuß und dem Gemeinderath mittheilte, um irgend einen legalen Boden zu gewinnen. Auch wollte er dadurch jede Verantwortlichkeit von sich ablehnen, und in seinen Placaten kehrte er jedesmal in immer neuen Wendungen darauf zurück, daß er vom „Reichstag den Auftrag erhalten habe die Stadt zu vertheidigen". Indem er in unaufhörlicher Communication mit dem Gemeinderath und dem Reichstag stand, paralysirte er selbst auch jede seiner wichtigern Unternehmungen, wovon ich nur ein Beispiel anführen will. Die Vorstadt Landstraße ist meistens von Beamten und Gutgesinnten bewohnt, und war daher schon dadurch schwach vertheidigt und dem Sturme der Kroaten, die vor derselben lagerten, ausgesetzt. Außerdem ist dieselbe an der Donauseite von lauter Gärten umgeben und daselbst also unhaltbar. Der Chef der Artillerie Redl, ein ausgezeichneter emeritirter k. k. Artillerieoffizier, der jetzt im Dienste der englischen Marine steht, machte ihm daher den strategisch wichtigen Vorschlag die Landstraße als unhaltbar ganz preiszugeben und dagegen die Ausgangspunkte derselben gegen das Glacis zu durch eine lange Barrikadenlinie, welche sehr wichtige öffentliche Gebäude, worunter das große, neue Hauptmauthgebäude, eine wahre Festung, in sich schließt, zu befestigen und hinter diesen Barrikaden den Sturm des Feindes gegen die Stadt abzuwehren. Messenhauser's erster Schritt nach Redl's Vortrag war sich in den Gemeinderath zu begeben und dort nachzufragen, ob derselbe diesen Antrag genehmige, was er, wie bemerkt, bei jeder bedeutenden Handlung trotz seiner ganz unbeschränkten Macht that. Der Gemeinderath, der sehr viele gutgesinnte Mitglieder in sich faßte, gab sein Votum dahin ab, daß er sich gegen dieses Project aussprechen müsse, weil in dieser Vertheidigungslinie sich auch das Hauptmauthgebäude mit einem Waarenvorrath von außerordentlich großem Werthe befinde, welches man den Gefahren eines Angriffs nicht aussetzen sollte, was er jedoch ganz unmaßgeblich als seine Meinung abgebe. Messenhauser nahm jedoch dieses Votum als maßgebend an, verschob stets die Bewilligung der Errichtung dieser

Barrikadenlinie, und als Redl immer dringender ihm vorstellte, daß ohne diese Barrikaden die Stadt nicht zu vertheidigen sei, schickte er ihm einen Brief, der Oberst Redl „möge sein subordinationswidriges Drängen aufgeben". Außerdem setzte er sich sogleich mit Jellachich, der vor der Vorstadt Landstraße mit seinen Kroaten den Sturm auf Wien vorbereitete, in Verbindung, und ging in seiner Naivetät so weit das Hauptmauthgebäude, von welchem aus man einen großen Theil der Stadt beherrschen kann, als neutralen Boden anzubieten. Es war daher ganz natürlich, daß Jellachich dadurch wußte, in welcher Richtung er seinen Hauptangriff zu machen habe, fast ohne einen Widerstand zu finden eindrang, das Hauptmauthgebäude welches Messenhauser als neutral unbesetzt gelassen hatte sogleich besetzte, und dadurch in den Besitz eines wichtigen Punktes für den Angriff des nächsten Tages kam. Redl erzählte mir auch, daß er Messenhauser vor dem Hauptangriff gefragt habe: welchen Vertheidigungsplan er sich eigentlich gemacht habe, worauf dieser geantwortet: er habe keinen eigentlichen Vertheidigungsplan, weil zu wenig Munition vorhanden sei und sich die Stadt aus diesem Grunde nicht halten könne; aber „wir müssen uns halt der Ehre halber ein wenig schlagen". Ein solcher Mann, der in das Gelingen des Kampfes gar kein Zutrauen setzte, der sich für alle Fälle möglich erhalten wollte, und der „Ehre halber" Hunderte von Kämpfenden hinschlachten ließ, stand an der Spitze der Bewegung. Des Tags über war er häufiger als es der Drang der Umstände gestattete bei dem Conditor Giacomozzi, zu welchem überhaupt alle Führer der Bewegung kamen, und der deswegen nach dem Einzug Windisch-Grätz' verhaftet wurde; des Nachts war er nie zu finden, weil er bei seinem Liebchen Trost für die Mühen des Tages suchte. Des Nachts hätte überhaupt Wien sehr leicht erstürmt werden können, indem die meisten der Anführer der Ansicht waren, die Nacht sei für den Schlaf und so überhaupt keines Menschen Freund. Es ist Thatsache, daß als eines Nachts ins Hauptquartier im Schwarzenberg'schen Garten der Befehl ankam eine starke Patrouille wegen einer plötzlichen verdächtigen Bewegung des Feindes abzuschicken, der Corpscommandant entkleidet und schlafend im Bett angetroffen ward, alle Pferde der Cavalerie aber in einem Stall eingesperrt gefunden wurden, dessen Schlüssel ein Mann bei sich trug der erst des Morgens wieder zurückkam. Häufig kam ein Befehl zum Abmarsch in eine Caserne in welcher eben der Commandant nicht zugegen war, weswegen die Mannschaft sich weigerte ohne denselben abzumarschiren. Nicht immer jedoch war Leichtsinn und Unfähigkeit der Anführer Ursache eines Versehens, sondern häufig auch der Mangel an der nöthigen militairischen Kenntniß. So vertheidigte z. B. Robert Blum seinen Posten an der Sophienbrücke sehr gut, beging jedoch das Versehen, daß er während eines Waffenstillstandes, den er mit den kroatischen Offizieren am jenseitigen Ufer abgeschlossen hatte, diese ganz harmlos herübergehen ließ, mit ihnen Wein trank und diesen in seiner Arglosigkeit Gelegenheit gab die Beschaffenheit der Barrikade, die Positionen und die Zahl der Geschütze und die Stärke der Mannschaft genau kennen zu lernen, sodaß beim Wiederbeginn des Kampfes die Brücke nicht mehr zu halten war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Die theatralischen Sottisen.

Es gab einmal in Paris eine privilegirte Narrengesellschaft, eine Schauspielergesellschaft, wenn man sie so nennen darf, welche zunächst sich nur vereinigt hatte Narrenspossen (sottises) aufzuführen. An ihrer Spitze stand sogar ein König oder Fürst (Le *prince* des sottises) und Das mit Recht, denn:

Dem Narrenkönige gehört die Welt!

Zum Theil zeichneten sich auch gar manche Genies unter ihren Theilnehmern aus. Die Nachrichten welche wir von dieser Gesellschaft haben sind freilich äußerst dürftig, und was sich darüber hat zusammenstellen lassen findet man vornehmlich in der „Histoire du théâtre français", I, 52; II, 198 fg. und III (Paris 1734 fg.), ohne daß ich aber Jemandem zumuthen will, daß er es da nachlesen soll; denn dies französische aus 13 Bänden bestehende Werk ist so selten, daß es kaum in irgend einer öffentlichen deutschen Bibliothek, selbst nicht einmal z. B. in der königlichen Bibliothek zu Berlin, zu finden ist. Wenn ich daher das Wenige was wir von den „Enfants sans soucy" und ihrem „Könige" wissen aus dieser Quelle mittheile, so hoffe ich Manchem mit solchem Beitrage zur Geschichte der Cultur, der Kunst und des Theaters einen kleinen Dienst zu erzeigen. Schon daß sich eine Gesellschaft von jungen Leuten unter einem Oberhaupte vereinen konnte Narrenspossen, d. h. burlesk-lustige Stücke (sottises) aufzuführen, ist ja charakteristisch genug, obschon auch in unsern Tagen Köln und Mainz wenigstens zur Fastnachtszeit eine ähnliche Erscheinung seit Jahren geboten haben. Genug, unter der Regierung Karl's VI. trat in Paris eine solche Gesellschaft zusammen, die aus den höhern Ständen stammend keinen andern Zweck hatte als sich Freuden aller Art zu schaffen, und sich deshalb den Namen der „Enfants sans soucy" beilegte, „der jungen Leute ohne Sorge"; denn daß „enfants" nicht mit „Kinder" übersetzt werden darf, haben wir wol nicht zu bemerken nöthig. Das von ihnen gewählte Oberhaupt (le prince des sots) hielt gerade wie es die lustige Carnevalsgesellschaft in Köln thut alle Jahre an ihrer Spitze einen solennen Aufzug, wo er mit einer von tüchtigen Eselsohren gezierten Mütze paradirte, und von Zeit zu Zeit gaben sie auf schnell improvisirten Bühnen eine lustige Darstellung, die bald selbst bei Hofe in Aufnahme kam. Später erwarben sie ein besonderes Haus; allein da hatte sich die Gesellschaft bereits sehr verändert. Die jungen Leute von Familien zogen sich allmälig zurück, und die vorher zum Theil oft sehr witzigen Possen arteten öfters in ziemlich plumpe, persönliche Angriffe aus. Nichtsdestoweniger behauptete sich der Verein, welchen man als den Anfang zur Organisation von Schauspielergesellschaften in Frankreich betrachten kann, bis ins 17. Jahrhundert hinein, wo er mit einer ziemlich gleich alten, aus Schreibern der Hofkanzlei bestehend, und der noch ältern Gesellschaft der Passionsbrüder, welche biblische Stoffe, namentlich das Leiden und Sterben Christi, aufführten, endlich dem neu entstandenen eigentlichen regelmäßigen Theater Raum machen mußte. Ihre blühendste Epoche war unter Ludwig XII., welcher alle solche Lust und Freude, selbst wenn sie in Ausgelassenheit überging, und ihn selbst oder seinen Hof nicht verschonte, ungestört walten ließ, „weil ihm sonst Niemand", wie er sich ausdrückte, „die Wahrheit sage, und er folglich nicht wisse wie er regieren solle". Wir haben auch noch ein Stück

aus seiner Periode, und wissen wie es vom „Ausrufer" bekannt gemacht wurde. Von Theaterzetteln wußte man nämlich damals noch Nichts; wol aber zog in der Stadt ein Ausrufer umher, und verkündete zum Fastnachtsdienstage 1511 allen „Narren" eine große Vorstellung. Er ladete sie Alle aus der Stadt und vom Dorfe, die Verliebten, die Albernen, die Wilden, die Alten, die Jungen, die Damen, die Jungfrauen, die alten Weiber, die Mädchen und noch 20, 30 andere Arten ein den Schauplatz zu besuchen; denn

Am Fastnachtsdienstag spielt der Narrenkönig!

So endigt der letzte Vers der vier Stanzen welche sein Ausruf enthält. Besonders werden die Närrinnen nicht geschont und ihnen verheißen:

Die Narrenmutter bringt in Menge sie zur Welt!

Die „Narrenmutter" (la mère sotte) spielte neben dem Narrenfürsten die zweite Rolle, sie war seine rechte Hand. Der Schauspieler welcher sie gab konnte als Régisseur angesehen werden; er hatte die Ausführung aller Details zu leiten. Das an jenem Fastnachtsdienstage gegebene Narrenspiel enthielt acht Charaktere: die Welt und den Reichthum, nebst sechs Narren: den liederlichen, den ehrgeizigen, den betrügenden, den dummen und eine verliebte Närrin. Der liederliche Narr erschien als Priester, der ehrgeizige als Soldat (Gensdarm), der betrügerische ist ein Kaufmann. An derben Brocken fehlt es nicht. So bemerkt die verliebte Närrin:

Die Keuschheit und die Kirche
Sind sich einander fremd!

Und nun ergießt sich die ganze Reihe von Narren über die Mönche, über ihre Heuchelei, Apostasie, Spitzbüberei, Geilheit u. s. w., indem aber ebenso wenig die Fehler der übrigen Stände geschont werden, und am Ende die ganze „Welt" leer wird, da alle Narren dem „Reichthum" nachgelaufen sind. Die „Welt" ermahnt nun die Zuschauer sich daran ein Beispiel zu nehmen:

Man muß der Welt nicht viel vertrauen,
Betrogen ist wer je auf sie will bauen!

Zugleich sollen die „Seigneurs et dames" alle verzeihen, wenn etwa einige satirische Züge vorgekommen seien;

Denn böse war es nicht gemeint,
Im Paradiese seien sie Alle vereint!

Einige solcher Narrenspieler haben sich in jener Zeit doch einen Namen gemacht, der in der Theatergeschichte lange forterbte. So nennt man den Dichter Clemens Marot (gest. 1544), von welchem eine Ballade übrig ist, welche das Streben „der jungen Leute ohne Sorgen" mit vielem Witze auseinandersetzt. Jede Stanze schließt mit der Zeile:

Ein edles Herz sucht Nichts als Freuden!

Das Ganze scheint ebenso für den Ausrufer 1512 bestimmt gewesen zu sein wie die eben mitgetheilte Einladung. Dann wird uns von demselben Dichter das Epitaphium des Jean de Serre mitgetheilt, welches ihn uns als „grant (grand) joueur en son vivant" schildert, aber nicht etwa als Würfelspieler oder andern solchen Spieler, sondern als joueur de belles farces gentilles. Besonders als badin *), als eigentlicher Possenreißer, als Trunkenbold sei er ausgezeichnet gewesen. Als Possenreißer muß er ungefähr gleich dem italienischen Pierrot erschienen sein; denn die Grabschrift beschreibt ihn wie er im schmuzigen Hemde das ganze Gesicht mit Mehl bestreut, und in einer Mütze von Hahnenfedern aufgeputzt erschien. Bei seiner verdrießlichen Miene aber habe Jedermann sich wohlbefunden wie im Paradiese (aux champs Elysiens):

Er mochte thun und sagen was er wollte,
Ein Jeder ihm mit Lachen Beifall zollte!
Man lachte manchmal so, daß man zum Weinen kam;
D'rum weinet jetzt für ihn, daß ihn der Tod wegnahm.

Wir wollen noch einige solcher Talente vorführen: Jacquet Mernable, ein tüchtiger „Joueur des farces", aber stets ein armer Teufel:

Stets ohne Haus und Tisch und Bette,
So lebte er stets um die Wette
Mit jedem armen Bettelmann,
Und darum trat der Tod ihn an.
Ach! wie ist er nun ganz geborgen!
Wie ist er frei von allen Sorgen!
Er ißt und trinkt nicht mehr, und hat ein warmes Haus;
So brachte ihn der Tod aus aller Noth heraus!

In solcher Art besang ihn ein witziger Zeitgenosse, Peter Ronsard, durch den sein Name bis auf unsere Tage gekommen ist. Jedenfalls haben „die theatralischen Sottisen" den Pariser jener Zeit manchen Nachmittag so angenehm verkürzt, wie es nur immer jetzt im Théâtre de gaieté oder sonstwo geschehen kann.

*) Badin von badiner, Spaß machen. Er hatte nämlich auch einen kleinen Prolog und Epilog zu halten. Im erstern versicherte er natürlich den Zuschauern „de bien badiner".

2. Cabalen gegen Racine's „Phädra".

Unter allen Stücken Racine's hat sich keines so anhaltenden Beifalls zu erfreuen gehabt als seine „Phädra", die durch die Bearbeitung unsers Schiller auch auf der deutschen Bühne immerfort noch gewaltig ergreift, wo eine tüchtige für das Antike gebildete Künstlerin auftritt, und in solchem Stile und Spiele auch von dem übrigen Personale unterstützt wird. Jedoch gerade an solchen Meisterwerken nagt der Neid am meisten, und so hatte die „Phädra" mehr als die „Iphigenia", die „Andromache", die „Berenice" und was sonst Racine gedichtet hat, mit Cabalen zu kämpfen. Zuerst trat ihr eine Nebenbuhlerin entgegen; ein Dichter, Pradon, der schon einen „Tamerlan" und einen „Piramus" und „Thisbe" geschrieben hatte, war, theils durch Eitelkeit, theils durch Racine's Feinde aufgestachelt, so keck in der nämlichen Zeit seine „Phädra" vom Stapel laufen zu lassen. Heute wurde die von Racine gegeben, zwei Tage darauf konnte das Publicum die von Pradon sehen; und sie gefiel ebenfalls, wenigstens insofern eine große Partei alle Mittel in Bewegung setzte ihr Beifall zu spenden. Lange hält so eine künstliche Aufregung allerdings nicht an, und allmälig blieb daher das Theater leer, wenn Pradon's Phädra über ihre Liebe zum Hippolyte jammerte, während die des Racine immerfort das Haus füllte. „Ja", sagten seine Feinde, „wenn nur nicht die Schauspieler das Ihrige thäten! Ohne sie würde sich weder dies noch ein anderes Stück von ihm halten!" Ganz Unrecht hatten sie allerdings darin nicht. Die Geschichte der pariser Bühne nennt einen dergleichen welcher ein Opfer der Anstrengung war die ihm der Orest in der „Andromache" verursacht hatte; Montfleuri hieß er, und selbst Boileau schildert in solcher Art eine damalige Künstlerin:

Als Iphigenia einst nahe war dem Ziel,
Da weinte Griechenland der Thränen nicht so viel
Als jetzt Paris ihr zollt in seinem Schauspielhaus,
Tritt uns're Chanmesle im letzten Act heraus! *)

Jedoch in solcher Weise könnte überhaupt jedes gute Stück herabgesetzt werden. Schlechte Schauspieler werden das Beste in den Staub herabziehen, während gute ihm erst den vollkommenen Glanz verleihen, und trotz beider Versuche den Werth der „Phädra" zu vermindern, lebt sie heute noch auf der pariser wie selbst auf der deutschen Bühne. H.

*) In seiner siebenten poetischen Epistel, V. 3—6. Sie starb 1698 und war eine Schülerin in der Declamation von Racine selbst. Man hat einen netten Kupferstich der ihn als ihren Lehrer in der Art darstellt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 252. — 20. October 1849.

Die Octoberereignisse in Wien.

(Fortsetzung aus Nr. 251.)

Bem, der in der Folge in Ungarn und Siebenbürgen Wunder der Tapferkeit gewirkt hat, konnte in Wien gar Nichts leisten, weil er anfangs nicht den gehörigen Spielraum für seine Thätigkeit hatte, und später durch einen mysteriösen Brief, den man aufgefangen und an Windisch-Grätz gerichtet geglaubt hatte, Gegenstand eines unseligen Mistrauens wurde, das ihm jede Wirksamkeit unmöglich machte. Von den übrigen Führern war Fenner von Fennebeg, der am allerletzten Tage einige Stunden lang von einer Fraction zum Obercommandanten ernannt wurde und sich deswegen auf seinem Buche „Obercommandant der wiener Bürgerwehr" schreibt, feige, bewarb sich deswegen um die innere, militairische Stadtpolicei, zeigte sich ein einziges mal auf der Bastei im Feuer, und duckte sich bei der ersten Kugel so hastig zu Boden, daß die Umstehenden ihn verlachten. Andere Commandanten verzehrten sich in unwürdigen Eifersüchteleien und Intriguen. Auch war bei Einigen nur Gewinngier und Habsucht das Motiv sich um ein Commando zu bewerben. Einzelne meldeten sich beim Obercommando mit dem Wunsche ein Freicorps zu organisiren, erhielten eine meistens beträchtliche Summe Geldes zur Bezahlung der Angeworbenen und standen dann unter gar keiner weitern Controle. Ueberhaupt war trotz des ängstlichen Bemühens der Obercommandanten ihren Generalstab und sonstige Attribute ganz auf militairische Weise zu organisiren, gar kein energischer Zusammenhalt unter den einzelnen Corps, und obschon Einzelne wegen Subordinationsvergehen vor ein Kriegsgericht gestellt und sogar zum Tode verurtheilt wurden, so schlotterte doch die ganze Vertheidigungsweise, und es fehlte die eiserne, feste Einheit der Maßregeln. Sehr häufig kamen an die wichtigsten äußersten Posten von den verschiedenen Obercommandanten ganz widersprechende Befehle an; so ließ Bem einen Offizier vor ein Kriegsgericht stellen der seinen Befehl eine Brücke abzubrennen nicht vollführt hatte, und dieser wies nach, daß er gleichzeitig von Messenhauser die Ordre erhalten diese Brücke zu verbarrikadiren und nicht abzubrennen, weil der Schrecken zu groß wäre. Andern Offizieren wurden wieder Rückzugslinien von einem Obercommandanten angegeben welche durch entgegengesetzte Maßregeln eines zweiten Mitglieds des Obercommandos nicht mehr benutzt werden konnten, sodaß dann die ganze Mannschaft abgeschnitten und dem Verderben preisgegeben wurde. Während energische, umsichtige Maßregeln zum Heile der Stadt nur anfangs, bevor Windisch-Grätz Wien cernirt hatte, getroffen werden konnten, war das Obercommando in der ersten Hälfte des Octobers in den unfähigsten Händen, und wechselte so häufig in den Personen, daß einmal an einem Tage drei Obercommandanten sich folgten. Zur Zeit in welcher also Etwas zur Vertheidigung der Stadt hätte geschehen können waren nur unfähige Leiter an der Spitze, und der häufige Wechsel hinderte alle Einheit der Maßregeln. In der zweiten Hälfte des Octobers kamen wol bessere Kräfte an die Leitung der Vertheidigung, allein theils war es schon zu spät, theils hinderte Zwietracht und Eifersucht jede Wirksamkeit. Ein Theil der Schuld lag auch im Volk selbst. Die wiener Bevölkerung hatte durch ihren Sieg am 6. Oct. ihre Tapferkeit bewiesen, eine revolutionnaire Kampflust und Freiheitsgier beseelte sie auch nach demselben; allein die Begeisterung läßt sich nicht einpöckeln und aufbewahren. Hätte man die Wiener sogleich zum Kampf geführt wie sie es begehrt hatten, so würden sie gesiegt haben; statt Dessen wurden sie officiell abgemahnt das Militair welches sich aus der Stadt zurückgezogen und in dem Schwarzenberg'schen Garten verschanzt hatte anzugreifen, durch Aussichten auf eine friedliche, versöhnliche Lösung erkaltet, durch Mittheilung von Adressen an den flüchtigen Kaiser in eine schielende Loyalität gezwängt, durch den Schein des vollständigen Siegs verblendet, und durch die ungebührlich verlängerte und die Entscheidung hinausschiebende Aufregung ermattet, sodaß ein Theil der Bevölkerung von dem „göttlichen Wahnsinn" in dem Revolutionen gemacht werden zur Nüchternheit gelangte, ein Theil die Kampflust verlor, und durch die langsam anrückende, außerordentlich große militairische Macht Zeit gewann sich der Gefahr ganz bewußt zu werden. Auch waren die militairischen Kräfte so groß, die drei Armeen von Windisch-Grätz, Jellachich und Auersperg die Wien umschlossen vorsichtig genug sich nicht auf den Straßenkampf einzulassen, sich darauf

zu beschränken durch Abschneidung der Zufuhr eine bald sehr empfindlich fühlbare Noth an Lebensmitteln herbeizuführen, und die Stadt durch ein unaufhörliches Bombardement, das die größten Verwüstungen herbeiführte, gegen die es keinen Schutz und keine Wehr gab, zur Uebergabe zu nöthigen. Außerdem stand die wiener Octoberrevolution schon vom Beginn an in einer für sie unseligen Verbindung mit den Ungarn. Sowie sie wegen dieser unternommen wurde, so suchte sie sich auch während ihres ganzen Verlaufs auf diese zu stützen, hoffte von Tag zu Tag auf deren hülfreiche Ankunft, und setzte somit ihren Schwerpunkt eigenwillig außer sich, was ihr die Intensität des innern Lebens nahm und sie vor dem Verzweiflungskampf bewahrte. Auch wurde der revolutionnaire productive Boden durch die originelle, legale Stempelung der Revolution durch den Reichstagsausschuß und den Gemeinderath außerordentlich geschwächt und in seinen energischen, erhaben unklugen Unternehmungen verhindert. Dazu kam noch, daß vom Anfang an in der Bevölkerung der entschiedene Glaube an Verrath, der immer in Revolutionszeiten spukt, sich einfand und ein allgemeines Mistrauen erzeugte, das jede Entwickelung der Revolutionskraft lähmte. Es ist kein Zweifel, daß von mancher Seite wirklicher Verrath ausgeübt wurde, auch hat man einige Spione eingefangen, und ein Einverständniß mehrer Nationalgarden mit dem Feinde nachgewiesen; allein das Mistrauen erblickte auch dort Verrath, wo daran nicht zu denken war. So hatte man bei Erstürmung des Zeughauses auch blinde und mit Sand gefüllte Patronen für Manoeuvres gefunden, die durch Zufall unter die Munition geriethen und mit vertheilt wurden. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, die Hälfte der Patronen bestände aus Sand, man traute seinem eigenen Gewehre nicht und fürchtete in Jedem einen Verräther. In den letzten Tagen war aus einigen Fenstern auf vorübergehende Studenten geschossen worden, man witterte nun hinter jedem Fenster einen Verräther; wo ein Fenster offen erblickt wurde, begehrte ein Volkshaufe, daß man es schließe, und des Nachts, daß man es beleuchte. Es gerieth dadurch eine Gereiztheit und eine Wuth gegen einen unsichtbaren, jedoch nach der Meinung eines Jeden im Uebermaß vorhandenen Verrath, die wahrhaft blind machte. In dieser Beziehung war ich von zwei Scenen Zeuge die Das nur zu sehr bestätigen. Ich war auf dem Universitätsplatz, als eine Menge Arbeiter einen wohlgekleideten Mann herbeischleppten, der ohne Hut, mit wallenden Haaren, schreckensbleichem Gesichte und zerrüttetem Aeußern den Eindruck eines Verbrechers machte. Von allen Seiten erhielt er Püffe, auf der Stirne hatte er eine bedeutende Wunde, die ihn mit Blut besudelte, und Alles schrie: „Aufhängen, aufhängen!“ Einige Studenten eilten herbei und fragten um die Ursache, da hieß es nur: „Ein Schwarzgelber, ein Schwarzgelber!“ Mehr wußte Keiner, und da die Studenten fragten, wer ihn eigentlich als Schwarzgelben denuncirt habe, so konnte auch Niemand antworten. So hatte man den armen schuldlosen Mann von dem Platze Hof bis zum Universitätsplatz unter Mishandlungen geschleppt, weil vielleicht Jemand als er vorüberging die Vermuthung geäußert: „Das ist gewiß ein Schwarzgelber.“ Obschon solche Scenen äußerst selten vorfielen und man nicht etwa daraus deduciren dürfte, daß allgemeine Anarchie geherrscht habe, so trieb die Furcht vor Verrath, den Jeder entdecken wollte, doch bisweilen zu solchen Auftritten. Am Abend des 28. Oct. war ich in der Jägerzeile, als plötzlich das gänzlich grundlose Gerücht entstand, die Feinde hätten durch einen glücklichen Umweg den Eingang der Jägerzeile gewonnen und kämen von der Stadtseite herangerückt. Dieses bis zur Unmöglichkeit unwahrscheinliche Gerücht wurde von Kämpfern die muthig dem vorne angreifenden Militair Stunden lang Stand gehalten hatten geglaubt, sie geriethen in die größte Bestürzung, man schrie: „Wir sind verrathen!“ Alles floh der Stadt zu, die Kanonen wurden von den Barrikaden zurückgezogen, und in einer wilden Schrecklichkeit und einer verwirrten Hast, die mir nie aus dem Gedächtniß entschwinden werden, floh Alles die Jägerzeile hinab, über die Brücke und durch das Rothenthurmthor in die Stadt hinein, sodaß wenn das Militair diese plötzliche, ganz grundlose Flucht vollständig gesehen oder sie nicht für eine Falle gehalten hätte, es in diesem Augenblick die ganze Leopoldstadt ohne Schwertstreich nehmen, ja vielleicht gar in die Stadt eindringen und diese hätte besetzen können. Der Verrath wurde zuletzt schon mit einem völligen Wahnsinn geglaubt und gewittert, und dadurch manche Unordnung erzeugt, welche dem Militair dienlich war. Diese Darstellung von der Nothwendigkeit des Falles Wiens glaubten wir unserer Besprechung der angeführten Werke über die Octoberrevolution Wiens um so mehr vorausschicken zu müssen, als die bisher noch nicht bekannten Details die wir darin anführten den Leser wol am passendsten auf den tragischen Boden dieser Vorgänge führen, die einen so entscheidenden Einfluß auf die Lage der Dinge in Deutschland genommen haben.

Zuvörderst liegt uns Berthold Auerbach's „Tagebuch“ vor, in dem uns jedoch das Bewußtsein der Situation und der Einblick in diese historisch wichtigen, folgenreichen Ereignisse ebenso wenig entgegentreten als ein tieferes Ergriffensein von der grandiosen, mächtig aufgerüttelten Volkskraft. Kein Schauer in der Werkstätte der Geschichte, eine peinliche Neutralität und eine Gelassenheit welche nicht den Reiz der Objectivität erringt, charakterisiren dieses Werk. Die Feuerglut der Ereignisse nimmt sich sonderbar aus in dieser durchhöhlten Eisform. Der Verf., dessen großes poetisches Talent mit so erfolgreichem Glücke die kleinen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft darzustellen wußte, hat bei Schilderung dieser Ereignisse die Feder nicht umgewechselt, es ist derselbe friedliche, sonnige Schein, der hier auf Leichen und auf das Grab der Freiheit fällt, wie in den Dorfgeschichten auf Blumen und ländliche Genügsamkeit. Oder vielmehr die gewaltige Tragik der Ereignisse zerrinnt dem unschuldigen, harmlosen Gemüthe des Verf.

in eine beinahe farblose Idylle. Der Verf. pflückt auf einem Schlachtfeld Blümleins, und das Blut sieht er zu Formen erstarren die ihm das Bild einer Landschaft reproduciren. Auerbach hat ein Dichterauge für die schöne Seite des Volkslebens und ist darin ganz aufgegangen; aber er scheint die dämonische Seite desselben, die in Revolutionen sich hervorkehrt, zu wenig zu unterscheiden. Er erinnert an ein Kind das neben der Leiche seiner Mutter harmlos spielt und leise flüstert, damit die geliebte Mutter, die es schlafend wähnt, nicht erwache. Vor dem unheimlich veränderten Volke steht Auerbach so liebevoll vertraulich lächelnd, als wäre es noch dasselbe Volk das er so schön in seinem Frieden belauscht und geschildert. Der Gehalt des Volkes erweitert sich schrecklich vor ihm, und er der es nicht merkt will ihn noch immer in den frühern Rahmen bringen. Nur hin und wieder fällt ihm diese Veränderung auf, und dann grollt er dem Bilde das sich ihm darstellt, und schilt das Volk, weil es die Draperie verschiebt, ja abreißt, die er früher mit ihm organisch verwachsen gewähnt. Er selbst stellt sich mitten in die Ereignisse, und der Contrast zwischen dem friedlich betrachtenden Dichter und den unheimlichen, verzerrten Ereignissen ist zu groß als daß das Buch einen harmonisch befriedigenden Eindruck machen könnte. Der Dichter hat uns so lieblich das Abendroth gemalt, nun taucht er seinen Pinsel statt in den Farbentopf in Blut und merkt den Unterschied nicht; wir möchten ihm gern zurufen: Du bist in einer Revolution.

Auerbach kann das Volk dort begreifen wo es schläft, versteht es aber gar nicht dort wo es erwacht. Er hat ein sehr unschuldiges Buch geschrieben. Der idyllische Standpunkt den er diesen Ereignissen gegenüber einnimmt ist wirklich zu bewundern; Auerbach hat sich so sehr geirrt, daß er die wiener Octoberrevolution für eine Dorfgeschichte ansah, und aus dem kleinlichen, unschuldigen Dahlen nicht herauskommt. Am meisten fällt ihm auf, daß man keine Kinder auf der Gasse sieht, und sein Blick in die Verhältnisse ist wirklich sehr harmlos. In der Politik ist sein Standpunkt der liberale, er schwärmt für Schuselka, und nachdem er ihm die Bürgerkrone des größten Vertrauens quentchenweise zugewogen, endigt er damit, Freundschaft hindere ihn mehr über Schuselka zu sagen. Dessen verschwommener Standpunkt in der Politik behagt dem Dorfgeschichten-Verfasser; er rühmt die „Censurfähigkeit" (buchstäblich) Schuselka's und spricht sie sehr naiv den Radicalen ab. Nirgend zeigt es sich, daß diese großen Ereignisse einen großen Eindruck in der Seele des Verf. hinterlassen haben, neugierig treibt er sich überall herum und läßt sich auf den fürchterlich erregten Wellen behaglich umherschleudern. Das Volk steht nackt in erhabener Schrecklichkeit vor ihm, und er vergißt nicht dessen Adern zu zählen. Ueberall ist er, nur nicht dort wo gekämpft wird. Alles verwandelt sich ihm in einen belletristischen Eindruck, er müht sich ab die Todten aus dem Gemälde wegzuschaffen, um die dörfliche Ruhe nicht zu stören; er ist aus der Laune gekommen in welcher er seine Dorfgeschichten schrieb. Die ganze Revolution ist ihm ein Reiseabenteuer, darum schildert er zuerst seine Abreise von Breslau, dann erzählt er Alles was ihm in Steiermark passirte, und endlich kommt als weiteres Reisebild das Unglück Wiens. Ich begreife nicht wie die Hand eines Mannes der sein Schreibpult auf frische Gräber stellt nicht ein wenig zittert. Dieses Buch hat daher nur für Jene Interesse welche darin Auerbach und nicht die wiener Revolution finden wollen, diese letztere spiegelt sich gar nicht darin ab, sie steht ganz abseits und ragt gar nicht in das Buch hinein. Nicht einmal leise vernimmt man den Donner der Ereignisse, es ist sehr still in diesem Buche. Wir sind in einem versperrten Zimmer, in welchem Alles freundlich und heiter aussieht und kein wüster Lärm vernommen wird; dennoch wird uns bange und unbefriedigt zu Muthe, weil wir wissen, draußen werde gekämpft und wir können es nicht sehen, nicht dabei sein. Uebrigens hat der Verf. vermuthlich gewähnt, die innere Form des Buchs mache es nöthig alle bewegten Gefühle und die Verhältnisse aufrüttelnden Gedanken zu beseitigen; denn ich habe mit ihm, Bodenstedt, Karl Beck und Pröhle einige male in Wien während des Octobers zu Mittag gegessen, und da entwickelte er bessere Anschauungen als das Buch bringt. Desto mehr müssen wir es tadeln, wenn er gestissentlich blos das Glänzende, Helle und Unschuldige der Ereignisse hervorkehrt, also weil er den revolutionnairen Blick des Volks nicht wiedergeben kann, ihm lieber die Augen verhüllt, und um seinen wilden Racheruf nicht nachrufen zu müssen ihm den Knebel in den Mund steckt. Auch Widersprüche in Gefühlen und Gedanken drängen sich auf. So ist z. B. gleich S. 6 eine Polemik gegen die Radicalen und S. 9 sagt er selbst:

> Nicht umsonst sitzen jetzt Caricaturen auf den Thronen; der Weltgeist weiß was er will.

Dagegen findet man auch einzelne schöne Schilderungen und Bemerkungen. So z. B. schildert er (S. 47) ein paar Jodler mit

> ihrem wundersamen Gesang, der sich ohne Worte über alle Höhen und durch alle Gründe der Empfindung hindurchzieht. Mitten unter Menschen, im Zusammenhange des Dorflebens, bleibt der Volksgesang immer an bestimmte Worte gebunden, es bleiben bestimmte, menschliche Beziehungen, und nur wie eine abschließende Instrumentalbegleitung schließt sich oft ein wortloser Refrain an. Droben aber auf der fernen Alm, wo die Sennerin Tage und Wochen verbringt ohne des Wortes, der Verständigung mit einem Menschen zu bedürfen, da sitzt die Sennerin oft sinnend und träumend, weit ab liegt das Wort drunten im Thale, und ein Gesang erhebt sich, gleich dem des Vogels, so ungebunden, so in sich selbst genügend, die reine Lust. Das Menschenkind ist wieder zurückgekehrt in die wortlose Natur.

An einer andern Stelle spricht er von den ruhigen Bergbau- und Ackerbauarbeiten während der gleichzeitigen politischen Stürme, und fügt hinzu:

> Ein Volk, die Menschheit gleicht einem großen Organismus, fest wie der Körper eines Einzelmenschen; während ein einziger großer Affect dich ergriffen und du ganz in ihm bist, gehen die Functionen deines Lebens von selbst ihren Gang, das

steigt auf und ab und erhält dich, ohne daß du es weißt und willst.

So oft er von der Natur oder von dem friedlichen Volksleben spricht, wird er poetisch bezeichnend und darstellend, während er von dem politischen Auf- und Abwogen der Ereignisse klagt: „Es läßt sich kein scharf umrissenes Bild einer Woge festhalten.“ Als wenn der Frieden der Natur starr wäre und nicht alles Leben wogte, und nur das gute Auge dazu gehörte um die Umrisse klar zu sehen. Von der wiener Bewegung schildert er in bunter, zufälliger Folge einige Reichstagssitzungen, dann Straßenbilder, ferner Sitzungen des Demokratischen Comité, des Studenten-Comité. Mitten drinnen fängt er zu klagen an (S. 92):

Ich gestehe, mir wurde schwindlich auf den hochgehenden Wellen des Revolutionssturmes. Ich war wie zerschlagen von allem Dem was ich heute gesehen und erlebt. Es bedarf wol anderer Organisationen, um solchen vielleicht nothwendigen Terrorismus des Revolutionslebens mit ins Werk zu setzen und in ihm zu stehen.

Also das klare Geständniß, das mystische Volksleben in einer Revolution nicht zu begreifen und deshalb dies ängstliche Flüchten zum Frieden, diese häufigen Abschweifungen zu Schilderungen und Bemerkungen über den klaren Spiegel den gewöhnlich das Volksleben bietet. Nur in der Schilderung der letzten drei Octobertage können die farbigen Steinchen, die er rasch aneinanderschiebt, den Eindruck eines Mosaikbildes machen; die schreckliche, wirre Inhaltsfülle, die tragische Tiefe der Situationen, die Wunden des Volks, die fürchterlichen Uebergriffe der Tyrannei spiegeln sich hier in einem wol verschwimmenden, jedoch eindrucksvollen Bilde. Hinter der ganzen Schilderung der Erlebnisse ruht jedenfalls ein reiches Gemüth und eine große Liebe zum Volk. Der Geist des Verf. macht sich in mancher einzelnen Probe bemerkbar, die er mitten unter die leicht dahingleitende Schilderung fallen läßt. Eine ehrliche, gesunde Natur, eine tüchtige, kräftige Gesinnung wird man überall durchschimmern sehen; allein das Ganze ist doch nur, wofür es sich ausgibt, ein Tagebuch. Man mag neugierig sein wie ein Kind einen Meersturm beschreiben werde; allein, wenn man eine wirkliche Beschreibung des Orkans haben will, so wendet man sich an einen Andern.

(Der Beschluß folgt.)

Eine bescheidene Frau.

Elisabeth, Gemahlin des Lord Compton, später Graf von Northampton, galt unter der Regierung Jakob's I. für die reichste Partie in England. Ihr Vater Sir John Spencer, welcher Kaufmann und Lord Mayor von London und dessen einziges Kind sie war, hinterließ ihr die für damals ungeheuere und noch heute nicht kleine Summe von 800,000 Pf. St. Bei der Nachricht dieses Unfalls schnappte Lord Compton vor Freude über. Als er wieder vernünftig worden, erhielt er von der Frau Gemahlin ein Schreiben welches vielleicht als ferneres Abkühlungsmittel gedient hat, aber von Bernard Burke in seinen „Anecdotes of the aristocracy“ (2 Bde., London 1849), als Sittenspiegel der damaligen Zeit mitgetheilt wird. Es lautet:

„Mein süßes Leben . . . . . Nachdem ich dir nun über dein künftiges Verhalten meine Meinung gesagt, muß ich doch wol auch an mich denken und bei mir überlegen was du mir aussetzen sollst . . . . Ich bitte und beschwöre dich, mir, deiner zärtlichsten und liebenden Gattin, vierteljährig die Summe von 2000 Pf. St. auszahlen zu lassen. Neben diesem Nadelgelde wünsche ich zu mildthätigen Zwecken vierteljährig 600 Pf. St. zu haben, und darüber will und werde ich keine Rechnung ablegen. Auch verlange ich für mich drei Reitpferde, und diese soll Niemand sich unterstehen zu verleihen oder zu bergen außer ich an Andere oder du von mir. Ferner brauche ich zwei Gesellschafterinnen, im Fall die Eine krank ist oder sonst eine Abhaltung hat. Auch scheint es mir unanständig für ein anständiges Frauenzimmer allein Maulaffen feil zu haben, wofern Gott ihren Gebieter und ihre Gebieterin mit Reichthum gesegnet. Weiter, wenn ich auf die Jagd oder auf die Falkenbeize reite, oder aus einem Hause mich in ein anderes begebe, müssen sie mich begleiten, weshalb ich für jede der besagten beiden Frauen ein Pferd haben will und haben muß. Ferner verlange ich sechs oder acht Herren zu Begleitern und zwei eigene Kutschen, die eine mit Sammet für mich und mit vier sehr schönen Pferden, die andere für meine Frauen, mit Tuch und goldenen Fransen oder mit Scharlach und silbernen Fransen, und dazu vier gute Pferde. Auch will ich zwei Kutscher haben, einen für mich, den andern für meine Frauen. Auch muß ich, so oft ich reise, nicht allein Baruschen und Reisepferde für mich und meine Frauen haben, sondern überdies auf Alles eingerichtete, ordentliche Wagen, wo meine Sachen nicht von denen meiner Frauen, noch die ihrigen von denen der Kammermädchen, noch die der Kammermädchen von denen der Waschweiber behelligt werden. Auch sollen die Wäscherinnen, so oft ich reise, mit den Wagen vorausgehen, damit Alles sicher sei. Und die Kammermädchen sollen ebenfalls vorausgehen, damit die Stuben in Ordnung, gelüftet und rein seien. Weiter es sich ferner nicht schickt, daß ich mit meinem ersten Cavalier in meiner Kutsche gedrängt sitze, muß er ein Pferd haben mich zu begleiten, sei es in der Stadt oder auf dem Lande. Außerdem verlange ich zwei Lakaien. Und für mich selbst brauche ich abgesehen von meinem jährlichen Nadelgelde, zwanzig Kleider zum Anziehen, sechs davon ausgezeichnet gut, acht fürs Land und noch sechs sehr gut. Ferner bedarf ich in meiner Börse 2000 und 200 Pf. St., sodaß du meine Schulden bezahlst. Ferner brauche ich 6000 Pf. St. mir Geschmeide, und 4000 Pf. St. mir eine Perlenschnur zu kaufen. Da ich in meinen Forderungen so bescheiden bin, wirst du so gut sein meinen Kindern Kleidung zu schaffen, auch ihr Schulgeld sowie meiner Dienerschaft, den Männern und Frauen, den Lohn zu bezahlen. Ferner bestehe ich darauf, daß alle meine Häuser eingerichtet und meine Logirstuben mit dem erfoderlichen Geräthe versehen werden, wie Betten, Sessel, Stühle, angemessene Kissen, Teppiche, silberne Wärmflaschen, Silberschränke, schöne Vorhänge und dergleichen. Mein Visitenzimmer in allen meinen Häusern erwarte ich zierlich meublirt, sowol mit Verhängen, Sophas, Himmeln, Glaszeug, Teppichen, Stühlen, Kissen, als mit Allem und Jedem was sonst dazu gehört. Ferner verlange ich, daß du deine Schulden abzahlst, Ashby-Hause aufbauest, Ländereien kaufst und, so wahr du Gott liebst, dem Oberkammerherrn, der dir Alles, vielleicht dein Leben abnähme, kein Geld leihest . . . . Nun ich dir auseinandergesetzt was ich haben will und was ich nicht mag, bitte ich noch, sobald du Graf wirst, mir mein Nadelgeld um 2000 Pf. St. zu erhöhen und meine Dienerschaft zu verdoppeln.“ L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 253. — 22. October 1849.

Die Octobereignisse in Wien.

(Beschluß aus Nr. 252.)

Fenner von Fenneberg und Schütte, welche die Werke Nr. 2 und 3 über die Octoberrevolution geschrieben und eine möglichst dürre, kläglich objective, reizlose Erzählung der Ereignisse geben, sind auch nicht die Historiker dieser Revolution. Zwar der Mensch aus Thon geht fertig aus ihren Händen hervor, aber vergebens mühen sie sich ab den Funken zu stehlen der ihn beleben soll. Mit dem Fleiße eines Kärrners haben Beide und namentlich Fenneberg alles mögliche Material in Bezug auf diese Geschichte zusammengetragen, allein keine Geschichte selbst geschrieben. Es ist eine langweilige Vollständigkeit aller möglichen Proclamationen durch ihre Werke geboten, allein es fehlt überall die Farbe und das Leben. Sie glauben objectiv zu sein, wenn sie alles Material dieser Geschichte in einen Sack schieben und darauf schreiben: „Geschichte der Octoberrevolution." Nirgend zeigt sich die Kraft der historischen Darstellung, trotz der ermüdenden Menge von Details entsteht kein Bild! Das großartige Ereigniß wird weder in seinem Ursprung noch in seiner fortpflanzenden Kraft begriffen, sie kennen Das nicht was sie so mühselig gesammelt, sie verstehen sich selbst nicht. Die Octoberrevolution, die nur als Symptom zu begreifen ist und nur als Keim der daraus entstandenen Verwickelungen Gewicht besitzt, wird von ihnen abgehackt und jede Faser einzeln und vollständig dem Leser zugewogen, es fehlt alle verknüpfende Kraft in der Darstellung. Zwar gibt Fenneberg in der Vorrede seines Werks oder seiner Compilation eine Art Kritik des Ereignisses, allein dieselbe ist eine solche schale Verbindung von Zeitungsgemeinplätzen und ein solches wässeriges Abschöpfen aus der Staatslexikonsbrühe, daß man wol nicht einmal annehmen kann, es sei die Absicht des Verf. gewesen eine pragmatische Ueberwältigung des Stoffs zu liefern; so erkünstelt verdaut nur Vaucanson's mechanische Ente. Allerdings ist der wiener Octoberkampf ein Symptom des großen Widerstreits zwischen Slavismus und Germanismus, der schon einmal in der Geschichte dagewesen, durch Ueberwältigung des letztern der Welt die jetzige Form gegeben und nun wiederkehren zu wollen scheint; allein Fenneberg construirt diese wirre Masse von Ereignissen so willkürlich und gewaltthätig als einen Conflict zwischen Czechismus und Deutschthum, daß man nur eine leere Formel und gar keinen geschichtlichen Gehalt, eine Phrase und keinen Sinn erhält. Ebenso hülsenartig ist die weitere Kritik, man erhält dadurch indirect das naive Geständniß, daß einer der Führer der Bewegung selbst nicht gewußt habe wohin er ziele, und sich bewußtlos von seinem Gefühle fortdrängen ließ. Allein selbst dieses Gefühl, dieses Pathos der Handlung mangelt, man sieht nirgend die Begeisterung für den Kampf, den Schmerz über dessen Mislingen; eine trostlose Nüchternheit spricht sich allenthalben aus. Was Fenneberg's Werk betrifft, so scheint es die Form von Memoiren annehmen zu wollen; allein es ist blos eine klägliche Verbrämung des „Ich". Die Subjectivität wird nicht vorangestellt um den Strom der objectiven Ereignisse durch dieselbe durchzuführen und sie dadurch zu erhellen, sondern die Ereignisse scheinen nur erzählt zu werden, damit behaglich von der Subjectivität gesprochen werden könne. Details die Nichts aufklären können werden angeführt, weil der Erzähler damit in Verbindung steht. Ich hatte zufällig Gelegenheit das Manuscript des Werks zu sehen, und machte dem Verf. den Vorwurf, daß er sich „Obercommandant der wiener Nationalgarde" nenne; er versicherte die Verlagshandlung habe Dies ausdrücklich gefodert; wir wollen ihm deswegen nicht vorwerfen, daß er die wiener Revolution benutze um sich einen Titel zu usurpiren den er nach ihrer Katastrophe drei Stunden lang geführt. In Bezug darauf, daß Fenneberg Gelegenheit hatte alle vorhandenen Proclamationen und Actenstücke einzusehen und an der Quelle der Ereignisse zu stehen, ist dieses Werk die vollständigste Sammlung des Materials, und als solches die empfehlenswertheste von allen über die wiener Revolution erschienenen Werken; mehr als Material darf man aber nicht suchen. Schütte's Werk enthält fast Nichts als die dürre Compilation der Actenstücke, welcher eine unkritische, trockene Anführung der Thatsachen vorausgeht. Schütte hat sich an der Revolution im October nicht weiter betheiligt als daß er die Zeitungsblätter und Proclamationen die während derselben er-

ſchienen waren ſammelte und ſie nach derſelben in einem Band herausgab, der die Thatſachen ſehr unvollſtändig enthält. Die wiener Octoberrevolution erwartet noch ihren Hiſtoriker.

Paris. **S. Engländer.**

Für und wider den Materialismus.

1. Der moderne Materialismus in ſeiner Nichtigkeit und Erbärmlichkeit; oder: Karl Vogt, der Phyſiolog der frankfurter Nationalverſammlung, ein für alle mal aus dem Tempel der Philoſophie hinausgeworfen von Eduard Sileſius. Zweite verbeſſerte Auflage. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 7½ Ngr.
2. Wiedergeburt, oder: Löſung der Unſterblichkeitsfrage auf empiriſchem Wege nach den bekannten Naturgeſetzen. Verſucht von M. Droßbach. Olmütz, Hölzel. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

Entgegengeſetztes beleuchtet ſich gegenſeitig, aus dem Für und Wider ergibt ſich erſt die Wahrheit, und darum ſtellt Ref. die beiden genannten Schriften zuſammen, die beide über denſelben Gegenſtand, das Problem der Unſterblichkeit, handeln, aber in ſo entgegengeſetzter Weiſe, daß die erſte den Materialismus verdammt, weil er die Unſterblichkeit aufhebt; die zweite hingegen ihn preiſt, weil er dieſelbe begründet. Der Verf. der erſten ergeht ſich in einer derben, mitunter plumpen Polemik gegen Karl Vogt, als den Verfaſſer der im J. 1847 erſchienenen „Phyſiologiſchen Briefe für Gebildete aller Stände", weil in dieſen das wechſelſeitige Bedingtſein der Functionen und Organe behauptet und daraus gefolgert wird, daß das Gehirn keineswegs, wie manche philoſophiſche und theologiſche Syſteme annehmen, blos als ein Inſtrument zu betrachten ſei, deſſen ſich die Seele bediene, als ob dieſe etwas für ſich Beſtehendes, Immaterielles, von dem Inſtrumente Losgelöſtes wäre, alſo auch nach der Vernichtung des Inſtruments fortbeſtehen könnte. Weil Vogt über dieſe veraltete Anſicht einer vom Leibe als ihrem materiellen Inſtrument unabhängigen immateriellen Seele den Stab bricht, und dagegen behauptet, die Phyſiologie kenne nur Functionen der materiellen Organe, und ſehe dieſe ſchwinden ſobald das Organ vernichtet wird, die Phyſiologie erkläre ſich demnach beſtimmt und kategoriſch gegen alle Vorſtellungen von der ſpeciellen Exiſtenz einer Seele, darum gedenkt ihn Eduard Sileſius ein mal für alle mal aus dem Tempel der Philoſophie hinauszuwerfen. Er ſtützt ſich dabei beſonders auf diejenigen Stellen der „Phyſiologiſchen Briefe", wo bewieſen wird, daß die Materie das einzig Unvergängliche ſei das wir kennen, und das nur der reinſte unverfälſchte Materialismus zu erklecklichen Reſultaten in der Wiſſenſchaft führe. „Ein jeder Naturforſcher", ſagt Vogt, „wird wol bei einigermaßen folgerechtem Denken auf die Anſicht kommen, daß alle jene Fähigkeiten die wir unter dem Namen der Seelenthätigkeiten begreifen nur Functionen der Gehirnſubſtanz ſind, oder — um mich einigermaßen grob hier auszudrücken — daß die Gedanken in demſelben Verhältniſſe etwa zu dem Gehirn ſtehen wie die Galle zu der Leber, oder der Urin zu den Nieren. Eine Seele anzunehmen die ſich des Gehirns wie eines Inſtruments bedient, mit dem ſie arbeiten kann wie es ihr gefällt, iſt ein reiner Unſinn; man müßte denn gezwungen ſein auch eine beſondere Seele für eine jede Function des Körpers anzunehmen, und käme ſo vor lauter körperloſen Seelen, die über die einzelnen Theile regierten, zu keiner Anſchauung des Geſammtlebens. Geſtalt und Stoff bedingen im Körper überall die Functionen, und jeder Theil der eine eigenthümliche Zuſammenſetzung hat muß auch nothwendig eine eigenthümliche Function haben." In dieſer Stelle findet Sileſius „den craſſeſten Materialismus à la système de la nature, wie man ihn in gegenwärtiger Zeit kaum mehr dem unwiſſendſten Landbader zutrauen ſollte", und um zu zeigen, daß Vogt „ſeinem unumwunden ausgeſprochenen Materialismus mit dem Atheismus noch die Krone aufſetzen, und mit einem Kernſchwank Jeden der da noch ferner an einen Herrgott glaubt verblümt für einen einfältigen Tropf erklären will", führt er noch folgende Stelle aus den „Phyſiologiſchen Briefen" an: „Die Misgeburten, welche nicht nur beim Menſchen, ſondern auch bei Thieren, und ſelbſt bei wilden Thieren, ziemlich häufig vorkommen, wurden in früherer Zeit als Zeichen des Zornes der Götter angeſehen, welche dadurch bevorſtehendes Unglück, Strafgerichte und andere Ausbrüche der Art anzeigen ſollten. Es war dieſe Anſicht eine nothwendige Folgerung aus dem Glauben, welcher die Entſtehung eines jeden organiſchen Weſens einem bewußten Schöpfer auferlegte, ſtatt daſſelbe unmittelbar aus natürlichen Geſetzen hervorgehen zu laſſen. In der That iſt nicht abzuſehen, warum man ſich von dieſer Anſicht der übrigen Bedeutung der Misbildungen freimachen will, wenn man der ihren Vorderſatz fernerhin anerkennt. Wenn das erganiſirte Weſen aus der Hand eines bewußten Schöpfers hervorgeht, ſo müſſen auch die Misbildungen einen beſtimmten bewußten Zweck haben, den man ja nach Gefallen ihnen unterſchieben kann."

Hören wir nun was Eduard Sileſius gegen den ſo imminirten Materialismus und Atheismus Karl Vogt's vorbringt. Was zuerſt den letzten betrifft, der in der Erklärung der Naturerſcheinungen aus natürlichen Geſetzen, ſtatt in einem bewußten Schöpfer beſtehen ſoll, ſo findet Sileſius einen Widerſpruch darin, daß Vogt an einer Stelle von der phyſiologiſchen Richtung rühmt, daß ſie, „weit entfernt in einen todten Mechanismus zu verfallen, uns gerade zur tiefſten Ehrfurcht vor dem im organiſchen Reiche herrſchenden ſchöpferiſchen Gedanken zwingt, daß ſie zur Verehrung des Planes hinreißt, der mit unendlicher Weisheit ſo folgerecht aus den einfachſten Urſachen die herrlichſten Wirkungen zu entwickeln vermag", und daß er bei dieſer Annahme von Plänen mit unendlicher Weisheit dennoch von natürlichen Geſetzen ſpricht die in keinerlei Beziehung zu irgend einem bewußten Schöpfer ſtänden. „Ein noch ſo gelehrter und ſcharfſichtiger Phyſiker, der mir ſo Etwas als ſeine Ueberzeugung ausgeben und mich dazu bekehren will, erſcheint mir als ein — philoſophiſcher Hausdampf, beſchränkten Grütz- oder Strohköpfen nur gefährlich und verführiſch, aber eben deshalb allerdings ſehr allgemein gefährlich und verführiſch. Wo unendliche Weisheit waltet, wo ferner ein Plan iſt, ſollte hiervon nicht eine Abſicht, daher ein bewußter Vorgang, und zwar weſſen anders als eines allweiſen Gottes, untrennbar ſein?" „Nein, nein, Hr. Vogt, werfen Sie Ihre naturphiloſophiſchen Collegienhefte ins Feuer, und bleiben Sie bei Ihrer reinen Phyſiologie! Daß Sie aber mit Ihrem angeblichen Atheismus nur leere Zungendreſcherei treiben, und ſich ſelbſt dadurch mit den ſchreiendſten Widerſprüchen in die Haare gerathen, Das laſſen Sie ein für alle mal unter uns abgemacht ſein, und uns gar nicht wieder darauf zurückkommen."

Hr. Sileſius, der Vogt ein für alle mal aus dem Tempel der Philoſophie hinauswerfen will, iſt ſelbſt noch gar nicht in denſelben eingedrungen; denn ſonſt müßte er aus Kant's Kritik der Teleologie gelernt haben, daß, wenn uns auch die Welt ſo erſcheint, als ob ſie nach bewußten Zwecken oder Abſichten erſchaffen wäre, daraus noch keineswegs folgt, daß ſie an ſich das Product bewußter, mit Bewußtſein entworfener Zwecke oder Pläne ſei. Ferner müßte er aus der Naturgeſchichte wiſſen, daß die Thiere in ihrer inſtinctartigen Thätigkeit ganz weiſe, zweck- und planmäßig verfahren, ohne ſich vorher des Zwecks bewußt zu ſein, zu deſſen Realiſirung der blinde Inſtinct ſie antreibt. Könnte nicht alſo auch der Welturheber ein ſo inſtinctartig wirkendes Weſen ſein? Iſt nicht auch der echte, geniale Künſtler in ſeiner Production inſtinctmäßig das Rechte ohne ſich vorher äſthetiſcher Regeln

bewußt zu werden, nach denen gerade der Stümper schafft, weil ihm die Gesetze der Kunst nicht in schöpferischer Kraft eingeboren sind? Nein, Hr. Silesius, es ist kein Widerspruch von weiser Zweckmäßigkeit in den organischen Wesen zu reden, und dieselben doch nicht für Werke eines bewußten Schöpfers, sondern der bewußtlos schöpferischen Natur zu erklären. Sie verdauen auch nicht mit Bewußtsein, und doch geschieht die Verdauung in Ihrem Magen ganz zweck- und planmäßig. Warum schreiben Sie denn Ihrem Magen kein Bewußtsein zu?

Den nachgewiesenen Materialismus Vogt's will Silesius mit Folgendem widerlegt haben. Obwol es noch Niemandem eingefallen sei behaupten zu wollen, daß die Function eines Organs von der speciellen Construction desselben unabhängig sei, also z. B. die Absonderungsfähigkeit getrennt von der Drüse, die Zusammenziehungsfähigkeit getrennt von der Muskelfaser existiren könne, als ob die Muskeln, die Drüsen und die Organe überhaupt vorerst angelegt und ausgebaut würden, und dann zu einer bestimmten Zeit die Function in dieselben hineinfahre, und dort sich festsetze, um mit diesen Organen als ihren Werkzeugen zu wirthschaften: so sei doch von der Function die ihr zu Grunde liegende Kraft oder Thätigkeit wohl zu unterscheiden, „und ich glaube ohne alle Absurdität fragen zu dürfen: ob denn dieselbe, also in den gegebenen Beispielen die absondernde und zusammenziehende, nicht mehr fortbestehen könne, wenn die einzelne Drüse, die einzelne Muskelfaser, und mit ihnen die gerade so und nicht anders modificirte specielle Function zerfallen und zerstört ist? Die Drüsen- und Muskelfunction ist daher allerdings mit der Drüse und Muskelfaser selbst zu Grunde gegangen; das die gewesene Drüse und Muskelfaser Belebende aber ganz sicher ebenso wenig wie die den beiden genannten Organen zu Grunde liegende Materie."

Daraus folgert Silesius in Betreff des an das Gehirn gebundenen Bewußtseins, daß zwar „dem Gehirn in seinem belebten Zustande die das Bewußtsein vermittelnde Fähigkeit innewohne, und daß diese Function als solche zwar mit seiner qua talis construirten Materie sterbe, verwebe und vergehe, daß aber die dieser Denkvermittelung zu Grunde liegende Kraft und Fähigkeit dadurch in ihrer ursprünglichen Wesenheit und Thätigkeit nicht berührt werde". Hiermit glaubt Silesius die von Vogt bedrohte individuelle Unsterblichkeit der Seele gerettet zu haben, hat aber, ohne es zu wissen, durch seine Unterscheidung von speciellen, an die besondere materielle Construction der Organe gebundenen, Functionen und allgemeinen Kräften, die von der Zerstörung jener speciellen Organe und Functionen nicht berührt werden, nur den Grundsatz des Materialismus unterstützt, daß zwar die Individuen zu Grunde gehen, aber die Gattungen davon unberührt bleiben; denn in den Individuen erscheinen die allgemeinen Naturkräfte als ganz speciell bestimmte, an die besondere Structur und Mischung der Materie gebundene Functionen. Gesteht man nun, wie Silesius, ein, daß diese speciell bestimmten Erscheinungen zu Grunde gehen, und nur die ihnen zu Grunde liegenden allgemeinen Kräfte und Wesenheiten fortdauern, mit welchem Recht ereifert man sich, wie Silesius gethan hat, gegen den die individuelle Unsterblichkeit leugnenden Materialismus? Silesius bringt es nur zu einer Fortdauer des Geistes überhaupt, des Bewußtseins überhaupt, der Denkkraft überhaupt; aber nimmermehr zu einem Beweise der Fortdauer dieses oder jenes ganz bestimmten individuellen Bewußtseins, etwa seines eigenen. Er steht also im Wesentlichen auf demselben Standpunkte mit dem Materialismus. Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß, während der Materialismus das allgemeine Princip dem allein er Ewigkeit und Unvergänglichkeit zuschreibt Materie nennt, Silesius dafür den Ausdruck Kraft gebraucht. „Soll von irgend einer Realität — um so mehr also von einer Beharrlichkeit oder gar Unvergänglichkeit der Materie gesprochen werden, so muß sie als Kraft (deren in die Sinne fallende Aeußerung eben die sogenannte Materialität ist) betrachtet werden." Diesen Satz können wir vollständig unterschreiben, aber damit bringt man noch keine individuelle Unsterblichkeit, keine Unvergänglichkeit des individuellen Bewußtseins zuwege. Auch haben die modernen Physiologen von der Materie nie anders als von der sichtbaren Erscheinung wirksamer Kräfte gesprochen. Es ist keinem derselben in den Sinn gekommen aus „todten Stoffen" durch „mechanische oder chemische Zusammenwürfelung", wie Silesius Vogt's „Physiologischen Briefen" verwirft, das Leben entstehen zu lassen. Solche Stellen hat Silesius zum Beweise dieses Vorwurfs aus den genannten Briefen angeführt? Keine einzige; denn wenigstens in den angeführten Stellen, daß die Gedanken zu dem Gehirne etwa in demselben Verhältnisse stehen wie der Urin zu den Nieren, daß überhaupt die Functionen der Organe durch die materielle Beschaffenheit derselben bedingt seien, und nicht unabhängig von ihr existiren, in dieser übereinstimmenden Ansicht aller Naturforscher (von der Silesius meint, daß sie nur manche „Klystirhandlanger" hegen dürften) liegt jener Vorwurf keineswegs begründet.

Silesius ergeht sich auf das leidenschaftlichste in den gröbsten und schmuzigsten Ausdrücken, wie: „daß in Vogt's Pseudophilosophemen allerdings mancherlei Infarctus vorkomme, der sich zu seiner Werkstätte wie der Koth zum Mastdarm zu verhalten scheint" u. s. w., gegen den Materialismus in dessen „Physiologischen Briefen". Dennoch nennt er diese ein „sonst so würdiges Buch", und spricht von seiner „Scheu, mit einem so sehr überlegenen Gegner, gewissermaßen mit einem Riesen Antäus, auf seinem eigenen Gebiete zu ringen, ohne auch nur im geringsten Etwas vom Hercules in sich zu verspüren". Nur aus dem Tempel der Philosophie will er ihn ein für alle mal hinauswerfen. „Hätte Vogt als Physiolog in Beziehung auf Das was über die Physiologie hinausliegt das Maul gehalten, so wären wir mit viel blasphemistisch-lotterhaftem Geschreibsel, das am Ende für den unvernünftigen Lesepöbel noch gefährlich sein kann, verschont geblieben, und er hätte sein großes Verdienst innerhalb der Schranken seiner competenten Wissenschaft ungeschwächt bewahrt." Was hat denn nun aber Silesius wissenschaftlich Gegründetes vorgebracht, um die dem „Lesepöbel" gefährlichen Resultate der Physiologie, durch die sich das Dasein eines persönlichen, mit Bewußtsein schaffenden Gottes, und die individuelle Unsterblichkeit, wie sie der Lesepöbel braucht, freilich nicht stützen läßt, zu entkräften? Gar Nichts. Das mag nun freilich für den Lesepöbel schlimm sein; aber was braucht sich die Wissenschaft um den Lesepöbel zu bekümmern? Dieses philanthropische Geschäft kann sie füglich Solchen überlassen die selbst zum Lesepöbel gehören.

Der Verf. von Nr. 2 hält den Materialismus keineswegs für so gefährlich und verwerflich wie Silesius, glaubt vielmehr durch ihn allein die Unsterblichkeit beweisen zu können. Durch Verbindung der Körper miteinander, sagt er, kommen Eigenschaften zum Vorschein die wir vorher an den unverbundenen Körpern nicht wahrgenommen haben. Durch die Auflösung alter und die Bildung neuer Verbindungen entsteht eine Aufeinanderfolge verschiedener Zustände, eine Bewegung die wir Leben nennen. Insofern dieses Verbinden und Auflösen ohne Ende fortgesetzt wird, ist es ein ewiges Leben. Insofern die alten Verbindungen wiederholt werden, und dadurch die frühern Eigenschaften wieder zum Vorschein kommen, ist es Unsterblichkeit. Leben und Tod, Verbindung und Auflösung sind die zwei Gegensätze, die zwei wesentlichen Theile des ewigen Lebens. Alles ist denselben unterworfen. Die Wiederentstehung der unorganischen Verbindungen oder ihre Unsterblichkeit ist Thatsache. Die organischen Verbindungen sind nicht wesentlich von den unorganischen verschieden. Alle organischen Verbindungen waren früher unorganische. Die ihnen zu Grunde liegenden eigentlichen Körper sind in beiden Verbindungsarten dieselben.

Nach diesen allgemeinen Vordersätzen behauptet der Verf.,

der geradeste Weg die Unsterblichkeit empirisch nachzuweisen sei: a) zu zeigen, daß das ewige Leben erfahrungsgemäß im Wesen aller Naturdinge, also auch des Menschen, liegt; b) factische Zeugnisse beizubringen von dem Wiederentstehen gänzlich aufgelöster Verbindungen; c) zu zeigen, auf welche thatsächliche Weise die Wiederentstehung vor sich geht. Zu a) sagt der Verf., der Mensch sei ein Naturding gleich allen andern Dingen. Kein Ding könne vernichtet werden. Der Tod sei nicht Vernichtung des Stoffs, sondern nur Aufhebung seiner frühern Zustände und Verhältnisse. Das Leben in seinen beiden Gegensätzen der Verbindung und Auflösung, des Lebens und des Todes, sei erfahrungs- und vernunftgemäß ewig. Zu b) führt er das Beispiel eines Wassertropfens an. Wir zersetzen einen Wassertropfen in seine beiden Gasarten, fangen dieselben auf, setzen sie der Einwirkung des elektrischen Funkens aus, und entzünden sie, so haben wir denselben Wassertropfen wieder den wir früher hatten. Endlich zu c) die Zahl der Keime die in der Erde liegen sei beschränkt; die Samenbildung oder Auffaugung der Keime zu organischen Gebilden sei daher auf eine gewisse Zahl von Keimen angewiesen, und sowie der Kreis sämmtlicher vorhandenen Keime durchlaufen ist, müssen die alten wieder an die Reihe kommen, und zwar mit ihren unveränderten, eigenthümlichen Fähigkeiten und Eigenschaften.

Man war, schließt der Verf., darum bisher nicht im Stande die Unsterblichkeit des Menschen evident nachzuweisen: 1) weil man den Menschen nicht den physischen Gesetzen ganz und unbedingt unterwerfen wollte, sondern ein Doppelwesen, halb von dieser, halb von einer andern uns unbekannten Natur, aus ihm machte; weil man vor der Erkenntniß zurückschauderte, daß im menschlichen Samen die menschlichen Fähigkeiten liegen, wie im Pflanzensamen die Eigenschaften der Pflanze; weil man den Muth nicht hatte ganz auszusprechen, der Mensch ist Staub und sonst Nichts als Staub; weil man aus Furcht vor Vernichtung den Menschen von den gewöhnlichen Naturgesetzen ausnehmen zu müssen für durchaus nothwendig hielt. 2) Weil man die Endlichkeit, die Beschränktheit, die Erschöpfbarkeit der Weltkörper übersah. 3) Weil man unter Leben nur den bewußten, den entwickelten Zustand, und nicht zugleich den unbewußten, den Keimzustand verstand. 4) Weil man die wirkliche, irdische Welt verachtete, und eine Welt der Abstraction für den Menschen bauen wollte. 5) Weil man den Stoff woraus selbstbewußte Dinge gemacht werden für etwas Immaterielles, Geistiges hielt, ohne einzusehen, daß die Kraft selbstbewußt zu sein nicht existiren kann ohne die Kraft Raum einzunehmen, Anziehung, chemische Verwandtschaft zu haben u. s. w. „Da man nie zur Gewißheit gelangen kann, daß ein Geist ohne Körper überhaupt nur möglich ist, so konnte und kann man auch nie die Unsterblichkeit desselben ohne Körper nachweisen. Hat man erkannt, daß die Unsterblichkeit des Individuums auf physischen Gesetzen beruht, so braucht man keine übernatürlichen zu erfinden.“ Hiermit glaubt der Verf. das auf dem Titel Versprochene gelöst zu haben, hat aber weiter Nichts herausgebracht als die Möglichkeit, keineswegs aber die Wirklichkeit der Wiedergeburt. Daß die unvergänglichen Grundstoffe der Organismen, also auch der menschlichen Individuen, sich wieder ganz in derselben Combination zusammenfinden können wie die Bestandtheile eines bestimmten Wassertropfens, wenn nämlich eine Kraft da ist die sie ganz wieder auf dieselbe Weise verbindet, Das und weiter Nichts hat der Verf. bewiesen. Aber daß die Bestandtheile der Individuen sich ganz wieder auf dieselbe Weise einst wirklich verbinden, sodaß sie wieder ganz dasselbe Individuum bilden, den Beweis dafür ist uns der Verf. schuldig geblieben, und mußte ihn schuldig bleiben. Dazu reicht der Materialismus nicht hin; dieser führt nur zu dem hypothetischen Satze, daß, wenn die geheimnißvolle Lebenskraft welche die materiellen Grundstoffe zu diesem bestimmten Individuum verbindet, nach dem Tode oder der Auflösung derselben ganz dieselben Stoffe wieder in derselben Weise zu demselben Individuum herstellt, alsdann dasselbe Individuum wiedergeboren oder auferstanden ist; aber daß es wirklich geschieht, oder gar geschehen müsse, Das kann der Materialismus nun und nimmermehr beweisen, da, wenn auch die materiellen Grundstoffe einerseits, und die Lebenskraft andererseits unvergänglich ist, doch daraus noch keineswegs folgt, daß die allgemeine Lebenskraft sich immer wieder in denselben Organismen individualisiren müsse in denen sie früher erschien. Wol sind die Stoffe, auch des größten Weltkörpers, erschöpfbar; aber die Combinationen derselben zu individuellen Organismen können unerschöpflich sein, wie die Töne des Claviers auf unerschöpfliche Weise zu immer neuen, noch nie dagewesenen Melodien, oder die Buchstaben des Alphabets zu immer neuen Büchern combinirt werden können. So wenig als der Verf. beweisen kann, daß sein Buch einst nach seiner Vernichtung ganz auf dieselbe Weise wieder werde geschrieben und gedruckt werden, sogar bei demselben Verleger Eduard Hölzel in Olmütz, ebenso wenig hat er die individuelle Unsterblichkeit des Menschen bewiesen. Silesius hatte also Recht, daß die moderne Physiologie den Glauben an individuelle Unsterblichkeit untergräbt; aber er hatte Unrecht sich deshalb gegen Vogt zu ereifern. Dreßbach, der Verf. von Nr. 2, hatte Recht die Resultate der Naturwissenschaften anzuerkennen, und den Menschen von den allgemeinen Naturgesetzen keine Ausnahme machen zu lassen; aber er irrte sich gewaltig, indem er glaubte aus denselben die individuelle Wiedergeburt folgern zu können.

16.

Notiz.

Wie die Engländer das Lateinische und Griechische aussprechen.

Man wird unsern deutschen Philologen gewiß nicht verwerfen können, daß sie eine zu bescheidene Meinung von dem Standpunkte ihrer Wissenschaft haben; doch ist es wol noch keinem derselben eingefallen zu behaupten, daß wir das Lateinische und Griechische vollkommen so aussprechen wie die alten Römer und Hellenen es gethan haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß auch die gelehrtesten Forschungen hierüber nicht allen Zweifel aufzuklären vermögen. Indeß gereicht es uns zu einigem Troste, daß nach aller Wahrscheinlichkeit wir dem Richtigen in dieser Beziehung näher stehen als viele andere Nationen, namentlich die Engländer. Beispielsweise geben wir hier das Vaterunser in beiden alten Sprachen, genau nach der in England mustergültigen Etonian pronunciation:

„Peter noster, kwei is in ßihliß, ßänktifißihtör*) nomen tjuöm. Adwihniät regnöm tjuöm. Feiät welöntäß tjuä, ßikut in ßihlo, et in terrä. Penem noström kwotidjehnöm deh nobiß heddi — ih. Et dimiti nobiß debitä noströ, ßeikét et nohß dimitimöß debitohriböß nostriß. Et nih nehß indjukäß in tentäschienem, ßed libereh nehß eh mehle. Kweiä tjuöm ist regnöm, potenschiä et gloriä, in ßekjulä ßekjuleröm. Ehmen.“

„Peter himehn, ho en teuß auräneiß, hägiäßthihto to enomi ßau; eltheto hih bäßileiä ßau; genithito to thelimä ßau, hohs en auräno ka — i epi tihs gihs. Ten ahrton himehn tes epiaußion deß hihmin ßihmeren, ka — i efeß hihmin teh efelihmätä himehn, hohs ka — i himeiß äfeiemen toiß ofeileta — is himehn, ka — i mih eißenenkihs hihmäß eiß peiräsmen alla ruhßa — i himäß äpeh tau penihrau, hotti ßau estin hih bäßileiä ka — i hih djunämis, ka — i hi dokßä, eiß tauß a — ionäß. Ehmihn.“

17.

*) Für die Aussprache des kurzen a (hier durch ä bezeichnet) und des th haben wir bekanntlich kein Aequivalent.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 254. — 23. October 1849.

Franz von Florencourt.

Eine Charakteristik.

Wir versuchen im Folgenden die Charakteristik eines Mannes zu geben, dessen gegenwärtiger Standpunkt keineswegs der unsere ist, der aber nach unserer Meinung durch sein kühnes Hervortreten bei den verschiedensten Gelegenheiten eine solche sehr wohl verdient. Zu einer solchen Charakteristik hat Florencourt, von dem wir hier reden, einem literarischen Blatte durch das ziemlich rasche Aufeinanderfolgen seiner Schriften wol Veranlassung gegeben. Doch dürfen wir wol hoffen die Verzeihung des Lesers zu erhalten, wenn wir hier uns nicht unmittelbar an seine Bücher, die ohnehin nur eine Sammlung zerstreut erschienener Aufsätze enthalten, sondern geradezu an seinen Lebensgang, so weit uns derselbe bekannt ist, halten, um hieran die Charakteristik seiner literarischen Persönlichkeit zu knüpfen.

An dem frühern, dem vormärzlichen Schriftsteller Florencourt mußte zunächst Eins auffallen: er war durch und durch ein alter Student, ein alter Burschenschafter. Ein Aufsatz, den er dem Andenken eines früh verstorbenen Freundes widmete, und auch in die erste Auswahl seiner Aufsätze aufnahm, gibt von dem Studentenleben seiner Zeit, an welchem er sich als eifriger Burschenschafter betheiligte, ein anschauliches Bild. Die Frage: ob constitutionnelle Monarchie oder Republik? war damals in den Burschenschaften an der Tagesordnung, und die Meisten, auch Florencourt, waren für die letztere. Der reisende Student wurde in der Universitätsstadt wohin er kam, auf der „Kneipe" die er dort aufsuchte, sofort in Disputationen gezogen, die oft auch durch die geöffnete Kammerthüre fortdauerten bis in die Nacht, wenn er mit einem Mitgliede der Verbindung in dessen Wohnung sich zur Ruhe begeben hatte, wo dann der Wirth sich auf dem Sopha mit seinem Schlafrock zudeckte, während dem Gaste das Bett angewiesen wurde. Florencourt's größte Lust war eine solche streng logisch durchgeführte Disputation, welche so gut als ein Kunstwerk betrachtet werden konnte, wie ein regelrechter „Gang" auf dem Fechtboden. Dem Gange und Wesen dieser freien akademischen Disputationen, scheint uns, ist die Architektonik der Aufsätze in seiner schriftstellerischen Periode ganz analog. Durch den oft glänzenden, stets anschaulichen Stil, der, wie es im Gespräch zu geschehen pflegt, Bilder, Beispiele und anderes zur Erklärung dienende Beiwerk von den zunächstliegenden und concretesten Dingen hernimmt, schimmert stets die Verstandesthätigkeit in einfachen logischen Schlußfolgerungen hindurch. Diese Logik aber wird wieder durchkreuzt von den vielen, oft ganz willkürlichen Abschweifungen, in denen vom Hauptthema mehr oder weniger unabhängige Stoffe zuweilen fast erschöpfend behandelt werden; ferner von den vielen persönlichen Bemerkungen, Reservationen, Verwahrungen und Erklärungen aller Art, die sich wie im Gespräch überall hin ausbreiten, dem Selbstgefühl einer bedeutenden und originellen Persönlichkeit nach allen Seiten hin Raum zu schaffen suchen, und seine Darstellungsweise, die sich oft zu den besten Leistungen namentlich unserer poetischen Prosa erhebt, ganz unnachahmlich machen. Daß er aus jenen Unterhaltungen in der Burschenschaft bedeutende Bildungselemente in sich aufgenommen, sagt er selbst. Es gehörten ihr viele, im Grunde längst über die Universität hinausgewachsene junge Männer an, hauptsächlich wol um von Studentenverbindungen aus umgestaltend in die politischen Verhältnisse des Vaterlandes einzugreifen. Wenn sie hierin den Irrthümern ihrer Zeit huldigten, so braucht darum die Summe ihrer positiven Kenntnisse nicht gering, ihr Verstand nicht stumpf und ihr Wille nicht schlecht gewesen zu sein. Florencourt selbst repräsentirt die Gattung des „alten Studenten" aus jener Zeit wol am besten. Er wurde übrigens in die demagogischen Untersuchungen verwickelt, und saß längere Zeit in Kiel auf dem Career der Universität. Nachdem er seine Hochherzigkeit durch seine Verbindung mit einem holsteinischen Mädchen geringen Standes, das ihn durch gemüthliche Vertiefung ihrer echt weiblichen, träumerischen Natur in sein ganzes Wesen und Sein und durch eine ansehnliche Schar rothbäckiger Knaben und Mädchen belohnte, gezeigt und bewiesen hatte, ging seine ganze geistige Thätigkeit noch immer in den Burschenschaften auf. Seine Absicht war übrigens schon damals mit Weib und Kind nach Amerika zu gehen. Erst als ihm die zu diesem Zwecke bestimmte Summe in Ham-

burg (er wohnte eben unweit dieſer Stadt auf dem Lande) entwendet und er mit Weib und Kind ohne Brot war, begann er ſeine literariſche Thätigkeit, von der man ſicherlich ſagen kann, daß ſie ſeitdem jeder bedeutenden Zeitfrage ihr Gewicht in die Wagſchale geworfen hat, ſo ſchwierig Dies auch war, da Florencourt, deſſen Parteiſtellung ſich nach jeder einzelnen Frage modificirte, eigentlich niemals durch Parteieinfluß getragen und gehoben wurde, außer wenn er ſich ſelbſt erſt ſeine Partei geſchaffen hatte.

Florencourt war durch Wienbarg zu den Blättern der hamburger „Börſenhalle" herangezogen, die er dann eine Zeit lang redigirte. Hier füllte er faſt das ganze Blatt mit ſeinen publiciſtiſchen Aufſätzen, ſeinen Kritiken und Ueberſetzungen. Aufſehen erregte ſogleich ſeine Vertheidigung des Erzbiſchofs von Köln. Uebrigens vertrat er Tag für Tag die einfachſten Foderungen des Liberalismus, namentlich Conſtitution und Preßfreiheit. Mit ſeltener Wärme und Ausdauer behandelte er ſie als das unerſchöpfliche Grundthema aller ſeiner Aufſätze bis zum 18. März v. J. Von Hamburg zog er ſpäter nach dem Königreiche Sachſen. Zwiſchen ihm und ſeinem damaligen Freunde Robert Blum war in jener Zeit noch kein weſentlicher Unterſchied. Aus Leipzig ausgewieſen, zog er mit Weib und Kind nach der Gegend des Thüringerwaldes zu. Zwiſchen Weißenfels und Naumburg ſchlug er ſelbſt einen Fußweg über die Schönburg an der Saale ein, während der Wagen mit ſeiner Familie langſam auf der Chauſſee zwiſchen den beiden Städten hinfuhr. Indem er nun, um wieder auf die Chauſſee zu gelangen, durch ein kleines freundliches Seitenthal des herrlichen Saalthals zwiſchen Wieſen und Mühlen dahinſchritt, gefiel er ſich dort ſo ſehr, daß er ein auf dem Gipfel eines Weinbergs ganz einſam liegendes Wohnhaus von dem Beſitzer miethete, und den Wagen mit Weib und Kind hierher holte. Dieſer zweite Zufall machte ihn zum Preußen. Er wurde hier der Nachbar des alten Jahn zu Freiburg, der oft über Saale und Unſtrut zu ihm herüberkam, und in ſeiner Abweſenheit durch langen Bart und lautes, keckes Weſen zuweilen Weib und Kind in dem einſamen Hauſe erſchreckt haben ſoll. Florencourt und Jahn, Beide Männer der Burſchenſchaft, der Eine eine ſtille, verlegene, der Andere eine laut daherſtürmende, rieſige Erſcheinung, bezeichnen einen Gegenſatz der in der Burſchenſchaft ſelbſt liegt. In Florencourt hatte ſich das Weſen der Burſchenſchaft mit ſeiner höhern Sittlichkeit und ſeiner ganzen Gemüthstiefe entwickelt. Jahn repräſentirte zunächſt die formelle Seite mit ihren Gelübden, Uebungen und Umtrieben. Florencourt hat ſpäter ſehr heftig gegen Jahn geſchrieben. Was jeder perſönliche Bekannte Jahn's weiß, daß der derbe, drollige Alte nicht ſo ohne Weiteres eine geheiligte Perſonification aller deutſchen Treue und Redlichkeit iſt, wie das Publicum ihn ſich wenigſtens vor dem Zuſammentreten des Parlaments dachte, entwickelt er darin mit der ganzen Energie ſeiner vorwiegend moraliſchen Auffaſſungsweiſe. Er überſieht aber, daß die Zeit, deren echtes Product Jahn iſt, doch wahrlich auch ihre Sittlichkeit hatte, ſchlägt ſeine culturhiſtoriſche Bedeutung für Nichts an, und verkennt den nationalen Einfluß von Jahn's Perſönlichkeit, den doch ſelbſt jüngere Leute als Florencourt noch an ſich ſelbſt verſpürt haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Storia della Lega Lombarda, illustrata con note e documenti per *Luigi Tosti*. Monte-Caſſino 1848.

Dies Buch verdankt ſeine Entſtehung dem Geiſte welcher 1847 dem politiſchen Leben in Italien eine neue Richtung gab, welcher 1848 zur Umgeſtaltung der Staaten und zum Unabhängigkeitskriege führte, und, im entſcheidenden Moment zügellos und in ſich ſelber uneins, in ſchnöder Entartung den beklagenswerthen Sturz nachſichzog, als deſſen Extreme wir in Zeit weniger Wochen die Zerſprengung des piemonteſiſchen Heers, das Bombardement Genuas, den erneuten Zug gegen Sicilien, den Verzweiflungskampf des Terrorismus in Rom erlebten. Die Nationalitätsidee war längſt in Italien; längſt erwärmte das heilige Feuer manches edle Gemüth, immer ſchöner geſtalteten ſich die Hoffnungen, zu immer concreterer Geſtalt reiften die Pläne; Ungenügſamkeit und Unverſtand, Zwietracht und Parteihaß, der alte revolutionnaire Sauerteig welcher dem conſtitutionnellen Element nicht weichen wollte, endlich die von der Furie verbrecheriſcher Leidenſchaft bis zum Wahnſinn gepeitſchten anarchiſchen und deſtructiven Gelüſte vernichteten in wenig Monaten was Jahre aufgebaut, und was der Vollendung nahe war. Die Nationalitätsidee hat das Buch über die Geſchichte des Lombardenbundes eingegeben. Der Italiener verweilt gern bei den Erinnerungen der Erhebung der Communen zu Friedrich Barbaroſſa's Zeit, und es iſt ihm nicht zu verdenken, es iſt eine glorreiche Zeit, wenngleich bei weitem ergiebiger für die Geſtaltung des italieniſchen Lebens in ſeinen bürgerlich-politiſchen Inſtitutionen, und für die Anregung der Ideen welche die Signatur des italieniſchen Mittelalters bilden, als bedeutend durch conſequente Durchführung eines großen und nachhaltigen Werkes. Der Lombardenbund ſchließt die Factoren der neuern italieniſchen Staatsgeſchichte in ſich: in ihm iſt das Wohl und Wehe, das Anziehende und Abſtoßende, in ihm iſt die Erklärung aller ſpätern Zuſtände und Ereigniſſe enthalten. Der Jammer unverſchuldeten Unglücks, der Fluch ſelbſtwillig-bewußter Schuld, welche bald der eine und bald der andere, unabläſſig verfolgen in der Geſchichte der ſieben Jahrhunderte die ſeit dem Schwur von Pontida und der Zerſtörung Mailands und der Schlacht von Legnano vergangen ſind, treten uns in den Ereigniſſen jener Tage und ihren Anläſſen bei jedem Schritte grell und unverſöhnt entgegen.

Es iſt ein Stoff in deſſen Behandlung deutſche und italieniſche Anſchauungsweiſe ſich ſtreng ſcheiden. Ich will den Italiener im Allgemeinen keine Begeiſterung für die Hohenſtaufen zumuthen, die guelfiſche Geſinnung hat in Italien ſeit Jahrhunderten überwogen, und das Geſchlecht welches mit dem der Ottonen das Ideal des Ghibellinismus, das allumfaſſende Kaiſerreich ſich zum Ziel geſetzt, welches dieſe Idee gewiſſermaßen repräſentirt, kann von der ſiegreichen feindlichen Partei nicht viel hoffen noch erwarten. Man kommt auf der Südſeite der Alpen auch heute noch zu keiner unabhängigen Beurtheilung des Mittelalters, und pflegt Alles auf einen Haufen zu werfen, Barbaroſſa, Karl V. und die Oeſtreicher von 1815 bis 1848. Einigermaßen auf gleiche Weiſe iſt es dem Verf. der „Storia della Lega Lombarda" gegangen. Der Pater Tosti iſt nicht nur Allen bekannt welche Monte-Caſſino beſucht, und

seiner gefälligen wie belehrenden Führung als Bibliothekar sich zu erfreuen gehabt haben, sondern auch Vielen die sich für italienische Historie interessiren durch seine Geschichte des berühmten Klosters St.-Benedict, und sein Werk über Papst Bonifaz VIII., durch welches er das mittelalterliche Papstthum in dem schroffen Gegensatz zum Principat, in den es unter dem Gegner Philipp's von Valois und Dante's getreten war, zu rechtfertigen suchte. Dies Buch, auf dessen Bearbeitung die Verhältnisse der Hierarchie zu Lebzeiten Gregor's XVI. viel nicht ohne Einfluß geblieben, erschien als die Umwandlung unter Pius IX. schon begonnen hatte, gerade wie es der Schrift des Toscaners Galeotti über die weltliche Souverainetät des Papstes erging, welche eine allmälige und gemäßigte Metamorphose der klerikalen Formen in Antrag brachte, und sich plötzlich Angesichts einer Revolution befand, welche selbst an die Wurzel der weltlichen Herrschaft die Art anzulegen gewagt hat. Die neuen Ideen haben seitdem auf den Pater Tosti vielleicht mehr eingewirkt als für die ruhige Betrachtung und Untersuchung der Geschichte ersprießlich ist; im gegenwärtigen Falle haben sie offenbar die Wahl des Stoffs veranlaßt, und dessen Färbung bedingt. Selbständig neue Forschungen scheint der Verf. über die Geschichte des Lombardenbundes nicht angestellt zu haben, die bekannten Materialien sind benutzt, die Fragen welche die Verfassung und das Verhältniß zum Reich betreffen sind ziemlich leicht und nicht immer mit Berücksichtigung der zahlreichen und eindringlichen neuern Forschungen abgethan. Sind auch einige Documente gegeben, unter denen übrigens nichts Neues, so sieht man doch, daß es dem Verf. darum zu thun war ein mehr populaires Geschichtsbuch zu liefern, welches schon vermöge des Stoffs auf ein größeres Publicum rechnen könnte, auf viele Leser aus einem Volke welches eben wieder in den lombardischen Ebenen den Kampf gegen Fremdherrschaft führte.

Unter solchen Umständen ist von einem Erkennen der Berechtigung des deutschen Elements in dem Buche nicht die Rede, geschweige denn von einem Anerkennen. Die Kaiserrechte auf Italien werden gewissermaßen in Abrede gestellt, und höchstens wird einmal zugegeben, daß ein Recht hier und da eine Reminiscenz des Vergangenen geblieben, nicht im Factum. Dies seltsamerweise schon unter Heinrich IV. Vom deutschen Heerbann und Lehnwesen keine Anschauung, dafür zeugt eine Schilderung des Heers des Rothbarts: „Denke dir, Leser, welche gutwilligen Leute alle jene Deutschen welche der Barbarossa mit sich führte in Italien Justiz zu administriren. Das war kein an kriegerische Disciplin gewöhntes Heer, sondern ein endloses Zusammensteppeln von Volk verschiedener Art und Sitte, welches Herzog, Bischof oder Abt in seiner Herrschaft aufbrachte, und welches auf ein Zeichen des Königs vorwärts schob. Es waren Feudalmilizen in der Knechtschaft verhärtet, die im Kriege jene Freiheit genossen welche die wilden Thiere im Walde haben." Der Deutschen Macht und Autorität in Italien seien lediglich materieller Art gewesen; daß Konrad von Franken (dieser ist offenbar gemeint, wenngleich er im Buche als di razza Ghibellina bezeichnet wird) König von Italien, weil er König der Deutschen, sei deutsche Logik, gegen welche das italienische Volk bereits mit Argumenten de jure et facto gestritten, die in spätern Zeiten Barbarossa sehr überzeugend gefunden habe. Und die armen Deutschen, wie wird stets auf sie eingehauen! „Erzbischof Aribert von Mailand schläferte seine Hüter durch Wein ein — die Hüter waren ja Deutsche! . . . . . Ich führe die deutsche Antwort nicht an welche der gute Otto von Freisingen uns aufbewahrt hat; ich schreibe für Italiener, und Niemand kennt besser als diese das Maß deutscher Gesinnung und Handlung im fremden Hause." Des Kaisers Hof und Höflinge (es thut mir leid, bei einem ernsten und tüchtigen Geschichtschreiber, wie Tosti ungeachtet der Schwächen und Untugenden seines Buchs dennoch ist, solche Auswüchse zu finden): „Da die Misverständnisse so ans Tageslicht kamen, mag der Leser sich vorstellen wie die Höflinge schwitzten, welche einen sittenlosen Fürsten umschwärmten wie ekelhafte Insekten ums Aas. Sie spionirten und rapportirten bei Hofe, und da sie Nichts zu rapportiren fanden, fälschten und erfanden sie nach Herzenslust. Da es in jener Zeit keine Kreuze und Bänder gab ihre Brust zu schmücken, so möchte ich ums Leben gerne wissen wie Barbarossa seine Spürhunde stempelte" („marchiasse", eigentlich „brandmarkte"). Die deutsche Einfalt endlich — nach dem Kampfe mit den Römern bei Friedrich's Kaiserkrönung verlangte das Heer Absolution vom Papste —: „Hadrian, obgleich dem Anschein nach des Kaisers Freund, hatte Anderes im Sinne als so bestialisches Volk loszusprechen. Er erhob die Hand zur gewohnten päpstlichen Benediction, und die Deutschen, die von solchen Dingen Nichts verstanden, hielten sich für absolvirt." Friedrich selbst muß jeden Augenblick herhalten: seine boreale superbia, seine indecenza und irreverenza; er heißt uomo bestiale per superbia, und es wird berichtet, wie das Volk in ihm den ministro del diavolo gesehen. Stellen der Chronisten wird Gewalt angethan, um Ungünstiges gegen den Kaiser und seine Sache herauszulesen.

Dieser Widerwille gegen die Deutschen geht durch das ganze Buch, und spricht sich unter Anderm in der Einleitung aus, wo die Idee des deutschen Ritterwesens dem patriotischen Princip des italienischen Mittelalters hintangesetzt wird. Diese Idee sei an das persönliche Individuum geknüpft gewesen ohne sich zur Herrlichkeit des socialen Individuums erheben zu können; der Heldensinn des Deutschen sei aus der individuellen Natur oder der Frauenliebe erzeugt worden, und somit eine plastische Tugend gewesen die stets das Gebrechen der Materie in sich getragen habe. Bei den Italienern habe dies Ritterwesen nicht bestanden, das Vaterland habe ihre Tapferkeit entflammt, und diese sei eine ästhetische Tugend ohne materielle Beimischung, weil gereinigt durch die Heiligkeit der Vernunft. In der germanischen Welt sei die Tapferkeit nicht die Inspiration des Herzens gewesen, welches erfüllt von dem Bewußtsein eines sittlichen Princips, eines Princips edler denn der Mensch selbst als einfaches Individuum. Frauenliebe und Hoffnung des Gewinnes haben die Beweggründe gebildet, die Natur des Lohns, namentlich die Belehnung habe den Werth der Gesinnung herabgesetzt. Anders sei es mit den Siegern von Legnano gewesen, sie bedurften des Kunstgriffs der Belohnung nicht, ihnen genügte die Lust den Deutschen verjagt, das Vaterland befreit zu haben, und Tugend und Lohn erhielten einander auf der Höhe des Princips von dem die Anregung ausging. Die Beurtheilung dieser Sätze kann ich füglich Denen überlassen welche mit deutscher und italienischer Natur und deren Ausdruck, der Geschichte, vertraut sind. „Der echte italienische Charakter", fährt Tosti dann fort, „spricht sich in den lombardischen Städten aus, welche, durch keine gegenwärtige Monarchie unterdrückt, durch Thatsachen den sie erfüllenden Geist an den Tag legen konnten. Der südlichern Regien ward dazu nicht Zeit gelassen; denn plötzlich sowol wie dauernd war der Druck des materiellen germanischen Geistes, der nach den regellosen Heerzügen von Gothen und Sarazenen sich in den longobardischen Fürstenthümern und der normannischen Monarchie festsetzte. Italiener waren die Abruzzesen, Campaner, Apulier, Calabresen; ja letztere, durch ihren Zusammenhang mit Griechenland, und weil durch ihre Adern griechisches Blut in die Adern von ganz Italien überging, waren noch empfänglicher für die Idee des Vaterlandes. Aber die blütentreibende Individualität war bei ihnen unterdrückt, und da sie auf dem Wege der Schönheit zu keiner Schöpfung gelangen zu können befürchteten, versuchten sie es auf dem Wege der Wahrheit; zuerst verkündeten sie die Freiheit der Vernunft, zuerst stürzten sie die Herrschaft des Aristoteles, und da sie für sich und ihre Lebensgemeinschaft kein Vaterland zu gründen vermochten, gründeten sie eins für Aller Vernunft, die Philosophie. Dante und Michel Angelo gehörten Florenz, Neapel gehörten Campanella und Telesio. Indem so die Theilung der Italiener,

Das was man Municipalgeist nennt, die Heimat im Schoose der gemeinsamen Mutter vervielfältigte, vervielfältigte sie auch die Bahnen welche das Leben des Individuums frei einschlug, und wuchs empor zum obersten Ziel nach welchem alle diese Bahnen strebten, dem gemeinsamen Vaterland. Dies war das Werk eines mit eigenthümlicher Individualität begabten Volks welches den Zeiten und andern Nationen auf dem Wege der Civilisation vorauseilt, nicht aber das Werk eines Volks welches seine jungfräuliche und lebenswarme Natur dem Dogma der moralischen Einheit vermählt hat. Dieser Bund wird nur durch die Erfahrung der Lebensschicksale gefördert, wird nur durch das Bewußtsein der Ordnung geschlossen, wird nur durch die Religion des Unglücks geheiligt; denn in diesen drei Principien ist die spät erlangte Cultur der Völker enthalten. Noch nicht durch Erfahrung geschult, noch unkundig der Wohlthaten der Ordnung, wurden die Italiener des 12. Jahrhunderts durch bürgerliches Unglück belehrt, welches aus innern und äußern Gründen herzuleiten ist. Das was ich die Religion des Unglücks nenne, heiligte daher verzeitig den Bund der Herzen mit der Einheit welche die Lombarden anriefen und umarmten, nicht mit der Ruhe der Vernunft welche das Recht aufstellt, sondern mit dem Pochen des Herzens welches über dem bedrohten Vaterlande wacht. Darum war das Leben dieser Einheit kurz, doch reich an Lehren für die Nachwelt. Der Lombardenbund war das Anstreben der Individualität zu ihrer Vollendung."

Das ist nicht ganz klar, aber man sieht was der Verf. will, und in welcher Weise er jenes Streben mit dem Streben unserer Zeit in Einklang zu bringen vorhat. Aber damals wie heute ward das Ziel verfehlt; es ist nicht viele Monde her seit diese Worte geschrieben wurden, und nicht geschult durch Erfahrung, nicht achtend die Wohlthat der Ordnung, nicht geheiligt durch das Unglück, hat Italien wieder gegen sich selbst gewüthet, alte Wunden aufgerissen, neue sich geschlagen, hat statt der angestrebten Einheit neue Zersplitterung gefunden, rathlos zwischen fremden feindlichen Gewalten, die nicht übel Lust zu haben scheinen nochmals den alten Kampf durchzukämpfen auf seinem mit Thränen und Blut getränkten Boden.

Das Buch des Pater Tosti schließt mit dem Frieden zu Konstanz, in welchem der Kaiser die Städtefreiheiten anerkannte. „Nicht er", heißt es, „nahm den Lombardenbund zu Gnaden auf, sondern der Bund ihn." So endigt die Schrift mit einer unrichtigen Anschauung, wie die ganze Auffassung eine einseitige war. Sie ist aber doch nicht ohne Verdienst, und mag in ihrer lebendigen, wenngleich nicht immer natürlichen Darstellung Manchem eine Zeit näher rücken deren Irrthümer groß waren, an deren Handlungen und Beweggründen die Gegenwart aber nicht selten Vieles lernen könnte.

29.

Johann Hübner's Schauspiel: „Die Bekehrung der Sachsen zum Christenthum."

Der ehemalige Rector am Johanneum zu Hamburg, Johann Hübner, einer der fleißigsten Schriftsteller seiner Zeit und durch seine sehr oft aufgelegten und in ungemein vielen Schulen gebrauchten „Biblischen Historien" noch immer unter uns fortlebend, ist auch Verfasser des Schauspiels dessen Titel die Ueberschrift nannte und das zuerst im J. 1720 erschien, in zweiter Auflage zehn Jahre später als Anhang zu des Verf. „Die ganze Historie der Reformation" (Leipzig). Es ist wol möglich, daß Hübner dieses Stück zur Darstellung für und durch seine Gymnasiasten geschrieben habe. Damals wurden bekanntlich auf den gelehrten Schulen fleißig dramatische Darstellungen gegeben, wie Dies auch auf den Universitäten durch die Studenten der Fall war. Man verstattete Schülern und Studenten gern solche Aufführungen, die in der Regel von den Lehrern selbst geleitet wurden, als eine für längeres angreifendes Studiren entschädigende Ergötzlichkeit, auch um von andern schädlichern Zeitverkürzungen abzuhalten; es ist bekannt, daß selbst Luther und Melanchthon solche theatralische Darstellungen förderten und ihnen fleißig und oft recht herzlich lachend beiwohnten. Es würde, beiläufig gesagt, reichen Stoff zu einer artigen, für die Geschichte des deutschen Theaters nicht unwichtigen Monographie geben, wenn Jemand diese theatralischen Aufführungen auf Schulen und Universitäten ex professo verfolgte und beschriebe. Beiträge zu einer solchen Zusammenstellung finden sich in zahlreichen Schriften zerstreut. Hübner's oben erwähntes Schauspiel ist aber doch so ausführlich und erfodert so viel scenischen Apparat, daß man in Zweifel gerathen dürfte, ob eine Aufführung im Kreise der Schule möglich gewesen sein könne. Auf der andern Seite darf man aber nicht vergessen, daß sich solche Sachen auf dem Papiere immer ganz anders ausnehmen als bei der Darstellung, die gerade bei einer gewissen Aermlichkeit, die der Phantasie den weitesten Spielraum läßt, dem desipere in loco sein volles Recht gewährt. Nicht ohne mannichfaltige Unterhaltung wird man Hübner's „Bekehrung", die dem Schreiber dieser Zeilen unter seinen Büchern zufällig in die Hände fiel, durchblättern. Höchst ergötzlich ist oft der im Geschmack der damaligen Zeit mit französischen Wörtern reichlich ausstaffirte Dialog. Die Späße, sowie die Schimpfwörter, dergleichen natürlich nicht fehlen durften, sind oft mehr als drastisch. Anachronismen kommen häufig vor; es ist von einem Kriege die Rede, „da man mit Butterpretzeln schießt"; Bestechungen mit „Dukaten" kommen vor und Dergleichen mehr. Der Schluß des Stücks ist, nach der damals fast allgemein angenommenen Manier, so eingerichtet, daß alle Personen, ehe „das Theatrum zufällt", in einem Halbkreis sich aufstellen und das Ganze, man möchte sagen, mit einem Couplet schließen, zu welchem die Darsteller dem Range und der Reihe nach und im Charakter ihrer Rolle ihren Beitrag geben. In der „Bekehrung" heißt es gegen das Ende nach diesem Kanon aus dem Munde der einzelnen Personen, die wir der Raumersparniß halber nicht beifügen, unter Anderm also:

Hat Teutschland nicht bisher die größte Noth erfahren.
Als Mord, Brand, Raub und Blut des Krieges Früchte waren!
Die Weser floß mit Blut und Wasser untermischt,
Und in der Elbe ward manch Körper aufgefischt:
Wir waren ohne Gott mit Finsterniß umgeben
Und wußten keinen Weg zu einem bessern Leben. — —
Ich mußte grausam sein auch wider meinen Willen,
Und Niemand war bereit mein Wünschen zu erfüllen.
Wir lebten zwischen Furcht und zwischen Hoffnung hin,
Und oft war der Verlust so groß als der Gewinn. — .
Nun aber freuet euch, ihr Franken und ihr Sachsen,
Nunmehr wird Fried' und Ruh' im teutschen Lande wachsen.

Den völligen Schluß machen die beiden lustigen Personen des Stücks, Circe, „die Kehrfrau im Tempel der Irmensäule", und Arktophylax, „Bärenhüter auf der Ehresburg", mit den Worten:

Vielleicht beschert mir Gott noch einen jungen Erben,
Zum wenigsten will ich nicht als ein Jungmann sterben —

und im Personenverzeichnisse ist ausdrücklich bemerkt, daß diese „zuletzt ein Paar werden".

Es wird den Lesern ohne Zweifel von selbst aufgefallen sein, wie sehr die oben mitgetheilten Worte des Epilogs auf unsere Gegenwart passen; dürften wir nur auch den Worten:

Nunmehr wird Fried' und Ruh' im teutschen Lande wachsen.

wirklich Folge gegeben sehen. Noth thut's!

T.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 255. —— 24. October 1849.

Franz von Florencourt.

(Beſchluß aus Nr. 254.)

Florencourt, der wol urſprünglich in einem der kleinen thüringiſchen Fürſtenthümer ſeinen Wohnſitz hatte nehmen wollen, war in der Abſicht dieſer Gegend zugezogen dort in ländlicher Stille ſeine Geſchichte der Burſchenſchaft zu ſchreiben, welche vom Publicum längſt erwartet wurde. Er begann auch auf ſeinem Weinberge, entſchloß ſich aber bald das begonnene Unternehmen fallen zu laſſen, ſchickte dem Buchhändler das bereits empfangene Honorar zurück, und lebte eine Zeit lang ganz ohne alle weitere Beſchäftigung als die ſich jedem Landbewohner in der Natur darbiete. So lebte und lebt ja auch Jahn in einem der nördlichen Thäler von Thüringen nur der Beſchäftigung die Hof und Garten, und was ſich ſonſt mit ſeiner Häuslichkeit in Verbindung ſetzen läßt, ihm bieten. Mit Karſt und Spaten ackerte Florencourt damals den preußiſchen Grund und Boden um, und erſt nachdem er auf dieſe natürliche Weiſe ſich wahrhaft zum Bürger dieſes Landes gemacht hatte, trat er wieder mit publiciſtiſchen Arbeiten hervor, die von jetzt an alle ſchon, wenngleich bis zur Märzrevolution faſt durchgängig oppoſitionnell, ein ſpecifiſch preußiſches Gepräge trugen. Hatte ſchon immer ein friedliches, ruhiges Bürgerthum ſich am Horizonte aller ſeiner politiſchen Anſchauungen und Wünſche erhoben, ſo waren namentlich dieſe Arbeiten ſo ſinnig und ſo ſehr nach allen Seiten hin beſtrebt der Fülle des concreten bürgerlichen Lebens zu ihrem Rechte zu verhelfen, und ſie von den Feſſeln zu befreien welche ihr der Abſolutismus angelegt hatte, daß wir dieſen im erſten Bande der „Zeitbilder" wieder abgedruckten Aufſätzen in dieſer Beziehung kaum Etwas an die Seite zu ſetzen wüßten. Wir führen hier als Probe einer ſo ſinnigen Beurtheilung brutaler Gewaltmaßregeln an, was er allerdings erſt einige Jahre ſpäter über Itzſtein's und Hecker's Ausweiſung ſagte:

Seine Thäler des Harzes, ſeine thüringiſchen Wälder darf der Deutſche nicht beſuchen, wenn es der Policei nicht gefällt. Itzſtein und Hecker können z. B. keine Rheinreiſe mehr machen.

Er begann mit einem Hymnus auf den neuen König Friedrich Wilhelm IV., deſſen bloßes Auftreten Leben und Bewegung in das bis dahin todte und mechaniſche Staatsleben gebracht habe, und ſah der baldigen Verleihung einer Conſtitution mit Zuverſicht entgegen. Als er ſah, daß er ſich hierin getäuſcht hatte, verſtummte er wieder auf lange Zeit. Dagegen erweiterte ſich der Umkreis ſeiner perſönlichen Thätigkeit über die ſchönburger Feldmark hinaus bis nach dem eine kleine Stunde entfernten Naumburg hin. Ein Zweckeſſen, das man dem nach Berlin durchreiſenden Herwegh gab, und zu dem er aus ſeinem Winzerhauſe nach Naumburg kam, war die erſte Demonſtration an der er dort Theil nahm. Später kaufte er ein von Garten und Weinland umgebenes, an den hohen Saalufern gelegenes ſchlichtes Haus in der nächſten Nähe von Naumburg. Jetzt war ſeine Thätigkeit ausſchließlich darauf gerichtet in der Stadt, deren Bürger er nun war, politiſches Leben zu wecken. Er gründete die Liedertafel, welche anfangs mancherlei demagogiſche Elemente eingeſchloſſen haben mag, und jedenfalls eine mehr politiſche Vereinigung war, ſtiftete in dem nahen Dorfe Almerich (Altenburg) ein Leſezimmer für ſeine naumburger Freunde, kurz, er wußte ſo gut als jeder andere Demagoge den Policeiſtaat auf mannichfache Weiſe zu überliſten. Zum Stadtverordneten gewählt, ſuchte er von Naumburg aus die Idee des geſetzlichen Widerſtandes anzuregen, um den König zu zwingen eine Verfaſſung zu geben. Das naumburger Beiſpiel blieb ohne Nachahmung, und Florencourt mußte mit ſeinen Collegen ausſcheiden. Noch muß hier ſeines bekannten Auftretens gegen Uhlich in einer naumburger Volksverſammlung gedacht werden. Selbſt der Generalſuperintendent der Provinz Sachſen ſagte damals in einem Rundſchreiben an die Geiſtlichen von ihm, daß „ein ernſter Mann von draußen" (Florencourt hatte damals noch erklärt ſelbſt Rationaliſt zu ſein) zuerſt den Kampf gegen die Agitation der Proteſtantiſchen Freunde auf eine wirkſame Weiſe eröffnet habe. Den Proteſtantiſchen Freunden erſchien eine ſolche Oppoſition ſo befremdend, daß Uhlich ſelbſt ſpäter in einem Berichte über die unter freiem Himmel gehaltene naumburger Verſammlung ſagte: zuerſt habe der Regen dieſe geſtört, ſodann aber ſei Florencourt aufgetreten. Es kam ihm alſo deſſen Rede wie eine ſtörende Naturerſcheinung vor. Befremdend aber war dieſe Erſcheinung allerdings. Schon Das machte einen befremdenden Eindruck, als Floren-

court, der von seinem nahegelegenen Häuschen zum Bürgergarten, wo die Versammlung gehalten wurde, herüberkam, seine Rede aus der Tasche hervorzog um sie abzulesen, während der gemeine Mann gerade Das an diesen Versammlungen für wesentlich hielt schön und fließend zu sprechen, sodaß z. B. später Mitglieder einer freien Gemeinde, als sie im Gespräch gedrängt wurden bestimmt anzugeben was sie denn eigentlich wollten, antworteten: sie übten sich im Reden. Da Florencourt den anwesenden Uhlich mit seinen gleichgesinnten Amtsbrüdern Lügner und Heuchler nannte, so erschien nach Beendigung der Rede im obern Stock des Hauses, in dessen Giebel er, auf einem Tische stehend, abgelesen hatte, sein graues Haupt aus dem Fenster hervorsteckend der alte Jahn, und rief die zornigen Worte herunter: „Darauf ist gar keine andere Antwort als mit dem Knüppel aus dem Holzlande." Und somit fehlte es wenigstens nicht an einer malerischen Abrundung der ganzen Scene.

Noch nachdem diese Rede gehalten war, wurde Florencourt, der zwar die Foderungen des Liberalismus leidenschaftlich verfocht, dabei aber doch auch dem Radicalismus ebenso energisch gegenübertrat, die Erlaubniß eines der naumburger Localblätter zu redigiren versagt; hauptsächlich wol deshalb, weil man seine unerbittliche Feindschaft gegen die Bureaukratie fürchtete, die er selbst auf seinem nachmärzlichen Standpunkte beibehalten, und gegen die im vorigen Jahre allerdings vielfach zu Tage gekommene Feigheit der Behörden gerichtet hat. Später brachte ihn die Sprache die er gegen das noch immer nicht constitutionnelle Preußen führte dem noch immer von ihm seiner Tendenzen wegen verfolgten Radicalismus sehr nahe. Auch ergab sich, da nach seinen damaligen Erklärungen über seine eigene Stellung zur Religion sein Angriff auf Uhlich vorzugsweise als ein Act der Kritik erschien, während sie im Grunde doch mehr ein Act des Gefühls war, hieraus ebenfalls ein gewisses Verhältniß zu den philosophischen Richtungen, welche die Protestantischen Freunde wegen ihrer Halbheit verachteten. Dies Verhältniß, das indessen immer nur ein sehr äußerliches blieb, kam in der eine Zeit lang höchst lebhaften Betheiligung Florencourt's an Wigand's „Epigonen" zu Tage. Hier fing er wirklich an die Lesewelt mit dem Thun und Treiben der Studenten bekannt zu machen, leider in der Form von Abhandlungen, mit denen er noch jetzt von einem wesentlich burschenschaftlichen Standpunkte aus direct auf das Leben der Studenten einwirken wollte, anstatt einfach, wie er früher beabsichtigte und jetzt nur nebenbei thun wollte, die Geschichte der Burschenschaft zu schreiben, oder, was die größte Wirkung gethan haben würde, seine eigenen an den köstlichsten Episoden überreichen akademischen Erlebnisse und Erfahrungen zu Grunde zu legen. Sodann lieferte er eine abermalige Charakteristik des Königs von Preußen, die auf diesen selbst, wie man uns in Berlin erzählte, großen Eindruck gemacht haben soll, u. s. w. Sehr bald darauf übernahm er die Redaction des sächsischen „Verfassungsfreundes" in Dresden, und lebte abwechselnd in Dresden und in Naumburg bei seiner Familie. Es war dieser „Verfassungsfreund" das Organ der conservativen (Adels-) Partei in Sachsen. Da es Florencourt aus mehrfachen Gründen nicht mehr möglich war wie einst auf der schönburger Feldmark in der „conservativen Kraft des Ackerbaus" seine Befriedigung zu suchen und sich ganz von der Politik zurückzuziehen, so schien er sich um jeden Preis an ein Staatswesen anschließen zu wollen in dem er aus gutem Gewissen conservativ sein konnte. Ob er sich um des Princips willen nicht etwas Zwang anthun mußte, wenn er gegen das zwar constitutionnelle, aber damals jedenfalls etwas unorganische sächsische Staatswesen, trotz der freilich von ihm fortwährend befehdeten radicalen Elemente, deren gänzliche politische Unfähigkeit in den J. 1848 und 1849 zu Tage kam, Preußen so tief herabsetzte, daß selbst die sächsischen Junker ihm deshalb Vorstellungen machten, lassen wir dahingestellt sein. Ganz seinem Charakter gemäß war es jedenfalls, daß er, nachdem in Preußen sogar mehr als die Foderungen des Liberalismus bewilligt war, sofort dort die Redaction des schon vor dem 18. März 1848 reactionnairen „Volksblatts für Stadt und Land" übernahm. Nicht ohne seiner eigenen Partei einen wesentlichen Dienst zu leisten übertrug ihm dasselbe der bisherige Herausgeber; denn Florencourt, der so lange an der Herbeiführung freierer Zustände gearbeitet hatte, kämpfte als einfacher Schriftsteller bereits gegen das Uebermaß der Freiheit, ehe Diejenigen welche noch vor kurzem ihm nicht allein die Erlaubniß ein kleines preußisches Blatt zu leiten versagten, sondern sogar seiner Aufsätze wegen mehr als eine sächsische Zeitschrift (z. B. die „Vaterlandsblätter" und einen Band der „Epigonen") verboten hatten, sich nur einigermaßen wieder ermuntert und gesammelt. Sowie übrigens sein früherer Versuch durch Organisation des passiven Widerstandes den König zur rechtzeitigen Verleihung jenes Maßes von constitutionneller Freiheit zu nöthigen (Naumburg hatte erklärt weder zu den Provinziallandtagen noch zum ersten Vereinigten Landtage mehr Abgeordnete zu wählen) offenbar wirklich darin seinen Grund hatte, daß er die schon immer von ihm verabscheute Revolution, welche er deutlich herankommen sah, und das gefürchtete Zuviel vermeiden wollte: so können wir uns doch auf der andern Seite, obgleich er noch immer das Banner der Reaction voranträgt, nur sehr schwer zu dem Glauben entschließen, daß er nicht dennoch an dem früher vom Liberalismus herbeigesehnten Maße der Freiheit festhalten will. Seine wiederum so ganz eigenthümliche Stellung beruht nun hauptsächlich darauf, daß die constitutionnellen Fragen bei uns nicht rein unvermischt, sondern in unmittelbarer Verbindung namentlich mit der deutschen Frage aufgetreten sind. Meiner Meinung nach würde Florencourt in der deutschen Frage zu andern Resultaten gekommen sein, wenn er nicht stets nur die innere, sondern zugleich auch die auswärtige Politik unsers Vaterlandes vor Augen hätte. Auf diese nimmt er in seinen publicistischen Arbeiten nur sehr selten Rücksicht, und wo es geschieht, da stimmt er

vielleicht noch jetzt, oft mit dem extremsten Radicalismus zusammen. Freilich ist die auswärtige Politik auch die schwächste Seite des Deutschen Parlaments gewesen, und ich meine nicht, daß dessen auswärtige Politik ihm hätte besondere Achtung einflößen können; allein ein deutscher Schriftsteller, der die Weltlage entschiedener ins Auge faßte, konnte unmöglich sogar die rechte Seite der Paulskirche planmäßig herabsetzen. Ja, selbst wenn die Versammlung eine irrende war, konnte auf ihn die Idee der Versammlung, wie sie so ergreifend in den Worten über dem Sitze des Präsidenten ausgesprochen lag, ihren Eindruck nicht verfehlen.

Theilweise an solchen Einseitigkeiten mag es liegen, daß Florencourt niemals und auch jetzt nicht den Einfluß ausübt zu dem sein publicistisches Talent ihn befähigt. Da wenigstens früher sein Standpunkt sich nach jeder untergeordneten Frage modificirte, und jede solche Frage ihn auf einige Zeit ausschließlich beschäftigte, so trat er, ein alter Landsknecht, bald mit diesem, bald mit jenem Blatte zur Durchführung dieser oder jener Fehde*) in nähere Verbindung. Mit größern politischen Blättern, welche die Erscheinungen der Zeit zunächst widerzuspiegeln suchen, und wenn sie auch dieselben zu leiten bestrebt sind, doch jede Thatsache anerkennen, und die Verhältnisse nehmen müssen wie sie vorliegen, war ihm jede dauernde Verbindung unmöglich. Alle zwischen ihm und verschiedenen Redactionen angeknüpften Verbindungen hörten mit der Märzrevolution auf. Was hätten auch jetzt noch seine nach allen Seiten hin in den Strom der Tagesliteratur ausgestreuten Bedenken helfen können? Er concentrirte sich von jetzt an, und schuf sich jene „Volksblattsgemeinde", wie er sie nennt, die durch ihre Bitten seinen zweiten Auswanderungsplan vereitelte. Zu dieser Gemeinde gehören auch mehre ganz talentvolle junge Leute. Es darf überhaupt in einer Zeichnung von Florencourt's Persönlichkeit der Zug nicht vermißt werden, daß er fortwährend mit jüngern Leuten verkehrt, die er zuweilen schon vom Radicalismus vollkommen zu seinem eigenen Standpunkte bekehrte. Als er bei Schönburg wohnte, fanden dort und auf der nahen Rudelsburg Zusammenkünfte der Burschenschaften von Jena, Halle und Leipzig statt, die wol hauptsächlich auch um seinetwillen dorthin verlegt waren. Selbst zu Anfang seines Aufenthalts in Naumburg war er noch wesentlich ein alter Burschenschafter, und wußte relegirten und consiliirten Studenten im nahen Almerich einen angenehmen Aufenthaltsort zu sichern. Noch als Stadtverordneten genirte es ihn nicht mit jenaischen Studenten, welche rothe Mützen auf dem Kopfe und das verpönte Schwarzrothgold auf der offenen Brust trugen, durch die Stadt zu ziehen.

Seine ganze Vergangenheit und so auch diese Zeit, obgleich erst wenige Jahre dazwischen liegen, mag jetzt wie durch eine ungeheuere Kluft von Florencourt getrennt sein. Er hat neuerdings seinen festen Wohnsitz in Rostock genommen, um dort eine Zeitung im Geiste der „Neuen Preußischen Zeitung" zu begründen. **H. Pröhle.**

*) Seine literarischen Arbeiten in d. Bl. kommen hier, als wesentlich einem andern Gebiete angehörend, nicht in Betracht.

Drei Bände vermischter Schriften von Cousin.

Diese Bände, unter dem Titel „Oeuvres littéraires", zeichnen sich durch alle diesem Schriftsteller eigenthümlichen Vorzüge aus. Im ersten Bande finden sich die trefflichen Studien über den Text der Pascal'schen „Pensées", die seit einigen Jahren ein so tiefes Interesse erregt haben. Bei der Kritik des Textes ging Cousin in ihnen auf die Lehre Pascal's selbst ein, und die Schlüsse zu denen er hierbei gelangte sind mit den hergebrachten Ansichten mehrfach in Collision getreten. Der zweite Band ist Pascal's Schwester, Jacqueline, gewidmet, für welche Cousin eine große Bewunderung hegt. Was er dem Bruder entzog hat er der Schwester vielleicht zu freigebig wiedergegeben; im Uebrigen aber fließt seine Hochschätzung aus der Bewunderung die er für die Frauen des 17. Jahrhunderts überhaupt hegt. Im dritten Bande endlich veröffentlicht er die interessanten Briefe der Frau von Longueville, und bei diesem Anlaß äußert er, daß, sollten es seine Studien erlauben, er eine Galerie der berühmten Frauen aus dem 17. Jahrhundert herausgeben möchte. „Ich würde", sagte er, „ein Buch daraus machen in dem kein Wort von mir geschrieben stände, und in das ich doch mein ganzes Herz niedergelegt hätte." Die Hoffnung vielleicht diesem Traume einst Wirklichkeit verleihen zu können ist ihm in seiner Einsamkeit ein Reiz und eine Stärkung für die Arbeit. Daher sammelt er eifrig Bruchstücke von unedirten Briefwechseln und handschriftlichen Memoiren, in Folge welcher Bemühungen er denn auch die neuen Briefe der Frau von Longueville herausgegeben hat, „die Briefe dieser reizend-wunderbaren Frau, die voll Stolz zugleich und voll Milde, mit blauen Augen, blonden Haaren und mit der Stirn des großen Condé, so ungestüm in der Politik und so hingebend in der Liebe, dann plötzlich reuig, demüthig und zitternd verschwand in dem Kloster der Karmeliterinnen zu Port royal." Ueber Jacqueline Pascal, die unglückliche Bewohnerin desselben Klosters, spricht sich Cousin so aus:

„Ich will dem Leser jetzt eine ganz andere Gestalt vorführen, aber ohne Schmuck und Putz, so wie ich sie eben unter meinen Papieren gefunden habe, die Gestalt eines geistvollen Kindes, das mit ein wenig mehr Bildung ein unvergleichliches Geschöpf werden konnte. Schön und liebenswürdig, von ernstem aber liebreichem Gemüthe, dabei mit einer bewundernswerthen Dichtungsgabe ausgestattet, und zum Abgott einer Familie und eines ausgewählten Kreises geboren, verzichtet sie, von überspannter Frömmigkeit ergriffen, auf die Freuden der Welt, bemüht sich die Gaben der Natur zu vernichten, und wird im 26. Jahre Nonne, um bald darauf unter den Aengsten eines ruhelosen Gewissens zu sterben."

„Jacqueline Pascal ist noch bewundernswerther als Gilberte, Pascal's andere Schwester. Der Himmel hatte ihr alle Geistesgaben neben dem Liebreize der Frau verliehen. Sie stand ihrem Bruder weder an Verstand noch an Charakter nach, und man kann nur ahnen was aus ihr geworden wäre, wenn sie voll Ehrgeiz alle Sorgfalt auf die Ausbildung ihrer Fähigkeiten verwandt hätte. Soll ich mich ganz offen aussprechen? Im Port royal sind die Frauen vielleicht noch merkwürdiger, sicher wenigstens ebenso groß als die Männer! Gleicht die Mutter Angelika nicht Arnauld an Unerschrockenheit der Seele und Erhabenheit des Gedankens? Nicole kann ich nicht über die Mutter Agnes stellen, denn diese vereint mehr Kraft als er mit ebenso viel Sanftmuth. Und hat ihre Nichte, Angelika von St.-Jean, in der Leitung von Port royal nicht eine Klugheit, eine Umsicht, einen Muth bewiesen, um den ihr Bruder, der Minister, sie beneiden konnte? Welcher Mann hat mehr gewagt, mehr gerungen, mehr und duldsamer gelit-

ten als alle diese Frauen? Auch sie haben Verfolgung, Schmach, Verbannung und Gefängniß gekannt, und alledem getrotzt: was sie schrieben, schrieben sie mit einer erhabenen Einfachheit. Man muß in ihnen einen Geist und einen Sinn von stählerner Härte erkennen, und gäbe man solchem Geiste die gehörige Bildung, er würde zu einem Meisterwerke werden. Was ist denn auch in der That der Stil anders als die äußere Erscheinung des Gedankens und des Charakters? Wer kleinlich denkt und weichlich fühlt wird niemals Stil bekommen! Wessen Bewußtsein aber erhaben ist, und geschwängert mit körnigen und kraftvollen Ideen, und wessen Geist mit diesem Bewußtsein auch in Einklang steht, in dessen Schriften wird man hier und da Lichtstrahlen des Genius hervorleuchten sehen, und wenn zu diesen natürlichen Anlagen dann das Studium und die Reflexion kommt, so ist ein fruchtbarer Keim zu einem großen Schriftsteller vorhanden. Die Mütter Agnes und Angelika haben viel geschrieben; was fehlte ihnen aber, ebenso wie dem Bruder Arnauld, um Musterschriften zu hinterlassen? Sie kannten das Geheimniß nicht für Gefühle und Gedanken gleichlautende Worte zu finden. Die geheimnißvolle Kunst aber, hätten sie dieselbe auch gekannt, würden sie gar verachtet und verschmäht haben, weil sie sich nicht mühten ihren Genius vor der Welt leuchten zu lassen, sondern im Gegentheil ihn in Demuth und Entsagung zu ersticken. Sie schrieben so wie sie sprachen, und nur von Zeit zu Zeit entschlüpft ihnen ein schöner Satz vermöge der Gewalt eines mächtigen Gedankens. Da ihnen jedoch die Kunst fehlt, so ist in den Zwischenstellen, wo die Leidenschaft schweigt, ihr Stil unbehelfen, nachlässig, trocken und langweilig. Das Genie bedarf nicht minder der Ausbildung als der gewöhnliche Mensch, und um zum Ruhme zu gelangen muß man ihn lieben. Die glücklichsten Anlagen reichen nicht hin; der Wille, Ausdauer und eine unermüdliche Wachsamkeit müssen hinzukommen, um Verirrungen zu vermeiden und gute Neigungen zur Gewohnheit zu machen. Die Bewohnerinnen von Port royal wollten das Heil ihrer Seele sichern, und machten hierzu große und mühevolle Anstrengungen. Die Hälfte derselben, verwendet auf ihren Geist, würde hingereicht haben sie zu Schriftstellern ersten Ranges zu erheben."

„Eine Schülerin der Mutter Angelika und der Mutter Agnes, begabt und leidenschaftlich wie diese, machte sich Jacqueline wie ihre Lehrerinnen eine Pflicht daraus Alles was sie an leidenschaftlicher Auffassung und an Talenten besaß zeitig zu unterdrücken, oder vielmehr ihrer Natur eine andere Richtung zu geben. Sie hat daher die Vollkommenheit die sie erstrebte erreicht, leider nicht die welche sie geringschätzte. Wir bekennen, es gibt nichts Vollkommenes in Jacqueline's Schriften, aber überall leuchten ihre schönen Naturanlagen vor. Wir besitzen einige Stücke in Prosa und Versen von ihr, die in verschiedenen jansenistischen Sammlungen zerstreut sind; der Verf. dieser Zeilen wird sie sammeln und sammt einer großen Menge noch unbekannter Schriften, besonders vieler Briefe an ihre Schwester und ihren Bruder, herausgeben. Man darf durchaus Nichts unbeachtet lassen was zur tiefern Erkenntniß dieser wunderbaren Familie beiträgt."

Das ist eine neue Anschauung von Jacqueline Pascal; diese keimende Größe hat noch Niemand in dieser Frau erkannt. Cousin zeigt uns Jacqueline so wie er sie sieht, wie er sie zu erkennen glaubt oder vielmehr wie sein Geist sie sich geschaffen hat. Seine Interpretation macht sie größer als sie wol in Wirklichkeit ist; das Original kann die Copie beneiden.

31.

Bibliographie.

Boden, A., Gesammelte kleine Schriften. Frankfurt a. M., Lizius. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Edelmann's, J. C., Selbstbiographie. Geschrieben 1722. Herausgegeben von C. R. W. Klose. Berlin, Wiegandt. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fischer, K., Diotima. Die Idee des Schönen. Philosophische Briefe. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hofmann, v., Zur Geschichte des Feldzuges von 1815 bis nach der Schlacht von Belle-Alliance. Koblenz, Bädeker. Gr. 8. 15 Ngr.

Hopp, F., Atlasshawl und Harrasbinde, oder: Das Haus der Confusionen. Posse mit Gesang in zwei Aufzügen. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Lazarus Polkwitzer von Nikolsburg, oder: Die Landparthie nach Baden. Posse mit Gesang in zwei Aufzügen. Ebendaselbst. Gr. 8. 15 Ngr.

Jahn, G., Gesammelte Schriften. 3ter Band: Der Brautstand. Stettin, Weiß. 8. 12 Ngr.

Lamartine, A. v., Geschichte der französischen Revolution von 1848. Aus dem Französischen von A. Reclam. 2ter Band. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Schimmer, K. A., Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich; dessen Leben und Wirken bis zu seiner Thronentsagung. Nach authentischen Quellen und Mittheilungen. Mit dem Portrait des Kaisers in Stahlstich und dem Facsimile seiner Handschrift. Wien, Keck u. Sohn. Gr. Lex.-8. 1 Thlr.

Zitz, Kathinka, Variationen in humoristischen Märchenbildern. Mainz, v. Zabern. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Alberti, A., Die rheinischen Schwurgerichte, das öffentliche und mündliche Verfahren, ein Vortrag gehalten am 11. April 1849 zu Gotha. Nicht für Juristen und Schriftgelehrte, sondern für Bürger und Ackersleute. Arnstadt, Reinhardt. 16. 2 Ngr.

Berthold, A. A., Am 28. Aug. d. J. 100 nach der Geburt Goethe's in einem Kreise Göttingischer Verehrer und Verehrerinnen dieses großen Genius über seine Anatome comparata vorgetragen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 16. 2½ Ngr.

Das Criminal-Gesetz am Pranger des gesunden Menschenverstandes. Leipzig, Weller. 1850. 8. 5 Ngr.

Noch eine Erwiderung auf den Brief Herrn Harkort's an den Arbeiter-Verein in Leipzig. Glauchau, Cramer. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Grundsteuer und das Recht. Eine Betrachtung von T. K. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Grundzüge zu einer neuen Finanz-Verwaltung für den preußischen Staat mit Rücksicht auf seine veränderte Regierungsform und seine Stellung zu Deutschland. Ein Wort zur Verständigung aller streitenden Parteien von G. S. Berlin, Gebauer. Gr. 8. 5 Ngr.

Zwölf politische Monats-Rundschauen, vom Juli 1848 bis dahin 1849. Berlin, Brandis. Gr. 8. 15 Ngr.

Ranke's philosophische Ansichten über die Kammer-Minoritäter. Eine interessante Unterhaltung zwischen Ranke und Brenneke. Stenographirt von Ullo Bohmhammel, bei organisirter Bürgerwehrs-Vize-Gefreiter. Berlin, Hopf. 4. 1½ Ngr.

Deutsche Parlaments-Chronik. Ein politisches Schulbuch für's deutsche Volk. Herausgegeben von J. Meyer. 2ter Band. 21ste bis 24ste Lieferung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Lex.-8. à 5 Ngr.

Riedel, H., Dorfbilder. Drei Erzählungen für Hoch und Niedrig. Der Pelz. Das Sonntagskind. Das Christbäumchen. Mit 3 Stahlstichen. Gera, Kanitz. 1850. 8. 10 Ngr.

Ronge, J., Europa darf nicht kosakisch, Europa muß frei werden. Ein Sendschreiben. 3te Auflage. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. Gr. 8. 2 Ngr.

Venedey, J., Der Schrecken soll uns nicht schrecken! Der Haß uns nicht zum Hasse treiben! Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. Lex.-8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 256. —— 25. October 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Zweiter und letzter Artikel. *)

In dem ersten Schreiben von Berlin aus (September 1812) welches ich von Frau von Woltmann erhielt gedenkt sie (in Folge der von mir gegebenen kritischen Anzeige) ihrer letzten Schrift: „Das Lebensgesetz, die Formen und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens." Was bei dieser Gelegenheit von Anerkennung dem damals von mir redigirten „Königsberger Literaturblatt" gezollt wird gebührt, ich weiß es nur zu gut, meinen Mitarbeitern und den bessern Journalen Deutschlands, denen ich nur nachgestrebt habe. Etwas was mich sogleich angenehm bei jenem ersten Briefe überraschte war die höchst eigenthümliche, kräftige, fertig ausgeschriebene Handschrift, deren Charakter durchaus Männlichkeit ist, dem denn aber auch das stricte Urtheil, der specielle Gedankenausdruck völlig entsprechen. Es heißt unter Anderm:

Sie haben in dem „Königsberger Literaturblatt" meiner Schrift: „Das Lebensgesetz", mit so ausgezeichneter Güte gedacht, dadurch zu deren Verbreitung so wesentlich gewirkt, daß mich Dies zu innigem Danke verpflichtet. Seit ich mich mit jener Schrift beschäftigt habe, bin ich der Literatur welche damit nicht in Zusammenhange steht fremd geworden; was ich gesprächsweise erfuhr diente meist nicht zum Anreiz mich damit zu befassen. So entging mir denn auch die Kenntniß Ihrer Zeitschrift, und ich wurde auf das erfreulichste überrascht durch zwei gütige Mittheilungen des Blattes welches Ihre Anzeige meiner Arbeit enthält, von Seiten des Hrn. Professor Reiser und Seiner Excellenz des Hrn. v. Schön, auch inne zu werden, daß in Deutschland ein öffentliches Organ vorhanden sei durch welches Vernunft und Menschlichkeit mit der ihnen eigenthümlichen Ganzheit, Wärme und Würde sich wider jene Menge erklärten in deren Mitte ich zum Theil lebe, und welche, versunken in Idololatrie des Quantitativen, Sinnlichen, im besten Fall des Bildlichen, auf das Sinnliche oder auf dunkle Vorstellungen Bezüglichen, größtentheils verwandelt ist, wie die Gefährten des Odysseus. Gern würde ich mich unter die Fahne rühen welche Sie erhoben, wüßte ich, daß Ihnen Dies angenehm sein könnte. Unter meinen Papieren befinden sich ungedruckte Briefe Woltmann's aus den J. 1790—1800. Sie enthalten lebendige Schilderungen bekannter literarischer Personen und des literarischen Treibens zu Göttingen und Jena in jener Zeit, sie stellen eine frische und edle menschliche Persönlichkeit dar. Paßten sie in die Richtung Ihrer Zeitschrift, würde ich sie Ihnen so gern mittheilen, als kleine Aufsätze, fast Aphorismen, von mir gelegentlich niedergeschrieben, wie Zeit und Zustände Dies veranlaßt. Eigenthümlich erfreulich war mir auch die ersten anerkennenden Worte über meine Arbeit von Königsberg her zu erhalten, wo Kant gelehrt hat, Herder geboren ist, Hippel schrieb — aus Hamann kann ich mir Nichts machen.

Man wird schon hier, außer jener frauenzimmerlich liebenswürdigen Stilweise und Aufrichtigkeit, die da gesteht in dem Magus aus Norden sich nicht zurecht finden zu können, und nebenbei Herder in Königsberg geboren sein läßt, auch das Außergewöhnliche, das Hohe und Resolute der Weltanschauung der trefflichen Frau gewahr werden. In einem der Briefe aus dem J. 1843 heißt es:

Hat Ihnen mein Brief eine frohe Stunde machen können, gehört Dies zu den angenehmsten meiner Empfindungen, und Sie haben durch Ihr gütiges Schreiben, sowie durch den Besuch Ihres Freundes, der so gut war es mir persönlich zu überbringen, mir Gutes reichlichst mit Gutem vergelten. Durch jenen Freund sind Sie mir auch in bestimmtern Zügen aus dem Nebelhaften allgemeiner Bekanntschaft getreten, und mit bestimmterer Empfindung wende ich mich an Sie. . . . Was Sie gelitten haben (durch den Druck der damaligen Zeit; unter Anderm war das „Königsberger Literaturblatt", zu großem Nachtheile für mich, plötzlich verboten und nun wieder gestattet worden, was aber doch eine halbjährige Unterbrechung jenes Journals und später sein Aufhören zur Folge hatte) kann ich mir genau vorstellen, wenn ich meine persönlichen Erfahrungen während aller Zeiten meines Lebens überdenke, wo meine Thätigkeit in das öffentlichere Leben eingriff. Wie Ihnen ist auch mir von jeher die schriftstellerische Thätigkeit etwas Heiliges gewesen, und ich kann sagen, wäre es möglich, daß ich eine Sache schriebe der keine ideale Vorstellung zum Grunde läge, und wäre diese Sache mir mehr gelungen als je Etwas, und wäre mir dadurch der glänzendste Erfolg gesichert, ich stäche sie ins Feuer. Woher Ihnen Verfolgungen gekommen, sind sie mir seit der Erscheinung meines Buchs gekommen (das „Lebensgesetz" nämlich); keine positiven, nicht weniger empfindliche; die lobendste Zurückweisung, ein vornehmes Uebergehen, falsche Anzeigen und was des kleinlichen Märtyrerthums mehr ist, dem der Egoismus jedes freisinnigere Streben unterwirft. Aber lassen wir uns verachten, schief beurtheilen, von oben herab verwerfen, und zeigen wir, wie Byron so schön sagt, ein allertragend Auge; stehen wir standhaft für den Zweck das Wahre wirklich zu machen; er trägt uns, wie das Meer Denjenigen welchen der weiche Fluß in seine Wellen versinken lassen würde. . . . Auch für mich war das Verbot Ihres Blattes eine persönliche Kränkung; der Richtung desselben zufolge betrachte ich mich als Ihre Verbündete, und

*) Den ersten Artikel theilten wir in Nr. 177—180 mit. D. Red.

was meine Befähigung leisten kann (nun das Blatt wieder in das Leben tritt) werde ich mit der größten Freude dafür thun. Weltmann's Briefe sende ich Ihnen der Folge nach bis zu einer gewissen Zeit. Sie schildern einen Charakter frisch, gediegen, gesund, geistvoll, schwungvoll. Dieser Eindruck ist ein wesentlicher bei der Sammlung. Wählen Sie aus derselben oder lassen Sie der Folge nach drucken, wie es Ihnen gefällt. Von mir sende ich Bruchstücke aus Briefen, die erste Abtheilung eines Aufsatzes über die Sprache: Laut, Ton, Klang, Stimme, Sprache. Ich möchte das Ganze gern der Deutschen Gesellschaft in Königsberg überreichen. Dann sollen kleine Abhandlungen folgen über die Stile der Kunst bei den Neuern, das Classische, Romantische, Tragische, Komische, Humoristische. Den Brief über mein Buch möchte ich hinausschieben (er sollte „Das Lebensgesetz" erläutern). Ich arbeite an einem Bande: „Das Lebensgesetz." Erste Ausführung der Lehre. Er wird fünf Abhandlungen enthalten, wovon vier durch Baron Humboldt, Professor Trendelenburg und Dr. Fortlage veranlaßt, in Briefform an diese Herren gerichtet sind. 1) Die absoluten Formen der irdischen Lebensmanifestation; die Grundformen der Erkenntniß ihrer Beziehung nach auf diese Formen; Wesen der Willensfreiheit des Menschen. 2) Beziehung des irdischen Lebens auf das planetarische Leben und auf sich selbst. 3) Zulänglichkeit des Lebensgesetzes als Princip der Vernunft und zu Erklärung der Zwecke der höhern Thätigkeit des Menschen. 4) Wesen und Entwickelung der Sprache. 5) Zulänglichkeit der organischen Bewegung zu Hervorbringung so zusammengesetzter Organe wie das Auge. Mit diesem Bande möchte ich eine neue durchaus vermehrte und verbesserte Auflage meiner Schrift, von der Sie so vortheilhaft geurtheilt, verbinden, und kurz vor dem Erscheinen erst wieder auf diese die Aufmerksamkeit lenken. Erwartet habe ich davon eine viel lebhaftere Wirkung. Die Wahrheit, welche sich zuerst darin dargelegt findet, ist so einfach, so groß, so beseligend; sie hat mich Jahre hindurch so erhoben und beglückt, daß ich dachte, sie müsse ähnliche Wirkungen auch auf Andere äußern. Allerdings, die besten Geister haben das Buch als wichtig aufgefaßt; hier zumal Baron Humboldt und Professor Trendelenburg. Die herrschenden Philosophien, Schelling's und Hegel's, suchen es dagegen zu ignoriren und in Stillschweigen zu begraben. Dergleichen geht noch in Deutschland; die öffentliche Meinung singt hier noch Chor, sie hat keine Stimme wie schen in Frankreich oder England. Uebrigens hat sich hier (in Berlin) die Philosophie neugestaltet, und der Richtung welche sie genommen gehört meine Arbeit an; ja, sie ist ein Schritt weiter in der neuen Bahn, der bald Alles folgen wird. Der Ruhm diese eröffnet zu haben gebührt dem Professor A. Trendelenburg. Lassen Sie sich dessen „Logische Untersuchungen" nicht entgehen; ein Buch voll penetrantem, gediegenem Scharfsinn, voll gründlicher Gelehrsamkeit, im würdigsten Ton. Das ganz Schiefe, Unhaltbare der Grundbegriffe Hegel's, das Unvollständige der Herbart'schen Lebensauffassung enthüllt Trendelenburg mit siegender Klarheit. Er zeigt die Bewegung als Factor des Lebens, wie auf sie die Begriffe von Zeit, Raum, die Ideen a priori beruhen. Dieses Buch erschien 1840. Die Hegelianer schwiegen über dieses wichtige Buch; als unbedeutend wurde es übergangen, bis endlich der Autor seine Hauptsätze auf Art eines Manifestes hervorhob und in der „Jenaer Literaturzeitung" bekannt machte. Nun war es mit dem Uebergehen vorbei. Zwei Recensionen erschienen, eine ganz unwürdige, jämmerlich inepte in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik"; eine gehaltvollere von Weiße in Fichte's Journal; auch die letztere ist dem beurtheilten Werk keineswegs gewachsen. Professor Trendelenburg hat übrigens, wie Herbart das Leben überhaupt, die Bewegung rein vom mathematischen Standpunkt betrachtet. Er hat das Absolute, die Art ihrer Beziehung auf die Kraft, das Selbstbestimmte, Vernünftige der Kraft nicht aufgefaßt, sich auf die specielle Beziehung zwischen Verkörperung und Bewegung nicht eingelassen. In diesen Beziehungen führt mein Buch seine Arbeit weiter. Gegen Trendelenburg haben sich nun die alten und neuen Hegelianer hier vereinigt, und eine Zeitung beschlossen (wahrscheinlich ist die von Michelet in dieser Zeit herausgegebene gemeint), welche wol bestimmt ist die Ruge'schen „Jahrbücher" zu ersetzen. Trendelenburg ist zum Ziel infidiöser Klätschereien gemacht, die er würdevoll zurückgewiesen hat. Durch meine Arbeit bin ich mit ihm bekannt geworden. Er scheint mir als Charakter so gediegen wie als Geist, und es wird ein harter Stand sein welchen die Hegelianer, auch als Phalanx, wider ihn zu behaupten haben werden. Für die Bekanntmachung mit Ihren literarischen Vorlesungen („Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen", Danzig 1842) danke ich Ihnen sehr. Sie gedenken der wahren Quelle und der wahren Heilmittel unsers literarischen Jammers. Ist Ihnen „Le compagnon du tour de France" in die Hände gefallen? Das Buch hat mich sehr beschäftigt und angezogen durch edeln Sinn, Schärfe und Milde des Verstandes. „Thomas Thyrnau" — noch mehr Lüge, Unwissenheit, Albernheit als die frühern Romane der Verfasserin. So sagen meine Freunde, so schließe ich aus Dem was sie davon sagen; ich kann mich an die Lecture nicht bringen.

Daß in dem Allen eine Frau spricht welche weit über das Niveau vielgepriesener Bildung und Gesinnungsweise hinausragt, und daß wir früher nicht zu viel behauptet haben, wenn wir Karoline von Weltmann den edelsten Frauen unserer Nation beigesellten, wird man schon nach solchen Aeußerungen wie die bisherigen zuzugeben nicht abgeneigt sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Choiseul und seine Zeit von Kurd von Schlözer. Berlin, Besser. 1848. 8. 22½ Ngr.

Das Lesen dieser Monographie — denn Biographie würde eine unrichtige Bezeichnung sein, weil Choiseul lediglich von dem Standpunkte seines staatsmännischen Lebens und Wirkens aus betrachtet ist — hat uns wenigstens einen doppelten Genuß gewährt: einmal weil dieselbe Etwas werth ist, das Verlangen nach einer gediegenen geschichtlichen Belehrung befriedigt und um ein triviales Bild uns zu erlauben, gleichsam zu den wenigen Fettaugen gehört die auf den trüben Wassern der Literatur der Gegenwart herumschwimmen; zweitens aber auch deshalb, weil es für den denkenden Geschichtskenner einen eigenthümlichen Reiz hat mit der Geschichte der Diplomatie und der Fürstenstellung einer Zeit zu verkehren die mit der unmittelbaren Gegenwart einen so schneidenden Contrast bildet. Man wird durch die vorliegende Schrift recht lebhaft daran erinnert, daß gewaltige Revolutionsstürme über den Grund und Boden der westeuropäischen Staaten dahingebraust sein und die Atmosphäre derselben durchfegt haben müssen. Schreitet man nun zu einer Vergleichung zwischen jener Zeit und unserer Gegenwart, so erkennt man allerdings ohne Schwierigkeit, daß jene Stürme die höhern Schichten der staatlichen Atmosphäre in merkwürdiger Art gereinigt oder wenigstens geklärt haben; man nimmt aber auch ebenso leicht wahr, daß durch dieselben ein Staub aufgewirbelt worden ist der den politischen Dunstkreis in neuer und eigenthümlicher Art theils bereits verdüstert hat, theils noch mehr zu verdüstern droht und noch ist die Macht nicht gefunden welcher der neue Reinigungsproceß unbedenklich und mit Aussicht auf einen schönen und heilbringenden Erfolg anvertraut werden könnte. Wir wollen jedoch aus begründeter Besorgniß, uns zu weit von unserer Aufgabe zu entfernen, diese politische Beleuchtung nicht

weiter verfolgen, und uns durch das allbekannte Wort, das man der Zeit vor den Revolutionsstürmen unbedenklich an die Stirn schreiben könnte: „Quidquid delirant reges plectuntur Achivi", den Uebergang bahnen zu dem Zeitalter dem Choiseul angehörte.

Die Familie deren Sprößling Choiseul war gehörte zu den ältesten Frankreichs: sie konnte ihren Stammbaum bis auf die Zeit der Capetinger zurückführen, aber gleich dem übrigen französischen Adel mußte auch sie sich der Uebermacht des Königthums unterwerfen, und ihre Sprößlinge erscheinen seit dieser Zeit in den höchsten Kreisen der königlichen Beamtenwelt. Es sind aber Alle kernige, ehrenfeste Naturen, voll Treue für ihr Königshaus und Hingebung für den Ruhm ihres Vaterlandes und ihres Geschlechts. Der Eine derselben, Karl von Choiseul, nimmt an den Kämpfen der Ligue rühmlichen Antheil, und sorgt überall mit kräftigem Arme für die Erhaltung der Ordnung und des Rechts. Er stirbt als Marschall von Frankreich mit 34 Wunden bedeckt, nachdem er an 47 Feldschlachten und der Belagerung von 53 Städten theilgenommen. Sein Neffe Cäsar war der Waffengenosse Schomberg's.*) Später übernimmt er die Führung der französischen Armee in Italien, und gibt als den Truppen der Proviant ausgeht 45,000 Fr. aus eigenen Mitteln her um seinen Soldaten die nöthigen Subsistenzmittel zu verschaffen. Zur Zeit der Fronde ist er einer der Wenigen die sich tapfer für den Hof herumschlagen, und wird daher Chef der Regentschaft. Auch er stirbt mit der Marschallswürde bekleidet. Der Großvater unsers Choiseul war Generalgouverneur von S.-Domingo, und fiel in einem Seetreffen gegen die Engländer. Seine Frau war die Tochter des östreichischen Generals Grafen von Stainville, dessen Güter ihm unter der Bedingung zufielen, daß er nebst seinen Nachkommen den Namen Stainville annehme. Sein Sohn diente daher als Marquis von Stainville im französischen Heere, und wurde später Gesandter des Herzogs Franz von Lothringen in Paris. Diesem ward am 28. Juli 1719 unser Choiseul geboren: er war also acht Jahre jünger als Kaunitz, mit dem er eine Reihe von Jahren an den politischen Combinationen und den Geschicken der mächtigsten westeuropäischen Staaten den wesentlichsten Antheil hatte. Ihr großer Gegner William Pitt, ebenfalls aus einem altadeligen Geschlechte stammend, war 1708 geboren und Beiden wie an Alter so an geistiger Befähigung und Charaktergröße überlegen. In den Händen dieser drei größten Staatsmänner ihrer Zeit liefen die Fäden zusammen an welche die Stellungen, Bewegungen und Schicksale Frankreichs, Oestreichs und Englands geknüpft waren. Choiseul's Einfluß und Macht ward durch die Frau von Pompadour gegründet, deren Gunst er eben sowol durch Eigenschaften gewonnen hatte wie sie am damaligen französischen Hofe beliebt waren, als durch das zweideutige Verdienst die Eifersucht jenes Weibes gegen Ludwig XV. zur rechten Zeit erweckt zu haben. Es war aber für einen Mann wie Choiseul, der stets neue und wohldurchdachte Pläne im Interesse Frankreichs in seiner Seele trug, keine leichte Sache leitender Minister zu sein unter Verhältnissen von denen d'Argenson sagte: „Wer ein ehrlicher Mann ist, dem traut man heutzutage nicht viel Verstand zu; wer aber ein geriebener Bösewicht ist, der gilt für geistreich, dem schenkt man Achtung." Wie war es möglich großartige und entscheidende Pläne mit Ernst und Ausdauer festzuhalten und durchzuführen von Seiten eines Hofs in dessen Mitte eine feine Frivolität Platz genommen, und von wo aus gar bald mit ihrem ätzenden Gifte alle Adern des Volkslebens durchdrungen wurden, von Seiten eines Hofs wo man tanzte, bescherte, spielte, ohne nur im geringsten zu merken, daß sich der Boden immer mehr höhle auf dem man die tollsten Lustbarkeiten trieb. Man witzelte, man höhnte, man rüttelte an Allem was recht und heilig ist, und jedes Wort fand Anklang, sobald es nur geistreich war. Aber eben Dies legt für die geistige Befähigung Choiseul's und für seinen Patriotismus das rühmlichste Zeugniß ab, daß er mitten in diesem sinnenverwirrenden Rausche des Hofs weder die eigene Besonnenheit verlor noch die Aufgabe und Stellung Frankreichs einen Augenblick vergaß. Und sein ebenso schwacher als undankbarer Gebieter, Ludwig XV., sah sich genöthigt, nachdem er ihn von sich gestoßen, die ehrenvollste Anerkennung auszusprechen die dem Verstoßenen nur immer hätte zu Theil werden können: „Hätte ich Choiseul bei mir behalten, so wäre Polen nicht getheilt worden." Choiseul's richtiger Blick offenbarte sich als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zuerst in der Auffassung des Bündnisses Frankreichs mit Oestreich zum Sturze Friedrich's des Großen, eines Bündnisses das vor seinem Antritte des Ministeriums unter dem Einflusse der Pompadour abgeschlossen worden war. „Ich bin vom Anfange an der Meinung gewesen", sind seine Worte, „daß der Krieg in Deutschland, er mag glücklich oder unglücklich enden, uns nie zu einem ehrenvollen Frieden führen kann; wie nun gar, wenn wir so viele Verluste erleiden?" Er sah sehr richtig den Hauptfeind in England, daher sein Plan alle Macht Frankreichs und seiner Verbündeten gegen dieses aufzubieten, daher die mächtigen Zurüstungen zu einer Landung in Britannien in ähnlicher Art wie sie später mit noch größern Mitteln Napoleon auszuführen gedachte: Choiseul's Politik ward in dieser Richtung ein Erbtheil Frankreichs. Daß übrigens Ludwig XV. seine bisherige Verbindung mit Preußen einer Coalition mit Oestreich zum Opfer brachte, und in Folge Dessen an dem sogenannten Siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen sich betheiligte, dazu vermochten ihn hauptsächlich religiöse Beweggründe, wie aus den hinterlassenen Papieren Choiseul's neuerdings bekannt worden ist: der Protestantismus, als dessen bedeutendste politische Stütze der König von Preußen mit Recht angesehen ward, sollte unterdrückt werden. Dieses Geständniß machte lange nachher Ludwig XV. seinem Minister Choiseul.

Die Aufhebung des Jesuitenordens (1762 und 1764) in Frankreich war ein Werk der Pompadour und Choiseul's: die Erstere konnte dem Orden den Stolz nicht verzeihen den sie von einigen Mitgliedern desselben zu ertragen gehabt hatte, und der Letztere war ein zu eifriger Schüler der Encyklopädisten, deren Haupt Diderot noch dazu bei der Pompadour Zutritt hatte, um nicht die Jesuiten zum wenigsten lästig zu finden, zumal da sie auch thätig und theilweise mit Erfolg bei mercantilischen Unternehmungen betheiligt waren, was namentlich in einem Falle unangenehme Folgen gehabt hatte. Und der schwache Ludwig vermochte dem Andringen Choiseul's und der Pompadour nicht lange zu widerstehen, trotzdem daß ihm die größte Ehrfurcht gegen diesen Orden in seiner Jugend eingeprägt worden war, und sein alter Minister Fleury ihn gelehrt hatte: Die Jesuiten verbreiteten zwar schlechte Lehren, sie wären aber als nützliche Werkzeuge zu Allem zu gebrauchen. Genug, der Jesuitenorden fiel in Frankreich durch Choiseul wie kurz zuvor in Portugal durch Pombal; Spanien folgte diesem Beispiele bekanntlich sehr bald.

Nachdem Choiseul, immer von dem Gedanken geleitet Englands wachsende Größe und seinen steigenden Einfluß zu brechen, der sich schon 1748 bei dem Friedensschlusse zu Aachen so allgewaltig gezeigt hatte, den pacte de famille mit den Bourbonischen Thronen trotz Pitt's Gegenbestrebungen erlangt hatte, ein Gedanke den Ludwig Philipp in der jüngsten Zeit bekanntlich so eifrig wiederaufnahm, zogen die Zustände und Verhältnisse der Insel Corsica seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Wichtigkeit dieser Insel für Frankreich richtig erkennend, mit der Unfähigkeit der Genueser dieselbe ihrer Botmäßigkeit wieder zu unterwerfen genau bekannt, und ihre

*) Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf die Biographie dieses merkwürdigen deutschen Kriegs- und Staatsmannes im „Historischen Taschenbuche", Jahrgang 1849.

Verlegenheit, die mit jedem Jahre des Kampfes gegen die unbeugsamen und tieferbitterten Corsen wuchs, geschickt benutzend, machte Choiseul ihnen Kaufanträge: der Handel kommt auch in der That 1768 zu Stande, und trotz Englands Groll ward die gekaufte Insel behauptet, und ist bis auf diesen Tag eine französische Besitzung geblieben.

Choiseul richtete aber seine Blicke und seine diplomatische Thätigkeit nicht allein auf den Occident, sondern zugleich auch auf den Orient: Aegypten sollte unter französische Oberhoheit gebracht werden, um von hieraus fortan alle Expeditionen im Mittelmeere, das er zu einem französischen See zu machen strebte, und in den indischen Gewässern zu leiten, die Engländer von der Küste Koromandel und von den Gangesufern zu vertreiben, und das Unternehmen Hyder Ali's aufs kräftigste zu unterstützen. Auch in diesem Plane ist er, wie allgemein bekannt Napoleon's Vorgänger gewesen. Gleich diesem warf er aber auch sein Augenmerk auf die Hohe Pforte, als den Stützpunkt, von wo aus Rußlands weiteres Umsichgreifen gehindert werden könne, und Frankreichs Ehre erfodere es, meinte Choiseul, in Verbindung mit der Pforte die ins Mittelmeer eingedrungene russische Flotte zu vernichten. Aber mit diesem Plane stieß er auf entschiedenen Widerwillen und Widerspruch bei seinem Gebieter, der im Geheimen schon lange bearbeitet worden war den nie ruhenden und immer mit neuen Plänen hervortretenden Minister abzudanken. Der Boden war unterhöhlt auf welchem der Minister rastlos den kühnsten Bau seiner Entwürfe fortzuführen wagte, und während er noch unablässig darauf bedacht war den Glanz und den Ruhm seines Landes zu heben, wurde schon von allen Seiten auf die Vereitelung seiner Pläne, auf seinen Sturz selbst hingearbeitet. Und er erfolgte 1770, sodaß der Gestürzte den Schmerz erlebte von dem fürchterlichen Brande der türkischen Flotte im Hafen von Tschesme zu hören, statt der russischen Marine diese Katastrophe bereitet zu sehen. Doch gewährte die Anerkennung die ihm die französische Nation für sein Wirken zu Theil werden ließ dem gestürzten Minister einen werthvollen Trost in jenem Schmerze.

Als Anhang hat der Verf. seiner Monographie ein Verzeichniß der werthvollsten Quellenschriften beigegeben. Wir vermöchten zwar das Eine und das Andere noch hinzuzufügen, allein gelehrte Leser werden Das selbst vermögen, und die nicht gelehrten würden es uns mit Recht keinen Dank wissen. Wir scheiden mit Dank von dem Verf.: sein Buch hat uns einen Genuß bereitet, für den wir um so dankbarer sein zu müssen glauben in Tagen, wo es so viele redende und schreibende Leute gibt, die wie sie dünkelhaft vermeinen Geschichte machen, aber an sie nicht glauben und folglich auch von ihr Nichts verstehen. **K. Zimmer.**

Neapolitanische Pünktlichkeit.

„A glance at revolutionized Italy: a visit to Messina, and a tour through the kingdom of Naples, the Abruzzi, the Marches of Ancona, Rome, the States of the Church, Tuscany, Genoa, Piedmont, etc. in the summer of 1848, by *Charles Mac Farlane*" (2 Bde., London 1849) ist der Titel eines Werks welches schon deshalb dem Einen gefallen, dem Andern mißfallen wird, weil es der östreichischen Herrschaft in Italien das Wort redet, und auf jeder Seite die Verbesserungen hervorhebt welche während der letzten Jahre durch ganz Italien im Fortschreiten gewesen und vom Sturm der Revolutionen zum Stillstand gebracht worden sind. Ob die neapolitanische Pünktlichkeit hierunter begriffen sein kann, dürfte sich aus folgender Stelle ergeben:

„Als wir uns in der procaccia, wie der Wagen heißt welcher den Briefcourrier nach Popoli und Aquila in den Abruzzen bringt, Plätze genommen hatten, wurden wir ernstlich bedeutet für und fertig Punkt 10 Uhr im Posthause zu sein. Wir waren es, erblickten aber weder Courrier noch sonstige Vorbereitung zur Abfahrt. Wir gingen nach dem Molo hinab, die Straße dem Castello Nuovo gegenüber auf und nieder, dann zum Stelldichein zurück. Nichts von Courrier, von zugerüstetem Wagen oder einem Pferdeschwanze, auch weder Mann noch Junge der eine verständliche Antwort oder in Betreff der Abfahrt Auskunft geben konnte. Nun gingen wir an die Ecke der Rua Catalana und verbrachten eine gute halbe Stunde mit dem Verzehren von Wassermelonen und im Gespräche mit dem Verkäufer derselben, einem echten Neapolitaner, uomo del popolo. Dann kehrten wir zum Posthause zurück und erhielten von einem Beamten oder Unterpostmeister den Trost: «Subito, Signori, subito.» Aber von Pferden war Nichts zu sehen, auch Nichts vom Courrier oder von seinen Briefbeuteln, ohne welche wir doch nicht fort konnten. Als die Uhren Mitternacht schlugen, wurden die Briefbeutel in den Wagen gelegt und trat der Courrier aus einem Zimmer unter der Einfahrt. Nun endlich geht's fort. Nicht die Probe. Der Courrier verschwand wieder. Mit ihm schwand meine Geduld und in der Landessprache, wahrscheinlich auch einigermaßen laut und mit einem Anfluge neapolitanischer Gesticulation fragte ich, was diese Unpünktlichkeit und fortdauernde Säumniß eigentlich bedeuten solle. «Signori», antwortete ein Bursche in einer weißen Nachtmütze, «man will sich erst die Seele mit einer Messe erfrischen.» «Wer ist denn der Mann der um diese Stunde in eine Messe läuft?» polterte ich. «Den Pepino und der Postillon der Sie fahren wird auch der Herr der bis Sulmona mitreist», erklärte die weiße Nachtmütze. «Aber eine curiose Stunde zum Messehören», sagte ich. «Niente affatto, mit Eurer Excellenz Erlaubniß, morgen oder vielmehr heute, denn es ist bereits heute, ist ein großes Fest der heiligen und gebenedeiten Jungfrau, und jeder Christ muß Messe hören, und auf der Landstraße ist keine Zeit zum Messehören, und Christen bleiben Christen, und es heißt auch in den Abruzzen wären schußfertige Räuber und man könne ermordet werden.» Von diesem letztern Theile der Rede der Nachtmütze hatten wir bereits gehört, waren aber schon so oft belogen und getäuscht worden, daß wir keinem Gerüchte mehr glaubten. Ich fragte also den Mann, in welche Kirche jene zu ihrer Messe gegangen. Er erwiderte, sie wären in gar keine Kirche gegangen; es gäbe im Posthause als unentbehrlichen Theil der Anstalt eine Kapelle für Mitternachtsmessen, und zeigte die Thür die dahin führe, wenige Schritte von uns. Wir gingen und gewahrten innerhalb der Thür eine schmale Treppe, wo es wenigstens stark nach Weihrauch als nach Taback und andern Gerüchen duftete. Wir glaubten uns in der Weisung geirrt zu haben, als das Klingeln eines priesterlichen Handglöckchens uns eines Andern belehrte. Wir stiegen die steinerne Treppe hinauf und kamen in eine kleine Kapelle — von der Größe einer mittlern englischen Unterstube —, wo ein hoher, mit Teppichen behangener Priester Messe las, und acht oder zehn Menschen auf den Knien lagen und sich bekreuzten. Unter diesen waren unser Courrier, Postillon und Reisegenosse. Alle Drei sahen beim Scheine der Mitternachtskerzen sehr feierlich aus, der feierlichsten der Courrier: Folge des unveränderlich Ernsthaften seines Gesichts. Mit Ausnahme der messa cantata dauert keine Messe lange, ob inmitten des Tags oder der Nacht. So waren wir bald wieder im Freien, die Pferde mit den klingelnden Glocken kamen heran, der feierliche Courrier besah das Anspannen, und nachdem er einige der schlaftrunkenen, murmelnden Packer, einschließlich unsers Freundes in der weißen Nachtmütze, heruntergehunzt, setzten wir uns ein und rollten fort. Es war 1 Uhr Morgens am 15. August." 2

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 257. —— 26. October 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 256.)

Es war für mich ein unendlicher Schmerz, als ich bald nach dem Beginne unsers brieflichen Umgangs die Schreckensnachricht erhielt, die vortreffliche Frau habe einen Schlaganfall erfahren. Das allein gereichte mir zu einiger Beruhigung, daß der Anfang des Briefs von ihrer eigenen, mir so werthen Hand geschrieben war, wenn ich auch allerdings in den geliebten Zeilen um Etwas den festen charaktervollen Zug der frühern Handschrift vermißte. Sie schrieb:

Verzeihung, wenn ich so spät mein Versprechen in Bezug auf das „Literaturblatt" erfülle. Schon sehr nervenkrank und immer mehr den ganzen Winter, hat mich um Mitte des Februar ein Schlaganfall ganz daniedergeworfen und dem Tode sehr nahe gebracht. Dank der Sorgfalt und Geschicklichkeit meines Bruders, der Pflege und Liebe meiner Geschwister und Freunde, verkürzt an geistiger Fähigkeit und hergestellt bin ich bis auf Weiteres. Die verlorene Sprache ist wieder da, die Handschrift zeugt noch von der lahmen Rechten, und ich darf so gut als gar Nichts thun. Nicht einmal weiter schreiben, denn schon melden sich wieder Ohrensausen und Schwindel.

Nun folgte noch Einiges von fremder Hand. In diesem Dictirten heißt es in der der herrlichen Frau so durchaus eigenthümlichen, unerschütterlichen Tapferkeit nach einem Erfahren welches auch manchen Muthigen entmuthigt haben würde:

Möge Ihre Gesundheit sich befestigen, wie ich Dies von der meinigen hoffe. Alle Kräfte wollen wir dann der guten Sache zuwenden und frisch durch die Brandung des Unsinns steuern welche sich dagegen in den entgegengesetzesten Richtungen erhebt.

Ich muß mir die Bemerkung hier erlauben, daß einige Briefe der Frau von Woltmann, die alle von Berlin aus geschrieben wurden, ohne Datum sind, weshalb ich denn der Zeit nach die Reihenfolge nicht verbürgen kann. Mir wurde die große, unbeschreibliche Freude zu Theil, daß die werthe Freundin sehr bald sich um Vieles erholte, daß sich sogar die frühere Frische der Handschrift wieder einfand, und daß sie aufs neue auch ihre geistige Thätigkeit, ohne welche ihr edles Leben nicht lange hätte bestehen können, wieder fortsetzen durfte, wenn auch mit einer gewissen Anstrengung und mit großen Unterbrechungen. In Betreff meiner Verehrung für sie, ihres Befindens und dergleichen mehr schreibt sie:

Sie sehen mich zwar in einem verschönernden Lichte, und ich muß besorgen bei näherer Bekanntschaft in meinen eigenen Schatten zu treten. Solches ist immer der Fall beim Verkehr mit den Besten, wogegen die Schlechten Einen mit ihrer eigenen Schlechtigkeit in der Vorstellung und Darstellung besudeln, wie ich Solches in Bezug auf Woltmann und mich kürzlich wieder durch den Ritter von Lang erfahren. Bei den Beziehungen ersterer Art pflegt dagegen Herzlichkeit zu ersetzen was die Verehrung bei näherm Verkehr einbüßt, und dabei ist Gewinn. Ich bin wieder ganz wohl, aber noch sehr nervenangegriffen. Das Arbeiten erschöpft mich, hat es noch so kurze Zeit gedauert; die Rede soll deutlich sein wie zuvor; mir scheint Das nicht so, wenigstens kostet das deutliche Reden mir Anstrengung; Zunge, Gedächtniß und die rechte Hand werden zugleich matt und lahm, das Herz dagegen unnatürlich lebendig. Von Abnahme der Denkkraft habe ich bisher, Gott sei Dank, Nichts gespürt. Auch während meines Anfalls verlor ich nie die Besinnung, der Körper erstarrte um den Geist und verfiel dann in die größte Schwäche. Sie erhalten diesen Brief mit einem Packetchen Manuscript: möge er Sie gesund treffen muthig der Verleumdung, der äußerlichen Verachtung der Gegner, die innerlich weder achten können noch verachten, entgegenzutreten.

Noch kündigt mir Frau von Woltmann eine kritische Anzeige des Werkes des Barons von Minutoli an: „Die neuern Straf- und Besserungssysteme", welche auch im „Königsberger Literaturblatt" abgedruckt worden. Sehr interessant äußert sie sich über ihr individuelles Verhältniß zur Sprache also:

Gefällt Ihnen von den Mittheilungen aus meiner Feder das Eine oder das Andere nicht, lassen Sie es ohne Scheu fort. Ich vertraue in dieser Hinsicht dem Urtheile Anderer mehr wie dem eigenen. Mit der Sprache muß ich ringen. Ihre Einfachheit, Bestimmtheit, Klarheit wurde mir immer schwer, maulfaul sogar mit der Feder, und wenn die innere Bewegung welche alle Faulheit überwindet auch dieser Herr wird, meist so hingerissen, daß ich einer Fülle von Nebengedanken nicht die gehörige Berücksichtigung bemessen, so wenig als ihnen alle Berücksichtigung entziehen kann. Seit meiner Krankheit hat Dies zugenommen; darunter leidet mancher tiefe und gute Gedanke.

Welche Bewunderung muß man einer Frau zollen die einen so aufgeschlossenen Sinn für das Denken hatte, welche in einem solchen Grade indem sie über ihre Hinfälligkeit klagt den Reiz des Denkens und ihre geistreiche Art zu denken anspruchslos zu gleicher Zeit

verräth, während so Viele ihres Geschlechts selbst bei der Lecture nicht sowol für den Gedanken als vielmehr für das bloße Ereigniß Interesse haben, geschweige daß sie im Stande sein sollten ihre eigenen Zustände psychologisch zu ergründen! Frau von Woltmann gedenkt in demselben wie in andern Schreiben der Prinzessin von Preußen als einer „geistreichen und wissenschaftlichen Fürstin". In demselben Briefe schreibt sie:

Eines Mannes Werk, der in Königsberg lebt, lernte ich durch mein Buch („Das Lebensgesetz") kennen, und war von dem Geist und Charakter dieses Werkes, von so vielen, meine Ansichten bestätigenden Thatsachen und Ansichten innig erfreut; das Buch heißt: „Physiologie als Erfahrungswissenschaft", von Burdach. Hätte ich es früher gekannt, wie würde ich es benutzt haben. Jetzt noch wünschte ich ihm meine Arbeit zu senden; aber schon bin ich darüber hinausgewachsen und würde sehr Vieles anders angreifen, umständlicher belegen, daß die Wahrheit die es enthält klarer aufträte und noch viel zudringlicher als jetzt; denn die Wahrheit soll zudringlich sein: so scheue ich Jenes zu thun, bis ich eine neue Auflage meines Buches veranstaltet habe und das Bändchen fertig gearbeitet welches die erste Ausführung der in ersterm enthaltenen Lehre liefert.

Die verehrte Frau hat im Folgenden die Güte meiner häufigen Kränklichkeit zu gedenken, und fährt dann fort:

Ich möchte in Ihrer Nähe leben und Ihnen bisweilen zusprechen können: das lebendige Wort hat in seiner Unmittelbarkeit aus der Seele eine geheimnißvolle Kraft. Ich werde wieder stärker, ich sehe gesund aus, bisweilen aber noch sehr angegriffen, und fühle mich noch sehr matt und unfähig zu meinem seligen Glück, zur Arbeit. Indessen lese ich, und Dies kann ich ertragen.

Sie kommt mit höchster Anerkennung und Freude auf die Werke Wilhelm von Humboldt's zu sprechen, und freut sich namentlich manches Vorurtheil über den herrlichen Mann, welches sie von früher her gehabt, ablegen zu können. Wie würde sie gefrohlockt haben, wäre es ihr vergönnt gewesen noch dessen köstliche „Briefe an eine Freundin" zu erleben! Sie schreibt:

Indem ich von mir noch Nichts senden kann, gebe ich (für das „Königsberger Literaturblatt") fernere Briefe von Woltmann in Abschrift. Ich liebe diese Briefe überaus; der Ton in den Briefen von Wilhelm v. Humboldt an Forster erinnert an den Geist in denselben. Wie schöne, zeitgemäße Sachen sind in W. v. Humboldt's Werken, Band 1 und 2. Eine Abneigung Woltmann's gegen W. v. Humboldt; eigene Abneigung gegen das Kaltherzige seines Paradoxen aufstellenden und liebenden streitsüchtigen Wesens, dem das Paradoxe, nicht das Wahre zu behaupten Freude der Rede war, so viel ich ihn kannte, und Das war nicht viel, haben mein Urtheil über den Mann wie jene Werke ihn in jener Zeit darstellen verrückt. Es war mir eine große Freude es zu berichtigen und mit zu ehren und zu lieben, wo so viele Menschen die ich ehre und liebe verehren und lieben; denn ich bin eine große Freundin der Gemeinsamkeit in Ansichten und Gefühlen. Ein anderes schönes Buch las ich auch in diesen Tagen, das Leben des Scotus Erigena von Staudenmayer. Ich hätte jene Freisinnigkeit und Tiefe in der katholischen Kirche nicht gesucht. Merkwürdig, daß diese in den neuesten Tagen die Lehre von Bautain in Strasburg: daß die menschliche Vernunft nicht ausreiche zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten, als unkanonisch verurtheilt, und daß ein Beschluß der Concilien vom Lateran 1513, den andere Beschlüsse bestätigen, bestimmt, daß in der Theologie nicht unwahr sein könne was richtig in der Philosophie. In unserer Zeit gehen bei derselben Sache immer die widersprechendsten Erscheinungen Hand in Hand.

Auf einen meiner Briefe (aus dem J. 1843), in welchem ich mich über das höchst Unerquickliche in einem großen Theil unserer literarischen Zustände geäußert, erwidert Frau von Woltmann:

Was Sie mit Unmuth erfüllt ist das Märtyrerthum, dem Jeder sich unterwerfen muß der es nur mit der Vernunft und dem Edeln halten kann, sie zu seinen Göttern und die Ausbreitung ihres Cultus zu seinem Lebensgeschäft macht. Es gehört ein Theil Gemeinheit, je mehr je besser, dazu, wer es ersehen und behäglich in dieser Welt der Menschen leben will. Seit ich lebe, habe ich jenes Märtyrerthum getheilt, bei den Schicksale Woltmann's, erlebt in meinem eigenen Schicksale, so eigenthümlicher Art, so gewaltig als Sie es irgend auch erleben müssen. Ich sehe umher und sehe jeden Menschen ihm unterwerfen der als echter Mensch lebt und fühlt und trachtet. Blicken Sie wohin Sie wollen, auf Christus, Sokrates, Rousseau, Hölderlin, den Unglückseligen, auf Byron, dessen Tage von Ruhm gestreckt, von Ansehen und Reichthum, auf Napoleon's ungeheure Erfolge — was war durch ihre Tage gewebt: Faden für Faden? — Verleumdung, Herabsetzung, Zurücksetzung, Ungerechtigkeit, Fehlschlagung. Was schien der Ertrag ihres Strebens? — es schien verloren. Woltmann hat 1801 zuerst die Idee des Denkmals für Friedrich II., der Art wie es jetzt aufgestellt wird, gegeben, die Idee zu einer Universität, die Idee Berlin zu einer deutschen Stadt zu machen, wie der jetzige König von Preußen sie ausführt; Beime enthusiasmirte sich für diese Vorstellungen, Hardenberg; aber er (Woltmann) ehrte und liebte die Größe Napoleon's, er entwickelte den Schaden welchen die Hetzereien Englands wider diesen thäten; eine Cabale zwischen dem elendesten Gentz, Müller, dem Grafen von Entraigues, dem Gesandten Englands, Jackson, dem Gesandten Schwedens, Graf Engström, dessen Frau die Geliebte Jackson's war, und dieses Verhältniß so schamlos trieb, daß sie im Kindbett eine Dame, die sie besuchte und der sie ihr Kind zeigte, fragte: „Ne trouvez-vous pas que l'enfant ressemble beaucoup à Jackson?" die dabei ihren schwachen Mann regierte, hintertrieb die Fortsetzung des Journals („Geschichte und Politik", 1800—5) das mit deutscherm Geiste geschrieben war und deutscherm Gemüth als je ein Buch sein mag, verschrie ihn als Verräther, unterwarf ihn allen möglichen gesellschaftlichen Kränkungen: es war mir seit seinem Tode und damals immer eine Erhebung wie er ging, mit Wahrheit und Freude strahlender Stirn, dahin blickend über jene Nichtswürdigkeiten.

Nun kommen Einzelheiten, die wir leider nicht mittheilen dürfen. Zuletzt fügt die edle Frau noch hinzu:

Es gibt (indessen) unter jenem Windhafer so manches edles, gediegenes Korn. Es gibt in Deutschland ein stilles, kluges Publicum. Sehen Sie nicht rechts, nicht links, lassen Sie Ihre Polemik nie ungeduldig, nie verdrießlich, nie finster werden, stehen Sie unerschütterlich!... Ich sende Ihnen neue Briefe Woltmann's und meine Anzeige, vielmehr meinen Aufsatz über das Buch des Herrn von Minutoli. Ein der sollen in Preußen Gefängnisse nach Art der Modelzuchthäuser errichtet werden, leider zeigt sich bei den ständischen Verhandlungen über das Strafgesetz, wie wenig überhaupt in dieser Hinsicht die Principien klar gefaßt sind. Alle diese Dinge habe ich bei dem Aufsatz berücksichtigt. (Vergl. „Königsberger Literaturblatt", 1843, Nr. 58 fg.) Wäre es nicht anmaßend, möchte ich den Titel so stellen: Betrachtungen über das Verhältniß des Staats zu den Verbrechern aus seiner Mitte, veranlaßt durch das Buch dann den Titel, hierauf: und mit Berücksichtigung

desselben. Mir liegt an dem Aufsatz und dessen Wirkung; streicht ihn die Censur oder scheint er Ihnen ungeeignet, schaffen Sie ihm womöglich Aufnahme in die „Kölner Zeitung", sonst senden Sie mir ihn recht schnell zurück.... Es geht mir immer besser, ganz gut noch keineswegs, und meine Freunde verhehlen mir nicht, daß sie mich wie Jemand betrachten der an der Thür steht. Ich fühle mich lebenskräftig; unser göttliches Leben aber dauert auch fort im Tode, jenes bedeutet nicht nothwendig Etwas für dieses Leben. Mein Herz klopft immer unregelmäßig, ungestüm, mein Puls geht ungleich; ich leide in der rechten Seite an einer schwachen Stelle, und von dieser aus erstrecken sich Krämpfe durch Schenkel und Arme und gehen alle jene Uebel aus. Dahin wirken Arzneien, die sehr wohl thun; aber wird der Organismus sich wieder zur Regel bringen? Ich kann leider nicht wie ich sollte geistesunthätig sein, und habe kein Geld zu einer Reise, welche Dies mit sich brächte, oder vielmehr geistige Thätigkeit anderer Art als jene die mich ruinirt hat. In diesen letzten Wochen bin ich sehr ergriffen durch Krankheit und Tod der Mutter einer vertrauten Freundin. Sie war eine Freundin Schiller's, Jean Paul's und ward von ihm in „Titan" gezeichnet. Sie war eine Freundin Herder's, Fichte's, Woltmann's. Ich kannte sie nicht zu meinen Freundinnen zählen, obgleich wenig Menschen sie gewiß lange so herzlich geliebt und immer so gewürdigt wie ich. Seit 30 Jahren und länger war sie blind. Geistig liebte sie das Dunkele, die Bedeutsamkeit des Tones, nicht die Klarheit des Sinns; aber mit einer grandiosen Ahnung, einer Seele welche gleich das Vornehme, das Berühmte, das Herrliche und Hohe ehrte. So lebte sie nur im Moment; er war ihr Genie, ungestüm erfaßt, wie immer er kam oder war, und sofort vergessen; der Zusammenhang ihre Schwäche. Dabei lag ein ungeheurer Stolz, eine edle Einfalt, eine naive Selbstverkennung und ein allgemeines Wohlwollen, zumal gegen Untergeordnete, in ihrem Wesen. Herder sagte von ihr: „Zu den klugen Jungfrauen gehören Sie nicht, denn Sie verschütten immerfort das Oel; die Flammen jedoch schlagen Ihnen über den Kopf zusammen." Ich schrieb einst meiner Schwester über sie: man müsse bei ihr nicht das Thun, sondern das Höhere, das Sein, mögen. Erstaunt las ich nach ihrem Tode in einem Briefe Jean Paul's an sie die Worte: „Liebe Beständige, Unbeständige!" was Dasselbe sagt. Sie war aus reichsritterlichem Adel, eine ihrer Aeltermütter war die Gemahlin des Barbarossa, einer ihrer Vorfahren starb auf dem Schaffot mit Konradin. So sinkt ein ganzes Stück Vergangenheit zu Grabe; so reinigt sich vom Frühern Tag für Tag mehr das Bild der neuern Zeit.

(Die Fortsezung folgt.)

Enthüllungen über den Charakter und die Politik Ludwig Philipp's.

Die Veröffentlichung der geheimen Papiere Ludwig Philipp's enthält die werthvollsten Actenstücke, welche manche bisher dunkeln Partien in dem Leben und der Politik des Königs der Franzosen erst in ein klares und vollständiges Licht setzen. Die „blinden Leidenschaften" haben gierig nach dem Portefeuille des Königthums gesucht, und Hr. Taschereau hat den Inhalt desselben in der „Revue rétrospective" dem öffentlichen Urtheile übergeben. Auf Grund dieser Briefe und Correspondenzen hat Eugène Pelletan mit seiner feinen Gruppirungskunst eine charakteristische Zusammenstellung alles Dessen verfaßt was die Beurtheilung des Grafen v. Neuilly erleichtert, so zwar, daß er sich streng an die Verlassenschaft der Tuilerien hält, und nur Resultate aus beigefügten Belegstellen zieht. Diese verdienstvolle Arbeit theilen wir so gedrängt als möglich unsern Lesern mit.

Die fast immer vertraute Correspondenz Ludwig Philipp's ist ein wahrhaftes Glaubensbekenntniß. Wir wollen es nur gleich zu Anfang aussprechen: sie schmälert in keiner Weise den Grad von Hochachtung welcher Ludwig Philipp geschichtlich zukommt. Der König war tief innerlich überzeugt in seinem Herzen, folglich auch aufrichtig und bestimmt in seinen Worten. So ist er. So zeigt er sich offen mit den Vorzügen und Mängeln seines Charakters.

Seine Correspondenz ist weitschweifig, und in einem sehr nachlässigen Stil abgefaßt: fast auf jeder Zeile finden sich englische, spanische, italienische und lateinische Worte in den Text gemischt. Man könnte sagen Ludwig Philipp gebe in seinen Briefen allen Sprachen Europas Audienz.

Der König hatte Viel gesehen, Viel erfahren. Er hatte in einem Menschenleben alle Wechselfälle des Schicksals erschöpft. Prinz von Geburt und doch an die Revolution gekettet, General und Proscribirter schon im 20. Jahre, hatte er von Jugend an den Kreislauf der öffentlichen Meinung kennen gelernt, hatte die Ungerechtigkeiten und Täuschungen der Parteien gesehen. Allein seine bittern Schicksale und Unglücksfälle lebten in seinem Gedächtnisse nur fort um bisweilen unter einem Lächeln der Duldung, wir wollen nicht sagen des Skepticismus, auf seine Lippen zu treten.

Ludwig Philipp war in der That Skeptiker manchen Ideen gegenüber, und wir haben nicht den Muth ihm hieraus einen Vorwurf zu machen. Nachdem er lange Zeit von Grenzstein zu Grenzstein die Kette seines Exils fortgeschleppt, Europa um Rath gefragt, und Staatsmänner für sich gewonnen hatte, nachdem er Zeuge gewesen war von den Ueberschwemmungen der Revolution und dem Zusammensturz des Kaiserreichs, hatte er sich eine Art mittelmäßiger Philosophie aufgestellt, welche lediglich darin bestand die Contraste zu neutralisiren. Er nahm von Allem Etwas auf, ein wenig Liberalismus und ein wenig Vorurtheil, ein wenig Demokratie und ein wenig Privilegium, und hierzu brachte er dann noch seine natürliche Mäßigung und besonders viel Positivismus.

Das ist der bedachteste und vorsichtigste Geist der je eine Nation beherrscht hat! Er vergaß nie welcher Ideengang ihn in die Tuilerien eingeführt hat, er verfolgte treu die Politik der Interessen. Er war im Besitz aller ihrer Vorzüge, aber was seine Stärke war Das ward an einem einzigen Tage auch seine Schwäche. Seine Aufgabe war eine Regierung des Uebergangs; er personificirte zwei sich feindlich gegenüberstehende Mächte, die Tradition und die Demokratie. Er ward das Opfer dieser zweideutigen Bestimmung, die in ihm ein Königthum und eine Revolution zusammengefügt hatte. Als die Zukunft ihm verloren ging, wendete er sich wieder der Vergangenheit zu. Napoleon sprach gegen das Ende seiner Herrschaft von seinem Oheim Ludwig XVI., Ludwig Philipp gefiel sich darin zu erzählen, daß der jüngere Zweig durch eine Filiation näher von Heinrich IV. abstamme als die ältere Linie.

Eines Tags hatte er zu seinen Füßen eine Krone gefunden; er hatte sie aufgenommen. Er herrschte, aber er selbst war nie recht überzeugt von der Legitimität seiner Dynastie. Man erzählt, daß er als er den Boden Englands betrat ausgerufen habe: Frankreich hat's gegeben, Frankreich hat's genommen, der Name Frankreichs sei gelobt! Rührende Worte fürwahr, die den königlichen Hiob in seinem Unglück nur ehren.

Ludwig Philipp verstand weder sich selbst ganz noch seine Zeit. Er sah von der Nation immer nur die eine Seite, die Thatsache; er sah die andere nie, den belebenden Gedanken. Er war in den Tuilerien gleichsam die lebende Natur der Vergangenheit. Er beargwöhnte nicht die Größe des französischen Genius; er wollte die öffentliche Meinung nicht selbst kennen lernen. Er las sie nur aus dem Lächeln seiner Höflinge heraus, und erklärte mit einer Art kindischen Vergnügens, daß er nie ein Buch oder ein Journal in die Hand nehme. Nur bei zwei Gelegenheiten ging er von diesen seinen Gewohnheiten ab, zuerst als er eine Note im „Moniteur" erscheinen ließ, welche die Dotation des Herzogs von Nemours verlangte, und dann als die Eroberung der Smala

einen Schimmer von Popularität auf den Herzog von Aumale werfen zu wollen schien.

„Mein lieber Minister", schrieb er an Guizot, „ich habe diesen Morgen gegen meine Gewohnheit alle Journale durchblättert, um zu sehen was man über den Artikel, die Dotation betreffend, sagt. Das Aufsehen das er erregt befremdet mich nicht, und scheint mir ein günstiges Anzeichen. Die wahnsinnige Erklärung des «Constitutionnel» verräth nur den Zorn ꝛc."

Das also ist die erste Journallecture welche sich Ludwig Philipp erlaubt. Da folgt nun auch gleich die zweite.

„Mein theurer und vielgeliebter Sohn", schreibt er an den Herzog von Aumale, „die Wirkung deiner That ist unbeschreiblich. Ich schicke dir da drei Journale mit, deren Artikel mir die bedeutendsten zu sein schienen; denn diesmal bin ich von meiner Regel nie Zeitungen zu lesen abgewichen."

Also in 17 Jahren kümmerte sich Ludwig Philipp nur zwei mal und noch dazu nur aus Neugier, bei Gelegenheit von Familienfragen, um die Meinungen der gallsüchtigen Scribler, der folliculaires, wie er die Journalisten nannte. Er dachte nicht daran, daß die Mehrzahl seiner Minister, Guizot, Thiers, Salvandy, Vivien, Passy u. s. w., solche Scribler gewesen waren, und ihre Schule in dem Journalismus durchgemacht hatten. Dieser unerschütterliche Stoicismus gegen die im Druck ausgesprochene öffentliche Meinung des Landes hielt ihn jedoch nicht davon ab die Journale der Aufmerksamkeit des Parquets zu empfehlen.

„Ich verhalte mich persönlich indifferent gegen die Angriffe der Zeitungen, ich verachte sie recht gründlich. Im Uebrigen, meine ich, muß man sich gegen sie verhalten wie in dem von Tasso besungenen Walde: wenn man bei seinem Auftreten den Dolch in der Hand und die Lanze in Bereitschaft hat, so kann der endliche Erfolg nicht außenbleiben. Ich hoffe also, daß wir auf einer kräftigen Verfolgung der Journale mit allen gesetzlichen Mitteln verharren werden."

Mit allen gesetzlichen Mitteln! Ludwig Philipp bewies immer vor dem Buchstaben des Gesetzes die tiefste Achtung. Die geschriebene Regel war sein zum Gesetz gewordenes Bewußtsein; er hat dasselbe niemals verletzt. Sein letztes Wort als er die Tuilerien verließ war eine Protestation im Namen des Gesetzes.

„Wohl verstanden, Sire", sagte Cremieux in dem Augenblicke in dem der König das Palais verließ, „die Regentschaft gehört der Herzogin von Orleans."

„Nein, nein", erwiderte lebhaft Ludwig Philipp, „sie gehört wol dem Herzog von Nemours. Das Gesetz hat ihn zum Regenten erklärt, und wir müssen das Gesetz achten."

Der König zeigte sich mehr als Rechtsgelehrter denn der Advocat.

Wir würden diese Ehrfurcht Ludwig Philipp's vor dem geschriebenen Buchstaben nicht so bewundern, wenn dieselbe in der Geschichte von Frankreich nicht vollkommen neu wäre. Die vorhergehenden Regierungen haben alle ihre Ungesetzlichkeiten, ihre Rechtsverletzungen, ihre Ausnahmegerichte gehabt. Ludwig Philipp, der in gewissem Sinne mitten in Aufständen regierte, ließ sich nie zu einer Rachehandlung hinreißen. Freiwillig nahm er die Freiheit auf; er dehnte sie nicht weiter aus, aber er achtete sie überall wo sie in der Gesetzgebung vorgeschrieben war.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen war er der erste liberale König; er war auch der erste Fürst des Friedens. Aus dem Frieden machte er den Ruhm seiner Regierung, er hatte ihn in seinem Geiste förmlich systematisirt. Er wollte ihn nicht nur mit einem unbestimmten Verlangen, gleichsam als die beste Bedingung für das Glück seiner Staaten, nein, er wollte ihn mit aller Energie, da er ihn geradezu für die Grundlage des Bestandes von Europa erklärte.

„Wenn der Krieg ausbricht", sagt er öfters in seiner Correspondenz, „wird England das Amerika des Nordens und das übrige Europa das Amerika des Südens werden."

Man sieht hieraus, daß er im Fall eines allgemeinen Staatsbankrotts England den übrigen Nationen voranstellt.

Ohne Zweifel dehnte er sein System zu weit aus. Er schonte unsere leichte Empfänglichkeit, unser feines Ehrgefühl nicht genug. Er meinte er hätte diesem zur Genüge geschmeichelt, indem er das Kaiserthum auf Leinwand, in Stein und in Marmor, auf den Elyseischen Feldern, in Versailles und bei den Invaliden verherrlicht. Er bemühte sich nur in unserer Einbildungskraft die Poesie der Schlachten zu erregen. Dessenungeachtet wird die Geschichte es ihm danken, daß er menschliches Blut schonte. Bei dem kleinsten Pulvergeruch der sich in die Ereignisse mischte war er außer sich; er stieg dann auf den apollischen Dreifuß und brach in lyrische Reden aus, oder donnerte vor Entrüstung.

„Ueber euch Unglückliche!" rief er mit Bezug auf Thiers und dessen Freunde aus. „Wenn ihr wüßtet was das bedeuten zu bedeuten hätte, ihr würdet euch wol hüten den traurigen Katalog der casus belli noch zu vergrößern. Ihr werdet ihn niemals vollständig genug finden um den Volksleidenschaften und euerm unedeln Streben nach Popularität vollkommen Genüge thun zu können."

Er nimmt in seine Diplomatie also keine nationale Sympathie auf; die Eigenliebe betrachtet er als ein Nebenwerk, welches nur störend auf die Geschäfte wirken kann. Sobald er irgendwo nur den kleinsten Rauch aufsteigen sieht, denkt er nur daran die Nemesis von den Nationen fernzuhalten.

„England misbilligt unsere marokkanische Expedition, es ließ uns durch ein Geschwader überwachen, und erlaubte kaum die Beschießung von Tanger." Auch rief Ludwig Philipp nach dem Bombardement den Prinzen von Joinville zurück; er war verlegen über seinen Sieg, weil er neue Zusammenstöße mit England fürchtete. Er beeilte sich sogar zu unterhandeln, ohne die Schadloshaltung des Kriegs zu fodern, und war glücklich die Gefahr um den Preis einiger Millionen beschwören zu können. In seiner übergroßen Freude rief er aus: „Wenn wir nicht so energisch und schnell den Krieg mit Marokko niedergeschlagen hätten, würde dieser elende Feldzug, von dem England in keinem Falle Etwas zu fürchten gehabt hätte, die geschwefelte Lunte geworden sein die Alles in Brand gesetzt hätte."

Freilich heißt es: Ein muthig ausgefochtener Krieg und ein großmüthiger Friede

Voilà, voilà ce qui s'appelle,
Ce qui s'appelle agir en chevalier français.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Ibis.

Zeitschrift für die gesammte Ornithologie.

Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. **F. A. L. Thienemann.** Zweites Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das erste Heft (1846) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Herausgeber erscheint ferner bei mir:

Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. Erstes bis viertes Heft. Jedes Heft 4 Thlr.

In 10 Heften wird dieses wichtige Werk vollständig sein; das fünfte Heft ist unter der Presse.

Leipzig, im October 1849. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 258. — 27. October 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 251.)

In ihrem nächsten Briefe, vom 10. Juni 1843, kommt Frau von Woltmann auf das öde Getreibe vieler unserer heutigen sogenannten Literaten zu sprechen, und bemerkt dabei Folgendes:

Diese sind schwach und streben nach Bedeutsamkeit und Reichthum. Hätten sie Tüchtigkeit höherer oder geringer Art, könnten sie durch geistige Schöpfungen, durch mechanische Thätigkeit Beides erlangen. Sie haben Beides nicht und erwerben es durch Gesellung zu gleicher Schwäche, durch Bündnisse zu Schein und Lüge untereinander. Wer sie verachtet, weil er sie in ihrer Schwäche erkennt, und in dieser mit der Gelassenheit der Verachtung vernachlässigt, hat wider sie die vortheilhafteste Stellung.

Ueber George Sand heißt es:

Wie hoch ich G. Sand stelle, habe ich Ihnen schon gesagt; aber ich finde bei ihr auch einige sehr wesentliche Aberr. Es ist ohne Frage etwas Rohes in ihrer Selbständigkeit; ihrem Leben in Männertracht durch die Welt, ihrem Reiten, ihrem Männerverkehr. Dann ist sie mit dem Problem des Egoismus gar nicht auf dem Reinen. In ihrer „Lelia" triumphirt der geistige Egoismus getrennt vom materiellen; der eine und der andere werden durch die zwei Schwestern repräsentirt, keine Vermittelung zwischen Beiden, durch die wahre Liebe, eine Figur welche diese verwirklichte tritt dazwischen. In dem schönen Roman „Spiridion" le jeu ne vaut pas la chandelle; das Manuscript des „Spiridion" ist ganz matt und allgemein, der Teufelsspuk, der aufgeboten wird um es in der Dunkelheit zu bewahren, wird ganz unnütz bemüht, und kann an sich einem gediegenen Verstande nur läppisch vorkommen. Bei dem herrlichen Roman: „Le compagnon du tour de France", gewiß dem Besten unserer Zeit, fehlt eben auch der tüchtige abstracte Blick. Die Ideen der Sand sind Lamennais' Ideen, und diese eine Anwendung des einfach Idealen auf die complicirt bürgerlichen Zustände, Schwärmerei. Sie macht das Problem der Ausgleichung der bürgerlichen Interessen zur Sache eines Einzelnen, des Gesetzgebers: es ist die Sache Aller; viel zu umfassend in allen seinen Specialitäten für den einzelnen Verstand, auch für den umfassendsten. In dieser Beziehung scheinen mir in unsern Tagen die Vereine so bedeutend. Ohne alle revolutionnaire Bewegung (!) wird sich von ihnen aus ein gesunder bürgerlicher Zustand allmälig entwickeln. Ich glaube (die Journalistik) kann ihre Mission nur auf die Art erfüllen, daß sie die großen Fragen der Zeit consequent ins Auge faßt, und rein beurtheilt, der Vernunft gemäß, das heißt in Gemäßheit des tiefsten Verstandes, des wärmsten Gefühls, im Gegensatze zur Beschränktheit, die sich einerseits dagegen imbecill verhält, zur Extravaganz, die sie als Unsinn und Frevel interpretirt. Ein solches Institut (nämlich ein journalistisches) ist Bedürfniß unserer Zeit, und die Zeit wird es tragen und stützen. Die Literatur ist ein glückliches Mittel, daß es seine Beleuchtungen an ihre Producte knüpfe; an sich sind ihre heutigen Producte meist der Art, daß sie für sich nicht fallen oder stehen; daß Gerechtigkeit gegen die Autoren und sie selbst mehr erregen könnte als Antheil und Achtung für Denjenigen der sie übt.

In demselben Schreiben bemerkt Frau von Woltmann noch, daß sie bei den letzten ständischen Verhandlungen über die Strafgesetze „allgemein ein bestimmtes Princip vermißt habe, das dem Einzelnen als Richtschnur dienen und Einheit geben könnte".

Nach einigen hier nicht mittheilbaren Uebergängen kommt Frau von Woltmann auf Schelling zu sprechen und bemerkt:

Das Grundübel der Schelling'schen Philosophie ist das alte: die Methode ist rein bildlich combinativ; weder analytisch noch dialektisch der Bedeutsamkeit, dem Umfange nach, wie Hegel's Methode. Durch jene bildliche Combination regt Schelling die jungen Leute an zu combiniren, Das ist wohlthätig. Schwarz auf Weiß gibt Schelling seine (neueste) Lehre gewiß nie. Es kann nicht fehlen, daß er seine logische Schwäche und den Mangel an absoluter Bestimmtheit seiner Begriffe merkt. Es könnten Menschen aufstehen die nicht so bitter und breit, aber ganz anders mit ihm abführen wie er mit Jacobi. Diese Schrift Schelling's hat mich empört.

Fassen wir alle die aus dem letzten Briefe (Berlin, am 30. Aug. 1843) hier mitgetheilten Stellen der ausgezeichneten Frau zusammen, so setzt uns diese Sicherheit, Frische, Bündigkeit des Urtheils, in so umfangreicher Weise, an einem weiblichen Wesen in Erstaunen. Sie mag hier und da zu unbedingt urtheilen, sie mag sich in einem einzelnen Falle verrechnen, so urtheilt sie doch überall resolut, charaktervoll; so hat ihre Kritik Leben und Wirklichkeit, eine plastische Sicherheit wie man sie selten findet. Selbst wo ihre Sätze sich etwas zu stark verschränken und aus Vernachlässigung des Syntaktischen im ersten Augenblick Unklarheit verursachen, merkt man sogleich was sie will. Aehnliches findet statt wo sie mit dem Inhalt ihrer Behauptung selbst das Rechte verfehlt. Wenn sie z. B. beim Blick in die Zukunft das revolutionnaire Element nicht im geringsten mehr fürchtet, und nicht entfernt ahnt, daß schon die nächste Zeit nicht etwa eine Revolution, sondern ein ganzes Nest von Revolutionen ausbrüten sollte, so hat sie doch auch hier ihrem Ausgangspunkte, ihrer Voraussetzung nach Recht; denn die Beobachtung anderer

Principien bei Zeiten würde leicht auch in unsern Tagen manches Unheil haben verhüten können.

Sie kommt in demselben Briefe auf das Glück zu sprechen Kinder zu besitzen, und zeigt auch hier, worauf wir schon in dem ersten Artikel unserer Charakteristik hindeuteten, daß sie völlig frei sich gehalten von jeder Verschrobenheit gelehrter oder doch wenigstens schriftstellerischer Frauenzimmerlichkeit, die einzig in Büchern oder im Ruhm ihre Welt findet. So sagt sie:

Dieses Fortleben in der Menschheit mit seinem Wesen, seinen Gedanken (in Kindern), ganz wir selbst, ganz ein Anderer, das dünkt mich eine der schönsten Gaben der Natur, und ich freue mich zu denken, daß sie auch Ihnen zu Theil ward, zur Entschädigung für Fehlschlagungen und Kränkungen, denen unsere Lebensthätigkeit uns mehr oder minder aussetzt.

Aeußerst interessant sind Frau von Woltmann's Bemerkungen über Hölderlin:

Hölderlin's „Hyperion" las ich als ich noch Nichts davon begriff. In Bezug auf seinen Tod sind mir immer die Schlußstrophen seines Gedichts „Der blinde Sänger" so erschütternd gewesen. Daß sein Wahnsinn eine phantastisch abstracte Bedeutsamkeit gehabt glaube ich nicht; Bettine träumt von dergleichen einen Modetraum, auch die Vorstellungen haben ihre Moden, die Literaturen; sie gehört zu diesen. Frau von Kalb hatte Hölderlin eine Zeit bei sich als Hofmeister ihrer Kinder; Schiller empfahl ihr dazu ihn oder Hegel, mit dem Zusatz: „Ich weiß, daß keiner von Beiden sich dazu eignet, Hölderlin ist der wenigst Ungeeignete und ich kenne keinen Bessern." Es kam wie es kommen konnte, das Verhältniß wurde ein Unglück für Hölderlin und für den Knaben. Baron Sinclair war Hölderlin's Freund, ihrer und W's. Von diesen Verbindungen her weiß ich, daß Hölderlin eine Heftigkeit der Empfindung beiwohnte die immer ins Aeußerste ging. Wie Alexander den Klitus, hätte er Baron Sinclair einst um ein Haar bei einem Streit über Tisch ermordet. Diese Heftigkeit mordete ihn innerlich. Der gewaltige Zusammenhang seiner Gedanken zerriß; er lebte in heiligem unschuldsvollem Wahnsinn, behütet vor Frevel, ungemartert durch Gemeinheit, sein Leben aus. Oft ist das Unheil ein Glück. Hölderlin wird aufsteigen am literarischen Himmel Deutschlands wie ein Stern, wenn Deutschland Dichter von seiner Großartigkeit der Begriffe und Einfachheit des Ausdrucks vertragen kann. Sehr freue ich mich „Hyperion" zu lesen. Wollen Sie mir einen Gefallen thun, fragen Sie Ihren Verleger, ob er einen Band Charakteristiken, etwa 21 Bogen, in Verlag nehmen möchte: Charlotte von Kalb, Friedrich August Wolf, Abbé Joseph Dobrowsky (slavischer Sprachforscher und Historiker), Rahel von Varnhagen, Woltmann.

Es heißt auf einem besondern Blatte desselben Briefs:

Angesehen die Standhaftigkeit kann ich wol als Beispiel dienen; aber dies erleichtert die Freude, jene Seligkeit des productiven Lebens an sich und jener Genuß der göttlichen Offenbarung, worin das Leben überhaupt besteht. Diesen Genuß kennen auch Sie gewiß. Ich bin, Sie glauben nicht wie fremd in der neuern Literatur. Das Wissenschaftliche zieht mich ganz an. Hippel's „Lebensläufe in aufsteigender Linie" nahm ich in diesen Tagen wieder vor. Die „Palingenesie" interessirte mich, erbaute mich zum Theil sehr. Das Buch aber ist doch wesentlich gemacht, natürlich affectirt oder umgekehrt. Sehr wahr nannte ein junger geistvoller Freund von mir, der diese Lecture als etwas ihm Neues theilte, Hippel einen gesunden Jean Paul.

In einem Briefe aus dem Jahre 1844 kommt eine Stelle vor welche aufs neue die ganze Hoheit der Gesinnung, die ruhige Abgeschlossenheit, durch Geist und Bildung vermittelt, in der trefflichen Frau aufs herrlichste darlegt. Sie sagt, nachdem von meiner Seite in einem Schreiben über die damalige Beschaffenheit gewisser literarischer Verhältnisse Unzufriedenheit geäußert worden:

Ihr Pathos, wie Sie es nennen, müssen Sie nicht so schwer nehmen. Wissen Sie denn, welche Wirkungen eine Stelle eines Buches von Ihnen hat das kein lautes Anerkennen begrüßt? Dieses ist in unsern Zeiten gewiß nicht ein unbedingtes Zeichen von Wirksamkeit; Sie kennen so wohl als ich den Charakter und das Getreibe des öffentlichen Urtheils in Deutschland. Ein flacher Mensch kann nur flache Wirkungen hervorbringen, ein unklarer unklare, ein trivialer triviale; die Zeit verwischt Dergleichen, wirft es aus; wie ausgebreitet der Einfluß war, er bedeutet Nichts. Dem durchdringendern Blick erscheinen vielleicht die bedeutendsten Menschen ganz anders als wir dafürhalten. Ich nehme einige Namen aus. Lassen Sie mich Sie an ein schönes Wort erinnern das Napoleon auf dem Bellerophon sprach: Reiche Ernten sind zu Grunde gegangen, ein Samenkorn das dem Schnabel eines Vogels zur rechten Zeit entfiel hat den Reichthum weitschichtiger Gelände begründet. Das Bischen Ruhm und Flitter ist ganz angenehm; was anders ist das Leben, das tiefe, aus sich selbst lebendige, immer in seiner heiligen Form fortwirkende Leben mit zu leben. Allgemeine Anerkennung beurkundet einen Werth gewisser Art, eine Wirkung gewisser Art. Das Tiefere spricht die Menge, das allgemeine Publicum nicht an, nur die wenigen, dünn gesäeten Bedeutsamen unter demselben, und deren Ansichten werden von der zeitgenössischen Menge in der Regel verworfen; aber sie ist ihnen unterworfen indem sie sie verwirft; sie spricht den Namen jener nicht aus; sie macht deren Gedanken zu den ihren, oft ohne daß sie es weiß; und diese werden die allgemeine Ansicht künftiger Jahrzehnde. Welche Moden des Ruhms, des Geschmacks, der Philosophie habe ich aufstehen und begraben sehen! Wie bin ich angefahren worden als ich vor 30 Jahren sagte, in Fouqué's Romanen sei immer etwas Albernes; die deutsche Schule in der Malerei sei unschön und bornirt — heute sagt es jeder Quintaner. Das müssen wir uns gefallen lassen!

Wie viel Ausgezeichnetes, Wahres, in der schönsten Weise ausgedrückt, ist in diesen Zeilen enthalten, wenn auch das Urtheil über die deutsche Malerei gewiß nicht die Wahrheit trifft!

(Die Fortsetzung folgt.)

Enthüllungen über den Charakter und die Politik Ludwig Philipp's.

(Fortsetzung aus Nr. 257.)

Ludwig Philipp war hervorragend klug. Seine Klugheit gab sich gern in einiger Ironie gegen seine Diplomaten kund, wenn sie sich in Schwierigkeiten verwickelten. Der General Baudin unterhandelte mit Mexico, und während er unterhandelte hatte er auf acht Monate die Blockade von Vera-Cruz aufgehoben. Mexico brach den Waffenstillstand; der Admiral wollte die Blockade wieder aufnehmen, und die Schiffe die er selbst herbeigerufen hatte ihre Waaren nicht ausschiffen lassen. Der englische Admiral, Sir Charles Paget, trat natürlich hiergegen energisch auf.

„Sir Charles Paget schrieb an Baudin", sagt Ludwig Philipp, „einen Brief von vier Seiten, dessen Form sich in einem sehr artigen Tone hält (Baudin findet ihn zu unterwürfig), dessen Argumente meiner Ansicht nach unwiderleglich sind, und der mit einer ausgesuchten Notification schließt, welche keinen Zwei-

chl darüber läßt, daß wenn Baudin die Ausladung der von ihm herbeigerufenen Schiffe in Vera-Cruz nicht zulasse, der inglische Admiral sich die Ehre geben werde anzuzeigen, die Regierung Ihrer Majestät der Königin glaube Recht und Pflicht zu haben die Ausladung zu erzwingen (to enforce). Ich habe den Brief in dem englischen Original gelesen, und gestehe, Nichts kann schärfer und kategorischer gefaßt sein als diese Notificatien, die Baudin in die Alternative einer — cacade oder eines Kampfes bringt."

„Allein der gute Admiral merkte Das noch nicht. Am 4. Jan. warf er noch mit allerhand Prahlereien um sich."

„Es ist nur zu fürchten, daß der Admiral Paget mit seinem dem unsern weit überlegenen Geschwader vor Vera-Cruz erschienen sein und außerordentlich artig gegen Baudin geäußert haben wird: Entweder werden die Waaren ans Land gesetzt, oder wir zünden die Lunten an. Allein wenn wir dieses große Unglück nicht verhindern können, so können wir doch alle Verantwortlichkeit im voraus von uns abwälzen."

Und in der That desavouirte das französische Cabinet die Aufführung seines Admirals Baudin.

England fürchtete Ludwig Philipp am meisten; seine Aufmerksamkeit war beständig auf die Themse gerichtet. Bei der ersten Andeutung von schlechter Laune seines Alliirten schrieb er Brief auf Brief an König Leopold:

„Die Depesche Guizot's über Tahiti und die traurigen Verkommnisse muß gestern dem Lord Aberdeen mitgetheilt worden sein. Ich hoffe, daß sie zufriedenstellen wird. Wörtlich kommen in ihr die Ausdrücke vor: Reue, Misbilligung, und zudem ist als Anhang ein Memorandum über Alles was seit 1836 in Tahiti geschehen ist beigelegt, welches in Verbindung mit den klarsten Auseinandersetzungen über die Gegenwart und Zukunft hoffentlich genügen wird diesen unglücklichen Vorfall endlich ruhen zu lassen."

„Dasselbe zu thun bleibt noch für die marokkanische Angelegenheit übrig; auch diese beizulegen ist unser fester Wille und das einzige Ziel unserer Wünsche und Anstrengungen. Wir wollen heute Nichts weiter als was wir vor unsern Erfolgen verlangten."

Die Sache mit Pritchard löste sich wie die marokkanische Angelegenheit. Ludwig Philipp war mit dem Finger auf der Karte der Leichenspur gefolgt welche jeden Sieg Napoleon's bezeichnet. Er hatte recht gut das tiefe Elend der Te Deum kennen gelernt. Er wußte, daß selbst eine gewonnene Schlacht nicht die Kosten des vergossenen Blutes abtragen konnte. Deshalb suchte er immer den Degen in der Scheide zu erhalten. Und selbst in Afrika sah er an dem Saume der Sahara das Gespenst eines neuen Moskau aufsteigen. Er überwachte sorgsam das kriegerische Aufbrausen des Marschalls Bugeaud, und prüfte alle seine Feldzugspläne.

„Ich habe Martineau empfohlen", schreibt er an Soult, „Ihnen meine Ansicht über die Expedition mitzutheilen, die Bugeaud mehr oder weniger, aber zuletzt doch immer gegen — Fez vor hat, und die ich aus folgenden Gründen nicht gut heißen kann:"

„Fez liegt etwa 70 Lieues von Duchda, am Ende eines unbekannten, schwierigen und von Wasser entblößten Landes. Wenn einmal in Fez der Kaiser nicht unterhandelte, so würde unser Rückzug leicht dem von Prag oder Moskau, oder dem neuern der Russen durch die Wüste von Khiwa ähnlich werden können. Mein Kriegsplan gegen Marokko würde ganz anders sein. Ich werde ihn nicht mit der Armee von Algier in Berührung bringen, sondern ich werde zur See eine kleine Armee nach Mogador schicken, welches nur etwa 15 kleine Lieues von Marokko entfernt ist u. s. w."

Siebzehn Jahre schien Ludwig Philipp daran festzuhalten den Dämen des Kriegs niederzudrücken. Glomm nur irgendwo ein Funke, so erstickte er das Feuer im Werden, und er ließ sich nie durch seinen Ehrgeiz von diesem Wege bringen. Er verweigerte den Herzog von Nemours für den belgischen Thron, er wollte vor Ancona Oestreich nicht erschrecken und zog die französische Flagge ein; und dennoch wagte er eines Tags den Frieden durch Hochzeitsfeierlichkeiten in dem Palast von Madrid aufs Spiel zu setzen. Die Correspondenz Ludwig Philipp's legte alle Stadien der Entwickelung welche die spanischen Heirathen in langen Wendungen durchliefen dem Auge bloß, und kein Roman kann sich wol durch mehr Zwischenfälle bis zur Heirathskatastrophe hinziehen.

Im Winter 1845 hatte Spaniens jungfräuliche Königin das Alter erreicht in welchem ihr Herz der Diplomatie zur Verfügung kam. Zwei Parteien standen sich damals in Spanien gegenüber, die Pregressistenpartei mit Espartero, und die Moderados, an der Spitze Königin Christine. Espartero und die Königin hatten sich gegenseitig verbannt; allein dieser innere Zwist wurde dadurch noch verwickelter, daß England und Frankreich einen diplomatischen Krieg um ihren Einfluß führten, indem ersteres sich auf die Fortschrittsmänner, letzteres sich auf die Moderados stützte.

Die Königin-Mutter wollte ihre Partei durch ein Ehebündniß befestigen, und schlug eine Vermählung Isabella's mit dem Herzog von Aumale vor. Ludwig Philipp jedoch sah die Gefahren eines solchen Schrittes wohl ein, und namentlich mit Rücksicht darauf, daß England nie seine Zustimmung geben werde, blieb dieser Plan zunächst ohne weitere Folgen. Allein die Königin Christine hatte noch eine Tochter, die, ohne England zu verletzen, sich mit dem Herzog von Montpensier verehelichen konnte; da dieser Plan indessen nur untergeordneter Natur war beschloß man abzuwarten.

Ludwig Philipp hatte seine Krone aus den Händen einer Revolution angenommen, und Dies hielt er für den größten Makel seiner Dynastie. Durch Heirathen mit königlichen Familien wollte er ihn tilgen. Seine Monarchie sollte gleichsam die Sonne eines Planetensystems werden: Aumale sollte eine neapolitanische Prinzessin, ein neapelitanischer Prinz die Königin Isabella und Montpensier die Infantin heirathen. Dadurch würden drei Königreiche durch Ehen verbunden, und Frankreich würde durch seine Prinzen in Neapel und Madrid, Sicilien und Spanien in Paris durch eine Prinzessin vertreten sein. Aumale ward Vicekönig von Algerien, und verheirathete sich zuerst. Es handelte sich also noch darum die Königin von Spanien dahin zu bringen, daß sie einen neapelitanischen Prinzen heirathete, und dann Englands Zustimmung zu erhalten. Ludwig Philipp glaubte nämlich durch einen Kuß auf Victoria's Wange Frankreich mit England versöhnt zu haben. Das war damals ein Irrthum.

Das französische Cabinet schlug für Isabella's Hand keinen bestimmten Prätendenten vor: es hielt nur darauf, daß er aus dem Hause Bourbon müsse gewählt werden, und dieses bot beim ersten Anblick eine reiche Wahl von Candidaten. England war hiermit zufrieden.

„Ich sagte dem Lord Aberdeen", schrieb Ludwig Philipp, „daß es mein lebhafter Wunsch sei den Herzog von Montpensier mit der Infantin Luise Ferdinande zu verheirathen; daß diese Heirath jedoch nur nach der Hochzeit der Königin stattfinden würde. Dafür stimmt er der Beseitigung des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg als Candidaten bei."

Jetzt dachte Ludwig Philipp wirklich nur an einen neapolitanischen Prinzen, und da waren zwei geeignet, Prinz von Aquila und Graf von Trapani. Ersterer lehnte ab, und holte sich aus Brasilien die Prinzessin Januaria, Letzterer war ein kalter Liebhaber, der seinen Jesuitenrock nicht ablegen mochte um Spanien durch eine Heirath zu gewinnen. Nach den dringendsten Gesuchen Bresson's aus Madrid an Guizot gelang es Trapani aus dem Jesuitencollegium zu entfernen; daß er die meiste Aussicht bei Christine und Isabella habe, davon war Ludwig Philipp fest überzeugt. In einem Briefe an die Königin der Belgier erzählte er, Isabella erkläre fortwährend ihren Ministern: „Ich will Trapani!" und dieser sei auch von hübschem Betragen, ein herrlicher Reiter, der in Neapel bei

den Spielen sämmtliche Preise davongetragen. Allein trotz dieses angenehmen Betragens, trotz der errungenen Preise gefiel Trapani den beiden Königinnen nicht. Nun blieben von den Bourbonischen Candidaten nur noch der Sohn des Don Carlos und die Kinder Don Francisco's übrig; allein der Erste war Krenprätendent, und die beiden Söhne Francisco's hingen den beiden politischen Parteien an die in Spanien sich bekämpften. Ludwig Philipp wollte sich nun im Abwarten die Freiheit des Handelns wahren; allein Christine brauchte ein auswärtiges Bündniß um sich zu stützen, und indem sie die Candidatur des Prinzen von Koburg begünstigte, zwang sie das Cabinet der Tuilerien seine Zurückhaltung aufzugeben. Frankreich mußte jetzt mit einem Candidaten hervortreten, England mußte die Aussicht für Koburg unterstützen: dadurch brach es seine Versprechungen, und auch Ludwig Philipp ward von den seinen frei. Diese Palasttaktik gelang; Palmerston acceptirte den Prinzen von Koburg. Ludwig Philipp, beunruhigt, daß sein ganzes System der Allianzen jetzt auseinanderfallen könne, griff zu dem Herzog von Cadiz, dem einen Sohne des Don Francisco, der Moderado war. Die Königin-Mutter war hiermit einverstanden; allein sie wußte, daß Isabella den Prinzen nicht leiden konnte. Deswegen sollte der Herzog von Cadiz mit seinem Regiment nach Madrid gerufen werden, damit die Königin seine Stimme und seine Gestalt gewohnt werde. Dies zeigte Bresson am 12. Juli Hrn. Guizot an; schon am 13. Juli schrieb er weiter:

„Als die beiden Königinnen gestern die Oper besuchten kam Rianzares in meine Loge; er sagte mir die Königin Christine sei gewillt die junge Königin an den Gedanken einer ehelichen Verbindung mit ihrem Cousin, dem Herzog von Cadiz, zu gewöhnen. Ihre Majestät beschied deshalb noch diesen Abend den Infanten Don Francisco in den Palast, und gab ihm den Auftrag er möge seinen Sohn nach Madrid rufen."

Die erste Schwierigkeit war beseitigt, die Königin von Spanien willigte ein den Herzog von Cadiz zu sehen. Das französische Cabinet glaubte nach diesem Siege wieder aufathmen zu können, wollte jedoch nirgend anstoßen, aus Furcht Alles zu verderben. Es brauchte die Zustimmung Lord Palmerston's, und dieser — schwieg. Man mußte bei dem englischen Gesandten alle Mittel zur Bekehrung erschöpfen.

Die Königin Christine verstand sich jedoch nur dazu die Hand Isabella's dem Herzog von Cadiz unter der Bedingung zu geben, daß auch die Infantin und der Herzog von Montpensier sich die Hände reichten. Diese zweite Heirath galt für sie als die nothwendige Folge der ersten; denn in dieser ganzen ehelichen Epopöe suchte sie nur ein auswärtiges Bündniß um ihren Einfluß zu befestigen. In ihren Gedanken waren beide Heirathen unzertrennlich verknüpft, sie machte von der Gleichzeitigkeit beider ihre Einwilligung abhängig. Bresson nahm diese Gleichzeitigkeit an, aber Ludwig Philipp konnte eine solche Verbindlichkeit nicht genehmigen; denn in den Conferenzen von Eu hatte er förmlich versprochen die Verbindung des Herzogs von Montpensier mit der Infantin nur zu autorisiren, wenn die Königin einen Erben haben würde. Wenn die Heirath der Königin und der Infantin an *einem* Tage stattfanden brach der König sein Wort. Er protestirte daher energisch gegen Das was er die Unbesonnenheit Bresson's nannte, und desavouirte seinen Gesandten. „Man muß Bresson durch ein besonderes Schreiben an die Königin Christine desavouiren", verlangte ausdrücklich Ludwig Philipp.

Allein während dieser Zeit kam Lord Palmerston auf die Candidatur des Prinzen von Koburg zurück, und schickte eine nachdrucksvolle Note gegen die Gemäßigten nach Madrid; er stellte sich an die Spitze der Progressisten, seine Depesche war ganz klar eine Feindschaftserklärung. Ludwig Philipp war über diese Depesche Lord Palmerston's tief entrüstet; er dachte nur daran wie er sich glänzend rächen könne. „Meine gegenwärtige Meinung ist", schreibt er an Guizot, „wir müssen ihm Schlag auf Schlag zurückgeben, und ihn zu offenem Kampfe auffodern, um sein Streben das herzliche Einverständniß zu zerstören aufzudecken. Wir müssen eine Antwort vorbereiten auf diese unerhörte und abscheuliche Depesche, welche, dahin glaube ich müssen wir es bringen, Lord Palmerston arg gereuen soll."

Indeß die Reue welche Ludwig Philipp dem Lord Palmerston bereiten wollte war noch nicht die plötzliche Heirath des Herzogs von Montpensier; denn in demselben Briefe fügt er im Postscriptum bei: „Ich bitte Sie dringend in Ihren Briefen an Bresson nicht Cadiz und Montpensier zu verbinden. Diese Zusammenstellung schließt zu sehr die Gleichzeitigkeit in sich."

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Für Autographenfreunde und Andere.

Das „Athenaeum" berichtet aus London: „Vorige Woche brachten die Herren Puttick und Simpson eine Zahl erlesener autographische Briefe unter'n Hammer und erhielten für die verkauften ansehnliche Preise. Siebzehn Originalbriefe des Lord Nelson an den Grafen Spencer als ersten Admiralitätslord erzielten 52 Pf. St. 6 Schill. 6 P. in Preisen von 2 — 5½ Guineen. Der berühmte Brief worin er sagt: „Sollte ich morgen sterben, würde der Mangel an Fregatten sich auf meinem Herzen eingestempelt finden", erlangte einen der höchsten Preise. Ein Exemplar von Rosse's „Mel Heliconium", (S., 1646), mit einigen Verszeilen von der Hand eines Zeitgenossen, es heißt von Milton, kam an Herrn Sainsbury für 18 Pf. St. 5 Schill. Die Verse, wie sich sogleich zeigen wird, stehen nach eine Stufe unter den Zeilen auf Hobson den Boten. Sie lauten:

On Mel Heliconium written by Mr. Rosse, Chaplain to his Mte.

Those shapes of old, transfigur'd by ye charmes
Of wanton Ouid, wak'ned wth th'alarmes
Of powerfull Rosse, gaine nobler formes, and try
The force of a diuiner Alchimy.

Soe the queint Chimist wth ingenious powre
From calcyn'd herbes extracts a glorious flowre;
Soe bees to fraight their thimy cells produce
From poisnous weedes a sweit and wholsome jyuce. *J. M.*

Wir können uns nicht überzeugen, daß diese Verse von Milton sind, und konnten ebenso wenig in der Handschrift eine Aehnlichkeit mit andern Proben von des Dichters Autograph entdecken. Zur Versteigerung gehörte ferner eine Quittung Theophilus Cibber's über 21 Pf. St. für die Erlaubniß dem «Leben der Dichter», bekannt unter dem Titel: «Cibber's Lives of the poets», seinen Namen vorzusetzen. Der Empfangschein datirt vom 13. Nov. 1752 und Theo — wie seine Freunde ihn zu rufen pflegten — verpflichtet sich darin: «ein jetzt unter der Presse befindliches Werk von vier Bänden zu revidiren, zu corrigiren und zu verbessern», auch zu gestatten: «daß sein Name als der des Verfassers besagten Werks gebraucht und demgemäß auf dem Titelblatte wie in allen bezüglichen Ankündigungen genannt werde.» Wir führen genau die Worte des Empfangscheins an, weil Cibber's Betheiligung an dem unter seinem Namen erschienenen «Lives of the poets» von Johnsen in dessen «Life of Hammond» und von Boswell in dessen «Life of Johnson» bezweifelt worden ist. Die Quittung wurde für 11 Schillinge zugeschlagen . . . . Noch erwähnen wir als Curiosum die Originalquittung über die Begräbnißkosten von Lord Nelson's Lady Hamilton in Calais. Mit Einschluß des eichenen Sarges worin sie begraben wurde betrugen die ganze Summe 28 Pf. St. 10 Schill., ein Beweis daß sie anständig beerdigt worden, was Mehre bisher in Frage gestellt haben. Die Quittung nebst einigen beigefügten Kleinigkeiten ging für 2 Pf. St. 8 Schill. weg." L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 259. — 29. October 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

(Fortsetzung aus Nr. 258.)

In einem andern Schreiben aus demselben Jahre legt Karoline von Woltmann, eine Frau von der feinsten Welt, folgendes merkwürdige Bekenntniß ab, welches wiederum beweist wie hoch sie in ihrer Bildung, in ihrer ganzen Weltanschauung stand, und wie wenig ihr Dasjenige schon genügte was man bis jetzt in der Regel in den Kreisen des gewähltern Umgangs findet. Sie kommt auf diesen Gegenstand zu sprechen bei Gelegenheit meines Buchs: „Vorlesungen über höhere Geselligkeit" (Danzig 1844). Sie sagt:

Die sogenannte société ist meine bête d'aversion. Mein Leben habe ich viel mehr darin vollbringen müssen als ihm Ruh war; ich habe sie aus unmittelbarer Erfahrung, in den verschiedensten Kreisen kennen lernen, von den fürstlichen bis zu den mercantilen, alle Stufen der Geselligkeit hindurch, ich habe sogar ein Büchlein darüber geschrieben: „Spiegel der feinen Welt." Ich wünschte sie wäre ausgerottet*), und freut mich, daß mir scheint, es läßt sich dazu an, und die Gesellschaft reducirt sich auf große Versammlungen, die an irgend einer allgemeinen Unterhaltung Theil nehmen.

So also schreibt Frau von Woltmann bereits im J. 1844, und doch war damals noch lange nicht an unsere jetzigen Clubs, geschweige an dergleichen Volksversammlungen zu denken wie etwa die unter den Zelten bei Berlin, sodaß diese Stelle fast prophetisch klingt, indem sich damals allerdings schon überall das Sociale regte. Freilich wollen wir zur Ehre unserer Nation wünschen, daß sich dieses neue, umfassendere Gesellschaftswesen auch überall würdig ausbilde, und sich nicht aus Elementen zusammensetze welche es zur schlechtesten Gesellschaft machen, wie Dieses allerdings nicht selten vorgekommen ist, und leider noch alle Tage vorkommt.

*) Man stößt hier an und meint, es solle heißen: „es (nämlich das Büchlein) wäre ausgerottet", indem die Verfasserin vielleicht gemeint, sie hätte vorher Schrift gesagt, und hätte dann das sie auf Schrift bezogen. Allein in dem Folgenden scheint das sie mehr auf große Welt (société) bezogen zu werden, sodaß dann die Briefschreiberin sagen will: Es scheint Das was man sonst große, vornehme Welt nannte, sei jetzt ausgerottet, oder habe doch keine wesentliche Bedeutung mehr, ungeachtet Frau von Woltmann die echte Vornehmheit mit Recht sehr schätzte, und selbst die edelste Vornehmheit der faden Menge gegenüber aufs würdigste repräsentirte.

Das umfassendere Gesellschaftswesen, wie es dem Volke und den Völkern zugute kommt, soll alle Schätze der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, der Kirche und des Staats zu lebendigen Ausstellungen bringen, damit Alle an solcher Anschauung sich erheben und für das positive Göttliche erstarken, nicht für eine sogenannte Göttlichkeit der der Schalk im Nacken sitzt, indem diese falsche Göttlichkeit, welche jetzt wieder unter dem Namen Humanität grassirt, oft weiter Nichts ist als die lügenhafte Götzendienerei, welche der Mensch mit sich selbst und mit seines Gleichen in flacher Eitelkeit treibt, wobei er aber Niemanden als sich selbst betrügt. In dem herrlichen Eifer für eine inhaltsvolle, lautere, nationale Geselligkeit fährt Frau von Woltmann fort:

In so langer Zeit habe ich nicht zehn Gesellschaften gesehen, wobei die bedeutenden Personen anders als durch äußere Beweggründe veranlaßt erschienen, bald verschwanden, schwiegen, sich unscheinbar verhielten, oder sich mitsammen absonderten; wo nicht laute Flachheit das große Wort geführt, das Gespräch nur gedient hätte Vorurtheile, schiefe Ansichten oder falsche zu verbreiten; wobei das Spiel nicht die kleinlichen Leidenschaften der Gewinnsucht, der Putz jene der Scheinsucht und Eitelkeit, die bonne chère (chair) noch andere, niedrigere genährt. Wenn wir uns dieses Heerdenwesens enthielten, uns mit erwählten, zusagenden Freunden abschlössen, wir würden tiefer, einfacher, inniger, gehaltvoller sein. Sich mit Vielen gemeinschaftlich zu wissen steigert die Kraft der Empfindung, gibt dem Geiste Schwung; aber dieser Schwung fodert entsprechende Beziehungen; er verzehrt das Wesen, werden ihm nur die kleinlichen Beziehungen der Geselligkeit geboten; dabei erzeugt er die Leidenschaftlichkeit. . . . Ich bin nie in Wien und im Hause des Fürsten Metternich gewesen, das Leben der östreichischen Großen aber hat ein allgemeines gleiches Gepräge. Es hat einen Duft, möchte ich sagen, der sich bestimmt gar nicht angeben läßt. Einige kleine Gesellschaften im Hause des Oberstburggrafen, jetzigen Ministers von Kolowrat, gehören zu den zehn deren ich erwähnte; andere waren auch in Prag, bei einem Baron Ostfeld, auf dessen herrlichem Lustschloß Troja. Von den Theilhabern an diesen bin ich allein noch übrig, und danke sie den Gebern in der Seele. Es gehört dazu viel: Geist, Herz, feine Sitte von Jugend auf, Wissenschaft, eine bedeutende Stellung, und völlige Bewußtlosigkeit in Bezug auf dieses Alles, ein durch das tiefste Wesen allein gehaltener Abanden. Wo trifft sich Dies im Leben bei Mehren zusammen? Es ist die Gunst eines Augenblicks, eine Blüte, und gehört gar nicht unter eine Rubrik; denn nur der Augenblick schafft's.

Es ist im höchsten Grade charakteristisch für Frau von Woltmann, und beweist mit welchem richtigen Spür-

blick sie in die Zukunft schaute, daß sie, indem sie den feinsten Sinn für feine, ausgesuchte Geselligkeit darlegt, zugleich eine Entwickelung der Geschichte herannahen sieht, in der es sich nicht mehr allein um Individualitäten handelt, sondern um Völker; in der nicht mehr das Behagen des abgeschlossenen Bürgers, nicht mehr die Unterhaltung im Salon Genüge leistet, sondern die unaufhaltsame Strömung auch des öffentlichen Lebens, das Wohlsein und die selbstbewußte Thätigkeit der Völker.

In dem folgenden Schreiben kommt Frau von Woltmann auf die Freimüthigkeit der Kritik zu sprechen, auf unbefangene, heitere Aufnahme abweichender Ansichten, und äußert auch bei dieser Gelegenheit Vortreffliches, höchst Beachtenswerthes. Sie sagt unter Anderm:

Aufrichtigkeit mit Hochachtung verbunden könnte unter uns (Modernen) das würdevolle Entgegenleben wiederherstellen, wodurch der Verkehr unter den Griechen, wie wir ihn aus den Tragikern kennen, aus dem Homer, so klar, so ruhig dasteht. Wir Modernen sind dem Geiste nach vergiftet durch ein barbarisches Princip der Ehre, sodaß wir die freie Aeußerung des Urtheils, sofern es nicht beifällig ist, schwer ertragen. Es ist eine schöne Eigenschaft von Frau von Arnim, daß auch sie davon frei ist. Ueber das letzte Buch derselben („Dies Buch gehört dem König") bin ich nicht Ihrer Ansicht. Sie scheint mir in diesem Buche schon sich selbst nachzuahmen, ihre frühere Art tritt auf als Manier. Aus der Frau Rath ist gewiß eine fabelhafte Maske geworden. Die zwei ersten Abschnitte haben mich im Einzelnen sehr erfreut; allein auch hier liegt kein bestimmter Begriff zum Grunde. Bei den folgenden Abschnitten, mit Ausnahme des Protokolls, konnte ich vor Langweile und Ermüdung nicht zu Ende. Die Opponenten der Frau Rath hat Frau von Arnim sich so dumm gemacht als sie selbe braucht, damit das seichte Raisonnement der Letztern sie ad absurdum führe. Bei dessen Seichtigkeit wird die Arroganz und Grobheit des Tones unerträglich. Der Grundgedanke bei der Hegel'schen Philosophie liegt dem Buche zu Grunde; man merkt überall den innigen Verkehr zwischen Frau von Arnim und Bruno Bauer; überall ist auch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Derselbe Grundmangel herrscht wie bei jener Philosophie. Indem Hegel die Kraft als göttliches Wesen und Wirken in allem Lebendigen auffaßte übersah er den göttlichen, in der Kraft enthaltenen, sie als Lebenskraft durchaus bestimmenden Grundgedanken, wenigstens faßte er denselben nur allgemein auf. Da hat er sich durch einen coup de main des Verstandes geholfen. Die Gottheit sprach er an als Nichts, das Leben als Etwas, und kam so zu Negation und Position, zur Basis seiner Dialektik, worauf er dann weiter baute. Er hat sich mit Gewalt gegen die mathematische Wahrheit verschlossen, daß es nur ein relatives, kein absolutes Nichts gibt, daß Nichts welches kein absoluter Begriff ist nicht den Begriff der Gottheit in sich schließen könne, die das Absolute an sich ist, daher mit nichten Nichts sein kann. So halten seine Anhänger sich, indem sie den Begriff Vernunft im Allgemeinen, eigentlich pro forma, mit dem Begriffe Kraft identificiren, auch vorzugsweise, ja ausschließlich an das impulsive Wesen der Kraft, ohne zu denken, daß sie als eine vernünftige ganz und gar nicht unbedingt kühn vorwärts zu leben treibt, sondern, zumal in unserm verwirrten Lebenszustande, ebenso wol zurückzieht, hemmt. Frau von Arnim weiß auch nur von der Willkür die vorwärts dringt, rücksichtslos auf die Andern, und wo sie Rücksicht heischt weiß sie nicht bestimmt was sie will. Welch subjectives, sentimentales Gefasel bei Dem was sie über Todesstrafe sagt: Ja die Todesstrafe ist ein Gräuel, ja der Staat versündigt durch tausend und abertausend Einrichtungen sich gegen die Armuth; aber er hat es nicht mit diesem oder jenem bejammernswürdigen Verbrecher zu thun, der nicht zu sein ich wesentlich dem Zufall meiner Herkunft verdanke; nicht weil der Mörder Aeltern und Kinder hat, die ihn bejammern, weil die bürgerliche Gesellschaft einen Theil seiner Schuld trägt, ist die Todesstrafe verdammlich. Aeltern und Kinder bejammern wol auch den Gemordeten; auf solchen Wegen kommt man aus dem Schwanken nicht heraus zwischen Widersprüchen rechts und links. Der Staat muß sich an ein Princip halten; wer dahin nicht dringt bleibe fort vom Raisonniren, er regt nur auf und macht die Verwirrung nur starrer, gewaltsamer. Das habe ich mit Bettina's neuestes Buch. Wenn sich nicht Familien zusammenthun einzelne dürftige Familien, auf Art der Clienten bei den alten Römern, zu unterstützen, zu berathen, zu bevormunden, zu vertreten, ist der Armuth nicht zu helfen. Die Probleme der Gesellschaft müssen durch die Individuen gelöst werden, viel mehr als durch den Staat. Wollen Sie von diesen Gedanken welche drucken lassen, so stehen sie Ihnen und der Oeffentlichkeit zu Gebot.

Man mag in den angeregten Punkten mit Karoline von Woltmann übereinstimmen oder nicht, man mag z. B. in Betreff Hegel's mit dem Verf. dieser Zeilen der Ueberzeugung sein, daß Hegel nicht unbedingt richtig beurtheilt worden sei, man wird dennoch eingestehen müssen, daß die geäußerten Ansichten ebenso geistvoll sind als sie aus reinem, klarem Verstande, aus dem edelsten Gemüth stammen; daß Vieles so überaus treffend gesagt ist, daß es gleich auf die Gegenwart angewendet werden kann. Frau von Woltmann schließt den Brief:

Mit meiner Gesundheit geht es endlich vorwärts, der Leib hat sich ein gutes Theil hergestellt, noch nicht ganz, dazu lasse ich nicht geistige Ruhe genug ihm schenken.

Wie gleich sie sich bleibt in bereitwilliger, heiterer Aufnahme des Gegenwärtigen, indem es ihr nimmer entgeht wie jede Zeit ihre ganz besondere Aufgabe zu lösen hat und darin volle Anerkennung verdient, Das spricht sie in einem Briefe vom 23. Juni 1845 aus:

Das wirkliche Leben will jetzt in allen Stücken sein Recht des Antheils, und wahrhaftig, nicht von kleinen Interessen wird es bewegt!

Sie wendet sich der Betrachtung des Familienlebens, der so wichtigen Einwirkung auf die Jugend, die Kinder zu, und bemerkt bei dieser Gelegenheit:

Was ist nicht wichtig und interessant, wenn es dazu kommt neue jugendliche Leben in die Lage einzuführen, die, wie sie fallen mögen, doch eine unaussprechliche Gabe sind; denn die Fähigkeit Gott zu erkennen, sei's auch nur so wenig als die Menschheit es gestattet, ist etwas Unbegreifliches in ihrer Bedeutung. Und wenn wir noch eine Zeit gekämpft haben, so blicken wir unerwartet auf ein Leben das seinen innern großen Gehalt in seiner Unscheinbarkeit trägt, und dieses Leben ist unser Leben, es hat sich aus so viel harten, still überwundenen Momenten zusammengesetzt.

Im Weitern kommt sie auf ihr Befinden zu sprechen, sie sagt:

Meine Gesundheit hat sich sehr gebessert seit vier Monaten, allemal aber bleibt eine Unregelmäßigkeit in dem Verlauf des Organismus, die mich hindert irgend anhaltend zu arbeiten, wozu ich so großes Verlangen hätte, und wenn ich es thue, so bedrohliche Symptome äußert, daß ich doch nicht bei sen darf noch lange zu leben, ändert sich Dies nicht. Eine größere Reise, glaube ich, könnte mich herstellen; die äußere Nothwendigkeit verhindert sie, und keine geistige, innere Nothwendigkeit dringt sie mir auf.

Es ist, sage man dagegen was man wolle, jene „äußere Nothwendigkeit“ von der Frau von Woltmann spricht ein schlagender Beweis, daß unsere gerühmten Culturzustände noch erfüllt sind von Thatsachen der Barbarei, daß sie noch bestimmt werden durch hemmende Gewalten einer noch bestehenden Unmenschlichkeit und Roheit. Es müßte sich in einem Falle wie dem obigen, wo es darauf ankommt durch eine Reise, durch sonstige Erleichterung des Erdenlooses einer so hervorragenden Persönlichkeit wie der in Rede stehenden entgegenzukommen, es müßte sich da jedes Mittel welches erfoderlich ist als vorhanden von selbst verstehen; es müßte ein Aufwand von Mitteln aus öffentlichen Fonds bestehender Gesellschaften jeder Zeit aufgebracht werden können. So Etwas erfodert die Ehre einer Nation und zuletzt die Ehre und Würde der Menschheit. Es ist ein Jammer und sogar eine gemeinsame Schuld, daß wir in allen diesen Beziehungen noch nicht weiter sind als wir sind. Es ist nicht wahr, daß Dergleichen zu verwirklichen eine Unmöglichkeit ist; es sind viel umfassendere Anfoderungen an die öffentlichen Institutionen, wenn sie dieses Namens werth sein wollen, zu machen, und müssen erfüllt werden. Wenn der Socialismus unserer Zeit nicht auch wieder ein prunkender Titel, eine hochtrabende Phrase sein soll, so muß er die angedeutete Aufgabe lösen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Enthüllungen über den Charakter und die Politik Ludwig Philipp's.

(Beschluß aus Nr. 258.)

Wenn auch Guizot anfangs die Ideen Ludwig Philipp's zu theilen schien, so zeigte er ihm doch um seine Scrupel zu verscheuchen geschickt das Phantom des Prinzen von Koburg. „Er gibt sich augenscheinlich große Mühe für den Koburg. Unsere Parade gegen diesen Schlag ist aber Cadiz und Montpensier. Wir wollen dieser Parade doch ja nicht in dem Augenblicke ihre Kraft und ihren Einfluß nehmen, wo wir uns derselben bedienen müssen.“ So schrieb Guizot an den König; er ist hier der Versucher. Er schüchterte ihn ein, und Ludwig Philipp ließ sich durch die Pläne seines Ministers fortreißen, namentlich durch den Schrecken den ihm der Prinz von Koburg einflößte. Er vergaß seine Versprechungen, die spanischen Heirathen wurden beschlossen, jedoch schrieb Guizot vor ihrem Abschluß noch an den König:

„Ich theile Ihnen eine Nachricht mit die ich diesen Morgen aus London und aus guter Quelle erhalten. Sie können über Koburg vollkommen ruhig schlafen, Koburg ist unmöglich geworden; Palmerston hat über diesen Punkt eine vertraute Unterredung mit der Königin, dem Prinzen Albert und dem König Leopold zugleich gehabt. Es ist von der Königin dahin entschieden worden, daß so lange ein spanischer Prinz möglich ist sie nicht an Koburg denken wolle, namentlich wenn Frankreich sich einem solchen widersetzt.“

England hatte in der That von jeder rein englischen Candidatur auf die Hand Isabella's abgesehen. Das französische Cabinet empfing darüber eine officielle Anzeige. Hr. v. Jarnac schrieb an Guizot: Bulwer wäre jetzt bevollmächtigt zu erklären, daß England einem spanischen Prinzen für den Thron von Spanien entschieden den Vorzug geben müsse; vom Prinzen von Koburg sei diesmal gar keine Rede. Allein dies neue Zugeständniß Lord Palmerston's kam zu spät; es traf eben noch ein während die Gatten eingesegnet wurden. Das in den Conferenzen von Eu gegebene Versprechen war vergessen. Der Herzog von Montpensier heirathete die Infantin ohne das Wochenbett der Königin abzuwarten. Auf die Vorwürfe die England gegen ihn erhob antwortete Ludwig Philipp: „Es scheint mir nach den bis ins Kleinste eingehenden Erkundigungen die über Don Francisco d'Assisi zu Madrid angestellt worden sind gewiß, daß er die Bedingungen der Männlichkeit besitzt, und daß folglich alle Wahrscheinlichkeitsgründe sich vereinigen um einen Erben hoffen zu lassen. Der Unterschied zwischen der alleinigen Hochzeit der Königin mit Don Francisco d'Assisi und der Doppelhochzeit des Herzogs von Montpensier und der Infantin zu gleicher Zeit mit der der Königin, ohne daß man erst die Geburt ihres ersten Kindes abwartete, besteht einzig und allein darin, daß nun zwei Leben statt eines einzigen zwischen die Infantin und die Thronfolge treten würden.“

Die Hochzeitsfeierlichkeiten waren vorüber, ein Bischof hatte die Ringe der Ehegatten gewechselt, Madrid hallte wider von den Fanfaren. England, recht gründlich mystificirt, zog sich beleidigt zurück. Die entente cordiale, die aus allen Briefen Ludwig Philipp's an die Königin von England hervorleuchtete, ebenso ihre verbindlichen Privatcorrespendenzen hörten auf. Und doch hatte Ludwig Philipp niemals seiner guten und theuern Schwester größere Freundschaftsbezeigungen erwiesen als mitten in den Heirathsverhandlungen. „Es ist gewiß“, schrieb er, indem er sich auf ihre gegenseitigen Besuche bezog, „wie Ew. Majestät auch bemerkt haben wird, ein gutes Mittel diese entente cordiale aufrecht zu erhalten und zu pflegen, welche unsern Nationen so nöthig und mir so angenehm ist, wenn ich sie gerade mit Ihnen pflege.“

Anderswo spricht er poetisch von den schönen Tagen welche zur vollen Aequinoctialzeit die Ein- und Ausschiffung der Königin zu Treport begünstigt haben, und fügt hinzu: „Ich bin glücklich eine Segnung des Himmels in diesem herzlichen Einvernehmen finden zu können, welches für uns so kostbar ist, und fern von allem Ehrgeiz nur das Glück unserer beiden Nationen und die Aufrechterhaltung des Weltfriedens zum Endziel hat.“

Ludwig Philipp kann diese Idee nicht aus dem Sinn bekommen, und er pflegt und hegt und verbessert sie, um schließlich immer wieder auf sie zurückzukommen, gleichwie ein Künstler der sich von seiner Schöpfung nicht trennen kann. Und Ludwig Philipp beschränkte sich nicht darauf seinen Zuvorkommenheiten nur Worte zu geben. Er fügte Thaten und Geschenke den Ergießungen und Freundschaftsversicherungen bei. Er sandte das Portrait der Königin Victoria auf Porzellan gemalt nach London, er kaufte für die königliche Nachkommenschaft von Windsor Spielzeug, Flinten, Trommeln und Puppen. Die alte Rivalität zwischen Frankreich und England schien sich in Gastfreundschaft verwandelt zu haben. Die junge Königin hatte dem alten Könige die Schale der Vergessenheit geboten, um von der Höhe einer Fregatte herab auf den Frieden der Nationen einen Toast auszubringen.

Mitten in diesen Zärtlichkeiten entstand auf einmal der Gedanke an die Heirath des Herzogs von Montpensier. Die Königin Amalie ward beauftragt diese Neuigkeit der Königin Victoria mitzutheilen. Sie zeigt sich bei Erfüllung dieses Auftrags zärtlich und schmeichelnd, wie wenn sie in dem Herzen der Königin Victoria eine Spur alter zärtlicher Freundschaft suchen wolle. Ihr Brief war eine fromme und rührende Berufung auf ihre alten Erinnerungen, traurig wie eine Ahnung, verschleiert wie ein Traumseufzer. Die Königin von England antwortete hart und lakonisch auf diesen Aufruf der Freundschaft; die letzten Bande waren zerrissen.

„Ich empfange soeben den Brief Ew. Majestät“, schrieb Victoria, „und ich beeile mich Ihnen dafür zu danken. Vielleicht erinnern Sie sich was zwischen dem König und mir früher vorgegangen ist. Demnach werden Sie wol begreifen, daß die plötzliche Anzeige dieser Heirath mir nur Erstaunen und ein sehr lebhaftes Bedauern verursachen konnte.“

England wird nun unversöhnlich in seiner Feindschaft werden, aber Guizot sucht sich noch Illusionen zu machen.

„Wir müssen jetzt den ersten Anlauf schlechter Laune aushalten", sagte er, „Das ist unvermeidlich. Es wird kurze Zeit dauern, und uns etwa einige Schwierigkeiten verursachen, die wir übersteigen werden." Er wendete sich an Lord Aberdeen, und verlangte von ihm ein Beistimmungsschreiben; aber Lord Aberdeen verweigerte diese Tröstung, auch er warf dem französischen Cabinet einen Meineid vor.

Leider war dieser Heirathssieg, der mit so viel Geduld, Feinheit und Klugheit errungen ward, und der zwei Dynastien befestigen sollte, für Frankreich Nichts als die immerwährende Drohung einer Katastrophe. Traurige Prophezeiungen seufzen mitten aus den ersten Strophen dieses Hochzeitgedichts. Geheimnißvolle Stimmen aus den Pyrenäen drangen in der Nacht an die Ohren des Königthums und murmelten: Du wirst nicht mehr schlafen, du hast dir selbst den Schlaf geraubt. Ludwig Philipp hatte in diesem Siege seine Niederlage gefunden. Indem er mit England brach hatte er eine Lücke um seine Monarchie entstehen lassen. Er konnte nicht allein den Herzog von Montpensier nicht mehr in Madrid lassen, aus Furcht ihn dem Zusammenstoß der Parteien auszusetzen, sondern er konnte nicht einmal mehr wagen unsere Escadre friedlich in dem Mittelländischen Meere herumfahren zu lassen. Er hatte diese Heirath zu Stande gebracht um unsern Einfluß zu vergrößern, und kaum waren die Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ende gegangen, als auch schon unsere Flagge sich vor den Engländern verbergen mußte. Das Freudengeschrei seines Triumphs tönte in seinem Herzen nur wie eine Demüthigung nach.

„Die Heirath Montpensier's", schreibt er an den Prinzen von Joinville, „macht der englischen Regierung großen Verdruß. Ich glaube, daß Dem gerade nicht besondere Wichtigkeit beizulegen sei; nichtsdestoweniger muß uns dieser Umstand die größte Vorsicht bei unserm weitern Verfahren auflegen, sowol gegen die englische Marine und ihre Häfen, als gegen Spanien, da diese uns in Verdacht haben in Folge unserer spanischen Heirath herrschen zu wollen. Du mußt dich daher, so sehr es sich thun läßt, alles Zusammenstoßes mit ihnen enthalten, und Alles vermeiden was zu Discussionen oder gar zu Streit führen könnte. So darfst du die Escadre weder nach Gibraltar noch nach Barcelona oder Cadiz bringen; du darfst keinen Hafen der Halbinsel berühren, sei er spanisch, portugiesisch oder englisch. Wir haben weder den Wunsch noch ein Interesse dabei unser Geschwader im Mittelländischen Meere kreuzen zu lassen, im Gegentheil ist es uns lieber, wenn dasselbe nach Brest zurückkehrt. Wenn du Kohlen oder Lebensmittel brauchst, so versorge dich damit in Algier oder Oran; ich möchte nicht, daß das ganze Geschwader nach Toulon käme; wir wollen das Aufsehen vermeiden. Die englischen Schiffe können in dem Mittelländischen Meere oder dem Ocean Evolutionen machen wie sie wollen, Das kümmert uns Nichts, und wir wollen sie weder beobachten noch uns den Anschein geben als thäten wir es."

Die Consequenzen dieser Heirath häuften bald noch mehr die daraus entstandenen Schwierigkeiten. Diese Könige, Königinnen, Minister, Gesandten, diese geschickten, beredten und in Geschäften erfahrenen Leute hatten lange unter sich die Geheimnisse der Liebe durchbesprochen, sie hatten die ersten Regungen eines jungen Mädchens belauscht und die Wahrscheinlichkeit ihrer Fruchtbarkeit geprüft, und jetzt kehrte sich noch das Werk der größten Geschicklichkeit gegen seinen Urheber. Diese so mühsam durch Gesandte zu Stande gebrachte Allianz wird durch häusliche Zwiste verdunkelt. Das Beispiel der alten Aeltern, das Ludwig Philipp den spanischen Eheleuten anempfohlen, ward nicht befolgt, bald gaben König und Königin von Spanien öffentlich den Scandal ihrer Zwietracht. Das Schlachtfeld, auf das wir zuerst England gerufen hatten, dehnte sich in kurzem über ganz Europa aus. Der Sonderbundskrieg brach aus, Frankreich war gezwungen in der Schweiz gegen England zu kämpfen; Italien erhob sich für seine Nationalität, und auch in Italien fand Frankreich England wieder; die Revolutien in Portugal begann, Frankreich stand auch in Portugal England gegenüber, und überall war es gezwungen eine seinem eigenen Interesse widerstreitende Politik zu befolgen.

Eines Morgens erfuhr die Stadt Neapel, daß der französische Gesandte, Bresson, derselbe welcher die spanischen Heirathen vermittelt hatte, sich mit einem Rasirmesser die Gurgel abgeschnitten habe. Er würde das Geheimniß seines Selbstmords mit sich genommen haben, wenn der Prinz von Joinville nicht einen Theil desselben aufgeklärt hätte.

„Der Tod Bresson's hat mich sehr traurig gemacht", schreibt er, „und ich glaube, daß er auf dich denselben Eindruck hervorbrachte. Ich lasse die traurige Wirkung gerade in Neapel ganz bei Seite, wo die Gesetze über den Selbstmord so streng sind. Was mir tief in die Seele geht Das sind die Ursachen die dies Unglück herbeigeführt haben. Bresson war nicht krank, er hat seine That mit dem kalten Blute eines entschlossenen Mannes ausgeführt. Ich habe Briefe aus Neapel von Montessuy und Andern empfangen, die mir keinen Zweifel übrig lassen. Er war aufgebracht über unsern Vater, er hatte in Florenz seltsame Aeußerungen über ihn gethan. Der Einfluß den der Vater auf Alle übt ist so unzurückweisbar, daß wenn ein compromittirter Staatsmann ihn nicht besiegen kann, ihm nichts Anderes als der Selbstmord übrigbleibt."

Ein tragisches Geschick lastete auf diesen Heirathen; die freiwillige Opferung des Grafen Bressen war nur die erste Sühne. Ein Wind des Fluchs hat immer von den Pyrenäen her für uns geweht: Ludwig XIV. mußte in Spanien seine Monarchie opfern, Napoleon nutzte da sein Glück ab, Ludwig Philipp verlor seine Krone wenige Monate nach dem Drama von Neapel. Eine junge, schwarzgekleidete, schwangere Frau irrte am 24. Febr. auf dem Concordienplatze umher, mitten unter bewaffneten Banden, die sich auf die Tuilerien stürzten. Es war eine Fremde; mitten im Sturme der Revolution, die sie von ihrer Familie getrennt hatte, verirrt, suchte sie eine zufällige Zufluchtsstätte. Ein Oppositionsdeputirter traf sie und führte sie in sein Hotel.

Diese Fremde war die Herzogin von Montpensier. In derselben Zeit floh Ludwig Philipp nach England. Lord Palmerston war gerächt; er eilte officiell die Französische Republik anzuerkennen. 31.

Miscellen.

Gellert's Lieder.

Der Reisende Kohl fand in dem Berner Oberlande in allen Schulen reichliche Quantitäten von Exemplaren der „Geistlichen Oden und Lieder" unsers ehrwürdigen Gellert. Der Schulmeister in Grindelwald versicherte, daß jedes Kind dieses Büchlein, das nett gedruckt und sauber gebunden zu Groschen koste, haben müsse, und daß die meisten Kinder alle 54 in ihm enthaltenen Lieder auswendig wissen. Kohl setzt hinzu: „Kann man der Jugend etwas Besseres, etwas mehr zum Herzen Sprechendes in die Hand geben? Diese Lieder werden auch neben den Psalmen David's ewig bleiben, so lange noch die deutsche Sprache bleibt und so lange noch eine deutsche Seele Frömmigkeit empfindet."

Chinesisches Sprüchwort.

„Die Droguisten", sagt ein chinesisches Sprüchwort, „sehen die Heilmittel mit zwei Augen; die Aerzte welche sie verschreiben, und die Apotheker welche sie zubereiten, mit einem; die Kranken nehmen sie als Blinde." Vielleicht dachte Voltaire an dieses Sprüchwort, als er den Arzt als einen Mann bezeichnete „der Medicin, von der er wenig versteht, in einen Körper schafft, von dem er noch viel weniger weiß".

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag. Nr. 260. 30. October 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Charlotte und Caroline Novellen.
Herausgegeben von Dr. Wolfgang Menzel.

I. Wenn man sich in Gedanken in bestimmte Kreise, Zeiten und Verhältnisse versetzt, so kann man sich in der Regel lebendiger Gegenstände, Personen und Begebenheiten vergegenwärtigen, als wenn man sie nur aus Büchern kennt. Wir wollen uns daher diese Zeit recht lebendig vergegenwärtigen.

Es waren die Jahre 1806 und 1807, die Jahre der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, der Jahre, wo die Fremdherrschaft ihren höchsten Triumph erreicht hatte. Ich bin in einer der Städte geboren, die am meisten gelitten, in einer der Städte, die am meisten gedrückt wurden, und ich erinnere mich noch recht gut der Eindrücke, die damals auf mich machten, und die mir noch jetzt, wenn ich sie mir vergegenwärtige, Thränen der Wehmuth und Scham, aber auch Thränen der Begeisterung entlocken.

Ich war damals noch ein Knabe, und es war mir nicht möglich, die Ursachen und Folgen, die Verhältnisse und Beziehungen der Dinge zu erkennen, welche mich umgaben, aber Eindrücke, auch ungewöhnliche, machen sich auch auf Kinder geltend.

In diesen Kreis von 1806, 1807 hinein versetzt mich Charlotte.

Ich habe sie gekannt, und es kann mir nicht einfallen, sie hier weiter zu beschreiben, als sie mir damals erschien.

Sie war ein Mädchen von 18 Jahren, und ihr Vater, der Arzt war, hatte sich eine sehr bedeutende Praxis erworben. Sie war ein Mädchen, wie es deren viele gab, ein Mädchen, das sich ganz ihrer Familie, und also auch ihrem Vater widmete, das ihm Alles war, was es sein konnte, das ihn pflegte, wenn er krank war, das ihn erheiterte, wenn er traurig war, das ihn ermunterte, wenn er verzagte, das ihn ermahnte, wenn er zu weich war, das ihn tröstete, wenn er zu hart war, das ihn ermuthigte, wenn er zu schwach war, das ihn ermahnte, wenn er zu stark

entschiedene Verbildung, einen totalen Verfall finde. Ihre Worte lauten:

Wie sie verbildet werden, Das sehe ich kläglich, Das habe ich hier mit Empörung bei der schrecklichen Begebenheit mit der Herzogin von Praslin gesehen. Glauben Sie, daß hier Weiber umherlaufen die reich, angesehen, vornehm sind, und sagen: man müßte sehr tief gesunken sein sich einem Mann aufzudrängen wie die Herzogin ihrem Mann. So wenig Anklang findet der Weheruf des reinsten, feurigsten Gemüths! Dies ist der Superlativ der Ansicht; in milderer Schattirung ist sie ziemlich allgemein. Ich habe bei der Begebenheit das Gefühl gehabt, daß jeder Mensch, als Mensch, dieser armen Frau Liebe und Schonung und Verehrung schuldig ist, zu vergüten was ein Mensch gegen sie verbrochen hat.

Im Folgenden heißt es dann unter Anderm:

Wollen Sie etwas Schönes lesen? Lesen Sie den dritten Theil von Adalbert Stifter's „Studien", und in einem der ersten Theile die Geschichte: „Das Haidedorf." Ich habe Lamartine's „Geschichte der Girondе" gelesen und allerdings durch die zwei ersten Theile — noch kam ich nicht weiter — eine viel bestimmtere Ansicht der Französischen Revolution erhalten. Einige geheimere Particularitäten, die ich aus Mittheilungen wußte, finde ich auch zuerst bei ihm mit Ausführlichkeit; aber es ist ein widriges Buch, so ganz unhistorisch durch Affectation und unglücklich angewandte Phantasie. Der Landtag hat mir das Herz erfreut: Eines nur betrübte mich, daß den Fragen welche die Einrichtung der Verfassung betrafen so viel mehr Antheil gewidmet ist und gründliche Erwägung als denjenigen welche sich rein auf das Wohl der ärmsten Classen beziehen; auf die Frage wegen Abschaffung der Lotterie, in Bezug worauf wahre Albernheiten debitirt sind; wegen Abschaffung des Salzmonopols, wo Graf Dyhrn allein höchst trefflich gesprochen hat. So muß es vorwärts mit Objectivität der Auffassung und Theilnahme des Gemüths, daß Dies anders wird.

So enthält denn auch das letzte Wort welches ich von der herrlichen Frau unmittelbar vernehmen sollte die heitere Hinweisung auf die Zukunft, auf die Nothwendigkeit der Selbstentäußerung, sodaß auch ihr letztes Briefwort welches an mich gelangte der Ausdruck ihrer durch und durch edeln Gesinnung, ihres weltumfassenden Interesses, ihrer zuversichtlichen Tapferkeit ist.

Ich erlaube mir nun noch im Folgenden zur Charakteristik Frau von Woltmann's meinen Lesern drei Briefe derselben Verfasserin zu übergeben. Ich verdanke diese Schreiben der außerordentlichen Güte Varnhagen von Ense's (dem ich hiermit öffentlich meinen verbindlichsten Dank dafür sage); sie sind an ihn selbst gerichtet.

Der erste dieser Briefe ist geschrieben: Berlin, den 3. Oct. 1833. Er ist zunächst veranlaßt durch das Buch „Rahel", welches in demselben Jahre zum ersten mal erschien. Frau von Woltmann schreibt:

Sie haben mir durch Ihr Geschenk eine wahre Freude gemacht. Zuerst sah ich das Buch bei Präsident Roth in München, der es mir zeigte, sehr davon ergriffen und sagte: er müsse Ihre Frau durchaus im Leben gesehen haben, so sei ihm, und doch sei er gewiß, daß Dies nie geschehen. Mit tiefer Bewegung und Erbauung habe ich die Blätter aus den letzten Jahren Rahel's gelesen, und Vieles angestrichen das mich durchs Leben begleiten wird. Dies ist das Theil der edeln Menschencreaturen, Andere, über ihr Dasein hinaus, zu ihrer eigenen Läuterung und Geistigkeit zu erheben. Der Tod ist nichts von äußern Umständen Abhängiges: wenn Gewissen und Bewußtsein sich durch die Bedingungen der Körperlichkeit und ihres gegenwärtigen Daseins so gekräftigt, daß sie vermögen sich einen höhern Organismus für ein höheres Dasein zu gestalten, sterben wir. Wie, wo wir diesen bilden, welcher Art? Das bleiben die Fragen worauf die Trennung beruht, wenn der Zurückgebliebene sich abquält. Aber sonderbar geheimnißvoll und natürlich aus sich selbst hat sich Rahel's Wesen zu jenem Vermögen eines höhern Seins entfaltet. Ich habe es mit Freude und Andacht bemerkt, und wünsche ihr innigst Glück zu dieser Seligkeit. Es thut mir sehr leid, daß wir uns in den letzten Jahren ihres Lebens nicht mehr mitgetheilt. Lesen Sie doch Mentlosirr's Buch: „Sur les mystères de la vie humaine", erster Theil und Anfang des zweiten Theils. Das Buch hat mich überaus ergriffen. Die Art wie Rahel's Blätter mich bewegten ist für Sie gewiß der willkommenste Dank.

Der zweite Brief lautet, und zwar datirt: Berlin den 6. Nov. 1833:

Mit dem besten Dank für Ihre gütige Gabe sende ich hier die anliegenden Blätter, die ich lange verwahrt. Eigentlich bringe ich Ihnen damit ein Opfer: ich habe so sehr schöne Briefe von Goethe, Fürst Primas, Lang, der Huber, die viel bedeutendere Briefe als Bücher schrieb; mit diesen hätte ich gern die beikommenden Blätter, so viel sie fürs Oeffentliche geeignet sind, abdrucken lassen, wenn Sie es mir erlaubt; indessen gebe ich sie mit wahrer Freude in Ihre Hände. Sie werden überaus anmuthige und geistvolle und durchdringende Worte in den Briefen Ihrer Frau finden, Sie werden sehen ein wie trefflicher Prophet Sie gewesen, und wie wohlwollend gütig beide gegen uns. Haben Sie nicht vielleicht noch einige Briefe Woltmann's aufbewahrt? Er konnte Ihnen aus der Fülle seiner Erkenntniß und seines Gemüths schreiben und that es. Obgleich ich sehr viel gleichgültiger gegen allen Ruhm, so auch gegen den seinen geworden bin, schmerzt mich immer die Ungerechtigkeit der Zeit gegen diesen Mann, der so viel höher als sie stand. Der Ruhm ist das Mittel der Liebe Unbekannter: wer würde gleichgültig dagegen? Es wird eine Zeit, will ich nicht sagen, ein Zustand (was ist sonst die Zeit?) kommen wo uns Allen das innere Licht über uns Alle wird aufgegangen sein. Vielleicht lieben wir dann retrograd die Edeln und Guten und sie wissen davon. Sie müssen eine Zeit herber Schmerzen und herber Oede durchleben. Ueber solche Verluste kann Nichts trösten als das Bild, das Studium, der Gedanke, wie sich die Welt aus immer unvollkommenerer, verworrenerer, widersprechenderer Organisirung im Einzelnen, in Allem, im Ganzen zu immer vollkommenerer, geregelterer harmonischer erhebt; wenigstens mich hat Nichts getröstet, Nichts die Oede erfüllt als die Ahnung der Rückkehr zur Gottheit in der Materie, in allen ihren Erscheinungen zu suchen, zu verfolgen.

(Der Beschluß folgt.)

Don Patricio de la Escosura.

In Madrid am 5. Nov. 1807 geboren flüchtete sich Escosura mit seiner Mutter in Folge des feindlichen Einmarsches der Franzosen nach Lissabon, während sein Vater unter den Befehlen des Generals Castaños auf heimischem Boden den Feind bekämpfte. Bald nach Beendigung des Kriegs siedelte sich seine Familie nach Valladolid über, wo der junge Escosura an dem Colleg S.-Gregorio seine ersten classischen Studien machte, und darauf an der Universität sein erstes Jahr Philosophie studirte. Von da begab er sich 1820 zur Fortsetzung seiner Studien nach Madrid, wo er unter der Leitung des trefflichen Alberto Lista bis 1824 seiner weitern Ausbildung oblag. Die heftigen Parteiungen, welche damals und heute das unglückliche Spanien zerrissen, zwangen auch Escosura, wenn er anders nicht das Gefängniß der Verbannung vorzog, auszuwandern und sich zunächst nach Paris zu begeben

ben, wo er ein ganzes Jahr lang die Vorlesungen des ausgezeichneten Lacroix besuchte. Während seines Aufenthalts in der französischen Hauptstadt hatte er sich ganz in die Sitten und Gewohnheiten des Quartier latin hineingelebt, und diese ungebundene, burschikose Lebensweise blieb nicht ohne Einfluß auf die spätere Entwickelung seines schriftstellerischen Talents. Obwol die politischen Verhältnisse nunmehr ihm gestatteten wieder nach seinem Vaterlande zurückzukehren, so wollte er doch zuvor erst noch ein Stück Welt sehen, und begab sich nach London, wo er viele spanische Emigranten, Freunde seines Vaters, fand. Nachdem er daselbst ein Jahr ziemlich angenehm zugebracht, kehrte er 1826 wieder nach Madrid zurück, und gesellte sich von neuem dem Kreise junger Gelehrten bei, die sich um Lista scharten. Gegen Ende des Jahres trat er in die dortige Artillerieschule ein, welche er im Januar 1829 als Offizier verließ, um sich in die Garnison von Burgos zu begeben, die er jedoch kurz darauf mit dem Aufenthalt in Madrid vertauschte.

Seine erste literarische Arbeit war eine Komödie in der Manier von Moratin: „El amante novicio", welche er 1829 vollendete, die jedoch nur geringes Verdienst hatte. Im J. 1832 las das Publicum seinen Namen auf dem Titel einer Novelle: „El conde de Candespina", welche der Geschichte Spaniens entlehnt am Ende des 13. Jahrhunderts spielte; sie behandelte den Tod des einzigen Sohnes Alfons' VII. in der Schlacht von Uclés gegen die Almozariden und die Thronbesteigung der Doña Urraca. Obwol sich dieselbe nicht durch Originalität auszeichnete, so bot sie doch für die Unterhaltung Interesse genug dar, und mochte immerhin als gutgeschriebener Versuch gelten. Zufrieden mit diesem Erfolge schickte sich Escosura an eine zweite folgen zu lassen, als der Tod Ferdinand's VII. ganz Spanien in Flammen versetzte. Der Umstand daß unser Dichter in Folge eigenthümlicher persönlicher Beziehungen einige Häuser besuchte deren Bewohner als Parteigänger des Don Carlos galten, sowie daß er ohne irgend etwas Besonderes dabei zu beabsichtigen dem Don Carlos eines Tages vorgestellt worden, war hinreichend um ihn 1834 nach dem entfernt gelegenen kleinen Orte Olvera in Andalusien verweisen zu lassen. Dieser unfreiwillige Aufenthalt in einer jeder Zerstreuung entbehrenden Stadt gewährte Escosura Muße genug um den Plan einer zweiten Novelle, betitelt: „Ni Rey, ni Roque", zu entwerfen, und bald auch zu vollenden (1835). Sie gehört der Zeit Philipp's II. an, und ihr Plan ist verwickelter als der der ersten; auch sind die Charaktere besser contrastirt, und ein merklicher Fortschritt in der Handhabung des castilischen Idioms sichtbar. Noch während er die letzte Hand daran legte war er nach dem Kriegsschauplatze nach Navarra zur Bekämpfung des Prätendenten abgegangen, wo er als Adjutant und Privatsecretair des berühmten Generals Don Luiz Fernandez de Cordoba den Feldzug mitmachte. Das Geräusch und die unvermeidlichen Zerstreuungen des Lagers vergönnten der Muse unsers Dichters nur selten Augenblicke der Ruhe und Sammlung. Gleichwol gehört dieser Epoche eins seiner schönsten Gedichte an, die „El bulto vestido de negro capuz" betitelte poetische Erzählung, welche Escosura in Pampelona geschrieben, und in dem „Artista" mitgetheilt hat. Alle Offiziere des Heers schildern Escosura als tapfer, einsichtsvoll, und von dem feinsten Ehrgefühl geleitet, dabei von unermüdlicher Thätigkeit; auch wird ihr Zeugniß vollkommen durch die hohe Achtung bestätigt welche sein General stets für seine trefflichen Eigenschaften als Soldaten hegte. Auch erwiderte Escosura aufrichtig und herzlich diese Zuneigung seines Chefs, der bei Mendigorria und Arlaban seinen Truppen die ruhmvollsten Lorbern erfechten half, und sowie er stets dem Feinde die Spitze bot, sich von allen innern Parteiungen fern hielt. Nach der Insurrection von Ildefonso verließ Cordova den Heerbefehl und Escosura den Kriegsdienst; seitdem hatte er den frühzeitigen Tod seines Generals zu beweinen. Noch heute bewahrt er sein Bild über seinem Schreibtische, und spricht von ihm wie von einem geliebten Vater. Die Fehler seines heftigen Temperaments wurden bei ihm durch die kühnen Eingebungen seines Geistes, dem alles Gemeine fremd war, sowie durch die edlen Gefühle seines Herzens, worin niemals etwas Niedriges wohnte, reichlich gutgemacht.

Die erste dramatische Arbeit Escosura's war die 1837 zum ersten male mit großem Beifalle auf dem Theater del Principe aufgeführte Komödie „La corte del Buen Retiro".

Ihr Stoff behandelt das Liebesverhältniß des Grafen Villamediana zur Gemahlin Philipp's IV., und entleiht dem Umstande daß Velasquez, Calderon, Gongora und Quevedo darin auf der Bühne erscheinen ein ziemlich lebhaftes Interesse. Ihre beiden ersten Acte können sich dem Besten was die Comedia de capa y espada zu bieten hat an die Seite stellen. Um seinem Drama ein mehr romantisches Colorit zu geben führte er darin einen an den Victor Hugo'schen Triboulet in dessen „Le roi s'amuse" erinnernden Narren ein, dessen Wirkung jedoch auf das madrider Publicum sehr verschieden von derjenigen war welche der französische Dichter bei dem seinigen hervorgebracht hatte. Die Scene nämlich wo der Narr die Königin demüthigt erregte bei den von monarchischer Ehrfurcht noch so tief durchdrungenen Zuschauern Madrids den lebhaftesten Widerwillen. Abgesehen von diesem allerdings nicht geringen Mißgriffe enthält dieses Stück eine glänzende und höchst gelungene Schilderung des galanten und üppigen Hofs des letzten Sprößlings der östreichischen Dynastie.

Nicht gleichen Erfolg hatte das im nämlichen Jahre zur Aufführung gebrachte Drama „Barbara Blomberg", obwol es in vieler Hinsicht vor dem früher genannten Stücke den Vorzug verdient. Es hat zum Gegenstand die Liebesabenteuer des triumphirenden Kaisers Karl V. in Pavia, welchen der berühmte Sieger von Lepanto das Dasein verdankt, und zeichnet sich durch eine treffliche Versification, raschen Dialog und sehr gelungene Situationen aus.

Aus dem J. 1838 nennen wir die in Hinsicht des Werthes niedriger stehenden „Don Jaime el conquistador", „La aurora de Colon" und „El higuamota", wovon das erstgenannte Stück nur vorübergehend in Madrid, die beiden letztern nur auf Provinztheatern zur Aufführung kamen. Um diese Zeit widmete sich Escosura der Politik und Literatur, er war einer der Mitarbeiter an dem „Eco de la razon y de la justicia" und gehörte zu den einflußreichsten Mitgliedern des Liceo. Sein „Recuerdos de Cristóbal Colon" überschriebenes Gedicht genoß die Auszeichnung in das Album welches jenes Institut der Königin-Regentin zu überreichen die Ehre hatte aufgenommen zu werden.

Bald darauf zum Secretair des Generalcapitains von Burgos, später von Valladolid und zuletzt von Valencia ernannt, zog er jedoch vor dem Ministerium in Madrid selbst seine Thätigkeit zu widmen; er stellte sich an die Spitze des Liceo, dem er einen neuen Aufschwung gab, indem er Lehrstühle für die Literatur gründete, und alle Sonntage literarische Conferenzen einführte, auch die alljährige Feier der Jeux floraux wieder ins Dasein rief.

In Folge seiner Ernennung zum politischen Chef von Guadalarara im J. 1839 gerieth er mitten in das heftigste Parteigetriebe, wobei er jedoch stets die größte Charakterfestigkeit und den höchsten persönlichen Muth an den Tag legte. Seinem Grundsatze getreu, daß „jede Obrigkeit verpflichtet ist für das Ministerium von dem sie abhänge entweder das Leben zu lassen, oder die Ruhe der ihrer Sorge anvertrauten Provinz sicherzustellen", wollte er sich um jeden Preis den Folgen der Septemberrevolution des J. 1840 in seiner ihm untergebenen Provinz entgegenstemmen, selbst auf die Gefahr hin von der allgemeinen Strömung verschlungen zu werden. Zum Glück gab er noch zeitig genug den weisen Rathschlägen seiner politischen Freunde Gehör, die es für eine nutzlose Tollkühnheit erklärten allein und ohne irgend Aussicht auf Erfolg

den Kampf mit der feindlichen siegreichen Partei aufzunehmen, und flüchtete sich zu Pferde über Tarancon nach Valencia, nicht ohne die augenscheinlichste Gefahr von der Junta seiner Gegner gefangen genommen zu werden. Doch erreichte er glücklich das Meer, und schiffte sich zum andern male als Verbannter nach Frankreich ein.

In Paris widmete er sich von neuem literarischen Arbeiten, womit er sowol sein und seiner Familie Existenz sicherte, als auch die verzehrende Glut der Sehnsucht nach seinem Vaterlande etwas milderte, wovon er und seine übrigen Schicksalsgenossen so heftig ergriffen waren.

Damals begann er das von dem Marqués de Remisa unternommene „España artística y monumental", wozu er den Text lieferte, während der allgemein geschätzte Künstler Don Genaro Villamil die Zeichnungen besorgte. Desgleichen arbeitete er an der „Revista enciclopedica" mit, welche für die transatlantische spanische Bevölkerung berechnet war. Hier finden sich seine trefflichen Arbeiten über „La supresion de la Orden del Temple en la corona del Aragon", ferner seine „Clasificacion de los conocimientos humanos". Außerdem verfaßte er ein treffliches, gegenwärtig an den Universitäten eingeführtes „Handbuch der Mythologie". Zwei Gesänge eines „Hernan Cortes en Cholula" überschriebenen Gedichts gehören gleichfalls dieser Zeit an.

Die glücklich durchgeführte Bewegung vom J. 1843 führte die Ausgewanderten des J. 1840 wieder in ihr Vaterland zurück. Escosura zog mit den unter den Befehlen der Generale Prim und Serrano stehenden Truppen Cataloniens in Madrid ein, und entwickelte während der gefahrvollen Periode von der Errichtung der provisorischen Regierung an bis zur Mündigkeitserklärung der Königin Doña Isabella II. die unermüdlichste Thätigkeit. Vom einfachen Angestellten wurde er zum Unterstaatssecretair jenes Ministeriums ernannt, das bis dahin allein Stärke genug entwickelte die früher so häufigen föderalistischen Bewegungen in den Provinzen zu unterdrücken, und jene allzeit bereiten Elemente des Umsturzes im Zaume zu halten, welche in den einzelnen Städten noch herrschten, wo, sowie man den Generalmarsch schlug, sofort die Miliz zusammentrat, auf das Geschrei einiger Gruppen sich eine Junta bildete, und eine improvisirte Behörde durch eine enthusiastische Anrede eine ganze Provinz der Centralregierung und den Cortes abwendig machen konnte. Als das Cabinet dem Escosura angehörte endlich fiel, gab auch er seine Entlassung und kehrte von neuem zur Literatur zurück, welche ihm nicht nur den größten Genuß, sondern auch die einzigen Mittel seiner Existenz gewährte: gewiß das schönste Lob für einen Mann der so lange in bedeutenden Aemtern thätig gewesen.

Im J. 1844 vollendete er den zweiten Theil seines „Corte del Buen Retiro". Allein die sorgfältig ausgeführten Details, welche trefflich dazu dienen uns die merkwürdige Epoche des Herzogs von Olivarez vollständig kennen zu lehren, bringen auf der Bühne nicht die gleich vortheilhafte Wirkung hervor. Der originelle, wenn auch nicht eben glückliche Gedanke, das Drama durch ein eingelegtes Zwischenspiel von Calderon's „Fieras a femina Amor" zu unterbrechen, hat die unangenehme Folge, daß der Zuschauer sich zerstreut, und während er dem Zwischenspiele seine Aufmerksamkeit schenkt, darüber das Hauptstück vergißt. Daher war der Erfolg dieses so sorgfältig ausgearbeiteten Drama nur mittelmäßig, weshalb Escosura, um diese Niederlage einigermaßen wieder gut zu machen, in weniger als einer Woche seine „Mocedades do Hernan Cortes" schrieb, eine gelungene Skizze von dem Charakter dieses Helden vor seinem Eroberungszuge nach Mexico. Seitdem verfaßte er noch die Tragödie „Roger de Flor", und arbeitet an der Vollendung eines „Manual de la historia de España".

Fassen wir nun das Bild unsers Dichters im Ganzen zusammen, so müssen wir ihm eine glühende Einbildungskraft und ein lebendiges Gefühl einräumen. Seine Charaktere sind gut erfunden, die Scenen seiner Dramen zweckmäßig angelegt, und die Intrigue, obwol sich mannichfaltig durchkreuzend, leidet doch nie an Verwirrung. Escosura scheint besonders dazu berufen der spanischen Novelle, welche in der letzten Zeit durch Nachahmungen und Uebersetzungen aus dem unerschöpflichen Markte der französischen Romanliteratur fast ausschließlich versorgt worden war, ein neues selbständiges Leben zu verleihen. In seinem schon theilweise in Feuilletons erschienenen und nächstens als Ganzes versprochenen „El patriarca del Valle" hat Escosura in einem weiten Rahmen mit sehr geschickten Pinselstrichen die Hauptzüge der heutigen spanischen Welt gezeichnet, und darin die originellsten Charaktere aufgestellt, welche je weiter sich der Faden der Erzählung spinnt desto mehr an Interesse gewinnen. Die Theilnehmer an den Verschwörungen in Spanien, sowie die Emigrirten in Paris und London spielen darin eine Hauptrolle.

Um auch von den Mängeln unsers Schriftstellers zu sprechen, müssen wir erwähnen, daß wenn seine Versification zuweilen ungleich ist, seine Prosa an einer gewissen Unkorrektheit leidet, woran besonders die Lebhaftigkeit Schuld trägt, welche seiner Feder nicht Zeit genug lassen will, um die in seinem Geiste sich rasch folgenden Ideen in gehöriger Ordnung und in einer sorgfältig gefeilten Sprache niederzuschreiben. Während er sich anschickt die nöthigen Verbesserungen anzubringen, eilt seine Einbildungskraft schon neuen Schöpfungen nach, so daß seine getheilte Aufmerksamkeit das Eine verbessert, Anderes übersieht. Daher mag es wol kommen, daß seinen Schriften die letzte bessernde Hand zu fehlen scheint.

Escosura ist Mitglied der spanischen Akademie und erster Director am Liceo. In seinem öffentlichen Leben hat er sich stets ehrenvoll gezeigt, und mit Eifer und Einsicht seine Pflichten erfüllt. Sein Privatleben ist fleckenlos; zärtlich seiner Familie ergeben ist er treu in seiner Freundschaft und nachsichtig gegen seine Feinde. Ganz der Literatur lebend versammelt er alle Mittwoche eine Akademie der schönen Wissenschaften, deren Mitglieder seine Freunde und zugleich die geachtetsten Namen unter den jetzt lebenden Schriftstellern Spaniens sind. 42.

Notiz.

Englische Ansicht über Deutschlands Einheit.

Bereits zu Anfang dieses Jahres stellte eine englische Wochenschrift, „The phonetic news", der deutschen Einheit ein Prognostikon, das sich leider immer mehr zu bestätigen scheint. Nach einem Rückblick auf die vorjährigen Ereignisse, auf die verschiedenen revolutionnairen Bewegungen, namentlich in Berlin, wo im April 1847 der König erklärte: „that no written paper should stand like a second providence between his people and himself", nach Erwähnung des Umstandes, daß der König von Preußen seinem Volke eine demokratische Verfassung gegeben und im März 1848 versprochen sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen, fügt die Wochenschrift hinzu: „Aber Deutschland, the united Germany, welches des Dichters Definition: «Wo man die deutsche Sprache spricht, da ist des Deutschen Vaterland» verwirklichen sollte, ist in hohem Grade problematisch geblieben. Es gibt kein Deutschland im Herzen des deutschen Volks; es gibt nur deutsche Einzelstämme: Sachsen, welche die Preußen hassen, Preußen, welche die Oestreicher fürchten, eifersüchtige Baiern, stöckische Hanoveraner, republikanische Rheinländer. Furcht und Eifersucht unter den 30—40 kleinen Höfen «small by degrees and beautifully less», jeder mit seinen besondern Interessen und seinen besondern Nationalitäten. Die englische Sprache macht England und Amerika nicht zu Einem Volke — die deutsche Sprache wird niemals ein einiges deutsches Reich umfassen." 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 261. — 31. October 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 260.)

Endlich der dritte Brief von Karoline von Woltmann an Varnhagen von Ense; er ist geschrieben: Berlin, den 28. Febr. 1839:

Ihre gütigen Sendungen habe ich mit dem größten Antheil gelesen. Wie viele herrliche Wahrheiten enthalten die einzelnen Sprüche Rahel's womit der Brief Brinkman's unterwirkt ist; und wie eigenthümlich gehaltvoll entspringt das Verhältniß zwischen Beiden. Sein erster Moment ist wie ein Bild des Wesens Beider. Der Ernst für Wahrheit und Recht, das rege lebensstarke Aussichheraustreten, Leben in andern Naturen und deren Zuständen, die angeborene Mütterlichkeit des Gefühls in Rahel tritt ebenso frappant auf als Brinkman's anspruchlose, innige Hingebung und alles Treffliche, seine Feinheit und Lebendigkeit des Geistes, wodurch er so liebenswürdig ist, so lange gelebt hat und hoffentlich noch leben wird. Als ich Rahel kennen lernte sagte ich von ihr zu Woltmann: Ich sehe sie nie ohne an den Spruch zu denken: „Da mit ich auf, Debora, eine Mutter in Israel; der Bach Kisen mütte sie, der Bach Kedumim, tritt, meine Seele, auf die Starken." (Vergl. Buch der Richter, Deborä und Barak's Triumphlied 5.) Immer habe ich bejammert, daß sie keine Mutter in Israel mehr sein konnte. Das war ihre natürliche Stellung. In einfachen Nationalverhältnissen, unter einem tiefsinnigen, scharfsinnigen, leidenschaftlichen Volke, wo der nationale Charakter noch dem rein menschlichen untergeordnet war, unter ihrem Volke hätte sie sich frei und voll ausgelebt. Das Schicksal verwies sie auf die berliner Gesellschaft. Durch diese mußte sie sich eine bürgerliche Stellung machen, ihr einigermaßen homogen. Wie klug, kräftig, umsichtig und wohlwollend sie Dies gethan, unerachtet das Material sie oft geplagt und ennupirt, davon zeugt auch Brinkman's Brief. Sie mußte an jenem oft ihren Geist versplittern; erst mit Ihnen kam sie in diesem Bestreben zur Ruhe, erst in ihren letzten Lebensjahren; hier scheint mir ihr Wesen auch aus ihren Briefen erst voll gesammelt hervorzugehen, in denen Sie alle seine Strahlen und Funken vereint, und durch was es war überrascht, ihm allgemeine Anerkennung und Wirksamkeit verschafft. In diesem Sinne war meine letzte Aeußerung genommen: Wer sagt, daß Rahel nicht Rechnung mit dem Schicksal gehalten, begreift weder was Rahel bedeutet noch was Schicksal. Daß man aber hundert mal Worte ausspricht deren Sinn man nur ganz vague begreift, ist die Sünde der Gesellschaftlichkeit und macht sie mir unausstehlich; das erste Conversations-Lexikon müßte ein solches sein welches die Bedeutung der alltäglichsten Worte enthielte. Für das Geschenk des „Lebens der Sophia Charlotte" sage ich Ihnen herzlichen Dank. Sie haben wirklich aus dem Stoffe gemacht was möglich; da ich selbst mich damit beschäftigt verstehe ich Das um so besser. Die Kritik wird hier Krümmelleserei. Aber Sie haben gleich im Anfang die Onkel und Tanten so grandios und individuell aufgestellt, daß mir der Vorflur des Palastes Spinola in Genua einfiel, in welchem unten die Statuen der großen Männer Genuas stehen und Einen empfangen, wie heraufdeutend zur Wohnung eines Lebenden der zu ihnen gehört. Solche geistreiche Auffassungen sind der Kunst auch nur möglich in Republiken! Aus der Figur Sophia Charlotte's haben Sie dann ein lebendiges Wesen gemacht, das mit innerer Selbständigkeit und äußerlicher Körperlichkeit auftritt, und dazu vortrefflich den Charakter der Mutter benutzt. Außerdem haben Sie mit einer Discretion, wozu ich Ihnen Glück wünsche, die Roheiten des gesellschaftlichen Treibens und gewisse Personen behandelt; Maske, ich kenne dich! sagt nur zu Ihrem Türken der Eingeweihte, und Sie haben Nichts emittirt. Aus dem „Theatrum Europaeum" hatte ich eine individuelle Schilderung von Charlottenburg, irre ich nicht, auch nach einem Kupfer. Daß ich den Mercure, ich weiß nicht mehr, ob galant oder de France, nicht erhalten kennte, worin der eigentliche Aufschluß über den pariser Aufenthalt von mir erwartet wurde, war mit ein Grund weshalb ich die Arbeit aufgab; was ich nach der Ihrigen gar nicht bedaure. Herzlich wünsche ich Ihnen Gesundheit; man braucht sie um geistig zu leben, und Das ist allein leben. Wenn auch mein Packetchen erst in sechs Wochen nach Stockholm kommt, thut es mir sehr leid. Brinkman's Brief war Aufschluß über ein Verhältniß worin wir Beide kurze Zeit innig gestanden, das ich, in Bezug auf ihn, nicht ganz verstanden, das durch seine Erklärung in dieser Beziehung eine wahre Verklärung gewinnt, und mich durch eine Vorstellung bereichert die mich beglückt. Mir ist lieb, daß jener Brief auch Erneuung unserer persönlichen Beziehungen veranlaßt. Hat man gemeinschaftlich in inniger Beziehung zu den ausgezeichnetsten Menschen und zu Denjenigen gestanden welche uns die Theuersten waren, sollte man sich nicht liegen lassen und sich immer besser zu verstehen suchen: Alles gewinnt, so näher man es kennt; denn Alles gewinnt, so besser man es begreift; der Grund der meisten Spaltungen ist Mangel an Verständigung oder an Verstand.

Hier schließe ich für diesesmal die Mittheilung aus diesen Briefen, deren edeln Gehalt Niemand von Denen verkennen wird welche sich überhaupt auf die Schätzung des wahrhaft Werthvollen verstehen. Dennoch hätte ich allerdings gewünscht, daß ich nicht in den Briefen an mich nöthig gehabt hier und da Wendungen fortzulassen, ganze Partien zu überspringen, in denen sich Lob oder Tadel in der liebenswürdigsten Rücksichtslosigkeit mit einer Frische des Augenblicks, einem Wiedergeben der Wirklichkeit ausströmen wie das Alles nur selten gefunden wird. Aber wie hätte ich auch anders können! Man kennt ja die kleinliche Reizbarkeit des Persönlichen

bei so Vielen, trotz aller gerühmten Humanität und Freisinnigkeit; man weiß ja in welchem Grade oft Huldigung vereitelt, Polemik verbittert, und wie selten die Lauterkeit des Urtheilenden noch Anerkennung findet, indem sie spricht: Wenn ich dich lobe, was geht's dich an, und wenn ich dich tadle, was geht's dich an. Das aber war das Herrliche in Karoline von Woltmann, daß bei ihr Lob und Tadel stets aus der lernbedürftigen Hingebung an Andere kamen; daß sie sich selbst darüber allemal vergaß, und nur die Sache im Auge hatte; daß sie die Nation und die Menschheit bis auf die letzten Entwickelungen der Jetztzeit mit inniger und noch dazu kluger Liebe umfaßte, welches sie stets jünger erscheinen ließ als sie eigentlich war.

Schon aus den Andeutungen welche die mitgetheilten Briefe und besonders Briefstellen enthalten ergibt sich, daß sich auch in dem häuslichen Nachlasse Karoline von Woltmann's Manches vorfinden müsse was der Oeffentlichkeit mitgetheilt zu werden verdient. Möchte Dieses recht bald in unsern Besitz kommen! Denn wir wollen doch hoffen, daß die Zeit auch für Dergleichen wieder geeigneter werde, da am wenigsten der Deutsche — und er sei dafür gepriesen — allein vom Dampfmaschinenbrote der Politik lebt. Frau von Woltmann hat keine Papiere angelegt worauf lachende Erben rechnen könnten, wol aber solche Papiere welche Erben die mit der Verstorbenen geistesverwandt sind einen endlosen Segen, einen unerschöpflichen Reichthum bringen werden. Sie sammelte unermüdet Schätze die „weder Motten noch Rost fressen", und sammelte sie schon hienieden im Himmel, „da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen". Sie lebte als Witwe in einer Einfachheit und unter Entbehrungen wie man sie einer Frau von so lebhaften, umfassenden Interessen, und noch dazu kränklich wie sie war, gar nicht zutrauen sollte. Freunde die ich ihr oft zusandte erzählten mir wie kräftig durch den Geist sie auch in alledem gewesen. Sie bediente sich größtentheils selbst, sie wohnte völlig allein; aber ihre Selbstgenugsamkeit stützte sich auf das reichste Geistesvermögen, auf den festen Halt den sie im Geiste entdeckt und durch den ihr ein Lebensgesetz und eine feste Ordnung zur andern Natur geworden waren, welche sie glücklich machten. So theilte sie stets mit Andern, auch was sie äußerlich besaß; denn sie hatte eine große Mitleidenschaft mit den Armen. Von Dürftigen und Begüterten war sie gern gesehen; denn sie vergaß über den seligen Anschauungen ihrer einsamen Arbeiten nie das Leben da draußen. Und wenn sie ihre kleine Häuslichkeit verließ, so war sie vor Allem ihren Verwandten und Freunden eine stets erfreuliche Erscheinung; denn sie brachte eine Empfänglichkeit, eine Anmuth, ein Leben und Liebe spendendes Element mit, welches zu erkennen gab wie sie täglich aus ihrer Einsamkeit dem Leben, allen gutgearteten Wesen fröhlicher entgegenwachse.

Daß Frau von Woltmann so in ihrer häuslichen Einsiedelei und im Umgange war, machte sie auch für den ihr räumlich fern Stehenden, der wie ich sie nie gesehen, zu einer so anziehenden und anregenden Persönlichkeit. Es hatte für mich einen unendlichen Werth und gewährte mir einen hohen Genuß mit ihr in Briefwechsel zu stehen. Gerade so verhielt sie sich auch zum Buche das sie las, wie sie sich zum Briefe verhielt den sie las und den sie schrieb. Ich hätte viel darum gegeben gerade ihr, die mit einer so zarten und tiefen Seelenkunde sich über Hölderlin ausspricht, noch mein Buch „Hölderlin und seine Werke" (Stuttgart 1848) haben vorlegen zu können. Wie würde sie in Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mich verstanden haben! Es war anders beschlossen, und mir sollte in ihr eine literarische Freundin entrissen werden wie sie das Zeitalter auch der politischen Frauenemancipation nicht so leicht mir ersetzen dürfte! Doch den Todten nur durch Klage zu feiern würde am wenigsten sie gebilligt haben, sie, in der sich in Verbindung mit der Selbstentäußerung des Christenthums das schöne Bild des Weisen bei den Alten erneuete, das lebende Bild der Selbstgenugsamkeit. Sapienti sat!

A. Jung.

Ueber Goethe's „Faust".

Abermals ein Tropfen ins Meer der Goethe-Faust-Literatur. Die Selbstbefriedigung mit welcher dieser Tropfen hervorgetragen wird ist groß, der Titel der Broschüre in welcher wir diesen Tropfen erkennen überaus langathmig:

Ueber den ersten Theil von Goethe's Faust. Ein Vortrag gehalten im Wissenschaftlich-geselligen Verein zu Wismar von Friedrich Soltau. (Noch ein Glaubensbekenntniß und mehr als ein politisches.) Schwerin, Kürschner. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ein Vortrag also vor Faust-Dilettanten, der sich sehr wichtig und pretiös anstellt, aber bis auf die Thesis, die der Verf. als „leitende" Idee des Goethe'schen „Faust" erkennt: „der Streit der Natur des Menschen mit der Erziehung, insbesondere mit der sogenannten christlichen Erziehung oder dem Glauben", weder Neues noch Erhebliches bietet. Nach der Dialektik Soltau's, die aber nicht als die immanente der Sache erscheint, zerlegt sich das Goethe'sche Werk in vier Abtheilungen. Die erste, die mit dem Verschwinden des Pudels endet; die zweite, deren Finale die Scene in der Hexenküche ist; die dritte vom ersten Begegnen Faust's und Gretchen's bis zu dem Zusammentreffen mit Lieschen am Brunnen; die vierte, die den Schluß umfaßt, „in welchem sich der geschürzte Knoten löst und der Kampf der streitenden Principien entschieden wird". Es war die Aufgabe des Verf. die innere Nothwendigkeit dieser Gliederung aufzuzeigen, was er nicht thut, und weshalb seine Unterscheidung uns als eine willkürliche gelten kann. Ihre Oberflächlichkeit manifestirt sich schon in dem Ausdruck selbst: denn daß am Schluß jedes dramatischen Gedichts der „Knoten gelöst", und der „Kampf" wenn ein solcher stattgefunden „entschieden" wird, versteht sich von selbst.

Der wahre Grund warum der Verf. mit seiner flüchtigen Auslegung nicht in den Kern und die Tiefe des Goethe'schen „Faust" hineinkommt liegt sehr am Tage: er zeigt sich in Dem was der Verf. selbst gerade für die Stärke seiner Auslegung ansieht, in der Position nämlich, daß der das Faust-Gedicht begründende Gedanke der Streit der menschlichen Natur mit der christlichen Erziehung sei. Der „christlichen Erziehung" im Sinne des Verf. gegenüber ist die menschliche Natur Nichts weiter als der gesunde Menschenverstand, etwa eines ehrlichen

Schreiners oder Korbmachers, der mit Muckerei und Conventikelwesen gebrochen hat, sich aber doch sein „Christenthum" salviren will. In einem „Faust" kämpfen andere Mächte. Allerdings ist der Ausgangspunkt jedes Faust-Bewußtseins der Zweifel am Glauben; aber dieser Glaube den der Faust'sche Zweifel erschüttert und zusammenbricht ist nicht Das was Harms und Guericke Christenthum nennen, sondern dieser Glaube ist das Substantielle der ganzen objectiven Welt, dessen Wirklichkeit und Wahrheit der speculative Geist nicht mehr gelten läßt, in deren Bau und Wesen er die absolute Nichtigkeit erkannt hat, und die er deshalb bezweifelt. Unter zweifeln läßt sich freilich sehr Verschiedenes verstehen. So z. B. bezweifelt die Frau Schulmeisterin, daß die Frau Pastorin morgen zum Trocknen ihrer Wäsche gutes Wetter haben wird. Der Zweifel aber um den es sich in einem Faust-Bewußtsein handelt ist ein anderer: er ist die ungeheuere offensive Macht des Gedankens der mit Allem bricht was nicht er selbst ist, für den es außer der skeptischen Einsamkeit seines eigenen unerschreckenen Denkens Nichts und abermals Nichts gibt in dem All der Welt das wirkliches Bestehen und Wahrheit hätte. Dies ist der Zweifel der die Welt und die Gottheit selbst zertrümmert, der aber in dieser Entsetzlichkeit des Verödetseins nicht beharren kann, und sich Das was er vernichtete wiederum erschaffen muß. Er vermag Dies, weil er mit der Gottheit gleichen Wesens, mit ihr identisch ist. Und eben Dies ist der Act den Faust vollbringt. Der Teufel kommt nicht zu ihm, denn der der zu ihm kommt ist nur ein armer Teufel, sondern er selbst beschwört sich den Teufel. Es kann also hier von einer „menschlichen Natur" keine Rede sein, sondern Das was in Faust den Teufel beschwört ist gerade die göttliche Natur, und was an Gott und Welt verzweifelt ist abermals die göttliche Natur. Darum ist Faust am Schluß gerettet, weil er die Ebenbürtigkeit mit der Gottheit nie verloren hat. Die Ebenbürtigkeit des Menschen mit der Gottheit ist aber sein Gedanke. Mit andern Worten: Der Punkt von dem Faust in seinem Bewußtsein ausgeht ist derselbe von welchem alle Philosophie, also überhaupt der menschliche Geist insofern er selbständiger Gedanke ist, auch ausgeht. Von ihm ging Cartesius aus: De omnibus est dubitandum! Von ihm Spinoza: Omnis determinatio est negatio! Von ihm Fichte, der, ganz Faustisch, ohne Weiteres das Nicht-Ich aus dem Ich construirt. Von ihm Hegel, der es klar und kritisch ausspricht, daß Das nur die wahre Philosophie sei die von Nichts, von keiner Voraussetzung ausgehe, die also zuvor Alles bezweifelt haben müsse, ehe überhaupt ihr Forschen beginnen und den Namen Forschung verdienen könne. Unserm Faust-Ausleger ist dies Einfache zu bemerken, daß der Standpunkt des Bewußtseins, der für ihn als der Faust'sche gilt, nur der Gretchen's ist. In Gretchen geschieht, wenn man die „menschliche Natur" in das Sinnliche, Natürliche des Fleisches übersetzt, jener Kampf der Menschlichkeit mit der „religiösen Erziehung", wie der Verf. — der die modernen Töchter modern-pietistischer Familien im Auge zu haben scheint — diesen gläubigen Cultus des Herzens zu nennen beliebt. Darum geht Gretchen auch für diese Zärtlichkeit zu Grunde, weil ihrem unschuldigen, vom Katechismus überkommenen Christenthum der weltüberwindende Gedanke fehlt.

Daß Gretchen für das Jenseits gerettet ist ist ihr eigener standhafter Glaube, selbst in ihrer irdischen Vernichtung. Und darin müssen wir eben ihre, mindestens poetische „Rettung" erkennen, selbst dann, wenn wir mit Soltau „den Glauben an Unsterblichkeit, an ewige persönliche Fortdauer, an Seligkeit und Hölle für einen Wahn halten".

Die Persönlichkeit der Fortdauer wird heutiges Tags nicht blos von Secundanern, sondern von sehr vielen tiefer erleuchteten und wissenschaftlichen Geistern bezweifelt. Dieser Umstand gehört nicht hierher. Dem Verf. aber müssen wir für seinen Standpunkt bemerken, daß Das der bedeutendste Moment in dem Verhältniß Gretchen's zu Faust ist, daß sie ihm aus dem Kerker, woraus er sie mit Teufelsgewalt befreien will, nicht folgen will. Durch diese Ablösung ihres Seins von dem Wesen Dessen der sie als unschuldiges Kind nicht begreift erwirbt Gretchen ihre Seligkeit. Der antike Mythus von Zeus und Semele ist wunderbarerweise der wahre, nur sinnliche Ausdruck für dies Gretchen-Faust-Verhältniß. Dieser Zweifler, der sich rettet weil er Gedanke ist, erdrückt und versengt dies gläubig-gedankenlose Wesen in seiner Umarmung.

In Summa: die Faust-Studien des Verf. dieser Broschüre, welche in einem so pretiösen Tone auftritt, daß wir darin ohne Weiteres das erste Debut eines unklaren und unreifen Geistes erkennen müssen, liefern resultatorisch auch nicht einen befriedigenden Gedanken, auch nicht eine der Mühe werthe Anschauung. Wenn der Verf., der ein Antichristenthümler aus Liebhaberei, vielleicht aus Langeweile, zu sein scheint, weiter Nichts als einige zahme Ausfälle auf Pfaffenthum und Muckerei beabsichtigte, so bedurfte er für diesen gleichgültigen Behuf nicht der Versündigung an einer Dichtung für die wir ihm ein mal für alle mal das Verständniß absprechen müssen. Das Lächerlichste bei der Sache ist, daß der Verf. seine „Arbeit" von 53 Druckseiten für ein Welterereigniß ausgibt. Er sagt in der Vorrede: „Wie der Vortrag (der Verf. meint diese Abhandlung) in dem engern Kreise (wo er nämlich an irgend einem Donnerstag oder Mittwoch — nein, der Verf. hat sich genau den Datum gemerkt: es war der 23. Oct. des Jahres Achtzehnhundertundvierundvierzig — in Wismar gehalten wurde) Stürme erregte, so kann es möglich sein, daß seine weitere Veröffentlichung Stürme in größerm Umfange und, in die jetzigen politischen Zerwürfnisse hineingeschleudert, tiefer eingreifende Umwälzungen und geistige Kämpfe hervorruft; mag sein, wir wollen sie erwarten."

Diese Idiosynkrasie, eine literarische Albernheit für ein europäisches Ereigniß anzusehen, kann wirkliche Bedenken erregen. Sie ist aber möglich in einem Kopfe der es alles Ernstes behauptet, daß der „Faust" Goethe's faustischer und „dramatischer" geworden wäre, wenn Goethe so einsichtsvoll gewesen wäre ihn mit etwas „Musik" und mit einem „Chorus" zu versetzen. Mit dem „Orgelton" und „Glockenklang" und dem „Dies irae" begnügt sich also der Verf. nicht. Er meint vermuthlich an der Stelle des „Riechfläschchens", das die Nachbarin Gretchen reicht, wäre ein rechtschaffener Monolog ersprießlicher gewesen, den ganz sicherlich Beethoven componirt haben würde, wenn ihm der trotzige Goethe nur hätte den Mund vergönnen wollen. Wie innerst-menschlich muß doch die Faust-Idee sein, da Alles was ein menschlich Antlitz trägt sich daran vergreifen darf! Sicherlich hätten wir über eine reine Schülerarbeit wie diese viel weniger Worte gemacht. Es ist aber endlich einmal Zeit dieser Auslegung nachdrücklich zu sagen, daß sie erst lernen muß ehe sie lehren kann, und daß Der der sich an die Dialektik der Faust-Idee wagt ohne die Anatomie des menschlichen Gedankens zu verstehen sich selbst eine Wohlthat erweist, wenn er sich über die Faust-Anschauungen hinaus nicht verliert die ihm das Puppenspiel bietet. 36.

Bibliographie.

Auerbach, Berthold, Schwarzwälder Dorfgeschichten. Neue Folge. 2te durchgesehene Auflage. Mannheim, Bassermann. 8. 1 Thlr.

Fullerton, Lady Georgina, Ellen Middleton. Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von J. N. Schuster. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Oehler. 8. 12 Ngr.

Goebel, M., Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche. 1ster Band: Die Reformationszeit oder die Kirchen unter dem Kreuz. Koblenz, Bädeker. Gr. 8. 2 Thlr.

Grün, Anastasius, Schutt. Dichtungen. 9te Auflage. Leipzig, Weidmann. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Schenkel, D., W. M. L. de Wette und die Bedeutung seiner Theologie für unsere Zeit. Zum Andenken an den Verewigten. Schaffhausen, Beck u. Sohn. Gr. 8. 14 Ngr.

Schleswig-Holsteins Erhebung. Eine historische Skizze. I. Das Jahr 1848. Mit 2 Lithographien. Altona, Lehmkuhl. 8. 5 Ngr.

Ungarn, seine Geschichte, seine Nationalitäten, seine parlamentarische Entwickelung, sein Kampf um nationale Selbstständigkeit strategisch und politisch nebst biographischen Skizzen ausgezeichneter Männer, von einem ungarischen Offizier. Mit erläuternden Karten, Plänen, Szenenbildern und Portraits. Isles Heft. Meißen, Goedsche. Gr. 8. 12 Ngr.

Vincas, H., Das Evangelium ein Religions-System. Ein Versuch. Oldenburg, Schulze. 8. 15 Ngr.

Zimmermann, R., Leibnitz und Herbart. Eine Vergleichung ihrer Monadologien. Eine von der k. dän. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen gekrönte Preisschrift. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bachmann, W., Civilehe oder Priestersegen? Stuttgart, Scheible. 32. 5½ Ngr.

Baumgarten, M., Die Gewissensfrage der schleswigschen Beamten. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 3 Ngr.

Frantz, F. L., Wollt ihr dem Vaterlande helfen? Zuruf an Alle, die das Vaterland lieben. Speyer, Lang. Gr. 8. 4½ Ngr.

Goßner, J., Das Anklopfen des Heilandes an der Thüre des Menschen. Berlin, Wohlgemuth. 8. 2½ Ngr.

Kossuth unter dem Sezirmesser eines Schwarzgelben. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Müller, A. F., Mit welchem Entschlusse sollen wir das dritte Jahrhundert unsrer Anstalt beschließen? Predigt am Stiftungsfeste der K. Sächs. Landesschule zu Grimma den 11. Septbr. 1849 gehalten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Ngr.

Preller, L., Festrede am Säcularfeste Goethe's den 28. Aug. 1849. Bei der Einweihung des neuen Anbaues der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar gehalten. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Proudhon's neueste Schrift. Theoretischer und praktischer Beweis des Sozialismus oder Revolution durch den Credit. Herausgegeben von L. Opitz. Leipzig, Fernau. Gr. 8. 10 Ngr.

Schneider, K. F. L., Der ungerechte Haushalter. Eine Homilie. Gehalten am 9. Sonnt. n. Trin. 1849. Berlin, Wiegandt. 8. 2 Ngr.

Sporschil, J., Die europäische Kriegs- und Friedensfrage. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Streckfuß, A., Die Organisation der Volkspartei. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 5 Ngr.

Thun, L. Graf v., Betrachtungen über die Zeitverhältnisse, insbesondere im Hinblicke auf Böhmen. Aus dem Böhmischen. Prag, Calve. 12. 9 Ngr.

Ungarn im J. 1850 als unabhängiger Staat, mit Bezug auf die letzten Ereignisse. Hoyerswerda, Erbe. 8. 4 Ngr.

Die Wahlen vom 17. und 27. Juli 1849. Denkschrift des Central-Comité's zur Wahrung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts im preußischen Staate. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 1½ Ngr.

Waitz, G., Ueber den Frieden mit Dänemark. Zweiter Beitrag. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 5 Ngr.

Die vielfach besprochene berühmte Weissagung des Emiten von Orval. Uebersetzt aus dem Französischen und mit einigen Erläuterungen versehen von F. Wenner. Cottbus, Riese. 8. 1½ Ngr.

Inhalt des Monats October.

Nr. 235. Philosophische Briefe über die Gegenwart. (3. An Justus Liebig.) (Nr. 235—236.) — 1790—1830. Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers. — Nr. 236. Neueste Dichtungen. (1. Blätter im Winde von M. Waldau. 2. Von Westen nach Osten. Gedichte von H. Hersch. 3. Gedichte eines Jungschweizers. 4. Gedichte von L. Grote. 5. Jugendharfe. Dichtungen von F. Sudy. 6. Lieder eines Einsamen. 7. Ritterspornen und Schwertlilien, neueste jüngste Ergüsse meiner Laune von H. Wagner. 8. Amaranth von O. v. Redwitz. 9. Hebe und Charis. Gedichte von A. T. H. Zimpel. 10. Frühlingsboten aus Oestreich. Gedichte von H. Rollett. Zweite vermehrte Auflage. 11. An Hermine. Dichtung und Wahrheit aus den Papieren eines Träumers. Von A. Alcardi. Nach dem Italienischen frei bearbeitet und ergänzt von C. Cerri.) Von G. Pipper. (Nr. 236—237 und 245—246.) — Nr. 237. Goethe's Lili. Ein Stück aus dem Leben des Dichters. Von H. Düntzer. (Nr. 237—246.) — Nr. 238. Die Hochzeit des Kutrulis, ein Aristophanisches Lustspiel von A. Rhisos Rhangawis, aus dem Neugriechischen übersetzt von D. G. Sanders. — Nr. 239. Milton's Ehrenrettung. — Nr. 240. Geschichte der Araber vor dem Mohammedanismus. — Nr. 241. Hinko von Podebrad. — Nr. 242. Waterloo. Ein dramatisches Gedicht von E. F. Schmidt. — Nr. 243. Zur Geschichte der Sikhs. (A history of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej. By J. D. Cunningham.) — Nr. 244. Friedrich von Logau und sein Zeitalter. Geschildert in einer Auswahl aus dessen Sinngedichten. Von A. Henneberger. — Nr. 247. Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Zweiter Artikel. (Nr. 247—248.) — Zustand der englischen Fabrikarbeiter. — Nr. 248. Curiosa aus den Memoiren d'Esterno's. — Nr. 249. Die Octobereignisse in Wien. (1. Tagebuch aus Wien. Von Latour bis Windisch-Grätz (September bis November 1848). Von B. Auerbach. 2. Geschichte der wiener Octoberrevolution. Von Fenner von Fenneberg. Erster Theil. 3. Die wiener Octoberrevolution. Aus seinem Tagebuche. Genaue Darstellung aller Ereignisse und Zustände in Wien vom 6. Oct. bis 4. Nov. 1848, nebst den noch fehlenden hierauf bezüglichen Vorfällen von A. Schütte.) Von S. Engländer. (Nr. 249—253.) — Der Ackerbau in Frankreich. — Nr. 250. Fräulein Martineau über O'Connell. — Nr. 251. Erinnerungen aus der Theaterwelt. — Nr. 252. Eine beschränkte Frau. — Nr. 253. Für und wider den Materialismus. (1. Der moderne Materialismus in seiner Nichtigkeit und Erbärmlichkeit oder: Karl Vogt, der Physicleg der frankfurter Nationalversammlung, ein- für allemal aus dem Tempel der Philosophie hinausgewiesen von E. Silesius. Zweite verbesserte Auflage. 2. Wiedergeburt, oder: Lösung der Unsterblichkeitsfrage auf empirischem Wege nach den bekannten Naturgesetzen. Versucht von M. Drobisch.) — Nr. 254. Franz von Florencourt. Eine Charakteristik. Von H. Prölß. (Nr. 244—245.) — Storia della Lega Lombarda, illustrata con note e documenti per Luigi Tosti. — Johann Hübners Schauspiel: „Die Bekehrung der Sachsen zum Christenthum." — Nr. 255. Drei Bände vermischter Schriften von Cousin. — Nr. 256. Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann. Zweiter und letzter Artikel. Von A. Jung. (Nr. 256—261.) — Choiseul und seine Zeit von K. von Schlözer. Von R. Zimmer. — Neapolitanische Pünktlichkeit. — Nr. 257. Enthüllungen über den Charakter und die Politik Ludwig Philipp's. (Nr. 257—259.) — Nr. 260. Don Patricio de la Escosura. — Nr. 261. Ueber Goethe's „Faust". (Ueber den ersten Theil von Goethe's Faust. Ein Vortrag gehalten im Wissenschaftlich-geselligen Verein zu Bremen von F. Soltau.) — Mancherlei; Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie; Literarische Anzeigen. — Nebst 1 Literarischen Anzeiger: Nr. XI.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 262. —— 1. November 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die **Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig** wenden.

Die Literatur des Augenblicks.

Wie der Mensch beim Einschlafen und beim Erwachen einige Augenblicke irre redet und irre denkt, so auch die Völker. Der Modergeruch des frühern Zustandes der Willkür verbreitet sich in die neuerwärmte Atmosphäre, und alter Haß, lange verhaltener Groll und grausam verhöhnende Schadenfreude machen den Anfang des köstlichen Geschenks der Freiheit zum Fluch.

Mit diesen Worten Börne's, der als ein Nostradamus der neuen Zeit bezeichnet werden mag, eröffne ich die Betrachtung über einen Gegenstand der, unersprießlich wie er ist, es doch dringend erheischt, daß Jeder der der neuen Zeit angehört über ihn mit sich aufs Reine komme.

Ich gebe diesem Gegenstand den Namen: die Literatur des Augenblicks. Andere mögen vielleicht sagen: der Gegenwart; Dies scheint einfacher und natürlicher zu sein. Allein bedenken wir, daß die Gegenwart unendlich ist — denn eine Gegenwart ist immer vorhanden —; Das jedoch was ich als das Augenblickliche dieser Zeit — und namentlich im Gebiete des redenden, schreibenden Geistes — bezeichne, ist ein solcher Zustand der in seiner Dürre und Trostlosigkeit schon die Unmöglichkeit seiner Fortdauer und darin die sichere Bürgschaft eines baldigen Verendens trägt.

Um das Trostlose der Literatur des Augenblicks recht zu begreifen müssen wir die Zeit selbst betrachten. Daß in dem Leben der Völker es zu einem Aeußersten gekommen ist wird kein Verständiger bestreiten; daß es von diesem Aeußersten aus zu einer, ich will sagen, Verwandlung aller Dinge kommen müsse, fängt bereits an dem Spießbürger einzuleuchten. Denn auch der Spießbürger bildet und „ruinirt sich"; denn Dies ist das wahre Leiden des deutschen Spießbürgers, wenn Alles, auch Alles untergraben, ausgeleert, hohl und nichtig ist, wenn das Aeußerste des Aeußersten: die völlige sittliche Verwilderung und Demoralisation der Völker wie des Einzelnen, bereits im Anzug ist. Es ist gewiß, daß diesen Zustand, das besondere das Erschreckend-Unerwartete desselben, bei dem es nicht bleiben kann, die Völker nicht zu verantworten haben. Die europäischen Völker können in diesem Falle sprechen wie der vieux vagabond Béranger's spricht:

Ihr hättet mich erziehen sollen,
Wie sich's für einen Menschen schickt...

Wer ihn zu verantworten hat, davon kann und soll an diesem Orte keine Rede sein. Die Hauptsache ist, daß er nicht fortdauern kann und nicht fortdauern wird. Denn wo es kein höheres und auf das wahrhaft Edle gestelltes Trachten mehr gibt; wo mit dem fehlenden Vertrauen und Glauben Alles mangelt; wo das Urheilige des Menschengeschlechts selbst zur Eitelkeit, zur Falschheit, zur Rodomontade, zur verworfenen Speculation wird; wo die Parteien nicht einmal Das mehr verstehen in ihrem traurigen Haß consequent zu sein, in ihrem verhaltenen Groll sich gleich zu bleiben; wo, weit entfernt, daß noch von einem Nichtverstehen die Rede sein könnte, vielmehr es dahin gekommen ist, daß Keiner mehr den Andern erkennt, ähnlich dem Zustande in einer nächtlichen Rauferei, wo, im vollkommenen Dunkel, Alles blind aufeinander losschlägt; wo das eine Extrem, nachdem es heilige Rechte so lange für gar Nichts geachtet, nunmehr allerlei Dinge zugestehen, bewilligen, ratificiren möchte, wenn es nur wüßte und sicher wäre, das andere Extrem aber den Stützpunkt seiner Foderungen, den Begriff des Heiligen wie es auf Erden gilt, des allgemeinen Rechts, das selbst dann noch gelten müßte, wenn wir sogleich ohne Weiteres den Communismus einführten, völlig verloren hat: eine solche Zeit, sage ich, die einen Babelwirrwarr wie diesen darstellt und gleichsam nothgedrungen zur Schau stellen muß, kann durchaus nur als eine bedauernswerthe Uebergangsperiode, als eine Dämmerung betrachtet werden, von welcher die Zukunft erst lehren muß, ob es eine Götterdämmerung war. Es ist uns aus der Naturlehre bekannt, daß im Norden die Dämmerung immer länger währt als im tiefern Süden, wo sie jäh einbricht, sobald die Sonne das Firmament verlassen. Wie lange indeß auch immer eine Dämmerung währen möge, jedenfalls ist sie nur eine verlängerte Kürze

gegenüber dem lichten Tage und ſelbſt der wirklichen Nacht. Ich habe demnach nicht von der Gegenwart geſprochen, denn in Wahrheit gibt es jetzt keine Gegenwart, ſondern nur vom Augenblick und deſſen Symptomen.

Unter dieſen Symptomen iſt aber das ſchlimmſte, das unerquicklichſte und troſtloſeſte: das Wort, die Rede, die Schrift der Menſchen. Es heißt wol — und für Den der Ohren hat zu hören heißt es mit Recht ſo —: durch den Gedanken, im Worte offenbar, durch den Logos, hat Gott die Welt erſchaffen. Allein dieſes Wort wie es im Augenblick erſcheint und typographiſch zu Tage kommt, dieſes hat die Ebenbildlichkeit mit ſeiner Subſtanz, dem Logos, allzu ſehr verleugnet und abgeſtreift. Dieſes Wort oder vielmehr dieſe Worte ſind zu drei Viertheilen ein vollkommenes Irrereden, wie es die noch halb träumende Seele zwiſchen Schlaf und Wachen vornimmt; und wenn nun dieſe Worte, Symptome des Augenblicks, in Maſſen auf uns eindringen, alsdann vermiſſen wir in ihnen den wahren Lebenshauch, wir merken ihnen an, daß ſie zwiſchen einer ſchon gerichteten Vergangenheit und einer noch dämmernden Zukunft, alſo ſelbſt in der Dämmerung, inne ſchweben, gleich Fledermäuſen, und ſtatt des Duftes, der uns überall entgegenſtrömt wo friſches Leben webt, verſpüren wir nun dieſen „Modergeruch", der uns gemahnt als wäre alle Spannkraft in uns zernichtet, als wären wir keine in ſchöner Thatkraft ſich entfaltenden Menſchen mehr, nein, nur noch träge, grübelnde Kirchhofsſchleicher, wie Hamlet der Däne. Es iſt hier nun der Ort das Uebel ſelbſt zu berühren aus welchem ſo unerquickliche Symptome entſpringen. Goethe ſagt in ſeiner Selbſtbiographie (und Goethe iſt immer eine durchgreifende Autorität, wenn es ſich um ein maßvolles Verſtändniß von widerſpenſtigen Zuſtänden handelt): „Die Freiheit iſt etwas ſo Menſchengemäßes, daß wir ſie verehren müßten, auch wenn ihr Gedanke einen Irrthum bezeichnete." Wohl! als objectiver Gedanke, als Das ohne welches ein ſchönes, befriedigendes Maß aller irdiſchen Verhältniſſe unmöglich iſt, iſt uns die Freiheit aufgegangen, und als Etwas das endlich, wenn auch nur „vereinbart" und „angebahnt" werden muß, wird ſie ſelbſt Denen aufgegangen ſein oder bald aufgehen die bisher den Abſolutismus weltſyſtematiſch geltend machten; allein als ſubjectiver Gedanke, als ſchönes, klares und damit auch maßvolles Bewußtſein der Völker iſt ſie leider noch nicht aufgegangen, und eben darum erleben wir jetzt das traurige, öde Zwiſchenreich, das Interregnum, das Fegefeuer der Freiheit, wo die Gedanken alle ſich entweder noch grauſam verklagen und befehden, oder anderntheils noch ſo trübe und verkehrt ſich ausweiſen, daß ſie uns weder gefallen noch befriedigen können.

Die Verwirrung iſt allgemein, und das Traurigſte dabei iſt, daß ſie von der Eitelkeit, von der Albernheit, von der ſchmuzigen Speculation noch obendrein ausgebeutet wird.

Die Götter ſind davon! Wann werden ſie wiederkehren? Wann unter Anderm wird die Zeit wiederkehren, wo die Poeſie noch ſie ſelbſt war, oder beſſer geſagt: wann wird eine Zeit der Auferſtehung (in verklärterm Leibe) für ſie kommen, wo ſie ſtark, weltbedeutend, dauernd bis in die ſpäteſte Zukunft ſein wird: durch ſich allein?

Vor mir auf meinem Schreibtiſch liegt ein artig Stück von dieſer Literatur des Augenblicks, deren Weſen ich im Vorigen angedeutet habe. Es ſind Dies lauter Büchlein, Broſchürchen, Schriftchen, die eben dieſer augenblicklichſte Augenblick hervorrief, und die mit wenigen Ausnahmen deutlich an ſich tragen die Spuren dieſes „Irrederens" zwiſchen Wachſein und Schlaf, die Spuren dieſes „Modergeruchs", den die Stunde in der wir leben trotz all ihrer krampfhaften Zuckungen, Regungen und Reckungen nicht verleugnen kann. Da iſt Unnatur von allen Sorten: Gezwungenes, Mittelmäßiggeſchraubtes, Verrenktes, Unklares bis zur Verrücktheit, da iſt plumper Witz, der doch pfiffig genug ſich anſtellt um es nicht nach Rechts oder nach Links zu verderben, weil man doch nicht wiſſen kann wie das Wetter noch wird; da iſt traurige Verblendung, die ſehen könnte und nicht ſehen will; da iſt Sünde wider den Heiligen Geiſt, die das Recht abſichtlich verleugnet; da iſt Anſatz zur Begeiſterung, die aber nicht anhält, weil der Gegenſtand ſchon abgelebt und als unwürdig durch den Erfolg bewieſen iſt; da iſt deutſche Michelei, recht urecht vermärzlich, die ſich doch zeitgenial geberdet; da iſt, was das Betrübendſte iſt, geſunder Sinn und redliches Wollen in der verrückteſten Einrahmung; und endlich, damit der Schmuz der Zeit doch vollſtändig repräſentirt ſei, iſt da die elendeſte Speculation auf die ſo grauſam ſchon ausgeleerten Taſchen des armen, armen deutſchen Publicums! Das deutſche Publicum mit ſeinen ausgeleerten Taſchen iſt wirklich ein ganz einziger Hampelmann. In Paris kauft der arme Teufel, der in den „Gärten" oder auf den „Ponts" ſich die Sonne in den Magen ſcheinen läßt, dem Colporteur des „Pauvre chansonnier" für den letzten Sou ſein Vergnügen ab, und wenn er mit dem „Feuilleton volant" in der Hand ſein:

Batelier, dit Lisette,
Je voudrais passer l'eau...

oder die durch den ewig friſchen Genius ſeines Béranger verklärtere Luſt in dem:

Eh! lon lan la, gens de village
Sous mon vieux chêne il faut danser...

einſchlürft in ſeine durſtige Kehle, die nach dem Jenſeits der Boulevards lechzt, dann iſt er wenigſtens glücklich. Aber Michel, du, der ausgepichte Dümmling Germanias, du kaufſt dir nicht vom „Augenblick", von dem du doch leben mußt, deine Luſt, ſondern vorſichtig, weiſe, bedachtſam begibſt du dich in den Buchladen, und kaufſt dir dort — voluminös wie du gewohnt biſt — für ſolide Preiſe deine unſterbliche Langeweile, die einzige deiner Qualen die du nie überdrüſſig wirſt.

Gewiß, man muß über dieſe jammervolle Literatur des Augenblicks, von welcher Farbe der Parteiung ſie auch vertreten ſein möge, man muß über ſie ſcherzen, ja

man müßte sie eigentlich verhöhnen, damit nur Jeder sein Scherflein dazu beitrage, daß es in der Literatur die sich mit Suffisance die deutsche und die nationale nennt einmal anders werde; damit das Würdige, das Gestaltreiche, das Durchdachte, das geistig Durchlebte, redlich durch Ernst und Studium Erworbene, das Tüchtige und Gedankenvolle einmal wieder zum Vorschein komme, damit geradezu die deutsche Literatur (denn Viele sind gewöhnt das verwirrte typographische Treiben des Augenblicks so zu nennen) wieder zu Ehren komme.

Die edeln Kräfte ziehen sich zurück und schweigen, weil sie in diesen Jammer mitzuhineinzureden verschmähen, oder sie verkümmern, müssen verkümmern, weil sie nicht diese Thorheiten, sondern Würdigeres geübt haben, und so wird Das was man in dieser Stunde der Zeit Literatur zu nennen beliebt ein vollkommener Kinderspott.

Das deutsche Wort, möge es selbst nur für den Augenblick gelten sollen, muß wieder maßvoll werden, Das ist der erste Schritt zu Dem, daß es wieder mächtig werde. Das deutsche Wort muß einem fleißigen, einsichtsvollen Arbeiter gleichen der sich Rechnung trägt für spätere Tage. Wenn Wissenschaft, Kunst, Poesie die edelsten und unvergänglichsten Errungenschaften deutschen Geistes verkümmern sollen; wenn die Freiheit selbst, als herrlichster Werdeact, als neue Weltschöpfung verzerrbildert werden soll, ehe sie selbst noch erschienen ist, und Das in dem Augenblicke sogar, wo der geistige Kampf des Rechts mit der Gewalt seinen wahren Ausdruck gewinnt, dann ist (oder wäre) wirklich der Tag gekommen, wo es mit der deutschen Einheit, mit Deutschland, ja selbst mit den ewigen Jugendphantasien: Teutonia und Germania! ein Ende hat.

Was Deutschland erringt ist stets geistige Errungenschaft. Wir werden einmal ernten wo wir scheinbar nicht gesäet haben. Aber dem geistigen Auge wird es dann nicht entgehen, daß wir doch vor Jahrhunderten schon gesäet hatten.

Ich komme zu meinen 14, sage 14 literarischen Vorlagen. Ich ordne sie, wie es einem Heer aus germanischem Vollblut wol gebührt, und wie es jeder Taktiker zu halten pflegt: in drei Phalangen. Jede Phalanx führt ein anderes Banner. Ich unterscheide erstens: die centralen Leute, die so mitten inne weben; sodann die Demokratischen; endlich die Reactionnairisch-Angehauchten. Ich wähle diese Bezeichnungen deshalb, weil man sich jedenfalls populairer Kategorien bedienen muß, wo es sich um volksthümliches Wesen und an germanisches Volksthum appellirende Literaturgestalten handelt!

Mit den Demokratischen will ich den Anfang machen, damit wir diese Leute vor Allen loswerden. Für einzelne leise Schattirungen und Nuancen nach Rechts, Links oder dem Centrum hin kann ich nicht, da schroffe Unterschiede nie gemacht werden können wo Massen vorliegen. Es handelt sich hier um ein Plus oder Minus von Jedem. Lassen wir also die Heerschau geschehen, und vergessen dabei nicht, daß unsere Heersleute nur Büchlein sind! Ein Mitglied des längstverschollenen Jungen Deutschland schrieb einst ein Werk unter dem Titel: „Bücher und Menschen." Diese Zusammenstellung erscheint heutzutage leider als eine fromme Legende. Die Bücher sollten allerdings genau genommen die Menschen sein. Wer aber in der Literatur des Augenblicks im Büchlein den Menschen suchen wollte, d. h. den Menschen in seiner ewigen Bedeutung, durch welche er immerdar an das Göttliche grenzt, der würde Misverständnisse hervorrufen, ärger vielleicht als die die wir bereits erlebt haben. Genug davon, damit wir zur Sache kommen.

Es liegt zuerst vor unter der Kategorie der Demokratischen ein Büchlein:

I. Streiflichter und Schlagschatten aus der Neuzeit. Von Friedrich Wanderer. Bremen, Schlodtmann. 1849. Gr. 12. 5 Ngr.

Dies Büchlein — es ist nicht ohne Geist und Anklang an den politischen Menschenverstand — charakterisirt sich am besten durch die Titulatur seiner poetischen (es ist von der Poesie des Augenblicks die Rede) Einzelheiten. Da heißt es in der Inhaltsanzeige unter Anderm: „Vor-Märzlich", „Hosianna", „Panischer Schreck", „Periculum in mora", „Zur socialen Frage", „Reaction", „Hanover", „Königreich Sachsen" u. s. w. Die kleinen Gedichte sind nicht ohne Gesinnung. Es ist darin das gesunde Gefühl für gekränkte Rechte, der deutsche Sinn der eben Unrecht nie leiden kann, der nachspürende, Nichts abweisende Sinn, der erst Alles versucht und erprobt, ehe er selbst ungerecht wird, der Sinn den Goethe mit jedem deutschen Proletarier theilt, weil es der urdeutsche Typus ist. Hier nur eine Probe, allerdings zeitgewichtig, da es sich um ein Grundthema, um den Communismus, handelt:

Communismus.

Arbeiter sind wir All' hienieden,
Der arme wie der reiche Mann
Lebt mit der Welt und sich in Frieden,
Wenn er sein Tagewerk gethan;
Nur Der ist wahrhaft zu beklagen
Der müßig seine Zeit verbringt,
Und arbeitsscheu bei leerem Magen
Auf Theilung des Besitzes dringt.

Ist wirklich denn des Reichthums Fülle
So unschätzbare Herrlichkeit,
Wohnt unter seiner glatten Hülle
Nicht auch die Unzufriedenheit?
Wär' Gleichheit wünschenswerth fürs Leben,
Wie sähen wir in der Natur
Die Eiche kühn zum Himmel streben,
Indeß das Veilchen schmückt die Flur.

D'rum wie allein in Luft und Helle
Der Saaten gold'ne Frucht gedeiht,
Entwickle an der rechten Stelle
Sich jede Eigenthümlichkeit;
Gesetz und Ordnung muß bestehen
Für Hoch und Niedrig, Groß und Klein,
Dem Bettelmann sein Recht bestehen,
Doch auch kein Fürst bevorzugt sein.

Bis jetzt hat Eigennutz und Lüge
Verhindert jede Einigkeit;
Daß Hoch und Niedrig sich vertrüge,
Wär' endlich einmal an der Zeit,

Daß nicht als willenlose Heerde
Die Schwachen mehr der Mächt'gen Raub,
Es deckt ja einst dieselbe Erde
Des Armen wie des Reichen Staub.

Charakteristisch ist aus diesen „Streiflichtern und Schlagschatten" auch das Gedicht „Die Dynastien" (S. 37). Es endet, warnend gewiß, wenn nicht prophetisch, so:

.... Gebt uns unser Recht,
Das uns gebührt wie Licht und Luft,
Daß euer eigenes Geschlecht
Einst an der Väter Fürstengruft
Nicht hülflos der Verblendung flucht,
Mit der ihr frevelnd Gott versucht.

Fiat justitia et pereat mundus! ist ein alter Spruch, mit dem wir von diesen „Schlagschatten" Abschied nehmen. Der Mann meint es wenigstens gut, was heutzutage selten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Republik Liberia.

Aus dem über seinen Vorwurf, die Sklavenfrage im Allgemeinen und die englische Blockade der afrikanischen Küste insbesondere, neues Licht verbreitenden Werke: „Six months' service in the African blockade, from April to October 1848, in command of H. M. S. Bonetta, by *Forbes*" (London 1849), geht deutlich hervor, daß auf der ganzen afrikanischen Küste von Sierra Leone bis zum Cap Mensurada es eigentlich nur einen Punkt gibt wo ein Funken echter Civilisation leuchtet, und dieser Punkt ist die neue Republik Liberia, ursprünglich eine amerikanische Niederlassung. Da gegenwärtig viel von Republikanisiren gesprochen wird, und europäische Philanthropen und amerikanische Staatsmänner jene Colonie schon früher ins Auge gefaßt haben, so wollen wir hören was Forbes davon berichtet:

„Der freie und unabhängige Staat Liberia wurde von der amerikanischen Colonisirungsgesellschaft im J. 1823 dem Stamme Dahie um folgenden seltsamen Preis in Waaren abgekauft: 100 Pfund Taback, ein Faß Rum von 80 Gallonen, 50 Stück Tuch, 25 Fäßchen Pulver und eine Kiste Flinten. Bald nach der Besitzergreifung fühlte man sich von den Nachbarn gedrängt und fügte um des Friedens willen etliche unbedeutende Geschenke hinzu. Die damals kleine Colonie hat sich inzwischen wunderbar ausgebreitet, erstreckt sich jetzt vom Kleinen Cap Mount, mit wenig Ausnahme, bis zum Cap Palmas, und soll einschließlich der Eingeborenen 80,000 Bewohner zählen. Die Einwanderer sind meist farbige Freie aus den Vereinigten Staaten, die — in den Worten des Herrn Roberts, ersten Präsidenten der Republik — «müde der vergeblichen Bestrebungen in jenem Lande gleiche Rechte mit den Weißen zu erlangen, und erliegend unter der ihnen dort aufgebürdeten Last, ihre Blicke und ihre Schritte nach Liberien richten als der einzigen Stätte, wohin sie fliehen und wo sie glücklich sein können». Viele derselben sind frei gewordene und von der Colonisirungsgesellschaft unter deren Vicepräsidenten, Oberst Hicks, ausgeführte Sklaven. Sie haben freie Ueberfahrt und werden noch sechs Monate nach der Landung von der Gesellschaft erhalten. Nach Ablauf dieser Zeit müssen sie selbst für sich sorgen, und während es da Vielen gut geht verhungern Andere, weil sie nicht arbeiten mögen. Als die Colonie sich vergrößerte erschien es nothwendig Zölle und Steuern zu erheben. Die britischen Händler verweigerten sie auf Grund daß die amerikanische Regierung kraft Vertrags nicht befugt sei in Afrika zu colonisiren. Die Folge war, daß der neue Staat im Gefühl seiner Stärke sich zu einer freien Verfassung entschloß, demgemäß am 29. Juli 1847 mit Stimmeneinheit jede Oberbotmäßigkeit abwarf und unter dem Titel «Republik Liberia» die Unabhängigkeit des Landes verkündete. Man nahm die amerikanische Flagge mit Weglassung der Sterne an; die liberische hat nur einen großen Stern in blauem Felde. Der Präsidentenstuhl wurde dem bisherigen Gouverneur, J. J. Roberts, einem Mulatten, angeboten und von ihm angenommen. Außerdem wurden ein Vicepräsident, ein Staatssecretair, eine Zollbehörde und zwei Kammern — Senat und Volkshaus — eingesetzt. Ueberdies hat jeder Distrikt seine Friedensrichter, seinen Assisenrichter, einen öffentlichen Notar u. s. w. Die Militaireinrichtung ist möglichst freisinnig. Garnisondienst und Alles was nicht in die Kategorie des Fechtens gehört gilt unter der Würde eines Soldaten. Es scheint jedoch, daß der Präsident geneigt ist von einem republikanischen Kriegsmanne mehr zu fodern. «Wenn eine Anzahl Leute», sagte er, «als Corps agiren und Einer tritt zurück um zu laden, während ein Anderer vortritt um zu feuern, so muß geschehen, was auch stets geschehen ist, daß sie sich selbst mehr Menschen verwunden und tödten als dem Feinde. Es stellt sich daher als unabweisbar nothwendig heraus, daß die Miliz gleichzeitig oder so gleich zusammen wie möglich laden und feuern lerne.» Die Soldaten, wenn nicht in activem Dienste, schaffen sich ihre Uniformen und erhalten sich selbst. Ist das Gefecht oder die Dienstzeit vorüber, wird ihnen zur Belohnung entweder Geld oder ein öffentliches Mittagmahl gegeben. Alle beim Civil Angestellte werden „edelgeboren", die Militairs nach ihrem Range titulirt. Daher heißt jeder einigermaßen angesehene Mann entweder der edelgeborene Hülfsleague u. s. w., oder Oberst Capon, General u. s. w. Die Republik unterstützt zwei Journale; das eine, der «Liberia Herald», enthält neben Ortsneuigkeiten eine Menge ausländige Nachrichten. Es dürfte Niemand Ursache haben sich seiner Unwissenheit zu schämen, wer noch nie von der Republik Liberia gehört hat. Solches ist jedoch keineswegs die Meinung des Herausgebers nurgenannter Zeitschrift. In einem Aufsatze über die Unabhängigkeit des Staats heißt es: «Meines Erachtens ist die dermalige Krisis die wichtigste in unserer ganzen Geschichte. Europa und Amerika blicken auf uns, die Einen voll Neid, Haß und Eifersucht, Andere, edler gesinnte Geister, voll Erstaunen über das Geschehene, voll Bewunderung über die mit Nichts vergleichbaren Fortschritte unserer kleinen Colonie, voll Lob über unsere schwachen Bestrebungen und voll fröhlichen Zurufs auf unserer mühseligen Bahn.» Das zweite Journal, «Africa's Luminary», erscheint auf Kosten des Missionsvereins der methodistischen bischöflichen Kirche und ist das Regierungsorgan. Als religiöse Zeitschrift bringt es neben den Missionsberichten wenig Auswärtiges. Der Hauptexport von Liberien ist Palmöl, Färbeholz und Elfenbein. Neben diesen freiwilligen Naturproducten sind große Landstrecken angebaut, und ich erlaube mir zu besserm Verständnisse aus einem Briefe des edelgeborenen S. A. Benson, Assisenrichters im Distrikte Grand Bassa, folgende Stelle einzuschalten. «Auf unsern Meiereien geht es flink vorwärts. Die meinige hat mir dieses Jahr hübsch eingetragen. Nicht blos daß sie 50 oder 60 Mäuler gefüttert, habe ich allein an Eßwaaren und meist an Kriegsschiffe für 600 Dollars verkauft, und dasselbe Land, wo diese Vegetabilien wuchsen, etwa 25 Acker, regelmäßig mit Kaffee bepflanzt, in Zwischenräumen von 12 — 14 Fuß. Ich schlage meine Landwirthschaft höher an als mein Handelsgeschäft.» Der Reisbau genügt kaum dem Bedürfnisse, was einen kleinen Handelsverkehr mit Cap Mount und den benachbarten Ländern eröffnet hat. Schiffe gibt es noch wenige, und erst vor kurzem ließ der Präsident eins von 130 Tonnen zur Beaufsichtigung der Zölle ankaufen. Die junge Republik wird gewiß Gutes wirken, und indem sie mit dem Beispiele des Fleißes vorangeht mehr zur Verminderung des Sklavenhandels beitragen als alle Blockaden zusammengenommen." 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, Nr. 263. 2. November 1849.

Die Literatur und Tagesblätter.

(Beschluß aus Nr. 261.)

Indessen die Kunden von Literatur Ringen, Streben, Irren, Finden, Siegen, Fallen, Sterben, Auferstehen, Verklären und Ewig-Leben-gehalten werden, — ist das Tagesblatt mit seinen Berichten über Tagesereignisse, Tagesmeinungen, Tagesbedürfnissen, Tagesgenüssen, Tagesleiden, Tagesfreuden und Tagesgrillen, Tagesmoden und Tagesmoralen, Tagesgeschäften und Tagesgeschäftchen, Tagesgeschwätz und Tagesgeschwätzchen, Tagesgeschrei und Tagesgeschreichen, Tagesgeschrei und Tagesgeschreichen, Tagesgeschrei und Tagesgeschreich

Und, ein Tyrann, dahinzuschleichen,
Wo nach der Freiheit gold'nem Kusse
Aufseufzend aus dem Wege weichen
Ein paar Millionen Spartacusse!

Es ist Dies eine Anwandlung von Dem was man ein Taciteisches Strafgericht nennt. Darin ist Wahrheit; denn nicht die Fürsten als solche, nicht die Völker als solche haben diesen Jammer, wie er in der Weltgeschichte sich als die sein sollende Gegenwart darstellt, persönlich zu vertreten. Es liegt dazwischen Etwas das fallen wird und muß, darum — weil Gott gerecht ist. Ich komme jetzt zu den

4. Magyaren-Lieder von Eduard von Schoenau. Berlin, Leewenherz. 1849. 8. 2½ Ngr.

Es fehlt diesen sechs Liedern: „Patriotismus", „Des Bauern Abschied", „Ein Kriegslied", „Kossuth", „Husarenlied", „Der 14. April", nicht an Wärme der Begeisterung und poetischem Ausdruck. Nationalungar scheint indeß der Verf. nicht zu sein, denn in den Liedern „Kriegslied", „Des Bauern Abschied" fehlt es durchaus an Gruppirung, Anschaulichkeit, Stafage, mit Einem Wort: an nationalem Wesen. Seltsam! Karl Beck ist Nationalungar; wie kommt es, daß er, der vor Jahren in den „Gepanzerten Liedern" sang:

Ich wende mich im brünstigen Gebet
Nach Sonnenaufgang mit dem Angesichte.

vor Monaten keine Stimme, keinen Liederton, kein Lebenszeichen hatte für sein Vaterland? Freilich, in einem Augenblicke wo die Würfel fallen ist für das Wort, welcher Art es immer sei, nicht Statt noch Zeit. In der Stunde, wo ein großes, freies, einiges Volk seine Krisis besteht, seinen heißen Lebens- und Zukunftskampf kämpft, in dieser entscheidenden Stunde kann man für ein solches selbstbewußtes, seines Rechts gewisses Volk wol beten, aber man muß es nicht besingen! Dessenungeachtet werden diese einfachen „Magyarenlieder" an manches Herz anklingen eben unter Denen die ein „brünstiges Gebet" haben für Ungarns Söhne.

Ich komme nun zu einem wunderlichen Wesen, zu einem echten Literaturkinde des Augenblicks, zu einem dicken Duodezbüchlein von nicht weniger als 110 Seiten, in welchem das „Irrereden" zur eigentlichen Wahrheit geworden ist. Der Titel dieses Büchleins, das fast wehmüthig berührt, weil bei alledem viel ehrliche Gesinnung, viel lautere Symptome deutscher Gemüthlichkeit, viel aufrichtiges Bemühen nach dem Guten und Edeln hin darin zu finden sind, aber dies Alles in der widerspenstigsten Form und, was den poetischen Theil des Büchleins anlangt, zuweilen in der des completen Unsinns, lautet:

5. Flüchtlings Sinn und Sein von Schlund. Frankfurt a. M., Auffarth. 1849. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

In Bezug auf die Persönlichkeit des Verf. entnimmt man dem Büchlein so viel Historisches, daß derselbe als praktischer Arzt, besonders Zahnarzt, längere Zeit in Paris gelebt, wol noch lebt, und sehr unschuldigerweise — denn er gehörte zur Mobilgarde — in die passiven Folgen des Juniaufstandes vom vorigen Jahr verwickelt wurde. Seine Leiden im Gefängniß schildert er in dem prosaischen Aufsatz: „Erbauliche Folgen unserer Gloria." Indessen muß unser Verf. schon früher mit dem Kerker Bekanntschaft gemacht haben, denn sehr viele seiner mit höchst wunderlich gefaßten Gedichte beziehen sich auf Gefängnißleben und Gefängnißleiden; andere sind Gelegenheitsgedichte, noch andere ausgedehnte Reverien, deren Sprache auf eine Höhe des Bombastes hinaufgeschraubt ist die endlich in den completen Nonsens ausläuft, weil in solch entsetzlichem Wortschwall natürlich auch der letzt-übriggebliebene Gedankenfunke erstickten muß. Noch andere dieser Gedichte sind Lebensseufzer, Schicksalsreflexionen, die freilich oft disharmonisch genug klingen, wie z. B.

Schicksal.

Hab' so manche schöne Nacht
Durchgelacht, durchgeschwärmt,
Und so manche lange Nacht
Durchgedacht, durchgehärmt;
Bin in Fahr und Lust und Plag'
Viel geschwebt, viel geübt,
Hab' doch, daß ich's euch nur klag',
Nie gelebt, nie geliebt.

Am unglücklichsten ist der Verf. als Uebersetzer. So z. B. gibt er das bekannte Liedchen von Béranger: „A ma contemporaine":

Vous vous vantez d'avoir mon âge:
Sachez que l'amour n'en croit rien —
Jadis les Parques ont, je gage,
Mêlé votre fil et le mien.
Au hasard alors ces matrones
Faisant deux lots de notre temps,
J'eus les hivers et les automnes,
Vous les étés et les printemps.

folgendergestalt wieder:

Wie, meines Alters rühmt ihr euch?
D'ran glaubt die Liebe Nichts —
Die Parzen mengten, wett' ich gleich,
Die Fäden unsers Lichts;
Und Zufall in der Alten Hand
Theilt wechselnd unser Loos,
Mir ward das Herbst- und Winterband,
Euch Lenz und Sommer blos.

Das heißt denn doch = en Zahnarzt übersetzen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsches Hofleben im Zeitalter Ludwig's XIV.

In einem Zeitalter, da nicht nur der Wille der Fürsten der mächtigste und beinahe der einzigste Hebel der Bewegung im Volke und die conditio sine qua non jedes Fortschritts zum Bessern war, sondern auch der Hof als das erste und allgemeine Muster eines feinern und edlern Lebens, der Bildung und der Sitte angesehen und nachgeahmt wurde, hat das Hofleben eine beiweitem wichtigere Bedeutung als etwa in unserer Zeit, und ein jeder Beitrag zu einer gründlichen und allseitigen Schöpfung dieser Kenntnisse ist als eine Bereicherung der historischen Literatur zu schätzen. Noch fehlt es uns an einer umfassenden zusammenhängenden Geschichte des deutschen Hoflebens in den verschiedenen Perioden unserer Geschichte. Zahlreicher Stoff ist verhanden, aber zerstreut und mehr im

Interesse der bloßen Curiosität als um allgemeine Folgerungen für das Nationalleben im Ganzen und in verschiedenen Kreisen herauszuziehen. Diesen Charakter tragen noch die Materialien in Moser's „Patriotischem Archiv". Spittler hatte in seinen „Vorlesungen über das Privatleben der deutschen Fürsten" (im achten Bande seiner Werke) einen interessanten Anfang gemacht aus den zerstreuten Zügen uns ein Bild zu entwerfen; nur ist das Material zu dürftig ausgefallen. Erwägen wir doch z. B. welchen Anstoß Kunst, Poesie und Literatur, und unter den Künsten wieder besonders das Theater, durch mehre Höfe erhalten hat.

Aus diesem und ähnlichen Gesichtspunkten angesehen müssen wir das Buch des hanoverischen Hofmarschalls von Malortie, „Der hannoverische Hof unter dem Kurfürsten Ernst August und der Kurfürstin Sophie" (Hanover 1847), um so mehr beachten, als es fast gänzlich aus dem Archive geschöpft ist. Der Verf. hat vor einigen Jahren über die Einrichtung einer Hofhaltung jetziger Zeit ein eigenes Buch herausgegeben, welches von Denjenigen die sich nicht rühmen können, wie Hr. v. Malortie, den Ceremonien eines Hofs vorzustehen nicht ohne ironisches Lächeln aufgenommen wurde. Jenes Buch hat wenigstens das Verdienst, daß der Verf. dadurch angeregt wurde seinen Blick auf eine vergangene Periode zu richten, von der bekannt ist, sagt er, daß sie eine Glanzperiode des hanoverischen Hoflebens bildet. Es ist derselbe Hof welcher durch einen Leibniz der literarische und philosophische Mittelpunkt nicht blos des hanoverischen Landes, sondern ganz Deutschlands, ja der ganzen gebildeten Welt wurde. Durch die Kurfürstin Sophie, eine der geistvollsten und gebildetsten Fürstinnen des Jahrhunderts und die Freundin Leibniz', unterhielt der Hof einen lebendigen Verkehr mit den Höfen von Berlin, wo die Kurfürstin, nachherige Königin Sophie Charlotte, mit ihrer Mutter wetteiferte, und von Paris, wo sie nahe Verwandte hatte. Im Allgemeinen nimmt der Verf. in der Geschichte der deutschen Höfe drei Perioden an: die erste, welche die älteste Zeit umfaßt, wo der Hofdienst auf dem Institute der Ministerialität beruhte, dauert bis etwa zu Anfang des 15. Jahrhunderts; die zweite, während welcher an der Stelle der frühern Ministerialen besoldete Hofbeamte das Hauswesen der Fürsten leiten, geht bis zum Zeitalter Ludwig's XIV., mit welchem die dritte beginnt, welche sich auf unsere Tage hinzieht, und die sich außer dem vermehrten Glanz des Hofwesens durch genau geregeltes und sorgfältig ausgebildetes Ceremoniel charakterisirt. Die letztere lernen wir nun am Hofe Ernst August's in einem Maßstabe kennen wie ihn nur noch die Höfe von Wien und Dresden jener Zeit darbieten. Dieses Urtheil wurde schon damals von den ausgezeichneten Fremden aller Nationen welche durch Hanover reisten, oder an dem Hofe eine Zuflucht fanden, gefällt. Zu diesen gehörte der bekannte englische Schriftsteller Toland, welcher in einem seiner Briefe folgendermaßen sich ausspricht: „Der Hof ist durchgehends sehr polit und wird in Deutschland selbst wegen seiner Civilität und übrigen Wohlstandes in allen Dingen vor den besten gehalten. Es steht mir nicht zu, daß ich davon urtheile wie man hier pfleget Fremde zu tractiren, doch die von hohem Stande sein und sensten Figur machen, ladet man gemeiniglich zur Kurfürstlichen Tafel, da sie dann in Verwunderung gebracht werden wie man so fein und ungezwungen umzugehen weiß, und wie man ihnen allda alle Freiheit zuläßt, derer sich doch Niemand zu misbrauchen erkühnen wird. Zu gewöhnlicher Hofzeit geht Jedermann von Façon dahin, ohne den geringsten Zwang, und wenn sie nur anders wissen, was zwischen Leuten und zwischen gewissen Dingen vor ein Unterschied zu machen sei, so können sie von allerhand Sachen auch mit der Kurfürstin selbst reden."

Um die sich hier darbietende Masse von Einzelheiten zu übersehen werden sie in drei Abtheilungen untergebracht: „Die Hofbedienung", „Der Hofhalt", und „Das Ceremoniel." Um sich einen Begriff von der Ausdehnung des Hofstaats zu machen genügte schon das S. 37 abgedruckte Verzeichniß der Dienerschaft des Kurfürsten Ernst August vom J. 1696 anzusehen. Es zählt nicht weniger als 307 Personen mit einem Gesammtbetrag der Besoldung von 37,363 Thalern, und zieht sich durch 14 besondere Abtheilungen vom Oberkämmerer und Oberhofmarschall herab bis zum Rattenfänger. Der bedeutende Kostenaufwand der Hofhaltung veranlaßte den Kurfürsten bei den bedeutenden Ueberschreitungen des ausgesetzten Fonds das Oberhofmarschallamt der Aufsicht des Geheimraths zu unterwerfen. Bis zu dem Dreißigjährigen Kriege war es althergebrachte Sitte auch die höhere Dienerschaft am Hofe zu kleiden; später beschränkte sich Dies auf die niedere Hofdienerschaft. (Das Wort livrée stammt bekanntlich von liberare, welches im Mittelalter auch die Bedeutung von „liefern" hatte. In dem 16. Jahrhundert bildete sich die Sitte, daß die Kleidung der niedern Dienerschaft nach den Wappenfarben gewählt ward.) Unter der Rubrik Beamte finden wir unter Anderm mit Interesse: einen Kunstmaler (100 Thlr.), einen italienischen Maler (100 Thlr.), einen Hoforganist (200 Thlr.), einen Hofmusikant (700 Thlr.), vier französische Musikanten (jeder 116 Thlr.) u. s. w. Unter den Pagen, deren 11 waren, jeder mit 40 Thlr. Gehalt, findet sich auch ein Türke. Das Pageninstitut war eine Erziehungsanstalt, die lediglich auf Kosten des Landesherrn unterhalten wurde, mit einem Gouverneur, einem Präcepter, einem Fechtmeister und einem Tanzmeister. Von dem eigentlichen Hofhalt wäre hier wenig zu sagen, wenn ich ein Curiosum ausnehme, nämlich (S. 63—65): ein von Leibniz im Namen der Hunde verfaßter Protest gegen den in der Hofküche zu Hanover erlassenen Befehl die Knochen des Fleisches zu verkaufen, muthmaßlich aus den J. 1680—90: „Requeste des chiens présentée au Sr. . . . . agent général de la cuisinerie de France et secrétaire d'Estat de ce corps pour les affaires étrangères présentement se trouvant à la Cour d'Hanover." Als der Scherz eines großen Mannes verdient dies wunderliche Document ein gewisses Interesse; wahrscheinlich war es darauf angelegt die allzu große Sparsamkeit oder Habsucht des Hofküchenmeisters lächerlich zu machen. Komisch nimmt es sich aus, wenn die unterzeichneten Hunde gegen die Verkümmerung ihres Rechts auf die Knochen sich auf Homer und die Heilige Schrift beziehen, oder gar mit den Schutzgöttern der Hunde, besonders dem großen Sirius oder dem himmlischen Hunde, welcher zur Strafe der Menschen die Hitze in den Hundstagen verdoppeln werde, ja sogar mit der Einstellung ihrer Dienste drohen. Die Eingabe schließt mit dieser feierlichen Wendung:

A ces causes vostre Grandeur est suppliée de faire délibérer meurement dans nostre Assemblée Générale sur une affaire de cette importance et de faire envoyer bien loin ce novateur avec tout son appareil, et luy défendre l'entrée dans toutes les cuisines, et pour vous, Monsieur, en vostre particulier, vous aurez la bonté d'empêcher qu'il ne s'aille point fourrer dans celles d'Hanover.

Nous sommes avec tout le respect dont les chiens sont capables De Vostre Grandeur les très humbles chiens couchants.

Pour les chiens de chasse — Pour les mâtins
Lelaps. — Mopse.
Pour les chiens de Boulogne
Amarille.

Die meiste Ausbeute bietet aber das dritte und letzte Capitel, über das Ceremoniel, und zwar wegen der Beziehungen in welche historisch bekannte und berühmte Personen zu dem Hofe von Hanover gesetzt wurden. So war der Zar Peter der Große zwei mal, am 25. Juli 1697 und am 1. März 1713, der König von Spanien Karl III. (nachheriger Kaiser Karl VI.) bei einer Durchreise nach Spanien 1703, der König von Preußen, die englische Gesandtschaft wegen der Nachfolge der Kurfürstin Sophie in England 1701 und Andere in Hanover.

Die Ankunft und Zusammenkunft Peter's des Großen incognito bei der russischen Gesandtschaft auf dem hanoverischen Schlosse Koppenbrück am 25. Juli 1697 kennt man aus einer anziehenden Schilderung in Varnhagen's „Leben der Königin Sophie Charlotte in Preußen". Wir wollen daher nur aus der hier zum ersten mal gedruckten Beschreibung des Besuchs vom 1. März 1713 einige Züge herausheben. Als die Nachricht eintraf, daß der Zar über Harburg, Witzendorf und Wiesen an der Aller nach Hanover kommen werde, wurde er von dem Kurfürsten Georg und seinem ganzen Hofstaat in aller Pracht eingeholt. Wir lesen: „Die Hereinholung geschah in folgender Ordnung: 1. eine Kurfürstliche Carosse à deux fonds mit 6 Pferden. Darin saßen 4 hanoverische Hofcavaliere. 2. Der Stallmeister auf einem prächtigen Pferde. 3. Sr. Kurfürstl. Durchl. Staats Carosse mit 6 Pferden, darin Sr. Czaarische Majt. und Sr. Kurfürstl. Durchl. saßen. Zu den Seiten der Carosse alle Kurfürstl. Laqueien. Ein Pagen-Hofmeister. 6 Kurfürstl. Pagen. 1 Lieutenant. 1 Corporal. 24 Mann Guardes de Corps zu Pferde. 4. Ihro Kurfürstl. Durchl. der Kurprinz in einer Chaise mit 6 Pferden mit Dero sämmt Laqueien. 5. Der Moscowitische Großcanzler Golofskin in einer Kurfürstl. Chaise mit 6 Pferden. 6. Die Moscowitische Garde aus 30 Mann bestehend, die aber keine sonderliche Parade machten, weil sie nicht allzuwohl montirt waren, auch ganz confus durch einander ritten. Die Hütte hingen ihnen um die Ohren, die Degen hatten sie zwar entblößt, waren aber ziemlich rostig. Ihre Montour war grau, mit rothen Doublen ganz schlecht, wiewohl sie sich des andern Tages besser ausstaffiret hatten. 7. Einige Wagen mit des Czaaren Bedienten und Bagage. 8. Ihro Czaarischen Majt. Sänfte, worin sie sich tragen lassen; selbige war fast wie die Berlinischen gemacht, außer daß anstatt der Räder 2 Bäume unten durchgehen, worein vorn ein Pferd und auch hinten eines gespannt werden, bei denen jedem ein Kerl reitet, um sie zu dirigiren. 9. Der übrige Train. Es wurden 40 Kanonen dreymal um die Stadt gelöset. Als nun Sr. Czaarische Majt. auf dem Schlosse angelangt, stünde Sr. Kurfürstl. Durchl. ganzer Hof unten im Platz vor der großen Treppen. Als sie nun ausgesessen, haben Sr. Kurfürstl. Durchl. Sr. Czaarischen Majt. nach Dero apartements begleitet, worauf aber Sr. Majt. sogleich zu Ihro Dchl. der Kurfürstin gingen, und selben Abend in Dero Kammer allein zu speisen sich resolvirten. Solchem nach wurde selbigen Abend à l'ordinaire gespeiset. Der Czaar wollte aber nicht in dem vor Sie zubereiteten Bette schlafen, vorgebend nicht gewehnt zu sein, in so kostbarem Bette zu schlafen, wie sie dann auch ihr eigen Bettwerk so in Matratzen bestehet, auf die harte Erde haben legen lassen, und darauf die Nacht zugebracht. Des folgenden Tages den 2. März aber nachdem Ihro Czaarische Majt. frühe um 7 Uhr Thee genommen, und um 10 Uhr in Dero Schlafkammer gefrühstücket, wurde nachdem sie die Reliquien in der Schloßkirche besehen, des Mittages en Ceremonie Tafel gehalten. Es wurden die Herrschaftlichen Personen mit dem Goldenen service, die übrige aber mit dem Silbernen service serviret. Es wurden die rothen Sammeten Chaises à dos und gar kein fauteuls gebrauchet. Die Separation war weggenommen und das große Buffet aufgesetzt. Gleich beim Anfang der Tafel wurde Tafelmusik gehalten, und so oft die Musique aufhörete wurde gepaucket und geblasen. Als die Gesundheiten zu trinken angefangen wurden, ließen sich allemahl Paucken und Trompeten, welche gegenüber placiret waren, hören, und wann Sr. Czaarische Majt. Gesandheit tranken, wurden 5 Kanonen, und wenn die übrige Herrschaftlichen Personen Gesundheit tranken, wurden allemahl 3 Kanonen, und wann die übrige, so mit an Tafel waren, Gesundheiten trunken, wurde gar keine Kanone gelöst. Zu welchem Ende dann 30 Kanonen auf der Leinstraße aufgeführt waren. Nach gehob'ner Tafel gingen Sr. Czaarischen Majt. mit nach der Kurfürstin Durchl. Apartements, woselbst sie sich so lange arretirten bis Zeit war in die Komödie nach Herrnhausen zu fahren, wohin Sr. Czaarischen Majestät die Kurfürstin Durchl. führeten, auch in Dero Loge blieben. Nach geendigter Komödie legten Sr. Majt. die Masque an, und gingen nebst Dero Cavalliers und deren hiesigen, so bei Ihn die Aufwartung haben, zu Fuße nach der redoute. Sr. Czaarische Majestät forderten Ihre Dchl. die Kurfürstin auf und machten mit einem Pohlenschen Tanze den Anfang zum Tanze. Sie blieben bis 9 Uhr oben, da sie sich dann in aller Stille absentirten, und auch sogleich ohne zu speisen in Dero apartements retirirten."

Die Komödie, die sogenannten Wirthschaften, die Maskeraden, als Hauptbestandtheile des Carnevals, nehmen einen guten Theil in dieser Abtheilung ein. Ueber das Schauspiel zu Hanover gibt der Engländer Toland folgende Nachricht: „Es ist allda ein nettes Theatrum mit schönen Logen vor Leute von allerhand Condition, und zahlet allda kein Mensch der in die Komödie geht, sondern der Kurfürst thut alles auf seine Kosten, wie solches auch an anderen Höfen in Teutschland gebräuchlich ist, sowohl denen Leuten in der Stadt, als denen bei Hofe ein Vergnügen zu machen. Das Opernhaus aber in dem Schloß, wird von allen Reisenden billig als eine Rarität besehen, sintemahl dasselbe sowohl der Malerei als der Einrichtung wegen, das Beste in ganz Europa ist." Wir finden hier mehre Berichte über Carnevals-Maskerade, unter andern die vom J. 1702, für welche der große Leibniz eine Farce: „Trimalcion moderne", verfaßte und darüber einen ausführlichen Bericht an die Fürstin Luise von Hohenzollern, den wir bereits aus Varnhagen's „Leben der Königin Sophie Charlotte" kennen, abstattete. Als ein Curiosum sei schließlich erwähnt, daß Hanover unter Ernst August seinen Tschin hatte, nämlich eine Eintheilung sämmtlicher Beamte in 11 Classen und Rangstufen nach dem Reglement von 1696. Charakteristisch ist es, daß die graduirten Personen in die letzte Classe gehörten. 35.

Literarische Notiz.

König Alfred.

König Alfred gehört zu der kleinen Zahl alter englischer Könige von denen in England der dümmste Junge ein Geschichtchen zu erzählen weiß, und dessen Gedächtniß in der Brust jedes Engländers lebt. Kein ABC-Buch worin nicht die Sage steht, wie seine Mutter Osburga durch ein ihm zu eigen versprochenes Liederbuch mit schönen bunten Anfangsbuchstaben ihn zum Lesenlernen angereizt, und kein Kinderbuch das nicht bald breit bald kurz berichtet wie eine Bäuerin den großen König, der aus verlorener Dänenschlacht sich in ihre Hütte geflüchtet und den sie nicht kannte, mit harten Worten angefahren weil er die von ihr zum Backen ans Feuer gelegten und ihrer zur Aufsicht vertrauten Kuchen anbrennen lassen. Wenn es daher überraschen muß, daß in einer Zeit welche namentlich in England so viel für dessen früheste Geschichte thut, die historischen Forschungen möglichst weit zurückführt, und den Gesetzen, der Literatur und den allgemeinen Zuständen der sächsischen Altvordern die gediegenste Aufmerksamkeit schenkt, die letzte Lebensbeschreibung König Alfred's von Spelman noch 200 Jahre alt ist, so kann Das nicht Wunder nehmen, daß eben eine neue die Presse verlassen hat, betitelt: „The life and times of Alfred the Great; by *J. A. Giles*" (London 1849). Es dürfte daher um so mehr zur Wahrheit werden was der Verf. im Vorworte sagt: „es scheine ein vernünftiger Grund für den Glauben vorzuliegen, daß das Buch eine günstige Aufnahme bei Denen finden werde welche die Geschichte ihres Landes treu nach den Berichten unserer alten Chronikschreiber dargestellt zu sehen wünschen", mit je größerm Fleiße der Verf. seine Arbeit begonnen und mit je größerer Liebe und Beharrlichkeit er sie durchgeführt. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 264. — 3. November 1849.

Die Literatur des Augenblicks.

(Fortsetzung aus Nr. 263.)

Ich schließe die erste Section meiner literarischen Plänkler mit einem Büchlein welches genau genommen nur als aggregirtes Wesen diesem Truppentheil einverleibt werden kann, weil es keine politische, sondern die geistliche Cocarde trägt. Da aber seine Polemik einer sehr verrufenen kirchlich-reactionnairen Erscheinung gilt, so mag es der Tendenz nach am füglichsten hier untergebracht werden. Es führt den Titel:

6. Der Apostat. Eine dramatisirte Vision in einem Act. Zofingen, Steinegger. 1848. 8. 3 Ngr.

Die Zeitperiode welcher diese dramatisirte Vision zugewendet ist ist als solche verschollen. Der Gegenstand aber ist leider heute noch ebenso heutig als er damals war. Jene ein ganzes freies Volk im sonderbündlerischen Bruderkrieg entzweienden jesuitischen Umtriebe von damals sind uns allerdings über neuerm gewaltigerm Sturm und Drang ins Ferne gerückt, ja fast ganz vergessen gemacht; trotzdem bleiben Jesuiterei und Ultramontanismus ein unausrottbares Ferment der Gegenwart, und weil sie in allem Streit und Hader, in jedem Kampf und Wirrsal der Zeiten ihre diabolische Rolle mitspielen, so gehören sie den wüsten Zuständen des Augenblicks ebenfalls mit allen Lebenswurzeln an. Der Apostat ist nämlich kein anderer Erdensohn als der berüchtigte Siegwart, der jesuitische Hauptagitator in jenem eidgenössischen Bruderkriege dessen Anfänge, Verlauf und Ausgang nur erst wenige Jahre hinter uns liegen. Was den Verlauf dieser dramatischen Scene betrifft, deren Held eben dieser Siegwart ist: so besteht er einfach darin, daß in Nacht, Sturm und Gewitter, wovon die Vesten der Erde erbeben, unter scheußlicher Gewissensangst, die ihn durch die wüsten Räume seiner Gemächer jagt, den Sündenmann sein Jüngstes Gericht ereilt, mit andern Worten: ihn der Teufel holt. Der Geist Jakob Müller's, des bekannten Opfers in dem Leu-Scandal, ist es der, ein blutbeflecktes Gespenst, dem Verworfenen in seiner letzten Stunde entgegentritt, und ihm sein letztes Gericht verkündet. Denken wir uns ein melancholisches Zimmer; im Hintergrunde eine Flügelthür, rechts davon an der Wand hängend das Portrait des Rathsherrn Leu, links Magistratshut und Degen und ein östreichischer Kammerherrnschlüssel; im Vordergrunde steht ein Tisch mit Schriften beladen. Es ist (wie schon bemerkt) Nacht; der Wind heult und peitscht den Regen stoßweise an die Fenster; in der Ferne rollt der Donner unaufhörlich, und der Blitz erleuchtet auf Augenblicke das finstere Zimmer. Eine Uhr schlägt mit dumpfen Schlägen elf u. s. w."

Da haben wir den Schauplatz der Scene. Das Uebrige kann sich der Leser so ziemlich denken. Wenn der Teufel schon vor der Thür steht, dann ist es Nichts mehr mit dem Philosophiren, das ihn und mit ihm Hölle und Himmel und Jenseits aus dem Gewissen hinwegdisputiren soll. Diesmal erscheint Se. Satanische Majestät in der Gestalt des Jesuitengenerals, wodurch wir in dem Augenblicke selbst wo er seinen Heimathörigen beim Schopfe faßt erfahren, daß eben er, Satan, der von Ewigkeit abgefallene Antichrist Gottes, auch von Ewigkeit her der wahre Generalissimus des Jesuitenordens gewesen ist. Die andern Generale waren nur nachgemacht, seine Stellvertreter auf Erden. So ist es denn ganz naturgemäß, daß der Meister Siegwart im Namen des Ordens vom Teufel geholt wird:

Dem Jesuitenorden bist du verfallen, denn du hast ihm gedient. Er verschlingt seine Opfer und seine Werkzeuge. Erkenne ihn, Schwachköpfiger! Nicht Ignaz von Loyola hat ihn gestiftet, er hat ihm blos eine andere Gestalt verliehen. Denn unsere Gesellschaft ist älter als die Welt. Als Gott den hoffärtigen Engel aus dem Himmel in den Abgrund stieß ward sie geboren, und sie schwur Rache und Verderben dem Ebenbilde des Schöpfers. Die Schlange im Paradiese war der erste Jesuit, der den Menschen in Versuchung führte.

Nun schlägt es zwölf. Hut und Mantel entfallen dem vermeinten Jesuitengeneral; in leibhaftig-gräßlicher Gestalt grinst den schon Vernichteten der grimmige Höllenfürst an, Flammen schlagen ringsum aus dem Boden, und während das ganze Haus unter Donnerschlägen zusammenkracht fährt Satanas mit seiner Beute in den Abgrund. Also ein Jesuiten-Vorweltgericht als Guckkastenbild, heraufbeschworen von einem geistlich-demokratischen Guckkastenmann. Es sieht sich nicht übel an; besonders wenn draußen die Mitternacht spukt kann es seinen Effect nicht verfehlen.

Ich komme jetzt zu der zweiten Treffenlinie meiner literarischen Plänkler. Nachdem die Heerschau über den

linken Flügel abgehalten ist, begeben wir uns vor die Fronte des rechten Flügels: diese fassen wir unter die gemeinsame Rubrik der Reactionnairisch-Angehauchten. Hier fesselt uns zuerst ein

7. Lehrbuch der Demagogie von Jakob Radike. Leipzig, G. Wigand. 16. 5 Ngr.

Der Verf. bezeichnet uns in seinem Vorwort sogleich die eigentliche Nuance seines antidemokratischen Standpunkts. Und was er in diesem Vorwort sagt läßt sich hören.

Auch ich — so drückt er sich aus — zähle mich unter die entschieden Freisinnigen, darum schmerzt es mich, daß jetzt (das Büchlein, ohne Jahreszahl, ward laut Versicherung des Verf. schon vor einem Jahr kurz nach dem berliner Zeughaussturm begonnen) jeder Straßenbube Staatsmännchen spielen möchte und zu demokräteln sucht. Jeder Rechtliche, der Freiheit und Licht aufrichtig will, er trage Rock oder Blouse, mag seine politische Ausbildung so eifrig als möglich verfolgen, er wird die Demokratie nicht in jener lächerlichen Renommisterei und Stichwortreiterei suchen, nicht gegen Alles anbellen was aufrecht steht, weil Manches davon morsch und verrottet, nicht über Staatseinrichtungen wortfechten, bevor er sich darüber unterrichtet hat (was in der Regel durch ein paar Zeitungsartikel nicht zu geschehen pflegt), sondern sich mit Verachtung von einem Treiben abwenden welches das Wort Demokratie ganz in Verruf zu bringen droht.

So der Verf., der in seinem antidemokratisch-satirisch-alphabetischen Lexikon der demokratischen Schlagwörter wirklich eine seltene Gründlichkeit — und dabei Unverwüstlichkeit im Subsumiren aller irgend zubehörigen Begriffe — zu Tage legt. Es fehlt hier durchaus an keinem irgend erdenklichen Knallwort was man je von einer Volkstribune sub divo herab, sei es nun „unter den Zelten" oder unter der „einsamen Pappel", aus dem Munde der Milliarden Volksredner vernehmen kann, konnte und könnte, die vielleicht noch aus der Erde gewachsen wären wenn es nicht anders gekommen wäre. Es ist wahr, wenn man in die Geschichte dieser systematischen Volksharanguirung auf grünem Plan, d. h. in die Zeit vom 19. März bis zum 12. Nov. 1848, zurückgeht, so hat auch der Kaltblütigste, oder ich will besser sagen selbst der Warmblütigste, so was man sagt vollkommen genug. Wenn jemals zu irgend einer Zeit der deutsche Michel, der doch sonst eigenhändig, eigengeistig und eigengemüthlich in diesem Artikel auf das nachhaltigste zu arbeiten pflegt, systematisch verblüfft worden ist, so ist es durch diese Volksredner geschehen, die jede Minute eine Revolution machen wollten, nachdem sie vorher naiv genug zugegeben hatten, daß schon eine solche dagewesen wäre. Wie bemerkt, sie wollten diese Revolution machen, ganz ausdrücklich machen, es war bereits so gut als wäre sie schon gemacht; damit sie aber auch in der That als gemacht und gemacht-werden-sollend erschiene, so sprachen diese Volksredner, nicht etwa wie Masaniello in der Oper: „Gebt uns Waffen!" sie riefen nicht etwa mit Donnerstimme von der Tribune herab, was man doch hätte erwarten sollen, den zwei- bis zehntausend Michels die mit allzeit fertigem Bravo unten standen, oder um es ernster auszudrücken, dem erwartungsvollen Volke zu: „Kinder, schlagt los!" sondern vielmehr im Gegentheil flüsterten sie leise (nachdem sie vorher drei heiße Stunden gedonnert hatten): „Freunde, die Stunde wird kommen, bald, sehr bald, aber jetzt ist sie noch nicht da. Sobald sie da sein wird, im selben Augenblicke wo sie zum Brandenburger oder Schönhauser Thor hereinpassirt sein wird, werden wir es euch sofort zu wissen thun!" Das waren unsere Volksredner mit den Demokratenbärten. Es war in den Monaten Juni, Juli und August. Um diese Zeit pflegt es heiß zu sein. Hätten sie aber auch Alle, diese Volksagitatoren, den wirklichen leibhaftigen Sonnenstich gehabt — dümmer hätten sie unmöglich sprechen können. Gewiß, wer feine Einsaugungsorgane besaß konnte schon damals den „Modergeruch" sehr deutlich verspüren.

Wieder auf unser Büchlein zu kommen. Es fehlt ihm nicht an schlagenden Witzpointen, aber diese sind ihm von der Fraction selbst in die Hände geliefert, ganz in der Art wie etwa nach dem 12. Nov. die berliner Bürgerwehr ihre Waffen an die Militairgewalt abliefern. Als Probe dieser lucubrirenden Witzader hebe ich unter Anderm eine Stelle aus. Der Verf. spricht davon, wie viel in einer Rede an das Volk gerichtet auf die Aussprache, auf die Hervorhebung der alphabetischen Einzellaute u. s. w. ankomme, wenn sie in Wahrheit Effect machen solle:

Von der Aussprache der einzelnen Buchstaben ist nicht viel zu sagen, und du magst sie nur sprechen wie dir der Schnabel gewachsen ist — mit Ausnahme des **R**. Ein Redner der diesen wichtigen Laut nicht gehörig rollen kann hat einen schweren Stand; seine schönsten Reden werden farblos und wirkungslos bleiben. Was der Landschaft der Schatten, der Suppe das Salz, dem Körper die Knochen, dem Orchester die Tamtams sind, Das ist der Sprache das **r**.

Von Madame Schröder-Devrient wird erzählt, daß sie jeden Morgen eine halbe Stunde lang das italienische **r** geschnurrt habe, um es in aller Vollkommenheit im Gesange brauchen zu können. Das **r** der Oper verhält sich jedoch zum demokratischen **r** wie das Räuspern eines schwindsüchtigen Mädchens zum Donner im Gebirge. Das wahre demokratische **r**, z. B. in Worten wie unter dem Abschnitt „Ausgang der Revolution" angeführt, thut eine imposante Wirkung. Der junge Volksredner nehme sich bei den Uebungen das Geräusch zum Muster welches ungefähr ein Wagen mit Bretern macht der durch ein Festungsthor rasselt, oder das Gepolter was ein Sack den man mit Helm, Tornister und Gewehr eine hölzerne Treppe hinabwirft machen würde. „Der Mensch spricht ganz leidlich, aber es fehlt ihm die **Bejeisterung**, die Wärme", hörte ich in Berlin von Einem sagen der den majestätischen Consonanten nicht gehörig zu rollen verstand, und „Kerker" ungefähr aussprach wie „Kaakka".

Der Buchstabe **r** ist gewissermaßen der **Träger der Demokratie**, und versinnlicht das **donnernde Rad der Weltgeschichte**. Darum lassen auch die Gardeoffiziere, die Repräsentanten der Reaction, ihn ganz weg aus ihrer Sprache und sagen z. B. Thiäjätten, Bellin.

Es folgt die zweite Schrift dieser Phalanx. Hier kommt der „langverhaltene Groll" zum Vorschein. Ein süddeutscher Junker tritt auf in geharnischten „Xenien".

8. Politische Xenien von **Friedrich von Büren**. Stuttgart, Sonnewald. 1849. Gr. 8. 2 Ngr.

Von diesen Xenien sind einige Persiusartig dunkel, andere sind was man verblümt nennt, noch andere arg-

lieren mit geheimnißvoll-diplomatischer Pfiffigkeit an Das was die Junker die „Gesittung des Volks“ zu nennen belieben. Noch andere sind den Schneelawinen zu vergleichen, für welche der Gletscher ebenfalls Nichts kann noch dafür verantwortlich ist, wenn sie von seinem Eisgipfel herab ins Thal herniederrollen; sie kommen unwillkürlich, und treffen dann den Nagel auf den Kopf, wie z. B. diese Xenie:

Wie doch wird es noch kommen? — Wer mag es wissen? — Warum nicht?
Durch Verzweiflung bricht Bahn sich die ruhige Zeit.

Endlich gibt es unter diesen Xenien nicht wenige die wirklich geistreich sind. So z. B. diese:

Welch ein Tableau: der Vater mit großgezogenen Kindern! Patriarchalisches Bild! Wären nicht Flegel dabei!

Oder diese:

Alte, wie könnt ihr so lang im gestützten Haus euch gedulden,
Wenn es den Kindern nicht mehr, nicht mehr den Nachbarn gefällt?

Es kann kaum in Xenienweise etwas diplomatisch Feineres und zugleich Passenderes gesagt werden als eben Dies. Ja, man möchte aus diesen Proben beinahe versucht sein unsern Junker nur für einen verkappten Junker zu halten. Ich hätte mir in der That diese Voreiligkeit des Urtheils auch beinahe zu Schulden kommen lassen. Die nachstehenden zwei indessen haben mich vollständig au fait gestellt, und ich weiß nun vollwichtig wie ich trotzdem und trotz alledem mit diesem geistlichen Junker daran bin:

Rathet und thatet und organisirt und vollendet den Staatsbau! Gebe der Himmel dazu bess're Gesittung des Volks!

Adel! Du bist nicht mehr! Das Edle liegt in der Gesinnung. Erblich erkennen sie dich nur bei den Pferden noch an.

Ich kenne Vollblutpferde vom Hörensagen; aber ich habe noch nie eine Blouse gesehen die auf einem solchen geritten wäre. Es gibt so viel ich weiß nur Herrenreiter, und wenn diese sich einen Wolf geritten, alsdann kommen die Jockeys daran. Zuweilen kommen auch die Jockeys früher daran als die Herren; alsdann handelt es sich aber jedesmal ums Halsbrechen. Und diese Xenie noch, dann sagen wir unserm geistreichen Junker Lebewohl:

Volk! du Leben und Geist in unbehülflicher Masse!
Was dir je Großes gelang haben die Größten gethan!

Die Größten ganz gewiß, aber nicht immer die Höchsten! Auch Mortier, der Duc de Treviso, sagte einst zum Kaiser Napoleon: „Sire, erlauben Sie (es handelte sich nämlich darum irgend eine Scharteke vom Bücherrepositorium herabzunehmen), ich bin größer als Sie.“ Der Kaiser erwiderte: „Sie wollen sagen: länger!“ Mortier hatte bekanntlich sein volles Maß.

Achtung! meine Leser; präsentiren wir jetzt das Gewehr! Es kommt etwas Geistliches. Wir haben soeben einem Jesuiten zu Grabe geleuchtet. Jetzt geschieht etwas Höheres, eine Art von Palmsonntag tritt ein: jetzt haben wir es mit einem Superintendenten zu thun. Jener Junker konnte verkappt sein, es war möglich: dieser Superintendent ist es auf keinen, auf gar keinen Fall. Spiegelberg, ich kenne dir, und wenn es sich nicht um acht, nein, sondern um neun Seligkeiten handelte! Ein Trost bleibt indeß, und strömt hier wirklich gnadenvoll auf uns hernieder, es ist der, und einen salbungsreichern kenne ich nicht: Die Welt kann nicht zu Grunde gehen, so lange noch Barmen steht, und bei Langewiesche in Commission gegeben wird!

9. Der Höllenrath (die Superintendenten lieben stets die langen Titel), eine unterweltliche Reichsrathssitzung; oder die Quelle der Verwirrungen in gegenwärtiger Zeit. Nebst einem Anhange über die Gerichtssitzungen in der himmlischen Welt.“ (Großer Gott, in der himmlischen Welt noch Gerichtssitzungen!!) Zweite Auflage. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 3 Ngr.

Ich habe in der Zerstreuung noch die wirkliche zweite Auflage vergessen:

Zweite Auflage, mit einer Zugabe: Acht Seligkeiten für unsere Zeit. (Die Adresse ist die obige.)

So viel ist gewiß, wer den Titel gelesen hat kann sich's ersparen das Büchlein zu lesen. Es ist durchaus Seligkeit und Gnade. Es wimmelt hier von Seligkeiten. Zwischen all diesen Seligkeiten guckt aber doch der Fuchsschwanz hervor. Der Verf. Superintendent hat es auf die Universitäten abgesehen. Indem er nämlich von einer Zeit spricht die kommen soll — in Barmen wird immer nur von Zeiten gesprochen die kommen sollen — redet er die salbungsreichen Worte (S. 16):

Zu jener Zeit wird man der Universitäten nicht mehr bedürfen, die neben den reinen Wassern heiliger Wissenschaften aus Gott ohnehin nicht mehr bestehen könnten u. s. w.

Es sind Menschen gekreuzigt worden um Reden die um so viel besser waren als diese schofel ist. Der Jesuitismus in der protestantischen Kirche ist doch wirklich allzu tölpelhaft!

(Die Fortsetzung folgt.)

Olivier Basselin, der Vater des Vaudeville.

Bei dem Worte Vaudeville denkt man heutzutage immer zumeist an jene Zwitterart der dramatischen Dichtung, welche die singbare Volksweise in die Recitation verflicht und in Frankreich ganz eigentlich ihr Vaterland hat. Allein der Name Vaudeville bezeichnet nach der Etymologie des Wortes nur das charakteristische Moment jener Singspiele, den musikalischen Theil, das Lied. Was in dem Ausdruck Vaudeville selbst liege und woher er stamme, darüber ist früher viel gestritten worden; H. Greuet hat neuerdings an seinen abenteuerlichen Ursprung erinnert.

Der sogenannte Vater des Vaudeville, Olivier Basselin, war einer jener Menschen welche die Bizarrerie des Schicksals in eine Lage drängt für die sie nicht geschaffen sind. Man kennt hierfür die Beispiele aus alter und neuer Zeit: Plautus, der große Komödiendichter, war ja ein Müllergeselle und mußte die Mühle treten; der Fabeldichter Aesop war ein Sklave und Machiavelli schrieb seinen „Principe“, nachdem er den Tag unter Handarbeitern zugebracht hatte; Adam Billaut endlich war ein Tischler, der nach gethaner Arbeit nur zur Erholung die „Chevilles“ und den „Villebrequin“ reimte.

Die literarische Renommée der Normandie beginnt nur erst mit Malherbe und Corneille; doch hatte dies Land, noch bevor sich der mächtige Genius dieser beiden Dichter erhob, schon früher bereits Dichter hervorgebracht welche die Vergessenheit in der sie lange begraben waren nicht verdienten. Man entsinnt sich der außerordentlichen Popularität des normännischen Dichters Chartier, den die Königin Margarethe von Schottland 1340 im Angesicht ihres ganzen Hofs trotz seiner Häßlichkeit umarmte, weil sie den Mund feiern wollte der so süße Verse sang. Alexander von Bernay, der Erfinder des Alexandriners, Jean Vauquelin de la Frenaye, der hundert Jahre vor Boileau eine „Dichtkunst" und „Satiren" schrieb, Jehan de Cahagans, der 1570 den „Geizigen" des Plautus übersetzte, sie Alle stammten aus der Normandie.

Doch kehren wir zu dem lustigen Olivier Basselin zurück, den das Schicksal gegen das J. 1400 als Walker geboren werden ließ und den sein Stern zum Dichter gemacht hatte, wie Béranger, mit dem er mehr als eine Aehnlichkeit hat.

Einen halben Kilomètre von Vire breitet sich eine malerische Gegend aus, die an die frischen Thäler der Schweiz erinnert; die Umwohner kennen sie unter dem Namen Vaux de Vire. Nichts ist zugleich so lieblich und so poetisch als diese lachende Landschaft, deren zahlreiche Hütten den Sennen der Schweiz gleichen. Die beiden Flüsse Vire und Virène, die sich am Pont de Vire vereinigen, fließen langsam durch die beiden Thäler, denen die Landschaft ihren Namen verdankt. Trockenes Haidekraut und Steinblöcke bedecken blühende Ufer. Weiter ab erstrecken sich grüne Wiesen und Holzungen. Der Granitboden verschwindet unter fruchtbaren Feldern, feuchten Quellen und frischem Schatten, in dessen Kühle Basselin ohne Zweifel die sanftklingenden Verse dichtete:

En ung jardin d'ombraije tout couvert,
Au chaud du jour al trouvé Madelaine,
Qui près le pié d'ung sycomore vert,
Dormait au bord d'une claire fontaine
Son lit était de thym et marjolaine.

Hier am Fuße jener Hügel, bei dem Coteau des Cordeliers und am Ende des Thals steht noch heutzutage das Haus des lustigen Dichters von Vire. Dieser war aber nicht nur Dichter, er war auch ein warmer Patriot; denn die Geschichte meldet uns seinen Tod in einem Gefechte gegen die Engländer, die damals einen Theil der Normandie eroberten. Im Uebrigen ist weder Etwas über sein Leben noch über seinen Tod bekannt.

Neugierig zu erfahren, ob der berühmte Walkmüller der Normandie einer jener Dichter sei die noch in des niedern Volks Angedenken leben, fragte Grouet eine Arbeiterin, die Tuch zum Färben forttrug, nach Basselin. „Sie wollen das Haus des Hrn. Basselin besuchen? Halt! hier ist es ja", antwortete sie, indem sie auf eine kleine reizend gelegene Hütte zeigte, „und sehen Sie dort den Felsen der hinter der Mühle aufsteigt? Da war es! Da oben hat er prophezeit!" Muß man bei dieser Bezeichnung nicht an die Römer denken, welche Augurn und Dichter vates nannten? So wahrt der virésische Bauer ganz anders als der undankbare Stadtbewohner das Andenken seines alten Olivier Basselin.

Der Dichter-Walkmüller würde ein interessanter Vorwurf zu einer literarischen Studie sein. Seinen Trinkliedern ist der Stempel der epikuräischen Philosophie, vermischt mit etwas Sensualismus, aufgedrückt. Sein Charakter war an sich nicht eben kriegerisch, und lebte er zu unsern Tagen, so würde er höchst wahrscheinlich ein sehr unpünktlicher Nationalgardist sein, wenigstens seinen Versen nach zu urtheilen:

's ist besser, unter Freunden sich des Muskatellers freu'n,
Denn auf dem finstern Festungswall als Schildwach steh'n allein.

Aber ungeachtet seines Hanges zur Bequemlichkeit und Ruhe war er für die damalige Zeit viel gereist. Als 1420 die Engländer Vire belagerten dichtete er noch einen halb lustigen, halb ernsthaften Schlachtgesang. Bald darauf fand er in einem Treffen mit den Feinden seinen Tod; sein Patriotismus besiegte seine Liebe zur Ruhe.

Wie schon erwähnt, hatte sich der virésische Dichter als Tuchappreteur etablirt, und dieses Gewerbe trieb er auch sein ganzes Leben, sein Haus aber ist noch heutigen Tags eine Walkmühle, freilich im Innern vollkommener modernisirt.

Alle die normännischen Dichter deren wir oben gedachten haben uns ebenfalls Trinklieder hinterlassen; aber keiner kennen Olivier Basselin in diesem Genre, dessen eigentlicher Schöpfer er ist, überdauern. Vielleicht kann man ihm bisweilen eine gewisse Einförmigkeit vorwerfen, wie sie bei einem und demselben Sujet fast unvermeidliche Folge sein mußte; allein nimmt man auf Ort und Zeit Rücksicht, so muß man darüber erstaunen wie er ohne Lehrmeister und Vorbild eine solche Menge glänzender Couplets machen konnte.

Man begreift wohl, daß der sorglose Olivier sich nicht die Mühe nahm seine Lieder zu sammeln und sie herauszugeben. Wenn er sie dichtete, so dachte er wol weniger daran den Musen zu huldigen, als vielmehr seiner lustigen Laune zu genügen und dann besonders die ländlichen Feste zu verherrlichen, deren Mittelpunkt er jedesmal war. Erst 1610 veröffentlichte sie ein virésischer Advocat, Jean Lehoux, unter dem Titel: „Neues Liederbuch von Vaudevires, von Olivier Basselin."

Im vorigen Jahrhundert hat man nun lange und viel über die Etymologie des Wortes Vaudevires gestritten. Einem Etymologen von Profession ist die natürlichste Ableitung freilich immer am ungenügendsten. Daher hat man das ursprüngliche Wort Vaux de vire zu entstellen versucht und behauptet: es wären Lieder welche von Vau la ville oder voix de ville herkämen. Aber schon Vauquelin de la Fresnaye, ein Dichter des 16. Jahrhunderts, singt:

Chantons en nos festins encore les vaux de Vire,
Qui sentant le bon temps nous font encore rire.

Auch Gourgueville de Bras (1560) und André Duchesne vertheidigen die richtige Ansicht, und Letzterer sagt in seinem Buche: „Alterthümer der Städte in Frankreich" (1620): „Von hier (Vire) sind auch jene alten Lieder die man gemeinhin Vaudevilles nennt zuerst ausgegangen; eigentlich heißen sie Vaux de Vire und ihr Autor war ein gewisser Olivier Basselin. So hat es uns Belleforest überliefert." 31.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges Taschenbuch

der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usancen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von

***Christian* und *Friedrich Noback*.**

Zwölftes Heft.

(Wiesbaden — Zwoll, und Nachträge Alessandria — Alexandrien)

Breit 8. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das dreizehnte Heft wird den Schluss des Werkes enthalten und bald erscheinen.

Leipzig, im November 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 265. — 5. November 1849.

Die Literatur des Augenblicks.

(Fortſetzung aus Nr. 261.)

Ich komme zu dem letzten dieſes zweiten Regiments. Dieſer iſt kein Superintendent, und doch iſt der Titel ſehr lang:

10. Babyloniſche Beiträge zur politiſchen Confuſion unſerer Tage. Den ruheloſen Manen der dahingeſchiedenen proviſoriſchen Ruinirungsregierung in volksſouverainetätlicher Unterthänigkeit gewidmet. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. Gr. 16. 3 Ngr.

Von dieſen Knittelgedichten nur einige Firmas und dann eine einzige Probe: „Unſere liebe Jugend", „Nur proviſoriſch", „Jezz nix wie druff", „Adjes Sägebock", „Verreckt All' mit 'nanner", „Der Michel auf der Freiheitsjagd" u. ſ. w. Die Probe dieſe:

Die zehn Aufgebote.

Das erſte Aufgebot beſteht
Aus jedem Kind das noch nicht geht;
Es heißt, ſchnell einen Namen her,
Die Windel- und die Schlotzerwehr.
Im zweiten Aufgebote ſteht
Das Kind bis es zur Schule geht;
Es heißt, ſchnell einen Namen her,
Es heißet die Kleinkinderwehr.
Ins dritte Aufgebot ſodann
Nimmt man den kleinen, jungen Mann,
Ach, daß das Büblein Gott bewahr',
Vom ſechsten bis zum achten Jahr;
Es heißt, ſchnell einen Namen her,
Es heißt die Einmaleinſerwehr.
In vierten Aufgebotes Schar
Steht man von acht bis vierzehn Jahr;
Es bildet, ſchnell 'nen Namen her,
Es bildet dies die Bubenwehr.
Von vierzehn bis zu achtzehn dann
Im fünften Aufgebot ſteht man;
Es bildet, ſchnell 'nen Namen her,
Dies Aufgebot die Latſchewehr.
Von achtzehn bis zu dreißig Jahr
Nimmt man die ganze junge Waar'
Zum ſechsten Aufgebote her
Zu unſrer Junggeſellenwehr.
Von dreißig bis zu vierzig dann
Nimmt man den ehrenfeſten Mann,
Und ſträubte er ſich noch ſo ſehr,
Zur Hagſtolz- und Pantoffelwehr.
Dies wär' das ſieb'nte Aufgebot;
Doch jetzt kommt erſt die höchſte Noth:
Von vierzig bis zu fünfzig nun
Läßt man die Männer noch nicht ruh'n;
Das achte Aufgebot drückt ſchwer:
Es bildet die Philiſterwehr.
Von fünfzig bis zu ſiebzig noch
Spannt in des Dienſtes ſchweres Joch
Das neunte Aufgebot ſie ein,
Die Altekracherwehr zu ſein.
Von ſiebzig bis zu hundert Jahr
Nimmt's zehnte Aufgebot ſogar
Die Alten mit der Krücke her
Zur Zitter- und zur Wackelwehr.

G. Struve,
Proviſoriſcher Wehrausſchüßler, definitiver Rappelkopf, großherzoglich badiſcher Hof- und Stadt-Republikaner.

Gemeine Winkelſpeculation!

Wir gerathen jetzt, geneigter Leſer, in die wohlthuendere Atmoſphäre der mittelpünktlichen Leute, meine dritte und letzte Phalanx. Hier iſt von Ultrathum in keiner Hinſicht eine Rede, es kommt aber dafür, wie allemal wo die Gegenſätze verſtummen, ſogleich zur Gemüthlichkeit, ja ſogar zu etwas Poeſie. Nehmen wir zuerſt die

11. Daguerreotyp-Bilder von J. G. Zweite unveränderte Auflage. Sulzbach, J. E. v. Seidel. 1849. 16. 2 Ngr.

Da wiſſen wir doch gleich woran wir ſind, ſehen gleich wie und wo. Da gibt es eine Kapuzinerpredigt, ganz gemüthlich. Da regt ſich wieder einmal der alte deutſche Hanswurſt.

Holla, Huſſa, Piff, Paff, Puff!
Commandirt da der Hecker oder der Rummelpuff?
Hat Satan und Lucifer
Und das ganze infernaliſche Höllenheer
Einen Arak- oder Branntweinſuff?
Geigt da der Strauß oder der Lanner,
Sind's Communiſten oder Republikaner,
Oder Heiden, Türken und Arianer?
Treibt man ſo mit den Königen Spott,
Mit den Fürſten und Potentaten u. ſ. w.

Unſer neuer Kapuziner ſucht das Weltunheil in ſeiner Wurzel, nämlich in der Großmannſucht, in dem Mehrſeinwollen, in dem leidigen Allotriatreiben ſtatt ruhig den alten breiten Weg des Philiſterthums zu wandeln und ſeine Schuldigkeit zu thun, Jeder für ſich. An „Zucht und Sitten" ſoll man halten, hübſch bei ſeinem Stande bleiben, nicht hoffärtig ſich dehnen und recken

über die Gebühr, mit Einem Wort, beim Leisten bleiben, bei der Stange, wie man so zu sagen pflegt, nicht um Anderes sich kümmern, um Keinerlei was nicht „die richtige Ordre" ist und wozu Einen sein „Geschick nicht ernannt" hat. Da will aber Alles hoch hinaus in der Welt; nicht hoch, denn hoch setzt einen endlichen Ruhepunkt voraus, sondern höher, nur höher und immer höher, und der Niedrigste, Dümmste und Schlimmste will am höchsten, will immer etwas Apartes sein, und gerade das Gegentheil bedeuten von Dem was er ist, stets mit falschen Titeln, Namen und Masken verkaufen, wo doch zu guterletzt nix dahinter ist:

Jetzt heißt's nimmer Jungfer, sondern Mamsell,
Jetzt heißt es Commis, nimmer Gesell;
Statt Schustern und Schneidern gibt's nur Fabrikanten;
Oekonomen heißen nun die sonst Bauern sich nannten;
Wer unter die Haube heutzutag' kam —
Heißt nimmermehr Frau, nein, sie heißt jetzt Madam'!
Das Töchterlein wird dann als Fräulein geputzt,
Und modisch von hinten und vorn zugestutzt;
Die Oder, die Weser, die Donau, der Main,
Die Altmühl, die Pegnitz, die Elbe, der Rhein,
Sie liefern Mantillen, Cazawaiken, Geschmeid',
Die Hüte, die Schleier, die Gürtel, das Kleid,
Colliers und Braceletten sind schnurgrad aus dem Paradies,
Und hinten, da wölbt sich was, her aus Paris!
Kann es wol kochen, das Putzdöckchen — Ja?
„Ach nein, lieber Gott, das besorgt der Papa!"
So kann es wol stricken, und flicken, und näh'n? —
„Wo denken Sie hin? Das müßte mir sauber ansteh'n!"
Es hoffet Versorgung vom Zufall und Glück,
Errathen! nach Californien schauet ihr Blick?
Zum Prediger in der Wüsten,
Wie wir lesen im Evangelisten,
Kamen auch Mädchen gelaufen,
Thaten Buß', und ließen sich taufen;
Fragten ihn: Quid faciamus nos,
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abraham's Schoos?
Et ait illis, und er sagt:
Palmarum corona coquabus:
Lernt kochen, wenn ihr einen Mann wollt;
Pudicitiae corona filiabus:
Nur Sittsamkeit erwirbt Minneseld;
Immaculata sint vestimenta:
Kleidet euch nicht nach dem Modejournale;
Denn Hoffart ist der Grund zum Falle.
Contentae estote:
Verwerft alles Geschneckelte und Flotte
Und gleicht den Lilien auf dem Feld,
So schätzt und achtet euch die ganze Welt!
Und ist erst der Luxus zu Grab' getragen,
Dann wird ein neuer, glücklicher Morgen tagen;
Dann blüht wieder Wohlstand, Sitte und Glück,
Außerdem geht's immer noch weiter zurück!
Glaubt ihr, Kapuziner sind dumm?
Sie sagen die Wahrheit! Finis est, punctum!

Im Uebrigen ist die Weltanschauung unsers mittelpünktlichen Mannes eine durchaus hoffnungsvolle. Er gibt Nichts auf, ist weit entfernt verzweifeln zu wollen, und meint nur die Leute sollen sich untereinander lieb haben, sich fern halten von allem Neid, von Misgunst und selbstgemachter Zwietracht, dann werde es eintreffen was schon vor zwei Jahrtausenden Virgilius gemeint: Novus ab integro saeclorum nascitur ordo.

Nach manchen Wirren und Beschwerden,
Nach manchem Hader und Conflict
Muß endlich Alles besser werden,
Und alle Spaltung wird erstickt.

Es ist immer gut, wenn Einer heutzutage sich und Andere noch trösten kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Brief Goethe's an Herder aus dem J. 1787 nebst Herder's Antwort.

Nach Goethe's Rückkehr aus Italien suchte Wieland diesen, wie es ihm bereits mit Schiller gelungen war, für seinen „Mercur" zu gewinnen. Am 14. Nov. 1788 meldet Schiller seinem Freunde Körner, Goethe sei jetzt auch zum „Mercur" getreten, und Wieland habe ihm im Vertrauen gesagt, daß dieser Nichts wegschenke. So erschienen denn im „Mercur" in den J. 1788 und 1789 von Goethe die „Auszüge aus einem Reise-Journal" ohne Namen des Verfassers. Das Octoberheft enthielt 1. „Rosaliens Heiligthum" (S. 32—38), mit geringen Veränderungen der Brief aus Palermo vom 6. April 1787 (XXIII, 293—297).*) 2. „Zur Theorie der bildenden Künste" (S. 38—45), mit unbedeutenden Veränderungen unter den schon im „Mercur" befindlichen Ueberschriften „Baukunst, Material der bildenden Kunst" (XXXI, 25—30) abgedruckt. 3. „Stundenmaß der Italiener" (S. 45—49), jetzt unter den „Fragmenten über Italien" (XXIV, 321—324). Die Fortsetzung folgte im Novemberhefte, und zwar 4. „Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt" (S. 97—103), jetzt ebenfalls unter den „Fragmenten" (XXIV, 324—328).**) 5. „Neapel. Volkmann's historisch-kritische Nachrichten", Bd. 3. 6. „Plinius' Naturgeschichte", Bd. 3, Cap. 5. — „Lebensgenuß des Volks in und um Neapel" (S. 103—121), mit wenigen unerheblichen Aenderungen im Ausdruck in den „Briefen vom 28. und 29. Mai 1787" (XXIV, 16—28).***) Am Schlusse des Jahrgangs 1788

*) Am Schlusse ist folgende Stelle weggeblieben: „Ich habe nachher manchmal mit mir selbst darüber gescherzt, und das Vergnügen das ich dort empfunden mehr einer glücklichen Stimmung und einigen Gläsern guten sicilianischen Weins als den Gegenständen selbst zuschreiben wollen: allein zu meiner Rechtfertigung fand ich in dem «Voyage pittoresque de la Sicile» folgende Stelle: «La statue est de bronze doré avec les mains et la tête en marbre blanc, mais si parfaitement sculptée et dans une position si naturelle que l'on serait tenté de la croire vivante.» Daß ich also nach diesem Zeugniß mich des Eindrucks den jenes leblose Bild auf mich gemacht nicht schämen darf. An der Seite der Kirche und des Klosters daran gebauten, damit verbundenen Klosters sind noch einige beinahe gleich große Höhlen, welche doch nur den Ziegenheerden zum Schutz und zum natürlichen Stall dienen." Diese Worte geben sich deutlich als Zusatz zu erkennen.

**) Richtig heißt es hier (S. 101): „Er kennt sie und bringt sie als Künstler wieder hervor", nicht „er bringt sie und bringt sie."

***) S. 28 ist Festtagen ein Druckfehler statt Fasttagen. Im Schlusse hat Goethe folgende Stelle weggelassen, da er die Sache, wenn auch nicht so ausführlich, anderwärts (XXIII, 264) erwähnt hat: „Besonders sind die Werkstätten dieser Briggitori am Tage des heiligen Joseph's, ihres Patrons, sehr lustig anzusehen. Die Bude ist mit dem Bilde des Heiligen und mit vielen Gemälden von Seelen welche im Fegefeuer leiden als eine Anspielung auf die Flammen, wodurch die Fische gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem Ofen geheizet, Einige machen den Teig zurechte, Andere tragen die Stücke in das siedende Oel; die beiden Personen aber welche mit großen zweizinkigen Gabeln die gebackenen Kränzchen herausheben sind die merkwürdigsten; sie stellen Engel vor, wie sie aber solche vorstellen wird Niemand errathen. Durch den Begriff, daß Engel große, schöne, goldene Haarlocken haben müssen geleitet mag man wol bei großen Processionen den Knaben welche

bemerkte Wieland: „Der unter dem bescheidenen Titel «Auszüge aus einem Reise-Journal» angefangene Artikel (dessen Verf. wol nicht genannt zu werden braucht, da die Hand oder vielmehr der Geist des Meisters Niemand hoffentlich im Zweifel läßt) wird 1789 fleißig fortgesetzt werden, und ich zweifle nicht, daß er sowol durch die Abwechselung und Mannichfaltigkeit der Materie als durch ihren innern Gehalt, den Reichthum an feinen Bemerkungen und Combinationen, und das Interessante, das der Verfasser auch da zu finden wußte, wo der gewöhnliche Schlag der leeren und eilfertigen Reisenden Nichts sieht, unsern Lesern sehr willkommen sein wird." Das Februarheft des folgenden Jahres brachte als Fortsetzung 7. den Aufsatz „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil". S. „Von Arabesken" (S. 113—126), die beide mit geringen Veränderungen XXXI, 31—42, stehen. Als neunter Artikel folgt dann unter der Ueberschrift „Naturlehre" folgender von Goethe später nicht benutzte Brief, der wol die Aufnahme unter Goethe's Reisebriefe aus Italien verdiente.

„Neapel, 10. Jan. 178..

Wenn ich in diesem schönen Lande, selbst mitten im Winter eines heitern Himmels, einer schönen Erde, einer fortgesetzten Vegetation genieße, so freut es mich, daß meine Freunde im Norden durch andere Naturerscheinungen wenigstens einigermaßen schadlos gehalten werden. Sie rühmen mir, theurer Freund, die Schönheit Ihrer gefrorenen Fensterscheiben, und können mir nicht genug ausdrücken wie diese vorübergehenden Erscheinungen sich bei strenger anhaltender Kälte, und bei dem Zuflusse von mancherlei Dünsten zu Blättern, Zweigen, Ranken, ja sogar zu Rosen bilden. Sie schicken mir einige Zeichnungen, die mich an das Schönste was ich in dieser Art gesehen erinnern, und durch die besondere Zierlichkeit der Gestalten in Verwunderung setzen. Nur scheinen Sie mir diesen Wirkungen der Natur zu viel Werth zu geben; Sie möchten gern diese Krystallisationen zum Range der Vegetabilien erheben. Das was Sie für Ihre Meinung anführen ist sinnreich genug, und wer würde leugnen, daß alle existirenden Dinge unter sich Verhältnisse haben? Aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß diese Art zu betrachten, und aus den Betrachtungen zu folgern für uns Menschen gefährlich ist. Wir sollten, dünkt mich, immer mehr beobachten, worin sich die Dinge zu deren Erkenntniß wir gelangen mögen voneinander unterscheiden, als wodurch sie einander gleichen. Das Unterscheiden ist schwerer, mühsamer als das Aehnlichfinden, und wenn man recht gut unterschieden hat, so vergleichen sich alsdann die Gegenstände von selbst. Fängt man damit an die Sachen gleich oder ähnlich zu finden, so kommt man leicht in den Fall seiner Hypothese oder seiner Vorstellungsart zulieb Bestimmungen zu übersehen, wodurch sich die Dinge sehr voneinander unterscheiden. Verzeihen Sie mir, wenn ich in einen dogmatischen Ton falle, und nehmen Sie den Ernst in einer ernstlichen Sache gut auf. Das Leben, das in allen existirenden Dingen wirkt, können wir uns weder in seinem Anfange noch in allen seinen Arten und Weisen durch welche es sich offenbart auf einmal denken. Es bleibt also einem Geiste der dahin gerichtet ist Nichts übrig als eben diese Arten und Weisen, so genau als es ihm möglich ist, kennen zu lernen. Er sieht wol ein, daß er alle zusammen einem einzigen Begriffe, dem Begriffe vom Leben im weitesten Sinne, unterzuordnen habe; aber eben desto sorgfältiger wird er die Gegenstände voneinander sondern in welchen sich die Art zu sein und zu leben verschieden zeigt. Er wird mit Strenge, ja mit Pedantismus darauf halten, daß die großen eingeschlagenen Merkpfähle nicht verrückt werden, welche, wenn sie auch nur willkürlich eingeschlagen waren, ihm doch dazu helfen müssen das Land zu messen und auf das genaueste zu kennen. Er wird die drei großen in die Augen fallenden Gipfel, Krystallisation, Vegetation und animalische Organisation, niemals einander zu nähern suchen, vielmehr wird er nur ihre Zwischenräume genau zu kennen trachten, und mit großem Interesse an dem Punkt verweilen, wo die verschiedenen Reiche zusammenzutreffen und ineinander überzugehen scheinen. Dieses Letztere mag wol Ihr besonderer Fall sein, werther Freund, und ich darf Sie deshalb nicht tadeln, weil ich mich selbst in diesen Gegenden oft aufgehalten, und noch gern darin verweile. Nur mag ich nicht gern zugeben, daß man zwei Berge welche durch ein Thal verbunden werden für einen Berg ausgebe; denn ebenso ist es in natürlichen Dingen: die Gipfel der Reiche der Natur sind verschieden voneinander getrennt, und auf das deutlichste zu unterscheiden. Ein Salz ist kein Baum, ein Baum kein Thier; hier können wir die Pfähle feststecken, wo uns die Natur den Platz selbst angewiesen hat. Wir können sodann nur desto sicherer von diesen Höhen in ihre gemeinschaftlichen Thäler heruntersteigen, und auch diese recht genau durchsuchen und durchforschen. So habe ich Nichts dagegen, mein Freund, wenn Sie diese Beobachtungen worauf Sie die Winterzierde Ihrer Fenster aufmerksam gemacht weiter und genauer fortsetzen; geben Sie Acht, wo Krystallisationen sich einer Ramification nähern, und Sie werden finden, daß es gewöhnlich dann geschieht, wenn sich ein Phlogiston zu den Salzen mischt. Sie werden alsdann durch Hülfe kleiner chymischer Versuche angenehme Erfahrungen sammeln. Sie werden von den gefrorenen Erscheinungen nach und nach bis zur künstlichen Verfertigung der Dendriten übergehen, und alsdann mich selbst überraschen und belehren, wenn Sie mir den Punkt genau anzeigen, wo Sie auf diesem Wege das ganz nahverwandt scheinende Moos zu erhaschen das Glück hatten. Uebrigens lassen Sie uns für alle Kunstwörter einen gleichen Respect haben! Jedes zeigt von der Bemühung des Menschengeistes etwas Unbegreifliches zu begreifen. Lassen Sie uns die Worte Aggregation, Krystallisation, Epigenese, Evolution nach unserer Bequemlichkeit brauchen, je nachdem eins oder das andere zu unsern Beobachtungen am besten zu passen scheint. Da wir nicht mit Wenig viel thun können, so muß es uns nicht verdrießen mit Vielem wenig zu thun, und wenn der Mensch die ganze Natur nicht einmal in einem dunkeln Gefühl umfassen kann, so kann er doch Vieles in ihr erkennen und wissen. Die Wissenschaft ist eigentlich das Vorrecht des Menschen; und wenn er durch sie immer wieder auf den großen Begriff geleitet wird, daß das Alle nur ein harmonisches Eins, und er doch auch wieder ein harmonisches Eins sei: so wird dieser große Begriff weit reicher und voller in ihm stehen als wenn er in einem bequemen Mysticismus ruhte, der seine Armuth gern in einer respectabeln Dunkelheit verbirgt."

Die Datirung des Briefs „Neapel, 10. Jan. 178..", muß auf einem Irrthum beruhen, da Goethe den Januar weder 1787 noch im folgenden Jahre zu Neapel zubrachte. Ohne Zweifel ist der Brief am 10. März 1787 geschrieben. Am 9. März hatte Goethe die Briefe seiner Freunde vom 16. Febr. erhalten, auf welche er gleich am folgenden Tage die mittlerweile entstandenen Berichte seinen Freunden übersandte. In der italienischen Reise findet sich kein Brief vom 10. März 1787, wol aber in den Briefen an den jungen Friedrich von Stein, an welchen er gerade vor der Absendung einen Brief beizulegen nicht unterlassen wollte. Goethe schrieb die meisten seiner Briefe aus Italien an Herder und an Frau von Stein; der

als Engel dabei erscheinen sollten blonde Perücken aufgesetzt haben; vielleicht sind diese Perücken durch die Zeit kahl geworden oder man hat sie nicht immer so reichlockig haben können; genug, in einem Lande wo meist ein Jeder sein eigenes Haar trägt sind nur die Begriffe von Perücke und Engel in Verbindung geblieben, und der Hauptbegriff von Locke ist ganz verloren gegangen, sodaß diese beiden Kerle, welche übrigens so zerlumpt als der geringste Neapolitaner aussahen, schon ihre Würde als Engel zu behaupten glauben, wenn sie irgend eine alte Perücke auf das eine Ohr setzen, übrigens fein fleißig in die Pfanne fahren, und so die guten Geister vorstellen welche die Seelen aus dem Fegefeuer herausholen. Diese wunderliche Decoration, ein unbändiges Geschrei, noch mehr aber der wohlfeile Preis an diesem Tage, zieht eine Menge Käufer herbei, welche ihren Appetit für ein Geringes befriedigen, und zugleich ein andächtiges Gebet für die gebenedeiten Seelen im Fegefeuer absenden."

vorliegende Brief kann nur an Erstern gerichtet gewesen sein (vermuthlich lautete die Anrede statt „Lieber Freund" zutraulicher, etwa „Lieber Bruder" oder das bloße „Du", wofür auch die Antwort spricht welche auf den Brief erfolgte). Im Märzhefte*) findet sich nämlich unter den „Fortgesetzten Auszügen aus dem Taschenbuche des Hrn. ***" (man merke auf den veränderten Titel) nach dem Aufsatze „Volksgesang" (S. 229—252), den Goethe später an den Anfang der „Fragmente über Italien" stellte (XXIV, 303—329), folgender Brief, überschrieben: „10. «Naturlehre.» Antwort. Siehe den Februar des «Deutschen Mercur», S. 126": **)

„Ein lauer Wind hatte schon unsere reizenden Wintergärten aufgelöst als Ihr Brief ankam, der uns beinahe der Freuden welche wir im Andenken der zierlichen Erscheinungen empfanden gleichfalls beraubt hätte. Verzeihen Sie wenn wir anfangs in Ihrem Schreiben den Uebermuth eines Reichen zu sehen glaubten, wenn es uns schien als wüßte der Glückliche im Genuß der schönsten Scenen der Natur das Vergnügen entfernter Freunde an den mittlern und geringern Productionen der Natur nicht zart genug zu schätzen. Bei dieser Gelegenheit habe ich recht empfunden, wie viel vortheilhafter es sei sich über wissenschaftliche Gegenstände mündlich als schriftlich zu unterhalten. In der Entfernung und bei schriftlicher Communication glaubt man oft anders zu denken als der Zweite, und man denkt ebenso; man glaubt überein zu denken, und denkt verschieden. Im Gespräche löst sich ein solches Misverständniß leicht auf; schriftlich fängt es an zu stocken, und leider sehen wir, daß oft kluge und verständige Männer, wenn einmal ihre Abweichungen voneinander gedruckt sind, sich fast nie wieder zusammenfinden können. Glücklicherweise sind wir nicht in diesem Fall, und ich schreibe diesen Brief eilig, um Ihnen zu sagen, daß wir übereinstimmender denken als Sie zu glauben scheinen, und ich mich nur vielleicht in meinem ersten Briefe zu kurz und unbestimmt ausgedrückt habe, daher Sie denn auf den Argwohn gekommen sein mögen, als wichen wir von dem rechten Wege der Betrachtung und der Wissenschaft ab. Wir müssen Ihnen leider zugeben, daß es eine ganz andere Empfindung sei durch einen Orangenwald in vollem und dauerndem Genusse zu spazieren, als hinter einer Fensterscheibe augenblicklichen und vergänglichen Wirkungen der Natur aufzulauern. Auch haben wir nie unsere durchsichtigen Eisflächen zum Range der hesperischen Gärten erheben wollen. Allein dem anschauenden Auge ist es eine sonderbare Erscheinung, daß, wenn bei strengem Froste sich Dünste an eine Fensterscheibe legen, sie sich daselbst zuerst in kleinen Wasserkügelchen sammeln, die bald von der am Rande befindlichen größern Kälte zusammengedrängt sich näher zu verbinden suchen. Manche schießen alsdann sogleich in sternförmige oder andere Gestalten an, manche bilden sich zu langen Fäden oder Schnüren, an deren beiden Seiten sich nach und nach neue Fäden und Schnüre ansetzen, bis zuletzt eine förmliche pflanzen- oder baumähnliche Gestalt entsteht. Gewiß ist es, wie Sie selbst bemerken, daß das Phlogiston hier keine geringe Rolle spielt. An Orten wo sich mehre unreine und phlogistische Dünste versammeln breiten sich diese Gestalten in zusammenhängenden Formen stets weiter auseinander; es bilden sich in der Mitte gleichsam Stiele und Stämme; aus den tiefen Hohlungen eines Fensterrahmens scheinen sie Nahrung herbeizuschaffen, und breiten sich daselbst in wurzelähnlichen Ramificationen aus. Wenn auch hier die Einbildungskraft dem äußern Sinne in Manchem zu Hülfe käme, so ist doch nicht zu leugnen, daß diese Gestalten, welche sich von außen veranlaßt auf einer Fläche bilden, große Aehnlichkeit wenigstens in der Erscheinung mit den Vegetationen haben, welche sich von innen heraus nach allen Seiten zu bilden die Kraft besitzen. Gern wollen wir also jene Gipfel und Merkpfähle stehen lassen, aber um desto mehr wird es uns erlaubt sein, wenn wir streng geschieden und abgesondert haben, auch wieder einmal zu vergleichen. Wenn beim Trennen und Absondern großer Ernst und große Genauigkeit nöthig ist, und es zum Besten der Wissenschaft sehr räthlich sein möchte das einmal Abgetrennte und Geschiedene in Lehrbüchern gleichsam wie in Archiven stehen zu lassen, so scheint es mir hingegen nicht nachtheilig zu sein, wenn man sich in Vergleichen mehr Willkür erlaubt. Sie gönnen verschiedenen Kunstwörtern gleiche Rechte! Auf gleiche Weise lassen Sie mich den verschiedenen Seelenkräften das Wort reden. Wie es gut ist keine Seelenkraft vom Gebrauch des gemeinen Lebens auszuschließen, so sollte man, dünkt mich, auch jede zur Ausbreitung einer Wissenschaft mitwirken lassen. Einbildungskraft und Witz, welche abgesondert betrachtet, und auf zerstreute Gegenstände angewandt einer Wissenschaft mehr gefährlich als nützlich sein möchten, sind doch selbst die Hauptwerkzeuge, womit das Genie weiter reicht als gewöhnlich die Menschen zu reichen vermögen. Wenn es also Männer gibt die recht genaue Beobachtungen machen, andere welche das Erkannte ordnen und bestimmen, und wir es mit den Arbeiten dieser Männer sehr genau nehmen müssen, weil sie selbst ein sehr ernsthaftes Pensum übernommen haben: so wollen wir es mit der dritten Classe desto leichter nehmen, zu welcher sich vorerst Ihre Freunde bekennen, die Ihnen zusammen einen herzlichen Gruß entbieten. Leben Sie wohl, und bleiben Sie versichert, daß es uns gleichfalls Ernst um die Wissenschaft ist die Ihnen am Herzen liegt; und wenn Sie uns recht gute Beobachtungen zurückbringen, so werden Sie unsere Versuche das Neue mit dem uns Bekannten zu verbinden gewiß nicht misdeuten, und wir werden, wenn unsere Gemüthsart uns gar zu weit verleiten sollte, gern auf einen Wink merken der uns in Zeiten erinnert."

Die Antwort Goethe's auf Herder's Brief, welche freilich im überströmenden Gefühl des unendlichen Genusses der ihm in Sicilien geworden nicht auf das Einzelne eingeht, scheint der Brief an Herder vom 17. Mai zu sein, wo es unter Anderm heißt: „Ich muß euch so bald als möglich wiedersehen; es sollen gute Tage werden. Ich habe unsäglich aufgeladen, und brauche Ruhe es wieder zu verarbeiten. Wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten als es möglich ist, ohne Eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen."

Als Goethe am 10. März den oben mitgetheilten Brief an Herder schrieb, hatte er das Geheimniß der Pflanzenerzeugung und Organisation noch nicht entdeckt, was ihm erst in Sicilien gelingen sollte; aber seine Richtung war längst, besonders seit dem schnellen Uebergang über die Alpen, wo ihn die Fülle einer durchaus fremden Vegetation entgegentrat, sollte, ganz entschieden gegen die Pflanzenwelt hingewandt. Noch ehe er Neapel gesehen schrieb er von Rom aus: „Meine botanischen Grillen bekräftigen sich, und ich bin auf dem Wege schöne Verhältnisse zu entdecken." Mit der animalischen Organisation hatte er sich schon in Jena beschäftigt, und in Rom studirte er unter Tischbein's Leitung den menschlichen Körper; auch die geologischen Verhältnisse zogen die Aufmerksamkeit des schon frühe damit vertrauten Reisenden auf sich. Je mehr sich aber seine Ansichten von der Natur aufklärten, seine Begriffe sich reinigten, um so lebhafter mußte er auf die genauere Scheidung der verschiedenen Organisationen dringen, wovon uns dieser Brief ein merkwürdiges Zeugniß gibt, in welchem diese fast leidenschaftliche Sonderung ihn fast zu einer Verletzung des ebenso geliebten als in seinen Hauptanschauungen mit ihm einigen, tiefblickenden Freundes verleitet.

H. Düntzer.

*) In demselben Hefte wird (S. 338) von der angekündigten Schrift über das römische Carneval bemerkt, sie sei von demselben Verfasser wie die Auszüge aus dem „Taschenbuch eines Reisenden" im „Mercur".

**) Herder war um diese Zeit in Italien, von wo er erst im Juli 1789 in Weimar zurück war.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag. — Nr. 266. — 6. November 1849.

Die Literatur des Augenblicks.

(Fortsetzung aus Nr. 265.)

Ich verspreche mich nun sage in Gesellschaft die gemeinsten Redensarten.

Ich habe zwischen Tag und Nacht, zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Wahr und Falsch, Alles ist klar, einzelne Dinge, Gegenstände, Personen, Begebenheiten, Alles ist klar, Alles ist deutlich. Ihre deutlichen Worte gefallen mir sehr wohl.

Ich habe Ihnen, mein Herr, meine Meinung gesagt, gut, mir meine Ehre, daß Sie mir meine Meinung gesagt haben, ich habe Ihnen meine Meinung gesagt, Sie haben Ihnen meine Meinung gesagt, und was kann man, was hat es nicht heut zu Tage schon Alles gesagt, und was kann man nicht noch Alles sagen, und was hat man nicht Alles gesagt, und was hat man nicht Alles gesagt, und was hat man nicht Alles gesagt

guten Sachen, die der Peter ſich allſogleich vindicirt, weil ſie ja doch einmal da ſind.

In dem Eckſchrank ſtehet dort
Die verſproch'ne Pflaumentort',
Schlechtes nimmt ein Narr nur an
Wenn er Beſſ'res haben kann.

Verführung wirkt. Peter ſammelt Hülfstruppen, homogene, gleichgeſinnte Jungens, und läuft Sturm mit ihnen auf den Eckſchrank.

Aber ach, der Schrank ſtürzt um
Ueber alle Kinder, Pumm!!
Peter ſchleicht ſich leiſe fort,
Doch in ihrem Blute dort
Liegen, ach, die Kinder all',
Schwer verſtümmelt durch den Fall.
Hier ein Bein, ein Fuß, ein Arm,
Dort liegt noch ein Köpfchen warm.
Hätten ſie den Wühler nicht
Angehört, mit froh Geſicht
Aeßen Aepfel ſie und Brot,
Wären nicht ſo ſchrecklich todt.

Die Illuſtration zu dieſem Sturm und Sturmesausgang iſt ausgezeichnet witzig. Es kommt nun die Geſchichte vom „Sonder-Ernſt", einem hartnäckigen, immer geſondert ſein wollenden Potentaten, der eitel „Sonderlüſtchen" hat, und nie „als Deutſcher ſeine Pflicht thun will". Da wird es denn zuletzt der Mutter Germania zu arg, ſie jagt den ſonderlüſtigen Sohn aus ihrem ſchönen Garten fort, weithinweg zur fernen Inſel Engelland.

Wird's ihm dorten weinerlich,
Tröſtet ihn der Metternich.
Beide lachen noch zur Zeit
Des Traums der deutſchen Einigkeit.

Die „Schreckliche Geſchichte vom Schlächter Alfred" macht den Beſchluß des Werkchens in zwei gräßlich mordgeſchichtlichen Tableaux, auf welchen auch gar Nichts fehlt was zum Handwerk gehört. Es iſt koloſſal! Nie iſt ſo etwas Haarſträubendes auf einer Stange getragen, auf ein Stück Wachstuch gepinſelt worden. „Immer 'ran, immer 'ran, meine Herren: es koſtet nur einen Sechſer, und die Kinder 'nen Dreier!"

13. Drei Schleswig-Holſteiner Lieder. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Wir laſſen ſie direct auf den „Struwwelpeter" folgen. Der Inhalt iſt dieſer: „Kriegslied im März 1849", „Chriſtian VIII., am 5. April 1849", „Die Geſion-Eckernförde". Ich hebe das zweite Gedicht, welches den kriegeriſchen Volkston auf recht anſprechende Weiſe trifft, und welchem zugleich eine nicht üble Compoſition beigegeben iſt, ganz hervor:

Chriſtian VIII., am 5. April 1849.

Nach der Weiſe: „Kong Christian stad ved höie Mast."

Der Dänen Stolz auf hohem Meer,
Chriſtian der Acht',
Er naht, er naht mit Mann und Wehr,
Fregatt' und Dampfboot um ihn her,
Auf vollen Segeln ſchickſalsſchwer
Chriſtian der Acht';
Im Glanz des Tod's, der flutumrauſcht
Aus vierundachtzig Schlünden lauſcht,
Naht er, vom Siegeswahn berauſcht,
In gold'ner Morgenpracht!

Reizt euch, ihr Küſten kriegsempört,
Chriſtian der Acht'?
Ha du, vom Schwindel auch bethört,
Mein keckes Städtlein Eckernförd',
Raſch, eh' mit Bomben dich zerſtört
Chriſtian der Acht';
Streich deinen Muth, laß dir verzeih'n,
Das Wort iſt groß, der Muth iſt klein,
Steck' auf des Königs Banner! — Nein!
Und Nein! erſchallt's mit Macht.

Wie ſtark er iſt, und wild er droht,
Chriſtian der Acht',
Hoch unſ're Farben blau-weiß-roth,
Und Hurrah hoch im Feu'r und Tod,
Hurrah dem Gruß den uns entbot
Chriſtian der Acht'!
Schau' her, noch wallt uns im Gefecht
So Herz wie Banner deutſch und echt,
Mit uns iſt Deutſchland und das Recht,
Trotz Königsbann und -Acht.

Wol ſchickſt du manchen off'nen Brief,
Chriſtian der Acht',
Manch' grimm'ge Ladung grad und ſchief,
Doch unſ're Kugeln ſchlagen tief:
Fühlſt du die Kraft, die lange ſchlief,
Chriſtian der Acht'?
Sechs tapf're Stück am Nordſtrand hier,
Und dort am Südſtrand vier und vier,
So ſchicken wir zur Antwort dir
Proteſt, der blitzt und kracht.

Sieh' da, was zuckſt du wutherſchreckt,
Chriſtian der Acht'?
Ha, Gottes Zorn hat ſich vollſtreckt:
Der Stolz der Dänen ſchwankt und leckt,
Getroffen ſchwer im Sande ſteckt
Chriſtian der Acht'!
Auf denn, ihr Bürger, ohne Scheu,
Wie ſtolz er pech' und ſterbend dräu',
Jetzt gilt's, jetzt rüſtet euch aufs neu',
Und ſchlagt die letzte Schlacht.

Triumph! Triumph! Sein Banner ſtrich
Chriſtian der Acht'!
Die Waffen ruh'n, der Donner wich,
Sieg Schleswig-Holſtein! Sieg durch dich!
Vor Deutſchlands Feldherrn beuget ſich
Chriſtian der Acht'!
Und über Dän'marks Sturz entrollt
Weht hoch im letzten Abendgold
Das deutſche Banner ſchwarz-roth-gold
Und grüßt die Sternennacht!

Heil Allen denen Ruhm gewann
Chriſtian der Acht':
Euch Feuerwerkern, Mann für Mann,
Dir tapf'rer Führer Jungemann,
Euch Bürgern, die zu ſchrecken ſann
Chriſtian der Acht':
Heil, Preußer, dir am Ziel des Tags,
Verklärt im Glanz des letzten Schlags:
Heil dir, o Herzog, der des Tags
Sieg und Triumph vollbracht!

Weh', deine Weisheit kam zu ſpät,
Chriſtian der Acht':
Von Deutſchlands Farben überweht,

Auffliegt des Banners Majestät,
Als Feuersäul' am Himmel steht
Christian der Acht'!
So preiset den gerechten Gott,
Der, mächtig über Heer und Flott',
All' seiner Feinde schnöden Spott
Glorreich zu Schanden macht!

Schade — für Die insbesondere die in dieser „Nordstrandangelegenheit" sich begeisterungsfähig zeigten — daß hier abermals ein gut Stück deutschen Gemüths einer Sache gewidmet wurde die keiner Begeisterung werth war.

(Der Beschluß folgt.)

Bedeutung einiger in der politischen und Umgangssprache der Nordamerikaner häufig vorkommender Ausdrücke und Redeweisen.*)

Uncle Sam. Die gewöhnliche Bezeichnung für die Regierung der Vereinigten Staaten, zuweilen auch Brother Jonathan genannt, wie man sich des Ausdrucks John Bull in England bedient. Mr. Frost in seiner „Naval history of the United States" erzählt den Ursprung dieses Namens in folgender Weise: „Unmittelbar nach der letzten Kriegserklärung gegen England besuchte E. Anderson aus Neuyork, ein Lieferant, Troy am Hudson, um daselbst eine beträchtliche Masse Proviant, Ochsen, Schweine u. s. w. zu kaufen. Die Inspectoren der dort angehäuften Verkaufsartikel waren die Hrn. Eberzer und Samuel Wilson, wovon Letzterer, allgemein unter dem Namen des Uncle Sam bekannt, speciell mit der Beaufsichtigung einer beträchtlichen Anzahl Arbeitsleute beauftragt war, welche die von dem Lieferanten E. Anderson erstandenen Vorräthe auf die Schiffe verluden. Die Kisten waren mit «E. A.» und «U. S.» bezeichnet. Unter den dabei beschäftigten Arbeitern befand sich ein witziger Kopf, welcher, um den Sinn dieser Anfangsbuchstaben von seinen Kameraden befragt (es ist hier zu bemerken, daß der Gebrauch der beiden Buchstaben U. S. für United States damals bei der Mehrzahl noch sehr wenig bekannt war), schnell mit der Antwort zur Hand war, «sie könnten nichts Anderes bedeuten als Elbert Anderson und Uncle Sam». Dieser Spaß gefiel bei den Arbeitern und verbreitete sich rasch, und Samuel Wilson selbst, der zugegen war, wurde gelegentlich von ihnen damit aufgezogen wie seine Besitzungen sich von Tag zu Tag ausdehnten." Als viele von diesen Arbeitern sich nachmals anwerben ließen, und nach den Grenzen gegen den Feind marschirten, begleiteten sie die frühern Späße mit ins Feld, und noch ehe der erste Feldzug zu Ende war las man schon in Zeitungen diesen obenerwähnten Ausdruck von Uncle Sam. Er gefiel und drang allmälig weiter, bis er in allen Theilen der Union bekannt wurde, und ohne Zweifel so lange fortleben wird als die Vereinigten Staaten als Gesammtnation bestehen werden.

Brother Jonathan. Der Ursprung dieser Benennung findet sich in einer der letzten Nummern des „Norwich Courier", dessen Herausgeber denselben von einem über 80 Jahre alten Theilnehmer an dem ganzen Revolutionskriege Amerikas in folgender Art erzählen hörte: „Als General Washington, zum Oberbefehlshaber der Revolutionsarmee ernannt, nach Massachusetts kam, um daselbst den Widerstand zu organisiren, und die Landesvertheidigung zu leiten, fand er einen großen Mangel an Munition und den nöthigsten Lebensmitteln, um einem mächtigen Feinde wie England die Spitze zu bieten. Bei der Schwierigkeit sich diese zu verschaffen würde er sich im Falle eines Angriffs in einer hoffnungslosen Lage befunden haben. Inmitten dieser Bedenklichkeit hielt man einen Kriegsrath, ohne jedoch ein Mittel ausfindig zu machen um aus dieser Verlegenheit zu kommen. Da gedachte Washington des damaligen Gouverneurs von Connecticut, Jonathan Trumbull, auf dessen Meinung er das höchste Gewicht legte, und rief aus: «Wir müssen über diesen Fall Brother Jonathan zu Rathe ziehen.» Dies geschah, und in der That verstand der Gouverneur zum großen Theil dem Mangel abzuhelfen. Wenn nun nachmals Schwierigkeiten eintraten, und die Armee über das Land verbreitet war, pflegte man zu sagen: «Wir müssen Bruder Jonathan zu Rathe ziehen».' Der Ausdruck Yankee bezieht sich nur auf einen Theil, während Brother Jonathan gleich dem englischen John Bull die Gesammtheit bezeichnet.

Loco-Foco. Dieser Name, womit in den Vereinigten Staaten die demokratische Partei bezeichnet wird, datirt vom J. 1835 in Folge einer Spaltung welche durch die Erwählung des Gideon Lee zum demokratischen Congreßcandidaten herbeigeführt wurde. Die Ernennung sollte wie gewöhnlich in einer allgemeinen Versammlung der Demokraten in der Tammany-Hall bestätigt werden. Seine Freunde, welche eine lebhafte Opposition voraussahen, versammelten sich zahlreich um ihn zu unterstützen: „Die erste Frage welche sich erhob", sagt Hammond in seiner „Political history of Newyork", „und wobei man die Stärke der Parteien ermessen konnte, war die Erwählung des Vorsitzers. Die Freunde des Mr. Lee waren für Varian, seine Opponenten für Curtis. Erstere überschwemmten, sobald sich die Thüren öffneten, vermittels Hintertreppen den Saal, während Letztere durch die Vorderstiege in den langen Raum sich drängten. Beide Parteien waren laut und geräuschvoll, und erklärten jede ihren erwählten Vorsitzer als den gesetzmäßig ernannten. Es erfolgte nun ein sehr tumultuarischer, verworrener Auftritt, währenddessen die Gaslichter, die den Saal erleuchteten, erloschen. Die Partei des Mr. Curtis, auch die Antimonopolisten genannt, welche entweder schon ähnlichen Vorfällen beigewohnt hatte, oder vielleicht auch davon benachrichtigt worden war, daß ihre Gegner zu diesem Mittel ihre Zuflucht nehmen würden, hatte sich für den Fall mit sogenannten Loco-foco-Zündhölzchen und Lichtern versehen, und der Saal war wie in einem Augenblicke wieder erleuchtet. Das Journal «The courier and enquirer» taufte dieses Umstands halber die Antimonopolisten mit dem Namen der Loco-focos, welcher bald darauf der ganzen demokratischen Partei gegeben wurde, und ihr bis heute verblieb."

Loafer. Dieses eigentlich amerikanische Wort, womit man einen Müßiggänger, Pflastertreter oder dergleichen bezeichnet, hat nach und nach während der letzten 20 Jahre eine große Verbreitung gefunden. Ursprünglich wurde es auf die Faulenzer der größern Städte, etwa gleichbedeutend mit dem Lazzarone von Neapel oder dem Lepero von Merico, angewendet. Gegenwärtig aber wird es gesprächsweise und in den Zeitungen im Sinne von Müßiggänger im Allgemeinen gebraucht, und scheint Etwas von seiner ursprünglichen Gemeinheit verloren zu haben. Das „Philadelphia Vademecum" macht folgende Bemerkung über diesen Ausdruck: „Dieses anfänglich nur von dem gemeinen Haufen gebrauchte Wort wird sich allmälig in der guten Gesellschaft einbürgern, da es das einzige Wort zur Bezeichnung einer wichtigen Art von der Gattung Müßiggänger ist, selbst die wichtigste, insofern diese Art den meisten Verdruß erweckt. Der Loafer ist nicht blos, wie man zu glauben scheint, ein zerlumpter Faulenzer, der auf der Straße in der Sonne schläft oder auf den Quais herumlungert. Im Gegentheil, der Hang ein Loafer zu sein ist auf keinen Stand eingeschränkt, und hat Das mit dem Schielen gemein, daß der König wie der Bettler mit dieser Unvollkommenheit behaftet sein kann. Es gibt ebenso gut unter den wohlgekleideten Capitalisten Loafers als unter dem Gesindel das des Nachts auf der Straße arretirt wird. Der Loafer gehört zu jener Classe von Leuten die, da sie Nichts zu thun

*) Aus J. R. Bartlett's „Dictionary of americanisms" (Neuyork 1849).

haben oder Nichts thun wollen, ihre Langeweile nicht bei sich behalten können, sondern Andere damit behelligen müssen, und zwar nicht wenn diese Zeit zur Unterhaltung haben, sondern dann wenn das Geschäft am meisten drängt. Da er sich am liebsten da befindet wo es geschäftig zugeht, und doch zu träge ist um daran selbstthätig theilzunehmen, so findet man auch nur da wo sich am meisten Geschäftsleute concentriren die wahren, unverfälschten Loafer: im Waarenmagazin sitzt er auf dem Comptoirtische, mit seinen Beinen träge hin- und herbaumelnd, und stier in das bewegte Leben um ihn hineingaffend. In der Geschäftsstube stört er jede nothwendige Unterhaltung zwischen Solchen die ihr Gespräch nicht vor aller Welt ausposaunt wissen wollen, und stöbert Papiere durch die ihn Nichts angehen; in dem Banquiercomptoir lümmelt er sich auf einen Stuhl, unterbricht schwierige Berechnungen durch sein albernes Geschwätz oder folgt einem geschäftigen Commis nach dem Waarenmagazin, nimmt gelegentlich eine echte Havana, thut einen Schluck von einer zur Probe gezogenen Flasche Weins, und eignet sich sans façon Alles an was ihm ansteht, wenn er auch nicht das geringste Recht darauf hat."

Squatter. Ein ohne irgend einen Rechtstitel sich auf nicht urbaren Ländereien im westlichen Amerika niederlassender Ansiedler. Der Squatter im Westen Nordamerikas ist ein offener, jovialer Charakter, mehr zur Fröhlichkeit gestimmt als Böses zu thun. Sein beständiger Begleiter ist eine Jagdflinte oder ein Holzbeil.

Backwoods. Damit bezeichnet man die theilweise gelichtete Waldregion an der Westgrenze der Vereinigten Staaten, auch Back settlements genannt. Dieser Theil des Landes wird sozusagen als der Rücken oder die Hinterseite der amerikanischen Civilisation betrachtet, deren Vorderseite dem Atlantischen Ocean zugekehrt ist. Auf diese Weise hat das englische Wort back in Amerika den Sinn von *westlich* erhalten, den es in mehren orientalischen Sprachen, desgleichen auch im Irländischen hat.

Native Americans. Dies ist der Name einer vor wenigen Jahren entstandenen politischen Partei, deren Zweck war die Rechte und Privilegien der in den Vereinigten Staaten geborenen Individuen gegen die Fremden in Schutz zu nehmen. Die hauptsächlichste von ihr vorgeschlagene Maßregel war die Verlängerung der durch das Gesetz für die Naturalisation festgesetzten Zeitfrist von 7 auf 21 Jahre. Diese unbillige Foderung, sowie die als Folge ihrer aufreizenden Proclamationen entstandenen Excesse haben ihr einen schnellen Untergang bereitet, und man kann sie als bereits erloschen ansehen.

Barnburners und Old Hunkers. Spitznamen der beiden jetzt bestehenden Fractionen der großen demokratischen Partei in Amerika. Der „Newyork Tribune" bemerkt hierüber Folgendes: „Parteinamen werden selten mit logischer Schlußfolge gebildet; daher läßt sich blos sagen, daß die Fraction der zuletzt am Ruder stehenden demokratischen Partei, welche behauptet am meisten radical, reformistisch und progressiv zu sein, die andere Fraction mit dem Namen Old Hunker belegt hat, um dadurch anzudeuten, daß die ihr selbst zukommenden politischen Eigenschaften völlig verschieden seien von denjenigen welche der entgegenstehenden Fraction beigelegt werden. Wir glauben, daß man mit dem Namen auch darauf anspielte, daß Diejenigen denen man ihn gab große Lust zu einem beträchtlichen «Hunk» (Antheil) von der Beute hätten, obschon Dies nicht als eine besondere Eigenthümlichkeit gerade dieser Fraction gelten könnte. Andererseits wurde die entgegengesetzte Partei Barnburners mit Anspielung auf die Geschichte von einem alten Holländer genannt, welcher um sich von Ratten zu befreien die Scheunen (Barns) worin sie hausten verbrannte; indem jene Partei dafür gilt alle Banken und Corporationen vernichten zu wollen, um die damit verknüpften Misbräuche auszurotten."

Caucus. Eine Privatversammlung der politischen Chefs einer Partei, um sich über den bei bevorstehenden Wahlen zu befolgenden Plan zu berathen. Der Ursprung dieses zuerst in Boston, und nunmehr durch die ganze Union gebräuchlichen Wortes kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden, scheint jedoch nach der Bemerkung des Dr. Gordon in seiner „History of the American revolution" daher zu kommen, daß die ersten Versammlungen gewissermaßen unter der Leitung von Männern standen die mit dem Schiffahrtswesen zu thun hatten, so daß etwa das Wort Caucus eine Corruption von caulker wäre, und Meeting dabei ergänzt werden müßte.

Bunkum oder Buncome. Wenn im amerikanischen Congresse ein Mitglied spricht blos um zu sprechen, und seine Rede gedruckt zu haben um sie seinen Committenten nach Hause schicken zu können, und dabei keinen andern Zweck im Auge hat als bei neuen Wahlen wieder gewählt zu werden, so nennt man Dies Bunkum. Der Ursprung dieses Wortes wird so erzählt: „Als man einen langweiligen Congressredner unterbrach und ihm bemerkte, es sei völlig überflüssig weiter zu sprechen, da alle Mitglieder das Haus verließen, so entgegnete er: «Das macht Nichts; ich spreche für Buncombe.» So hieß nämlich der Ort in Nordcarolina, dessen Repräsentant er war.

Bucktail. So heißt eine politische Partei im Staate Newyork, welche um das J. 1815 entstand. Hammond in seiner „Political history of Newyork" erzählt ihren Ursprung folgendermaßen: „In der Tammany-Gesellschaft von Newyork gab es eine Partei welche bei gewissen Gelegenheiten an ihren Hüten als Abzeichen einen Rehschwanz oder ein Stück davon trugen. Die Anhänger von De Witt Clinton nannten deshalb alle Diejenigen welche die Ansichten dieser Partei theilten, und der Administration ihres Chefs feindlich entgegentraten, die Bucktail party."

Wampum. Muscheln oder eine Schnur von Muscheln deren die amerikanischen Indianer sich statt des Geldes bedienen. Diese aneinandergereihten Muscheln bilden einen breiten Gürtel, den die Indianer häufig als Schmuck tragen.

Wigwam heißt eine indianische, gewöhnlich aus Häuten gemachte Hütte; das Wort ist Algonkin, und kommt unter verschiedenen Formen in den Sprachen jener Familie vor.

Help. Dies ist der gewöhnliche Name womit man in Neuengland einen Diener oder eine Magd bezeichnet; so heißen auch die Arbeiter in einer Baumwollen- oder Wollenmanufactur.

Humbug. Ein Spaß, eine Foppere. Die sogenannte fashionable Gesellschaft bedient sich mit besonderer Vorliebe dieses Wortes bei jeder Gelegenheit, und öfters scheint es nicht den geringsten Sinn zu enthalten. Fast gleichbedeutend damit ist das obgleich weniger gebräuchliche Gammon. Zur Beispiele von beiden möge Folgendes dienen: „This piece will prove a confounded humbug upon the nation; these theatrical managers humbug the town damnably." „I believe you're gammoning" von Jemand der Etwas ausschneidet. „That's all gammon" — Dies ist Alles Lug und Trug.

Keeping-room ist der Ausdruck in Neuengland für das Parlour oder den Sprechsaal. G.

Miscellen.

Johann Cheke, Professor der griechischen Sprache zu Cambridge (gest. 1557), war besonders bemüht die alte Aussprache des Griechischen wiederherzustellen, wogegen sich aber allerhalben Widerspruch erhob; ja der Bischof von Winchester, als Kanzler der Akademie, erließ ein decretmäßiges Verbot dahin: „In sonis ne philosophator, sed utitor praesentibus; in his si quid emendandum sit, id omne auctoritati permittite."

Am Schlusse eines Schmauses der zu Ehren eines zum Doctor Ernannten gegeben war sagte Einer der Anwesenden zu den mitspeisenden Doctoren: „Messieurs, vous êtes remplis en vertu de vos degrés." Sz.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 267. —— 7. November 1849.

Die Literatur des Augenblicks.

(Beschluß aus Nr. 266.)

Ich bin nunmehr bei dem vierzehnten und letzten Mann meiner macedonischen dreigetheilten Phalanx. Es ist Dies ebenfalls ein Junker. Was er uns bringt wollen wir sogleich in Anschau nehmen:

11. Die Entzauberung Friedrich's I. des Rothbarts, oder die Vermählung der Germania. Ein lyrisch-dramatisches Gedicht von Bruno von Geldern-Crispendorf. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

Dies kleine Drama, das sich selbst in ganz anspruchsloser Weise darbringt, sprudelt nicht über von Witzfunken und Geistesblitzen; es nimmt nicht Fraction, und trägt kein grelles Colorit. Es will ebenfalls deutschthümlich vermitteln, vereinigen, und seine Vereinigungsidee ist die eines königlichen Kaiserthums in Deutschland; alsdann werde die „Entzauberung" jenes großen Hohenstaufen, der eingesteint im Kyffhäuserberge sitzt, vor sich gehen. Was jedoch in diesem Gedicht wirklich anspricht ist der überaus milde Sinn, ich sage absichtlich nicht Gesinnung, den der Verf. kundgibt, und sodann ein Anhauch von ursprünglich Poetischem, der in seiner stillen Gemüthlichkeit und Geschäftigkeit wohlthut. Außerdem kommt die Physiognomie der schönen, gesegneten, heiter und doch nicht ohne Größe gebildeten Gegend selbst, wo dies Stück unter allerlei Mondschein-, Elfen- und Gnomenwesen vor sich geht, ihm sehr zu statten. Ich wenigstens kenne kaum ein, bei freiestem, weitherzigstem Anstrich, doch lieblich begrenzteres und die Befriedigung heimlicher Ansiedelung anmuthiger ausdrückendes Landschaftsbild als eben diese Güldene Aue, von der stattlichen Hainleite, durchzogen von reinlichen Dörfern, wohlhäbigen Städten, die ihren thüringischen Charakter nicht verleugnen, anmuthigen Höhen, lieblichen Wiesengründen, üppig gedeihenden Feldern formirt und belebt, durchflossen von dem stillen Helmeflüßchen, dessen bescheidene Wellen man kaum fließen hört, und an dessen stillen Ufern unter dem erfrischenden Schatten hohlstämmiger Weiden ich manche süße Stunde verträumt habe. Und als König über diese ganze glückliche und gesegnete, weithin mit dem Horizont selbst nicht enden wollende Aue, mitten inne thronend der Kyffhäuserberg mit seiner uralten Hohenstaufenruine, mit dem mythischen Kaiser selbst, hineingezaubert in des Berges Eingeweide. Es ist gewiß, daß dies saubere, bedeutsame Gemälde, aufgerollt vor uns in einem der traulichsten Erdwinkel, vom germanischen Seufzer der Vergangenheit und Zukunft gleichstark durchzittert, gleichsam von selbst zum Gedicht auffodert.

So liegt denn auch hier ein solches vor, das jedenfalls in solcher Genesis entstanden ist. Der Gedanke liegt nahe: Der Kaiser, ein Kaiser soll auferstehen, der Berg soll seinen versteinten Todten — ob wirklich, ob symbolisch ist Dasselbe — herausgeben, damit er sein Brautfest feiere mit der Braut Germania, die seines Stammes und Wesens ein Stück von ihm selber ist. Aber den ein Jahrtausend lang schlafenden Kaiser zu erwecken, Dies, meine Herren, ist keine Kleinigkeit. Es gehört dazu ein Aufwand vieler und verschiedener Kräfte. Namentlich müssen die Naturgeister in Parade aufziehen und wirken und schaffen und weben, damit die Natur, die hier gleichsam den Geist selbst zum Stein verwandelt, sich flüssig mache, und diesen Geist und Mann, den jetzt die Braut Germania so nöthig braucht, herausfördere aus der Nacht des inwendigen Gesteins an den schönen, lichten oder auch dämmernd mondscheinhaften Tag der jungen grünen Welt. Da kommen denn auf dem Kyffhäuserberge, bei der Kyffhäuserbergruine in kühler Mondnacht alle Geister zusammen: die luftigen Elfen die ihren Reigen tanzen:

Wir baden in perlendem Wiesenthau,
Und schlürfen aus Blütenkelchen der Au'
Berauschende Lust in Taumelzügen.
Wir fahren auf Perlenmuscheln und wiegen,
Und reiten auf Föhren und Nachtigallen
Um flüsternde Lauben und Blumenhallen;
Wir schwärmen mit Sylphen und necken die Gnomen,
Wenn sie aus den Höhlen gekrochen kommen,
Und flüstern den Schlafenden Träume ins Ohr;
Und polstern uns bald auf blumige Matten,
Bald in des buschigen Felsens Schatten,
Wenn knarrend sich öffnet das Morgenthor.

Sodann kriechen die Gnomen aus dem Felsen hervor; Das sind faule erdige Gesellen, die wenn sie einmal an das Tages- oder Nachtlicht kommen, sich gleich beschweren über den sauern Dienst:

Erster Gnome.

Ich hab' mich ein Stündchen fortgemacht,
Wir Zwerge sind doch gar zu sehr geplagt.

Zweiter Gnome.

Mein Sir! Ein bischen Feierabend
Iſt doch nach ſaurem Schweiß ganz labend!

Dritter Gnome.

Ich war auf Wache im Kaiſerſaal,
Da fluch' ich vor Aerger allemal.
Der große Schild, der lange Speer
Wär' faſt für einen Rieſen zu ſchwer....

Nun fährt Berggeiſt ſelbſt aus dem Bergesſchacht herauf, und jagt die faulen Zwerge wieder in ihre Erdlöcher. Der Berggeiſt iſt ein grübelnder Geſell, ein monologiſirender Burſch, eine Art von Fauſt des Berges, zugleich iſt er der Hüter und Wächter des verſteinerten Kaiſers im Berge, welcher ſozuſagen bei ihm logirt. Dieſer Fauſtiſche Geiſt, der die Jahrhunderte und ihre Folgen überdenkt, gibt denn auch ſogleich uns, den Leſern, die Bedeutung des ganzen Themas zu überdenken, worauf es ankommt und was ahnungsvoll bevorſteht:

Berggeiſt

(auf einen Felſen tretend, nach einer Pauſe).

Noch ſteh' ich, wie vor vielen Hundert Jahren;
Wenn ich mein ſtolzes, blühend Reich beſchau'.
Ob meine Kron' Zerbrechlichkeit erfahren,
(nach der koffhäuſer Bergruine zeigend)
Die weithin glänzte durch die Gold'ne Au;
Wenn auch, wie einſt, kein Ritter mehr d'rin hauſet,
Nicht Schwert und Lanz' und Schild mehr mächtig klirrt,
Und kein gewappnet Rittertroß mehr ſauſet
Auf ſtolzem Roß und feſtlich mehr turniert:
Das wechſelt mit der Menſchheit Sitt' und Mode —
Nur ewig gleich iſt der Natur Methode,
Die tauſendfältig doch dieſelbe bleibt,
Die nach Geſetz aus ihren Elementen
Mit ſegensreichen, ſchöpferiſchen Händen
Des Lebens herrlichſte Geſtalten treibt.
So ſteh' auch ich, ob auch ergraut an Jahren,
Noch feſt und ſtolz in ew'ger Jugend da,
Und lächle der Geſchlechter toll Gebahren,
Die ich erblüh'n und ſpurlos ſchwinden ſah,
Die Herrſcher ſind des flücht'gen Augenblicks,
Doch Sklaven eines höhern Weltgeſchicks.

Nur Einer aus der Menſchen beſſ'rer Mitte,
Der ſeit Jahrhunderten im Volk noch lebt,
Deß Namen um Palaſt wie nied're Hütte
Wie eine höh're Schickſalswolke ſchwebt,
Iſt theurer mir wie mancher Schatz geworden,
Da ich ſo lang ihn barg in meinem Schoos.
Bald öffnen ſich die dunkeln Kerkerpforten
Und ſeine Zauberfeſſeln ſprengen los;
Und wollt' ich wie ein Argus ihn bewachen
Mit Salamandern und mit Feuerdrachen.
Erlöſung durch das Volk iſt ihm beſchieden,
Das ſehnend ſeiner Auferſtehung harrt:
Dem Schickſal läßt mit Macht ſich nicht gebieten,
Das treu dem Volk ſein Kleinod aufbewahrt.
Ob ſeiner Väter Schloß, die alte Stauffen,
Wie ſein Geſchlecht, in morſchen Trümmern liegt,
Ob keiner Kreuzesritter tapf'rer Haufen
Um Glaubens will'n mehr eine Lanze bricht; —
Jetzt gilt es einen andern Strauß zu kämpfen,
Jetzt gilt es, ach, ſo manch modernen Welf
Zu bändigen, manch wild Gelüſt zu dämpfen:
Jetzt gilt's das Volk bei ſchwellenden Gefahren
Rings um Ein mächtig Banner her zu ſcharen:
Jetzt gilt es zu der Einheit heil'gem Dom
Den Grund zu legen einem deutſchen Rom!

Es kommen nun weitere Geiſter daher: luftige Sylphiden, deren Geſang noch ſpinnwebluftiger iſt als ſie ſelbſt:

Sylphenmädchen.

Wir ſchweben lockig auf zephyrnem Flügel
Und ſchaukeln uns plätſchernd auf ſilberner Flut.

Sylphenknaben.

Wir rollen in Stürmen von Hügel zu Hügel
Und jagen die Wolken mit donnernder Wuth.

Sylphenmädchen.

Wir ſchlagen leiſe, melodiſch die Saiten
Und tänzeln im Laub und küſſen das Meer.

Der Berggeiſt hat nicht übel Luſt auch dieſe luftige Geſellſchaft auseinanderzujagen. Allein von Haus aus plumperer Natur wird er nicht mit ihr fertig, er muß ſie gewähren laſſen; dieſe Geiſterchen ſind ihm zu witzig und ſpitzig.

Jetzt tritt der Kapellmeiſter vom Berge auf, und trommelt ſich aus Nord und Süd ſeine widerſpenſtige Elfengeſellſchaft, ſeine Liedertafel, zuſammen, die in der friſchen Mondnacht hier und dort hingeſchweift, allerlei Allotria getrieben hat. Es gilt nämlich dem Oberon und ſeiner Titania ein Ständchen zu bringen,

Und dann ein Polterliedchen zu ſingen
Zur Hochzeit der Germania.
Dann kehren wir zur Höhle zurück,
Und bringen dem Berggeiſt 'ne Katzenmuſik....

Nach abgehaltener Liedertafelprobe erſcheint das verliebte Waſſergeiſtchen Undinchen in Geſellſchaft eines plumpen Gnomen, den ſie mit aller Gewalt ſich zugethan machen will. Es thut's aber hier halt nimmermehr. Der grobe Geſell entbehrt aller Empfänglichkeit. Dieſes Scenchen iſt wirklich ergötzlich.

Der Berggeiſt hat Recht: es ſpuken heute wirklich alle Geiſter, denn auch Oberon und Titania und der Erzelfe Ariel ſchweben jetzt heran, und Ariel, der mild Erzengel der Elfen, iſt es der dem plumpen Geiſterſpuk plötzlich ein Ende macht, und die Weschen an ihre feine liche Aufgabe erinnert:

Laßt ab von dem ſtürmiſchen Poltern und Toben,
Und ſchickt euch meinen Befehl zu vollzieh'n:
Jetzt ſchleicht euch in den Palaſt des Kyffhäuſer,
Umſchwebt als Genien den alten Kaiſer,
Erſt reinigt von dumpfem Geruch ſeine Gruft,
Und badet ihn in roſigem Duft:
Dann zaubert des Liedes melodiſche Töne,
Bewegend die krampferſtarrte Bruſt,
Daß er nur ſanft geſchlummert wähne,
Erwache zu junger Lebensluſt!

Dies iſt die ſpecielle Aufgabe für die Sylphiden beim Auferſtehungs- und Vermählungsfeſt des verſteinerten Kaiſers mit ſeiner Germania. Die andern Geiſter haben Anderes zu ſchäftigen:

Auf Kiſſen, mit Eichenzweigen umlaubt,
Legt (Elfen) ſanft ſein lockig, gekröntes Haupt.
Sein altes Schwert in der tapfern Hand,
Umhüll' ihn ein neues Purpurgewand.
Dann glättet ſein Antlitz von Runzeln und Falten,
Und ſeines Bartes entlaſtet ihn:
In ſeinen Zügen ſoll Jugend walten,
Und Friſche auf ſeinen Wangen blüh'n.
Gießt markige Kraft in Sehnen und Glieder,
Ein junger Heros erſtehe er wieder!

Nun naht die Stunde der Auferstehung: der Ostermorgen graut, fernher tönen die Hosiannas aus den Lüften; eine endlose Menge wallet und ziehet daher nach dem Kyffhäuserberge, und im Triumph naht schon sie selbst, die herrliche Kaiserbraut Germania.

Die Geister haben inzwischen im unterirdischen Palast ihre Schuldigkeit gethan. Geschmückt zum festlichen Empfang, zum feierlichen Erwachen ist Alles. Nun öffnet sich der Saal, man blickt ins Freie; im Hintergrunde sieht man Berge von den ersten Morgenstrahlen beleuchtet; Glockengeläute in der Ferne, in der Nähe feierliche Musik. Germania, die Braut, erscheint und weckt den Kaiser:

Germania
(nach dem schlafenden Kaiser zugekehrt).

Das ist der Mann voll kühner Kraftgedanken,
Der seine Zeit mit seinem Geist bezwang,
Deß männlich hoher Sinn trotz aller Schranken
Nach einem Staatenideale rang;
Der löwenmuthig auf dem Schlachtgefilde
Und wie ein Kriegsgott durch Europa zog;
In Frieden doch mit Majestät und Milde
Gerecht dem Volk sein heilig Recht zuwog,
Und der umgraut von stürmenden Gefahren
Für Deutschlands Einheit in die Schranken trat,
Sein Reich vor röm'scher Tyrannei zu wahren,
Der Päpste Bannstrahl nicht gefürchtet hat.
Es war sein Ideal der Zukunft vorbehalten,
Es soll sein Geist jetzt über Deutschland walten.
Er soll verjüngt dem Volke sich vermählen,
Und Deutschlands Größe sich zur Losung wählen.
Ihn läßt die Zeit, die sein Geschlecht begraben
(Es starb der letzte Spreß der Hohenstaufen,
Der junge Konradin, auf einem Scheiterhaufen),
In einem blüh'nden Fürstenhaus erstehn,
Und auf den Thron der deutschen Nation erhöh'n!
Sie schling' um uns ein unauflöslich Band!
Es reicht durch mich das Volk ihm Herz und Hand.

In dieser Vermählungsscene Germania's mit dem auferstandenen Kaiser waltet und webt wirklich ein recht warmer Hauch der Poesie. Germania spricht:

Wie jene Morgenröthe auf den Bergen
Die thaugetränkten Fluren mild besonnt,
Begrüßt vom Jubelhochgesang der Lerchen,
Am Firmament wie eine Gottheit thront:
So ist dem Volk ein Morgen aufgegangen,
Der in der Vorzeit Strom sein Haupt getaucht,
Und schön're Zukunft blüht auf seinen Wangen,
Die stolz're Hoffnung in die Seele haucht.
Der Einheit hoher Thron ist diese Sonne,
Sie strahl' dem Volke ew'ges Heil und Wonne.
Da werden wir den Scepter einig theilen,
Der Gegenwart geschlag'ne Wunden heilen,
Und alle Leidenschaften mild versöhnen,
An unsers Vaterlandes Hochaltar.
Doch werden wir, wenn die Drometten tönen,
Voran der sieggewohnten Heldenschar,
Der deutschen Ahnengröße würdig streiten,
Und wie Giganten durch die Schlachten schreiten,
Und mit des Sieges blutigen Trophä'n
Der deutschen Macht ein Monument erhöh'n!

Nach diesem geistigen Anverlöbniß Germania's nahen sich dem auferstandenen Kaiser die drei Genien: der Einheit, der dem Kaiser die deutsche Fahne bringt; der Freiheit, mit dem „Buch der ewigen Menschenrechte" in der Hand, und der Gerechtigkeit, mit Schwert und Wage, und weihen ihn aufs neue zu seinem Kaiseramt. Auch die „Künste" stellen sich ihm dar als jetzt flüchtige, vertriebene Heimatlose in den deutschen Gauen, und fodern von ihm, dem Herrscher der Zukunft, die Heimat und ihr heilig Anrecht an der Menschheit Bildung wieder. So, mit liebevoller Huldigung und ernster Mahnung zugleich begrüßt, umfängt der auferstandene Kaiser nun seine Braut Germania, und das tausendjährige Reich beginnt. Wie schon bemerkt, der Hauch milder, versöhnender Poesie in diesem anspruchslosen und keineswegs genialen Gedicht kann nur befriedigen und erfreuen. Es ist mindestens ein Funke der plastischen Wahrheit, die wir in der Literatur des Augenblicks, von welcher wir für diesmal scheiden, sonst nur allzu sehr vermissen. 36.

Lesefrüchte.

Bibliothek und Lesezimmer des Britischen Museums.

Unter dieser Ueberschrift theilt das londoner „Athenaeum" Folgendes mit: „Ein dem Parlamente auf Verlangen gegebener Nachweis thut dar, daß die Pfleger des Britischen Museums in Folge der Verlagsgesetze seit 1814 bis mit 1847 im Ganzen 55,474 Bände gedruckter Bücher und mit Einschluß von Musikalien 80,047 Theile von Bänden, sowie seit 1842 zusammen 187 Land- und Seekarten und 131 Theile von solchen erhalten haben. Am Schlusse des Jahres 1848 belief sich in der Bibliothek des Museums die Gesammtzahl der gedruckten Bände in runder Ziffer auf 435,000, der Pläne, Land- und Seekarten auf 10,221, der Bände Handschriften auf 29,626, der Rollen verschiedener Art auf 2946, der Freibriefe und Urkunden auf 23,772, der Handschriften auf Rohr und Rinde und in Falten auf 208, der Papyrus auf 55, und der Wappen und Abdrücke auf 851. Fremden und dem Publicum im Allgemeinen kann es nützlich sein zu erfahren, daß mit Ausnahme der Sonntage, der Aschermittwoch, des Charfreitags, des Weihnachtstags, und jedes sonst angeordneten Fest- und Bußtags, sowie der Zeit vom 1. bis mit 7. Jan., vom 1. bis mit 7. Mai und vom 1. bis mit 7. Sept. das Lesezimmer des Britischen Museums täglich geöffnet ist, und zwar im Mai, Juni, Juli und August von 9 — 7, in den übrigen acht Monaten von 9 — 4 Uhr. Wer zu lesen wünscht muß ein schriftliches Gesuch, unter Angabe seines Vor- und Zunamens, seines Standes oder Berufs (vulgo Charakters) und seiner Wohnung beim Oberbibliothekar einreichen, in dessen Abwesenheit beim Secretair, und wenn auch dieser nicht zugegen, beim ältesten Unterbibliothekar. Das Gesuch wird dann entweder sofort bewilligt oder den Pflegern bei deren nächster Zusammenkunft vorgelegt. Der Ansuchende muß aber zugleich eine genügende Empfehlung an einen der Pfleger oder der Hausbeamten beifügen, widrigenfalls sein Gesuch unberücksichtigt bleibt. Die Erlaubniß wird gewöhnlich auf sechs Monate ertheilt und muß nach Ablauf dieser Zeit wiederum erbeten werden. Die Eintrittskarten gelten nur für den Namensträger und ohne Karte kein Zulaß. Auch sind Personen die unter 18 Jahre alt nicht zulaßfähig."

Ein besungener Floh.

„Pasquier", sagt Forsyth in seinem „Hortensius, or the advocate; an historical essay" (London 1849), „war nicht blos Sachwalter und Gelehrter, sondern auch ein Hauptspaß-

macher .... und es gewährt einen lustigen Begriff von den Sitten seiner Zeit, wenn wir erfahren, daß er durch seine Gerichtsreden nicht halb so berühmt wurde wie durch ein paar Verse auf einen Floh. Die Anekdote gehört zu den literarischen Curiositäten und ist kürzlich folgende. Während er in Poitiers den Assisen beiwohnte, besuchte er eines Tages Madame des Roches und ihre schöne, talentreiche Tochter, Mademoiselle Catharine, l'une des plus belles et sages de notre France, und erschaute im Gange des Gesprächs einen Floh, welcher die Unverschämtheit gehabt auf den Busen der Letztern zu springen, parquée au beau milieu de son sein. Ein heutiger Advocat" — behauptet Forsyth und hat es zu verantworten — „würde gethan haben als sehe er es nicht. Solches lag aber weder in der Galanterie jener Zeit noch in Pasquier's Sinne. Er machte eine witzige Anspielung auf den von dem Zudringlichen eingenommenen Platz, und lobte ihn de s'être mise en si beau jour, was die junge Dame nicht unerwidert ließ. Das führte zwischen Beiden zu einer contention mignarde, wo Scherz auf Scherz folgte, bis man übereinkam, daß Jedes ein Epigramm auf den Vorfall dichten und dem Andern zuschicken solle. Dies geschah, und als beide Dichtungen in weitern Kreisen bekannt wurden, stellte sich ein merkwürdiges Resultat heraus. Ces deux jeux poëtiques commencèrent à courir par les mains de plusieurs, und erzeugten eine Flut von Gedichten. Sogar der Präsident des Gerichtshofs, Harlay, ließ sich herbei der Muse Pasquier's in einem Epigramme Artigkeiten zu sagen. Der Ruf des Vorfalls drang bald von Poitiers nach Paris. Mademoiselle Catharine's Floh stach hier den Parlamentspräsidenten, Pierre de Soulfour, und nicht ihn allein, auch Brissen, den ernsten und gelehrten Brisson. Beide besangen den Floh. Brissen erwähnt im Eingange seiner Verse, Homer habe Frösche und Mäuse, Catull Lesbia's Spatz besungen, und fährt dann fort:

Pictoniei at pulicis longe praeclarior est rore,
Quem fovet in tepido casta puella sinu;
Fortunate pulex nimium, tua si bona norit,
Alterius vatum nobilitate metris.

Auch Scaliger blieb mit seiner Gelehrsamkeit nicht zurück, und in der That, sagt Titon du Tillet, „tout la Parnasie latin et français du royaume voulut prendre part à cette rare découverte".

J.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., ausgewählte Werke. Fünf Bände. Leipzig, Lorck. 8. 5 Thlr.

Aston, Louise, Revolution und Contre-Revolution. Zwei Bände. Mannheim, Grohe. 8. 3 Thlr.

Cooper, J. F., Die französische Erzieherin oder das gestickte Taschentuch. Aus dem Englischen von E. Mauch. Mit 1 Titelbilde. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 16. 12 Ngr.

Florus, Wahre Dorfgeschichten aus neuer Zeit. Aus den Papieren eines Landpfarrers herausgegeben. Istes Bändchen. Leipzig, Klinkhardt. 1850. 8. 18 Ngr.

Gedenke Mein! Taschenbuch für 1850. 19ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Gervinus, G. G., Shakespeare. 3ter Band. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Grotefend, G. F., Schriftstellerische Laufbahn des Horatius. Hannover, Hahn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Köstlin, C. R., Das Geschwornengericht, für Nichtjuristen dargestellt. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 27 Ngr.

Otto, Haben die Reformatoren wirklich dafür gehalten, daß die Kirche unter allen Umständen den Zusammenhang mit einem andersgläubigen Kirchenregiment aufzulösen habe? Ein Beitrag zur Auslegung des 28. Artikels der Augsburgischen Confessionen, sowie zur Reformationsgeschichte. Stettin, Besser. 8. 6 Ngr.

Die geschichtlichen deutschen Sagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Von K. Simrock. Frankfurt a. M., Brönner. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Siona. Taschenbuch religiöser Dichtungen. 7ter Jahrgang. Im Vereine mit Mehreren herausgegeben von H. Waldow. Wien, Pfautsch u. Voß. 1850. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Warren's, S., gesammelte Werke in sorgfältigen Uebertragungen. Ausgabe mit Stahlstich. 6ter Band. — A. u. d. T. Jetzt und Einst. Aus dem Englischen von C. Kolb. Stuttgart, S. G. Liesching. 1848. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Buchmann, J., Die barmherzigen Schwestern. Eine Predigt gehalten am Feste Maria Himmelfahrt und 12. Sonntag nach Pfingsten. Neiße, Graveur. Gr. 12. 2 Ngr.

Bülau, F., Wie verhält sich der berliner Vertrag vom 26. Mai 1849 und der an ihn geknüpfte Verfassungsentwurf zu den deutschen Bundesrechten? Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Carus, C. G., Göthe und seine Bedeutung für die und die künftige Zeit. Eine Festrede, gehalten zu Dresden am 28. August 1849. Dresden, Gottschalck. Gr. 8. 4 Ngr.

Enthüllung der Zukunft oder merkwürdige Prophezeihungen der Somnambüle Marianne Werner aus Friesenheim, welche im Zustande des Hellsehens die Ereignisse der Zukunft deutlich vorhersah. Colmar. 16. 2 Ngr.

Hennig, C. A. F., Offenes Sendschreiben an alle Patrioten Oesterreich's zu einer Protestation gegen die von den Citybewohnern und andern Theilen London's ins britische Parlament eingebrachte Petition für die gewaltthätige Lostrennung und Selbstständigmachung Ungarn's von Oesterreich. Zweite Auflage. Prag. Gr. 8. 2 Ngr.

Müller, W., Zu Joh. Wolfg. Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier am 28. August 1849. Gedichte. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 3 Ngr.

Rückblicke auf die jüngste Vergangenheit in Briefen an eine Dame. Von einem Sachsen. Bautzen, Helfer. 8. 7½ Ngr.

Schneider, J. G., Die Klage über Abnahme der Pietät in den Schulen. Rede, am Stiftungsfeste des Herzogl. Gymnasiums zu Coburg, den 3. Juli 1849 gehalten. Coburg, Riemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Schnell, K. F., Die Verbindung des Unterrichts in den Realien mit den übrigen Lehrgegenständen. Ein Beitrag zur innern Reorganisation des Volksschulwesens. Gekrönte Preisschrift. Berlin, Wiegandt. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Vorschläge zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse namentlich auf dem Lande. Gekrönte Preisschrift. Ebendaselbst. Gr. 8. 10 Ngr.

Sommaruga, F. Freih. v., Die Grundzüge der Gerichtsverfassung für die Länder der österreichischen Monarchie beurtheilt. Wien, Gerold. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Ueber die Errichtung von Handelsgerichten in Oesterreich. Eine Denkschrift, dem k. k. österreichischen Justiz-Ministerium übergeben. Ebendaselbst. Gr. 8. 8 Ngr.

Stahr, A., Die Preußische Revolution. II.: Die drei ersten Monate der Preußischen Revolution. Oldenburg, Stalling. 8. 15 Ngr.

Tafel, Bericht an den zur Durchführung der Reichs-Verfassung ꝛc. niedergesetzten Ausschuß der verfassunggebenden Reichs-Versammlung. Stuttgart. Gr. 4. 2 Ngr.

Westermayer, A., Eine Hauptfrage unserer Zeit: Woher in unsern Tagen die schlechte Achtung vor der Obrigkeit und wie kann da geholfen werden? Beantwortet in einer Predigt am Feste des heiligen Georg. Regensburg, Pustet. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 268. — 8. November 1849.

Agnolo Firenzuola.

Wenn man sich umsieht im weitern Gebiete der Literaturgeschichte, so trifft man, abseits von den culminirenden Größen, gewisse Autoren welche, für sich betrachtet, ungleich minder interessant und bedeutend sind denn als Zeichen und Ausdruck ihrer Zeit, deren Repräsentanten zu sein es ihnen an hervorragender Stellung fehlt, deren Charakteristik aber in nicht unwesentlichen Beziehungen durch ihre Schriften ergänzt und vollendet wird. Das 16. Jahrhundert hat mehre solcher Männer hervorgebracht: wie durch sie das Gemälde ihrer Epoche abgerundet wird, so können sie nicht ohne rechte Kenntniß dieser Epoche verstanden werden. So ist es der Fall mit Agnolo Firenzuola, dessen Werke vor kurzem dem italienischen und für italienische Literatur sich interessirenden Publicum aufs neue in verbesserter Gestalt dargeboten worden sind. *)

Kaum weiß ich, ob der Ausdruck „Werke" für diese Erzeugnisse des heitern, schalkhaften und, seiner gelegentlichen Ultraderbheit ungeachtet, feinen Florentiners der richtige ist. Firenzuola scheint nicht daran gedacht zu haben unter den Bücherschreibenden zu figuriren. Der Drang Andern sich mitzutheilen fand, wenn man nach den Schicksalen seiner Schriften urtheilen darf, innerhalb des beschränkten Kreises der Theilnehmenden und Freunde Befriedigung: ihnen scheint er dieselben vorgelesen oder in Abschriften mitgetheilt zu haben, und, so viel mir bekannt, ward zu seinen Lebzeiten Nichts von ihm gedruckt. Lodovico Domenichi und Lorenzo Scala gaben nicht lange nach des Autors Tode Mehres von ihm heraus, wobei Messer Girolamo Firenzuola, Agnolo's Bruder, und Andere sie unterstützten, in deren Besitz Handschriften sich befanden. Verschiedene aber, wie Scala spöttisch sagt, gingen in ihrer Bewunderung der Schriften Firenzuola's so weit, daß sie denselben die nämliche Sorgfalt angedeihen ließen als wären es ihre eigenen Erzeugnisse, und durch keine Art Bitten bewogen werden konnten die Freunde an dem Genusse theilnehmen zu lassen. Einiges wurde sodann in spätern Zeiten gedruckt. In den ersten Ausgaben schon finden sich mannichfache Irrthümer, Sinnentstellungen, Auslassungen; da eine sorgfältige Revision niemals vorgenommen worden zu sein scheint, gesellte sich eine Menge Druckfehler dazu, und so sind diese Schriften in sehr verwahrloster Gestalt auf uns gekommen. Der Abate Bianchi, welchem man die neueste Ausgabe verdankt, ein tüchtiger Forscher und Kenner italienischer Sprache und Literatur, hat für die Herstellung eines bessern Textes das Mögliche gethan, und durch Vergleichung der ursprünglichen Drucke, durch die einer Corsini'schen Handschrift und andere Hülfsmittel ist es ihm gelungen, mit Ausnahme einer nicht bedeutenden Zahl völlig unheilbarer Stellen, nicht nur die Lesart häufig zu verbessern, sondern auch in einer der bedeutendsten der Schriften, den „Ragionamenti d'amore", die bisher vermißte Ordnung herzustellen.

Ueber Firenzuola's Leben ist sozusagen nichts Anderes bekannt als was aus seinen eigenen Worten an verschiedenen Stellen der Werke, aus Widmungen und Anspielungen hervorgeht. Er erzählt in dem Eingange seines „Goldenen Esel":

Firenzuola ist ein kleines Castell am Fuß der Berge welche zwischen Florenz und Bologna sich erheben. Wie klein es aber sein mag, so legen doch Name und Wappen an den Tag, daß es von seinen Herren lieb und in Ehren gehalten wurde. Dieser Ort und Florenz selbst sind meine Heimat. Denn meine Vorfahren stammten von der reichsten und ehrenvollsten Familie jener Gegend, und nachdem mein Aeltervater Pietro durch die Gunst des bewunderungswürdigen Cosimo, welchem mit Recht der Name eines Vaters des Vaterlandes beigelegt worden, unter die Zahl der Bürger von Florenz aufgenommen worden war, wurden mein Großvater Carlo und Bastiano mein Vater in gedachter Stadt in günstigen und gesegneten Vermögensumständen geboren. Der genannte Bastiano erwarb sich durch Fleiß, Sitte und Treue die Gunst des erlauchten Hauses Medici in solchem Grade, daß der Papst Clemens VII. aus eigenem Antriebe ihn dem Alessandro, erstem Herzoge der Florentinischen Republik, zum Kanzler bei der Magistratsziehung bestellte, in welchem Amte er die Gnade des gedachten glorreichen Fürsten dermaßen verdiente, daß er seine Söhne zu den ansehnlichsten Stellen gelangen sah. Mütterlicherseits stamme ich von Alessandro Braccio, einem in der griechischen und lateinischen Literatur sowie (was seine Uebertragung des Appian beweist) in der vaterländischen Sprache sehr bewanderten Mann, welchem durch den großen Lorenzo und den erlauchten Piero, dessen Sohn, nicht nur das Amt eines ersten Geheimschreibers der Stadt, sondern auch verschiedene Gesandtschaften an auswärtige Fürsten übertragen wurden. Von solchem Stamme, und in so edler Stadt geboren, verbrachte ich in derselben einen

*) Le opere di *Agnolo Firenzuola*, ridotte a miglior lezione e corredate di note da *B. Bianchi*. Zwei Bände. Florenz 1848.

guten Theil meiner Jugend mit dem Studium der Literatur, bis ich mein sechzehntes Jahr erreichte. Da begab ich mich nach der ruhmwürdigen und heitern Stadt Siena, wo ich mit großer Anstrengung und ohne irgend einen Genuß mich der Erforschung der schlechtbefolgten Gesetze widmete, um sodann als praktischer Sachwalter kurze Zeit hindurch in dem glorreichen Rom die Rechtswissenschaft zu treiben.

So berichtet Agnolo Firenzuola über seine Familie und seine Jugend. Sein Geschlechtsname war Giovannini, aber schon sein Vater pflegte sich, wie damals so häufig geschah, nach dem Orte zu nennen aus welchem er stammte. Dieser Ort verdankt seine Entstehung dem Bedürfnisse welches die Florentinische Republik empfand ihr Gebiet auf der Nordseite gegen das mächtige Ghibellinengeschlecht der Ubaldini zu schützen: ein Geschlecht welches in den gebirgigen Strichen, wo Toscana und Romagna aneinandergrenzen, eine Reihe Castelle, eine Menge Unterthanen besaß. Am 8. April 1332 ließ die Comune von Florenz in dem Thale des Santerno, jenseit der großen Wasserscheide Italiens, den Grundstein zu der Burg legen: Klein-Florenz wurde sie genannt auf den Vorschlag Giovanni Villani's des Chronikenschreibers, und ein Wappen ward ihr beigelegt welches die Kennzeichen von Comune und Volk der Mutterstadt vereinigte, Lilie und Kreuz, beide roth in weißem Felde. Agnolo's Mutter hieß Lucrezia; er selbst war am 28. Sept. 1493 geboren, also kurz vor den Tagen in denen die durch Cosimo und Lorenzo anscheinend so fest begründete Macht des Hauses Medici beim Einmarsch des französischen Heers, mit welchem Karl VIII. nach Neapel zog, in einem Nu umstürzte, um während mehr denn 18 Jahren einem volksthümlichern Regiment Platz zu machen. In diesen Jahren der zweiten Verbannung der Medici wuchs Firenzuola heran, aber nach seinen Schriften zu urtheilen blieb er stets dem Geschlechte ergeben welchem die Seinigen seit nunmehr drei Generationen verpflichtet waren. Die Anhänglichkeit an die Medici bevor sie Fürsten wurden bildet einen hervorragenden Zug in der florentinischen Geschichte. Man würde sehr irren, wenn man dieselbe lediglich eigennützigen Beweggründen zuschreiben wollte: bessere Empfindungen trugen viel dazu bei. Der ewige Parteienwechsel und die anhaltende Unsicherheit hatten in Vielen die Sehnsucht nach Ruhe und nach festerer Gestaltung des Gemeinwesens erzeugt: diese scharten sich, auch ohne ehrgeizige Absichten, um die Medici von denen sie Beides erwarteten. Die seltenen Talente Cosimo's und Lorenzo's und die feste Hand womit sie das Ruder der einst von so stürmischen Wellen umhergetriebenen Republik lenkten, mußten nothwendig bei einer großen Zahl von Leuten die auf Anderes als politische Angelegenheiten hingewiesen waren die Betrachtung der minder edeln Eigenschaften und der selbstsüchtigen Richtung dieser Männer weit überragen, und so konnte sich, selbst als jene beiden Größten des Hauses längst nicht mehr waren, unter dem Bürgerstande eine zahlreiche und starke Partei zu Gunsten der Familie erhalten, eine Partei die bei den nachmaligen wiederholten und glücklichen Bemühungen, Mediceischen Händen die Herrschaft wieder zu übergeben, vielleicht ebenso wirksam war wie die ihnen zugethane Faction des Adels (die Pallesken) und jene welche die eigentliche Clientel gebildet hatten oder aus derselben hervorgegangen waren. So ward, ungeachtet heftiger und oft wiederholten Widerstandes, welchen Freiheitsdrang und persönliche wie erbliche Abneigung von Seiten der Vornehmen mehr als des Volks hervorriefen und lange unterhielten, zur Alleinherrschaft dieses vielfach begabten Geschlechts der Weg gebahnt.

Manche Erinnerungen an die Orte wo er seine Jugendjahre verlebte kommen in Messer Agnolo's Schriften vor. Siena scheint ihm einen besonders angenehmen Eindruck hinterlassen zu haben. So gedenkt er in seinen Dichtungen der schönen Gegend wo Fontebranda und Gaja einst seinen Jünglingsjahren Nahrung gaben: jene berühmten beiden Brunnen der Stadt die auch heute vom Sienesen mit Stolz genannt und gezeigt werden. Von Siena ging er, der Studien halber, nach Perugia, damals eine der berühmten Universitäten Italiens, jetzt nur beiläufig genannt unter denen zweiten Ranges; hier kannte er Pietro Aretino, den Mann der alle Schriftsteller älterer wie neuer Zeit an Schamlosigkeit wie durch schnöden Misbrauch seiner Geistesgaben weit übertroffen hat. Es lag in Firenzuola's Charakter zu viel Unabhängigkeit und in seiner Seele zu viel Ehrgefühl als daß das Beispiel eines solchen Genossen wie Aretino in Einer Hinsicht, seinen Beziehungen zur äußern Welt, auf ihn hätte wirken können; aber es ist schwerlich ein Irrthum, wenn man annimmt, daß die moralische Ungebundenheit, welche leider einen Hauptzug seines schriftstellerischen Wesens bildet, nicht ohne Einfluß von dieser Seite blieb. Andere berühmtere Beispiele waren vorausgegangen ihn zu verlocken: die Zeit bewies sich nachsichtig gegen solche Ausschweifungen, der Umgang mußte dazu beitragen solche Eindrücke zu stärken. Firenzuola's künstlerische Natur spricht sich in Allem aus was er geschrieben, im Guten wie im Schlimmen: im Guten durch die Lebendigkeit, Wärme, Individualität seiner Schilderungen, durch das Eindringen in das Naturleben, durch die charakteristische Auffassung aller Verhältnisse, durch einen häufig an Boccaccio erinnernden Reiz der Darstellung. Das Schlimme aber ist die hier und da jede Grenze überschreitende Zügellosigkeit, welche zu Zeiten in geile Ueppigkeit ausartet und auch den letzten Schleier zerreißt.

Und Firenzuola gehörte, eine Zeit lang wenigstens, einem geistlichen Orden an und führte den Titel eines Abtes! Es ist wahr, Bandello war Bischof und das „Heptameron" wird einer Frau, einer Königin, zugeschrieben, mit Unrecht vielleicht; aber daß es für ihr Werk gelten ward zeigt zur Genüge, daß man an die Sittlichkeitsbegriffe des 16. Jahrhunderts nicht die Richtschnur der unserigen legen darf. Firenzuola war wahrscheinlich sehr jung in den Wallombrosaner-Orden getreten, jener Abzweigung der großen Benedictinerregel welche einem Toscaner, St.-Johann Gualbert, ihren Ursprung, der inmitten der Tannen- und Buchenwaldungen des Aver-

nin gelegenen berühmten Kloster ihren Namen verdankt. Ob er jemals das Ordenskleid getragen ist ungewiß, nur so viel weiß man, daß er mittels eines Breve vom J. 1526 durch den General der Vallombrosaner, Giovan Maria Canigiani, seines Gelübdes entbunden ward, und zwar, wie es in dem Actenstück heißt, wegen Illegitimität der Profession. Wie leicht es in jenen Tagen mit geistlichen Gelübden genommen wurde, wie sehr namentlich die Klosterdisciplin aufgelockert war, ist Jedem bekannt der sich mit der innern Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts beschäftigt hat. Erst das Tridentiner Concil vollendete die Klosterreform um welche seit Paul's III. Zeiten so Viele sich gemüht hatten, und die Nacheiferung welche die große Thätigkeit und Sittenstrenge der neuen religiösen Gesellschaft (der Name Orden paßt eigentlich nicht auf dieselben, wie er auch nie von ihnen angenommen ward), der Theatiner, der Jesuiten, der Philippiner u. A. unter den Mitgliedern der ältern Institute erregten erleichterte das Gelingen der Absichten der kirchlichen Reformatoren, obschon die Disciplin, namentlich der kleinern Klöster und vor allen der Nonnenklöster, welche sich lange gegen die strengere Clausur sträubten, immer unvollkommen blieb. Wenn auch Firenzuola von seinen Verpflichtungen als Klostergeistlicher entbunden ward, so schloß ihn Dies doch nach den damaligen laxen Ansichten und Praxis keineswegs vom Genusse geistlicher Beneficien aus, wie Dies in dem päpstlichen Breve ausdrücklich bemerkt ist. So finden wir ihn denn 1539 als Abt von Vajano im Bisenziothale im Gebiete von Prato, womit nichts Anderes gemeint ist als daß er Administrator der Güter und Nutznießer der Einkünfte dieser vormaligen Abtei war, ohne darum geistliche Obliegenheiten zu haben. Dies Verwalten von Abteien in commenda war zu jener Zeit sehr häufig und besteht auch jetzt noch in einzelnen Fällen, z. B. bei den einträglichen Abteien von Farfa und Subiaco, beide in der Sabina gelegen und Cardinälen verliehen, deren Einkommen solcherart nicht unwesentlich vermehrt wird.

Doch wir müssen zurückgehen in der Betrachtung von Agnolo Firenzuola's Lebensverhältnissen und Schicksalen. Er selbst erzählte wie er sich nach Rom begab dort der Ausübung der Rechtswissenschaft sich hinzugeben. „Ich folgte dort", sagt er in der Widmung seiner „Discorsi degli animali", „mit geringem Vortheil dem Hofe, und mir blieb am Ende Nichts als eine lange Krankheit." Daß Papst Clemens VII., welcher seit 1523 auf dem Heiligen Stuhl saß, ihn persönlich kannte, würde man schon aus den Beziehungen seiner Familie zu dem Mediceischen Hause entnehmen können, wenn er uns auch nicht selbst davon in Kenntniß setzte. Aber in der Widmung seiner Gespräche über die weibliche Schönheit an die schönen Frauen Pratos berichtet er wie er seine Schriften dem Papste in glänzender Versammlung vorlas, die Liebesgespräche wie eine Streitschrift gegen Gian Giorgio Trissino, von welcher noch die Rede sein wird. Die Art wie er Dies einleitet ist originell genug. Nachdem er nämlich geäußert wie man sich wol, aus manchen Gründen, gegen die Bekanntmachung seiner Arbeiten erklärt habe, fährt er fort:

Man hat aber Unrecht darin; denn ist auch mein Stil hausbacken, meine Beredtsamkeit gering, meine Eleganz null, sind auch meine Geisteskräfte schwach, so möchte doch mein guter Wille Berücksichtigung finden. Ueberdies sind meine Sachen doch nicht von der Art, daß manche große und vornehme Damen und geistvolle Edelfrauen dieses unsers Italiens sie nicht gern gelesen und geschätzt und ihren Verfasser liebgewonnen hätten. Und eines andern Umstandes will und darf ich mich rühmen: das feine Ohr Clemens' VII., dessen Lob auch aus der geistvollsten Feder nicht würdig genug hervorgehen würde, vernahm in Gegenwart der glänzendsten Talente Italiens mehre Stunden lang mit gespannter Aufmerksamkeit den Ton der Stimme die ihm das Schreiben über die falschen Buchstaben und die Gespräche über die Liebe vorlas, die ich einst der verehrten Signora Caterina Cibo, der würdigen Herzogin von Camerino, widmete. Dies geschah nicht ohne Zeichen von Zufriedenheit und nicht ohne Lobsprüche für den Autor.

Die Widmung jener Gespräche an die Gattin Giovanni Maria Varano's, des letzten Herzogs von Camerino, an die Großnichte Papst Innocenz' VIII., welche ihr unruhiges Leben 1547 zu Florenz beschloß, ist aus Rom datirt, vom 25. Mai 1525. Es heißt darin:

Empfanget, Madonna, diese Gabe mit derselben Gesinnung mit welcher ich sie Euch überreiche, und wenn Ihr bisweilen wichtigern Geschäften Urlaub gebet, so gewährt diesen Unterredungen den Platz derjenigen welche beinahe täglich zu Eurer Erheiterung stattfinden: leset sie an Eurem Tische oder höret zu während Andere sie lesen, und mir wird es ein reicher Lohn meiner Bemühung sein, wenn ich erfahre, daß Eure Excellenz sie mit geneigtem Ohr vernehmen hat; und wenn die erste Abtheilung nach Eurem gewichtigen Urtheil einigen Werth hat, werde ich mich bemühen die übrigen fünf noch beifallswürdiger zu machen.

Und es sind gerade diese „Ragionamenti d'amore", die er einer edeln und vornehmen Frau zur Lecture sendet, in welche die tollen Novellen verflochten sind, welche an Ausgelassenheit mit Allem wetteifern was die italienische Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Und Dessen ist wahrlich nicht wenig! Man sieht übrigens daraus, daß die Conversationsform, durch welche zuerst Boccaccio seine Erzählungen miteinander verband, in dem Leben und der Wirklichkeit ihre Begründung hatte.

Schon ward einer Streitschrift unsers Autors gegen Gian Giorgio Trissino gedacht, welche in die Zeit seines römischen Aufenthalts fällt und Anlaß gibt seiner Ansichten von der Schriftsprache und der Autorität der Trecentisten zu erwähnen, eines wichtigen Gegenstandes bei italienischen Schriftstellern. In den „Ragionamenti" spricht er seine Meinung aus welche diese Autorität anerkennt, das sklavische Gebundensein abweist. Er sagt:

Es gibt Leute die blos darum die Schriften der neuern Toscaner lesen, um zu sehen ob sie Etwas daran tadeln können: kommt dann aber Etwas von ihnen selbst zum Vorschein, so verfallen sie in zahlreichere und größere Fehler als sie an Andern rügten. Es gibt dann auch wol Solche die, undankbar für das in unserm Lande und bei unsern Autoren Gelernte, sich nicht zu erklären scheuen wir Toscaner seien in unserer Sprache höchst unwissend. Ich möchte aber wissen wem Autorität genug eingeräumt worden ist als Gesetz aufstellen zu können, daß Derjenige ein Rebell gegen unser schönes Toscana

ist welcher nicht genau die beim Petrarca vorkommenden Wörter braucht; ich möchte ferner wissen wer auf solche Weise die heilsamen Vorschriften des Horaz und des Verfassers der Rhetorik an Herennius abgaffen zu wollen sich erkühnt hat? In einer Sprache wie die unsere, welche nicht nur an dem Orte wo sie geboren werden, sondern an vielen andern geredet wird, und mit der wir von der Wiege an Umgang gehabt, sodaß wir wissen können welches Wort blüht und welchem andern die Blätter abfallen, brauchen wir uns nicht stets an Grammatik und Autoren zu wenden, sondern wir dürfen uns an den volksthümlichen Gebrauch halten, in welchem Regel und Kraft der echten Rede enthalten ist. Beim Schreiben in Vers oder Prosa, wo man auf die Wahl der Worte sehr Acht haben muß, auf daß der Ausdruck dem Sinn, der Person, dem Gegenstande sich vollkommen anpasse und bald ernst, bald leicht, bald hoch, bald niedrig sei, bald rauh, bald weich, bald eins und das andere, wie Jeder weiß ohne daß ich es sage, beim Schreiben muß man freilich die guten Schriftsteller zum Muster nehmen, wie Boccaccio und Petrarca sind, wie Molza und Tolomei sein werden, wenn sie uns einst ihrer Arbeiten würdig erachten: an sie muß man sich wenden, sie muß man zu Führern und Meistern nehmen. Aber darum dürfen wir uns doch nicht mit ihnen in so beschränkten Kreis einengen, daß wir nicht gelegentlich den Fuß darüber hinaus setzen könnten. Cicero las wieder und wieder Cato's Reden, und bekannte aus denselben viel gelernt zu haben: aber er ließ sich dadurch nicht so den Mund verschließen, daß nicht eine Menge neuer Worte und schöner Redeformen aus demselben hervorgegangen wären, welche ihm unter den römischen Schriftstellern einen so hohen Rang anweisen, daß er von keinem spätern erreicht worden ist. Ohne also noch mehr Gründe anzuführen beschließe ich damit, daß wir jedes neue Wort brauchen können welches gefälligen Klang und beim Volke allgemeine Gültigkeit erlangt hat, wenn es sich auch weder beim Petrarca noch sonst bei andern Autoren finden sollte.

Was Firenzuola hier als seine Ansicht in sprachlichen Dingen äußert ist ihm in seinen Schriften Richtschnur gewesen; ein Hauptreiz seines Stils besteht darin, daß er die Frische der volksthümlichen Rede abspiegelt und namentlich der an so eigenthümlichen wie anmuthigen Wendungen reichen Ausdrucksweise des toscanischen Landmannes an hundert Stellen das Recht der Schriftsprache eingeräumt hat: ein Recht welches demnächst von der obersten Sprachgebieterin, der Akademie der Crusca, anerkannt worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Mormons.

Die Mormoniten oder Latter-day saints genannt, sind eine religiöse Sekte, die ihren Namen von dem „Book of Mormon" entlehnen, das zuerst 1830 bekannt wurde. Seit jener Zeit haben seine Gläubigen und Anhänger seine Lehren über die ganze Union und Canada ausgebreitet. In England haben sie mehre Tausend Proselyten gemacht. Das „Book of Mormon" gibt sich für den geschichtlichen Bericht eines gewissen Volks aus das Amerika vor der Entdeckung des Colombo bewohnte. Dieses mit Prophezeiungen und Offenbarungen untermischte Geschäftsbuch wurde auf göttlichen Befehl in kleine Erzplättchen eingegraben, und in dem Comora-Hügel im westlichen Neuyork aufbewahrt. Im J. 1825 wurden sie durch einen Joseph Smith aufgefunden, welcher die in ägyptischen Charakteren niedergeschriebenen Hieroglyphen vermittels göttlicher Eingebung übersetzte. Ihr Inhalt war angeblich die Geschichte Amerikas von der ersten Niederlassung daselbst, von einer Colonie die vom Thurmbau von Babel sich herschrieb, bis zum 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Es wurde ferner darin gesagt, daß der Heiland nach seiner Auferstehung in Amerika wieder erschien, daß er dort die Bibel, seine Propheten, Apostel, Lehren u. s. w. einführte; daß das Volk wegen seiner Sünden zu Grunde ging, und daß der letzte seiner Propheten das „Book of Mormon" auf die oben erwähnten Erztafeln schrieb, „welche er dann in der Erde verbarg, bis sie wieder zum Vorschein kämen, und mit der Bibel vereinigt würden, zur Erfüllung des göttlichen Willens am Ende der Tage".

Smith fand sofort viele Anhänger für seine neue Lehre, und richtete 1830 in Manchester, Ontario-County und Neuyork seine erste Kirche ein. Es erhoben sich dann noch andere Prediger, welche Visionen sahen und prophezeiten, Teufel austrieben, und die Kranken durch Händeauflegung heilten, und andere Wunder wirkten. Neue Kirchen bildeten sich in andern Staaten, und in wenig Jahren war ihre Zahl auf viele Tausende angestiegen. Sie begaben sich dann insgesammt nach Missuri, wo sich eine sehr grausame Verfolgung gegen sie erhob, welche sie zwang diesen Staat zu verlassen. Sie suchten in Illinois eine Zuflucht, wo sie eine Stadt Namens Nauvoo gründeten, und darin einen Tempel von ungeheuerm Umfang erbauten. Aber auch hier verfolgte sie der Haß und die Feindschaft der Andersdenkenden. Auf Befehl der Staatenobrigkeit wurden sie von Bewaffneten angegriffen und mit Gewalt dazu gezwungen ihr Eigenthum zu verlassen; Diejenigen welche die Verfolgung überlebten durchzogen die Prairies und wendeten sich nach den Einöden des weiten Westgebiets, wo sie endlich in der Nähe des großen Salzsees im Oregon-Gebiete in einer Anzahl von 20,000 neue Niederlassungen gründeten. G.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Dritte Folge. Erster Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtissin von Herford. Von **G. E. Guhrauer.** — II. Geschichte der Bildung des Deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Von **A. F. H. Schaumann.** — III. Geschichte der deutschen Seemacht. Von **F. W. Barthold.** — IV. Ueber Leben, Wirken und Werke der Maler Andrea Mantegna und Luca Signorelli. Von **G. F. Waagen.** — V. Karl Friedrich Bahrdt. Ein Lebensbild. Von **R. Prutz.**

Die ersten beiden Folgen des Historischen Taschenbuchs (20 Jahrgänge, 1830—49) kosten
im **herabgesetzten Preise zusammengenommen 18 Thlr.**
Die Sammlung wird jedoch auch getrennt abgelassen und kostet dann die erste Folge (10 Jahrgänge, 1830—39) 10 Thlr., die neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr. Einzelne Jahrgänge werden zu 1 Thlr. 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, im November 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 269. — 9. November 1849.

Agnolo Firenzuola.

(Fortſetzung aus Nr. 268.)

Wie Firenzuola ſich gegen den Autoritätszwang erklärt, ſo verwirft er eine andere Art Pedanterei. Gian Giorgio Triſſino von Vicenza, welcher ſich bekanntlich bemühte dem italieniſchen Epos und Drama antike Formen zu geben, womit er nichts Anderes erreichte als ungeachtet ſeines Geiſtes und ſeiner Gelehrſamkeit ungeleſen und ohne Einfluß zu bleiben, wollte auch das italieniſche Alphabet nach dem griechiſchen ummodeln. Ein Omikron und Omega, ein Epſilon und Eta ſollten den verſchiedenartigen, den offenen oder geſperrten Laut des O und E bezeichnen; andere Modificationen ſollten durch Schriftzeichen angedeutet werden. Gegen ſolchen Vorſchlag erhob ſich der Sieneſe Claudio Tolomei, deſſen Name ſchon genannt worden; gegen ſolchen Vorſchlag ſchrieb Firenzuola, welcher übrigens keineswegs excluſiv war und z. B. das angefochtene K in einem launigen Sonett gegen den bekannten Novellendichter Lasca herzhaft vertheidigte, ſeine „Austreibung der neuen in die toscaniſche Sprache eingeſchwärzten Buchſtaben", die er dem Meſſer Tommaſo Pighinuccio von Pietraſanta widmete. Er ſagt darin:

Vor kurzem kam mir ein Schreiben eines ſonſt ſehr ehrenwerthen Mannes zur Hand, der ſich nicht nur damit begnügt dem alten Toscana den Namen jener Sprache zu nehmen welche durch unſern Petrarca und Boccaccio zu ſo hohem Anſehen gebracht worden iſt, ſondern zur Schmach der Lateiner und aller Derjenigen welche ſich des lateiniſchen Alphabets bedienen ſelbſt das Papier mit neuerfundenen Lettern beklert. Da ſchien es mir denn nöthig zu zeigen wie ungereimt ein ſolches Beginnen iſt, damit Einige die ſich bereits durch die Autorität des Briefſtellers gewinnen ließen einſehen lernen wie er in dem einen Punkte gegen die Wahrheit verfehlt, gegen den Nutzen in dem andern.

Was er ſich vorgeſetzt entwickelt er mit Klarheit und in gedrängter Beweisführung, indem er zeigt wie das heutzutage im größten Theile Europas übliche lateiniſche Alphabet nicht nur den Vorzug der Einfachheit habe, ſondern auch dadurch ſich empfehle, daß man klar erkenne wie es vielmehr von der Natur ausgegangen als von der Kunſt; wie die neuen Buchſtaben dieſe Einfachheit zerſtören und man den Ausdruck der Nuancen des Tons lediglich der Intelligenz des Sprechenden und dem lebendigen Sprachgebrauch überlaſſen müſſe, indem man ein nie endendes Alphabet ſchaffen würde, wollte man ſie alle durch Zeichen angeben. Ueberdies führt er aus, ſolche Geſetze die mit dem innern Weſen einer Sprache ſich zu ſchaffen machen könnten nicht von einem Einzelnen ausgehen, und es ſei nicht geringe Vermeſſenheit Vorſchläge dieſer Art aufzuſtellen. Der Ton dieſer Erwiderung iſt theils ernſt, theils launig, wodurch ihre Wirkung erhöht wird. Einem Manne welcher ſeine Bekanntſchaft mit den Sprachgeſetzen ſo klar an den Tag legt mag man das Recht zugeſtehen ſich ſeine Muſter zu wählen wo er will, bei den Autoren wie in der lebendigen Rede. Er ſagt einmal bei anderm Anlaß:

In Allem was ich geſchrieben habe ich mich nie mit der ängſtlichen Befolgung der grammatiſchen Regeln der toscaniſchen Sprache viel gequält: ich habe mich mehr bemüht dem täglichen Sprachgebrauch zu folgen als den Beiſpielen des Petrarca und Boccaccio, indem es mir richtiger ſchien mich der gäng und gäbe Worte und Redeweiſen zu bedienen und, wie Horaz ſagt, im Curs befindliche Münzſorten auszugeben ſtatt der veralteten und abgenutzten, die weder Geltung mehr haben noch Gepräge. (Non i quattrini liſci o i San-Giovanni a ſedere — die abgegriffene Scheidemünze oder jene mit dem Stempel der republikaniſchen Zeiten.)

Es iſt charakteriſtiſch, daß nirgend in Firenzuola's Schriften, weder wo von ſprachlichen Dingen noch von Anderm die Rede iſt, Dante's Erwähnung geſchieht. Sowol die Richtung der Zeit wie die Eigenthümlichkeit des Mannes liefern die Erklärung. Firenzuola war in ſeinem Innern zu frivol um Dante zu lieben wie er geliebt werden muß: ſeine Zeit aber, welche den letzten Ausläufen des romantiſchen Epos entgegenſah, das, bevor es aufhörte die bezeichnende Ausdrucksweiſe einer literariſchen Richtung zu bilden, ganz in den Bereich chriſtlich-religiöſer Anſchauungen überging, nachdem das heidniſche Element dem chriſtlichen ſozuſagen den Rang ſtreitig gemacht hatte, ſeine Zeit hatte für das Verſtändniß Dante's nicht mehr das rechte Maß: Dante's großartig kühner und ſchaffender, den höchſten und ewigen Autoritäten aber willig ſich fügender Geiſt ward am wenigſten von einer Epoche begriffen deren Ueberzeugungen durch Skepſis wankend gemacht, deren Formen durch Nachahmungsſucht beſchränkt, deren Tendenzen ungleich mehr auf das Aeußerliche hingewandt waren denn auf das Innere. Die wiederholten Schwankungen in dem Studium Dante's laſſen ſich am leichteſten durch die

Richtungen der verschiedenen Epochen erklären, wenn nicht, wie es zum Theil in unserer Zeit der Fall, ein Modefieber sich einmischt und den äußern Erscheinungen eine wenn nicht eigentlich falsche, doch unnatürlich gesteigerte Färbung gibt.

Wie Firenzuola in Rom gelebt läßt sich nur aus sehr spärlichen Andeutungen entnehmen. An Gönnern und Freunden, hochstehend durch Geist und äußere Verhältnisse, scheint es ihm nicht gefehlt zu haben. Unter ihnen nennt er Benedetto Accolti, Erzbischof von Ravenna und nachmals Cardinal, welcher sein tyrannisches Walten in Ancona, wo er unter Clemens VII. mit fast unbeschränkter Gewalt herrschte, und die Unregelmäßigkeit seines Lebenswandels, wofür Paul III. ihn hart büßen ließ, durch staatsmännische Talente und elegante Gelehrsamkeit nicht vergessen machte; und Messer Claudio Tolomei von Siena, welcher durch seine Freundschaft mit Michel Angelo Buonarroti und mit Vittoria Colonna ebenso bekannt ist wie durch seine Verdienste um die literarischen Bestrebungen und durch seine politischen Händel. Es müßte hinzugefügt werden, daß Firenzuola weder in Rom noch in Florenz, noch wo er sonst verweilt, von den Geistlichen besonders günstige Begriffe erhielt, wäre nicht das Verspotten des Klerus wie der Mönche, namentlich bei den italienischen Novellisten von Boccaccio bis auf Casti, etwas ganz Herkömmliches.

Von den Geistlichen, besonders von denen die Beichte hören und mit niedergeschlagenen Augen Messe lesen und für unsere Seelen und die Angelegenheiten der Witwen Sorge tragen, Böses zu denken ist Sünde, geschweige Böses von ihnen zu sagen.

Und dann folgen schlimme Histörchen, eins nach dem andern. Die spöttische Laune unsers Autors aber ergießt sich über Anderes noch. Er erzählt:

In der Stadt Florenz lebte ein gewisser Zanebi, eins von den ehrlichen Menschenkindern die sich dem Crucifix von S.-Giovanni anempfehlen und dem von Chiarito und jenem von S.-Pier da Murrone, und welcher beinahe größeres Vertrauen in die Madonna von S.-Marco setzte als in die der Annunziata, aus dem trefflichen Grunde, weil sie älter und kunstloser gemalt sei und der Engel ein länglicheres Gesicht und die Taube glänzenderes Weiß habe, und was dergleichen Argumente mehr sind; ein frommer Mann der dem Prior von S.-Marco harte Schelte gab, weil er seine Madonna nicht verdeckt hatte, indem er behauptete, der vorgezogene Schleier habe jener, der Annunziata, wie dem heiligen Gürtel im Dom zu Prato ihre Reputation gegeben; ein Gerechter der häufig zur Beichte ging, am Sonnabend kein Fleisch aß, an jedem Festtage der Complet beiwohnte und streng hielt was er jenen Crucifixen versprach, dabei aber mit seinem Gelde so wohl zu wirthschaften wußte, daß es ihm zum mindesten 33⅓ Procent einbrachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erin. Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Märchen und Legenden, von K. v. K. Drittes bis fünftes Bändchen. Stuttgart, Cotta. 1848. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wir haben in Nr. 283—285 d. Bl. f. 1848 die beiden ersten Bände der vorliegenden Sammlung zur Anzeige gebracht, und schon dort die Erwartung ausgesprochen, daß wir an den folgenden Bänden mehr als an den beiden ersten zu loben finden würden. Wir finden uns in dieser Erwartung nicht getäuscht, und erblicken namentlich in dem ersten der drei neuen Bändchen eine so dankenswerthe Gabe, daß wir uns eine ausführlichere Besprechung desselben wol erlauben dürfen.

In der Vorrede zum ersten Bande seiner „Sagen und Märchen" verspricht uns der Herausgeber demselben noch zwei bis drei folgen zu lassen. Der Inhalt des ersten Bandes ist vollkommen geeignet den Wunsch hervorzurufen, daß die folgenden Bände recht bald erscheinen mögen.

Im vorliegenden ersten Bande erhalten wir 35 Sagen und Märchen, oder genauer zu reden, nur Sagen; diese Sagen aber sind von der größten Mannichfaltigkeit, und vermögen zusammen schon ein recht hübsches Bild vom irischen Volksthum mit allem seinem Aber- und Geisterglauben, mit seinem treuen Festhalten der alten Ueberlieferungen und seiner Empfänglichkeit für das Wunderbare, die an jedes alte Gemäuer, an jeden merkwürdigen Baum, an jede Quelle und jeden See sei es eine Helden- oder Heiligen- oder Gespenstergeschichte knüpft, und ihnen dadurch einen erhöhten Werth in den Augen des Volks verleiht. Wir werden im Folgenden uns mit dem Inhalte der mitgetheilten Sagen näher bekannt machen, und theilen sie um der leichtern Uebersicht halber in mehre Classen.

Die erste Classe bilden die Sagen aus Irlands heidnischer Vorzeit (Nr. 7—11 und 23); Heldensagen, in denen die beiden allbekannten Helden Fingal und Ossian (Fin Mac Cub und Osschin) gefeiert werden. Diese Sagen verrathen ihr hohes Alter auf den ersten Blick; wir haben mit einem Geschlechte zu thun gegen das die spätern Menschen nur schwache Zwerge sind; riesig wie die Helden selbst sind ihre Thaten, ist häufig auch die sie umgebende Natur. Die siebente und achte Sage erzählen auf verschiedene Weise wie Fin Mac Cub, ein armer unbekannter Knabe, den Lachs der Weisheit verspeist, und dadurch ein so berühmter Held geworden ist. In der ersten Sage läßt ein König, als er erfährt, daß in seinem Lande ein Knabe ist der viel berühmter als er selbst sein werde, alle Kinder umbringen (der Kindermord ist in die Sage wol nur durch den bethlehemitischen Kindermord hineingerathen). Fin's Mutter flieht mit ihrem achtjährigen Sohn, und trägt ihn bis ihr die Kräfte fehlen. Fin erbietet sich nun auch sie ein Stückchen Wegs zu tragen, wirft sie sich über die Achsel, und läuft so mit ihr über Steck und Stein, bis er zu seinem Schrecken inne wird, daß er nur noch die beiden Beine von seiner Mutter hat. Er verdingt sich bei einem Fischer; sie fangen die Forelle der Weisheit, und Fin bratet sie während der Fischer schläft; eine Brandblase läuft auf, er drückt sie mit dem Finger nieder, steckt den verbrannten Finger in den Mund, und ißt als er merkt, daß es der Fisch der Weisheit ist, die ganze Forelle auf. Den Fischer tödtet er; die Ueberreste der Forelle frißt ein Rabe, und daher sind die Raben klüger als alle übrigen Vögel. Die zweite Sage dagegen berichtet, wie Cormac, der König von Irland, nach dem Lachs der Weisheit sieht, ihn fängt, aber weil es ein abgemagerter, unscheinbarer Fisch ist, bei Seite wirft, wo er von dem müßig umherstreifenden Fin erwischt und verzehrt wird, in dem nun sogleich das Bild seiner ganzen künftigen Größe emporsteigt. In den folgenden drei Sagen werden uns Züge aus Fin's Leben berichtet, und Nr. 9 und 10 stimmen auch hier ihrem wesentlichsten Inhalte nach überein. Der Riese Usschin (Ossian) aus Schottland kommt nach Irland hinüber um sich mit Fin zu messen. Fin, der sich zu schwach gegen ihn fühlt, nimmt zur List seine Zuflucht: er legt sich in eine große Wiege, und läßt sich von seiner Frau zudecken. Der Riese kommt; die Frau bäckt eben Kuchen für den Jungen in der Wiege, hat aber eine eiserne Bratpfanne hineingebacken; sie setzt dem Riesen die Kuchen vor, der vor Schmerz aufschreit als er hineinbeißt. Dann heißt sie den Jungen aufstehen, damit er dem Riesen einige seiner Kunststücke vormache. Fin nimmt einen großen Stein und wirft ihn vor

einem Berg auf den andern, und das Zeichen von seinem Griff ist noch heute an „Fin Mac Cub's Fingerstein" zu sehen. Wie der Riese Das von dem angeblichen Knaben sieht, wird ihm angst und bange vor dem Vater, und er eilt wieder von Irland wegzukommen. Die folgende Sage vertauscht den Riesen Usschin mit dem riesigen König aus dem Morgenlande, und läßt dem von diesem ausgeschickten Kundschafter Dasselbe wie dem Usschin begegnen. Als er die Wohnung Fin's verlassen hat eilt ihm Fin voraus zu der Heerde, und als jener sich einen Bullen auswählt stellt er sich ihm als Fin's Knecht entgegen; Jeder faßt das Thier bei einem Horne, und im Nu reißen sie dasselbe vom Kopf bis zum Schwanz auseinander. Fin gibt ihm noch die Warnung mit auf den Weg nach dem Morgenlande zu eilen und seinem Herrn zu sagen, Fin Mac Cub's Knechtlein habe den Bullen mit ihm gehälftet. Der Erfolg ist derselbe. Die letzte Sage über Fin Mac Cub läßt denselben in gemüthlicher Ruhe auf einem Felsen sitzen und sein Pfeifchen rauchen. Ihm gegenüber setzt sich Brian Boru, der König von Munster (gest. 1014), erzählt ihm von der Schlacht zu Clontarf, und fodert ihn auf gegen die Riesen zu ziehen, die der Zauberer aus Norwegen zusammengebracht hat; doch fürchte er er werde ihn nicht wieder zu sehen bekommen. Fin aber antwortet, sein Schwert habe ihn noch nie im Stiche gelassen, und um zu zeigen was er damit ausrichten könne spaltet er mit einem Hiebe den Berg, sodaß der Riß noch jetzt zu sehen ist.

Die Sage von Osschin und dem Land der Jugend bildet den Uebergang zu den christlichen Sagen. Osschin, Fin's Sohn, macht eine Nacht hindurch bei einem Kornfelde, das verschiedene Nächte hintereinander auf räthselhafte Weise zertreten worden ist; er erblickt ein schönes, weißes Füllen, faßt es an der Mähne, und folgt ihm bis sie beide versinken; das Füllen verwandelt sich in eine schöne Jungfrau die ihn im Lande der Jugend willkommen heißt. Nach einiger Zeit erwacht in ihm wieder die Sehnsucht nach seinen alten Gefährten und seinem Geburtslande; die schöne Frau versichert ihm zwar, daß alle seine Kampfgenossen längst gestorben wären, da er 300 Jahre hier verweilt habe, verstattet ihm jedoch die Rückkehr nach der Oberwelt; nur solle er sich hüten vom Pferde zu steigen das ihn auf die Erde bringen wird, weil er sonst nicht wieder ins Land der Jugend zurückkehren dürfe, und sich mit drei Jahrhunderten von Altersschwäche beschwert finden würde. Als Osschin eben ins Land der Jugend zurückkehren will, nachdem er auf der Erde nur Unerfreuliches gesehen, sieht er einen Mann im Flusse der sich vergeblich müht einen Sack Korn der ihm vom Pferde geglitten ist wieder emporzubringen; da er vom Pferde aus den Sack nicht emporbringen kann, steigt Osschin vom Pferde, und sogleich verschwinden sowol sein Roß als auch der Mann mit dem Kornsacke, und Osschin sieht sich genöthigt auf der Erde zu bleiben. Der heilige Patrick stößt auf Osschin, bekehrt ihn nach langem Mühen zum Christenthume, und nimmt ihn in sein Haus auf. Einst wirft ihm des Heiligen Haushälterin seine im Verhältniß zu seiner Nützlichkeit starke Eßlust vor, und meint sein großer Haferkuchen, sein Ochsenviertel und sein Meskan Butter würde mehr als genug für einen bessern Mann sein. Da verheißt er ihr er wolle ihr ein Epheublatt zeigen breiter als ihr Kuchen, eine Ebereschenbeere größer als der Meskan, und das Bein einer Amsel größer als das Ochsenviertel; sie nennt ihn darauf einen Lügner, Osschin aber löst auf etwas wunderbare Weise sein Versprechen, stirbt aber bald nachher unwillig und lebensmüde.

Diese Sagen, so vielfach verändert sie auch im Munde des Volks schon durch die prosaische Einkleidung sein mögen, lassen doch deutlich erkennen, daß sie ihren Ursprung den alten Heldenliedern verdanken. Namentlich aus der Sage von Fin's Fingerstein und der von Osschin und dem Lande der Jugend würde es nicht schwer sein die alten Lieder wiederherzustellen; Stoff und Behandlung stimmen ganz zu den echten irischen Heldenliedern, wenn auch nicht zu Macpherson's Fälschungen.

Den alten Heldensagen mag sich auch noch die Sage von Goban Saer (Nr. 15), dem berühmten altirischen Baumeister, der im 6. Jahrhundert geblüht haben soll, und dem namentlich die Erfindung der Rundthürme zugeschrieben wird, anschließen. Goban Saer wollte seinem erwachsenen Sohne eine kluge Frau verschaffen; er schickte ihn einst mit einem Schaffelle zu Markte, mit dem Auftrage die Haut und ihren Kaufpreis zurückzubringen. Ein junges Mädchen verstand den Sinn der Worte, schabte die Wolle ab und gab die Haut zurück und den Kaufpreis obendrein. Dieses kluge Mädchen ward des Sohnes Frau, und rettete ihrem Schwiegervater und ihrem Manne das Leben. Goban Saer hatte als Baumeister auch im Auslande Ruf, und folgte der Einladung eines mächtigen Britenfürsten ihm ein Schloß zu bauen. Der Sohn begleitet den Vater, und die junge Frau gibt ihrem Manne zwei Rathschläge mit: er solle wenn sein alter Vater unterwegs müde würde ihm den Weg kürzer machen, und nie eine dritte Nacht in einem Hause bleiben ohne sich darin eine gute Freundin gemacht zu haben. Die erste Vorschrift erfüllt der Sohn, indem er seinem Vater Wundermärchen erzählt; die zweite, indem er am Hofe des Königs ein Liebesverständniß mit einem vornehmen Fräulein anknüpft. Als der Bau sich dem Ende nahte theilt das Fräulein ihrem Geliebten mit wie der König beschlossen habe die beiden Baumeister umzubringen, damit sie andern Fürsten nicht ebenso schöne Schlösser erbauen könnten. Da geht der Alte zum König und meldet ihm, daß zur Vollendung des Baus noch ein wichtiges Werkzeug fehle das er zu Hause gelassen habe, und das er nur den sichersten Händen anvertrauen will. Da der König die Baumeister nicht ziehen lassen will, so wird der älteste Prinz abgeschickt um das Werkzeug zu holen, aus dessen Namen die junge Frau schon die Lage der Dinge erräth. Sie hält daher den Prinzen gefangen bis Goban Saer und dessen Sohn nach Hause kommen.

An die Heldensagen schließen wir die Legenden an, die natürlich bei einem so frommen und zugleich so wundergläubigen Volke wie die Iren sind eine große Rolle spielen. Der Schutzheilige Irlands, St.-Patrick, die Heiligen Columbkill (St.-Columbanus) und St.-Kevin dürfen hier natürlich nicht fehlen. Von St.-Patrick wird berichtet (Nr. 24) wie er eine Hexe, die Nachts vor ihrer Höhle im Walde eine Kerze aufstellt, bei deren Anblick Jeder zu Boden fällt und stirbt, austreibt und auf eine Insel bannt, wie er dann den ganzen Wald verbrennt und seinen eichenen Stab in die Erde steckt, worauf schon am nächsten Morgen ein großer dicker alter Baum dasteht, die noch jetzt vorhandene St.-Patrick's-Eiche, und neben demselben aus seiner Fußstapfe ein Brünnlein springt. Vom heiligen Columbkill wird gemeldet (Nr. 4), daß einst in seiner Abwesenheit ein Druide in seine Wohnung oder Steinhöhle einzieht, der dem Vieh Nachts Blut abläßt und Würste daraus macht. Der König läßt den vermeinten Heiligen einladen zum Gastmahl; er weigert sich zu kommen, wofern er nicht einen guten Rindslendenbraten erhalten kann. Der ist aber aus leicht denkbaren Gründen nicht zu haben; nur eine alte Frau hat noch eine fette Ferse, die vom Königssohn gestohlen wird. Als Klage darüber erhoben wird befiehlt der König im Zorne den Prinzen hinauszuwerfen; der Prinz, vom Gemäuer heruntergestürzt, wird für todt gehalten. Da kommt der heilige Columbkill zurück, der Betrug wird entdeckt und der Betrüger gestraft.

Vom heiligen Kevin wird erzählt, daß er aus königlichem Geblüte und das schönste Kind gewesen sei das je in Irland auf die Welt kam, so schön, daß ein Engel vom Himmel stieg und ihn taufte. Er lernte schnell Lateinisch und ward sehr fromm; einst besuchte er seinen Vetter, den König, der vor Alter abgestumpft war; auf die Frage wie er seine Zeit zubringt antwortet der König, sein einzig Vergnügen wäre seinen Gänsen zuzusehen; aber leider könne sein alter Gänserich, der sonst immer an allen den Bergen herumzufliegen pflegte, nicht mehr fliegen. Kevin verspricht den Gänserich wieder

fliegen zu lassen, und der König verheißt ihm dafür den ganzen Boden den er umfliegt. Da umfliegt der Gänserich das ganze Thal, und Kevin baute dort seine schönen Kirchen und seinen Rundthurm. Einst, heißt es weiter vom heiligen Kevin, begegnet er einem Pferdedieb mit einem schönen gestohlenen Füllen; als sich der Pferdedieb verschwört, „er wolle sein Lebtage nicht mehr vom Fleck wegkommen, wenn er das Füllen nicht ehrlich erworben", verurtheilt ihn der Heilige augenblicklich zu sterben; der Dieb aber bittet um die Gnade, daß ein Loch in seinem Grabsteine bleibe, damit er wenn ein Roß oder eine Kuh vorbeiläuft wenigstens mit dem Arme nach ihnen hinausfahren könne. Ein vornehmes Fräulein mit Namen Kathlin hatte sich in St.-Kevin verliebt, und besuchte ihn oft; ja, als er um ihr zu entgehen seine Wohnung in einem unzugänglichen Felsenbett aufschlägt, sucht sie ihn auch dort auf, wird aber von ihm die steile Felsenwand hinuntergestürzt. Man hat von ihr Nichts weiter gehört.

Fast ergötzlich ist die Geschichte von der schönen Heiligen Latirin, welche wenn sie ihr Mittagsessen kochen will Feuer aus der Esse des Schmieds holt, das sie stets in ihrem Rocke nach Hause trägt ohne je die Kleider zu verbrennen. Sie weiß nicht, daß sie schön ist; als nun eines Tags der Schmied zu ihr sagt: „Ihr habt doch ein paar wunderschöne Beine", und sie hinsehen will ob es wahr ist, fangen ihre Kleider an lichterloh zu brennen. Da wünscht die Heilige es möge dort kein Schmied mehr wohnen, und seitdem hat nie ein Schmied sich dort behaupten können.

Geister- und Gespenstersagen sind am reichsten im Buche vertreten, und die heidnischen Elfen und Kobolde spielen darin eine ebenso große Rolle als der christliche Teufel, der oft die Stelle der ersten eingenommen hat. Die Elfen erscheinen auch hier theils als gutartig, theils als böse und schadenfroh. Die gute Elfe Clina (Nr. 2), unter deren besonderm Schutz die Landleute stehen, entführt den jungen Edeln Fitz-Gerald. Seine Geliebte, Ellen O'Brien, wandert aus um ihn zu suchen, und als sie erfährt, daß ihn Clina geraubt, wendet sie sich mit begeisterten Bitten an Clina, und erlangt von der guten Elfe die Freilassung ihres Geliebten. Ein Elfe, berichtet eine andere Sage (Nr. 6), war der Schützer eines Quells im Killarneythale. Jedes junge Mädchen des Dorfes sollte nach seinem Willen allabendlich nach Sonnenuntergang dorthin gehen, den schweren Stein, den aber jede Frauenhand leicht wegrücken konnte, von der Quelle wälzen und für den morgenden Tag Wasser holen; keine sollte aber vergessen den Stein wieder an seinen Ort zu rücken; denn beschiene je die Morgensonne die Quellflut, so würde dem ganzen Thale Verderben drohen. Die unglücklich liebende Norah vergißt es nach einer Zusammenkunft mit ihrem Geliebten den Stein überzuwälzen; der Quell wird zum reißenden Strome, und begräbt Dorf und Thal unter seinen Fluten; daher der Killarneysee.

Zwei Sagen (Nr. 18 und 33) behandeln die beide mal mislungene Entführung junger Mädchen durch Elfen; die Entführung gelingt, wenn das Mädchen, dessen Nase sie mit einem Strohhalme kitzeln, drei mal niest und Niemand „Gott helf'!" sagt. In der ersten der beiden Sagen kommt ein armer Holzbechermacher unter eine Schar Elfen, und als diese rufen: „Wo ist mein Pferd?" und jedem sich sogleich ein schönes Pferd darbietet, ruft er Dasselbe; ein Bullenkalb fährt ihm sogleich zwischen die Beine, und er macht nun den Ritt mit den Elfen mit. Sie reiten zu einer Hochzeit auf einem Meierhofe. Der Holzbechermacher bekommt seinen Sitz auf dem Querbalken gerade über der Tafel; er sagt: „Gott helf' dir!" als die Braut zum dritten male niest, und erhält zum Dank dafür von dem erzürnten Elfenhauptmann einen harten Stoß vor den Hintern, daß er vom Querbalken auffleg, sich den Kopf an der Decke auffließ, und dann mit sammt seinen Holzbechern auf die Tafel herunterplumpte. Die Lichter löschen aus, Flaschen und Kannen werden umgeworfen, Alles geräth in die größte Verwirrung; der Pfarrer geräth mit dem Holzbechermacher zusammen, und Beide kugeln auf der Erde herum, bis der Pfarrer eine Kanne siedend heißen Punsches ergreift und ihn dem Holzbechermacher ins Gesicht gießt. Nun erst klärt sich die Geschichte auf, und der arme Holzbechermacher wird nun gehegt und geküßt, und jeder seiner Becher ihm mit einem Goldstück abgekauft; Alles gedieh ihm zum Glück, er kaufte sich ein Gütchen, und heirathete der Braut Schwester. Das Märchen von der Wehmutter und den Elfen behandelt ziemlich denselben Stoff. Die Wehmutter ist zu einer Entbindung bei Elfen geholt worden; sie hat etwas Elfensalbe ins rechte Auge bekommen, und dadurch die Fähigkeit erhalten den Elfentrug zu durchschauen. Sie vereitelt ebenso wie der Holzbechermacher die Entführung eines Mädchens, und dafür schlägt ihr der Elf das rechte Auge aus.

Auch der englische Puck, irisch Puka, fehlt nicht (Nr. 25); es erscheint als unfugtreibendes boshaftes Nachtgespenst, das verspäteten Wanderern als Klepper zwischen die Beine zu fahren und mit ihnen durch Dick und Dünn, über Steck und Stein zu setzen pflegt, und den gezwungenen Reiter auf jämmerliche Weise zurichtet. Ein fleißiger Landwirth Tim Dorney hat Marschland urbar gemacht, und dadurch den Puka aus seinem Wohnsitz aufgestört; der Puka lauert ihm eines Nachts auf und spielt ihm übel mit. Tim rächt sich, indem er das nächstemal mit Radsporen und einer am Stil mit Blei ausgegossenen Peitsche erscheint, und nun den Puka gar übel zurichtet und bändigt. Mehre Jahre hat er nun Ruhe; endlich aber rächt sich der Puka doch wieder, indem er Tim's Pferde in den Abgrund stürzt, das Unglück sucht Tim auch auf andere Weise heim, und er muß endlich die Pachtung verlassen.

Der Teufelssagen sind namentlich drei, die von Dherro Dhirlha (Nr. 5), vom Teufel als Naglergesell (Nr. 30) und die von den Krautköpfen (Nr. 3). Graf Garrett Fitzgerald, genannt Dherro Dhirlha, verpfändet sich dem Teufel. Wenn er die ihm verliehenen geheimen Kräfte Andern zeigt, und diese darüber Geschrei erheben, so soll er verzaubert bleiben, und alle sieben Jahre auf seinem weißen Rosse einen Sprung machen, so lange bis der Goldstoff von des Pferdes silbernen Hufen sich abgerieben haben wird. Der Graf gibt seiner Gemahlin Proben seiner Macht; als er sich selbst das Haupt mit einem Beile abhaut schreit sie auf; seitdem ist der Graf verzaubert, und erscheint alle sieben Jahre einmal auf seinem weißen Rosse. In der zweiten Sage verdingt sich der Teufel als Naglergesell bei einem liederlichen Nagler unter der Bedingung, daß er sogleich Bezahlung erhält, sowie kein Eisen mehr für ihn zu verarbeiten ist, widrigenfalls den Nagler der Teufel holen solle. In wenigen Stunden ist alles Eisen aufgearbeitet; der Teufel fodert seinen Lohn, der Meister kann nicht zahlen, rettet sich aber indem er dem Teufel die Sibel entgegenhält. Die dritte Sage erzählt wie zwei junge Mädchen zwei Krautköpfe aus dem Garten holen, und nachdem sie den Estrich gefegt und den Herd geröthelt, dieselben über der Thüre in des Gottseibeiuns Namen aufhängen; wer die Thüre aufmachte und den Krautkopf wegnahm, sollte den Mann Derjenigen geben der der Kopf gehörte. Die Nacht war sternenhell; auf einmal wird der Himmel rabenschwarz, der Wind heult und der Donner rollt; mit einem male wird die Thüre aus den Angeln gerissen, und ein großer schwarzer Mann erscheint, nimmt den einen Krautkopf weg, und gibt dem andern einen Stoß, daß er an den Querbalken hinauffuhr, und verschwindet dann in einem gewaltigen Wetterschlag. Drei Monate nachher lag das Mädchen, deren Krautkopf der Teufel genommen, begraben.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 270. —— 10. November 1849.

Agnolo Firenzuola.

(Fortſetzung aus Nr. 269.)

Bei den Spötteleien der Italiener über religiöſe oder mit Religiöſem zuſammenhängende Gegenſtände kann man ſich nie der Beſorgniß erwehren, daß ſie mit dem Aberglauben auch den Glauben über Bord werfen. Satire findet ſich genug bei Firenzuola, aber nicht eine einzige erhebende Betrachtung, und wenn er von den ſchweren Leiden ſeiner Krankheit redet, ſo heißt es: „Mit eigenen Händen würde ich gern mein Leben nehmen, wenn nicht die Furcht vor dem Jüngſten Gericht in andern Willen den vielleicht beſſern Willen verkehrte.“ Und dabei muß er geſtehen, daß er dem Uebermaß ſeiner eigenen unordentlichen Gelüſte die Krankheit beizumeſſen hat.

Die Geſundheit fand er in Prato wieder, wohin er, wie geſagt, als Abt von Vajano ging, als er ſah daß er in Rom ſeine Zeit verlor. Er wird nicht müde in den Schriften ſeiner ſpätern Jahre dieſe toscaniſche Stadt und das Leben in derſelben und ihre Bewohner zu preiſen. Am Ufer des Biſencio, wo der in der heißen Jahrszeit unbedeutende, im Winter reißende und gefährliche Fluß aus dem Apennin hervortritt um nach kurzem Lauf durch die Ebene in den Arno zu fallen, liegt die Stadt ſozuſagen am Fuße der Berge, deren mächtige Kette auf der einen Seite ſich hinzieht, während auf der andern die ſchöne und fruchtbare, gartenähnlich angebaute Ebene von Piſtoja ſich erſtreckt, inmitten des reichſten, ergiebigſten, fleißigſten Theils Toscanas. Wol mochte Firenzuola von den duftenden Blumen und Laub ſeines ſüßen Prato reden, einer der ſchönſten und anmuthigſten unter den toscaniſchen Ortſchaften, und von der reizenden Nymphe am Biſencio. Pratos ſchöne und edle Frauen fanden an ihm einen unermüdeten Lobredner: ihnen widmete er ſeine „Ragionamenti d'amore“ und ſeine „Discorsi degli animali“; an Einzelne derſelben richtete er Dichtungen, Sonette wie Capitel. So an Madonna Clemenza Buonamici: „Frau vor den andern Frauen weiſe und ehrbar“, einer Familie angehörend welche im darauf folgenden Jahrhundert mit der des Galilei ſich verſchwägerte und heute noch blüht; an Madonna Clemenza Roca, welcher er ſein Klagelied über einen in Neapel vorgekommenen Todesfall ſandte, und Andere, nicht zu gedenken der edeln Damen anderer Städte, wie der Florentinerin Lucrezia Tornabuoni, der Dada Buonviſi aus Lucca u. A. Eine Bewohnerin Pratos war es zu deren Lob ſeine Leier in rime amorose erklang: Selvaggia hieß ſie oder ward ſie von ihm genannt, wie Cino's da Piſtoja Geliebte, und wenn ſie nicht berühmt geworden iſt wie Beatrice und Laura, nicht einmal wie die Fiammetta Boccaccio's, ſo iſt der Grund in Firenzuola's geringern Dichtergaben zu ſuchen, indem ſeine Poeſien weder durch Neuheit noch Schwung der Gedanken und Empfindungen anziehen, noch durch die Anmuth und Harmonie der Form feſſeln. Bisweilen läßt die Sache ſich ziemlich proſaiſch an. Er ſagt einmal:

Daß ich dich liebe iſt dir längſt klar; daß ich dich lobe bezeugen Feder und Papier; daß ich dich anbete ſieht ganz Prato. Daß ich aber nicht wie ich ehemals that an deiner Thüre bei Tage erſcheine mit dir zu plaudern daran iſt nicht ein erkaltetes Herz ſchuld, ſondern der Neid des Einen und des Andern.

Und ein anderes mal treffen wir wieder auf das herkömmliche ſpirto gentil und den celeste splendore d'onestade und die sante virtù und die alma beltade und das ganze herkömmliche Regiſter der tauſend mal vernommenen Liebesworte und Epitheta.

Die vielen an Leute des Orts gerichteten Gedichte zeigen wie freundſchaftlich ſeine Verhältniſſe in dem von ihm gewählten Aufenthaltsorte waren. Der Frauen Tugend, Geiſt und Schönheit fanden in ihm auch außerhalb ſeiner nähern Umgebung und ſeiner Zeit ſtets einen aufrichtigen Bewunderer. Nachdem er einmal von den glänzenden Beiſpielen griechiſcher und römiſcher Vorzeit geredet, kommt er auf näherliegende Epochen und nennt in bunter Reihe die heilige Katharina von Siena, Iſotta Novarola von Verona, Batiſta Malateſta, die Gemahlin Federigo's von Monteſeltro, des tapfern Herzogs von Urbino, Aleſſandra Scala, die Tochter des florentiniſchen Staatsſchreibers und Hiſtorikers. Er ſagt:

Wenn Cicero heute zu uns käme und die Eleganz der Briefe der Jungfrau Iſotta da Gambara ſähe, ſo würde er ſich nicht ſcheuen ſie als ſeine eigenen Werke anzuerkennen. Und ich kenne Sonette der Schweſter derſelben, Veronica, Herrin von Coreggio, welche würdig wären in der Sammlung jener des Petrarca, und zwar keineswegs als die minder ſchönen, zu ſtehen. Wer Madonna Vittoria Colonna, die berühmte Marcheſana von Peſcara, oder die verſtändige Signora Felice della Rovera, oder die anmuthige Jungfrau Signora Trivulzio, oder die drei Töchter des Grafen Matteo Maria Bojardo über die Geheimniſſe der Natur und was immer es ſein möge, reden hören wollte, würde aus ihrem Munde nicht minder Lebens-

werthes vernehmen als aus dem vieler Männer die sich auf ihr Wissen Etwas zugute thun. Und Madonna Onorata Pecci aus Siena redet, wie mir berichtet worden, so kenntnißvoll über die verborgensten Dinge in der Philosophie, daß sie den gebildetsten Geistern jener Stadt gleichen Genuß bereitet wie Bewunderung weckt.

So schrieb Firenzuola, damals noch in Rom, im Februar 1525.

Welches die politische Ansicht unsers Autors war ergibt sich schon aus den Eingangs angeführten Worten, die seine Anhänglichkeit an die Mediceer ausdrücken. In ihr war er aufgewachsen, ihr blieb er treu. Seine spätern Briefe und Schriften sind nach den Regierungsjahren Cosimo's datirt, des „vortrefflichsten und verdienstvollen Herzogs von Florenz". Die Taufe des Prinzen Francesco, welcher als zweiter Großherzog den schlimmen Richtungen seines Vaters treu blieb ohne dessen Talent und große Staatsklugheit zu theilen, feierte er am 1. Aug. 1542 durch ein keineswegs vortreffliches Sonett. Und in einer poetischen Erzählung, welche von einem in Neapel vorgefallenen tragischen Ereigniß berichtet, von dem Tode eines Jünglings der bei einem Liebesabenteuer von den Scharwächtern auf der Leiter betroffen und nach den strengen Gesetzen Pietro di Toledo's gerichtet ward, preist er „diesen Herrn der für den großen Karl V. das herrliche Reich verwaltet, in völligem Frieden und zu Aller Genugthuung", und dessen „schöne Tochter, Etruriens Ehre", Eleonore, die Gemahlin Cosimo's de' Medici. Aber während er den Vicekönig, welcher in Neapel ein so erbarmungsloses Regiment führte und durch die Hinrichtung Tausender dennoch Sicherheit und Eintracht in dem entsetzlich verwilderten Lande nicht dauernd herzustellen vermochte, wegen seiner festen Hand im Allgemeinen rühmt, kann er in dem concreten Falle die Härte des Urtheils nicht ungerügt lassen, worauf die zu gedehnte aber keineswegs uninteressante, noch zur Kenntniß der Zustände unwichtige Erzählung sich gründet.

(Der Beschluß folgt.)

Erin. Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen ꝛc. Von K. v. K. Drittes bis fünftes Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 269.)

Haben wir schon oben von einem Druiden gelesen, der den Kühen das Blut abzapft, so findet sich etwas Aehnliches in Nr. 17, wo eine Hexe in Gestalt eines Hasen Nachts die Kühe melkt, bis sie von einem Hunde erwischt wird, und an den erhaltenen Bissen stirbt. An die dämonischen Geister möchte sich noch der Todesverkünder (Nr. 31) anschließen, ein Gespenst das auf dem Kirchhofe Personen deren Angehörige dort begraben liegen erscheint, Männern als Jungfrau, Jungfrauen als Mann, sie bezaubert und ihnen das Versprechen abnimmt an demselben Tage über einen Monat wieder an dem Orte zu erscheinen, ein Versprechen das mit einem Kuß besiegelt wird. Gleich nach dem Kusse erhält der oder die Bezauberte die Besinnung wieder, verfällt in Verzweiflung, Wahnsinn oder Krankheit, und wird an dem Tage der verabredeten Zusammenkunft begraben.

Auch Gespenster anderer Art fehlen nicht. Wandelnde Beine (Nr. 1), deren Eigenthümer einst von einem Nebenbuhler in der Liebe ermordet und zerstückelt worden war, und die abgesondert vom übrigen Körper begraben worden waren. Die wandelnden Beine hatten den Mörder überall verfolgt, bis er starb, und wandeln seitdem noch von Zeit zu Zeit nach dem Orte, wo der übrige Körper begraben liegt. Wir finden ferner, wie oft auch in Deutschland, einen Reiter ohne Kopf (Nr. 26), der einst als Schuhmacher die Veste Shanacloch an die Feinde verrathen hat, zum Dank dafür aber von diesen enthauptet wurde, und nun allnächtlich ohne Kopf um das Schloß reiten muß. Auch das Irrlicht wird als Gespenst angesehen (Nr. 16). Hans, heißt es in dieser Sage, ein Mensch von grober, mürrischer Gemüthsart, der an Gott nicht dachte, kehrte eines Abends von einem Jahrmarkt nach Hause; da wo er eben einem reißenden Bache an einer Furt sich näherte, vernimmt er ein Aechzen und Flehen eines hochbetagten Mannes mit weißem Bart, der ihn bittet ihn unter Obdach zu bringen. Der Bauer fühlt Mitleid, wickelt den armen Greis in seinen Oberrock, setzt ihn auf den Sattel, sich selbst hintenauf, und hält ihn so bis sie nach Hause kommen. Zu Hause erhält der Fremde Speise und Trank und ein warmes Lager. Gegen Morgen weckt Hans ein Lichtschein auf; als er aus dem Bette springt erblickt er einen Jüngling von himmlischer Schönheit in weißen Gewändern, der ihm dankt und ihm drei Wünsche gewährt. Hans wünscht, daß Jedem der seinen Feigenmaulbeerbaum um ihn zu berauben anrührt die Hand am Baume festklebe, bis er ihn losläßt; daß Jeder der in seinem Armstuhl sitzt nicht ohne seine Erlaubniß soll aufstehen können; daß Jeder der die Hand in sein Wandkästchen steckt sie darin behalten muß, so lange er es haben wolle. Der Engel seufzt als er die drei Wünsche hört; Hans wird von Stund an von der Hoffnung auf den Himmel ausgeschlossen, aber des Engels Segen bleibt bei seinem Hause, und Alles gedeiht ihm wohl. Zwanzig Jahre danach kommt ein Abgesandter des Teufels um Hans zu holen, setzt sich in den Stuhl, und wird mit dem Dreschflegel regalirt; ein zweiter erleidet durch den Wandkasten dasselbe Schicksal, und dem Teufel selbst geht es mit dem Baume nicht besser; er muß versprechen Hans auch nicht einmal in die Hölle hineinzulassen. Als nun Hans stirbt und weder in die Hölle noch in den Himmel kommen kann, muß er des Nachts mit der Laterne auf der Erde umherwandeln bis zum Jüngsten Gericht. Daß wir hier die deutsche Sage vom Schmied zu Jüterbogk, die schon der „Teutsch-Franzes" Irmer in seinen Gedichten behandelt hat, mit geringen Abänderungen vor uns haben, braucht wol nicht erst erinnert zu werden.

Wir kommen nun zu den Localsagen über die Entstehung von Gebäuden, Brücken, Seen und andern Natur- und Kunstgegenständen, dergleichen wir schon einige unter andern Rubriken angeführt haben. Solche sind: der Schloßbau zu Ballinkarrig (Nr. 28). Einem armen Bauer träumt, daß er auf die Thomondbrücke zu Limerik gehen, und dort auf den ersten Kriegsmann warten müsse der vorbeigehen werde. Er stellt sich ein, ein Kriegsmann kommt und fragt ihn, wo ein gewisser Ort Creise na Eirigh liege, fügt auch hinzu, daß dort unter einem Weißdorn ein großer Schatz vergraben sei. Der Bauer, der an dem Orte zu Hause ist, gibt vor es nicht zu wissen, gräbt unter dem Weißdorn nach, findet den Schatz, und baut damit das Schloß. — Der Fräuleinthurm (Nr. 12). Ein Ritter verläßt seine Braut um in die Ferne auf Abenteuer zu gehen; er verspricht binnen Jahr und Tag zurück zu sein, und eine weiße Fahne auf dem Schiffe flattern zu lassen, wenn er glücklich heimkehre, sonst werde das Schiff eine blutrothe Fahne tragen. Das Fräulein läßt sich einen Thurm bauen, um von da aus auf die See zu schauen; als der Ritter den Thurm erschaut hält er ihn für ein Zeichen, daß die Feinde ins Land gebrochen sind, und befiehlt im Zorne die blutrothe Fahne aufzuziehen, bei deren Anblick das Fräulein vom Thurm bewußtlos herabstürzt. — Die Bettelmannsbrücke (Nr. 27). Ein alter Bettler sitzt lange Jahre an einer Furt des Nore; nach seinem Tode findet sich theils in seiner Nachtmütze, theils unter einem Steine ein bedeutender Schatz vor, von dem die Bettelmannsbrücke erbaut wird. — Der Mönchssee in Tipperary (Nr. 22). Ein Mönch bannt ein verheerendes Ungethüm von Schlange

in die Tiefe des Sees, der davon so tief ist, daß ein Senkblei mit einer Schnur von 100 Ellen den Grund nicht erreicht. Dazu kommen zwei Sagen vom Untergange großer Städte, so Alt-Mullingars durch eine Fee, die sich aus Connaught einen See bergt, und ihn in das Thal versetzt, wo jetzt der Ulbsee liegt (Nr. 13), und von einer großen Stadt die einst an der Mündung des Shannon lag, und noch jetzt alle 100 Jahre sich einmal über dem Wasser zeigt (Nr. 29).

Wir übergehen einige der uns minder bedeutend scheinenden Sagen und erwähnen nur noch „Der gesegnete Torf", über welche wir noch Etwas näher berichten wollen, da sie den Beweis liefert, welchen ungeheuern und überwältigenden Einfluß der Aberglaube noch auf das irische Volk ausübt. Eines Abends im J. 1833 steigt eilig ein Reiter an Rory O'Roucke's Thür ab, fragt ob sie „den gesegneten Torf" schon erhalten haben, zum Schutze gegen Feuer und Schwefel, die in der Königin-Grafschaft vom Himmel regnen, und gegen die sie sich nur schützen können wenn sie den Torf brennend erhalten und an drei Häusern abgeben. Sogleich macht sich Rory und seine Frau auf den Weg um drei Häuser zu suchen welche noch keinen Torf erhalten haben. Draußen liefen alsbald aller Orten Leute umher mit einem Torfbrocken in den Händen den sie von Zeit zu Zeit anbliesen. In kurzer Zeit gerieth auf diese Weise die ganze Grafschaft in Aufruhr und Bewegung; wer die Sache angestiftet, ob Zufall oder Absicht dabei mitgespielt hat, ist nicht in Erfahrung zu bringen gewesen, indessen auch ziemlich gleichgültig der dadurch bewiesenen Thatsache gegenüber, daß bei dem Irländer der Verstand bisher nur noch wenig Einfluß auf seine Handlungen gewonnen hat.

Die Sagen, deren Inhalt wir hier kurz angedeutet haben, sind durchweg in angemessener und volksthümlicher Weise erzählt, und derselbe Fleiß den wir schon bei der Uebertragung der beiden ersten Bände zu rühmen hatten ist auch hier angewandt worden. Die Aufgabe war aber hier, wo es sich namentlich um das Wiedergeben des Volkstons handelt, ohne daß dabei der irisch-nationale Charakter verloren geht, um Vieles schwieriger als dort. Eine Anzahl geschichtlicher, sprach- und sacherläuternder Anmerkungen verleiht dem Buche noch mehr Werth, und wir fügen nur noch die Bitte an den Herausgeber: sich durch die auf S. VIII geäußerten Bedenken nicht abhalten zu lassen, auch ferner mit seinen durchaus sachgemäßen Erläuterungen fortzufahren.

Kürzer können und müssen wir uns bei dem vierten und fünften Bande der Sammlung fassen, welcher den Roman von Gerald Griffin „Die Schulfreunde" enthält. Es ist zu verwundern, daß ein so trefflicher Roman wie der vorliegende so lange der Uebersetzungslust unserer deutschen Uebersetzer entgangen ist, die doch selbst das Mittelmäßige nicht so leicht zu übersehen pflegt. „Die Schulfreunde" sind ein echt irischer Roman, mit vortrefflichen Schilderungen irischer Sitten, irischer Denkungsart, irischen Aberglaubens und irischer Natur; ein Roman mit vortrefflicher Charakterschilderung, in welchem namentlich der Charakter der Hauptperson sich mit einer so naturwahren Folgerichtigkeit entwickelt, daß der Leser, nachdem er die bedingenden Verhältnisse kennen gelernt hat, den Weg den dieser Charakter einschlagen wird beständig voraussieht, ohne darum das Interesse daran zu verlieren; ein Roman endlich sich an Handlung, wo aber die Handlung nicht etwas Willkürliches, Zufälliges, mit den Haaren Herbeigezogenes, sondern aus den Charakteren und Situationen sich naturgemäß Entwickelndes ist. Der Leser wird hier nicht, wie leider bei so vielen Romanen, Gelegenheit finden sich die Frage vorzulegen: warum ist Das oder Das, was doch hier am nächsten lag, nicht geschehen? ohne eine andere Antwort auf dieselbe zu finden als die: Weil dann der Faden abgeschnitten und kein Roman entstanden wäre.

Daß der Roman auch Mängel hat wollen wir nicht verhehlen. In seinem Eifer die Seelenzustände seiner Personen klar darzulegen und daraus die Handlungen derselben zu folgern ist der Verf. mitunter zu weit gegangen, und hat uns Selbstgespräche und Zwiegespräche von solcher Länge und Breite gegeben, daß, sogar ganz abgesehen von der leicht erschöpften Geduld der gewöhnlichen Leser, auch die der verständigen öfters auf eine etwas harte Probe gestellt wird. Auch verkennen wir nicht, daß der Verf. oft bei Nebenumständen zu lange verweilt, und gar Vieles in die Handlung verflicht was aus derselben recht gut hätte wegbleiben können, und dessen Entfernung ihren Gang nur rascher machen würde. Zum Theil möchten wir indessen auch diese Auswüchse nicht entbehren, da sie vortreffliche Beiträge zur Charakterisirung der Iren überhaupt liefern, und den der irischen Eigenthümlichkeiten unkundigen Leser in der angenehmsten Weise mit irischen Zuständen und irischer Sinnesweise bekannt machen.

Der Inhalt des Romans ist mit Hinweglassung aller Nebenhandlung folgender: Ein junger Mann von Stande und Vermögen verheirathet sich heimlich mit einem Mädchen aus niederm Stande, das Schönheit und Herzensgüte in reichem Maße, aber ohne die dem Stande ihres Mannes entsprechende Geistesbildung besitzt. Im Feuer der Leidenschaft reicht er ihr seine Hand und entführt sie aus dem älterlichen Hause. Eitelkeit und Eigenliebe rathen ihm zur Verheimlichung. Der Besitz und die Erkenntniß ihrer Mängel vermindern allmälig seine Liebe; das Verheimlichen ist ihm drückend, und doch hält die Scheu vor seiner geliebten und zugleich fast gefürchteten Mutter ihn ab ihr das Geheimniß zu offenbaren. Da lernt er ein junges hochgebildetes Mädchen aus guter Familie kennen; die Vergleichung mit ihr drückt den Werth seiner Gattin noch tiefer herab. Er liebt sie bereits ohne es sich einzugestehen; die Nachricht die er von seiner Mutter erhält, daß sie ihn wiederliebt, ruft den heftigsten Kampf in ihm hervor. Er will ehrlich sein, entdeckt seiner Mutter, die das neue Verhältniß begünstigt, daß er sein Wort schon einer Andern gegeben; er wagt es nicht ihr die ganze Wahrheit zu sagen. Er vermag ihrem Zorn, nicht ihrer Liebe zu widerstehen, ihr Rath seiner frühern Liebe untreu zu werden und die glänzendere Verbindung nicht von der Hand zu weisen siegt, und er beschließt der Geliebten die Gattin zu opfern. Der Abscheu mit dem er diesen Gedanken, als er ihm zuerst von seinem mit treuer aber sklavischer Liebe an ihm hängenden Diener ausgesprochen wird, verfolgt; das allmälige Vertrautwerden mit diesem Gedanken, bis er zuletzt selbst dem Diener den Auftrag gibt ihn von ihr zu befreien, jedoch ohne ihr Leben anzutasten — ein Befehl den der Diener nicht nach dem Wortlaute, sondern nach der Deutung die er ihm gibt vollstrecken zu müssen glaubt, denn die Unglückliche wird ertränkt; die Gewissensbisse; die Angst vor der Entdeckung, der Strafe und der damit verbundenen Schande; die Qual welche die Verstellung diesem leidenschaftlichen, zur Verstellung nicht geschaffenen Gemüthe auferlegt; die daraus hervorgehende Verstimmung mit gelegentlichen Ausbrüchen von Zorn und übler Laune, abwechselnd mit Augenblicken übertriebener Fröhlichkeit: dies Alles ist vortrefflich gezeichnet. Der Vorabend der Hochzeit ist gekommen, die Gäste sind versammelt, Alles in lärmender Freude: da wird der Bräutigam plötzlich verhaftet, und bekennt noch in aller Gäste Gegenwart seine Schuld. Lebenslängliche Verbannung nach Englands überseeischen Colonien ist sein Urtheil; der barmherzige Tod rafft ihn hinweg, ehe er das Land seiner Verbannung erblickt.

Als Gegenstück zu Hardreß Cregan — Dies ist der Name des Verbrechers — ist in dem Buche sein Freund Kyrle Daly hingestellt. Jener von der Natur körperlich und geistig verschwenderisch ausgestattet, Dieser durch Beharrlichkeit und Aufmerksamkeit sich selbst erringend was Jener von der Natur besitzt; Jener den augenblicklichen Eingebungen seiner Phantasie und seiner Leidenschaft folgend, Dieser gefühlvoll und empfänglich, aber stets nach Vernunft und Pflicht handelnd; Jener mit den Anlagen zu allem Großen und Guten am Ende ein gemeiner Verbrecher, weil er seine Leidenschaften nie zu beherrschen gelernt hat, Dieser mit geringern Gaben sich die all-

gemeine Achtung und endlich auch die Hand der Geliebten erwerbend, die ihm früher Hardreß vorzog; Jener ein Beispiel, wohin Eitelkeit und Eigenliebe und Leidenschaftlichkeit ohne die Schranken der Gesinnung führen können, Dieser was feste Lebensgrundsätze zu erdulden und zu erstreben vermögen: Das ist es was der Verf. durch diese beiden Personen hat versinnlichen wollen.

Das Buch ist reich an gut erdachten Situationen, an erschütternden traurigen und an komischen zum Lachen reizenden Scenen, die in der angenehmsten Weise miteinander abwechseln, und nicht wenig dazu beitragen die an und für sich schon spannende Erzählung zu heben.

Der Uebersetzer hat wie in den frühern Bänden so auch hier den lebenswerthesten Fleiß angewandt, und im Ernsten wie im Komischen fast immer den rechten Ton getroffen. Mit Vergnügen haben wir einige gelungene Verdeutschungen in dem Buche gefunden, auch manches gute Wort aus den Mundarten hat eine Stelle gefunden; doch werden mehre derselben wol nicht allgemein, namentlich für Norddeutsche, verständlich sein. Ob neue Bildungen wie „Gebirger" statt Gebirgsbewohner, Gebirgsmann zu rechtfertigen sind wollen wir dahingestellt sein lassen.

Mit dem Wunsche, daß die Sammlung einen raschen und gedeihlichen Fortgang haben möge, schließen wir unsere Anzeige.

E. Fiedler.

Für Auswanderer nach Neusüdwales.

Rambles and observations in New South Wales, with sketches of men and manners, notices of the aborigines, glimpses of scenery, and some hints to emigrants. By *Joseph Phipps Townsend*. London 1849.

Wieder Etwas zu der angeschwollenen Bibliothek über die englischen Colonien in Australien, ein fernerer Beweis, daß, wer in fraglicher Beziehung sich noch im Dunkeln befindet, es keinenfalls einem Mangel an erreichbaren Leuchten beimessen kann. Eine solche erscheint obengenanntes Buch um so mehr, weil es — was nicht häufig — den Stempel der Unparteilichkeit an der Stirn trägt. Kein irgend ersichtliches Interesse knüpft den Verf. an das neue Land. Er besuchte es nicht um sich anzusiedeln, sondern um seine Gesundheit zu kräftigen, und er beschreibt es nicht um zu locken oder abzuschrecken, sondern um seine Eindrücke so ungeschminkt wiederzugeben wie er sie empfangen. Er selbst denkt an keine Rückkehr. Deshalb verdient seine Gabe die Beachtung auf welche unter ähnlichen Umständen die Auslassungen jedes Gebildeten Anspruch haben, und verdient sie überdies als Auslassung eines Mannes dessen vierjähriger Aufenthalt in Neusüdwales zwar lange genug war ihn mit den dortigen Verhältnissen vertraut, aber nicht lange genug ihn für oder gegen das Land eingenommen zu machen. Wenn hiervon abgesehen das Lesen des Buchs unwillkürlich zu dem Urtheile führt, daß die Schilderungen des Verf. besser sind als seine Raisonnements, er Einzelheiten schärfer durchschaut als ein Ganzes, so begründet auch Dies keinen Tadel. Aus richtigen Vordersätzen lassen ohne Hülfe sich richtige Schlüsse ziehen. Daß alle seine „Beobachtungen, Skizzen von Menschen und Sitten, Notizen über die Eingeborenen" und „Scenerien" neu sein sollten kann füglich Niemand erwarten. Aber sie sind insgesammt gut und lebensfrisch.

„Den Winken für Auswanderer" hat der Verf. das Schlußcapitel gewidmet und obschon auf Auswanderer jeden Standes, doch namentlich auf Solche Rücksicht genommen welche Ländereien ankaufen und sie mit Geld, d. h. mit gedungenen Kräften, nutzen und bebauen wollen. Für alle nicht zu dieser Classe Gehörigen genüge die Bemerkung, daß Schäfer sich am besten, Zimmerleute, Schmiede und Schuhmacher sich sehr gut, Schiffbauer und Bretschneider sich gut stehen. Den Bemittelten rathet der Verf. ihre Abreise im Herbst anzutreten. Wenn von England aus, soll die Fahrt nicht über 80 Pf. St. — etwa 550 Thlr. — kosten, und dafür gute Beköstigung, eigene Kajüte, abgemessener Raum für eine Schiffstruhe Gepäck und Wein und Bier à discretion gegeben werden. An baarem Gelde soll man nur so viel mitnehmen als man an den verschiedenen Anhaltepunkten zu bedürfen glaubt — „eine Handvoll englische Sovereigns", — alles Uebrige in einem Creditbriefe der Union Bank of Australia auf Port Phillip oder Sydney. Londoner Schiffe zieht der Verf. den Liverpooler vor. Weiter sagt er: „Kommt man an Bord eines nach Neusüdwales bestimmten Schiffs, kann Einen leicht der Gedanke beschleichen, daß man sich am Bord eines Seeräubers befinde. Alle Passagiere sind bis an die Zähne bewaffnet. Doppelbüchsen, Büchsen, Flinten, Pistolen, Säbel und dergleichen hängen und liegen in jeder Kajüte und in jeder Koje. Häufig erscheinen auch die Passagiere selbst in vollem Piratencostume. Diesen Aufwand erkläre ich für unnöthig und unnütz. Könnte man Denen die sich die Waffen gekauft an ihren Bestimmungsort folgen, würde man sehr bald die kostbare Armatur vernachlässigt und rosten sehen. Ein gutes Schießgewehr, einige Beutel grobes Schrot und etliche Pfund Pulver sind Alles was man für den «Busch» braucht, und eine gute Flinte ist in Sydney bisweilen für wenige Schillinge zu haben, indem die seeräuberischen Herren mit der Zeit sich ihrer Waffenstücke gern entledigen. Nur Pulver und Schrot sind in Sydney verhältnißmäßig theuer."

Nach der Ankunft in Sydney sagt der Verf. was er thun würde. „Ich würde mich nach Illawara wenden und ungefähr hundert Acker gut mit Klee besäetes Land pachten, oder wenn reich genug, kaufen und insonderheit darauf sehen, daß es dem Orte weder an Wasser überhaupt noch an Gelegenheit fehlte den Klee zu überrieseln. Denn die Ueberzeugung habe ich, daß, wenn die dortigen Landwirthe Dies einführen wollten, sie dadurch den Werth ihrer Güter verdoppeln könnten, indem die Gegend zwar nicht der Dürre ausgesetzt, aber das Wetter oft anhaltend trocken ist. Wäre kein Haus vorhanden, würde ich mir eine Hütte von gebrannten Steinen bauen, was vielleicht 150 Pfund kosten könnte. Dann ginge ich nach Alladulla zu Herrn Berry oder zu Herrn M'Leay, kaufte so viele Kühe als das Land zu ernähren vermag, und miethete zur Beaufsichtigung der Meierei ein verlässiges Ehepaar. In der ersten Zeit wäre die Meierei mein Hauptrückhalt. Die Erzeugnisse derselben an Butter, Käse, Schweinefleisch und Speck könnte ich, dafern ich mich der Sache selbst unterzöge, in Sydney sehr gut verkaufen. Freilich müßte ich, wenn nicht immer, doch oft mit Tagesanbruch aufstehen und gelegentlich nachsehen, daß die Kühe richtig gemilcht würden. Vernachlässige ich mein eigenes Interesse, kann ich nicht verlangen, daß meine Leute es in Obacht nehmen. Demnächst würde ich Bienen halten und so viel Honig als möglich zu gewinnen suchen, auch einen tüchtigen Garten anlegen und den Ertrag regelmäßig nach Sydney schicken. Ferner würde ich jedes Jahr eine derbe Partie Klee trocknen, um im Winter oder während trockenen Wetters vorzuhalten, und damit die Kühe wenn sie trocken stehen mich weniger kosten, würde ich sie irgendwo auf die Weide treiben lassen. Kurz und gut, die Meierei in Illawara müßte mein Stecken und Stab sein, die ich unter keiner Bedingung verschulden würde."

Sofort Schafzüchter zu werden widerrathet der Verf. Man soll sich zwar eine Heerde nach der andern anschaffen, sie aber gegen den halben Gewinn so lange einem Colonisten überlassen, bis die Heerde groß genug ist die Kosten des eigenen Haltens zu decken und das Anlagecapital reichlich zu verzinsen. Um alles Dies bewerkstelligen zu können muß der Auswanderer im Besitz von wenigstens 2000 Pf. St. sein, und hat er damit ein unabhängiges Vermögen erworben, so meint der Verf., er könne nichts Klügeres thun als ins Vaterland zurückzukehren, sein Geld in Sicherheit zu bringen und sich des Lebens zu freuen.

10.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 271. — 12. November 1849.

Agnolo Firenzuola.

(Beſchluß aus Nr. 270.)

So verfloß das Leben, ſo waren Richtungen, Meinungen, Beſtrebungen Agnolo Firenzuola's. Ueber ſeine Perſon äußert er ſich ſelbſt einmal ſcherzweiſe:

Meine lieben Frauen, als ich zur Welt kam war ich nicht ſo alt wie ich heute bin; die Hexen haben mich aber unterwegs übel angeſehen, und da ich viel umhergezogen und viel an der Sonne geweſen, ſo bin ich vom Wetter gebräunt, aber unter den Kleidern bin ich nicht ſo ſchwarz wie ich ſcheine, beſonders am Sonntag Morgen, wenn ich ein reines Hemde angezogen habe. Meine Mutter pflegte auch zu ſagen, die Amme habe mir die Naſe ein Bischen zu lang gezogen: als wir uns indeß trennten, waren wir Beide, Amme und ich, Jeder auf ſeine Weiſe ſchön; ſie erhielt ſich ſo durch ein bequemes Leben, ich verdarb mich durch ein mühſeliges.

Seine einfache Lebensweiſe ſchildert er einmal an anderm Orte:

Bisweilen ſtärke ich mich durch einen Salat, durch etwas Käſe oder eine halbe Melone, und blühe wieder auf wie ein Frühlingsfeſttag.

Dann aber, von ſeiner langen Krankheit redend, bricht er in heftige Klagen aus:

Durch Gottes gerechtes Urtheil iſt alle Ruhe mir geraubt, alles Gut, aller Friede: ich bin der Leiden Herberge, ja des Unglücks Neſt; ich bin zum Schmuz und Ekel der Welt geworden und deshalb zeigt man auf mich mit Fingern.

Es hält nicht ſchwer ſolche Klagen und Selbſtvorwürfe nach ihrem rechten Sinn zu deuten. Aber dem Buchſtaben nach darf man wol die Erklärung nehmen die er im Januar 1544 über ſeine literariſche Thätigkeit abgibt:

Hier und dort äußert man wol, Schriften wie die meinigen paßten weder zu meinem Alter noch zu meinem Stande, und ich ſollte an deren Stelle ernſte und ſtrenge Sachen ſchreiben. Darauf zu antworten ſcheint mir ganz überflüſſig. Denn ich habe mich von jeher um Scheinheilige und Böswillige ſehr wenig gekümmert, und thue es jetzt minder denn je, und mir thut's leid, daß der brave Mann, der Boccaccio, ſolches Volk einer Antwort gewürdigt die ſie nicht verdienten.

Wann und wo Firenzuola ſein Leben geendet, darüber iſt nichts Gewiſſes bekannt. Es ſcheint, daß er zu Zeiten auch in Florenz verweilte: Orte der reizenden Umgebung der ſchönen Stadt werden häufig bei ihm genannt, ſo die Landhäuſer edler Familien: Pozzolatico, welches den Ricci gehörte, Auſella, ein Beſitzthum der Salviati, Ghiandaia der Salvetti. Dann erwähnt er wol der Quelle der Ema, welche auf der Südſeite der Stadt durch ein maleriſches Thal ſtrömt, und der reinen und leichten Luft der florentiner Hügel im Vergleich mit den Vignen Roms, die indeß gerade auch nicht „die Hölle" ſeien. Er redet von den einander benachbarten Quellen des Arno und der Tiber, und häufig von Rom, gelegentlich von Neapel und Pozzuoli, und von Venedig, wo Sanct-Marcus beinahe mehr in Ehren ſtehe als der Herrgott ſelbſt. Es heißt Firenzuola ſei gegen das J. 1544 von neuem nach Rom gegangen, dort geſtorben und in Santa-Praſſede begraben worden, auf dem Esquilin in der Nähe jener herrlichen Baſilika Santa-Maria maggiore, deren Gründung nach der Sage von dem im Auguſt gefallenen Schnee er in einer ſeiner Dichtungen erzählt. Daß er einige Jahre vor 1548 ſtarb geht aus den Worten hervor mit welchen in dem genannten Jahre Domenichi ſeine „Ragionamenti d'amore" dem größern Leſerkreiſe übergab.

So war Agnolo Firenzuola, ein Schriftſteller der, wenngleich er keineswegs zu den erſten ſeiner Zeit gehörte, und von ihm nicht geſagt werden kann, daß er irgendwie befruchtende Elemente in ſich getragen hätte, ein weſentliches Glied in der Kette der Geiſter des 16. Jahrhunderts bildete. Er war durchaus kein ſchöpferiſches Genie, aber er war durch lebendige Auffaſſung und bemerkenswerthes Formtalent zur leichten und geiſtvollen Reproduction in hohem Grade befähigt. Unter dieſem Geſichtspunkte muß man ſeine Schriften betrachten, von denen mehre der bedeutendern in der gegenwärtigen Charakteriſtik erwähnt worden und zu welchen andere hinzuzufügen ſind: ſeine freie Bearbeitung des „Goldenen Eſel" des Apulejus, in welcher er ſich ſelbſt und manche ſeiner Erlebniſſe auf die Scene bringt, und die beiden Komödien „La Trinuzia" und „I Lucidi", nach römiſchen Muſtern, letztere eine Nachahmung der viel benutzten „Menächmen" des Plautus, aber mit ſolchem Geſchick toscaniſirt, daß ſie ganz das Gepräge eines auf neuere Zeit und Zuſtände berechneten Originals an ſich trägt. Firenzuola iſt kein ſehr ideenreicher Autor, ein Mängel welchen er mit der Mehrzahl der Schriftſteller

seines im Durchschnitt die Form auf Kosten des Stoffs hebenden und pflegenden, im Streben nach künstlerischem Wiedergeben fremder, namentlich antiker Vorbilder befangenen, ein auch noch so karges Thema mit pedantischer Beharrlichkeit entwickelnden und in seine bis zur Unmerklichkeit feinen Fasern zerlegenden, in ästhetischer Beziehung meist überschätzten Jahrhunderts theilt. Aber Firenzuola gehört, bei seiner Welt- und Menschenkenntniß und scharfen Beobachtung, ebenso wenig zu den Autoren die in Italien nur der Sprache wegen berühmt sind, zu jener zahlreichen Classe von denen das kritische Publicum nur mit dem größten Respect spricht, welchen die Crusca das Zeugniß als testi di lingua ausgestellt hat, die man immer wieder druckt, die ein Häuflein Puristen nach dem Muster des Pater Cesari anhaltend studirt, und welche in keiner wohlassortirten Bibliothek fehlen dürfen: Leute bei denen die bella lingua über die gänzliche Nichtigkeit des Inhalts hinweghelfen soll. Ich glaube nicht, daß diese Erscheinung in irgend einer Literatur in demselben Maße vorkommt wie in der italienischen. Die neuere Zeit scheint dieser Misère ein Ende machen zu wollen. Gedankenarmuth kann man den Schriftstellern, namentlich des letztern Lustrums, nicht vorwerfen: aber wie im öffentlichen Leben ist auch in der Literatur jeder Zügel als hinderlich weggeschleudert, jede Autorität hintangesetzt, jede Disciplin verachtet worden. Und dabei ist die Originalität bisweilen nur eine scheinbare. Das 13. Jahrhundert wandte sich an die Provençalen, das 15. und 16. an das Alterthum, das 19. stopft sich mit französischer Romantik, und während der Eine mit der größten Affectation den Katholicismus für sich zu accapariren Miene macht, predigt der Andere den Communismus, genau wie es an der Rhone und Seine Mode ist. Die Zeit muß lehren was aus den Retorten dieser Empiriker hervorgeht, die Alles was alte und neue Zeit an Empfindungen und Ideen, an Wesen und Formen, an Wahrheit und Lüge geboten nochmals ans Kohlenfeuer bringen, auf die Gefahr hin die Welt völlich zu einer Olla potrida zu machen, wenn sie ja dem Geschick entgehen sollte womit die französische Bouillieköche sie bedrohen. **A. v. Reumont.**

Preußische Chronik des Johannes Freiberg. Aus den auf der königsberger Bibliothek befindlichen Handschriften herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. A. Meckelburg. Königsberg, Borntträger. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben uns stets an der besondern Vorliebe gefreut mit welcher in der Stadt Königsberg eine Anzahl wackerer Männer, ein Hartknoch, ein Voigt, ein Faber und Andere, die Chroniken und Stadtbücher gehegt, und viel Nützliches daraus ihren Mitbürgern, blos um der Sache willen, ohne alle Hinneigung zu etwanigen Zeitstimmungen, mitgetheilt haben. Wie groß ist doch für uns Spätere das Verdienst unserer alten Vorfahren gewesen, die in schlichter Einfachheit uns eine Menge Thatsachen überliefert haben, für die wir ihnen jetzt sehr dankbar sind, und für die, wenn die Jetztlebenden in ähnlicher Weise verfahren wollten, eine spätere Generation ihnen ebenso dankbar sein müßte. Denn es ist ja schon oft und hinlänglich auf das schlagendste erwiesen, daß durch solche individuelle Schilderungen, die ohne allen Anspruch auf dereinstige Oeffentlichkeit aufgezeichnet worden sind, die allgemeinen Verhältnisse in ein überraschendes Licht gesetzt sind. Und dazu gibt die vorliegende Chronik einen neuen Beleg. Johannes Freiberg, ein königsberger Bürger aus der Altstadt, Kaufmann und Rathsherr, war höchst wahrscheinlich in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts geboren, und scheint, weil seine Annalen mit dem J. 1548 endigen, bald nach diesem Stiftungsjahr der königsberger Universität gestorben zu sein. Denn die Fortsetzung der Chronik bis 1571 ist, wie auch die Schriftzüge deutlich darthun, von einem Andern und zwar sehr unvollständig abgefaßt worden. Unser Freiberg dagegen zeigt sich überall als einen ämsigen und vorsichtigen Mann, er hat lange Zeit während des polnischen Kriegs unter Herzog Albrecht, und später eifrig für das Wohl seiner Vaterstadt gesorgt, häufig den Verhandlungen des altstädtischen Raths mit dem Herzoge persönlich beigewohnt, und konnte also die genauen Berichte hierüber liefern, die wir bei ihm finden, auch Abschriften von wichtigen Urkunden nehmen, und die Landtagsverhandlungen einsehen. Alle diese Eigenschaften, und das besonnene Auftreten in solchen Dingen wo er nicht selbst als Augen- und Ohrenzeuge berichten kann, alle diese Umstände geben der Freiberg'schen Chronik den Werth besonderer Zuverlässigkeit, und rechtfertigen das Lob welches der Herausgeber, Stadtbibliothekar Meckelburg, ihr für historische Zwecke vor vielen andern Stadt- und Jahrbüchern beigelegt hat. Ihre Herausgabe wäre indeß ohne die Gefälligkeit der königsberger Alterthumsgesellschaft Prussia, welche sie stückweise in die von ihr herausgegebenen „Neuen preußischen Provinzialblätter" aufnahm, nicht möglich gewesen; ein besonderer Abdruck des Jahrbuchs ward vom Verleger mit patriotischem Sinne unternommen, und verdient, je seltener solche Beispiele jetzt sind, besonders hervorgehoben zu werden.

Die Chronik selbst hebt mit 1512 an. Es sind in ihr einestheils die wichtigern politischen Verhältnisse überall berücksichtigt, welche die Regierung des Herzogs Albrecht auszeichnete, den Freiberg zwar stets seinen gnädigen Herrn nennt, ohne jedoch allen Maßregeln desselben beizustimmen, am wenigsten solchen welche gegen die Privilegien der Stadt Königsberg gerichtet waren. Daher ergeht es den herzoglichen Räthen besonders übel. Der Krieg in Preußen (1519—20) erhält eine sorgfältige Beschreibung, ebenso die sonstigen Verhältnisse zwischen der Krone Polen und dem Hochmeister; die Unthaten des preußischen Bauernkriegs 1526 werden geschildert, die öftere Geldnoth des Herzogs beklagt, den Verhandlungen auf den Landtagen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Auf der andern Seite ist nun die Stadt Königsberg der Mittelpunkt der Chronik; ihre städtischen, gewerblichen und Handelsinteressen werden auf das sorgfältigste erörtert. Wir nennen hier nur die wiederholten Erzählungen von den Streithändeln der Altstädter gegen die Kneiphöfer, bei denen Freiberg selbst Partei ist, und nicht leicht eine Gelegenheit verabsäumt seine Abneigung gegen Die im Kneiphofe auszusprechen; ferner die Zwistigkeiten zwischen Rath und Gemeinde, wie in allen größern deutschen Städten des Mittelalters, über das Münzrecht, das Stanzengeld und die Privilegien der einzelnen Gewerke, z. B. der Barbiere und der Goldschmiede, zuletzt die Verhandlungen über Waaren, ihre Einfuhr und ihre Preise. Auch die äußern Berührungen oder Handelsverbindungen der Stadt Königsberg mit Schweden und Dänemark, sowie mit der benachbarten Stadt Danzig hat Freiberg mit lobenswerther Genauigkeit angemerkt, nicht minder, wie zu erwarten war, die theologischen Händel in seiner Vaterstadt. Der Chronist ist ein Feind der samländischen Domherren, die er insgesammt der Hurerei beschuldigt, und des Katholicismus überhaupt, der

evangelischen Lehre aber mit großer Treue zugethan, besonders aus Verehrung gegen den frommen Poliander, den Pfarrer in der Altstadt Königsberg. Endlich zeigt sich die reinmenschliche Seite unserer alten Chroniken auch hier in der sorgsamen Aufzeichnung von allerhand Stadt- und Hausgeschichten, als von Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen, Todesfällen in der fürstlichen Familie, Diebstählen und Criminaluntersuchungen, deren eine der merkwürdigsten (S. 268) aus Danzig erzählt wird. Mit Einem Worte, unsere Chronik ist reich an Abwechselung und Belehrung über die verschiedenartigsten Gegenstände des politischen und städtischen Lebens in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Diesen Inhalt hat nun der Herausgeber durch seine Anmerkungen in einem hohen Grade gehoben. Es ist Dies dadurch geschehen, daß sie sich auf die Angabe der jetzigen Oertlichkeiten im Vergleich mit denen in der Chronik erwähnten beziehen, daß sie kürzere Nachweisungen oder längere Auszüge aus gleichzeitigen Raths- und Abschiedsbüchern, namentlich aus der noch ungedruckten Chronik von Beler und Platner, die sich ebenfalls in der königsberger Stadtbibliothek befindet, enthalten, daß sie gleichzeitige Vorfälle aus andern Geschichtsbüchern berichtigen, offenbare Schreibfehler in den drei Handschriften Freiberg's verbessern, und zahlreiche sprachliche Bemerkungen, die man weder in Henning's preußischem Wörterbuche noch in Adelung findet, hinzufügen. Die letztern mögen der Aufmerksamkeit unserer Sprachforscher namentlich empfohlen sein. So war z. B. im Sprachgebrauche jener Zeit „Bote" ein euphemistischer Ausdruck für „Nachrichter", die „Weren" waren die „Mauer- und Thurmzinnen", aber die Singularform, die „Were", bedeutete die „Befestigung"; die „freien Weiber" oder „Freiweiber" hießen die den Söldnern nachfolgenden „unverheiratheten Frauenzimmer", ein „visirlicher Mann" hieß in Preußen 1539 „ein Mann der sich zu benehmen wußte, ein angenehmer, galanter Mann" u. dgl. m.

9.

Fromme Lieder von Friedrich Spee. Der heutigen Sprachweise angeeignet, mit einer biographischen und literargeschichtlichen Einleitung versehen, und den Freunden religiöser Poesie gewidmet von Wilhelm Smets. Bonn, Marcus. 1849. 12. 15 Ngr.

Trüge das Büchlein nicht den Namen Wilhelm Smets n der Stirne: ich gestehe aufrichtig, es würde mich nicht weig erschreckt haben. „Der heutigen Sprachweise angeeignet" — er denkt dabei nicht mit Schrecken an die Verbesserer unserer rotestantischen Kirchenlieder? Als das Licht der Aufklärung a Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts über Deutschland emporddmmerte, ergriff einen großen Theil unserer heologen die Wuth auch die alten Kernlieder eines Luther, Paul Gerhard u. A. an dem neu aufgegangenen Licht theilnehmen zu lassen. Man bedauerte diese guten Leute, welche noch Nichts on der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" geahnt hatten, auf as herzlichste. Ihr Geschmack, noch nicht durch das Läuterungsfeuer der Aufklärung hindurchgegangen, konnte natürlich em hochgebildeten Geschlecht der neuen Zeit nicht mehr geigen, und ihre Poesie, der alle Sanftheit und verstandesmäßige Klattheit abging, mußte mit ihren Kraftworten die empfindsamen eelen und den ausgebildeten Verstand der Nachkommen gleich ör incommodiren. Doch man war billig; man entschuldigte n guten Luther, dem, so sehr er noch von alten Vorurtheien befangen erschien, doch einiges Verdienst nicht abzusprechen ar, mit der ungebildeten Zeit in der er lebte, und indem an seine Dogmatik ein mal für alle mal über Bord warf, raubte man mehre von seinen Kirchenliedern mit Modificatinen beibehalten zu dürfen. „Ein' feste Burg ist unser Gott": wie unmetrisch, und die „feste Burg", wie unverstandesmäßig, wie unverständlich! Flugs schrieb man:

Ein starker Schuz ist unser Gott,
Auf den wir uns verlassen.

Wie klar, wie vernünftig, wie gebildet! Mit diesen Concessionen an den Zeitgeist durfte sich der gute Luther doch wieder sehen lassen ohne befürchten zu müssen von jedem aufgeklärten Quartaner ausgelacht zu werden. Neumark's „Wer nur den lieben Gott läßt walten" schien auch dem damaligen Geschlecht nicht so ganz übel, aber es bedurfte freilich bedeutender Nachbesserung. Gleich der „liebe Gott" in der ersten Zeile — spricht denn so ein gebildeter, aufgeklärter Staatsbürger des 19. Jahrhunderts? Kinder reden so, weil sie noch nicht aus der populairen Psychologie gelernt haben welche der vielen Eigenschaften Gottes in jedem einzelnen Fall wirkend ist. Auf Menschen verlasse ich mich, wenn sie klug: ergo auf Gott, weil er weise ist. Schreibe demnach: „Wer nur den weisen Gott läßt walten", und der arme Neumark wird es dir im Grabe danken, daß du ihn salonfähig gemacht hast.

Doch genug des Scherzes. Die Zeiten der absoluten Geschmacklosigkeit welche im Gefolg des Aufklärungsfiebers blühten sind Gott sei Dank vorüber; vorüber die Zeiten wo ein hildburghäuser Gesangbuch, welches mir immer als der Gipfelpunkt dieser Unpoesie erschienen ist, in den meisten theologischen Zeitschriften als ein Ideal hingestellt und gepriesen wurde. Die Zeitrichtung ist eine andere geworden, und verwundert sieht das Volk welches sich seine alten Lieder nie ganz hat entreißen lassen nun auch die gelehrten Herren wieder an dem Punkte angekommen von welchem sie mit so großem Geschrei auf Rimmerwiedersehen aufgebrochen.

Wäre wie gesagt nicht Smets' Name entgegengetreten, ich hätte vielleicht in dem vorliegenden Büchlein, welches Spee's Lieder der heutigen Sprachweise aneignen will, einen Nachzügler jener veralteten und verhaßten Richtung vermuthet, und wäre bei der Aussicht erschrocken es anzeigen zu sollen. Aber ein Dichter, dachte ich mir, ein Dichter wie Smets kann solchem Ungeschmack nicht huldigen, und mein Vertrauen hat mich nicht getäuscht. Es ist nämlich bei aller Abneigung gegen jene Verbesserungen à la Ballhorn, wie ich sie oben gerügt, nicht zu leugnen, daß viele unserer alten Gedichte, sollen sie anders noch andern Leuten als dem Mann von Fach genießbar sein, hier und da einiger Veränderungen bedürfen. Einestheils nämlich sind einzelne Ausdrücke bei der Fortentwickelung der Sprache wirklich für den Laien unverständlich geworden, andererseits darf auch nicht verkannt werden, daß auch in den alten Kernliedern einzelne Geschmacklosigkeiten mit unterlaufen, die besser getilgt werden. Wohl verstanden, wenn diese Lieder zur häuslichen und kirchlichen Erbauung dienen sollen; denn für die Wissenschaft versteht es sich von selbst, daß jene Makel ebenso wesentlich als alle Schönheiten sind. Bei einer solchen Purificirung jener Lieder ist aber ein wesentliches Erfederniß zu erfüllen, daß nämlich der Uebersetzer — um ihn kurz so zu bezeichnen — vor allen Dingen selbst Dichter sei. Alle jene gerügten Geschmackssünden gingen aus dem Mangel dieser Eigenschaft hervor, und alle Vorzüge welche vorliegendes Buch besitzt verdankt es dieser Eigenschaft des Herausgebers.

Der Jesuit Friedrich Spee (geb. 1591, gest. 1635) ist ein Liederdichter wie die deutsche Literatur nicht viele aufzuweisen hat. Seine Lieder, vertheilt in die „Trutz-Nachtigal" und das „Gülden Tugendbuch", zeichnen sich ebenso sehr durch tiefe und reine Religiosität, inniges Gefühl und duldungsvolle Liebe als durch blühende Sprache, Bilderreichthum, gebildete Form und die lebhaftesten Farben aus. Seine Gedichte können noch heute von Katholiken und Protestanten mit Erbauung gelesen werden, und auch der bloße Freund der Poesie wird des Schönen unendlich viel finden. Sollen sie aber dem frommen oder ästhetischen Leser recht mundgerecht werden, so muß Manches ver-

ändert, weggeschnitten und umgesetzt werden. Dies hat Smets gethan, aber auf eine so zarte und discrete Art, wie es eben nur einem Dichter dem andern gegenüber möglich ist. Da es sich hier nicht um eine Beurtheilung Spee's, sondern um eine Würdigung von Smets' Arbeit handelt, so greife ich auf Gerathewohl einige Stellen heraus, um dem Leser die neue Bearbeitung neben dem alten Text zu zeigen, und ihn dann selbst über Smets' Verdienst urtheilen zu lassen.

Eingang.

Spee: Wann Morgenroth sich zieret
Mit zartem Rosenglanz,
Und sittsam sich verlieret
Der nächtlich Sternentanz,
Gleich lüstet mich spazieren
In grünem Lorberwald,
Allda dann musiciren
Die Pfeiflein mannigfalt.

Smets: Wann Morgenroth sich zieret
Mit zartem Rosenglanz,
Und sittsam sich verlieret
Der nächt'ge Sternentanz,
Gleich treibt mich's zu spazieren
Im grünen Lorberwald,
Wo fröhlich musiciren
Die Vöglein mannigfalt u. s. w.

Kann man sorgfältiger Alles hinwegschaffen was den modernen Leser stören könnte, und zugleich liebevoller bedacht sein Gedanke, Wort, Ton in ihrer ursprünglichen Naivetät zu bewahren?

Conterfei des menschlichen Lebens.

Spee: Ich neulich früh zu Morgen
Zur edlen Sommerzeit
Hatt' abgespannt all' Sorgen,
Und war Geschäften quit:
Als nun spazirt im Garten,
Stund auf ein Blümlein zart,
Da wollt' ich ja noch warten,
Bis es vollkommen ward.

Smets: Ich neulich früh zu Morgen
Am schönen Sommertag
Hatt' abgespannt die Sorgen,
Der Arbeit Ungemach,
Und als ich ging im Garten,
Stand auf ein Blümlein zart,
Da wollt' ich ja noch warten,
Bis es vollkommen ward u. s. w.

Ich habe diese Strophe aufgenommen, obgleich sie weniger gelungen ist: „der Arbeit Ungemach" und das „ja" der vorletzten Zeile sind offenbar nicht gut. Aber selbst in dieser verhältnißmäßig weniger gerathenen Strophe steht Smets höher als Andere in ihren besten. Mit diesen beiden Proben mag es genug sein.

Smets hat durch diese Erneuerung eines fast verschollenen Dichters sich den Dank aller Freunde wahrer Poesie und Herzensfrömmigkeit verdient, und zugleich seinem Talente das ehrenvollste Zeugniß ausgestellt. **A. Henneberger.**

Die Altersstufen des Menschengeschlechts.

Dürfte man vielen und laut schreienden Stimmen die sich in unsern Tagen mehr als sonst je vernehmen lassen Glauben schenken, so stände die Menschheit bereits im Zenith ihrer Entfaltung und näherte sich mit raschen Schritten ihrem Ziele; aber Alles genau erwogen, so ist es wol noch lange bis dahin, und das Menschengeschlecht hat erst — die Milchzähne abgeworfen. Der verewigte Tzschirner, einst eine weitleuchtende Zierde Leipzigs, dessen kräftige Worte von Tausenden begierig gehört und achtsam behalten wurden, sagt in seiner noch immer lesenswerthen Schrift: „Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik" (S. 98 fg.) in Beziehung auf jene Volljährigkeitsfrage Folgendes:

„Hoch ist die Sonne am Himmel der Menschheit noch nicht heraufgestiegen; der Morgen des langen Tages, den das Menschengeschlecht auf diesem Planeten verleben soll, ist gekommen. Mir wenigstens scheint das Menschengeschlecht noch ziemlich jung zu sein. Wer heute 50 Jahre zählet, hätte nur noch fünf mal so lange zu leben gebraucht um das Reformationszeitalter zu sehen; wer noch 30 mal so lange gelebt hätte reichte bis in die Zeiten Christi hinauf, und nun braucht es nur noch 20 mal 50 Jahre, um bis zum Anfange der Geschichte unsers Geschlechts zu kommen. Wenn man die Sache so sich denkt, erscheint das Dasein des Menschengeschlechts als ein kurzer Zeitraum im Verhältnisse zu den Jahrtausenden welche noch kommen werden, ehe die Erde vergeht. Ein Mann von 54 Jahren dürfte nur 55 mal so lange als er gelebt hat gelebt haben — und die ganze Weltgeschichte wäre an ihm vorübergegangen. Die Jahrtausende welche vor der Zeit wo die Geschichte ihren Anfang nimmt vorhergegangen sind denke ich mir als die Kindheit des Menschengeschlechts, weil ihm nur eine dunkle Erinnerung an wenige einzelne Erscheinungen aus dieser Zeit geblieben ist. Die Periode vom Anfange der Geschichte, welche ungefähr tausend Jahre vor Christo anhebt, bis auf die letzten Jahrhunderte stelle ich mir als sein Knabenalter vor, weil es in dieser Zeit viel Thörichtes begonnen, oft nur um sich zu üben die erwachte Kraft gepreßt und, wie es dem Knaben noth ist, unter strenger Zucht gestanden hat." Nunmehr aber scheinen ihm die Jünglingsjahre, oder, wenn man dem Professor das aus seiner Umgebung genommene Bild erlauben will, die Studentenjahre gekommen zu sein, weil es nach Selbständigkeit ringt, bei Allem was gelehrt und geboten wird nach der Ursache und dem Grunde fragt, und nicht mehr blindlings glauben und gehorchen will. „Auch die Jünglinge aber bedürfen der Leitung und sie lassen sich leiten, sobald man sie nur überzeugt, daß was man sie lehrt wahr, und was man von ihnen fodert recht und billig sei, und wenn nur Die welche zu Professoren, Rectoren und Curatoren an der großen Völkeruniversität Europa genannt, berufen sind, nicht vergessen, daß sie nicht mehr Knaben zu ziehen, sondern Jünglinge zu führen haben, so werden sie bald erfahren, daß es nicht nur würdiger, sondern auch leichter sei Jünglinge zu leiten welche der Vernunft Gehör geben, als unbändige Knaben welche nur der Ruthe gehorchen."

Könnte man diese so plausible Ansicht über die dermalige Altersstufe des Menschengeschlechts so ohne Weiteres in die Gemüther der Menschen einbringen und sie eine folgenreiche Wahrheit werden lassen, und hätte ihr gemäß — um in dem von dem verewigten trefflichen Manne gebrauchten Bilde zu bleiben — das Directorium der Specialuniversität Deutschland seine Stellung und sein Verhältniß zur akademischen Jugend immer richtig begriffen und wäre ihm gemäß vor- und eingeschritten, auch wol wo es dazu angethan war entgegengekommen, wie unendliches Unheil, das nunmehr seit länger als Jahresfrist über die Einwohnerschaft Deutschlands gekommen ist, wäre diesem erspart worden, aber auch dem durch die Excesse der Studenten ernstlich in Verlegenheit gesetzten Universitätsrector und akademischen Senate — den Königen und Fürsten Deutschlands!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 272. — 13. November 1849.

Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Erster Artikel.

Die dramatische Muse steht in einem innigern Zusammenhange mit dem Wesen der Zeit und der politischen Gestalt der Dinge als irgend eine andere, und Dies schon deshalb, weil ihr unmittelbarer Stoff Leben und That ist, nicht Gefühl oder Reflexion. Dieser Zusammenhang zeigt sich gewöhnlich in Form eines Gegensatzes. Lessing's philosophischer „Nathan" erschien in einer unkritischen und unphilosophischen Zeit; Goethe's und Schiller's freiheitathmende Dramen, „Götz von Berlichingen", „Egmont" und „Don Carlos", traten in einer Zeit tiefster Gebundenheit ans Licht. Das Jahr 1848, nicht ohne Grund das „rasende Jahr" genannt, hat eine Reihe von Dramen hervorgebracht, die das Uebermaß der Zeit züchtigen, und wenn auch dem Geiste der Freiheit huldigend, doch der Ordnung in der Freiheit und dem Gesetz organischen Ausbaus derselben das Wort reden. Und so ist es recht! Denn in der Kunst als einer Emanation des humanen Weltprincips liegt die Vermittelung der Gegensätze. Hier keimt sie; von hier aus übt sie ihre stille aber unwiderstehliche Wirkung, hier wird sie, ungesehen und ungehört, zum Weltgesetz. Ihre leise wirkende Macht besiegt jede andere an nachhaltiger Wirksamkeit; ja wir halten uns von dieser Wahrheit so überzeugt, daß wir nicht anstehen ihr eine größere Gewalt zuzuschreiben, größere Hoffnungen auf ihren Sieg zu setzen als auf die Belehrung durch dogmatische Berichtigung der Zeitideen oder selbst durch geschichtliche Erfahrung. Die Kunst wirkt unmittelbar auf die leitenden Geister, die Erfahrung auf die Massen, die publicistische Belehrung auf Niemand. Man kann die Gesetze der Schönheit, die Gesetzmäßigkeit des Kunstwerks nicht betrachten ohne das Bedürfniß der Gesetzmäßigkeit überhaupt und in jedem Organismus tief zu empfinden. Diese Betrachtung gestattet weder Schwärmerei noch Gebundenheit des schaffenden Geistes als aus sich selbst. Maß und Mäßigung der Leidenschaft ist der Boden aus dem das Kunstgesetz emporwächst; mit Einem Wort, die Kunst ist wesentlich organisch, d. h. wesentlich constitutionnell.

Das deutsche Drama hat diesen constitutionnellen Grundcharakter oft und jedesmal zu seinem Schaden verkannt; aber zu Ruhm und Ehren ist kein Drama gelangt das dem Gesetze der Mäßigung Hohn sprach. Als Grabbe und als Prutz ihre vom falschen Liberalismus eingegebenen Dramen schrieben lobte man an ihnen Glut und Fülle der Ideen; aber man tadelte den Widerspruch der Grundsätze und die Verkennung des Lebens. Die nächstfolgende Zeit überstürzte sich in beiden Richtungen hin, und der Erfolg davon ist, daß fast alle Dramen des jüngsten Zeitabschnitts in die Bahn des Gesetzlichen, der echten Vaterlandsliebe, der dem Leben unentbehrlichen Regelung der Leidenschaft zurücktreten. Muß diese Wirkung, wie sie selbst ein Zeichen ist, daß der deutsche Geist sich wieder zurechtfindet, nicht ihren Einfluß weiter verbreiten? Wir zweifeln nicht daran. Es gab ein Volk dem die Schönheit der Kunst Religion und Verfassung war. So lange Platon's Ideen galten und Aristoteles' Kunstgesetze in Ehren standen war Griechenland stark und tugendhaft, und wir meinen, daß so lange Lessing bei uns verehrt und Goethe bewundert wird, an der Lebenskraft Deutschlands nicht zu verzweifeln sei. Das schlammaufwühlende Jahr 1848 hat ihren Thronsitz mit Schmuz bedeckt; allein bald kehrte die Besinnung wieder, und jeder Baustein welcher nun herbeigebracht wird den beschädigten Kunsttempel von neuem aufzurichten ist uns als eine „rettende That" willkommen. Ein Uebergewicht außer allem Verhältniß ist auf die praktische Lebensseite gefallen; es hat die schwererrungenen Besitzthümer des deutschen Volks werthlos erscheinen lassen, und das Gleichgewicht der Seelen zerstört. Aber nicht Alles hängt von dieser oder jener Staatsform ab. Stellen wir das Gleichgewicht der materiellen und ideellen Güter wieder her, opfern wir unsere innere Befriedigung nicht einer Form, beleben, steigern wir den Genuß und die Freude an der Kunst — und wir werden wieder ein glückliches, zufriedenes Volk, das Freude hat an seinem Besitz und diesen nicht eigensinnig einem chimärischen Gute allein im Würfelspiel der Leidenschaft zum Opfer bringt. Der Anblick der Schönheit beruhigt, er ist das Oel für die Wogen des Lebensmeers. Die Kunst weist auf den ewigen Geist der Natur zurück; die Beschäftigung mit ihr hebt den Menschengeist über sich selbst hinaus. Auf den Höhen der Kunst ist ewiger Tag, ein Tag dessen

Licht die Dunkelheit der Erdennacht zerſtreut. Flüchten wir auf dieſe Höhen, von wo auch für die Formen der Staatsgeſellſchaft ein neues Licht anbricht. Uns wird wohl werden. Aufathmen werden wir, wir werden wieder lächeln lernen zu den Wahnbildern und Irrthümern der Zeit, und mit dieſem Lächeln in Freiheit werden wir ſie beſiegt haben, beſſer als mit Dogmen und Bayonneten.

Aus dieſem Standpunkt her gehen wir an das Geſchäft die dramatiſchen Erzeugniſſe des letzten Zeitabſchnitts zu beleuchten und zu beſprechen. Wir haben wie immer Erquickliches und Unerfreuliches vorzuführen; aber, wie ſchon angedeutet, wenig Wildes und Regelloſes. In dieſer verhältnißmäßigen Gebundenheit zeigt ſich uns deutlich der Gegenſatz zwiſchen Leben und Kunſtſtreben; man ſucht auf dem einen Gebiete zu erringen was auf dem andern verloren gegangen iſt. Daher im Drama der jüngſten Zeit ein Uebergewicht antiker Stoffe und Formen, eine entſchiedene Loslöſung von der überromantiſchen Licenz und ſichtliche Feſſelung der freien Schöpfung. In dieſer Richtung ſind mehre treffliche Leiſtungen hervorzuheben, und kaum eine oder zwei unter den namhaften Arbeiten weichen aus dieſer Bahn. Im Luſtſpiel hat der Zeitumſchwung die Wirkung gehabt, daß mehr der Spott als der Witz das Feld behaupten: ſehr begreiflich, indem der Witz behagliche Ruhe erheiſcht, wie ſie die Zeit nicht gewährt, der Spott aber die natürliche Folge jeder Uebertreibung iſt, und dem Uebermaße an dem die Zeit krankt auf dem Fuße folgt. Hier wird denn auch die politiſche Satire kräftig eintreten können, und auch dieſe fehlt uns nicht. Ja, vielleicht wird das Luſtſpiel ſich überhaupt erſt durch ein Ariſtophaniſches Satyrſpiel hindurch ſeinen Platz unter den dramatiſchen Kunſtemanationen wieder erkämpfen müſſen, da das geſellſchaftliche Converſationsſtück mit der tiefen Erſchütterung der alten Geſellſchaft zunächſt bei uns ganz zu Boden liegt, jene Zwittergattung des lyriſchen Dramas aber zur Zeit kaum einen namhaften Repräſentanten unter uns aufzuweiſen hat.

---

1. Graf Caſtel Melhor oder das letzte Gefühl. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Berlin, Hayn. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Dies in Geiſt und Form lebwürdige Stück ſpiegelt das Schickſal mehr als eines Staatsmannes der neueſten Zeit zurück, und trägt, wenn es wirklich ſchon im J. 1847 vollendet war, den Charakter einer Prophetenſtimme an ſich. Dem Gedankeninhalt nach iſt es ganz politiſcher Natur. Es iſt der alte Kampf zwiſchen Gerechtigkeit und Redlichkeit gegen Intrigue und Selbſtſucht, der hier zur Darſtellung gebracht wird; dies große und ewige Thema der Tragödie iſt kunſtvoll, doch einfach durchgeführt. Graf Caſtel Melhor, der einſichtige Freund ſeines Königs, kämpft für die Volksrechte; der wohlwollende aber ſchwache Fürſt, von den Netzen der Gräfin Ines umſtrickt, läßt ihn fallen, verliert darüber die Krone, und der Graf verblutet unter der Hand eines Freundes, nachdem ſein Herz im Gefühl des Undanks gebrochen iſt. Die Dämonen des Lebens ſiegen für kurze Zeit, und die ewige Gerechtigkeit ſteht im Hintergrunde die Tugend ſegnend. Es iſt eben eine alte Geſchichte, und die Frage ſchwebt, ob und wodurch der Verf. ſie zu einer neuen macht. Er hat Schuld und Buße gut ins Gleichgewicht gebracht, die Motive für Haß und Liebe ſind ausreichend gegeben, gegen den Grundbau der Tragödie iſt Nichts oder Wenig einzuwenden; Form und Vers ſind der Dichtergabe würdig. Und doch iſt die Frage, ob dies Stück ein Gewinn für die dramatiſche Literatur und für die Bühne der es zur Darſtellung übergeben iſt zu empfehlen ſei? Der Held iſt ein erweiterter, ein moderniſirter Marquis Poſa: er iſt ein ſcharfſichtiger, durch und durch wohlwollender Staatsmann, eine ſanfte Seele, ein liebenswürdiger Menſchenfreund; allein zum tragiſchen Helden fehlt ihm Individualität! Hier liegt der Fehler — ein Fehler den weder die Kunſt der Sprache, der Reichthum ſchöner Bilder und Gedanken, noch Ueberraſchungen und geiſtreiche oder humoriſtiſche Epiſoden gutmachen können. Politiſche Stücke allgemeinſten Gedankeninhalts können ſich zu dichteriſchem Werth nur erheben, wenn der Träger dieſer Gedanken eine Perſon iſt, eine Individualität die uns zunächſt kraft eines ganz ſpecifiſchen Charakters anzieht und in Spannung verſetzt. Wir wollen in der Tragödie nicht das allgemeine Weltſchickſal, wir wollen das Schickſal eines ſo oder ſo gearteten Menſchen wiederfinden. Daß aber die Sanftmuth unterliegt und daß uns Alle die Erdenſchuld drückt iſt ein Weltſchickſal, ein Satz der Niemand neu iſt. Der Verf. hat ſich nun wol bemüht ſeinen Helden zu individualiſiren, allein es iſt ihm nur ſchwach gelungen; er hat ihm Reue über frühere Irrthümer beigegeben, doch Das genügt nicht weiter als etwa die Buße gerecht erſcheinen zu laſſen. Wie wir ihn ſehen miſcht er ihm kaum eine Leidenſchaft bei; er macht ihn zum Dulder anſtatt zum Helden. Wie ſchon geſagt, dieſen Mangel kann Nichts erſetzen; denn im Charakter erſt zeigt ſich der tragiſche Dichter, in allem Uebrigen nur der gewandte Schriftſteller. Sei nun aber auch der Charakter des Helden ſchwach und unpoetiſch, ſo bietet dies Stück doch eine Reihe von Vorzügen und Schönheiten, die ihm einen gewiſſen Rang unter den jüngſten dramatiſchen Erzeugniſſen ſichern müſſen. Dem ſchwachen Helden gegenüber treten Perſonen vom keckſten Humor auf, was natürlich ein ſehr gutes Zeichen inwohnender dichteriſchen Vermögens iſt. Eine Partie von Volksſcenen iſt bewunderungswürdig treu und ſo aus dem Leben gegriffen, daß man glauben ſollte die Studien dazu ſeien im März 1848 in Berlin gemacht, obwol das Stück ſchon im Jahre zuvor der Hofbühne übergeben wurde. Der König Alfons und der Prätendent Don Pedro, die Königin und Doña Ines ſind nicht minder aus dem Leben; nur Muñoz, der Hofmarſchall, iſt etwas chargirt. Die Volksmänner Pedrillo, Matteo und Lepz ſind Figuren voll Kern und Inhalt, der ganze Verlauf der Tragödie aber iſt feſſelnd und bis zum Schluß befriedigend. Wir rühmen beſonders eine große und durch Maß ſchöne Kraft der Sprache, eine Gedankenform, oft neu und überraſchend, einen gebildeten Vers und einen feſſelnden Gegenſatz des Ausdrucks in den tragiſchen und den humoriſtiſchen Scenen. Verdienen im Ganzen genommen auch die letztern, welche keinen Auszug geſtatten, den Preis, ſo lieſt man doch auch mit Vergnügen ſolche Stellen wie S. 38:

> Des Volkes lange Zeit verkannten Rechten
> Hab' ich die Bahn gebrochen gegen Unterdrückung.
> Auch Das nicht viel.... O könnt' ich aus dem Schlamm
> Gemeiner Niedrigkeit das Herz des Volks,
> Die Zeit aus dieſer allgemeinen Fäulniß
> Erretten, der die Beſten auch verfallen.
> Doch ſeufzend muß ich eingeſteh'n, der Arzt
> Hat ſelbſt die Schuld der Krankheit ſchon bezahlt.
> Und ſchwer getragen, ſchwerer ſie gebüßt
> Als kaum ein And'rer. Könnt' ich allen Gliedern
> Des großen Körpers die Geſundheit geben,
> Ihr Leben friſch und jugendlich erneuen,
> Nicht ſollt' es mich gelebt zu haben reuen!

Dagegen nun enthält die ſchöne Rede für freie Volksverfaſſung (S. 17) doch wol Vieles worüber das „blutige" Jahr 1849, das dem „raſenden" Jahre auf dem Fuße folgte, uns ſehr eines Beſſern belehrt hat:

Verzeiht, erlauchte Königin, nicht Schmach
Wird die Berufung und die Thätigkeit
Der Cortes auf das Haupt des Königs laden.
Des Fürsten Hoheit bleibt uns unverkürzt
Und ungetrübt der Glanz des Königthrons.
Im Gegentheil gewinnt des Herrschers Stellung
An Würde, durch die Cortes unterstützt.
Es geb'n auf sie allein die Pflichten über,
Die Fürstenmacht dem Volk gehässig machen,
Und jenem bleiben alle Hoheitsrechte
Durch die sein Rang beneidenswerth erscheint.
So wird die Reichsversammlung eine Burg,
Die Brust des Königs schützend zu umringen,
Ein Wall ꝛc. ꝛc.

Ueber diesen gutmüthigen Liberalismus vom Vereinigten Landtage her sind wir nun wol schon weit hinweg. Lieber lesen wir Stellen wie S. 72:

Wohin ich auch des Herzens Fühler suchend
Erstrecke — rauh und schroff stößt Alles
Wie eine Felswand sie zurück und zwingt
Ins eig'ne Inn're rückwärts mich zu wenden.
Den Einklang zwischen meines Pulses Schlägen
Und deines Sphärenganges Melodie.
Natur, zerreißt ein barscher Laut, und mitten
In deines Ebens Freuden pflanzen sich
Denkmäler meines Unglücks — meiner Schuld.

Doch wir wiederholen, der poetische Kern des Stücks ruht in den humoristischen Volksscenen, die mit großer Anschauung, mit überraschender Wahrheit gezeichnet sind. Worin besteht nun aber das „letzte Gefühl", von dem der Titel spricht? Das wird nicht klar. Wenn es nicht die Gefühle der Treue und Liebe sind die der Verf. meint, so muß es wol die Empfindung sein die sich in den Worten ausspricht:

O nur nicht niederzieh'n, nicht niederzieh'n
Mich in den ekeln Staub, ihr schwarzen Bilder!...

aber es ist das Bewußtsein von dem uralten Labyrinth des Erdenlebens, das nie klar wird, weil es nicht klar werden soll!

2. Hannibal. Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Schneider u. Comp. 1849. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Scene eröffnet sich in vielversprechender Art mit der Schlacht von Cannä. Die römischen Feldherren Aemilius und Lentulus fliehend, Hannibal als Sieger, das Schicksal Roms in seiner Hand. Wir sehen ihn entschlossen Rom nicht anzugreifen gegen den Rath seiner Feldherren. Warum? Er will erst die Zwietracht der Geschlechter Hanno und Barko in Karthago aussöhnen, hierdurch unter beider Beihülfe Selbstherrscher seines Vaterlandes werden, dann Rom strafen und der Vernichtung weihen. Das Schicksal macht ihn zum tragischen Helden. Er zieht nach Capua, und sendet Mago nach Karthago, mit der Siegeskunde zugleich um die Hand der Tochter Hanno's, seines Gegners, zu werben. Der zweite Act beginnt mit einem großartigen Bilde der Verwirrung in Rom; die Fluchtbereiten Senatoren hält der junge Scipio zurück und nimmt sie um. Die folgenden Scenen malen, gleich würdig, den Krämer- und Intriguengeist der Karthago beherrscht. Himilkon und Maharbal enthüllen die Absichten Hannibal's; das Mißtrauen lähmt seinen Siegerarm: von Scipio, Metellus, Licinius geschlagen flüchtet er nach Karthago. Roxane, Hanno's Tochter, bricht die beschworene Treue, die milden Friedensgebote Roms bestechen den Senat, und als Scipio mit immer härtern und härtern Bedingungen hervortritt ist es zu spät. Hannibal steht allein, er nimmt Gift; der Römer thront auf den Trümmern Karthages. Dies der Inhalt der Tragödie. Dramen deren Verlauf und Abschluß historisch vorgezeichnet und Jedermann bekannt ist, können nur durch Führung der aufgegebenen Fabel und Charakteristik der bekannten Personen höhern Kunstwerth gewinnen: deshalb haben wir den Verlauf der Begebenheit näher anzudeuten gehabt. Wir erblicken im Hannibal des Verf. eine würdige Gestaltung und das Vermögen echter Charakteristik; in diesen Eigenschaften tritt der tragische Held gebührend hervor, um alle neben ihm stehenden Personen aus dem Vordergrund zu verdrängen. Selbst Scipio der ihm gegenübersteht läßt nur allgemeine, und indem er die „punische Treue" mit römischer Gewaltliebe und Untreue straft, nicht eben gewinnende Züge blicken. Der Verrath findet in Himilkon, die Schwäche in Melkir ihren Repräsentanten; die weiblichen Charaktere sind unbedeutend. Aus diesen Bestandtheilen hat der Autor ein wenn auch nicht gerade mustergültiges und tief ergreifendes, doch lobwürdiges und poetisch anregendes Drama gebildet. Der erste und der letzte Act versetzen uns mit vollem Recht auf den classischen Boden der historischen Tragödie; sie fesseln und spannen den Leser, der Großes und Bedeutendes sich vorbereiten sieht. Die dazwischenliegenden Scenen lassen jedoch in ihrer Spannkraft mehr und mehr nach, und verlieren sich zu sehr in geringe Intrigue und Wortfülle. Von der eigenthümlichsten Bildung sind die Eingangsscene, die Erscheinung Scipio's unter den entmuthigten Senatoren, und die Friedensschlußscene im fünften Act; hier spricht der Dichter der seinen Shakspeare wohl studirt hat. Auch Hannibal's Selbstgespräch, bei dem er das Gift nimmt, ist ein würdiges Stück:

Geschlossen liegt der Umkreis meines Wirkens.
Wozu ein werthlos Dasein länger fristen?
Es war umsonst — mein thatenreiches Leben.
Verzweiflung, voller Fluch wird deine Küsten,
Und Mord und Graus an deinen Ufern lauern,
Und von den einst so wirthbaren Gestaden
Der Meereswand'rer schwell'nde Segel scheuchen.
Du stolzer Atlas, deine Stirn umwinden
Von jetzt ab ew'ge Trauerschleier ...
Mein theures Vaterland, dein Glück, dein Glanz
Ist hin — der Fluch der Schuld ist riesengroß —
Und in den Sternen steht dein Untergang ...
Wohin soll ich mich wenden, dir zum Heil?
Die ganze Welt ist lebensmatt und müde,
Der Tyrannei des Einen Volks verfallen!
Was harret meiner, seines größten Feinds?
Es bleibt der Retter aus der Sklavenkette,
Aus dieses Lebens Fesseln, Tod, nur übrig.
O undankbares, o geliebtes Land,
Gewähre denn ein Grab für meine Liebe.
(Er nimmt Gift.)
Das ist der Freiheit letzte Zufluchtstätte
In allen Landen und zu allen Zeiten.
Jetzt, Römer, schlagt in Ketten diese Hülle —
Der Geist ist frei.

Und Scipio fühlt was Rom im Hannibal verloren. Virginia weint um Karthago, und Scipio schließt das Trauerspiel mit dem prophetischen Vers:

Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!

Mit diesem Allen soll gesagt sein, daß wir in diesem „Hannibal" ein bedeutendes und werthvolles historisches Drama vor uns haben, das den künftigen Arbeiten des ungenannten Verf. zu guter Empfehlung gereicht.

3. Die Mediceer. Drama in fünf Acten. Von Georg Köberle. Manheim, Grohe. 1849. 8. 20 Ngr.

Dem Verf., wenn er auch kein Sophokles ist, schwebt ein echtes Bild von Fürstenwerth und Völkerfreiheit vor, und es ist charakteristisch, daß ein Werk wie diese „Mediceer" im J. 1849 in Manheim erscheinen konnte. Nachdem er uns in Alexander Medici und Lorenzino die falschen Fürsten, Knechte der Herrschsucht und der Heuchelei, Sklaven ihrer Begierden, und Feinde freien Mannesrechts gemalt hat, gibt er

uns zum Trost das Bild eines wahren Fürsten hin, das Bild Cosmo's, uns daran zu erfreuen. Der rechte Geist des Dramas ist dem Verf. nicht aufgegangen: er malt, belehrt, dogmatisirt zu viel, und die Handlung rückt gleichsam wider seinen Willen fort, wie außerhalb des Dramas; allein er thut sein Mögliches um für diesen Cardinalfehler durch Wahrheit der Dichtung und gute Gedanken zu entschädigen. Wir wollen ihn nicht irreführen dadurch, daß wir behaupteten der Ersatz sei vollständig; allein wir müssen anerkennen, daß seine Arbeit, namentlich gegen den Schluß hin, überraschend schöne Wendungen und sehr gelungene Partien enthält. Hätten wir Raum, so würden wir schon aus den Auftritten zwischen Alexander und Cosmo im zweiten Act einige treffliche Stellen, in denen Cosmo den Bruder vor seinen Herrscherverirrungen warnt, citiren. Doch Cosmo's Mahnungen blieben fruchtlos, die bekannte Handlung entwickelt sich, die Fürsten werden verjagt, die Republik erklärt, diese von Malatesta gestürzt, und der Staat der dem Kaiser überliefert werden soll von Cosmo gerettet. Der Verfolgung der Gegner gebietet seine Weisheit Einhalt:

Genug ist für das allgemeine Wohl
Geschehn, und schon zu viel des Blutes floß.
Legt eure Waffen nieder — ihr habt gesiegt —
Und überlaßt nun Gott die Rache. Steht!

Und weiter:

Ich hab' ein Herz für euch. Ihr, Bürger, baut
Auf *Handlungen* und nicht auf leere Worte!
Ihr seid mit schönen Worten *schlimm* gefahren.
Drum werdet klug, vertraut den *Thaten* nur.

Florenz bringt Cosmo die Krone; er gibt sie zurück.

Cosmo.

Ihr bringt mir eure Krone, Florentiner,
Glaubt ihr, ich hab' des echten Bürgerthums
Verlor'ne Fahne nur gesucht um jetzt,
Ein Alexander oder Lorenzin,
Mein gold'nes Diadem an sie zu hängen?
Wollt eurem Freund ihr dadurch schmeicheln, daß
Ihr seine *Diener* werdet? Nehmt die Krone,
Und stellt sie auf in eurem Herzogssaal,
Ein ewig Denkmal der vergang'nen Jahre! ....
Ihr staunt! Ihr traut wol meinem Worte nicht?
Hat euch die fromme Heuchelei der jüngst
Verfloss'nen Zeit so tief herabgedrückt,
Daß euch des freien Mannes freie Rede
Bei euch verdächtig klingt? Hinweg die Krone,
Sie stört die Feier dieses Augenblicks ....
Ich will euch nicht *beherrschen*! ....
Euch binde keine äuß're Macht, kein Schwur
An mich, und keine Kluft lieg' zwischen uns.
Wenn dann nach Jahren regen Strebens statt
Der gold'nen Krone, die ich ausgeschlagen,
Mir eure *Liebe* einen *Bürgerkranz*,
Aus schlichtem Eichenlaub geflochten, reicht:
So mag er mir ein frohes Zeichen sein,
Daß ich der beste Fürst war meiner Zeit.
Und so erkläre ich euch Alle frei!

Das liest sich gut, und läßt wol erwarten, daß der Verf. noch mehr Erfreuliches zu bringen hat, wenn seine Begabung sich auch nur auf jene mittlere Region der Gefühle beschränken mag, deren Repräsentantin Fiorentina und Cosmo sind, und die dem eigentlichen tragischen Pathos ziemlich fremd bleibt. Ob er Humor besitzt, aus welchem auf ein höheres tragisches Vermögen zurückzuschließen sein würde, hat der Verf. uns bis jetzt nicht nachgewiesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Volkssouverainetät.

Ueber die vielbesprochene Frage der Volkssouverainetät handelt die in Paris erschienene Schrift: „De la souveraineté du peuple et des principes du gouvernement républicain moderne. cours ouvert à la Faculté de droit de Paris, le samedi 26 février 1848, par *J. Ortolan.*" Dieser am Tage nach einer Revolution eröffnete Cursus von Vorlesungen ist ein Gelegenheitscursus, der die Prüfung der Grundsätze auf denen die neue Verfassung Frankreichs ruhen soll enthält. Eine Belehrung dieser Art hätte ohne Zweifel sehr nützlich sein können, wenn es möglich wäre mitten unter dem Rausche der dem Sieg folgt der Stimme der Wissenschaft Gehör zu verschaffen. Allein die Leidenschaften sind dafür zu aufgeregt, es sind nicht Grundsätze, es sind Thatsachen die man verlangt; die Ungeduld bemächtigt sich aller Gemüther, und die Theorie muß der Praxis den Platz einräumen. In diesen Augenblicken eines allgemeinen Fiebers findet die Sprache der Vernunft keine Zuhörer, die Declamation allein kann sich beklatschen lassen, und auch Dessen wird man bald müde. Die Provisorische Regierung und Executivcommission haben eine traurige Erfahrung davon gemacht, ihre sentimentale und weitschweifige Phraseologie hat sie so schnell und so vollständig um die Volksgunst gebracht, daß man in Versuchung geräth sich zu fragen, ob ihre Existenz nicht ein Traum ist, ob die Republik eine Regierung gehabt hat, vor der welche sich auf die Barrikaden des Juni gründete. Aber Ortolan sah eine solche gänzliche Niederlage nicht voraus, und beauftragt von Carnot einen Cursus über die Volkssouverainetät zu halten, glaubte er die Absichten des Ministers nicht besser erfüllen zu können als indem er die officiellen Umlaufschreiben nachahmte. Seine Vorlesungen bieten uns zuvörderst eine Lobrede auf die Februarrevolution dar, nebst einer Menge schöner Tiraden über die edelmüthige Größe des französischen Volks, sodann eine immerwährende Paraphrase seiner Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Es ist Das sehr schimmernd, sehr überschwenglich, sehr hochtrabend; allein es klingt Alles sehr hohl. Vergebens sucht man darin irgend eine praktische Aufgabe, irgend einen Versuch von Anwendung. Die Souverainetät des Volks bleibt darin im Zustande eines abstracten, außerordentlich dunkeln, und um so weniger befriedigenden Princips, als ihm der Verf. kein anderes Mittel sich geltend zu machen zuerkennt als den Aufruhr mit gewaffneter Hand gegen die gesetzlich bestehende Regierung. Aber Ortolan tröstet sich, indem er sagt, das Volk mache nur selten und in langen Zwischenräumen davon Gebrauch; er treibt die Gefälligkeit so weit darin eine Bürgschaft der Freiheit zu sehen. Er spricht darauf von der Gleichheit, welche für ihn das Recht Aller auf das Leben, auf Wohlsein, auf intellectuelle Entwickelung ist; die republikanische Regierung soll alle Ungleichheiten der Abstammung, der Eitelkeit, des Glücks und des Gebiets verschwinden lassen. Durch welche Mittel? Das sagt uns Ortolan nicht. Er begnügt sich zu behaupten, daß dies Alles vor der Wunderkraft der allgemeinen Abstimmung verschwinden werde. Was endlich die Brüderlichkeit betrifft, so ist sie das Recht auf Arbeit, das Recht auf Credit, und das Recht auf Hülfsleistung. Auch hier schweigt der Professor von den Mitteln alle diese Wunder, die er vor den Augen seiner verblendeten Zuhörer abrollt, zu verwirklichen, und er schließt mit einer höchst sentimentalen Declamation gegen die Ungerechtigkeiten des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes. Sein letztes Capitel ist der Propaganda der revolutionnairen Ideen, welches er das Gesetz des Fortschritts nennt, gewidmet. Ein solcher Unterricht dient nur dazu junge Köpfe zu exaltiren, trügerische Hoffnungen zu nähren, und bittere Täuschungen zu bereiten, und uns scheint, daß, weit entfernt die Befestigung der Republik zu fördern, er ihr nur Schwierigkeiten und Hemmnisse verursachen kann. 57.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 273. —— 14. November 1849.

Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 272.)

1. Cyklus dramatischer Bilder aus der Geschichte Rußlands. Von E. v. Rheinthal. Dorpat, Laakmann. 1848.

Man kann von diesen Arbeiten füglich sagen, daß sie für einen deutschen Poeten der in Rußland zu leben das — Glück hat gut genug sind. Denn welches Feld der Bildung durch gelungene oder mislungene Bestrebungen in Leben und That steht denn dem deutschen Dichter in Rußland zu Gebot? Und was sind wir ohne diese Bildung? Nur darin wird der Verf. zu tadeln sein, daß er, von Natur und Anlage zart und sinnig, die Localfarbe seiner Dramen doch über die Gebühr ins Zarte und Gefühlvolle hinüberzieht, und die russischen Normannen des 9. Jahrhunderts mit dem Salongewande des 18. Jahrhunderts bekleidet, ihnen Gefühle beigibt welche die Zeit nicht kannte, und auf diese Art zu Bildern gelangt denen alle Wahrheit im Raum und in der Zeit mangelt. Der Stoff seiner Stücke hätte einen starken Pinsel, die Hand eines Rubens erfodert, und er malt wie Mieris, Dew oder Boucher. Sonst hat er die an sich rohen Stoffe so poetisch wie möglich gestaltet, und partienweise wirklich mit Erfolg nach Beifall gerungen. „Ilda", die Heidin, Askeld's Gemahlin, Trauerspiel in zwei Aufzügen, verdient als ein rundes, volles Bild und kraft seiner dramatischen Gestaltung des historischen Vorwurfs den Vorzug. Askold und Dir, Normannen, welche zum Christenthum bekehrt in Kiew herrschten, arglose, heldenmüthige Jünglinge, die mit ihren Frauen ein idyllisches Leben führen, werden plötzlich von Oleg, Reichsverweser für Igor, Rurik's Sohn, überfallen und ermordet. Diese Bluthat stellt der Dichter jedoch als Emanation eines höhern Willens dar, der Rußlands Größe dabei im Auge hat; denn die Herrschaft von Kiew war erweichlicht und unfähig dem Feinde zu widerstehen. In diesem Sinne sagt Oleg zu dem entrüstet fliehenden Jeckwid:

Die Saat, die wir der Zukunft anvertrauen,
Kann oft erst aufgeh'n nach Jahrhunderten.
Und wenn die Nachwelt an der süßen Frucht
Sich labt, wird sie kaum ahnen, daß die Saat
Viel Thränen, Jammer und Verwünschungen
Gekostet! Nicht der Sonnenschein allein
Entlockt dem Boden reichen Erntesegen,
Es muß auch Wind und Regen, Frost und Schnee,
Es müssen schwere Ungewitter helfen.

In demselben Sinne muß denn auch der Racheversuch Ilda's, die sich scheinbar Oleg's Liebeswerbung ergeben hat, mislingen, und der diesem bestimmte Dolch sie selbst tödten, womit das Stück endet.

Minder vollständig und geschlossen ist das Gemälde das in dem „Swätoslaw" des Verf. uns vorgeführt wird. Swätoslaw, den Karamsin den nordischen Alexander nennt, Zerstörer des Khasarenreichs, Besieger der Bulgaren, verfällt endlich in Lüste und Sorglosigkeit, in Folge deren er von den Griechen geschlagen, von Kuria, dem Petschenegenfürsten, erschlagen wird. Dieser Stoff nimmt ganz natürlich eine dreifache Gruppirung an. Der zum Bewußtsein seiner innern Kraft erwachende Jüngling erfüllt die erste Abtheilung, sein innerer Adel verschmäht die Künste und Tücken seiner Mutter Olga, er warnt seine und ihre Feinde im Augenblick selbst wo er sie in den Kampf auf Leben und Tod ruft. Dieser Zug ist schön, wie der Pathos der Freundschaft in dem er sich, Fürst geworden, von seinem Freunde Sfenkal trennen muß. Der zweite Theil, Swätoslaw der Held, zeigt uns den Sieger und Staatengründer; die Freundschaft zu Sfenkal gibt zu einer schönen Episode Stoff, die ihre Trennung herbeiführt.

... Wie der Löwe,
Sich seiner Kraft bewußt, nach heißem Kampf
Sich sorglos niederlegt zur Ruh'; so that
Fürst Swätoslaw ...

Da naht zum zweiten mal dem Herrscher von Kiew das Unheil aus Newgorod. Swätoslaw fällt in die Gewalt Kuria's, dessen Gattin Litina sich in Liebe für den gefangenen Helden entzündet, in der Beide untergehen.

Was frommt es euch?
Vernichten könnt ihr mich; doch nimmermehr
Die Thaten die mein Arm vollführt, nimmer.
Was der Geschichte ewig thät'ger Meißel
In Erz und Stein gegraben,
... Das wird dereinst
Begeisterung in eines Dichters Brust
Erwecken, und in hohen Liedern wird
Es widertönen in der fernsten Zukunft.

So fällt der Held. Ob der Verf. der Dichter ist den er meint, ob er später in vollgereiften Kunstblüten sich als solchen bewähren wird, Das muß die Zukunft lehren. Für jetzt hat er mindestens einen beachtenswerthen Anfang gemacht, Phantasie, Kenntniß der Kunstgesetze und Geschmack bekundet, wenn auch „the form and pressure of the time", wie Shakspeare will, nicht gerade aus seinen Dramen siegreich hervorgehen.

5. Marquis Pombal. Ein Schauspiel. Von Albrecht Herzeele. Berlin, G. Reimer. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. hat den bedenklichen Versuch gemacht, wie viel mit einem in Prosa geschriebenen Drama politischen Inhalts heute, wo die politische Dogmatik der Zeitungen uns fast den Sündentod der Verzweiflung bereitet, zu wirken sei. Es ist Gutes und Schlimmes in dem Versuch. Schon Lessing war der Meinung, daß der wahre dramatische Werth eines Schauspiels am besten dann erkannt werde, wenn es in ungebundener Rede und versfrei auftrete, und es ist gar nicht zu verkennen, daß zwischen Lessing und Gutzkow noch viele andere Poeten mit Dramen in Prosa große Wirkungen zu erreichen vermocht haben. Allein Zweierlei wird hierbei allerdings als

Bedingung vorauszusetzen sein, einmal, daß der Poet wirklich einen Reichthum an „Gedankenthatsachen" zur Verfügung habe, und zweitens, daß er im Besitz eines Dialogs sei der nicht blos ein — sit venia verbo — verdoppelter Monolog ist, und aus dessen reibender Wirkung der zündende Funke Wahrheit wirklich hervorspringt. Dies vorausgesetzt kann das prosaische Drama, befreit von der gleisnerischen Hohlheit von Millionen unserer elffüßigen Jamben, von der größten Wirkung sein, und ist es beispielsweise in „Emilia Galotti", in „Götz von Berlichingen", in den bekannten Gutzkow'schen Dramen. Allein diese Voraussetzungen treffen bei unserm Verf. nicht vollständig zu. Sein Dialog hat weder jene elektrische Kraft der Reibung zwischen den funkenbergenden Stoffen, noch steht hier eine solche Fülle neuer Gedankenfacten zur Verfügung, daß er der schmückenden Rhetorik im Guten wie im Bösen entbehren könnte. Er liefert daher ein Werk mittlern Schlags, durch gute Anschauung der Thatsachen verdienstlich, durch Erfindung anziehend, als Kunstwerk aber nach außen und innen hin unfertig. Sein größtes Verdienst ist sich von jener liberalen Mishandlung der Geschichte frei erhalten zu haben, welche Prutz und seine Nachfolger so sehr in den Gang gebracht haben, und die in der That doch ihre sehr bedenkliche Seite hat, ja der selbst ein gewisser Antheil an den Verirrungen des verflossenen Jahrs mit allem Recht wird zugeschrieben werden können. Hier ist die Geschichte wenigstens nicht, wie im „Merit von Sachsen", verdorben, wenn die Hauptpersonen, Pombal und der König, auch nicht gerade portraitähnlich ausgeführt sind. Ebenso ist im Ganzen genommen die Stimmung des Adels treu wiedergegeben: das Volk aber ist wie immer, seit „Cäsar" und „Coriolan", poetischer ausgestattet als es ist. Der Verf. versteht sich überdies auf den Humor, dessen die Scenen zwischen Aveyro, dem Chef der Adelspartei, und Ickeira voll sind, z. B.:

Aveyro. Was! Bleibst du sitzen, Schurke, wenn ich eintrete? Kennst du die Achtung nicht die du mir schuldig bist?

Ickeira (sitzend). Haben Eure Grandezza von Ihrer Achtung mir geliehen, daß ich Ihnen Achtung schuldig sein soll?

Aveyro. Hinein, und melde mich dem König.

Ickeira. Majestät gingen in die Messe.

Aveyro. Wer ist denn im Cabinet?

Ickeira. Excellenza. (Indem Pombal aus dem Cabinet tritt.) Hier ist Se. Majestät!

Lobeswürdig ist auch das Verhältniß zwischen Aveyro und dem Jesuiten Malagrida behandelt. Hier ist dem Verf. ein dramatischer Charakter von großer Wirkung gelungen; die Klugheit Malagrida's findet oft wahrhaft überraschende Wendungen. „Wie er sich erhitzt", sagt er von Aveyro, „wie klug er sich dünkt mit seiner Vorsicht. Nein, Herzog; Mistrauen ist kein Schleier für Gedanken; wer sich verstecken will muß keine Maske tragen. Ihr brecht die Frucht nicht ohne uns, und brecht ihr sie, inwendig nagt der Wurm — und Das sind wir!" Das Stück endet mit Pombal's Entlassung, Verbannung. Der König, heißt es, werde seiner im Gebet gedenken. „Ein Titel — ein Gebet — und unter ihm zerfällt mein Werk in Trümmern", sagte er scheidend. „Das ist der Fluch der Menschen, daß sie vor selbstgeschaffenen Götzen knien und ihres Irrthums Truggestalt für Wahrheit halten, weil sie vor ihr beten." Wir wünschen dem Verf. Glück bei fernern Werken, Glück in Form von Geschmack und poetischem Ohr — denn ihm scheint besonders Dies zu mangeln —, um uns mit andern willkommenen Gaben zu erfreuen.

6. Demosthenes, oder Hellas Untergang. Trauerspiel in fünf Acten von Leopold Arend. Berlin, Hirschfeld. 1848. 8. 1 Thlr.

Der Verf. beabsichtigt ein schönes Beispiel moralischer Größe im Alterthum unserer Zeit vorzuführen; allein er will, daß sich der Geist der Gegenwart in keiner Weise in der Dichtung manifestire, und daß Achtung vor der Wahrheit der Geschichte jede Trübung derselben durch das Hineinspielen subjectiver Wünsche und Richtungen fern halte. In diesem Bestreben hat er Recht: denn die oberste aller Kunstforderungen ist und bleibt die Wahrheit. Die Wahrheit eines thatenreichen Lebens in dem engen Raume welchen die Bühne gestattet darzustellen, ist die Aufgabe des historischen Dramas, und die staatliche Wirksamkeit des Demosthenes ist ein der dramatischen Kunst vollkommen würdiger Gegenstand. Der Mensch, der Redner, der Patriot und der Staatsmann waren bei ihm aufs engste verbunden; seine Politik ging aus dem Gemüth hervor; er schwankte nie, und dadurch ward er zu dem gewaltigen Redner, daß er kein Nachgeben kannte, kein Abweichen von seiner Ueberzeugung, keine Schwäche bei drohender Gefahr. Ihm blieb der Trost des Todes im schlimmsten Augenblick, und die Ahnung, welche auch objectiv zur Wahrheit geworden ist, daß er und seine Thaten durch alle Zeiten fortleben würden. Indem ihn Dies über den Schmerz hinweghob sein Volk seiner unwürdig untergehen zu sehen, starb er den tragischen Heldentod. Die Auffassung des Historischen und Ueberlieferten in diesem Drama ist groß und würdig; was die Wirkung dieser Arbeit jedoch schwächt ist ihr zu weit gespannter Rahmen. Das Drama des Verf. umfaßt 14 Jahre; hier liegt der Fehler. Sowie der Held selbst ein Moment in der Geschichte eines Volks ist, so drängt sich das Leben des Helden auch wieder in einen Moment zusammen, den der tragische Dichter zu ergreifen berufen ist, und aus dem heraus er das ganze Dasein des Helden zu construiren hat. Der Verf. kennt diese Wahrheit, aber er hat sie nicht zur Richtschnur genommen. Wir geben zu, daß es schwer war, und daß bei strenger Festhaltung jenes entscheidenden Moments auf manchen wirkungsreichen und schönen Auftritt, z. B. auf das Zusammentreffen König Philipp's mit Demosthenes auf dem Schlachtfelde, hätte Verzicht geleistet werden müssen. Indeß im Verzichten wächst die Kraft, welche durch Vertheilung auf viele Einzelheiten sich selbst zerstört. Hiervon abgesehen hat der Verf. ein durchaus würdiges und mannichfach ausgestattetes Drama geliefert. Der Kampf der Parteien, in dem Athen seinem stets auf ein Ziel hinstrebenden Gegner erliegt, die Täuschungen der Demagogie, die Haltlosigkeit des patriotischen, aber von Schmeichlern und Sophisten irregeleiteten Raths, die rücksichtslose Schlechtigkeit der Feinde des großen Staatsmannes, und die Energie des königlichen Gegners: alle Diese vereint gegen den einen Mann geben ein ebenso lebendiges als wahrheitsgetreues Bild des Ringens und Kämpfens, der Niederlage und des Untergangs des heldenmüthigen Patrioten, des einzigen Geistes der die Zukunft ermißt. Was wir jedoch in der ganzen Arbeit vermissen ist eben die dramatische Zuspitzung der Begebenheit zu einer tragischen Handlung, zu einer Katastrophe. Dagegen sind die Charaktere scharf gezeichnet, der Dialog ist voller Leben, die Sprache ist würdig und poetisch. Zum Einzelnen fehlt uns der Raum, aber wir freuen uns der kühnen Pinselstriche mit denen König Philipp, Alexander, Demosthenes gemalt sind. So ruft Philipp als er mit Demosthenes auf dem Schlachtfelde zusammentrifft:

. . . Ich denke,
Wir treffen uns wie wir uns nimmer suchten.
Zum Hohn wird hier das Schwert in meiner Hand;
Ein König — red' ich dir ein and'res Wort.

Und nachdem Alexander zu den Schatten gegangen, Athen über Antipater gesiegt, die Intrigue über den „Entknechter Hellas" gestürzt, sodaß er eine Zuflucht in Poseidon's Tempel suchen muß, sagt er scheidend:

Wolan! Poseidon's Tempel
Schützt meines freien Todes Augenblick.
Ha! Welch ein holder Traum! Werth für das Vollmaß
Von Schmerzen die ich litt ein Trost zu sein,
Werth meines Lebens ganzen Unbestand!
Ja, auch der Tod will angelächelt sein,
Gegrüßt, umarmt mit jener Glut der Seele,
Daraus der Thatkraft volles Leben quillt. (Nimmt das Gift.

Ich habe schön gelebt, und Kerkend brauche
Ich Jene dort ums Dasein nicht zu neiden.
Demosthenes fällt kein Opfer eines Wahns,
Die Welt, sie wird einst meine Thaten richten,
Und richtend meinen großen Zweck verstehn.
Dann — lebt' ich ihr — und ihr auch galt — mein Tod!

(Der Beschluß folgt.)

Eine französische Poetenwirthschaft aus dem 17. Jahrhundert.

Die ältere Literaturgeschichte fast aller Völker Europas ist überaus reich an piquanten Mittheilungen über die Sonderbarkeiten, die abenteuerlichen Schicksale, die Extravaganzen ihrer Poeten. Es scheint als ob vormals die Dichter das Privilegium gehabt hätten anders zu leben wie die gewöhnlichen Leute, interessanter, romantischer, und als ob auch diese Poesie des Dichterlebens heutzutage aus der Welt verschwunden sei. Man denke nur an die abenteuerlichen Fahrten oder Schicksalskämpfe Shakspeare's, der französischen Classiker, Camoens', Tasso's, Schiller's: alle Nationen haben ja da zu erzählen! Man denke an das frische Poetenleben des Göttinger Dichterbundes: wo fände man heute dergleichen? wo dieses befruchtende Ineinanderleben wirklicher Talente? wo diese deutsche Innigkeit und Herzlichkeit naturwüchsiger Freundschaft, in der selbst das Alltägliche mit einem poetischen Schimmer sich umkleidete? Die Zeiten haben sich geändert, und auch die Dichter nehmen eine andere gesellschaftliche Stellung ein wie ehemals. Der stille Schmerz und unabwendbares Leid mag jetzt wie zu allen Zeiten in manchem poetischen Gemüthe sich wohnlich eingerichtet haben, allein äußerlich abenteuerliche Entwickelungsgänge knüpfen sich heute größtentheils an prosaische Kämpfe mit der Policei; die Censur — denn den Dichtern begegnet es zumeist Censurwidriges zu schreiben — war bis vor kurzem das Schicksal das die modernen Helden bekämpfen mußten. Nur Eins ist sich immer gleich geblieben unter den Jüngern Apollo's, Eins hat die Tradition treu durch Jahrhunderte gewahrt unter Denen die bei der Theilung der Erde leer ausgingen: die Dürftigkeit, die Armuth. Die Lorenz Kindlein sind nicht ausgestorben, und wenn auch in der neuern Zeit einzelne Namen von einer glänzenden, äußern Existenz nicht abgetrennt werden können, so haben wir doch auch ruhmreiche Persönlichkeiten die unter den äußerlich drückendsten Verhältnissen einen gesunden Geist und ein fröhlich-frisches Dichterherz sich wahrten. So ein Haushalt eines armen Poeten, sein schlechtes Bett und die niedrige Stube sind oft lange als Reliquien verehrt worden, und es beklagt sich wer nicht Gelegenheit hatte etwas Aehnliches zu sehen. Eduard Fournier hat neuerdings eine Poetenwirthschaft aus dem 17. Jahrhundert geschildert, die für die Specialliteraturhistorie interessant genug ist um hier Erwähnung zu finden. Im J. 1659 starb nämlich in Paris Guillaume Colletet, eins der ersten Mitglieder der Französischen Akademie. Sein Lustspiel „Cyminde", seine Gedichte und seine Uebersetzung des Romans von Eustathius finden sich in seinen „Oeuvres" (Paris 1658).

Armuth und Poesie waren in der Familie Colletet erblich. Man erinnert sich wol noch der vier Verse Boileau's, worin er das bettelhafte Wesen des jungen Colletet schildert:

Den schmuzigen Colletet sieht
Von einer Küche zur andern,
Ein Mittagsmahl erbettelnd,
Elendiglich man wandern!

unbarmherzige Verse, in denen der Dichter der „Satiren", freilich mit Unrecht, das Achtunggebietende was in dem Elende eines armen aber rechtschaffenen Poeten liegt verhöhnte. Wir wollen an diesem Unrecht nicht theilnehmen, aber auf die Quelle dieser sprüchwörtlich gewordenen Armuth herabgehen, und den Lesern zeigen, daß, wenn man auch gerechten Grund hat das Elend des jungen Franz Colletet zu bemitleiden, es doch auch andererseits erlaubt ist ein wenig über die Dürftigkeit seines Vaters Wilhelm zu lachen, und besonders über die scharfsinnigen Mittel mit denen er sie zu verstecken suchte.

Wilhelm Colletet hatte Etwas von jenem durch Walter Scott so meisterhaft geschilderten guten Caleb. Um nicht davon sprechen zu müssen was er nicht hatte, sprach er unaufhörlich mit großem Aufsehen von den Trümmern und dem Glanze des großen Vermögens das ihm hätte von der wirklichen Wohlhabenheit seines Vaters, des Procurators am Chatelet, übrig bleiben können. „O über das herrliche Temperament des trefflichen Colletet!" ruft Urban Chevreau, einer seiner Freunde, aus, „man mochte ihm begegnen wie man wollte, immer war er heiter und zufrieden, wie Sulla, der sich rühmte alle Abende mit dem Glücke einzuschlafen. Unter seinen Gedichten findet sich der Vers:

In der Stadt und auf dem Lande
Habe ich der Häuser viel,

mit diesen Häusern aber sah es freilich windig aus."

Darin war er Meister in ganz unnützen Dingen Vortheile und Vorzüge zu erblicken, und diese neuentdeckte Herrlichkeit den Kurzsichtigen dann deutlich zu machen. So hatte es der Zufall gewollt, daß er sich im Faubourg St.-Marcel in ein Haus einlogirte welches Ronsard einst bewohnt hatte, und in welchem König Karl IX. angeblich dem Torquato Tasso oft seine Besuche abstattete. Welche Fundgruben für Colletet! Welche treffliche Gelegenheit seine erbärmliche Wohnung zu Ehren zu bringen.

Die Küche war kalt, der Keller leer, die Zimmer wüst; aber Colletet sagte zu sich: „Poesie gilt für Reichthum. In Ermangelung des letztern wird die erstere meine Wohnung in Ruf bringen und alle Celebritäten herbeiziehen." Und alsbald setzte er Prosa und Poesie in Bewegung, um die erhabenen Schicksale seines Hauses in allen Tonarten zu verkünden. Wenn es möglich gewesen wäre, so hätte er in die hundert Posaunen der Fama gestoßen, um nach allen vier Windgegenden auszurufen: „Ich, Wilhelm Colletet, wohne da wo Ronsard wohnte; ich, der Dichter, wohne an demselben Orte an dem der Fürst der Poeten dichtete."

Sein Enthusiasmus dehnte sich bis auf die Häuser in der Nachbarschaft aus die nur einigermaßen bekannt waren, und deren Chronikenschreiber er ward. So stand nicht weit von seiner Wohnung das berühmte Haus in welchem Baif unter dem Protectorate Heinrich's III. seine literarische und lyrische Akademie gehabt hatte. Colletet erzählte Jedem der zuhören wollte die ruhmwürdigen Annalen seiner Nachbarschaft, und die Neugierigen konnten dem Verlangen nicht widerstehen eine Entdeckungsreise in sein einsames Quartier zu unternehmen. Muthvoll aber keuchend rüsteten sich die Dichter Frankreichs, gestärkt durch so viele schöne Erinnerungen, zu einem Sturme auf die traurige, lange und winkelige Rue des Fossés. Hierher wollte sie Colletet haben, und um ihnen einen letzten Sporen zu geben machte er ein pomphaftes Sonett, in dem seine Einbildungskraft die schlechte Wohnung aufs herrlichste ausschmückte, und lobpreisend von Alleen, Gärten, steinernen Löwen und Vogelgesang erzählte.

Nach einer solchen Beschreibung mußten wol Gäste kommen. Und sie strömten denn auch von allen Seiten herbei, nur um es mit eigenen Augen zu sehen wie ein Dichter so prächtig wohnen könne. Colletet erwartete sie strahlend vor Freuden auf der Schwelle, bereit ihnen die verkündeten Wunder zu zeigen. In der Mitte des Hofs war zuerst ein Bassin voll schlammigen Wassers, in welchem Colletet jeden Augenblick

Das Schilf im Wasserschlamm sich nezen

sehen konnte, wie er in einem jener sechs Verse gesagt hatte für die er vom Cardinal 600 Livres erhalten haben wollte. Nicht weit davon befand sich unter einer Laube von vertrockneten Blättern ein steinerner Tisch, wackelig und halb zerbrochen. Hierher führte Colletet seine Besucher am liebsten,

und erzählte dann mit dem wichtigen Tone eines Cicerone, daß hier der große Ronsard seine Freunde um sich versammelt, und hier mit Baif, Jamin und allen Dichtern seines Plejadengestirns den guten Claret getrunken habe.

Als indeß die Gäste hörten, daß der prachtvolle Palast sich auf eine elende Baracke reducire, wurden sie immer seltener. Einer der letzten Besucher war Tallemant des Réaux, der sich unmuthsvoll über das lobpreisende Sonett hermachte und es abnotirte. Unter die Worte: „Das Prachtgeländer des Hofes" setzte er: „ist gerade vier Quadratfuß groß", unter: „die lieblichen Alleen": „Jede Allee ist vier Schritt lang."

Nur einige Wenige blieben Colletet treu, und brachten bei seiner magern Gastfreundschaft selbst einige Flaschen Wein mit, um auf das Wohl Ronsard's an dem steinernen Tische trinken zu können. Einer der häufigsten Gäste blieb Lafontaine. Damit hatte es folgende Bewandtniß.

Colletet lebte bereits in der dritten Ehe. Er hatte nach und nach seine drei Dienstmädchen geheirathet, die ihm als Mitgift weiter Nichts einbrachten als einen gesunden Appetit und den Lohn den er ihnen schuldig war. Das letzte, Claudine, war ein hübsches und aufgewecktes Mädchen, und flößte ihm einen Gedanken ein der seinen leeren Beutel und seine entwertheten Verse wieder flott machen sollte.

Colletet merkte längst daß er alt wurde. Seinen Ruf durch sich selbst zu erneuen wäre — Das sah er ein — unmöglich gewesen; allein das Dichten unter dem jugendlichen und liebenswürdigen Banner seiner hübschen Frau zu versuchen, und die Narren recht tüchtig anzuführen, Das schien ihm piquant genug um einen Versuch zu lohnen. Von diesem Augenblicke an schwieg seine Muse; Colletet hörte auf Dichter zu sein, und Claudine trat an seine Stelle. Das gute Mädchen ließ Alles mit sich machen, und übernahm die Verantwortlichkeit für alle Dummheiten und faden Reimereien ihres alten Gemahls. Die Dichter fingen an sich wieder einzufinden. Die Galanterie verbot ihnen mit Claudine zu rivalisiren. Ihnen folgten als reelle Anbeter bald die Verleger; so kamen erst gute Bedingungen und schließlich baares Geld ins Haus.

Dieselben Leute die sich noch kurz vorher die Ohren zugestopft hatten, wenn der Alte ihnen von den Vorzügen seiner Wohnung erzählen oder seine Werke vorlesen wollte, kamen jetzt neugierig und theilnehmend wieder, ohne zu bemerken, daß noch dasselbe morsche Dach, dieselbe vertrocknete Laube da seien, ohne im mindesten daran zu denken, daß sie auf dieselben Verse vor denen sie einst ausgerissen waren jetzt voll Andacht hörten.

Man begreift hiernach wol auch, was Lafontaine bewegen konnte sich trotz seiner Trägheit in das Haus Colletet's zu schleppen, und warum trotz seines guten Geschmacks er sich an den Reizen abscheulicher Verse ergötzte. Worauf er am meisten sah, Das war die Liebenswürdigkeit der neuen Muse, und diese war allerdings echter als ihre Poesie. Welche Freude herrschte damals in der Poetenwirthschaft des Faubourg St.-Marcel, wenn ein Mann wie Lafontaine seine Lobsprüche austheilte! Welch zufriedenes Lachen, wenn Colletet und Claudine miteinander die kleinen Lobgedichtchen des Tages überlasen und sich brüderlich darein theilten, indem Colletet sich den Preis der Dichtung, Claudine den ihrer Schönheit aneignete.

Leider mußte der Tod das schöne Werk auf sein Nichts zurückführen. Colletet ward krank, und in seinem Alter war an Rettung nicht zu denken. Bereits sterbend raffte er sich noch auf, und machte ein letztes Gedicht für Claudinen, in welchem diese den Tod ihres Gemahls aufs bitterste beklagt, und von der Muse auf ewig Abschied nimmt:

Nimmer konnt' ein Herz dich lieben wie das meine, zärtlich heiß,
Jedes Wort von meiner Zunge war dir süße Lieb' und Preis!
Niemand bleibt für Lob und Liebe jetzt mir, da ich dich nicht hab',
Herz und Leier leg' ich trauernd, theurer Gatte, in dein Grab.

Sobald er diese Verse gemacht hatte, glaubte Colletet sich zu bergen und starb ruhig. Claudine verlebte ihre Trauerzeit ohne einen Laut von sich zu geben (in Versen nämlich); als sie aber auch später Nichts von sich hören ließ mehrte sich das Staunen. Denn wenn ein Dichter schwört er wolle nicht mehr reimen, so ist Das ebenso gut als wenn ein Betrunkener sagt er wolle nicht mehr trinken. Bald merkte man, daß es ihr mit dem Stillschweigen wirklich Ernst sei: die Muthwilligsten schickten ihr nun kleine Gedichtchen, auf die eine Antwort nicht gut zu vermeiden war; aber Claudine schwieg. Dadurch ward man nur um so eifriger: Alles umsonst! Sie reimte kein einziges Verslein mehr. Das war genug, die Schelmerei war entdeckt und man dachte an Rache. Lafontaine war der Erste der seine erstohlenen Lobsprüche zurücknahm und die arme Claudine am unbarmherzigste verfolgte, besonders wenn er daran dachte wie sie sich mit ihrem Manne über ihn lustig gemacht haben mochte. Eins seiner Spottgedichte beginnt so:

Die Orakel hörten auf,
Colletet schloß seinen Lauf.

Seit die Zunge ihm gebunden,
Auch der Frau kein Wort entrinnt,
Vers und Prosa sind verschwunden
Mit dem armen Christenkind!

Arme Claudine! So lange es möglich war, lebte sie von den Ueberbleibseln ihres Vermögens; dann verkaufte sie die wenigen werthvollen Sachen ihres Gemahls. Ein massiver silberner Apollo mußte zuerst daran, ihm folgte die Bibliothek und die übrigen Effecten; das Elend und die Gläubiger brachen endlich doch herein. Als das letzte Stück verkauft war mußte sie ihren Stand, den sie bis jetzt bewahrt hatte, aufgeben: sie fiel in ihr Nichts zurück und wurde wieder Magd. Lassen wir des Réaux mit seinem unbarmherzigen und cynischen Stil das Ende dieser Frau berichten, in deren Gefolge sich einst die berühmtesten Schriftsteller gedrängt hatten, und deren warmer Anbeter Lafontaine gewesen war:

„Sie kam so herunter, daß sie endlich in den entlegenen Alleen des Luxembourg betteln ging. Sie heirathete zwar noch einmal, behielt aber den Namen der Witwe Colletet bei, trank wie ein Tempelherr, und starb endlich an Indigestion. Einige Tage vor ihrem Tode war sie bei Furetière gewesen, den sie prellen wollte, und hatte ihn gefragt, womit sie ihre Mutter (die sich beiläufig sehr wohl befand) begraben lassen solle. Als nun diese zu ihm kam, und wissen wollte, womit sie die Beerdigung ihrer Tochter bestreiten könne, sagte er: «Ah, Sie scherzen, Madame; Sie sind ja todt und nicht Ihre Tochter."

31.

Notiz.

Ein Ausspruch von Barbaroux.

Barbaroux, einer der Girondisten der ersten französischen Revolution, der jedoch nicht mit zu den Opfern des 31. Oct. 1793 gehörte, hinterließ einen Sohn, der damals noch in der Wiege lag, und an denselben einen Brief, der reich an Beredtsamkeit und voll vernünftiger Gedanken, des Studiums unserer Staatskünstler nicht unwerth ist. In diesem Briefe sagt Barbaroux unter Anderm: „Wenn ich mein Leben noch einmal von neuem anzufangen hätte, so würde ich es nur jenen Forschungen widmen die den menschlichen Geist über diese Erde erheben, und nie würde ich es mir einfallen lassen ein Volk ohne Sitten zur Freiheit führen zu wollen. Diese wüthende Volksmasse ist einer philosophischen Regierung nicht würdiger als die Lazzaroni in Neapel und die Menschenfresser der Neuen Welt."

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 274. —— 15. November 1849.

Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 273.)

1. Begum Sumro. Trauerspiel in fünf Acten. Von C. Paul. Wien, Lechner. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Das erste Requisit eines Dramas, eine fesselnde, geheimnißvolle und spannende Begebenheit, ist hier in reichem Maße vorhanden, und es ist gar keine Frage, daß dies Element allein über viele Mängel hinweghebt, die ohne dasselbe ins Gewicht fallen. Die Fürstin Begum, Gattin des Radscha Sumro (Sommer), eines Deutschen auf einem indischen Thron, wird von ihrem ganzen Hofstaat für untreu gehalten, weil Oberst Dyce, Führer der Leibgarde, nächtlicherweile vermummt in ihrem Vorgemach getroffen wird, und sie selbst ihre Unschuld nicht zu behaupten wagt, deshalb nämlich, weil sie Dyce heimlich, jedoch ohne äußere Verschuldung liebt. Nur ein einziger treuer Diener, Bannasur, glaubt an ihre Reinheit. Ihr Gemahl hat sich, besiegt, selbst getödtet, das Reich fällt ihr und ihrem Sohne zu, und der Gegenstand der Tragödie ist nun theils die allmälige Enthüllung ihrer Unschuld, theils der Kampf den Begum gegen ihr eigenes Herz und gegen die auffässigen Großen, die sie der Untreue bezüchtigen, zu bestehen hat. Dazu tritt, daß Dyce eine Sklavin Schirin liebt, und die Größe Begum's sich in der Ueberwindung ihrer eigenen Liebe und in Dyce's Beglückung zu zeigen hat.

Der Stoff ist gut: gegen so viele wortselige und thatenarme Dramen der jüngsten Zeit thut die frische Fülle der Begebenheit hier ungemein wohl. Es ist wie tropische Vegetation, die die Seele des Beschauers füllt und befriedigt. Das ganze Stück ist jener weichen und wollüstigen Atmosphäre voll die man in Serdhana athmet: es versetzt uns unter einen tropischen Himmel, und erfreut uns neben seinen Reizen durch den Anblick moralischer Größe in einem bewunderungswürdigen weiblichen Charakter. Begum ist halb Norma ohne ihre Schuld, halb die Jungfrau von Orleans ohne ihren Abfall; sie ist ein Bild von hoher Conception, und in der Ausführung von den schönsten Verhältnissen. Ihr Verstummen bei der falschen Anklage der Untreue läßt einen vollen Blick in eine Seele thun deren Tiefe ihrer Reinheit gleichkommt. Sowie von diesem Charakter nur Anerkennendes zu sagen ist, so läßt sich gegen die Führung der Fabel und die ins Spiel gesetzten Motive, gegen Dialog, Ausdruck und Vers Nichts vorbringen das nicht gegen die Vorzüge dieser Arbeit gänzlich verschwände. Selbst die Schlechtigkeit Dyce's wird dem Stück nicht zum Vorwurf gereichen, wenn man sie auf Das zurückführt was sie eigentlich ist, vollständigste Selbstsucht, aufgewogen durch die vollständigste Treue Bannasur's. Aus einem Stücke so voll Inhalts lassen sich einzelne Stellen schwer erwählen; eine der schönsten ist der Auftritt, wo Begum, von Bannasur an das Lager geführt auf welchem Dyce und Schirin entschlummert sind, auf einmal die ganze Tiefe des Verraths erkennt deren Opfer sie sein soll.

Ertragen hätt' ich's können,
Daß du der Jüngeren dich zugeneigt,
Daß du mich täuschtest mit dem Ruf der Liebe,
Noch heute — heute noch! Verzeihen hätt' ich's können,
Daß du die Fürstin und ihr Reich verriethst,
Vergeben können, daß du meinem Kind
Das Vatererbe rauben wolltest — doch
So schnöden Hohn mag dir dein Gott vergeben —
Ich — nicht! An deine Buhlerin den Ring.
Nichts war ich dir! Du warst nicht einmal treulos!
Berechnung war ich dir...
Lüg' Alles was du sprachst, und Meineid was
Du schwurst, und niemals Liebe — niemals!

Bannasur.

...Arme
Gebieterin!

Begum.

...Ja, arm und bettelarm!
Verlor ich was — o nein! Ich hatte Nichts.
Ein Recht zu einem Vorwurf nicht einmal.
O Dyce, Dyce...

Und wie nun der Verräther entlarvt und das offene Grab bereitet ist das Schirin nach dem Spruch des Landes verschlingen soll, da siegt Begum über sich selbst. Sie hat Dyce verbannt.

Pflanz' Blumen auf Schirinens Grab!

sagt der Scheidende, und Begum antwortet:

Sie lebt... Ich vergeb' ihr —

und sinkt mit weinendem Antlitz auf den Thronsitz nieder. Es ist ein Gedicht das wir hier vor uns haben. Möge der Verf. in diesem Anerkenntniß Muth und Trieb zu andern Dichtungen dieser Art finden; wir wissen ihm kaum einen andern Rath zu ertheilen als den sich selbst treu zu bleiben. Es gibt in der Tragödie höhere Zielpunkte als der seinige ist; allein das Ziel das er sich selbst gesteckt hatte ließ sich kaum schöner erreichen als er es erreicht hat.

2. Deutsche Originallustspiele von C. Feldmann. Dritter Band. Wien, Wallishausser. 1849. Gr. 12. 2 Thlr.

Die Kunst des Verf. aus den kleinen Uebertriebenheiten des geselligen Lebens heitere Lustspielstoffe zu gewinnen und launige Peripetien zu gestalten ist bereits anerkannt. Mit dieser Kunst gehört Feldmann zur Zeit zu den gesuchtesten Bühnendichtern, zu Denen die ihren Zweck den Zuhörer zu erheitern nie ganz verfehlen. Im Stil hat er vielleicht unter allen heutigen Lustspieldichtern die meiste Verwandtschaft mit Kotzebue; ist er minder kräftig im Situationswitz als dieser, so ersetzt er

Dies dadurch, daß er stets geschmackvoll und würdig ist, und niemals zu dem possenhaften Ingredienz greift, dem Kotzebue, der Periode des Harlequin so viel näher stehend, seine meisten Siege verdankte. Diese allgemeine Charakteristik paßt besonders auf das erste der hier vorliegenden fünf Stücke. Das dreiactige Lustspiel: „Ein höflicher Mann", hat überall zu gefallen ein Recht; denn die Situationen in welche eine übertriebene Höflichkeit hier, ihrem Ziel entgegen, den Justizrath Fein versetzt sind von siegreichster komischer Kraft. Indem ein Unmaß von Höflichkeit den armen Mann in die unangenehmsten Conflicte bringt schreibt er Dies seiner Unhöflichkeit zu, überbietet sich schweißtriefend in immer größerer Feinheit und Artigkeit, und verschlimmert seine Lage bis zum Verzweifeln. Das Stück ist durch und durch anziehend und erheiternd, wenn es auch die höhere Aufgabe des Lustspiels nicht ganz erfüllt. „Der dreißigste November", in einem Act, ist nur ein Scherz, und obenein mehr peinlich als heiter. Komisch kann die leidvolle Lage eines armen Lehrmeisters, der nach der letzten Lehrstunde überall sein Honorar umsonst erwartet und dafür nur Redensarten empfängt, eigentlich nicht sein. „Ein Mädchen vom Theater", in vier Acten, enthält viel Launiges und gefällt damit auf der Bühne; den Werth des „Ein höflicher Mann" kann das Stück jedoch nicht ansprechen. Das sittenreinigende Element des Lustspiels darf nicht wie hier geschieht von dem Localscherz in den Hintergrund gedrängt werden. „Baron Beisele und Dr. Eisele" und endlich „Der Lebensretter", Posse in drei Aufzügen, gehören der Gattung der wiener Localposse an, über welche die Kritik Nichts zu bemerken hat, es sei denn, daß sie von dem poetischen Geiste Raimund's angehaucht wäre, oder die glücklichen Einfälle Nestroy's verwirklichte, was hier nicht der Fall ist. Die Gattung in der der Verf. Vorzügliches leistet wird immer die des charakterzeichnenden Lustspiels sein.

9. Südliche Rache. Frescoabenteuer in einem Act. Von Frater Hilaris. München, Henzel. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

Eine mit zwei Worten zu erledigende dramatische Verirrung, in der ein Kritikus dafür daß er die von ihm umworbene Künstlerin in Recensionen mishandelt dadurch gestraft wird, daß er in einer Tasse Thee vergiftet zu sein glaubt. Dergleichen richtet sich selbst, und bildet für den Referenten nur — eine Nummer.

10. Großjährig. Lustspiel in zwei Aufzügen und einem Nachspiel: Ein neuer Mensch. Von E. v. Bauernfeld. Wien, Gerold. 1849. Gr. 12. 24 Ngr.

Noch sind die Lustspiele mit politischem Hintergrund, die Lustspiele welche dem neuen Sittenzustande unsers Vaterlandes entsprossen sind, eine Seltenheit, denn die Possen und Caricaturen der Volksideen von 1848 rechnen wir nicht hierher. Unter diesen Lustspielen neuen Stils ist das vorliegende wol das bemerkenswertheste. Es skizzirt im ersten Theil die vormärzlichen Zustände Wiens, welche bereits in leise Gährung gerathen waren, mit freier Ironie, ohne das Lächerliche ausschließlich einer Partei zu vindiciren. Hier Blase, hier Schmerl: es gibt Thorheit auf beiden Seiten; den Ernst und die Tiefe der Volksideen aber auf die Bretter zu bringen, dazu ist für die Bühne die Zeit noch nicht gekommen. Wir sind, wie der Verf. sagt, noch lange keine Griechen, und von Aristophanes, der uns ohne Zweifel ein Reactionnair scheinen würde, zeigt sich vorerst noch keine Spur. Allein den wirklichen Zustand des neuen Daseins spiegelt der Verf. wirklich in dem Nachspiel „Ein neuer Mensch" ohne Zerrbild mit ungezwungener Ironie ab, und die Stimmung der Zeit tritt, wenn auch in einem kleinen Bilde, merkwürdig daraus hervor. Geschieht Dies wie hier mit Lust und Laune, anziehend und frei, so ist das nächste Ziel der politischen Komödie erreicht. Hier ist es doppelt erreicht, indem „Großjährig" die alten, nicht zum Abschluß gediehenen Zustände und Stimmungen, „Ein neuer Mensch" aber die neuen Stimmungen ironisirt. Das erste Stück endet damit, daß Hermann, seiner Geduld und Sanftmuth müde, verhöhnt, verlacht und verspottet zu sein, sich, von der Liebe erweckt, mit Energie in das Leben, das schaffende, das neugestaltende, thätige, stürzt und nicht heirathen will. Das zweite Stück zeigt ihn verwandelt, umgeschaffen, mannichfach enttäuscht, aber praktisch; er hat die große Zeit auf die er hoffte nicht gefunden, aber nun wird Auguste, die ihn aufstachelte ein neuer Mensch zu werden, sein Weib. Die tiefe, poetische Allegorie in dieser Auffassung darf nicht erst von uns aufgedeckt werden, sie liegt zu Tage: Hermann ist der Deutsche überhaupt; der wahre poetische Gedanke des Stücks ist hiermit festgestellt. Was die Form, die Ausführung, die Darstellung betrifft, so athmen diese den Geist aller bessern Bauernfeld'schen Erzeugnisse. Der Dialog ist der lebendigste, der geistreichste; Einfälle und Wendungen sind meisterhaft; die Scenenfolge, die Handlung aber, wie fast immer bei diesem Dichter, etwas sprungshaft, lückenhaft. Er eilt wie immer zu den Resultaten, behagliches Verweilen ist ihm fremd. Eine psychologische Schönheit des Stücks ist diese, daß Augustens Liebe erst dann erwacht als Hermann sich trotzig, unbändig, wild zeigt und den sanften Menschen abthut. Auch diese Allegorie ist klar: ein Mann der sich vor jeder Gewalt schmiegt ist kein Mann für Auguste. Wir sind hier tiefer gegangen als wir bei Stücken dieser Art zu gehen pflegen; der Raum zu Citaten ist uns damit entzogen. Dem Freunde vollendeten Dialogs im Lustspiel empfehlen wir den neunten und zehnten Auftritt im dritten Act von „Großjährig", und den zehnten im Nachspiel, wo sich der Autor als Meister im geistvollen Zwiegespräch bekundet. Von dem Stück im Ganzen ist nur zu sagen, daß es jedem wirklich gebildeten Publicum gefallen muß, und daß es lange an der Spitze einer neuen Stilgattung im Conversationsstück stehen wird. „Lassen Sie mich ausreden", sagt Schmerl, der Fortschrittsmann. „Die Welt ist fertig und erhält sich von sich selbst blos durch das — Dings da — die Bewegung. Freilich, ging's nach euch, so säßen wir wackern Deutschen noch im finstern Urwald, das Bärenfell um die Schulter, verspeisten Eicheln und Wurzeln, und wären wo Einem Wort — Dinger da, Barbaren! Aber da kam die große Bewegung, die Völkerwanderung, ein Zauberschlag, verschiedene andere Schläge — die neue Welt war da" u. s. w. In dieser neuen Welt nun möge uns der Poet doch ja noch recht viel Neues bringen!

11. Unverhofft! Posse mit Gesang in drei Acten. Von J. Nestroy. Mit einem allegorischen Bilde. Wien, Wallishausser. 1849. Gr. 12. 16 Ngr.

Für Freunde der kernhaften Späße Nestroy's und seiner launigen Lieder eine neue und willkommene Lieferung seiner Musengaben. Unsererseits ziehen wir die ältern Stücke dieses Localdichters, in welchen eine größere Annäherung an Raimund wahrzunehmen war, entschieden seinen jüngern Arbeiten vor. Raimund verstand es dem ganz localen Inhalt seiner Stücke stets ein allgemeingültiges, reinmenschliches Element beizumischen, die Localposse damit zu veredeln, und sie auf den poetischen Boden zu verpflanzen. Keiner seiner Nachfolger ist ihm in dieser glücklichen Mischung der ewig jungen Poesie mit der grundsätzlichen Albernheit der Posse auch nur von fern gleichgekommen. Nestroy war auf dem Wege dazu: die Gedankenfülle und die kernige Lust seiner ersten Arbeiten ließ einen Nebenbuhler Raimund's in ihm erwarten; er hat dies Ziel fahren lassen, vielleicht um als Localpoet um so populärer zu sein. Nach unserer Meinung hat er Unrecht gethan.

12. Gabelfrühstück für Erheiterungsbedürftige in zwei Gängen von Karl Schortmann. Berlin, Schortmann. 1849. 32. 6 Ngr.

Die beiden Gänge dieser dramatischen Kleinigkeit bestehen in einer Posse: Liebesintriguen, und in Scenen aus dem Al-

tagsleben, welche erstere allenfalls Liebhaberbühnen zweiten Ranges zur Beachtung empfehlen werden darf, da sie gefällig und leicht darstellbar ist. Die Scenen des Alltagslebens entziehen sich aller Kritik, denn sie bestehen zum Theil aus gedankenlosen Anekdoten.*) 55.

Originalhandschriftlicher Brief von Albrecht Dürer.

„Vor einiger Zeit", sagt ein Schreiben an das „Athenaeum", „als ich die Handschriften auf der Bibliothek der Königlichen Gesellschaft durchsah, entdeckte ich einen Originalbrief Albert Dürer's an seinen Freund Wilibald Pirkheimer mit des Künstlers Unterschrift, wohlbekanntem Monogramm und dem Datum 1506 — ein Brief der meines Wissens nie veröffentlicht worden ist. Außer Stand das Geschriebene in den altdeutschen Buchstaben vom Anfange des 16. Jahrhunderts zu entziffern, und doch wünschend den Inhalt des Briefs kennen zu lernen, behändigte ich ihn einem tüchtigen, mit den Schriftzügen aus jener Periode sehr vertrauten deutschen Gelehrten und erhielt seiner Zeit eine Uebersetzung. An den Brief kettet sich ein Umstand der insofern von Wichtigkeit ist, als er darthut welch hoher Werth bereits vor zwei Jahrhunderten auf Albrecht Dürer's Autograph gelegt wurde. Es befindet sich nämlich auf der Rückseite des Briefs eine Zuschrift dieses Inhalts**):

«Sehr getreuer, hochgeschätzter, insonderheit vielgeliebter und theurer Freund, Heinrich Milich. Seinem wiederholten Wunsche zufolge überreiche ich Ihm hiermit gegenwärtigen Brief von Albert Dürer an Herrn Wilibald Pirkheimer. Er wird ihn um so höher schätzen, wenn Er erfährt, daß ich ihn mehren hohen Personen verweigert habe, indem ich nur sechs seiner Briefe besitze, und dieser mir um so theurer ist als er meinen in Gott ruhenden Ahn, Hans Im Hoff, mehr denn ein mal erwähnt. Gold und Silber hat männiglich gern, aber gegenwärtiger Brief ist mir lieber; denn Gold und Silber sind wol in der Welt, aber Dürer's Handschrift ist nicht so leicht zu finden. Die zwei Cardinäle Spineli und Ursini haben mich darum gebeten. Ich erwähne Solches, auf daß Ihr wissen möget wie groß meine Liebe zu Euch ist.

Gegeben zu Nürnberg am 3. Juli 1621.

Hans Im Hoff.»

„Schon also 1624 wurde ein Brief des Künstlerfürsten — wie Sandrart, der Stifter der nürnberger Akademie, Dürer nannte — für werthvoller erachtet denn Gold und Silber. Mehr als zwei Jahrhunderte sind vorübergeschritten und hier liegt der Brief um welchen große Männer demüthig gebeten. Sanft, sehr sanft hat die Zeit ihn berührt — was das vergängliche Blatt betrifft das sich wunderbar gut erhalten."

„Ich habe in den Archiven der Königlichen Gesellschaft vergebens nachgeforscht wie der Brief in den Besitz derselben gekommen. Aber genaue Bekanntschaft mit der Geschichte der Gesellschaft befähigt mich***) es mit ziemlicher Gewißheit andeuten zu können. Wilibald Pirkheimer, an welchen der Brief gerichtet ist, war aus Nürnberg gebürtig und ein genauer Freund Dürer's. Auch ist es notorisch, daß der Künstler während seines Aufenthalts in Venedig mehre Briefe an Pirkheimer geschrieben. Letzterer sammelte eine sehr werthvolle Bibliothek, darunter seltene Druckschriften und Manuscripte, welche nach seinem Tode mittels Kaufs an Thomas, Graf von Arundel, während dessen Gesandtschaft in Wien überging und von dessen Enkel, Heinrich Graf von Norfolk, im J. 1666 der Königlichen Gesellschaft verehrt wurde. Sie bildete den Stamm ihrer jetzt so bedeutenden und reichen Bibliothek. Es ist demgemäß mehr denn wahrscheinlich, daß Dürer's Brief an Pirkheimer mit andern Schriften in die Hände des Grafen von Arundel und so eventuell in den Besitz der Königlichen Gesellschaft kam. Wäre es nöthig, könnte ich zu Gunsten dieser Schlußfolgerung Weiteres beibringen. Der Brief lautet:

«Willigen Dienst meinem lieben Herrn. Ich wundere mich sehr, daß Ihr mir nicht schreibt wie der Vexirring Euch gefällt, welchen Hans Imhoff Euch von Augsburg durch den Boten geschickt hat. Ich weiß nicht ob Ihr ihn wirklich erhalten habt. Ich war bei Hans Imhoff und fragte ihn; er meinte er könne nicht anders glauben als daß Ihr ihn erhalten hättet. Es lag dem Ringe auch ein Schreiben von mir an Euch bei. Das Juwel war in ein versiegeltes Kästchen gepackt und hat die Façen wie hier verzeichnet . . . .*) Denn ich habe eine Zeichnung davon in mein Notizenbüchlein gemacht und brachte es sorgfältig mit nach Wien. Es ist hübsch und fein, und die Goldschmiede sagten es sei das Geld werth das ich dafür gegeben. Es wiegt ziemlich fünf halbe Unzen und kostet mich achtzehn Dukaten und vier Mark Silber. Sein Verlust würde mich halb wahnsinnig machen, denn es ist zwei mal so viel geschätzt worden als ich dafür gegeben. Sie wollten mir . . . . .**) Profit . . . .**) ich es gekauft.»

«Bittet doch Hans Imhoff sich bei dem Boten zu erkundigen was er mit dem Briefe und Kästchen gethan. Der Bote wurde den 11. März von Wien an Hans Imhoff abgefertigt. Lebt wohl; erlaubt mir Euch meine Mutter zu empfehlen. Sagt ihr meinen Bruder zu ermahnen, daß er das Seinige zu Rathe halte und seine Zeit nicht unnütz verschwende. Sobald ich Muße habe werde ich Euch einen Brief zugehen lassen, welcher bereits zum Theil geschrieben ist. Es thut mir um Herrn Lorenz leid; grüßt ihn von mir, wie auch Stephan Baumgartner. Gegeben zu Venedig 1506 am Vorabende des heiligen Markus. Schreibt mir bald wieder; ich habe bis dahin keine Ruhe. Andreas Kunhofer ist gefährlich krank; ich weiß es von einem Boten.

Albrecht Dürer.

An den vornehmen Herrn Wilibald Pirkheimer zu Nürnberg.»

„Abgesehen vom innern Interesse hat der Brief auch einen historischen Werth. Es wird nämlich in Dürer's Leben von Sandrart, Doppelmayer, Argenville und Andern behauptet der Künstler sei vor 1494 in Venedig gewesen, während aus Obigem zu folgen scheint, daß er diese Stadt erst viel später besuchte. Die Schlußworte: «Schreibt mir bald wieder; ich habe bis dahin keine Ruhe», dürften sich auf Etwas mehr beziehen als auf die Nichtankunft des «Verirrings». Wenige Jahre vor dem Datum des Briefs hatte Dürer geheirathet, und alle Nachrichten stimmen dahin überein, daß der Gegenstand seiner Zärtlichkeit des feinfühlenden Künstlers völlig unwerth war. Einige wollen sogar versichern die Xanthippe habe ihm die Seele aus dem Leibe geplagt, und gewiß ist, daß bei seinem Aufenthalte in Venedig seine Frau nicht bei ihm war. Viele seiner Sorgen vertraute Dürer an Pirkheimer, der sich ihm als wahrer Freund erwies, und es sind Briefe des Letztern vorhanden welche dem Künstler von Familienangelegenheiten in seiner unerquicklichen Heimat Kunde bringen. Schließlich will ich noch erwähnen, daß ich zum Behuf dauernder Erhaltung dieses höchst interessanten Manuscripts es zwischen zwei Glas-

*) Es folgt noch ein zweiter Artikel. D. Red.

**) Das hier gegebene Deutsch kann leider nur eine Rückübersetzung des vom „Athenaeum" gegebenen Englisch sein. So auch später bei Dürer's Brief.

***) Der Schreiber, Charles Richard Weld, ist Verf. des in Nr. 299 d. Bl. f. 1848 kurz erwähnten Werkes über die Königliche Societät der Wissenschaften in London.

*) Folgt eine Zeichnung des Ringes und Kästchens.

**) Unleserlich.

tafeln habe legen und einrahmen lassen, sodaß beide Seiten, ohne das Papier anzugreifen, bequem gelesen werden können.

Somersethouse, den 12. März 1849.

Charles Richard Weld."

2.

Bibliographie.

Arndt, E. M., Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche. Leipzig, Weidmann. 8. 10 Ngr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1850. Herausgegeben von J. G. Seidl. 26ster Jahrgang. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. Gr. 16. 2 Thlr.

Curtze, C., Deutsches Lesebuch in Lebensbildern. Arelsen, Speyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Daumer, G. F., Die Religion des neuen Weltalters. Versuch einer combinatorisch-apheristischen Grundlegung. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. 8. 3 Thlr.

Gerlach, F. D., Das Zeitalter Augusts. — Cosmus von Medicis. Zwei akademische Reden. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 18 Ngr.

Harms, L., Zwölf Predigten, seinen lieben Zuhörern gewidmet. Celle. Gr. 8. 20 Ngr.

Heiller, C., Glaube, Hoffnung und Liebe. Sieben Fastenpredigten. Preßburg, Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für 1850. 30ster Jahrgang. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 16. 1 Thlr.

Linderer, R., Freie Lieder. Berlin, Lauter. Gr. 8. 2½ Ngr.

Merz, H., Armuth und Christenthum. Bilder und Winke zum christlichen Communismus und Socialismus. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 20 Ngr.

Parreidt, F. A., Frankfurt am Main, oder Frankfurt an der Oder? Eine Frage zur Geschichte der Katechetik im 17. Jahrhundert. Wittenberg, Kölling. 8. 2½ Ngr.

Reinhold, E., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 3te verbesserte Auflage. Jena, Mauke. Gr. 8. 3 Thlr.

Robespierre's, M., sämmtliche Werke. Nach der neuesten Ausgabe von Laponerraye. Mit Robespierre's Portrait. 1ste Lieferung. Leipzig, Weller. 1850. 8. 5 Ngr.

Schindler, A. J., Eines Bürgers Recht. Ein Trauerspiel mit einer Vorrede. Steyr. 8. 24 Ngr.

Ueber Ursprung und Verbreitung des Deutschthums im Großherzogthum Posen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Urkunden und Regesten zur Geschichte des uradeligen Geschlechts der Freyherren von Uslar-Gleichen, so wie des Leinegaues. 1ste Lieferung. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Veilchen. Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lectüre. 33ster Jahrgang. 1850. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 16. 1 Thlr.

Wenger, C., Das Jenseits, oder das Reich Gottes in der andern Welt. Für gebildete Katholiken, namentlich für Studirende der Theologie. Salzburg. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Abeken, B. R., Rede zur Jubelfeier der Geburt Goethe's am 28. Aug. 1849 auf dem Osnabrückschen Raths-Gymnasium gehalten. Osnabrück. Gr. 8. 4 Ngr.

Ackermann, G. A., Beleuchtung der „Erörterung der Frage über Statthaftigkeit des geheimen Untersuchungsverfahrens in Beziehung auf den Dresdner Aufstand von einem Sächsischen Rechtsgelehrten." Grimma, Verlags-Compteir. 1850. 8. 4 Ngr.

Der Aufruhr in Dresden vom 3. bis 9. Mai 1849 und seine unerhörten Gräuelscenen. Ein ewiger Denkstein für ganz Deutschland an das Jahr 1849 und seine Civilisation. Treu dargestellt nach den Angaben eines Augenzeugen. Meiningen. Blum. 12. 2 Ngr.

Beleuchtung der Wilh. Beer'schen Broschüre: Die Drei-Königs-Verfassung und ihre Gefahr für Preußen. Von F. S. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 Ngr.

Blum, L. F., Das Wesen und der Beruf der deutschen Litteratur, eine Rede, gesprochen bei der Entlassung der Studenten des pädagogischen Hauptinstituts. Frankfurt a. M. Zimmer. Gr. 8. 6 Ngr.

Eberle, A., Eine Tiroler Schützen-Kompagnie im welschen Gränzkriege des J. 1848. Innsbruck, Wagner. Gr. 12. 7½ Ngr.

Ernst, K., Die Vorlage des K. Hannoverischen Ministerii an die Stände des Königreichs: Grundzüge für die künftige Gestaltung des christlichen Volksschulwesens. Schreiben an Victor Strauß. Nebst Antwortschreiben darauf. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 5 Ngr.

Günther, F., Luther's Erklärung der vierten Bitte — ein Wort an unsere Zeit. Erntedankpredigt gehalten am 16. post Trin. 1849 zu Altenburg. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hehl, Die Reorganisation der höhern Gewerbschule in Cassel. Ein Beitrag zur praktischen Pädagogik. Cassel, Luckhardt. Gr. 8. 9 Ngr.

Das Lied von der Majestät. Ueberall in Deutschland zu singen zumal am 15. Oct. 1849. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Ngr.

Merckel, W. v., Aphorismen zur Verfassung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Oestreich, Preußen und Westdeutschland im Dreistaatenbund. Zur Verständigung des deutschen Volkes. 2te Auflage. Leipzig, Spamer. 8. 5 Ngr.

Patiß, G., Predigt über das allerheiligste Altarssakrament gehalten zum Schlusse der 40stündigen Anbetung zu Innsbruck im J. 1848. Innsbruck. 8. 8 Ngr.

Peip, A., Zur Charakteristik der Gegenwart. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rühle, A. H., Anrede an die bei der 35. Stiftungsfeier der Sächsischen Bibelgesellschaft den 14. Aug. 1849 mit Bibeln zu beschenkenden Kinder. Dresden, Naumann. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Schnell, L., Die Vertreibung der Zillerthaler. Ein Beitrag zur Chronik der Pfaffenränke des 19. Jahrhunderts. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. Gr. 12. 7½ Ngr.

Schutt und Neubau der katholischen Kirche in Steiermark. Von mehreren Weltpriestern der Seckauer Diöcese. Graz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Trefurt, C., Die badische Revolution von 1849 und das Verhalten nach derselben. Vierte Fortsetzung des Versuchs zur politischen Aufklärung. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 3½ Ngr.

Ueber die Bedeutung der lutherischen Kirche und ihr Verhältniß zur allgemeinen Kirche und zum Staate. Ein Wort der Mahnung zu treuer Festhaltung der lutherischen Kirche innerhalb der Preußischen Landeskirche. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber das Münzwesen. Mit Beziehung auf die bevorstehende schweizerische Münzreform. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber die Zweckmäßigkeit der kirchlichen Einsegnung der Ehe nach dem Civilacte. Eine Predigt über einen nichtbiblischen Text für gewisse Geistliche von einem Nichtgeistlichen. Zugleich ein ernstes Wort an alle Gemeinden, die sich constituiren wollen. Zum Schlusse: Drei Fragen nebst einer Beantwortung derselben. I. Breslau, Scholz. 1850. 8. 1½ Ngr.

Wie und wen sollen wir wählen? und worauf hat ein tüchtiger Abgeordneter auf dem nächsten sächsischen Landtage zunächst seine Wirksamkeit zu richten? Eine Ansprache an sämmtliche, ihrem Vaterlande und ihrem Fürsten getreue Wähler des Königreichs Sachsen. Grimma, Verlags-Compteir. 32. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 275. — 16. November 1849.

Bruchstücke einer Reise nach Italien im J. 1841.

Von **G. F. Waagen.**

Urbino, Cagli, Gubbio.

Die Morgendämmerung ließ kaum eine leichte Bewegung in der dunkeln und nur vom fernen Horizont begrenzten Fläche des Adriatischen Meers erkennen, als ich am 20. Dec. von dem an der Küste desselben gelegenen Städtchen Fano, wo ich eins der schönsten Werke des Perugino kennen gelernt hatte, nach Urbino aufbrach. Das kleine aber muntere Pferdchen eines ebenfalls kleinen aber wohlgenährten Vetturins von sehr furchtsamem und vorsichtigem Naturell, welchen ich schon in Rimini genommen, trabte recht wacker einher, der Tag wurde klar und mild, die Stimmung war, noch gehoben durch das Gefühl, daß ich heute Abend die Geburtsstädte Rafael's, des schönsten und edelsten Geistes der neuern Kunst, sehen sollte, heiter und wohlgemuth. Auch die Gegend eignete gar wohl sie so zu erhalten; denn der Weg lief meist unfern des Metauro hin, dessen Ufer von schönen Bergen bekränzt werden. So erreichten wir zeitig das Städtchen Fossombrone, welches, an jenem Flusse gelegen, eine sehr malerische Ansicht gewährt. Das kärgliche Mittagsbrot welches hier aufzutreiben war, eine dicke Suppe (minestra) und ein Stückchen Fleisch, war bald verzehrt, sodaß ich während der längern Mahlzeit des Pferdes Zeit vollauf hatte den ärmlichen, aber, wie überall in Italien, höchst solide aus Bruchsteinen gebauten Ort und dessen nächste Umgebungen zu besuchen. Weder die Kirche noch die übrigen Häuser boten indeß für Kunst etwas Bemerkenswerthes dar. Auf dem schmalen Wege von dort nach Urbino kommt man mehr und mehr in die Berge hinein, deren Formen immer großartiger und schroffer werden. Besonders schön ist ein Blick bald hinter Fossombrone auf den tief unten strömenden Metauro und in der Ferne auf die gewaltigen Gebirge welche den berühmten Paß von Furlo einschließen. Wenn der Weg sehr einsam war, oder wir von weitem nothdürftig bekleidete Leute sahen, rief der Vetturin oft: „Dio sia graziato, che siamo nell' Umbria; qui no ha pericolo." *) Dieses sagte er im Gegensatz zu seinem Vaterlande, der Romagna, in welcher kürzlich verschiedene Reisende ausgeplündert worden; doch war das Wesen welches er von den Räubern lieferte, die er bald milder gestimmt „i malviventi", bald leidenschaftlicher „i assasini" nannte, offenbar durch seine Furcht sehr übertrieben.

Gegen Abend erblickte ich auf einmal Urbino auf der Spitze eines so hohen Bergs, daß ich gar nicht begreifen konnte wie es möglich sei zu Wagen dahin zu gelangen. Durch die vielfachen Krümmungen des mäßig ansteigenden Wegs überzeugte ich mich zwar bald vom Gegentheil, doch dauerte es freilich sehr lange Zeit, bevor wir unter dem Fuße des Schlosses der alten Herzoge von Urbino anlangten, welches sich von dieser Seite mit gewaltigen Untermauerungen, vielfachem Gethürm und durch vier Stockwerke übereinanderlaufenden Bogengängen als eine höchst stattliche und malerische Ritterburg des Mittelalters darstellt. Auf dem Wege bis zu dem einzigen Wirthshause La Stella freute ich mich über das schöne und kräftige Aussehen der vielen Menschen auf den Straßen, welche mich nach italienischer Weise neugierig betrachteten. Der Wirth, ein sehr freundlicher Mann von edler Gesichtsbildung, empfing mich selbst und wies mir eins der kleinen, ärmlichen Zimmer zum Schlafen an, welche mit einem in deren Mitte gelegenen gemeinschaftlichen Eß- und Gesellschaftssaal die ganze Räumlichkeit für Gäste ausmachen.

Bei dem Abendbrot, dessen Hauptschüssel, wie so häufig in Italien, aus einem gebratenen Huhn bestand, fiel mir die Gesichtsbildung des Sohnes meines Wirths auf, welcher mich bei Tische bediente. Ich glaubte einen Kopf aus den frühern Bildern Rafael's belebt vor mir zu sehen, ganz dieses feine Oval, diese edle Bildung der Nase, der schön geschnittene Mund, die gewölbten Lider der dunkelbraunen Augen, der naiv-ernste, ja fast melancholische Ausdruck. Zu Allem kam eine ungemeine Anmuth und Leichtigkeit der Bewegungen. Nach mehr als drei Jahrhunderten bringt hier also in dieser frischen und gesunden Bergluft die sich stets verjüngende Natur noch dieselben Bildungen hervor welche die ersten und nie ganz in ihm verlöschenden Eindrücke auf die jugendliche Phantasie Rafael's gemacht haben.

Ein immer bedenklicher werdender Husten, den ich

*) Gott sei gedankt, daß wir in Umbrien sind; hier hat es keine Gefahr.

mir drei Wochen früher in der eiskalten Bibliothek von Modena geholt, ließ mich faſt die ganze Nacht nicht ſchlafen. Ich ſaß daher ziemlich erſchöpft beim Frühſtück, als ein junges Mädchen mit ſchüchternem Weſen hereintrat, welches ich an den feinen und lieblichen Zügen ſogleich für eine Schweſter meines Kellners Giovanni erkannte. Sie ſagte mir ſehr beſcheiden, aber durchaus unbefangen, mit einem der wohlklingendſten Organe die ich je gehört: Ich möge entſchuldigen, wenn ſie mich einen Augenblick ſtöre, doch hätte es ihr ſo leid gethan, daß ich die Nacht ſo ſtark gehuſtet, und wenn ich es wünſche, ſo wolle ſie mir aus der Apotheke Bruſtküchlein holen, welche ſie von einem ſo ſchlimmen Huſten, daß ſie faſt geglaubt hätte daran ſterben zu müſſen, völlig hergeſtellt hätten. Mit großer Freude nahm ich natürlich dieſes Anerbieten an, und in unglaublich kurzer Zeit kam das ſchöne Kind ganz athemlos zurück und brachte mir die zierlich eingewickelten Küchlein mit einem ſolchen Ausdruck kindlicher Freude in ihren milden Augen, daß ich ihn nie vergeſſen werde. Ich ſah hier ein Weſen wie ſie Rafael als Vorbilder ſeiner frühern Madonnen geſchaut; denn Formen und Ausdruck hatten durchaus Nichts von Dem was man im gewöhnlichen Sinne des Worts ſinnlich nennt, ſondern vielmehr den ſittig ſchüchternen Charakter einer jungen Nonne.

In Begleitung eines aufgeweckten Knaben, wie man ſie in Italien ſo häufig antrifft, den mir der ohne großen Aufwand von Worten ſehr aufmerkſame und liebenswürdige Wirth verſchafft hatte, trat ich jetzt meine Wanderungen durch die Stadt an. Nie hatte ich bisher einen Ort beſucht der ſo ohne alle horizontale Fläche geweſen wäre; jede Straße, ja ſelbſt der Markt iſt bei jedem Schritte ſteigend oder fallend. Nach meiner Weiſe ließ ich mich zuerſt nach einigen Punkten führen von denen man die Stadt und beſonders die Umgegend überſehen kann. Letztere iſt in der That von großem, maleriſchem Reiz. Gegen Süden und Weſten ſieht man den höchſten Gebirgszug des Apennin, wo er die Mark von Ancona, von Toscana und dem größten Theil von Umbrien trennt. Beſonders ragen ſüdlich der Furlo und der Monte Nerone, weſtlich der Monte S.-Simone und die Felſen, an deren jenſeitigem Fuße der Tiber entſpringt, mächtig empor. Mehr nördlich erblickt man das einſame Felſengebirge, deſſen Höhe die kleine Republik S.-Marino in ſich faßt; nach Oſten hin war ich endlich durch das zwiſchen zwei Felſen ſichtbare Adriatiſche Meer überraſcht. Dieſer Punkt muß auf Rafael als Knaben einen bleibenden Eindruck gemacht haben; denn noch in ſpätern Bildern von ihm finden ſich häufig landſchaftliche Hintergründe in denen zwei Bergreihen das Meer in der Mitte einſchließen. Auch in dieſer ungünſtigen Jahreszeit konnte man ſich noch überzeugen, daß der Graf Balthaſar Caſtiglione Recht hat, wenn er in ſeinem „Cortegiano" ſagt, die Umgebungen Urbinos ſeien ſehr fruchtbar an Wein und Oel. Mein nächſter Beſuch galt dem Hauſe von Rafael's Vater, des Giovanni Santi. Daſſelbe iſt in der Contrada del Monte, unweit des Wirthshauſes, gelegen und beſteht eigentlich aus zwei verbundenen Häuſern von ganz ſtattlichem Anſehen.*) Die Frau des jetzigen Beſitzers empfing mich mit ſichtbarer Freude, und führte mich mit einem ihr ſehr gut ſtehenden Selbſtgefühl als Herrin in das im erſten Stock gelegene Zimmer, wo jener wunderbare Genius ſeinen irdiſchen Anfang genommen. Dieſer wie die andern Räume des Hauſes ſind gegen die im Hauſe des Shakſpeare zu Stratford am Avon palaſtartig und auch gegen die im Hauſe des armen Dürer in Nürnberg noch immer ſehr anſehnlich zu nennen. Als ich mir ein Wandgemälde, die Maria mit dem Kinde, welches dem jungen Rafael beigelegt wird, und obgleich wol ſicher ein Werk ſeines Vaters, doch ſeiner wenigſtens in dem feinen und keuſchen Gefühl nicht unwerth betrachtete, kam auch der Mann zu Hauſe und hieß mich ebenfalls mit herzlichem Händedruck als einen Beſuch von Rafael's Wiege willkommen.

Hatte ich ſo die Urſtätte des einſtigen künſtleriſchen Ruhmes von Urbino begrüßt, ſo wandte ich mich jetzt zum Schauplatz der vormaligen weltlichen Größen des Orts, dem Palaſt der alten Herzoge von Urbino. Dieſer macht, von der Stadt aus geſehen, einen ſo verſchiedenen Eindruck von der Anſicht, wenn man von außen kommt, daß man kaum begreifen kann wie beide Baulichkeiten zu einem Ganzen gehören. Der als einer der erſten Feldherren ſeiner Zeit in Italien berühmte Graf Federigo von Montefeltre, welcher aber von 1474 an den Herzogstitel führte, ließ nämlich dieſen beiweitem größten Theil des Palaſtes vom J. 1447 ab durch den Baumeiſter Luciano Lauranna in einem ſo edeln Geſchmack der ſogenannten Renaiſſance aufführen, daß ihn bisher Mehre für ein Werk des Leon Battiſta Alberti gehalten, vielleicht des größten Baumeiſters den Italien im 15. Jahrhundert hervorgebracht hat. Das Gebäude iſt von ſehr großen Verhältniſſen, und umfaßt zwei Höfe, von denen der größere nur für ein den Einwohnern von Urbino vormals ganz eigenthümliches Spiel beſtimmt und daher einfach gehalten, der kleinere aber mit einer offenen, rings umlaufenden Säulenhalle von compoſiter Ordnung geſchmückt iſt, und wo auch die darin angebrachten Fenſter eine zierliche Einfaſſung von Pilaſtern und Geſimſen haben. Die Wände zeigen in Relief die Abbildungen der Kriegsmaſchinen, zum Theil von der eigenen Erfindung des Grafen Federigo, deren er ſich bei ſeinen vielen Feldzügen und Belagerungen bedient hat.

Die tiefe Stille und Oede des großen Hofs bildet einen ſtarken Gegenſatz mit dem lebhaften Geſchrei: „Aita, aita!" welches hier einſt vielſtimmig ertönte, und der Belebung von Hunderten rüſtiger Jünglinge und nicht minder zahlreicher Zuſchauer. Von dem Ausruf: „Aita!" (Hülfe) hatte nämlich jenes Spiel ſeinen Namen, welches darin beſtand, daß die jungen Leute von

*) Eine ſehr getreue Abbildung in dem Kupferheft von Paſſavant's „Rafael von Urbino", welches mir für dieſen Ausflug nach Urbino ein vortrefflicher Leiter geweſen iſt, wie ich ihm denn auch meiſt in den obigen Angaben gefolgt bin.

Urbino in zwei Parteien getheilt wurden, von denen jede die der Gegenpartei zu ergreifen und in einen ihr angewiesenen Bezirk, der unverletzlich war, hinüberzuziehen suchte. Die Partei welche auf diese Weise die meisten Gefangenen machte war Sieger und erhielt einen Kampfpreis. Wenn nun aber Einer sich nicht länger helfen konnte, schrie er zu den Seinen: „Aita, aita!" da ihn dann diese wieder zu befreien suchten. Bei der natürlichen Grazie, Gewandtheit und Lebhaftigkeit der Italiener konnte es nicht fehlen, daß hier Angriff und Widerstreben die mannichfachsten größern und kleinern Gruppen von schönen Linien, leidenschaftlichem Ausdruck und großer Augenblicklichkeit bilden mußte. Es war eine Gelegenheit zur Ausbildung von Kraft und Gewandtheit, wie auf den Palästren der Alten oder auf unsern Turnplätzen, und der Herzog Federigo muß auch die Bedeutung des Spiels sehr wohl erkannt haben, da er die sehr großen Kosten zur Herstellung dieses Hofs dafür nicht gescheut hat.

An dem Eingange der prachtvollen Treppe, welche innerhalb der Halle des kleinern Hofs in den Palast führt, sieht man das Bildniß des Erbauers, ein tüchtiges Gesicht mit einer großen, krummen Nase. Zunächst gelangt man auf eine Galerie, worin sich, in die Wände eingelassen, die einst von dem Cardinal Stoppani gesammelten, antiken Inschriften und auch manche antike Sculpturen befinden, unter denen sich eine weibliche Figur an einem Candelaber durch Grazie und treffliche Arbeit am meisten auszeichnet. Sechs bronzene Reliefs mit den Thaten des Herzogs Federigo und ein siebentes mit einer Kreuzabnahme von dem Bronzegießer Clementi sind dagegen leider verschwunden.

Der gewölbte Saal, in welchem die Wappen der Verbündeten des Federigo, unter denen der Löwe des heiligen Marcus, gemalt sind, hat zwei außerordentlich große und sehr schön verzierte Kamine, welche, wie alle höchst eleganten Thür- und Fenstereinfassungen, aus einem weißlichen Marmor bestehen. Der ansehnliche Umfang dieses Saals zeigt, daß er zu großen Versammlungen und Festen diente. Von allen übrigen Zimmern, deren eins mit Bildern des trefflichen Timoteo della Vite, eines Schülers von Francesco Francia und Rafael, welche Pallas, Apollo und die neun Musen darstellten, geziert war, hat sich nur ein kleiner Raum in seinem ursprünglichen Schmucke erhalten. Dieser ist an den Wänden sehr reich mit Bildern in einer Art von Holzmosaik (lavoro di tarsia) geziert, deren eines das Bildniß des Herzogs Federigo mit der Jahrszahl 1476, ein anderes dessen Rüstung, die übrigen Heilige und allerlei Geräthe darstellen. Auch die Decke ist in vierseitigen und achtseitigen Cassetten mit theilweiser Vergoldung getäfelt. Dieses sind die kärglichen Ueberreste der einstmaligen prächtigen und kunstreichen Ausstattung, von welcher der Graf Castiglione sagt: daß der Herzog diesen Palast, welchen Viele für den schönsten in Italien hielten, nicht allein mit Tapeten von Gold, Seide und andern kostbaren Stoffen, sowie mit silbernen Gefäßen, sondern mit unzähligen antiken Statuen in Marmor und in Bronze, mit den merkwürdigsten Gemälden und den verschiedenartigsten, musikalischen Instrumenten ausgestattet habe. Hierzu kam eine Sammlung von höchst werthvollen griechischen, lateinischen und hebräischen Manuscripten, welche er auf das kostbarste in rothem Sammet mit goldenen und silbernen Beschlägen hatte einbinden lassen. Alle diese Sammlungen wurden noch unter der Herrschaft seines Sohnes Guidobaldo und dessen Nachfolgers, Maria della Rovere, ansehnlich vermehrt. Unter den Bildern befand sich, um nur Einiges anzuführen, die 1456 von Facius und später noch von Vasari so bewunderte Badstube des Jan van Eyck, die berühmte Venus und die trefflichen Portraits des Herzogs Maria della Rovere und seiner Gemahlin, Madonna Leonora, von Tizian. Alle diese Kunstsachen gingen später durch Erbschaft an die Großherzoge von Toscana über, und bilden noch heute einen sehr wesentlichen Bestandtheil der unermeßlichen Kunstschätze von Florenz. Ebenso macht jene Bibliothek, welche, da das Herzogthum Urbino, als ein erledigtes Lehen, dem Kirchenstaat einverleibt wurde, an die vaticanische Bibliothek überging, noch immer einen der werthvollsten Theile dieses berühmten Schatzes für Literatur und Kunst aus, und zwei Folianten welche die Herzoge Federigo und Guidobaldo haben schreiben lassen enthalten unbedingt die prächtigsten und reichsten Miniaturen welche die ganze vaticanische Bibliothek aufzuweisen hat. Wol schienen mir diese Räume von so schönen Verhältnissen, mit so feinem und reichem Kunstschmuck und solchen Schätzen der Literatur schon sehr anziehend. Den höchsten Reiz aber erhielten sie erst durch den herrlichen Kranz der gebildetsten Männer und Frauen, durch welche Italien in edelm und feinem geselligen Verkehr im 15. und 16. Jahrhundert dem übrigen Europa weit voranleuchtete.

Schon der treffliche und hochgebildete Federigo hatte hier eine gewählte Gesellschaft versammelt; den höchsten Glanz erreichte aber dieselbe erst unter seinem, leider kränklichen, aber ihm an vielseitiger und tiefer Bildung noch überlegenen Sohn Guidobaldo, und dessen Gemahlin, der Elisabetta Gonzaga, deren Schönheit, Liebenswürdigkeit und feine Bildung zu schildern der Graf Castiglione die italienische Sprache zu arm findet. Auch nach den übereinstimmenden Urtheilen des Sadoleto und Pietro Bembo war der Hof von Urbino unter den verschiedenen glänzenden Höfen Italiens zu jener Zeit an Sitte und Bildung der ausgezeichnetste. Von den vielen berühmten Männern welche abwechselnd die Gesellschaft desselben bildeten will ich nur eine mäßige Zahl erwähnen. Juliano de' Medici, Sohn des Lorenzo il Magnifico, Bruder des Papstes Leo X., der berühmte Andrea Doria, der Graf Balthasar Castiglione, der geistreiche und gelehrte Pietro Bembo, der nachmalige Cardinal Bibbiena, voll Heiterkeit und Witz, endlich der berühmte General Alessandro Trivulzi. Auch an liebenswürdigen und geistreichen Frauen fehlte es diesem geselligen Kreise nicht. Vor Allen ausgezeichnet durch Adel der Haltung, Lebhaftigkeit und Feinheit des Geistes war

Emilia Pia, Gemahlin des Grafen Antonio von Montefeltre. Unter allen diesen Personen war der Umgang ebenso frei und bequem als fein und sittig. Der Graf Castiglione entwirft eine sehr anziehende Schilderung dieses Umgangs, und gibt namentlich einen geistreichen Vortrag den Pietro Bembo über die Natur der Liebe gehalten. Da Rafael's Vater ein besonders warmer Verehrer des Federigo und des Guidobaldo war, und das Leben des Erstern in einem langen Gedichte in Terzinen beschrieben hatte, so ist es mit Sicherheit anzunehmen, daß auch sein Sohn, der junge Rafael, bei seinen verschiedenen Besuchen in Urbino zu jenen geistreichen Abendgesellschaften gezogen worden ist.

Darauf suchte ich das hier befindliche Hauptwerk des Giovanni Santi in der Franciscanerkirche auf, welches derselbe 1489 für die Kapelle der Familie Buffi beendigt hatte. In diesem Gemälde, welches die thronende Maria mit dem Kinde auf dem Schooße, von vier Heiligen verehrt, den segnenden Gott Vater und die kniend anbetende Familie Buffi, Mann, Frau und ein Kind darstellt, sehen wir einen Meister von milder und echt kirchlicher Sinnesart und durchweg richtigem Stilgefühl, dessen Einfluß auf seinen reichbegabten Sohn nicht anders als sehr wohlthätig sein konnte.

Von den Werken des Luca Signorelli, des Andrea Mantegna, welche Urbino einst besaß, ist Nichts mehr vorhanden. Sehr gern hätte ich einen heiligen Sebastian von Giovanni Santi in dem Betsaal der Brüderschaft dieses Heiligen gesehen; doch ergab sich, daß der Küster, ein Schuster, für unbestimmte Zeit aufs Land gegangen war um zu arbeiten, und den Kirchenschlüssel mitgenommen hatte.

Der Dom, eine neuere, ansehnliche Kirche, enthält in der leider sehr dunkeln Sacristei treffliche Bilder des Timoteo della Vite, jenes anziehenden, aber wenig bekannten Schülers von Rafael, sowie ein mit dem Namen bezeichnetes Bild des sehr seltenen Malers Pietro della Francesca, der hier einen dem Andrea Mantegna verwandten Charakter zeigt. Eine Kapelle enthält endlich ein meisterlich gemaltes Abendmahl des ebenfalls aus Urbino gebürtigen Federigo Baroccio, dem aber alle religiöse Weihe fehlt. So ist darauf ein Hund angebracht welcher aus einer Wanne säuft, und im Vorgrunde befinden sich mit Trank und Speise beschäftigte Personen.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über das Proletariat.

Von großem Interesse ist folgende vor einiger Zeit in Paris erschienene Schrift: „Lettres économiques sur le prolétariat, par *Gustave du Puynode.*" Diese Briefe, vier an der Zahl, handeln von den Nahrungsmitteln, von der Sklaverei und der Emancipation, von der Concurrenz und dem Socialismus, endlich von dem Proletariat. Es sind die wichtigsten Fragen der Staatswirthschaft womit der Verf. sich erlaubt das Publicum zu unterhalten, trotz des im Namen der Provisorischen Regierung der Französischen Republik vor nicht langer Zeit gegen diese Wissenschaft geschleuderten Anathema. Puynode ist durchaus kein Socialist; er glaubt nicht an die wunderbaren Wirkungen der Brüderlichkeit, dieses Universalmittel, mit dessen Hülfe man alle Probleme lösen will; er geht sogar so weit die Concurrenz als ein Gut sowol für die Arbeit als für die Arbeiter zu betrachten. Man wird ohne Zweifel mit Vergnügen sehen, daß die Gegner der Arbeitsorganisation erwachen, und daß die Lehrer der Staatswirthschaft nicht glauben schweigen zu müssen, weil der Lehrstuhl worauf sie ihre Doctrinen vortrugen unterdrückt ist. Man hat wol decretiren können, daß die Staatswirthschaft keine Wissenschaft sei, gerade wie man ehemals decretirte, daß die Erde sich nicht um die Sonne drehe; aber Das hindert keineswegs die Production und die Vertheilung des Reichthums fortzufahren von Gesetzen regiert zu werden, deren Verletzung immer verderbliche Folgen nach sich zieht; die Volkssouverainetät kann ebenso wenig als die Souverainität der Gesetze darin Etwas ändern. Es verhält sich mit dem industriellen Geist wie mit dem literarischen, die Freiheit begünstigt die Originalität, und in der Originalität befindet sich die wirkliche und wahrhaft fruchtbare Kraft. Der Verf. entwickelt diese Idee, die zwar nicht neu ist, die man aber nicht genug hervorheben kann: so zahlreich und so zähe sind die Vorurtheile welche sie verwerfen. Nachher dringt er auf die Abschaffung der Sklaverei, indem er verlangt, daß man sie ohne Verzug vollständig und allgemein aufhebe, behauptend, daß die Wohlthaten der Freiheit die Verluste von denen eine solche Maßregel die Ursache sein kann bald ersetzen werden. Aber hier appellirt er mehr an das Gefühl als an die Vernunft, und seine Beweisgründe sind ziemlich schwach. Im dritten Brief geht Puynode die vornehmsten socialistischen Systeme durch, und hebt die Ungereimtheit der sonderbaren Träume hervor welche sie an die Stelle Dessen was jetzt da ist setzen wollen. In seinen Augen ist die Concurrenz das einzige Mittel den Handel und den Gewerbfleiß zu heben; der Mensch hat den Stachel des Wetteifers nöthig; die Triebfeder des persönlichen Interesse völlig zerstören wollen, heißt die menschliche Natur verkennen, oder sich einbilden man könne sie von einem Tage zum andern durch die bloße Kraft eines neuen Systems seiner Organisation verwandeln. Der große Fehler des Socialismus ist die Familie durch einen verderblichen Schlag zu treffen, und dadurch die Gesellschaft des Elements welches ihre Stärke macht zu berauben. Der letzte Brief Puynode's ist dem Proletariat gewidmet, diese Wunde der modernen Civilisation, welche gewissermaßen an die Stelle der Sklaverei der alten Zeiten getreten ist, und in welcher die wichtigste Ursache der Uebel unserer Zeit sich befindet. Es hat ohne Zweifel zu allen Zeiten Proletarier gegeben, allein die industrielle Entwickelung, durch einen langen Frieden begünstigt, hat deren Anzahl in dem Grade vermehrt, daß die geringste Hemmung in der Arbeit der Fabriken Gefahr bringt. Die Anwendung der Maschinen hat die Mehrzahl der Arbeiter zu Beschäftigungen herabgebracht die von ihrer Seite fast keine Anstrengung des Verstandes erfodern, und sie folglich ungeschickt machen zu jeder andern Art von Arbeit, sobald diejenige woran sie gewöhnt sind ihnen fehlt. Es ist eine zu wahre Thatsache; da man aber nicht daran denken kann nach rückwärts umzukehren, so muß man sie annehmen und Mittel suchen ihre schädlichen Resultate zu bekämpfen. Die Betrachtungen welche Puynode darbietet sind nützlicher als die Utopien so vieler Träumer welche vorhaben die Arbeit zu organisiren. Er geht nicht darauf aus Neues um jeden Preis zu schaffen; er gibt den Arbeitern ganz einfach den Rath vorsichtig und mäßig zu sein, dringt auf Erfüllung der Pflicht: aber er verspricht wenigstens nicht mehr als er halten kann, und was er vorschlägt kann leicht versucht werden ohne die gegenwärtige Gesellschaft umzustürzen.

57.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend. **Nr. 276.** 17. November 1849.

Freiligrath einer Reihe nach Italien am 3. 1841.

Von **O. F. Wiegand.**

(Schluß aus Nr. 275.)

Wer ganz besonders Interesse nur für sich hat und Freiligrath nur als Dichter, der wird sich wohl auch mit dem Buche begnügen. Wer aber Gemüth, und wer besonders Herz hat für den Menschen, der wird sich nicht begnügen mit dem Buche, sondern den Menschen selbst kennen lernen wollen. Er hat in Freiligrath einen so lieben, so treuen, so edlen Menschen gefunden, daß er ihn nicht wieder verlieren will. Er hat in Freiligrath einen Mann gefunden, der ihn durch seine ganze Persönlichkeit, durch seine Gesinnungen, durch seine Thaten, durch seine Worte, durch seine Schriften, durch seine Lieder, durch seine Dichtungen, durch seine Poesie, durch seine Prosa, durch seine Briefe, durch seine Tagebücher, durch seine Reisen, durch seine Arbeiten, durch seine Ansichten, durch seine Meinungen, durch seine Urtheile, durch seine Vorurtheile, durch seine Leidenschaften, durch seine Tugenden, durch seine Laster, durch seine Fehler, durch seine Schwächen, durch seine Stärken, durch seine Vorzüge, durch seine Mängel, durch seine Gaben, durch seine Ungaben, durch seine Kenntnisse, durch seine Unkenntnisse, durch seine Einsichten, durch seine Einseitigk

darin ein Werk vollbracht hat welches sich sehr ehrenvoll den besten Gemälden seiner Zeit anschließt. Das Hauptbild stellt die mit dem Kinde thronende, von sechs Heiligen und zwei Engeln verehrte Maria dar; darüber die Auferstehung Christi, woran die große Freiheit und Lebendigkeit in den Geberden der Kriegsknechte besonders auffällt. Endlich in der Archivolte der segnende Christus mit vier schönen, ihn verehrenden Engeln. Nachdem ich noch verschiedene andere Merkwürdigkeiten des, wie ich nun erst sah, höchst malerisch mitten in dem Apennin gelegenen Orts aufgesucht hatte, unter denen ich hier nur ein treffliches Altarblatt des Timoteo della Vite, Christus welcher der Magdalena erscheint, mit dem den Teufel bändigenden Erzengel Michael, und den heiligen Antonius, den Einsiedler zu den Seiten, ferner das edelste, mir von Baroccio bekannte Werk, Maria als Mutter des Erbarmers, beide in dem Kirchlein S.-Angelo, endlich eine alte Römerbrücke, wegen der mächtigen, trefflich gefügten Quadersteine, anführen will, beschloß ich, ungeachtet das Wetter sich nicht änderte, weiter nach Gubbio aufzubrechen. Als ich meine Rechnung foderte betrug dieselbe nur 2 Paoli, also etwa 10 Silbergroschen. Da der freundliche Wirth bei dem Herumführen gänzlich durchnäßt worden, schenkte ich ihm noch 3 Paoli, worüber er so glücklich war, daß er sogleich zu seiner Frau eilte, um ihr diese frohe Botschaft zu überbringen. Beide entließen mich mit tausend guten Wünschen. Diese hatte ich aber auch in der That nöthig; denn es war der enge, fortwährend aufwärts steigende Felsenweg bis Gubbio bei dem den ganzen Tag über anhaltenden Sturmregen zurückzulegen, wobei indeß mein Vetturin die gute Laune keinen Augenblick verlor. Endlich senkt sich der Felsenweg abwärts, und plötzlich um eine Ecke biegend hat man das in einer ansehnlichen Höhe am Abhange des Apennins liegende Gubbio, eine schon von den alten Etruskern bewohnte Stadt, dicht vor sich.

Obgleich ich mich recht krank fühlte, machte ich mich doch sogleich zum Grafen Benamati auf, an welchen mich der Marchese Raimondo Antaldi empfohlen hatte, um mir im Aufsuchen der Merkwürdigkeiten Gubbios behülflich zu sein. Leider fand ich ihn nicht zu Hause, war aber ganz erstaunt über die schönen von prächtigen Quadern erbauten Paläste dieser nur 4000 Einwohner zählenden Stadt; noch mehr aber über die breite und gerade Hauptstraße, den Corso, welche wie Florenz durchweg mit breiten Steinplatten gepflastert ist und so schon seit langer Zeit eine Bequemlichkeit gewährt welche eine Haupt- und Residenzstadt wie Berlin durch die Trottoirs erst in unsern Tagen sich angeeignet hat. Es war gerade Weihnachtsabend und der Corso daher meist von der männlichen, sehr wohlgebildeten Jugend ungemein belebt, zumal da der Regen endlich aufgehört hatte.

Nach Hause zurückgekehrt eröffnete ich der Wirthin, daß ich, matt und ermüdet, nur auf meinem Zimmer etwas Suppe genießen und mich dann niederlegen wolle. Ein Weilchen darauf trat die ansehnlich dicke Frau, welcher man indeß noch Spuren dereinstiger Schönheit sehr wohl ansah, wieder herein und stellte mir vor wie es doch traurig sei, daß ich gerade diesen Abend so einsam und elend zubringen sollte, wie sie mich daher bäte an ihrer Gesellschaft und ihrem Festmahl theilzunehmen, wobei sie Sorge tragen würde, daß ich eine bellissima sposina (Dies ist die italienische Benennung für die Nachbarin bei einem Feste) hätte. Ich konnte einer so herzlichen Einladung nicht widerstehen, und wirklich hatte ich auch keine Ursache meinen Entschluß zu bereuen; denn die Gesellschaft war fröhlich, und meine junge Nachbarin, eine erst seit vier Wochen verheirathete Frau, deren sehr glücklich gebildeter Mann mir gegenüber saß, nicht allein eine vollendete Schönheit, sondern auch sehr lebhaft, unbefangen und liebenswürdig. Zuerst wurde eine mächtige Schüssel von Vermicelli, bekanntlich eine Art dünnerer Maccaroni, aufgetragen, welche aber nicht mit Butter, sondern mit Mandeln, Zucker und Zimmt angemacht waren und einen sehr guten Geschmack hatten. In kurzer Zeit war die ansehnliche Erhabenheit bis zur nicht verächtlichen Tiefe des Gefäßes mit einem beneidenswerthen Appetite von meinen Tischgenossen niedergekämpft. Nun folgte ihr aber, als die eigentliche leckere Schüssel, ein riesenhafter, in einzelnen Stücken am Spieß gebratener Aal. Sehr gern hätte ich in dem Vaterlande dieser vortrefflichen, mir durch die Küche meines Freundes von Rumohr übrigens schon bekannten Bereitungsweise hiervon Etwas gekostet, wenn mein Zustand es nicht schlechterdings verboten hätte.

Während des Mahls kam der Graf Benamati, ein schon bejahrter Herr, sehr elegant angezogen, um mir seinen Gegenbesuch zu machen, und mich zu einer glänzenden Abendgesellschaft der dortigen Notabilitäten bei einer Gräfin della Porta abzuholen, wo ich, wie er versicherte, eine der ersten Stimmen Italiens und andere vortreffliche Musik hören würde. Da ich Dieses zu meinem größten Leidwesen bei meinem höchst erschöpften Zustande ablehnen mußte, drang er in mich wenigstens sogleich zu ihm ziehen und die Nacht und den nächsten Tag in seinem Tugurio, wie er sehr bescheiden seinen Palast nannte, denn es heißt zu Deutsch Hütte, zuzubringen. Leider konnte ich auch Dieses nicht annehmen, indem ich mit meinem Vetturin am nächsten Abende dem Vertrage gemäß in Perugia eintreffen sollte. Darauf opferte mir der Graf, indem er auch an dem familientischen Platz nahm, mit der den gebildeten Italienern eigenthümlichen Liebenswürdigkeit noch eine ganze Stunde, welche er doch ohne Zweifel ungleich angenehmer in seiner Gesellschaft zugebracht haben würde. Er erzählte mir unter Anderm, wie seine Familie eigentlich aus Deutschland stamme und mit einem der Hohenstaufischen Kaiser nach Italien gekommen und dort ansässig geworden sei. Einer seiner Vorfahren habe sich die Liebe seiner Untergebenen so sehr gewonnen, daß sie ihn „benamato" genannt, welcher Name der Familie dann geblieben sei. Vor dem Abschiede erbot er sich auf das freundlichste mich den andern Morgen schon um 7 Uhr

abzuholen, um mir wenigstens die wichtigsten Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Lange Zeit ließen mich die Gesänge und die Musik, welche zur Feier des Abends auf den Straßen ertönten, nicht einschlafen. Um 6 Uhr war ich indeß schon wieder auf den Beinen, um den Grafen zu erwarten; auch hielt er pünktlich Wort, und bald nach 7 Uhr standen wir schon vor dem ehemaligen Palazzo publico, oder dem Regierungsgebäude des sonstigen Freistaats, worin ich zu meinem Erstaunen ein Denkmal vor mir sah welches an Großartigkeit und Gediegenheit sich sehr wohl mit dem berühmten, ihm in den architektonischen Formen sehr verwandten Palazzo vecchio zu Florenz vergleichen läßt. Als ich diese Wahrnehmung dem Grafen mittheilte vernahm ich zu meiner Freude, daß dieser Palast von demselben trefflichen Baumeister Arnolfo di Colle, der den Palazzo vecchio gebaut hat, vom J. 1332 an ausgeführt worden ist. Ein sehr großer Saal mit einem mächtigen Tonnengewölbe, für die Versammlungen des Volks bestimmt, war dereinst, wie noch einige Spuren zeigen, ganz mit Frescogemälden geschmückt. Darüber befindet sich ein anderer für den Magistrat, mit einer Galerie nach außen, von welcher man eine herrliche Aussicht über die ganze, höchst malerische Stadt und die weite, fruchtbare Ebene von Umbrien genießt, welche am Horizont von der Bergreihe von Perugia begrenzt wird. Von einer andern Galerie nach innen pflegten die Signori del Governo zu dem unten versammelten Volke zu reden. Fast noch bewunderungswürdiger als dieser Bau sind aber die drei kolossalen Gewölbe, worauf eine ansehnliche Terrasse vor dem Palaste ruht. Von unten gesehen gewähren diese mit kolossalen Gehängen von Epheu einen so großartig-malerischen Anblick wie ich überhaupt wenige kenne. In dem jetzigen Rathhause, jenem Palaste gegenüber, zeigte mir der Graf die berühmten sieben ehernen Tafeln mit etruskischen Inschriften, an deren Entzifferung sich so viele Gelehrte bisher umsonst versucht haben, und eine Sammlung von Bildnissen berühmter Gubbianer.

In diesem so glücklich gelegenen Orte hat auch Dante eine längere Zeit gelebt, und die Inschrift an einem Hause besagt, daß er darin „L'inferno" gedichtet. Während dieses Aufenthalts hat er auch wahrscheinlich jenen Oderigi von Gubbio kennen gelernt, dessen er als eines ebenso geschickten als auf seine Kunst stolzen Miniaturmalers gedenkt und ihn für letztere Eigenschaft im Fegefeuer büßen läßt.

Im Dome sah ich eine Anbetung der Hirten von Pietro Perugino, welche zu dessen ausgezeichneten Bildern gehört; in der Kirche Maria nuova ein Frescogemälde, Maria mit dem Kinde von vier Engeln gefeiert, daneben zwei Heilige, oben Gott Vater, von einem mir ganz neuen Meister, dem Ottaviano di Martino Nelli vom J. 1403. Dieses Werk ist von seltenster Zartheit, Schönheit und Reinheit des religiösen Gefühls, und steht in diesem wie in der Stufe der Ausbildung dem großen Gentile aus dem benachbarten Fabriano nahe. Endlich fand ich in der Kirche der Camaldulenser ein großes Altargemälde von Rafael's Schüler, Rafael del Colle, Maria mit dem Kinde von Heiligen umgeben, welches in jedem Betracht mehr als die meisten Bilder der andern Schüler jenes großen Meisters von dem Geiste desselben durchdrungen ist. Auch in Damiani, einem venetianischen Maler aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, besitzt Gubbio ein tüchtiges Werk, nämlich die Taufe des heiligen Augustinus, in dessen Kirche, eine reiche Composition. Der Graf war sichtbar erfreut durch die lebhafte Bewunderung welche ich allen diesen Gegenständen von ganzem Herzen zollte, und wir nahmen gegenseitig einen so herzlichen Abschied voneinander wie es sonst nur alte Freunde zu thun pflegen. Ja ich würde mich wol zu einem längern Aufenthalt in dem merkwürdigen Gubbio entschlossen haben, wenn mich nicht die täglich wachsende Besorgniß in einem kleinen Orte bettlägerig krank liegen bleiben zu müssen nach Rom vorwärts getrieben hätte.

Durch die kleinen Republiken, die kleinen Fürsten, welche im echten Eifer für Kunst und Poesie es einander zuvor zu thun suchten, erreichte Italien die Höhe in der Ausbildung der Künste welche uns noch immer die edelsten Genüsse gewährt. Hiervon bieten Gubbio und Urbino zwei merkwürdige, bisher zu wenig bekannte Beispiele dar. Und wie Italien seine Sitte und liebenswürdige Formen der Geselligkeit zuerst in Europa ausbildete, so findet man dort auch noch heute diese schönen Eigenschaften in den höhern wie in den niedern Kreisen der menschlichen Gesellschaft, selbst in den kleinern und entlegenern Orten einheimisch.

Ein Preßproceß in Sachsen.

Die Leser d. Bl. werden sich des in Nr. 222 enthaltenen Aufsatzes unter obiger Ueberschrift erinnern. Endlich nach mehr als vier Monaten ist die Beschlagnahme der Schrift, durch Zurückweisung der Anklage des Staatsanwalts, aufgehoben worden, laut nachstehender Entscheidung der Anklagekammer:

„In der von dem Vereinigten Criminalamte zu Leipzig wider Chr. E. Kollmann auf Antrag des Staatsanwalts eingeleiteten Untersuchung entscheidet die Anklagekammer des königlichen Appellationsgerichts zu Leipzig, daß die wider Chr. E. Kollmann Blatt 19 fg. wegen öffentlicher Herabwürdigung der Religion erhobene Anklage nicht statt hat.

Leipzig, 22. Sept. 1849.

Die Anklagekammer des k. Appellationsgerichts zu Leipzig.
Dr. Schreckenberger. v. Hartitsch. Dr. Wilhelmi.

Entscheidungsgründe.

Die Tendenz der in der Anklageschrift Blatt 19 fg. erwähnten, in dem Umschlag Blatt 12 befindlichen, mit dem Titel „Der wahre christliche Staat" versehenen Schrift geht, wie die Anklagekammer nach Prüfung dieser Schrift sich überzeugt hat, nicht dahin die christliche Religion an sich selbst zu beseitigen und herabzuwürdigen, sondern die Absicht des Verf. scheint nur dahin gerichtet gewesen zu sein, die Misbräuche und falschen Ansichten, welche nach der Meinung des Verf. durch die Ausleger der Heiligen Schrift sich gebildet und unter den Anhängern verschiedener christlichen Religionssekten sich verbreitet haben, zu bekämpfen, und nach seiner Idee ein rei-

nes Christenthum zu begründen. Dahin deuten vielfache Stellen in der gedachten Schrift, und es hat daher bedenklich fallen müssen die von dem Staatsanwalte Bl. 19 fg. bezeichneten, aus dem Zusammenhange herausgerissenen Stellen, welche mit Dem was in der Schrift vorher und nachher dargestellt ist zu vergleichen sind, und davon die S. 2 zu lesende eigene Behauptungen des Verf. nicht enthält, als solche anzuerkennen bei welchen die Absicht vorherrscht die christliche Religion herabzuwürdigen.

Es konnte daher die von dem Staatsanwalte erhobene Anklage als statthaft nicht erachtet werden."

Ist nun auch durch verstehende Entscheidung die, gewiß von jedem Unbefangenen getheilte, Ansicht des Verlegers gerechtfertigt, daß obige Schrift ein Preßvergehen nicht enthalte, so drängen sich doch unwillkürlich die Fragen auf: 1) Gebührte nicht dem auf diese Weise, durch die einseitige Ansicht des Staatsanwalts, so sehr in seinem Privatinteresse benachtheiligten Verleger eine Entschädigung, und gegen wen soll er diesen Anspruch geltend machen? (Wie viele das Zeitinteresse berührende kleine Schriften gibt es wol die nach vier Monaten noch das Publicum interessiren und nicht längst als abgestorben zu betrachten sind?) 2) Wie ist es möglich, daß eine so einfache Sache drei Monate braucht um zu einer Entscheidung der Anklagekammer zu gelangen, und wem fällt 3) zur Last, daß die schon am 22. Sept. gefällte Entscheidung dem Betheiligten erst am 26. Oct. publicirt wurde? Hoffen wir, daß nur die Neuheit des in dieser Hinsicht zu befolgenden Geschäftsganges solche Verzögerungen herbeiführte; denn sollten sie als Regel gelten, würden sie, bei öftern Wiederholungen, gar leicht den gänzlichen Ruin eines Unschuldigen herbeiführen können, und wären eine schreckliche Verkümmerung der Preßfreiheit. 69.

Bibliographie.

Neues Album für deutsches Theater. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Traue Niemand. Lustspiel in drei Akten von C. Heistermann. Leipzig, Leiner. 8. 15 Ngr.

Allihn, F. H. T., Das Grundübel der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung in den gelehrten Anstalten des Preußischen Staats. Den einsichtigen Mitgliedern der preußischen Kammern zur Erläuterung der Unterrichtsfrage vorgelegt. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Altes und Neues vom Turnen. Freie Hefte herausgegeben von H. F. Maßmann. 1stes und 2tes Heft. Berlin, H. Schultze. Gr. 8. à 15 Ngr.

Bäßler, F., Hellenischer Heldensaal oder Geschichte der Griechen in Lebensbeschreibungen nach den Darstellungen der Alten. 1ster Band. Berlin, Decker. Gr. 16. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Beck, K., An Franz Joseph. Gedicht. 2te Auflage. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 9 Ngr.

Die belgischen Bergwerks-Gesetze. Deutsch von M. Block. Mit einem Vorwort von F. Harkort. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 20 Ngr.

Niederländische Bibliothek. 1ster bis 6ter Band. — A. u. d. T.: H. Conscience, Jacob van Artevelde. Historischer Roman aus dem Vlämischen unter Mitwirkung des Verfassers von O. L. B. Wolff. Sechs Bände. Leipzig, Lorck. 8. 2 Thlr.

Biedermann, K., Erinnerungen aus der Paulskirche. Leipzig, Mayer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Blumröder, A. v., Das Verhältniß der Revolution zur Religion. Blätter der Warnung und Belehrung für diejenigen, welche in der Revolutionszeit ihren Gott verloren haben, oder in Gefahr sind, ihn zu verlieren. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 10 Ngr.

Bolzano, B., Ueber das Verhältniß der beiden Volksstämme in Böhmen. Drei Vorträge im J. 1816 an der Hochschule zu Prag gehalten. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 Ngr.

Braun, J. W. J., Deutschland und die deutsche Nationalversammlung. Aachen, Hensen u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1850. Herausgegeben in Verbindung mit mehren Andern von A. Knapp. Mit 1 Kupfer. Heidelberg, K. Winter. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Emigranten-Familie, oder Geschichte eines Ansiedlers in Australien. Nach dem Englischen von M. B. Lindau. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gengler, H. G. P., Deutsche Rechtsgeschichte im Grundrisse. 1stes Heft. Erlangen, Palm. Lex.-8. 1 Thlr.

Horowitz, L., 1848. Eine Sammlung origineller Novellen dieses Jahrgangs, vom Monat März begonnen. Freiburg. Gr. 16. 25 Ngr.

Kehrein, J., Proben der deutschen Poesie und Prosa vom 4. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1ster Theil. Gothische, althochdeutsche, altsächsische, mittelhochdeutsche Proben im Original und in neuhochdeutscher Uebersetzung, zugleich mit sprachlichen Anmerkungen versehen. Jena, Mauke. Gr. 8. 22½ Ngr.

Luther's, M., geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen. Herausgegeben von P. Wackernagel. Stuttgart, S. G. Liesching. 1848. 4. 3 Thlr. 6 Ngr.

Planta, P. C., Der rhätische Aristokrat. Ein bündnerisches Karakterbild aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Chur. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Reformationschronik des Karthäusers Georg, übersetzt und zusammengestellt mit Auszügen aus gedruckten und ungedruckten Schriften von Zeitgenossen, besonders des Erasmus und Fridolin Ryff durch K. Burkorf. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 10½ Ngr.

Thronfolge und die pragmatische Sanction in Ungarn, oder Rechtfertigung des Regierungsantrittes Sr. k. k. Maj. Franz Joseph I. als Königs von Ungarn, gegen die Angriffe der Umwälzungspartei. Nebst einer skizzirten Geschichte der neunmonatlichen Ofen-Pester Parteiherrschaft und ihrer Umtriebe. Von A. v. P. Preßburg. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Tagesliteratur.

Holdheim, S., Einsegnung einer gemischten Ehe zwischen einem Juden und einer Christin in Leipzig. Berlin, Stargardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Neander, A., Das Reich Christi, das Reich der wahren Freiheit und Gleichheit. Worte der Einladung zur 35sten Stiftungsfeier der Preußischen Haupt-Bibel-Gesellschaft. Berlin. Gr. 4. 5 Ngr.

Nischler, F. X., Rede auf das Dankfest für die glückliche Erwählung des Erzherzogs Johann von Oesterreich zum Reichsverweser Deutschlands, gehalten zu Meran den 3. Juli 1848. Innsbruck. 8. 2 Ngr.

Pestalozzi, L., Ueber Schweizerische Münzeinheit. Betrachtungen im J. 1849. Als Fortsetzung der Schrift von 1839: „Die Münzwirren der westlichen Schweiz nebst dem Versuche ihrer Lösung. Zürich. Gr. 8. 4 Ngr.

Ranke, K. F., Ansichten über die Reform der Schule. Den Gebildeten im Volke zur Prüfung vorgelegt. Wittenberg, Kölling. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scharff von Scharffenstein, H., Heinrich V. (Herzog von Bordeaux.) Skizze. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 10 Ngr.

Szalay, L., Diplomatische Aktenstücke zur Beleuchtung der ungarischen Gesandtschaft in Deutschland. Zürich. Gr. 8. 6 Ngr.

Die deutsche Volksschule im constitutionellen Oesterreich. Von einem Schulfreunde. Salzburg, Mayr. Gr. 8. 9 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 277. — 19. November 1849.

Stimmen über Arthur Schopenhauer.

Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß große Männer von ihren Zeitgenoſſen ſelten anerkannt werden. Aber ſowie Alles was geſchieht nothwendig iſt, ſo auch Dieſes. Verſchiedene Urſachen ſind es welche die Zeitgenoſſen hindern einen mitlebenden Großen, einen Meiſter, ein Genie anzuerkennen. Sie laſſen ſich aber alle auf folgende zwei zurückführen: Dummheit und Schlechtigkeit. Wen die Dummheit, die geiſtige Unfähigkeit oder Beſchränktheit nicht hindert einen großen Mann anzuerkennen, den hindert gewöhnlich die Schlechtigkeit, der Neid, die Eitelkeit. Wen dieſe nicht hindern, wem es alſo an gutem Willen nicht fehlen würde einen Großen anzuerkennen, dem ſteht wiederum ſeine geiſtige Beſchränktheit oder Unfähigkeit im Wege. Bei der großen Menge des Volks iſt es gewöhnlich die letztere, bei den Fachgenoſſen hingegen die erſtere Urſache die ſie hindert den großen Mann anzuerkennen. Denn der Menge iſt dieſer gewöhnlich ſo weit vorausgeeilt, daß ſie ihm nicht nachkommen kann; den Fachgenoſſen aber iſt er ſo überlegen, daß ſie ſich ihrer Inferiorität ſchämen. Die Menge alſo kann den Vorausgeeilten nicht einholen, die Fachgenoſſen wollen ſich ihm nicht unterordnen. Wie aber das Nichtkönnen leicht verziehen wird, das Nichtwollen hingegen ſchwer kränkt, ſo iſt es natürlich, daß der große Mann die ihm von der Menge verſagte Anerkennung zu ertragen weiß, ſich mit der Nachwelt tröſtend, die den Vorausgeeilten ſchon einholen wird; hingegen die Fachgenoſſen ſchonungslos angreift, ihre Erbärmlichkeit unerbittlich aufdeckt und ſie ſo für die ihm zugefügte ſchwere Kränkung züchtigt.

Dieſes mußten wir vorausſchicken, um es dem Leſer begreiflich zu machen, wie Arthur Schopenhauer, deſſen ſeit 1813 dem Publicum vorliegenden Werke ihn als den größten Philoſophen unſers Jahrhunderts documentiren, ja in ihm uns nicht blos einen Philoſophen, ſondern überhaupt ein wiſſenſchaftliches Genie kennen lehren, deſſen Leiſtung Alles was gleichzeitig von Philoſophie-Profeſſoren erſchienen iſt völlig in Schatten ſtellt, dazu kommen konnte eben dieſe Philoſophie-Profeſſoren, die doch ſo tief unter ihm ſtehen, daß ſie gar keinen Vergleich mit ihm aushalten, ſo ſchonungslos anzugreifen, wie er es in den ſeit 1836 erſchienenen Schriften, am ſtärkſten aber in der 1847 erſchienenen zweiten Auflage „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" gethan hat.

Schopenhauer citirt in dem genannten Werke (S. 50) Macchiavelli's Ausſpruch:

> Es gibt dreierlei Köpfe: erſtlich ſolche welche aus eigenen Mitteln Einſicht und Verſtand von den Sachen erlangen; dann ſolche die das Rechte erkennen, wenn Andere es ihnen darlegen; endlich ſolche welche weder zum Einen noch zum Andern fähig ſind. (Il principe, c. 22.)

Wol gehört Schopenhauer ſelbſt zu Denen die aus eigenen Mitteln Einſicht und Verſtand von den Sachen erlangt haben; denn ſein ſelbſtändiges, originelles Syſtem enthält keine nachgelernte, nachgebetete Schul- oder Bücherphiloſophie, ſondern eine aus der tiefſinnigen Anſchauung der Welt und des Lebens ſelbſt geſchöpfte Anſicht. Was die zweite von Macchiavelli genannte Claſſe betrifft, ſo werden wir die Wenigen nennen die das Rechte das ihnen Schopenhauer dargelegt erkannt haben. Was aber die dritte Claſſe betrifft, die weder das von Schopenhauer Gefundene aus eigenen Mitteln finden konnte, noch das von ihm Dargelegte als das Rechte zu erkennen fähig war, ſo hatte Schopenhauer, wenn es wirklich blos dieſer Mangel an Fähigkeit war, der die Philoſophie-Profeſſoren hinderte ihn anzuerkennen, kein Recht die Unfähigen ſo ſchwer zu züchtigen. Aber aus der Art ſeines Angriffs geht hervor, daß er zu den von Macchiavelli genannten drei Claſſen ſtillſchweigend noch eine vierte hinzugedacht hat, nämlich die Claſſe Derer die zwar das Rechte, wenn Andere es ihnen darlegen, zu erkennen fähig ſind, die es aber, als gegen ihre perſönlichen Intereſſen ſtreitend, nicht erkennen wollen. Und dieſen böſen Willen, der überhaupt in der Literatur eine ſo verderbliche Rolle ſpielt, war Schopenhauer, der ſich bewußt war mit redlichem Willen der Ergründung der Wahrheit alle perſönlichen Intereſſen geopfert zu haben, vollkommen berechtigt zu züchtigen. Groß überhaupt, ſagt Schopenhauer, iſt nur Der welcher bei ſeinem Wirken, dieſes ſei nun ein praktiſches oder ein theoretiſches, nicht ſeine Sache ſucht, ſondern allein einen objectiven Zweck verfolgt. Daß er nicht ſich und ſeine Sache ſucht, Das macht ihn unter allen

Umständen groß. Klein hingegen ist alles auf persönliche Zwecke gerichtete Treiben, weil der dadurch in Thätigkeit Versetzte sich nur in seiner eigenen, verschwindend kleinen Person erkennt und findet. Hingegen wer groß ist erkennt sich in Allem und daher im Ganzen: er lebt nicht wie jener im Mikrokosmos, sondern noch mehr im Makrokosmos. Darum eben ist das Ganze ihm angelegen, und er sucht es zu erfassen, um es darzustellen, oder um es zu erklären, oder um praktisch darauf zu wirken. Denn ihm ist es nicht fremd; er fühlt, daß es ihn angeht. Wegen dieser Ausdehnung seiner Sphäre nennt man ihn groß. Demnach gebührt nur dem wahren Helden, in irgend einem Sinn, und dem Genie jenes erhabene Prädicat: es besagt, daß sie, der menschlichen Natur entgegen, nicht ihre eigene Sache gesucht, sondern für Alle gelebt haben. („Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 385.)

Dieser Größe sich bewußt, und dagegen sehend wie seine Fachgenossen, die Philosophie-Professoren, mit wenigen Ausnahmen, nur darauf ausgingen die Jugend zu „dressiren" und als „philosophische Ministercreaturen" eine „glänzende Carrière" zu machen, folglich Alles was nicht auf „gehörige Studentenabrichtung zu höchsten Staatszwecken" angelegt ist zu „ignoriren" und zu „secretiren", ihn selbst also und sein System in der Entwickelungsgeschichte der Philosophie seit Kant völlig zu übergehen, dagegen den „Windbeutel" Fichte und „gemeinen Kopf, ja gemeinen Charlatan" Hegel zu preisen: diesen die deutsche Philosophie entehrenden Erscheinungen gegenüber hat es Schopenhauer übernommen die „feilen Gesellen" aus dem Tempel der Philosophie hinauszuweisen, und mit Recht. Zu beklagen ist es nur, daß Schopenhauer seine Angriffe gegen die Philosophie-Professoren überall in seinen classischen, rein der Sache gewidmeten Werken so eingeflochten hat, daß der reine Genuß derselben durch diese unangenehmen Erinnerungen sehr gestört wird, während sein Angriff weit wirksamer gewesen wäre, wenn er ihn in einem besondern, nur diesem Zweck der Züchtigung gewidmeten Werke geführt hätte. Aus der Leidenschaftlichkeit mit welcher Schopenhauer den Angriff geführt hat machen wir ihm keineswegs einen Vorwurf; denn ein gerechter Angriff gegen eine schlechte Sache muß mit Leidenschaft geführt werden, wenn er das Schlechte besiegen soll. Hat doch auch Jesus die Krämer nicht auf eine sanfte Weise aus dem Tempel getrieben. Ueberdies sind alle Genies von Natur leidenschaftlich, und man muß es daher schon Schopenhauer als einem Genie zugute halten, daß er gegen die Angegriffenen bisweilen sogar grob geworden ist. Sagt er doch selbst an der oben angeführten Stelle vom großen Mann:

> Wie offenbar die Allermeisten stets klein sein müssen und niemals groß sein können, so ist doch das Umgekehrte nicht möglich, daß nämlich Einer durchaus, d. h. stets und jeden Augenblick, groß sei:
>
> Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
> Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

Jeder große Mann muß nämlich dennoch oft nur das Individuum sein, nur sich im Auge haben, und Das heißt klein sein.

Schreibe man also alle diejenigen Ausdrücke in denen Schopenhauer's Angriff persönlich wird diesem Umstande zu, daß er nicht blos Philosoph, Genie in seinem Fach, sondern auch Mensch, Individuum ist. Als letzteres mußte Schopenhauer erbittert werden, wenn er seine genialen Werke voll der tiefsten Wahrheit und Weisheit den „hohlen, gedankenleeren Machwerken der Windbeutel, Charlatane und Unsinnschmierer" gegenüber ignorirt sah, während „feile Gesellen den Ruhm des Schlechten intonirten, und ihre Stimme an der leeren Höhlung von tausend Dummköpfen ein noch jetzt nachhallendes und sich fortpflanzendes Echo" fand. Dieses geben wir Hrn. Fortlage in Jena zu bedenken, der einer der Wenigen ist die Schopenhauer gebührend geehrt, wenn auch sein System nicht angenommen haben. Fortlage sagt nämlich in seiner 1845 in der „Jenaischen Literaturzeitung" erschienenen Recension der zweiten Auflage des Schopenhauer'schen Hauptwerks: „Die Welt als Wille und Vorstellung", nachdem er dieses Werk Jedem empfohlen hat welcher solide und nicht blos auf dem dialektischen Roste schnellfertiger Gedankenfabrikation angeglühete, sondern eine durch die auf einen einzigen Focus concentrirten geistigen Kräfte eines ganzen Menschen ausgekochte Nahrung für Geist und Charakter liebt . . .

nach solcher Empfehlung weiter:

> Von keiner der sich jetzt auf dem philosophischen Markt noch am meisten tummelnden Parteien (deren keiner er indessen noch eine lange Dauer verheißen möchte) wird und kann das vorliegende Werk richtig gewürdigt werden, und der Verfasser hat auch kein Recht zu fodern, daß es geschehe, so lange er die Sprache welche er führt fortsetzt. Denn der Scheltende verzichtet nothwendig auf eine ihn würdigende Antwort aus dem Munde des Gescholtenen, und wenn dieser ihn sodann ignorirt und secretirt, so ist Dies nur ein ihm von jenem selbst dictirtes Verfahren. Oder verlangt Schopenhauer von den Philosophen insgesammt, daß sie Engel seien an Herzensgüte und verzeihendem Sinn?

Dieselbe Frage kann man aber auch mit Beziehung auf Schopenhauer an Fortlage richten. Verlangt Fortlage von Schopenhauer, daß er ein Engel sei an Herzensgüte und verzeihendem Sinn? War Schopenhauer nicht der zuerst Gekränkte? Und wird er etwa erst jetzt, seitdem er die Philosophie-Professoren angegriffen, von ihnen ignorirt und secretirt; oder ist dieses unverzeihliche Ignoriren und Secretiren seinem Angriffe, als die Veranlassung dazu, vorangegangen? Uebrigens hat Fortlage Recht, wenn er sagt, der Scheltende verzichte nothwendig auf eine ihn würdigende Antwort aus dem Munde des Gescholtenen. Schopenhauer hat deutlich genug an verschiedenen Stellen seiner seit 1836 erschienenen Schriften an den Tag gelegt, daß er darauf verzichte von seinen Fachgenossen gewürdigt zu werden. Die Goethe'sche Xenie:

> Warum willst du dich von uns Allen
> Und unf'rer Meinung entfernen?
>
> Ich schreibe nicht euch zu gefallen,
> Ihr sollt was lernen.

sieht als Motto dem ersten Buch des zweiten Bandes von „Die Welt als Wille und Vorstellung" voran, und die Vorrede zur zweiten Auflage des genannten Werkes fängt so an:

Nicht den Zeitgenossen, nicht den Landesgenossen der Menschheit übergebe ich mein nunmehr vollendetes Werk, in der Zuversicht, daß es nicht ohne Werth für sie sein wird, sollte auch dieser, wie es das Loos des Guten in jeder Art mit sich bringt, erst spät erkannt werden. Denn nur für sie, nicht für das vorübereilende, mit seinem einstweiligen Wahn beschäftigte Geschlecht, kann es gewesen sein, daß mein Kopf, fast wider meinen Willen, ein langes Leben hindurch seiner Arbeit unausgesetzt obgelegen hat. An dem Werth derselben hat während der Zeit auch der Mangel an Theilnahme mich nicht irre machen können, weil ich fortwährend das Falsche, das Schlechte, zuletzt das Absurde und Unsinnige in allgemeiner Bewunderung und Verehrung stehen sah, und bedachte, daß, wenn Diejenigen welche das Echte und Rechte zu erkennen fähig sind nicht so selten wären, daß man einige zwanzig Jahre hindurch vergeblich nach ihnen sich umsehen kann, Derer die es hervorzubringen vermögen nicht so wenige sein könnten, daß ihre Werke nachmals eine Ausnahme machen von der Vergänglichkeit irdischer Dinge.... Wer eine Sache die nicht zu materiellem Nutzen führt ernsthaft nimmt und betreibt, darf auf die Theilnahme der Zeitgenossen nicht rechnen. Wol aber wird er meistens sehen, daß unterdessen der Schein solcher Sache sich in der Welt geltend macht und seinen Tag genießt: und Dies ist in der Ordnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rivarol und seine Zeitschrift „Les actes des apôtres".

In einer geachteten französischen Zeitschrift ist jetzt eine kritische Abhandlung über die Journalisten und Journale des 18. Jahrhunderts erschienen. Der republikanisch gesinnte Verf. beginnt mit dem Grafen Rivarol und dessen ultraroyalistischem Blatte „Les actes des apôtres", einem Journale das nur einem kleinen Theile des deutschen Publicums bekannt sein dürfte. Deshalb, und um Billigkeit an der revolutionnairen Presse, zu deren Gegnern auch wir gehören, zu üben, wollen wir die interessante Arbeit des Hrn. E. Despois auf dem neutralen Boden d. Bl. analysiren; denn nicht mit Unrecht bemerkt der Verf., Jedermann kenne die Maßlosigkeiten Marat's, Niemand aber die der Royalisten, seit 50 Jahren spreche man von dem Wahnsinn der Demagogen, niemals aber von dem ihrer Gegner, und es sei nicht überflüssig zu zeigen, daß die blutigen Provocationen dieser letztern nicht hinter denen des „Ami du peuple" (Marat's Journal) zurückblieben. Kann er Dies zeigen, so hat er sich um das Verständniß jener Epoche ein Verdienst erworben, welchem man seine sich vielfach Luft machende Feindseligkeit gegen die heutige monarchische Partei zugute halten darf.

„Zur Zeit des Ausbruchs der Revolution von 1789", beginnt der Verf., „machte ein ganzer Schwarm von leichtfüßigen Dichterlingen und liebenswürdigen Plauderern die Wenne der vornehmen Cirkel in Paris. Am Morgen ihren Witzvorrath für den Abend sammelnd, ihre Bonmots und Anekdoten aus einem Salon in den andern colportirend, sahen sie die Bedeutung des Lebens in dem Erfolg eines Madrigals und dem Triumph einer Strophe. Sie trugen einen vollkommenen Skepticismus zur Schau, belächelten die «sogenannte Tugend»*), persiflirten Necker und Turgot, und fest überzeugt, daß Alles in dieser Welt mit Liedern endige, dichteten sie Spottlieder auf alles Ehrwürdige und Achtunggebietende."

*) „Soi-disant vertu" war der Ausdruck des Prinzen von Ligne.

„Auch wußten diese Helden des Boudoir nicht mehr was sie mit ihrer Liebenswürdigkeit und Bosheit machen sollten, als der Sturm der Revolution zu toben anfing. Die Revolution störte sie in ihren Gewohnheiten und trübte ihre Heiterkeit, sie waren entrüstet darüber, daß sie den Misbräuchen von denen sie lebten ein Ziel setzen wollte. Einige von ihnen, die verwegensten, gründeten ein ultraroyalistisches Journal: «Les actes des apôtres», welches nach kurzer Zeit die Zuflucht der vornehmen Schöngeister, das Asyl der kurzweiligen Verse, das Rendezvous der unzufriedenen Poeten, mit Einem Worte, das Koblenz der Literatur wurde. Von hier aus richteten sie ein ununterbrochenes Kleingewehrfeuer von Epigrammen und Quodlibets auf die Revolution, in der Meinung, sie durch diese leichten Geschosse rasch und bündig abfertigen zu können. Aber die Revolution nahm nach und nach eine so tragische Wendung, daß ihr mit Witzen und Liedern Nichts anzuhaben war. Die Herren hatten übrigens nicht bedacht, daß Hohn und Spott nur mit dem Tode ringenden Gewalten den Gnadenstoß geben können. Die leichten Truppen eignen sich allerdings ganz trefflich dazu eine begonnene Niederlage zu vollenden, aber vergebens bemühen sie sich den Sturmmarsch einer Nation aufzuhalten welche die lange ersehnte Freiheit erobern will. Ihre Neckereien haben kein anderes Resultat als den zukünftigen Sieger unerbittlich zu machen."

„Die Hauptredacteure der «Actes des apôtres» waren der Graf Rivarel, der Marquis Champeenetz, der Vicomte Mirabeau*) und Pelletier. Rivarol allein besaß wirkliche Talente; geistvoll, abenteuerlich, von zweifelhaftem Adel ist er der wahre Typus der Salonspoeten jener Epoche. Mehre Züge seiner Physiognomie erinnern unwillkürlich an Personen aus unsern Tagen, aber der Charakter dieses Mannes ist zu zweideutig, als daß es nicht passend wäre sich jedes Vergleichs zu enthalten."

Nach diesen einleitenden Worten geht der Verf. zu der Lebensbeschreibung Rivarol's über. Er war zu Bagnols in Languedoc 1753 geboren. Sein Vater war Gastwirth, was aber den Sohn nicht verhinderte sich den Grafentitel beizulegen, eine Eitelkeit die ihn dem Spott seiner Feinde aussetzte, obgleich er versicherte, „daß sein Vater, einer edeln italienischen Familie angehörend, aber 16 Kinder habend, sich gezwungen gesehen ein Wirthshaus zu eröffnen um zu leben". **)

Das Leben Rivarol's ist anfangs das eines Abenteurers; aber sein zweideutiger Ruf schadete ihm keineswegs in der Meinung der vornehmen Welt in die er sich stürzte. Diese abgenutzte Gesellschaft war kurz vor ihrer Auflösung einer unheilbaren Langeweile zum Raube geworden: übersättigt von Allem, war ihr Jeder willkommen der im Stande war sie zu zerstreuen; eine pikante Neuigkeit weckte sie aus ihrer Erstarrung, ein Scandal ergötzte sie, die Frechheit imponirte ihr; es war dies die Zeit der Mesmer und der Cagliostro. Ein Mensch wie Rivarol war hier an seinem Platze.

„Jeder Cirkel hatte damals seinen officiellen Belustiger. Der Witz war eine Profession geworden, die Unterhaltung eine Art von Literatur wie die Tragödie, und man bearbeitete ein Bonmot wie ein Gedicht. Nach dem Tode Champfort's fand man bei ihm seine Bonmots auf Papierschnitzel geschrieben, und für die Improvisationen des Abends zubereitet. Rivarol stand im Verdacht ein Gleiches zu thun; sein Freund Champeenetz soll ihm das Stichwort gegeben, und ihm dazu gedient

*) Jüngerer Bruder des berühmten Mirabeau. Er war bekannt als Trunkenbold, und verdankte seiner Dickbäuchigkeit den Spottnamen Mirabeau-Tonneau.

**) Als Rivarol eines Tages mit Emphase ausrief: „*Nos droits sont menacés*", lächelte der Herzog von Créqui, und wiederholte zwischen den Zähnen: „*Nos droits.*" — „Eh bien", fragte Rivarol, „que trouvez là de si singulier?" — „C'est votre pluriel que je trouve singulier", erwiderte der Herzog.

haben die Bonmots herbeizuführen, die sie miteinander verabredet hatten."

Bevor sich Rivarol indessen ausschließlich dem Salonsleben widmete, hatte er sich in ernsten schriftstellerischen Arbeiten versucht. Wir erwähnen von seinen Schriften nur seine Uebersetzung des Dante, „um", wie er sagte, „seinen Verwandten, den Rivarol in Italien, Freude zu machen", und sein „Discours sur l'universalité de la langue française", welche Schrift den von der berliner Akademie ausgesetzten Preis davontrug. Friedrich II. schrieb ihm bei dieser Gelegenheit: „Depuis Voltaire, je n'ai rien lu de meilleur en littérature que votre discours."

Im J. 1787 publicirte er in Gemeinschaft mit Champcenetz den „Petit almanach des grands hommes", eine Satire auf die ganze kleine Literatur der Epoche, und endlich 1789 sein Journal „Les actes des apôtres", mit dem wir es hier vorzüglich zu thun haben.

Die „Actes des apôtres" sind anfangs eine fortwährende Ironie gegen die Revolution. „Tout détermine", heißt es im Prospectus, „les directeurs de la Société des «Actes des apôtres» à ouvrir enfin une souscription pour un ouvrage national, dont la réputation, liée à celle de nos augustes législateurs, est assurée d'une manière aussi stable que les bases de la nouvelle constitution qu'ils viennent d'imposer à la France."

Sie merkten aber bald, wie es scheint, daß diese einförmige Ironie endlich langweilen müsse, und warfen sich daher auf die directe Verleumdung ohne die mindeste Scham. Vielleicht mistrauten sie der Intelligenz ihrer Leser, vielleicht auch genügte der Spott nicht mehr ihrer zunehmenden Entrüstung über die Fortschritte der Revolution. „Ce n'est que du sang de nos modernes Catilinas, plus monstrueux mille fois que leur modèle, qui peuvent être cimentés, et le pacte d'alliance qui rendra les sujets au monarque, et les noeuds de concorde et de fraternité qui réuniront de généreux compatriotes." Und dabei vergesse man nicht, daß es sich von der Nationalversammlung handelt, und daß die Catilina fast sämmtlich constitutionnelle Royalisten waren; in folgender Stelle werden sie ausdrücklich genannt: „Blondel, lui seul, a bien su rendre la liberté au roi Richard: ne serions-nous pas les *seconds troubadours?* Il faudrait ensuite chasser tous les démagogues, livrer un Charles Lameth, un Barnave, un Dupont, un évêque d'Autun (Talleyrand), un Mirabeau, un Chapelier, un Dubois-Crancé, qui insultent toute l'armée, pour en faire la justice la plus sévère, et *se repaître du spectacle de les voir tous subir le même sort que nous faisions subir aux crapauds dans la campagne, en les accrochant au bout d'une perche sur les ruines de la Bastille, pour les faire mourir à petit feu.* Voilà ce qu'il serait glorieux pour nous de faire: nous deviendrions libres sous un roi bon et des lois sages; mais surtout point de démocratie."

Was soll man dem Verf. entgegnen, wenn er bei dieser Stelle ausruft: „Man wird in dem Journal Marat's wilde Vorschläge der Gewaltsamkeit und der Wuth finden, aber Nichts das abscheulicher in den Details wäre, und es ist bekannt, daß Danton und Robespierre ihn bei jeder Gelegenheit verleugneten. Und was noch mehr ist, Marat schrieb allein sein Journal, es war der Wahnsinn eines einzigen Menschen; aber hier haben wir eine Gesellschaft liebenswürdiger und charmanter Edelleute, Erben der schönen Traditionen, welche sich in Gesammtheit so auslassen, und diese Leute nennen sich die seconds troubadours! Man sieht welches Schicksal diese Troubadours wenn sie gesiegt hätten ihren Gegnern bereiteten. In den Augen der Nachwelt haben sie nur einen Vortheil vor ihren Gegnern: das Interesse das sich an die Besiegten knüpft."

Die „Actes des apôtres" publicirten eine burleske Tragödie, betitelt „L'abbé Maury vainqueur, ou les quatre pendus." Der Vicomte Mirabeau, einer der Redacteure des Journals, ist der Verfasser des Machwerkes, aus welchem wir folgende Verse citiren:

Rime-à-Rave, Ugraillon, et *mon frère*, et Forcios*)
Sont traînés par le peuple au pied du réverbère,
Et chacun à son tour on les met en lumière.
Si je me réjouis de la mort du méchant,
Je ne puis applaudir à leur prompt châtiment;
C'était à la justice à punir tous leurs crimes;
Mon frère était d'ailleurs au nombre des victimes,
Et je ne prétends pas pleurer sur son trépas.

Diese Aufreizungen zum Morde sind im Allgemeinen in scherzhaftem Tone geschrieben, und mit Wortspielen gewürzt: „On doit un *cordon* à M. Comus, de l'assemblée; personne ne sera surpris de son *élévation* rapide; cet ordre du cordon tient à celui de la *lanterne*, etc." Diese hübschen Dinge sind zuweilen in Reimen vorgetragen:

Pour récompenser le mérite
De nos divins législateurs,
Dans ces beaux jours tout nous excite,
Français, à les combler d'honneurs.
Que celui donc qui nous gouverne,
Les décore de grands colliers,
Et qu'il les fasse chevaliers,
Mais chevaliers de la lanterne.

„Cet ordre ne serait pas dispendieux; il consisterait en une corde, de la grosseur du petit doigt, qu'on passerait au cou de ces messieurs." Oder:

Peuple atroce, peuple hébété,
Qui n'as pas craint de te souiller de crimes,
Que ton oeil s'ouvre à la clarté;
Rends-nous tes fureurs légitimes,
Veux-tu punir ceux dont l'iniquité
T'a plongé dans d'affreux abîmes?
Rends-nous maint et maint député.

„Unsere royalistischen Journale", sagt Despois, „sind noch nicht auf dieser Höhe, aber wenn der Ton auch ein anderer ist, so ist doch die Taktik die nämliche; es handelt sich darum die Nationalversammlung in der Meinung des Landes zu erniedrigen, und ihre Auflösung zu provociren; dieselben Mittel 1789 und 1849."

(Der Beschluß folgt.)

*) Barnave, der Herzog d'Aiguillon, Mirabeau der Aeltere und Laclos, der Vertraute des Herzogs von Orleans.

Literarische Anzeige.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Verzeichniss werthvoller Werke
aus allen Fächern der Literatur, welche von
F. A. Brockhaus* in *Leipzig
zu bedeutend ermässigten Preisen
durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 278. — 20. November 1849.

Stimmen über Arthur Schopenhauer.

(Fortsetzung aus Nr. 277.)

Als Philosoph, der die Nothwendigkeit alles Geschehenden erkennt, sieht Schopenhauer sehr wohl ein, daß und warum er keine Theilnahme und Anerkennung bei den Zeit- und Fachgenossen finden konnte; aber als Menschen, als Individuum, ärgert es ihn, und daher von Zeit zu Zeit seine Ausbrüche heftigen Zorns, und seine scharfe Geißelung der Zeitgenossen, namentlich aber der Fachgenossen. Uebrigens sind Schopenhauer's Angriffe gegen die Letztern nicht blos persönlich, sondern auch und zwar meistentheils sachlich, indem er ihnen überall wissenschaftlich das Falsche und Verkehrte ihres Treibens nachweist, und sie nicht blos wie ein Scheltender und Tobender von dem Irrwege auf dem sie sich befinden fortjagt, sondern sie auch mit Weisheit belehrend auf den rechten Weg hinüberlenkt. Diese sachliche Zurechtweisung muß man von der persönlichen wohl zu sondern wissen, und wegen ersterer, die jeden Irrenden dem es wirklich darum zu thun ist auf den rechten Weg zurückzukommen gewiß mit Dank erfüllen wird, die letztere dem Alter zugute halten. Denn Schopenhauer ist, beiläufig gesagt, ein Sechziger, und die Alten sind bekanntlich immer gegen die Jüngern, wenn auch wohlwollend, doch etwas mürrisch. Den blos Scheltenden, Grollenden, den Tadelsüchtigen ignorirt man billig; aber den Belehrenden, von dem man etwas Tüchtiges lernen kann, ignoriren nur Diejenigen die Nichts lernen wollen, sei es nun, weil Das was sie zu lernen hätten nicht in ihren Kram paßt, mit ihren persönlichen Interessen streitet, oder weil sie so eitel sind, selbst schon ehe sie noch etwas Ordentliches gelernt haben, Meister und Genies spielen zu wollen. Von dieser letztern Art gibt es leider jetzt nur zu Viele, sodaß man mit Goethe klagen möchte:

Kein Mensch will etwas werden
Ein Jeder will schon was sein.

Was hingegen die erstere Classe Derer betrifft die keine Lehre annehmen wollen welche sie nicht brauchen können, so sagt Schopenhauer (Vorrede zur zweiten Auflage von „Die Welt als Wille und Vorstellung") sehr treffend:

Die Wahrheit ist keine Hure die sich Denen an den Hals wirft welche ihrer nicht begehren: vielmehr ist sie eine so spröde Schöne, daß selbst wer ihr Alles geopfert noch nicht ihrer Gunst gewiß sein darf.

Dem Gesetze der Sparsamkeit der Natur, sagt Schopenhauer, sei es auch völlig gemäß, daß sie die geistige Eminenz überhaupt höchst Wenigen, und das Genie nur als die seltenste aller Ausnahmen ertheilt, den großen Haufen des Menschengeschlechts aber mit nicht mehr Geisteskräften ausstattet als die Erhaltung des Einzelnen und der Gattung erfodert. Von diesem Gesichtspunkt aus sollte man auch, um nicht unbillig zu urtheilen, seine Erwartungen von den geistigen Leistungen der Menschen überhaupt feststellen, und z. B.

auch Gelehrte, da in der Regel blos äußere Veranlassungen sie zu solchen gemacht haben, zunächst betrachten als Männer welche die Natur eigentlich zum Ackerbau bestimmt hatte: ja selbst Philosophie-Professoren sollte man nach diesem Maßstabe abschätzen und wird dann ihre Leistungen allen billigen Erwartungen entsprechend finden. . . . Alle Pfuscher sind es, im letzten Grunde, dadurch, daß ihr Intellect, dem Willen noch zu fest verbunden, nur unter dessen Anspornung in Thätigkeit geräth, und daher eben ganz in dessen Dienste bleibt. Sie sind demzufolge keiner andern als persönlicher Zwecke fähig. Diesen gemäß schaffen sie schlechte Gemälde, geistlose Gedichte, seichte, absurde, sehr oft auch unredliche Philosopheme, wann es gilt durch fromme Unredlichkeit sich hohen Vorgesetzten zu empfehlen. All ihr Thun und Denken ist also persönlich. („Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 284 und 383.)

Der Gegensatz zwischen Philosophen und Sophisten ist nicht neu; er kehrt öfter in der Geschichte der Philosophie wieder. Der echte Philosoph ist ein Seher, der Sophist hingegen ein Taschenspieler. Was Wunder, daß letzterer den Beifall der Menge gewinnt, während jener gefürchtet und geflohen wird? Weiß doch der sophistische Begriffsgaukler mittels des in der dialektischen Methode nachgewiesenen Umschlagens der Begriffe ineinander Rechts in Links, Schwarz in Weiß, Recht in Unrecht zu verwandeln u. s. w. Seht einmal her, ruft der Sophist der Menge zu, hier habe ich Gott. Nun verwandelt sich Gott, mittels der ersten Negation umschlagend, in den Teufel. Bei der ersten Negation kann er aber nicht stehen bleiben, er muß noch einmal umschlagen, die Negation negiren, und so verwandelt sich der Teufel wieder in Gott. Dies nennt der Sophist das Zusichselbstkommen Gottes, nachdem er im Teufel außer sich war. Leider aber kommt

bei solcher Charlatanerie die Philosophie nicht zu sich selbst, sondern immer mehr außer sich. Diese außer sich gekommene Philosophie muß als die Negation aller echten Philosophie selbst wieder negirt werden, um durch diese Negation der Negation die wahre Philosophie wiederherzustellen. Als einen solchen Wiederhersteller aber begrüßen wir Arthur Schopenhauer.

Arthur Schopenhauer mußte mit den Philosophie-Professoren seiner Zeit ebenso nothwendig in Conflict gerathen wie Sokrates mit den Sophisten seiner Zeit. Denn leider spielen die Philosophie-Professoren, mit wenigen Ausnahmen, seit geraumer Zeit die Rolle der Sophisten. „Wenn unsere Philosophie-Professoren", sagt Schopenhauer, „vermeinen ihr Brot nicht mit Ehren essen zu können, so lange sie nicht Gott den Herrn (als ob er ihrer bedürfte) auf den Thron gesetzt haben, so ist schon hieraus erklärlich, warum sie an meinen Sachen keinen Geschmack haben finden können, und ich durchaus nicht ihr Mann bin: denn freilich kann ich mit Dergleichen nicht dienen, und habe nicht wie sie jede Messe die neuesten Berichte über den lieben Gott mitzutheilen." („Die vierfache Wurzel", zweite Auflage, S. 122.)

Die Entzweiung zwischen der Kunst und dem Künstler, der Philosophie und dem Philosophen, die durch die traurige Nothwendigkeit entspringt, daß der Künstler die Kunst und der Philosoph die Philosophie auf Brot ausschickt, ist so alt als die Geschichte der Kunst und Philosophie. Jede Zeit hat Beispiele dieser Entzweiung aufzuweisen, und Schopenhauer ist daher nur als ein eclatantes Beispiel der neuesten Zeit zu betrachten, wie der der Philosophie treubleibende Philosoph mit den die Philosophie auf Brot ausschickenden Philosophie-Professoren auch jetzt noch in Conflict kommt. Ludwig Feuerbach sagt (Sämmtliche Werke, I, 257):

Es ist allerdings eine Thatsache, daß es bereits so weit gekommen ist bei uns, daß Philosophie und Professur der Philosophie absolute Widersprüche sind, daß es ein specifisches Kennzeichen eines Philosophen ist, kein Professor der Philosophie zu sein, umgekehrt ein specifisches Kennzeichen eines Professors der Philosophie, kein Philosoph zu sein. Aber der Philosophie gereicht diese humoristische Thatsache nur zum Vortheil. Dadurch daß die Philosophie vom Katheder herabgestiegen, ist sie eben äußerlich, factisch schon über die armseligen Schranken einer Facultätswissenschaft erhoben, ist sie nicht mehr zu einer bloßen Professoralangelegenheit, sondern zur Sache des Menschen, des ganzen, freien Menschen gemacht. Mit dem Austritt der Philosophie aus Facultät beginnt daher eine neue Periode der Philosophie. Erst mit Wolf wurde die neuere Philosophie zu einer förmlichen Facultätswissenschaft, Leibniz, Spinoza, Cartesius, G. Bruno, Campanella waren keine Professoren der Philosophie. Die Universitäten sträubten sich vielmehr aus allen Kräften gegen das Licht der neuern Philosophie.

Hat doch selbst Kant, der, obgleich selbst Philosophie-Professor, ein neues Licht in der Philosophie angezündet hat, sich von der Schwäche und Timidität der Philosophie-Professoren nicht frei gehalten und dadurch sein eigenes Licht wieder verdunkelt. Denn Arthur Schopenhauer hat in einem Briefe an Professor Rosenkranz, den dieser in der Vorrede zu der von ihm besorgten Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft" hat abdrucken lassen, nachgewiesen, daß Kant sein Werk in der zweiten Ausgabe „verstümmelt und verdorben, gewissermaßen unecht gemacht habe.

In Wahrheit, die zweite Ausgabe gleicht einem Menschen dem man ein Bein amputirt und durch ein hölzernes ersetzt hat.

Unter den Beweggründen die Kant zu dieser Selbstverstümmelung verleitet haben führt Schopenhauer an:

Menschenfurcht, entstanden durch Altersschwäche, welche nicht nur den Kopf angreift, sondern bisweilen auch dem Herzen jene Festigkeit nimmt die nöthig ist um die Zeitgenossen mit ihren Meinungen und Absichten nach Verdienst zu verachten, ohne welches nie ein großer Mann wird. . . . Dies ängstliche Zurückweichen hat ihn dahin gebracht, daß er über den Hauptpunkt aller Philosophie, nämlich das Verhältniß der Idealen zum Realen, die Gedanken welche er in den kräftigsten Jahren gefaßt, und sein ganzes Leben hindurch gehegt hatte, nun im vierundsechzigsten Jahre mit dem Leichtsinn, der dem spätern Alter so gut als die Furchtsamkeit eigen ist, eigentlich zurücknahm, jedoch aus Scham, nicht eingeständlich, sondern durch die Hinterthür entschlüpfend, sein System im Stich ließ.

Dazu kam noch, wie Schopenhauer richtig bemerkt, von außen, daß sein Umstoßen geheiligter Lehren des alten Dogmatismus, namentlich der rationalen Psychologie mit ihren Unsterblichkeitsbeweisen, Aergerniß gegeben hatte, und daß der große König, der Freund des Lichts und Beschützer der Wahrheit, eben gestorben war.

Durch dies Alles ließ Kant sich intimidiren, und hatte die Schwäche zu thun was seiner nicht würdig war.

Durch diesen Brief Schopenhauer's hat sich auch Rosenkranz bewegen lassen in der von ihm und Schubert besorgten Gesammtausgabe der Kant'schen Werke die erste Auflage der „Kritik der reinen Vernunft" abdrucken zu lassen. Rosenkranz war auch einer der Wenigen unter den Philosophie-Professoren die Schopenhauer nicht ignorirt und secretirt, sondern seine Bedeutung erkannt, wenn auch sein System nicht anerkannt haben. Außer Rosenkranz ist uns nur noch Fortlage und J. Hillebrand bekannt, die Schopenhauer eine Stelle im Entwickelungsgange der neuesten Philosophie nach Kant angewiesen haben. Wir werden diese drei Stimmen der Reihe nach reden lassen und dann auch die Urtheile einiger Nichtphilosophie-Professoren anführen.

Rosenkranz setzt Schopenhauer (in seiner „Geschichte der Kant'schen Philosophie", welche den zwölften Theil von Kant's Werken bildet) unter Die welche die Kant'sche Philosophie zu überwinden gesucht hatten, in folgender Successsion: Fichte, Herbart, Schopenhauer, Schelling, Hegel. Unter diesen bilden die drei Ersten wieder eine Reihe für sich, wie Anfang Mitte und Ende.

Das Selbstbewußtsein als das allein Wahre setzt alles Wirkliche nur als sich und durch sich. So Fichte. — Das Wahre ist nur das Ding an sich, das aber nicht ein blos negativer Begriff, sondern der positive des realen Wesens ist. Die Realität ist aber nicht nur ein Wesen, sondern die absolute Position ist die Vielheit realer Wesen, von denen an sich keines vor dem andern Etwas voraus hat. So Herbart.

Nun folgt eine längere Darstellung der Schopenhauer'schen Philosophie, in der ganz ungehörige, von Schopenhauer selbst verworfene Ausdrücke aus der Hegel'schen Terminologie mit unterlaufen, wie: „Der Wille allein ist das wahrhaft Absolute", ein Ausdruck den Schopenhauer nie gebraucht, da er das Absolutum der Schelling-Hegel'schen Philosophie überall verspottet, den Willen als das Ding an sich bezeichnet, und die Materie als das einzige dem Begriff des Absoluten zu Grunde Liegende betrachtet; ferner: „Wille und Vorstellung sind die Elemente in denen sich der Begriff der Welt bewegt." Der sich bewegende Begriff ist eine Hegel'sche Erfindung, die Mises in dem vierten seiner höchst witzigen „Vier Paradoxa" (Leipzig 1846), S. 82 fg., in der unten citirten Stelle höchst ergötzlich persiflirt hat. *) Diese Hegelisch gefärbte Darstellung schließt mit den Worten:

Fichte nimmt den phänomenologischen Anfang; Herbart die metaphysische und praktische Mitte; Schopenhauer das ethisch-religiöse Ende ein. Der Erste ist der schlachtenselige Ritter; der Zweite der umsichtig vermittelnde Diplomat; der Dritte der melancholische, mit geistvoller Ironie in sich hineinlächelnde, von Schmerz und Wonne zerrissene Eremit der Kant'schen Philosophie. Alle Drei sind aber darin identisch, daß sie das gewöhnliche Erkennen nur als Erscheinung nehmen und durch ihre ethische Tapferkeit ihrer skeptischen Stimmung das Gleichgewicht halten; sowie darin, daß sie in ihrer wissenschaftlichen Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit und Reinlichkeit würdige Nachfolger Kant's, Zierden unserer philosophischen Literatur sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rivarol und seine Zeitschrift „Les actes des apôtres".

(Beschluß aus Nr. 277.)

„Das große Argument der 25 Francs ist nicht neu; es ist auch das der Royalisten von 1789.

Le bon marché.

Ils en ont bien encor pour une année,
Disait un charpentier sortant de l'assemblée:
Aussi pourquoi les mettre à tant par jour? **)
Ils ont eu roi fait faire une sottise;
L'ouvrage eût été bien plus court,
En les prenant à l'entreprise.

Es versteht sich von selbst, daß man diese ersehnte Auflösung als unvermeidlich und nahe bevorstehend erklärt; man erbett nach dem Gebrauche ein Siegesgeschrei; ewige Taktik der Gewandten um die Zaghaften einzuschüchtern, und die Unschlüssigen fortzureißen: und als Hr. Goutte zum Präsidenten der Nationalversammlung ernannt wird heißt es:

La machine au diable s'en va,
Je le dis sans être prophète:
On agonise, quand on a
Gangrène au coeur, *Goutte* à la tête.

Damals wie heute bemühte man sich Paris mit den Provinzen zu bedrohen, und letztere gegen die Hauptstadt aufzuhetzen: «Provinces, pauvres provinces, comme Paris vous traite! Paris fait les lois et dicte les décrets qui vous concernent; quelque chose que Paris demande, on le lui accorde; quelle que soit votre volonté, il s'y refuse, et on lui obéit. Je vous envoie des émissaires pour piller et brûler vos habitations.» Damals wie heute hatten die Anhänger des alten Régime die Sucht kleinen Ursachen die Schläge zuzuschreiben die sie verdient haben, und die sie nicht abzuwenden wußten. Man weiß wie die gegenwärtigen Royalisten die Ueberraschung der Februartage erklären. Will man wissen welchem Umstande die von 1789 die Revolution vom 4. Aug., den hochherzigen Aufschwung in jener großen und unsterblichen Nacht beimessen? Der Stunde der Sitzung! Sie fand nach dem Essen statt! «On a vu à Versailles, le 4 août, quelle était l'influence d'un bon dîner.» Diese Leute leugnen die Bewegung, weil sie unbeweglich bleiben während die Welt vorwärts schreitet: e pur si muove.

Damals wie heute waren alle Freunde der Revolution Communisten, und die Nationalversammlung die Feindin des Eigenthums. Es war einer der Ränke der royalistischen Partei das Eigenthum mit großem Eifer zu vertheidigen, besonders gegen Die welche es nicht angriffen. Aber man begnügt sich nicht damit die Nationalversammlung im Ganzen, in Masse, zu verurtheilen, und sie als eine Bande von Dieben, Brandstiftern und Mördern zu schildern; man hält es auch für nöthig jeden einzelnen der Deputirten der Linken anzuschwärzen, und das Merkwürdigste dabei ist, daß gerade die gemäßigtsten Männer der Linken am schlimmsten behandelt werden: Barnave und Lameth sind die besonders auserkorenen Opfer der Verleumdung. Der Erstere wird fortwährend als ein Bluthund dargestellt; man wiederholt bis zum Ueberdruß eine Phrase die er auf der Rednerbühne ausgesprochen haben sollte, die sich aber in keinem officiellen Documente findet: «Le sang qui coule est-il donc si pur?» Man wußte schon, daß das beste Mittel einer Verleumdung den Werth einer Wahrheit zu geben darin besteht, daß man sie immer und immer wiederholt, ohne sich durch Gegenbeweise aus der Fassung bringen zu lassen. Auch wiederholt man jene Phrase in allen Tonarten, und macht fortwährend Anspielung auf sie, in Versen und in Prosa.

Appel de MM. les députés.

Rabaud, Dupont, Camus:
Bailly, Roi, Valet, Maistre;
Chapelier,
Beauregard,
Lavenue,
Long, Gillet, Maillat, Bonnet:
Barnave, Le Boucher,
Périsse.

Barnave, Boucher, Périsse. Dieser christliche Wunsch ward erfüllt. Barnave fiel, aber indem er das Königthum vertheidigen wollte, welches seine natürlichen Vertheidiger in den Abgrund gestürzt hatten. Diese bettelten von den fremden Höfen, während Barnave das Schaffot bestieg.

Lameth und Mirabeau werden nicht glimpflicher behandelt, man verspricht ihnen den Galgen; Das ist das unvermeidliche Refrain.

Vous, Mirabeau, chef de la horde,
Perturbateur du genre humain,
Que n'avez-vous au cou la corde,
Que vous tenez dans votre main!

Dem Herzog von Orleans (Vater Ludwig Philipp's) kündigt man eine andere Todesart an; bald einen Pistolenschuß, bald einen Degenstoß, bald das Feuer:

*) „Die dialektische Methode kann man erklären als die Selbstbewegung des Begriffs im Blauen. Der Dialektiker setzt nämlich seinen Begriff ins Blaue, gibt ihm das Negationszeichen als Stock in die Hand und sagt: Jetzt mache deinen Weg! Der Begriff findet Nichts worauf sich im Blauen zu stützen, und macht eine Zeit lang ergebliche Anstrengungen von der Stelle zu kommen; endlich fällt er auf das rechte Mittel, ergreift den Stock und prügelt sich selbst damit von der Stelle. Noch passender kann man vielleicht die dialektische Methode als das Kunststück des Menschen erklären der sich an seinem Nichtmenschen den Zopf selbst aus dem Sumpfe zieht; worher das Sichselbstaufheben des Begriffs."

**) Die Deputirten erhielten täglich 18 Francs.

Les quatre éléments.

Sur l'eau, ce fut un plat J..... F..sse; *)
Dans l'air, un sot de son aveu; **)
Sur terre, il fit mainte bassesse;
On voit qu'il serait mieux... au feu.

Oder:

On craint qu'il ne craigne un papier,
Qui, roulé par dessus la balle,
Réserve à son coeur ordurier
Certaine leçon de morale.

Bemerkenswerth ist, daß Robespierre verhältnißmäßig mit größerer Nachsicht mitgespielt wird. Man beschränkt sich darauf ihn lächerlich zu machen, und ihm eine Liebschaft mit Susanne Ferber, einer Nähterin zu Arras, vorzuwerfen u. s. w. Aufgeknüpft wird er aber doch

Monsieur le député d'Arras,
Versailles vous offre un refuge:
De peur d'être jugé là bas,
Y constituez-vous juge.
Juger vaut mieux qu'être pendu,
Je le crois bien, mon bon apôtre;
Mais différé n'est pas perdu,
Et l'un n'empêchera pas l'autre.

Diese Vorliebe für den Strang erklärt sich sehr leicht: die Edelleute welche die «Actes des apôtres» schrieben fanden dieses Instrument angemessener für die Canaille. Sie machen seltsame Betrachtungen über die Erfindung der Guillotine, ohne zu ahnen welche schreckliche Zerstörung sie in den Reihen des Adels anrichten wird; sie spotten über Guillotin, und meinen es sei eine Beleidigung des Adels alle Verbrecher einer und derselben Todesart zu unterwerfen, c'est anoblir le crime; sie sind entrüstet über diese Gleichheit vor dem Tode. Diese traurige und lächerliche Prätension erinnert an Dangeau, der niemals sagte: «Je veux être pendu, si....» sondern «je veux être décapité.» Die letztere Formel schien ihm eines Edelmannes würdiger.

Die seconds troubadours hatten die Galanterie ihrer Vorläufer nicht geerbt: selbst die achtbarsten Frauen werden nicht von ihnen geschont. Frau von Staël wird als ein liederliches Weibsbild geschildert, und Das in einer Sprache die man unmöglich wiedergeben kann. Der feine Ton mit dem diese Herren sich brüsten verhindert sie nicht ihre Blätter mit den schmuzigsten Possen anzufüllen; ihre Ausschweifungen in dieser Art sind so, daß man keine Idee davon zu geben im Stande ist; ihre Frechheit verbürgt ihnen die Straflosigkeit, denn man kann sie nicht citiren.

Die «Actes des apôtres» riefen die Entrüstung der Nationalversammlung hervor, aber sie wurden nicht verfolgt. Die Revolution zerstreute endlich die Redaction dieses Journals."

Rivarol verließ Frankreich 1792, und flüchtete sich nach Brüssel, wo er seine „Lettres au duc de Brunswick et à la noblesse française émigrée" schrieb. Von Brüssel begab er sich nach London. Hier erfuhr er die Verhaftung Lafayette's durch die Oestreicher und dessen Einsperrung zu Olmütz. Den Augenblick sehr passend findend schleuderte er eine Flugschrift gegen den Geächteten in die Welt: „La vie politique de M. de Lafayette." Die Broschüre schließt mit folgenden Worten: „Ce n'est plus un homme décidé entre la sottise et la scélératesse, mais un homme qui se compose sans cesse de l'un et de l'autre; toujours faux dans ses plans, toujours cruel dans l'exécution, absurde dans l'ensemble, et criminel dans les détails."

Obgleich von Pitt und Burke gut aufgenommen, verließ er nach kurzer Zeit London und reiste nach Hamburg, wo er von einem Buchhändler beauftragt wurde ein französisches Wörterbuch zu schreiben. Er erhielt dafür ein monatliches Gehalt von 1000 Francs; aber die Arbeit schritt nicht vorwärts.

„Rivarol", sagt Houssaye in einer Notiz über sein Leben, „avait déjà passé le terme où son dictionnaire devait être achevé, qu'il n'avait pas encore fait un article du dictionnaire; Fauch (le libraire) l'attire chez lui, l'y loge, l'y enferme, met des sentinelles à sa porte, et la défend aux écouteurs, dont Rivarol aimait à s'entourer. En un mot, il le força d'écrire; Rivarol, prisonnier, fournit lentement, mais fournit enfin aux ouvriers de Fauch trois ou quatre pages par jour, en faisant l'appel de beaucoup de pensées éparses dans son portefeuille, ou plutôt dans de petits sacs étiquetés, où il avait coutume de les jeter. Voilà comment Rivarol accoucha, au bout de trois mois, de son discours préliminaire."

Diese Einleitung wurde zu Hamburg 1797 publicirt; aber dabei blieb es auch, weil der Buchhändler keine Vorschüsse mehr machen wollte. Rivarol ließ sich späterhin in Berlin nieder, wo er 1801 starb. Champcenetz wurde guillotinirt. Mirabeau der Jüngere starb zu Hamburg 1802. Pelletier hatte sich nach London geflüchtet, wo er von literarischen Unternehmungen lebte. Hr. v. Chateaubriand erwähnt seiner in seinen Memoiren. Während des Consulats redigirte Pelletier zu London ein Journal, „L'ambigu"; er beschuldigte in demselben den Ersten Consul und die Mitglieder seiner Familie der schauderhaftesten Verbrechen, und erklärte im Stile der „Actes des apôtres": „qu'un usurpateur n'avait par plus de droits à la vie qu'au tróne, et que le courage de qui voudrait le tuer serait un acte de justice publique." Bonaparte reichte eine Klage bei der englischen Justiz ein, und Pelletier ward von der Jury für schuldig erklärt. Er starb in Frankreich unter der Restauration. „Das waren die Redacteure der «Actes des apôtres», das war jenes infame Blatt, welches einige Schriftsteller noch rühmen ohne es zu kennen."

Wir haben, schließlich sei es gesagt, die bittern Ausfälle des Verf. auf die heutigen Royalisten und die monarchische Presse wörtlich wiedergegeben. Wenn wir auch geneigt sind die üble Laune Despois' auf Rechnung der gerechten Entrüstung zu schreiben die ihm die Nichtswürdigkeiten der „Actes des apôtres" einflößten, so können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß gerade dieses Schandblatt dazu dient einen für die gegenwärtige royalistische Presse sehr günstigen Vergleich zwischen ihr und ihrer Vorgängerin aus den ersten Revolutionsjahren nicht nur, sondern auch mit der heutigen demagogischen Presse zu ziehen; denn vergebens würden auch ihre eifrigsten Feinde in unsern legitimistischen Blättern eine Spur von der Ausdrucksweise und der Tendenz der „Actes des apôtres" suchen, während die demagogischen Blätter welche nach der Februarrevolution zu Paris wie Pilze aufschossen in Sprache und Geist das getreue Echo der revolutionairen Presse aus den neunziger Jahren waren. Diesmal sind es also nicht die Royalisten, sondern die Demagogen, welche Nichts gelernt und Nichts vergessen haben.

19.

*) Anspielung auf das Seegefecht von Ouessant, wo der Herzog sich sehr feige benahm.

**) Der Herzog bestieg eins der ersten Luftschiffe.

Literarische Notiz.

Geständnisse eines Magnetiseur.

„Confessions d'un magnétiseur" heißt der vielversprechende Titel eines vom „Journal des débats" sehr empfehlenen Buches das Alphonse Teste zum Verfasser hat. Wissenschaftliche Anschauung und eine bunte Phantasie mischen sich nach dem Urtheile des angeführten Blattes in der durch Originalität und Interesse ausgezeichneten Arbeit. Ein blühender Stil führt angenehm in an sich trockene Studien ein, und da der Verf. durch die merkwürdige Verknüpfung und die Absonderlichkeit des Gegenstandes der großen Masse, durch die Feinheit der Behandlung aber dem gebildetern Publicum beiderseits Rechnung trägt, scheint seinem Werke ein guter Erfolg sicher zu sein.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 279. —— 21. November 1849.

Stimmen über Arthur Schopenhauer.

(Fortſetzung aus Nr. 278.)

An Roſenkranz hat der Hegelianer Vieles verdorben. Ueberall muß man bei ihm unterſcheiden wo er ſelbſt und wo der nachbetende Hegelianer in ihm urtheilt. Eine ſonderbare Miſchung von geiſtreicher Selbſtbeobachtung und Hegeliſch gekünſtelter Syſtematiſirung, die alle realen, lebendigen Geſtalten nach der heiligen Dreizahl a priori conſtruirt. Sonſt wäre Roſenkranz ſchwerlich dazu gekommen Schopenhauer mit Fichte und Herbart eine Trias bilden zu laſſen. Aber unterbringen wollte er ihn einmal; denn was nicht unter das Hegel'ſche Dach- und Fachwerk untergebracht wird, Das wird ja nicht begriffen. Alſo ſetzte ſich Roſenkranz hin und fing an nachzudenken wie er wol Schopenhauer am beſten unterbringen könnte, und da wurde der weltverachtende Eremit mit dem ſchlachtenſeligen Ritter und dem umſichtig vermittelnden Diplomaten zuſammengeſperrt. Soll der Diplomat etwa den ſchwindelnden Don Quixote zur Beſonnenheit bringen und der Eremit den Diplomaten zur ethiſch-religiöſen Frömmigkeit bekehren? Der ſyſtematiſirende und a priori conſtruirende Hegelianer hat dem Genie eine Stelle unter Solchen angewieſen denen man höchſtens Talent zuſchreiben kann. Schopenhauer darf, ſoll er anders richtig gewürdigt und gebührend geehrt werden, nicht mit den Talentmännern zuſammengeſtellt werden, ſondern er gehört in eine Reihe mit den Heroen der Philoſophie, einem Platon, Spinoza, Kant, ſowie man einen Napoleon mit Alexander dem Großen, mit Cäſar, aber nicht mit geringern Generalen zuſammenſtellt.

Immerhin aber iſt es ſchon anerkennungswerth, daß Roſenkranz den Muth gehabt hat als Philoſophie-Profeſſor die Aufmerkſamkeit auf Schopenhauer hinzulenken, und was er als er ſelbſt, nicht als Hegelianer über Schopenhauer ſagt iſt beachtenswerth. So wenn er von dem vierten Buch von „Die Welt als Wille und Vorſtellung" ſagt:

Dies letzte Buch iſt mit einer tiefen weltverachtenden Bitterkeit und mit einem grandioſen, genuinen Myſticismus geſchrieben. Eine kloſterreife Lebensmüdigkeit gattet ſich darin mit Timon'ſcher Herbheit, ein heroiſcher Leidensmuth mit einer weichgeſchaffenen, für alles Elend zart empfänglichen Seele, die auch dem Selbſtmörder nicht zürnen kann. Dies Buch iſt zwar nach unſerer Meinung das philoſophiſch nicht ſo entwickelte; es iſt mehr eine Lebensanſicht, aber ein erhabenes erſchütterndes Gedicht.

Ueber das dritte, äſthetiſche Buch von „Die Welt als Wille und Vorſtellung" urtheilt Roſenkranz:

Was Schopenhauer hier über die verſchiedenen Künſte ſagt iſt neu und ſchön, und zeugt von einem ſehr feingebildeten, an Shakſpeare's und Goethe's Werken vornehmlich großgezogenen Geſchmack.

Was hingegen die philoſophiſche Stellung betrifft die Roſenkranz dem Schopenhauer'ſchen Syſtem anweiſt, ſo iſt er keineswegs in die Tiefe deſſelben eingedrungen, wenn er in ihm nur „die höchſte Anſtrengung der Subjectivität, den Kant'ſchen Dualismus zu überwinden", ſieht. Schopenhauer hat wirklich den Kant'ſchen Dualismus zwiſchen Erſcheinung und Ding an ſich überwunden, nicht blos, wie Schelling und Hegel, ihn vornehm abgewieſen. Denn Schopenhauer hat nachgewieſen wie das Ding an ſich (in dem zweiten Buch ſeines Werks als Wille nachgewieſen) dazu kommt zu erſcheinen, d. h. vorgeſtellt zu werden. Der Wille nämlich, der in der ganzen anorganiſchen Natur und in der Pflanzenwelt noch als erkenntnißloſer Trieb wirkt, ſchlägt allererſt in der Thierwelt, nachdem er als Erkenntnißtrieb ſich im Gehirn ein angemeſſenes Organ gegeben, die Augen auf, und nun ſteht die Welt als Vorſtellung da. Dem mit Schopenhauer's Werken Unbekannten klingt Dieſes freilich paradox; aber wer unbefangen die ſämmtlichen, einander ergänzenden Werke ſtudirt, der wird, nach den vielfachen Belegen die Schopenhauer aus den Naturwiſſenſchaften beibringt nicht mehr zweifeln können. Wenn Roſenkranz es „Caprice" nennt, daß Schopenhauer ſchon „alle natürliche organiſche Triebkraft, alle unbewußte Zweckthätigkeit als Wille erklärt", ſo ſcheint er die Rechtfertigung Schopenhauer's über dieſen Punkt (§. 22 des zweiten Buchs) ganz überſehen zu haben, wo Schopenhauer ſelbſt dieſe Benennung des Dings an ſich als Wille eine denominatio a potiori nennt, durch welche eben deshalb der Begriff Wille eine größere Ausdehnung erhält als er bisher hatte (I, 125 fg.):

Erkenntniß des Identiſchen in verſchiedenen Erſcheinungen und des Verſchiedenen in ähnlichen iſt, wie Platon ſo oft bemerkt, Bedingung zur Philoſophie. Man hatte aber bis jetzt die Identität des Weſens jeder irgend ſtrebenden und wirken-

den Kraft in der Natur mit dem Willen nicht erkannt, und daher die mannichfaltigen Erscheinungen, welche nur verschiedene Species desselben Genus sind, nicht dafür angesehen, sondern als heterogen betrachtet: deswegen konnte auch kein Wort zur Bezeichnung dieses Genus vorhanden sein. Ich benenne daher das Genus nach der vorzüglichsten Species, deren uns näher liegende, unmittelbare Erkenntniß zur mittelbaren Erkenntniß aller andern führt. Daher aber würde in einem immerwährenden Misverständniß befangen bleiben wer nicht fähig wäre die hier geforderte Erweiterung des Begriffs zu vollziehen, sondern bei dem Worte Wille immer nur noch die bisher allein damit bezeichnete eine Species, den vom Erkennen geleiteten und ausschließlich nach Motiven sich äußernden Willen verstehen wollte, welcher nur die deutlichste Erscheinung des Willens ist.

Der Grund, warum Schopenhauer das von Kant als ein X stehen gelassene Ding an sich Wille nennt, ist der, daß das uns völlig unbekannte innere Wesen der Dinge durch Zurückführung auf das uns unmittelbar bekannte eigene innere Wesen, welches sich dem Selbstbewußtsein als Wille kundgibt, erkannt werden kann (I, 125 fg.):

Das Wort Wille, das uns wie ein Zauberwort das innerste Wesen jedes Dinges in der Natur aufschließen soll, bezeichnet keineswegs eine unbekannte Größe, ein durch Schlüsse erreichtes Etwas, sondern ein durchaus unmittelbar Erkanntes und so sehr Bekanntes, daß wir was Wille sei viel besser wissen und verstehen als sonst irgend Etwas, was immer es auch sei. Bisher subsumirte man den Begriff Wille unter den Begriff Kraft: dagegen mache ich es gerade umgekehrt und will jede Kraft in der Natur als Wille gedacht wissen. Man glaube ja nicht, daß Dies Wortstreit oder gleichgültig sei: vielmehr ist es von der allerhöchsten Bedeutsamkeit und Wichtigkeit. . . . Der Begriff Wille ist der einzige unter allen möglichen der seinen Ursprung nicht aus der Erscheinung hat, sondern aus dem unmittelbaren Bewußtsein eines Jeden, in welchem dieser sein eigenes Individuum seinem Wesen nach unmittelbar erkennt und zugleich selbst ist, da hier das Erkennende und das Erkannte zusammenfallen. Führen wir daher den Begriff der Kraft auf den des Willens zurück, so haben wir in der That ein Unbekannteres auf ein unendlich Bekannteres, ja auf das einzige uns wirklich unmittelbar und ganz und gar Bekannte zurückgeführt und unsere Erkenntniß um ein sehr Großes erweitert.

Zur weitern Rechtfertigung dieser Ausdehnung des Wortes Willen auch auf die erkenntnißlosen Naturkräfte hat Schopenhauer 1836 in dem Werke „Ueber den Willen in der Natur" nachgewiesen: wie auch schon der Sprachgebrauch in sehr vielen, vielleicht in allen Sprachen das Wirken auch der erkenntnißlosen, ja der leblosen Körper durch Wollen ausdrückt, ihnen also einen Willen vorweg beilegt, wie wenn z. B. Seneca sagte: „Si ignem permittis ire quo *velit*, coelum repetet"; oder im Deutschen Bürger sagt: „Hinab will der Bach, nicht hinan" u. s. w.

Ueberdies sollten Philosophen nie um Worte streiten, sondern die Worte ihrer Gegner immer genau in dem Sinne nehmen als sie der Gegner braucht, und all ihre Kritik und Polemik auf die Sache richten, nur die Auffassung dieser, wenn sie falsch ist, bekämpfend und widerlegend, nicht aber an Worten mäkelnd. Jeder selbständige, originelle Denker hat seine eigenthümliche Terminologie; und wahrlich, hat man von einem Fichte, Schelling, Hegel ihre oft schwer verdauliche Terminologie, aus der man erst ein besonderes, kopfbrechendes Studium machen muß, um nur dahinter zu kommen was die Herren eigentlich meinen, hingenommen, nun so mag man auch Schopenhauer's überall leicht verständliche und sich gewissenhaft an den Sprachgebrauch anschließende Terminologie, hinter der überall ein wahrer Sinn liegt, während bei Jenen oft gar Nichts dahinter steckt, gern hinnehmen. Der „Wille" ist immer noch verständlicher als das „Absolutum", das „im Endlichen sich aus sich selbst vermittelnde und zusammenschließende Unendliche", die sich „entlassende und im Andern bei sich seiende Idee", der sich „selbstbewegende Begriff" oder der neueste Schelling'sche Potenzenklingklang.

Fortlage in Jena, dessen anerkennende Recension des Schopenhauer'schen Hauptwerks in der „Jenaischen Litteraturzeitung" vom Juni 1845 wir oben schon erwähnt haben, ist beiweitem tiefer als Rosenkranz eingedrungen, konnte Dies aber auch schon darum, weil Letzterm als er seine „Geschichte der Kant'schen Philosophie" schrieb (1840) die zweite, um einen dritten Band „Ergänzungen" bereicherte Auflage des Schopenhauer'schen Hauptwerks noch nicht vorlag, die Jener vor Augen hatte. Fortlage lobt an Schopenhauer die

seltene Concentration des Stils, die seltene Kraft des Ausdrucks, welche die abstractesten Gedanken anschaulich zu machen versteht, und womit der Verf. den Leser in die Denkungsart seines Standpunkts wie in eine Zauberſphäre hineinzuzaubern und ihn auch bei den schwierigsten und abstrusesten Gegenständen noch immer munter und bei fröhlichen Sinnen zu erhalten weiß, sodaß das Werk als ein Muster von Darstellung, zwar nicht in demonstrativer, gewiß aber in pronuntiativer Hinsicht immer einen hohen, ja einen classischen Rang behaupten wird. . . Recht im erquicklichen Gegensatz zu den alltäglichen Duzendgeburten und philosophischen Modewerken unserer übereiligen machermachenden Zeit, deren Inhalt ein dünner und schnell hinausriechbarer Gedanke ist, der aber mit kunstreichen Fugensätzen an allerlei erstem bestem Stoff dialektisch durchgeführt und zu einem großen schimmernden Begriffsnetz ausgehäkelt wird, gerathen wir hier unversehens an eine Tafel, besetzt mit den langsam gereiften Früchten eines fünfundzwanzigjährigen Nachdenkens, vielseitiger Studien und einer stets auf den Grundgedanken des Werks gerichtet gewesenen Lecture, deren Ergebnisse auf das behutsamste ausgepflückt und benutzt wurden.

Hatte Rosenkranz Schopenhauer mit Fichte und Herbart eine Trias bilden lassen, so setzt hingegen Fortlage Schopenhauer's System in die Mitte zwischen dem Kant'schen und Fichte'schen, als ein Uebergangs- und Ergänzungsglied des philosophischen Processes. Daß es um so viel später als das Fichte'sche ausgearbeitet wurde. Das, meint Fortlage, darf dabei kein Einwand sein; denn der Gedanke verfährt in seinen Entwickelungen nicht immer chronologisch.

Nach Fortlage hat nicht erst Schopenhauer, sondern schon Fichte den Willen als das Ding an sich erkannt. Nur daß Fichte darin schon weiter sah als Schopenhauer u. der reinen Thätigkeit des Bewußtseins den Quell zu entdecken aus welchem reines Denken und reines Wollen in unzertrennlicher Einheit hervorspringen. Fichte entdeckte daher im reinen Willen selbst ein Werkzeug zur Construction der reinen Formen des Intellects, und sah damit die Möglichkeit eröffnet die

beiden in Kant's System in gar keinem Verhältnisse stehenden Welten, die des Willens und die der Vorstellung, in einem wirklichen Vereinigungspunkte wiederum zu verknüpfen. Schopenhauer, dem die Einsicht in diesen Coincidenzpunkt des Denkens und Wollens fremd geblieben ist, bewegt sich daher in seinen Untersuchungen über den Willen immer nur im Felde des getrübten Wollens, und während er von hier immer in vergeblichen Bemühungen zur Erfassung des reinen Willens emporstrebt, erscheint er gleichsam fortwährend im Begriff auf den Fichte'schen Ichstandpunkt zu gelangen.

Doch obgleich er, fährt Fortlage fort, dadurch gegen Fichte im Nachtheil stand, daß ihm der von Letzterm aufgefundene Verknüpfungspunkt beider Welten ebenso verborgen blieb als er Kant selbst immer geblieben war, so hatte er doch auch wieder von der andern Seite den Vortheil, gegen den von Fichte her auf alle aus ihm erwachsene Systeme fortgeerbten Fehler der aprioristischen Constructionskrankheit gesichert zu sein. Darum sei die Stellung Schopenhauer's mitten auf dem Uebergange zwischen Kant und Fichte in hohem Grade geeignet gegenwärtig die Aufmerksamkeit auf sein Werk zurückzulenken. Daß der Fichte-Hegel'sche Proceß der Speculation sich irgendwo überstürzt haben müsse, davon habe sich bereits ein sehr allgemeines Gefühl verbreitet.

Sämmtliche Begriffe dieser Richtung zeigten das Schwächliche an sich, daß sie nur so lange den Nachgeschmack ihrer ursprünglichen Bedeutung bei sich behielten als sie die reine esoterische Göttersprache der Katheder blieben, sodann aber, in die Sprache des Lebens eingeführt, gar keinen sichern Widerhalt dagegen hatten, daß man sie als bloße Redensarten für die trivialsten und geistlosesten Gesinnungen und Bestrebungen mißbrauchte und unter die Füße trat. In solcher Lage würde es nun unfehlbar den Göttersöhnen sehr nützlich sein auch einmal ernsthaft den Söhnen der Menschen ein Ohr zu leihen, welche bisher das Speisen an der Göttertafel des absoluten Begriffs verschmähten, und daher die Erde und wie man auf ihr spricht weniger aus dem Gesichte verloren. Aber überhaupt kann ein jeder von Denen welche niemals dazu werden zu bringen sein das einmal errungene köstliche Kleinod, den Verknüpfungspunkt zwischen beiden Welten, wieder aufzugeben, gegenwärtig in Schriften wie die Schopenhauer'schen als in erquickende Bäder niedersteigen, um sich von der pestilenzialischen Luft der dialektischen Methode zu erholen, welche sogar auf an sich gesunde Gedankenwege, sobald sie sich ihr nur aussetzten, verstümmelnd und verheerend zu wirken pflegte.

Das zuletzt ausgesprochene Lob wird gewiß Jeder der Schopenhauer's Schriften mit den Fichte-Schelling-Hegel'schen vergleicht unterschreiben; aber die Beschuldigung in der Fortlage mit Rosenkranz übereinstimmt, daß Schopenhauer die Verbindung der von Kant getrennten beiden Welten der Erscheinung und des Dings an sich, oder der Vorstellung und des Willens, noch nicht gefunden, sondern nur sie zu finden sich abgemüht habe, wird Jeder der tiefer in das Schopenhauer'sche System eingedrungen ist mit Entschiedenheit zurückweisen. Wenn Schopenhauer das Dunkel das über diesem tiefsten Geheimniß der Philosophie liegt, dem Räthsel nämlich des Zusammenhangs zwischen der realen und idealen Welt, oder der Welt wie sie an sich, unabhängig von allem Erkennen, ist und wie sie im Gehirn als dem Erkenntnißorgan sich spiegelt, nicht völlig gehoben hat, so liegt die Schuld nicht an ihm, sondern am Gegenstand, wie Schopenhauer selbst an verschiedenen Stellen nachgewiesen hat. Schopenhauer erkennt so gut wie Fichte im Ich die Einheit, den Coincidenzpunkt der beiden Welten an; aber er maßt sich nicht wie Fichte an aus dem Ich die reale Welt herauszuspinnen, sondern nennt eben wegen dieses weltsetzenden Kunststücks Fichte einen „Windbeutel".

Die Identität des Subjects des Wollens mit dem erkennenden Subject, vermöge welcher das Wort Ich beide einschließt und bezeichnet, ist der Weltknoten und daher unerklärlich. Wer aber das Unerklärliche dieser Identität sich recht vergegenwärtigt wird sie mit mir das Wunder κατ' ἐξοχην nennen. („Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde", zweite Auflage, S. 136.)

Niemand hat so deutlich und mit der innern Erfahrung eines Jeden übereinstimmend das Ich erklärt als Schopenhauer:

Jede Erkenntniß setzt unumgänglich Subject und Object voraus. Daher ist auch das Selbstbewußtsein nicht schlechthin einfach, sondern zerfällt wie das Bewußtsein von andern Dingen in ein Erkanntes und ein Erkennendes. Hier (im Selbstbewußtsein oder Ich) tritt nun das Erkannte durchaus und ausschließlich als Wille auf.

Das im Ich oder im Selbstbewußtsein Erkannte, der Wille, unterscheidet sich nun nach Schopenhauer von dem in andern Gegenständen Erkannten dadurch, daß jenes uns unmittelbar, durch innere Erfahrung, gegeben und bekannt ist, während wir alles Aeußere nur in den Formen unsers Erkenntnißorgans, des Gehirns, also mittelbar, wie durch einen Spiegel, erkennen. Aber gerade dieses uns unmittelbar bekannte Reale in uns, der Wille, wird uns zum Schlüssel für die Erkenntniß des der Außenwelt, der Welt als Vorstellung, zu Grunde liegenden Realen. Wem, sagt Schopenhauer, die Erkenntniß geworden ist, welche Jeder unmittelbar, d. h. als Gefühl besitzt, daß nämlich das Wesen an sich seiner eigenen Erscheinung sein Wille ist, der das Unmittelbarste seines Bewußtseins ausmacht: dann wird sie ganz von selbst der Schlüssel werden zur Erkenntniß des innersten Wesens der gesammten Natur, indem er sie nun auch auf alle jene Erscheinungen überträgt die ihm nicht, wie seine eigene, in unmittelbarer Erkenntniß neben der mittelbaren, sondern blos in letzterer, also blos einseitig, als Vorstellung allein, gegeben sind.

Nicht allein in denjenigen Erscheinungen welche seiner eigenen ganz ähnlich sind, in Menschen und Thieren, wird er als ihr innerstes Wesen jenen nämlichen Willen anerkennen; sondern die fortgesetzte Reflexion wird ihn dahin leiten, auch die Kraft welche in der Pflanze treibt und vegetirt, ja die Kraft durch welche der Krystall anschießt, welche den Magnet zum Nordpol wendet, die deren Schlag ihm aus der Berührung heterogener Metalle entgegenfährt, die welche in den Wahlverwandtschaften der Stoffe als Fliehen und Suchen, Trennen und Vereinen erscheint, ja zuletzt sogar die Schwere welche in aller Materie so gewaltig strebt, den Stein zur Erde und die Erde zur Sonne zieht, diese alle nur in der Erscheinung für verschieden, ihrem innern Wesen nach aber als das Selbe zu erkennen, als jenes ihm unmittelbar so wol und besser als alles andere Bekannte, was da wo es sich am vollkommensten manifestirt, Wille heißt. Diese Anwendung der Reflexion ist es allein welche uns nicht mehr bei der Erschei-

nung stehen bleiben läßt, sondern hinüberführt zum Ding an sich. („Die Welt als Wille und Vorstellung", §. 21.)

Nimmt man zu dieser klaren Exposition, in der das Ich nicht, wie bei Fichte, die Welt aus sich deducirt und a priori construirt, sondern durch Reflexion auf das in ihm selbst zu Grunde liegende Reale, den Willen, die Brücke schlägt, die aus der blos vorgestellten Außenwelt zu dem derselben zu Grunde liegenden Realen, dem Ding an sich, hinüberführt, nimmt man, sage ich, dazu noch die von Schopenhauer gegebene Nachweisung, daß das Erkenntnißorgan, das Gehirn selbst nur ein Product des den Leib bildenden Willens ist, also etwas Secundaires: so muß man sich in der That wundern wie Rosenkranz und Fortlage das Schopenhauer'sche System beschuldigen konnten die von Kant zurückgelassene Kluft zwischen Ding an sich und Erscheinung nicht ausgefüllt zu haben. Das Ding an sich, der Wille, ist es ja selbst das in seinem von ihm selbst producirten Erkenntnißorgan, dem Gehirn, die Welt als Erscheinung abspiegelt. Die Welt als Wille wird also zur Welt als Vorstellung mittels des Erkenntnißorgans, des Gehirns, indem der in der Natur noch blind wirkende, erkenntnißlose Wille zuerst in der Thierwelt sich auch als Wille zum Erkennen, zum Wahrnehmen der Gegenstände des Willens, äußert und zu diesem Behufe im organischen Leibe das Gehirn bildet. Dieser von Schopenhauer durchgeführte Grundgedanke läßt keinen Zweifel übrig, wenn man bei ihm die aus der Physiologie geschöpften Bestätigungen in der Schrift „Ueber den Willen in der Natur" und im zweiten Bande von „Die Welt als Wille und Vorstellung" liest. Und in der That, vergleicht man diese a posteriori, aus der Erfahrung begründende Methode Schopenhauer's mit der deducirenden und a priori construirenden Fichte's, Schelling's und Hegel's*): so muß man Schopenhauer beistimmen, wenn er sagt, beim Rückblick auf die Versuche und Hergänge im Gebiet der Philosophie seit Kant bestätige sich uns ein sehr niederschlagender Ausspruch Goethe's („Dichtung und Wahrheit", III, 521):

Wie das Wasser das durch ein Schiff verdrängt wird gleich hinter ihm wieder zusammenstürzt, so schließt sich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geister ihn beiseite gedrängt und sich Platz gemacht haben, hinter ihnen sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen.

Jedoch, fährt Schopenhauer fort, ist dieser Zeitraum nur eine Episode gewesen, die, den eben erwähnten Schicksalen jeder neuen und großen Erkenntniß beizuzählen, jetzt unverkennbar ihrem Ende nahe ist, „indem die [illegible] anhaltend aufgetriebene Seifenblase doch endlich platzt" (I, 168).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Niemand hat die Hegel'sche Methode ergötzlicher persiflirt als der schon erwähnte Mises in den „Vier Paradoxen": „Eine nähere Erörterung der Vortheile welche die dialektische Methode zu gewähren vermag wird dienen ihr Wesen noch mehr ins Licht zu setzen. Eine Treppe kann man dialektisch ganz wohlfeil aus einer einzigen Stufe bauen, indem man die erste immer wieder wegnimmt und auf sich selbst setzt. Zwar glaubt man beim Hinaufsteigen einer solchen Treppe auf Nichts zu treten; aber man kommt doch oben an, und Das ist die Hauptsache. Anfangs schwindelt man; zuletzt geht es in Sprüngen. Sein Vieh mästet man dialektisch dadurch, daß man es wiederholt sich selbst auffressen läßt. Die dialektische Fütterung besteht nämlich nicht darin dem Thiere Futter in die Krippe zu legen, sondern man zwingt dasselbe vor Hunger sich selbst aufzufressen, und nach jeder Selbstverschlingung kommt es noch einmal so dick als vorher zum Vorschein, was man beliebig fortsetzen kann."

Lesefrüchte.

Tagesordnung eines Gesandten in Dresden 1769

Eine solche findet sich nachgewiesen in „Memoirs and correspondence of Sir Robert Murray Keith, envoy extraordinary and minister-plenipotentiary at the courts of Dresden, Copenhagen and Vienna, from 1769 to 1792, etc. Edited by Mrs. *Gillespie Smyth*" (2 Bde., London 1849). Der Nachweisende ist der englische Herr Gesandte selbst, damals ein lustiger Junggeselle von 39 Jahren, und sein Bekenntniß in einem Briefe an seine kluge Schwester Anna enthalten. Die Stelle lautet: „Nun ich eben daran denke, will ich dir meine Tagesordnung kurz skizziren. Morgens 8 Uhr: Portion Kaffee, halbe Schale Thee, billets doux, Sticker, Galanteriehändler und Schneider. 10 Uhr: Europäische Staatsgeschäfte mit dem und wann ein wenig Musik, pour égayer les affaires. 12 Uhr: Devoirs, an dem einen oder dem andern Hofe (denn wir haben deren drei oder vier). Von da zu holden Frauen, Teilnehmen und Zärtlichkeiten. 2 Uhr: Oeffentliche Tafel, drei Gänge und Nachtisch; wage ein halbes Glas ungewässerten Wein den Geist zu erheitern ohne dem Teint zu schaden. 4 Uhr: Bestellungen, heimliche Besuche, Erklärungen, éclaircissements ꝛc. 6 Uhr: Politik, Philosophie und Whist. 7 Uhr: Oper, appartement oder Privatcirkel. Eine Welt von Geschäften; Eifersüchteleien, Befürchtungen, Maulereien ꝛc. Sind alle diese widerstreitenden Interessen zur Ruhe gebracht, spiele ich einen einzigen Rubber Whist en attendant le souper. 10 Uhr: Knaupele einen Kalbhuhnflügel ab, propos galants, Scandal und petites chansons. Kröne das Fest mit einem Pokal Burgunder von der schönsten Hand, und stehle mich um 12 Uhr geheimnißvoll fort — nach Hause zu Bett!"

Allgemeines Stimmrecht.

„Das große Uebel allgemeiner Stimmberechtigung", sagt Sir Charles Lyell in seinem lesenswerthen „A second visit to the United States of North-America in the years 1845—46" (2 Bde., London 1849), „beruht in der unwiderstehlichen armen, hungerigen Abenteurern hingehaltenen Versuchung ihre ganze Zeit der Wühlerei, den Wahlen und schmeichelhaften Aufmerksamkeiten für die Leidenschaften der Menge zu widmen. Die natürliche Aristokratie einer Republik bilden die hervorragendsten Männer der freien Gewerbe, Juristen, Theologen und Mediciner von Ruf, Kaufleute im echten Sinne des Worts, literarische und wissenschaftliche Notabilitäten. Sie Alle schätzen in der Regel ihre Zeit zu hoch um sich in den Kampf der Wahlparteien zu mischen, sich Verleumdungen und Anklagen bloßzustellen, die bei entschiedenster Grundlosigkeit ihnen doch in ihren Gewerben nachtheilig sind. Reichere Bürger, die von solchen Rücksichten freier, weil gegen solche Angriffe gleichgültiger sein könnten, lieben ihre Ruhe oder ihre Bücher, und räumen oft aus Indolenz den Unwissendern das Feld. Ich habe zwar Optimisten getroffen die mich versicherten, wenn Gefahr oder Schande dem Lande drohe, fände sich stets eine gutgesinnte Majorität die kräftig einzugreifen wisse. Dennoch sind die Opfer, um bei solchen Gelegenheiten nachdrücklich auf den Volksgeist zu wirken, so bedeutend, daß das Feld jedenfalls in Gefahr ist bei gewöhnlichen Gelegenheiten im Besitze der Demagogen zu bleiben." L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 280. — 22. November 1849.

Stimmen über Arthur Schopenhauer.

(Fortſetzung aus Nr. 279.)

Profeſſor Joſeph Hillebrand iſt nächſt Roſenkranz und Fortlage der dritte Profeſſor der es gewagt hat über Schopenhauer ſeine Stimme zu erheben. Nachdem er nämlich in ſeinem Werke: „Die deutſche Nationalliteratur ſeit Leſſing bis auf die Gegenwart", von Schelling's Schriften über das Weſen der menſchlichen Freiheit geſprochen hat, ſagt er (III, 249):

Arthur Schopenhauer hat in ſeinem bekannten Werke: „Die Welt als Wille und Vorſtellung", den Gedanken, daß der Wille das Grundprincip der Dinge und Welt ſei, auf eine eigene, ſelbſtändige Weiſe, ohne dogmatiſche Scholaſtik auszuführen geſucht. Seine Lehre geht daher von der Schelling'ſchen, mit der ſie eben nur im Principe ſich berührt, weſentlich ab.

Nicht blos in der ſelbſtändigen, von dogmatiſcher Scholaſtik freien Erforſchung der Wahrheit zeichnet ſich Schopenhauer vor Schelling aus, ſondern auch in der Redlichkeit womit er das von den Vorgängern Gelernte, namentlich die von Kant gemachten Entdeckungen, dankbar anerkennt, während Schelling ſich überall mit fremden Federn ſchmückt, ohne die Vögel zu nennen denen er ſie ausgerupft hat. So hat Schopenhauer in Betreff jener Schelling'ſchen Abhandlung über die Freiheit nachgewieſen, daß Schelling in ihr eine durch ihr lebhaftes Colorit und ihre anſchauliche Darſtellung faßlichere Paraphraſe jener Lehre Kant's von dem intelligibeln Charakter gegeben habe, ohne die Redlichkeit gehabt zu haben dabei zu ſagen, daß er hier Kant's Weisheit, nicht ſeine eigene vorträgt, wofür ein Theil des philoſophiſchen Publicums ſie noch heute hält. („Die beiden Grundprobleme der Ethik", S. 180.)

Eine ſehr falſche Vorſtellung gibt es von Schopenhauer's Philoſophie, wenn Hillebrand ſagt:

Der Fichte'ſche Idealismus bildet den Boden auf welchem der Gedanke ſich bewegt, der aber gemach in den Spinoza'ſchen Realismus übergeht und ſich unvermerkt in orientaliſirende Phantaſien verläuft, um bei dem indiſchen Standpunkte anzufangen.

Dieſem Urtheil widerſpricht ſchon die „eigene ſelbſtändige Weiſe" der Entwickelung des Grundgedankens, die Hillebrand zuvor an Schopenhauer gelobt hat. Der Schopenhauer'ſche Idealismus iſt von dem Fichte'ſchen ebenſo ſehr verſchieden als ſein Realismus von dem Spinoza'ſchen. Und was die „orientaliſirenden Phantaſien" betrifft, ſo mußte dieſe Bezeichnung auch das Weſen des Chriſtenthums treffen, da Schopenhauer in dem vierten Buch von „Die Welt als Wille und Vorſtellung" den echten Kern und Gehalt des Chriſtenthums als völlig identiſch mit jener orientaliſchen Weltanſicht, die er ſo ſehr preiſt, nachgewieſen hat. Ueber dieſen Theil des Schopenhauer'ſchen Werks, den Roſenkranz ein mit „grandioſem, genuinem Myſticismus" geſchriebenes „erhabenes, erſchütterndes Gedicht" genannt hatte, und den Hillebrand für „orientaliſirende Phantaſien" ausgibt, urtheilt Fortlage vielmehr ſo:

Der Verf. ſpricht hier im Grunde nur lauter alte, wohlbekannte, und beim größten Theile des Menſchengeſchlechts immer in Achtung geſtandene ethiſche Sätze mit der vollen Kraft der eigenen Ueberzeugung aus, die nur jetzt, wo zufällig die flaue Oberflächlichkeit einer an nicht mehr recht geglaubten Dogmen feſthangenden Geſellſchaft ſich von ihnen zum wenigſten für den geſellſchaftlichen Verkehr mehr und mehr entfernt hat, parador klingen, ohne Dies an und für ſich im mindeſten zu ſein. Vielmehr würde man dieſen Grundtheil und Schlußſtein des Werks richtig und treffend bezeichnen, wenn man ihn ein echtes Dictat des geſunden Menſchenverſtandes nennte.

Fortlage bemerkt treffend, daß der tiefreligiöſe Inhalt dieſes Theils der Schopenhauer'ſchen Philoſophie keine Discuſſion leide, daß das Buch das Gute habe zu wirken wie nach Schelling der Satan wirkt, nämlich das Unentſchiedene zur Entſcheidung treibend und den Leſer zur Erkenntniß drängend, weß Geiſtes Kind er ſei, und daß das asceticſche Reſultat der Schopenhauer'ſchen Ethik zwar vielleicht dem zeitgemäßen Streben ein wenig anſtößig ſei, aber doch auch wieder mit gewiſſen Heiligthümern, welche anzutaſten nicht wohl gerathen ſei, einen ſo neuen, engen und fatalen Zuſammenhang habe, daß man unwillkürlich an den alten Waidſpruch zurückerinnert wird: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt!"

Fortlage hat alſo, wie in Betreff des metaphyſiſchen, ſo auch in Anſehung des ethiſchen Theils der Schopenhauer'ſchen Philoſophie den Vorzug der Gründlichkeit in ſeiner Beurtheilung vor Roſenkranz und Hillebrand. Der Letztere, nur eine vom Fichte'ſchen Idealismus anfangende, zum Spinoza'ſchen Realismus übergehende, in orientaliſirende Phantaſien verlaufende und bei dem in-

dischen Standpunkt anlangende Philosophie in Schopenhauer's Werk erblickend, verbreitet damit den falschen Begriff von demselben, als enthielte es kein Ganzes, kein System, sondern nur eine Art von Eklekticismus, ein aus verschiedenen Systemen Zusammengerafftes. Dem muß aber jeder tiefer Eingeweihte auf das entschiedenste widersprechen. Schopenhauer sagt mit Recht:

Ueberhaupt darf ich kühn behaupten, daß nie ein philosophisches System so ganz aus Einem Stück geschnitten war wie meines, ohne Fuzen und Flickwerk. Es ist die Entfaltung eines einzigen Gedankens. („Ueber den Willen in der Natur", S. 137.)

Wenn einmal die Zeit gekommen sein wird, wo man mich liest, wird man finden, daß meine Philosophie ist wie Theben mit hundert Thoren: von allen Seiten kann man hinein und durch jedes auf geradem Wege zum Mittelpunkt gelangen. („Die beiden Grundprobleme der Ethik", VI.)

Jedoch, obgleich Hillebrand die philosophische Bedeutung des Schopenhauer'schen Werks nicht erkannt hat, obgleich ihm „viel Gewagtes, Unvermitteltes, Hypothetisches und Schwankendes" hindurchzugehen scheint: so kann er doch nicht umhin anzuerkennen:

Immerhin steht das Werk als ein Zeugniß da des ernsten Denkens, geistvoller Auffassung, vielseitiger Kenntnisse und trefflich wissenschaftlicher Darstellung: Eigenschaften die es berechtigen, namentlich in literarischer Bedeutung, den vorzüglichsten Arbeiten seiner Art zur Seite zu treten.

In Betreff des Tadels den Hillebrand diesem Lobe anknüpft, daß Schopenhauer's Polemik, insbesondere gegen Hegel, nicht immer den Charakter wissenschaftlicher Würde und Haltung trage, wie denn z. B. in der Vorrede zu seinen ethischen Preisschriften die Kritik sich zur vollkommenen Invective steigere, verweisen wir auf das oben hierüber Gesagte, und fügen nur zur Entschuldigung Schopenhauer's noch hinzu, daß der Angriff auf Hegel in der oben erwähnten Vorrede durch die Bezeichnung Hegel's als eines summus philosophus von Seiten der königlich dänischen Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen hervorgerufen wurde. Diese Akademie hatte nämlich ihrem Verwerfungsurtheil über Schopenhauer's Preisschrift vom Fundament der Moral zum Schluß den Tadel hinzugefügt:

Neque reticendum videtur, plures recentioris aetatis summos philosophos tam indecenter commemorari, ut justam et gravem offensionem habeat.

Hierauf erwidert Schopenhauer: daß er zwar über Fichte und Hegel sich in starken und derben Ausdrücken ausgesprochen, und also der von der dänischen Akademie ausgesprochene Tadel an sich selbst gerecht sein würde, wenn diese Leute summi philosophi wären. Allein Dies sei eben der Punkt worauf es hier ankomme. Und nun, um der dänischen Akademie zu beweisen, daß die Genannten Nichts weniger als summi philosophi seien, und um das Urtheil jener zu neutralisiren, bringt Schopenhauer wissenschaftliche Gründe und Belege bei, unter Anderm einen Schluß Hegel's aus der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften", der ein würdiges Analogon sei zu dem Schluß:

Alle Gänse haben zwei Beine,
Du hast zwei Beine,
Also bist du eine Gans.

Was wir also oben schon gesagt haben, müssen wir hier wiederholen, daß nämlich die Polemik Schopenhauer's allerdings bisweilen leidenschaftlich und indecent wird, aber daß immer zugleich wissenschaftliche Gründe und Belege derselben sich beigesellen, die sein Verwerfungs- und Verdammungsurtheil motiviren. Und hiermit verlassen wir die von Philosophie-Professoren und von der königlich dänischen Akademie abgegebenen Stimmen über Schopenhauer, um zu denen von Nichtprofessoren und Nichtakademikern überzugehen. Wir athmen freier; denn das Gedrückte, Gekniffene, durch amtliche und persönliche Rücksichten Gefesselte im Urtheil jener verschwindet hier. Sowie eine wirklich schöne Frau von Andern ihres Geschlechts, die alle auch für schön gelten wollen, nicht leicht anerkannt wird: ebenso natürlich und nothwendig wird ein wahrer und echter Philosoph von Solchen die es sein wollen, aber nicht sind, nicht leicht gewürdigt. Ueberall stehen sich die Fachgenossen als Rivalen im Wege, und sie sind es am wenigsten die einen Großen, Hervorragenden in ihrer Mitte anerkennen. Um also ein freies, unbefangenes, ungetrübtes Urtheil über wissenschaftliche und künstlerische Leistungen zu gewinnen, müssen wir vor allen Dingen selbst mit ihnen Bekanntschaft machen, sie selbst studiren, um in ihren Geist einzudringen; sodann aber müssen wir uns nach den Urtheilen Solcher umsehen von denen wir voraussetzen können, daß keine amtlichen oder persönlichen Interessen und Rücksichten ihren Blick trüben; endlich zuletzt erst dürfen wir auch die Urtheile der Fachgenossen berücksichtigen, da wir alsdann schon durch das eigene Studium und durch das unbefangene Urtheil der Nichtinteressirten gegen das Irreleitende der fachgenössischen Urtheile geschützt und gesichert sind.

Solcher nun die ganz unbefangen und uninteressirt aus eigenem Studium, aus eigener Erforschung der Wahrheit um ihrer selbstwillen, und ohne durch Amts- oder persönliche Rücksichten gefesselt zu sein, über Arthur Schopenhauer geurtheilt haben, sind zwar sehr Wenige, aber das Urtheil derselben wiegt schwer genug die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf unsern Philosophen hinzulenken.

Zuerst erwähnen wir Goethe, der sich in den „Tag- und Jahresheften" von 1819 sehr anerkennend über Schopenhauer ausspricht. Doch da diese Stellen sich mehr auf den persönlichen Umgang Goethe's mit Schopenhauer beziehen als auf seine Philosophie, so übergehen wir hier dieselben, um sogleich Jean Paul's zwar kurze aber geistreiche und poetische Bemerkung über Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" anzuführen. In der kleinen „Nachschule zur ästhetischen Vorschule" nämlich führt Jean Paul unter mehren neuen Jahren herausgekommenen Werken die ihm nicht Aufmerksamkeit genug erhalten zu haben geschienen, und denen er darin noch Einiges nachschicken möchte, Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" an, und sagt:

Ein genialphilosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe, vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen auf dem man in seiner finstern Ringmauer von steilen Felsen

nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt, und über welchen kein Vogel und keine Wege zieht. (Diese Zeile, sagt Jean Paul in einer Note, werden Leser des originellen Buchs bildlich-treffend finden, da dessen Resultate sich oft in unbeweglichen Fohismus und Quietismus verlieren.) Zum Glück kann ich das Buch nur loben, nicht unterschreiben.

(Der Beschluß folgt.)

Die Versteigerung der Bibliothek Ludwig Tieck's.

Was hat eine Versteigerung mit den „Blättern für literarische Unterhaltung" für einen Zusammenhang? wird man zuerst überrascht fragen. Der Zusammenhang ist sehr natürlich, zunächst durch den Namen Ludwig Tieck, dann durch den Gegenstand der Versteigerung, das ist die Bibliothek Tieck's. Es ist bekannt, daß Nodier, einer der größten Bücherliebhaber die vielleicht je gelebt, zu wiederholten malen seine so überaus kostbaren Büchersammlungen verkauft hat. Kaum war aber die Bibliothek losgeschlagen, so fing Nodier von neuem an zu sammeln, kaufte für schwere Summen die werthvollsten Werke, um wenn seine Räume gefüllt waren abermals zu verkaufen, und dann immer mit Verlust. Es schien etwas Krankhaftes zu sein. Was Tieck zu dem Entschlusse bewogen hat sich seiner literarischen Schätze zu entäußern ist nicht bekannt. Eine Nodier'sche Laune wird es jedenfalls nicht sein; Beweggründe wie sie Hoffmann von Fallersleben hatte liegen gewiß auch nicht vor; der Wechsel des Wohnplatzes kann es ebenso wenig sein, da Tieck seit etwa sieben Jahren schon Dresden verlassen hat, der Verkauf auch nicht in Dresden, sondern in Berlin, dem jetzigen Aufenthalte Tieck's, stattfinden wird.

Es ist nun soeben ein Verzeichniß dieser zu verkaufenden Bibliothek erschienen, das im hohen Grade und in mehrfacher Beziehung interessant ist. Es bildet ein umfangreiches Buch unter dem Titel:

Bibliotheca Tieckiana. — Catalogue de la bibliothèque célèbre de M. Ludwig Tieck, qui sera vendue à Berlin le 10 Décembre 1849 et jours suivants par MM. Asher et Comp. Berlin 1849.

Der Katalog hat nicht blos den Titel in französischer Sprache, sondern auch alle weitern Bemerkungen und Zusätze. Auffallend ist es allerdings, daß ein deutscher Schriftsteller von seiner Bibliothek in französischer Zunge der Welt Kunde gibt, erklärlich aber, da sie eine außerordentlich große Anzahl Werke fremder Literaturen enthält, und andererseits dabei doch auch auf die Sucht der Engländer, irgend Etwas und ganz besonders Bücher aus dem Besitz eines berühmten Mannes käuflich an sich zu bringen, speculirt sein mag.

Was die Stärke der Bibliothek betrifft, so wird dieselbe daraus ersichtlich, daß der Katalog enggedruckt 362 Seiten in groß Octav enthält. Die Zahl der Nummern der einzelnen Werke beläuft sich auf 7930, wobei aber eine Sammlung des spanischen Theaters gar nicht mitgerechnet ist, die allein 1143 Stücke zählt. Wie hoch sich die Zahl der Bände beläuft läßt sich ohne ein äußerst mühseliges und unnützes Nachrechnen nicht angeben, da einbändige und mehrbändige (so z. B. eine fünfundzwanzigbändige Ausgabe des Lope de Vega) alphabetisch durcheinander folgen.

Interessanter aber als das äußere Zahlenverhältniß des Katalogs ist sein Inhalt, die Gruppirungen desselben, und das Verhältniß der Reichhaltigkeit der einzelnen Gruppen zueinander. „Dis-moi qui tu hantes et je te dirai qui tu es", ist ein bekanntes treffendes Sprüchwort für das gesellschaftliche Leben; es würde auf den Schriftsteller und Gelehrten so lauten, daß Neigungen und Richtung des Gelehrten aus seiner Bibliothek zu erkennen sei. Tritt man in das Arbeitszimmer eines gebildeten Mannes, so ist Nichts natürlicher und gewöhnlicher als die erste günstige Gelegenheit zu benutzen um einen prüfenden Blick auf seine Bücher zu werfen. Nun ist es allerdings nicht zu leugnen, daß man dabei doch mit großer Vorsicht verfahren muß, will man weiter ein Urtheil fällen. Es gibt große Gelehrte und geistreiche Schriftsteller ohne große Bibliotheken, und es gibt prachtvolle schöne Bibliotheken ohne geistreiche und gelehrte Besitzer. Die sogenannten livres de bibliothèque sind bekannt genug, und nicht zu zählen ist der Kreis Derjenigen bei denen „Sämmtliche Werke" von Schiller, Goethe, Jean Paul, Klopstock, Herder, Wieland u. A. prangen, ohne daß die Besitzer sich viel mit dem Inhalte dieser Werke befassen. Doch bei einem Mann wie Tieck ist es anders. Bei ihm kann die Bibliothek nicht eine Sache der Eitelkeit sein; in der Bibliothek hat er seine Werkstätte, das Buch ist sein Handwerkzeug. Darum ist es so lehrreich, so bedeutungsvoll für die Beurtheilung des Mannes seine Bibliothek kennen zu lernen; ein Blick in dieselbe ist ein Blick in die innerste Eigenthümlichkeit Tieck's selber.

Die umfangreiche erste Abtheilung ist die der deutschen Literatur und Sprache, darin die werthvollsten Werke älterer und neuerer Zeit, nach einigen Seiten hin überaus reichhaltig, auch manche wunderliche Sachen enthaltend. Diese Abtheilung der deutschen Literatur umfaßt in dem Kataloge 64 Seiten, die nachfolgende über englische Sprache und Literatur 30 Seiten, asiatische Sprache 2 Seiten, spanische und portugiesische Sprachen und Literaturen 32 Seiten, griechische (und zwar alt und neu) Literatur 4 Seiten, französische Literatur 18 Seiten, holländische 2 Seiten, italienische 30 Seiten, lateinische (ebenfalls alter und neuer Zeit) 5 Seiten, skandinavische Sprachen 4 Seiten, slawische 1 Seite.

Faßt man blos dies äußere Verhältniß des Umfangs dieser Kategorien oder Gruppen ins Auge, so zeigt es uns den Besitzer dieser Büchersammlung als einen Mann ausgeprägtester Vorliebe für Sprache und Literatur der romanischen Stämme, als einen Mann entschiedener Liebe zur vaterländischen Sprache und Literatur, als einen Mann der dem Alterthum dagegen wenig Geschmack abgewann, ihm eher abgeneigt als zugethan war, es zeigt uns den Romantiker Ludwig Tieck. Die spanische und portugiesische Literatur umfaßt 32 Seiten, die italienische 30 Seiten, dagegen die griechische alter und neuer Zeit 4 Seiten, die lateinische alter und neuer Zeit 5 Seiten. Der Romantiker hat mit den Classikern wenig Berührungspunkte, er kümmert sich um sie nicht weiter, er ignorirt sie ganz. Nur ab und zu nimmt er von der einen oder der andern Erscheinung Notiz, aber auch nur äußerlich und so oben hin, daher fast nur Uebersetzungen, äußerst wenige Werke in den Ursprachen. Die geringschätzige Vernachlässigung der Classiker des Alterthums hat sich sogar bis in die äußere Anfertigung des Katalogs erstreckt, indem man sich nicht die Mühe genommen sich zu erinnern welchem der beiden alten Völker der Sänger Ovidius angehört, und in welcher der beiden alten Sprachen er gedichtet hat. Die ganze Ovidische Literatur ist in richtiger alphabetischer Ordnung unter die Griechen gerathen. In der deutschen Literatur ist vor Allem der Abschnitt von Goethe reichhaltig. Es finden sich darunter die ältesten Ausgaben Goethe'scher Erzeugnisse, bei den selten gewordenen sind die nothwendig erschienenen Bemerkungen gegeben. Es sind höchst interessante Erscheinungen dabei, z. B. Nr. 414: „Von deutscher Art und Kunst. Contenant: 1. Briefe über Ossian. 2. Shakspeare. 3. Von deutscher Baukunst. 4. Ueber gothische Baukunst, aus dem Italienischen des Frisi. 5. Deutsche Geschichte von Möser. 8. Hamburg 1773. Brosch. Ce vol. a été publié par Herder pendant son séjour à Strasbourg avec Goethe. Le mémoire: Shakspeare est par le prem. et celui: Von deutscher Baukunst par Goethe. Très rare." Noch interessanter möchte sein Nr. 415: „Rheinischer Most. Erster Herbst. 8. s. l. 1775. veau. Livret de la plus grande rareté et presque inconnu. Il renferme des productions de Goethe et de ses amis (Merck etc.) pendant ses séjours à Strasbourg." So sind ferner die

ersten, sehr selten gewordenen Ausgaben des „Götz", der „Metamorphose der Pflanzen" u. s. w. darin zu finden. Außer den eigenen Goethe'schen Werken enthält dieser Abschnitt auch eine reiche Auswahl von Werken die auf Goethe Bezug haben, von Carus, Döring, Eckermann, Falk, Fouqué, Gervinus u. s. w. Nächst Goethe ist Schiller am reichlichsten bedacht. Auch von seinen Erzeugnissen sind die seltensten Ausgaben verhanden. So z. B. Nr. 1207: „Anthologie auf das J. 1782. 8. s. l. a. d'impression. (Gedruckt zu Tobolsko.) Bel exempl. Cette collection renferme les premières productions de Schiller. En tête se trouve une dédication «à la mort» et une préface „Tobolsko 2 Févr." par Schiller. Schiller lui-même a plus tard rejeté la plupart de ces pièces qui n'ont jamais été recueillies dans les éditions postérieures. Extrêmement rare." Ferner fast alle ersten Ausgaben der Einzelwerke Schiller's. So namentlich Nr. 1211: „Die Räuber. Ein Schauspiel. 8. Frankfurt und Leipzig 1781. veau. élég. Première édition. Fort rare. On sait que toutes les éditions subséquentes ont subi des changements." Nr. 1212: „Autre (deuxième) édition. 8. Frankfurt und Leipzig. 1782. demi rel. Presque aussi rare que la première édition. C'est cette édition sur le titre de laquelle Schiller s'est nommé pour la première fois comme auteur. Le titre porte un lion ascendant avec la fameuse inscription: «In tirannos». Une suppression rigoureuse a été faite de ces deux éditions des grandes raretés." Dagegen ist Klopstock, Herder, Lessing, Wieland ziemlich kurz bedacht. Von Lessing's dramatischen Schriften befindet sich außer der doch erst vom J. 1838 an erschienenen Lachmann'schen Gesammtausgabe nur „Nathan der Weise" in Ludwig Tieck's Bibliothek. Von Theodor Körner ist Nichts als „Leier und Schwert" vorhanden. Jean Paul, die beiden Schlegel, Fouqué, Achim von Arnim, Heine sind reich vertreten. Die Werke von Ludwig Tieck selber sind nicht nur vollständig in theils neuern Ausgaben vorhanden, sondern auch in englischen, französischen und dänischen Uebersetzungen. Wie sehr die frühern Zeiten der deutschen Literatur Gegenstand der Beschäftigung Tieck's gewesen sind, zeigt der Reichthum an den Schriften von Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue, Gottfried von Strasburg u. s. w. einerseits, andererseits Opitz, Gottsched, Andreas Gryphius, Hoffmann Waldau u. A. Die Nibelungen sind in neun verschiedenen Ausgaben vorhanden; der Simplicissimus in fünf Ausgaben (die erste 12., Mömpelgart 1669; die zweite in drei Bänden, davon Bd. 1 und 2 aus dem J. 1713 und Bd. 3 vom J. 1684 zu Nürnberg; die dritte Frankfurt und Leipzig 1774; die vierte Frankfurt und Leipzig 1790; die fünfte endlich die bekannte Bülow'sche, Leipzig 1836).

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Die Verheirathungen durch öffentliche Blätter und Heirathsbureaux.

Wie häufig liest man neuerdings in öffentlichen Blättern Heirathsgesuche, und wie vielen Stoff zur Erheiterung geben solche Anzeigen oft theils durch die Motive welche sie für ihre Entstehung angeben, theils durch die Anfoderungen welche sie stellen, bisweilen auf recht impertinente Weise. Man kann sich bei derartigen Ausbietungen, die Anbietungen zur Folge haben sollen, oft nicht des Gedankens erwehren, daß viele solche „Heirathsgesuche" aus reinem Muthwillen hervorgegangen seien, vielleicht in lustiger Gesellschaft beim Glase Wein, wo dem Einen eben noch einfiel was der Andere vergessen hatte, hingeschrieben, um sich abermals in einer lustigen Stunde an den möglichen Erfolgen des Aufsatzes zu belustigen, sodaß sie das inhaltschwere Wort des alten Weltweisen: „Res severa est verum gaudium!" wirklich zu Dem transfiriren wozu es die Uebersetzung eines Einfältigen macht: „Eine ernsthafte Sache ist ein wahrer Spaß." Da man aber gewiß nicht alle öffentlichen Heirathsanträge und -Gesuche in diese Kategorie werfen darf, vielmehr annehmen muß, daß es bei vielen ganz ernstlich und mit dem Wunsche eines Erfolgs gemeint sei: so würde es interessant sein, wenn man sich bisweilen von den Entwickelungen solcher Gesuche eine gewisse Kunde verschaffen könnte, von den unstreitig höchst verschiedenen Umständen unter denen die Bekanntschaften gemacht, die Verhandlungen geführt, die Verbindungen vollzogen wurden. Authentische Nachrichten über die Beschaffenheit der auf solchen Wegen gestifteten Ehen müßten eine artige Lecture bieten, und man könnte fast behaupten dürfen, eine behufige Aufforderung würde Material genug zu einer solchen Zusammenstellung herbeiführen, indem auf der einen Seite das in lebenslängliche Verbindung gefundene Glück, auf der andern der Aerger über die gezogene Niete mit der Sprache herauszugehen kein Bedenken tragen würde, dort um den in auffallender Weise gethanen Schritt zu rechtfertigen, hier um vor einem solchen zu warnen.

Uebrigens sind Heirathsstiftungen durch dazu bestimmte Agenturen oder Bureaux nichts rein Modernes, vielmehr recht eigentlich etwas ganz Altes. Aus dem J. 1733 werden in den „Briefen der Frau Gottsched" (2 Bde., Dresden 1771), I, 46 fg., die Vorschläge zur Errichtung eines Heirathscollegiums mitgetheilt, das in Pommern ins Leben treten sollte. Im Wesentlichen gingen sie auf Folgendes hinaus: Es trat eine Gesellschaft von 1000 unverheiratheten Personen männlichen und weiblichen Geschlechts zusammen und bildete durch Erlegung von 7 Thalern für die Person einen Fonds, von dessen Zinsen die Verwaltung der Gesellschaft bestritten wird. Jeder aus der Gesellschaft sich verheirathenden Person zahlt jedes Mitglied 1 Thaler. Dies Capital von 1000 Thalern wird vier Wochen nach der Verheirathung ausgezahlt, und die ausgesteuerte Person ist verpflichtet an ihrer Stelle ein neues Mitglied zu schaffen. Stirbt ein Gesellschaftsmitglied, so steuern die Köpfe der Mitglieder jeder ½ Thaler, und die daraus resultirende Summe wird dem nächsten Verwandten des Verstorbenen als ein Erbtheil ausgezahlt u. s. w. Man sollte glauben in unsern Tagen, welche für Associationen aller Art so große Sympathie zeigen, müßte eine solche eben nicht kostspielige Gesellschaft sich leicht begründen lassen, da sie sich in vielfacher Beziehung für die Mitglieder vortheilhaft zeigen würde, z. B. wenn zwei Personen aus der Mitte der Gesellschaft sich verheiratheten, wo die ihnen zufallende Ausstattung einen ganz guten Anfang zur Wirthschaft abgeben würde. Dem bonum publico zu Gunsten wollen wir an ein solches gegenseitiges Heirathscollegium erinnert haben.

Welt!

Der ehemalige Pfarrer Meißner zu Rückmarsdorf (gest. 1759) machte nach Anleitung des Wortes **Welt** über Menschenleben folgende Betrachtung:

Welt, wie wirst du angefangen?
Bei dem Anfang ist ein W;
Wann zum Ende wird gegangen
Findet sich ein hartes T;
Doch kommt, eh' du wirst durchschritten,
Elend, Leiden in der Mitten.

Er setzte hinzu, es werden jetzt lauter harte TT wahrgenommen, deren er fast ein Dutzend in die beiden Hexameter:

Torquemur, Trahimur, Toleramus, Tetra Tacemus,
Tanta Tamen Tandum Tollet Tortura Triumphum

zusammenschachtelte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 281. — 23. November 1849.

Stimmen über Arthur Schopenhauer.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Dem das Kleinste wie das Größte mit Liebe umfassenden Dichter, der die Welt und das Leben nicht wie sie wirklich sind, sondern in dem verklärenden Lichte poetischer Anschauung erblickt; der beim tiefsten Denken über die Unsterblichkeit der Seele sich des Eierkuchens freut den seine Frau für ihn unterdeß in der Küche bereitet; der abwechselnd in die Höhe geht, sich so weit über das Gewölke des Lebens hinaus verliert, daß er die äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht, und der dann wieder gerade herabfällt ins Gärtchen und da sich so unheimisch in eine Furche einnistet, daß, wenn er aus seinem Lerchennefte herausſieht, er ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und Sonnen- und zugleich Regenschirm ist: — dem Dichter, sage ich, der dieses Abwechseln des Flugs über die Erde hinaus mit dem sich Einnisten auf derselben liebte und ausdrücklich für den klügsten Weg glücklicher (nicht glücklich) zu werden erklärt, mußte natürlich Schopenhauer's pessimistischer, weltentsagender und lebenverneinender Quietismus als „trostlose und bodenlose Tiefe" erscheinen. Der Dichter ist immer mehr oder weniger Optimist und kann es auch sein; denn ihm stellt sich die Welt nicht in ihrer gemeinen Wirklichkeit und Realität, sondern im Lichte der Platon'schen Ideen dar, und so angeschaut ist sie *schön*. Kommt nun der Philosoph und deckt das radicale Böse und das grauenvolle Uebel auf, die völlige Verneinung des Willens und Weltüberwindung als den einzigen Weg des Heils und der Erlösung bezeichnend: so fühlt sich der Dichter natürlich in seinen poetischen Illusionen gestört und klagt über die kalte, unfreundliche Hand die ihm die bunten Farben von den schönen Schmetterlingsflügeln des Lebens so rücksichtslos wegwischt. „Aber ist denn die Welt ein Guckkasten? Zu *sehen* sind die Dinge freilich schön; aber sie zu *sein* ist ganz etwas Anderes." („Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 579.) Das Leben poetisch *anzuschauen* ist schön, aber es prosaisch zu *leben* ebenso? Ist das wirklich eine trostlose Philosophie die den vergänglichen, Ekel nachlassenden Erdenfreuden gegenüber die unzerstörbare Gemüthsruhe und fertige Heiterkeit des weltüberwindenden Heiligen preist? Doch nur für Den der für den Verlust des Erdenglücks eines Trostes, eines Ersatzes bedarf, während der darüber Erhabene, vom Willensdrang Erlöste, in seinem Quietismus schon den schönsten Trost und Ersatz gefunden hat. Einen Trost begehrt man überhaupt nur für Das was man ungern, was man wider Willen verliert. Der Kranke bedarf keines Trostes dafür daß er die Krankheit, der Irrende keines Trostes daß er den Irrthum, der Gefesselte keines Trostes daß er die Fesseln verloren. Ist nicht die erlangte Gesundheit, Wahrheit, Freiheit der schönste Trost? Müßte man nicht die Krankheit, den Irrthum, die Knechtschaft lieb gewonnen haben um für ihren Verlust einen Ersatz zu begehren? Nur wer das Leben lieb gewonnen, wem die Welt schön und herrlich dünkt, dem erscheint die Weltentsagung predigende Religion und Philosophie trostlos. Wer aber die Nichtigkeit des Lebens und die moralische Verderbtheit des Willens hinter aller physischen Schönheit der Natur erkannt und erfahren hat, der sehnt sich, wie Paulus, nach Erlösung von dem Leibe dieses Todes. (Römer, 7, 24.) Schopenhauer sagt (II, 578):

Man hat geschrien über das Melancholische und Trostlose meiner Philosophie: es liegt jedoch blos darin, daß ich, statt als Aequivalent der Sünden eine künftige Hölle zu fabeln, nachwies, daß wo die Schuld liegt, in der Welt, auch schon etwas Höllenartiges sei: wer aber dieses leugnen wollte kann es leicht einmal erfahren.

Nun, Jean Paul hat es durch den Verlust seines einzigen Sohnes, sowie durch sein Augenleiden zur Genüge erfahren, und wenn er es auch als Dichter liebte sich optimistisch auf der Erde einzunisten und die Weihnachtsfreuden des Lebens zu preisen, so schildert er doch auch die „Entzauberung" und sagt:

So wird mein Geist, und jeder Geist auf den die unsichtbare Luftsäule des Lebens in unserer Erdentiefe herunterdrückt, ewig seine Arme und Flügel nach einem höhern Aether ausstrecken — ewig wird unser armes in die Clausur der Brust, in den Block des schweren Erdenbluts, in die Laufbänder der Nerven gefesseltes dumpfes Herz sich sträubend und schwellend und oft brechend gegen das Element aufschließen in dem es schlagen soll.

Auf den verzweiflungsvollen, vom Anblick des unter ihm ziehenden Erdenjammers ausgepreßten Ruf: „Un-

endlicher, sind denn deine Endlichen nirgend glücklich? O wann wird denn die ermüdende Seele gesättigt?" antwortet ein sanftes Tönen: „Auf keiner Erde — aber nach dem Sterben."

Preist doch selbst Jean Paul die alten echten Mystiker wegen ihrer Weltüberwindung, indem er sagt:

Die alten religiösen Mystiker waren heilige brennende Seelen und löseten sich im Sterben fliegend wie Flammen von der schweren irdischen Unterlage ab. Vor der Kraft und Weltüberwindung der echten Mystiker schwinden selbst die Stoiker in Zwerge ein; denn diese verpanzerten sich blos in das Eis der Vernunft und genossen blos das Glück niemals unglücklich zu werden; jene aber, gleichsam wie vierte Personen in der Fülle der Gottheit wohnend, empfangen so wenig als diese von der Welt einen Schmerz, sondern die Liebe wandelt ihnen jeden in Genuß und jedes Opfern in Bekommen, und ihnen fehlt fast nur die Freude zu leiden. Wer die Gewalt der Idee und das schönste Streben kennen lernen will, der trete nur an das Sterbebette der Mystiker, und er wird wenigstens wünschen, wenn nicht zu leben, doch zu sterben wie sie. („Vorschule der Aesthetik", III.)

Nach Jean Paul ist eine lange Lücke, ehe wieder ein bedeutendes Wort über Schopenhauer ertönt. Aber auch Schopenhauer selbst machte seit dem ersten Erscheinen von „Die Welt als Wille und Vorstellung" 1819 eine lange Pause; denn erst 1836 trat er mit dem „Willen in der Natur" hervor. Die in diesem wichtigen Buche nachgewiesenen Bestätigungen, welche seine Philosophie seit ihrem Auftreten durch die empirischen Wissenschaften erhalten, sind wol die schönste Anerkennung die sie gefunden. Denn was hilft alles Lob der Fachgenossen einem Philosophen, wenn die Natur der Dinge, wie sie in den empirischen Wissenschaften erkannt wird, gegen seine Philosophie spricht; und wiederum, was kann ihm aller Tadel der Fachgenossen schaden, wenn seine Philosophie die empirischen Wissenschaften zu Bundesgenossen hat? Kann etwa Hegel's Naturphilosophie mit ihren aprioristischen Constructionen die Natur umschaffen, oder wird nicht vielmehr sie durch die Natur umgestoßen?

Die bedeutendste, gewichtvollste Anerkennung die ein Philosoph finden kann besteht nicht sowol in dem direct ausgesprochenen Lobe einzelner Männer die seine Philosophie anerkennen, sondern in der ungesuchten, unerwarteten Uebereinstimmung der empirischen Wissenschaften, die, ohne jene zu kennen, ihren eigenen Weg gingen, und doch zu demselben Resultate gelangten.

Im J. 1841 erschienen Schopenhauer's beide Preisschriften unter dem Titel: „Die Grundprobleme der Ethik." Dieses Werk hat in den „Hallischen Jahrbüchern" eine anonyme Beurtheilung gefunden, die zu sehr unter aller Kritik ist, als daß es verlohnte ein Wort über sie zu verlieren. Dafür ist in derselben Zeitschrift (1841, Nr. 153) unserm Philosophen die Genugthuung geworden, daß von seiner Philosophie gesagt wurde, sie könnte „so manchem Katheder-philosophen ein Licht anzünden vor dem sein ganzes bisheriges Wissen erbleichen müßte". Auch wurde dort die Redlichkeit Schopenhauer's anerkannt, mit der er es vermieden habe sein Princip, den Willen, Gott zu betiteln, während die andern Philosophen dadurch, daß sie ihr Absolutes, ihr Unendliches oder ihre Substanz Gott nennen, sich den Schein geben wollten als wären sie keine Atheisten, und so taschenspielermäßig dem populairen Gottesbegriff eine andere Bedeutung unterschöben.

Keine wahre Philosophie darf sich des Ausdrucks Gott bedienen. Denn dieses Wort ist in der christlichen Welt nur in der theistischen Bedeutung eines persönlichen, außer- und überweltlichen Wesens, eines von Ewigkeit her fertigen und vollkommenen, absolut seligen, der Welt nicht bedürfenden, aber aus reiner Liebe sie schaffenden und nach weisen, unerforschlichen Plänen von oben her sie regierenden Wesens bekannt. Kommen nun mit diesem fest in Kopf und Herz eingenisteten Begriff die Theologen und Gläubigen an die Philosophie, und finden daß von Gott gesagt wird er sei ein stufenweis von der unorganischen Materie an sich aufwärts erhebendes, im menschlichen Geist zum Selbstbewußtsein kommendes, in der Geschichte unendlich in sich kämpfendes und leidendes, also nicht, wie die Christen annehmen, von oben herab, sondern umgekehrt von unten herauf Mensch werdendes Wesen u. s. w. — was Wunder, daß sich ein entsetzliches Geschrei erhebt und Alle in den einen Ruf ausbrechen: „Seht die Atheisten, seht die Gottesleugner, sie identificiren Gott mit der Welt, sie vergöttern sich selbst, sie beten sich selbst an, denn sie helfen ja Gott zu seinem Bewußtsein!" Hat man Spinoza etwa darum weniger für einen Atheisten gehalten, weil er das Wort Deus für seine Substanz gebraucht? Soll man also auch euch darum weniger für Atheisten halten, weil ihr Gott im Munde führt? O, gestehet es doch endlich ein, euer Gott ist nicht der theologische, nicht der christlich-theistische, und höret also, um dem unseligen Hader endlich ein Ende zu machen, auf euch des Wortes Gott zu bedienen; denn, wie gesagt, die Prädicate die ihr mit dem Worte Gott verbindet passen nicht zu dem Subject welches die Theologen und Gläubigen bei diesem Wort festgewurzelt im Sinne haben. Arthur Schopenhauer kenne ich unter den nachkantischen tiefsinnigen Philosophen als den einzigen der es weislich vermieden in seinem System das Wort Gott zu gebrauchen, dem daher auch, obgleich sein System pantheistisch ist, nicht eigentlich der Vorwurf des Pantheismus gemacht werden kann, weil er nirgend sagt, das All, die Welt, das Universum sei Gott. (Frauenstädt in den „Hallischen Jahrbüchern", 1841, S. 611.)

46.

Die Versteigerung der Bibliothek Ludwig Tieck's.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Daß in der englischen Literatur der Abschnitt über Shakspeare außerordentlich reichhaltig ist bedarf kaum der Erwähnung; er ist beiweitem stärker als der entsprechende Goethe'sche in der deutschen Literatur. Er umfaßt 112 Nummern, meist mehrbändige, zehn-, zwölf-, funfzehn-, ja dreiundzwanzigbändige. Die wichtigste Nummer ist unstreitig 2152: „The plays of W. Shakspeare with the corrections and illustrations of various commentators, to which are added notes by Johnson and Steevens. 23 vols. gr. in 8. Basil. 1800–1802. Exemplaire unique et de la plus grande importance, contenant des notes sans nombre de la main de M. Tieck. Ces notes renferment les fruits d'une étude de plus de 40 ans sur le grand poëte, par son plus grand traducteur et commentateur et forment le texte du grand ouvrage sur Shakspeare, promis depuis si long temps." Dieser und mancher andere Zusatz (z. B. bei Nr. 1340: „Cadeau de mon ami Solger. L. Tieck") geben deutlich zu erkennen, daß der Katalog wesentlich mit auf Engländer berechnet ist, die ja werthvolle Dinge bekanntlich nicht immer nach dem wirklichen

Werthe zu bezahlen pflegen, sondern wie bei Gemälden so auch bei Büchern vor Allem danach fragen, welcher berühmte Mann das Werk früher besessen.

Nach Shakspeare ist besonders Johnson reich vertreten, dann auch Byron, Coleridge, Fielding, Robert Burns, T. Moore, W. Scott, Smollet, schwach dagegen Bulwer. Einzelne interessante Nummern sind noch 1627: „Archaica. Containing a reprint of scarce old English prose tracts with prefaces critical and biographical. 2 vols. 4. London 1815. Cet oeuvre n'a jamais été mis en vente, et il n'en a été tiré que 200 exempl.; fort rare. L. Tieck." Nr. 2306: „Taylor, John. All the works of J. T. the Waterpoet. Being 63 in number, collected into one vol. by the author. (With the rare frontispiece and wordcut.) fol. 1630. Cette collection est de la plus grande importance, non seulement pour le grammairien, mais aussi pour l'étude des moeurs; importance pas encore suffisamment reconnue par les Anglais. Je l'ai achetée à la vente du célèbre Dr. Petzold à Dresden, à un très-grand prix. C'est une grande rareté. Combien de fois et à quelles différentes époques je l'ai parcourue se voit par les nombreuses notes marginales de ma main. L. Tieck."

Die dritte Abtheilung enthält Werke der arabischen, hebräischen, indischen, persischen, türkischen, syrischen u. s. w. Sprache und Literatur, darunter mehre Grammatiken und reinlinguistische Werke. „Tausend und eine Nacht", findet sich in drei deutschen, einer englischen, einer französischen und einer italienischen Uebersetzung.

In dem vierten Abschnitt, spanische und portugiesische Literatur, ist vor Allem wieder Cervantes reich bedacht, von dem vielleicht alle bisher erschienenen Ausgaben vorhanden sind. Von Aleman's „Guzman de Alfarache" sind fünf spanische Ausgaben, drei deutsche, eine französische, eine italienische und eine holländische. Sehr reich vertreten ist ferner Calderon, Camoens (bei dessen pariser Quartausgabe vom J. 1817 die Bemerkung sich findet, sie sei nie in den Handel gekommen, sie sei eine sehr seltene Prachtausgabe mit zehn Kupfern von den ersten französischen Meistern, und habe eine sorgfältig gearbeitete Variantensammlung; im J. 1827 sei sie für 800 Fr. verkauft), Lope de Vega. Nr. 2558 hat Clavijo's „El pensador" (5 Bde., Madrid 1762—67). In einer Bemerkung heißt es es finde sich in dem Werke ein Blatt von Clavijo's eigenhändiger Schrift. Der Consul Baumgärtner aus Leipzig habe das Buch von Clavijo selbst erhalten, habe es dem Grafen Hohenthal geschenkt, und von dem habe es Tieck. Wie außerordentlich reich das spanische Theater vertreten ist wurde vorher schon bemerkt. Es möchte aber überhaupt Deutschland nicht leicht eine zweite so vollständige spanische Bibliothek besitzen. Sie würde eine Zierde jeder großen Landesbibliothek sein, und wäre es sehr zu wünschen, daß sie als ein Ganzes beisammen bliebe, und einer andern, dem gebildeten Publicum zugängigen Sammlung einverleibt würde.

Der fünfte Abschnitt, französische Literatur, enthält besonders ältere sehr werthvolle Werke. Die französische Literatur ist bekanntlich auch sehr reich an erotischen Erzeugnissen, von der zartesten Art anhebend bis zu der widrigsten Niedrigkeit alle Stufen und Schattirungen der Schlüpfrigkeit hindurchgehend. Es findet sich in dem Katalog mancherlei dieser Art.

Wie höchst unbedeutend der sechste, die alt- und neugriechische Literatur umfassende Abschnitt ist wurde schon vorher bemerkt. Es sind meist vereinzelte Uebersetzungen einzelner Werke der namhaftesten Classiker; nicht einmal von Homer ist eine griechische Ausgabe vorhanden. Daß die holländische Literatur nicht mehr als Etwas über zwei Seiten einnimmt wird man nicht anders erwarten.

Dagegen gehört die italienische Literatur wieder zu den Glanzpunkten. Von der ältesten bis in die neue Zeit ist Alles reich darin vertreten; Boccaccio allein enthält 30 Nummern, darunter neue Ausgaben des „Decamerone". Von Dante's „Divina commedia" sind sieben italienische und mehre deutsche Ausgaben. Unter Nr. 3754 findet sich Giraldi Cinthio: „Degli Hecatomithi", mit der Bemerkung, daß Shakspeare aus diesem jetzt seltenen und sehr gesuchten Buche den Stoff zu „Romeo und Julie" genommen habe. Das Buch ist in drei Exemplaren vorhanden aus den J. 1565 und 1580. Aber es fehlen hier auch nicht Werke wie „Il Puttanismo Romano: overo conclave generale delle Puttane della Corte; per l'elettione del nuovo Pontifice", dies Werk sogar in zwei italienischen und einer französischen Ausgabe.

Mit der römischen Literatur verhält es sich fast ganz wie mit der griechischen. Es sind auch neulateinische Erzeugnisse darin mit aufgenommen, und darunter finden sich sehr interessante Einzelheiten. Aus der gesammten römischen Literatur scheint der Dichter Virgilius den Dichter Tieck am meisten angesprochen zu haben, er ist 13 mal da, theils in der Ursprache, theils in deutschen, englischen, spanischen, französischen und italienischen Uebersetzungen. Noch sei wegen des Druckorts (auf den Philippinen) erwähnt eine Ausgabe des Johannes Damascenus (4., Manila 1692, auf Seidenpapier).

Die skandinavischen und die slawischen Literaturen können naturgemäß nur geringen Raum einnehmen.

Nach den Literaturen der verschiedenen Sprachen folgt der umfangreichste Abschnitt des ganzen Katalogs mit der Ueberschrift: „Histoire générale, biographies, géographie et voyages", der 113 Seiten umfaßt. Dieser Abschnitt enthält einen Reichthum besonders an geographischen und ethnographischen Werken in den verschiedensten Sprachen, wie man ihn schwerlich in der Bibliothek des Dichters vorausgesetzt hat. Namentlich scheint Amerika vor allen andern Ländern der Lieblingsaufenthalt Tieck's gewesen zu sein; die diesen Welttheil betreffende Literatur nimmt fast 15 Seiten ein, und vielleicht hat kein Geograph von Fach eine reichhaltigere Bibliothek auf diesem Gebiete. Von den Geschichtswerken sind unter viel andern hervorzuheben die Memoiren von Phil. de Comines, der „Vieux Cordelier" von Camille Desmoulins, Dohm's „Denkwürdigkeiten", die „Chronique de Duguesclin", die utrechter Ausgabe des Eginhard vom J. 1711, Gibbon's „Römische Geschichte", die hall'sche „Allgemeine Welthistorie", Holinshed's „Chronicles of England, Ireland and Scotland" (London 1586), Olaus Magnus in sieben Ausgaben u. s. w.

In dem Abschnitt: Histoire littéraire et bibliographie, der die werthvollsten Werke enthält, wird besonders hervorgehoben Barnard's „Bibliothecae Regiae catalogus" (London 1820—29), mit der Bemerkung, daß dies prächtige Buch nur in 200 Exemplaren abgezogen, und daß man nur unmittelbar durch den englischen Hof in Besitz eines Exemplars kommen könne.

Nach dem Abschnitt Theater, der eine vollständige dramaturgische Bibliothek enthält, folgt dann noch ein überaus reichhaltiger Abschnitt von vermischten Schriften.

Der Katalog ist eine höchst interessante Erscheinung und wird, ganz unabhängig von kaufmännischen Rücksichten, einen bleibenden Werth für die Literatur behalten. 70.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. 16ter Band. — A. u. d. T.: Bilderbuch ohne Bilder. 2te neu durchgesehene Auflage. Leipzig, Lorck. 8. 10 Ngr.

Bähring, B., Thomas von Kempen, der Prediger der Nachfolge Christi. Nach seinem äußeren und inneren Leben dargestellt. Berlin, H. Schultze. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Epheu, Lilien und Rosen. Festgeschenk auf das J. 1850. Mit dem Portrait Sr. Maj. des Kaisers Franz Joseph I. und 9 Stahlstichen. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gotthelf, J., Uli, der Knecht. Ein Volksbuch. Bearbeitung des Verf. für das deutsche Volk. 2te wohlfeile Auflage. Berlin, Springer. 1850. 8. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Preußenlieder. 3tes Heft. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 4 Ngr.

James, G. P. R., Der Weidmann. Romantische Erzählung aus der Zeit Richard III. Aus dem Englischen übertragen von H. Bertholdi. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 20 Ngr.

Die Kaiserchronik nach der ältesten Handschrift des Stiftes Vorau. Aufgefunden, mit einer Einleitung, Anmerkungen und den Lesarten der zunächst stehenden Handschriften herausgegeben von J. Diemer. 1ster Theil: Urtext. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kloster Wadstein. Historischer Roman. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kock, P. de, Liebe kommt, Liebe geht. Aus dem Französischen von M. Müller. Leipzig, Literarisches Museum. 12. 15 Ngr.

Lamartine, A. v., Geschichte der Revolution von 1848. Uebersetzt von F. Funk. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Streng. Br. 8. 1 Thlr.

Lange, J. P., Christliche Dogmatik. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Philosophische Dogmatik. Heidelberg, K Winter. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Ngr.

Geheime Memoiren aus dem Leben des Fürsten Metternich. Deutsch von Louis Simon. 1stes Bändchen. Bremen, Schlodtmann. 16. 15 Ngr.

Möwes, H., Sämmtliche Schriften. 2ter Theil. 5te unveränderte Auflage. — A. u. d. T.: Gedichte. Nebst einem Abriß seines Lebens, großentheils nach seinen Briefen, und einer kleinen Auswahl von ihm gehaltener Predigten. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen im Zusammenhang der gesammten Nationalentwickelung beleuchtet von einem deutschen Theologen. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Proudhon, P. J., Die Sonntagsfeier aus dem Gesichtspunkte des öffentlichen Gesundheitswesens, der Moral, der Familien- und bürgerlichen Verhältnisse betrachtet. Nach der 3ten Original-Ausgabe aus dem Französischen übersetzt von F. H. Cassel, Raabé u. Comp. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Roemer, F., Texas. Mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physischen Verhältnisse des Landes nach eigener Beobachtung geschildert. Mit einem naturwissenschaftlichen Anhang und einer topographisch-geognostischen Karte von Texas. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Sack, K. H., Fünf Predigten an verschiedene Stände im Vaterlande. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Satans Theater-Perspectiv. Humoristisch-satyrischer Almanach für das Jahr 1850. Mit Beiträgen von: Bauernfeld, Saphir, A. Glasbrenner, F. Hebbel u. A. m. Herausgegeben von G. Schönstein. Wien, Wallishausser. 8. 27 Ngr.

Sattler, V. M., Die Diözesan-Synoden: ihr Ursprung, Wachsthum und Zweck, die gesetzlichen Bestimmungen über dieselben und die Ursachen ihrer Unterlassung in neuerer Zeit, nebst einer vollständigen Praxis und einem Anhang der üblichen Formularien. Eine im J. 1849 von der königlich theologischen Fakultät der Universität zu München einstimmig mit dem Accessit belohnte Preisschrift, nach den Quellen bearbeitet. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3¼ Ngr.

Schaeffner, W., Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs. 2ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs von Hugo Capet bis auf die Revolution. 1ster Band: Staatsgeschichte. Lehnstaat. Königthum. Volksthum. Kirche. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Scheve, G., Ueber die Einheit der Seele. Mit einer Parallele zwischen der speculativen Psychologie und der Psychologie der Naturwissenschaft. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 8 Ngr.

Schwarz, J., Buchenblätter. Sagen, geschichtliche Vorkommenheiten, Entstehung von Ortsnamen im ehemaligen Fürstenthum Fulda und nächster Umgebung. Fulda. 8. 21 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. 3te Folge. 1ster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1850. Neue Folge. 1ster Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1850. In Verbindung mit Andern herausgegeben von G. Plieninger. 13ter Jahrgang. Mit vielen Bildern. Stuttgart, Belser. Gr. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Assisen-Prozeß Schlenker und Genossen aus Langensalza. Erfurt. Gr. 8. 4 Ngr.

Buß, Die teutsche Einheit und die Preußenliebe. Ein Sendschreiben an Hrn. Gust. Pfizer. Rechtfertigung der großteutschen Parthei in der teutschen Nationalversammlung. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gaillard, K., Wie und Wohin? Die Auswanderung und die Kolonisation im Interesse Deutschlands und der Auswanderer. Berlin, Reimarus. Gr. 8. 10 Ngr.

Hutten, D., Starker Toback. 1ste Prise: Theater-Couplets. Berlin, A. Friedländer. 32. 2 Ngr.

Jacobi, L., Bemerkungen zur Steuer-Reform mit besonderer Rücksicht auf die Einführung einer allgemeinen Grundsteuer in Preußen. Glogau, Flemming. Gr. 8. 6 Ngr.

Jobsius, Hamburg's Verfassungs-Leiden und Freuden in höchst erbaulichen Versen beschrieben. Hamburg. Gr. 8. 3 Ngr.

Lehr-, Wehr-, Nährstand. Sind alle drei zu besteuern? Oder: Ist's recht, wenn der Herr den Lohn seiner Diener besteuert? Allen Staats- und Kirchendienern gewidmet. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3 Ngr.

Maassen, F., Die mit der Abgeordneten-Versammlung vereinbarte Verfassung für Mecklenburg-Schwerin ist nicht rechtsbeständig. Rostock, Stiller. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Macht der Verhältnisse. (La force des choses.) In Frankreich verbotene Schrift. Uebertragen von einem Publicisten. 4te durchgesehene Auflage. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Pickford, E., Beleuchtung des von Abgeordneten des deutschen Handwerkerstandes zu Frankfurt a. M. im August v. J. berathenen und beschlossenen Entwurfs einer allgemeinen Handwerker- und Gewerbe-Ordnung für Deutschland. Heidelberg. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Reform der Militär-Sanität nach den Anforderungen der Gegenwart. Eine Denkschrift von dem Centralverein bayerischer Militär-Aerzte herausgegeben. Erlangen, Enke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rellstab, L., Zwei Gespräche mit Sr. Maj. dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten [am 23. Nov. 1847, und am 19. März 1849] in geschichtlichen Rahmen gefaßt. Berlin, Decker. Gr. 16. 12 Ngr.

Ribbeck, F., Warum so furchtsam? Layenvotum in Sachen der evangelischen constituirenden Landessynode. Berlin, Plahn. Gr. 8. 5 Ngr.

Rudloff, F. W., Vorgedanken zur Beurtheilung des von Preußen vorgeschlagenen Reichs-Verfassungs-Entwurfes. Den Deutschen, wie insbesondere den Preußischen Urwählern und Wahlmännern gewidmet. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 282. —— 24. November 1849.

Philoſophiſche Briefe über die Gegenwart.

4. An Karl Guſtav Carus in Dresden.*)

Ein großes Gut, ein ſchönes Kennzeichen hat unſere Zeit gewonnen: der Gedanke iſt an die Spitze des Lebens getreten. Wenn im Alterthum Anaxagoras dadurch Epoche machte, daß er den Verſtand für das Herrſchende nicht blos im Menſchen, ſondern auch in der Natur und den lebloſen Dingen erklärte, ſo will die Gegenwart, daß nicht blos in der Natur, ſondern auch in allen menſchlichen Verhältniſſen die Vernunft walte, daß unſere Zuſtände humaniſirt werden, d. h. daß nach dem Weſen des Menſchen im edelſten Sinne des Worts unſer ganzes Daſein geordnet werde. Es iſt nur der Mangel an wiſſenſchaftlicher Einſicht in dieſe unſere Natur der bei Fourier, bei Cabet Socialſyſteme bedingt hat welche den Principien des Geiſtes, der Freiheit und Individualität geradezu widerſprechen; es iſt die Vernachläſſigung der Pſychologie welche uns die Kerker und Hochgerichte als Brandmal auf die Stirn der Geſchichte gedrückt hat, während eine auf die Kenntniß des Seelenlebens begründete Rechtspflege Heilanſtalten gründen wird deren rechter Flügel das Zuchthaus, der linke das Irrenhaus iſt. Sie werden mir zuſtimmen, daß eine Schrift über die Pſychologie in ihrer Anwendung auf das Leben, auf Politik und Religion ein dringendes Bedürfniß wird, daß aber an eine ſolche kaum gedacht werden konnte, ehe die Seele in ihrem eigenen innern Daſein und in ihrem Zuſammenhange mit der Natur beſſer ergründet war als Dies ſeither geſchehen. Für jenes eben angedeutete Werk wird die Geſchichte in umfaſſender Weiſe benutzt werden müſſen, und wenn die pragmatiſchen Hiſtoriker die Ereigniſſe pſychologiſch zu deuten ſuchten, ſo wird der praktiſche Pſycholog die Eigenſchaften des Menſchen aus ſeinen Thaten im Laufe der Jahrhunderte zu erforſchen haben.

Sie haben für die Erkenntniß der Seele in Ihrer „Pſyche" einen großen Schritt gethan, Sie haben die Pſychologie ſo behandelt, daß der Leſer aus Ihrer Schrift einen Gewinn für ſein inneres Seelenleben zieht, während Sie die Wiſſenſchaft mit einem Werke bereicherten das ſich an das Beſte anreiht was auf einem Gebiete erſchienen iſt das zugleich den Naturforſcher und den Philoſophen in Anſpruch nimmt. Von Ennemoſer's Buch: „Der Geiſt des Menſchen in der Natur", kann ich ein Gleiches nicht behaupten, es iſt hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben. Die richtigen Ideen von der Zuſammengehörigkeit des Stoffs und Gedankens, von der allumfaſſenden Unendlichkeit eines ſelbſtbewußten Gottes, wie ſie Ennemoſer bei Suſo, Jakob Böhme u. A. fand, werden nicht ſo feſtgehalten und entwickelt wie ſie es verdienen; Jordan Bruno ſcheint ihm und auch Ihnen nicht nach Gebühr bekannt zu ſein. Ja was ſoll man von der Conſequenz im Denken ſagen, wenn in einem Athem die Schöpfung des ewigen Schöpfers ewiges Werk genannt und von Gott als reingeiſtigem Weſen auch vor und außer der Weltſchöpfung geredet wird? Was ſoll man ſagen, wenn Ennemoſer ſich bald auf die bewährteſten Forſcher ſtützt und bald nach der Autorität eines Meißner das Licht als Wärme + Sauerſtoff bezeichnet, den Sauerſtoff den ſchwermachenden Stoff nennt, von einem Zeitwerden des Raumes faſelt, in die Analogienſpiele der weiland Schelling'ſchen Schule ſich verirrt und Phraſen orakelt wie die folgenden: Die Pflanze iſt ein im flüſſigen Erdſtoff ſich fortwährend kryſtalliſirender Lichtſtrahl, oder ſie iſt ein ätheriſirter Erdſtoff! Wie ſollten wir ihm nicht beiſtimmen, wenn er ſagt:

Ohne Maß und Zahl iſt kein Begriff von Proportion, von Ordnung und Schönheit; keine Unterſcheidung in der Mannichfaltigkeit, keine Einſicht von Grund und Folge. Das Zählen und Meſſen iſt alſo ein Leſen in der Naturſprache, wie ſie uns ihre Eigenſchaften gleichſam poetiſch durch beſtimmte Bedeutungen offenbaret, — bruta non numerant.

Aber ſtatt nun mit den Männern der exacten Wiſſenſchaften zu zählen und zu meſſen und darauf Schlüſſe zu begründen, vertieft ſich Ennemoſer in eine ſo wunderliche Zahlenmyſtik und Figurenſymbolik, daß es uns zu Muthe wird als ob wir die philosophia occulta des Agrippa von Nettesheim aufgeſchlagen hätten. Hören Sie einmal:

In der Natur iſt 2 die erſte Zahl in der Kette der Geſtalten, die erſte Offenbarung des 1 in dem Raum, das fleiſchgewordene Wort, auf dem alles weitere Folgeleben beruht. Aus 2 folgt nothwendig 3, der heilige Ternar des geiſtigen Wirkens in der Zeit, der Menſch iſt die concret gewordene Zeit. Das erſte Aufſchließen des materiellen Raums zu dem organiſchen Reich geſchieht durch das Pflanzenleben, und dieſes

*) Vergl. den erſten bis dritten Brief in Nr. 175 und 176, 215 und 216, 225 und 226 d. Bl. D. Red.

wird durch 5, die erste ungerade Zahl nach 1 und 4, bezeichnet; die Vermählung des Raums mit der Zeit, der 4 mit 3, gibt 7, die Zahl des Thierlebens, die Hieroglyphe des weiblichen Geschlechts. . . .

Wie in der Hexenküche.

Ich will so vieles Sinnige, Feingefühlte und richtig Beobachtete bei Ennemoser nicht verkennen, muß aber bedauern, daß es zu keiner wissenschaftlichen Durchdringung gekommen ist. Wie poetisch hat er das Jugendleben und das Verhältniß der Geschlechter in ihm geschildert, wie schön entwickelt daß jede Jungfrau in echter Ehe eine christliche Maria bleiben soll! Wie gewinnreich sind seine Beziehungen auf die psychologischen Ansichten der Bibel, wo ihm ein treffliches Schriftchen von Beck so gute Dienste leistet! Ja gerade Ihrer Aufmerksamkeit möchte ich ganz besonders empfehlen was Ennemoser zur Begründung des Satzes beibringt: daß in den Centralorganen des Nervensystems, und also auch in dem Gehirn, keine andern Organe vorhanden sind als Sinnes- und Bewegungsorgane;

denn das Gemüth, der Geist, die Vernunft bedürfen an sich gar keiner Organe; das vernünftige Gemüth und der vernünftige Verstand sind nämlich reinsubjective Eigenschaften der Seele, und können als solche unmöglich einen organischen Sitz irgendwo haben, wol aber darum die Centraltheile des Gehirns als Reflex- und Bewegungsorgane der objectiven Sinnes- und Willensthätigkeiten, ohne welche die Seele weder ihrer Eigenschaften als Gemüth noch als Verstand und Vernunft bewußt werden kann.

So behauptet auch Lotze in Rudolf Wagner's „Handwörterbuch der Physiologie", daß das Gehirn gar nicht als Organ der Seele zu betrachten sei, dessen sie sich bediene um sich zum Vorstellen überhaupt fähig zu machen;

nur durch die Herbeischaffung des Materials über welches das Denken stattfinden soll kann überhaupt das Centralorgan den Zwecken des Denkens Vorschub leisten; aber die Nothwendigkeit des Zusammenhangs in einem logischen Schluß, eine ästhetische oder moralische Beurtheilung kann, wenn einmal die Kenntniß des Gegenstands vorausgesetzt ist, durch irgend eine körperliche Mitwirkung nie gefördert werden. Es ist überhaupt hier gar kein Organ vorhanden dessen die Seele sich bediente, sondern nur Bedingungen, von denen die Richtung ihrer Thätigkeiten abhängt; aus diesen Gründen habe ich die Meinung ausgesprochen, daß es für alle höhern geistigen Thätigkeiten kein körperliches Organ gebe, daß vielmehr die Seele nur in denjenigen ihrer Verrichtungen und gerade so weit an leibliche Mitwirkung gebunden sei als sie Aeußeres in sich aufzunehmen, Inneres aus sich äußerlich zu gestalten hat.

Ich glaube wir können als Errungenschaft der bisherigen wie als Basis der künftigen Seelenforschung den Satz hinstellen: daß die Seele durchaus einheitlich ist, dieselbe als Lebenskraft wie als Denken, oder daß ihre unbewußte wie ihre bewußte Thätigkeit das Wirken eines und desselben Grundprincips ist; daß sie nicht aus vielerlei Vermögen oder Vorstellungen zusammengefügt wird, sondern daß sie, wie schon in allen Gliedern Ein Leben webt, ihre Eigenthümlichkeit in verschiedenen Formen und Strahlen entfaltet, aber stets ganz jeder Richtung ihrer Thätigkeit einwohnt. Wie das leibliche Leben in der Sinnesempfindung durch die Nerven, in der Bewegung durch die Muskeln und in der Gestaltung und Erhaltung, in der Ernährung und im Wachsthum des Organismus sich darstellt, so entspricht im reingeistigen dem ersten Processe die Intelligenz, dem zweiten der Wille, dem dritten die Bildnerkraft der Phantasie; aber kein Wille ohne Gedanken, ohne Bewußtsein, kein Denken ohne das Wollen, keine Erkenntniß und kein Zweck der Handlung ohne die Bilder der Phantasie!

Wie Aristoteles schon das Ernähren oder Leibbilden, die Empfindung und das Denken als die drei Stufen des Seelenlebens darstellte, von denen die untern stets in der höhern erhalten bleiben, so haben Sie in Ihrer „Psyche" Dasjenige was sonst wol der bloßen Materie oder einer besondern Lebenskraft zugetheilt wird, die Organisation und die Belebung des Körpers der Seele zuerkannt und auf der Grundlage der Zellentheorie trefflich dargestellt; Sie haben die bewunderungswürdige Weisheit, Sicherheit und Schönheit dieses unbewußt Göttlichen in uns in ein helles Licht gestellt, und uns mit der Ehrfurcht vor uns selbst erfüllt, die Goethe dem gereiften Geiste beilegt. Sie haben ferner gezeigt wie auch unser bewußtes Leben beständig auf dem unbewußten ruht, wie es sich allmälig aus demselben erhebt und täglich im Schlaf sich in dasselbe versenkt, ja wie stets nur ein kleiner Theil unserer Vorstellungen und Gefühle vom Bewußtsein beleuchtet wird, der ganze Reichthum derselben aber als innere Kraft des Geistes stets wirksam bleibt; Sie haben endlich was sonst unter der Kategorie der Wechselwirkung von Leib und Seele behandelt wurde als den Zusammenklang des unbewußten und des bewußten Seelenlebens dargethan.

Dann aber scheinen Sie Gefühl, Erkenntniß und Willen als die Trias der Seelenthätigkeit anzunehmen, wobei die Phantasie die ihr oben von mir in Uebereinstimmung mit dem leiblichen Dasein angewiesene Stelle nicht erhält, während das Gefühl mit der Erkenntniß gemeinsam zur theoretischen Seite des Seelenlebens gehört, und nur eine besondere Form des Innewerdens unserer selbst und der Dinge ist. Alle Gefühle ruhen durchaus auf dem Concreten, und die Seele wird in ihnen der Dinge wie der Ideen nur in der Art und Weise inne wie sie untrennbar vom Ich existiren; erkennend aber unterscheidet sie sich von den Dingen, erhebt sie sich in das Allgemeine, und wie sie sich selbst in dessen Lichte anschaut, so erhält sie die Welt der Erscheinungen wie der Gedanken in deren selbständiger Objectivität. Sie geben dann Beiträge zur Geschichte der Gefühle, der Erkenntniß, des Willens; es möchte wol geeigneter sein eine allgemeine Entwickelungsgeschichte der Seele, eine Darstellung ihrer Metamorphosen, ihrer Fortbildung von der Sinnlichkeit zum Göttlichen zu geben, und dann eine Charakteristik der oben angedeuteten Grundrichtungen hinzuzufügen. Hiervon abgesehen aber habe ich Ihre Geschichte der Gefühle mit großer Freude gelesen; so verständnißinnig, so im Anschluß an das Leben und an die Kunst, so auf der Grundlage der Bekenntnisse der edelsten Geister, der reinsten Naturen muß die Psychologie behandelt werden: dann kann sie zur Selbstverständigung, zur Läute-

rung, zur Weihe des Gemüths führen. Gestatten Sie mir, daß ich in Form von Randglossen einige Zusätze mache!

(Der Beschluß folgt.)

Aus Venedig.*)

Es war Nacht geworden als der Dampfwagen am Bahnhofe bei Mestre hielt. Kein Omnibus, kein Vetturin war zu sehen. Nur mit Mühe erlangten wir einen Karren, auf dem die Passagiere ihre zusammengeworfenen Effecten selber nach Mestre zogen. Hier aber war reges Leben. Zwar die Häuser waren theils zerschossen und theils verlassen, nur in den untern Stockwerken schimmerte hin und wieder ein Licht. Auf den Straßen aber, auf dem nach der Lagune führenden Kanal wimmelte der lebendigste Verkehr. Es galt einer ausgehungerten Bevölkerung von mehr als hunderttausend an Wohlleben gewöhnten Menschen die lange entbehrten Vorräthe wiederzuzuführen. Schiffe aller Gestalten wurden mit Getreide, Brot, Fleisch und Früchten, vor Allem mit Wein geladen, der in dunkelrothen Strömen aus den am Ufer aufgehäuften Gebinden durch lange Rinnen in die Fässer geleitet ward, die auf den dichtgereihten Fahrzeugen der Füllung harrten. Andere ruderten, segelten mit schon ausgeleerten Behältnissen heran, und wie in den guten Tagen Venedigs drängte unsere Gondel sich nur mühsam hinaus in den freien Kanal.

Welch ein Abstand! Noch vor wenig Tagen hatten die Blicke der hartbedrängten Meereskönigin vergebens am Horizonte nach einem Segel gespäht das ihren verschmachtenden Tausenden Speise und Trank zuführe. Und doch war die östreichische Blockade Nichts weniger als eine undurchdringliche gewesen. Leider nur hatten die Venetianer ohne es zu wollen sich selber abgesperrt. Ihr einziges Zahlungsmittel seit Monaten war ihr eigenes Papiergeld, das über die Gemarkung der Stadt hinaus keinen Curs hatte. Um ein ihnen werthloses Papier einzutauschen waren aber Dalmatier, Jonier u. s. w. wenig geneigt sich den Kanonenschüssen des östreichischen Blockadegeschwaders auszusetzen. Hätte Venedig in Silber bezahlen können, so hätte sein stolzes Haupt noch monatelang sich nicht vor dem Hunger zu beugen gehabt.

Je weiter wir hinausfuhren nach der Lagune, desto sichtbarer wurden die Verheerungen der letzten Kämpfe. Die Erdwälle, die Schanzen von Marghera waren von Bomben und Granaten durchwühlt. Schanzkörbe, Erd- und Wollsäcke lagen durcheinander, dazwischen zeichneten einzelne zum Theil umgestürzte Geschütze im hellen Mondenschein blinkend ihre unheimlichen Contouren gegen den nächtlichen Himmel. Noch gräulicher war die Verwüstung auf der Insel San-Giuliano. Ganze Mauerstücke waren von der Pulverexplosion durcheinander geworfen, und es schien unbegreiflich wie ein solcher Trümmerhaufen auch nur einiger Vertheidigung fähig gewesen sei. Von hier aus ist die Wasserfläche bis zum Fort San-Secondo, das die Venetianer während der ganzen Belagerung innehatten, ununterbrochen. Nur der lange Streifen der Eisenbahnbrücke verband vom 14. Jan. 1846 an, wo der erste Dampfwagenzug darüber hinrollte, bis zum 27. Mai 1849, wo die zwei ersten Bogen von den Venetianern gesprengt wurden, die Inselstadt mit dem festen Lande. Im Verfolge der Belagerung wurden zur Abwehr des Feindes über 30 Bogen, gegen ein Sechstheil der Gesammtzahl, in gleicher Weise ganz oder theilweise zerstört. An den meisten Stellen sind die Pfeiler unverletzt geblieben, zu Zeiten die Bogenwölbungen selbst nur stückweise erschüttert und eingesunken. Unmittelbar vor dem großen Quadrat in der Mitte der Brücke (dem Piazzale), wo die Hauptbatterie der Venetianer stand, ist aber eine Reihe von Pfeilern bis herunter zum Wasserspiegel weggesprengt. Die Lücken der ersten Art sind in den letzten Tagen durch Laufbrücken von Balken und Bohlen ergänzt. Vom Piazzale aus führen Pontons bis zum nächsten stehengebliebenen Pfeiler. Man hat die Venetianer wegen dieser Zerstörung der Barbarei beschuldigt, und sicher verdiente ein Werk das, mit einem Aufwande von 5½ Millionen Lire binnen fünf Jahren vollendet, den stolzesten Römerbauten würdig an die Seite tritt, die allgemeinste Theilnahme. Nicht allein aber war die Hinwegräumung dieses einzigen Zugangs zu der belagerten Stadt, der zugleich den Geschützen bequeme Aufstellung gewährte, durch die Vertheidigung unbedingt geboten, sondern auch unabhängig davon war seit dem Beginne des Baus unter den Venetianern Widerwillen gegen ein Unternehmen weit verbreitet das die Inselstadt ihres eigensten Charakters berauben sollte, und Vielen nur als die eiserne Fessel galt mit der Oestreich den Löwen des heiligen Marcus an die Fänge seines Adlers zu schmieden dachte. Keineswegs wird die Wiederherstellung der Brücke übermäßige Opfer fodern, und man gibt die Hoffnung nicht auf sie vielleicht noch im Verlaufe dieses Jahres ihrem frühern Gebrauche zurückgegeben zu sehen.

Das Piazzale und das noch etwas näher nach Venedig links gelegene Fort San-Secondo war noch fast unverändert in dem Zustande in dem vor wenig Tagen die italienischen Soldaten es verlassen hatten. Mehr als mannshoch regelmäßig und sauber zur Schutzwehr aufgeschichtete Erd- und Wollsäcke, Geschütze, Alles stand noch an seinem Platz. Von hier aus, ohne den Schutz kunstgerechter Vertheidigungswerke, zugleich dem glühenden Strahl der italienischen Juli- und Augustsonne, und dem Ungemache täglich wachsenden Mangels preisgegeben, hatte die venetianische Artillerie, großentheils von zwangsweise festgehaltener, oder von unerfahrener Mannschaft bedient, monatelang sicherzielend und unermüdlich Tod und Verderben unter die Belagerer entsendet, und selbst als die Führer des Aufstandes schon capitulirt hatten, die verzweifelte Gegenwehr aufzugeben sich geweigert. Eben hier war aber auch die einzige auf östreichischer Seite nennenswerthe Waffenthat der Belagerung, der muthige aber mit völlig ungenügenden Mitteln unternommene und daher nutzlose Ueberfall in der Nacht vom 7. zum 8. Juli, ausgeführt.

Die Gondel glitt in den Canaregio und wir waren endlich in Venedig. Mitternacht hatte noch nicht geschlagen; es war die Stunde, wo in glücklichern Tagen die Lagunenstadt lauter und belebter zu sein pflegte als beim Schein der Mittagsonne. Jetzt aber ruderten nur die Proviantschiffe schweigsam durch die ausgestorbenen Kanäle. Die lichtlosen Häuserfaçaden mit leeren Fensterhöhlen zeigten, daß wir uns in dem feindlichen Geschossen zunächst ausgesetzten Stadtviertel befanden, aus welchem in den letzten Wochen die ganze Bevölkerung fort und nach den östlichen Stadttheilen gezogen war. Trümmerhaufen dagegen wie ich sie erwartet hatte sah ich nirgend. Hin und wieder ein zerschlagenes Stück Gesimse, ein zerschmettertes Fensterkreuz; von Scenen wie sie z. B. die Straßen von Dresden nach den Maitagen boten keine Spur.

In dem ebenso schön gelegenen als wohleingerichteten Gasthaus der Europa, einem ehemaligen Palazzo Giustiniani, fanden wir zu unserer Verwunderung kaum noch Unterkommen, da fast alle Zimmer von Fremden, freilich von östreichischen Offizieren, besetzt waren. Schlimmer war es mit unserer Verpflegung bestellt. Vorräthe waren im Hause fast gar nicht vorhanden, und es machte einige Schwierigkeit am andern Tage eine Mittagsmahlzeit zu erlangen. Freilich sahen wir auf jedem der unzähligen „Campi", an den Straßenecken, am Fuße der Brücken improvisirte Schenken errichtet, wo der schwarzrothe Wein aus großen Fässern in irdene Krüge verzapft, und von den durstigen Käufern meist gleich im Stehen getrunken ward; freilich waren überall Berge von Wasserme-

*) Da die Zeitungen noch so wenig genügende Mittheilungen über die denkwürdigen Ereignisse in Venedig brachten, so wird der nachstehende Bericht, der gleich nach der Einnahme Venedigs zu Anfang Septembers daselbst niedergeschrieben wurde, auch jetzt noch gern in d. Bl. gelesen werden. D. Red.

lonen, von Trauben, Pfirsichen und Feigen aufgehäuft, und Tische mit riesigen Thunfischen und anderm Seegethier wechselten auf den Straßen mit andern auf denen unzerstückelte Hammel, Kälber u. s. w. feilgeboten wurden; aber nicht nur fehlte bei dieser ämsigen und massenhaften Consumtion die dem Italiener sonst so natürliche Fröhlichkeit, sondern die Preise, die gewöhnlich auf Papierstücken an Stäbchen befestigt über den Waaren geschrieben standen, überstiegen das sonst übliche Maß noch um Vieles. Es kommt hinzu, daß wenn auch das östreichische Gouvernement dem revolutionnairen Papiergeld einen auf die Hälfte des Nennwerths reducirten Curs zugestanden hat, dennoch die Mehrzahl der Verkäufer, namentlich der vom Lande gekommenen, diese Manin'schen Zettel überall nicht oder nur mit noch größerm Verluste als Zahlung annehmen will. So beschränkt denn Jeder in der Hoffnung beide Uebelstände in kurzem gemildert oder aufgehoben zu sehen seine Einkäufe auf die Bedürfnisse des Augenblicks. Viele Speisehäuser und Schenken (z. B. der Cappello, der Vapore u. s. w.) haben ihr Geschäft noch nicht einmal wieder eröffnet, wodurch der Zudrang in den übrigen wahrhaft lästig wird.

Das Bedürfniß sich an Speise und besonders an Getränk nach so langer Entbehrung, und zwar wol in etwas reicherm Maße als der so mäßige Venetianer sonst zu thun gewohnt ist, wieder einmal zu erquicken fühlt nämlich ein Jeder. Auch ist gar manche Häuslichkeit von der Belagerung her noch in solcher Unordnung, daß die Familienglieder ihre Mahlzeit am Wirthstische statt am häuslichen Herde suchen müssen. Da fehlen denn selten trübselige Mittheilungen von der ausgestandenen Noth. Die meisten auch unter den Wohlhabendern die ich sprach versicherten mich, daß sie reichlich vier Monate lang keinen Wein getrunken, da die Flasche des gewöhnlichen Landweins nicht unter, wol aber häufig über 3 Thlr. verkauft sei. Eine Citrone habe von ⅓ bis zu ½ Thlr. gegolten, und Eis oder Schnee sei auch für Kranke überall nicht zu haben gewesen. Wie drückende Entbehrung durch den Mangel von Wein, Eis und Citronen in den heißen Sommermonaten bedingt war, ermißt wer das abständige laue Cisternenwasser von Venedig je zu solcher Jahreszeit unvermischt zu trinken versucht hat. Nicht geringer war die Theuerung der Nahrungsmittel. Ein Huhn wurde mit 3—4 Thlr., ein Ei mit ⅓ Thlr. und mehr bezahlt. Anderes Fleisch war so gut als gar nicht vorhanden. Die Pferde der zur revolutionnairen Armee gehörenden Cavalerie waren bald als Leckerbissen verspeist. Aber auch Katzen, ja Ratten und Mäuse wurden vielfach gegessen. Selbst die fischreiche See war den Hungernden fast gänzlich verschlossen. Bekanntlich ist der nächtliche Fischfang der ohne Vergleich ergiebigere. Bei Nacht aber gestatteten die aufständischen Machthaber aus Furcht vor verrätherischem Verkehr mit dem Feinde Niemandem in das Meer hinauszufahren. So blieb denn die Nahrung fast allein auf Brot beschränkt wie es für menschliche Mägen kaum verdaulich aus wenigem Roggen oder Gerste, vieler zum Theil seit Jahren als unbrauchbar zurückgebliebenen Kleie und Mehl von sogenannten Saubohnen bereitet ward. Selbst dies dunkelbraune, fast schwarze Gebäck war nur so kärglich vorhanden, daß die Frauen Nächte lang vor den Bäckerladen darauf harrten, und der Verkauf selten ohne Schlägereien verlief. Und wie Vielen fehlten nicht die Mittel auch nur dies Brot zu kaufen. Die Anfoderungen an das Leihhaus waren so groß, daß der Regel nach auf ein Pfand nicht mehr als ein halber Zwanziger (in Papier) geborgt ward. Um aber diese paar Groschen zu erlangen standen täglich ganze Scharen während des heftigsten Geschützfeuers stundenlang vor dem Monte di pietà, der, dem Eingang des Canaregio in den Canal grande nahe gelegen, den feindlichen Kugeln ganz vorzugsweise ausgesetzt war. Selbst das Vermahlen des wenigen vorhandenen Getreides machte Schwierigkeit. Man verwandelte die Locomotiven der Eisenbahn in Dampfmühlen; aber sie reichten nicht aus, und so mußten denn zahlreiche Handmühlen nachhelfen, ja noch gegenwärtig sieht man die Fliesen des Straßenpflasters häufig aufgerissen, wo die Anwohner mit Stein auf Stein das Korn zu zerreiben versucht haben.

Bemerkenswerth schien mir das Festhalten an einer altrepublikanischen Sitte ungeachtet solcher Noth. Vor Jahrhunderten wurden bei festlicher Gelegenheit vom Vordache der Marcuskirche Tauben und andere Vögel unter die wartende Menge entlassen. Steine belasteten den Thieren in solchem Verhältniß die Füße, daß sie nicht weit zu fliegen vermochten und bald eine Beute des Volks wurden. Einst nun, so berichtet die Sage, hatten einige Tauben sich von den hemmenden Gewichten frei zu machen gewußt, und saßen ruhig auf den Zinnen des Dogenpalastes, während ihre Gefährten der Gefangenschaft umsonst zu entrinnen strebten. Der Volksglaube schrieb ihre Rettung göttlichem Schutze zu, und ließ sie unangefochten. Bald wurden sie und ihre Brut Gegenstand allgemeiner Theilnahme, und ein Staatsdecret bestimmte, daß die Tauben des heiligen Marcus auf öffentliche Kosten erhalten werden sollten. So spazieren sie denn zu Hunderten unbekümmert durch das Drängen geschäftiger Menschen im Gefühl ihrer Sicherheit auf den Fliesen des Marcusplatzes, und wenn die zweite Stunde naht sind die Dächer der Procurazien übersät von Tauben, die des ersten Glockenschlags warten um sich auf das Pflaster niederzulassen auf das im selben Augenblick aus einem der Fenster ein städtischer Beamter ihnen reichliches Futter spendet. Diese schöne Sitte nun ist nicht nur während der Dauer der Provisorischen Regierung alles Kornmangels unerachtet beibehalten, sondern wie man uns versicherte sind in diesen Zeiten ärgster Noth kaum ein oder zwei Fälle vorgekommen, wo ein hungernder Proletarier sich an den dem Schutzheiligen Venedigs geweihten Vögeln zu vergreifen gewagt hätte.

Unsere ersten Erkundigungen galten dem durch das Bombardement, welches vom 29. Juli bis zum 22. Aug., drei und eine halbe Woche lang, allnächtlich angedauert, verursachten Schaden. Wir fanden unsere günstigsten Hoffnungen für die geängstete Stadt noch um Vieles übertroffen. Ungerechnet die aërostatischen Höllenmaschinen, von denen die Zeitungen so viel Haarsträubendes berichtet, haben die östreichischen Batterien den öffentlichen Blättern zufolge etwa 110,000 Schüsse auf Venedig gethan. Davon haben nicht mehr als 13,350 Projectilien den Umkreis der Stadt erreicht, und zwar je nach der Verschiedenheit der Geschosse in verschiedener Tragweite: 3770 Bomben blieben fast allein auf das Gebiet von Canaregio und das Militairhospital von Santa-Chiara beschränkt; 4260 Granaten erstreckten sich weiterhin bis zu dem Bogen der von der Madonna dell' orto oder dem Sacco della misericordia ausgehend, Sant'-Eustachio (San-Stae) am Canal grande und die Kaserne (nicht die Kirche) de' Frari nebst der Scuola di San-Rocco umfaßt, und am Canal di Giudecca nächst San-Raffael arcangelo endigt. Das weiteste Gebiet endlich ist das der 5330 vierundzwanzigpfündigen unter einem Winkel von 45 Grad geschossenen Kanonenkugeln. Es schneidet nordwärts bei den großen bürgerlichen Spitälern de' Mendicanti und di San-Giovanni e Paolo, die es ganz umfaßt, in die Stadt ein, berührt die westliche Hälfte der letztgenannten Kirche, streift den Platz von Santa-Maria formosa, zieht sich dann über San-Giuliano und die Mercerien hart an der westlichen Ecke des Marcusplatzes (bei dem Ponte del cavalletto) hin, überschreitet den Canal grande beim Palazzo Trevisani in der Richtung nach den Incurabili, und endet auf der Giudecca bei San-Cosmo und dem Rio di Santa-Eufemia. Unberührt von den feindlichen Geschossen sind also außer der Salute, dem größten Theil der Giudecca und San-Giorgio maggiore geblieben der ganze Marcusplatz nebst Kirche und Dogenpalast, die ganze Riva de' Schiavoni, das Arsenal, der Dom (San-Pietro in Castello) und der von Napoleon begründete Oeffentliche Garten, das heißt dem Raum nach etwa ein Drittheil, im Verhältniß der Bevölkerung aber wol kaum ein Viertheil der Stadt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag. Nr. 283. 26. November 1849.

Philosophischer Versuch über die Gregarmonik.

A. Von Karl Gustav Carus in Dresden.

(Schluß von Nr. 282.)

Jahrhunderte mit so innerst aller Lebens Fasern einer Verbindung und Trennung mit einer Trennung und Verbindung zweier Welten inneinander, entfaltet sich die Geschichte der Menschheit, und wie sie sich in Zeit und Raum ausgebreitet haben wir die Form kennen, in welcher sich das Gesetz offenbart oder ergründet, als Form der Zeit oder als Gegenwart und Raum.

Wahrend nun diese sich uns mit Recht als Ordnungen der Geschichte darstellen, so ist doch nicht zu übersehen, daß sie selbst, und wie sie einer höheren und tiefen Gesetzmäßigkeit mit Nothwendigkeit unterliegen, und daß wir diese höhere Ordnungen auch in ihnen und den Menschen kennen zu lernen streben müssen und werden. Es ist Niemand darüber besorgt, daß Gesetz und Ordnung sich einander stets verstehen, daß Gesetz und Ordnung sich einander stets begreifen, daß Gesetz und Ordnung sich einander stets durchdringen, daß Gesetz und Ordnung sich einander stets bedingen. Was wir Gesetzmäßigkeit nennen, ist die Grundlage der Ordnung, was wir Ordnung nennen, ist die Bedingung, wenn ausgebildeter und differenter Gesetze. Wo Gesetz und Ordnung sich begegnen und vereinen, da scheint leichter jede Verschiedenheit der Gesetze und Ordnungen, und wir können uns nicht wundern, daß sie sich auch in der Geschichte der Menschheit finden, und wir sind in unsrer Weise Gelehrsamkeit und Wissenschaft, wie auch in unsrer Weise Kunst und Leben, stets bemüht gewesen, sie zu finden. Es gehen uns Naturgesetze auf wie uns jedes andre Gesetzen, die ausgebildete Formen und Ordnungen sind uns Naturgesetzen und Ordnungen auch, wie sind in unsre Weltsicht hinein und verflochten. Es ist nicht zu leugnen, daß wir in unsrer Weltsicht und Weltanschauung, in unsrer Wissenschaft und Kunst, in unsrer Sitte und Religion, in unsrer Gesetzgebung und Verfassung, in unsrer Geschichte, in unsrer Sprache, in unsrer Dichtung, in unsrer Musik, in unsrer Baukunst, in unsrer Bildnerei, in unsrer Malerei, in unsrer Gymnastik, in unsrer Heilkunde, in unsrer Landwirthschaft, in unsrer Technik, in unsrer Handlung, in unsrer Schiffahrt, in unsrer Kriegskunst, in unsrer Gesellschaft, in unsrer Familie, in unsrer Ehe, in unsrer Erziehung, in unsrer Liebe, in unsrer Freundschaft, in unsrer Feindschaft, in unsrer Gastfreundschaft, in unsrer Gastfeindschaft, in unsrer Tracht, in unsrer Speise und Trank, in unsrer Wohnung, in unsrer Hausgeräthe, in unsrer Gewerbe, in unsrer Arbeit, in unsrer Ruhe, in unsrer Spiel, in unsrer Lust, in unsrer Leid, in unsrer Geburt, in unsrer Hochzeit, in unsrer Tod, in unsrer Begräbniß, in unsrer Auferstehung, in unsrer Unsterblichkeit, in unsrer Ewigkeit, in unsrer Zeit und Raum, in unsrer Gegenwart, in unsrer Vergangenheit, in unsrer Zukunft

Für die Erkenntnißlehre werden Sie in Ulrici's „Grundprincip der Philosophie" viel Treffliches zur Ergänzung Ihrer Darstellung finden. Die Sprache verdient eine größere Berücksichtigung, die Sie an der Hand Wilhelm von Humboldt's ihr leicht werden zu Theil werden lassen. Die Metamorphosen der Seele hat Hillebrand in der „Philosophie des Geistes" am besten entwickelt.

Wie man in Ihrem ganzen Buche ebenso sehr, ja fast mehr den Künstler wie den Denker sieht, so haben Sie auch den Willen von der Höhe des ästhetischen Standpunkts betrachtet, mit dem heitern Sinn betrachtet der an den Abgründen sicher vorüberschreitet. Die grauenvolle Macht des Bösen, der Reiz der Sünde erfodert aber hier mehr die ethische Behandlung; und wenn Sie auf diese Nachtseite des Menschenthums eingehen, so werden Sie von selbst zur Darstellung des Processes der Wiedergeburt hingeführt werden, um sich wieder an das Licht zu erheben. Hier werden Ihnen die deutschen Mystiker die Farben leihen.

„Begriffe ohne Anschauungen sind leer, Anschauungen ohne Begriffe blind" — mit diesem Satz hat Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" es ausgesprochen, daß uns für jede wissenschaftliche Gewißheit Zweierlei nöthig ist, die Vernunft in der innern Macht ihrer geistigen Allgemeinheit und die Erfahrung des Besondern, die Wahrnehmung; denn das Ideelle und das Materielle bilden überall erst in ihrem Zusammensein das volle Leben. Darum werden wir die Unsterblichkeit als eine Foderung der Vernunft hinstellen können, wir werden im Ganzen einer philosophischen Weltanschauung ihre Nothwendigkeit darthun können, uns aber bescheiden über das Wie derselben Etwas wissenschaftlich auszumachen.

Hier hat das individuelle Gefühl eines Jeden, hier das Herzensbedürfniß, hier die Ahnung und Phantasie einen Spielraum; darum hat Platon diese Frage, während ihm das Daß der Ewigkeit der Seele feststeht, in einem mythischen Helldunkel behandelt, welches schwer unterscheiden läßt wo der Ernst des philosophischen Denkers und wo das Spiel der Poesie waltet; darum hat gerade hier auch die poetische Form ein Recht, und wenn Etwas so ist die Unsterblichkeit Stoff einer Gedankendichtung. Ich habe es versucht sie in der Ihnen bekannten „Letzten Nacht der Girondisten" so darzustellen. Sie streben zu unterscheiden was an der Seele ewig und was vergänglich ist, und opfern das persönliche Selbstbewußtsein, indem Ihnen alles geistige Leben an leibliche Vorgänge gebunden ist, und darum keine Erinnerung ohne den gegenwärtigen Leib möglich scheint; deshalb deutete ich Ihnen oben eine abweichende Ansicht von Ennemoser und Lotze zu näherer Beachtung an. Denn was unser Gemüth verlangt Das ist gerade die Fortdauer des Bewußtseins von uns als diesen, die Continuität unsers Ichs, die auch täglich das Unbewußtsein des Schlafs unterbricht ohne sie aufzuheben. Ueberall aber können wir sicher sein, daß die volle Wahrheit auch das Herzbefriedigendste ist, und wo uns ein Rest des Schweigens bleibt, wo das Gemüth noch unerfüllte Foderungen stellt, da müssen wir diese nicht verwerfen, sondern durch eine tiefere Erkenntniß ihnen Genüge thun.

---

5. An Hundeshagen in Heidelberg.

Es ist nicht gut, wenn ein Volk das alle Bedingungen einer umfassendern Entwickelung in sich trägt auf eine ausschließlich literarische Existenz zurückgedrängt wird.

Dies Motto Ihres classischen Buchs über den deutschen Protestantismus hat eine größere Tragweite entwickelt als Sie selbst andeuteten; Sie wiesen darauf hin wie die Wissenschaft welche nicht die Blüte eines gesunden Volkslebens ist allmälig zur Unfruchtbarkeit verdammt wird, wie das schlichte Wahrheitsgefühl in diplomatischen Phrasen sich abstumpft, und ein Jahr später öffnete sich unserm Volk die Schranke der politischen Arena, und traten seine Gelehrten auf den Kampfplatz; das Geschick der Nation war ihr selbst überliefert. Aber weder in Frankfurt noch in Berlin noch in Wien hatten ihre Vertreter Muth und Einsicht genug um rechtzeitig einen Neubau des Staats zu vollbringen; die Begeisterung verrauchte und die Verfassungsfrage lag wieder in der Hand der Könige! Es war nicht gut, daß wir so lange eine blos literarische Existenz unsrer geistigen Kräfte gehabt, und wo wir eine Meisterschaft hätten beweisen sollen, da mißglückte die Probe, und wir können uns freuen, wenn wir wenigstens jetzt ununterbrochen in eine politische Schule gehen und lernen was wir es besser zu machen haben. Kommt es doch auf die Staatsformen überall lange nicht so wesentlich an als auf den Geist des Volks, der mit jedem Werkzeug arbeiten kann! Vor Allem aber ziemt es sich, daß fürder nicht jede Partei die andere wegen des Mislingens anklagt, sondern daß wir unsern gemeinsamen Antheil Alle auf uns nehmen; wollen wir die Hoffnung eines Bardengesangs aus den Befreiungskriegen hegen, so müssen wir auch mit ihm beginnen:

Frei war von Schuld nicht Einer,
Und unser Aller Keiner
Ist der nicht schwer geirrt.
Nun laßt uns Das erkennen
Und lasset uns bekennen
Was uns so lang verwirrt.
Wir stehen in der Reihe
Der edlen Völker doch:
Des Unglücks hehre Weihe,
Wie auch die Zeit uns zeihe,
Reicht uns die Krone noch!

Ich möchte Sie gern veranlassen ein Wort über unsere nächste Vergangenheit und unsere Zukunft öffentlich zu sagen: mir liegt das Grundgebrechen der ganzen vorjährigen Erhebung in einem Mangel an religiösem Sinn, nicht sowol bei dem Volke als bei den Führern; und wo jetzt ein specifisch religiöser Sinn auftritt, da bewegt er sich in Formen und auf Bahnen die mir nicht die des Heils scheinen: er stellt sich in den Dienst der Reaction, statt die Fahne der Freiheit voranzutragen. Es ist jüngst ein Brief von Max von Schenkendorf gedruckt worden, darin heißt es:

Es war so viel geschehen im Krieg, da bildeten die Menschen sich ein sie hätten es gethan und gemacht, ganz

vergessend, daß Gott nicht in gemachten Tempeln wohnt. Dieser Hochmuth ist nun von rechtswegen bestraft, und Alle sind gefallen, damit Keiner sich rühmen darf. Es thut einem deutschen Herzen freilich weh, daß die Stämme unsers Volks, die nach so langer Trennung ihre Arme sehnsüchtig einander entgegenbreiteten, aufs neue so teuflisch verhetzt sind. Das soll uns aber den Blick auf das Ziel nicht trüben, oder uns gar an unserm Ziel irremachen. Rückwärts geht Gott und die Zeit nicht, also in Gottes Namen vorwärts! Vorn ist Bahn und zu thun ist noch genug. Wir erleben doch noch, oder unsere Kinder erleben's, ein freies glückliches Vaterland!

Wenn Schenkendorf von einer Zeit also redet welche uns jetzt als eine des religiösen Aufschwungs in der Erinnerung vorkommt, von Kämpfen also redet die Körner mit den Versen einleitete:

Es ist kein Krieg von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg!

was sollen wir von unsern Tagen sagen, wo die conservativ-liberalen Leiter und Führer dem aufgeklärten Rationalismus des Beamtenstandes huldigten, den Sie so gut gezeichnet haben, und die Radicalen mit wenigen Ausnahmen dem Atheismus verfallen waren, die Religion haßten oder verachteten, und nicht einmal klug genug waren sie dem Volk nicht anzutasten oder sie als Werkzeug zu gebrauchen! Statt im christlichen Staat die auf Sittlichkeit gegründete freie Lebensgemeinschaft zu erkennen, überließen sie denselben ihren Gegnern, und entwurzelten sich selbst bei einem großen und nicht dem schlechtesten Theil des Volks, das mit richtigem Gefühl am Christenthume festhält.

Bei dem Schiffbruch den die Kämpfer um politische Formen gelitten, bei dem Untergange Derer die mit einigen socialistischen Formeln die Welt meinten retten zu können ohne eine sittliche Wiedergeburt, gedenke ich des Worts das Karl Zeuner zu mir sagte als er wieder nach Amerika ging. Sie erinnern sich wol dieses Mannes aus den dreißiger Jahren; sein Name ist durch den Proceß Weidig's, dessen Lieblingsschüler er war, vielfach mit vollster Anerkennung seines ehrenhaften, von keiner Kerkerqual gebeugten Charakters genannt worden. Weil er sein Ringen nach Einheit und Freiheit des Vaterlandes nicht bereuen wollte ward er damals nur unter der Bedingung des Auswanderns aus dem Gefängniß entlassen; die Kunde von den Märztagen rief ihn nach Europa, er durchwanderte Deutschland, aber um nach Amerika zurückzugehen. „Europa", sagte er beim Abschied, „gleicht der alten Welt zu Christi Zeit: Egoismus herrscht statt der Liebe; kaltes Verstandeswesen statt der Begeisterung; auch diesmal kann nur Christus retten; sie meinen zwar das Christenthum eingesargt zu haben, aber es wird auferstehen, und wenn dann eine neue politische Erhebung die religiöse Weihe erhält, dann wird sie ein hohes Ziel erreichen." Er hatte in diesem Sinne fast mit Niemand gesprochen, die Leute verstanden ihn nicht.

Wir sehen Symptome der Auferstehung des Christenthums. In Frankreich ist ein Bund aller hervorragenden Geister, die eine Erneuung und Fortbildung der Gesellschaft auf religiösem Grund erstreben, bereits im Werk, um durch gemeinsame praktische und wissenschaftliche Arbeiten das Volksbewußtsein heranzubilden; in Deutschland besteht bereits ein Kreis von Männern die die bloße Negation überwunden haben, und in freiem Anschluß an die große Grundidee des Christenthums neue Bahnen der Forschung betreten; und daß gerade jetzt die innere Mission der Kirche so großartig hervortritt, daß die Theologen einsehen wie nicht mit Worten, sondern mit Thaten der Liebe der eigene Glauben bewiesen und der schlummernde Glauben geweckt werden muß, Das ist ein so schönes als bedeutsames Zeichen der Zeit. Aber — wenn nur dies verhängnißvolle Aber nicht wäre! — in Frankreich droht jenem Streben die Klippe des Legitimismus, und wenn etwa die Restauration der Zweck der Association sein sollte, und nicht die Sittigung und Veredlung des Lebens in den Formen des freien Staats, so würde sie nur dienen die Verwirrung und Parteiung zu mehren, und die Religion als ein Mittel einer von der Geschichte wiederholt gerichteten Politik für die Republikaner zu einem Gegenstand des Hasses zu machen. In Deutschland laufen wir Gefahr, daß die innere Mission einem einseitigen Pietismus verfällt; statt von einer moralischen und materiellen Hebung des Volks aus zu wahrer Religiosität hinüberzuführen, droht ein unglückseliges Bekehren zum Buchstaben der da tödtet, statt zum Geiste der da lebendig macht, in den Vordergrund zu treten. Wol ist das Gefühl der Heilsbedürftigkeit nothwendig, aber es soll zur Versöhnung leiten, die Freude derselben soll eintreten, statt der kopfhängerischen Flucht aus der Welt wollen wir die Verklärung des Lebens.

Es ist an einem Manne wie Sie, hier seinem Volke und seiner Zeit nicht zu fehlen, sondern sein Gewicht dafür in die Wagschale zu legen, daß die Freiheit erkannt werde nicht als eine Bundesgenossin des Unglaubens, sondern der Religiosität, daß aber die Religiosität nicht zu einem trübseligen Mumiendienste der Vergangenheit, nicht zu einem dogmenwüthigen Zelotismus werde, sondern daß sie mit der selbstkräftigen Wissenschaft sich vereinige, daß sie die mannichfaltigen Zweige des Einem Kern entsprießenden Lebensbaumes ebenso innig durchdringe als nach ihrer Art gewähren lasse. Gebe der Himmel, daß nicht eine fortlaufende Kette der Blutrache das deutsche Volk umschnüre, sondern durch den Geist der Liebe ihm die Sonne eines gottkundigen Frühlingstages aufgehe!

Gießen, im Sept. 1846. **M. Carriere.**

Aus Venedig.

(Beschluß aus Nr. 282.)

Was die Wirkung dieser Projectilien anlangt, so sind zunächst die Bombenballons ohne allen Erfolg geblieben. Auch nicht Eine dieser verderbenschwangern Kugeln hat die Stadt erreicht, und während der kurzen Zeit die verging bis die Oestreicher den völlig misglückten Versuch aufgaben, gereichten die unschädlichen Explosionen über der offenen Lagune den zahlreichen Zuschauern zur Unterhaltung. Aber auch die anderweitigen Geschosse haben auffallend geringe Verheerungen angerichtet. Allerdings ist die Gewalt mit der namentlich die Vierundzwanzigpfünder vielfach (z. B. in der Scuola di San-Rocco) durch mehre Stockwerke und durch die festesten Marmorfußböden hindurchgeschlagen sind wahrhaft erschreckend. Es ist aber als ob eine höhere Hand sie geleitet hätte möglichst wenigen

Schaden zu thun. Denn 13,350 Kugeln haben nach den übereinstimmenden Angaben Aller die ich gesprochen nicht mehr als acht Menschen getödtet, und außerdem noch eine geringe Anzahl verwundet. Dabei ist noch hervorzuheben, daß keineswegs etwa die ganze Bevölkerung der bedrohten Stadttheile sich in den Kellern (deren die Häuser Venedigs nicht einmal haben) versteckt gehalten oder nach dem öffentlichen Garten geflüchtet hat. Es liegt in der Weise des Venetianers zwar sein Ungemach lebhaft zu empfinden und redselig zu beklagen, aber es mit fatalistischer Resignation, die einen eigenen Anflug schmerzlichen Humors hat, widerstandslos zu ertragen. So sind denn auch während des heftigsten Feuers die Einwohner großentheils nicht von der Straße, geschweige denn aus ihren Häusern gewichen. Man ergötzte sich daran die feurigen Bahnen der Wurfgeschosse zu verfolgen, und ihr Niederschlagen, das Krachen der Dächer und Mauern wurde bald ein Gegenstand bitterer Witze unter den beisammenstehenden Nachbarn. Die Knaben wußten mit Geschick unter lautem Beifall der Zuschauer der eben gefallenen Bombe den Zünder zu entreißen, worauf sie das unschädlich gewordene Mordgeschoß dann eilig bei der städtischen Behörde gegen den dafür ausgesetzten Papierzwanziger vertauschten.

Auch den Gebäuden und andern Kunstwerken ist Gottlob nur geringe Unbill widerfahren. Allerdings ist der Palast Mocenigo (nächst San-Samuele am Canal grande) von nicht weniger als 42 Kugeln durchlöchert; allerdings haben unter den Kirchen San-Geremia (an der Mündung des Canaregio in Canal grande) und die Chiesa dei Tolentini (westlich von den Frari) vorzugsweise gelitten; glücklicherweise enthalten sie aber keine Kunstwerke ersten Ranges. San-Sebastiano, das die Meisterwerke Paolo Veronese's umschließt, Scuola di San-Rocco, wo Tintoretto seinen Triumph feiert, sind zwar von manchen Kugeln getroffen, die Decken sind durchgeschlagen, die reich verzierten Soffitten, die Marmorfliesen zersplittert, auch mehre der Bilder von den Geschossen wirklich berührt; immer aber nur an wenig erheblichen Stellen, im Boden, in den Wolken oder dergleichen, sodaß die Restauration durchaus keine Schwierigkeit haben wird.

Die Akademie der schönen Künste (Scuola della carità) umschließt eine in ihrer Art einzige Sammlung venetianischer Meisterwerke, und es läßt sich mit Recht behaupten, daß wenn die hier vereinigten Bilder zu Grunde gingen, eine vollständige Anschauung der Höhe zu der die Venetianerschule im 16. Jahrhundert gediehen ist nicht mehr zu erlangen sein würde. Schon in der ersten Nacht des Bombardements fielen nun in den Hauptsaal (Sala delle pubbliche funzioni) drei Kugeln, deren eine mitten durch eines der bessern Bilder von Bonifacio (die Anbetung der Könige, Nr. 36) hindurchging. Die erschrockenen Beamten der Akademie ließen sich durch die drohende Gefahr nicht abhalten sofort von Matratzen, Baumwollenballen u. s. w. wenigstens vor den bedeutendsten Bildern Schutzmauern zu errichten, die zum Theil erst bei unserer Anwesenheit hinweggeräumt wurden. Die rühmenswerthe Vorsicht wäre aber nicht einmal nöthig gewesen; denn jene drei ersten Kugeln sind auch die letzten geblieben, und die Darstellung im Tempel, die Himmelfahrt Mariä von Tizian, das Abendmahl von Paolo Veronese, der Fischer und der Doge von Paris Bordone sind zur Freude aller Kunstkenner unangetastet geblieben.

General Chassé verschmähte es vor 18 Jahren aus Menschlichkeit auch in seiner ärgsten Bedrängniß das feindliche, für seinen König ohnehin verlorene Antwerpen zu beschießen. Die östreichischen Belagerer des noch weit volkreichern Venedig, das als einer der edelsten Steine in die Krone der Habsburger wieder eingesetzt werden sollte, haben nicht geglaubt diesem Beispiele folgen zu müssen, und die Eilande mit Verheerungen bedroht vor denen Attila's Scharen einst zurückwichen. Die Kosten für dieses Bombardement werden für Oestreich auf mehr als eine Viertelmillion berechnet. Gegen 15 — 20,000 seiner Krieger sind während der Glut der Hundstage mehr vom Fieber und der Cholera als von den Kugeln der Venetianer hinweggerafft, und noch heute verkündet das bleierne matte Auge jener zahllosen leichenblassen Gestalten die durch die Straßen Veronas und anderer Städte des festen Landes wanken, daß das Grab der Belagerer Venedigs noch nicht geschlossen ist. Dennoch aber darf man behaupten, daß alle diese materiellen Opfer, welche durch den peinlichen Eindruck den der Gebrauch jener äußersten Strenge gemacht hat vielleicht noch überwogen werden, Nichts dazu beigetragen haben Venedigs Fall auch nur um einen Tag zu beschleunigen. Den 13,350 Kugeln zum Trotz hat Venedig widerstanden bis die Mundvorräthe nicht mehr hinreichten das Leben der Bevölkerung in der geschilderten kümmerlichen Weise auf länger als drei Tage zu fristen; in diesem Augenblick aber würde es gefallen sein, wenn die Belagerer sich auch nur auf strenge Absperrung beschränkt hätten.

Einen empfindlichen aber mittelbaren Nachtheil hat indeß jene Beschießung allerdings für Venedig gehabt. Mit der Zahl der feindlichen Kugeln stiegen regelmäßig die Cholerakrankungen und Todesfälle. Immer zahlreicher drängte sich zu solchen Zeiten die Bevölkerung in den östlichen Theil der Stadt, vorzüglich in die Oeffentlichen Gärten. Verwundete Kranke waren mit Gesunden in ekelhaftem Gedränge untermischt. Den glühend heißen Tagen folgten oft Nächte deren Kälte im Freien am Ufer der Lagune empfindlich war, und wo so viel Menschen in engem Raume zusammengehäuft waren fielen die Nahrungsmittel noch kärglicher und ihre Bereitung noch mangelhafter aus. Die durch den drohenden Untergang des Vaterlands, durch den Austausch so manchen Einzelschmerzes tiefgedrückte Stimmung machte auch an ihrem Theil für die Einwirkung der Epidemie empfänglicher, und wenngleich die Nachrichten die noch in Verona verbreitet waren übertrieben sind, so erkrankten doch nach amtlichen Listen die mir im Auszuge vorgelegen an einzelnen Tagen mehr als 400 an der Cholera, während die höchste Zahl der Gestorbenen 240 betrug.

Unter den Choleratodten dieser letzten Tage war auch Heinrich Stieglitz, den mehre meiner Bekannten noch am späten Abend des 22. Aug. gesprochen, und den am frühen Morgen des 23. die Seuche hinwegraffte. Am Tage seiner gezwungenen Abreise nach Korfu setzte Tommaseo in folgenden schönen Worten ihm ein Denkmal: „Enrico Stieglitz, Annoverese, che per dieci anni di soggiorno in Venezia l'amò come figlio e ne difese contro l'Austria i diritti, e ne scriveva la storia, fu guardia civica il XXII di Marzo, e alla presa dell' Arsenale. Sin da giovane patì prigionia per la libertà, ispirò un amore legittimo e tremendo a donna che per sanarlo morì, credette alle nobili cose, le generose anime amò, visse con parsimonia d'anacoreta, monda d'avarizia, alla presa di Marghera parve colto da vecchiaja prematura, morì di collera addì 23 d'Agosto, quasi per non vedere sepolto l'ultimo vessillo italiano. N. Tommaseo, che l'ebbe visitatore coraggioso e pio nella carcere, avviandosi al secondo esilio, queste parole in nome di Venezia con lagrime gli consacra." (Heinrich Stieglitz aus Hannover, der Venedig während der zehn Jahre die er hier weilte gleich einem Sohne geliebt, der dessen Rechte gegen Oestreich vertheidigten, und dessen Geschichte geschrieben hat, war Bürgerwehrmann am 22. März 1848 und bei der Einnahme des Arsenals. Er gewann die fleckenlose aber mächtige Liebe eines Weibes die um ihn zu heilen sich den Tod gab. Für alles Edle empfänglich liebte er edelmüthige Seelen. Frei von Geiz lebte er mit der Sparsamkeit eines Anachoreten. Der Fall von Marghera stürzte ihn in vorzeitige Altersschwäche. Er starb den 23. Aug. 1849 an der Cholera, als ob er nicht habe sehen wollen wie die letzte italienische Fahne ins Grab sank. N. Tommaseo, den er muthig und theilnehmend im Kerker besucht, weiht in die zweite Verbannung ziehend im Namen Venedigs ihm unter Thränen obige Worte.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 284. —— 27. November 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Vierter Artikel.*)

Vierter und fünfter Band.

Das Geſchick verſchafft ſeiner leitenden Macht über die Handlungen der Menſchen oft in wunderlichen Formen Geltung. Und wenn die Philoſophie auch dieſen beſtimmenden Einfluß äußerer Verhältniſſe leugnet, wenn ſie noch ſo ſtolz und prächtig bewieſen zu haben glaubt, daß die unendliche Freiheit des Wollens in der abſoluten Selbſtbeſtimmung der Subjectivität dem Geiſte ſeinen Inhalt ſetze: — was kümmert Das einen philoſophieungläubigen Poeten, der ſich in der Lecture der Kirchenväter berauſcht um ſeinen Aerger über die Gottloſigkeit Voltaire's und über die Flachheit des amſterdamer Juden Spinoza zu vergeſſen? Der Poet ſchüttelt den Kopf: es liegt allzu viel von Zufall und göttlicher Vorſehung in ſeinem Leben zerſtreut, als daß er an die unbedingte Selbſtherrlichkeit ſeines eigenen Willens glauben könnte.

In ſtiller Zurückgezogenheit finden wir Chateaubriand wieder, ganz der Arbeit hingegeben, unermüdlich beſchäftigt mit den Verbeſſerungen und Ausführungen zum „Génie du christianisme". Da bleibt keine Zeit für ziquante Journalartikel übrig, wie ſie Fontanes gern haben möchte in die Spalten ſeines „Mercure de France". Die Nothwendigkeit, la nécessité, d. h. der Mangel an Geld, unterſtützt zwar ziemlich die Bitten und Vorſchläge Fontanes'; allein eine Arbeit an der die ganze Seele unſers Poeten hängt, und die noch dazu ein Palmzweig auf das Grab der Mutter werden ſoll, läßt ſich nicht ſo leicht beiſeite legen. Wie herauskommen aus dieſem Dilemma? Das Schickſal hilft — und zwar diesmal in der Geſtalt von zwei Turteltauben, ganz gewöhnlichen Thieren. Wenn nämlich der Poet am ſpäten Abend ſich nach Ruhe ſehnt und mit Gedanken über die heilige Trinität ſich auf ſein Lager wirft, da ruchſt und girrt es ſo unerbittlich in ſeinem Zimmer, daß er aufſtehen muß, um ſeine Turteltauben, die er ſeit kurzem gekauft hat, in ſeinen kleinen Reiſekoffer zu packen. Vergebliche Mühe! Der eintönige Klang verfolgt ihn auch von hier aus und ſchafft ihm unerquicklich ſchlafloſe Nächte. In einem ſolchen Augenblicke unfreiwilliger Wachſamkeit kam ihm der Einfall in den Kopf für den „Mercure de France" einen Brief an Frau von Staël zu ſchreiben: ein glücklicher Einfall, wie der Erfolg bald lehrte; denn was zwei dicken Bänden über die Revolutionen nicht hatte glücken wollen, unſern Autor in einen ausgedehntern Leſerkreis einzuführen, Das gelang zweien Turteltauben und — dieſem Briefe.

Ein erſter Erfolg! Das ermuthigt den Autor, und er kündigt ſchnell im „Journal des débats" das Erſcheinen der „Atala" an. Fontanes' ſtrenge Kritik trägt vor der Vollendung noch gute Früchte, und als das kleine Buch vor die Oeffentlichkeit tritt, da erregt die Fremdartigkeit ſeines Stoffs und die Originalität ſeiner Behandlung das Erſtaunen, das Befremden, vielleicht im Einzelnen den Aerger, überall aber die Aufmerkſamkeit der Leſer. In dieſem irrgläubigen Frankreich erklingt plötzlich die Verkündigung einer Religion die ihre Allmacht und ihren himmliſchen Urſprung im Urwald bewährt hatte: da iſt Alles intereſſirt, der Eine aus Neugier, der Andere aus religiöſem Bedürfniß, der Dritte aus Scandalſucht. Abbé Morellet, ein Repräſentant des frommen Frankreichs, gehört zu den letztern: er kritiſirte „Atala", indem er ſeine Magd auf den Schoos nahm und ſich vergebens bemühte die Füße dieſes guten Kindes in ſeinen Händen zu halten, wie Chactas Atala's Füße während des Gewitters hielt. Solchen Beurtheilern gegenüber mag man es dem verletzten Autor wohl verzeihen, wenn er voll Bitterkeit ausruft: „Hätte ſich der Chactas der Straße Anjou ſo malen laſſen, dann würde ich ihm dieſe Kritik verziehen haben."

Wie faſt Alles im Leben, ſo genießt Chateaubriand auch die Freuden ſeiner jungen und vielfach ermunterten Autorſchaft auf eine eigenthümliche Weiſe. Er liebt den Ruhm, aber er liebt ihn ſchüchtern, ſo ſchüchtern, daß er ſich faſt vor ihm fürchtet. Wenn er des Abends ausgeht drückt er den Hut tief ins Geſicht, damit nicht Jeder den großen Mann erkenne, und wenn er im Lateiniſchen Viertel für 30 Sous ſein Mittageſſen verzehrt, ſo ſchmeckt es ihm nicht, weil er denkt die Leute betrachten ihn fortwährend, und zuletzt wundert er ſich darüber, daß er, die créature extraordinaire, wie ein gewöhnlicher Menſch ißt. Aber man treibt es auch arg

*) Vergl. den erſten bis dritten Artikel in Nr. 24—27, 48—51, 98—101 d. Bl. D. Red.

mit der Phantasieschöpfung unsers Dichters, und man muß in der That die ganze Langweiligkeit und Eintönigkeit der damaligen französischen Literatur bedenken, wenn man begreifen will wie „Atala", dieser Stern, der freilich dazu sein Licht von der lange umwölkten Sonne des Christenthums empfing, einen so durchgreifenden und allgemeinen Eindruck machen konnte. In den Gasthäusern fand der Autor in roth, grün und blau gemalten Kupferstichen seinen Chactas, den Vater Aubry und das Mädchen von Simaghan wieder, in den Straßen von Paris bot man ihm die Helden seines Romans als Wachsfiguren zum Kauf an, und selbst bis in die Boulevardstheater verfolgte ihn sein eigenes Werk, da hörte er seine Wilde mit einem Wilden ihrer Art von der Seele der Einsamkeit sprechen. Als später sein „Génie du christianisme" erschien gesellten sich zu diesen Huldigungen bald feinere, die der Eitelkeit noch mehr schmeicheln. Die jungen Damen, die über die Liebe Atala's weinten, und namentlich die frommen Frauen, die sich für den christlichen Glauben Chateaubriand's im Namen der Religion enthusiasmirten, überschütteten den überraschten und vor Freude und Eitelkeit halb trunkenen Autor mit duftenden Briefchen und zuvorkommenden Einladungen. So manche dieser Einladungen blieb nicht unbeachtet; der entzückte Dichter fand nicht selten dreizehnjährige und vierzehnjährige Mädchen, reizende Wesen voll Sentimentalität, unter ihnen eine Polin, Mischung von Odaliske und Walkerie, die der weißen Schneeglocke oder der lieblichen Haideblüte glich. So verführischen Bekanntschaften gegenüber behauptete Chateaubriand eine Charakterstärke zu der man den Schlüssel nur in seinem wirklich frommen, aller Heuchelei feindlich abgewandten Sinne finden kann. Chateaubriand wollte nicht zu den gläubigen, gottergebenen Seelen gehören die auf den keuschen Pfaden der Religion statt zum Tempel der Herzensreinheit zum Tempel der Wollust zu gelangen suchen.

Neben diesen improvisirten Autorbekanntschaften nehmen andere und bemerkenswerthere Persönlichkeiten Chateaubriand in Anspruch. Fäden die das Schicksal erst am felsigen Grabe von St.-Malo zerriß werden in dieser Zeit angeknüpft, eine Reihe zum Theil glänzender Namen wird jetzt in die Freundesliste des Dichters der „Atala" eingezeichnet. Frau von Bacciocchi, die Schwester Napoleon's, Lucian Bonaparte, Frau von Recamier, Frau von Beaumont, Joubert, Bonald, Molé, Pasquier, Chénédolle — wahrlich ein herrliches Lehrercollegium für einen leidlich gelehrigen Schüler! In solchem Kreise gedieh was bis jetzt nur keimend in Chateaubriand gelegen hatte, und die Verehrung für Frau von Beaumont mag namentlich jene sanfte weibliche Milde und jenen wunderbaren Zug weiblich-treuer Hingebung für bestimmte Persönlichkeiten in seinem Charakter ausgebildet haben. Diese blasse Frau von Beaumont, deren verschleierter Blick einem durch Wasser blinkenden Lichtstrahle glich, und deren etwas schroffer und ungeduldiger Charakter ein großes Gefühl und ein tiefliegendes Leid verrieth, war schon dem Tode verfallen als Chateaubriand sie kennen lernte. Ihr leidendes Aussehen, ihre physische Schwäche und die Langsamkeit ihrer Sprache rührten ihn in gleichem Maße als ihn ihr freier Geist, ihr Muth, ihre zugängliche Intelligenz begeisterten. Auf jeden Fall würde sie auf seine leichte Empfindsamkeit einen bedenklich krankhaften Reiz geübt haben, wenn nicht Leute von so piquanter Originalität wie Joubert, Fontanes u. A. durch ihren persönlichen Umgang diesen Reiz in Etwas paralysirt hätten. Fontanes war für ihn eine lebendige literarische Anregung: als Wächter des guten Geschmacks und geschworener Feind einer unkünstlerischen Natürlichkeit der Darstellung lehrte er Chateaubriand die Häßlichkeit und Misgestalt der Gegenstände durch eine weise Anordnung ihrer Beleuchtung verbergen, und es kam ihm dann nicht darauf an, wenn er in der Hitze des Gesprächs mit dem Stocke auf den Boden pochend die 84 Stufen keuchend erstieg die zu der Poetenwirthschaft auf der Rue St.-Honoré führten. Joubert war ganz voller Tollheiten. Da er glaubte, daß leidenschaftliche Bewegungen seiner Gesundheit schadeten, gab er sich alle mögliche Mühe ruhig zu sein; allein da er Kummer und Lust redlich mit seinen Freunden theilte gelang ihm Dies nie.

Um Kräfte zu sammeln, glaubte er, müsse er oft die Augen schließen und ganze Stunden lang kein Wort sprechen. Der Himmel weiß welche Bewegung in seinem Innern während dieser Ruhe vorging die er sich selbst anbefahl. Seine Lebensweise änderte er aller Augenblicke: heute lebte er von Milch, morgen von gehacktem Fleische; bald ließ er sich im Trabe auf holperigen Wegen herumrütteln, bald fuhr er in schön gebahnten Alleen Schritt vor Schritt. Beim Lesen riß er die Blätter die ihm mißfielen aus seinen Büchern heraus, sodaß er eine Bibliothek von gelichteten Werken, die in ihre Einbänden schlotterten, zum Handgebrauch hatte. Er war ein tiefer Metaphysiker, und seine Philosophie verwandelte sich in ihm mittels einer ihm eigenen Ausbildung zu Bild und Gedicht. Er war ein Platon mit dem Herzen Lafontaine's und hatte in sich das Ideal einer Vollkommenheit ausgebildet das ihn verhinderte irgend Etwas zu vollenden. In seinem Nachlaß sagt er treffend: „Ich bin wie eine Aeolsharfe, die einige schöne Töne von sich gibt, aber nie eine Melodie spielen kann." Frau von Chateaubriand behauptete, er sei eine Seele die zufällig einen Körper gefunden habe, und die sich nun mit demselben so gut behälfe als möglich.

In dem stillen und heitern Sommerleben zu Savigny, das nur durch die Ankunft der melancholischen Lucile einen düstern Anstrich erhielt, rückte der „Génie du christianisme" seiner Vollendung nahe. Frau von Staël hatte eines der ersten Exemplare unaufgeschnitten erhalten, und als sie mit den Fingern einige Blätter trennte, wollte der Zufall, daß ihr gerade das Capitel mit der Ueberschrift „Die Jungfräulichkeit" zu Gesicht kam. „O mein Gott, unser armer Chateaubriand!" rief die geistreiche Frau, „damit wird er gänzlich durchfallen." Der Abbé von Boulogne, der einige Manuscriptbogen gelesen hatte, sagte einem Buchhändler: „Wenn Sie sich ruiniren wollen, verlegen Sie Das!" So schwirrten die Unglücksvögel um den Kopf unsers Poeten und verkündeten seinen Fall. Allein unter allen

Anzeichen des nahen Sturms blieb er ruhig, weil er wie ein rechter Prophet an die wunderthätige Heilkraft seiner Lehre glaubte. Er sah die Entbehrungen der Unglücklichen und ihre Sehnsucht nach den Tröstungen der Religion, er sah die gebrochenen Herzen, die vereinsamten Seelen, die um ihre Wunden zu heilen nach einer göttlichen Hand seufzten, und die an den Altar sich klammerten wie Schiffbrüchige an eine rettende Felszacke. Den Armen wird das Evangelium gepredigt! Das allgemeine Elend gab Chateaubriand den Muth aus den Trümmern der Kirche sich eine Kanzel zu bauen, von der aus er der Welt die goldene Legende der Vorzeit verkündete, und eine Sache wiederzuerobern unternahm die Rom mit der Allmacht seines Bannstrahls und der Erzbischof von Paris unter Beistand des Parlaments, des königlichen Namens und der bewaffneten Armee nicht hatte retten können. Die Erfolge seines Unternehmens sind bekannt, er selbst stellt sie zusammen, indem er in freudiger Erinnerung an diesen Kampf gegen die Philosophie Voltaire's versunken versichert: er habe das irreligiöse Vorurtheil zerstört, sodaß sich die Menschen nicht mehr für verpflichtet gehalten hätten eine in philosophische Banden gelegte Mumie der Vernichtung zu sein. „Man wagte jetzt wieder jedes System zu prüfen, und wenn dasselbe noch so absurd, ja wenn es selbst christlich gewesen wäre." Chateaubriand hat in seinem Buche die Segnungen und die wohlthätig gestaltenden Einwirkungen der christlichen Religion in der Vergangenheit dargestellt; denn er verkündete ja die Auferstehung, die Metamorphose sogar, einer Religion die man begraben wähnte. Hätte er denselben Gedanken einer Verherrlichung des Christenthums zu anderer Zeit, unter dem Julikönigthum z. B., d. h. einer gefesteten, religiösen öffentlichen Meinung gegenüber durchführen sollen, so würde er sich seine Aufgabe anders formirt haben: er hätte das Christenthum beleuchtet als den Gedanken der Zukunft, der menschlichen Freiheit und als die Grundlage einer gesellschaftlichen Ausgleichung.

Chateaubriand's „Génie du christianisme" war das Zeugniß einer ehrenden Selbständigkeit, indem er einen Wechsel der Ideen inmitten einer stationnairen Literatur, die mit ihrer Zeit nirgend Schritt hielt, hervorbrachte. Die „Mémoires d'outre-tombe" erklären diesen Widerspruch:

Zwei Ursachen hielten die Literatur am 18. Jahrhundert fest: die Gottlosigkeit die sie von Voltaire und der Revolution erbte, und der Despotismus Bonaparte's. Das Oberhaupt des Staats zog seinen Nutzen von den ihm ergebenen Wissenschaften, die in Kasernen einquartirt waren, vor ihm das Gewehr präsentirten, heraustraten wenn geschrien wurde: „Wache 'raus!" die endlich in Reihe und Glied marschiren und wie Soldaten manoeuvriren lernten. Alle Unabhängigkeit schien ihm Rebellion gegen seine Macht; er duldete ebenso wenig als die Insurrection das Auflehnen in Worten und Ideen. Er durfte die Habeascorpusakte für den Gedanken wie für die individuelle Freiheit suspendiren; denn das Publicum war durch die Anarchie ermüdet und mochte gern das Joch einer starren Ordnung tragen.

Die Literatur der neuen Aera hat erst 40 oder 50 Jahre nach der Zeit deren Ausdruck sie war zu herrschen angefangen. Während dieses halben Jahrhunderts war sie nur im Dienste der Opposition. Frau von Staël, Benjamin Constant, Lemercier, Bonald, ich endlich, wir waren die Ersten die diese Sprache redeten. Der Umschwung dessen sich das 19. Jahrhundert rühmt ist ihm aus der Emigration und aus der Verbannung hergekommen. Ein einziger Theil des menschlichen Geistes, der welcher die übersinnlichen Materien behandelt, hielt sich auf gleichem Schritte mit der Civilisation; leider freilich ist dieser Ruhm der Wissenschaft nicht ungetrübt geblieben: die Laplace, Lagrange, Monge, Chaptal, Berthollet, all diese ungewöhnlichen Männer und ehemalig stolzen Demokraten wurden die gehorsamsten Diener Napoleon's. Zur Ehre der Literatur muß man es bekennen: die neue Literatur ward frei, aber die Wissenschaft servil, der Charakter war dem Genie nicht gewachsen, und Diejenigen deren Gedanken sich bis in die höchsten Höhen des Himmels geschwungen hatten konnten ihre Seelen nicht von den Füßen Bonaparte's erheben. Sie meinten in ihrem Stolze sie brauchten keinen Gott, und doch mußten sie einen Tyrannen haben.

Die Napoleon'sche Classicität war der Geist des 19. Jahrhunderts, angethan mit der Perücke Ludwig's XIV. oder frisirt nach dem Zeitgeschmack Ludwig's XV. Bonaparte wollte, daß die Männer der Revolution nur im Hofrock oder den Degen an der Seite bei Hofe erschienen. Man sah nicht Frankreich wie es eben war, man sah auf Befehl die Vergangenheit; und doch war Nichts langweiliger als die fahle Wiedererstehung einer Literatur von ehedem. Dieser kalte und unfruchtbare Abklatsch mußte sofort verschwinden als die neue Literatur plötzlich hereinbrach mit dem „Génie du christianisme".

Die Selbständigkeit in der Literatur mit der Chateaubriand von vornherein auftrat hat er sich auch später immer gewahrt. Als in den Laufgräben von Vincennes der Herzog von Enghien fiel öffnete sich eine nie auszufüllende Kluft zwischen ihm und Napoleon, und seine intellectuelle Freiheit war für immer gesichert durch die Unabhängigkeit und Starrheit seiner moralischen Ueberzeugung.

Im J. 1802 unternahm Chateaubriand die erste größere Reise in das südliche Frankreich; ermüdet von Arbeit genoß er mit natürlicher Empfänglichkeit den Vorgeschmack Italiens. Als er nach Paris zurückkehrte kam er eben noch zur rechten Zeit um Laharpe, den alten Bekannten von 1789, sterben zu sehen. Der gute Laharpe war fromm geworden und hatte noch auf dem Krankenbett ein Gedicht über die Revolution verfaßt. Seine Schmerzen vergessend declamirte er Chateaubriand Stellen daraus in schreiendem Tone vor, bis ihm das Buch aus der Hand glitt und er mit dem Geständniß zusammensank: „Ich kann nicht mehr .... eine eiserne Kralle wühlt in meiner Seele!" An einem schneedüstern Februartage trugen sie ihn zur Grube; Fontanes' Leichenrede verwehte der Wind, allein an ihrer statt mögen hier zur Erinnerung an Laharpe zwei muthige, von ihm gegen die Verbrechen der Zeit und die sehr ehrenwerthen Leute die sie litten gerichtete Verse einen Platz finden:

Mais s' ils ont tout osé, vous avez tout permis:
Plus l'oppresseur est vil, plus l'esclave est infame.

Eine Curiosität verdient hier noch Erwähnung: Chateaubriand kannte auch Frau von Houdetot. Er meint es würde schwer werden einige Seiten der „Confessions" zu verstehen, wenn man den Gegenstand an den Rousseau seine zärtliche Ergüsse richtete gesehen habe, Ergüsse die

ja noch glühender gewesen sein sollen als die Briefe der neuen Heloise. Frau von Houdetot ging des Abends nie zu Bett ohne vorher drei mal mit dem Pantoffel auf die Erde gepocht und dem verstorbenen Dichter der „Jahreszeiten" zugerufen zu haben: „Gute Nacht, mein Freund!" Hierauf reducirt sich die Philosophie des 18. Jahrhunderts im J. 1803.

Ein persönliches Zusammentreffen Chateaubriand's mit dem Manne der sich immer höher und höher stellte um die Geschicke Europas während zweier Decennien in seiner Hand zu halten, hatte bis jetzt nicht stattgehabt. Keiner von Beiden hatte den Andern gesucht, ja unser Dichter des Christenthums hatte den Ersten Consul nicht einmal in der Nähe gesehen. Ein Fest welches der Minister des Innern Lucian seinem Bruder gab, und zu dem Chateaubriand geladen war, bot endlich die Gelegenheit einer nähern Berührung. Bonaparte machte durch sein Aeußeres auf ihn einen guten Eindruck; der Memoirenschreiber sagt, es sei damals namentlich noch keine Charlatanerie in seinem Blick, nichts Theatralisches oder Affectirtes in seinem Betragen bemerkbar gewesen. Mit fröhlichem Auge und einem angenehmen Lächeln schritt er durch die Galerie und redete im Vorbeigehen und ohne alle Einleitung Chateaubriand an, gleich als wolle er ein früher begonnenes Gespräch beenden. „Ich war immer erstaunt", sagte er, „wenn ich die Scheiks mitten in der Wüste niederknien, sich nach dem Orient hinwenden und den Sand mit ihrer Stirn berühren sah. Wer war dies unbekannte Wesen das sie im Orient anbeten?" Bonaparte erwartete keine Antwort auf seine Frage; indem er zu einer andern Idee überging fuhr er fort: „Ja das Christenthum! Die Ideologen haben ein System der Astronomie aus ihm machen wollen. Und wenn es das wäre, glaubten sie dann mir bewiesen zu haben, daß das Christenthum etwas Unbedeutendes sei? Wäre es immerhin nur die Allegorie der Sphärenbewegung, die Geometrie der Sterne, selbst dann würde Der noch groß genug erscheinen den die starken Geister den «Infamen» nennen." Und dann schritt er weiter, hinter Denen verschwindend die sich ihm nachdrängten. Das ist das einzige persönliche Zusammentreffen zwischen Napoleon und Chateaubriand, fast zu abenteuerlich um nicht „affectirt und theatralisch" genannt zu werden. Daß der Erste Consul ebenfalls von einem Buche berührt worden war das eine so lebhafte Aufregung in die Ideen der Zeit trug, ist wol ohne Zweifel; denn „dieser kalte Politiker besaß zudem eine glühende Einbildungskraft". Allein woran erkennt er einen schüchternen Poeten der sich hinter den Umstehenden zu verstecken sucht und den er sich erst aus der Menge hervorholen muß? Und diese Gedankensprünge bei einem Manne der — auch im Ballsaal — so zusammenhängend und logisch zu denken gewohnt war? Sehr passend vergleicht sich Chateaubriand in Bezug auf dieses Zusammentreffen mit Hiob, an dem ein Engel vorbeizog mit fremdem Gesicht und leiser, windsäuselnder Stimme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Predigten über evangelische Perikopen, gehalten zu Halle. 1stes Heft. 2te Auflage. Halle, Mühlmann. 8. 7½ Ngr.

Jung, G., Gedichte in plattdeutscher Mundart. Berlin, Plahn. 8. 25 Ngr.

Kopp, J. C., Geschichte der eidgenössischen Bünde. 4tes Buch. Die burgundischen Lande: Die Grafen v. Kiburg, v. Buchegg, und v. Neuenburg; Gotteshäuser und Freie: die Städte Solothurn, Freiburg, und Bern; Bischof und Stadt Basel, Lausanne, und Genf; die Waadt, Savoien mit Faucigny, und Hochburgund mit Mömpelgard und dem Delsmit; bis zum J. 1291. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ledderhose, K. F., Das Leben des M. Johann Mathesius, des alten Bergpredigers in St. Joachimsthal. Heidelberg, K. Winter. 8. 16 Ngr.

Lengerke, A. v., Die ländliche Arbeiterfrage. Beantwortet durch die bei dem K. Landes-Oeconomie-Collegium aus allen Gegenden der preußischen Monarchie eingegangenen Berichte landwirthschaftlicher Vereine über die materiellen Zustände der arbeitenden Classen auf dem platten Lande. Mit einer Karte vom preußischen Staat. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schirmer, A., Moderne Intriguanten oder Enthüllungen der Aristokratie. Ein Roman. Zwei Bände. Hamburg, Berendsohn. 1850. Gr. 12. 2 Thlr.

Schnell, K. F., Die Einrichtung einklassiger Schulen in Bezug auf Ziel, Abstufung und Plan des Unterrichts behufs gleichzeitiger und zweckmäßiger Beschäftigung aller Schülerabtheilungen. Eine von der Redaction des Schulblattes für die Provinz Brandenburg gekrönte Preisschrift. Berlin, H. Schultze. 8. 5 Ngr.

Ueber das Bedürfniß einer verbesserten Bibel-Uebersetzung statt der lutherischen und über das, was der protestantischen Kirche jetzt vorzüglich Noth thut. Braunschweig, C. C. E. Meyer sen. Gr. 8. 15 Ngr.

Werder, Bertha, Der Erbe von Killmarner. Roman. Zwei Bände. Magdeburg, Baensch. 1850. 8. 3 Thlr.

Winterling, C. M., Rhythmen und Reime. Erlangen, Enke. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., Trost und Mahnung in den Tagen der Cholera. Drei Predigten gehalten an den Sonntagen des Monats Junius 1849 zu Halle. Halle, Mühlmann. 8. 6 Ngr.

Baumstark, E., Zur Einkommensteuer-Frage. Greifswald, Koch. 1850. Gr. 8. 9 Ngr.

Cardinal, P., Canzone. Sirvente. Wiederdichtung von G. v. H. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. 12. 7½ Ngr.

Feldbausch, F. S., An die studierende Jugend des Vaterlandes. Schulrede bei dem Schlusse des Sommerkursus am Lyceum zu Heidelberg. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 3 Ngr.

Moraht, A., Ein Wort über die Stellung der evangelisch-lutherischen Kirche des Herzogthums Lauenburg zu dem nicht christlichen Staate. Ratzeburg, Linsen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Oesterreich und Ungarn. Betrachtungen eines österreichischen Vaterlandsfreundes. Karlsbad, Gebr. Franieck. Gr. 12. 5 Ngr.

Pflügl, A. v., Eröffnungsrede bei der ersten am 4. Oct. zu Linz gehaltenen General-Versammlung des Katholiken-Vereines für Glaube, Freiheit und Gesittung. Linz, Ebenhöch. 8. 1½ Ngr.

Rüstow, W., Graf Arnim-Boytzenburg: Ueber die Beeidigung des Heeres auf die Verfassung. Beleuchtet. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 3 Ngr.

Scheidtmann, G., Offener Brief an den Hrn. Assessor Wagner, Redacteur der Neuen Preußischen Zeitung. 6te Auflage. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 285. — 28. November 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 284.)

Der Ball bei Lucian hatte eine Folge: es ward Chateaubriand eine Secretairsstelle bei der Gesandtschaft in Rom angeboten. Fontanes und Frau Bacciocchi versicherten, Napoleon habe sich über die Unterhaltung mit ihm sehr zufrieden geäußert: eine Versicherung die entweder ein offenbar höhnisches Compliment für den betroffenen Schweigsamen enthielt, denn der Angeredete hatte auf die ihm im Vorbeigehen hingeworfenen Orakelsprüche keine Sylbe zu erwidern Zeit gehabt, oder außerdem höchstens als Zeugniß gelten könnte, daß in Napoleon ein bescheidenes und demüthiges Schweigen besonderes Wohlgefallen erweckte: das Eine würde beleidigend für Chateaubriand, das Andere des Ersten Consuls unwürdig sein. Der Memoirenschreiber macht sich hierüber keine Scrupel, im Gegentheil fühlt er sich nicht wenig geschmeichelt, daß schon aus seinem bloßen Schweigen Napoleon sein Talent erkannt hatte. Man höre:

Auf den ersten Blick hatte er gefunden, wo und wie ich ihm nützen könne. Er kümmerte sich nicht darum, daß ich Nichts von den Geschäften verstand und daß mir namentlich selbst die ersten Anfangsgründe der praktischen Diplomatie fremd waren. Er hegte die Meinung, daß gewisse Geister Alles verständen und daß sie nicht erst in die Lehre zu gehen brauchten. Ja, er war ein großer Menschenentdecker, aber er wollte, daß Jeder nur für ihn Talent haben sollte, und dazu verlangte er noch, daß von diesem Talente wenig gesprochen werde. Er war eifersüchtig auf jede Renommée, weil er in ihr nur eine Usurpation seines Ruhms erblickte: es sollte in der Welt nur diesen einen Napoleon geben.

Wie prahlerisch und eitel diese selbstgefällige Bemerkung über Napoleon's Menschenkenntniß klingen mag, ihr rechtes Licht erhält sie doch wol erst, wenn man später erfährt in welchem Geschäftskreise der „gewisse Geist" vom Ersten Consul verwendet ward. Die Ungenügsamkeit mit der Chateaubriand dem wohlverdienten Lorberkranze des Dichters gern den des scharfsichtigen Politikers und Diplomaten auf seinem Haupte beigesellen möchte, und die in ihm zur fixen Idee gewordene Ueberzeugung von seinem staatsmännischen Talente spielen ihm hier einen argen, beschämenden Possen. Dieser große Menschenentdecker Napoleon schickt einen Schriftsteller von jungem aber schon weitverbreitetem Rufe als Gesandtschaftssecretair nach Rom — um von seinem Talente Nutzen zu ziehen? Wol kaum, denn man gibt ihm ja keine Arbeit als die Pässe auszufertigen, und gerade hierzu fehlt ihm eine leserliche Handschrift. Oder vielleicht ihn allmälig in die Geschäfte einzuweihen? Aber nein! Alle Geheimnisse bleiben ihm fremd, und er muß seine Zeit in Arbeiten vergeuden die jeder Handlungscommis ebenso gut verrichtet hätte. Wenn er des Abends von seinen Spaziergängen an den Ufern der Tiber zurückkehrt, so erwartet ihn Cardinal Fesch mit kleinlichen Vorrechnungen und der Abbé Guillon mit ganz unverschämten Lügen. Als er sich unwohl fühlt in dieser Stellung, bewilligt man ihm Urlaub über Urlaub, ja man schafft endlich einen poetischen Gesandtschaftsposten, der der Einsamkeit und Unabhängigkeitsliebe des Dichters zusagen mußte, um ihn dem Staatsdienst zu erhalten. Wirklich ihn? sein Talent? Oder — vielleicht nur seinen Namen? diesen altadeligen Namen, der sich durch die Geschichte Frankreichs zieht, und auf den der jüngste Inhaber neuen Ruhm, den Ruhm des Schriftstellers häuft! Man kennt Napoleon's Vorliebe für den Glanz und die Pracht; man weiß wie sehr er sich den alten Geschlechtern zu befreunden suchte. Dieser „große Menschenentdecker" verwendete nicht nur Talente, sondern auch Titel, Familiennamen und geschichtliche Erinnerungen für seine Zwecke, und es scheint allerdings als habe er erkannt, daß das phantastische, leicht erregbare Gemüth und die wanderungslustige, fromme Apostelnatur des zurückgekehrten Emigranten auf dem Gebiete der Staatsweisheit nur hin- und herschwanken und fremdartige, unstaatsmännische Maßstäbe in dasselbe hereintragen werde, daß er deshalb in der Politik überall scheitern müsse. Und die Geschichte hat die Voraussicht des großen Staatenlenkers erfüllt; denn als Staatsmann hat Chateaubriand überall verspielt, er ist immer politischer Unglücksvogel gewesen, und nur Eins hat er aus der Sündflut der politischen Wirren rein hervorgetragen — die Ehre. Als Napoleon daran dachte sich einen Kaiserthron aufzurichten, suchte der große Mann nach Decorationen für seinen Hofstaat. Er und die Revolution hatten bereits eine gute Anzahl neue geschaffen; die noch vom Königthum her vorhandenen griff er auf,

Chateaubriand unter ihnen. Unter diesem Gesichtspunkte mag man die Anstellung des Dichters von „Atala" betrachten, und die Placirung desselben in Rom auf einen Secretairsposten ohne Beschäftigung sieht eher einer kärglichen Abfindung als einer Auszeichnung ähnlich. So viel ist gewiß und geht auch aus spätern Aeußerungen unwiderleglich hervor: wenn Napoleon wirklich die Meinung hegte, daß gewisse Geister Alles verständen, so rechnete er Chateaubriand nicht unter dieselben.

Die Bitten des Abbé Emery und der Wunsch seine kranke Freundin Frau von Beaumont zu einer Reise über die Alpen zu bewegen, bestimmten Chateaubriand namentlich die dargebotene Stelle anzunehmen. Das Letztere gelang ihm, aber zu trübem Ende: die leidende Frau rückte unter dem Himmel Italiens dem Tode immer näher; als sie starb blieb seinem Schmerze kein anderer Trost als die reine, ungetrübte Erinnerung und die lebhaften Theilnahmsbezeigungen Fontanes', Necker's und der Frau von Staël. In diesem Kummer und dazu unter dem Drucke kleinlicher Geschäfte verlebte er traurige Tage in Rom. Wie einst in den Urwäldern Amerikas, so kroch er jetzt in den Ruinen des Kirchenstaats herum, Vergangenheit und Vergessen suchend. Er dachte daran die Bibel zu commentiren, von anderer Seite bot man ihm eine Hofmeisterstelle beim russischen Großfürsten an. Der Erste Consul aber ernannte ihn zum bevollmächtigten Minister in Wallis, weil er die Chateaubriand nicht der landesflüchtigen Legitimität zufallen lassen wollte. Unerwartet, bis jetzt wol auch unbewußt und unverdient, ward dem jungen Staatskünstler dieser „erste diplomatische Sieg" zu Theil, und das Bewußtsein hiervon, sowie in dessen Folge das Gefühl der Dankbarkeit, mag wol die Erklärung hervorrufen: Es ist wahr, an der Spitze des Staats stand eine große Intelligenz, und diese wollte eine andere Intelligenz, die sehr geneigt schien sich von ihrer Macht loszureißen, nicht den Bureauintriguen überlassen.

Die andere Intelligenz sollte also nach Wallis gehen, in eine katholische Republik mit einer Welt von Strömen; sie freute sich auf diese Flucht in die Berge, wo die Rhone mit einer französischen Armee sich kreuzte; allein ein Abschied in den Tuilerien war vorher doch nicht zu umgehen. Chateaubriand hatte seit jenem stummen Examen bei Lucian Napoleon nicht wieder gesehen; als dieser mit Murat in die von Menschen angefüllte Galerie trat erschrak Chateaubriand über das veränderte Aussehen seines obersten Chef, über die eingefallenen Wangen, das blasse Gesicht, den strengen Blick, die düstere, fast schauerliche Miene. Der Erste Consul sah ihn an als gäbe er sich Mühe ihn wiederzuerkennen, ging dann einige Schritte nach ihm hin, wendete sich aber plötzlich um und entfernte sich. Der diensthuende Adjutant hatte Chateaubriand bemerkt und machte einen Versuch ihn dem Consul näher zu bringen. Dieses Spiel dauerte, nach des Memoirenschreibers Versicherung, wol eine Viertelstunde, indem der neue Gesandte sich immer zurückzog, und Napoleon ihm immer folgte, ohne selbst Etwas davon zu ahnen, sans s'en douter. Der Versuch einer Lösung dieses Räthsels dürfte über mehr oder minder unhaltbare Hypotheſen kaum hinauskommen. Chateaubriand nahm einen beklemmenden Eindruck, eine unheimliche Ahnung aus den Tuilerien mit hinweg. Es muß irgend eine geheime Sorge geben, die wir nicht kennen, sagte er zu seinen Freunden: es war am 18. März 1804.

Zwei Tage später, früh in der elften Stunde, wie er eben bei dem Pavillon Marsan vorbeischritt, hörte er eine Frau eine officielle Nachricht ausschreien. Auf den Gesichtern der zuhörenden Vorübergehenden las er Furcht und Schrecken, und auch er fühlte im Augenblick, daß das Schicksal ihn an einen Wendepunkt seines Lebens gedrängt habe, als er die verhängnißvolle Ankündigung vernahm: Urtheil der zu Vincennes zusammenberufenen Specialmilitaircommission, welche Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, geboren den 2. Aug. 1772 zu Chantilly, zum Tode verurtheilt. Gelähmt, fast erstickt von überwallendem Gefühle eilte er nach Haus und schrieb sein Entlassungsgesuch. Ein Freund welcher meinte es sei gefährlich den Löwen der Blut gekostet zu reizen, strich die allzu heftigen Ausdrücke des Zorns aus diesem Schreiben; aber es ging an sein Ziel ab. Der Minister des Auswärtigen hielt dasselbe mehre Tage zurück; als Napoleon es empfing sagte er: „Es ist gut."

Das war die schlichte That eines Ehrenmannes, die in jener Zeit der Entsittlichung doppelt scharf hervortritt. Frau von Bacciochi nannte ihn undankbar abgefallen, seine Freunde nannten ihn tollkühn, das Andenken der Geschichte wird ihn ehrenhaft nennen! Da war ihm ja plötzlich die düstere Erscheinung Napoleon's erklärt; denn sehr schön meint er: „Ein großer Geist kann das Böse nicht gebären ohne Schmerz, weil das Böse nicht seine natürliche Frucht ist." Nach kurzem Anlauf schied Chateaubriand von der Politik — wäre er ihr doch auch in Zukunft fern geblieben! Aus der Hand des Besiegers der Anarchie, „des aus dem Volksprincip hervorgegangenen Monarchen einer usurpirten Monarchie", hatte er seine Stellung angenommen; als aber der Held in seinen Augen zum Mörder ward schied er muthig von seiner Bahn, unbekümmert darum, daß gerade jetzt — aus Furcht — die Leute von Namen sich in die Vorzimmer Bonaparte's drängten. Er maß die Handlung nicht nach der Gefahr, sondern nach dem moralischen Impuls, und sonderte sich voll Ekel von Denen ab welche vorgaben aus Zwang sich dem Gewalthaber enger anzuschließen.

Diejenigen die ehedem meinem Betragen den größten Beifall gezollt hatten entfernten sich jetzt von mir; meine Gegenwart war ihnen ein Vorwurf. Die klugen Leute halten Dich für unklug welche der Ehre allein folgen. Es gibt Zeiten wo die Größe der Seele ein wahrhaftes Gebrechen ist, da Niemand sie versteht. Sie gilt für einen gewissen Grad von Geistesbeschränktheit, für ein Vorurtheil, für die Gewohnheit einer mangelhaften Erziehung oder für einen närrischen Einfall, eine Verkehrtheit, die eine richtige Anschauung der Verhältnisse nicht zuläßt. Wahrt man sich ein wenig Unabhängigkeit der Meinung und That, so wird man dann ein Gegenstand des Mitleids für die Mittelmäßigkeit, während die großen Geister mit

affectirtem Stolz von ihrer Höhe aus auf uns herabsehen und mitleidig genug sind uns zu verzeihen, weil sie wissen, daß wir's nun einmal nicht besser verstehen.

Unter Bezugnahme auf die unter der Restauration veröffentlichten Erklärungen der bei der Erschießung des Herzogs von Enghien am meisten betheiligten Personen, des Generals Hullin und des Herzogs von Rovigo, hat Chateaubriand in dem vierten Bande seiner Memoiren eine sehr ausführliche Abhandlung über diese merkwürdige Katastrophe veröffentlicht. Die Zusammenstellung der einzelnen Daten, sowie sie sich aus den glaubwürdigsten Berichten ergeben, ist wol hier vollständig zu finden; allein im Wesentlichen stellt sich etwas von der in einem frühern Bande des „Neuen Pitaval" gegebenen Darstellung Abweichendes nicht heraus, und es kann daher hier nirgend darauf ankommen speciell bei diesem immer nur theilweise aufgeklärten geschichtlichen Processe zu verweilen. Nur das Eine mag hier bemerkt sein, daß man unter den von Napoleon über diesen Gegenstand abgegebenen Erklärungen eine vermißt, die mit ungewöhnlicher Offenheit sich über die Berechtigung zu dem eingeschlagenen Verfahren ausspricht. Er äußerte:

Wenn ich nicht zu meinen Gunsten und gegen den Herzog von Enghien die Gesetze des Landes gehabt hätte, so wäre mir doch das natürliche Recht der Nothwehr geblieben. Er und die Seinigen gingen täglich damit um mir das Leben zu nehmen, ich wurde von allen Seiten und zu jeder Stunde bedroht, von Windbüchsen, Höllenmaschinen, Completten und Fallstricken jeder Art. Das wurde ich überdrüssig, ich benutzte die Gelegenheit ihnen den Schrecken zu vergelten, und Das ist mir gelungen. Wer kann dagegen Etwas einwenden? Blut fodert Blut! Man müßte albern oder wahnsinnig sein um glauben zu können, daß eine Familie das seltsame Vorrecht haben sollte tagtäglich mein Leben anzugreifen, ohne daß mir das Recht zustände es ihnen zu vergelten. Ich hatte persönlich Keinem von ihnen ein Leid zugefügt, eine große Nation hatte mich zu ihrem Oberhaupte erhoben, fast ganz Europa hatte diese Wahl anerkannt, und mein Blut war doch wol ebenso viel werth als das ihrige.

Als Anstifter der That bezeichnet Chateaubriand Talleyrand auf Grund namentlich eines Briefs vom 8. März 1804, der nicht mit den übrigen auf die Hinrichtung des Herzogs von Enghien bezüglichen Documenten in der Straße St.-Florentin verbrannt worden war.

Nach reiflicher Ueberlegung bei Zusammenstellung aller Thatsachen scheint Chateaubriand folgendes Resultat hervorzuheben: Bonaparte wollte den Tod des Herzogs von Enghien, Niemand hatte ihm denselben als Bedingung seiner Thronbesteigung gestellt. Das Urtheil von Vincennes war eine Folge von Napoleon's heftigem Temperament, ein Anfall seines kalten Zorns, der durch die Berichte seines Ministers aufgeregt war. Caulaincourt hat keine Schuld als seinen Gehorsam mit dem er den Befehl ausführte. Murat hat sich die Schwäche vorzuwerfen, daß er nicht seinen Abschied nahm; während des Gerichts war er nicht in Vincennes. Der Herzog von Rovigo war mit der Ausführung beauftragt: wahrscheinlich hat er nach geheimen Ordres gehandelt; Hullin deutet darauf hin. Wer hätte auch ohne den bestimmtesten Befehl eine solche Hinrichtung gewagt! Die Militaircommission hat den Herzog verurtheilt, aber mit Schmerz und Reue. Talleyrand endlich, der Priester und Edelmann, veranlaßte den Mord und bereitete ihn vor, indem er Bonaparte in fortwährender Unruhe erhielt. Er fürchtete die Rückkehr der Legitimität, er drängte zur Verhaftung und hat nie ein Wort geredet zu Gunsten des unglücklichen Prinzen.

Der entschlossene Schritt mit dem Chateaubriand seine Wirksamkeit losgetrennt hatte von einer Tyrannei die selbst die Erinnerung an den Sieger von Nocroy mit Füßen trat, mußte ihn bald wieder seinem alten Abenteurerleben zuführen, das ihn einst an die Ufer des Niagara getrieben hatte. Er durcheilte seine Heimat, einen Theil Frankreichs, sah Genf und den Mont-Blanc, aber fand kein trauliches Plätzchen der Ruhe. Frau von Chateaubriand war zwar „allerliebst", allein die Verwirklichung seines Wundermädchens war sie nicht, und ihre stille Zärtlichkeit machte den Schmerz nicht vergessen um die in Rom gestorbene Freundin. Die Särge sollten sich mehren und zu der zürnend geschiedenen Mutter sollte eine unglückliche Schwester Trost und Versöhnung tragen. Lucile starb, während ihr Bruder am Krankenbett seiner Frau in Villeneuve wachte, Lucile, deren Bild die lebendige Erinnerung war an das stille Glück und die stillen Leiden von Combourg. Nicht eine Handvoll Erde folgt dir ins Grab, du arme Freund- und Freudenlose! Ohne Gepränge, ohne Begleitung macht sie den letzten Weg; nur ein alter treuer Diener der Frau von Beaumont geht von fern dem Trauerwagen nach!

Glücklich Die welche ein großes Leid in vier enge Wände bannen können, und da sich selbst verklären in dem Glauben an die Verklärung ihrer Lieben. Sie machen aus Kirchhöfen allmälig blühende Gärten, und finden Erquickung, wenn sie das Haupt auf einem blumenreichen Grabe ruhen lassen können. Sie üben im Stillen einen heitern Cultus der Wehmuth, und können fröhlich sein mit feuchten Augen. Chateaubriand konnte die Ruhe, das Stillleben nicht tragen mit einem Herzen voll Kummer, er hatte die Landkarten wieder hervorgeholt, wie vor Jahren an der Seite Malesherbes', und suchte — nicht mehr die nordwestliche Durchfahrt, auch nicht die Wilden die in dem Urwald tanzen lernen — er suchte den Schauplatz der heiligen Geschichte, Abraham's Weideplätze und die Cedern des Libanon. Da wo der blinde Homer den Griechen eine Religion dichtete, wo Pindar in glühenden Liedern die Freuden des Lebens besang, auf dem Boden Spartas, an Joseph's trockener Cisterne oder am langsamen Wasser des Jordan wollte er die Geschichte seines Herzens mit der Geschichte seines Vaterlandes — vergessen? Wenn Das nicht, doch sie einnahmen in dasselbe Gefühl das ihn drängte den „Génie du christianisme" zu schreiben, in die Demuth die der Anblick des Sinai, in die Hoffnung die wunderthätig das Grab des Erlösers einflößt.

Chateaubriand's Reise durch Griechenland, Klein-

asien, Aegypten, die Raubstaaten und Spanien findet sich sehr ausführlich erzählt in dem „Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris en allant par la Grèce et revenant par l'Égypte, la Barbarie et l'Espagne" (3 Bde., Paris 1811). Unsere Darstellung kann bei dieser interessanten Wanderung des poetischen Weltpilgers um so weniger lange verweilen, als der Memoirenschreiber selbst seine Leser auf die Lecture des „Itinéraire" hinweist, und sich in seinen Denkwürdigkeiten auf einige, nicht allzu wichtige Noten zu diesem, sowie auf Mittheilung verschiedener belobenden Briefe von nah und fern beschränkt. Den 13. Juli 1806 hatte er sich in Triest den Wellen der blauen Adria anvertraut, im Juni des folgenden Jahres stand er wieder auf dem Platze Ludwig's XV. zu Paris. In den Tuilerien residirte noch Der den er abwechselnd bewunderte und haßte, Der dessen herrischer Stolz seine Ehrlichkeit auf jeden Fall verletzt hatte, und er dachte an Ruhe. Durch eine Folge von Umständen war er alleiniger Eigenthümer des „Mercure de France" geworden, desselben Blatts in dem der Brief an die Tochter Necker's zuerst dem größern pariser Publicum den Namen Chateaubriand auffällig machte. Chateaubriand als Publicist in Paris, als Publicist unter der Kaiserherrschaft! Die Glücksfälle Napoleon's hatten seinen Muth nicht niedergebeugt, im Gegentheil drängten sie ihn zur lautern Verkündigung der Wahrheit. „War Napoleon mit den Königen der Welt im Reinen, so war er's nicht mit mir", ruft er stolz aus; „nicht umsonst trug ich ein von der Sonne gebräuntes Gesicht zur Schau, ich hatte das Toben des Unwetters in fremden Landen doch nicht überstanden um mit meiner geschwärzten Stirn vor dem Zorne eines Menschen zu zittern?" Er schrieb muthig über den Tod des Herzogs von Enghien, und frischte so das Andenken an eine That auf die zu ihrer Zeit ganz Frankreich erbeben gemacht hatte, ihre Urheber nicht ausgenommen. In der damaligen Stille der Welt klang diese laut erhobene Stimme des Propheten der Religion wie ein mahnender Ruf der Geschichte, an die geknechteten Völker gerichtet wie an ihren Unterdrücker. Napoleon wußte solchen Angriffen zu begegnen, er handhabte die Justiz der Macht, welche die kleinen Staatsmänner Oestreichs von dem großen Kriegsfürsten des Jahrhunderts so meisterlich gelernt haben. „Ich werde diesen Chateaubriand vor den Thoren der Tuilerien niedersäbeln lassen", äußerte er, begnügte sich aber vorerst die Unterdrückung des „Mercure de France" zu befehlen.

Armer Schriftsteller! Das war eine kurze publicistische Thätigkeit! Wo ein Volk trunken ist vom kriegerischen Rausche, da kämpft der Schriftsteller vergebens, sei es auch mit einer Feder in Königsblut getaucht. Wenn du das Schwert nicht führen kannst und willst für den neuen Gott Frankreichs, dann suche dir fern von dem Landsmann ein stilles Asyl, und spinne dich ein wie zu einem langen Winterschlafe in deine Träume altritterlicher Ehre und deine Begeisterung für die Kirchenväter des Mittelalters. Zieh in ein entlegenes Thal wo du den Kriegslärm nicht hörst, und das reine Wasser eines Baches dir den Gedanken an Blut aus der Erinnerung wäscht. Bebaue, dem Römer in der Verbannung gleich, ergeben dein Feld, oder pflanze Bäume deren Schatten dich kühlt, aber kämpfe nicht gegen die Götter der Welt die den Blitz und den Donner in ihrer mächtigen Hand tragen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Jüngster, vielleicht letzter Roman von James.

„Trügt uns unser Gedächtniß nicht — was bei Büchern von James keineswegs unwahrscheinlich", beginnt das „Athenaeum" die Anzeige von G. P. R. James' jüngstem, vielleicht letztem Romane: „The woodman" (3 Bde., London 1849), „so ist dies Nichts weniger als der erste Roman in welchem der Verfasser sich in den Wald begibt. Dessenungeachtet setzt er im ersten Capitel mit einer Capriole ein wie Jemand der ein neues Gebiet betritt und den Muth fühlt mit Allem anzubinden was ihm vorkommt. Er versichert seine Leser, daß sie so viel Menschein haben sollen als ihre malerischen Herzen nur immer verlangen können, daß er ihnen ein Nonnenkloster schaffen will, so echt klösterlich als hätte Poole es gemalt, daß sein Factotum, «der Waidmann», den Hercules an Stärke, den Autolycus an Verschmitztheit übertreffen soll, daß es noch nie eine solche Schönheit gegeben hat wie Dame Jela, seine Heldin, und noch nie einen solchen Galan wie Lord Chartley, ihren Freier. Wahr ist daß bei keinem frühern male Hr. James den Leser seine Persönlichkeit öfterer und wohlgefälliger vorgeführt hat als in dieser Leistung — und die Leser wissen was Das sagen will. Mit einer Aemsigkeit wie Abra in dem Distichon eines wohlbekannten Dichters — gleichviel welche seiner dramatis personae aufgerufen wird, erscheint er, der identische Hr. James jetzt, um über sein eigenes wunderbares Genie eines Marionettenfabrikanten sich ausführlich zu verbreiten, dann, um seinen hölzernen Geschöpfen seine Weisheitssprüche und Gleichnisse in den Mund zu legen. Das Ende vom Liede dieser Uebersättigung mit allerwärts angebrachten Maximen und Sentenzen ist, daß wir nicht das angebotene Bild der Zeiten des «krumm-rückradigen» Richard, sondern «die ganze Pflicht des Menschen» oder «das goldene Schatzkästlein» erhalten, zum Hrn. James zu Nutz und Frommen seines Verlegers in den hübschen Rahmen einer Novelle gespannt. Abgesehen von dieser durch die leichtfertige Nachlässigkeit des Fabrikanten noch anstößiger werdenden Nüchternheit und Selbstgenügsamkeit ist «The woodman» voll Leben und Bewegung, voll heimlicher Bühnenereignisse, Bühnengefährlichkeiten und Bühnenhinhaltungen, die in Betracht ihres ehrwürdigen Alters wunderbar amusant sind. Charakterzeichnung gibt es natürlich nicht. Wer erwartet Charakterzeichnung von Hrn. James, zu geschweigen daß es lange her ist seit Charakter sich aus den Gemächern der Fiction entfernt hat, wenigstens was englische Romandichter betrifft. Denn trotz aller Fehler und einer fabelhaften Fruchtbarkeit besitzen die Balzac, Dumas und Sue von Frankreich immer noch die Fähigkeit Individualitäten so wol als Ereignisse zu schaffen. Nachdem wir Dies geschrieben finden wir angekündigt, daß «The woodman» Hrn. James' letzter Roman sein solle. Die Abschiede der Romandichter sind, wie unsere Leser wissen, wackelige Dinge. Auch liegt kein Grund vor, warum Hr. James nicht nach der Sitte seiner Genossen thun, und selbst, dafern das angekündigte Gerücht in Wahrheit beruhte, nicht fernerhin sagen sollte: «Gute Nacht — bis morgen.»" L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 286. — 29. November 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 285.)

Die kleine Besitzung im Wolfsthal, die Geburtsstätte der „Mémoires d'outre-tombe", wird von Chateaubriand in dieser Zeit angekauft; in diese dichterische Einsiedelei will er sich zurückziehen, nachdem ein kurzer Anlauf zur öffentlichen politischen Thätigkeit abermals gemisglückt. Des Abends trifft er fröhlich mit seiner Frau, die sich hier von ihren Krankheitsanfällen und ihrer Bewunderung für Napoleon heilen soll, im Thale ein; allein die späten Ankömmlinge verfolgen nicht den gewöhnlichen Weg, sie wollen ihren Einzug durch das Gitter am Ende des Gartens halten. Plötzlich hindert die von heftigem Regen aufgeweichte Erde die Pferde am weitern Vorwärtsgehen, der Wagen fällt um, und eine Gypsbüste Homer's die das neue gräfliche Schloß zieren soll fliegt über den Kutschenschlag und liegt mit gebrochenem Halse traurig am Boden. Ein schöner Einzug! Endlich kommen die lachenden, scherzenden und singenden Arbeitsleute ihrem Herrn zu Hülfe, und bringen ihn in zwei leidlich eingerichtete Zimmer, wo er sich dem Gefühle der Unabhängigkeit und Freiheit zum ersten mal wieder überlassen kann. Nun gibt es Thätigkeit und Beschäftigung für ein schafflustiges Herz; wer die weiten englischen Parks und die lieblichen Villen Italiens gesehen hat, dem genügt nicht eine Hütte nach dem trivialen Baumeisterstil unserer Tage. Da werden schwarze und weiße Marmorblöcke verarbeitet und Gartenanlagen gemacht, ja selbst einen Thurm setzt — vorerst die dichterische Phantasie auf diese liebliche Poetenwohnung. Und liegt die Hacke im Winkel, feiert der Arm, dann geht das Herz, der Geist an seine Arbeit, und erst in dunkeln Umrissen, dann immer schärfer sich abgrenzend und gestaltend treten die „Martyrs" in die Welt der Gedanken ein. Während nebenbei die „Mémoires d'outre-tombe" als Product einer rückerinnerungssüchtigen Einsamkeit Capitel um Capitel sich vorbereiten, gehen die „Martyrs", die in der Idee schon fertig nur noch Form und sprachliche Umkleidung bedürfen, so schnell ihrer Vollendung entgegen, daß sie schon im Frühjahr 1809 in die Oeffentlichkeit treten können. Zu derselben Zeit, wo Europa, in zwei Heerlager getheilt, auf Tod und Leben um die irdische Existenz kämpft, malt die glühende Phantasie unsers Dichters das Ringen zweier Religionen, von denen die eine auf eine große Vergangenheit, die andere auf eine noch größere Zukunft sich stützt. Wird diese Darstellung dem Gaumen der Zeitgenossen munden, wird sie dem alten Lorberkranz Chateaubriand's ein verjüngtes Reis hinzufügen?

Mit Hoffnung auf einen guten Erfolg sandte der Autor sein mühsam vielfach umgearbeitetes und durchgearbeitetes Buch hinaus auf den literarischen Markt. Kritiker von Kenntnissen und Geschmack, Fontanes, Bertin, Boissonade hatten demselben schon vor der Veröffentlichung ihren Beifall geschenkt, und Chateaubriand selbst hielt diese Arbeit unter allen seinen Schriften in der sprachlichen Ausführung für die correcteste. Die kritischen Federn des Kaiserreichs urtheilten anders, sie sahen eine empörende Profanation des römischen Glaubens in der Zusammenstellung der Wahrheiten des Christenthums mit den Sagen der Mythologie. Das französische Volk, an Blutvergießen gewöhnt, klatschte Beifall als es Hoffmann, den literarischen Henker im „Journal des débats", mit seinem einstigen Liebling Scharfrichter spielen sah. Die Censur hatte die Verurtheilung des trotzigen Redacteurs des „Mercure de France" befohlen, und die Presse, bedient von Leuten der verletzten Eigenliebe, die die Erfolge Anderer neidisch überwachten, gehorsamte um so mehr, als sie es unter einem ehrwürdigen Schilde, dem der Religion, thun konnte. Die Christen in Frankreich, denen Chateaubriand einst ihre umgestürzten Altäre wieder aufgerichtet hatte, hatten durch den Titel getäuscht ein Märtyrerbuch erwartet, und sie die an dem Märtyrerthum des Papstes Pius VII. keinen Anstoß nahmen traten jetzt als laute Ankläger gegen die gräßlichen Gottlosigkeiten des Wolfthalseinsiedlers auf. Durch Repliken und Selbstvertheidigungen stellte sich der Autor auf ein noch ungünstigeres Terrain; denn „die defensive Stellung ist dem französischen Nationalcharakter zuwider". Das Werk schien vollkommen gefallen, und die Heftigkeit der Angriffe hatte selbst die Ueberzeugung des Autors wankend gemacht. Dazu kam noch, daß die ziemlich treffenden Anspielungen in der Portraitirung des Galerius und der Schilderung von Diocletian's Hofe die kaiserliche Policei zu verdop-

pelter Verfolgung des „Pasquillanten" anspornte: die Kritik der Policei ist immer unwiderlegbar. In späterer Zeit haben die „Martyrs" ein wohlwollender urtheilendes Publicum gefunden, sodaß vier aufeinander folgende Ausgaben möglich wurden: die Restauration wollte die Sünden des Kaiserthums sühnen.

Dem literarischen Unglücke der „Martyrs" folgte ein neuer Schlag für das schon genugsam zerrissene und mit Blutspuren bezeichnete Familienleben Chateaubriand's. Sein Cousin Armand, der Gefährte seiner Kindheit und Kriegsgenosse von Thionville, ward als royalistischer Emissair in der Ebene von Grenelle erschossen; Chateaubriand kam zu spät um auf der Richtstatt das muthige Herz seines unerschrockenen Freundes brechen zu sehen. Als er einige Tage vor der Execution bei Fouché eine Audienz erlangt hatte, und dessen Verwendung für seinen gefangenen Verwandten erbat, tröstete ihn dieser mit der freundschaftlichen Versicherung: er könne ganz ruhig sein, Armand habe gesagt er sterbe gern, und er zeige in der That auch ein ganz entschlossenes Aussehen. Das war der Aplomb der revolutionnairen Leichtfertigkeit!

In diesen trüben Tagen der Prüfung vollendete Girodet Chateaubriand's Bild, ein Meisterwerk, das Hrn. Denon für die Ausstellung zugeschickt worden war, das dieser aber als kluger Höfling bedächtig bei Seite gelegt hatte. Als Bonaparte die Galerie passirte fragte er, nachdem er die Gemälde alle gesehen hatte: „Wo ist denn Chateaubriand's Bild?" Daß es eingesandt war wußte er; der Proscribirte, der vom Maler schwarz wie er damals aussah, aber in seiner geistvollen Auffassung dargestellt war, mußte aus seinem Versteck hervorgezogen werden, und der Kaiser betrachtete ihn in nicht allzu gnädiger Laune. „Er hat das Aussehen eines Verschwörers", sagte er, „der durch den Schornstein heruntergekrochen ist."

Zurückgekehrt in sein idyllisches Gartenhaus, dessen Thurm immer noch bloßes Phantasiebild des Dichters bleibt, widmet sich jetzt Chateaubriand der anstrengendsten literarischen Thätigkeit. Schmähen konnten die Feinde in Paris dies poesiegläubige Herz, aber nicht entmuthigen; die Erfolge konnten sie ihm entreißen, nicht seinen Glauben. Der „Itinéraire" wird vollendet und die Memoiren werden bis über die ersten Kindergeschichten fortgeführt. Mächtig rollt die Vergangenheit mit den jungen Erlebnissen des unerfahrenen Knaben sich auf vor der Seele des gereiften Mannes; mit den Opfern der Gräber bevölkert sich die einförmige Einsamkeit seines Exils, und der treue Gesril, der Märtyrer seines Glaubens, die alte Großmutter Bedée mit den alten Damen der Quadrillepartie und die Dichterin Grasmücke Boistilleul, die an der Treulosigkeit des Sperbers Tremigond stirbt, Alle leben sie wieder auf um sich von ihrem Freunde für die Nachwelt portraitiren zu lassen. Und dieser Freund selbst verjüngt sich an seinem Tagewerke; wenn jene Sterne über ihm blinken die ihn unter dem duftigen Regen der Magnolien an der Seite seiner Floridanerinnen schlafen und später im Ardennenwald bei eines Dompfaffen Gepfeife ohnmächtig ins Laub sinken sahen, da überschlägt ihn Lust und Schmerz der Vergangenheit, und in den Ohren summt ihm das wehmüthige Turelure der längst vermoderten Tante. Erst die Sorgsamkeit Derer die sich Freundschaften nicht befehlen lassen von dem Herrn der Welt bringt in dieses träumerische Versunkensein einen störenden Ton. Chénier ist gestorben und Chateaubriand's Freunde haben den erledigten Platz in der Akademie für ihn bestimmt, denselben Platz den der Wiederherstellter der gerichtlichen Beredtsamkeit Patru und der Verf. der „Voyage du jeune Anacharis" innegehabt hatte. Nach Ueberwindung vieler Bedenklichkeiten nimmt er die angebotene ehrenvolle Candidatur an und entschließt sich zu den üblichen Empfehlungsbesuchen. Abbé Morellet, der empirische Kritiker der „Atala", dessen Andenken wir am Eingang dieses Aufsatzes retteten, ist der Erste den er aufsucht. Er trifft den guten Mann wie er eben vor seinem warmen Feuer in seinem Lehnstuhl eingeschlafen ist bei der Lecture des „Itinéraire". Der anmeldende Bediente nennt laut den Namen des eingetroffenen Besuchs, der in seinem Schlaf Gestörte aber ruft bei dem Namen Chateaubriand unwillig: „Ach, er hat viele Längen, entsetzliche Längen!" Im Uebrigen ist der wackere Abbé ein gutmüthiger Mann der seine Stimme zusagt trotz der Längen, zumal wenn Chateaubriand verspricht dieselben in einer neuen Ausgabe zusammenziehen zu wollen. Und wenn selbst ein empirischer Kritiker Morellet für den von ihm verspotteten Dichter stimmt, so ist wol kein Zweifel, daß Chateaubriand siegreich aus der Wahlurne hervorgehen wird. Der Stuhl Chénier's wird fortan ihm gehören: so folgt dem Dichter der „Hymne à la raison" und des „Chant du départ" der Poet des Lobgesangs auf die Religion Jesu und die himmlische Majestät des transscendenten Gottes. Der Royalist löst den Königsmörder, den Republikaner ab: aber wunderbar! die Parole die der Royalist als Bedingung stellt soll das Wort Freiheit sein.

Chateaubriand ging daran seine Antrittsrede auszuarbeiten. Seine Bewunderung für die großen Fähigkeiten Napoleon's und der Haß gegen seine Tyrannei führten in ihm einen natürlichen Kampf, der die Ausführung des Discours erschwerte und seine Beendigung verzögerte. Endlich ward er als fertig angezeigt, und die besonders dazu ernannte Commission versammelte sich ihn zu hören. Das war ein Schrecken und eine Entrüstung unter den stolzen Republikanern als sie eine unabhängige Meinung und den entwöhnten Klang des Wortes Freiheit hörten! Erschrocken liefen sie wieder nach Hause: sie hatten die Rede verworfen. Daru schickte sie nach St.-Cloud, und Napoleon erklärte, daß wenn sie gehalten worden wäre er die Thüren des Instituts würde haben schließen lassen, und dem Verf. im tiefsten Gefängnisse eine Wohnung gegeben haben. Radirt, mit Parentheſen und andern Bleistiftstrichen Bonaparte's bereichert empfing Chateaubriand daher sein Werk zurück: es war zu farbenreich und von dem gewöhnlichen Gleis abweichend; wie der Lehrer dem nachlässigen Schüler

sein „Besser machen!“ zuruft, so sollte auch — wünschten die besorglich Erschreckten — der allzu lebhafte und unbedachte Poet eine bessere, d. h. doch eine blässere Rede schreiben. Ein hierüber empörter Chateaubriand wirft sich in die Brust; er meint, daß ein Mann an dem Worte das er gesprochen festhalten müsse. Die Herren des Instituts aber haben für eine so eindringliche Sprache zu zarte Nerven, sie verbeugen sich und erklären — gewiß mit großem Bedauern! — daß die von ihnen selbst so sehnlich gewünschte Aufnahme zur Zeit nicht stattfinden könne. Und für diesen Preis das stille Glück des Wolfsthals geopfert?

Der Akademie-Discours hatte Napoleon aufs neue aufgebracht. Wenn er bald darauf bei Gelegenheit der zehnjährigen Preisvertheilung des Instituts fragen ließ, warum der „Génie du christianisme“ bei dieser öffentlichen Krönung übergangen werde, so war Dies wol mehr Laune als Gerechtigkeitssinn; denn der tyrannische Egoismus Napoleon's — Andere mögen sagen: seine strenge, unerbittlich consequente Politik — verhinderte die wirkliche Anerkennung eines Talents das ihm zu trotzen wagte. Das scheint auch folgender Vorfall zu belegen: Fontanes erzählte Chateaubriand, der Kaiser habe im vertraulichen Gespräche zu ihm geäußert: „Da das Institut ihn nicht für würdig genug hält um ihm einen Preis zuertheilen zu können, so will ich ihm einen geben; ich werde ihn zum Generalintendanten aller Bibliotheken Frankreichs machen.“ Begreiflich wird man es finden, wenn Chateaubriand hierauf eine ihm bald nachher zugehende Bitte des Policeipräfecten: er möge sich doch von Paris fern halten, mit großem Erstaunen aufnahm. Auch Napoleon kannte schon das usurpirte Privilegium unserer Machthaber! Noch überraschender aber kam es ihm als die Regierung den „Essai sur les révolutions“ aus der Vergessenheit wieder hervorholen ließ, und Dies noch dazu nur fragmentarisch, d. h. fast immer sinnentstellend. Der betroffene Autor bot Alles auf um die Erlaubniß zu einem wörtlichen Abdruck des ganzen Buches zu erlangen: er sah darin seine einzig mögliche Vertheidigung; die Policei aber hielt ein solches Unternehmen für höchst unzeitgemäß, und Bonaparte freute sich im Stillen über den Krieg in den er seinen einstigen Gesandtschaftssecretair verwickelt hatte. Dieser „Essai“ ist ein verhängnißvolles Buch in dem Leben Chateaubriand's: die Mutter hatte es auf dem Sterbebette verwünscht, und war mit schwerem Herzen über die Verirrungen ihres Sohnes gestorben; jetzt kamen plötzlich die politischen Feinde und riefen triumphirend ihr hört! hört! und einige Jahre darauf zogen die Frommen vom religiösen Gesichtspunkte aus gegen den ungläubigen (!) Autor zu Felde. In der neuen Ausgabe des „Essai“ hat denn der Letztere durch die dem Texte beigefügten Noten auch Buße gethan für seine ketzerische Jugendübereilung; ein merkwürdiger Anblick, der junge und der alte Chateaubriand so dicht nebeneinander, so scharf contrastirend, der Restaurationsminister dem landesflüchtigen Emigranten gegenüber! „Dies Buch und die Noten stellen meinen ganzen Menschen dar, so wie ich im Anfang meiner Laufbahn in die Welt eingetreten und wie ich am Ende derselben angekommen bin.“

Da wir hier eben mitten in der literarischen Thätigkeit und zwar in deren blühendster Periode uns befinden, so mögen mit einem Worte noch die „Natchez“ erwähnt sein, die in ihrer ursprünglich rohern Form noch vor dem „Essai“ vollendet waren, später aber vielfach umgearbeitet und selbst in der Composition abgeändert worden sind. Von dem Briefe René's im zweiten Band urtheilt der Autor selbst: Er wisse nicht was die René, die als schwache Nachahmungen seinem Originale gefolgt seien, Absurderes hätten sagen könen, um dem baren Unsinn noch näher zu kommen.

So hätten wir denn Chateaubriand bis in das J. 1814 begleitet, bis an den Zeitpunkt auf dem seine glänzende literarische Laufbahn eigentlich abschließt, und der böse Genius seines Lebens ihn in die damals so weite politische Arena Europas drängt, um den Siegen des Glaubens, der Poesie und apostolischen Wallfahrten die Niederlagen einer dilettantenhaften Politik folgen zu lassen. Aus dem Umgang der Musen brachte er für seine neue Wirksamkeit mancherlei Bestechendes mit, seinen Ruf, seine Kenntniß der Völker und Länder, seine Ehrlichkeit, seine hochfliegenden Anschauungen, unter die er von den Höhen des Parnasses aus die weltgeschichtlichen Facta gruppirte, Gedanken überhaupt, Wallungen des Herzens, Gefühle, aber kein Princip, keinen Charakter. Ein großer Dichter, ein guter Mensch — Poesie Hand in Hand mit den natürlichen, reinen Empfindungen einer edeln Begabung —, darauf wird sich immer ein gerechtes Urtheil über Chateaubriand beschränken müssen: jene imponirende Macht welche die Träger eines großen Princips auf die Empfänglichkeit der Nachwelt ausüben geht ihm vollkommen ab; denn die Basis seiner ganzen Thätigkeit ist nicht der Glaube an eine geschichtliche Idee, nicht die starre und praktische Vernünftigkeit, nicht die ruhige, über die Persönlichkeit hinausgehende objective Prüfung, sondern überall die Hingabe an den Eindruck des Augenblicks, Festhalten an Dem was sich den romantischen Regungen einer ritterlichen Treue durch (verschuldetes oder unverschuldetes) Unglück empfiehlt, eine poetisirende Sehnsucht endlich nach blendenden Abenteuern, nach rührenden Aufopferungen, nach Märtyrerthum. Und selbst das so hervorragende christliche Element in Chateaubriand reducirt sich bei näherm Zuschauen mehr auf religiöse Stimmungen und „einen Instinct der Vernunft“, als daß es sich auf kritische Prüfung, verstandesmäßige Ueberzeugung gründete. Die fromme Liebe zu einer Mutter die von jenseit des Grabes ihm das heilige Kreuz zutrug weckte in ihm das Bedürfniß des religiösen Glaubens, und sein Herz hielt diesen Glauben fest, der seinen Leiden oft wie himmlischer Balsam erscheinen mußte. Als Republikaner diente er der Monarchie und als Philosoph ehrte er die Religion. „Das sind keineswegs Widersprüche, es sind nur die nothgedrungenen Consequenzen der Ungewißheit in der Theorie

und der Sicherheit in der Praxis der Menschen. Mein Geist, geschaffen um an Nichts zu glauben und auf Alles mit Geringschätzung herabzublicken, ist dessenungeachtet immer durch einen Instinct der Vernunft beherrscht worden, der ihm gebot sich Dem was es anerkannt Schönes auf Erden gibt zu unterwerfen." Und mit diesem Instinct der Vernunft geht Chateaubriand unter die Staatsmänner, um nach einer langen Reihe von Schwankungen endlich in einer Politik der Rührung seine Laufbahn zu vollenden! Seine Handlungen gehörten der alten Welt, seine Gedanken zum großen Theil der neuen an. „Eure Zeit ist vorüber", ruft er den Bourbons zu, „ihr könnt Nichts als euch mit unnützen Ausgrabungen beschäftigen!" So sagt sein Verstand, aber sein Herz sieht eine Mutter die in schmachvoller Gefangenschaft ihre mütterliche Zärtlichkeit büßt, und das Gefühl bestimmt seine Thaten, nicht die vernünftige Einsicht: seine Handlungen sind ein Ausfluß seiner Pflicht, seine Gedanken ein Ausfluß seiner Natur. Soll man eine unauflösliche Zusammenkittung von Widersprüchen Charakter nennen?

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Herzöge von Guise.

Die „Histoire des ducs de Guise", welche René von Bouillé als die Frucht eines acht Jahre langen ausgewählten Studiums zu veröffentlichen begonnen hat, zeichnet sich nach dem Urtheile competenter Richter namentlich durch die weise Oekonomie und die Objectivität aus mit welcher der Verf. alle die in diesen Stoff verwachsenen Schwierigkeiten glücklich zu umgehen gewußt hat. Für die unermüdliche Quellenforschung geben zahlreich eingestreute Citate hinlänglichen Beleg; besonders lobend aber muß man es anerkennen, daß auch hier des Guten nicht zu viel gegeben und so die Lecture nicht allzu sehr erschwert ist. Wir geben aus dem Buche eine kleine Probe: ein Kriegsabenteuer des Grafen von Aumale.

Im Sommer 1545 belagerte der Marschall du Biez Boulogne, das von den Engländern besetzt gehalten ward. Der Graf von Aumale, erzählt Bouillé, eilte mit dem Grafen von Enghien, dem Herzog von Nevers und Andern zur Belagerung herbei und schlug sich oft mit der von Brissac befehligten Vorhut herum. In einem solchen Handgemenge empfing er wol die gefährlichste Wunde an der je ein Mensch darniedergelegen hat ohne zu sterben. Er hatte von fern gesehen wie sich zwischen Franzosen und Engländern ein Kampf entspann, der mit gleicher Heftigkeit von beiden Seiten geführt ward. Die Franzosen drohten der Uebermacht zu erliegen; da eilte der junge Prinz, fortgerissen von seiner Kampfbegier, seinen Waffengenossen zu Hülfe, unbekümmert darum daß seine Begleitung nur aus wenigen Edelleuten bestand. Die Engländer haben ihn kaum erkannt, als sie ihn umringen, in die Enge treiben und ihn zwingen all seinen Muth zur Vertheidigung zusammenzuraffen. Fast ganz allein vertheidigt er sich lange gegen die zahlreichen Feinde, bis endlich ein englischer Hauptmann ihm einen Lanzenstoß durch den Kopf beibrachte, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß die Lanze im Kopfe splitterte und tiefer als einen halben Fuß eindrang. Allein auch ein so fürchterlicher Stoß machte den Grafen von Aumale noch nicht auf dem Sattelbogen wanken; er kämpfte noch, schlug sich mitten durch die ihn umringenden Feinde und ward den Händen derselben durch seinen jungen und tapfern Bruder Claudius mit Hülfe Veilleville's endlich entrissen. So kehrte er ruhmbedeckt zu Pferd in das Lager zurück, aber in welchem entsetzlichen Zustande! Blut bedeckte sein Gesicht, seine Waffen, seine Kleidung. Als die Chirurgen die Tiefe und Gefährlichkeit der Wunde sahen gaben sie alle Hoffnung zur Rettung auf, und weigerten sich durch unnütze Versuche des Grafen Leiden noch zu mehren. Der einzige Ambrosius Paré den der König abgesandt hatte des Helden Leben für Frankreich zu retten, verlor den Muth nicht: auf seine Kunst und die eiserne Natur des Verwundeten trauend entschloß er sich kurz die gräßliche Operation zu übernehmen. Er hatte sofort eingesehen, daß der Lanzensplitter so in den Kopf eingedrungen war, daß man ihn nicht wohl mit den Händen greifen konnte. Er nahm eine Schmiedezange und unter Beihülfe des Meisters Lavernan, eines sehr erfahrenen Chirurgen, ging er zum Prinzen und fragte ihn vor den vor Schreck zitternden Offizieren, ob er die Anwendung eines solchen Mittels wagen und namentlich dulden wolle, daß man den Fuß gegen sein Gesicht stemme. „Ich bin mit Allem zufrieden! An die Arbeit!" sagte Aumale. Seine Ruhe verließ ihn nicht einen Augenblick während der Dauer dieser gräßlichen Operation, bei der Knochen, Nerven, Adern und andere Körpertheile schwer verletzt waren, und die er ertrug als ob man ihm nur ein Haar auszöge. Ein einziges mal gab er ein Zeichen von Schmerz von sich, indem er ausrief: „O mein Gott!" Drei Tage lag er hoffnungslos darnieder, aber am fünften Tage endlich zeigten sich unzweifelhaft günstige Symptome. Die Heilung gelang, und nur die für Aumale und Paré gleich ruhmvolle Narbe erinnerte an diese unglaubliche Blessur.

Diese abenteuerliche Geschichte verbreiten die französischen Zeitungen mit sichtlichem Wohlgefallen, und auch Bouillé erzählt diese Begebenheit mit mehr Patriotismus als kritischer Sonderung; denn wenn nicht die Art der Heilung, so muß doch die Beschaffenheit der Wunde selbst um so sagenhafter erscheinen, wenn man auf die Quelle zurückgeht aus der Bouillé schöpfte, und nach welcher der Lanzenstoß des Engländers ging „au-dessus de l'oeil destre, declinant vers le nez, qui entra et passa oultre de l'autre part, entre la nuque et l'oreille".

Die Fortsetzung der „Histoire des ducs de Guise", die bald die Presse verlassen wird, umfaßt die Regierungszeit Franz' II. und Karl's IX., also die wichtigen Episoden der Verschwörung von Amboise, der Schlacht von Dreux, der Metzelei von Wassy, des Tridentiner Concils, der Belagerung von Orleans und der St.-Barthélemy. 31

Literarische Anzeige.

In wohlfeiler Ausgabe ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Naturgeschichte
für Landwirthe, Gärtner und Techniker.

Mit 20 lithographirten Tafeln.

Von **William Löbe.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien auch in demselben Verlage:

Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. 1843. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 287. — 30. November 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Vierter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 286.)

Der Napoleon'ſchen Gewaltherrſchaft gegenüber hat Chateaubriand eine feſte Stellung eingenommen; denn ſein beſtes Gefühl, die reinmenſchliche Seite an ihm war zu tief verwundet. Das machte ihn ſtark, ſein leicht verletzbares Herz erſetzte ihm den Mangel des Charakters, und aus dem Kinde das der Adler in die Berge der Schweiz tragen wollte ward ein entſchloſſener Mann, der auf ſeinen abenteuerlichen Wanderungen die Furcht verlernt hatte und den Flügelſchlag des erboſten Raubthiers ruhig erwartete. Da ſieht Chateaubriand aus wie ein ganzer Held des Mittelalters, ein ebenbürtiger Genoſſe Bayard's: zur Treue, zum Glauben, zur Minne fügt ſich hier in glänzenden Farben der perſönliche Muth und die ritterliche Ehre. Wenn auch der Akademie-Discours zu einem Zeichen dieſes Muths gerechnet wird, ſo gibt Dies freilich eine traurige Einſicht in die unglaubliche Tyrannei der kaiſerlichen Policei. Das Stärkſte und Gewichtigſte in ihr, die Lobrede der Freiheit, iſt ſo zahm ausgefallen, daß ſelbſt ein gewiſſenhafter deutſcher Cenſor von ehedem ſie unangefochten zum Druck gelaſſen hätte.

Wir Alle, die wir mitten in den Kämpfen und Aufregungen der Vergangenheit gelebt haben, wir werden dem Blicke der Geſchichte nicht entgehen. Wer kann ſich in einer Epoche des Wahnwitzes, in der Niemand den vollen Gebrauch ſeiner Vernunft hat, ſchmeicheln makellos gefunden zu werden? Darum wollen wir gegen Andere nachſichtiger ſein und entſchuldigen was wir an ihnen nicht billigen können. Die menſchliche Schwachheit iſt ja ſo groß, daß das Talent, das Genie, ja ſelbſt die Tugend die Grenzen der Pflicht bisweilen überſchreiten kann. Chénier betete die Freiheit an: will man ihm Das zum Verbrechen anrechnen? Selbſt die alten Ritter würden ja, könnten ſie aus ihren Gräbern ſteigen, dem Lichte des Jahrhunderts folgen, und man würde ein herrliches Bündniß zwiſchen Ehre und Freiheit ſich bilden ſehen. Iſt nicht Freiheit das höchſte aller Güter und das unentbehrlichſte Bedürfniß des Menſchen? Sie entflammt den Geiſt, erhebt das Herz und iſt dem Freunde der Muſen ſo nöthig wie die Luft die er einathmet. Die Künſte können bis zu einem gewiſſen Punkte auch in der Abhängigkeit gedeihen, weil ſie ſich ihrer eigenen Sprache, die der großen Menge nicht verſtändlich iſt, bedienen; aber die Wiſſenſchaften die eine Univerſalſprache reden erſchlaffen und ſterben in den Feſſeln. Wie kann man Blätter die wol werth ſind der Zukunft überliefert zu werden ſchreiben, wenn man ſich bei ſeiner Darſtellung jedwedes hochherzige Gefühl, jeden mächtigen und großen Gedanken unterſagen muß? Die Freiheit iſt ſo ſehr von Natur eine Freundin der Künſte und Wiſſenſchaften, daß ſie ſich zu ihnen flüchtet, wenn ſie verbannt wird aus der Mitte der Völker, und wir, meine Herren, ſind es die ſie beauftragt ihre Annalen zu ſchreiben, ſie an ihren Feinden zu rächen und ihren Namen, ihren Cultus der ſpäteſten Nachwelt zu überliefern. Damit man ſich aber nicht täuſche in der Deutung meines Gedankens, ſo erkläre ich, daß ich hier nur von der Freiheit ſpreche die aus der Ordnung hervorgeht und Geſetze erzeugt, keineswegs von jener Freiheit die eine Tochter der Zügelloſigkeit und die Mutter der Sklaverei iſt. Der Fehler des Verfaſſers von „Charles IX" (Chénier's) beſteht demnach nicht darin, daß er der erſten dieſer Gottheiten Weihrauch ſtreute, ſondern darin, daß er die Rechte die ſie uns gibt mit einer monarchiſchen Regierung für unvereinbar hielt. In ſeine Meinungen alſo ſetzt ein Franzoſe die Unabhängigkeit, die andere Völker in ihre Geſetze ſetzen. Die Freiheit iſt für ihn mehr ein Gefühl als ein Princip; er iſt Bürger aus Inſtinct, Unterthan aus Wahl. Hätte der Schriftſteller deſſen Verluſt ſie betrauern dieſe Betrachtung angeſtellt, ſo würde er nicht in derſelben Liebe die Freiheit welche ſchafft und die welche zerſtört umarmt haben.

Das iſt ein merkwürdiges Actenſtück. Selbſt dieſe bedächtige Loyalität war zu revolutionnair für den Erben der Revolution; der Paragraph der mit den Worten: „Chénier betete die Freiheit an..." beginnt war der ganzen Länge nach mit einem doppelten Balken vom Kaiſer durchſtrichen. Chateaubriand betrachtete die Bleiſtiftſpuren, Parentheſen und Correcturen in ſeinem Manuſcript mit beſonderm Vergnügen: die Löwentatze war überall eingedrungen, und es war ihm ein wohlthuendes, wonniges Gefühl ſich einzubilden ſie wühle in ſeiner Seite. Daru hatte gemeint, die Rede würde, wenn er die Anfangsworte beibehielte bis auf einige Ausdrücke, und alles Andere durch eine neue Arbeit erſetze, mit großem Beifall aufgenommen werden. Der arme Daru! Er wußte nicht, daß ein ſtandhafter Chateaubriand ſich nicht erniedrigt, auch nicht vor der heldenmüthigen Franzöſiſchen Akademie, und daß das ſtolze Bewußtſein lebhafter als je in ihm wohnte das einem erlittenen Unrechte immer zu folgen pflegt.

Was den Privatcharakter Chateaubriand's anlangt, ſo zeigen ſeine Memoiren eine wol faſt beiſpielloſe Offenheit; er idealiſirt ſich nicht und gibt ſich (vielleicht bisweilen unbewußt) mit allen Fehlern und Mängeln, unter denen eine oft übel verhehlte Eitelkeit wol nicht

zu den unbedeutendsten gehört. Er ist wie besessen von dem Gedanken, daß Napoleon ihn zum Staatsmann bestimmt habe, und um sich und der Welt einzureden wie Recht in der That der große Menschenentdecker gehabt, preist er unverholen seine klare und rasche Fassungskraft und seine klugen politischen Streiche, die er uns in Zukunft enthüllen will. Seine Schriften hört er gern loben: man mag es ihm nicht verargen, wenn er überall bereitwillig und mit gerechtem Stolze der Nachwelt die ehrenden Zeugnisse vorlegt die die berühmtesten und gebildetsten Zeitgenossen ihm gegeben. Gegen den Tadel ist er nicht ohne Empfindlichkeit; er kannte vielleicht öfter als er erzählt die Nebenabsichten oder die unedeln Motive seiner Kritiker. Er selbst wahrt sich ein feines Urtheil über seine Schriften; ihre Fehler sind ihm nicht unbekannt, und eben deswegen empört ihn die frivole Schmähsucht seiner Neider. Wo seinem Talente geschmeichelt wird da ist er oft nachgiebig; wo ihm ein großes Vertrauen angeboten wird da ist er gewonnen, er will es nicht täuschen; seine Anschauungen bringt er unter schwankende Gesichtspunkte, je nach der momentanen Stimmung; er verläßt sich auf seinen Instinct der Vernunft, der seine Theorien in der Praxis bisweilen auf den Kopf stellt: allein wenn sein Gefühl von irgend einer Seite verletzt wird, so wächst seine moralische Kraft bis zur Aufopferungsfähigkeit, rücksichtslos tritt er in die Schranke, zum Kampfe herausfodernd, auch wenn der Gegner ihm überlegen ist. Das verleiht seinem Wesen einen Zug von Edelmuth der ihm die Herzen gewinnt, von Treue welche rührt. Einem Charakter würde dieser Zug zur höchsten Zierde gereichen; an einem sanguinischen, romantischen Politiker kann er zur bedauernswerthen Schwäche werden, die nur sentimentalen Geschichtsforschern als bewundernswerthe Tugend erscheint. Für die Religion bringt Chateaubriand ein frommes, durch Mysterien und Wunderglauben leicht eingenommenes Herz mit; des Christenthums größtes Gebot, dem Feinde zu verzeihen, erfüllt er mit einer wahrhaft rührenden Entsagung. Der General Hullin hatte die Commission ernannt die seinem lieben Armand den Schädel zersprengen ließ, es war derselbe General der dem Kriegsgericht über den Herzog von Enghien präsidirt hatte. Und Chateaubriand spricht mit starrer Gerechtigkeit und mild entschuldigend von dem Antheile den Hullin an dem Schicksale des Bourbonischen Prinzen hatte, ohne ihn auch nur leise an den Antheil zu erinnern den er an der Hinrichtung seines armen Verwandten gehabt.

So mischen sich helle und dunkle Striche in dem Bilde Chateaubriand's. Was aber soll man dazu sagen, wenn derselbe Mann der dem mächtigen Bonaparte offen seine Misbilligung, seinen Abscheu zeigt, ein Geständniß wie folgendes ablegt: „Obgleich ich gegen den Eigendünkel, der sich für ausgezeichnete Einsicht ausgibt, höflich bin, ihn lobe und bewundere, so verlache und verlachte ich ihn doch im Geheimen und lege allen diesen mit Weihrauch beräucherten Gesichtern Callot'sche Masken an.“ Ist Das Schwäche oder ist es die Verderbniß höfischer Manieren, die Chateaubriand in den Sälen der Tuilerien lernte? War Das der bon ton der rückkehrenden Seigneurs der Restauration? Wenn es an einem andern Orte heißt: „Die wichtigsten Ereignisse setze ich herab, die kleinste und lächerlichste Seite der Gegenstände erscheint mir immer zuerst“, so steht mit dieser Versicherung die Wichtigkeit in auffallendem Contraste mit welcher der Memoirenschreiber oft die kleinlichsten Kleinigkeiten als bemerkenswerthe Facta berichtet. So wird uns, um nur Eins anzuführen, z. B. mit einer gewissen Würde erzählt, daß Chateaubriand beauftragt worden war der Fürstin Borghese von Paris ein Paar Schuhe mit nach Rom zu nehmen. Er war ihr vorgestellt und dadurch ganz besonders ausgezeichnet, daß sie in seiner Gegenwart Toilette machte. Ob dem Erzähler hier wol die lächerliche Seite seiner Erzählung erschienen war? Ferner: „In der Politik hat die Wärme meiner Ansicht niemals die Länge meiner Rede oder meiner Schrift überdauert.“ Und Das verkündet ruhig der zukünftige Staatsmann Frankreichs, der sich berufen wähnt eine verlorene Dynastie zu retten. Da wollen wir gern zu dem Schriftsteller Chateaubriand zurückkehren, der die französische Literatur aus der todten classischen Richtung heraushob, sie in neue, lebendige Bahnen drängte, und ihr einen Stil schuf der dem französischen Geiste die ganze wuchernde Freiheit des Gedankenausdrucks sicherte. Die klappernde Hölzernheit und Steifheit des classischen Sprachzopfs wich in „Atala“ und deren Nachfolgern einem üppigen und bezauberten Bilderreichthume, der freilich unter den Händen unreifer Nachahmer sich in Schwulst und Unnatur verkehrte. „Les Natchez“ beginnt mit folgendem feierlichen Anrufe:

Im Schatten der amerikanischen Wälder will ich Lieder der Einsamkeit singen wie sie noch nie ein sterbliches Ohr vernahm! Ich will euer Unglück verkünden, o Natchez, Nation von Luisiana, von welcher der Welt nur noch die Erinnerung übrig geblieben ist. Haben denn die Schicksalsschläge die einen unbekannten Bewohner der Waldungen darniederschmettern weniger Anspruch auf unsere Thränen als die anderer Menschen? Und sind denn die Mausoleen der Könige in unsern Gotteshäusern rührender als das stille Grab eines Indianers der unter der Eiche seines Vaterlands ruht?

Und du, Leuchte des Nachdenkens, Gestirn der Nacht, sei mir des Pindus Gestirn! Zieh' hin vor meinen Schritten durch die unbekannten Regionen der Neuen Welt und offenbare mir mit deinem Lichte die entzückenden Geheimnisse dieser Wüste!

Diese mächtige Sprache, mit der das Erstlingswerk der Chateaubriand'schen Muse beginnt, läßt ahnen zu welcher Herrlichkeit sie eine dichterische Phantasie fortführen kann, die um sich zu verständlichen neue Wortzusammenstellungen braucht. Es ist bekannt genug, daß man in treffender Sinnigkeit den Stil Chateaubriand's mit den weißen Säulen von Palmyra verglich, „die unten von griechischer Arbeit, an den Kapitälen aber mit den Lianen der Wüste verziert sind“. Und in dieser kühnen Zusammensetzung des Ausdrucks lehrt der neue Apostel seinem Volke christliche Entsagung; der Geist der Einfachheit und des Entbehrens ruht auf dem rei-

chen Bett der überall üppig hervorwuchernden Sprachblume, die immer an des Meschacebe schauerlich-schöne Prairien erinnern. Ja, diese Fortbildung der Sprache ist nicht das kleinste Verdienst Chateaubriand's: die Sprache ist ja mit den geheimsten geistigen Entwickelungen so tief verwandt, daß sie in einem fortwährenden Wechselverhältnisse steht zu den innern Zuckungen in dem Leben der Völker.

In der bisherigen Darstellung haben wir uns meist eng an die Persönlichkeit Chateaubriand's angeschlossen. Am Ende des fünften Bandes der „Mémoires d'outretombe" geht nun der Autobiograph zu dem hehren Bau in specieller Besprechung über, der außerhalb seiner Träume aufgeführt worden war. Er wird, gestützt auf vertrauliche Mittheilungen, der Geschichtschreiber Bonaparte's, und manches Bemerkenswerthe und Interessante fördert er hier zu Tage. Da aber diese Darstellung in dem zuletzt veröffentlichten Bande der Denkwürdigkeiten nur bis zur Einnahme von Wien geht, so behalten wir uns vor in einem fünften Artikel auf diese Beschreibungen, Angaben und Urtheile im Ganzen zurückzukommen. Nach dem Recht der Poeten behandelt er, wie Alles was ihm von außen kommt, so auch Napoleon auf seine eigenthümliche Weise; Bewunderung und Haß läuft parallel nebeneinander hin, wie ja das Größte und Kleinste sich in dem Charakter seines Helden vereinigt. Die Feinde Chateaubriand's haben den Schluß des Akademie-Discours angegriffen und durch den Vorwurf schmeichelnder Heuchelei sein Betragen verdächtigen wollen. Das Buch „De Bonaparte", das lange nach dem Sturze des Kaisers geschrieben ward, vertheidigt trotz all der schweren Anklagen die es gegen den Todten von St.-Helena häuft doch die Gemeinplätze der verworfenen Antrittsrede. Der Ruhm gehört für Chateaubriand mit zu dem anerkannt Schönen in der Welt, zu dem er Freiheit, Humanität, Religion rechnet; er bleibt nicht kalt bei den Siegen Cäsar's, der zum Schrecken der Welt die Waffen schüttelt, aber er vertheidigt auch die heilige Mission der Muse, die mit dem Oelzweig des Friedens mahnend dem Triumphwagen vorangeht, und ruft inmitten der kriegerischen Acclamationen der Soldaten Marie Luise, der noch im festlichen Glanze der Freude strahlenden Kaiserin, zu:

Du, Tochter der Cäsaren, tritt hervor aus deinem Palaste, mit deinem jungen Sohne auf den Armen! Füge zur Größe die weibliche Anmuth, rühre den Sieg zum Mitleid und mildere den Glanz der Waffen durch die Majestät einer Königin und — einer Mutter!

X. Fasoldt.

Bibliographie.

Bauer, B., Der Untergang des Frankfurter Parlaments. Geschichte der deutschen constituirenden Nationalversammlung. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beidtel, J., Das canonische Recht betrachtet aus dem Standpunkte des Staatsrechts, der Politik, des allgemeinen Gesellschaftsrechts und der seit dem Jahre 1848 entstandenen Staatsverhältnisse. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Benedix, R., Gesammelte dramatische Werke. 5ter Band. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Biographien berühmter Zeitgenossen. Herausgegeben von mehreren Gelehrten. 1stes Heft. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 15 Ngr.

Dante Alighieri's göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. 3ter Theil: Das Paradies. Nebst einem Titelkupfer von E. Bendemann, 1 Umschlagsskizze von L. Richter, einem Grundriss von Florenz, einer Darstellung des Sitzes der Seligen und 1 Karte. Leipzig, Arnold. Gr. 4. 7 Thlr. 20 Ngr.

Danzel, T. W., Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Nebst einigen Nachträgen zur Lachmann'schen Ausgabe. 1ster Band. Mit 2 Facsimiles. Leipzig, Dyk. 1850. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Der Eremit von Sabina, oder Aloys, des deutschen Einsiedlers, Jugendjahre und Wanderungen nach Rom, Assisi und Loreto, mitgetheilt von seinem Reisegefährten. Münster, Deiters. 12. 7½ Ngr.

Fülleborn, F. L., Was ist Philosophie? Ein populärer Vortrag, gehalten in der literarischen Gesellschaft zu Marienwerder am 13. März 1849. Marienwerder, Baumann. Gr. 8. 5 Ngr.

Gaggern, H. v., Der deutsche Student im Anfange unsers Jahrzehnts. Ein romantisch-nationales Sittengemälde, niedergeschrieben im J. 1846. Herisau, Schläpfer. 8. 18 Ngr.

Genesis der Revolution in Oesterreich im J. 1848. Leipzig, F. Fleischer. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heppe, H., Die Restauration des Katholizismus in Fulda, auf dem Eichsfelde und in Würzburg. Urkundlich dargestellt. Marburg, Elwert. 1850. Gr. 12. 25 Ngr.

Hirscher, J. B., Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. 3ter Abdruck. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 8 Ngr.

Hus, J., Briefe. Nach dem böhmischen Urtext herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. B. Mikowec. Leipzig, T. O. Weigel. Br. 8. 9 Ngr.

Kohl, J. G., Aus meinen Hütten. Oder Geständnisse und Träume eines deutschen Schriftstellers. Drei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1850. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Movers, F. C., Die Phönizier. 2ter Band. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Das phönizische Alterthum. In drei Theilen. 1ster Theil: Politische Geschichte und Staatsverfassung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 Thlr.

Proschko, F. J., Leuchtkäferchen. Eine Sammlung von Fabeln und Parabeln mit böhmischer Uebersetzung von J. Kozian. — A. u. d. T.: Swetlusky. Zbirka bájek a podobenstwí prelozenim Jána Kociana. Regensburg, Manz. 8. 17½ Ngr.

Schmidt, A. F., Historische Beiträge zur Kenntniss des kirchlichen und socialen Lebens in Deutschland. In Auszügen aus kirchlichen und politischen Schriften früherer Jahrhunderte und in Bezügen auf gegenwärtige Verhältnisse. Für Theologen und Historiker. Berlin, Adolf u. Comp. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Schüler, C. F. C., Buchstabe und Geist oder über den wahren Charakter der evangelischen Kirche. Fortsetzung. — A. u. d. T.: Die Lebensfragen der evangelischen Kirche im Zusammenhange betrachtet. Nordhausen, Büchting. 1850. Gr. 12. 22½ Ngr.

Ueber die Zukunft der evangelischen Kirche. Reden an die Gebildeten deutscher Nation. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Wagner, R., Die Wibelungen. Weltgeschichte aus der Sage. Leipzig, O. Wigand. 1850. Gr. 12. 15 Ngr.

Weber, G., Die Geschichte der deutschen Literatur nach ihrer organischen Entwickelung, in einem leicht überschaulichen Grundriß bearbeitet. 2te bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig, W. Engelmann. 1850. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Yâjnavalkya's Gesetzbuch. Sanskrit und Deutsch herausgegeben von A. F. Stenzler. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Betrachtungen über die beste Art Volksvertreter zu wählen. Von Philandronikpus Heroldinger, einem wandernden Philosophen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Diözesansynode und ihre Aufgabe in unserer Zeit. Eine Beleuchtung der Schrift J. B. Hirscher's: „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart." Von einem Priester der Erzdiözese Freiburg. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Heimreich, A. C., Rede bei der Einführung des Hrn. Archidiakonus Wolf als Hauptprediger an der St. Nicolai-Gemeinde zu Kiel am 4. Sonnt. nach Trin., den 1. Juli 1849, über 1. Cor. 4, 1—5 gehalten. Kiel, Schwers. Gr. 8. 3 Ngr.

Klencke, An Se. Majestät den König von Preußen. Eine öffentliche Stimme des christlichen und wissenschaftlichen Bewußtseins über Lebensrecht und Volksfreiheit im Staate. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Lindenborn, A., Zum Gedächtnisse des am 1. Juli 1849 zu Niedercleen verstorbenen Pfarrers W. Stein. Eine Predigt gehalten am 4. Juli 1849 zu Niedercleen. Wetzlar. 8. 2½ Ngr.

Die Militärmeuterei in Baden. Aus authentischen Quellen zusammengetragen von einem badischen Offizier. 2te gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit einem Plane. Karlsruhe, Bielefeld. 8. 10 Ngr.

Platner, E., Ueber die Licht- und Schattenseiten unserer politischen Zustände. Festrede am 20. Aug. 1849 dem Geburtstage Sr. K. Hoh. des Kurfürsten von Hessen Friedrich Wilhelm I. Marburg, Elwert. Gr. 8. 3 Ngr.

Sachsens Stellung und Beruf in der deutschen Frage. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 3 Ngr.

Siefert, A., Predigt am Eröffnungsfeste der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt. Mannheim, Löffler. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Usener, H., Die schauderhafte Wahl. Predigt am Jahrestage der Berliner Revolution zu Wetzlar gehalten. Wetzlar. 8. 2½ Ngr.

Warnkönig, L. A., Die katholische Frage im Anfange des Jahres 1849. Freiburg im Breisgau, Wagner. 1849. 8. 5 Ngr.

Wilsen, J. N. D., Anti-Keppe. Betrachtungen über die Grund- und Einkommensteuer. Berlin, Löwenherz. Lex.-8. 2½ Ngr.

— — Wahrheit gegen Selbstsucht. Abfertigung eines Kölnischen Egoisten in der Einkommensteuer-Frage. Ebendaselbst. Lex.-8. 5 Ngr.

Zeitgedichte für Baden im J. 1849. Freiburg im Breisgau, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Organisation der evangelischen Volksschule in ihrer naturgemäßen Stellung zu Kirche, Staat und Haus. Den Hohen preußischen Kammern zur geneigtesten Berücksichtigung vorgelegt von Lehrern aus Rheinland und Westphalen. Elberfeld, Schmachtenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Inhalt des Monats November.

Nr. 262. Die Literatur des Augenblicks. (1. Streiflichter und Schlagschatten aus der Neuzeit. Von F. Wanderer. 2. Lehrbuch der Reaction von J. Wagner. 3. Befreite Lieder. Dem jungen Oestreich von S. Kapper. 4. Magyaren-Lieder von E. v. Schorn. 5. Flüchtlings Sinn und Sein von Schlund. 6. Der Apostat. Eine dramatisirte Vision in einem Act. 7. Lehrbuch der Demagogie von J. Radike. 8. Politische Xenien von F. v. Büren. 9. Der Höllenrath, eine unterweltliche Reichsrathssitzung; oder die Quelle der Verwirrungen in gegenwärtiger Zeit. Zweite Auflage. 10. Babylonische Beiträge zur politischen Confusion unserer Tage. 11. Daguerreotyp-Bilder von J. G. Zweite unveränderte Auflage. 12. Der politische Struwwelpeter. Ein Versuch zu Deutschlands Einigung. Erster Theil. Dem deutschen Michel gewidmet von H. Ritter. 13. Drei Schleswig-Holsteiner Lieder. 14. Die Entzauberung Friedrich's I. des Rothbart, oder die Vermählung der Germania. Ein lyrisch-dramatisches Gedicht von B. v. Geldern-Crispendorf. (Nr. 262—267.) — Die Republik Liberia. — Nr. 263. Deutsches Hofleben im Zeitalter Ludwig's XIV. — Nr. 264. Olivier Basselin, der Vater des Vaudeville. — Nr. 265. Ein Brief Goethe's an Herder aus dem J. 1787 nebst Herder's Antwort. Von H. Düntzer. — Nr. 266. Bedeutung einiger in der politischen und Umgangssprache der Nordamerikaner häufig vorkommender Ausdrücke und Redeweisen. — Nr. 267. Agnolo Firenzuola. (Le opere di Agnolo Firenzuola, ridotte a miglior lezione e corredate di note da B. Bianchi.) Von C. v. Rexmont. (Nr. 268—271.) — Ueber die Mormons. — Nr. 269. Erin. Auswahl verschiedener irischer Erzählungen mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Märchen und Legenden, von K. v. S. Drittes bis fünftes Bändchen. Von E. Fiedler. (Nr. 269—270.) — Nr. 270. Für Auswanderer nach Neusüdwales. (Rambles and observations in New South Wales, with sketches of men and manners, notices of the aborigines, glimpses of scenery, and some hints to emigrants. By J. P. Townsend.) — Nr. 271. Preußische Chronik des J. Freiberg. Aus den auf der königsberger Bibliothek befindlichen Handschriften herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. A. Meckelburg. — Fromme Lieder von F. Spee. Der heutigen Sprachweise angeeignet, mit einer biographischen und literargeschichtlichen Einleitung versehen, und den Freunden religiöser Poesie gewidmet von W. Smets. Von C. Henneberger. — Die Altersstufen des Menschengeschlechts. — Nr. 272. Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland. Erster Artikel. (1. Graf Eastel Melhor oder das letzte Gefühl. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2. Hannibal. Trauerspiel in fünf Acten. 3. Die Mediceer. Drama in fünf Acten. Von G. Köbner. 4. Cyklus dramatischer Bilder aus der Geschichte Rußlands. Von E. v. Rheinthal. 5. Marquis Pombal. Ein Schauspiel. Von A. Herzeele. 6. Demosthenes, oder Hellas Untergang. Trauerspiel in fünf Acten von L. Arend. 7. Begum Sumro. Trauerspiel in fünf Acten. Von E. Paul. 8. Deutsche Originallustspiele von C. Feldmann. Dritter Band. 9. Südliche Rache. Frescoabenteuer in einem Act. Von Frater Hilaris. 10. Großjährig. Lustspiel in zwei Aufzügen und einem Nachtspiel: Ein neuer Mensch. Von E. v. Bauernfeld. 11. Unter dosst! Posse mit Gesang in drei Acten. Von J. Nestroy. 12. Gabelfrühstück für Erheiterungsbedürftige in zwei Gängen von K. Schermann.) (Nr. 272—274.) — Ueber Volkssouverainetät. — Nr. 273. Eine französische Poetenwirthschaft aus dem 17. Jahrhundert. — Nr. 274. Originalhandschriftlicher Brief von Albrecht Dürer. — Nr. 275. Bruchstücke einer Reise nach Italien im J. 1841. Von G. F. Waagen. (Nr. 275—276.) — Briefe über das Proletariat. — Nr. 276. Ein Preßproceß in Sachsen. — Nr. 277. Stimmen über Arthur Schopenhauer. (Nr. 277—281.) — Rivarol und seine Zeitschrift „Les actes des apôtres". (Nr. 277—278.) — Nr. 280. Die Versteigerung der Bibliothek Ludwig Tieck's. (Nr. 280—281.) — Nr. 282. Philosophische Briefe über die Gegenwart. (4. An Karl Gustav Carus in Dresden. 5. An Hundeshagen in Heidelberg.) Von M. Carriere. (Nr. 282—283.) — Aus Venedig. (Nr. 282—283.) — Nr. 284. Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's. Vierter Artikel. Von T. Fasoldt. (Nr. 284—287.) — Nr. 285. Jüngster, vielleicht letzter Roman von James. — Nr. 286. Zur Geschichte der Herzöge von Guise. — Mancherlei; Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie; Literarische Anzeigen. — Nebst 2 Literarischen Anzeigern: Nr. XII und XIII.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 288. — 1. December 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die **Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig** wenden.

Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

Wenn der Verf. der folgenden Anzeigen im Anfang des gegenwärtigen Jahres, beunruhigt und bedrängt durch so manche Erwartungen und Befürchtungen, die durch jene Zeit nur allzu sehr gerechtfertigt wurden, eine Beurtheilung der „Briefe Goethe's an Frau von Stein" in d. Bl. (Nr. 30—33) mit den Worten begann: „Es sind wol nicht Viele die beim Niederschreiben der neuen Jahrszahl daran denken, daß vor 100 Jahren Goethe geboren wurde", so war er in einem Irrthum, aus dem er zu seiner großen Freude gerissen ist. Die an so manchen Orten Deutschlands veranstalteten Feste, die vielen Schriften die den 28. Aug. zu ehren erschienen sind, die mannichfaltigen Mittheilungen in Zeitungen und Tageblättern haben bewiesen, daß der Deutsche in den Stürmen der Zeit, bei dem Interesse welches jeder denkende und fühlende Deutsche an der Politik des Tags nimmt, unter den Bedrängnissen der Gegenwart und den materiellen Bestrebungen der Zeit weder das Interesse für höhere geistige Bildung noch die dem deutschen Volke so eigene Tugend, die Ehrfurcht vor seinen großen Männern, eingebüßt hat; und Das muß Jeden, auch den die Liebe und Begeisterung für Goethe die sich in so Vielen kundgibt nicht Theilenden, erfreuen. Jeder Deutsche wird mit Beifall und Genugthuung in der von Humboldt, Schelling, Cornelius, Boeckh und andern bedeutenden Männern Berlins ausgehenden Auffoderung zu einer würdigen Feier des 28. Aug. die Worte gelesen haben:

Keine Feier dürfte mehr geeignet sein in die düstern Nebel der verworrenen Gegenwart einen heitern Sonnenstrahl gemüthlicher Erquickung zu bringen als die welche dem Geiste Goethe's gilt, dem Geiste der Ordnung, der Besonnenheit und der edelsten Freiheit, der es besonders vermochte durch anhaltende und fortbildende Wirkung ausschweifende und verwilderte Kräfte zu ruhiger Entwickelung anzuziehen und in mildern Gestalten festzubannen.

Wenn dagegen sich Stimmen anderer Art erhoben, so sind sie wol, als der Straßenliteratur verwandt, die vor kurzem eine Macht zu werden drohte, kaum oder wenig beachtet.

Von den zum 28. Aug. erschienenen Schriften führen wir zunächst folgende auf, uns eine Nachlese für später vorbehaltend:

1. Zum 28. August 1849, dem hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Denkschrift auf denselben in seiner welthistorischen Bedeutung, als eine der Hauptsäulen am Tempelbau der Menschheit. Von Christian Wenig. Weimar, Voigt. 1849. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wie dem Verf. dieser Anzeige ist es dem der genannten Schrift, dem erfurtischen Schuldirector C. Wenig, ergangen, einem Manne der in dem sein Werk einleitenden Vorworte sich als geistreichen Kenner und Verehrer Goethe's erweist. Auch ihn hatte da das Jahr 1849 begann ein Bangen erfüllt, die Zeitverhältnisse, die Politik des Tags möge alle andern Bestrebungen und Angelegenheiten verschlingen, der bedeutungsvolle Tag möge wol gar unbeachtet vorübergehen. Und er hatte sich an dem Gedanken geweidet: das Jahr 1849 werde Deutschland die langersehnte Einheit geben, in der Geburtsstadt Goethe's werde sie geschaffen werden, ein Document derselben werde der Ankauf des Goethe'schen Hauses, der Goethe'schen Sammlungen sein. Ach! das Jahr neigt sich seinem Ende, und die Einheit ist noch nicht da, ist noch fern, und der Morgenröthe die vor anderthalb Jahren erschien ist noch kein Tag gefolgt. Aber in dem Glauben hatte sich Wenig nicht getäuscht, Deutschland werde seines großen Sohnes in diesem Jahre gedenken, des Dichters und Forschers, „der ein allgemeines geistiges Band um alle Deutsche schlang, und sie solchergestalt verknüpfte und einigte, daß sie sämmtlich ihn mit Stolz als den Ihrigen anerkannten und rühmten". Er hatte beschlossen das Seinige zu der Feier des Jubeltags beizutragen; und Dies that er in dem Werke „welches er während eines Menschenalters zusammengetragen", das ein Repertorium aller über Goethe kund gewordenen Urtheile bedeutender Zeitgenossen, wie der gesammten Goethe-Literatur sein soll.

Diese Angabe ist indeß zu berichtigen. Die Goethe-Literatur enthält das Buch beiweitem nicht vollständig, und was das Urtheil der Zeitgenossen betrifft, so ist Wenig's Werk nur als eine Vervollständigung früherer Sammlungen, namentlich der von Varnhagen und der von Nicolovius veranstalteten, anzusehen, aus denen, wie im Vorwort gesagt wird, nur wenige Stellen aufgenommen sind. „Leider", sagt der neueste Sammler am Schluß des Vorworts, „hat die Ungunst der Zeit mich verhindert meinen ursprünglichen Plan gegenwärtig seinem ganzen Umfange nach auszuführen." Möchte sich, wie dazu Hoffnung gegeben wird, bald Gelegenheit finden das anfänglich Beabsichtigte in seiner vollen Ausdehnung nachzubringen! Was geliefert werden kann wird immer nur Vervollständigung des früher Geleisteten sein; aber bei dem Sinn und Fleiß des Verf. des vorliegenden Werks darf man Zweckmäßiges in Hinsicht auf Wahl und Anordnung hoffen. Besonders ist lobend zu erwähnen, daß Wenig die Urtheile die Goethe von bedeutenden Männern anderer Nationen erfahren berücksichtigt hat. Die Wichtigkeit einer solchen Sammlung wird Niemand verkennen. Die Literaturgeschichte soll nicht allein lehren was große Geister geschaffen haben, sondern auch wie ihr Schaffen von Zeitgenossen und folgenden Geschlechtern aufgenommen und verarbeitet worden ist.

Ein Werk wie das obengenannte gibt der Kritik geringen Anlaß sich zu äußern. Anders ist es mit der Schrift:

2. Zu Goethe's Jubelfeier. Studien zu Goethe's Werken. Von H. Düntzer. Elberfeld, Bädeker. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Seit im J. 1836 Düntzer's Schrift: „Goethe's «Faust» in seiner Einheit und Ganzheit", erschien, hat derselbe durch verschiedene andere, zum Theil in Herrig's und Viehoff's „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen" erschienene dargethan, daß er bei seinen anderweitigen, eigentlich philologischen Studien immerfort ein vorzügliches Augenmerk auf Goethe gerichtet hat. So werden uns hier drei in dem erwähnten Archiv erschienene Aufsätze: „Reise der Söhne Megaprazon's", „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" und „Das epische Gedicht «Die Jagd» und «Die Novelle»" abermals mitgetheilt; zu ihnen, die nur einen kleinen Theil des Buchs ausmachen, eine ausführliche Abhandlung: „Goethe's «Lotte» und «Die Leiden des jungen Werther» nebst einer Uebersicht der Werther-Literatur" und einem Anhange, der einen Abdruck von vier auf jenen Roman sich beziehenden Gedichten enthält; ferner „Kritiken von «W. Meister's Lehr- und Wanderjahren»", endlich „Goethe's Gutachten über Oken's «Isis»". Als Einleitung in die Studien erhalten wir: „Goethe's politische Ansicht und seine Stellung zu den Bewegungen der Zeit."

Die „Reise der Söhne Megaprazon's", meint Düntzer, sei bisher fast unbeachtet geblieben, obgleich sie in Hinsicht auf Goethe's politische Ansicht, sowie wegen ihres Verhältnisses zur „Natürlichen Tochter" sehr wichtig sei. Wir müssen ihm beistimmen, und hätten gern gesehen, daß er sich etwas weiter über das erwähnte Verhältniß ausgesprochen hätte, wozu die Nebeneinanderstellung der Inseln der Papimanen und Papefiguen Anlaß bot. Eine genauere Erörterung dieses Verhältnisses, wobei die Vergleichung der letztern Insel („ein Elysium, ein Wohnsitz der zierlichsten, häuslichsten Götter") mit der der Papimanen, wo es keine Wälder, keine Dörfer, keine Saaten und Heerden gibt, dann die Zerreißung der Insel der Monarchomanen zu berücksichtigen gewesen wären, würde wol auf eine bessere Ansicht von der „Natürlichen Tochter" geführt haben als die welche wir in Gervinus' „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" finden, wo das unvergleichliche Drama, dessen Gehalt die Frucht tiefer Weltbeobachtung, dessen Form und Sprache an Sophokles erinnern, ein mißglücktes Erzeugniß genannt wird. Daß zu jenem projectirten Romane die Französische Revolution Anlaß gegeben, wie Düntzer annimmt, ist klar; die Beziehungen auf diese, vielmehr auf die in der Geschichte immer wiederkehrenden Revolutionen, sind plausibel angegeben; und wenn uns die Bemerkung: Vielleicht haben die Teufel sich des (in herrlicher Blüte prangenden) Landes (der Papefiguen) angenommen und den Fluch des Papstes (des Hauptes der Papimanen) überwunden, choquirt: so müssen wir dem Verf. im Folgenden beistimmen: „Man könnte vermuthen, daß die Teufel auch die unumschränkte Demokratie, das Reich der Freiheit und Gleichheit, eingeführt haben." Dabei müssen wir denn bemerken, daß Das was lobpreisend von der Insel der Papefiguen gesagt wird nur das materielle Leben betrifft. Uebrigens sind die Bruchstücke von der „Reise der Söhne Megaprazon's" so klein, daß Das was die Conjectur im Speciellen aus ihnen herausfördern möchte immer etwas sehr Schwankendes sein wird.

Die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" waren in der Zeit da sie bekannt wurden recht geeignet lauten Widerspruch der liberalen Partei hervorzurufen; auch in unsern Tagen wird es an diesem nicht fehlen. Düntzer erkennt und fühlt den humanen Sinn, die Toleranz Goethe's gerade in der Einleitung zu den „Unterhaltungen", die so großen Anstoß gab; und in der That zeugt diese dem Unbefangenen recht lebendig von dem Sinne „dem auch das Seltenste was geschieht zugleich Vergangenheit und Zukunft war", eben weil er sich zu einem Standpunkte erhoben hatte der ihn über die Parteien erhob, der ihn in Allem die Licht- und Schattenseite erkennen ließ.

Dankbar sind wir Düntzer für die Mittheilungen über die Entstehung dieses Novellenkranzes, wie über die Quellen aus denen Goethe für die einzelnen Erzählungen schöpfte; was besonders die von der Sängerin Antonelli (der Schauspielerin Clairon) und den Procurator betrifft; am dankbarsten aber für das über das berühmte „Märchen" Mitgetheilte. Nicht als ob wir annähmen er habe endlich den Schatz gehoben, habe die Lösung des Räthsels das nun über ein halbes Jahrhundert die Verehrer Goethe's beschäftigt gefunden; vielmehr scheint es uns noch immer nicht genug die Worte beherzigt zu ha-

ben mit denen Goethe selbst das Märchen einleitet: „Diesen Abend verspreche ich Ihnen ein Märchen durch das Sie an Nichts und an Alles erinnert werden sollen", er scheint uns nicht genug dasselbe als einen Traum behandelt zu haben, in welchem sich das Seltsamste aus dem Seltsamen zu entwickeln pflegt. Daß Goethe es so behandelt, Das macht das Märchen eben zu einem Kunstwerke, neben dem schwerlich ein zweites aufzuführen ist. Aber Das erfreut uns, daß Düntzer mehr als andere Ausleger das politische Element desselben hervorhebt; wie denn die Politik des Tages Goethe wol zunächst zu dieser Schöpfung veranlaßte, und wir Düntzer gern beistimmen, wenn er sagt: „Es ist ein schön berechneter Zug, daß die Politik welche von der Unterhaltung (wir können hinzusetzen: von den „Horen", in welchen die „Unterhaltungen" zuerst erschienen) ausgeschlossen ist, sich in der Form des Märchens doch Eingang zu verschaffen weiß." Wie richtig aber Goethe sagt, dasselbe werde an Alles erinnern, erkennen wir schon, wenn wir uns an die mannichfaltigen Deutungen erinnern die es erfahren hat. Es könnte befremden, daß in den frühesten Auslegungen in einer Zeit, da doch die Französische Revolution noch im Gange war, Philosophie und Aesthetik vorwalteten; aber es ist nicht seltsam, denn viele der bessern Köpfe die damals in der Literatur den Ton angaben waren so von Philosophie und Aesthetik eingenommen, daß das Näherliegende davor zurücktrat; jetzt aber kommt die Politik dem Deutschen zu Haus und Hof, und zwingt zu Anerkennung ihrer Gewalt auch Den dem sie sonst fern lag. Inzwischen würde man gewiß mit Unrecht Alles in dem Märchen auf die Politik beziehen; wie denn Düntzer sagt:

Uns ist das Märchen der phantastische Ausdruck des Gedankens, daß das wahre Glück nicht in schrankenloser, unbedingter Freiheit (der politischen) bestehe, die nie verwirklicht werden kann, und wo sie erstrebt wird nur Unheil und Verderben anrichtet, sondern in der auf Weisheit, Schein und Gewalt gegründeten Herrschaft, unter welcher allein wahre Freiheit gedeihen kann.

Die Lampe des Alten, „die alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelsteine verwandelt, und alle Metalle zernichtet", könnte auf die Kunst deuten wie der Garten der schönen Lilie, „in welchem keine Pflanze Blüten und Früchte trägt, worin aber jedes Reis das die Besitzerin bricht und auf das Grab eines Lieblings pflanzt sogleich grünt und hoch aufschießt". Düntzer findet in der schönen Lilie „die falsche Freiheit der Revolution, die alles Lebende tödtet, alles Bestehende umstürzt, aber das Todte belebt und Lebendigtodtes ins Leben ruft". Der Kreis den die Schlange, ihren Schweif mit den Zähnen fassend, um den für todt niedergesunkenen jungen König schließt, deutet ebenfalls eher auf die dem Zeitlichen Ewigkeit verleihende Kunst. Doch wir dürfen uns in dieser Anzeige nicht zu weit über das Märchen ergehen, das zu erklären wir uns nicht berufen, ebenso wenig befähigt fühlen.

(Die Fortsetzung folgt.).

Germania. Ein satirisches Märchen von Wolfgang Müller. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1848. 8. 20 Ngr.

In dem großen Lande welches im Norden an die Heringe und den Bernstein, im Süden an den Schweizerkäse grenzt, lebte vor uralten Zeiten eine Person Germania, welche in ihren Kinderjahren wie alle Kinder ein sehr lustiges Ding war, sobald sie aber zum Backfisch herangereift war an einem überaus weichen und gefühlvollen Herzen litt. Germania, wärst du wie du warst geblieben! Als aufgeblühte Jungfrau fing sie an Bücher zu lesen, guckte nach den Offizieren die mit der Parade vorbeimarschirten, und verliebte sich der Reihe nach in diverse stattliche Anbeter. Zuerst in einen martialischen General der Gothen, dann in den Anführer der aus Italien stammenden Himmelsdragoner St.-Stiekranius, sodann in einen byzantinischen Rechtsgelehrten, welchen ein jüdischer Hausirer ablöste. Endlich nachdem sich alle diese nobeln Liebhaber verlaufen hatten, fand Germania sich gemüßigt ihrem alten Kutscher Michel einen Platz in ihrem Herzen einzuräumen. Alle fünf Verbindungen freier Liebe waren mit Nachkommenschaft gesegnet, und fünf Söhne bezeichneten die wechselnde Neigung ihrer Mutter. Die Söhne waren Aristokraticus, Pietisticus, Bureaukraticus, Banknoticus und Michel. Wie Germania ihre Kinder erziehen ließ, wie die Söhne sich beim Unterricht verhielten, wie sie sich weiter entwickelten, wie sie im Verlauf der Zeit Liebe verspürten, wie sie sich daher Weiber suchten, in die Ehe traten, und wie es ihnen darin erging, wie der Pantoffel erfunden wurde, und welche Wirkungen er ausübte, wie die Germania ihren Söhnen Wohnsitze anwies, wie dieselben (die Söhne nämlich) mit Nachkommenschaft gesegnet wurden, wie die Söhne und Schwiegertöchter der Germania sammt ihren männlichen und weiblichen Nachkommen lebten, wie der Streit unter den Söhnen der Germania ausbrach, und wie sie endlich einen brüderlichen Frieden schlossen: — dieses Alles ist, Jedermann gut und nützlich zu lesen, in diesem ergötzlichen Buche zusammengestellt. Die soziale Geschichte des deutschen Volks in nuce ist der Inhalt des vorliegenden Büchelchens, und ich stehe nicht an hinzuzusetzen: Die Geschichte des deutschen Volks, verklärt durch einen harmlosen Humor der durch Thränen lacht, wie er eben nur deutschen Dichtern eigen ist, und nur von deutschen Lesern begriffen und gewürdigt werden kann. Wolfgang Müller hat mit Glück die Klippe umschifft an der unsere deutsche Satire in der Regel scheitert, und die ihm um so gefährlicher werden konnte, je luftiger und zarter die Form ist die er gewählt hat, das Märchen. Die Gefahr welche ich meine ist die aus der Satire in das Gebiet des Didaktischen zu verfallen. Ich habe mich schon anderwärts über diesen Punkt ausgesprochen. Es ist allgemein anerkannt, daß das Lehrhafte nicht die prenencirte Absicht eines Gedichts sein darf welches auf diesen Namen rechtlichen Anspruch machen will. Dessenungeachtet schiebt man der Satire die Tendenz des ridendo corrigere mores unter, und schließt sie somit von der eigentlich so zu nennenden Poesie aus, wenn anders der Vordersatz von der Unzulässigkeit des didaktischen Zwecks in der Poesie als richtig anerkannt werden muß. Man hat mit diesem Urtheil insofern Recht als in der That unsere meisten deutschen Satiriker, die Rabener u. A., auf unmittelbare Belehrung ausgehen: diese werden aber auch durch diese Tendenz, und insoweit sie derselben huldigen unpoetisch. Dagegen ist die wahre und echte Satire ebenso wenig tendenziös oder didaktisch als irgend eine andere Gattung der Poesie. Es ist hier nicht die Stelle Dieses wissenschaftlich zu begründen; begnügen wir uns mit einer Analogie. Die Satire steht auf einer Linie mit dem Lustspiele. Sie will das Komische zur Anschauung bringen, und insofern viele Menschen die Lächerlichkeit mehr fürchten als die Schlechtigkeit, kann die Satire immerhin in vielen Fällen moralische Besserung bewirken; ihre Absicht ist Dies so wenig als die des Lustspiels. Von diesem Fehler also, der in einem Märchen doppelt unleidlich sein

würde, von dem Fehler mit dem delectare das unmittelbare prodesse verbinden zu wollen, also in unserm Falle von der politisch-socialen Doctrin hält sich der Dichter der „Germania" fast ganz frei: nur einige male sinkt die ursprüngliche Heiterkeit der Anschauung zur frostigen Allegorie herab.

Möge die neue Zeit, welcher es nicht an derartigem Stoff mangelt, dem Dichter ein Sporn sein die Gebildeten der Nation auf eine Fortsetzung seiner humoristischen Studien nicht warten zu lassen. 72.

Funfzehn Jahre in Paris.

So lange hat Karl von Forster in Paris gelebt, und die unbefangenen Eindrücke die er empfing, die sorgfältigen Untersuchungen die er anstellte finden sich in einem allerliebsten Buche „Paris et les Parisiens" niedergelegt und gesammelt. Ganz Paris schläft noch, beschreibt Forster, und man hört nur ein fernes unerklärliches Getöse das dem Athem eines Riesen gleicht. Aber die Umgegend wacht schon und arbeitet für die Stadt. Von fünf, ja von sieben Meilen weit her sieht man unzählige Wagen und Karren, beladen mit allen möglichen Arten von Nahrungsmitteln, gegen die Stadt hinziehen, in ihre weiten Flanken eindringen und ihren Inhalt absetzen. Wenn man diese endlosen Reihen von Fuhrwerken erblickt, deren Zugthiere, an ihre Wanderung gewöhnt, den schlafenden Herrn in die Stadt bringen, so scheint es als treibe eine mächtige und unsichtbare Hand alle diese Pferde, Esel, Ochsen und Hunde vorwärts. Endlich kommt man durch die Barrière in die noch stillen großen Straßen. Ueberall Spuren einer großartigen Gewerbsthätigkeit! Ueberall Läden! Und wenn man diese Myriade von Kaufslocalen sieht fragt man sich erstaunt: Wer kauft denn eigentlich nun in Paris, da alle Welt verkauft! Der Verf. führt uns weiter auf den Vendomeplatz, in die Tuilerien, ins Palais royal! Er führt uns in das Quartier des Juniaufstandes, erzählt uns Mancherlei von den Barrikaden und namentlich davon wie die Kugeln oft hinter Gardinen, aus mit Blumen besetzten Fenstern hervorflogen, aus denen wenn der Büchsenknall kaum verklungen ein neugieriger Mädchenkopf hervorschaut. Er liebt die Pariser von ganzem Herzen und die Pariserinnen vielleicht noch mehr. „Die Pariserin ist vor Allem graziös; ihre Schönheit besteht in der Belebung ihrer Gesichtszüge und in dem glühenden Feuer ihres Auges; ihr Wuchs ist schlank, groß, von feinen Contouren. Das Bein ist ein Modell, und in Betreff der Zartheit ihrer Füße kann sie mit den spanischen Señoras streiten. Die gerundeten Arme enden mit kleinen weichen, sorgfältig gepflegten Händen." In den Kaffeehäusern zeigt uns Forster die Kellner, die ihre Stellen für 10,000 Francs verkaufen, er führt uns in die Restaurationen, wo man für 100 Francs und für 22 Sous diniren kann, in die Bazars, in die übel duftenden Tabagien. Auch mit den Volkssitten, dem Straßen- und Eckensteinleben macht er uns hinlänglich bekannt. Wir lachen, aber wir schaudern auch, wenn wir z. B. Folgendes hören: „Eine sehr gebräuchliche Ermordungsart, die sich besonders durch den raffinirten Cynismus der Verbrecher auszeichnet, ist die, das Geschrei des Schlachtopfers mit einem schallenden Gelächter zu übertönen und ihm zuzurufen: «So sei doch still, du Narr! Du wirst noch das ganze Quartier lebendig machen!» Schaut nun Einer bei dem Rufe «Mörder!» zum Fenster heraus, so sieht er ein paar Menschen die laut lachen; er hält sie für Betrunkene und geht wieder ins Bett; den andern Morgen findet er an der Schwelle seines Hauses eine blutige Leiche."

Ausführlich schildert uns der Verf. die Blumenmädchen, die Mädchen aus dem Volke, die Schauspielerinnen, deren Kunst oft die Liebe ist, und die wol verführen, aber nie verführt werden, die Studentinnen, die Grisetten und endlich die „kleine Lorette", die eine Herzensempfindung für einen Irrthum halten würde. „Die Lorette liebt die Unordnung mit Leidenschaft, Alles wirft sie durch- und übereinander. Neben ihrem Kamme findet ihr für einen Sou italienischen Käse, ein Armband liegt unter dem Tisch und ein durchstochener Strumpf auf dem Kamin neben einer Uhr, die unermüdlich die Mittagsstunde anzeigt. Auf dem Stuhle ist ein Hut placirt, ein Schuh hängt an einem Nagel neben einem Daguerreotyppertrait. Diese Unordnung ist ihr Lebenselement. Die Lorette kann eine ganze oder eine halbe Scala auf dem Klavier, auch vielleicht drei Viertel einer Romanze, die sie Tag und Nacht singt, aber immer bewundernswürdig falsch. Nimmer würde man ihr die fixe Idee nehmen können, daß sie einem Gesandten oder wenigstens einem Chargé d'affaires angehöre; gibt sie euch ein Rendezvous, so ist es gewiß einem russischen Fürsten gestohlen. Auf dem Tisch seht ihr wol einen Cigarrenstumpf; ja sie raucht! Der Stock mit goldenem oder silbernem Knopf dort in der Ecke ist das letzte Andenken ihres seligen Vaters. Ein Paar Stiefeln braucht sie, um im Nothfall eine Rolle im Theater der Straße Chantereine zu spielen: sie weiß auch Alles zu erklären und zwar nicht blos auf eine Art." 31.

Miscellen.

Ein sparsamer Bürgermeister.

Der berühmte Mathematiker James Ivory war zu Dundee in Schottland geboren und als Director des dasigen Gymnasiums der Erste welcher daselbst Algebra lehrte. Nach der auf dieser Neuerung folgenden öffentlichen Schulprüfung mißbilligte der Bürgermeister, welcher sehr aufmerksam zugehört, die neue Methode wie Herr Ivory das ABC lehre, und schlug dem versammelten Gemeinderathe vor zu Ersparung der Kosten „to put Jamie Ivory awa', as they had a gude enough teacher o'the ABC already (den Jakob Ivory fortzuschicken, dieweil sie bereits Jemand hätten der das ABC ganz gut lehre").

Bauaufwand im Britischen Museum.

Mit Einschluß der Einrichtung und der gemeiselten Zierarbeiten beträgt der Aufwand des Neubaus im Britischen Museum laut dem Parlament vorgelegten Rechnungen vom Anfange des Umbaus im J. 1823 bis zum 31. März 1849 die Summe von 696,995 Pf. St. Der weitere Bedarf ist auf 56,500 Pf. St. veranschlagt. 4.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Novellen

von

Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.

Zwei Theile.

I. Sigismund. Ein Stilleben. — II. Rom und Berlin. Interieurs.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mit diesen Novellen schließt die beliebte Verfasserin ihre literarische Thätigkeit, und es werden daher dieselben als der Abschiedsgruß einer liebgewonnenen Freundin gewiß bei allen Verehrern derselben eine gute Aufnahme finden.

Früher erschien bereits von der Verfasserin ebendaselbst:

Paris und die Alpenwelt. Gr. 12. 1846. 1 Thlr. 26 Ngr.
Eine Reise nach Wien. 8. 1848. 1 Thlr. 26 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 289. — 3. December 1849.

Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

(Fortsetzung aus Nr. 288.)

Es folgt der Aufsatz „Das epische Gedicht «Die Jagd» und «Die Novelle»". Nachdem der Verf. die Entstehung der letztern dargestellt, wie das schon im J. 1797 projectirte epische Gedicht endlich nach 30 Jahren in eine Novelle ausgelaufen, wobei wir mit Interesse die mit Schiller gepflogene Verhandlung im Zusammenhang überblicken, während Riemer's wunderliche Annahme, der Inhalt des in „Wilhelm Meister's Wanderjahren" erwähnten Jagdgedichts sei derselbe mit dem des epischen, abgewiesen wird, folgt eine Entwickelung und ästhetische Würdigung der Novelle, in der Düntzer den echtchristlichen Gedanken ausgesprochen findet, daß Frömmigkeit mehr vermöge als ungestümer Muth und Gewalt. Er weist dabei auf den Schluß des „Faust" hin; er hätte noch auf vieles Andere in Goethe's Werken hinweisen können. Nicht allein die „Iphigenia" ging von diesem Grundgedanken aus, auch der Widerwille den Goethe gegen die geognostische Erhebungstheorie der neuern Zeit empfand hängt mit ihm zusammen; ja man kann sagen: das ganze Leben, die Entwickelung des großen Mannes ist eine lebendige Verwirklichung und Darstellung dieses Gedankens.

Wenn wir Düntzer in der Hauptsache beistimmen, so möchten wir doch Honorio in engere Verbindung mit dieser bringen als er es thut, indem das Gewicht welches der Dichter auf diesen legt doch zu sehr in die Augen fällt. Ist nicht die kaum verhüllte Leidenschaft desselben auch ein ungestümer Muth? Ist nicht auch sie eine Gewalt? Und soll nicht auch sie durch Frömmigkeit, durch „die wunderthätige Liebe, die sich im Gebet enthüllt", überwunden, auf ihr Maß zurückgeführt werden?

Eins müssen wir hier noch erwähnen. Düntzer, dem Niemand das Talent eines Interpreten absprechen wird, scheint uns in seinem Spüren und Forschen, besonders in Bezug auf wirkliche Personen und Localitäten die dem Dichter bei seinen Schöpfungen vorgeschwebt haben können, zu weit zu gehen. Goethe mögen bei seiner vortrefflichen Schilderung der alten in Ruinen zerfallenen Staremburg seiner Novelle die Trümmer des Schlosses Greifenstein in der Nähe Rudolstadts vorgeschwebt haben (wie in der Novelle „St.-Joseph der Zweite" die Ruinen der Klosterkirche an Paulinzelle erinnert): aber hat Dies nur irgend eine Bedeutung, irgend ein Gewicht bei der Beurtheilung, dem Genuß des Gedichts? Gewiß um so weniger, da in demselben die angenommene Wirklichkeit, durch das Medium der Dichtkunst gegangen, vielfach verändert werden mußte. So wirkt fast komisch die Vermuthung, daß der Fürst Friedrich Karl von Rudolstadt, „der geübte Zeichner und feine Kunstkenner", in dem Oheim Friedrich zu suchen sein könne. Solche Zufälligkeiten, Reminiscenzen, oder wie man sie nennen will, mögen anmuthig sein, wenn sie zu einer sentimentalen Schilderung verarbeitet werden, wie man mit Freude und Genuß Washington Irving's Gemälde „Stratford am Avon" betrachtet; aber ein Kritiker sollte sie verschmähen.

Das Bedeutendste was uns Düntzer in seinem Buche gibt ist der vierte Aufsatz: „Goethe's «Lotte» und «Die Leiden des jungen Werther», nebst einer Uebersicht der Werther-Literatur"; auch dem Umfange nach das Größte, indem es fast die Hälfte des Buches ausmacht. Ihm kamen hier vielfältige Mittheilungen zu statten, die seit einigen Jahren über einen Schatz den die Familie Kestner in Hanover bewahrt ins Publicum gekommen sind, besonders durch Gelzer's Werk über die deutsche Literatur. Aber er ist nicht blos Nachtreter, er hat auch selbst geforscht und oft glücklich Mehres combinirt; wie er denn die Fähigkeit dazu in anderweitigen Mittheilungen, z. B. über „Goethe's Friederike", in d. Bl. dargethan hat. Sie erkennen wir in der Auslegung der Goethe'schen Lieder „Elysium", „An Uranien" und im „Briefe an Lottchen". Dabei ist er von Liebe zu seinem Gegenstande erfüllt, ohne die etwanigen Mängel zu übersehen; er ist ein Kritiker, wohlwollend, warm und unparteiisch zu gleicher Zeit. Auf eine gründliche Entwickelung und Sichtung Dessen was in dem bewunderungswürdigen Romane von der Person Werther's Goethe, was Jerusalem angehört, folgt eine Darlegung des Romans, eine sehr ausführliche und gründliche. Wie Werther gleich in den ersten Briefen erscheint, auf welche Sinnesweise diese Briefe schließen lassen, wie eine leidenschaftliche Liebe auf diesen Sinn — denn von Charakter kann nicht die Rede sein — wirken mußte, Das ist psycholo-

gisch wahr entwickelt. Nur in Einem, meinen wir, hat Düntzer dem Dichter Unrecht gethan. Er meint, der wirkliche Umstand, daß Goethe sich von Lotte entfernte, „um nicht durch das Unvermeidliche verdrängt zu werden", habe ihn veranlaßt Werther sich (am Ende des ersten Buchs) von der Geliebten losreißen zu lassen. Dies aber sei, wie groß und wahr in Hinsicht auf Goethe, so unwahr und unpsychologisch bei Werther, der in den Briefen vom 18. und 30. Aug. schon reif zum Selbstmorde gewesen sei, welcher demnach nicht erst nach jenem Losreißen, nach so geraumer Zeit habe erfolgen dürfen; dieses Losreißen sei auch keineswegs motivirt; „von einer moralischen Kraft, von dem Gefühle, daß er das Glück der Freunde nicht stören dürfe, daß er zur Entsagung verpflichtet sei, finde sich keine Spur." Das ist es eben: bei Goethe war das Losreißen moralische Kraft, die man bei Werther nicht erwarten darf. Bei ihm ist es Verzweiflung; er sieht das Unausbleibliche sich nahen, und so viel Kraft hat er noch ihm aus dem Wege zu gehen, doch nicht so viel um dem Drange der ihn wieder zu Lotte treibt zu widerstehen. Es ist wahr, in jenen Briefen erscheint er als ein Verlorener, doch, so möchten wir annehmen, zum letzten Schritte noch nicht reif; die Stimmung die der Brief vom 3. Nov. des nächsten Jahres ausspricht fließt offenbar aus einer weit mehr zerrütteten Seele, da selbst die Verzweiflung jener Briefe noch Kraft athmet. Selbst in einem spätern sagt er: „Meine Uhr ist noch nicht abgelaufen." Erst nach dem bedeutungsvollen Traume, dessen der Brief vom 17. Dec. gedenkt, ist's mit ihm aus; und mit Absicht hatte der Dichter in der ersten Ausgabe des „Werther" diesen Traum dem letzten Briefe vor dem erzählenden Bericht gegeben.

Kestner, den Gemahl der wirklichen Lotte, hatte Manches in dem Romane gekränkt: er hatte sich darüber gegen den Verfasser ausgesprochen. Der Charakter Albert's konnte im Wesentlichen nicht geändert werden; aber wer Düntzer's Darlegung folgt wird finden, daß Goethe noch nach Jahren seines Kestner gegebenen Versprechens eingedenk, so viel als möglich, Einiges was diesem anstößig war wegschaffte oder mäßigte.

Den Verehrern Goethe's, denen insbesondere welchen die „Leiden des jungen Werther" ein theures Buch sind, wird die Uebersicht der Werther-Literatur willkommen sein. Sie werden über Nicolai's wohlgemeinten aber höchst unglücklichen Verbesserungsversuch, auch wenn sie ihn kannten, abermals lachen; des Unteroffiziers Riebe Gespräche über den Werther werden sie amusiren; der Bannspruch des Hauptpastors Götze wird ihnen wie ein Wort aus einer andern Welt vorkommen. Das Trauerspiel von S. A. v. Goun, der gleichzeitig mit Goethe in Wetzlar war, „Masuren, oder der junge Werther. Aus dem Illyrischen", hätte eine weitere Besprechung verdient; denn obgleich ohne dichterischen Werth ist es deshalb interessant, weil der Orden, der in ihm eine Rolle spielt, ohne Zweifel dem wetzlarischen Ritterorden, zu dem Goethe wie Goun gehörte, entnommen ist. Goethe selbst ist eine der vielen Personen des Dramas, und zwar unter dem Namen Götz, den er in jener wetzlarischen Gesellschaft führte; auch mag die Weise in der er sich damals ausdrückte von der Wirklichkeit copirt sein.*) Uebrigens sind nicht alle auf „Werther's Leiden" bezügliche Schriften, deren in dem Verzeichniß bei Bode („Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken", 1) so genannt werden, aufgeführt.

Gern aber haben wir im Anhang einen Abdruck der Satire „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten", die zu ihrer Zeit viel Lärm und Goethe vielen Verdruß machte, die jetzt eine Seltenheit geworden ist, gefunden; so die Nicolai aber mit Unrecht zugeschriebene: „Menschen, Thiere und Goethe", deren Absicht war Nicolai gegen Goethe und dessen Anhang zu rechtfertigen und in Schutz zu nehmen. Was von Merck herrührt muß seit Stahr's Schrift über den trefflichen Mann erschienen, jedem Freunde der Literatur von großem Werthe sein; und so freuen wir uns des erneuten Abdrucks der Künstlerromanze „Pätus und Arria", die durch ein Verbot Goethe's Roman in Leipzig zu verkaufen erzeugt ward. Ob die angehängte Elegie „Lotte an Werther's Grabe", die von Wagner Merck zugeschrieben wird, wirklich von diesem sei, möchten wir doch noch bezweifeln.

Wenn man Düntzer den Vorwurf macht, daß er zu ausführlich über der Werther-Literatur geworden, und daß wir zu lange bei der Anzeige dieser Partie seines Werks verweilt haben, so bedenke man, daß Goethe's großer Genius in seiner ersten Entfaltung nicht bloß

*) Einer der Ritter singt ein französisches Lied. Götz sagt zu ihm: „Bist ein deutscher Ritter, und singst fremde Lieder!" Ein anderer Ritter fragt Götz: „Wie weit seid Ihr mit dem Denken das Ihr euerm Ahndern stiften wollt?" Und dieser erwidert: „Man rückt so allgemach fort. Denk', es soll ein Stück werden das Meister und Gesellen aufs Maul schlägt." (Diese Stelle ist auch für die Fortbildung des Drama, dessen Concertion seine die straßburgische Zeit fällt, von Bedeutung.) Düntzer sagt (S. 10): „Um diese Zeit, da Kestner's Hochzeit heranrückte, mag der Gedanke des Selbstmords Goethe zuweilen beschäftigt haben, wenn auch die Art wie er Dieses später vorstellt nicht ganz der Wahrheit gemäß erzählt sein mag." Im „Masuren" haben wir ein Gespräch zwischen dem Ritter Götz und Favel, welcher Letztere zu Jenem sagt: „Ich merke, der Selbstmord könnt' auch in Euerm System Platz finden. Götz. Und was wolltet Ihr denn endlich dagegen einwenden? Eure Gemeinsprüche? Favel. Götz, Ihr scherzet; Ihr werdet Euch nicht tödten. Götz. Nur in dem Fall, wenn ich kaltblütig genug wäre mir einen Stahl ins Herz zu drücken. Entschließen werde ich mich nie. Aber wir wollen leben. Ist's doch noch immer auf der Welt ganz gut. Wer sich nur Freuden zu schaffen weiß. Stelzengehen, Schrittschuhlaufen, Das sind Sachen die stets edle Ritter ergötzen werden, Freuden die ihr Weichlinge verkennt." Wie treu demnach Goethe's Mittheilung in „Dichtung und Wahrheit". Am Ende des Stücks werfen Götz und ein anderer Ritter den Gesandten, der sich auf eine gemeine Weise über Masuren's, seines Secretairs, Selbstmord äußert, zum Zimmer hinaus. Dann sagt Götz: „Auf dem Kirchhof des Dorfes das er zu besuchen pflegte stehen zwei Linden, die der Unglückliche liebte. Wählen wir diesen Ort zu seinem Begräbniß." Zu S. 103 des Düntzer'schen Buchs bemerken wir noch, daß Jerusalem sich am 29. Oct. 1772 erschoß. Die Stelle eines Gesandtschaftssecretair bekleidete er länger als ein Jahr, wie aus einem Briefe seines Vaters vom 23. Febr 1771, wo des Secretairs gedacht wird, hervorgeht.

dargestellt werden konnte als schwebend in seiner Kraft über dieser Misère.

Gern hätten wir noch Etwas über die vielen Uebersetzungen des „Werther" gefunden. Einen künftigen Berichterstatter machen wir auf eine treffliche spanische aufmerksam, die zugleich mit einer französischen, jene dieser blattweise gegenübergestellt, im J. 1803 zu Paris erschien. Beide sind aber wahrscheinlich von einem ältern Datum, da sie nach der ältern Ausgabe des Originals gefertigt wurden. Der Titel hat das sinnreiche Motto aus dem ersten Buche Samuel's, 14, V. 43: Gustavi paullulum mellis, et ecce morior!

(Die Fortsetzung folgt.)

Nordalbingien, Jütland, Dänemark.

Es ist ein Irrthum, wenn man das Eindringen deutschen Wesens in Jütland für einen Eingriff in die ältesten Rechte der Dänen ausgibt; es ist Das vielmehr nur ein Rückschlag. Wir haben, so weit wir in der Geschichte zurückblicken können, ein größeres Anrecht auf Jütland als die Dänen, und da das historische Recht ja niemals erlischt, so ist es jetzt vielleicht nicht unangemessen auf die älteste Vergangenheit einen Blick zu werfen, so weit der Schleier derselben uns durch die neuesten Forschungen, namentlich durch Jakob Grimm's ausgezeichnete „Geschichte der deutschen Sprache", gelüftet ist.

Man darf dreist annehmen, daß die niedersächsischen Stämme seit alter Zeit die Gegend zwischen Elbe und Weser, und über diesen Fluß hinaus einnahmen, nicht erst seitdem die Franken über den Rhein drangen, und dort ein neues Reich gründeten, sondern schon zur Zeit der Römerangriffe. Sie spalteten sich in diesem Bezirke in die drei Glieder der Westfalen, Engern und Ostfalen, welche von den alten Cheruskern, Angrivariern und Sachsen sich allein durch den Namen unterscheiden. Jenseit der Elbe aber bestand schon in alter Zeit noch ein vierter sächsischer Stamm, die Nordalbinger, die noch in dem heutigen Holstein und Dithmarschen bis jetzt dieselbe Mundart reden wie die südalbingischen Sachsen. Sie zerfallen schon im 10. Jahrhundert in die Tedmarsgoi, d. i. Einwohner des Thiadmarsgau, woraus das heutige Dithmarschen entstellt ist, wie auch immer die Dithmarschen selbst jetzt noch sich mit Vermuthungen über ihre Namen, und ob sie Friesen oder Sachsen seien, abmühen mögen, in die Holtseten (Holsten), d. i. Waldanwohner, woraus das heutige Holstein verderbt ist, und in die Stormaren (Stormarschen, welcher Name wie auch der der Dithmarschen von Kohl in seinem Buche „Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein" falsch abgeleitet wird). Die an der Westküste der Halbinsel wohnenden Friesen werden wol zu den Nordalbingern gerechnet, gehören aber nicht zu den Sachsen; ihre Nationalität ist bekanntlich fast überall vernichtet, sie sind mehr oder minder mit den Niedersachsen verschmolzen, aber ihr Motto: „Liewer dud üs Slaw!" haben sie treulich festgehalten, und in dem letzten Kampfe bewährt. Jenseit der Schlei schon beginnen die Jüten.

Unter allen germanischen Stämmen sind es die nordalbingischen welche in die Geschichte zuerst eingreifen. Am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. durch eine Wasserflut aus ihrer Heimat gedrängt fielen sie in Gallien und Italien ein. Sie erscheinen unter den Namen der Teutonen und Cimbern, die eine falsche Kritik zu Celten hat machen wollen. Die neuere Sprachforschung macht es wahrscheinlich, daß der Name der Cimbern mit dem Worte Kämpe gleiches Stammes sei, und den Riesen, den gewaltthätigen Räuber bezeichne, ein Name der nach den Ansichten der Vorzeit nur etwas Ehrenvolles bezeichnete. Dasselbe bedeutet der Name Stormaren, d. h. Stürmer, wonach sich die Cimbern in den Stormaren erhalten haben. Die Teutonen aber dürfen füglich in Namen und Blut mit den Dithmarschen verwandt genannt werden. Der dritte Stamm der nordalbingischen Sachsen, die Holsten, endlich findet seine Vorfahren in dem mit den Cimbern und Teutonen ausrückenden Volke der Haruden, deren Name von Hart, d. h. Wald, abgeleitet in dem Namen ihrer Nachkommen wiedererscheint.

Erst später, als die genannten sächsischen Stämme schon in ihren Wohnsitzen festsaßen, rückte ein thüringischer Stamm, die Angeln, der im ersten christlichen Jahrhundert noch an der mittlern Elbe saß, hinab, und nahm auf der Halbinsel den Landstrich zwischen Ost- und Nordsee in der Richtung von Schleswig und Tönningen ein.

Von hier aus wurde dann im 5. Jahrhundert der große Seezug nach Britannien von Jüten, Angeln und Sachsen unternommen, der die Begründung neuer Reiche zur Folge hatte. Der Sachsen waren bei diesem Zuge die Meisten, doch ist durch einen Zufall der Name der Angeln herrschend geblieben.

Sowie dieser Zug von den Sachsen, Angeln und Jüten gemeinschaftlich ausging, darf eine Verwandtschaft dieser drei Stämme dreist behauptet werden, wenn auch nicht ausgemacht ist unter welchem Namen in früherer Zeit die Jüten vorkommen. Mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß sie von dem dänischen Stamm verschieden sind.

Denn diese Dänen sind gothischen Stammes. Die ganze Bevölkerung Skandinaviens ist eine gothische, nur daß man nicht glauben darf, daß die nach Italien und Spanien vorgerückten Ost- und Westgothen von dort, von Skandinavien her, gekommen seien, sondern umgekehrt war in früherer Zeit vom Schwarzen Meere her die Bevölkerung Skandinaviens gekommen, und zwar in einem doppelten Zuge, indem der nördliche durch Lithauen und Finnland seinen Weg nach dem nördlichen Schweden und Norwegen nahm, der südliche aber der Weichsel zuzog, und von da nach dem südlichen Schweden und einigen dänischen Inseln hinüberging. Mit diesem gothischen oder getischen Stamme, oder ihm nach zog ein nahverwandter, vielleicht identischer Stamm, die Dacier aus dem Lande östlich der Theiß, als nach der Niederlage des Decebalus durch Kaiser Trajan ihr Land in eine römische Provinz verwandelt wurde (106 n. Chr.), und besetzte hauptsächlich Schonen, Seeland und Fünen. Aus diesem Namen entstand der Name der Dänen, doch wurde noch bis weit ins Mittelalter hinein Dänemark Dacia genannt, und noch heute nennt der Russe den Dänen Datschanin, der Lappe Dazh; der Name der Dänen kommt zuerst im 6. Jahrhundert vor.

Von den Inseln drangen darauf diese Dänen, etwa im 5. oder 6. Jahrhundert, vielleicht bewogen durch den Umstand, daß durch den Zug nach Britannien die Bevölkerung schwächer geworden war, nach dem Norden der deutschen Halbinsel hinüber, überwältigten die Jüten, und machten, wenngleich der Name dieses Volks blieb, ihre Sprache dort zur herrschenden. Von nun an hielten die Dänen das Land bis zur Sachsengrenze fest. Daher wurden schon im Mittelalter die Jüten zu den Dänen gerechnet, ja Jütland wurde die eigentliche Kraft des dänischen Reichs, und noch heutigen Tags heißt der Finne den Dänen Juuti.

Die weitere Geschichte der Halbinsel gehört nicht hierher. Wir wissen, daß nicht gleich Jütland mit Seeland vereinigt war, daß die Dänenfürsten die vor und zur Zeit Karl's des Großen in Berührung mit den Sachsen kamen nicht die Könige von Seeland waren. Wir wissen ferner, daß Karl der Große die deutsche Mark gegen die Dänen feststellte, daß Kaiser Heinrich I. dieselbe erneuerte, und den Markgrafen von Schleswig das Land zwischen Schlei und Treene bis hinab zur Eider zur Vertheidigung anwies, damals als König Gorm der Alte, der eigentliche Stifter der dänischen Monarchie, alle die jütischen Könige bezwingend, und seine Herrschaft bis nach Schleswig ausdehnend, Deutschland bedrohlich wurde. Doch in

diese und die Geschichte der fortdauernden Kämpfe auf der Cimbrischen Halbinsel zwischen Dänen und Sachsen einzugehen würde hier zu weit führen.

Wir halten hier Dies fest: Die ältesten historischen Ansprüche, so weit wir nämlich wissen, hat Deutschland auf Jütland. Es ist Jütland ursprünglich Besitzthum norddeutscher Stämme gewesen, nicht der Donaustämme, welchen die Skandinavische Halbinsel und die Ostseeinseln zugefallen sind. Diese Ansprüche machten die Holsteiner fort und fort geltend, sie durchstreiften in umgekehrten Römerzügen die Halbinsel, bis Graf Gerhard der Große in Randers ermordet, und damit die Herrschaft der Holsteiner in Jütland gebrochen wurde. Der historische Zusammenhang der Jüten mit den Sachsen hat sich auch noch in der Sprache erhalten, wie sie das Geschlechtswort vor das Hauptwort setzen, nicht wie die nordischen Germanen als Suffix ihm anhängen.

Dürfen wir aber aus der Geschichte der germanischen Sprachen Etwas für die Zukunft folgern, so ist es Dies, daß wie bisher eine größere Concentrirung der Sprachen sich mehr und mehr entwickeln werde. Nicht blos die Völker sondern auch die Sprachen streben nach Einigung der verwandten Elemente. Es ist wahrscheinlich, daß die hochdeutsche Sprache wie sie die niederdeutsche überwältigt hat in den nächsten Jahrhunderten auch die niederländische in sich aufnehmen werde, um so wahrscheinlicher als diese letztere seit der Trennung Belgiens von der französischen bedrängt wird. Es ist ebenso wahrscheinlich, und seit der Trennung Norwegens von Dänemark, wodurch dies Land seine Kraft verloren hat, wahrscheinlicher geworden, daß die dänische Sprache, welche immer mehr von der hochdeutschen, der die niederdeutsche als Herold vorwärtsziehend den Weg bereitet, bedroht wird, zu der schwedischen übertreten werde. Dann aber wenn diese von Haus aus innigst verwandten Völker, die schwedischen Gothen und die Dänen, sich auch in ihrer Sprache wieder vereinigt haben, wenn Kopenhagen nicht mehr eine Hauptstadt, Jütland also von dem Einfluß einer nahen Capitale befreit ist, dann ist die natürliche Folge, daß Jütland in den natürlichen und ursprünglichen Verband zu Deutschland zurückkehrt, an das es durch seine geographische Lage, durch den Ursprung seiner Bewohner, durch seine Handelsverbindungen gekettet ist. Ebenso unnatürlich wie ein Besitz der schwedischen Krone in Pommern war, ebenso unnatürlich würde dann der Besitz der jütischen Halbinsel in den Händen der vereinigten skandinavischen Reiche sein. Wie auch die Diplomatie jetzt zu Gunsten Dänemarks entscheiden möge, die Zeit wird ihr Werk zunichtemachen; dieser natürlichen Entwickelung aber arbeiten die Verfechter der panskandinavischen Idee am meisten in die Hände. 73.

Nie eilig.

„Thue nie Etwas in der Eile", rathet der als Schriftsteller auch in Deutschland bekannte Warren in einem Büchelchen „On attorneys and solicitors" seinen juristischen Brüdern. „Wer in der Eile ist", sagt er, „kann möglicherweise nicht seinen Verstand beisammen haben, und bedenke, daß du in Rechtssachen stets einen Gegner hast der auf deine Unachtsamkeit lauert. Du magst bisweilen rasch, aber du sollst nie eilig sein. Hüte dich dafür, nimm dir fest vor es nie zu sein. Erinnere dich stets, daß die Interessen Anderer dir obliegen, daß sie durch deine Unaufmerksamkeit leiden, durch jene Nachlässigkeit welche im Allgemeinen die Mutter der Eile ist. Ein ausgezeichneter Geschäftsmann, ein Mann der immer so ruhig, kalt und besonnen aussieht, daß man am heißesten Sommertage ihn nur anzublicken braucht um sich abzukühlen, sagte mir einst, daß er ein einziges mal eilig gewesen sei und zwar ganze vierzehn Tage beim Beginn seiner Laufbahn. Es hatte ihn fast todt gemacht. Was er angegriffen hatte er verdorben. Er war immer außer Athem gewesen, gehetzt und elend. Aber es hatte ihm fürs Leben gut gethan. Er hatte sich vorgenommen nie mehr eilig zu sein und war es nie, nie wieder, so viel er sich erinnern konnte, während einer fünfundzwanzigjährigen Praxis nicht ein mal gewesen. Wohl zu merken, ich meine man soll nicht eilig und hastig sein, sich nicht überstürzen; rasch zu sein ist oft unvermeidlich. Darin aber zeigt sich wie hoch oder niedrig ein Mensch steht, wie viel oder wenig er werth ist. Man könnte beinahe behaupten, Eile sei derjenige Zustand in welchen ein mittelmäßiger Mensch durch Raschheit versetzt wird. Ich bemerkte eines Tags in einer Comitésitzung des Unterhauses bei Verhandlung einer Eisenbahnbill, mit welcher bewundernswerthen Kälte, Ruhe und Gelassenheit der erste Secretair der betreffenden Gesellschaft Stunden lang, während große Interessen in Frage standen, den Vorgängen beiwohnte. Sein Verhalten sicherte ihm unermeßliche Vortheile. Was er seinen Sachwalter an die Hand gab war meisterhaft und stets genau à temps, und am Schlusse trat er als Sieger ab. Wie wir dann zusammen fertigingen sagte ich: «Woher kommt es aber nur, daß Sie nie eilig sind?» «Weil Das zu viel Geld kostet», antwortete er mit einem bedeutsamen Lächeln. Ich werde die Aeußerung nie vergessen und rathe Jedem es ebenfalls nicht zu thun."

Einsendern dünkt, daß auch Andere als Juristen sich Obiges ad notam nehmen, auf Deutsch, hinter die Ohren schreiben können. L.

Notizen.

Statistisches über die seit 1840 in Frankreich erschienenen Bücher.

Vom 1. Jan. 1840 bis zum 1. Jan. 1849 sind von der französischen Pressen 87,000 Werke und Broschüren gedruckt worden, darunter 3700 neue Auflagen alter lateinischer oder französischer Classiker, und mehr als 4000 Bände Uebersetzungen aus den modernen Sprachen. Von den letztern sind wenigstens ein Drittheil aus dem Englischen übertragen, dann kommen namentlich deutsche und spanische Bücher; die schwedische und portugiesische Sprache aber ist hier zumeist unbeachtet geblieben. Gegen 900 dramatische Schriftsteller haben ihre Stücke drucken und darstellen lassen, 60 haben sich mit dem Druck begnügen müssen. Ueber geheime Wissenschaften, Kabbala, Wahrsagerei und schwarze Kunst sind in den angeführten neun Jahren 200 Werke veröffentlicht worden, 75 aber über Adel, Wappenkunde und Genealogie. Die socialistische Literatur (Fourierismus und Socialismus mit inbegriffen) hat mehr als 20,000 Bände von verschiedenem Umfang und Format aufzuweisen; Romane und Novellen sind 6000, Reisebeschreibungen über 800 erschienen. Ein Schlaukopf hat ausgerechnet, daß in all diesen Büchern mehr Papier verbraucht worden ist als man nöthig haben würde um die ganze Oberfläche der 86 Departements Frankreichs zwei mal zu bedecken.

Die Hafenplätze Frankreichs.

Frankreich hat gegenwärtig an 400 Häfen und Landungsplätze, von denen 102 im Kanal zwischen Dünkirchen und Finisterre, 215 am Großen Ocean bis herunter an die spanische Grenze, 83 endlich am Mittelländischen Meere liegen. Es sind hier natürlich alle diejenigen Punkte mit eingezählt an denen entweder wirkliche Entrepots sind oder Lebensmittel eingenommen werden, oder an denen auch nur ein günstiger Wind abgewartet werden kann, endlich auch alle Rheden, Buchten und Schlupfhäfen. Auf Anlegung derselben, Instandhaltung oder Verbesserung durch Herstellung bequemerer Stationsplätze, zahlreicherer Entrepots und besserer Hafenwerke sind in den J. 1837 bis mit 1848 171 Millionen 182,000 Francs verwendet worden, von denen seit 1844 40 Millionen allein auf die drei Häfen von Bordeaux, Havre und Marseille kommen. An Kanälen zählt man in Frankreich jetzt 104, und 57 Leuchtthürme erleuchten in drei Meeren seine Küsten. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag. 4. December 1849.

Ansichten zu Goethe's hundertjährigem Jubiläum.

(Fortsetzung aus Nr. 340.)

Ein fünfter Abschnitt der Dünzer'schen Werke beschäftigt sich „Wilhelm Meister“, von dessen mehrfachen Bearbeitungen der Verfasser die zwei mit der Entstehung des Romans zusammenfallenden Bearbeitungen, die Goethe selbst vorgenommen, übergeht und sich lediglich mit derjenigen Umarbeitung befaßt, welche Goethe kurz vor seinem Tode mit der „Wanderjahre“ vornahm. Diese sagt in der Vorrede über ihren Ursprung: „Es ist schon oft, ja es beschäftigt beinahe jedes Jahr die Deutschen.“ Und der Roman „soll zum Theile Bekenntnisse enthalten, die man nicht gern ablegt, zum Theile soll er Manches aus den Papieren eines Andern verrathen, der sich so gerne schilderte.“ Diese Andeutungen, welche Goethe selbst über den Ursprung seines Romans gibt, sind es, die den gelehrten Verfasser bewogen haben, sich in die Entstehungsgeschichte des Romans zu vertiefen, um sich über die Bedeutung und Entstehung desselben Rechenschaft zu geben. Selbst Goethe hat mit dieser Andeutung nicht zu viel versprochen. Wie die Entstehungsgeschichte des Werkes, worauf man seinen Blick richtet, sich gestaltet, wie sie sich in den drei Perioden Goethe'schen Lebens, den Zeiten und vielen Metamorphosen seiner Ansichten selbst wandelt, kommt die Schlußgenauere Betrachtung seines Lebens Zeugnisse von dem reichen Reichthum Geistes (S. 202), der dem jungen Manne zu Gebote standen, begegnet. Aber mit dem Romane beschäftigen Lebensjahre ist Goethe noch durchaus nicht zu Ende. Er hat sich in seinen Mußestunden, wie auch durch Mittheilungen, die unter sich ist von Weber gethan, mit dem Romane beschäftigt, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er sich auch in seinen letzten Lebensjahren mit ihm beschäftigt hat. Wie sehr er sich mit ihm

Leben und Treiben der damaligen Menschen. Noch mehrere Bemerkungen machte er über Gegenstände, die sich in seinem Leben ereignet hatten, über Personen, die er kannte, und über Werke, die damals gedruckt, und es verfehlt es somit nicht, daß diese Bemerkungen, die sich auf Ereignisse seines Lebens, welches eine bedeutende Epoche und eine Wendung in der Literatur Deutschlands verursachte, zu einem Theile auf Goethe's Leben Einfluß haben, diese Bemerkungen Interesse und zu einem Lebensgemälde.

Dieses Werk, das Dünzer in seinem Buche behandelt, „der ewige Wilhelm“ gehörte zu den Lieblingsarbeiten der Jugend Goethe's, und er hat sich mit ihm, wie er selbst sagt, „wie mit einer Geliebten“ so ausführlich und ein Mensch sich mit einer Freund oder Feind, mit einer Geliebten oder Braut und gewissermaßen so ausführlich und so umgestaltend damit hat Mühe zu erfinden und zu ordnen, wie Goethe mit seinem Wilhelm Meister.

Bei der Betrachtung des „Wanderer“ folgt man der Ansicht Dünzer's, daß Goethe in ihm nicht sowohl Bekenntnisse seiner gelegentlichen, als auch seiner bestimmten Ansichten niedergelegt habe, und daß er sich in ihm, wie in seinem Wilhelm Meister, mit Vorliebe in die Gestalten seiner Romane, wie Lenardo, Wilhelm, Jarno, Natalie, Makarie, Therese, Lothario, Jopp, Felix, Hilarie, Odoardo, Flavio, Montan, Pedro, Abbe, Angela, Elisabeth, Lucie, Friedrich, Philine, Aurelie, Serlo, Melina, Laertes, Mignon, Harfner, Augustin, Marianne, Ottilie, Nanny, Luciane, Hauptmann, Oberst, Major, Baron, Pädagog, Arzt, Astronom, Barbier, Tischler, Buchbinder, Architekt, Maler, Kaufmann, Wundarzt, Apotheker, Schreiber, Wirth, Gastwirth, Kellner, Kellnerin, Kammerdiener, Bedienter, Jäger, Pferdeknecht, Kutscher, Postillon, Bauer, Bauerin, Bauerknabe, Bauermädchen, Schäfer, Schäferin, Schäferknabe, Schäfermädchen, Hirt, Hirtin, Hirtknabe, Hirtmädchen, Fischer, Fischerin, Fischerknabe, Fischermädchen, Jäger, Jägerin, Jägerknabe, Jägermädchen, Soldat, Soldatin, Soldatknabe, Soldatmädchen, Bauer, Bauerin, Bauerknabe, Bauermädchen, Schäfer, Schäferin, Schäferknabe, Schäfermädchen, Hirt, Hirtin, Hirtknabe, Hirtmädchen, Fischer, Fischerin, Fischerknabe, Fischermädchen, Jäger, Jägerin, Jägerknabe, Jägermädchen, Soldat, Soldatin, Soldatknabe, Soldatmädchen, Bauer, Bauerin, Bauerknabe, Bauermädchen, Schäfer, Schäferin, Schäferknabe, Schäfermädchen, Hirt, Hirtin, Hirtknabe, Hirtmädchen, Fischer, Fischerin, Fischerknabe, Fischermädchen, Jäger, Jägerin, Jägerknabe, Jägermädchen, Soldat, Soldatin, Soldatknabe, Soldatmädchen,

Digitized by Google

delt mit den „Lehrjahren Meister's"; wir begegnen in jenem einer Menge von Gedanken und Sprüchen, deren jeder einer Novelle oder gar einem Roman als leitende Idee zum Grunde liegen könnte, deren jeder künstlerisch hätte bearbeitet werden können, die nun hier in ihrer nackten Wahrheit dastehen. Man denke nur an das Wort: „Besitz und Gemeingut", oder: „Vom Nützlichen durch das Wahre zum Schönen", oder an die Entgegnung des Oheims auf Wilhelm's Bemerkung, daß kurzgefaßte Sprüche das Entgegengesetzte in Uebereinstimmung zu bringen anregen: „Der vernünftige Mensch hat in seinem ganzen Leben noch keine andere Beschäftigung gehabt." In den lockern Verband ließen sich Erzählungen, zum Theil von einem dem Gedanken des Entsagens, der wie der Titel des Buchs schon ihn ausspricht sich durch dasselbe hindurchzieht, verwandten Sinne, einreihen. So entstand das Werk, das der Schöpfer selbst kein Kunstwerk nennen mochte, das keinen Abschluß hat, das wir aber in der Reihe der Goethe'schen Werke nicht missen möchten. Sagt von ihm doch der Verf. selbst:

Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen.

Wir haben noch des ersten und letzten Stücks der Studien zu gedenken: „Ueber Goethe's politische Ansicht und seine Stellung zu den Bewegungen der Zeit" und „Goethe's Gutachten über Oken's «Isis»". Nur allzu weitläufig, auf 78 enggedruckten Seiten, fast eine Geschichte der Zeit gebend, ergeht sich Düntzer über Goethe's Ansichten, wo er mit Wenigem ausgereicht hätte. Goethe war von Haus aus Aristokrat; aber sein Aristokratismus war ein geistiger, der jedoch mit dem auf Rang und Stand sich beziehenden einigermaßen verwandt ist. Auf einer niedrigern Stufe des Geistes und Ranges stehend würde er gesagt haben: Ungeschoren kommt Niemand durch die Welt; so will ich mich lieber von gewaschenen als von ungewaschenen Händen scheren lassen. Aber nie hat er das Menschliche in irgend einem Stande verkannt, in jedem das der Natur Gemäße, Tüchtige geschätzt, und nicht blos geschätzt, er ist immer bereit gewesen dasselbe zu fördern und zu heben. Er war für die Monarchie. In früher Jugend, kaum sich selbst bewußt, gewann er Ehrfurcht vor einem Charakter, einer Kraft wie die Friedrich's des Großen; in den Jahren der Reife schloß er sich an einen Fürsten an der Fürst zu sein verdiente, und wirkte mit ihm. Die Französische Revolution brach herein, die ihm, der Anarchie mehr haßte als selbst den Tod, ein Gräuel sein mußte. Sie mußte kommen, Das sah er wohl ein; aber ob die Folgen derselben, deren Ende wir noch nicht absehen, glückliche sein würden, Das war ihm zweifelhaft, und die Hoffnung für die Zukunft nicht so stark als der Widerwille den er gegen alles Gewaltthätige im Gebiet der Sitte wie in dem der Natur hegte.

Aus demselben Grunde mußte ihm auch Oken's „Isis" zuwider sein. Ob er vom Standpunkte des Rechts aus seinem Fürsten rathen durfte die „Isis" zu unterdrücken, Das lassen wir dahingestellt; aber Das behaupten wir, daß verständiger, rücksichtsvoller, milder in ähnlichem Falle nicht leicht ein Gutachten an einen Fürsten abgegeben worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Stündchen mit Lady Anna Hamilton oder: Wer war Georg's III. Spion.

„Die Hauptfrage liegt darin", so sagte ich zu meinem aufgeregten Freunde, einem ältlichen aber sehr leidenschaftlichen Antiquitätensammler, „ob dieses Schmuckkästchen jemals der hohen Person angehörte die Sie mir eben nannten? Ist es echt? Und können Sie Das beweisen?"

„Ist Milton's Maulbeerbaum im Christ-Collegiums-Garten echt?" erwiderte der Sammler verächtlich. „Ist Newton's Manuscript, „Principia", das man in der Dreifaltigkeits-Collegiums-Bibliothek aufbewahrt echt? Ist Karl's I. Todesurtheil mit den Unterschriften der Königsmörder, das man im Britischen Museum vorzeigt, echt? Ich sage Ihnen ja, daß dieses Schmuckkästchen nie in den Händen der Antiquitätenverkäufer gewesen ist. Es kam direct aus der königlichen Hand an mich."

„Das haben Sie mir bis jetzt noch nicht gesagt."

„Nun so hören Sie. Als ich in der untern Berkeley-Straße wohnte wurde der Sohn meiner Hausbesitzerin krank. Man holte einen unwissenden Apotheker, und dieser setzte ihn mit Pulvern und Tränkchen so zu, daß er zuletzt zum Gerippe ward. Da drang ich in seine Mutter ihn in das St.-George-Hospital zu schicken, wo man sein Uebel besser beurtheilte, und ihn gründlich wiederherstellte. Die Familie war voll Dankbarkeit dafür gegen mich, und eine Schwester des Knaben, die einige Zeit im Dienste der Prinzessin von Wales gestanden, brachte mir als Anerkennung Dessen dieses alte Filigran-Kästchen das ihr, wie sie sagte, ihre Gebieterin zum Danke für treue Dienste damals als sie 1815 die unglückliche Reise aufs feste Land unternahm geschenkt hatte."

„Leider unternahm sie sie trotz aller Warnungen!"

„Es konnte mir nicht einfallen etwas so Werthvolles als Geschenk anzunehmen. Ich kaufte also das Kästchen, und bezahlte es obschon gut, doch für meine Sammlung nicht zu theuer. Eines Tags, als ich meinen Schatz einem guten Bekannten gezeigt hatte der bis zum Ueberdruß daran herumgerte und drückte, glaubte ich, als er fort war, einen Riß darin zu bemerken. Ich untersuchte genauer und fand am Boden ein kleines Schubfach. Darin lag außer einigen bedeutungslosen Kleinigkeiten ein Brief, von dem ich mich überzeugte, daß ihn niemand Anderes als die Prinzessin Charlotte geschrieben, und an ihre Mutter gerichtet haben konnte. Untersuchen Sie Datum und Unterschrift, und sagen Sie selbst ob meine Vermuthung nicht vollkommen begründet."

Damit überreichte er mir einen Brief, und beschaute mich dann mit der ängstlichen Todesfurcht eines Sammlers, bei der Handhabung desselben höchst vorsichtig zu sein.

Es war ein kleines Blatt von schlechtem Briefpapier, das wegen öftern Auf- und Zumachens fast kaum mehr aneinander hing. Ich untersuchte das Wasserzeichen. Es stimmte unbestreitbar mit der Jahreszahl zusammen welche der Brief trug. Die Tinte war verblichen und das Papier vor Alter vergilbt. Doch konnte man den Inhalt noch deutlich lesen, da die Buchstaben auf der verdunkelten Seite fest, gerade und frei geschrieben waren. Das eine Wort „unveränderlich" war mit größern Zügen geschrieben als die andern, und die Theilnahme daran ward noch dadurch vermehrt, daß der Augenschein zu zeigen schien das Blatt sei von Thränen benetzt. Es lautete folgendermaßen:

Warwick-House, 9. Juli 1814.

Meine theuerste Mutter!
Sie können sich auf meine Festigkeit verlassen.
Stets und unveränderlich Ihre liebende C. P.

„Und was sagen Sie nun dazu?“

Ich zögerte.

„Sagen Sie mir Ihre offene Meinung, beifällig oder nicht, heraus damit!“

„Wenn ich als Rechtsgelehrter sprechen soll“, antwortete ich, „so zeigt sich auf dem ersten Anblick eine unbezweifelte Evidenz, daß dieses allerliebste kleine Kästchen einst der Königin Charlotte angehört hat, und dieser Brief von ihrer heißbemeinten Tochter geschrieben worden sei. Diese Evidenz aber ist doch noch nicht vollkommen überzeugend. C. P. kann ebenso gut Caroline Pesomby, oder Cäcilie Pratt, oder ein Dutzend mal anders heißen. Uebrigens gibt es bekanntlich mehr als ein Warwick-House in London, wie in Bayswater, Regents-Park, Brompton —“ Hier rief mein Freund mit einer Bewegung heftigen Verdrusses: „Muß denn der Skepticismus überall siegen, rechts und links Bedenklichkeiten, Der glaubt es, und Jener wieder nicht!“

Ich that als merke ich Nichts und fuhr fort: „Sie werden mir zugeben, daß dieser Brief an Niemand adressirt ist. Unglücklicherweise fehlt das Couvert, und folglich auch das bekräftigende Zeugniß welches das Siegel uns würde gewährt haben.“

„Wie können Sie nur noch wagen die Wahrheit dieses Documents zu bezweifeln!“

„Das thue ich nicht, aber ich wünschte nur, daß wir einen vollständigen Beweis dafür hätten. Ich wünschte, daß dieses kleine Billet von Jemand anerkannt würde der um die verstorbene Prinzessin Charlotte gewesen wäre, oder wenigstens ihre Handschrift so genau kannte, daß er mit Ueberzeugung darüber urtheilen könnte.“

„Noch eine neue störende Untersuchung!“

„Auf dem Kästchen selbst sieht man keine Anfangsbuchstaben noch ein Wappen, Nichts das im Zusammenhange mit der königlichen Familie stände, Nichts das bezeigte die Gemahlin Georg's IV. sei dessen frühere Besitzerin gewesen.“

„O“, entgegnete der alte Herr erbittert, „vielleicht ist das ganze Kästchen auch nicht Silber sondern Zinn, nur recht wohl conservirt und schön polirt.“

„Ich habe Sie nicht beleidigen wollen“, war meine Antwort. „Sie verlangten meine aufrichtige Meinung und können also just nicht böse darüber sein, daß ich sie aussprach.“

„Zwei Dinge müssen Sie mir wenigstens zugeben“, erwiderte er mir: „daß der Schreiber dieses Briefs Prinzessin Charlotte war, und das Kästchen ehemals ihrer Mutter angehörte. Das ist mein fester und beharrlicher Glaube.“

„Und damit Sie ihn auf vollkommen festen Grund bauen mögen, will ich wenn es Ihnen recht ist Ihnen eine Unterredung mit Anna Hamilton zu verschaffen suchen, die so viele Jahre lang Oberhofmeisterin der Königin Caroline war. Dieser wollen wir Kästchen und Brief zur Einsicht und Entscheidung vorlegen. Es wird freilich nicht ganz leicht sein dazu zu gelangen. Sie lebt zu Pentonville in größter Zurückgezogenheit, und ist wenig zugänglich. Ich kenne aber eine Mistreß Janet Hamilton, mit welcher sie dann und wann zusammenkommt. Wenn mir diese eine Empfehlungskarte an sie gibt, so werden wir vielleicht Zutritt erhalten.“

Mit vieler Mühe brachte ich endlich meinen halsstarrigen Antiquar zur Einwilligung und wir bestimmten Tag und Stunde.

So fuhren wir denn an einem sehr unfreundlichen Morgen, denn der Regen floß in Strömen, in dessen Britschka nach Pentonville, und befanden uns endlich nach vielfachem Befragen vor dem unansehnlichen Hause, wo die Lieblingsdame einer Königin, die treue und unwandelbare Anhängerin an ihre königliche Gebieterin, ihre letzten Lebenstage verbrachte. Rührend und charakteristisch war der Umstand, daß während die Menschen aus den „bessern Classen“ uns keine Auskunft über ihre Wohnung ertheilen konnten, nie von einer solchen Dame gehört hatten, nicht glaubten daß sie hier herum wohne, überzeugt waren sie müßten außerdem doch Etwas von ihr gehört haben, wir genauere Nachrichten über sie von armen Leuten erhielten. Diese kannten sie sehr gut, und ein alter gebrechlicher, krummgehender Mann in zerrissener Kleidung führte uns mit so vieler Freundlichkeit als Hunger und Kälte seinem Gesichte verstatteten an ihr Haus.

Sie war nur durch ihre Wohlthaten gekannt.

Als wir klopften erschien eine ältliche, steife, ernste Matrone, überblickte uns ruhig und besonnen, und hatte in Betracht des eben nicht sehr galanten Ansehens meines Alterthumsforschers ihre eigenen Bedenklichkeiten.

Wir gaben unsere Karten und der Mistreß Janet Hamilten dicken Empfehlungsbrief ab.

Das Orakel nahm Alles in Empfang und sprach endlich: Lady Anna sei zu Hause, und befinde sich diesen Morgen ganz leidlich. Wünschten wir aber etwa in Bezug auf eine Sache der Wohlthätigkeit mit ihr zu sprechen?

„Ganz und gar nicht!“ brummte mein Freund.

Dadurch waren aber die Zweifel der wachsamen Thürhüterin noch nicht gänzlich beschwichtigt.

„Ist Ihr Besuch etwa mit Geldgeschäften in Verbindung?“

„Weder direct noch indirect“, antwortete ich schnell, damit mein verdrießlicher Begleiter nicht etwa unartig werde. Haben Sie nur die Güte Brief und Karten Ihrer Herrschaft zu überbringen, und zu sagen, daß wir hier ihre Befehle erwarten.“

Fünf, zehn und funfzehn Minuten vergingen. Unsere Zulassung war unstreitig innerhalb der Gegenstand langer Debatten. Endlich ward uns gemeldet, daß die Lady uns erwarte. Eine enge Treppe hinauf folgten wir unserer Führerin in ein kleines, nur wenig meublirtes Zimmer, wo eine in Jahren sehr vorgerückte magere Dame mit ängstlichen Blicken saß.

Sie war einfach, ja fast ärmlich in eine verschossene Halbtrauer gekleidet. Ihr Kopfputz war besonders merkwürdig. Es war weder eine Mütze, noch eine Haube, noch ein Turban, aber eine Mischung von allen dreien, dunkelfarbig, mit vielen Spitzen und einer Menge Puffen steifen, schwarzen Bandes. Es hob sich über der Stirn hoch empor wie eine Soldatenmütze, und wenn Lady Anna in der Unterredung den Kopf etwas heftig bewegte, so zitterte und bewegte sich Alles daran auf eine so komische Art, daß man nur mit Mühe ernsthaft bleiben konnte.

Und doch verrieth sich stets bei alledem die nie verletzte Haltung einer vornehmen, sich bewußten und wohlerzogenen Dame.

Wenn sie schwieg so war ihr Benehmen peinlich steif, feierlich und abgemessen, und ihr Gesicht zeigte einen Ernst der fast an Abspannung streifte; wenn sie aber sprach, so geschah dies in einem wohlwollenden, anmuthigen und einnehmenden Tone mit freundlichem Lächeln.

Ich führte das Wort, und nachdem Lady Anna einige höfliche Fragen nach dem Befinden ihrer schätzbaren Verwandten, der Mistreß Janet, an uns gerichtet hatte, zog mein Freund aus einem Mahagony-Futteral seinen Schatz, das bestrittene Kästchen, und stellte es ohne weiter Etwas zu sagen auf ein Arbeitstischchen neben ihm. Lady Anna's Blicke hefteten plötzlich darauf. Sie sah es schweigend einige Sekunden lang an, und sagte dann:

„Das ist eine alte Bekanntschaft. Ich kannte es gleich wieder. Es gehörte meiner königlichen Herrin an. Wie sehr ward sein Verlust bejammert! Wo ward es denn aufgefunden und von wem?“

„Es hat mir wenigstens seit zwölf Jahren angehört“, antwortete mein Freund.

„Wahrhaftig! So lange! Wie viele Stunden“, fuhr Lady Anna fort, „was sage ich Stunden, wie viele Tage habe ich danach gesucht. Verzeihen Sie meine Neugierde, aber wie kam es denn in Ihre Hände?“

„Ich kaufte es“, antwortete mein Freund, etwas ausweichend, „von Jemand der viele Jahre im Hause der Prinzessin

gedient hatte, und der es von der königlichen Hoheit als Anerkennung seines guten Benehmens erhalten."

„Hm! hm!" entgegnete die Lady, und setzte dann mit ruhiger Emphase hinzu: „Es ward der Prinzessin gestohlen."

Mein Freund sah sie bestürzt an. Er sprang von seinem Stuhle in der offenbaren Absicht einer Gegenerklärung auf, setzte sich aber dann sogleich wieder, und murmelte blos einige ablehnende Bemerkungen in sich hinein, von denen ich blos die Worte verstand: Misverständniß — große Verantwortlichkeit — treue Dienste und furchtbare Entartung.

„Sie konnten sich leicht denken", fuhr Lady Anna ruhig fort, „daß man eine Sache von solchem Werthe keinem Dienstboten schenken wird. Tiefen Eindrücken so offen wie die unglückliche Prinzessin war, würde sie gewiß nicht einem solchen Das geschenkt haben was sie selbst von ihrem Oheim Georg III. erhalten hatte."

Als ich bemerkte, daß mein Freund keine Worte mehr finden konnte, entgegnete ich: „Mein Freund ward denn also hintergangen, und wenn Sie erlauben wollen Ihnen die Sache genauer vorzutragen, werden Sie sehen was für ungewöhnliche Kunstgriffe man dabei anwendete."

Und nun erzählte ich ausführlich die Krankheit und Cur des Knaben, sowie der Schwester Dankbarkeit und Kunstgriff.

„Ich erinnere mich an diese Person", erwiderte als ich geendet hatte die Lady, „sie war sehr gefällig und hatte außerordentlich angenehme Manieren. Also Susanne war der Dieb! Wir bildeten uns ein das Kästchen und einige darin befindliche Papiere hätten ihren Weg wie andere vermißte Sachen nach Carlton-House gefunden. Erlauben Sie mir daher die Frage", wendete sich nun Lady Anna an meinen verblüfften Freund, „ob noch einige Briefe darin waren als es in Ihren Besitz gelangte? Die Königin wenigstens bildete sich immer ein es sei noch voll dergleichen gewesen."

Der unglückliche Antiquar verbeugte sich höflichst gegen Lady Anna, und winkte mir dann mitleiderregend mit der Hand um anzuzeigen, daß er mündlicher Mittheilung nicht fähig. Die Beschuldigung der Hehler gestohlener Sachen zu sein lastete zu schwer auf seiner Seele.

„Nur Ein Brief", antwortete ich also, mit Verdruß das Gespräch über mich nehmen zu müssen, „von dem wir glauben, daß er von der Prinzessin Charlotte an ihre Mutter gerichtet gewesen sei. Vielleicht können die gnädige Frau die beste Auskunft deshalb geben." Damit überreichte ich ihr den Brief.

„Ja", erwiderte Lady Anna, „Ihre Vermuthung ist begründet. Dies ist ohne allen Zweifel die Hand der Prinzessin Charlotte. Wir erhielten diesen Brief in Cannaught-Place ein oder zwei Tage vor der Prinzessin eiliger Flucht aus Warwick-House. Sowol mündliche als schriftliche Sendungen fanden damals zwischen Mutter und Tochter statt. Ja, ja! Jedes Wort dieses kurzen Briefes ist von der Prinzessin! Das weiß ich gewiß! Wie oft hörte ich die Königin über den Verlust dieses Briefes klagen!"

Ich blickte auf meinen Gefährten, hoffend daß diese Bestätigung ihn erfreuen und wieder aufrichten werde. Aber nein. Bitter gekränkt beobachtete er ein entschlossenes Schweigen.

Lady Anna fuhr nun, in die verflossenen Zeiten zurückgeführt, fort. „Daß meine hohe Gebieterin sorglos und ohne alles Mistrauen war, daher auch Thüren und Schränke offen ließ, die sie sorgfältig hätte verschließen sollen, ist nur allzu wahr; aber schrecklich war es doch welchen wiederholten und kecken Diebstählen von Papieren sie ausgesetzt war. Die Briefe der Lady Douglas an Mistreß Fitz-Gerald, die sehr zu Gunsten der Königin würden gesprochen haben, und die sie in einem Pulte in ihrem eigenen Schlafzimmer verwahrte, wurden ihr unmittelbar vor der ersten Verschwörung gegen sie 1806 gestohlen. Im Jahre darauf ward ein Brief den der Herzog von Kent an sie geschrieben hatte, und worin er sie warnte gegen einen gewissen Pair auf ihrer Hut zu sein, aus ihrem Schreibtische gestohlen. Es verging keine Woche so war er schon in des Prinzen Besitz zu Carlton-House. Kurz, von der Stunde an wo sie in England landete bis zu der Woche wo sie starb wurde sie von Spionen überwacht, Spionen die zu ihrem eigenen Haushalte gehörten, und von ihrem Gemahl bezahlt wurden. Er war genau von Allem unterrichtet was nur in der Wohnung seiner Gemahlin vorging, und seine Hauptquelle war eine Frauensperson! Doch das ist Alles vergebens, und mehr als vergebens! Ich weiß auch nicht warum ich mich von neuem dadurch aufregen und erschüttern lasse. Es sind Sachen an die ich ungern denke, und noch weniger gern von ihnen spreche. Der Verfolger und die Verfolgte sind hinübergegangen, und ich werde ihnen bald folgen."

Ich sagte ihr einiges Verbindliche über ihre treue Anhänglichkeit an ihre königliche Gebieterin, und die Untreue und den Abfall Anderer auf deren Zuverlässigkeit sie gewiß gerechnet hätte.

„Dessen bin ich mir bewußt", antwortete sie. Ich verließ sie nie. Ich war bei ihr an dem folgereichen Krönungsmorgen, und trotzte dem Pöbel. Es gibt Nichts das ich mir vorwerfen könnte. Ich sagte ihr, daß ich sie nie verlassen werde, und ich hielt mein Wort."

Trotz angeborener Kraft und Entschlusses wirkte aber doch die Bürde der Jahre. Als Lady Anna zu sprechen aufhörte sah sie ungemein angegriffen und erschöpft aus, und wir standen auf um sie zu verlassen. Da mein Freund immer noch schweigsam blieb, so dankte ich der Lady in seinem und meinem Namen für die Auskunft die sie uns ertheilt hatte, und für das werthvolle Zeugniß in Betreff des königlichen Nachlasses. Sie verneigte sich und setzte blos noch hinzu:

„Ich hätte Sie nicht annehmen sollen! Unsere Unterredung hat zur Erörterung über einen Gegenstand geführt, wobei ich nicht schweigen konnte, Das ich aber, wie ich fühle, vermeiden mußte."

Als wir wieder in dem Wagen saßen wünschte ich meinem Freunde Glück zu dem Erfolge.

„Ich werde meine Sammlung vernichten", antwortete er heftig. „Ein schöner Spaß noch in meinen Jahren für einen Diebshehler gehalten zu werden!"

„Aber lieber Freund, bedenken Sie doch" —

„Alle Wetter! ich habe nur eine einzige Bitte an Sie", fiel er mir in die Rede: „Erinnern Sie mich nicht mehr an dies Kästchen, den vergelbten Brief und die verwünschte Fahrt nach Pentonville! Thun Sie es doch, so ist es aus mit unserer Freundschaft." 51.

Lesefrüchte.

Kluge Nachsicht.

„Nachdem ein Wirth in Boston", erzählt Lyell in seinem „A second visit to the United States of North America in the years 1845—46" (2 Bde., London 1849), „mir sein Zimmer gezeigt und den Preis genannt, schloß er mit den Worten: «Nur muß ich noch bemerken, daß mein Haus ein Mäßigkeitshaus und die Betstunden ortheder sind.» Möglich daß mein Gesicht über den letzten Beisatz einen Anflug von Lächeln verrieth, denn er fuhr unverweilt mit halber Stimme fort: «Sollten jedoch Sie und Ihre Gemahlin an den Betstunden nicht theilzunehmen wünschen, so bleibt Das unbeachtet.»"

Die öffentlichen Bibliotheken der Vereinigten Staaten

sind an Zahl 182, und besitzen zusammen 1,294,000 Bände. Dreiundvierzig haben jede über 10,000, neun jede über 20,000 und nur zwei jede über 50,000 Bände. Die harvarder Universitätsbibliothek, die größte jenseit des Atlantischen Meeres, enthält gemeinschaftlich mit den Bibliotheken für Theologen und Juristen nahe an 70,000 Bände. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 291. — 5. December 1849.

Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

(Fortsetzung aus Nr. 290.)

3. Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele, von J. M. Lappenberg. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1849. 12. 1 Thlr.

Wer, wenn er das sechste Buch des „Wilhelm Meister" las, wäre nicht begierig gewesen etwas Näheres über die schöne Seele zu erfahren, deren Bekenntnisse in jenem Buche mitgetheilt sind? Welchen Namen sie führte, in welchem Verhältnisse sie zu Goethe stand, hat uns der Letztere selbst im achten Buche von „Dichtung und Wahrheit" berichtet; auch Varnhagen hat in seinen „Denkwürdigkeiten" Einiges aus ihrem Leben bekannt gemacht. Doch blieb der Wunsch nach etwas Ausführlicherm, Zusammenhängenderm; und Dies bietet hier, „Zum Andenken an den 28. August 1849", ein Historiker von Fach, der mit großem Interesse, mit unverdrossenem Fleiße Alles zusammengebracht hat was sich auf dieses interessante Wesen bezieht: prosaische Aufsätze der Fräulein von Klettenberg, Gedichte derselben, endlich Briefe von ihr. Die erstern, älter als das Jahr 1754, sind einem Buche: „Der Christ in der Einsamkeit", welches C. F. von Moser in dem genannten Jahre herausgab, entnommen; die Lieder, 15 an Zahl, wurden aus verschiedenen Sammlungen zusammengestellt; doch sind die letztern nicht mit voller Sicherheit der schönen Seele zuzuschreiben; die vorn anstehenden leider nur Bruchstücke aus den „Anfangsliedern", welche die Verf. 1774 dem sie besuchenden Lavater mittheilte. Von den Briefen sind vier in den J. 1767—69 gerichtet an den herrnhutischen Bischof, einen Messerschmied, den wir in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" aufgeführt finden, einer von 1767 ebenfalls an einen Herrnhuter, Bruder Schick, Diaspora-Arbeiter in der Umgegend von Frankfurt a. M.; dann ist ein sechster zugefügt an Goethe's Schwester Kornelie, ein Glückwunsch zu ihrer Vermählung mit G. Schlosser.

Wer jene „Bekenntnisse" gelesen wird sich den Inhalt der Aufsätze, Gedichte und Briefe denken können; er wird sich vorstellen, daß Weg, Ziel und Ende der versöhnende Heiland ist. Doch möchten wir annehmen, daß, wie die „Anfangslieder" von einem zartern, wir möchten sagen menschlichern Hauche durchweht sind, so die Gefühle und Ansichten sich in ihrer spätesten Zeit mehr gereinigt haben, menschlicher geworden seien. Wir möchten Das annehmen, glauben; denn die Schilderung Goethe's zeugt von einer über die gewöhnliche Weise dieser Christen erhabenen Ansicht und Stimmung. In einem der von 1754 verfaßten Aufsätze: „Von der Kindern Gottes unverständigen Tändelei mit Freunden", kommt schon das schöne Wort vor:

> Selbst die hehe, heilige Liebe, die eine begnadigte Seele zu ihrem Erlöser trägt, sucht der Feind mit Tändelei zu verstellen, ja wol gar dadurch auszulöschen. An der Möglichkeit der Sache kann Niemand zweifeln der die unseligen Ausschweifungen einer gewissen Brüdergemeinde bedenkt, da man die höchsten und heiligsten Dinge zu einem blos sinnlichen Spielwerk macht.

Später mögen herrnhutische Missionnaire auf sie eingewirkt haben. Die edle Natur aber wurde auf das Maß zurückgeführt, und das Benehmen jenes Messerschmieds mochte zu dieser Zurückführung beitragen. Wir können hier nur vermuthen; denn leider sind die „Unterhaltungen", aus denen, wie Goethe in seiner Selbstbiographie sagt, die „Bekenntnisse" entstanden, wol nicht auf der Stelle aufgezeichnet, die „Briefe", deren als zweiter Quelle gedacht wird, wol an ihn selbst gerichtet, nicht vorhanden.

Die zweite Hälfte des Buchs macht eine Abhandlung: „Zu den Bekenntnissen einer schönen Seele", 19 Capitel, unter denen das vierte „Narciß", das sechste „Pietistische Freundinnen", das siebente „Philo", das zehnte „Der Oberhofprediger" und das funfzehnte „Goethe und seine Mutter" besonders wichtig sind. Narciß war — so kann man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen — der berühmte deutsche Publicist J. D. von Olenschlager. Einer Tradition zufolge sagte Dies Varnhagen im sechsten Bande seiner „Denkwürdigkeiten", und Lappenberg findet in manchen Umständen eine Bestätigung derselben. Jener erzählt, Fräulein von Klettenberg, früh den Liebhaber durchschauend, habe von ihm verlangt, daß er ihr nicht verhehle, wenn er einer Andern gewogen würde. Er habe betheuert, daß er noch keineswegs in dem vorausgesetzten Falle sei, und die Verwünschung hinzugefügt: wenn er falsch werde, solle sein erster Sohn taub und blind zur Welt kommen. Fräulein von Kletten-

berg habe nicht an seiner Falschheit gezweifelt und ihm seinen Frevel verwiesen. Genealogische Nachrichten auf der frankfurter Bibliothek weisen nach, daß das älteste Kind Olenschlager's, 1748 geboren, ein Knabe, taubstumm zur Welt kam. Was an dieser Erzählung, die wie sie hier mitgetheilt wird manches Bedenkenerregende enthält, wahr ist, wird sich wol nicht mehr ermitteln lassen.

Die Ueberschrift des sechsten Capitels, „Pietistische Freundinnen", könnte Anlaß geben die Frau Griesbach zu diesen zu zählen; aber wahrscheinlich war sie mehr der rationalen Ansicht des Christenthums geneigt, wie auch aus Goethe's Darstellung hervorgeht, und wofür auch die Richtung des trefflichen Sohnes, der einen großen Theil seiner Bildung ihr verdankte, ein, wenn auch nicht entscheidendes, Zeugniß ist. Wir verweisen hier auf die Biographie Griesbach's in den „Zeitgenossen" (dritte Reihe, Nr. 8).

Das siebente Capitel belehrt uns über den Philo der Bekenntnisse, der kein Anderer ist als der bekannte F. C. von Moser; das zehnte über den Oberhofprediger, in welchem wir den Senior des frankfurter Ministeriums, J. P. Fresenius, finden, dessen Goethe in seiner Selbstbiographie in würdiger Weise gedenkt, dem er in den „Bekenntnissen" ein schönes Denkmal gestiftet hat. Im funfzehnten Capitel finden wir concentrirt Das was wir aus jener Biographie über Goethe's und seiner Mutter Verhältniß zu Fräulein von Klettenberg erfahren haben.

Uebersehen wir die 19 Capitel, so geht daraus hervor, daß Goethe in den „Bekenntnissen der schönen Seele", was die äußern Umstände betrifft, mit großer Freiheit verfuhr und schaltete. Die Welt in der sie lebt, in der die vornehmsten mit ihr in Berührung stehenden Personen spielen, ist nicht die freie Reichsstadt Frankfurt, ist einer der kleinern deutschen Höfe. Deshalb war es wol nicht wohlgethan, daß Lappenberg sich so ängstlich bemühte jede Einzelheit der dichterischen Darstellung auf einen historischen Grund zu verfolgen, wie vor Allem in Dem was über den Arzt, und vollends über den Oheim geforscht und gesagt wird. Dadurch hat das Buch einen Charakter bekommen der nicht recht zu seinem Gegenstande paßt. Man möchte das Bild eines edeln, gefühlvollen, von Frömmigkeit beseelten und durchdrungenen Wesens sich vervollständigen, und bekommt hier viel Lästiges, Kaltes, mit jenem Bilde nicht Harmonirendes.

Was das Innere der schönen Seele betrifft, so muß, wie schon oben bemerkt worden, Goethe mehr und bedeutendere Quellen gehabt haben als von Lappenberg aufgeführt und mitgetheilt werden konnten. Dafür zeugt auch ein Brief der Mutter des Dichters, die eine Recension von den „Bekenntnissen einer schönen Seele", aus den „Theologischen Annalen" von ihr abgeschrieben, dem Sohne sendet. „Meine Recension", heißt es in dem Briefe, „ist die Ps. 1, V. 3: «Auch seine Blätter verwelken nicht.» Das ist der lieben Klettenberg wol nicht eingefallen, daß nach so langer Zeit ihr Andenken noch grünen, blühen und Segen den nachfolgenden Geschlechtern bringen würde. Du, mein lieber Sohn, warest von der Vorsehung bestimmt zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter. Gottes Segen und Dank davor; und da aus dieser Geschichte deutlich erhellt, daß kein gutes Samenkorn verloren geht, sondern seine Frucht bringt zu seiner Zeit, so laßt uns Gutes thun und nicht müde werden; denn die Ernte wird mit vollen Scheuern belohnen."

Uebrigens gereicht es Lappenberg zur Ehre und ist eine erfreuliche Bemerkung, daß er, obgleich von einer andern religiösen Richtung als der Goethe'schen, überall mit Ehrfurcht und Anerkennung von dem Dichter spricht, zu dessen Jubelfeier er sein Werk dem Publicum übergeben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber illustrirte Kinderschriften.

I.

Da liegt vor mir schon seit Monaten ein gar herziges Buch, das mich anschaut wie zwei große schöne blaue Kinderaugen, als wenn es mir sagen wollte: „Wie gefalle ich dir? Sag's mir, oder sag's lieber Andern, daß sie mich auch zu sich rufen, und bei sich behalten zu ihrer Freude wie dich! Und täglich hab' ich Das thun und aller Welt, besonders aber allen Kinderfreunden es aussprechen wollen wie lieb ich das Buch gewonnen, und wie gern ich die Freude an ihm mit recht Vielen theilen möchte; aber das bewegte, unruhige Leben des Jahres gewährt mir erst heute den stillen Augenblick und den innern Frieden, der nöthig ist um sich im Geiste wieder einmal in den Paradiesgarten der Kindheit zu versetzen, um seiner Blumen und Früchte sich zu freuen. In diesen Garten aber führt uns das Buch ein das ich meine:

Alte und neue Kinderlieder, Fabeln, Sprüche und Räthsel. Mit Bildern nach Originalzeichnungen von C. v. Heideck, W. v. Kaulbach, A. Kreling, E. Neureuther, Fr. Gaul, v. Pecci, L. Richter, C. H. Schmelze, M. v. Schwind, C. Stauber und A. Strähuber. Herausgegeben von Georg Scherer. Leipzig, Mayer. 1849. 4. 2 Thlr.

Das ist einmal ein Werk sinniger, klarer Liebe, und zwar einer Liebe die zu gleichen Theilen den Kindern und der Kunst zugewandt ist! Hier findet sich endlich einmal das richtige Verständniß der Illustration zu pädagogischen Zwecken, welches wir selbst bei vielen der prächtigst ausgestatteten Kinderschriften vermissen: die ergänzende Beziehung des Bildes zu dem Worte in echt künstlerischer Weise. Denn „illustriren" heißt nicht: verwässern und erklären durch Uebersetzen des Wortes in die triviale Realität des Bildes, sondern vergeistigen und verklären durch das Zauberlicht der Kunst, welche der Phantasie erst die rechte goldene Brücke baut, die hinüberführt in das Land des Idealen. Dazu gehört aber eine leichte, zarte Hand, und ein tiefes, inniges Verständniß und Gefühl des Wortes dem die Illustration zur Verklärung dienen soll. Wo sich Wort und Bild nicht durchdringen wie zwei Zwillingsgeister, da entstehen eben jene widerlichen Bilderbücher, in welchen die künstlerische Beigabe wie bunte Lappen um den Text herumhängt, oder welche eben nur eine Alltagswirklichkeit dem Kinde vorführen, die der Phantasie Nichts weiter übrig läßt, aber darum auch mit der ersten Beschauung sofort alles weitere Interesse verlieren muß. Daher gehören aber auch zu Arbeiten dieser Art nur wirkliche Künstler, nicht nur zeichnende Handwerker und fertige Holzschneider, wie dem auch zu allen Zeiten — wir erinnern nur an H. Holbein's To-

tel und Todtentanz — die ersten Künstler die Hand dazu geboten haben den tiefern Sinn der Schrift zu erschließen durch die Hülfe der bildenden Kunst, ohne diese zur Daguerreotypie des Wortes, zur Wachspuppe des ausgesprochenen Gedankens herabzuwürdigen.

Wir haben in Deutschland noch viel zu thun ehe wir die hohen Vorbilder des 16. Jahrhunderts oder die zum Theil sehr vorzüglichen Arbeiten der neuern englischen und französischen Presse erreichen; aber das Uebertragen allein reicht hierzu ebenso wenig aus als die technische Virtuosität und der Glanz der äußern Ausstattung. Der Holzstock allein ist Keinem nütze, möchten wir sagen, der Geist ist es der lebendig macht; daher verlangen wir nochmals Künstler, die Vermittler zwischen Geist und Form, zur Herstellung solcher Illustrationen, namentlich aber derer welche pädagogischen Zwecken dienen sollen. Denn nur am Geiste entzündet sich Geist und Leben, und nicht nur von Menschen, sondern auch von Büchern gilt das alte Sprüchwort: „Schlechte Gesellschaft verdirbt gute Sitten." Schlechte Gesellschaft sind aber nicht nur die Bücher mit schlechtem Text, sondern auch die mit schlechten Bildern, welche den Sinn für das Schöne eher ertödten als beleben. Daher lieber gar kein Bilderbuch als ein schlechtes, unschönes! Das ist meine feste Ueberzeugung, und darum begrüßte ich die Erscheinung des vorliegenden Kinderbuchs mit innigster, dankbarster Freude, als ein durch und durch deutsches Werk, in welchem sich das Kinderleben in Wort und Bild auf echt nationale Weise wahr und sinnig, natur- und kunstgemäß in lieblicher, anspruchsloser Weise abspiegelt, und einen weiten Zaubergarten kindlicher Lust und Sinnigkeit vor unsern Blicken öffnet. Die Pforte dazu hat Neureuther's Meisterhand gebaut, und einen Engel hineingestellt als Gärtner, der die Nahenden mit folgenden Worten begrüßt:

Ihr, die ihr nicht wollt Kinder sein,
Geht nicht in meinen Garten ein!
Ihr seht ja nicht der Blumen Licht,
Ihr hört der Vögel Lieder nicht,
Ihr athmet nicht der Lilie Duft,
Seht nicht Glühwürmlein in der Luft;
Ihr Kleinen aber kommt herein,
Ihr sollt mir gern willkommen sein.

Gleichsam als Kindergärtnerin aber steht an der Schwelle die jugendliche Königin Maria von Baiern, zugleich als Vertreterin der Mütter denen das Buch gewidmet ist in einem gar zarten Gedicht des Herausgebers, das die Stelle des Vorwortes vertritt. Wir heben zur Charakterisirung des Ganzen folgende zwei Strophen aus:

Was so der Lenz den Kindern weckte,
Was er an lichter Blumenzier
Im Feld verbarg, im Wald versteckte,
Pflanzt' ich in dieses Gärtchen hier.
Da duften sie im reichen Kranze,
Umhaucht vom thauigen Morgenglanze.
Und treu gepflegt von Künstlerhand;
Dabei manch' sommerliche Gabe,
Manch' reife Frucht zu süßer Labe,
Umschlungen von der Liebe Band.

Und wenn dazwischen hin und wieder
Manch' schlichte Melodie erklingt:
Denkt, daß im Garten seine Lieder
Auf Baum und Busch der Vogel singt!
Und wieder nehm' es euch nicht Wunder.
Wenn bei dem strengen Ernst mitunter
Ein heit'rer Scherz dazwischen fliegt:
Denkt, daß auf Lilie und Rose
Zur Sommerzeit auch leicht und lose
Der bunte Schmetterling sich wiegt!

Kindliche Gebete und fromme Lieder, sinnreiche Fabeln und ernste Sprüche, heitere Bilder und harmlose Spiele und Scherze, alle der Kinderwelt selbst abgelauscht, alt und neu, sind hier zusammengebracht in bunter Reihe, und es müßte Jemand gar keine Kindheit gehabt oder die Erinnerung an sie ganz und gar verloren haben, wer hier nicht einen Nachklang aus derselben vernähme. Daß dabei auch die neuesten Gaben mit welchen W. Hey, Fr. Güll, Graf Pocci und der Herausgeber die Kinderwelt beschenkt haben nicht übersehen worden sind, versteht sich von selbst; nur das Gespreizte und Gemachte ist mit sicherm Takte ausgeschlossen, weil es eben die Luft der Kinderstube nicht verträgt. Was hier geboten wird ist an der Wiege oder beim Weihnachtsbaum, in der Kinderstube oder auf dem Spielplatze, in Garten und Flur, am Bache und im Walde, und wo sonst Kinder spielen und verkehren mit andern oder mit sich selbst und der Natur und ihrem Schöpfer erwachsen, und hat daher fast ohne Ausnahme schon längst das Bürgerrecht in der kleinen deutschen Kinderwelt erlangt; und was davon noch nicht allgemeine Verbreitung erlangt hat oder gar zum ersten male hier steht, ist derselben gewiß werth, und gereicht dem Büchlein nur zu größerer Empfehlung. Was ihm aber beiweitem den schönsten Vorzug vor allen seines Gleichen verleiht, Das ist die künstlerische Ausstattung, zu deren würdigster Herstellung sich zehn ausgezeichnete Künstler der münchener Schule vereinigt haben, eingedenk des alten Wortes: „Für Kinder ist das Beste gut genug." Und wahrlich, das Beste was man Kindern bieten kann haben sie ihnen geboten: Kinderleben, Kindergedanken, Kindergefühle, kurz Alles was des rechten Kindes Geist und Phantasie erfüllt mit Ernst und Freude, dargestellt in sinnigen, lieblichen Bildern, in deren Betrachtung man gar nicht müde werden kann, weil ihnen eben der belebende Zauber höherer Wahrheit und Schönheit innewohnt. Wir behaupten Dieses von Allem was diesem trefflichen Buche zum Schmucke von der zeichnenden Kunst mitgegeben ist, von den großen meisterhaft ausgeführten Radirungen, wie von der kleinsten xylographirten Vignette zum Schluß oder Anfang der einzelnen Lieder und Fabeln; da ist Nichts ohne Bedeutung, ohne anregende, in den Gegenstand immer tiefer hineinziehende Kraft. Unwillkürlich und unwiderstehlich verkehren wir sofort mit den hier oft in den einfachsten Umrissen dargestellten Kinderfiguren und Gruppen, lauschen ihren frommen Gesängen und kindlichen Gebeten, ergötzen uns an ihren Spielen, schweifen mit ihnen durch Wald und Flur, tummeln uns mit ihnen zu Roß und Ziegenbock, theilen ihren Jubel bei der Christbescherung, und ihre Trauer beim Tode des kleinen Vogels, kurz wir Alten werden wieder Kinder in Anschauung dieser reichen, herrlichen Bilderwelt. Man ermesse nun daraus welch ein Schatz hier für die Kleinen selbst zu haben ist! Wir sprechen aus Erfahrung, wenn wir behaupten, daß Kinder Stunden lang von diesen einfachen Darstellungen gefesselt werden, und in wirklich geistigen Rapport zu ihnen treten. Wesentlich mag dabei das tiefe Naturgefühl mitwirken welches die meisten der Darstellungen charakterisirt: jede Blume, jeder Baum, Alles was uns hier vom lebenden Gethier entgegenspringt, und kriecht und fliegt, und bellt und blökt, Alles ist naturwahr; am wahrsten aber sind die Kindergestalten selbst, die wir dem Schönsten beizählen was die zeichnende Kunst in dieser Art je geschaffen hat. Oder gibt es eine lieblichere Darstellung der Caritas als die Gruppe zu S. 58? Oder eine lebendigere Kindergruppe als die zum Schnitzelmann von Nürnberg? (S. 87.) Oder einen bessern Fuhrmann als den zu S. 48? um nur auf einige von den vielen trefflichen hinzudeuten. Gewiß, wir glauben nicht ungerecht gegen frühere ähnliche Leistungen zu sein, wenn wir behaupten, daß auf diesem Gebiete etwas Besseres, Zweckmäßigeres und Schöneres nicht geboten worden ist, und daß hier zum ersten male die Kunst mit vollem Bewußtsein und aller ihr gebührenden Selbständigkeit in den Dienst der Pädagogik getreten ist, und uns an einer durchaus mustergültigen Probe zeigt in welcher Weise die Illustration hinfort zur Ausstattung von Kinderschriften zu verwenden sei. Daß aber diese Probe schon jetzt nicht mehr

vereinzelt dasteht werden wir in einem zweiten Artikel nachweisen. Zur Vervollständigung dieses ersten bleibt uns nur noch zu erwähnen, daß der Verleger von seiner Seite Nichts gespart hat das innerlich so schöne Buch durch Druck und Papier auch äußerlich so schön auszustatten, daß es mit den elegantesten Erscheinungen des Auslandes sich keck messen darf. Endlich aber wollen wir es nicht unbemerkt lassen, daß den „Kinderliedern" auch die musikalische Beigabe nicht fehlt, sodaß sie überall ihrem ganzen Wesen nach lebendig gemacht werden können. Darum greift zu, ihr Aeltern und Kinderfreunde die ihr euern kleinen Lieblingen einmal ein Bilderbuch von bleibendem Werthe schenken, eine geistweckende und gemüthbildende Beschäftigung in den Winterabenden gewähren wollt: hier ist Unterhaltung für sie und für euch. *) 74.

Zwei Belege zum Tout comme chez nous.

Wo gäbe es nicht Streit auf dem Gebiete der Kirche?

Das „Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur" bringt im diesjährigen ersten Bande (Heft 2, S. 72) eine in der Capstadt erschienene Broschüre zur Anzeige: „Kort verslag der handelingen van den gecombineerden Kerkenraad der Evangelisch-Lutheersche Gemeente in de Kaapstad aan derzelver leden *) etc. (Kaapstad 1847), welche schon deshalb merkwürdig ist, weil von der Südspitze Afrikas nur selten ein Erzeugniß der dortigen Druckerpresse zu uns herübergelangt; aber auch deshalb, weil dort wie hier auf dem Gebiete der Kirche Streit die Losung ist. Die auf dem Titel jener Schrift bezeichnete, im J. 1780 begründete, und jetzt aus 2—300 Familien meist deutscher Abkunft bestehende Gemeinde erkennt als Glaubenssymbol vorzugsweise die unveränderte Augsburgische Confession an. Im September 1847 erhob sich ein Zwiespalt, indem der zweite bei dieser Gemeinde angestellte Geistliche, Stegmann, öffentlich erklärte: Er könne mit der in dem vorgeschriebenen Taufformular enthaltenen Lehre, daß die Taufe ein Bad der Wiedergeburt sei, sich nicht vereinigen. Er legte nach wiederholten Verhandlungen seine Stelle nieder, hatte aber und behielt mehre Gemeindeglieder auf seiner Seite, sodaß die Spaltung noch fortdauert. Einer der Aeltesten der Gemeinde äußert sich dahin: Zur Beruhigung der Zweifelnden würde sich ein tüchtiger lutherischer Theolog um die Gemeinde in Capstadt ein namhaftes Verdienst erwerben, wenn er eine bündige Erklärung abgäbe, ob Stegmann's Behauptung richtig sei, und fügt hinzu: „Wir schmachten nach einem tüchtigen deutschen jungen Prediger für unsere Gemeinde." Es kann gewiß Nichts schaden, wenn diesem zwiefachen Verlangen, welches jene unstreitig nur in Weniger Hände kommende Schrift zu erkennen gibt, auch durch d. Bl. eine weitere Verbreitung gegeben wird. Wer weiß wozu es gut ist!

Wo gäbe es nicht Marktschreierei auf dem Gebiete der Kunst?

In dem ersten Theile der „Blätter aus dem afrikanischen Tagebuche einer Dame" (Braunschweig 1849), S. 443, erzählt die Verf. wie sie während ihres Aufenthalts in Bona eines Morgens lange vor einem großen rothen Theaterzettel stehen geblieben sei, der die dem Publicum vorzuführenden Herrlichkeiten verkündete, zuletzt also: „A la fin du spectacle une grande volée d'oiseaux, porteurs de fleurs pour les dames, sera lancée dans la salle. Plusieurs auront une bague en or attachée au cou. La salle sera éclairée extraordinairement par des bougies etc." An einem solchen genußreichen Abende beschloß man theilzunehmen. Was fand man? Die brillante salle de spectacle befand sich in einem alten verwitterten Hause, wo einige Fledermäuse in einem Theile desselben, der in eine Art Theater verwandelt war, bei der ungeheuern Blendung so elender Lichter gängstigt, im Kreise herumflatterten. „Ein zerlumpter Junge war beschäftigt die mattleuchtende Flamme dieser Lichter durch Abzupfen zu erhalten; es gelang ihm so gut, daß er sie sehr oft auslöschte." Rossini's „Barbiere di Seviglia" ward gräulich verstümmelt. Das Orchester bestand aus neun Soldaten in der Tracht des größten Theils des Publicums, d. h. in Hemdärmeln. „Die salle éclairée extraordinairement ward immer dunkler und dunkler; mehre der Lichter waren von selbst erloschen, und es brannten nur noch vier derselben. Ich war gewärtig, daß, wenn die letzten vier Lichter erlöschen, alle Fledermäuse die höhern Regionen verlassen, und auf uns als volée d'oiseaux herabflattern würden. Da aber diese Thiere sich besonders gern in den Haaren festsetzen, mußte auch bei jede Dame mit einem oder mehren derer geschmückt werden. Wir eilten unser Hotel wieder zu erreichen." Also: Tout comme chez nous.

*) In einem zweiten Artikel, den wir bald zu bringen hoffen, werden noch einige Kinderschriften, die durch Inhalt und Ausstattung ein höheres Interesse in Anspruch nehmen, besprochen werden.
D. Red.

*) Kurzer Bericht über die Verhandlungen des vereinigten Kirchenraths der evangelisch-lutherischen Gemeinde in der Capstadt an deren Mitglieder ꝛc.

Bibliographie.

Angelhuber, J. F., Die prophetische Kraft des magnetischen Schlafes, oder wunderbare Enthüllungen der Zukunft durch Somnambulen psychologisch dargestellt und durch zahlreiche Beispiele bestätigt. Nebst Fingerzeigen, die zum Hochschlaf geeigneten Personen in den Zustand der Clairvoyance zu versetzen. Weimar, Voigt. 8. 1 Thlr.

Dittmar, Louise, Das Wesen der Ehe. Leipzig, C. Wigand. 1850. 8. 15 Ngr.

Gneist, R., Die Bildung der Geschworenengerichte in Deutschland. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 1 Thlr.

Mikulás, D. E., Ein Sträußchen für die Weißkirchner Pesth, Emich. 1848. 16. 8 Ngr.

Strauß, V., Bilder und Töne aus der Zeit. Ein novellistisches Jahrbuch. 1. — A. u. d. T.: Das Erbe der Väter. Mit einem Anhang von Gedichten aus dem J. 1848. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wolffers, F. v., Flandrisches Album. Stilleben, Genrebilder, Geschichte. Nach dem Leben gezeichnet. Leipzig, Mayer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Böddinghaus, F., Die Steuerfrage und die Urkundenfrage. Den Hohen Kammern gewidmet. Im September 1849. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Denkschrift der katholischen Bischöfe in Preußen über die Verfassungs-Urkunde für den Preußischen Staat vom 5. Dec. 1848. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Mathis, L. E., Preußens deutsche Politik und ihre Gegner. Geschrieben Ausgangs September 1849. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Steinmann, F., Waldeck. Lebensbild für das Volk. In Erinnerungen und Erlebnissen. Mit dem Bildnisse und Jugendgedichten Waldecks. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 15 Ngr.

Ueber die Einführung der Schulbrüder und Schulschwestern in Württemberg. Ansichten und Bedenklichkeiten vieler Schullehrer Oberschwabens gegen das dießfällige Projekt Dr. Hettensteins und des kirchlichen Wochenblattes zu Stuttgart. Eine Conferenzarbeit veröffentlicht im Auftrage dieser Lehrer von F. Walser. Tübingen, Fues. Gr. 8. 4 Ngr.

Zacharias, M., Rothe Briefe an schwarzweiße Staatsmänner. Nr. 1. An Graf Arnim-Boytzenburg. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 292. — 6. December 1849.

Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

(Fortsetzung aus Nr. 291.)

Wenn wir in dem eben angezeigten Buche eine edle weibliche Natur, der Goethe durch seine Schilderung ein unvergängliches Andenken geschaffen, dargestellt fanden, so finden wir in der Schrift:

4. Goethe's Verdienste um unsere nationale Bildung. Zur Goethe-Feier am 28. August 1849, von W. Aſſmann. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 8. 10 Ngr. *)

Goethe selbst, und zwar in einer für die gegenwärtige Zeit höchst bedeutenden Beziehung dargestellt. So sagt der Verf.:

Gerade jetzt, wenige Zeit nach seinem Hinscheiden, finden wir die Anerkennung die Goethe gebührt verdunkelt zu werden bedroht. . . . Wie Wenige haben wol unter den Wirren und Leidenschaften der erschütternden Gegenwart bei ihm den Frieden gesucht der, wie er in ihm selbst waltet, seinen Vertrauten aus seinen Werken entgegenströmt. Wie Viele haben ihn wol gar geschmäht, verachtet, als sei seine empfindende Seele kalt und gleichgültig bei Dem geblieben was jüngst das Gemüth jedes Edeln zur höchsten Thatkraft spornte, für Vaterland und Freiheit!

So war es wol an der Zeit an Goethe's Verdienste und unsere nationale Entwickelung zu erinnern. Schön beginnt Aſſmann die Ausführung seiner Aufgabe mit den Worten:

Die höchste Gabe die in Goethe und mit ihm dem Vaterlande geschenkt ward ist er ſelbſt, diese reine, edle Natur, die dem Volke in dessen Boden sie Wurzel schlug den Dank mit Dem bezahlt was sie ist.

Hat eine Nation der Vorsehung zu danken, wenn sie ihr einen Sohn geschenkt der, indem er ihren Wohlstand mehrt, ihre Ehre erhöht, in bedrängter Zeit ihr Heil und Rettung bringt — so ehrte Griechenland seinen Solon, Rom seine Scipionen, Preußen seinen Friedrich —, hat sie ihr zu danken für Geister, befähigt ihr das Gebiet des Guten und Schönen aufzuthun: so hat sie auch den Männern selbst zu danken die das ihnen anvertraute Pfund sorgsam verwalteten, die mit unermüdetem Eifer ihre Talente ausbildeten, die arbeiteten und nicht müde wurden, die wirkten so lange es Tag war, und da die Nacht kam auf ein von Thaten erfülltes Leben zurückblicken konnten. Ein Solcher war Goethe. Er war vor Millionen mit einer Fülle von Gaben gesegnet, aber seine Anstrengung, Das was ihm die Natur verliehen auszubilden, war der Größe jener Gabe gleich. Wie oft rief er wol in seinem langen Leben aus: „Ich trete die Kelter allein!" oder: „Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben!" Aber er bestand sie redlich; und nicht allein im Gebiet der Wissenschaft und Kunst, er erfuhr es auch an sich, „daß mit dem (gesteigerten) Kunstsinn auch der sittliche große Erneuerung erleidet".

Wenn es wahr ist was unser Verf. behauptet, daß der Individualismus der Entwickelung den deutschen Stamm in seiner Reinheit vor allen Völkern der Geschichte auszeichnet (S. 28), dann sind wir die höchste Anerkennung dem Manne schuldig der das reichbegabteste Individuum auf die einzig ihm passende Weise ausbildete, und so, daß von dieser Ausbildung die Nation gewann wie er selbst. Dann steht ein solches Wesen als Musterbild da, zu dem Tausende aufblicken, nach dem Tausende sich bilden können; denn von diesem Wesen vernehmen sie das tröstende Wort:

Gleich sei Keiner dem Andern; doch gleich Jeder dem Höchsten!
Wie Das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich!

Und so ward Goethe zugleich die Erfüllung des Wunsches den er als Jüngling so rührend gegen die Göttin der Wahrheit ausspricht:

Wozu sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Es ist wol Vielen so gegangen wie uns, daß sie die Einleitung in die „Farbenlehre" nicht ohne Erbauung lesen konnten. Da haben wir den Mann der, einem unwiderstehlichen Drange folgend, sich in ein reiches Gebiet der Natur begibt, mühsam dasselbe durchforscht, zu Einsicht und Klarheit gelangt, aber, damit sich nicht begnügend, dem Arbeiter, dem Handwerker, dem Techniker verschiedenster Art zeigt wie er das sauer von ihm Gewonnene nützen könne.

Dann schildert Aſſmann was wir Goethe in Hinsicht auf das Alterthum verdanken, auf diese nie versiegende Quelle, aus der Kraft, Wahrheit und Schönheit Dem zuströmt der sie aufzuschlagen versteht. Das verstand Goethe; und so ward seine Reise nach Italien ihm unendlich wichtig. „In ihr", wie nach Gervinus bemerkt wird, „gelangte Goethe zu einem Wendepunkte,

*) Diese Schrift ist ein besonderer Abdruck aus d. Bl., wo sie in Nr. 284—289 zu finden. D. Red.

so merkwürdig wie je Einer in so vorgerücktem Alter erlebt hat" (S. 19). Durch die Kunst der Alten zur höchsten Ausbildung seiner künstlerischen Fähigkeiten gelangt, schuf er nun Werke die, wie sie das Gepräge des Alterthums trugen, auch Andere auf den Weg zu der echten Schönheit weisen. Goethe sagt rühmend von sich,

Daß er die Alten hinter sich ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern ihm in das Leben gefolgt;

aber er hätte auch hinzusetzen können, daß seine „Iphigenia", sein „Hermann und Dorothea" Vielen den Sinn für die wahre, die griechische Kunst aufgeschlossen, jene Werke, in Beziehung auf die eher zu wenig als zu viel gesagt ist, wenn es heißt: „daß die deutsche Dichtung bei weniger Glanz der Kunst mehr Gemüth und wahre Empfindung enthalte" (S. 46).

Wie der Reichbegabte, an irdischem Glück nicht Arme dennoch die Aufgabe stiller und gelassener Entsagung, die er in „Wilhelm Meister's Wanderjahren" als Ziel des menschlichen Strebens darstellt, an sich selbst erfüllt, Das wird dann weiter dargethan, wie ferner, daß er, ohne Kosmopolitismus, auf eine Weltliteratur deutete, und indem er auf sie hinwies selbst die bedeutendsten Schritte zu ihrer Verwirklichung that. Denn welcher Name in der Literatur wäre in den civilisirten oder zur Civilisation hinstrebenden Ländern bekannter und gefeierter als der seinige?

Goethe's Benehmen in Hinsicht auf die Politik der neuern Zeit konnte nicht übergangen werden. Aßmann verweist auf Düntzer's von uns besprochenes Werk. Vielleicht kannte er den Brief nicht den Fernow im Anfang des J. 1807 an Böttiger schrieb. Er verdiente von ihm angeführt zu werden; wie wir uns nicht enthalten können ein Stelle daraus mitzutheilen:

Goethe sagte mir, er habe an . . . geschrieben, daß er jetzt besonders, wo Deutschland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiste zusammenzuhalten, und in dem allgemeinen Ruine wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur aufs eifersüchtigste zu bewahren, dergleichen Frivolitäten, welche nur zum Gespött der Schadenfrohen und zum Geklatsche der Müßiggänger dienen, nicht in seinen Blättern hegen und pflegen müsse. Jetzt, da Alles auf dem Spiele stehe, sei es eine wahre Verrätherei mit dem alten Leichtsinn fortzufahren.

Der Eindruck den Aßmann's Schrift macht ist ein durchaus wohlthätiger, der auch nicht durch Einiges worin man ihm nicht beistimmen kann, z. B. in dem über Bodmer und Hamann Gesagten, gestört wird. Auch Das rechnen wir ihm zum Verdienst, daß er, öfters auf Gervinus sich beziehend und diesen preisend, doch nicht in den Ton einstimmt in den dieser so ausgezeichnete Literator geräth, sobald er über Goethe's spätere Zeit spricht.

Kurz zusammengefaßt ist Das was über Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung gesagt wird in den Worten enthalten (S. 41):

Was uns vor Allem noth that (wir können sagen: Was uns vor Allem noth thut), als das ganze Leben der Nation einer Umgestaltung bedurfte, war die Erregung der gesammten Menschennatur; und diese konnte nicht durch Gebot und Gesetz, sie konnte nur durch die lautere Offenbarung der Menschennatur in ihrer Totalität durch schöpferische Dichtungskraft hervorgerufen werden.

Einen andern Sinn haben diese Worte in Beziehung auf die Zeit da Goethe mit seinem „Götz" und „Werther" hervortrat, einen andern im J. 1849; aber welcher wahrhaft Deutschgesinnte wünscht nicht, daß Goethe's Wort und That sich jetzt wirksam erweise zu Erweckung wahrer, edler Menschennatur! damit bald das Wort das er vor Jahren sprach erfüllt werde: „Das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft" (S. 58).

(Der Beschluß folgt.)

Humoristische und novellistische Kleinigkeiten.

1. Münchhausen in Californien. Ein wahrer und wahrhaftiger, vollständig authentischer und nirgend übertriebener Bericht über eine Expedition nach dem Golddistricte von San-Francisco, unternommen unter der Leitung der Grand Auriferous Stultiferous Assiniferous Californian Bamboozle Company in Hamburg von Abraham Krakenfuß, Capitain des Diddleus. Bremen, Schlodtmann. 1849. 8. 10 Ngr.

Der edle von Münchhausen der seit seiner berühmten Flucht von Emerentia von Schnick-Schnack-Schnurr längere Zeit unbekannt umhergestreift war, theilt uns seine Abenteuer mit wie er die Goldminen Californiens entdeckt habe. Man glaubte ihn verschollen, Einige meinten er sei unter die Diplomaten gegangen, oder er correspondire aus Kossuth's Lager in die „Breslauer Zeitung", oder er sei der Stilist der wienet Siegesbulletins über den ungarischen Krieg; Andere wollten gewissen haben er sei zehn Jahre in einer Höhle am Dawalaghiri verborgen gewesen, und habe das Geheimniß der Luftsteinfabrikation ausgebrütet; Andere wollten gehört haben wie er sich zum „Nationalversammelten" empfehlen, und dabei eine Rede über den zukünftigen Staat ohne Regierung und Steuern gehalten habe. Aber dem Allen war nicht so, denn Münchhausen und nicht Sutter war der erste Entdecker der californischen Goldregion! So meint unser Humorist, und läßt Münchhausen unter dem Namen eines Capitain Krakenfuß die Expedition nach Californien unternehmen. Mit Humor wird nun die Auswanderungswuth sowie die Schlechtigkeit gläubige Narren zu betrügen gegeißelt. Der Capitain fand einen goldnen Wasserfall, ein Matrose fiel hinein und war zwei Finger hoch vergoldet; ebenso fanden sie einen goldenen Berg, auf dem beinahe Alle verhungert wären, wenn nicht ein amerikanischer Hinterwäldner, der den besten Nutzen von ihnen zog, sie auf Tagelohn für die Kost hätte arbeiten lassen.

2. Humoristische Lustreise. In Briefen von P. an B. v. S. Aus dem Schwedischen von Z . . . d. Lübeck, Boldemann. 1849. 16. 15 Ngr.

Die „Humoristische Lustreise" ist reichhaltiger an Witz als das vorhergehende Büchlein, und bringt manch guten satirischen Hieb auf politische Zustände in Schweden, auf Karl Johann, auf das Wahlgesetz u. s. w. So wird (S. 16) eine Rede an den Stiefelknecht gehalten. Der Constitutionsausschuß hatte nämlich vorgeschlagen, daß zur activen und passiven Wählbarkeit ein Vermögen von 250 Thlr. an Hab und Gut vorhanden sein müsse. Der Mann hat aber nicht mehr als 249 Thlr. 36 Schill., es fehlen 12 Schill.; da fällt ihm der Stiefelknecht ein, er hat 12 Schill. gekostet, darum die Danksagungsrede an ihn. „Du allein, edler Herr Stiefelknecht, kannst mich zum Menschen, zum Mitbürger machen, darum Ehre sei dir, Ehre sei dem hochherzigen Constitutionsausschusse!" Das Büchlein ist mit leichter Laune und flüssigem Humor geschrieben, gleich mag es für den eingeborenen Schweden vielleicht zu

mehr einzelne treffende Hiebe enthalten, die freilich uns den Fernstehenden entgehen oder gar nicht auffallen.

3. Eine allerneueste Melusine. Novelle von E. Bülow. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1849. 8. 1 Thlr.

Lucie, die Heldin dieses Buchs, war eine durchgebildete Schwindlerin. Sie verband äußerste Lügenhaftigkeit, welche ihr bis ins Blut gedrungen, und als bewußtlos gewissermaßen wieder unschuldig geworden war, mit Anmuth, Liebenswürdigkeit und Kunsttalent. „Es war kein sittliches Gefühl", sagt der Verf., „der Schuld der Unreinheit mehr vorhanden." Die Lüge war Lucien sowie Andern die Phantasie zu einem freien Kunstgebiete geworden, auf welchem sie umherschwärmte; sie mußte lügen. Es war die höchste Spitze von Verwahrlosung der Seele, die höchste Virtuosität des Leichtsinns. „Ja, wer weiß ob diese Lügensucht nicht schon theilweiser Wahnsinn, und Lucie in dieser Beziehung nicht in der That geisteskrank zu nennen war?" ruft der Verf. selbst aus. Was nach dieser Auffassung des Charakters der Hauptperson für die Kunst selbst zu erwarten ist, darüber wird Niemand im Zweifel sein: denn Schwindeleien wie diese sind Gegenstand der Satire oder der Komik, wenn sie einen allgemeinen Boden haben; oder sie sind krankhafte Auswüchse des menschlichen Lebens, dann gehören sie dem Physiologen zu, der ihre Ursachen ergründet, und ihre Heilung versucht. Ref. bekennt, daß er aus diesen Skizzen, die in reiner Aeußerlichkeit stecken bleiben, nicht recht hat klug werden können; der Hauptcharakter interessirt uns nicht, weil eben diese hohle, planlose Lügenhaftigkeit nun und nimmer Theilnahme, sondern nur Widerwillen erregen kann; selbst die mit hineingezogene Aufstandsscene sowie das Wiederfinden des auf so schändliche Weise vernachlässigten Kindes Luciens kann uns nicht für diese Novelle stimmen. Um so auffallender muß es aber sein, daß am Schlusse (S. 132) der Verf. sagt: „Lucie wandte dem Pfuhl ihrer frühern Lügenhaftigkeit mit Ekel und Abscheu den Rücken." Diesen Pfuhl läßt uns aber der Verf. mit durchwaten, wir spüren ihn auch aus allem Flitter heraus, und was hat ein Pfuhl für Anziehungskraft, was hat er für Poesie?! 33.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

I. Die asiatische Banise. Große Oper in drei Acten.

„Du bist eine rechte schlechte Banise!" hört man wol, wenn eine bitter und böse gewordene Mutter ihre Tochter ausschelten will, ohne daß jene und diese ahnt wer die rechte und schlechte Banise gewesen sei, und in welchem großen Ansehen dieselbe gestanden habe. Nicht als ob sie wirklich auf der Welt je zu finden gewesen wäre; sie war nur eine Heldin der Phantasie, eine Prinzessin von Pegu, welche nach großen Abenteuern mit ihrem geliebten Prinzen Balacin von Ava vereinigt wurde. Ein bändereicher Roman des Herrn von Ziegler und Kliphausen stellte diese Schicksale 1688 so rührend und schön dar, daß alle Welt, erst die vornehme und allmälig auch die niedere Schicht der Menschen, in Thränen zerfloß. Noch viel mehr aber war Dies der Fall als sie nun gar in der bald darauf zur Mode gewordenen Oper erschien. Es ging damit wie mit Wieland's „Oberon", wie mit der „Saalnixe" von Vulpius („Donauweibchen") und so manchem bändereichen Romane von Spieß, die alle zu Opern umgeschmolzen wurden, welche Jahre lang vorgehalten haben. Was nicht mit einem male abzuthun war ließ sich in verschiedene Abtheilungen packen, und sowie das „Donauweibchen" z. B. drei dergleichen hat, so kam auch noch 1710 eine dritte solche von der „Asiatischen Banise" in Leipzig aufs Theater, nachdem die erste vielleicht fünf Jahre früher gesehen worden sein mochte. Es ist schwer das Jahr von solchen Erscheinungen genau zu ermitteln, weil die jetzt äußerst seltenen Texte gewöhnlich ohne Jahreszahl gedruckt wurden. Indessen die erste Abtheilung wurde auch „auf dem koburgischen Schauplatze vorgestellet", und Gottsched gibt in seinem „Nöthigen Vorrath zur Geschichte ꝛc." das Jahr 1710 ausdrücklich an, indem er da auch schon in Leipzig die dritte Abtheilung erscheinen läßt. Es war in Koburg große Hochzeitfeier des Herzogs, und so paßte ja die Vermählung des Prinzen von Ava mit der Prinzessin von Pegu ganz trefflich dazu, besonders da noch ein Prolog vorherging, in welchem sich Bellona, Minerva, Venus und die Zeit, von „Helden, Grazien und Amouretten" begleitet, herumtummelten. Wer die Künstler waren welche die Oper aufführten ist nicht angegeben; indessen müssen es schon geübte Leutchen gewesen sein, denn es kommen nach damaliger Sitte auch öfters italienische Arien vor. Ebenso wenig wird dem Dichter und Componisten die Ehre angethan sie zu nennen. Der Erstere dürfte, da die Oper von Leipzig ausging, in der Person des damaligen Conrectors Paul Thiemich (gest. 1705) zu suchen sein, der für den Scribe jener Zeit, sowie seine Gattin für die erste Opernsängerin galt, und vermuthlich rührte dann die Composition vom kurfürstlich sächsischen Vicekapellmeister Nikolaus Adam Strugk her, welcher 1693 das erste Opernhaus in Leipzig für seine Rechnung erbaute. Es bleibt uns demnach nur möglich etwas Genaueres über den Text der Oper zu sagen, wie wir ihn in 21 Blättern Folio vor uns haben, und in der That macht er der damaligen Zeit alle Ehre. Es ist eigentlicher Operntext; Nichts als Recitativ, mit Arien oder Chören und Duetten wechselnd, ohne daß also hölzerne Prosa dazwischentritt. An großen Decorationen ist kein Mangel. Mond und Sterne erleuchten in der ersten Scene die Nacht, und ein großer Tempel zeigt sich in einem waldigen Vorhofe; Blitz und Donner, Priester und ein Götzenbild, und dazu passende Ceremonien fehlen ebenso wenig. Gleich unserm Oberon kommt Morpheus „in einer Maschine" herab, dem Prinzen Balacin „im Traume" zu offenbaren, daß er „die schöne Banise" finden wird, die er, Morpheus, neben sich im Bilde hat:

Dies schöne Kind,
Bei welchem man nur Anmuth findet,
Soll deinen Schmerz versüßen.
Du wirst zwar wol um sie
Viel Sorgen, Angst und Müh',
Auch viel Verfolgung dulden müssen.
Jedoch der Götter Macht
Hat sie dir zugedacht;
Denn du wirst sie aus ihren Ketten
Zu rechter Zeit erretten!

Läßt sich dies Recitativ des Morpheus nicht so gut hören wie eins vom Oberen? Es geht nun auch gleich in eine „Aria" über die nicht minder fließend ist, indem der Prinz bald erwacht, und von seinem Traumgesichte, gleich dem Huon, ganz entzückt ist. Die Basis der ganzen Oper ist auf solche Weise fortgegeben. Es fehlt nur, daß die „Sorgen, Angst und Müh' und Verfolgung" gehörig zur Anschauung gebracht werden, und daran läßt es der eine Nebenbuhler, der Prinz Zarang von Tangu, nicht fehlen, in dem aber auch das komische Element vertreten wird; denn „der treue Diener Scandor" des Prinzen Balacin ist gerade wieder ein guter Urtypus zum Scherasmin des Huon, dem dann auch eine niedliche Fatime (hier eine Esmara) die Hand bietet. Uebrigens kommen nun prachtvolle Jagd- und Räuberscenen, Mord und Todtschlag, Decorationswechsel, Audienzen im kaiserlichen Palast so häufig vor, und die öfters frappant eintretenden italienischen Arien müssen ebenfalls so die Spannung regegemacht haben*), daß man

*) Den Ursprung dieser wunderlichen Einmischung zu ermitteln dürfte schwer sein. Vielleicht sollte das große Publicum wenigstens einen Vorschmack von dem Modegenuß der großen Höfe haben, wo die italienische Oper, z. B. in Wien und Dresden, auf alle mögliche Weise begünstigt wurde.

sich über den Beifall den diese Oper in jener Zeit gefunden haben mag gar nicht wundern darf. Andere Namen, andere Formen in diesen Nebendingen, Musik mit unserm Instrumentenreichthume würde vielleicht heute noch ein zahlreiches Publicum mystificiren können. Gegen den Text der italienischen Arien läßt sich gar Nichts einwenden; nur eine zur Probe:

E vano ogni pensiero
Di togliere dal seu
L'imago del mio ben,
Che tanto bramo!
L'alma con duolo fiero
Spirar potrò languendo,
Eppur dirò morendo:
„Io amo! o Iamo!"

Die „verliebte Prinzessin Savady" gäbe noch jetzt jedem Componisten darin den herrlichsten Stoff zu einer Arie voll Nachtigallensehnsucht und Liebesschmerz mit oder ohne obligater Clarinette. Und in solcher Weise würde auch die Baniſe selbst Manches finden lassen. Nur einen Beleg:

Per me
Piacer non è,
Perder la libertà!
Sai quel ch'amor tu chiami,
Più nobili legami,
Per questo cor non ha!

Wie nach dieser ersten Abtheilung noch eine zweite und dritte aufs Theater hat gebracht werden können ist aus dem Texte recht gut zu ersehen; denn die Handlung ist hier zwar vollkommen zu Ende, und die Baniſe mit ihrem Prinzen Balacin glücklich verlobt. Wahrscheinlich sind aber Hindernisse bis zur Vermählung selbst eingetreten, die nun in der zweiten dargestellt und in der dritten Abtheilung überwunden werden müssen. Im Ganzen ist das Stück für jene Zeit in der That ausgezeichnet, mag man auf die Fabel oder Behandlung Rücksicht nehmen, und leidet viel weniger an den Härten oder Breiten und Unwahrscheinlichkeiten und der häßlichen Mischung von Prosa und Versen, wie sie nur gar zu oft in solchen Texten bis in die neueste Zeit vorkommen. Ist der Text, wie mir wahrscheinlich bleibt, wirklich von dem genannten Conrector Paul Thiemich, so verdiente er allerdings den Lobspruch eines seiner Zeitgenossen, daß „seine Arien und Chöre zum Küssen seien". *)

2. Gleiches mit Gleichem.

Der spanische „Don Juan" [„El convidado di piedra" **)] hatte einen französischen Bearbeiter gefunden, den Schauspieler Dorimon am Théâtre de Mademoiselle, der Manches geschrieben hat was zu seiner Zeit gefiel, ohne daß es jedoch auf die Nachwelt übergegangen wäre. Auch sein „Athée foudroyé" ***), sein „vom Blitz des Himmels getroffener Gottesleugner", hatte nur den „succès d'estime", wie ihn jetzt so manches Stück findet, das zwei oder drei mal gegeben ruhig im Bibliotheksschranke ruht; allein Dorimon's Gattin, eine ebenfalls geachtete und gebildete Schauspielerin, hatte den freundlichen Gedanken ihren Mann nach der ersten Vorstellung mit einem Gedichtchen zu überraschen, das am Ende mehr Werth gehabt haben mag als das ganze Stück. Besonders ist die darin ausgesprochene Drohung allerliebst; doch man urtheile nur selbst:

Freilich bin ich deine Frau
Und du bist mir Treue schuldig,
Doch nehm' ich's nicht so genau.
Pflege gern das Kind geduldig
Das du zeugtest ohne mich.
Nur noch, Männchen! bitt' ich dich:
Ich will nicht ein Gänschen sein,
Kenne auch den heil'gen Hain;
Will die Muse öfters dich verführen,
Muß ich's mit Apollo selbst probiren! *)

Ob sie die Drohung wahr gemacht, und selbst fürs Theater gearbeitet hat, ist mir nicht bekannt. **) H.

*) Neumeister, „De poetis germanicis" (Leipzig 1706), S. 105.

**) Von Tirso de Molina.

***) Nach der „Bibliothèque des théâtres français" hieß es ebenfalls „Le festin de pierre", und ward 1658 geschrieben (s. den Artikel „Dorimon"). Ist diese Angabe richtig, so wäre das Stück Vorläufer von Molière's „Festin de pierre", das erst 1665 auf die Bühne kam. Da Gaithava (s. die folgende Note) behauptet, daß Dorimon's Bearbeitung vor der Molière'schen nur den richtigen Titel „L'athée foudroyé" in Anspruch nehmen könne, sonst aber weit nachstehe, so ist er vielleicht späterhin, einer Verwechselung mit Molière zu begegnen, aufgenommen worden.

Notiz.

Robier's „Le dernier banquet des Girondins".

In der interessanten, namentlich auch für unsere Gegenwart lehrreichen Schrift des Franzosen Charles Nodier: „Le dernier banquet des Girondins", läßt der Verf. in dem jene Schrift zum größten Theile ausfüllenden philosophisch-politischen Gespräche unter Anderm den Girondisten Vergniaud sagen: „Die Flut der Revolutionen erbaut sich bisweilen durch ihre eigene Kraft einen mächtigen Damm, indem sie Felsen an ihre Ufer wälzt; aber die rückkehrende Flut nimmt sie wieder mit sich fort. Alle Gewalten die nicht auf alte und nothwendige Einrichtungen gegründet sind, welche ein langer Gebrauch mit dem Volksgeiste in Einklang gebracht hat, sind Kolosse ohne Grundlage: der Despotismus wird in Frankreich ebenso vorübergehend sein wie die Freiheit." Und darauf erwidert der Girondist Duchatel: „Gewiß gilt Dies von der Freiheit dann, wenn sie sich nicht, nachdem sie zu erblicken begonnen, unter den Schutz einer Gewalt begibt wie sie soeben beschrieben worden und welche auf alten und nothwendigen Einrichtungen beruht. Ihr habt geglaubt die Monarchie zu zerstören, und ihr habt Nichts weiter gethan als sie zu erneuern, indem ihr sie durch eine gewaltige Reaction in die Nothwendigkeit versetzt bei ihrer bevorstehenden Wiederherstellung den Folgen ihres wesentlichen Princips und den Bedingungen ihres Ursprungs zu genügen. Die Monarchie war inmitten unserer alten Civilisation Nichts weiter als die bezeichnete Bürgschaft der öffentlichen Freiheiten. Sie fiel vor Alter, nachdem ihre Gestalt während der Jahrhunderte eines fortdauernden Verderbnisses sich verändert hatte. Sie wird sich mächtig und in verjüngter Gestalt auf unerschütterlichen Grundlagen von neuem erheben. Das Schaffot hat nicht den letzten Tropfen dieses edlen Bluts der Bourbons getrunken, des Bluts welches das Blut dieses Landes selbst ist, und das niemals floß ohne daß Frankreich von Entsetzen und von Schmerz bis in sein Innerstes erschüttert wurde!" Es ist von dem höchsten Interesse das Gemälde welches überhaupt in diesem „Le dernier banquet des Girondins" vor den Blicken des Beschauers aufgerollt wird sich gerade jetzt wieder näher zu betrachten; es ist fruchtbar an erhebenden Ideen, wenn auch zugleich reich an niederschlagender Wirkung; es gewährt Nutzen für Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, und nicht blos die Frankreichs

16.

*) Toutefois ne me crois pas base,
Je connais le sacré vallon,
Et si tu vas trop voir la Muse,
J'irai caresser Apollon.

**) Den durch Molière's und P. Corneille's „Festin de pierre" und unsern „Don Juan" bekannten Inhalt des Stücks und das kleine Gedicht selbst findet der Theaterfreund in Gaithava's „L'art de la comédie" (Paris 1772), I, 95 und 96.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 293. — 7. December 1849.

Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

(Beſchluß aus Nr. 292.)

Wenn der Verf. der eben angezeigten Schrift ſagt:

Goethe war eine geborene Künſtler- und Dichternatur; er fühlte den unbezwinglichen Trieb die Welt um ſich her, Natur und Geiſt, lebendig zu umfaſſen, und die Wahrheit die er erkannt hatte im Bilde zur Darſtellung zu bringen...

ſo ſucht eine andere Schrift:

5. Goethe's Iphigenia auf Tauris und das griechiſche Alterthum. Feſtgabe zur erſten Jubelfeier des Dichters, von K. F. Rinne. Leipzig, Hartung. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

darzuthun, daß, da Goethe's ganzes Sein und Weſen urſprünglich auf Schönheit gerichtet war, die andere Richtung in ihm, die Rinne „Selbſtbetheiligung an den Gegenſtänden" nennt, worunter er das Streben nach Erkenntniß der Welt um ihn her, nach Wahrheit verſteht, mit der erſtern ſich nicht vertrage, „daß beide am Ende ſich widerſprechen und aufheben, zuletzt alſo das Ziel unerreichbar machen auf das ſie in den frühern Zeiten ihrer Vereinigung losgingen" (S. 10). Er zeigt oder ſucht zu zeigen wie das Gefühl für das Schöne Goethe natürlich zu den Griechen treiben mußte, wie ſich aber hier ſofort ein Gegenſatz zeigte, darauf beruhend, daß der Grieche die Wurzel und den Boden der Schönheit wie es ſein müſſe in ſeiner Nation fand. Je mehr nun Goethe den ungeheuern Dualismus, in welchem der Deutſche zwiſchen Dieſſeit und Jenſeit, zwiſchen Nation und Staat, zwiſchen dem wahrhaft Menſchlichen und dem im Lauf der Zeiten dieſes Menſchliche Trübenden zerſpaltet lag, kurz „die Erbärmlichkeit erkannte welche die deutſche Reichs- und Geiſtesgeſchichte in langem Schleppkleide hinter ſich nachzieht" (S. 12), deſto lebendiger mußte er erkennen, daß er das griechiſche Weſen immer mehr als das ſeinige erfaſſen müſſe. Dieſe Erkenntniß ward in Italien vollends reif. Er wandte ſich nunmehr ganz zu einer unmittelbaren Nachahmung der Alten, d. h. nicht nur in ihren Formen, ſondern in ihrem Stoffe. Uns fiel hier das Wort Goethe's ein:

Habt ihr einmal das Kreuz aus tüchtigem Holze gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

Aber es wollte nicht paſſen; denn die zum Beweis dienen ſollenden Belege, daß nämlich Goethe ſich an griechiſche Stoffe gehalten, ſind nicht der Art, daß ſie ſich dem Kreuze fügen könnten. Nach der „Iphigenia" werden „Nauſikaa", die der Dichter ſo bald liegen ließ, dann die „Achilleis", die er bald aufgab, als Exempel aufgeführt. Der Einwendung, daß die vorzüglichſten Werke Goethe's die er ſchuf nachdem Italien auf ihn eingewirkt ganz andere Stoffe enthalten, begegnet Rinne mit dem Bedeuten, daß Goethe damit nur alte Schulden bezahlt oder ſich von den Eindrücken der Zeitereigniſſe befreit habe (S. 14). S. 16 heißt es:

Ich weiß nicht, ob es Goethe nicht erkannt hat, daß er durch eine ſo unmittelbare Nachahmung der Alten ſich den natürlichen Boden und die einzig mögliche geſunde Nahrung für die Hervorbringung des wahrhaft Schönen, das Nationale, immer mehr entzog.

Das aber ſcheint uns klar, daß Rinne, indem er von einer unmittelbaren Nachahmung der Griechen ſpricht, einen großen Mißgriff begeht, daß er ſich in eine ſehr ſloffartige Betrachtungsweiſe verloren, daß er das gewichtige Wort unſers Dichters: „Jeder ſei auf ſeine Art ein Grieche; aber er ſei es!" („Kunſt und Alterthum", II, 1, 156) nicht verſtanden oder nicht beherzigt hat. Wie konnte er ſonſt verkennen, daß im „Taſſo", im „Wilhelm Meiſter", in der „Eugenie", vor Allem in „Hermann und Dorothea" lebendiger der griechiſche Geiſt wehe als ſelbſt in der „Iphigenia"?

Was aber Goethe's umfaſſende Beſchäftigung mit den Dingen der Welt betrifft, die der Dichter geſchaut haben ſoll, ſo hat einestheils Rinne Goethe ſehr unrecht gethan, wenn er ſagt: „Er ließ ſie, ſelbſt die ſpätern, fahren, ſobald ſie ihm ſeinen Zwecken nicht mehr dienlich ſchienen" (S. 21). Man braucht nur das nach Jahren abgefaßte Verzeichniß von Goethe's ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit anzuſehen, um zu erkennen, daß die Farbenlehre wie die Botanik den Greis bis an ſein Ende beſchäftigten, daß eine Zuſammenſtellung der Anſichten und der Thätigkeit Cuvier's und G. de St.-Hilaire's das Letzte war was Goethe ſchrieb. Anderntheils kann der Kenner Goethe's nicht verkennen, daß Alles womit dieſer im Gebiete der Wiſſenſchaften, namentlich der Natur, ſich beſchäftigt hat ſeine dichteriſche Thätigkeit förderte, ſeine Werke durchdrang. Gewiß iſt er durch treue Erforſchung der Natur Der geworden den man im volleſten Sinne des Worts den Dichter der Na-

tur nennen kann: Das ist sein unvergänglicher Preis; dadurch hat er auf seine Zeit gewirkt, und wird wirken weit über diese hinaus, und so lange die Poesie ein Gemeingut der Menschheit sein wird.

Der Hauptbestandtheil des Rinne'schen Buchs ist eine Kritik der „Iphigenia", wo wir manchen trefflichen Bemerkungen sowol über die griechische des Euripides als die deutsche und das Verhältniß beider zueinander begegnen. Nur muß Rinne nicht auf seine Grille kommen. Von der deutschen wird am Schluß gesagt:

Wir besitzen in ihr ein Zeugniß von der möglichen Vollkommenheit der unmittelbaren Verbindung oder der Verflößung des griechischen und deutschen Dichtergeistes, daher von unschätzbarem Werthe. Fragen wir aber, inwieweit es sich selbst und der Idee seiner Gattung gegenüber entspricht, so kann das Urtheil nur sehr bedingt ausfallen, weil es eben Verflößung des deutschen und griechischen Geistes ist, und weder den erstern befriedigt noch dem letztern genug thut.

Daß der Grieche mit Goethe's Iphigenia und Oreſtes nicht zufrieden sein, ja, daß er darob zürnen würde, glauben wir gern. Was aber geht uns Das an? Daß die Fabel dem deutschen Geschmack widerstehe ist eine gewagte Behauptung. Wir möchten annehmen, daß Viele dem Dichter beistimmen werden welcher sagt („Wahrheit und Dichtung", Buch 15):

Wenn ich die Titanen als Glieder einer ungeheuern Opposition im Hintergrund meiner „Iphigenia" zeigte, so bin ich ihnen wol einen Theil der Wirkung schuldig welche dieses Stück hervorzubringen das Glück hatte.

Wenn endlich Rinne sagt, daß Goethe, indem er aus der muthvollen und schlauen Griechenjungfrau eine deutsche Jungfrau machte, die mit der schönen, reinen Seele Wunder wirkt, gerade Das was das wahrhaft Hinreißende und Eigenthümliche des deutschen Dramas ist, das Bewußtsein von unserm sittlichen Thun als einem allgemein gültigen und das energische Streben nach einem solchen, nicht mit in den Charakter der Iphigenia, und somit auch nicht in den Geist und die Anordnung des ganzen Stücks legen konnte: so setzt er dem deutschen Drama zu enge Grenzen, bei denen, wenn sie streng beachtet würden, wir neben „Iphigenia" auch „Tasso" entbehren würden. Schiller hat vor fast 50 Jahren ähnliche Bedenken erhoben, beruhigt sich aber selbst, indem er sagt: „Seele möge er das Wesen des Schauspiels nennen." Und wer möchte diese Seele missen?

Zum Schluß gibt Rinne als ein „allgemeines Resultat über die Nachahmung der Alten":

daß, wenn wir in Kunst, Wissenschaft und Leben die Alten als ewige Muster vor uns haben, weil sie gerade Das besitzen was uns abgeht, wir die Nachahmung des Mustervollen nimmermehr in einer unmittelbaren suchen dürfen.

Darin, meint er, habe Goethe gefehlt; wir behaupten das Gegentheil, meinend, daß „Iphigenia" sich recht wohl darstellen ließe als eine mittelbare, dem deutschen Sinn entsprechende Nachahmung der Griechen. Wollten wir eine solche Darstellung unternehmen, so würden wir darzuthun versuchen, daß im „Tasso", der auf „Iphigenia" folgte, diese mittelbare Nachahmung vollkommen, am vollkommensten in „Hermann und Dorothea" gelungen sei; wo denn freilich das Unmittelbare, der Stoff, ganz in den Hintergrund treten müßte.

Obgleich Rinne mit höchster Anerkennung der Verdienste Goethe's gedenkt, ja am Schluß seiner Schrift sich äußert, derselbe werde von den olympischen Höhen die er bewohne seinem Bestreben für Bildung der Zeit durch das Alterthum Beifall zuwinken, wenn er auch den Irrthum dargethan in dem er selbst (Goethe) bei diesem Streben befangen gewesen: so will uns doch bedünken, zu einer Festgabe für Goethe's Jubelfeier eigne sich das Büchlein nicht.

Ebenso wenig ein anderes, das seine Entstehung dieser Feier verdankt. Es ist dieses betitelt:

6. Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen (W. C.). Leipzig, Hartung. 1849. 8. 15 Ngr.

Von einer Schrift, zur Jubelfeier eines bedeutenden Mannes verfaßt, erwartet man, daß sie das Große, Geistige desselben mit besonderer Lebendigkeit hervorheben, bedeutende Momente aus seinem Leben darstellen, oder etwas Wichtiges, auf Kunst, Wissenschaft, Leben Bezügliches, was man dem Lebenden als etwas ihn Interessirendes, seine Thätigkeit in Anspruch Nehmendes, gern gewidmet hätte, seinen Manen als Opfer darbringen werde. Was aber bietet uns dieses Büchlein! „Aufzeichnungen eines Mannes der gleichzeitig mit Goethe in Weimar lebte, und bei seiner Stellung Gelegenheit hatte Manches in Bezug auf den Dichter zu erfahren, zu beobachten", eigentlich nur „Bemerkungen als Noten und Erläuterungen, an Riemer's Mittheilungen und den Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter angeknüpft". Das Wort auf dem Titel des Buchs: „Wahrheit und keine Dichtung", scheint einen Seitenblick auf Goethe's gleichnamige Biographie zu werfen; aber nicht zum Vortheil des Verf. Wenn F. Jacobi, der doch Goethe wohl kannte, sagt: diese Dichtung und Wahrheit sei wahrer als die Wahrheit selbst, so erinnern uns die Wahrheit des in Rede stehenden Büchleins an Portraits die ein Gesicht ängstlich Zug vor Zug wiedergeben, aber von dem Geiste des Originals keine Spur enthalten. Es gibt uns neben Anekdoten von Goethe oder Personen die mit ihm in Berührung kamen Berichtigungen einzelner Umstände aus des Dichters Leben, meistens dem spätern; Alles ohne Zusammenhang, ohne an eine geistreiche oder witzige Darstellung Anspruch machen zu können; hier und da, wenn auch versteckt, mischt sich ein Tadel ein. Manches Mitgetheilte ist höchst unbedeutend, wie z. B. die Einladung zu einem Balle, der wegen einer Krankheit Goethe's hinausgeschoben wurde, oder die Bemerkung zum 414. Briefe in der Zelter'schen Sammlung, wo von einem hübschen Kinde die Rede ist das Goethe im Marienbade eine Zeit lang unterhielt. Wir könnten mehre solcher Trivialitäten anführen; und auch an Plattheiten fehlt es nicht: denn anders kann man doch die Mystification eines breslauer

Professors nicht nennen, dem man statt Goethe, den kennen zu lernen er begierig war, die Person eines Kammerdieners bei Tische an die Seite brachte. Was in dem Buche interessiren könnte ist nicht neu; wie darin das über Goethe's so oft falsch dargestellte Ehe Gesagte nur das von Riemer Mitgetheilte bestätigt, und das über Beireis lebendiger und charakteristischer in Goethe's „Annalen" zu lesen ist. Eine Scene heben wir indeß als interessant aus dem Büchlein hervor: es ist die wo der Verf. den Dichter in Lauchstädt im Theater Morgens unter Handwerkern aller Art findet, umgeben von einem wahren Chaos, da doch am Abend das so sich präsentirende Gebäude eingeweiht werden sollte; was denn auch zur Verwunderung des Referenten in gehöriger Ordnung geschah.

Wie sehr wünschten wir nach Bemerkungen wie die obigen auf ein aus wahrhafter Begeisterung gequollenes dichterisches Product zu Goethe's Jubelfeier hinweisen zu können! Aber ein solches ist uns nicht vorgekommen; und was von Gutzkow's „Königslieutenant" berichtet wird läßt es zweifelhaft, ob dieses Product unsere Wünsche erfüllen würde. Unsere Zeit ist eben keine poetisch-productive. Doch freuen wir uns auf Etwas, wenn auch eben nicht Großes, doch Geistreiches hinzuweisen. Es ist dies ein Gedicht von Adolf Böttger.

7. Zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier, am 28. August 1849. Gedicht. Leipzig, Kretzschmar. 1849. 4. 5 Ngr.

In dramatischer Form werden uns hier Gestalten aus der Gottsched'schen Zeit vorgeführt, in Sprache und Costume ihrer Zeit über die Annäherung einer andern, ihrer Zeit fremden Aera klagend, während die Göttin der Poesie an einer fließenden Quelle im Schlummer liegt; die öde Scene in Dunkel gehüllt. Die Klagen werden lauter, sodaß die Poesie erwacht, die dann Fluch und Bann über jene ausspricht. Das Morgenroth dämmert; jene Gestalten entweichen; unter Musik wird es Tag; die Gegend schmückt sich mit Blumen, und die Sterne Dante's, Calderon's, Cervantes' und Shakspeare's verkünden den größten Dichter einer neuen Zeit. Es ist Goethe, der dann zum Schluß durch Bild und Wort gefeiert wird. Können wir dieses Gedicht auch keine bedeutende Erfindung nennen, können wir ihm auch keinen großen dichterischen Werth zusprechen, so ist der Gedanke doch artig, die Versification meist gefällig.

Wir schließen unsere Betrachtungen mit den Schlußworten des Gedichts:

Von aller Zeiten Geist emporgetragen,
Wird er unsterblich, einzig steh'n —
Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n!*)

23.

Geschichte durch Caricatur.

Thomas Wright in seinem neuen Werke „England under the house of Hanover, illustrated from the caricatures and satires of the day", in welchem die kecken Zeichnungen eines Gillray statt historischer Actenstücke citirt werden, führt uns in die innere, gleichsam in die häusliche Geschichte seines Vaterlandes ein, die er mit vielen Anekdoten würzt. Am häufigsten tritt Charles James Fox auf. Er war der zweite Sohn von Lord Holland und, obschon er zur Zeit seines ersten parlamentarischen Wirkens (1770), wo er sich den Whigs noch nicht angeschlossen hatte, nur 20 Jahre zählte, ebenso berühmt wegen seines Talents als wegen seines zerstreuten Lebens. Horace Walpole, die männliche Sévigné Englands, schreibt von ihm: „Charles Fox glänzt am grünen Tisch wie in der Kammer der Gemeinen .... Lord Holland stirbt hin und ist im Zuge die Schulden seines Sohnes zu zahlen, oder mindestens einen guten Theil davon, denn sie belaufen sich auf 130,000 Pf. St. Ich habe diesen Jungen für einen Propheten gehalten, der gekommen ist den Verfall und die Zerstreuung der Juden zu verkünden; aber so lange es einen Pfandverleiher oder einen Spieler im Umkreise der Erde gibt, wird Charles immer Schulden haben."

Man spielte damals überall und aus jedem Anlaß. Einmal finden junge Männer beim Mittagsmahle einen Wurm in einer Nuß. Einer von ihnen kauft von seinem Gefährten das Thier für fünf Guineen, und erbietet sich es mit den zwei nächsten die man noch findet rennen zu lassen. Die Wetten beginnen, und über diesen tollen Wettlauf von drei unschuldigen Insekten verspielte man über 500 Goldstücke. An einem andern Tag entspinnen sich Wetten über die Geschwindigkeit von zwei Regentropfen die an einer Fensterscheibe herunterlaufen; zum Unglücke aber vereinigen sich beide Tropfen bevor sie zum Ziele gelangen, was die Wetten auflöst.

Die Wahlen von 1784 haben in London einen Namen behalten durch den Wahlkampf von Westminster zwischen Fox und den zwei Candidaten des Hofs, Sir Cecil Wray und Lord Hood. In jener Zeit blieb die Wahlurne oder „poll" sechs Wochen offen; die von Westminster vom 1. April bis zum 17. Mai. Anfangs war Fox zurück, Lord Hood hatte eine Truppe von Matrosen geworben, welche sich der „hustings" bemächtigte und den Zutritt hemmte. Fox seinerseits hatte die damals sehr zahlreichen Portechaisenträger in Sold genommen, meist Irrländer, was so viel heißen will als: die Ersten bei jedem Aufstande. Diese zwei Heere hielten sechs Wochen lang das Westminster-Viertel besetzt, und lieferten sich tägliche und oft blutige Schlachten. Der König, sagt man, ließ sich jeden Tag die Resultate des „poll" bringen, hatte aber seinen Sohn, den Prinz von Wales, gegen sich, einen entschiedenen Parteigänger von Fox und öffentlich an die Opposition gereiht. Eine Caricatur stellt den Prinzen völlig berauscht dar, auf einer Seite von Fox, auf der andern von Samuel House, einem Wirthe, gehalten. Dieser Samuel House war ein durch seinen Kahlkopf und seine Nankinkleidung auffallendes Original. Er trug die Weste stets offen mit besonders blendend weißer Wäsche und, wenn er nicht nach seiner Gewohnheit in bloßen Füßen ging, die feinsten seidenen Strümpfe. So sieht man ihn überall abgebildet. Er war einer der glühendsten Freunde von Fox und hielt während der ganzen Wahlzeit offenes Haus. Der größte Wähler oder vielmehr die größte Wählerin von Fox war aber die Herzogin von Devonshire, die damals nicht ihres Gleichen an Schönheit und Geist hatte. Mit einem Gefolge von Frauen die den aristokratischen Whigs angehörten ging sie jeden Tag zum „poll", die Farben ihres Candidaten tragend und persönlich Stimmen werbend. Bekanntlich verlangte und erhielt ein Metzger einen Kuß von ihr für sein Votum.

Es scheint daß König Georg, gleich dem unglücklichen Ludwig XVI., die Mechanik liebte und sich die Zeit mit Drehen vertrieb. Es war ihm gelungen, heißt es, einen Knopf zu fertigen, und Dies gab einen unerschöpflichen Gegenstand zu Scherzen. Man nannte ihn nunmehr den Knopfmacher. Eine Caricatur zeigt ihn wie er sich weigert eine Deputation der City anzuhören, indem er sagt: „Sehen Sie nicht, daß ich etwas Wichtigeres zu thun habe?" Zugleich bewundern die

*) Wir werden später eine zweite Uebersicht der auf Veranlassung von Goethe's Jubelfeier erschienenen Schriften geben. D. Red.

Höflinge seine Arbeit mit den Worten: „Was für ein großer König! Es gibt in Europa keinen Fürsten der fähig wäre so schöne Knöpfe zu machen.“ Gillray war es auch der zuerst den berühmten Typus John Bull's volksthümlich machte, diese ruhige, lebensfrohe, wohlgenährte und gesunde Person verewigte, die man seitdem auf allen britischen Zeichnungen findet, während sonst Britannia und ihr Löwe das stehende Sinnbild des Inselreichs waren.

Das Ministerium suchte auf jede Weise die ungeheuern Kriegskosten zu decken. Es belegte 1795 den Gebrauch des Puders, dessen sich Jedermann bediente. Augenblicklich entsagten ihm die Whigs und trugen die Haare kurz, weshalb es „Frisur à la guillotine“ hieß. 21.

Zur Quellenkunde der Papstgeschichte.

Ranke ist ein Mann auf den man in der Geschichtschreibung der Päpste und des Papstthums zu allen Zeiten zurückkommen wird: sein Werk an Inhalt ein Gedankenkrystall mit der farbigsten, lichthellsten Strahlenbrechung concreter Ideen innerhalb der reinsten und feinsten Seitenflächen für die Form. Aber Beschaffenheit und Maß des physischen Lichts bestimmen dort den Grad des Glanzfocus, und in der Historie bedingt das Wieviel oder Wiewenig der dem Autor bekannt gewordenen factischen Motive der Pragmatik nicht selten Helle und Dunkelheit, wenigstens ihre Reciprocität. Und in dieser Hinsicht hat Ranke, wie es der Natur seiner Aufgabe nach nicht anders sein konnte, kommenden Geschlechtern, insbesondere für Italien, noch gar Manches nachzutragen zurückgelassen. Wir denken dabei an das reiche Material in Familienarchiven, wiewol er durch diplomatische Vermittelung dasselbe unter günstigern Verhältnissen als irgend ein anderer Fremde vor und nach ihm benutzen durfte; möchten aber auch ebenso sehr künftig für ähnliche Zwecke reisende Geschichtsmänner auf die Bibliotheken und Chartularien von Klöstern aufmerksam machen, die vielleicht eben deshalb vernachlässigt wurden, weil der Eintritt in dieselben und ihre Benutzung mit weniger Schwierigkeiten verbunden waren. Unter vielem andern in unserer Nähe Hierhergehörigen liegt in der Bibliotheca Sessoriana (Santa-Croce in Gerusalemme) ein Schatz im Manuscript verborgen, der wol werth wäre gehoben zu werden. Der Codex in Folio im neuangefertigten Katalog unter Nr. 188 verzeichnet enthält nämlich: „Vitae Summorum Romanorum Pontificum“, ein feiner Cannevas aus der Feder des Simon Mogeli (Astensis Episcopus Vulturarius), mit dem dichtesten Einschlage von historischen Thaten und Facten, aus gedruckten und ungedruckten Quellen kostbar, aber vorzüglich durch die zahlreichen Einschiebsel von Documenten in der Treue des Originals. So unter Anderm auf die deutsche Kaisergeschichte bezüglich der vom Cardinal Mai im sechsten Bande des „Spicilegium Romanum“ anders woher bekannt gemachte berühmte Capitulationseid Kaiser Friedrich's II. der dem Papste Honorius III. geleistet ward. Das Leben Gregor's VIII. macht den Anfang, das Alexander's VI. den Schluß. Vom Benedictinerkloster Nonantula im Modenesischen kam das Manuscript, dessen Ganzes aus drei Theilen besteht, hierher man weiß nicht wann. Die königliche Akademie der Wissenschaften in Turin, in deren Besitz sich ein zweiter Theil dieses wichtigen Quellenwerks befindet, hat seinen innern Werth bereits weitläufig besprochen, und wird denselben, obgleich nur ein Drittelfragment der Sammlung, wahrscheinlich durch den Druck bekannt machen. Wo und ob der letzte Theil noch vorhanden sei, ist unbekannt. In dem aus einem vaticanischen Codex von Dressel publicirten „Compendium historiae belli contra Albigenses initi“ (Berlin 1845) findet sich (S. 50) eine Probe von dem Texte der Sessorianischen Handschrift. Wir hören, daß unser Landsmann aus derselben zwei für die Erkenntniß und rechte Würdigung mancher geschichtlichen Dramen des 13. Jahrhunderts bedeutende „Vitae Pontificum“ in kurzem veröffentlichen wird. 73.

Miscellen.

Die französische Tricolore.

Die französische Tricolore wehte — was wol Wenigen bekannt — schon zu Anfange des 18. Jahrhunderts, fast hundert Jahre vor dem Ausbruch der Französischen Revolution auf französischer Erde und vor französischen Soldaten. Als nämlich die beiden Könige von Frankreich und Spanien und der Kurfürst von Baiern die bekannte Tripleallianz schlossen, kamen sie darin überein ihren vereinigten Truppen ein gemeinsames Feldzeichen zu geben, so zwar, daß zu diesem Zwecke jede Nation ihre Landesfarbe lieh, Frankreich das Weiß, Spanien das Roth und Baiern das Blau. Gleichwol darf man den Ursprung des Revolutionsbanners nicht in der Schöpfung dieser royalistischen Unionstricolore suchen. Das Grün, den grünen Zweigen Camille Desmoulins' am Palais royal entlehnt, war ja im J. 1789 Nationalfarbe geworden, und erst als man sich erinnerte, daß dies die Farbe der Livrée des Grafen von Artois sei, suchte man ein anderes Feldzeichen für die Sache des Volks. Man bemächtigte sich der Farben der guten Stadt Paris, Roth und Blau, die schon oft in den Straßenemeuten sich hervorgethan hatten, wenn sie auch der Prévôt der Hauptstadt Marcel 1358 erst dem Wappenschilde der alten französischen Könige entlehnt hatte, um sie auf seinen Revolutionshut zu stecken. Das Weiß hatten die royalistischen Nationalgarden Lafayette's gewählt, und es verband sich mit dem Roth und Blau, als Maire Bailly und General Lafayette Ludwig XVI. im großen Municipalsaale des Stadthauses die dreifarbige Cocarde überreichten. In der Sitzung vom 27. Pluviose des J. II bestimmte der Convent die Reihenfolge der Farben folgendermaßen: „Die Fahne soll aus den drei Nationalfarben bestehen, sodaß drei große Streifen, und zwar das Blau unmittelbar an den Fahnenstock, das Weiß in der Mitte und in den Lüften flatternd das Roth, befestigt sein werden.“

Die Preßpolicei in der Französischen Republik.

Die Preßpolicei in Frankreich wird jetzt mit einer Strenge gehandhabt die lebhaft an die Zeiten des entschlafenen Königthums erinnern mag. Preßprocesse beschäftigen fast allein den Assisenhof, und das zürnende Wort des Poeten findet dort nicht so empfängliche und menschliche Richter als F. Freiligrath vor einiger Zeit in Düsseldorf. Gustav Leroy, seines Standes ein Steuereinnehmer, hatte den Tag nach der Hinrichtung der Mörder des Generals Bréa ein Gedicht unter dem Titel „Ball und Guillotine“ veröffentlicht. Sofort erhob der öffentliche Ankläger gegen Verfasser und Drucker des Gedichts Klage wegen Aufreizung zum Haß und zur Verachtung gegen den Präsidenten der Republik. Der in der Klage besonders incriminirte und für den Urtheilspruch maßgebende Vers lautet:

Ein rauschend Fest ... ein kläglich Abschiedsmahl!
Entsetzlich Bild! So nahe Lust und Tod!
„Der Präsident!“ Eintritt er in den Saal
Und dorten steigt der Henker aufs Schaffot.
Es blitzt das Beil ... es fällt ... fortspritzt das Leben
Im warmen Blut ... so endete ihr Weh —
An Bonaparte's Stirn seht ihr's noch kleben —
Und diese Nacht ist Ball im Elysée.

Leroy hat sich selbst vertheidigt, und namentlich angeführt, daß er nur seinen Abscheu vor der Todesstrafe habe aussprechen wollen; zudem sei das Gedicht nur das Résumé eines leitenden Artikels des „Constitutionnel“. Nach einer dreiviertelstündigen Berathung kamen die Geschworenen mit dem Verdict zurück, welches die Drucker freisprach, den Verf. aber zu sechs Monaten Gefängniß, 300 Francs Strafe und in die Kosten verurtheilte. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 294. —— 8. December 1849.

Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den J. 1786 — 1804. Von Juſtinus Kerner. Braunſchweig, Vieweg. 1849. 8. 2 Thlr.

„Möchten dieſe Blätter, wenn auch nur hier und da, einen der Politik Müden finden, der ſie mit jener Unbefangenheit durchlieſt in der ſie geſchrieben wurden!“ ruft uns der Seher und Sänger aus Weinsberg zu. Müde ſind Viele der Politik, aber wie Wenige ſchon zu der Ruhe gekommen, zu der Unbefangenheit, welche der liebenswürdige Sänger fodert, der immer außer ſeiner Zeit ſtand, und doch aus ſeinem Geiſterkreiſe mit der unerſchütterten Gemüthsruhe ſie betrachtend, daß ihre Vibrirungen ihn nicht niederwerfen konnten. Und wie auch ſeine Anſchauungen der Dinge Das verletzten was die Welt draußen als ihre geiſtige Errungenſchaft betrachtete, die Ruhe und Harmonie die aus ihm ausſtrömte verſöhnte ſie Alle. In ſeinem Weinsberg, unter der Burg der Weibertreue, unter den Aeolsharfenklängen des alten Thurmes, im Kreiſe der Geiſter welche in den Bergthälern ihn umſchwebten, lebte der gemüthvolle Einſiedler im Frieden mit der Welt. Wer nahm ihn nicht mit ſich den er mit edler Gaſtfreundſchaft empfangen und an ſein Herz gedrückt. Es gab eine andere Zeit in Schwaben, wo Die welche jetzt Reactionnaire heißen an der Spitze der Bewegung ſtanden; ach es gab dort viele Perioden in dieſen Kämpfen, und dort wie anderwärts wären die Volksgrößen von heute ſehr bald verbraucht um Andern Platz zu machen. Juſtinus Kerner betrachtete wehmüthig lächelnd dieſe Bewegungen. Auch Patriot und ein echter Schwabe, mochte er ſich doch nicht überreden, daß das kleine Land Würtemberg oder die Länder ringsum mit ihren Kammerſtreitigkeiten berufen ſeien der Phyſiognomie von Deutſchland ein anderes Geſicht zu geben. Er mochte Das wol von ſeinen Geiſtern wiſſen, daß dazu ein anderer Geiſt gehört. Dieſer iſt ihm erſchienen, und ſchon 1846 als er dieſes Bilderbuch ſammelte ſchrieb er in einer Vorrede: „Schau ich in die Zukunft, ſo ſehe ich ſchwarze Wolken um mein Haupt ſich lagern, und jetzt ſchon drückt es wie nahende Gewitterluft an meinen Geiſt.“ Ja, ſchon 1841 ſchrieb er in einem Liede:

Prognoſtiken:
Wüſter Streit bricht bald herein,
Bringet Tod auch dem Geſange.

Und für ihn iſt die Zeit des wüſten Streits wirklich hereingebrochen, ſowie für uns Alle! Zwar ſind die Wogen nun gebrochen, aber in dem Frieden oder Waffenſtillſtande wird der Geſang noch lange warten müſſen, bis er Seelen findet die ihm unbefangen lauſchen. Leider ſpricht der Sänger nicht allein vom ſchwindenden Lichte ſeiner Augen, ſondern auch von ſeinem ſinkenden Lebensmuthe. Um ſo erfreulicher, daß ihm wenigſtens die heitere helle Anſchauung ſeiner Jugendzeit blieb, um Bilder daraus in dem klaren Lichte hinzumalen wie er es in dieſem Bilderbuche thut.

Uns war, Das ſei vorausgeſchickt, der Eindruck ein wohlthuender; wie ein ſanfter Silberſtrom rollen ſich dieſe Erinnerungen vor uns auf. Kerner's eigenes Leben iſt, wie er ſelbſt ſagt, nur der Faden an dem ſich Bilder aus dem denkwürdigen Leben Anderer die ihn damals berührten anreihen, und es geht ihm dabei wie oft Greiſen (was Kerner noch nicht iſt) denen die Erinnerung aus ihrem Jünglings- und Mannesleben völlig verſchwand, während die Zeit ihrer Kindheit ihnen wieder zur Gegenwart wurde. Dieſe angereihten Lebensbilder betreffen aber ſehr bedeutende Männer und Erſcheinungen ihrer Zeit, und liefern Bilder welche für uns, die wir mit einem Fuße in der Mitte des Jahrhunderts ſtehen, ſchon faſt mit mythiſchem Scheine umfloſſen ſind. Wir werden in das Stillleben der letzten Rococozeit zurückgeführt, die ſich in dem noch alterthümlichen Schwaben ganz anders geſtaltete als im deutſchen Norden, namentlich in Preußen, wo eine monarchiſch-liberale Revolution ſchon ſo Vieles von den ſchroffen eigenthümlichen Geſtaltungen und den Spitzen des Mittelalters wegraſirt und polirt hatte. Juſtinus Kerner iſt nicht nur ein Geiſterſeher und gemüthlicher Sänger, ſondern aus manchen ſeiner Gedichte wiſſen wir, daß der Schalk beim Dichten ihm über die Schulter ſieht. Man beſorge daher nicht, daß ſeine Bilder aus der Vergangenheit im trüben Nebellichte von Prevorſt und Orla gehalten ſind; nein im Gegentheil, es ſind freundliche Rahmenſtücke, heitere Stillleben, mit Nebenzügen von Hu-

mor untermischt, alle angeschienen von der friedlichen Abendsonne des Alters. Er ergeht sich mit Vergnügen in diesen Erinnerungen, und die Müden in der Politik werden es auch.

Da erfahren wir warum er Justinus, ein so ungewöhnlicher Name, getauft ward. Sein Vater war um einen Taufnamen für das Kind verlegen; da ging er unter den Bildern seiner Vorfahren umher, und sah einen mit einem langen weißen Barte, unten so breit wie oben, der 1650 Generalsuperintendent gewesen, und nach ihm ward unser Dichter Justinus genannt. Aber sonst hat er von dem seiner Zeit berühmten Manne Nichts geerbt; denn der Generalsuperintendent sollte einmal eine Geistererscheinung in einem Pfarrhause untersuchen, und brachte heraus, daß es kein Gespenst war, sondern die lebendige Köchin des Pfarrers. „Dies zum Beweise", sagt scherzhaft unser Justinus, „daß mir der Glaube an die Existenz von Geistern nicht anererbt, und mit diesem Namen nicht angethan ist." Wir sehen an uns vorüberschreiten die markige Gestalt des alten Herzogs Karl Eugen, des Stifters der Karl-Schule, damit die alte Herrlichkeit und Bizarrerie der kleinen Autokraten, seine venetianischen Märkte in Ludwigsburg, seine Hoffeste, bei deren einem er in fünf Minuten für 50,000 Thlr. Geschenke an die anwesenden Damen austheilte. Da erscheint der vom Herzog so hart mitgenommene Dichter und Märtyrer Schubert, auch Friedrich Schiller; aber auch die riesengroßen rothen Grenadiere, und — die nach dem Cap verkauften Landeskinder und Soldaten, und Kerner hörte auch hier Schubert's Lied singen: „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark!" Und dieser selbe Herzog, Tyrann und Wohlthäter seines Landes, ein wüster Mensch und gemüthlicher Gatte, lebte noch hinein in die Zeit der Französischen Revolution, und verstand es sich mit den Gewalthabern der Französischen Republik zum Besten seines Volks ganz leidlich zu stellen! Ueber Schiller finden wir manche interessante Züge; einer der ihn betrifft ward leider im „Schiller-Album" nicht aufgenommen. Ein Schullehrer aus der Gegend von Ludwigsburg, der wenigstens ein Bekannter von Schiller's Vater gewesen, wollte als man bei Gelegenheit der Aufrichtung der Statue zu Beiträgen in das „Schiller-Album" auffoderte, auch sein Scherflein beitragen und sandte folgende Verse ein:

O großer Friedrich Schiller!
Für mich auch Poesieerfüller,
Kommst nun *gegossen* in das Land!
Herrn Vater hab' ich auch gekannt.

Leider nahm das Comité diese Verse nicht auf.

Mehrmals versichert uns der Verf., daß sein Glaube an Besessensein und Heilung durch Gebet kein Familienerbgut sei, indem er uns Beispiele von der scharfen Kritik seiner Vorfahren gegen religiöse und pietistische Schwärmereien und Gaukeleien anführt. Dagegen erfahren wir, daß mehre Mitglieder aus seiner mütterlichen Familie an Melancholie litten, und in gestörtem Seelenleben verstorben sind; doch gehörte auch Wilhelm Hauff zu dieser Familie.

Auf ein ganz anderes Feld führen uns die Bilder die er aus dem vielbewegten Leben seines ältern Bruders Georg entwirft, meist nach schriftlichen Mittheilungen von dessen Freunden. Georg Kerner hatte sich von der Akademie zu Stuttgart aus mit aller Begeisterung eines jugendlichen, nur von Freiheit und Menschenbeglückung träumenden Gemüths der Revolution in die Arme geworfen, und in Paris die ganze Zeit ihrer Schrecken durchlebt, zuerst als Jakobiner, dann als sie sich als Terroristen zeigten als ihr eifrigster Gegner. Wir sehen ihn in Berührung oder Freundschaft mit Kosciuszko, Forster, Schlabrendorf, Oelsner, Ebel, Reinhard, Adam Lux, und selbst muthig und ehrenwerth handelnd in den schrecklichsten Tagen der Schrecken. Durch Napoleon ward er aus den Träumen republikanischer Freiheit geweckt, und eine glänzende Aussicht in Frankreich aufgebend, sucht er in Schwedens Wäldern und Felsen Trost in seinen getäuschten Hoffnungen, und in seinem verlorenen Glauben an ein selbständiges freies Deutschland. Wiewol diese Blätter, von der Pietät eines Bruders dem Andenken desselben dargebracht, eigentlich aus dem Rahmen springen der für dieses Bilderbuch angepaßt ist, wird sie doch jeder Leser mit großem Interesse lesen. Immer wieder kehrt Kerner zu diesem geliebten und ausgezeichneten Bruder zurück: er folgt ihm in seinen diplomatischen Sendungen für Frankreich, in die Gefechte in welche sich seine jugendliche Begeisterung für Freiheit und Menschenbeglückung stürzt, und selbst in seine Entzückungen auf dessen Reise nach Italien. Mit einer Reihe von Gedichten auf den Geliebten und Gefeierten schließt das Bilderbuch. In der Geschichte dieses begabten Bruders mit seiner Feuerseele für Freiheit, Recht und Menschenwohl, und der diese schöne Feuerseele doch ausgehaucht für keinen andern Trost als die bittere Lehre, daß er und die Reinen mit ihm nach Unmöglichem gestrebt, scheint Justinus seine eigenen Studien gemacht zu haben, die welche ihn zu dem stillen, wehmüthigen Lächeln führten, wenn er die Kämpfe der politischen Epigonen jener Heroen um die höchsten Güter der Menschheit rings um sich her betrachten mußte, und vielleicht von ihnen gefühllos, unfähig der Erhebung für große Ideen gescholten ward. Er hatte ja diese Kämpfe schon durchgemacht, in verwandtem Blut, in der Seele des Bruders, und wußte wohin sie führten, und Das war eine reine, von der heiligsten Begeisterung durchglühte Seele, und mit welchen Schlacken des Egoismus, mit welchen mephitischen Schwefeldünsten vermischt sieht er das Metall heute um sich her glühen!

Wir überschritten unsere Aufgabe auf das interessante Buch nur aufmerksam zu machen, wollten wir auch nur andeutungsweise die Gegenstände und Personen erwähnen die darin genannt, von denen charakteristische Züge belehrende und sinnvolle Anekdoten erzählt werden. Ist es doch fast wie eine große, wohlgeordnete, sauber abgestäubte Raritäten- und Alterthumskammer, die Justinus

in seinem Hause in Weinsberg unterm Thurme sich angelegt hat. Der Schwabe wird mit besonderer Liebe sich darin umschauen, so tausendfältige curiose und liebe Erinnerungen an mehr oder minder bekannte Personen springen ihm entgegen; aber Alle sind so gezeichnet und individualisirt, daß auch der Nord- und Ostdeutsche mit Vergnügen ihre Bekanntschaft macht. Es sind naturwüchsige Menschen und Dinge, beim Decocte der Bildung. So auch der Stil, gemüthlich, kurz, prägnant; die Résumés, die Nutzanwendungen, das Raisonnement überläßt der Erzähler dem Leser sich selbst zu machen.

In einer solchen Rumpelkammer voll wunderlicher, lieblicher, abenteuerlicher Gestalten, von der Abendsonne durch die runden Fensterscheiben angeblitzt, wird doch auch etwas Unheimliches zu entdecken sein. Wenn die Sonne sinkt, und du dich noch allein im Dämmerlichte unter den Figuren befindest, wirst du es rauschen hören, ein Gesicht wird dich absonderlich anschauen. Es wäre absonderlich wenn es nicht so wäre, und zumal wenn der Sänger von Weinsberg diese Raritätenkammer gestellt hat. Da spukt es dann auch hier und da; zuerst eine lustige Gespenstergeschichte, über die Justinus selbst noch lächelt, dann lächelt er nicht mehr, sondern erzählt sie schlicht, dem Leser überlassend ob er glauben oder zweifeln will. Endlich sind wir unvermerkt ins Geisterreich geführt, auf den Boden wo Justinus fest steht. Wenn die Andern hinauslaufen oder lächeln, ihn kümmert es nicht. Unvermerkt führt er uns auf die Fährte auf der er bis zum vollen Glauben gelangte. Und in Schwaben, in seinen säcularisirten Klöstern, seinen Prälaturen und Dechaneien, müßte es ja mit dem Teufel zugehen, wenn der Teufel nicht in den verwitterten Winkeln sein Spiel triebe. Lese man nur den Spuk, die ganze Erscheinung des alten Klosters Maulbronn. Trotz des Spukes aus alter und neuer Zeit, trotz der rutschenden Tische, Stühle, Bettlaken, die zum Fenster hinausfliegen, vom Dache fallen, eine ganze Soldatenwache ins Bockshorn jagen, trotz des Herrn Prälaten, der in der alten Prälatenkutsche Nachts umfährt, wird es dir doch vielleicht dort wohnlich bedünken. Auch aus Melanchthon schildert er uns die Wirthsstube in der Dr. Faust vom Teufel geholt wurde. Die Sache hat keinen Zweifel, denn Melanchthon erzählt sie, und hat leider nur vergessen das Wirthshaus selbst zu nennen wo es geschah. Die Leute am Ort möchten die Scene gern in den nahen Thurm von Kloster Maulbronn versetzen.

Ja, es wird uns überall wohl in dem Bilderbuche, und ungern scheiden wir von ihm und dem Dichter, dem wir aus weiter Ferne einen geistigen Händedruck reichen, da die Verhältnisse verbieten, daß wir es mit unserm wirklichen Arme thun. Mit dem Auge das nicht durch die Jahre verdunkelt wird erkennt er aber wol auch aus dieser Ferne wer es ist der die Hand nach ihm ausstreckt. G.

Aeltere und neuere Zustände in Irland.

Von besonderm Interesse sind die beiden vor kurzem in Dublin erschienenen Schriften: „Sketches of Ireland sixty years ago", und „Revelations of Ireland in the past generation, by *D.-O. Owen Madden.*" Während der zwei letzten Jahrhunderte hat Irland in seinen Sitten und Gebräuchen beträchtlichere Veränderungen erlitten als vielleicht irgend ein anderes Land. Es war Cromwell der die Eroberung Irlands vollständig machte, und nach ihm machte die von Karl II. beibehaltene Organisation dieser Insel aus ihr eine Art von England abhängiger Colonie. Der protestantische Adel, dessen Raub Irland wurde, sah wohl ein, daß was durch das Schwert erworben worden nur durch das Schwert erhalten werden konnte. Daher hatte die gesammte Strafgesetzgebung zum Zweck, den Siegern den Besitz der Güter deren sie sich bemächtigt hatten zu verbürgen. Indem sie sich in der Minderzahl fühlten mitten unter einer Bevölkerung der sie durch Sprache, Religion und Abstammung fremd waren, betrachteten sie sich darin als eine Garnison in einem eroberten Lande. Die Rohheit und Ausgelassenheit der militairischen Sitten jener Zeit waren den Fortschritten der Civilisation wenig günstig. Der Handel wurde damals als eine eines Gentleman unwürdige Beschäftigung angesehen, und die höhern Classen hielten sich fern von jeder Berührung mit der Bourgeoisie. Allein das Beispiel der Führer ist für den großen Haufen immer ansteckend. Man sieht aus den eben genannten „Sketches" welchen Einfluß eine solche Ordnung der Dinge auf die Irländer ausgeübt hatte. Der Advocat mußte dem Zeugen den er in seiner Vertheidigungsrede hart behandelt hatte, der Gegenpartei die sich durch seine Worte verletzt glaubte, dem Clienten der mit der Weise wie er dessen Sache vertheidigt hatte nicht zufrieden war, die Genugthuung eines Edelmanns (of a gentleman) geben. Jeder Proceß hatte gar zu häufig ein oder mehre Duelle zur Folge, und um im Advocatenstande sich eine Bahn zu machen mußte man ebenso gut mit dem Degen wie mit der Feder umzugehen wissen. Die Erziehung welche die Jugend auf der Universität erhielt entwickelte frühzeitig diese kriegerischen Neigungen. Die Aristokratie betrachtete es als eins ihrer Vorrechte das Gesetz zu verachten, und sie fand viele Nachahmer. Das besiegte aber nicht unterworfene Irland vergeudete auf solche Weise seine Kräfte in diesem Kampf im Einzelnen gegen das Joch welches es nicht hätte versuchen können abzuschütteln ohne sogleich von England ganz erdrückt zu werden, und seine Einwohner schienen sich mit ihren Unterdrückern zu verschwören um den materiellen Wohlstand des Landes zu Grunde zu richten.

In den „Revelations" des Hrn. Owen Madden finden wir die Sitten milder, die Gebräuche weniger barbarisch. Der Aufstand von 1798, und die Begebenheiten welche ihn begleiteten, haben die störrische Sinnesart des irländischen Volks beruhigt, die letzten Spuren seiner Unabhängigkeit vertilgt. Aber seine Thatkraft, statt sich gegen ein nützliches und ernstes Ziel zu richten, scheint vielmehr erstickt worden zu sein, um der Sorglosigkeit der Knechtschaft Platz zu machen. Die Anekdoten welche der Verf. erzählt schildern auf eine ziemlich originelle Weise diese Veränderung, und sind überhaupt sehr unterhaltend. Man lernt darin den irländischen Charakter gut kennen, und den Theil welchen man ihm zuschreiben muß in den traurigen Ergebnissen, welche man zu sehr geneigt ist ganz allein auf die Fehler der Verwaltung zu werfen.

Diese beiden Werke sind bestimmt zu zeigen wie wichtig es ist die Beziehungen zwischen Irland und England mehr und mehr zu vervielfältigen, und die Bande welche sie vereinigen enger zusammenzuziehen, weil es das einzige Mittel ist eine für beide gleich vortheilhafte Verschmelzung zu bewerkstelligen. Irland wird nicht eher aus seinem Zustande der Versunkenheit und des Elends heraustreten bis es sich wohl überzeugt hat, daß es England nicht entbehren kann! G.

Misverständnisse.

In einem norddeutschen Staate wollte vor einigen Jahren ein Jude eine Christin heirathen. Die germanisch-christlichen Behörden fanden Dies gesetzwidrig und versagten die Erlaubniß zur Trauung. Der Jude geht mit seiner Braut nach England und wird dort in der anglicanischen Kirche ehelich verbunden. Kaum in die Heimat zurückgekehrt werden die jungen Eheleute vor Gericht gestellt und ihre Ehe wird für nichtig erklärt. In dem von theologischer und juristischer Gelehrsamkeit strotzenden Erkenntnisse citirt dessen Verfasser mehrfach Originalstellen aus englischen Gesetzbüchern und kommt unter Anderm auch auf das vierte Statut Georg's III., Cap. 76, in welchem angeordnet ist, daß die Brautleute dem Kirchenbeamten angeben sollen „their true christian names and surnames". Nun sagt der Richter in dem Erkenntnisse: „Also ihre christlichen Namen und Vornamen sollen die zu verheirathenden Personen nach den Grundsätzen der englischen Hochkirche vor dem Aufgebote dem Geistlichen anzeigen; daraus folgt aber, daß sie den christlichen Vornamen in der Taufe erhalten haben, mithin daß sie selbst Christen sein müssen, und daß nur Christen folglich in jener Kirche eine Ehe vollziehen dürfen." Dies Raisonnement hat ein Loch; denn christian name heißt nicht christlicher Name, sondern Vorname, und kann ebenso wol in Bezug auf Heiden, Mohammedaner und Juden, wie auf Christen gebraucht werden. Ein anderes Misverständniß des gelehrten Juristen. Er erwähnt eine weitere Stelle aus Blackstone: „One of the parties shall personally swear that there is no impediment", und übersetzt Dies: „Einer der Interessenten soll persönlich schwören, daß dort kein Hinderniß obwaltet." Dieses dort bezieht unser Richter auf England und erhebt dann einen Gegensatz, indem er von den Hindernissen spricht die in der Heimat stattfinden. There is heißt aber nichts Anderes als: es ist vorhanden, sowie das französische il y a. Dies sind nur kleine Irrthümer, die aber von Bedeutung werden, wenn sie in den Entscheidungsgründen eines wichtigen Processes vorkommen. 47.

Bibliographie.

Bava, Der Kampf Italiens gegen Oesterreich im J. 1848. Bericht über die Operationen dieses Feldzuges. Aus dem Italienischen übersetzt mit Beifügung vieler wichtiger Documente und eigener Bemerkungen von einem k. k. österreichischen Militär. Wien, Schmidt u. Leo. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Bibliothek der Zauber-, Geheimniß- und Offenbarungs-Bücher und der Wunder-Hausschatz-Literatur aller Nationen in allen ihren Raritäten und Kuriositäten. Zur Geschichte der Kultur hauptsächlich des Mittelalters, herausgegeben von J. Scheible. 1ste bis 5te Abtheilung. — A. u. d. T.: Dr. Johannes Faust's Magia naturalis et innaturalis, oder dreifacher Höllenzwang, letztes Testament und Siegelkunst. Nach einer kostbar ausgestatteten Handschrift in der Herzogl. Bibliothek zu Koburg vollständig und wortgetreu herausgegeben in fünf Abtheilungen, mit einer Menge illuminirter Abbildungen auf 146 Tafeln. Stuttgart, Scheible. 8. à 22 Ngr.

Chownitz, J., Geschichte der ungarischen Revolution in den J. 1848 und 1849, mit Rückblicken auf die Bewegung in den österreichischen Erbländern. In zwei Bänden. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. 9 Ngr.

Dreves, L., Gedichte. Herausgegeben von J. Freih. v. Eichendorff. Berlin, A. Duncker. 16. 2 Thlr.

Ebert, A., Quellenforschungen aus der Geschichte Spaniens. Kassel, Appel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Forgatsch, L. Freih. v., Die schiffbare Donau von Ulm bis an das Schwarze Meer. Wien, Beck. Lex.-8. 8 Ngr.

Gottwald, E., Kosmopolitische Gedichte. Dresden 1848. 8. 1 Thlr.

Greverus, J. P. E., Zur Würdigung, Erklärung und Kritik der Idyllen Theokrit's nebst einigen ausführlichern Abhandlungen über das Leben Theokrit's und die Authentie seiner Werke, über das griechische Idyll, über das alte und neue Syrakus, über die Knabenliebe der Alten u. A. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Oldenburg, Schmidt. 1850. Gr. 8. 24 Ngr.

Hengstenberg, E. W., Die Offenbarung des heiligen Johannes für solche die in der Schrift forschen erläutert. 1ster Band. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hofmann, R., Die Wiederkunft Christi und das Zeichen des Menschensohns am Himmel. Von der Commission der v. Ammon'schen Stiftung gekrönte Preisschrift. Leipzig, Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Horn, E., Aphorismen. Eine Denkschrift von G. Hauck. Leipzig, Arnold. 16. 10 Ngr.

Kohlbrügge, H. F., Acht Predigten über Evangelium Johannis, Kap. 3. V. 1—21. nebst einer Schluß-Predigt über Römer 8. V. 32. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Platon's Apologie des Sokrates übersetzt und erläutert zunächst für gebildete Leser von F. A. Nüsslin. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Mannheim, Löffler. 1848. Gr. 8. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Adler, C., Midas-Rötscher von Berlin und Dr. Wollheim, der Zoilo-Thersites von Hamburg beleuchtet. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Aktenstücke betreffend das Bündniß vom 26. Mai und die Deutsche Verfassungs-Angelegenheit. 1ster Band. Berlin, Decker. 8. 18 Ngr.

Eine Denkschrift über das eidgenössische Kriegswesen. Den hohen Bundesbehörden zur Berücksichtigung eingereicht, von einem Offizier des eidgenössischen Generalstabes. Chur, Hitz. 8. 3 Ngr.

Denkschrift zur Würdigung der stenographischen Aufnahme der Kammerverhandlungen. Herausgegeben von dem Gabelsberger'schen Stenographen-Verein zu Berlin. Berlin, Amelang. Gr. 4. 6 Ngr.

Die schädlichen Folgen der Gewerbefreiheit und der Ablösung, oder Aufhebung der Realrechte. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 16. 2 Ngr.

Die preußische Gesetzgebung und die Nationalversammlung von 1848. Zur Kritik und Charakteristik der berathenen Gesetze. Wetzlar, Rathgeber. Gr. 8. 12 Ngr.

Henrici, G., Die Buchdruckerkunst nach ihrem Einfluß auf Wissenschaft, Religion, Gesittung und bürgerlichen Verkehr. Eine Rede. 3te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mephistopheles als Volksmann und Privatlehrer der Bühlologie und Michelhetzerei. In anarchischen Knittelversen. Als Nachtrag zu Göthe's Faust. Karlsruhe, Bielefeld. 8. 4 Ngr.

Oetl, J. E., Der heilige Leopold und die Katholiken unserer Zeit. Gelegenheitsrede gehalten bei der III. General-versammlung des Katholiken-Vereines in Linz, am 15. Nov. 1848. Linz, Ebenhöch. 8. 1½ Ngr.

Raymann, B., Bemerkungen über einige Uebelstände der Erziehung auf den höhern Lehranstalten Preußens, geschöpft aus einer 33jährigen Erfahrung, nebst Winken diesen Uebelständen durch eine zeitgemäße Umgestaltung der Gymnasien abzuhelfen. Marienwerder, Baumann. Gr. 8. 3 Ngr.

Rede über Katholiken-Vereine und die Klosterfrage. Gehalten bei der II. General-Versammlung des Katholiken-Vereines in Linz, am 26. Oct. 1848. Von A. G. v. M. Linz, Ebenhöch. 8. 1½ Ngr.

Vischer, F., Das Bürgerwehr-Institut oder: Ist der Jammer noch länger zum Ansehen? Eine bitterliche Klage und dringliche Bitte an das Wirtembergische Ministerium. Stuttgart, Göpel. Br. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 295. — 10. December 1849.

Sociale und nationalökonomische Fragen.*)

Die Wortführer der mildern Fractionen des Socialismus sind häufig in dem Wahne befangen, daß sie mit ihren mannichfachen, auf das Wohl der zahlreichen ärmern Volksclassen berechneten, theils guten, theils unhaltbaren Vorschlägen gewissermaßen ein neues Evangelium verkündeten, daß das Alles ganz nagelneue Erfindungen von ihnen und ihrer Schule seien, welche ohne sie nicht in die Welt gekommen wären. Wenn sie sich einigermaßen in der Literatur besonders Frankreichs, Englands und Deutschlands umgesehen, dann aber auch sich um die praktischen Einrichtungen und Versuche in einzelnen Ländern, Bezirken, Städten und Ortschaften bekümmert hätten, so würden sie finden, daß sie schwerlich auch nur eine einzige Maßregel, einen einzigen Vorschlag vorgebracht haben der nicht in der schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts überaus zahlreichen Literatur des Armenwesens längst zum Vorschein gekommen und für und wider besprochen, oder mit dem nicht da oder dort einmal ein praktischer Versuch gemacht worden wäre. In Frankreich war es in einer Zeit, wo die communistisch-socialistischen Theorien sich noch gar nicht vorwagten, noch gar keinen Umschwung erlangt oder Aufsehen erregt hatten, zunächst eine reactionnaire Schule welche im Interesse der Armen, aber eigentlich deshalb gegen die neuere nationalökonomische Gesetzgebung in die Schranken trat, weil sie ihr zu unkirchlich und zu demokratisch war. So de Morogues, der in seinen „Recherches des causes de la richesse et de la misère des peuples civilisés" (Paris 1823) sehr wichtige Beiträge zur Statistik des Pauperismus gab, übrigens aber für Hauptursachen der Zunahme desselben die Fabriken, die ländliche Großwirthschaft, die zur Industriespeculation geworden sei, und die falsche Aufklärung wie die sittliche Zuchtlosigkeit ansah. Aus seinen Zahlen schien sich unbestreitbar zu ergeben, daß mit der Vermehrung und Erweiterung des Fabrikwesens Armuth und Verwilderung der niedern Volksclassen sich vergrößert hatten. (Die Gegner konnten ihn aber freilich an das post hoc non propter hoc erinnern.) Er schlug als Gegenmittel zunächst hauptsächlich eine Umkehr zur Basirung des Nationalwohlstandes auf Landbau und Handwerke vor: Ackerbaucolonien im Innern des Landes, Schutzzölle, nicht zu Gunsten der Fabrikanten, sondern zu Gunsten des Landbaus, schützende Privilegien der Handwerker gegen die Fabriken, von staats- und gemeindewegen geleitete Beschäftigung der durch die Einführung von Maschinen brotlos gewordenen Arbeiter, und verlangte von den Reichen einen Luxus der im Wege des Rechts und der Freiheit eine Vertheilung der Glücksgüter befördere. De Villeneuve-Bargemont sieht in seiner „Économie politique chrétienne" (Paris 1819, 3 Thle.) geradezu den Grund des Uebels im Protestantismus, den er freilich nicht kennt und vielfach mit Materialismus verwechselt. Allerdings bringt auch er aus seiner reichen Statistik des Armenthums die Beweise bei, daß die rascheste Zunahme des Pauperismus sich in protestantischen Ländern gezeigt habe, übersieht aber freilich, daß diese protestantischen Länder auch vorzugsweise Industrieländer waren. Auch er suchte hauptsächlich in innern Ackerbaucolonien eine nächste Hülfe, während er die durchgreifende und nachhaltige erst von einer auf religiösem Grunde verbesserten Armenpflege erwartete: eine Idee in der er sich mit dem deutschen Theosophen Baader begegnete. Was jene Schriftsteller auf katholischer Basis behaupteten, dafür wirkte auf orthodox-protestantischer Basis Dubois-

*) 1. Die neue Phönixperiode der Staatswissenschaft. Von Heinrich Escher. Zürich, Schultheß. 1849. Gr. 8. 11 Ngr.
2. Beiträge zur Besprechung über das Wohl der ärmern Volksclassen. Die jetzige Bewegung gegenüber dem historischen Recht. Zwei Abhandlungen. (Von R. Schöller.) Aachen, Schulz. 1849. 8. 6 Ngr.
3. Die deutsche Auswanderung als Nationalsache, insbesondere die Auswanderung des Proletariats. Eine Denkschrift an die hohe Reichsversammlung. Von Friedrich Hundeshagen. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.
4. Ueber Association im Gewerbewesen, namentlich Industriehallen und gemeinsame Werkstätten. Von F. Dael. Heidelberg, C. F. Winter. 1849. 8. 5 Ngr.
5. Das deutsche Recht der Schutz der Arbeit. Von Julius Weiske. Leipzig, Hinrichs. 1849. 8. 7½ Ngr.
6. Das Eigenthum von Albrecht Tebeldi. Stuttgart, Hallberger. 1849. Gr. 8. 18 Ngr.
7. Allgemeine progressive Grund- und Einkommensteuer, gleiches Maß und Gewicht für Deutschland, von L. von Groß. Jena, Frommann. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
8. Vorschläge zur allgemeinen deutschen Maß-, Gewichts- und Münzregulirung. Von G. Karsten. Berlin, Decker. 1849. Lex.-8. 5 Ngr.
9. Die deutsche Marineverwaltung unter Herrn Duckwitz aus Bremen. Hamburg, Kittler. 1849. Gr. 8. 9 Ngr.

Reymond, ein in Berlin angesiedelter Neuenburger, welcher, ganz unabhängig von den socialistisch-communistischen Lehren und bei entschiedener Hinneigung zu politischem Absolutismus und kirchlicher Strenge, doch in dem Eigenthumsrechte Schatten fand, denen, sowie der unbeschränkten Freiheit im Güterverkehr, dem Centralisationssystem, der Desorganisation der Massen und der allgemeinen Concurrenz er die Uebel zuschrieb, und eine vielfache, jedoch nicht centralisirte Bevormundung von Seiten des Staats, Beschränkung der Gewerbs- und der Handelsfreiheit, Herstellung des Corporationswesens und eifrige Sorge für die geistige, sittliche und religiöse Bildung des Volks als Gegenmittel vorschlug. Den einzigen wahrhaft ausführbaren Plan, welcher auf dem Grunde der Association einer großen Anzahl von Proletariern ein in jeder Beziehung besseres Dasein in Aussicht gestellt hätte, hat der Prof. Huber, bekanntlich ein Mitglied der Gerlach'schen Partei, vorgelegt. Auch in England finden wir unter strengen Tories eine besondere Fraction die sich die Fürsorge für das Wohl der ärmern, untern Volksclassen zur besondern Aufgabe macht. Abgesehen aber von diesen Richtungen, bei denen, ohne daß wir die christlich-menschenfreundliche Gesinnung ihrer Träger irgend in Zweifel ziehen wollen, doch auch sichtlich politische und kirchliche Tendenzen oder Meinungen mitgewirkt haben, möchten wir wol fragen, ob die ganze sich so nennende socialistische Schule einen Mann hervorgebracht hat der ein ganzes Leben voll Opfer und Anstrengungen, voll Muth, Geduld und Ausdauer dem Wohle der leidenden Menschheit in solcher Weise gewidmet hätte wie auf den Grund reiner Menschenliebe und gemeinnützigen Eifers der edle Howard, — einen so praktischen Förderer der Armenpflege wie, um unter Vielen nur Einen zu nennen, v. Voght in Hamburg, — einen an wahrhaft nützlichen und wohlthätigen Vorschlägen so reichhaltigen und unermüdeten Schriftsteller wie Degerando, — eine Stiftung wie z. B. die des Rauhen Hauses? Welche zahlreiche Literatur des Pauperismus konnte, von der communistisch-socialistischen Schule ganz abgesehen, Prof. Bülau schon 1838 in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" zusammenstellen, und wie bedeutend hat er sie 1846 bei neuer Bearbeitung dieses Aufsatzes in seinen „Zeitfragen" erweitern können! Welches reiche Material enthalten nicht namentlich die zahlreichen Schriften die besonders in den J. 1838—40 auf Anlaß der von der erfurter Akademie gestellten Preisaufgabe: „Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland begründet? welche Ursachen hat das Uebel? und welche Mittel bieten sich zur Abhülfe dar?" erschienen! Auch auf die Idee der Association, der Genossenschaft ist, ganz unabhängig von den socialistisch-communistischen Schulen und in einer mit den Grundzügen des heutigen Volks- und Staatslebens völlig verträglichen Weise, schon längst besonders von deutschen Forschern hingewiesen worden. Die eigentlichen Communisten wollen in dem vollen und freien Eigenthumsrechte der Gesellschaft eine ihrer wichtigsten rechtlichen Grundlagen, ihrem wirthschaftlichen Leben die wichtigste Basis nehmen. Sie haben für den damit wegfallenden wirksamsten Antrieb zu Fleiß, Umsicht und Sparsamkeit noch keinen Ersatz bieten können, außer mit den verschollenen St.-Simonisten hierarchischen Zwang, mit Fourier phantastische Spielereien, mit Louis Blanc bureaukratische Staatsbevormundung, mit Proudhon einen mysteriösen Bankschwindel. Die mildern Socialisten haben höchstens das zweifelhafte Verdienst alten Ideen einen neuen Aufputz verliehen, das einfach Praktische mit pomphaften Phrasen umhüllt und es in einen gewissen Zusammenhang mit den politischen Tendenzen der Gegenwart gesetzt zu haben. Dagegen trifft sie der Vorwurf, daß sie auch hierin den extremen Fractionen der politischen Linken verwandt sich durch schillernde, unbestimmte Hindeutungen immer neue Brücken zu den weitergreifenden Tendenzen offen zu halten wissen, und daß sie mit ihren übertreibenden Kraftphrasen Ansprüche und Hoffnungen erwecken deren Befriedigung hienieden unmöglich ist, und die nur zu oft gegen ein redliches Streben nach dem Erreichbaren und gegen ein dankbares Befriedigtsein damit abstumpfen.

Unter den Schriften die uns zu diesen Betrachtungen Anlaß geben gehört keine der eigentlich socialistischen Schule an; in den meisten aber spricht sich das wärmste Mitgefühl mit den Leiden zahlreicher Volksclassen in zum Theil sehr ergreifender Weise, und die feste Ueberzeugung von der hohen Bedeutung der hier der Gesellschaft gebotenen Aufgabe aus. Der Verf. der unter Nr. 2 aufgeführten „Beiträge" führt mit Recht das sehr kräftige und einschneidende Wort des Engländers Mill an, bekanntlich eines Nationalökonomen der Smith'schen Schule, also gleichfalls keines Socialisten:

Wenn die große Masse der Menschen immer bleiben sollte was sie gegenwärtig sind: Sklaven einer Arbeit an der sie kein Interesse haben, und deshalb kein Interesse fühlen; vom frühen Morgen bis spät in die Nacht sich um die bloße Nothdurft plackend, und mit all den geistigen und sittlichen Mitteln die Das in sich faßt; ohne Hülfsquellen in Geist und Gemüth; unwissend, denn sie können nicht besser unterrichtet als genährt sein; selbstsüchtig, denn sie brauchen alle ihre Gedanken für sich selbst; ohne die Interessen und Empfindungen des Bürgers und Gesellschaftsgliedes, und mit einem nagenden Gefühle der Ungerechtigkeit in der Seele ebenso über Das was sie nicht haben, wie über Das was Andere haben: — so weiß ich nicht was einen vernünftigen Menschen bewegen könnte sich um die Bestimmung des menschlichen Geschlechts zu bekümmern.

In der That, diese einfachen Worte scheinen uns das Alles in sich zu fassen und nachdrücklicher ans Herz zu legen was Tebeldi (Nr. 6) in allerdings drastischer Weise auf den ersten Seiten seiner Schrift vorträgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnarrhahnski. Von Georg Weerth. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1849. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mußte mir dieses Buch am 18. Sept., am Jahrstage der gemeuchelmordeten Auerswald und Lichnowski, in die Hände gerathen! Daß ich es noch einmal durchlesen sollte fodern Sie

nicht. Ich hatte die Anfänge dieser humoristischen Biographie seiner Zeit im Feuilleton der „Neuen Rheinischen Zeitung" durchblättert, ich leugne nicht, Einiges mit nicht unterdrücktem Lächeln, wie denn der persönliche Scandal diese Wirkung auf unsere Natur selten verfehlt. Der Held desselben war nie mein Lieblingsheld gewesen, und als ein bedeutender Künstler lange vor dem Vereinigten Landtage mir von seinen genialen Eigenschaften sprach, und in ihm einen künftigen Mirabeau erwartete, mußte ich auch lächeln; und nicht sowol um deswillen weil zu jener Zeit noch durchaus kein Boden in Preußen und Deutschland war um einen Mirabeau aufzuziehen, als weil ich in Dem was ich persönlich von ihm wußte wol dessen dunkle, aber nicht seine lichten Seiten erblickte. Er hatte viel gesündigt in seiner Jugend, sogar über die Sünden hinaus welche die vergangene Zeit den nebeln Passionen eines Cavaliers zugute hält. Daß er in Spanien ein General des Don Carlos gewesen, und von Vielen die unter ihm und mit ihm gedient seiner Ritterlichkeit wegen belobt ward, ließ uns noch nicht mehr in ihm erblicken als einen begabten Abenteuerer. Daß er nur für die Legitimität zu Felde zog, wollte jener Künstler nicht als ein Essentiale und Naturale gelten lassen; er sagte richtig voraus, daß die Umstände und die Begeisterung einen Ritter von seinem Temperament auf eine ganz andere Bahn fortreißen könnten. Fürst Lichnowski hat es auf dem Vereinigten Landtage bewiesen. Es war keine Rolle die er spielte, es war ein ernstes edleres Feuer in ihm erwacht. Wir haben darüber bestimmte Zeugnisse. Die Rede welche Friedrich Wilhelm IV. im Weißen Saal zur Eröffnung des Landtags hielt, und die so viele Hoffnungen zerstörte, so tiefe Blicke in die fast gänzliche Verkennung gewährte welche in den höchsten Regionen über die wahre Stimmung des Landes bis da geherrscht, und so manchen bösen Funken zündete, zündete auch in Lichnowski ein Feuer das nicht wieder erlosch. Gegen eine bekannte hohe Freundin, mit der er von der feierlichen Sitzung zurückfuhr, äußerte er es noch im Wagen. Seine Thätigkeit seitdem auf dem Vereinigten Landtage ist bekannt. Sie war nicht frei von der Eitelkeit die sein Auftreten überall begleitete; doch konnte ihm Niemand den Vorwurf machen, daß er nur um zu glänzen den freisinnigen Redner spielte. Er hatte sich der Sache der er diente mit ganzer Seele ergeben; daß er dabei von seiner Natur und seinen Angewöhnungen nicht ließ ist eine Sache für sich. In gewissen erwählten Cliquen des Junkerthums ward einstmals sogar die Frage gestellt: ob man mit einem Charakter der so politisch aufgetreten mit Ehren ferner umgehen könne? In Bezug auf seine frühern Aventuren hatte man die Frage nicht gestellt. Der Fürst gab nur deshalb seinen Fürsten nicht auf, daß er für constitutionnelle Rechte und Freiheit, wie in Spanien für die Legitimität, in die Schranken trat. Wir sind von Dem nicht unterrichtet wie die Märzrevolution unmittelbar auf ihn eingewirkt hat. Es spricht aber für ihn, daß er als ihre Wogen Alles zu verschlingen drohten sich nicht grollend in einen gefeiten Winkel zurückzog, sondern er der Fürst als Volksvertreter sich nach Frankfurt wählen ließ. Es zeigt wenigstens dafür, daß nicht die Idee der Standesvorrechte, sondern der Volksfreiheit in ihm die Oberhand gewonnen. Wie er hier vertrat ist bekannt. Sein Talent, seinen Muth werden auch seine Gegner nicht in Abrede stellen. Er war kein Feldherr der eine sittlich große Idee durchführen konnte: dazu fehlte ihm die Würde, welche ein wohlvollbrachter fleckenloser Lebenslauf gewährt. Hier zum ersten mal konnte man ihn mit Mirabeau vergleichen, den auch die Flecken hinter ihm schmerzlich hinderten. Aber er war ein glücklicher, siegreicher Parteigänger, immer frisch, immer auf der Stelle; ein furchtbarer Gegner des excentrischen Radicalismus, den er mit den eigenen Waffen desselben und mit beißendem Witz bekämpfte. Für das doctrinaire Heer, dem er sich anschloß, war er von unschätzbarer Wichtigkeit, da Keiner hier so leicht gerüstet wie er zustand mit den Parteigängern des Feindes anzubinden. Mehrmals verdankt die Partei ihm, wenn nicht Siege, doch die Rettung von Schlachten die durch ungeschickt angebrachte Geschütze schon verloren schienen. Dabei kann ihm Niemand den Vorwurf machen, daß er nach rückwärts gesteuert; er erkannte die Mächtigkeit des Stroms, und suchte ihn nur in geordnete Bahnen zu lenken. Noch weniger trifft ihn der Vorwurf der Heuchelei. Es konnte kein Mann offener seine Meinung sagen.

Dies, seine Art die er nicht verleugnen konnte, war sein Verderben. Es ist schon oft ausgesprochen worden, daß die Galerie der Paulskirche seine eigentlichen Mörder gewesen. Mit unbarmherzigem Uebermuthe warf er seine trotzigen Witzgeschosse auf sie und ihre Lieblinge. Sie fühlten die Wirkungen, sie erkannten seine Bedeutung, und brauchten alle Mittel einen so gefährlichen Gegner niederzuwerfen. Leider bot nicht allein sein früheres Betragen reichen Stoff, auch seine Erscheinung war und blieb herausfodernd. Schreiber Dieses hat Dies selbst empfunden. Eine lange Rheinfahrt brachte ihn mit dem Manne zusammen dessen kühner Thätigkeit er gern alle Ehre gezollt, aber es lag Etwas in Lichnowski's Wesen das wen er nicht fesselte zurückstieß. Ihm mochte die Offenheit mit der er Alles was er zum Plebejen rechnete über die Achseln ansah als Tugend gelten. Liebe und Zuneigung konnte sich dies Wesen nicht erwerben. Mir war wohl als das Schiff in Köln landete, und ich aus dem Bereich seiner stechenden Witze war; aber es that mir wehe, daß Dies der letzte Eindruck gewesen den ich von dem Manne empfing dessen gräßliches Ende wenige Monate darauf die civilisirte Welt mit Entsetzen erfüllte.

Wenn er gelebt, zu welcher Bedeutung er gelangt wäre, wer kann Das sagen; wer, ob der gute oder böse Genius über ihn gesiegt hätte. Aber daran dürfen wir erinnern, daß die größten englischen Staatsmänner in der Regel eine Jugend geführt welche der des schlesischen Fürsten nicht unähnlich war. Aus welchem Schlamm und welcher Nichtigkeit mußte Charles Fox sich erheben! Aber als der Funke der Vaterlandsliebe, der Freiheit in ihm gezündet, verschwand das Wüste hinter ihm wie ein Traum, und unblasirt, in elastischer Genialität erhob er sich zu der Höhe welche sein Andenken unter den ersten Lichtern europäischer Staatsmänner auf immer bewahren wird.

Wenn Fürst Lichnowski für Freiheit und Volkswohl sich begeisterte, so verstehen wir allerdings darunter nicht das Volkswohl mit dem die neuen Volksbeglücker coquettiren, und dem sie in der Bierstube oder auch beim Champagner eine Thräne der Rührung und tausend Phrasen widmen. Diese Krokodilsthränen der Säffel und Schoppenstecher über Armuth und Elend des armen Volks sind allerdings keine so neue Erscheinung als man glaubt. Wenn Lichnowski coquettirte war es in anderer Art. Welche die schlimmere ist lasse ich dahingestellt. Mir gilt die freilich die bessere welche nicht täuschen kann und will, welche das Odium nur auf sich selbst lenkt weil sie lächerlich ist, während die andere in Tausenden und Millionen Hoffnungen erregt um sie zu ihrem bittern Verderben zu täuschen.

Ueber die Schrift die uns zu dieser Betrachtung veranlaßte ist kaum ein Wort nöthig. Was auf Mist wächst wird auf Mist vergehen. Als satirischer Parteiangriff, so lange Lichnowski lebte, mochte sie im Kriegsrecht der Parteien ihre Berechtigung finden. Es gilt den gefährlichen Mann in den Augen des Volks todtzumachen. Nachdem er durch Kannibalenarme zerfleischt und todtgemacht war, noch über seinem Grabe die Biographie fortsetzen zu können, noch Tag für Tag sie dem Publicum als Aetzung vorzuwerfen, überschreitet so die Begriffe und das Maß des Sittlichen in aller Welt, daß wir kein Urtheil, kein Gleichniß dafür haben. Und doch, nach der Bluthochzeit gingen Damen vom Hofe der Königin, und untersuchten die Leichen zweier gemordeten Edelleute um sich zu vergewissern, ob deren Frauen recht gesagt als sie ihre Kinderlosigkeit damit entschuldigt daß ihre Männer impotent wären. Die

edeln Damen freuten sich sehr nach der Besichtigung bei Laternenschein, daß sie ihre Rivalinnen bei nächster Soirée mit anmuthigem Spott aufziehen konnten. Also in Frankreich fände sich ein Maß für den Kannibalismus. Nein, auch in Deutschland! Wir vergaßen die Volksversammlung in der Nähe von Köln, wo einige Tausend gejauchzt haben sollen als man ihnen die Geschichte von der Abschlachtung des Hrn. v. Auerswald und des Fürsten Lichnowski vortrug.

Jetzt druckt man das Leben und die Thaten des Ritters Schnapphahnski besonders ab, und verkauft sie im Buchhandel.

Es war albern, daß man den Verf. deshalb vor Gericht zog. Uns ist es ganz recht daß er freigesprochen ward. Ueber so Etwas richtet kein Gericht, vielleicht auch nicht die Gegenwart. Wenn aber die Zukunft nicht darüber richtet, so müßten wir überhaupt an einer Zukunft unsers deutschen Vaterlandes zweifeln. G.

Lesefrüchte.

Künstler-Lobhudeleien.

Eine Broschüre über die weltbekannte Gräfin Rossi („A memoir of the countess de Rossi", London 1849) veranlaßt das „Athenaeum" zu einem Scherze über die Lobhudeleien welchen Bühnenkünstlerinnen ausgesetzt sind. „Ein eigenes Schicksal", heißt es, „scheint über den Damen zu walten welche in Herrn Lumley's Theater (der italienischen Oper in London) die Rolle der «Sterne» spielen. Seien sie so bescheiden wie «das Veilchen das im Verborgenen blüht» (the violet 'neath a mossy stone), jetzt eine classische Sprachblume, oder stolz wie eine Kaiserkrone, ihre Einfachheit wie ihr Hochmuth werden gleichmäßig erforscht, zu Tode gehetzt und durch den gemeinsten Pinsel versinnlicht, ihr Lächeln und ihre Biegungen von einem «Gewürfelten» der Presse aufgezeichnet und ihre Eigenheiten mit einem Erstaunen biographirt als habe der Balaam ihr Biograph an nichts Anderes gedacht als an ihre ihm vertraute «Indiscretion». Während Fräulein Lind auf der Höhe ihres Ruhmes stand, begrüßte ein «ernster Kritiker» in ihr den Engel der gekommen sei die Verderbtheit der Bühne zu entsündigen. Nun Madame Sonntag im Aufsteigen ist, will man uns glauben machen ein «Stern» sei so viel wie Nichts, dafern nicht «ein Hosenband» daran hänge. Dies dürfte ein harter Schlag für unsere Oper sein, sintemal es kaum zu hoffen, daß um die Ambassadrice oder Großgarderobiere zu halten, sie gemeinhin im Stande sein wird zu Contraltotiefen hinabzusteigen, oder daß es Herrn Lumley's diplomatischem Geschick oft gelingen dürfte einen Ex-Premier als Tenor oder einen Generalissimo mit sechzehn Ahnen als basso profondo zu gewinnen. Sind solche aristokratische Tage im Anzuge, so sehen wir sie wenigstens noch nicht. Lord John, fürchten wir, hat zur Zeit keinen präsentabeln Triller ermöglicht, und mögen auch die Noten des «Herzogs» nie falsch sein, so fehlt ihnen doch Etwas von der erfoderlichen Bühnengeschmeidigkeit. Inzwischen können wir nur bedauern, daß die Gräfin Rossi — eine stille Dame die um des lieben Geldes willen ruhig zu ihrem frühern Gewerbe zurückkehrt — durch den Sirup ekelhafter Schmeichelei so unbarmherzig hin und her gezerrt wird als wäre sie ein Streichriemen oder ein Waschmittel, oder irgend ein wohlfeiles fix-und-fertiges Kleidungsstück."

Vollständiges über Californien und Oregon.

Es findet sich in: „Western America, including California and Oregon, with maps of those regions and of the „Sacramento valley", by *Charles Wilkes*" (Philadelphia und London 1849) und in: „Notes of travel in California; from the official reports of Colonel *Fremont* and Major *Emory*" (Neuyork und London 1849). Das „Athenaeum" nennt den Inhalt beider Werke das Beste was über das westliche Amerika erschienen sei. „Wilkes, Verf. des erstern", heißt es, „ist Derselbe welcher durch sein voluminöses und wichtiges Werk über die von ihm in den J. 1838—43 befehligte Entdeckungsexpedition nach der nordwestlichen Küste sich literarisch bekannt gemacht. Weil Oregon und Californien damals nicht amerikanisches Gebiet waren, ließ er von seinen gesammelten Thatsachen und Beobachtungen Alles aus was ein untergeordnetes nationales Interesse hatte. Wie gewöhnlich, hat die Zeit Wunder gethan. Länder die noch vor wenigen Jahren kaum beachtet wurden sind jetzt nicht allein mit der Union verbunden, sondern auch Hauptpunkt ihrer Anziehungskraft. Das hat Wilkes bewogen seinen Bericht über beide Länder umzuarbeiten, in den Urtext Alles einzuschalten was die Expedition zu seiner Kenntniß gebracht, und er in keiner andern Weise noch veröffentlicht. Das Resultat ist ein ernstes, wissenschaftliches Werk, zwar ohne die malerischen Einzelheiten und romantischen Abenteuer welche der Leser in den Schilderungen des Waldlebens erwartet, aber vom höchsten Werthe für den Auswanderer und den Staatsmann. Das zweite obengenannter Bücher ist ein Abdruck mehrer amtlichen Berichte über die Provinz Californien, namentlich von Oberst Fremont's «Geographical memoir», Major Emory's «Narrative of a military tour», und Oberst Fremont's «Narrative of the exploring expeditions to the rocky mountains in the year 1842 and to Oregon and California in the years 1843—44.» Da die Berichte officiell sind, genügt anzumerken, daß das Buch ein wohlfeiles handlicher Abdruck ist."

Die erste Leihbibliothek in London.

Diese datirt von 1740 und wurde von einem auf dem Strande wohnenden Buchhändler Namens Bathoe errichtet. Wenige Jahre früher war Allan Ramsay in Edinburg mit gutem Beispiele vorangegangen. Neben den schon seit längerer Zeit in Schottland üblichen „Wanderbibliotheken („Itinerating libraries") gibt es jetzt auch Küchenbibliotheken („Kitchen libraries"), und sollten letztere von schlechter Wirkung auf die Zubereitung der Speisen sein, so fördern sie dagegen vielleicht eine zweite Hannah More und einen zweiten Dodsley zu Tage, in Jener eine Dichterin, in Diesem einen Nachfolger des aus der Bedientenstube gekommenen, berühmten Verlegers von Dichterwerken. L.

Literarische Anzeige.

Neu erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Spiel und Liebe.

Eine Novelle

von

Heinrich Koenig.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Von dem beliebten Verfasser erschienen bereits in demselben Verlage:

Die Clubisten in Mainz. Roman. Drei Theile. 8. 1843. — **Die hohe Braut.** Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 1844. — **William's Dichten und Trachten.** Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1834. — **Die Bußfahrt.** Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. 1836. — **Die Waldenser.** Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. — **Regina.** Eine Herzensgeschichte. 8. 1842. — **Veronika.** Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 8. 1844.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 296. — 11. December 1849.

Sociale und nationalökonomische Fragen.

(Fortsetzung aus Nr. 295.)

Auch Escher (Nr. 1), dessen Schrift mit Geist und Wärme in blühender Sprache geschrieben ist, geht von dem innigen Zusammenhange der wirthschaftlichen Zustände der Völker mit ihren politischen und moralischen Zuständen aus. Er betrachtet die Stürme der Gegenwart nur als die Anfänge eines großen Verjüngungsprocesses. Jetzt sei Alles (?) gefallen und als kraftlos erwiesen, worin die zeitherige Gesellschaft in ihren verschiedensten Parteien das Heil gesucht. Er fragt in seinem Vorworte:

Wo sind nun die Theorien vom christlich-germanischen Staate? Was steht fest vom sogenannten geschichtlichen Rechte? Welchen Werth behalten die vielen gelehrten Bände die von demselben handeln? Wer wird künftig einen Theil seines Lebens dem Studium desselben widmen? Wie steht es um das Ansehen der französisch-deutschen Doctrin vom constitutionnellen Staate und um das Zweikammersystem von B. Constant, Lanjuinais, Royer-Collard bis zu Welcker, Krug und Pölitz? Wer wird noch von Legitimität, Loyalität träumen oder auf die angestammte Treue der Völker Systeme bauen, Reformen, Concessionen als Mittel bezeichnen Revolutionen, ungemessene Forderungen zu verhüten, nach Demjenigen was Pius IX. und dem König von Preußen widerfahren ist, und da überall Versammlungen über die künftigen Staatsordnungen zu Rathe sitzen, welche dem Boden der Revolution entsprossen, auf revolutionnaire Weise fortschreiten? Ist Dieses nicht der Beweis, daß Legitimität, ungeheuchelte Achtung vor Legalität, Mannestreue längst aus den Gemüthern der Völker entschwunden waren, und daher nicht mehr in Harmonie mit der gegenwärtigen Weltlage sind? Wem die Schuld? Keinem oder Allen, oder vielmehr der Natur der Dinge, der Naturnothwendigkeit, welche alle lebendigen Formen von vornherein dem Tode, dem auflösenden Alter geweiht hat, welche nichts Beharrliches im Strome der äußern Erscheinungen duldet? Aber sind etwa die Theorien des „Contrat social", des Individualismus, der allgemeinen Stimmberechtigung stehen geblieben im Ateme und an die Stelle jener Begriffe und Systeme getreten? Haben wir nicht gesehen, daß republikanische Minderheiten offen ihren Willen als den geltenden der Mehrheit dictiren wollten? Sind nicht die Massen aufgestanden um eine Herrschaft zu begründen, die zwar nicht bestehen mag, weil sie wider sich selbst ist, aber die Rechte des Individuums vernichtet? Das neue Schibeleth der Massen selbst, der Communismus, d. h. Vernichtung der Familie, des Eigenthums, der Sittlichkeit, der persönlichen Freiheit und Sicherheit, des Credits, der Industrie, aller vernünftigen Wirthschaft, wie sollte Dies als Princip oder Inbegriff einer neuen Staatswissenschaft betrachtet werden können, so lange das Goldkörnchen der Wahrheit welches zum Grunde liegen mag von der Hülle des Unrathes nicht gereinigt ist?

Und auch wenn Dies geschehen wäre, möchte die Frage nicht anders zu stellen sein. Escher sagt mit Recht im Beginn seiner Schrift:

Wenn die Philosopheme über rechtlichen Ursprung des Staats, die Begriffe der Legitimität und eines geschichtlichen Staatsrechts, die Lehre vom Gesellschaftsvertrag und von der Volkssouverainetät unter den Trümmern der Februarrevolution begraben sind, was bleibt übrig? der Staat als Thatsache —; es bleibt das Zeugniß unsers innern Bewußtseins, daß der Staat vor dem Bürger, das Ganze vor seinen Theilen ist, daß der Mensch nur im Verkehr mit Menschen leben und bestehen kann, und daß dieses Beisammenleben ohne Ordnung, ohne irgendwelche Form des Gemeinwesens nicht möglich ist.

Man müsse daher den Staat und dessen Gestalten nehmen wie jede andere Thatsache, sein Verhältniß zu uns berechnen, und dann als Zweck verfolgen was Jeder nach redlicher Ueberzeugung für nothwendig und gut hält. Das sei freilich ein bellum omnium contra omnes; aber dieser unabwendbare Krieg Aller gegen Alle, erzeugt durch die Collision zwischen der Unendlichkeit des Begehrens und der Beschränktheit der Masse materieller Güter und durch gewisse Leidenschaften und Triebe des Menschen, werde fortwährend durch andere, der Menschennatur gleichfalls inwohnende gesellige Triebe und Empfindungen, durch das Gefühl der eigenen Schwäche und durch das daraus entspringende Bedürfniß einer Transaction, eines Waffenstillstandes, eines den Kampf humanisirenden Cartels gemildert.

Je klarer die Erkenntniß dieses Sachverhalts, desto lebhafter wird das Bedürfniß derjenigen Vorkehrungen und Einrichtungen gefühlt durch welche der Kampf factisch verhütet, jedenfalls gemildert werden kann. Indem die Einsichtigen und Bessern, Jeder in eigenem Interesse, auf diesen Zweck hinwirken, entsteht die wahre Politik als sociale Kunst, deren oberster Grundsatz ist: jede Kraft, physische, intellectuelle, ökonomische, jeden Einfluß, herrschende Ansichten und Meinungen zu erkennen und anzuerkennen, dieselben unter sich möglichst ins Gleichgewicht zu setzen, und ihre Bedürfnisse und Begehren soweit thunlich zu befriedigen.

Der Verf. verbreitet sich weiter über die Ursachen der Februarrevolution, wobei er hinsichtlich Deutschlands die einzelnen politischen Mißstände etwas übertreibt, manchen neuern Vorschritt ignorirt, den großen Hauptmißstand aber, die Gesammtverfassung, gar nicht berücksichtigt.

Vielen Einfluß schreibt er auch den Ansprüchen der sprachlichen Nationalitäten zu, sagt jedoch:

Größtentheils jedoch war der Eifer für die sprachlichen Nationalitäten affectirt und aus ganz andern Motiven entsprungen; man erblickte in solchen Phrasen nur eine Waffe um das Bestehende anzugreifen, um das politische Gebäude Europas wie es 1815 gestaltet wurde zu erschüttern. Solche Täuschungen können auf die Länge nicht bestehen.

Speciell erörtert er die Ansprüche der italienischen Nationalität, entscheidet sich aber ungeachtet des großen Interesses das er für dieses Volk bezeugt aus vielfachen Gründen gegen dieselben, und sagt am Schlusse dieser Erörterung:

Die ganze Frage endlich sollte für den Unparteiischen durch die Thatsache gelöst sein, daß das italienische Volk sich für die sogenannte italienische Sache nicht erhoben hat, daß die Nobili, ein Theil der Priester, die Literaten und Advocaten, die ämtersüchtigen und hochmüthigen Kaffeehausgenossen, welche sich zufällig durch die barsche Manier eines schlichten deutschen Soldaten gekränkt fanden, diesen Krieg allein ausfechten mußten aber eben nicht ausgefochten haben.

Aber gilt nicht Aehnliches auch von vielen andern Orten? Nun kommt der Verf. auf die Proletarier und den Communismus. Er neigt sich hier den bekannten Lehren des Malthus zu, wonach eine Tendenz zur Uebervölkerung gewissermaßen Naturgesetz wäre. (Aber warum tritt sie, oder vielmehr Das was für sie gehalten wird, die Nahrungslosigkeit zahlreicher Volksclassen, nur zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern, unter gewissen Einrichtungen, immer nur da ein, wo sich auch andere Erklärungsgründe dafür finden, als ein absolutes Misverhältniß zwischen Bevölkerung und Subsistenzmitteln?) Er will entweder Regulirung der Weltwirthschaft durch einen allgemeinen Congreß, wozu nun freilich keine Aussicht, oder Isolirung größerer Staatskörper, die im Geiste antiker Politik Subsistenzmittel und Concurrenz, Production und Consumtion im Gleichgewicht zu halten suchten. Er deutet darauf hin, daß man dem Anwachsen von Riesenstädten Grenzen zu setzen, leichtsinnige Ehen zu verhindern, auf unsichere Erwerbsquellen zu verzichten, und eine wachsame Policei zu handhaben habe. Ferner soll man die „Demoralisation durch antisociale Grundsätze und verkehrte Begriffe" verhindern, die sociale Macht durch Erhaltung eines zahlreichen Mittelstandes verstärken, endlich Das was in den Beschwerden und Foderungen der Proletarier Wahres und Gerechtes sein mag zu befriedigen sich ernstlich bestreben. Gegen die dann noch aufstehenden Catilina helfe kein anderes Mittel als entschlossener Widerstand und nachdrückliche Züchtigung. Dieses Mittel könne man aber mit um so freherm (?) Bewußtsein anwenden, wenn man sich das Zeugniß geben könne, daß man Nichts versäumt habe dieser Nothwendigkeit vorzubeugen. Unter den „antisocialen Grundsätzen und verkehrten Begriffen" versteht er die Lehren des Communismus. Er sagt darüber unter Anderm:

Es läßt sich mit dem Communismus als solchem durchaus keine Transaction eingehen. In speculativer Hinsicht wie im thätigen Leben hat man nur die Wahl entweder mit offenem Visir demselben (dem Communismus) entgegenzugehen, oder sich um sein Panier zu scharen. Wir halten die Lehre desselben nicht nur für unbedingt unausführbar, für unrichtig vom Standpunkte des Rechts und der Volkswirthschaft, sondern auch für eine Demoralisation der arbeitenden Classen. Die individuelle Freiheit wird durch die Zwangsjacke des Communismus vollständig aufgehoben. Der Jesuitismus kann nicht mehr als der Communismus den Einzelwillen vernichten. Es widerstreitet dem Naturgesetz, wenn der Tüchtigste für den Faulen und Dummen seine Kräfte verwenden und das Maß seines Genusses durch diese bestimmen lassen soll. Wie überall werden auch hier früher oder später Heuchler, Arglistige sich an die Spitze zu drängen wissen, und da die individuelle Freiheit von vornherein ausgeschlossen ist, so wird es ihnen nicht schwer fallen in theokratischer Weise über ihre stupiden Arbeiter zu herrschen.... Das physische Wohlbefinden der Völker wie ihre geistige Entwickelung ist bedingt durch das Maß ihres Wohlstandes, und hinwieder beruht dieser auf den zwei Factoren: productive Thätigkeit, vernünftige Sparsamkeit.... Gar sehr mächtig werden diese beiden Bestrebungen gestärkt und erweitert durch die von der Gesellschaft anerkannte Solidarität der Familie.... So erscheint die Volkswirthschaft als ein Organismus welcher sein Lebensprincip anderswo hat als in menschlicher Anordnung. Welcher Zwang, welche Policei eines communistischen Regiments könnte erwirken was jene Naturtriebe, was die Selbstliebe aller Einzelnen vermögen?... In Ehe und Familie liegt noch der erste und mächtigste Damm gegen die Noth der Uebervölkerung.... Wenn die Kinder aus dem Gemeingute Aller zu ernähren und zu erziehen sind, so wird der Einzelne kein Motiv finden sich selbst Zwang aufzulegen, und der mächtigste aller Triebe, der Zeugungstrieb, könnte rücksichtslos und ungehemmt wirken. Wer könnte richtig calculiren wie viele Zugänge das gesammte Nationaleinkommen gestattet? Und wenn Dies möglich wäre, welche Behörde vermöchte durchzusetzen, daß das Verhältniß richtig innegehalten werde?... Die Communisten scheinen nicht zu ahnen, daß ein Misverhältniß zwischen Bevölkerung und Subsistenzmitteln einen Nothstand unabwendbar hervorbringt, es sei nun die Gesellschaft auf Privateigenthum oder Communismus gegründet, daß aber der Communismus dieses Misverhältniß nothwendig hervorruft.

In Betreff der Blanc'schen Vorschläge weist der Verf. sehr gut nach, daß sie auf reinen Täuschungen beruhen, daß sie zwar jetzt gegen den gröbern Communismus protestiren, daß sie aber ihre neuen Anstalten nur auf Kosten der alten, daneben noch fortbestehenden Gesellschaft erhalten könnten — welches Fortbestehen und Fortwirken auch, beiläufig gesagt, eine Hauptbedingung des anfänglichen Gelingens der Owen'schen Unternehmungen war —, daß sie aber, wenn die Kräfte der alten Gesellschaft aufgezehrt wären, unrettbar in den „wahren und baren Communismus unter der Verwaltung einer Alles leitenden Centralbehörde" verfallen müßten.

Für Hebung des Mittelstandes bringt er wesentlich Vorschläge wie sie schon oft gemacht, aber durch den allgemeinen Zug der Zeit und den Gang der politischen Entwickelung an der consequenten Ausführung behindert worden sind. Er meint, daß man Manches was in der glänzenden Periode der Schule A. Smith's, dem er übrigens alle Ehre widerfahren läßt, und von dem er urtheilt, daß derselbe wie er zu seiner Zeit das damals Rechte gefunden, es auch heute finden würde, als kleinlich oder als Vorurtheil verworfen wurde wieder zu Ehren ziehen müsse, jedoch immer mit klarem Bewußtsein

der vielleicht von den frühern verschiedenen Gründe und mit Ausscheidung des Unbrauchbaren.

Diese Reconstruction, diese Synthese der staatlichen Leitung mit der Freiheit des Verkehrs, diese Ausgleichung widerstreitender Principien unter einem höhern Gesichtspunkte wird das Eigene der neuen Wissenschaft sein.

Er empfiehlt weiter — im directen Gegensatze zu Morogues — Verminderung des Luxus, dagegen Erleichterung der Arbeiter, namentlich durch Befreiung von übermäßigen Arbeitsstunden; wobei er freilich zuletzt auch wieder zu einem allgemeinen Congreß flüchtet.

Der Verf. der unter Nr. 2 angeführten „Beiträge", welcher sich unter dem Vorwort R. Schöller nennt, ist ein wohlmeinender Mann, der auch Einsicht genug hat sich nicht groben Phantastereien hinzugeben, übrigens aber wol ein Dilettant im wissenschaftlichen Fache, daher etwas unklar und nicht immer correct und consequent im Denken. Auch zeigt er die allen Dilettanten eigene Neigung: bei Vorschlägen die man probehaltig zu finden wünscht über die Zweifel und Bedenken hinwegzusehen. Recht gut weist er in seiner ersten Abhandlung nach, daß eine Erhöhung des Arbeitsverdienstes und dann der wirthschaftlichen Lage der Nation von Vortheil sein kann, wenn sie sich nicht auf unnatürliche und gezwungene Maßregeln stützt, sondern natürliche Folge eines höhern Werthes verrichteter Arbeit ist. Auf Erbschaftssteuern dagegen rechnet er, noch abgesehen von sonstigen Bedenken, viel zu viel, und bringt namentlich die Leichtigkeit einer Umgehung durch Schenkungen unter den Lebenden nicht in Anschlag, deren Verhinderung wieder beschränkende Maßregeln erfodern würde, von einem Druck dessen Nachtheil die Vortheile der ganzen Sache nicht aufwiegen würden. Es gibt nur eine gerechte und weise Besteuerung: die gleiche Besteuerung des reinen Einkommens Aller nach seinen verschiedenen Quellen. Durch eine einzige directe Einkommensteuer ist Das freilich nicht zu ermöglichen. Aber in einem rationnellen Besteuerungssysteme haben Erbschaftssteuern gar keine Stelle. Sie sind ungerecht, schon weil sie nicht gleich treffen. Sage man nicht, daß sie Alle treffen die im gleichen Falle sind. Die Zahlen der Erbschaftssummen mögen gleich sein, die Fälle sind niemals gleich, sondern hängen von den Verhältnissen der Erblasser und Erbnehmer ab, und kein Gesetz kann diese Verschiedenheiten ausreichend berücksichtigen. Eine zweite Abhandlung führt den Titel: „Die jetzige Bewegung gegenüber dem historischen Recht." Sie ist völlig werthlos und beruht auf gänzlicher Unbekanntschaft des Verf. mit dem Begriffe des historischen Rechts. Er sagt unter Anderm:

Das historische Recht beruht wesentlich auf Verträgen früherer Zeiten. Kann indeß Niemand rechtlich gebunden sein Verträge zu halten zu denen er weder direct noch indirect seine Zustimmung gegeben, so sind vom juristischen (!?) Standpunkte aus auch die Verträge früherer Generationen für die jetzigen nicht verbindlich.

Wir haben nicht nachzuweisen auf welchen groben Irrthümern diese Sätze beruhen, und der Verf. selbst würde erschrecken, wenn er wüßte welche Consequenzen sich daraus ziehen ließen. Eine dritte Abhandlung überschreibt er: „Verwendung der Kräfte." Er kommt hier unter Andern mit Escher darin überein, daß der Staat sich zwar nicht, wie dieser wollte, Verminderung des Luxus, aber Verminderung der Nothwendigkeit desselben zum Bestehen der ärmern Bevölkerung zur Aufgabe stellen soll. Hier scheint er uns einmal richtiger gedacht zu haben als der ihm sonst geistig weit überlegene Escher. Dem Arbeiter soll durch Fleiß und Sparsamkeit die Erlangung einer unabhängigen Subsistenz möglich gemacht werden. Der Verf. sieht aber mit Unrecht einen bleibenden Bestand dieser Unabhängigkeit durch eigenen Grundbesitz bedingt. Endlich kommt noch ein kleiner Aufsatz über die Stellung der Arbeiter, der auch wieder manche Fehlschlüsse aus vorhergehenden Irrthümern und namentlich manche Uebertreibungen enthält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bauernkönig und die Jüdin. Von Czynsky. Uebersetzt von Friedrich Funck. Frankfurt a. M., Oehler. 1849. 8. 10 Ngr.

Dies aus dem Polnischen übersetzte Werkchen, durch sein langsames Fortschreiten bei einem verhältnißmäßig reichen Material und durch das geheimnißvolle Wirken einer seiner Hauptpersonen zum weiten Bereich der Novellen gehörend, entrollt ein Stück polnischer Geschichte wie ein lebenvolles Bild vor unsern Augen. Es ist die Liebe König Kasimir's zur schönen und geistvollen Esther, der Tochter Ben Himmel's, welche den Stoff zur Erzählung liefert. Ist der Gegenstand ein schon vielfach von polnischen Romantikern gebrauchter, so erscheint er doch hier in einem neuen Gewande: nämlich als Mittel der Judenemancipation vorzuarbeiten, und die Leiden wie die Verdienste der Stammgenossen jener Königin um das alte Polen gebührend zur Würdigung zu bringen.

Jene obenerwähnte, geheimnißvolle Figur hat diese Aufgabe zu lösen. Ben Joseph ist der Verlobte Esther's. Er stammt von David ab, bei seiner Geburt haben leuchtende Engel seine Wiege umstanden, er ist von den Seinen als ein geheiligtes Kind bezeichnet. Spätere Forschungen in der Kabbala geben ihm die Bestätigung für die dunkeln Sagen seiner Kindheit. Er sieht sich als den Auserwählten an, der seinen Brüdern das Reich des ewigen Friedens erobern, die Religion Israels über die ganze Erde verbreiten und eine vollkommene brüderliche Gleichheit unter allen Menschen herstellen soll. Zwei Heilande, so lautet die kabbalistische Weissagung, werden die Welt retten, und jenes große Ziel der Menschheit erreichen: der Eine vom Thron, der Andere von der Hütte aus; aber Beide müssen die größten Opfer bringen: Jener seine Herrschaft, Dieser seine Liebe. Ben Joseph entsagt seiner ihm verlobten Braut, führt sie selbst dem König zu, und fodert nun das zweite Opfer von Kasimir. Diesem hat er durch den Arm der Karpatenhorden Roth-Rußland erobern helfen, und verheißt ihm nun Millionen Arme, wenn er der Krone Polens entsagen, Jerusalem erobern und von da aus den großen Gedanken einer geistigen Weltherrschaft über die Erde verbreiten will. Seine Träume scheitern an Kasimir's festem Willen sein Polen glücklich zu machen. Auch in Esther hat er sich getäuscht. Sie liebt den König und den Glanz der Herrschaft bis zur Untreue und Undankbarkeit gegen Ben Joseph, Ben Himmel und ihr Volk. Sie sinkt zur alten Niedrigkeit herab, nachdem Kasimir am Schmerze vereitelter Hoffnungen stirbt, und Ben Joseph verschwindet in den Karpaten.

Was die Charaktere anlangt, so sind alle in hellen, doch milden edlen Farben gehalten; wir begegnen nirgend, selbst

bei Ben Joseph, einem entschiedenen Schwärmer, der geringsten Uebertreibung. Der König, leicht erregbar für alles Gute, aber auch für jeden sinnlichen Eindruck, ist nicht in die Reihe von Fürsten zu stellen mit denen französische Romantiker die Neuzeit beschenkt haben; er bleibt Fürst und edler, großmüthiger Mensch in allen, auch den zartesten Situationen. Esther ist ein weiblicher Charakter wie er vom Thron bis zur Hütte herab zu allen Zeiten zu finden ist, groß und geistesgegenwärtig im Unglück, allen kleinlichen Neigungen zugänglich, und voll stolzer Sicherheit im Glück.

In Ben Joseph, wie in Ben Himmel sehen wir den Juden aller Jahrhunderte. Verständig und schlau, die Umstände benutzend, bis zum Schein der Allwissenheit klug, ist er derselbe Mensch, welcher die größten Opfer bringt und zu den niedrigsten Verstellungskünsten seine Zuflucht nimmt, der in seiner Brust den Stolz der Weltherrschaft trägt, dessen Hirn auf kleinliche Listen sinnet, und durch dessen Hand, der gehäuften Schätze ungeachtet, der Pfennig des Bettlers wie der geringe Lohn des Mäklers geht; der seine Stammgenossen zu seinen Füßen sieht, und den eigenen Rücken in jeder Schenke, ja selbst vor dem letzten Diener, krümmt.

Nicht minder bestimmt als diese Hauptfiguren sind die Nebenpersonen gezeichnet; der Prior Martin und der Herr von Wola, die Repräsentanten der Geistlichkeit und des Adels, sind wahre lebenvolle Gestalten, und ihnen gleichzuachten ist die verlassene Geliebte Kasimir's.

Das Ganze in gelungener Uebersetzung — der wir nur den Vorwurf einiger Stilnachlässigkeiten machen müssen, der sich aber mehr auf die Beeinträchtigung des Wohllauts der Sprache als auf den Sinn bezieht — gewährt eine sehr angenehme Unterhaltung und läßt den Wunsch im Leser zurück, der Verf. möchte mehre Episoden der reichen polnischen Geschichte in ähnlicher Art bearbeiten. 76.

Ein Wort über Ledru-Rollin.

In einem Buche welches sich zwar Geschichte der französischen Constituante nennt („History of the National Constituent Assembly, from May 1848, by *J. F. Corkran*", 2 Bde., London 1849), in der That aber nur Skizzen der Ereignisse enthält deren Schauplatz der Saal hinter der alten Deputirtenkammer vom Mai 1848 bis Januar 1849 gewesen ist, und der Männer die dabei Hauptrollen gespielt, findet sich Folgendes über Ledru-Rollin:

„Nun ein Wort über Ledru-Rollin", heißt es. „Ungeachtet ich wider diesen Herrn lediglich wegen seines öffentlichen Verhaltens stark eingenommen war — ein zu allgemeiner Fall sich des Geständnisses schämen zu müssen —, kann ich nicht bergen, daß seine Rednergabe mich überraschte. Ehrliche Ueberzeugung soll ein Haupterforderniß oratorischen Glücks sein, und dann kann über Ledru-Rollin's ehrliche Liebe zur Republik und über seine Besorgniß vor einem zweiten Bonaparte kein Zweifel Platz greifen. Die Revolution hat viele Männer ans Licht gefördert, aber von Allen die bisher unbekannt gewesen haben, was Talent anlangt, sich sehr Wenige bewährt. Die hervorragendsten Namen sind insgesammt alle bekannte Namen. Die Republik ist noch nicht ins Fleisch gewachsen. Der nächste Träger ihres Geistes erscheint Ledru-Rollin .... Von Person groß und stark, mit vollem, rundem, rothem Gesichte, kleinen und beweglichen Augen hält man ihn für einen jovialen, sorglosen Lebemann, der heiter und lustig gern Führer sein möchte, aber eher ein Werkzeug in den Händen pfiffiger Ränkeschmiede werden und lieber nach deren Befehlen, was sie auch beträfen, thun dürfte als daß er nicht Führer wäre. Von Natur ist er mehr unbesonnen als schlecht, aber er ist der Schlechtigkeit fähig, weil er in den unsinnigsten Lehren des politischen Treibens unvermeidliche Nothwendigkeiten sieht. Er könnte den Parteien als blinder, gewichtiger Sturmbock dienen die Staatsmauern niederzuschmettern, aber er kann sich nie zum verständigen Leiter erheben oder Festigkeit genug zeigen um als Vermittler einzuschreiten. Ledru-Rollin besitzt Eine Eigenschaft welche allein zum großen Theile seine glänzenden, obschon flüchtigen Erfolge erklärt. Er hat seine Aufmerksamkeit ausschließend Einem Gegenstande zugewendet — der Geschichte der Revolution. Er kennt sie in allen ihren Einzelheiten; er weiß sie auswendig. Wenige Franzosen concentrisen ihre Fähigkeiten in Einem Punkte; die Meisten ahmen die Beweglichkeit ihres Voltaire nach, der mit allen erdenklichen Gegenständen vertraut heißen wollte .... Wie die Revolution sein Wissen, so ist sie seine Leidenschaft. Er verehrt ihre Ausschweifungen mit der blinden Parteilichkeit eines Liebenden, und weil es in der Natur solcher Anbeter liegt nachzuahmen und aus der eigenen Mythologie, worin die Danton, Couthon, St.-Just und Robespierre die Jupiter, Neptun und Apollo sind, sich ein Vorbild zu wählen, so hat er sich Danton gewählt und handelt nun als sei in Folge einer Metempsychosis der Geist des großen Tribun in seine nicht minder herculische Gestalt gefahren. Ledru-Rollin will der Danton des Februar sein, und Das ist ihm so weit gelungen, daß er sich zu Danton verhält wie 1848 zu 1793." 2.

Miscellen.

Die Gesetzgebende Versammlung von Albanien.

Diese besteht nach den sehr detaillirten Angaben ihres Bibliothekars im Ganzen aus 128 Volksvertretern, worunter 53 Pächter, 27 Advocaten, 15 Kaufleute, 9 Aerzte, 6 Gentlemen, 5 Fabrikanten, 3 Arbeiter, außerdem noch 1 Matrose, 1 Lohgerber, 1 Gießer, 1 Müller, 1 Rechnungsbeamter, 1 Ingenieur, 1 Schmied, 1 Professer, 1 Gastwirth und 1 Holzhändler sich befinden. Von diesen 128 Mitgliedern sind 95 in dem Staate Neuyork geboren, 8 in Connecticut, 8 in Vermont, 7 in Massachusetts, 3 in Neuhampshire, 2 in Rhode-Island ꝛc. Von ihnen sind 104 verheirathet, 18 sind Junggesellen und 6 Witwer; 8 stehen in dem Alter von 60—68, 24 von 40—50, 39 von 30—40 und 14 von 24—30 Jahren. Das Gewicht der Nationalvertreter scheint für die Wähler ebenfalls nicht ohne Interesse zu sein; der sehr ehrenwerthe Bibliothekar hat sich wenigstens nicht die Mühe verdrießen lassen auszurechnen, daß ein albanischer Gesetzgeber durchschnittlich 165½ Pfund wiege. Der Schwerste ist Master Saville, der — man denke! — 272 Pfund wiegt; die Leichtesten wiegen 130 Pfund.

Requisite eines Professors.

Erschreckt über die große Lücke welche die ausschließliche Bildung des Geistes in der Erziehung der Jugend zurückläßt, will der bekannte St.-Marc Girardin auch der fördernden Einwirkung auf das Gemüth eine wichtige Stelle einräumen, und in directer Opposition gegen die alte Methode denkt er durch das Gemüth zur Herrschaft über den Geist zu gelangen. Demgemäß mag er auf dem Katheder nicht die trockene Gelehrsamkeit leiden und in seinem „Essai de littérature et de morale" bekennt er ganz offen: „Gemeinhin glaubt man ein Professer müsse viel eigene Ideen haben. Gewiß schadet Das aber Nichts, allein meiner Meinung nach ist Das kein wesentliches Erforderniß. Das was ich dagegen als essentiale von einem Professer verlange ist ein lebhafter eindringlicher Vortrag, eine ansprechende Persönlichkeit und eine sichtliche Liebe zur Sache, die den Zuhörer in einer ununterbrochenen Wechselwirkung an ihn fesselt." Ein bekannter französischer Schriftsteller meint, St.-Marc Girardin habe in diesen Worten sich selbst und seine Wirksamkeit treffend charakterisirt. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 297. —— 12. December 1849.

Sociale und nationalökonomische Fragen.

(Fortsetzung aus Nr. 296.)

Die Schrift Hundeshagen's bewährt einen kenntnißreichen und denkenden Mann und viel specielle Sachkunde. Auf die mancherlei sehr nützlichen Angaben und Vorschläge über die zweckmäßige Anlage und Leitung einer Auswanderungsgesellschaft, über den Transport, die Schiffpolicei u. s. w. wollen wir nicht näher eingehen, und nur Diejenigen für welche Kenntniß dieser Dinge wichtig ist auf diese Schrift aufmerksam machen. Ueber seine allgemeine nationalökonomische Grundlegung und deren Zusammenhang mit den früher besprochenen und nachher zu besprechenden Ansichten mag Einiges bemerkt werden. Er geht von dem Satze aus:

Wenn die Bevölkerung eines Staats bis zu einer gewissen Höhe angewachsen ist, sodaß dieselbe in die Gefahr kommt auf dem eigenen Grund und Boden ihre Subsistenzmittel sich nicht mehr verschaffen zu können, so tritt die Nothwendigkeit der Auswanderung ein.

Dann wird sie sehr selten eintreten. Sie kann aber schon viel früher eintreten, wenn sich zahlreiche Volksclassen gebildet haben, welche sich von den wenn auch reich vorhandenen Subsistenzmitteln nur einen ungenügenden Antheil durch ihre Arbeit oder sonst auf rechtlichem und natürlichem Wege verschaffen können. Solche Classen bilden sich aber so bald, ohne daß unnatürliche Hindernisse der Vermehrung der Bevölkerung entgegenständen, auf der einen Seite die Nothdurft des Lebens sehr wesentlich verwohlfeilt wird, wie bei uns durch die Kartoffeln geschehen ist, auf der andern aber Arbeitsformen entstehen bei welchen es weder irgend eines auch noch so geringen Capitals, noch irgend einer Kenntniß oder längern Uebung bedarf um die Nothdurft des Lebens zu erwerben. So bei dem Fabrikwesen und der mit Tagelöhnern betriebenen ländlichen Großwirthschaft. Wo im Landbau ein tüchtiger Bauernstand, untermischt mit einzelnen, nicht übergroßen Edelhöfen und umgeben von einer dem wahren Bedürfniß entsprechenden, aber den Charakter des Landbauers nicht bestimmenden Anzahl kleinerer Nahrungen überwiegt, das Gewerbe wesentlich auf dem Handwerk beruht, und daneben ein lebhafter Handel blüht, welcher überall seine Arbeiter am besten bezahlt, da wird kein Pauperismus aufkommen, und da werden sich für Erleichterung der doch Verarmten und Ableitung der etwa überschüssigen Bevölkerung die Mittel wirksam zeigen die man gegen den bereits in größerer Ausdehnung vorhandenen Pauperismus wahrscheinlich unzureichend befinden wird. Auch Proletarier entstehen nur wo Platz für sie ist.

Die Auswanderung ist auch nur ein Palliativmittel, ein Fontanell gewissermaßen, was die Krankheit nicht heilt, sondern nur ihre Wirkungen abschwächt. Wenn wir heute die ganze verarmte Bevölkerung über das Meer schaffen könnten, unter sonst gleichbleibenden Umständen wären in 10, 15, höchstens 20 — 25 Jahren wieder ebenso viele da, und wenn man einen regelmäßigen Abzug einrichtete, so würde auch dieser immer stärker werden müssen, indem das Proletariat sich nur um so rascher entwickeln würde, je mehr es Raum hätte. Zudem haben gerade die Proletarier oft auch zum Auswandern die Mittel nicht, und diejenigen Classen derselben denen man eine Verpflanzung in einen glücklichern Boden am meisten wünschen möchte, wie die Armen des obern Erzgebirges und die schlesischen Weber, kleben mit äußerster Zähigkeit an der Scholle auf der sie geboren sind, an der Lebens- und Arbeitsweise die sie wirthschaftlich, körperlich und geistig zu Grunde gerichtet hat. Seit der Revolution von 1848 hat die Auswanderung vielfach den bedrohlichen Charakter angenommen, daß gerade wohlhabende und kernhafte Bürger, aus Mistrauen in die europäischen und speciell die deutschen Zustände, jenseit des Meers Sicherheit, Ruhe und Bestand suchen. Die Zeit aber ist weder danach solche Colonien zu gründen wie die des Alterthums, die auf einer emigratio in capite et membris beruhten, noch solche durchgreifende Gewalten zu erzeugen welche, wie die alten Völkerführer, Hunderttausende mit einem Schlage auf fremden Boden verpflanzten. Endlich können wir die Hoffnungen nicht im entferntesten theilen die zuweilen auf rückwirkende Vortheile für das Mutterland durch dessen künftigen Verkehr mit den Uebergesiedelten gerichtet werden. Ueber den Verkehr entscheidet nicht Dankbarkeit, Vaterlandsliebe, Pietät — am wenigsten in unsern Zeiten —, sondern einzig und allein das Interesse. Aber bei alledem bleibt es Pflicht und Interesse der deutschen Staaten die Auswandererfrage besser ins Auge

zu fassen und der Auswanderer sich wirksamer anzunehmen als zeither geschehen ist. Die Auswanderung ist eine Thatsache; sie kann im Einzelnen Manches erleichtern; sie ist das nächste Mittel den Nothleidenden die Aussicht auf ein besseres menschliches Dasein zu eröffnen; wir sind es den scheidenden Brüdern schuldig sie nicht schutzlos hinausziehen zu lassen, sie noch bei der Trennung die segensreich waltende Hand des Vaterlandes empfinden zu lassen. In diesen Beziehungen nun wird man in der Schrift Hundeshagen's viele recht nützliche Winke finden. Noch machen wir auf die entschiedene Erklärung des Verf. gegen den Gedanken, der Noth durch künstliche Förderung neuer Industrien, wol gar durch Schutzzölle abzuhelfen, aufmerksam.

Ganz etwas Anderes sind die Vorschläge welche Dael (Nr. 4) in seinem, ursprünglich in dem „Archiv der politischen Oekonomie" von Rau und Hanssen mitgetheilten Aufsatze macht. Er weist einige wichtige Beziehungen nach in welchen der Gedanke der Association namentlich für den Handwerkerstand praktisch und fruchtbringend gemacht werden könne, und zwar faßt er dabei speciell die Industrie-, Gewerbs- oder Verkaufshallen, über deren Einrichtung er namentlich nach den in Mainz, Köln, Frankfurt und Wiesbaden gegebenen Vorgängen Näheres beibringt, die Gewerbvereine, die Associationen zum Ankauf von Material und Hülfsmitteln, und die gemeinsamen Werkstätten ins Auge. Auch dieses Schriftchen ist Allen denen es um reelle Fortschritte und Erleichterungen zu thun ist recht sehr zu empfehlen.

Die aus den „Neuen Jahrbüchern für Geschichte und Politik" abgedruckte Abhandlung des Prof. Weiske (Nr. 5) stellt recht klar und eingehend an den Verhältnissen des Bergbaus den eigenthümlichen wirthschaftlichen Standpunkt des Mittelalters, den es aber nicht aus nationalökonomischen Gründen erfaßte, ans Licht. Das Mittelalter folgte in den meisten Beziehungen seines wirthschaftlichen Lebens dem Zuge: nicht den höchstmöglichen Aufschwung des Arbeitszweiges, sondern das Wohlbefinden des Arbeitsstandes zu seinem Augenmerke zu nehmen. Daraus ist viel Sicherung gegen den Pauperismus und viele tüchtige Unterlagen eines nicht glänzenden aber gediegenen Wohlstandes hervorgegangen; freilich aber auch viele Hemmungen und Schranken, viele unsern heutigen Ansichten und Gewohnheiten widerstrebende Einrichtungen. Es wird darauf ankommen zwischen jener Richtung und der neuern, die nur auf den Flor des Gewerbszweiges abzielte und von der sich nicht immer bewährenden Voraussetzung ausging, daß durch denselben auch das Wohlbefinden der damit beschäftigten Arbeiter schon von selbst bedingt und gesichert sei, einen Mittelweg zu finden. Gewiß aber wird es Vielen interessant sein in jenem Schriftchen die genaue Nachweisung zu finden, mit welcher Sorgfalt das wahre deutsche Volksrecht, das dem lebendigen, geschichtlichen deutschen Volksthum entstammte Recht, die Arbeit und die Arbeiter in Schutz nahm.

(Der Beschluß folgt.)

Denkwürdigkeiten Ludwig's XVII.

Intrigues dévoilées, ou Louis XVII, dernier roi légitime de France, décédé à Delft le 10 Août 1845. Par M. *Gruau de la Barbe*. Drei Bände. Rotterdam 1848.

Ludwig's XVI. von Frankreich und seiner Gemahlin Marie Antoinette zweiter, am 27. März 1785 geborener Sohn, Karl Ludwig, Herzog von der Normandie, ward mit seinen königlichen Aeltern nach dem 10. Aug. 1792 in das Gefängniß des Temple geschleppt und ist dort, in Folge der abscheulichsten Mishandlungen welche er von seinem Aufseher, dem Schuhmacher Simon, erleiden mußte, am 8. Juni 1795, also in einem Alter von zehn Jahren, gestorben. Das besagen die amtlichen Berichte, welche Wachsmuth in seiner „Geschichte Frankreichs" (II, 440) verzeichnet hat.

Diese Thatsache steht fest, und wenn es auch im J. 1795 einzelnen Personen wol noch vergönnt sein mochte an dem Tode des so grausam hingemarterten Königssohnes zu zweifeln oder zu glauben, daß er, heimlich befreit, nach London — Andere wollten nach Polen — gerettet sei, so konnte es doch jetzt schwerlich Jemandem einfallen diese Frage nochmals erörtern zu wollen; es sei, meint Wachsmuth ganz richtig, auch gar nicht der Mühe werth. Aber wie sich jetzt unter unsern Augen täglich das Wunderbarste ereignet, so sollte uns auch wie ein literarisches Wunder ein Buch entgegentreten welches die Rettung und Erhaltung jenes Herzogs von der Normandie als eine ausgemachte Sache annimmt, und uns den Glauben aufdringen will, er sei erst am 10. Aug. 1845 als der letzte legitime Bourbon gestorben. Und Das geschieht nicht etwa in einer Broschüre, wie wir solche bei Gelegenheit ähnlicher Mystificationen erhalten haben, sondern in einem sehr schön gedruckten Werke von drei außerordentlich umfänglichen Bänden, deren Verf. Gruau de la Barbe sich als ancien procureur du roi und conseiller du prince bezeichnet hat. Er glaubt nicht nur steif und fest, daß der unglückliche Prinz nicht in dem Kerker gestorben ist, sondern daß ihn seine begeisterten Anhänger aus demselben entführt haben. Man hat ihn nämlich (so erzählt der Verf. im ersten Bande) aus seinem Gefängniß in ein unbetretenes Gemach des obern Stockwerks gebracht und ihn dort lange versteckt gehalten, während in seinem Bette eine Puppe lag, und als diese entdeckt ward ein stummer Knabe hineingelegt wurde, um das Volk in der Meinung zu bestärken, daß der Prinz nicht entflohen sei. Denn die Freunde des Prinzen hatten ausgesprengt, er sei aus dem Gefängniß entkommen und habe die Richtung nach Strasburg eingeschlagen. Bald darauf starb der stumme Knabe oder wurde, wie der Verf. andeutet, vergiftet am 8. Juni 1795, worauf dann der für ihn bestimmte Sarg zur Aufnahme des wahren Prinzen ausersehen ward. Der Wagen auf dem er aus dem Temple geführt ward hatte einen doppelten Boden, sodaß man den Prinzen mittels desselben aus dem Wagen herausbrachte und den Sarg dafür mit Steinen anfüllte, um ihn den Todtengräbern nicht zu leicht erscheinen zu lassen.

Alles Dies ist nun sehr ausführlich erzählt und in der Weise des Verf. mit vielen Zwischenreden oder Betrachtungen durchflochten, welche überhaupt den Gebrauch seines Buches sehr erschweren. Aber überzeugend ist seine Erzählung durchaus nicht. Wir wissen recht wohl, und das große Publicum hat es neuerdings wieder aus dem „Chevalier de Maison-Rouge" von Alexander Dumas erfahren, welche heldenmüthige Anstrengungen von den treuen Royalisten gemacht worden sind um die unglückliche Familie Ludwig's XVI. aus dem Temple zu befreien, und es ist ebenso gut bekannt, daß nach dem Tode des Königs sein unglücklicher Sohn im Temple der Gegenstand der innigsten Verehrung der Royalisten, namentlich der Vendéer war, daß diese Blut und Leben für ihn zu opfern bereit gewesen sind. Aber wo hätte denn eine in der That so großmüthige Aufopferung bis zum J. 1848 verborgen bleiben können? Außerdem muß es sehr gegen die Wahrheit der Sache

einnehmen, daß Gruau nicht einmal die Namen der wackern Männer genannt hat welche den Prinzen befreit haben: er beschränkt sich darauf der Josephine von Beauharnais einen wesentlichen Antheil an der ganzen Sache beizumessen, und läßt uns mit mysteriöser Wichtigkeit — die gleichfalls eine hervorstechende Eigenschaft dieses Buchs ist — durchsehen, daß auch Barras um den ganzen Plan gewußt und ihn stillschweigend gebilligt habe. Was doch so ein ancien procureur de roi nicht Alles weiß!

Also fort war nun der Prinz aus dem Temple. Nach kurzem Aufenthalt verließ er Paris und begab sich in der Kleidung eines Mädchens in die Vendée, wo er soigneusement caché gelebt hat, während seine Schwester, die nachmalige Herzogin von Angoulême, im December 1795 freigegeben und ihren östreichischen Verwandten überliefert ward. Sie kannte damals das Loos ihres Bruders nicht, sagt Gruau. Und die vendéeischen Heerführer hätten doch wol nichts Eiligeres zu thun gehabt als die befreundeten Höfe davon in Kenntniß zu setzen, daß der französische Dauphin noch lebe. Aber unser Verf. meldet gar Nichts davon. Freilich wenn Das geschehen wäre, so hätte er sein dickes Buch gar nicht schreiben können, das ja vorzugsweise auf der hartnäckig verweigerten Anerkennung eines Abenteuerers von Seiten der Bourbonischen Familienmitglieder beruht.

Ohne recht zu wissen wie eigentlich Alles zusammenhängt, erfahren wir zu Anfang des zweiten Bandes, daß der Prinz durch Gensdarmen seinem Zufluchtsorte entrissen und in ein neues französisches Gefängniß gebracht worden ist. Man behandelt ihn hier mit der ausgesuchtesten Grausamkeit, zersticht ihm das ganze Gesicht mit Nadeln, sodaß er von dieser Zeit an ein ganz zerfetztes und mit Wundenmalen bedecktes Gesicht gehabt hat, und läßt ihn in einem dunkeln Loche fast verschmachten. Schlechte Kost, Unreinlichkeit und die Anfälle gefräßiger Ratten haben ihn hier Jahre lang unsagliche Pein ausstehen lassen, bis er endlich im Anfang des J. 1809 befreit wird, wiederum wie es scheint durch den Einfluß Josephinens. Bei dieser Gelegenheit wird auf etwa 50 Seiten viel Ueberflüssiges über die Hinrichtung des Herzogs von Enghien und den Tod Pichegru's gesprochen, wobei wir unsern Helden ganz aus dem Gesicht verlieren, bis wir ihn mit seinem Begleiter Graf Montmorin in Frankfurt a. M. wiederantreffen. Von da gelangt er zum Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels (im Frühjahr 1809), erhält von ihm Empfehlungsbriefe pour la Prusse und stößt in demselben Königreiche auf den Major von Schill (Dies wäre also im Sommer 1809 gewesen), mit dessen Mannschaft er eine Zeit lang herumzieht, bis er in einem Gefechte schwer verwundet wird und als er zur Besinnung kommt sich in — Wesel sieht, wo er aber doch das Glück hat im Lazareth sich im Besitz seiner redingote zu finden, in der seine wichtigsten Papiere eingenäht waren. Von da wird er mit den übrigen Gefangenen nach Frankreich abgeführt, erliegt aber unterwegs den Mishandlungen und Schmerzen, sodaß man ihn in einem Dorfe zurücklassen muß. Er benutzt Dies, um in Gemeinschaft mit einem Schill'schen Husaren zu entkommen, verliert diesen aber wieder und gelangt nach sonderbaren Ereignissen endlich in Gesellschaft eines jungen Mannes, Namens Naundorff, nach Wittenberg, von da nach Berlin, wo ihn sein Begleiter im Hôtel de l'aigle noir unterbringt. Es ist in der That auffallend, daß ein Mann der so viel ausgestanden hat für deutsche Wirthshäuser ein so gutes Gedächtniß besitzt; denn er erinnert sich sogar in Wittenberg in der Grappe d'or (Weintraube) abgestiegen zu sein.

Wir übergehen nun den Zeitraum eines Jahres voll Unwahrscheinlichkeiten und bittern Klagen mit denen uns Gruau über das traurige Schicksal des auguste méconnu, des auguste proscrit oder des orphelin du Temple überschüttet hat, und berichten nur in der Kürze, daß Son Altesse Royale sich bewogen fand Uhrmacher in Berlin zu werden und unter dem Namen Naundorff mit einer Uhrmacherswitwe, Namens Sonnenfeld, ihr Geschäft fortzusetzen. Denn wir haben bereits früher (II, 12) erfahren, daß in der Zeit der Zurückgezogenheit der Prinz sich einige Kenntnisse im Uhrenhandwerk erworben hatte. Aber das Geheimniß seiner hohen Geburt ließ ihn nicht ruhen, namentlich seitdem er 1812 sich als Uhrmacher nach Spandau übergesiedelt und mit einer Bürgerstochter verheirathet hatte; er schrieb Briefe an die Herzogin von Angoulême, an den Herzog von Berri, an den Staatskanzler von Hardenberg, an viele andere Personen, ohne je eine Antwort zu erhalten, und machte sich dadurch nur verdächtig und überlästig. Späterhin verlegte er seinen Wohnsitz in die Stadt Brandenburg.

Sobald aber Napoleon durch die Siege der verbündeten Mächte im J. 1814 seines Throns entsetzt war und Ludwig XVIII. denselben bestiegen hatte, entströmten von neuem laute Klagen, Beschwerden und Briefe der Hand des allzeit fertigen modeste horloger à Brandebourg. Es hieße der Geduld unserer Leser zu viel zugemuthet, wenn wir sie wollten die Arbeit durchmachen lassen welche wir mit den Schreibereien eines Mannes gehabt haben der von einer fixen Idee beherrscht wurde, und der in Gruau einen gewiß aufrichtigen, aber beschränkten Anhänger und Nachbeter gefunden hat. Also nur Einiges aus dieser verworrenen Anhäufung von Briefen, vorgegebenen Thatsachen, erdichteten Verfolgungen, Verschwörungen und Vergiftungen. Von der Herzogin von Angoulême wird schlechthin behauptet, daß sie ihren Bruder nie geliebt habe, weil sie seine Ansprüche nicht anerkannt, seine Briefe nicht beantwortet habe; Ludwig XVIII. aber ist der auteur principal de toutes les infortunes de l'orphelin du Temple. Er hat ihm von Kindheit an nicht wohlgewollt und als ein Thronräuber jetzt die ihm zukommende Königswürde entzogen; die ganze Familie zeigt sich gegen Naundorff feindlich, den Herzog von Berri ausgenommen, der die Rechte des martyr royal anerkannte und beschützte (daher wir denn auch die ausführliche Geschichte seiner Ermordung durch Louvel hier lesen und überdies hingewiesen werden in der bekannten Ermordung des Fualdez im J. 1817 einen Zusammenhang mit der Geschichte des sogenannten Ludwig XVII. zu finden). „L'usurpateur", sagt Gruau, II, 323, „avait l'oeil partout, et partout il trouvait de serviles instruments pour le seconder dans les moyens d'annihiler moralement et politiquement le présent et l'avenir du roi légitime de France." Damit wird nun in Verbindung gebracht, daß Naundorff im J. 1824 als Falschmünzer in Brandenburg verhaftet worden ist und späterhin beschuldigt das Feuer am Theatergebäude daselbst angelegt zu haben, wodurch er den schmählichsten tribulations de la justice de Brandebourg verfallen sei, lange im Gefängniß gehalten und endlich aus den preußischen Staaten verbannt worden sei, ungeachtet er sich still und ordentlich genährt hätte. Aber es kam seinen Feinden darauf an ihn unschädlich zu machen, ihn ganz in Vergessenheit zu begraben, weil man die Gerechtigkeit seiner Ansprüche fürchtete. Daher lesen wir auch (II, 323): „Le gouvernement prussien s'est à jamais déshonoré par sa conduite à l'égard de ce fils des rois, qu'il s'était donné pour ôtage en le cachant dans les rangs de sa bourgeoisie. Si S. M. eût entendu les gémissements de la victime, le cri d'indignation de toute une ville en sa faveur, les juges, j'en suis convaincu, auraient été prendre la place de l'opprimé dans la maison d'infamie où ils le tinrent enfermé, pour que ses plaintes ne parvinssent pas au pied du trône." Mit den Folgen dieser von Frankreich aus geleiteten trame odieuse, die ihre Verzweigungen in den Zimmern der ersten preußischen Staatsmänner gehabt haben soll, wird nun jede Noth, jedes Misgeschick Naundorff's in Verbindung gebracht; selbst in seinem Aufenthalt zu Krossen verfolgen ihn die Quälereien, und als der Syndikus Petzold, der sich seiner besonders freundschaftlich angenommen hatte, plötzlich erkrankt und stirbt, nimmt der königliche Verbannte keinen Anstand die Wirthschafterin Petzold's zu beschuldigen, daß sie ihm in einer Tasse Fleischbrühe Gift gereicht habe, natürlich im höhern

Auftrage Derer die nicht wollten, daß Petzold an den Thoren des Königs persönlich die Sache Raundorff's führte (II, 436).

Jetzt ohne Schutz und Hülfe beschloß der royal méconnu im Juli 1832 eine Reise nach Frankreich anzutreten, dort sich dem Könige Ludwig Philipp vorzustellen oder — gerade heraus — eine Contrerevolution zu seinen Gunsten zu bewirken. Er hinterließ ein Weib mit fünf Kindern, die von ihrer Hände Arbeit lebten, er selbst hatte nicht mehr als einen Thaler in der Tasche als er den Wanderstab zur Hand nahm; aber er war reich an Hoffnung, car je croyais aller au-devant de l'amour des Français (II, 449). Unglaublich, aber hier gedruckt! Ebenso unglaublich, daß er sich in diesem Bettleraufzuge der königlich sächsischen Familie von Dresden vorstellen wollte, avec laquelle il avait des liens de parenté. Aber die Intriguen des Beichtvaters Kunitz veranlaßte die Polizei ihn über die Grenze zu verweisen. Erst am 26. Mai 1833 traf er nach mannichfachen Schicksalen in Paris ein, so arm, daß er auf dem Pont des Arts nicht mit einem Sou das Brückengeld bezahlen konnte (le roi de France ne possédait pas cinq centimes, sagt er III, 7) und dafür ein Foulardtuch zu den Füßen des Einnehmers warf, daß er sich von rohen Früchten nährte, die Nächte auf dem Kirchhofe des Père Lachaise zubrachte und von mitleidigen Gaben auf seinen Wanderungen in Paris lebte. Man muß sich dabei nur wundern, wie er, der als Kind die Räume des königlichen Schlosses wenig verlassen und drei Jahre im Kerker geschmachtet hatte, sich doch in Paris so schnell zurechtzufinden wußte. Aber wie sehr ward der Prinz erfreut, als sich alte legitimistische Frauen, die von Rambaud, von St.-Hilaire, von Genérès, fanden, welche in seine Echtheit als Sohn Ludwig's XVI. keinen Zweifel setzten, für ihn an die Herzogin von Angoulême schrieben und unzufrieden waren als dieselbe ihn als ihren Bruder (wozu sie das vollkommenste Recht hatte) verleugnet (III, 341). Trotz dieser niederschlagenden Erfahrung betrachtete sich Raundorff fortwährend als den verdrängten Thronerben; er schrieb an Ludwig Philipp, son cousin, im Juli 1835, und zeigte ihm an, daß er einen Proceß gegen seine Familie beabsichtige, und daß er ihn, den König, ersuchte sich nicht einzumischen; er beschickte verschiedene Journale mit Briefen, er richtete sogar Schreiben an die auswärtigen Mächte und an die französische Regierung, um sie von seinen Gesinnungen zu überzeugen. In einem derselben vom 17. Juli 1835 finden sich unter andern folgende Stellen: „Dans toutes idées de raison, de justice et de grandeur, les rois n'existent que pour les peuples et non les peuples pour les rois", und dann: „Avant d'être prince je suis honnête homme", woraus man ersieht, daß Raundorff sich ganz gut auf die constitutionnellen Floskeln verstand. Uebrigens erklärt er sich für den einzigen legitimen König von Frankreich, Ludwig XVIII. und Karl X. für Usurpateren, und doch verlangt er für sich (sehr bescheiden) Nichts als die freie Führung seines Namens und den Genuß seiner bürgerlichen Rechte. Die Neuheit der Sache, die Einleitung des Processes, allerhand wunderliche Gerüchte, unter denen auch wieder versuchte Vergiftungen des Prinzen eine Hauptrolle spielten, beschäftigten eine Zeit lang die Hauptstadt, bis der Proceß ohne alles Resultat verlief, und der fälschlich so genannte Herzog von der Normandie in die Unbedeutendheit herabsank aus welcher er nie hätte auftauchen sollen. Wäre er ein fleißiger, geschickter Uhrmacher geblieben, so würde es ihm und den Seinigen viel besser ergangen sein.

Die Geschichte dieses pariser Aufenthalts ist wieder durch viele Zusätze, abenteuerliche Prophezeiungen des zu seiner Zeit berühmten Weissagers Martin, langweilige Briefe und überschwängliche Schmähungen gegen Die welche sich für französische Dauphins ausgegeben, namentlich gegen den imposteur Richemont, im hohen Grade unerquicklich zu lesen.

Endlich ward durch Ministerialbefehl Karl Wilhelm Raundorff aus Frankreich verwiesen. Am 16. Jul. 1836, schreibt Gruau, hielt eine Diligence im königlichen Posthofe zu Paris. „Le coupé était occupé par un homme à figure majestueuse, câline, souriant tristement à une foule empressée de le voir, serrant la main à quelques amis mornes et consternés. Deux gendarmes l'escortaient: c'était un prisonnier d'État, chassé de France par l'ostracisme" (III, 641). In den folgenden Jahren war Raundorff ganz vergessen, und nur Gruau hat sich das in der That wunderbare Geschäft gemacht alte Zeitungsartikel oder Briefe die der auguste méconnu fortwährend im Gefühle seiner erträumten Würde von Londen aus geschrieben hatte von neuem abdrucken zu lassen. In diese Zeit fällt die Bekanntschaft mit dem Verf. der gegenwärtigen Schrift, der sich mit einer beispiellosen Anhänglichkeit dem Prinzen ergeben hatte und in seinen letzten Jahren nicht von seiner Seite gewichen ist. Auf seinen Rath begab sich der royal ami im Sommer 1845 nach Holland, wo man glaubte, daß das Unglück geachteter sein würde als in England. (Muthmaßlich wollte dem fürstlichen Herrn Niemand mehr Geld borgen.) Aber schon im Juni 1845 erkrankte der Herzog von der Normandie zu Scheveningen, und die Schmerzen waren so heftig, daß er auf der Stelle ausrief er sei vergiftet. Sein Zustand verbesserte sich indeß, er konnte nach Delft gebracht werden, wo er an einer Gehirnentzündung am 10. Aug. starb, umgeben von seiner Familie und einigen Freunden.

Gruau de la Barbe beschließt sein Buch, dessen historische Wahrheit er als indestructible bezeichnet, mit höchst salbungsvollen Worten zum Lobe seines Helden. Am Ende wendet er sich mit folgender Strafpredigt an die Könige und Staatsmänner seiner Zeit: „Vous avez trahi vos maîtres, que vous chargeâtes moralement de la responsabilité de vos fourberies: vous les avez abusés indignement et déshonorés en les astreignant à méconnaître le fils de Louis XVI. Ministres et rois des cinquante années qui viennent de s'écouler, vous répondrez devant Dieu qui vous jugera et devant la postérité qui vous condamnera, des malheurs de notre époque, de l'opprobre de la vie du roi légitime de France, et de la désolation de sa mort sur le sol de l'étranger." Wenn man Dies liest weiß man in der That nicht, ob man mehr an Gruau's gutem Willen oder an seiner Beurtheilungskraft irrewerden soll. Denn alle Ehre der Treue gegen die Herrscher der einheimischen Dynastie; aber von einem unbedeutenden Menschen der sich durch Nichts im Guten oder im Bösen ausgezeichnet hat, und der für seine prinzliche Geburt Nichts aufzuweisen im Stande ist als eine fire Idee, große Dinge zu erwarten, oder einen solchen, ohne Bildung, Talent und Menschenkenntniß, für den würdigen Inhaber des Throns von Frankreich halten zu wollen — Das, wir gestehen es, können wir nicht treue Unterthanenpflicht nennen, sondern nur traurige Selbstverblendung. G.

Notiz.

Auch im Selbstmorde Methode.

Der Verf. eines Aufsatzes über den Selbstmord in den „Annales d'hygiène" will auf Grund genau geprüfter 9000, von 1796—1830 wegen Selbstentleibung in Paris stattgefundener gerichtlichen Untersuchungen ermittelt haben, daß die meisten „philosophischen" oder vorbedachten Selbstmorde im Dunkel der Nacht oder kurz vor Tagesanbruch, hingegen die „zufälligen" oder unvorbedachten gewöhnlich am Tage verübt werden, Letzteres deshalb, weil die veranlassenden Ursachen, wie Zank, Empfang schlechter Nachrichten, Spielverluste, Unmäßigkeit u. s. w., sich in der Mehrzahl am Tage ereignen. Außerdem weist er nach, daß jedes Alter seine eigene Methode für sich das Leben zu nehmen. Die jüngsten und ältesten Lebensmüden erhängen, kräftige Männer erschießen, Schwächlinge und Frauen ersäufen sich. Alle übrigen Todesarten sollen nur vereinzelte und „phantastische" Ausnahmen dieser Regeln sein. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 298. — 13. December 1849.

Sociale und nationalökonomische Fragen.

(Beschluß aus Nr. 297.)

Tebeldi (Nr. 9), wol ein pseudonymer Schriftsteller, ist uns schon aus einer vormärzlichen Schrift über die östreichischen Finanzen bekannt geworden, deren statistische Unterlagen etwas sehr incorrect waren. Der Pessimismus und die Neigung zu willkürlichen Constructionen die wir dort fanden begegnen uns auch hier wieder. Einen großen Theil der Schrift nimmt die Untersuchung über die Frage ein: ob das Eigenthum in der Natur der Sache gegründet oder eine Staatseinrichtung sei. Diese Frage ist schon von Haus aus falsch gestellt; denn das in der Natur der Sache Gegründete und die Staatseinrichtungen sind keine Gegensätze; vielmehr sollen alle Staatseinrichtungen in der Natur der Sache begründet sein. Auch wir sind der Ansicht, daß das Eigenthumsrecht zuletzt, wie alles Recht im eigentlichen Sinne des Worts, auf der Sanction des Staats beruht. Aber der Staat wurde bewußtlos, durch die Natur der Dinge darauf geführt, und je weiter die Gesellschaft vorschreitet, desto nothwendiger wird es in der Natur der Sache gegründet sein. Der Umfang seiner Ausflüsse, die Form seiner Ausübung haben immer der Gesetzgebung des Staats unterlegen, und gewiß ist es, daß auch dieses Institut sich dem wahren Wohle des Volks unterordnen muß; aber gewiß auch, daß das wahre, bleibende Wohl des Volks nicht durch Beschränkungen desselben gefördert wird, die seine Idee selbst aufheben. Der Verf. will das Eigenthum nicht im Sinne der Communisten aufgehoben, aber er will es im gesteigerten Sinne der reactionnairen Schule der Nationalökonomie gebunden und beschränkt wissen, wie Dies im Einzelnen schon oftmals, namentlich in Betreff des Grundeigenthums, speciell des Waldeigenthums, vorgeschlagen oder ausgeführt worden, wie es auch in Betreff des Eigenthums an Bergwerken, Salzwerken u. dgl. vorkommt. Recht gut ist seine Darstellung der Vortheile welche die frühere Wirthschaftsverfassung, die des Mittelalters gewährte, überhaupt die Darstellung dieser Verfassung selbst und namentlich die Hervorhebung des Einflusses den sie gegen das Aufwachsen von Proletariern äußerte. Er eifert nun gegen die Aufhebung der Geschlossenheit der Güter, gegen die Begünstigung der Fabriken, gegen die Maschinen, gegen die Eingriffe in die Zunftrechte, gegen die magnetische Kraft des Capitals, und sucht in dem Allen eine Desorganisation der Gesellschaft. Er macht nun folgende Vorschläge, die er im Einzelnen erörtert:

Der in zu kleine Stücke zerbröckelte Boden wird allmälig auf Besitze zurückzuführen sein welche hinreichen eine Familie zu erhalten.... Der in zu große Besitze vereinigte Boden wird allmälig in Höfe aufzutrennen sein welche nicht mehr Ertrag geben als wovon eine Familie bequem auszukommen vermag.... Alle Einrichtungen welche möglich machen, daß die einzelnen Bauerhöfe nicht zureichen dem Besitzer und seiner Familie ein bequemes Auskommen zu geben, werden abzuschaffen sein.... Das Loos der mit Feldarbeit beschäftigten Hülfsarbeiter wird sicherzustellen sein.... Das flache Land hat Bodenbesitz, die Stadt soll Arbeitsbesitz bekommen.... Die umliegenden Ortschaften welche die Stadt nothwendig hat, damit sie existiren kann, müssen mit der Stadt untrennbar verbunden werden. Die Stadt muß der ausschließliche Ort werden aus welchem das flache Land die ihm nothwendigen Fabrikate beziehen darf.... Als weitere Vorkehrungen werden vorgeschlagen: die Vereinigung der Fabrikarbeiter, der Maschinenarbeiter und aller Industriellen deren Erwerb den gemeinen Tagelohn nicht beträchtlich überschreitet, zu friedlicher Gemeinschaft. Die Errichtung großer, einer ausgedehnten Benutzung zugänglicher Findelhäuser. Die Beförderung der Auswanderung. Die Deportation der schweren Verbrecher in Verbrechercolonien.... Ferner gegen das Uebergewicht des Capitals: eine Besteuerung der Fabriken und Maschinen welche mit der großen Arbeitskraft dieser Verrichtungen nicht außer allem Verhältnisse steht. Die Abschaffung sowol der Staats- als der Handelsbanken. Das Verbot auf den Ueberbringer lautende Schuldscheine auszufertigen. Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld.

Abgesehen von Dem was sich gegen Einzelnes einwenden läßt — wie denn z. B. eine willkürliche Herabsetzung der Zinsen der Staatsschulden höchstens als allgemeine Maßregel für ganz Europa und Amerika möglich wäre, und auch dann noch bei jedem neuen Creditbedürfniß Schiffbruch erleiden würde —, ist auch von dem Ganzen zu urtheilen, daß, wie immer man über die Nützlichkeit dieser Einrichtungen denken möge, zu ihrer Verwirklichung unter den jetzt bestehenden Zuständen und Ansichten keine Aussicht ist. Man wird nach Mitteln suchen müssen die Dasselbe, aber in einer den heutigen Verhältnissen und Richtungen entsprechendern Weise leisten was die Institute des Mittelalters in für ihre Verhältnisse und Richtungen natürlicher Weise leisteten, dann aber doch der trotz ihnen anwachsenden Bevölkerung und den aus ihnen erwachsenen Mißbräuchen er-

liegen mußten. Hauptsächlich man wird mehr als der Verf. auf geistige und moralische Einflüsse und Hebemittel geben müssen.

Die Schriften 7—9 betreffen Specialfragen. Die Einkommensteuer des Freiherrn von Groß ist ganz scharfsinnig ausgerechnet, hat uns aber doch nicht für die Sache gewinnen können. Die Einkommensteuer neben andern Steuern mag in England ihren Werth haben, wo es fast gar keine directen Steuern gibt. In Frankreich und den meisten deutschen Staaten haben wir die Einkommensteuer schon, aber in der weit zweckmäßigern Form eines combinirten Steuersystems, was sich in seinen einzelnen Steuern nach der Natur der verschiedenen Einkommensquellen richtet. Eine einzige Einkommensteuer würde unter unsern Verhältnissen eine höchst belästigende, ungenaue und ungerechte Steuer werden. Eine progressive Einkommensteuer ist schon im Princip ungerecht und unterliegt außerdem gänzlich der Willkür. Jedermann sieht ein, daß es gerecht ist, wenn, sobald der Mann mit 500 Thlr. Einkommen 5 Thlr. Steuer gibt, der mit 2000 Thlr. Einkommen 20 Thlr. geben muß; aber warum es gerecht sein sollte, wenn ihm statt 20 23, nicht aber 22 oder 24 abgefodert würden, kann kein Mensch nachweisen. Auch dieser Verf. macht Vorschläge über gleiches Maß und Gewicht, welcher Frage, mit Einrechnung des Münzwesens, die Schrift Nr. 8 ausschließlich gewidmet ist. Groß schließt sich mehr dem französischen System an, wobei er jedoch auch auf die sächsischen Vorschläge viele Rücksicht nimmt. Karsten macht eigene Vorschläge, die uns im Ganzen recht praktisch scheinen, deren nähere Erörterung aber etwas zu trocken ausfallen dürfte. Die Schrift in deutschen Marinesachen ist sehr gehässig gegen die Reichsmarineverwaltung und speciell gegen Duckwitz, zu gehässig um völlig glaubhaft zu sein. Zudem haben neuerliche amtliche Veröffentlichungen dargethan, daß für die kurze Zeit und den Mangel an Hülfsmitteln in der That viel gethan worden ist. Im Uebrigen würden die scharfen Tadler ihre Sprache wol etwas herabstimmen, wenn sie sich danach umsähen welche Erfahrungen Frankreich und Rußland bei ihren Bemühungen eine Staatsmarine von oben herab zu schaffen gemacht und wie viel Lehrgeld sie bezahlt haben. 37.

Diesterweg's Antrag für die Goethe-Stiftung beleuchtet von einer deutschen Frau.

Die berliner „National-Zeitung" vom 25. und 26. Sept. bringt uns einen Antrag Diesterweg's, der in einer seitdem erschienenen Broschüre weiter ausgearbeitet ist.*) Diese Broschüre enthält in ihrem ersten Theile die Begründung der Nothwendigkeit einer weiblichen Bildungsanstalt und ihre Grundzüge, im zweiten eine klare Beleuchtung der F. Fröbel'schen Erziehlehre sowol als der Kindergärten. Das Ganze hat uns ebenso sehr erfreut als angeregt. Die Goethe-Stiftung soll ein deutsches Nationaldenkmal werden, und deshalb will Diesterweg, der würdige Vorkämpfer geistiger Freiheit, sie zu einer Bildungsanstalt des weiblichen Geschlechts gestalten. Deutschlands Frauen mögen freudig den Stern begrüßen der ihnen hier aus dem Chaos ihrer Zustände entgegenleuchtet, der tiefgefühlte Dank aller Bessern aber wird dem Wackern lohnen der das kühne Wort Goethe's: „Licht, mehr Licht!" zur Wahrheit erheben will, indem er die Segnungen echter Aufklärung auch auf die Gebiete zu leiten sucht die bis jetzt richtiger geistiger Beachtung kaum gewürdigt wurden. Er entfaltet hier ein Panier unter das bald die Tüchtigsten sich scharen werden, und Jeder der hier mitwirkt führt in den Frauen zugleich den kommenden Geschlechtern die Bildung zu. Wenn man die schlagenden Gründe des beregten Aufsatzes liest (auf den wir dringend unsere Leser hinweisen), so kann man nur fragen: Wie war es möglich, daß so lange Zeit verstreichen konnte, ehe man begriff wie unendlich wichtig die Bildung des weiblichen Geschlechts für die ganze Menschheit ist? Wol wissen wir, daß der Gedanke manchen sonst philanthropisch gesinnten Mann noch heute stutzig macht: eine generellere Bildung möchte dem Weibe auch generellere Wirkungskreise wünschenswerth erscheinen lassen; auch dürfte es ein allzu befangenes Urtheil verrathen, wollte man die Richtigkeit dieser Ansicht in Frage stellen. Aber ich sehe selbst vom allerspeciellsten weiblichen Standpunkte aus in dieser Voraussetzung keinerlei Grund zu Befürchtungen irgend einer Art. Man erlaube mir diese Ansicht ruhig zu begründen, nachdem ich zuvor aus tiefster Seele die Ueberzeugung ausspreche, daß ich in dem Berufe der Gattin, Hausfrau und Mutter den Inbegriff des höchsten irdischen Glücks, die Quelle des edelsten Stolzes erkenne, und an seine strenge Pflichterfüllung die höchsten Foderungen stelle.

Nehmen wir an: eine gründlich durchgreifende geistige Bildung erweitere den bisher oft unnatürlich beschränkten Gesichtskreis der Jungfrau, sie lernt durch sie die Welt und die Wissenschaft verstehen, vermag sich durch Vergleichungen aus den verschiedenen Gebieten der Natur und Kunst ein selbständiges freies Urtheil zu bilden: — was wird die nächste Folge dieser für uns neuen Erscheinung werden? Ein also gereiftes Mädchen kann und wird sich nicht dem ersten besten Verehrer in die Arme werfen; es muß vermöge der gesteigerten Anforderungen seines Innern sorgsam prüfen, ehe es Den wählt der ihr zum Lebensgefährten genügen soll. „Ja Das ist aber gerade das Unglück, wenn die Mädchen so schwer zu befriedigen sind": so rufen hier gewiß viele Väter, Brüder und mit auch andere Jünglinge. Ich meine aber völlig umgekehrt: Das wäre ein großes Glück. Nimmer könnte die Ehe Das werden was sie sein soll, wenn sie auf eine so unverantwortlich leichtsinnige Weise geschlossen wird wie bisher; die meisten Klagen gegen diese geheiligte Institution finden in dieser Thatsache ihre Begründung und Erledigung.

Die Jungfrau tritt als kaum geistig gereiftes Wesen in die Ehe; sie schließt nur zu häufig ein Bündniß mit dem ihr nicht hinlänglich Bekannten oder Geprüften, und findet kaum selten die Bedürfnisse ihres Innern befriedigt, oder den Trieb nach geistiger Fortentwickelung genügend getheilt, wenn das Leben und dessen mannichfache Beziehungen zu spät das selbständige Urtheil zuführen, mit dem sie eigentlich in dasselbe treten sollte. Dieses Urtheil müßte völlig ausgebildet sein, ehe es sich darum handelt aus der unbefangenen Jungfrau eine Weltbürgerin zu entfalten. Würden wir also durch eine extensivere Bildung des weiblichen Geschlechts die Zahl der Ehen auch etwas gemindert sehen, so dürfte doch dann ihre innere Beschaffenheit den wahren Menschenfreund genügend für jenen Verlust zu entschädigen vermögen. Glückliche Ehen werden wir gewiß dann in großer Anzahl haben, und dadurch innerlich befriedigtere Mütter, reicher begabte Kinder. Betrachten wir nun aber die Jungfrau der kein tieferes Gefühl für ihr Herz Befriedigung gewährt im Leben. Sie findet in der

*) Die Goethe-Stiftung. Ein Antrag von A. Diesterweg. I. Die Goethe-Stiftung nach den Anforderungen der Gegenwart. II. Die Goethe-Stiftung nach Fröbel's Erziehungs-Bestrebungen. Essen, Bädeker. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

ihr gebotenen Quellen ernsten Wissens das beste Ableitungsmittel für jenes altjüngferliche Wesen das uns von frühern Tagen her so schreckhaft vorschwebt. Welch eine neue Welt geht diesem innerlich so unbefriedigten Mädchen in dem zweiten, dritten und vierten Zweige der projectirten weiblichen Bildungsanstalt auf! Sie denen die Natur das Glück vorenthält eigene Kinder an die sehnende Brust zu drücken, sie vermögen jetzt im Kindergarten dem edelsten Triebe des Weibes nützliche und innerliche Befriedigung zu geben. Die Sprache versagt hier fast den Dienst, wenn die Größe des Gedankens in seiner ganzen Bedeutung vor uns tritt. Wer selbst, mit allen Fasern des Innern im eigenen Geschlechte wurzelnd, die namenlosen Leiden desselben in ihrer schmerzensvollen Mannichfaltigkeit an so vielen trefflichen Wesen gesehen; wer oft mit ihnen gelitten und geweint, wenn sie die Wunden still bluten ließen, damit nicht unzarte Hände sie unsanft berühren, und um so schmerzlicher zucken lassen möchten, dem muß jetzt das Herz höher schwellen, wenn das lange still gehegte Ideal besserer Frauen sich endlich zur schönsten Wirklichkeit zu gestalten scheint. Deutschlands Männer werden es begreifen, daß sie eine verjährte Schuld abzutragen haben, und den großen Genius der deutschen Nation ehrt man um so würdiger, wenn man den Mahnruf für diese heilige Foderung an seinen Namen knüpft. Es erstehe eine Bildungsanstalt für Die deren ganzes Wesen die höchste Bildungsfähigkeit verräth, ohne daß in den längst aufgelockerten Boden bis jetzt die rechten Keime gesenkt wären um seine Kraft zum Wohle des Ganzen hinlänglich bethätigen zu können.

Der erste Zweig der Bildungsanstalt wäre dem Diesterweg'schen Antrage zufolge einem Lehrcursus über physische und psychische Erziehung für das herangewachsene weibliche Geschlecht gewidmet. Die Wichtigkeit dieses Lehrgegenstandes ist so einleuchtend, daß es darüber nur weniger Worte bedarf; doch mag hier ein Gedanke besonders hervorgehoben werden. Es ist ein allzu natürliches Bedürfniß des Menschen sich für seine Bestimmung auszubilden, um nicht den großen Mangel zu fühlen, daß die große Bestimmung des Weibes: den Menschen in seiner wichtigsten Lebensperiode zu überwachen, bis jetzt einzig dem mütterlichen Instincte überlassen blieb. Wol stimmen wir Frauen mit ein in den allgemeinen Ruf: dieser Instinct der Mutter ist eine heilige Offenbarung der Liebe. Aber wissen wir es nicht aus tausend Erfahrungen, daß die Liebe gern sich selbst opfert um das Geliebte zu beglücken, daß sie zumal bei Frauen, einem alten aber wahren Sprüchworte zufolge, fast immer das Herz mit dem Verstande davonlaufen läßt? Wird daher die heilige Flamme der Mutterliebe erst durch zweckmäßige Bearbeitung des Verstandes so geleitet, daß wir ihre Glut da zu beherrschen wissen, wo es zum Besten des Kindes erfoderlich ist: dann werden wir die Opferfähigkeit der Mutter auf eine ihrer würdige Weise ausbilden, und nicht, wie jetzt so oft, durch sie zur Sklavin eines despotischen Kindes herabsinken; dann erst trifft uns der große Augenblick würdig vorbereitet der ein hülfloses, weinendes Wesen an unsere Brust legt.

Das Kind ist von der Natur angewiesen seine Selbständigkeit durch uns entwickelt zu sehen. Um Dies zweckmäßig zu vollbringen müssen wir sowol Körper wie Seele des Menschen richtig erkennen. Dies wird mit vollkommenem Recht als erstes Bildungsmittel für das weibliche Geschlecht betrachtet. Daß der zweite Vorschlag: eine Anstalt zur Befähigung von Müttern und Kinderpflegerinnen für die erste Erziehung der Kinder, innig mit dem ersten zusammenhängt liegt auf der Hand; doch scheint mir hier schon mehr an die praktischen Uebungen im Kindergarten gedacht zu sein. Wie trefflich Diesterweg die großen Mängel der jetzigen Erziehung, und besonders die Untüchtigkeit der sogenannten Kinderpflegerinnen angedeutet, dafür müssen ihm Tausende danken. Das ist gerade der wunde Fleck auf den vielleicht jetzt von neuem ein Mann hinweisen mußte um Deutschland diese Mängel erkennen zu lehren, denen so manches tiefere Uebel zugeschrieben werden muß dessen Quell man bisher nicht erkannte. Die Engländer, diese großen Praktiker, sind uns hier mit dem besten Beispiele vorangegangen, indem sie in ihren nurses zeigen was denn eigentlich eine Kinderpflegerin zu bedeuten habe. Bei uns verschüttet man vor lauter unausführbaren Plänen das Kind mit dem Bade. Die Mutter soll durchaus Alles in Allem sein. Das geht aber nicht. Denn jeder denkende Mensch muß sich sagen, daß ein junges Weib von dem man das Unmögliche fodert entweder seine Pflichten leichtsinnig nehmen muß, oder sie zu erfüllen sucht und dabei unterliegt, im bessern Fall mit gebrochenem, sich selbst bitter anklagendem Gemüthe. Fragt man aber, wie ich es oft gehört: Worin besteht denn die ungeheuere Last die wir den Frauen aufbürden? so erlaube man mir eine kurze Skizze aus vielen mir bekannten Kreisen zu entwerfen. Eine jung verheirathete Frau soll ihrem Haushalt ordentlich verstehen, im günstigsten Falle doch Alles selbst beaufsichtigen. Dabei fällt mancher Verdruß vor, der auf ihre Gesundheit schädlich einwirkt, die gemeiniglich, wenn sie Mutterfreuden erwartet, ohnehin etwas angegriffen ist. Dabei hat sie wol auch noch gesellige Anfoderungen zu befriedigen, und thut also redlich das Ihre, wenn sie dem Gatten all dies kleine Ungemach verbirgt und eine heitere Gattin, sorgsame Hausfrau bleibt. Nun kommt der ersehnte Augenblick heran. Wir wissen es Alle wie groß die Freuden, wie schmerzensvoll aber auch in vielen Fällen die Folgen dieser neuen Katastrophe für die Mutter sind. Hat die Mutter sich völlig erholt, und kommt die frohe Kinderschar recht gedrängt hintereinander in die Familie, so ist es ja wiederum nicht möglich, daß ein so geplagtes Weib dem Rufe der hier unvernünftig gesteigerten Pflichtanfoderung genüge, der da mahnt: die Mutter müsse Alles selbst sehen, hören und thun. Wenn sie alle zwei Jahre einen Säugling an der Brust hat, so kann sie die lebhaften geistigen Bedürfnisse der ältern Kinder nicht gehörig beachten, und es wäre wol endlich Zeit, daß wir feste Veranstaltungen träfen um in tüchtigen Kindermädchen den armen, von Natur und Menschen schwer belasteten jungen Frauen kräftige Stützen zu verschaffen. Es ist zwar bei vielen Besprechungen völlig unpassend die eigene Persönlichkeit mit in den Vordergrund zu stellen, obgleich schon Goethe sagt: „Wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken muß, indem er, geberde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird": hier aber glaube ich wird es um so lebhafter auf die Ueberzeugung meiner Leser einwirken, wenn ich ihnen ehrlich erkläre über den beregten Gegenstand eben nicht wie der Blinde von den Farben zu reden, sondern seine wichtigen Fragen aus eigener Erfahrung und allernächster Anschauung beurtheilen zu können, und zwar in dem Zustand völliger Seelenruhe, wo die Verwirrungen der angedeuteten Epochen hinter mir liegen und nur neben der Freudigkeit eigenen kräftigen Ueberwindens die Erkenntniß zurückließen, dieses siegreiche Ringen sei nur unter den günstigsten Verhältnissen, unterstützt von körperlicher Gesundheit, geistiger Frische und andern glücklichen Umständen, möglich. Die Frauen welche solche Siege ihrer eigenen Kraft zuschreiben haben mehr Selbstgefühl als ich, und unterschätzen jedenfalls die mangelhafte Vorbildung der Jungfrauen, die ungenügende Unterstützung der Kindermädchen und den gänzlichen Mangel an Anstalten, wohin kleine Kinder mindestens für einige Stunden täglich, leiblich und geistig gut berathen, geschickt werden könnten, ebenso sehr wie Das was ihnen vor vielen Tausenden vielleicht hülfreich die große Aufgabe ihres Lebens lösen half. Kein Vorwurf trifft die armen Mütter, wenn sie oft ohnmächtig verzagen; nur Die sind zu verdammen die trotz dieser offenbaren Uebelstände leichtsinnig den Weltfreuden sich hingeben und lächelnden Mundes die alberne Versicherung geben: ihre Kinder wären sehr gut berathen, sie hätten eine tüchtige Kinderfrau. Fragt man dann weiter, wo diese Kinderfrau die richtige Behandlung der Kleinen erlernt, so heißt es wol: eine gutmüthige Bäuerin sei das höchste Ideal

für diese wichtige Stelle, die negativen Tugenden dieser Menschen müssen den Mangel allen positiven Erkennens ersetzen, und die hier als würdig bezeichnete Stellvertreterin der Mutter versteht weder die leisen Symptome des aufdämmernden Geistes noch die drohenden Zeichen erwachsender Fehler zu erkennen. Sie weiß nicht das Kind zur Liebe und Nachgiebigkeit bei dem oft sich erhebenden Streit der Geschwister zu mahnen, noch steht sie den Kindern als gerechte Richterin in gehöriger, achtunggebietender Stellung gegenüber. Ihr höchstes Verdienst ist allenfalls eine kluge Vermittlerin zu sein, und oft muß sie dieses Amt auf Kosten der ersten pädagogischen Begriffe durchführen: denn gemeiniglich müssen Versprechungen auf Leckerbissen oder Geschenke den augenblicklichen Wunsch der Kinder zur Ruhe sprechen, indem Habsucht und Neid um so tiefer genährt werden, als ihre Befriedigung zum Köder für die armen, ach so schlecht berathenen Kinder gebraucht werden. Dies sind echte Kinderstubenbilder, Das werden mir viele Mütter bezeugen.

Die dritte Anstalt soll nach dem vorliegenden Plan ein Seminar für Erzieherinnen und Lehrerinnen, verbunden mit Mädchenschulen, werden. Auch dieser Gedanke ist ebenso zeitgemäß als bereits längst für dringend erkannt. Die vielen Verhältnisse welche das Bedürniß nach tüchtigen Erzieherinnen immer näher rücken machen es besonders nöthig solchen Familien tüchtig durchgebildete Mädchen zuweisen zu können, und die ganze Leitung der künftigen Generation wird inniger und harmonischer werden, wenn erst eine Musteranstalt ins Leben gerufen ist, nach deren Principien dann auch an andern ähnlichen Instituten verfahren werden könnte. Durch ein weibliches Seminar würde der ganze Stand der Lehrerinnen gehoben; denn Alles was man bis jetzt gegen weiblichen Unterricht einzuwenden hat beruht auf der mangelhaften, oberflächlichen Unterweisung die großentheils die Lehrerinnen selbst genossen. Es verräth eine bedeutende Anlage zum Lehren, die uns gleichsam in der Natur des Weibes begründet scheint, und die sich sowol in der Geduld als in dem Eingehen mit dem Kinde in dessen Eigenthümlichkeit zeigt, daß bei den jetzigen, meist trostlosen Vorschulen für höhere weibliche Bildung Das von ihnen geleistet werden konnte was uns ebenso überraschend wie erfreulich in einzelnen tüchtigen Lehrerinnen entgegentritt. Werden nun alle diese Kräfte concentrirt, so muß der Brennpunkt eine belebende Wirkung auf nah und fern üben, und sowol die Mädchenschule des Seminars als die vierte Anstalt, der Kindergarten, werden einander ergänzen. Was in dem Kindergarten nach Fröbel'scher Weise vorbereitet wird, Das geht, tüchtig vom ersten Anfangspunkt entwickelt, in die Schule über, und schließt sich später dem Seminar oder dem höhern Lehrcursus für Jungfrauen an; und so erscheint uns der ganze Plan wie ein sinnig geordnetes Gewebe, von dem man nicht eine Masche lösen kann ohne das Ganze zu zerstören. Wer in dem zweiten Theil der Broschüre Diesterweg's Urtheil über Friedrich Fröbel, den Gründer der Kindergärten, liest, der erkennt gar bald, daß der denkende Pädagog, der seit so vielen Jahren rastlos den Verbesserungen des Unterrichts und der Lehrerverhältnisse lebt, hier einen würdigen Verbündeten gefunden zu haben scheint. Beherzigungswerth aber für Jeden der dem Erziehungsfache nahe steht ist die Erscheinung, daß diese zwei Männer im höhern Lebensalter durch ihre reichen Erfahrungen dahin zusammengeführt werden den wichtigsten Theil der Pädagogik in der zweckmäßigen Leitung der ersten Lebensjahre des Kindes zu finden. Nur folgerichtig erscheint es daher, wenn sie die Bildung des weiblichen Geschlechts als das wesentlichste Erfoderniß jeder Verbesserung betrachten, und daß sie diese beiden Zwecke in der Goethe-Stiftung verbinden wollen, ist ein lebensvoller, schöner Plan, an dessen Realisirung sich gewiß die frohesten Hoffnungen wie die herrlichsten Segnungen knüpfen werden. Für uns Frauen ist es wol schon früher klar geworden, daß Aehnliches wie das jetzt Angestrebte noth thut; denn wer von uns mit einigem Nachdenken ihrem Berufe lebte der konnte es nicht entgehen, daß für die erste, wichtigste Epoche des Menschen bis jetzt Alles dem Zufall überlassen blieb. Wie unberechenbar wohlthätig aber der Nutzen der Fröbel'schen Kindergärten für die Gegenwart ist geht schon aus der einfachen Thatsache hervor, daß unsere Jungfrauen doch wenigstens in ihnen Gelegenheit finden sich einige Vorkenntnisse ihres großen Berufs zu erwerben, und somit tüchtigere Mütter zu werden versprechen. Denn ebenso unnatürlich klein waren von jeher die Ansprüche der Deutschen an ihre Jungfrauen, wie sie nachher unnatürlich gesteigert in Bezug auf die Frau und Mutter wurden. Daß also hier ein wichtigeres Verhältniß eintrete, ist der erste Vortheil des Kindergartens. Indem er das Mädchen die Kindheit beachten lehrt, zieht er sie ab von unthätiger Schwärmerei und eitler Weltlust, und sieht sie, versteht sie die tief begründeten und heiter ausgeführten Spiele des Kindergartens, so wird sie einst ahnen was auch in ihrem Kinde vorgeht. Gewiß läßt keine nach Fröbel'schen Principien unterwiesene Kindergärtnerin die Zeit der geistigen Aussaat träumerisch verstreichen, wenn sie einst ein holdes Kind das ihre nennt, und immer sinniger wird sie die Ideen des Meisters auffassen und auf das Leben übertragen, je veredelter ihr Wesen, je ausgebildeter ihr Geist ist. Deshalb möge es künftig als höchster Stolz der deutschen Jungfrau gelten eine tüchtig durchgebildete Kindergärtnerin zu werden. Und gewiß, wenn die Nebel erst gefallen sind die dieses reine Licht umhüllen, so wird die Sonne der Wahrheit Allen klar entgegenleuchten, und man wird einsehen mit Diesterweg und Fröbel: In den Kindern, in den Frauen ruht Deutschlands Zukunft; deshalb, ihr Männer die ihr euer Vaterland liebt, sorgt für diese, bis jetzt nicht genug beachteten, heiligen Pfänder der Nation! Gebt ihnen was sie bedürfen: „Licht, mehr Licht!", und lasset Goethe's Ruf zum Prophetenworte werden, das einen neuen Morgen langsam, aber klar und hell über unser großes, schönes Vaterland heraufführt!

Von den Vereinen für die Goethe-Stiftung ist die Prüfung des Plans mit Sicherheit zu erwarten. Wollten sie nicht darauf eingehen, so müßten sie einen Gedanken entdecken dessen Realisirung tiefer in das Leben der Gegenwart und Zukunft eingriffe. Denn an den Namen Goethe soll sich nur Großes und Bedeutendes anreihen. Alles was die deutsche Nation für ihn empfänglich macht kann sie nur veredeln. Mit Wahrheit hat das berliner Comité für die Goethe-Stiftung ausgesprochen: „Wer Theil hat an Bildung, hat auch Theil an Goethe." Also, Das folgt daraus: daß so Viele leben welche keinen Antheil an ihm haben liegt an dem Mangel der Bildung, und, um immer Mehre für ihn und seine großen Schöpfungen empfänglich zu machen, muß man die Bildung erhöhen und ausbreiten. Eine Stiftung welche dieses Resultat in höhere Aussicht stellt ist des Namens Goethe würdig.

Bibliographie.

Das Europäische Eisenhütten-Gewerbe. Statistisch, commerziell, technisch, und mit besonderer Beziehung auf die Schutzzoll-Verhältnisse betrachtet von einem erfahrenen Eisenhüttenmann. 2te bis auf das J. 1849 vervollständigte und vermehrte Auflage. Leipzig, Spamer. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.

Gervinus, G. G., Handbuch der Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 4te Auflage. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Holzhauser's, B., Lebensgeschichte und Gesichte nebst dessen Erklärung der Offenbarung des h. Johannes. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Einleitungen und Erläuterungen versehen von L. Clarus. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr.

Humboldt, H. v., Drei Schöpfungsfragen und deutliche Antworten. Ein Ruf aus der Zeit. Aus Manuscripten. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 15 Ngr.

Laube, H., Das erste deutsche Parlament. 3ter Band. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 299. —— 14. December 1849.

Der Neuzeit Schwimmung.

Unſere Zeit heißt eine bewegte, was eigentlich jede iſt, nur nicht immer mit krampfhaften Zuckungen. Kommen dieſe, dann fragt ein vernünftiges Geſchlecht nach Urſachen derſelben, Heilkundige beſtreben ſich Mittel der Beruhigung zu finden, und haben vielleicht jene ebenſo ſelten erforſcht als die letztern zur Hand, weil in der menſchlichen Pathologie und Therapie die Lehre von den Krämpfen zum dunkelſten Theile gehört.

Wenn wir Körperliches und Geiſtiges als verſchieden vorausſetzen, einen Weltdualismus, dem wir ſelbſt angehören mit Leib und Seele, Aeußerlichem und Innerlichem, Geſehenem und Sehendem, für welches Sehen es nach Kant einen äußern und innern Sinn gibt, ſo ſind wir Menſchen in unſerm zeitlichen Daſein beidlebige Weſen, Amphibien für Himmelsluft und Erdwaſſer, in deren Perſönlichkeit ſich das Doppelleben einet, durcheinander wirkt und ſich auswechſelt, und Richtungen der Thätigkeit nach außen wie nach innen veranlaßt. Wo das Bewußtſein des Beidlebigen verſchwindet, oder ſich krankhaft verwirrt, da iſt Einer nicht bei ſich.

Den Anfang aller Lebensbewegungen und ihrer Richtung gewahren wir im perſönlichen Leben, in bewußter freier Selbſtbeſtimmung. Sie erſcheint als Unruhe und Aufregung, als Bildung von Zwecken und Abſichten, als Streben nach neuem Erwerbe, ſei es der Gedanken oder der Genüſſe, welches ſchon bei dem erſten Menſchenpaar im Paradieſe ſich kundgegeben, und noch gegenwärtig in dem Vorwärts ſich ausdrückt dem die Rüſtigen unſers Geſchlechts huldigen. Das bloße Daſein der Körperwelt genügt nicht, man will den Beſitz verborgener Kräfte um äußerliche Erſcheinungen zu beherrſchen; die bloßen Seelenzuſtände dünken mangelhaft, man will ein tieferes Erfaſſen derſelben, ernſteres Erforſchen ſeiner ſelbſt, und womöglich eine Gemeinſchaft mit vollkommenern Weſen zur Erhöhung der eigenen Geiſtigkeit. Weil nun für beiderlei Streben die Mitwirkung des äußern und innern Sinnes fehlt, welche nur kennen was ihnen gegenwärtig iſt, ſo bleibt es ſtets auf ein Unſinnliches gerichtet, mit Berufung auf ſich ſelbſt und eigene Perſönlichkeit, etwa als unüberwindliches Gefühl oder Glaube zu bezeichnen. Religion und Sittlichkeit ſehen hierin ihre Wurzel, jene als Glaube an Gottheit, Höheres als die Sinnenwelt, dieſe als Glaube an Tieferes wie Luſt oder Schmerz, ans Gewiſſen; jene iſt Richtung über uns hinaus, dieſe iſt Richtung in uns hinein. Die mancherlei Formen in denen ſolche Doppelrichtung in der Menſchheit ſich gezeigt bilden den Inhalt der Religions- und Sittengeſchichte.

Jegliches Zeitalter erwirbt davon einen Theil, beſtimmt dadurch den Charakter ſeiner Gedankenbewegung, welche in Begriff und Wort gefaßt nach weiteſtem Sinne die Philoſophie des Zeitalters genannt werden könnte. Während nun ſonſt wol die äußern Zuſtände eines Volks vorbildend für ſeine Philoſophie geweſen, iſt bei uns Deutſchen die philoſophiſche Gedankenbewegung ein Vorbild für unſere Zuſtände geworden; der lebhafte Betrieb von Begriffen in Schulen und Hörſälen — ein Wühlen und Durcharbeiten — verbreitet ſich auf den Markt, in die Regierungen und Volksverſammlungen: wir ſind ein politiſch aufgeregtes Volk von Denkern.

Als Ausſchnitt ſolcher Gegenwart laſſen ſich einige uns jüngſt zugekommene Schriften betrachten, deren in dieſer Beziehung vorhandene Eigenheit eine Ueberſicht und Würdigung verdient, zumal ſie nach ihrem verſchiedenen Standpunkt das Heil der Gedankenbewegungen und Zuſtände im Auge haben. Für alles menſchliche Erkennen gibt es ein Nichterkanntes, über deſſen Schranke jenes hinausſtrebt, und im Aufgeben engerer Genügſamkeit unbefriedigt eine Zerriſſenheit des Denkers zur Folge hat, die in unſern Tagen von manchen Seiten eingeſtanden und beklagt worden, und von jeher in Zweifel und Geringſchätzung alles menſchlichen Wiſſens und Erfahrens ſich kundgegeben. Nehmen wir die erſte kleine Schrift zur Hand.

1. Was bleibt? Zeitgemäße Betrachtungen des Königs und Predigers Salomo über die Eitelkeit aller Dinge. Ueberſetzt und erklärt und in ihrem wohlgeſchloſſenen Zuſammenhange entwickelt von F. W. K. Umbreit. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 1849. Gr. 12. 12 Ngr.

König Salomo ſelbſt iſt es wol nicht der in dem Koheleth, einer Schrift des Alten Teſtament, zu uns redet, ſondern ein ſpäterer Anhänger ſkeptiſcher Philoſophie, der nicht mit friſchem Prophetenthum und poſitivem Moſaismus den Schmerz des Lebens überwindet, ſondern dem die Entſagung als Reſultat ſich aufgedrun-

gen. Alles iſt ihm Eitelkeit: Königthum, die Weisheit mit übler Qual, Sinnenfreude und Lachen, Nachruhm, Thätigkeit, Geldbeſitz, Thorheit, Frömmigkeit, Weiber, Schickſal, am Ende der Tod, viel Büchermachen und Studiren, welches den Leib ermüdet, Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles Eitelkeit. Schwerlich hat Jemand das Nichtige des menſchlichen Daſeins ſchärfer und troſtloſer gezeichnet als dieſer Prediger, und wenn es am Ende heißt: „Den Gott fürchte und ſeine Gebote halte, denn Das iſt für jeden Menſchen", ſo ertönt hierin ein Klang aus der Volksreligion der mit dem übrigen Inhalt des Werks ſchlecht übereinſtimmt, und als ein müßiger Anhang der Eitelkeiten erſcheint. Umbreit verweiſt von dieſen trüben Auffaſſungen an die Pſalmen und Propheten, an die Weisheit frommer Ergebung des Menſchen Gott gegenüber, dem Heiligen in Iſrael, deſſen Heil ewig dauert, gewiß mit vollem Recht. Aber wenn wir fragen: was bleibt? — nämlich unter Menſchen welche auf Erden leben und nach Erkenntniß trachten — ſo gehört auch der Skepticismus dazu, welcher ſchon Jahrhunderte vor uns geweſen und in unſerer Zeit noch vorhanden, auch wol in Zukunft, wenngleich nicht immer in dem abgeblichenen Klaggewande des Salomoniſchen Predigers.

Da der Glaube eine religiöſe und ſittliche Erhebung und Vertiefung iſt, der Zweifel dagegen Herabdrückung und Verſeichtigung beider, ſo ſucht die menſchliche Vernunft als Ausdruck jener Erhebung und Vertiefung ſich zu helfen, und weil ſie über Begriffe Herrſchaft führt, durch Gründe die Zweifelbegriffe zu beſiegen, um eine unterbrochene Gläubigkeit wiederherzuſtellen. Der Werth des Unternehmens iſt in allen Zeiten, auch den unſerigen, anerkannt, und ihm iſt die zweite Schrift gewidmet.

2. Briefe an einen Zweifler über die Religion. Von F. L. Frantz. Landau, Kaußler. 1849. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Verf. beruft ſich darauf, daß Religion bei allen Völkern der Erde gefunden wird, daher ſehr wichtig iſt, und nur der Glaube Glück und Troſt im Leben gewähren kann, weil ohne ihn die Eitelkeit deſſelben eingeräumt werden muß. Auch hätten die tiefſten und gründlichſten Denker aller Zeiten ſich zum Glauben an Gott bekannt, er ſei etwas allgemein Menſchliches, ebenſo der Glaube ans Gewiſſen. Fänden ſich Abweichungen dieſes Glaubens, ſo beziehen ſie ſich auf die Vorſtellungen von Gott, nicht auf den Glauben an deſſen Daſein, worin der Urſprung aller Dinge, der Anfang alles Werdens geſucht wird.

Die Gründe ſind gut, doch nur für Diejenigen welche Glück und Troſt im Leben haben, und dem allgemein Menſchlichen ſich anſchließen wollen, nicht für Diejenigen deren Zerriſſenheit weder Glück noch Troſt ſucht, und das allgemein Hochgeſtellte geringſchätzt. Heißt es ferner: „Das Unmögliche des Unmöglichſten iſt, daß aus einer bewußtloſen Materie Weſen entſtehen könnten welche mit Denkkraft begabt ſind", ein Satz den Leibniz zum Grundpfeiler ſeiner Philoſophie machte (den Weltdualismus): ſo gibt es doch neuere Philoſophen denen das „Unmögliche des Unmöglichſten" keinen Anſtoß gegeben, ſondern die ſich dazu bekannt. Ueberhaupt ſollte ein Unmögliches aus der Philoſophie vertrieben ſein, ſeitdem der Widerſpruch — ein Schattenriß des Unmöglichen — zum Kennzeichen ſpeculativer Wahrheit erhoben wurde.

Es fehlt nicht eine Hinweiſung auf Ordnung, Plan und Zweckmäßigkeit der Schöpfung, auf den Inſtinct der Thiere, der Blindſehenden, welcher eine Schildkröte am fremdeſten Ufer den nächſten Weg zum Meere finden läßt u. ſ. w., welcher Beweis für das Daſein eines weiſen Schöpfers von Kant der älteſte, klarſte und der gemeinen Vernunft am meiſten angemeſſene genannt wird, indem er das Studium der Natur belebt, und es wird gefolgert: Gott könne nicht im Zuſtande eines „unvordenklichen Seins", d. h. eines unbeſtimmten Nichts vor deſſen Selbſtentwickelung, geweſen ſein, ſondern wir müßten uns Gott als das allervollkommenſte Weſen von Ewigkeit her denken. Der Verf. mag Dies wieder mit den Philoſophen ausmachen die ſolches Unvordenkliche behauptet haben. Er geht raſch über zu den göttlichen Eigenſchaften der Allmacht, Allgegenwart, Allwiſſenheit, Allweisheit, Güte, Liebe, Gerechtigkeit, Heiligkeit, und behauptet ein unverrücktes Voranſchreiten der Menſchheit, ihre trotz aller Verirrung ſtets „regelmäßig" fortſchreitende Entwickelung und Vervollkommnung. Ein Zweifler möchte doch am „Regelmäßigen" wenigſtens bedeutenden Anſtoß nehmen. Bei dem Verhältniß göttlicher Vorſehung zur menſchlichen Freiheit bemerkt der Verf. ſelbſt: „Es bleibt uns nur übrig beide für wahr zu halten, an beide zu glauben, weil wir an der Grenzlinie angekommen ſind, wo Wiſſen und Begreifen aufhört und das Reich des Unbegreiflichen und Geheimnißvollen anfängt." Wir ſtanden ſchon immer an dieſer Grenzlinie. Wer in ſeinen Lebenserfahrungen die Spuren einer lenkenden Vorſehung findet iſt gewiß befugt ſich davon überzeugt zu halten, aber wird den Zweifler nicht beſiegen, der ſolche Spuren nicht entdeckt.

Leichtere Anerkennung wird den Sätzen zu Theil: daß des Menſchen Beſtimmung eine freithätige Wirkſamkeit ſei, daß er ſeiner Natur gemäß lebe, daß ſeine Geiſtigkeit im Unterſchiede von den Thieren in Vervollkommnungsfähigkeit beſtehe, daß dieſe wie der ſinnliche Genuß des Daſeins ſeinem Zuſtande angehöre, daß die Herrſchaft geiſtiger Triebe (der Stimme des Gewiſſens) Tugend, Wille Gottes, und das Gegentheil Sünde ſei, daß daraus Achtung und Verachtung ihren Urſprung nehmen, daß die Beherrſchung der Sinnlichkeit in dreifacher Richtung des Denkens, Fühlens, Wollens im Allgemeinen Religion heißen könne u. ſ. w.

Hieran ſchließt ſich der anerſchaffene Geſelligkeitstrieb, woraus Menſchenliebe, Nächſtenliebe ſich entwickelt und zum Inbegriff geſelliger Tugenden macht, welche mit Beherrſchung ſeiner ſelbſt zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit führen. Religion, beſonders das Gebet wird ein Mittel zum Erreichen unſerer Beſtimmung. Glaube an Unſterblichkeit ſtärkt eine mit Aufopferungen verbundene

Tugend, gründet sich auf unser unmittelbares Bewußtsein als Thatsache, und wird verbürgt durch Gottes Güte, Liebe, Gerechtigkeit, Vergeltung, Weisheit. Schließlich nennt der Verf. das religiöse Glauben *mehr* als Ueberzeugung, nicht Sache des Verstandes, sondern von einer ebenso großen Gewißheit als das Leben selbst, ein „unmittelbares Innewerden des Göttlichen".

Aus dieser Reihe von Betrachtungen erhellt, daß der Glaube auf sich selbst zurückweist; Dasselbe thut auch der Unglaube, wenn er einmal da ist, und ihm soll abgeholfen werden durch „Ueberzeugung", die jedoch weniger Kraft besitzt als der Glaube, daher diesen nicht hervorruft, weswegen auch schwerlich ein entschiedener Salomonischer Zweifler dadurch zum Glauben gelangt, sondern sprechen könnte: „Auch dieses Denken und Belehren ist eitel wie alles menschliche Dichten und Trachten!" Unstreitig liegt in solcher Geringschätzung des Menschendaseins eine gewisse Größe, aber eine negative, gleichwie die positive im Glauben und dessen Erhebung; und man dürfte weniger fragen: wie tritt jene aus dem Menschen *hervor*, als: wie kommt sie in den Menschen *hinein*? Erinnern ließe sich an die Worte Jacobi's gegen Mendelssohn, der Ueberzeugung durch Vernunftgründe zu suchen gestand: „Wir Alle werden im Glauben geboren, und müssen im Glauben sterben, wie wir Alle in Gesellschaft geboren werden und in Gesellschaft bleiben müssen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Pfarre und Schule. Eine Dorfgeschichte von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, Wigand. 1849. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Das Genre dehnt sich aus: vor uns liegt eine Dorfgeschichte in drei Bänden, Das heißt doch Fortschritt! Rechts und links hat der Verf., wie er in dem Vorworte sagt, in das Leben hineingegriffen und hingestellt was und wie er es fand; „wir Menschen sind nun einmal keine Ideale", fährt er fort, „und selbst aus dem Romane müssen diese verschwinden, wenn er der Wirklichkeit gehören soll". Da wäre denn nun durch diesen Grundsatz Friedrich Gerstäcker's auf einmal aller Streit, aller Zwiespalt gelöst: weg mit dem Erhabenen, weg mit dem Ideale, weg mit der Kunst; schreiben wir die Wirklichkeit ab. Denn etwas Anderes ist dann diese Production nicht als eine Copie der gemeinen Wirklichkeit; ihr arbeitet noch einmal in euern Büchern die allgemeine Jämmerlichkeit durch, ihr habt keinen Halt, in all dem Treiben keinen Stand, keine Richtung, die Poesie ist der Abklatsch der Wirklichkeit und darum nichts Anderes als diese! So weit wären wir nun gekommen, daß die politischen und socialen Zerwürfnisse auch noch die letzte Zuflucht des Menschengeistes, die Kunst, uns hinwegnehmen; aber zum Glück wird die Ansicht Gerstäcker's keine allgemeine werden, und wir wollen hiermit feierlichst gegen dieselbe als eine falsche, verderbliche protestirt haben. Der Verf. sagt ferner, er könne auch „kein vollendetes Ganzes" bieten, weil — nun, weil der Roman in der Jetztzeit in Deutschland spiele. Wer in der Kunst die Ansicht hat, daß er nichts Ganzes bieten könne, der warte bis er es im Stande ist, denn die Halbheit ist aller Laster Anfang; und wer glaubt, daß bei den jetzigen Zuständen Deutschlands für die Literatur Nichts zu thun sei, nun denn der hänge die Harfe an die Weiden! Der Verf. führt uns in ein deutsches Dorf Horneck zu Anfang des Frühjahrs 1848. Pfarrer und Diakonus, Schullehrer und sein Gehülfe bilden hier die Hauptrepräsentanten der Ansichten über Trennung der Schule von Kirche; sowie wir überhaupt in diesem ganzen Buche vor lauter Tendenz zu keiner Ruhe und zu keiner Freude an den Gestalten gelangen. Da drängt sich die Politik, die Ideen über Socialismus und Proletariat fortwährend vor. Am weitläufigsten, fast bis zur Ermüdung wird jedoch die Trennung der Schule von der Kirche in den Gesprächen zwischen Pfarrer und Schullehrer behandelt: es werden statistische Nachweise über Schullehrergehalte geliefert, und fast abhandlungähnlich zieht sich die Debatte breit und weit vor uns her; es werden Auszüge aus den Generalartikeln von 1580 gebracht und ihre Unbrauchbarkeit nachgewiesen; von S. 182—244 dehnt sich das Thema aus und kehrt hier und da wieder. Der Inhalt der Handlung selbst, wenn man die zwischenliegenden Streitfragen bei Seite setzt, ist folgender. In Horneck kommt ein flüchtiger Demagoge an, verfolgt von der Polizei; da er sich nirgend mehr retten kann, so flüchtet er heimlich in das Pfarrhaus und kommt in das Wohnzimmer der Tochter. Diese verspricht ihn zu retten, und die Liebschaft — denn anders vermag man Das nicht zu nennen — ist vollendet. Die Flucht des Dr. Wahlert mislingt, und der Oberpostmeister bringt ihn ins Gefängniß. Der Pfarrer, der nun weiß, daß der Gefangene Sohn seines Superintendenten ist, sucht ihn durch Fürsprache zu retten; allein der Postmeister, der Winke bekommen hat welches Gewicht man auf den Gefangenen lege, verweigert es. Da kommt nach Horneck die Nachricht von der in der Stadt ausgebrochenen Revolution. Auch Horneck bleibt nicht zurück, denn jedes Städtchen hat seine Wühler, seine Misvergnügten. Es werden Demonstrationen gegen den Oberpostmeister ausgeführt, die gesammte Demokratie des Dorfes macht sich dabei etwas lächerlich, aber endlich, nachdem die Pfarrerstochter selbst ins Gefängniß zu ihrem Geliebten gedrungen ist, gelingt die Rettung. Wahlert stellt sich nun in der Residenz an die Spitze der Bewegung, und als der Anfang des J. 1849 kam, wo die Gemüther ruhiger wurden, und hier und da die Reaction wieder ausbrach, zog er sich verstimmt nach Horneck zurück und ward der Gatte der Pfarrerstochter. Nebenher läuft nun die unglückliche Liebe des Hülfslehrers zu dieser und die Geschichte einer Harfnerin und ihres Vaters; Jene war früher Wahlert's Geliebte und schwärmt bis an ihren Tod für ihn, Dieser war ein zurückgekommener Kapellmeister. Der mit eingeflochtene humoristische Dichter Strohirsch, sowie Dr. Levi und Andere sind mehr Staffagefiguren, sowie überhaupt die ganze Erzählung keinen rechten Mittelpunkt hat und in der breiten Anlage sich gewaltig auseinander fährt, und fremdartige Dinge mit einer Wichtigkeit behandelt werden als seien sie zum Ganzen wesentlich. So wird ein ganzes Capitel (III, 1) einer Treibjagd gewidmet und darin eine ausführliche Beschreibung, gleichsam eine technische Anweisung eines Kesseltreibens geliefert. Die Schilderung der politisirenden Bauern, sowie der Kaffeegesellschaft mag wol der gemeinen Wirklichkeit recht ähnlich sehen; aber darum haben diese Scenen doch keinen Anspruch auf poetische Behandlung. Die Schilderung der Conversation in der Kaffeegesellschaft (II, 6) kann technisch betrachtet sogar als ganz wahr und gelungen gelten; aber dennoch ist der Inhalt gedruckt wie ungedruckt nicht sehr anziehend. 33.

Die Todesstunde einer glänzenden Königin der Feste.

Aus dem Munde eines Augenzeugen erzählt der Verfasser der neuerschienenen Lebensbeschreibung Nelson's („Memoirs of the life of vice-admiral Lord Viscount Nelson; by *Thomas Joseph Pettigrew*", 2 Bde.) die letzten Momente der einst so gefeierten Lady Hamilton, die durch Geist und Schönheit Alles bezaubert hatte. Als die Geliebte Nelson's nach Calais floh überließ ihr Herr von Rheims ein kleines

Haus, das sehr schlecht eingerichtet war. Mrs. Hunter, des Autors Berichterstatterin, pflegte täglich für einen kleinen Lieblingshund beim Metzger Fleisch zu bestellen. Bei dieser Gelegenheit kam einmal Herr von Rheims zu ihr. „Ach Madame!" sagte er; „ich weiß Sie sind gut gegen die Engländer; hier ist eine Lady die über den kleinsten Bissen Fleisch den Sie Ihrem Hunde reichen froh wäre." Auf Befragen wer die Lady sei wich er aus und entgegnete, ihr Stolz erlaube ihr nicht Jemand zu sehen, auch habe er ihr Geheimhaltung versprechen müssen. Mrs. Hunter bat ihn die Dame mit Allem zu versehen was sie bedürfe, Wein u. s. w., als wenn es von ihm selbst käme, und bot sich an es zu bezahlen. Das geschah einige Zeit bis die Lady sehr krank ward, und er in sie drang die Frau zu sprechen welche ihr so viele Theilnahme schenkte, worein sie denn auch willigte als sie erfuhr es sei keine Person von Rang, ihr dankte und sie segnete. Wenige Tage nachher verschied sie (15. Jan. 1815). Diese Frau beschrieb die Unglückliche als auch noch im Tode von unsaglicher Schönheit. Mrs. Hunter wünschte sehr, daß die Leiche nach englischer Sitte bestattet würde. Man lachte sie aber nur aus, und die arme reizende Emma, die Freundin einer Königin, ward in eine Kaufmannskiste ohne Inschrift gelegt. Das Einzige was man der guten Frau zu thun gestattete war, eine Art von Bahrtuch aus ihrem schwarzen seidenen Ueberrocke zu machen, den sie auf einen weißen Vorhang nähte. Kein englischer protestantischer Geistlicher war in ganz Calais zu finden, so wenig wie in der Nachbarschaft. Mrs. Hunter ging zu einem irischen Offizier auf halbem Solde in der Rue du Havre, um ihn zu bitten das vorgeschriebene Gebet über dem Leichname zu sprechen. Lady Hamilton starb, laut den Todtenregistern, in einem Hause der Rue française, und ward auf einem Platze gerade vor der Stadt, früher der Garten der Herzogin von Kingston genannt, beerdigt, der geweiht und bis 1816 als öffentlicher Kirchhof benutzt war, aber weder Mauer noch Zaun zur Einfassung hatte, und den man seit einigen Jahren in einen Bauhof voll Zimmerholz verwandelte, sodaß keine Spur der Gräber blieb. Mrs. Hunter wollte einen Grabstein auf den Hügel setzen, aber man schlug es ihr ab. Sie steckte ein Holztäfelein hinein, auf welchem die Worte standen: „Emma Hamilton, England's friend." Es wurde schnell weggenommen, durch ein anderes ersetzt, und dieses verschwand wieder ebenso; zuletzt drohte man der gutherzigen Frau, daß die Schildwache nach ihr schießen würde, wenn sie nicht von ihren barmherzigen Werken abließe. Nachmals wurde aber doch noch ein kleiner Grabstein gesetzt, der bis 1833 stand. Laut einem „Guide to Calais", von einem Briten zusammengestellt, hieß die Inschrift:

. . . . . Quae
. . . . . Calesiae
Via in Gallica Vocata
Et in Domo . c. VI obit
Die XV Mensis Januarii, a. d. MDCCXV
AEtatis Suae LI.

Was immer die schöne syrenenhafte Hamilton, die zu Neapel ihrem Vaterlande große Dienste leistete, und es in seinem Helden schwärmerisch liebte, auf versuchungsreicher Bahn gesündigt: auf ihrem einsamen harten Todtenlager mag sie es gebüßt haben! 21.

Literarische Notizen.

Eine Vertheidigung Schleswig-Holsteins in Frankreich.

Denen welche die Urtheile des Auslandes über Angelegenheiten die unmittelbar das deutsche Interesse berühren aufmerksam verfolgen sei Eugène de Lasiauve's „Essai sur le Schleswig-Holstein avant et après le 21 mars 1848" angelegentlich empfohlen. Der erste Theil dieses Werkes enthält eine allgemeine Beschreibung des Landes, seiner Sitten, Finanzen, Producte, seiner Industrie u. s. w. Der zweite behandelt dann seine gegenwärtige politische Lage und die Ursachen die seine Trennung von Dänemark bewirkt haben. Ohne näher auf den Stoff einzugehen wollen wir hier nur auf den Gedankengang des Buches aufmerksam machen und bemerken, daß die historische Erzählung mit dem J. 1845 beginnt, wo die Danisirungswuth den deutschen Bewohnern zuerst unerträglich wurde, die später der berüchtigte Offene Brief Christian's VIII. vom 8. Juli 1846 das Maß vollmachte und in den Herzogthümern jene großartige Reaction gegen dänische Octroyirungslust vorbereitete, welche der verhaßte Scheel, das Ministerium Moltke und endlich die Februarrevolution zu offener Empörung drängte. Das neue dänische Ministerium vom 22. März 1848 rief mit seinem berüchtigten Erlaß am 24. März die Provisorische Regierung in Kiel und bald darauf den Handstreich auf Rendsburg hervor, wonach die Versprechungen des Königs von Preußen und die allgemeine Erhebung des Landes erfolgten. In dieser Weise hält sich die Darstellung des angeführten Buches, und es verdient dasselbe eine um so größere Aufmerksamkeit, als gerade in Frankreich die Stimmen zu Gunsten des Rechts der Schleswig-Holsteiner zu den seltensten Ausnahmen gehören, und die französischen Cabinete seit 1845, Guizot nicht ausgenommen, die Irrthümer in denen die Franzosen über das Recht der deutschen Intervention schwebten zu ihrer feindseligen Politik gegen Deutschland benutzten. Möge die französische Presse in dieser Weise fortfahren uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. 40.

Ein englischer Blick auf deutsche Literatur.

Zum Besten des Unterstützung bedürfenden und verdienten deutschen Hospitals in London ist unter dem Titel: „Klopstock, Lessing and Wieland; by *A. Tolhausen*" (London 1849), ein Büchelchen über deutsche Literatur erschienen welches den Ausspruch an der Stirn trägt: „Keine Nation soll in der Wage der Menschheit ein Gewicht haben die nicht eine Literatur begründet und ihre Schlachten geschlagen hat." Wenn Dies dem nicht immer reich belohnten, obschon fleißigen Arbeiter im Weinberge der Literatur wohl thut, so ist Solches auch die Meinung des „Athenaeum", welches in seiner Anzeige weiter sagt: „Zwar spät hervorgetreten hat Deutschland sich eine literarische Stellung errungen, welche seit dem letzten halben Jahrhunderte Anerkennung gefunden, und jetzt allgemeine Achtung fodert. Dr. Tolhausen hat in seinem Tractate «drei Herophäen» der deutschen Dichtkunst vorgeführt, und erklärt dabei seine Ueberzeugung von dem «hohen Berufe der Literatur im Allgemeinen». Sein Thema ist ein edles; die es erläutern sollen sind auch edel, obgleich nicht die Edelsten. Deutschland besitzt höherstehende Namen; aber die drei Ausgewählten sind Träger eines Uebergangszustandes welchen es immer interessant ist anzusehen. Eigentlich enthält das Buch «eine allgemeine Schau der deutschen Literatur zur Zeit Friedrich's des Großen». Es war eine Periode des Ringens, und ihre Geschichte ist eine eigenthümliche. Mit Vorliebe und mit Recht verweilt der Verf. bei Klopstock's Oden. Sie haben viel Werth, mehr als sein religiöses Epos. Ueber Lessing läßt sich leichter urtheilen. Als Dichter und Kritiker strebte er danach den Deutschen eine Nationalbühne zu schaffen. Es mislang ihm, wie er am Schlusse seiner «Dramaturgie» bekennt, weil, sagt er, «die Deutschen keine Nation sind», womit er jedoch nicht ihren politischen, sondern ihren «moralischen Charakter» meint. Der Verf. findet in Lessing «den originellsten Schriftsteller Deutschlands». In Wieland kommen die meisten Schwierigkeiten seiner Zeit zu Tage. Ihr Geist war der seinige. Deshalb drücken ihre Zweifel und ihre Bestrebungen sich vollständig in seinen Schriften ab." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 300. — 15. December 1849.

Der Neuzeit Schwimmung.

(Fortſezung aus Nr. 299.)

Eingreifender für Ueberzeugung und Glauben iſt wol Nichts geweſen als das Chriſtenthum, anfänglich in ſo wenig auffallender Weiſe hervortretend, und doch beide in den größten hiſtoriſchen Folgen befeſtigend. Aber was iſt Chriſtenthum? Schon zu apoſtoliſchen Zeiten gab es Abweichungen in den Gemeinden, ſpäter Streit in der Kirche, in unſern Tagen noch bedeutendere Verſchiedenheiten der Auffaſſung ſeines Weſens. Iſt es zu ſuchen in Rom, bei Proteſtanten oder Anhängern der neufreien Kirche? Darüber verbreitet ſich eine dritte Schrift:

3. Das Weſen des Chriſtenthums mit Beziehung auf neuere Auffaſſungsweiſen deſſelben von Freunden und Gegnern. Eine Erörterung auch für gebildete Nichttheologen, von C. Ullmann. Dritte, neubearbeitete Auflage. Hamburg, F. Perthes. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. beginnt ſein Vorwort mit der Aeußerung des verſtorbenen Vinet:

Es fehlt ſehr viel daran, daß das Chriſtenthum in dieſer Zeit, welche uns ſo weit vorgerückt ſcheint, im Gewiſſen und im Leben der Menſchheit alle ſeine möglichen Anwendungen gezeigt, ſeinen ganzen Gedankeninhalt ausgedrückt, ſein letztes Wort geſprochen habe. In einem Sinne hat es Alles geſagt von Anfang an, in einem andern hat es noch viel zu ſagen, und die Welt wird nicht eher aufhören als bis das Chriſtenthum Alles geſagt haben wird.

Wie aber, wenn Niemand darauf merken will? Hatten ſonſt immer die Staaten ihre letzte Grundlage in Religion — bei uns im Chriſtenthum —, ſo will unſere Zeit ſie religionlos, und ſteht dadurch einzig in der Geſchichte. Den Verderbniſſen des häuslichen und öffentlichen Lebens entgegen wird nun das Chriſtenthum eine neue Kraft entfalten müſſen.

Das Eigenthümliche oder das Weſen deſſelben iſt in der neueſten Zeit ſchärfer herausgeſtellt, indem man früher mehr von einſeitigen Geſichtspunkten ausging. Im Entwickelungsverlauf kam die Lehre (das Dogma) bei den Griechen zur Durchbildung, in der abendländiſchen Kirche bewährte ſich die ſittliche Macht und geſetzliche Wirkſamkeit zur Erziehung roher Völker, die Reformation erfaßte es als Erlöſung und Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Neben dieſen Richtungen zeigt ſich eine vierte, das Streben nach Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, mit den erſten Anſätzen ſchon im chriſtlichen Alterthum, dann in der Myſtik des Mittelalters, beſonders der deutſchen, endlich in den jüngſten philoſophiſchen und theologiſchen Speculationen, und ſie theilt ſich wieder von frühe an in eine pantheiſtiſche und chriſtlich-theiſtiſche. Dieſe Richtungen geben den Kirchen ihre Grundformen, und die letzte könnte als diejenige der Kirche der Zukunft bezeichnet werden.

Auch in der Reflexion neuerer Zeit wiederholt ſich der angedeutete geſchichtliche Verlauf. In Doctrin erſcheinen Supernaturalismus und Naturalismus, als wäre das Chriſtenthum nur bloße Lehre, nicht auch Heilsweg, Evangelium, wodurch es die Welt umwandelte. Kant's Rationalismus brachte das Geſetz in die Wüſte, führte aber nicht ins Heilige Land; denn Frömmigkeit iſt Etwas für ſich, hat ihr eigenes Lebensgebiet. Nach Schleiermacher iſt Chriſtus Erlöſer und ſeine Lehre die der Erlöſung. In ſeiner Perſon wird Göttliches und Menſchliches geeinigt, der Pantheismus betrachtet Dies als ein Phänomenologiſches, der Theismus als ein thatſächlich Individuelles. Hegel und ſeine Schule begegnen ſich in der Lehre von abſoluter Innerweltlichkeit Gottes, im Pantheismus und Monismus, aber weichen ſonſt auseinander. Da ſtreitet denn freilich das Daſein der Sünde dualiſtiſch gegen den Monismus, und wenn die Religion Einheit des Menſchen mit Gott iſt, ſo gilt Dies durch die Sünde chriſtlich als Wiedervereinigung. Sie wird auf die vollkommenſte Weiſe als Liebe und Lebensgemeinſchaft, als Vollendung des religiöſen Lebens in der Wirklichkeit hingeſtellt.

Die Lehre gibt uns das Chriſtenthum, das Leben Chriſti iſt das Chriſtenthum, er ſelbſt, ſeine Perſon, iſt die Offenbarung. So findet man es in anderer Form ſchon bei der ältern Myſtik, namentlich bei den deutſchen Myſtikern des Mittelalters, wobei ſich Pantheiſten (Eckart) und Theiſten (Tauler und der Verfaſſer der „Deutſchen Theologie") unterſcheiden. Die Aneignung deſſelben geſchieht durch Glauben, Liebe, Gemeinſchaftleben — Kirche. Dies iſt was der Apoſtel Paulus „Anziehen Chriſti" nennt; die Kirche gehört zum Weſenhaften der chriſtlichen Religion, ſoll eine Darſtellung des Chriſtenthums ſein, und der Verf. ſagt mit einem ſonderbaren Ausdruck: „Chriſtus iſt die noch nicht entfaltete Kirche, die Kirche aber der in der Menſchheit entfaltete Chriſtus." Wie kann ſich eine Perſönlichkeit in Vielheit entfalten, wie eine

Vielheit in Einheit des Persönlichen zusammenziehen? Wenn Kirche mehr sein soll als eine natürliche Gemeinschaft der Gläubigen, wenn sie in ihrer Entfaltung mehr sein soll als das Christenthum des Einzelnen, so ist sie mehr als Christus selbst, mehr als der Kreis seiner persönlichen Freunde und Anhänger im Leben: — eine Annahme die mit den Ansprüchen der römisch-katholischen Kirche sehr wohl übereinstimmt, welche kein Christenthum außerhalb ihrer Hallen gelten läßt, sodaß als ärgste Ketzerei erscheinen müßte: das Christenthum bedürfe nicht nothwendig einer Kirche und sei auch in der Hütte des frommen Einsiedlers vorhanden. Wir sehen wol den Sinn des Verf.: die Kirche soll das Christliche des Gemüths als einen Samen empfangen, durch Katholicität die Einigung der Menschheit in Glauben und Liebe befördern, und Dies ist gewiß ihre würdigste Bezeichnung; allein das entfaltete Kirchenthum will nicht blos den Samen empfangen, sondern ihn pflanzen und aufziehen, und vergreift sich dabei oft in Samenwahl und Pflege der Aufziehung. Wollen wir Christenthum als vollkommenste Religion preisen, so ist das Kirchenthum dieses nie gewesen.

Wie der Pantheismus eine persönlichkeitflüchtige (ins Allgemeine zersetzende) Denkart ist, so ist das Christenthum durch und durch Personalismus, Religion des Geistes und der Freiheit; denn persönlich ist nur der freie Geist, Gott ist nicht eine Persönlichkeit der andern gegenüber, sondern die schöpferische Urpersönlichkeit. Auf dem Scheidewege zwischen Pantheismus und Christenthum steht unser Zeitalter. Der Hegel'sche Pantheismus ist bei L. Feuerbach zum Anthropismus, zum baren Menschenthum geworden, wogegen ein Anthropomorphismus, als subjectiv menschliche Auffassung des Göttlichen, immer über das Menschliche hinausblickt.

Zusammenziehung der Bedeutung seiner Lehre, seines Lebens und seiner Kirche in der Person Christi ist historisch, mithin kann die historische Kenntniß alter Zeiten Gelegenheit geben zur Vergleichung mit andern Religionsstiftern und berühmten Lehrern des Menschengeschlechts bei Chinesen, Persern, Aegyptern, Griechen, und namentlich ist Sokrates als Verglichener beliebt worden, da sein Leben und gewaltsamer Tod von selbst eine Aehnlichkeit darzubieten schien. Zwar hat sich durch Sokrates keine Kirche entwickelt, sondern nur eine philosophische Schule, zwar ist seine Lehre kein Inbegriff von Verheißungen, und nicht durch Apostel allem Volk verkündet; aber doch abweichend vom Heidenthum auf übersinnliche Gottheit und innerliche Tiefe hinweisend. Diese Vergleichung hat eine Schrift vor Augen:

4. Sokrates und Christus, oder die logische und ethische Vernunft der philosophischen und geoffenbarten Religionslehre. Ein Denkmal für seine Schüler und Freunde, bei Niederlegung seines 53jährigen Lehramts. Von Theodor Heinsius. Mit des Verfassers Bildniß. Berlin, Simion. 1848. 8. 25 Ngr.

welche zunächst die Religion aus subjectivem Gesichtspunkt betrachtet, als das im menschlichen Gewissen begründete Gefühl des Sittlichguten, was als Naturanlage zu einer Anerkennung des heiligen Willens eines Oberherrn führt, zur Ahnung eines Göttlichen, worauf die objective Religion oder der Inbegriff gewisser Lehren wurzelt. Die natürliche (rationale) ist die Vernunftreligion, die empirische (positive) eine auf Autorität sich gründende. Aus Erklärung der Urkunden der letztern entsteht die gelehrte Religion: es gibt Denkgläubige, und die Staatsreligion erhebt die positive Lehre einer Confession zur herrschenden, wobei eine allmälige, einst vollständige Verschmelzung der natürlichen und geoffenbarten Religionslehre nicht zur phantastischen Träumerei gezählt werden darf.

Philosophie will ihre Wahrheiten aus reiner Vernunft entwickeln, ist für Gesinnung und That, praktische Weisheit, ist in ihren Formen verschieden, fodert Wissen, wie die Religion Glauben. Wissen gibt allgemein gültige Erkenntniß, wie Mathematik, auch der Glaube behauptete seine Rechte und behauptet sie noch, wir wollen Nichts mit Denen zu thun haben die Glaubensphilosophie und Christenthum verachten; innere und äußere Offenbarung sind Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechts.

Offenbarungslehre, auch die christliche, ist der Fortbildung fähig; die Bibel trägt in ihren verschiedenen Abschnitten den Charakter der Zeit: der Messias als persönlicher Logos ist Prototyp der Gott wohlgefälligen Menschheit und hat eine mythische Geschichte, den Fluch der Spaltungen und Feindschaften hat die Kirche erzeugt mit ihren Symbolen, wie z. B. die Trinität eine symbolisch-mythische Vorstellung ist, desgleichen die Auferstehung; auch Erlösung, Rechtfertigung beziehen sich auf die jüdische Opfertheorie, der Hauptcharakter des Christlichen liegt in dem Gebot der allgemeinen Menschenliebe.

Sokrates ist Repräsentant des Vernunftglaubens, wie Christus des Offenbarungsglaubens. Der Monotheismus beider hat den Polytheismus und Pantheismus nicht ganz verdrängen können. Auf Sokrates bauten die griechischen und römischen Moralisten ihre Lehren über das höchste Wesen, Unsterblichkeit und Tugend; aus Plato, Aristoteles, Marc Aurel, Epiktet, Cicero, Seneca sind schöne Stellen anzuführen. Glaube ist der Endpunkt aller Dinge, und Kant bestätigt ihn als Postulat der Vernunft. Wenn der Verf. sagt: „Noch bis auf den heutigen Tag habe kein Mensch die Frage des Pilatus beantworten können: Was ist Wahrheit?" so läßt sich doch eine geben: „Dieses, daß du danach fragst."

Haben nun heidnische und christliche Moral viel Festes, Uebereinstimmendes, nur in der erstern mit Lücken, so bleibt doch der ganze Charakter des Christenthums und seines Stifters die höchste Humanität, geleitet von der Divinität, und darum für Erziehung der Menschennatur am angemessensten. Zu bedauern sind kirchliche Starrheit und philosophische Erschütterung der Grunddogmen, das blos lehrende Christenthum ist genügend für den unwissenschaftlich gebildeten Gläubigen; die begründende Philosophie ist Bedürfniß für den Denkenden, und so wie es nur eine Wahrheit gibt, so auch nur eine Tugend.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Todtentänze.

Hans Holbein's Initial-Buchstaben mit dem Todtentanz nach Hans Lutzelburger's Original-Holzschnitten im dresdener Cabinet. Zum ersten mal treu copirt von Heinrich Loedel. Mit erläuternden Denkversen und einer geschichtlichen Abhandlung über die Todtentänze von Adolf Ellissen. Göttingen, Dieterich. 1849. Gr. 16. 25 Ngr.

Als aus langem, schmählichem Druck die Ouvriers sich erhoben, und die Bande der Scharwerkspflichtigkeit abstreiften, um als dritter Stand sich Geltung zu verschaffen, verstummte der weiche Minnegesang vor der derben Sprache deutscher Volksthümlichkeit. Im J. 1312, so viel wir wissen, wurde der erste Todtentanz gemalt, in dem die Liebe zum Communismus trotz der zünftigen Geschiedenheit sich in neckisch ernster Weise kundgibt. Unsanft mahnt der Knochenmann Papst und Kaiser, Geizhals und Bettler, Soldat und Bauer, Greis und Jüngling an die Brüderschaft von der nackten Geburt her, und ladet ein willig oder unwillig sie im Beinhaus zu erneuern. Das Ende macht Alle gleich, denn auch Die die der Fluch im Schweiß des Angesichts zu arbeiten nicht getroffen büßen durch den Tod Mutter Eva's Schuld. Im ältesten baseler Todtentanz heißt es:

Hie richt Gott nach dem Rechten.
Die Herren liegen bi den Knechten.
Nun merket diebi,
Welcher Herr oder Knecht gewesen si.

Man gefiel sich in der Vorstellung, daß eine Zeit komme, wo die beneidete Pracht, die gefürchtete Hoheit in Moder zerfalle, und in Dunkelheit erlösche. Ungewöhnliche Sterbensläufe erhielten dadurch das Ansehen des Versöhnlichen, daß ohne Ansehen der Person Arm und Reich, Jung und Alt hingerafft wurde. Die Auffassung des Allgemeinen in den Darstellungen des Jüngsten Gerichts nahm in den Todtentänzen einen ins Einzelne gehenden Charakter an. Der Zusammenhang ist nicht zu bezweifeln. Auf einem baseler Todtentanz sehen wir im Giebelfeld des Beinhauses eine Abbildung des Jüngsten Gerichts, und Holbein reihte dasselbe zwei mal der Folge des Todtentanzes an. Die Annahme, daß die Todtentänze sich auf antike Bildungen zurückführen ließen, und aus Italien nach Deutschland übertragen seien, ist mislich. Mag die Kunst der Alten bisweilen auch den Ausdruck der starren unveränderlichen Gesichtstheile, das Schreckhafte der bis auf die Knochen zusammengetrockneten Gliedmaßen (nach Seneca: larvarum habitum nudis ossibus cohaerentium) benutzt haben, um im Gegensatz zum Leben das Leben der Larven darzustellen, so bebte sie doch in ihrer edeln Sinnlichkeit vor der Abschilderung des Welken und Dürren zurück, und gab Fleisch für Bein. Die Todtentänze die man hier und da in Oberitalien entdeckt hat sind nach dem baseler entstanden, und verleugnen nicht ihre deutsche Abkunft. Möglicherweise könnte von Italien ein Einfluß auf die bessere Anordnung der dargestellten Reihenzüge hergeleitet werden, nämlich durch Tizian's „Triumph des Glaubens". Derselbe erschien in Holzschnitt 1508, und fand so viel Beifall, daß vier andere Triumphe unter Tizian's Namen verbreitet wurden und darunter ein Triumph des Todes.

Das volksthümliche Interesse ist es das der deutschen Kunst das unverkennbare Indigenatssiegel aufdrückt. Es spricht sich Jahrhunderte zur Klarheit durch, bis es in den Erfindungen eines Dürer, eines Kranach und eines Holbein das echte Organ zu sinniger Augenlust findet. In des ernsten Dürer „Ritter, Tod und Teufel" erkennen wir das märchenhaft Schauerliche, wie das märchenhaft Liebenswürdige, das in Kranach's kindlichen Frauenköpfen sich abspiegelt, das uns dieser Maler nicht weniger im Jugendbrunnen verführt als in der Bildtafel der Zehn Gebote, wo der Teufel als Begleiter des Uebertreters in vielgestaltiger schnakischer Weise erscheint. Holbein glücklich das Eine mit dem Andern verschmelzend arbeitet aus den Vorstellungen altlandsmännischer Maler die Muster der Todtentänze heraus, zuerst in der Zeichnung zu einer Dolchscheide, dann in einer Folge von Holzschnitten, und endlich in der Einfassung von Buchstaben.

Man hat gemeint, daß die Initial-Buchstaben die durch Loedel's treffliche Nachbildungen zu allgemeiner Kenntnißnahme gebracht sind für ein über den Tod handelndes Buch möchten gefertigt sein. Allein wir begegnen ihnen in alten Drucken verschiedenen Inhalts, und wissen, daß emblematische Bilder der Vergänglichkeit überall als passend erachtet wurden. Der hergebrachte Anfang des Todtentanzes gab vielleicht den Anlaß zum bildlichen ABC. In A entdecken wir den Auszug der Todten, in B den Babst, in C den Chaiser, wie die zuerst zum Tanz Abgeholten in einer münchener Todtentanz-Handschrift „Babst", „Chaiser" genannt werden. Außer den Todtentanz-Alphabeten — ihrer existiren drei — erfand Holbein noch ein Bauern- und ein Kinder-Alphabet. Wahrscheinlich standen alle in Beziehung zueinander, wenn der Nachweis auch nicht durch Vergleichung der Holbein'schen Blätter geradezu geführt werden kann. „Der liebe Tod in Basel", das Wahrzeichen der Stadt, richtete alle künstlerische Begeisterung auf ein Feld das stets als fruchtbar an erbaulichen Betrachtungen gegolten, auf das Leichenfeld, nachdem man sich am Jüngsten Gericht satt gesehen; denn hier fehlte die dem Zunftwesen wichtige Bezeichnung des Ständeunterschieds. Wer Holbein's Lebensgeschichte kennt, der weiß, daß er in der Schenke in der sein Name angekreidet stand einen Bauerntanz malte. Gewiß mit Unrecht denkt man an eine Peter Breughel'sche oder Teniers'sche Composition. Den rechten Tanz unter den Säufern und Spielern werden wol Tod und Teufel angestellt haben. In der Folge der Holbein'schen Holzschnitte, wo auf einem Blättchen bei dem Trinkgelage der Eine zwei mächtige Krüge uns entgegenhält, der Andere sich des genossenen Ueberflusses entledigt, während der Tod dem Dritten stromweis das Getränk in die Kehle gießt, bei der Spielscene, wo Tod und Teufel einen der Sünder packen, wird uns vermuthlich das Thema des Bauerntanzes vorgeführt, wie es auch im Bauern-Alphabet behandelt sein wird, und nicht etwa wie in A. Schrödter's Arabeskenfries. In keinem der Todtentänze fehlen Kinder, die niemals im Jüngsten Gericht wahrgenommen werden. Ein paar alte Verse lauten:

O Dot (wo schal ik dat verstahn?)
Ik schal dansen und kann nicht gahn.

oder:

Wie will'n (Mutter) mich nu vorlan.
Nu muß ich tanzen und kann noch nicht gahn.

Die Idee des Tanzes ist gemäß einer biblischen Stelle vielleicht eben von den Kindern hergenommen. Der Heiland sagt von dem verklugen Volk: „Es ist den Kindlein gleich, die an dem Markt sitzen und rufen gegen ihre Gesellen und sprechen: Wir haben euch gepfiffen und ihr wollet nicht tanzen." In die Folge der Holbein'schen Holzschnitte, wenigstens in den Ausgaben von 1542 ab, gehören vier Kindergruppen, für die man sehr willkürliche Benennungen erfunden hat, wie „Falscher Wahn", „Götzendiener des Bauches", um ihre Bedeutung dem Ganzen anzupassen. Was ihr Ansehen anlangt, so sind sie den Genien auf antiken Reliefs mit dem Donnerkeil Jupiter's, dem Zweizack Pluto's zu vergleichen, und tragen Schild, Pfeil und Bogen. Bogen und Pfeil tragen auch die Unschuldigen ohne Andeutung der Wunden (es sind nämlich die von Herodes geschlachteten Kinder) auf dem erwähnten Triumphzug von Tizian. Die unschuldig Gestorbenen sind die über den Tod Triumphirenden. So dürfte man füglich die auf vier Holzschnitten von Holbein abgebildeten Kinder bezeichnen, und sie insofern mit dem Todtentanz in Verbindung bringen, als sie ein Gegengewicht zu den von Tod und Teufel Heimgesuchten bilden; denn die Heilige Schrift sagt: „Werdet wie die Kinder, solchen ist das Himmelreich." Der Künstler trägt das

erste spielend vor. Wie auf jener Dolchscheide das Kind den Grabscheit als Steckenpferd benutzt, so reiten hier zwei Kinder auf Pfeil und Bogen. Ein drittes trägt die Jagdbeute, gleichsam den erlegten Tod. Wieder zwei andere Kinder richten ein Trepäon auf. In einer größern Gruppe wird der Heimzug nach der Weinlese dargestellt, und auch dieses Bild hat eine symbolische Färbung. Da Christus, der dem Tode die Macht genommen, sich den Weinstock, den ewigen Vater, den Weingärtner nennt, so ist die Weinbekränzung als ein bedeutungsvoller Schmuck der frohlockenden Kinderschar zu betrachten.

Das Uebereinstimmende der Initial-Buchstaben zu den Todtentänzen, die die Folge der Holzschnitte und die Dolchscheide zeigt, besteht weniger in übertragenen Figuren als in Motiven, die Holbein's reiche Phantasie stets zu neuen Erfindungen gestaltete. Bis auf die Weiberhaube, welche der der Jungfrau sich nähernde Tod aufgesetzt, und welche er in I wieder trägt, da er als Buhlerin dem Herzog nachläuft, ob dieser nun auch vor der Sünde flieht, gewährt die Dolchscheide keine Vergleichung. Die Aehnlichkeit mit der Folge der Holzschnitte ist größer. Wie hier erscheint uns in T der Tod als Mundschenk, in M der Arzt als Wasserbeschauer, in P der kämpfende Kriegsmann. Wenn in den meisten Bildern das Verwandte gesucht werden muß, so ist es in zwei gar nicht vorhanden. In S sehen wir eine Dirne, die weniger verschämt als die mediceische Venus Das was sie selber an sich thut von ihrem Liebhaber — dem Tode thun läßt, während ein anderer Tod respectswidrig auf gebeugtem Rücken die Sanduhr vorhält, damit sie sich bespiegele. In V sucht der Reiter vergeblich dem Tode zu entrinnen; denn post equitem sedet atra cura. Um dem kleinen quadraten Bildfelde, in dem gewöhnlich drei, oft noch viel mehr Figuren stehen, ein noch grillenhafteres Ansehen zu geben, ist der Ausdruck übertriebener als in der Folge der Holzschnitte. Der ausgesperrte Buchstabe schneidet oft mehr als Nebensächliches ab, und erzeugt Undeutlichkeit. Bisweilen sind auch an und für sich in den Miniatur-Holzschnitten (wenigstens in der Nachbildung) die Figuren nicht leicht zu erkennen, so in R der den Narren parodirende Tod. Die boshafte Ironie, daß die Erkorenen wider den Stachel lecken müssen, ist hier nicht in gleichem Maß angewendet. In W verläßt ruhig seine Klause der Einsiedler, da der Tod sich zu ihm gesellt und ihn stützend umfängt. In Q folgt die Nonne in Demuth dem als Geistlichen mit dem Käppchen verkleideten Tod. In L läßt sich der Domherr, wenn auch nicht ohne schmerzliche Verwunderung, von dem als Chorknaben erscheinenden Tod an den Dienst erinnern. In Y hebt der Tod tändelnd das überraschte Kind aus der Wiege; nicht dieses, nur die Mutter schreit. Die münchener Todtentanz-Handschrift aus dem 15. Jahrhundert enthält ein ähnliches Bild. An Raufereien, an Anläufen des Teufels fehlt es nicht. In X stellen sich zugleich Tod und Teufel bei den Spielern ein. In B nimmt der Teufel den Papst in Empfang. Der Kaiser, der in der Folge der Holzschnitte die würdigste Rolle spielt, fährt hier nicht weniger übel als die andern Potentaten. In C wehrt sich der Herrscher mit der äußersten Anstrengung gegen die Wuth zweier Tode. Dort ist es mehr auf die Anlegung eines Bildes abgesehen, hier, wie es die Zweckmäßigkeit heischt, auf die Abrundung einer ausdrucksvollen Gruppe, und in der Beschränkung bewährt sich auch hier der Meister.

Wenn die oft genannten Holzschnitte durch Steinzeichnungen, die unter Schlotthauer's Aufsicht von Höcherl, Schraudolph und Fischer gefertigt, in entsprechender Weise nachgebildet sind, so fühlen wir uns gegen Heinrich Loedel noch mehr zu Dank verpflichtet, der als Holzschnitt den Holzschnitt wiedergab, obwol er durch die ihm zustehende Kunst des Kupferstichs sich mit leichterer Mühe hätte abfinden können. Frenzel, der in Dresden die neuen Holzschnitte entstehen sah, nennt sie ein schönes, wohlgelungenes Facsimile, durch das manches Auge zu einer Täuschung verlockt werden könnte. Man dürfte sie für Hans Lutzelburger's gediegene Arbeit ansehen (sein Name steht neben dem Alphabet, sein Monogramm HL auf einem der in erwähnten Holzschnitte Nr. 36), dem nach Rumohr's Zeu wol Niemand mehr die Ehre nach Holbein's Zeichnungen d Originale geschnitten zu haben streitig macht. Eine Ta schung aber beabsichtigte Loedel nicht, und gab die Nac dungen im Verein mit Ellissen als „Freund Heins Fibel" he aus, und zwar als Anfangsbuchstaben der Erklärungen kernigen Reimen. An dem Text möchte zu tadeln s daß er in einem Ton voll beißender Sarkasmen sich fortw wie verschieden auch die Stimmung ist die in den verschiede Bildern weht, daß Fremdartiges in die Erklärung aus en wandten Vorstellungen übertragen ist. Nicht paßt zu C „Sa Kaiser, wirst mir den Schädel nicht spalten!" „Der Knochs stamberg" ist aus Holzschnitt Nr. 40 herübergezogen. D Buhle der die Nonne entführt aus Nr. 15 und 25. Passe sagt der Tod als Kindesräuber zur jammernden Mutter:

Glaub' mir's, die Größe schrumpft dort ein.
Die Letzten soll'n die Ersten sein.

Auf dem Titel lesen wir: „Der Reinertrag ist für d deutsche Kriegsflotte bestimmt." Unzweifelhaft wird das köstli Büchlein Deutschlands Selbständigkeit sichern helfen in d Kunst, und zur Ausstattung des großen Nachens beitragen der mit seinem barschen Fährmann zur unvermeidlichen Le wanderung stets bereit steht; ihn confortabler einzurichten namentlich in Zeiten verdienstlich, wo Seuche und Kriegsfa sal das Richtschwert führen. 78.

Notiz.

Signora Cuzzoni.

Vielleicht die häßlichste, ausgezeichnetste und sittenlose Künstlerin welche je eine Bühne betreten war die von Hogarth unsterblich gemachte Signora Cuzzoni, eine Dame die trotz ihrer unansehnlichen Figur, ihres abstoßenden, schiefen Gesichts und ihres gelben, groben Teint, ganz abgesehen von ihrer schlechten Toilette und ihrem dummen, phantastischen Wesen vor netto hundert Jahren England nach allen Richtungen hin entzückte — wodurch? Durch die unwiderstehliche Wahrheit ihres Spiels, durch den hinreißenden Pathos ihrer Rede und durch die unbeschreibliche Schönheit des Gesangs. Zu dem Millionnairin werden können, aber sie blieb arm; sie vernachlässigte die Zukunft, indem sie die Gegenwart misbrauchte. „Im J. 1749", heißt es von ihr in einem Aufsatze des „Queen of England quarterly review", „wurde sie eines Abends durch den Besuch zweier Herren überrascht, welche von dem tiefen Elende dieses einstmaligen Schooskindes des Publicums gehört und sich vorgenommen hatten ihr nach Möglichkeit zu helfen. Sie trafen sie allein, schmuzig, verdrossen, fast sprachlos. Sie entschuldigte sich mit Hunger: sie habe den ganzen gestrigen Tag Nichts gegessen, und jetzt um 6 Uhr Abends nicht einen Penny sich Etwas zu kaufen. Die beiden Herren baten sie, wie es damals Sitte der Gastfreundschaft war, mit ihnen in eine Taverne zu gehen, wo sie nach Wahl speisen, das beigegebratene Geflügel und den feinsten Portwein haben könne. «Nein, nein!» schrie die schmuzige, verhungerte Künstlerin, Niemand soll sich unterstehen mir vorzuschreiben wo und was ich essen soll. Wollte ich mich Dem unterwerfen würde es mir nie an einer Mahlzeit fehlen.» Die Herren baten um Entschuldigung, legten eine Guinee auf den Tisch, und schieden mit dem Wunsche, daß sie sich unverzögert Nahrung verschaffen möge. Kaum hatten sie den Rücken gewendet, so rief die Cuzzoni einen ihr befreundeten Schuft, welcher mit ihr unter Einem Dache wohnte, gab ihm das Geldstück, und gebot ihm zu einem benachbarten Weinhändler zu gehen. «Er ist der Einzige», sagte sie, «der echten Tokaier hat. Die Flasche kostet eine Guinee, so gebt ihm die und verlangt zur Zugabe ein Brot; er wird Das thun.»" 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 301. —— 17. December 1849.

Der Neuzeit Schwimmung.

(Beſchluß aus Nr. 300.)

Die bisher angeführten Schriften ſtehen noch mehr oder weniger auf dem Boden unſerer Vorfahren, die im Feſthalten innerlicher Frömmigkeit und ſittlicher Zucht das Glück ihres Lebens und Zufriedenheit mit äußern Verhältniſſen fanden, dagegen neuere und neueſte Gedanken der Aeußerlichkeit menſchlicher Zuſtände ſich entgegenwenden und über das Gegebene hinaus deren Vervollkommnung ſuchen. Während die ältere Religion ſich ihre Erde durch Blicke in den Himmel erheiterte, will die neue ſich ihren Himmel auf der Erde bauen. In ihr iſt für das Heil der Menſchheit weniger die Rede von inwendiger Geſinnung und deren Troſt, als von wirkſamen Thaten und Einrichtungen für verbeſſerte Lebensordnung. Hierauf bezieht ſich die letzte der uns vorliegenden Schriften:

5. Die Religion der Geſellſchaft und die Entwickelung der Menſchheit zu ihr, dargeſtellt in zehn Vorleſungen von Ludwig Philippſon. Leipzig, Baumgärtner. 1848. Gr. 8. 24 Ngr.

Nicht genügend iſt die Religion in ihrer bisherigen Begrenzung der Wirkſamkeit, ſie iſt lange genug als Tröſter umhergegangen, trete ſie nun ein als Arzt und als Wundarzt. Unſere Zeit iſt eine des Erkennens, einer Klarheit der Begriffe, und Entwickelung heißt das Geſetz der Menſchheit. Die Religion für die individuale Sphäre des Individuums zur äußern Kirche geſtaltet, zu den anerſchaffenen Elementen des Menſchengeiſtes gehörend, hatte unermeßlichen Einfluß auf die Geſellſchaft; der Staat wollte ſie in ſeine Obmacht ziehen, es erſchien eine Religion des Staats, eine Landeskirche. Aber die Religion hat ſtillgeſchwiegen zur Sklaverei, zur Unfreiheit und Beſitzloſigkeit, ſie muß ſtatt eine Religion des Individuums zu ſein eine der Geſellſchaft werden.

Die poſitiven Religionen haben Einen überweltlichen vollkommenen Gott, der die Menſchheit leitet, das Thun richtet, vergibt, und Liebe und Gerechtigkeit gegeneinander verlangt; die Religion der Geſellſchaft ſetzt brüderliche Gleichheit der Menſchen als wahres Fundament der Geſellſchaft, ſtellt den Menſchen nicht auf ſich ſelbſt, ſondern von vornherein auf den Boden der Geſellſchaft, wird zur Politik im höhern Sinne. In den Verfaſſungen wurde durch Ariſtokratie die Gleichheit der Menſchen zweifelhaft, in den Zuſtänden um den Beſitz: es entſtand Reichthum und Verarmung. Der Beſitz iſt Schwankungen unterworfen durch Bedürfniß, Handel, Schuldenweſen; daraus erwuchs ein Drängen und Ringen der Geſellſchaft in Verfaſſung und Zuſtänden. Nur muß man ſich kein Utopien denken, ſondern Entwickelung; einſeitige Theorien ſind Communismus und Socialismus. Aber die Urſache von Unfreiheit und Ungleichheit des Beſitzes beſteht in dem Gegenſatz des Individuums und der Geſellſchaft; die letztere muß aus einer der Individuen zu einer religiöſen der organiſchen Geſammtheit werden. Daher ſind die Grundzüge der Zukunft: Verfaſſung auf Freiheit und Gleichheit beſtehend, Individualegoismus in ſeine nothwendigen Grenzen zurückgedrängt, Hebung der Arbeit und verhältnißmäßige Vertheilung des Beſitzes, worin die Vereinigung der Religion und Geſellſchaft als Ziel beider geſetzt iſt.

Im Oſten des Alterthums gab es unorganiſirte Geſellſchaften, zuſammengehalten durch Deſpoten, in Aegypten und Indien zeigten die Kaſten eine mechaniſch gegliederte, im Weſten, in Europa, war organiſche Geſellſchaft, auf dem Boden der vollgültigen Individualität; Rom verwandelte Alles in eine deſpotiſch beherrſchte Maſſe. Bei vollgültiger Individualität, bei unverhältnißmäßiger Vertheilung des Beſitzes iſt wahre dauernde Freiheit nicht möglich. Das Mittelalter hat Organiſation innerhalb der Volksgemeinde, große Staaten, geht mit der Lehnsverfaſſung von der Demokratie zur Ariſtokratie über, neben welcher die unabhängigen Prieſter beſtehen und die Städte heranwachſen; in dem Kampf mit Monarchen ſiegt die Monarchie in Frankreich, nicht in Deutſchland, wo das Städteweſen einen Lichtblick bildet; die Ungleichheit des Rechts und des Beſitzes wird zu den unbeſtrittenen Principien der Geſellſchaft gemacht und mußte durch Königsmacht und aufwachſende Volksmacht bezwungen werden. Das Mittelalter iſt, trotz ſcheinbarer Treue und Hingebung, die Zeit des craſſeſten Egoismus. In die Geſellſchaft der neuern Zeit führen Schießpulver, Buchdruckerkunſt, Afrikas Umſchiffung, Reformation. Man ging den eingeſchlagenen Weg weiter, und die bewaffneten ſtehenden Heere führten zur abſoluten Königsmacht. Mit Ausnahme Englands und Hollands ward die Ge-

ſchichte zur Hof- und Fürſtengeſchichte, brachte Steuerlaſt, Finanznoth, Staatsſchulden, Papiergeld, Induſtrie, Handelskriege und Tractate bis zur Franzöſiſchen Revolution.

Dagegen erhob ſich (ſeit 1813) die Volksmacht; Aufhebung des Zunftzwangs, der Leibeigenſchaft, der Adelsvorrechte führten zur perſönlichen Freiheit; es entſtand Selbſtändigkeit und Selbſtregierung der Städte und Ortſchaften, dann Volksvertretung. Ungleichheit und Unverhältnißmäßigkeit des Beſitzes ſind geblieben, eine Ausgleichung der Beſitzverhältniſſe ſteht bevor. Bisher herrſchte ein Gegenſatz zwiſchen Geſellſchaft und Individuum, ein Ringen der Individualitäten gegeneinander; perſönliche Freiheit, Gleichheit des Rechts waren zur Geltung gekommen, die Verhältnißmäßigkeit des Beſitzes nicht, und ſie iſt doch der Lebensmittelpunkt der Geſellſchaft.

Aſiatiſche Religionen des Alterthums trennten den Menſchen von der Natur, und machten die Natur zu Gott, die europäiſchen identificirten den Menſchen mit der Natur und machten innerhalb derſelben den Menſchen zu Gott. Das Chriſtenthum war den Nationen ein Uebergebenes, es modificirte ſich im Katholicismus nach der Lehnsverfaſſung, die ſogar in der Abſtufung vergöttlichter Weſen, der Jungfrau, der Apoſtel, der Heiligen und Kanoniſirten, kenntlich wird. Wie in der Geſellſchaft des Mittelalters ſtatt perſönlicher Freiheit die Leibeigenſchaft herrſchte, ſo erkannte auch die mittelalterliche Religion keine Freiheit des Geiſtes und Gewiſſens: es gab eine Kirchengewalt, keinen freien Glauben. Der ſtrenge Dogmatismus des 17. und 18. Jahrhunderts iſt ein Abbild abſoluter Königsmacht in den Landeskirchen. Die Religion der Geſellſchaft will auf die Geſellſchaft ausdehnen was auf die Individuen beſchränkt war, ſie nimmt Geſchichte und Vernunft zu Führern. Erkannte der Moſaismus einſt Religion und Geſellſchaft für identiſch, ſo iſt im Chriſtenthum eine Spaltung der Lehre vom Leben, die Religion der Individuen löſte ſich ab vom Irdiſchen und nahm Elemente des Heidniſchen auf. Jetzt iſt die Menſchheit im Begriff von der heidniſchen zur religiöſen Geſellſchaft überzugehen, und die Religion der Geſellſchaft beſteht weſentlich in Verkündigung der Freiheit und Gleichheit. Sie iſt zu fördern durch Aſſociationen im Dienſt der Geſammtheit, durch Erziehung des Arbeiterſtandes, Freigebung alles öffentlichen Schulunterrichts, Theilnahme an allem Menſchlichen und unverdroſſenes geſetzliches Wirken.

Genugſam, ſcheint es, erkennen wir aus der vorſtehenden Bücherüberſicht in welchen Waſſern unſere Zeit ſchwimmt. Was ſollen wir urtheilen? Statt daß vordem der Anfang menſchlicher Cultur und Geſellung auf höhere Weſen und vorragende Menſchen zurückgeführt wurde, welche bei der Nachwelt Verehrung genoſſen und dem religiöſen Volksglauben Haltung gaben, wie denn der gottgeſandte Moſes, die Propheten, Chriſtus durch ihre Perſönlichkeit auf Jahrhunderte einwirkten: ſo ſucht die neueſte Zeit den Anfang und Fortgang des Menſchenheils in gewiſſen unbeſtimmten Allgemeinheiten, an denen ſcharfſinnige Speculation der Schulen ſchon längſt ihre Kunſt verwandte, um daraus ein gefälliges Bild zu ſchnitzeln, was im gelungenſten Falle doch nur zu einem Götzendienſt führen kann, indem Begriffe immer Creaturen denkender Perſonen, nicht dieſe Creaturen der Begriffe ſind, ungeachtet wol Letzteres von Philoſophen behauptet worden, um das neue Heidenthum zu rechtfertigen. Gemäß demſelben wohnt die Weisheit nicht im Haupte des Zeus und ſpringt hervor als Göttin, ſondern ſie wohnt in dem plumpen Zahlbegriff einer Volksſtimmenmehrheit, die als Orakel befragt werden und die Zuſtände des menſchlichen Geſchlechts regeln ſoll, was deſto vollſtändiger gelingen und anerkannt werden muß, da jede Stimme zwei Fäuſte beherrſcht und durch Fauſterhebung ſein Orakel kundthut. Geſetzt alſo, es entſteht Zank unter den Begriffsgötzen, ſo wandert man nach Delphi zur Stimme der ſchreienden Volksmenge, und vertraut, daß Jeder noch ſicherer vor ihr niederfalle wie einſt in Judäa die Mauern von Jericho. Dieſer Aberglaube verdrängt was die Menſchen bisher als Glauben bekannt und hochgeſchätzt.

Sonach iſt in der Religion der Geſellſchaft nicht die Rede von Gott, Chriſtus, Sünde, Buße, Erlöſung, letzten Dingen; ſondern von zwei Allgemeinbegriffen, Freiheit und Gleichheit, die obenein einander befehden. Freiheit nämlich iſt ungehinderter Gebrauch der Kräfte, die aber von Natur ungleich ſind, ſowol zum Erwerben als im Gebrauch des Erworbenen, und in kurzer Zeit iſt der Begabtere und Sparſame reich, der Unbegabte und Verſchwender arm. Wenn auf ſolche Weiſe die Freiheit ſtörend einbricht in die Gleichheit — und letztere höchſtens bei Grundvertheilung eines neu ſich bildenden Staats bei noch nicht geſchehener Einwirkung verſchiedener Individualitäten ſtattfinden kann —, ſo verletzt eine Durchführung der Gleichheit die Freiheit, fodert Aufhebung des erworbenen Beſitzes, Hemmung der Thätigkeit des Fleißigen zum Vortheil des Faulen, und führt in ſtrenger Conſequenz zum Communismus, der nicht blos ungleichen, ſondern allen Beſitz aufhebt, mit ihm Freude des Erwerbens, Sorge für die Seinigen, mögliche Mittheilung, gemeinnützige Schenkung oder Stiftung, kurz ungehinderten Freiheitgebrauch. Romulus und Moſes haben die mit bürgerlicher Freiheit und deren geſetzlicher Sicherung unabwendbare Ungleichheit des Beſitzes zu vermindern geſucht, Jener durch Beſchränkung der Erbſchaften auf männliche Verwandte (Agnaten) und Verbot von Teſtamenten, Dieſer durch Feſtſetzung des 50. Jahrs als Halljahr, in welchem der Beſitz zurückkehren ſollte zur Urgeſtalt aller gewordenen abweichenden Verhältniſſe. Umſonſt; ein ſicherer wirkſames Erheben jedes Jahrs zum Halljahr wäre die größte Tyrannei. Ferner: Anarchie iſt das höchſte Ganze der individuellen Freiheit — welche Richtung die feurigen Demokraten unſerer Zeit inſtinctmäßig verfolgen —, und kann nun dieſe ſo wenig beſtehen als vollkommene Gleichheit, ſo muß für Herrſchaft von Geſetzen ein Stand von Regierenden eintreten, der ſich von den Regierten unterſcheidet, welches in Rot

der Anarchie mit großer Schroffheit zu geschehen pflegt, mithin wird die Gleichheit unterbrochen und die ungebundene Freiheit aufgehoben. Für bestehende Staaten muß immer das leidenschaftliche Verfolgen von Freiheit und Gleichheit Umsturz bringen, mit ihm Willkür und Raub, bis ein Neues sich festsetzt und Schranken wie Ungleichheit zur Folge hat. Das neue Götzenthum wird daher mit seinem Begriffshochmuth keine Wirklichkeit finden.

Stellen wir diesen abstracten Begriffen die Wirklichkeit entgegen, so zeigt sie immer Unfreiheit und Ungleichheit. Sie werden in allen bestehenden Staaten gefunden und leider oft in einem die Individuen drückenden Maß. Weit entfernt alles Wirkliche vernünftig zu nennen, da umgekehrt Unvernunft nur zu wirklich ist, halte man gesunde politische Besserung blos durch Entwickelung am Bestehenden möglich, und ein Umstürzen desselben, ein völliges Neumachen von vorne für die krampfhafte Fieberkrankheit unserer Tage. Das Vorzüglichste was die menschliche Gesellschaft erlebte wuchs allmälig, nicht im Lauf weniger Monate, sondern wie alle Religion — wenn es eine politische Religion gibt — aus Ueberlieferung von Vätern zu Enkeln, und wiewol mit Unterbrechungen, im Gefolge eines gewissen Volksglaubens der beharrlicher hofft als übermüthig zerstört.

Außerdem muß Einem der unglückliche Rundlauf des Staatenbestandes vorschweben den schon Macchiavelli bezeichnet:

Der erste König war ein glücklicher Soldat;
Den letzten König stürzt das Proletariat;
Dann wuchert Anarchie und frißt die eig'nen Glieder,
Und nach dem letzten König kommt der erste wieder.

28.

Zwei auffallende Urtheile Schiller's.

In dem „Briefwechsel Schiller's mit Körner" (Bd. 4) finden sich zwei Urtheile Schiller's, von denen das eine vielleicht den Unwillen der Mehrzahl der Musiker von Fach, das zweite aber bei Jedermann heutzutage Verwunderung erregen wird. Ueber Haydn schreibt Schiller am 5. Jan. 1801: „Am Neujahrsabend wurde die «Schöpfung» von Haydn aufgeführt, an der ich aber wenig Freude hatte, weil sie ein charakterloser Mischmasch ist. Dagegen hatte mir Gluck's «Iphigenia auf Tauris» einen unendlichen Genuß verschafft. Noch nie hat eine Musik mich so rein und schön bewegt als diese: es ist eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und in süßer hoher Wehmuth auflöst." Und hierauf antwortet Körner, bekanntlich ein ausgezeichneter Musiker: „Daß Gluck's «Iphigenia» beiweitem genialischer ist als Haydn's «Schöpfung», bin ich ganz überzeugt. Haydn ist ein geschickter Künstler, dem es aber an Begeisterung fehlt. Für den Musiker ist viel in diesem Werke zu studiren, aber das Ganze ist kalt."

Ueber Alexander v. Humboldt schreibt Körner am 21. Juli 1797: „Alexander v. Humboldt ist mir ehrwürdig durch den Eifer und Geist mit dem er sein Fach betreibt. Für den Umgang ist Wilhelm genießbarer, weil er mehr Ruhe und Gutmüthigkeit hat. Alexander hat etwas Hastiges und Bitteres, das man bei Männern von großer Thätigkeit oft findet. Wilhelm ist mir sehr lieb geworden." Hierauf schreibt Schiller am 6. Aug., nachdem er Wilhelm v. Humboldt nicht ohne Schärfe charakterisirt hat: „Ueber Alexander habe ich noch kein rechtes Urtheil; ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten. Ich kann ihm keinen Funken eines reinen objectiven Interesse abmerken, und wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuern Reichthum des Stoffs, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenstande den er behandelt das schlimmste Uebel ist. Es ist der nackte, schneidende Verstand der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will, und mit einer Frechheit die ich nicht begreife seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. Kurz, mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft, und so fehlt ihm nach meinem Urtheil das nothwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft; denn die Natur muß angeschaut und empfunden werden, in ihren einzelnsten Erscheinungen wie in ihren höchsten Gesetzen. Alexander imponirt sehr Vielen und gewinnt in Vergleichung mit seinem Bruder meistens, weil er sich geltend machen kann. Aber ich kann sie dem absoluten Werthe nach gar nicht miteinander vergleichen: so viel achtungswürdiger ist mir Wilhelm." Hätte man es nicht schwarz auf weiß, sollte man glauben, daß Dies ein Urtheil über Alexander v. Humboldt, daß es ein Urtheil Schiller's sei? Körner antwortet darauf: „Dein Urtheil über Alexander Humboldt scheint mir doch fast zu streng. Sein Buch über die Nerven habe ich zwar nicht gelesen, und kenne ihn fast nur aus dem Gespräch; aber gesetzt daß es ihm auch an Einbildungskraft fehlt um die Natur zu empfinden, so kann er doch däucht mich für die Wissenschaft Vieles leisten. Sein Bestreben Alles zu messen und zu anatomiren gehört zur scharfen Beobachtung, und ohne diese gibt es keine brauchbaren Materialien für den Naturforscher. Als Mathematiker ist es ihm auch nicht zu verdenken, daß er Maß und Zahl auf Alles anwendet was in seinem Wirkungskreise liegt. Indessen sucht er doch die zerstreuten Materialien zu einem Ganzen zu ordnen, achtet die Hypothesen die seinen Blick erweitern, und wird dadurch zu neuen Fragen an die Natur veranlaßt. Daß die Empfänglichkeit seiner Thätigkeit nicht das Gleichgewicht hält, will ich wol glauben. Menschen dieser Art sind immer in ihrem Wirkungskreise zu beschäftigt als daß sie von Dem was außerhalb vorgeht große Notiz nehmen sollten. Dies gibt ihnen das Ansehen von Härte und Herzlosigkeit."

73.

Ein neues Buch über Rom.

Wie lange in unsern vielfachen Ideenverbindungen mit Rom das Classische vorherrschen wird, dürfte lediglich darauf ankommen, wie lange das Studium der alten Classiker sich als Grundpfeiler unserer gelehrten Bildung erhalten wird; denn an Händen ihn zu untergraben ist kein Mangel. Philosophisch jedoch und auch praktisch zu reden leidet Das wol keinen Zweifel, daß es mehr Gewinn bringt die heutigen Bewohner der Siebenhügelstadt kennen zu lernen als in einem Labyrinth architektonischer Finsterniß die Fußtapfen einer Nation aufzusuchen welche groß und herrlich gewesen, aber — längst todt ist. Beides zu vereinigen, Nichts unerörtert zu lassen was die interessantesten historischen Punkte des classischen Alterthums betrifft und die neuesten socialen Verhältnisse Roms verständigt, ist Zweck des eben erschienenen „Rome; a tour of many days; by Sir *George Head*" (3 Bde., London 1849). Dem gut und mit Geschmack geschriebenen Buche liegt eine unglaubliche Masse mühsam zusammengetragenen und geschickt geordneten Stoffs zu Grunde; ein übersichtlicher Plan zeigt Rom und Umgegend, und während der Leser von Ort zu Ort wandert unterhält ihn der Verf. mit Legenden, Anekdoten, kurzen Sittenschilderungen und Gemälden des Nationalcharakters, welche

von keiner geringen Beobachtungs- und Auffassungsgabe zeugen. Zwar vermißt man jene Neuheit, Frischheit und funkelnde Beweglichkeit des Ausdrucks welche dem geschriebenen Worte die Macht des gemalten Bildes gibt; man sieht der Verf. ist weder Maler noch Dichter, aber man erkennt den scharfsinnigen Mann, welcher instinctartig herausfühlt was sich paßt und eignet und Eindruck macht, und dabei die Fähigkeit besitzt durch wiederholte Pinselstriche ein Resultat zu erzielen welches der pittoresken Darstellung nahe kommt. 10.

Bibliographie.

Fischart's, J., genannt Mentzers geistliche Lieder und Psalmen aus dem Straßburger Gesangbüchlin von 1576, auch dessen Anmahnung zu christlicher Kinderzucht und ein artliches Lob der Lauten besonders herausgegeben. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fröhlich, A. E., Diebold Baselwind [des deutschen Ordens], der Berner Leutpriester in der Laupen-Schlacht. Ein Tafelspruch. Desgleichen die Glocken- und Kannen-Gießer. Aarau, Sauerländer. 8. 5 Ngr.

Geibel, E., Juniuslieder. 4te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Hahn, R., Gedichte. Duisburg, Bagel. 16. 10 Ngr.

Heinrich, K., Die Kaiserwahl zu Frankfurt. Komödie in 3 Akten. Kiel, Schröder u. Comp. 1850. Gr. 8. 12½ Ngr.

Hölscher, H., Der Communismus als Ziel der Zeitbestrebungen. Ein vollständiger Umriß über die Wesenheit der Gleichheitslehre und über ihre zukünftige Bedeutung. Geschrieben für Jedermann. Köln, Eisen. 12. 15 Ngr.

Kolloff, E., Paris. Reisehandbuch. Paris, Franck. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Krause, K. C. F., Handschriftlicher Nachlass. Herausgegeben von Freunden und Schülern Desselben. I. Abtheilung, Ste Reihe: Analytische Philosophie. II. — A. u. d. T.: Vorlesungen über die psychische Anthropologie herausgegeben von H. Ahrens. Göttingen, Dieterich. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Marx, K. F. H., Ueber Marc' Antonio della Torre und Leonardo da Vinci, die Begründer der bildlichen Anatomie. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 8 Ngr.

Menzel, K. A., Zwanzig Jahre Preußischer Geschichte. 1786—1806. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Merx, Eulalie, Mutter und Tochter. Ein Lebensbild. Berlin, Brandis. 1850. Gr. 16. 15 Ngr.

Mogk, F. W., Die Aegidien-Kirche zu Oschatz. Weihfestschrift. Mit Stahlstich und Holzschnitt. Oschatz, Oldecop's Erben. Gr. 8. 20 Ngr.

Nott, E., Zehn Vorlesungen über den Genuß berauschender Getränke. Uebersetzt von J. L. Witthaus. Hannover, Rümpler. Gr. 12. 15 Ngr.

Preusker, K., Bürger-Bibliotheken und andere, für besondere Leserklassen erforderliche Volks-Bibliotheken, so wie Gewerb-Museen, öffentliche Vorlesungen, Lese- und andere Bildungsvereine zur Wohlfahrt des Bürgerstandes, als dringendes Bedürfniß der Zeit, nach Gründung, Leitung, Bücherbedarf ꝛc. geschildert. Meißen, Klinckicht u. Sohn. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Rippenschwach, O., Ritter Otto, der zerschmetternde Rächer, oder: Mysterien des Frauen-Treu-Bundes. Romantisches Ritter-Schauspiel in vier Farben. 3te Auflage. Berlin, Herf. 8. 2½ Ngr.

Schoder, E., Hinterlassene Predigten. Tübingen. Gr. 8. 17½ Ngr.

Schwertlilien. Zeit-Gedichte von Emilie Emma. Köln. 16. 10 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1850. Herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Therese, Novellen. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wirtembergisches Urkundenbuch. Herausgegeben von dem K. Staatsarchiv in Stuttgart. 1ster Band. Stuttgart, F. H. Köhler. Imp.-4. 3 Thlr.

Wierich, G., Stimmen der Treue. Zeitgedichte. Frankfurt a. O. 12. 5 Ngr.

Weltersdorf's, E. G., evangelische Psalmen. Neu gesammelt und durch einige bis jetzt noch ungedruckte Lieder und des Verf. Lebenslauf vermehrt herausgegeben von K. F. R. Schneider. 3te Auflage. Dresden, Naumann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Zeise, H., Die Entwickelungsgeschichte unserer Erde, die Umwälzungen, welche die Erdoberfläche betroffen haben, und die in getrennten Epochen erfolgten Neuschöpfungen organischer Gebilde. Vorträge, gehalten im Altonaer Bürgerverein im Winter 1848/49. Mit (1 Steintafel) Zeichnungen. Altona, Lange. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Appell, J. W., Das Haus mit den drei Lyren und das Goethedenkmal in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Boehmans. Gr. 8. 5 Ngr.

Balzer, E., Der Verein freier Gemeinden in seiner zweiten zu Halberstadt am 3. und 4. Octbr. 1849 gehaltenen Versammlung und Verhandlung dargestellt. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Göriz, C., Der deutsche Bundesstaat und das deutsche Reich. 2te mit Zusätzen vermehrte Ausgabe von „Das neue deutsche Reich." Ulm, Stettin. Gr. 8. 15 Ngr.

Hübner-Thomsen, A. F., Ueber die Anlegung einer evangelisch-lutherischen Normal-Schule. Ein wohlgemeintes Wort, den evangelisch-lutherischen Lehrern auf den Konvent und in den Schulen Schleswig-Holsteins zugerufen. Flensburg. 8. 2 Ngr.

Kleckl, Predigt, am 15. Oktbr. 1849, als am Geburtstage Sr. Maj. des Königs, vor der Militair-Gemeinde zu Erfurt gehalten. Erfurt, Körner. Gr. 8. 1½ Ngr.

Krummacher, F. W., Der König ein Zeichen guter Vorbedeutung. Predigt gehalten am 14. Oct. 1849 zur Vorfeier des Königl. Geburtstags. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Liebner, T. A., Das Gleichniß vom verlornen Schaf. Eine Predigt gehalten am 3. Sonnt. n. Trin. zu Kiel. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lochner, G. W. K., Welche Bedeutung hat Goethe für die Schule? Rede bei der Schlußfeierlichkeit der Nürnberger Studienanstalt am 28. Aug. 1849 gehalten. Nürnberg, Stein. Br. gr. 8. 3 Ngr.

Rousselot, Die Wahrheit über das Ereigniß zu Salette am 19. Sept. 1846 oder Bericht an den Hrn. Bischof von Grenoble über die Erscheinung der heiligen Jungfrau zweier Hirtenkindern auf dem Berge von Salette, in Frankreich, Canton Corps. Aus dem Französischen von W. Reithmeier. Mit 1 Bilde. München. 8. 8 Ngr.

Schultze, K., Elberfeld und seine Barrikaden. 3te Auflage. Dolle, Meurs. 8. 2½ Ngr.

Stahl, J., Die deutsche Reichsverfassung nach den Beschlüssen der deutschen Nationalversammlung und nach dem Entwurf der drei königlichen Regierungen beleuchtet. Geschrieben im Juni 1849. 2ter unveränderter Abdruck. Berlin, Herz. Gr. 8. 12 Ngr.

Ueber die Besteuerung der geistlichen Grundstücke im Herzogthum Sachsen-Altenburg. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 2 Ngr.

Wagner, A. E., Der Congreß der Abgeordneten freier Gemeinden zu Halberstadt am 3. und 4. Oct. 1849. Ein Bericht. Stettin. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 302. — 18. December 1849.

Jeremias Gotthelf.

1. Uli der Knecht. Ein Volksbuch. Bearbeitung des Verfaſſers für das deutſche Volk. Von Jeremias Gotthelf. Berlin, Springer. 1840. 8. 25 Ngr.
2. Uli der Knecht. Ein Volksbuch von Jeremias Gotthelf. Zweiter Theil. — A. u. d. T.: Uli der Pächter. Berlin, Springer. 1849. 8. 1 Thlr.

Die Verlobten gingen miteinander über die Wieſe, da taufte Reinhard jene Pflanzen aus, und zeigte Lorle den wunderſam zierlichen Bau des Zittergraſes und die feinen Verhältniſſe der Glockenblume; „Das gehört zu dem Schönſten was man ſehen kann", ſchloß er ſeine lange Erklärung. „Das iſt eben Gras", erwiderte Lorle, und Reinhard ſchrie ſie heftig an: „Wie du nur ſo was Dummes ſagen kannſt, nachdem ich ſchon eine Viertelſtunde in dich hineinrede."

Dieſe gute Stelle kommt vor in Auerbach's „Frau Profeſſorin". Sie machte mich augenblicklich ſtutzen. Wie, dachte ich, ſollte dieſe Stelle am Ende bezeichnend ſein für die ganze Dorfgeſchichten-Literatur? „Das iſt eben Gras!" Sollte das Volk vielleicht den Schilderungen ſeines eigenen alltäglichen Lebens einen ähnlichen Titel geben, nachdem wir Gebildeten und Studirten ſchon eine Viertelſtunde und länger in daſſelbe hineingeredet haben? Wenigſtens haben wir keinen Beweis vom Gegentheil; denn wir haben überhaupt noch gar keinen Bericht, ob unſere Volksſchriftſteller in den Hütten des Landvolks ebenſo bekannt ſeien wie in den Literaturblättern und allenfalls bei den Bürgerclaſſen der Städte, und wenn ſie es ſind, welche Wirkung ſie gemacht haben. Nur von Hebel weiß man, daß er in den allemanniſchen Gauen populair geworden iſt. Es kann auch nicht anders ſein. Die wohlfeilſte Ausgabe von Peſtalozzi's „Lienhard und Gertrud", dem unübertroffenen Muſter, koſtet, trotzdem daß das Buch vor einem halben Jahrhundert geſchrieben wurde, heute noch über einen Gulden; Auerbach's verſchiedene Auflagen ſind bisjetzt noch ſämmtlich von dem gewöhnlichen belletriſtiſchen Publicum conſumirt worden, gleichwie Geßner's „Idyllen" nicht von Schafhirten, ſondern von Marquiſen und Patriciern geleſen wurden, ohne daß ich übrigens eine weitere Vergleichung hier beabſichtigte. Die in der Ueberſchrift angeführten zwei Bücher von Gotthelf: „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter", koſten zuſammen beinahe vier Gulden. Wie lange es geht bis ein Bauer für ein Buch, das nicht gerade die Bibel iſt, vier Gulden diſponibel hat, weiß Jeder ſelbſt der mehr in einem Bauernhaus verweilt hat als blos um an einem heißen Sommertage eine friſche Milch darin zu eſſen. Und vollends ein armer Bauer oder gar ein Knecht! Und wenn ſich endlich ein ſolcher Sonderling und Verſchwender findet, gewiß eine Vogelſcheuche für das ganze Dorf: wie ſoll das Buch zu ihm gelangen, oder er zu dem Buche? Er bekommt keine Bücherpackete „zur gefälligen Einſicht", und ebenſo wenig hat er Muße und Gelegenheit ſich in den Buchläden herumzutreiben und nach „Novitäten" zu fragen, und auf den Büchertiſchen am Jahrmarkt, wo der „Eulenſpiegel" und der „Gehörnte Siegfried", der „Trenk" und das Kochbuch liegen, ſind obige „Volksſchriften" leider nicht zu finden. Ich übertreibe zwar: ich weiß wohl, daß hier und da ein Schullehrer, ein aufgeklärter Pfarrer oder ſonſt ein ordentlicher Mann ſich Dergleichen hält und dieſem oder jenem ſtrebſamen Jüngling oder Mädchen in die Hände gibt; aber Das iſt erſt ein ſchwacher Anfang der auf eine fernere Zukunft deutet.

Auf obige Stelle nun, das „Gras" betreffend, hat Auerbach ſelbſt in „Schrift und Volk" (S. 72) ſehr gut geantwortet:

> Das Volk liebt es nicht ſich ſeine eigenen Zuſtände wieder vorgeführt zu ſehen; ſeine Neugierde iſt nach Fremdem, Fernem gerichtet, wie ſich Das auch in andern Bildungskreiſen zeigt. Erſt wenn ſich die Ueberzeugung aufthut, daß man in ſich ſelbſt neue Bekanntſchaften genug machen kann, wenn höhere Beziehungen in dem alltäglich Gewohnten aufgeſchloſſen werden, lernt man das Alte und Heimiſche neu lieben.

Es handelt ſich eben darum, daß das „Volk" ſo gut zu ſich ſelbſt zurückgeführt werde wie überhaupt alle Menſchheit, und auch bei ihm der Geſchmack am Fremden und Sonderbaren vertrieben werde. Denn Vieles was man für urſprünglich Volksthümliches hält, die Luſt an allerlei gepfeffertem Abenteuer- und Sagenſpuk, iſt ebenfalls nur ein Hinzugekommenes und in den tiefen Grundſchichten und Spalten länger Hängengebliebenes. Es iſt ſehr natürlich, daß der Görres des 19. Jahrhunderts Dasjenige für urvolksmäßig und ewig erkläre was ein Görres des 10. Jahrhunderts ausgeſtreut hat; aber nicht ſo natürlich iſt es, daß wir andern Leute darauf ſchwören. Und was vor tauſend Jahren da oder dort volksthümlich geweſen ſein mag, es iſt es jetzt nicht mehr.

Das Volk ſtreift zeitweiſe alte geborſtene Rinden von ſich ab, und man wird vergebens dieſe Bruchſtücke trocknen, zu Pulver ſtoßen, und ihm wieder unter die Nahrung miſchen wollen; ſie werden entweder ſogleich ausgeſpien oder die gute Natur hilft ſich durch Geſchwüre und Ausſchläge.

Ewig ſich gleich bleibt nur Das was reinmenſchlich iſt, und Dies zur Geltung zu bringen iſt bekanntlich die Aufgabe aller Poeſie, alſo auch der Volkspoeſie, und derjenige Volksdichter der ein gemachtes Princip braucht um arbeiten zu können thut daher am beſten die Würde der Menſchheit im Volke aufzuſuchen und ſie demſelben in ſeinem eigenen Thun und Laſſen nachzuweiſen. Gelingt ihm Dies, ſo erreicht er zugleich einen weitern Zweck, und deckt eine Blöße im Getriebe der Cultur. Es iſt nämlich die laute Klage der Retrograden und wirklich eine häufige Erſcheinung, daß durch die ſogenannte Aufklärung, d. h. durch die Verbeſſerung und Ausbreitung der Volksſchule, ein unnatürlicher Ehrgeiz, allerlei windiges Weſen und Unzufriedenheit mit ſeinem Stande geweckt werden. Mancher Bauer, deſſen Sohn einen guten Brief ſchreiben, eine Wieſe ausmeſſen gelernt, oder in Erfahrung gebracht hat, daß die Gewächſe ſich auch geſchlechtsweiſe fortpflanzen, oder der über 1812 und 1798 hinauf noch einige hiſtoriſche Jahrszahlen mehr kennt, der ſagt: Potz Blitz! Mein Bub muß ein Gerichtsſchreiber oder gar ein Advocat, ein Ingenieur, ein Doctor, ein Lehrer werden, und ſtatt eines tüchtigen, kundigen Bürgers der mit Rath und That bei der Hand und eine Zierde ſeiner Gemeinde iſt, erzieht er mit ſeinem ſauer erworbenen Gelde dem Staate ein mislungenes Subject, einen Winkeladvocaten und käuflichen Geſchäftsmacher, einen verſoffenen Geometer, welcher Nichts zu thun hat, weil er über das Ausmeſſen der Wieſe hinaus zu nichts Weiterm das Zeug im Kopfe hatte, einen Quackſalber und einen aufgeblaſenen Schulmeiſter, der ſich auf Alles verſteht, nur nicht auf die Kinder. An dieſer Calamität iſt aber nicht die Aufklärung ſchuld, ſondern die menſchliche Schwachheit, und die Abhülfe liegt in der Bildung ſelbſt, einestheils dadurch daß dieſer falſche Ehrgeiz eben einfach ein erſtes Stadium iſt, welches durch den ſteten Fortſchritt von ſelbſt überwunden wird; anderntheils durch die Volkspoeſie, von der wir ſprechen. Wenn die Bewohner der Bauernhütten erfahren daß ihr Herz gerade auf die gleiche Weiſe ſchlägt wie das der feinen Leute wenn ſie ſehen daß ihre Liebe und ihr Haß, ihre Luſt und ihr Leid ſo bedeutungsvoll iſt wie die Leidenſchaften der Prinzen und Grafen; wenn der kräftige Bauernburſche fühlt, daß ſeine Fauſt ihr beſtimmtes Gewicht und Anſehen hat, und daß ſeine friſchen Augen im Lande ſo guten Schein geben als irgend andere Augen; wenn die einſame graue Großmutter weiß, daß ein Dorfkirchhof ſo gut eine adelige Burg der Trauer und des geheimnißvollen Schickſals iſt wie der Kreuzgang einer alten Abtei; wenn das ländliche Dirnchen merkt, daß ſein Kränzlein grüner iſt und höher im Werthe ſteht als manches andere: — dann wird endlich jene Sucht nach Carrière und Vornehmheit wie ein trüber Nebel verſchwinden, und für jeden Kopf welcher dennoch, mit Berechtigung, aus ſeinem Stande ſich herausarbeitet wird alsdann ein anderer aus anderen Ständen ſich einfinden; aus manchem vornehmen Feldverderber und Branntweinbrenner, der jetzt nicht Fiſch und nicht Vogel, nicht Herr und nicht Bauer iſt, wird dann ein tüchtiger Ackersmann werden, wenn die Vorurtheile verſchwunden ſind, und er nicht mehr gemein zu werden braucht, indem er endlich den Zwillichrock anzieht und die Hand wirklich an den erſehnten Pflug legt. Dann wird es hoffentlich auch dahin kommen, daß es nur noch Eine Poeſie gibt. Man wende nicht ein, daß der fleißige Bauer und ſonſtige Arbeiter mit einer veredelten Anſchauungs- und Empfindungsweiſe, mit einem ſolchen poetiſchen Bewußtſein ein ſchlechter Arbeiter und Geſchäftsmann ſein werde. Die religiöſen Sekten verſchiedener Art haben bewieſen, daß man ſogar durch unnatürliche, fanatiſche Schwärmerei die Arbeitstüchtigkeit nicht verliert, und gerade die Pietiſten mit ihrer krankhaften Empfindelei und näſelnden Religioſität ſind es nicht welche ſich ökonomiſch am übelſten zu ſtehen pflegen. Waren Cromwell's Rundköpfe weniger gute Soldaten, weil ſie vor der Schlacht geiſtliche Seufzer ausſtießen und nach der Schlacht predigten? Und warum ſollte ich auch die Kraft verlieren eine Eiche zu fällen, weil ich weiß, daß der grüne Wald ſchöner iſt als der Salon eines Banquier? warum die Beſonnenheit ein Schifflein zu lenken, weil ich mit klarem Blick in die Tiefe des Waſſers zu dringen vermag? warum die Fähigkeit einen Pflug zu führen, weil ich mich auf dem weiten Acker unter dem blauen Himmel ſo recht glücklich und andächtig fühle? warum mit minderm Eifer ein Hufeiſen ſchmieden, weil ich weiß, daß ein wohlgeſchwungener Hammer dem Schmied gut anſteht? Und ſollte ich das Geld welches ich aus zehn Scheffel Weizen gelöſt habe wol nicht ſo gut zählen und zuſammenhalten können als mancher Schriftſteller das Honorar für ſeine empfindſamen Romane? Es gibt Leute welche in der Aeſthetik drin ſtecken wie ein Wurm im Mehle, und aus lauter äſthetiſchen Gedanken große Häuſer bauen und ihr Pult mit Eiſenbahnactien anfüllen: — und ein Landmann ſollte nicht mit einigem menſchlichen Anſtand ſeinen Beruf erfüllen können?

Wenn man gegenwärtig von Volksſchriftſtellern ſpricht, ſo ſtehen Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf (Pfarrer Bitzius zu Lützelflüh im Canton Bern) obenan. Auerbach iſt von der Höhe der jetzigen Bildung aus zu der Volksſchrift gelangt, er hatte einen philoſophiſchen Roman geſchrieben, ehe er an ſeine „Dorfgeſchichten" gerieth, und auch von dieſen vermag ich nicht zu berichten, ob ihn ein bewußter Beruf für das Volk zu ſchreiben dazu trieb, oder ob es mehr ein glücklicher Wurf des Künſtlers war, welchen Luſt und Talent auf dies Gebiet führten, wie etwa ein friſcher Morgenwind eine heitere Wolke am Himmel dahintreibt. Sei Dem wie ihm wolle, die „Dorfgeſchichten" ſind, mit Ausnahme des miſerabeln Reinhard

in der „Frau Professorin", alle frisch und gesund und ein festtägliches Weißbrot für das Volk. Sie sind schön gerundet und gearbeitet, der Stoff wird darin veredelt ohne unwahr zu werden, wie in einem guten Genrebilde, etwa von Leopold Robert, und wenn sie auch ein wenig lyrisch oder wie ich es nennen soll gehalten sind, so thut Das meines Erachtens der Sache keinen Eintrag. Nicht so verhält es sich mit Gotthelf. Dieser besitzt die gleiche Intensität des Talents, den Sinn für Haushalt und Leben des Volks, für die Durchdringung besonders ländlicher Zustände; er vermag vielleicht noch tiefer herabzusteigen in die Technik und Taktik des Bauernlebens, gibt dasselbe mit allem Schmuze des Costume und der Sprache, mit der größten Treue wieder, und gleicht hierin einem Niederländer; aber er ist dabei ohne ästhetische Zucht geblieben, und wenn er als Pfarrer über seinem Publicum steht, so steckt er wieder als Schriftsteller wie ein Naturdichter mitten unter demselben, und scheint ohne Nachdenken und Mäßigung zu arbeiten. Wie Auerbach sich im heimatlich schwäbischen Schwarzwalde bewegt, so nimmt Gotthelf Stoff und Scene seiner Erzählungen aus dem Canton Bern, und sie bekommen dadurch ebenfalls die locale Färbung und Wahrheit welche in guten Volksschriften von je gefunden worden sind und, kann man hinzusetzen, überhaupt eine Lebensbedingung der ursprünglichen classischen Dichtungen fast aller Zeiten und Völker sind; denn es ist ein bedeutsamer Wink, daß Alles was einem gesunden Volksbuch zugutekommt bei Licht besehen jedem poetischen Product, da wo ein reiner Geschmack herrscht, zum Vorzug gereicht.

Wenn aber bei Auerbach Herz und Gemüth die erste Rolle spielen, und daher seine Geschichten durch den Conflict in welche jene auch im Dorfe gerathen zu artigen Romanen, lieblichen Dichtungen werden, so sucht Gotthelf seinen Beruf darin, daß er einen der Charaktere, welche im Volksleben sich am stärksten auszubilden pflegen, herausgreift und dann in einem etwas eintönigen Verlaufe, ohne künstliche Verwickelungen, zeigt wie dieser Charakter zum Guten oder Bösen gedeihen könne. Dabei sind indessen alle andern Personen welche sich an denselben anschließen, alle Sitten und Gebräuche so wahr und schlagend gezeichnet, daß auch der alltäglichste Lebenslauf und trockenste Haushalt dadurch interessant und mannichfaltig wird. Gotthelf hat zwar auch „Schweizerische Sagen und Bilder" geschrieben, worin immer mit der Dorfgeschichte eine alte Zwingherren- und Gespenstergeschichte verflochten ist. Diese letztern sind aber in einem so übertriebenen ungeschickten Breughel-Stil geschrieben, er hält sich so gewaltsam an einen verdorbenen Volksgeschmack, daß sie keine Bedeutung haben können. Sein eigentliches Element dagegen ist z. B. sein „Hans Joggeli, der Erbvetter", und „Harzer Hans, auch ein Erbvetter". Im erstern schildert er einen alten reichen Bauer, ein kluges, feines Männlein, welches, umlagert von Erbschleichern aller Art und beiderlei Geschlechts, durch ihre Zudringlichkeiten und Intriguen schlau hindurchsteuert, ohne sich verwirren zu lassen, ihre eigennützigen Geschenke und Dienstleistungen sich wohlweislich schmecken läßt, und am Ende ein armes Pärlein, welches als Knecht und Magd getreu ihm diente, unbeachtet und ohne Ansprüche, mit Haus und Hof und dem ganzen reichen Erbe beglückt, während er jenen Erbschleichern in seinem Testamente jedem durch irgend ein anzügliches Legat noch einen Possen spielt. Im „Harzer Hans" schildert er einen andern reichen Bauer, der aber ein gräßlicher Geizhals ist, welcher sich in der abnormsten Schinderei herumwälzt, seine Frau durch seinen gottlosen Geiz wahnsinnig macht, und nach dessen Tod die hohnlachenden Erben die aufgespeicherten Reichthümer auseinanderzerren. Oder er schildert in „Käthi, die Großmutter" eine Frau welche in weiser Sorge und Liebe für ihr Haus ergraut ist. Alle diese Sachen gründen sich, und darin liegt allerdings eine tiefe Kenntniß des Bauers und Dessen was ihm mangelt, auf seine materiellen Interessen, auf seine Gewinn- und Ränkesucht, und Gotthelf sucht das Volk von diesem trübseligen und sterilen Boden ab zu einem erhöhten Bewußtsein zu bringen. Ob er es auf die beste Weise thut werden wir weiter sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Literatur.

Aus Griechenland ist uns in letzter Zeit die Gedichtsammlung eines begabten und vielversprechenden jungen Griechen, Sophokles Karydis aus Tripolitsa, unter dem Titel: „Ἡ Λύρα, ἤτοι Συλλογὴ διαφόρων ποιημάτων" (erster Theil, Athen 1849), zugekommen. Dieselbe enthält theils patriotische, theils in der volksthümlichen Ausdrucksweise gedichtete (δημοτικά), theils komische Dichtungen, auch einige Räthsel, und rechtfertigt im Allgemeinen das Urtheil was hier in einer Zuschrift an den Dichter selbst über ein einzelnes Gedicht ausgesprochen wird, daß nämlich die Dichtungen durch Gedankenreichthum und eine angenehme, wohlklingende Sprache sich auszeichnen. Vielleicht könnte ein strengerer, aber wohlmeinender Kritiker sagen: Die Poesie unsers Dichters gleicht noch zu sehr dem gährenden und brausenden Moste, der sich noch gehörig abklären müsse um sich zum Weine zu veredeln. Erfreulich ist in jeder Beziehung das reichhaltige Subscribentenverzeichniß das dem Buche beigedruckt ist, und welches beweist, daß man in Griechenland die Poesie liebt und pflegt, indem man junge aufstrebende Talente unterstützt.

Ferner erschien in Athen 1849 eine Uebersetzung des bekannten Werkes über Rußland von Iwan Gelewin: „Ἡ Ῥωσία ἐπὶ Νικολάου Α'", und von der Schrift von Thiers über Eigenthum („Περὶ ἰδιοκτησίας") war bereits 1848 von E. A. Simos eine Uebersetzung gedruckt worden. Auf dem Gebiete der Grammatik erhalten wir Kunde von einer „Γραμματικὴ τῆς ἀρχαίας ἑλληνικῆς γλώσσης" von Ch. Pampukis (erster Theil, die Technik der Sprache enthaltend), sowie von einer „Γραμματικὴ τῆς Ἰταλικῆς γλώσσης" von M. P. Peridis, welche beide 1849 in Athen erschienen. Eine kleine Schrift: „Συμαῖς", von K. Simonidis (Demselben der auf dem Berge Athos die auch in Deutschland besprochenen höchst merkwürdigen Handschriften gefunden hat), bespricht die kleine Insel Spmi, (Metapontis) an der südwestlichen Spitze Kleinasiens. Außerdem haben wir noch unter Bezugnahme auf die in Nr. 306 d. Bl. f. 1848 bereits erwähnte vorläufige Ankündigung einer regelmäßig in Athen erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift: „Φιλολογικὸς Συνέκδημος", zu bemerken, daß dieselbe mit dem December 1848 wirklich nach den uns davon zugekommenen Heften ins Leben getreten, und zwar in einer solchen Weise

erschienen ist, daß wir dem wissenschaftlichen Leben in Griechenland und überall wo Griechen mit regem Sinne für wissenschaftliche Ausbildung sich aufhalten nicht geringe Vortheile durch diese Zeitschrift versprechen dürfen. Dieselbe sucht den Zwecken deren Erreichung sie sich vorgesteckt hat theils durch Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen u. s. w., theils durch Originalaufsätze, durch Mittheilungen akademischer Reden an der Universität zu Athen u. s. w. zu genügen, und hat es sich vorzugsweise zur Aufgabe gemacht durch Pflege und Beleuchtung der einzelnen Gebiete der Philologie, ohne sich jedoch auf diese selbst engherzig und ausschließend zu beschränken, die Gegenwart aufzuklären, und das Verständniß des Alterthums zu vermitteln. Besonders ist die Zeitschrift ein wissenschaftlicher Vereinigungspunkt für die Professoren der Universität Athen, und diese letztere erwirbt sich durch die Herausgabe derselben, namentlich auch bei der Wohlfeilheit des Preises (2 Hefte, jedes von 2 Bogen, monatlich, halbjährlicher Preis 6 Drachmen, noch nicht 2 Thaler), ein neues Verdienst um das Panhellenion und um die gesammte Civilisation und Humanisirung des Orients. Ub.

Justinus Kerner über Träume.

Als Knabe war Justinus Kerner längere Zeit sehr leidend, sein Magen konnte gar keine Speisen vertragen, verschiedene Curen halfen nicht. Er wurde darauf von dem Magnetiseur Gmelin magnetisirt. „Von dieser Zeit an", erzählt er in dem „Bilderbuche aus meiner Knabenzeit" *), „behielt ich durch mein ganzes Leben voraussagende Träume, die mir zu einer wahren Qual im Leben wurden, eine Qual die ich Keinem wünsche und die mich gleichsam praktisch kennen lehrte, welch ein Unglück es für den Menschen wäre hätte ihm Gottes weise Hand die Zukunft nicht verschlossen. Diese voraussagenden Träume finden bei mir gegen Morgen statt, besonders wenn eine schlaflose Nacht mich erst gegen Morgen ruhen und in Schlaf sinken läßt. Sie kamen immer unter Bildern und symbolisch vor. Erscheinen von Licht bedeutet kommende Freude. Nachdem mich diese Lichtträume lange als frohe Vorbedeutung durchs Leben begleitet, träumte mir einmal (es war im vorgeschrittenen Alter), ich sehe an den vier Ecken meines Hauses eine leuchtende Glut, die aber Einer mit einem Zweispitz herauszuhauen trachtete. Ich konnte mir wachend den Traum nicht sogleich deuten, hoffte noch auf eine kommende Freude; aber später erkannte ich, daß mir durch diesen Traum symbolisch angedeutet wurde, es solle fortan mit jenen Lichterscheinungen (Freuden) aus sein, sie sollen gleichsam aus meinem Hause herausgehauen werden: denn von dort an hatte ich keinen Traum von Licht mehr und kam auch keine wahre Freude mehr in mich. Seit damals scheint mich auch meine Grundzahl verlassen zu haben, die Zahl Sieben, in der mir immer etwas Freudiges wurde, während sie jetzt im Gegentheil immer nur Trauer bringt. Zu den lichten Erscheinungen als Freude bedeutend gehört noch, daß mein verstorbener Tochtermann Dr. Niethammer zu Heilbronn sehr oft, wenn er wegen irgend eines Vorfalls in Kummer wachend im Bette lag, vor sich einen Stern im Zimmer sah, was ihm immer bedeutete, daß ihm bald wieder Freude werden würde; aber in seiner letzten fast ein Jahr lang andauernden Krankheit, von der er nicht mehr genas, geschah das nicht, er sah nie den Stern mehr. Wasser bedeutet bei mir Verdruß und Betrübniß; springendes Wasser keine Betrübniß, mehr Freude; Koth wüste Händel; Schnee und Eis Krankheit; so auch essen von Trauben, schwarzen Beeren, auch andern Beeren Krankheiten, Letzteres besonders Krankheiten von Kindern; Blut bedeutet Verdruß mit Verwandten; fliegen im Traume deutet auf Kummer den man gerade hat. Merkwürdig ist und noch einer Erklärung wartend, daß nicht nur ich, sondern auch Andere die Bemerkung machten: daß wenn sie von einem Zimmer träumten welches das ihre sein sollte, es nie dasselbe war, es immer ganz anders gestaltet und meublirt war. Diese voraussagenden Träume entstehen völlig von der Herzgrube, den Solarnervengeflechten aus, und kommen beim Erwachen Einem zur Erinnerung nur so lange das völlig wach gewordene Gehirn noch nicht das Uebergewicht über jenes erhielt. Will man erwacht mit dem Gehirn darüber nachdenken, so entstehen oft in der Herzgrube (dem Solargeflechte) Schmerzen, und man muß mit dem Gehirn zu denken aufhören. Da ich auf das Eintreffen solcher voraussagenden Träume gewiß rechnen kann, so sind sie mir eine wahre Pein im Leben, besonders da ihre Erfüllung oft erst nach drei Tagen stattfindet, doch meistens am gleichen Tage des Erwachens aus ihnen. Bei meinem damals ohnedies vorherrschenden Gemüthsleben hatte jene magnetische Manipulation, so kurz sie auch war, ein magnetisches Leben in mir erweckt, das mir von dort an jene voraussagenden Träume und Ahnungen gab, und in mir später selbst eine Vorliebe für die Erscheinungen des Nachtlebens der Natur, für Magnetismus und Pneumatologie schuf. Von da an schien auch wirklich eine Abnahme meines körperlichen Leidens sich einzustellen. Ich wurde zwar sehr geplagt die Vorschriften des Herrn Geheimraths Weickardt (des Arztes der ihn behandelte) getreu zu befolgen; aber ich that es nicht, nahm zwar dessen Arzneien von meinen Aeltern ein, aber brach sie geflissentlich sogleich wieder; denn ich hatte das innere Gefühl, daß sie mir schaden würden. Darauf verschonte man mich mit denselben, und das Uebel verschwand nach und nach, auch mit Aufhören des schnellen Wachsthums. Bis ins höhere Alter blieb mir aber die Eigenschaft, daß in mir die der willkürlichen Bewegung sonst nicht unterworfenen Muskeln des Magens ganz meinem Willen sich unterordneten, daß ich ohne vorausgegangenes Wehsein nach meinem Willen was in den Magen gekommen wieder aus demselben, wie aus einer Hand werfen konnte. Auch die Bewegung der Regenbogenhaut meiner Augen (der Iris) blieb meinem Willen unterworfen, ich konnte ohne Einfluß des Lichts blos mit meinem Willen das Schloch meiner Augen erweitern und verengern. Kanzler von Autenrieth und der alte Professor Plouquet in Tübingen stellten mit mir darüber bestätigende Versuche an." 73

*) Wir haben darüber in Nr. 234 d. Bl. berichtet. D. Red.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der Medicin,

bearbeitet

von

Dr. ***E. Morwitz.***

Zwei Bände.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Dieses Werk bildet die vierte Abtheilung der „**Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften**", welche unter Redaction des Dr. ***A. Moser*** bei dem Unterzeichneten erscheint. Die vorhergehenden Abtheilungen enthalten:

I. **Handbuch der topographischen Anatomie.** Von Dr. ***L. Roehmann.*** 3 Thlr.

II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Von Dr. ***L. Posner.*** Drei Bände. 7 Thlr.
Der erste Band umfasst die acuten Krankheiten (2 Thlr.), der zweite und dritte Band die chronischen Krankheiten (5 Thlr.).

III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik.** Von Dr. ***A. Moser.*** 2 Thlr.

Leipzig, im December 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 303. — 19. December 1849.

Jeremias Gotthelf.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

Schon vor mehren Jahren schrieb Gotthelf „Uli der Knecht", welcher vielen Beifall fand, und nun hat er eine Fortsetzung des Buchs herausgegeben: „Uli der Pächter." Es sind zwei ziemlich starke Bände, und können gewissermaßen Gotthelf's Hauptwerk genannt werden. Es ist ein großes Verdienst dieses Volksbuchs, daß die Fortsetzung nicht etwa ein abgeschwächter zweiter Theil zum „Faust", oder zum „Meister", oder eine mislungene Fortsetzung des „Geisterseher" u. s. w., sondern in ihrem vollen Rechte eine wahre, nützliche Fortsetzung ist. In diesem Uli ist das Schicksal eines Bauers dargestellt welcher sich vom armen hoffnungslosen Knechte herauf zu einem tüchtigen Pächter, und zuletzt zum großen Bauer und Eigenthümer hinaufschwingt. Es handelte sich hier nicht darum einen brillanten Charakter zu wählen, welcher im Kampfe mit finstern Dämonen und feindlichen Mächten Heldentugenden im großen Maßstabe entfaltet und mit einem Effect von der Bühne tritt; sondern mit meisterhafter Hand hat Gotthelf einen ganz gewöhnlichen Menschen genommen, gesund und kräftig an Leib und Seele, aber eher etwas beschränkt als geistreich, wenigstens allen Einflüssen offen, und für das Gute und das Böse fast gleich empfänglich. Nicht große geniale Thaten können eine solche Natur auf einen grünen Zweig bringen, sondern Fleiß, Gewissenhaftigkeit und die unbedingteste Ehrlichkeit; ohne diese wird er ein Stümper in seinem Berufe, ein kümmerlicher Geselle welcher den Fleiß durch Speculationen, Sachkenntniß durch grundsatzloses Experimentiren, Gewissenhaftigkeit durch erbärmliche Knüffe und Schlauheiten ersetzen will und daher zu Grunde geht. Hat der Schriftsteller einen solchen Charakter zu einem guten Ziele geführt, so kann jeder Leser ihm folgen, und hat die gerechte Hoffnung ebendahin zu gelangen. Uli ist ein junges, blutarmes Knechtlein, welches, in der Ueberzeugung daß es sein Leben lang ein solches bleiben müsse, arbeitet, so schlecht und recht es eben muß, seinen spärlichen Lohn durchbringt, spielt, trinkt und sich darein ergeben hat Dies immer so zu machen. Sein Meister, ein reicher, kluger und wohlgesinnter Bauer, welcher den Grundsatz befolgt einen Dienstboten womöglich bessern zu wollen ehe er ihn fortjagt, nimmt ihn in die Schule. Uli wehrt sich hartnäckig. „Was soll ich", meint er, „meinen Lohn zur Seite legen und sparen? Aus Nichts wird Nichts! Was soll ich mir Mühe geben ein einsichtsvoller und gewandter Landwirth zu werden, da ich keinen Menschen auf der Welt habe, und niemals zu einem eigenen Stück Land komme?" Der wackere Meister gibt aber nicht so bald nach, und es gelingt ihm endlich dem Burschen die schöne Wahrheit beizubringen, daß ein gewissenhafter und tüchtiger Bauernknecht zu sein keinem Menschen mehr zugutekomme als ihm selbst, und daß, wer sich Arbeitsliebe und Arbeitskenntniß erworben habe, und dadurch in seiner Art berühmt sei, schon in diesem guten Namen ein Capital besitze welches unschätzbar sei, und er werde, wenn er seinem Rathe folge, Dieses schon noch erfahren. Und so wird denn Uli wirklich ein Knecht welchem man Alles anvertrauen darf, zu des Bauers großer Freude, und für sich selbst hat er mit seinem Lohne, welcher mit seinen Leistungen gern vergrößert wurde, eine schöne Summe beiseitegelegt, der erste Grund zu einstiger Selbständigkeit. Aber der Bauer beweist auch, daß er nicht nur auf eigenen Nutzen bedacht ist. Als ein alter Vetter zu ihm kommt, welcher ebenfalls einen großen Hof besitzt, der aber aus Mangel an Leitung und durch angehäuftes Gesindel von schlechten Dienstboten zu zerfallen droht, als ihn dieser nach einem zuverlässigen, erfahrenen Meisterknechte fragt, dem er Alles übergeben könne: da denkt der brave Mann an seinen Zögling, und daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sein möchte denselben in einen weitern Wirkungskreis zu versetzen und eine Stufe höher zu heben. So ungern er den liebgewonnenen Knecht vermißt, so schlägt er ihn doch dem alten Vetter vor, und so wird Uli als Meisterknecht, der allem andern Gesinde zu befehlen hat, auf jenem Hofe installirt. Hier hat er nun volle Gelegenheit zu zeigen, daß er Etwas geworden ist. Ein umfangreiches Bauernwesen, aber in der größten Unordnung, böswillige, neidische Dienstboten, welche ihm alle Hindernisse in den Weg legen, und endlich Bosheiten und Ränke aller Art von Seite des neuen Herrn selbst, welcher, mistrauisch und launisch, in seiner eigenen Unfähigkeit Uli seine Tüchtigkeit nicht gönnen mag und zum eigenen Schaden die bösen Knechte gegen den guten aufhetzt. Trotz alledem bringt aber Uli den Hof in Aufnahme, und es wird auf demsel-

ben geſchafft und gewirkt daß es eine Art hat. Uli bekommt ein Anſehen und wird berühmt. Da der Bauer ſelbſt misrathene Kinder hat und ihm die Oberaufſicht immer ſchwerer wird, ſo entſchließt man ſich endlich ſich ganz zurückzuziehen und Uli das Ganze in Pacht zu geben. Man gibt ihm zugleich ein ſchönes braves Weibchen zur Frau, welches als Pflegetochter im Hauſe erzogen und als eine Art Magd gehalten wurde. Da dieſe Perſon den Haushalt ſeit Jahren geführt hat und Alles kennt was eine rechte Bäuerin wiſſen muß, ſo iſt die Geſchichte nun abgerundet, und der arme, hoffnungsloſe Knecht iſt ein Mann geworden dem man viele Tauſende anvertraut, der zu befehlen, zu regieren, ſelbſtändig zu handeln und zu entſchließen hat, und eine hübſche junge Frau iſt ſeine Gefährtin. Das iſt aber nicht romantiſch ſchnell gegangen, ſondern er iſt darüber bedächtlich 30 Jahre alt geworden, kennt den ganzen Umfang ſeiner Aufgabe, und iſt durchaus nicht ſorglos. Indeſſen ſteht ſein früherer Meiſter noch immer mit Aufmunterung und Rath, ſelbſt mit Bürgſchaft zur Seite.

Damit ſchließt „Uli der Knecht", und, ſollte man denken, überhaupt dieſer Stoff; denn daß Uli nun im Stande iſt ein guter Pächter zu ſein wiſſen wir ſchon und verlangen keinen neuen Beweis in Form eines Buchs darüber. Nun ſchließt aber Gotthelf mit ebenſo unerwarteter als trefflicher Wendung eine neue Bahn auf. Das Menſchenleben iſt eine fortgehende Schule. Der Staatsmann wie der Bauer muß jeden Morgen die Erfahrungen von geſtern ſammeln, das Verbrauchte umwenden und erneuen; unſere Seele muß, wenn ſie nicht verkommen will, jeden Tag ihre Wäſche wechſeln. Der moraliſche Menſch hat ſo gut ſeine Reſpiration wie der phyſiſche, und nur durch dieſelbe bleiben wir lebendig. Wir bleiben nicht gut, wenn wir nicht immer beſſer zu werden trachten, und zu dieſem Zwecke bedarf es nicht einmal des Gedankens der Unſterblichkeit; ſchon für dieſe 60 oder 70 Jahre müſſen wir immerwährend wach ſein, wenn wir für die Dauer derſelben glücklich, d. h. gut bleiben wollen. Diejenigen welche Dieſes leugnen erfahren es doch täglich an ſich ſelbſt am beſten, ſeien ſie Nihiliſten par excellence oder ſeien ſie religiöſe Heuchler. Uli iſt nun ein blühender Dreißiger geworden, Kinder umgeben ihn, Arbeits- und Ordnungsliebe ſind ihm zur andern Natur geworden, und er weiß mit feſter Hand ein Haus zu führen. Iſt er nun fertig? Nein! Jetzt kommt er erſt in die Jahre, wo der Menſch Gefahr läuft in die gröbſte Selbſtſucht und Engherzigkeit zu verſinken, über Arbeit und Sorge alle höhere Bedeutung ſeines Weſens zu vergeſſen, mit Einem Wort: zum Philiſter zu werden. Uli, von Natur aus ängſtlich und kurzſichtig, verliert ſich in die ärgſte Klauberei, und die Sucht reich zu werden quält ihn unaufhörlich. Obgleich er weiß, daß gute, obgleich theuere Knechte nützlicher ſind als ſchlechte und wohlfeile, ſo hat er doch keine Ruhe, da es nun auf ſeine eigene Rechnung geht, bis er ſein vertrautes, ſolides Geſinde, welches er ſich ſelbſt mit großer Mühe herangezogen, verdrängt und wohlfeiles fahrendes Geſindel angeſtellt hat, in der Hoffnung daſſelbe bald für wenig Lohn ebenſo wohl ausnutzen zu können wie jene guten Knechte. Er verwickelt ſich in jenes ungerechte, ſchmuzige Proceßführen welches, da es leider keine Schande iſt, die Bauern leidenſchaftlich betreiben, ſo lange ſie triumphiren können. Seine liebſten Freunde ſind Schwätzer und Ränkeſchmiede welche ihn ausſaugen, während er glaubt bei ihnen ein grundgeſcheiter Kerl zu werden. Daher geht es überall ſchief; er wird mürriſch und unzufrieden, und iſt gar nicht im Stande ſich ſeiner Errungenſchaft zu freuen. Seine liebenswürdige und grundtüchtige Frau redet ihm vergeblich zu von dieſem eiteln Treiben abzulaſſen: es entſteht ehelicher Kummer, obgleich von der edlern und feinern Art; denn die gute Geſellſchaft, welche bis unter einen gewiſſen Punkt nie herabſinkt, verbreitet ſich durch alle Stände, und iſt in den niedern Regionen ebenſo oft zu finden als in den hohen. Auch verſteht Gotthelf trefflich ihre feinen Sitten zu ſchildern. Man leſe nur, hier nebenbei geſagt, jene Stellen, wo er den diplomatiſchen Anſtand eines rechten berner Bauers beſchreibt. Ein ſolcher, ſo ungehalten er auch iſt, wird nie einen Knecht öffentlich anfahren und beſchämen, ſondern er macht nur im Vorbeigehen, ohne daß es Jemand weiter hört, eine ruhige Bemerkung, wie zufällig, und wenn Das nicht hilft, ſo nimmt er ihn nach Feierabend oder ſogar erſt gelegentlich ins Nebenſtübchen, und ſagt ihm daſelbſt ohne grobe zornige Worte, aber entſchieden ſeine Meinung. Noch unerhörter wäre es, daß die Familie unter ſich öffentlich zanken würde. Ebenſo wenig wird ein ſolcher Mann in fremden Händeln ſeinen Rath aufdrängen wollen oder nach Verhältniſſen fragen die ihn Nichts angehen. Dieſe edle Sitte haben freilich die Bauern vor den Diplomaten voraus.

Uli geräth immer tiefer in ſein untröſtliches Weſen hinein, bis das Unglück ihn aufrüttelt. Ein Hagelwetter zerſchlägt ſeine Jahreshoffnungen, er kann ſeine Pacht nicht bezahlen und ſteht auf dem Punkte, da endlich auch der Hof verkauft werden ſoll, gänzlich auf die Straße geſetzt, und wieder zum ärmſten Knecht degradirt zu werden, nur mit dem Unterſchied, daß er jetzt Frau und Kinder hat. Durch dies Unglück wird er dem Einfluß ſeiner Frau wieder empfänglich gemacht, er beſſert ſich, lebt wieder auf und wird ein vernünftiger Menſch, und Alles geht gut, da noch ein deus ex machina hinzukommt, der ihn zum reichen Eigenthümer des Hofs macht.

Fragen wir nun nach dem Princip zu welchem hinan und durch welches Gotthelf ſeinen Uli gerettet hat, ſo finden wir ein ſtrenges, poſitives Chriſtenthum. Darüber iſt nicht mit ihm zu rechten. Etwas iſt beſſer als gar Nichs, und mit einem Menſchen welcher den gekreuzigten Gottmenſchen verehrt iſt immer noch mehr anzufangen als mit Einem der weder an die Menſchen noch an die Götter glaubt. Wo reine Humanität fehlt, da muß die Religioſität das Fehlende erſetzen; wenn ſie nur erwärmt und erhebt. Aber die Art und Weiſe wie Gotthelf ſeinen Zweck verfolgt iſt zu verwerfen, nicht nur

weil sie pfäffisch und bösartig ist, sondern auch weil sie seine Schriften verdirbt.

Bitzius sagt in einer Vorrede: man werde ihm wenigstens nicht ein gedankenloses und feiles Segeln mit herrschenden Winden vorwerfen können. Das ist allerdings sehr wahr; er verfällt aber in das andere Extrem und sucht mit dem größten Eigensinn gegen den Strom zu schwimmen, und Das ist für einen Volksschriftsteller auch nicht klug und weise. Ein solcher hat vom Volke ebenso viel zu lernen als es von ihm lernen soll, und es ist seine Pflicht auch ein wenig zu merken was die Stunde geschlagen hat, wenn er segensreich wirken will.

Von welcher Art die Religiosität ist welche Gotthelf zu seiner Verbündeten macht, mag man am besten aus folgender Geschichte ersehen, welche er in seinem Pächter erzählt. Ein Bauer hat zur Zeit der Ernte seine ganze Jahresfrucht geschnitten auf dem Felde liegen. Es ist Sonntag und ein Gewitter im Anzug. Da macht der Bauer Anstalt die Ernte zu retten und heimzuführen ehe es zu spät ist. Eine uralte Großmutter beschwört ihn Nichts zu thun; denn Solches sei auf diesem Hofe noch nie vorgekommen, so lange er bestehe sei am Sonntag Nichts gearbeitet worden. Der Mann mochte aber Etwas von dem Esel welcher in eine Grube gefallen und von der Jünger Aehrenrupfen gelesen haben: er läßt sich durch die Lamentationen der Alten nicht einschüchtern, und bringt glücklich sein Korn unter Dach. Kaum ist aber das letzte Fuder in die Scheune gefahren, so kommt ein Blitzstrahl und verzehrt Haus und Habe, und der Bauer, ein trauriges Exempel des göttlichen Zorns, bleibt blödsinnig. Diese Geschichte schmeckt mehr nach dem Judenthum als nach dem Christenthum. Gotthelf führt die Worte Sünde und sündlich fortwährend im Munde; fühlt er wol nicht, daß es ebenfalls sündlich sein dürfte dem christlichen Gott solch crasse Erfindung unterzuschieben? Ebenso spielen der Teufel und seine Hölle eine große Rolle in Gotthelf's Schriften. Folgende Stelle nimmt sich z. B. sehr trübselig aus im Munde eines reformirten Geistlichen:

Es ist schrecklich im Feuer zu erwachen, wer es erlebt hat zittert, so oft er Dessen gedenkt. Wie muß es den Sündern erst sein, wenn sie erwachen in der Hölle, Feuer ringsum und nirgend eine Thür zum Entrinnen, gefesselt auf ewig mit feurigen Ketten im ewigen Brand!

und die gleiche Erzählung wo diese Süßigkeit vorkommt („Harzer Hans") schließt mit der erbaulichen Versicherung, daß der Teufel eine Seele geholt habe.

Möchte sich Gotthelf doch ein wenig an seinem berühmten und braven Vorgänger spiegeln, an Hebel, welcher ebenfalls Geistlicher war. Wie verschieden behandelt dieser sowol als Künstler wie als Moralist den Teufel in seinem „Karfunkel". Diese pietistische Tendenz thut den Volksbüchern großen Eintrag; auf jeder Seite wird gepoltert und gepredigt und oft im abenteuerlichsten Stil.

Aus allem Diesem geht nun natürlich hervor, daß Gotthelf auch gegen Volksschule und Aufklärung eifert. Und er thut Dies bis zum Ueberdruß. Auf jeder Seite eifert er über Lehrer, Professoren, Seminardirectoren u. s. w. Besonders führt er immerfort das Wort Professor auf verächtliche Weise in der Feder. Wenn es nach ihm ginge, so würden heute noch sämmtliche Professoren und Doctoren aller Facultäten, ausgenommen der theologischen, beseitigt; sie sind ihm ein Dorn im Auge: und Das mit Recht; denn wenn diese abscheulichen Bücherwürmer nicht wären, so gäbe es auch keine Volkslehrer mit ihren verhaßten Naturgeschichten, Landkarten, populairen Physikbüchern, astronomischen Leitfaden u. dgl. m. Man sieht, der gute Jeremias hält sich an die Quelle; er ist hierin kein gewöhnlicher Aristokrat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schriften des Marschalls Bugeaud.

Frankreichs Volksvertretung hat viele Mitglieder die in den Audienzsälen aufgewachsen, wenige die mit dem Schlachtfelde vertraut sind. Und gleichwol sind es die Letztern auf die man sich vorzugsweise in den Tagen äußerer Gefahr verlassen muß; denn der starke Mann nur, der Mann des Raths und der That, kann herrschen, und ein solcher war Marschall Bugeaud. Obwol von alter Familie, diente er doch von unten auf und trat in die Reihen der Revolutionsarmee. Ebenso Soldat wie Landmann schrieb er seine Werke unter dem Zelte und hinter dem Pfluge. Ueber diese Werke sollen die nachfolgenden Zeilen einige freilich nicht erschöpfende Bemerkungen enthalten.

Bugeaud's Stil ist oft voll feuriger Begeisterung, mitunter fein, immer aber einfach, wie es ihm und den Gegenständen die er beschreibt ziemt. Man findet weder affectirten Hochmuth noch conventionnelle Leutseligkeit in seinen Schriften; Alles zeugt bei ihm von dem ehrenwerthen und gesunden Gedankengange eines Soldaten. Der wohlthuende Mangel aller Rhetorik und Phraseologie beweist deutlich, daß der Schriftsteller ebenso mit seinem Geiste wie der Mensch mit seinem Gewissen einig ist.

Ein Artikel den Bugeaud über die Schlacht bei Isly in der „Revue des deux mondes" abdrucken ließ zeigt ihn uns zuerst als militairischen Schriftsteller. Keiner der Männer deren Schweiß und Blut in den afrikanischen Ebenen vergossen ward wird diese überall die Unerschrockenheit und Ausdauer der französischen Soldaten bezeugenden Zeilen ohne das lebhafteste Interesse lesen können. Kann es etwas Rührenderes geben als die kurze Beschreibung eines Punschbanquets das die Cavalerieoffiziere dem Gouverneur von Afrika in dem Bette eines Baches gaben. Man unterhielt sich über die morgende Schlacht, unter allgemeiner Begeisterung ward dem zukünftigen Herzog von Isly ein Toast ausgebracht. Man versprach sich gegenseitig zu Hülfe zu eilen, Regiment dem Regimente, Schwadron der Schwadron, Kamerad dem Kameraden. Thränen, durch das lebendige Gefühl der Ehre und des Ruhms hervorgelockt, rannen über die langen Schnurrbärte. „Ha!" rief da der General, „wenn ich einen Augenblick hätte an dem Siege zweifeln können, jetzt wäre jeder Zweifel erloschen! Mit Männern wie Sie sind will ich Alles unternehmen!"

Von den antisocialistischen Schriften Bugeaud's mögen nur zwei erwähnt sein. In „Les socialistes et le travail en commun" sagt er: Die Socialisten bilden sich in ihrer Verblendung ein, daß vor ihnen Alles in der Welt schlecht und Manches noch gar nicht vorhanden gewesen sei. Als Landmann und Soldat mußte er überhaupt doppelte Verachtung gegen Leute fühlen die niemals weder einen Pflug noch eine Flinte, außer etwa hinter einer Barrikade, in den Händen gehabt hatten und jetzt die Gesellschaft reformiren und beherrschen wollten. Ueberdies hatte Bugeaud, ein mehr praktischer als theoretisch gebildeter Kopf, der die Ausführung seiner Ansichten

immer gleich bei der Hand hielt, selbst eine trübe Erfahrung in Betreff der Association gemacht. Im J. 1842 hatte er nämlich drei Dörfer mit Soldaten nach socialistischen Theorien gegründet und zwar so, daß Alle gleichmäßigen Antheil an der Arbeit und dem Gewinne hatten. Eines Tages visitirte er seine Colonie; die Soldaten, die ihn wegen seiner Unerschrockenheit und seiner Fürsorge liebten, baten ihn dringend er möge sie doch ja desassociiren, und riefen von allen Seiten: „Wir ernten Nichts, weil wir nicht arbeiten!" „Und warum arbeitet ihr nicht?" „Weil wir uns Einer auf den Andern verlassen, und weil Keiner mehr als der Andere machen will, weil wir endlich so ganz in die Lage von Faulenzern kommen!" Der Marschall erfüllte ihren Wunsch und die Zufriedenheit trat wieder ein: kein Wunder wenn er sich mit dem Socialismus nicht weiter befreunden konnte. Ueber die Association äußert er sich einmal: „Man glaubt uns mit der Association des Capitals der Arbeit und des Verstandes etwas Reines gegeben zu haben; aber diese Association findet sich ja schon überall vor. Haben denn die großen Geister welche die socialistische Theorie erfunden haben wollen eine Thatsache ganz übersehen, die sich genugsam im Lande, von der Loire bis zu den Pyrenäen, vorfindet? Ich meine den Landbau durch Meier. Der Eigenthümer gibt das Capital des Grund und Bodens, der Meier bringt seine Arme mit. Versteht der Eigenthümer den Landbau, dann fehlt auch der dritte Factor nicht, der Verstand. Ist Das nicht eine so vollkommene Association wie sie die „Démocratie pacifique" nur wünschen kann?" Der Grundgedanke der Bugeaud bei solcher Beurtheilung leitet ist der Satz mit dem er seine Arbeit schließt: „Die Socialisten wollen heutzutage Das was Recht und Natur im Vereine begründeten durch Plünderung und Classenkampf wieder vernichten."

Die andere der beiden obenerwähnten Schriften ist betitelt: „Les veillées d'une chaumière de la Vendée." Zu der Schärfe und Kraft welche die Schriften des Marschalls gemeinhin auszeichnen kommt hier noch eine melancholische Färbung, die das Büchlein zu einer wahren Idylle macht. Nicht zwar in der Manier Geßner's, nein, in der eines Soldaten der sich am Dufte des Heues labt! In keiner seiner Schriften zeigt sich die Liebe zur Natur so deutlich und in so reiner Poesie. Den Inhalt des Buches bildet ein Zwiegespräch zwischen Peter und Paul Carrier, den beiden Söhnen eines vendéeischen Bauers: Peter ist ein gebildeter Mann, er ist Advocat gewesen, hat aber die Acten beiseitegeworfen und durch den Pflug die Ruhe und den Wohlstand gefunden der ihm früher nicht zutheilgeworden war. Paul, weniger unterrichtet, wird durch die Februarrevolution und die neuen Ideen unzufrieden gemacht. Durch den häufigen Besuch eines neuconstituirten Clubs wird er immer mehr in tiefe Grübeleien geführt, er vernachlässigt seine Arbeit und eilt mit großen Schritten seinem Ruine entgegen, als das Zwiegespräch mit seinem Bruder ihn noch rechtzeitig von seinen Irrthümern befreit. „Glaubst du", fragt Peter seinen Bruder zum Schluß, „daß ich arbeiten würde wie ich arbeite, wenn ich mit 35 Millionen Brüdern associirt wäre? Meine Jungen treiben mich zur Anstrengung! Für mein Weib, für meine Familie arbeite ich oft noch bei Mondenschein, wenn ich das schöne Wetter nicht verlieren will."

31.

Miscellen.

Abfertigung eines Neuigkeitskrämers.

Sir David Brewster, einer der gelehrtesten Physiker, Erfinder des Kaleidoskops und Herausgeber der „Edinburgh encyclopaedia", ritt eines Tags, weil eilig, in scharfem Trabe die New-road in London hinab, als ein Neuigkeitskrämer, ein Quidnuno, wie solcher jetzt in England heißt, welchen Sir David nur oberflächlich kannte, ihm dringend zurief: „Sir David! Sir David!" Dieser es hörend zügelte sein Pferd, näherte sich dem Rufer und fragte nach seinem Begehren. „Gibt es etwas Neues vom Nordpol, von Roß?" war die Antwort. „Hole der Henker den Nordpol!" fuhr der Gelehrte ärgerlich auf, gab seinem Pferde den Schenkel und jagte im Galopp fort. Der Frager stand stumm, verblüfft und entsetzt. Er wollte eben weiter gehen als Sydney Smith, der bekannte witzige Mann, herbeikam und, weil er die Scene gesehen, den Betroffenen, der ihm nicht fremd war, wegen des Nähern befragte. Der Abgefertigte erzählte was ihm geschehen, und konnte sich gar nicht beruhigen über den Ausdruck welchen Brewster gebraucht — „so unziemlich für einen Mann wie er, so kurz, nicht zu sagen gotteslästerlich — Hole der Henker den Nordpol!" „Na, na", lächelte Smith; „lassen Sie Das gut sein. Wollen Sie sich Alles zu Herzen nehmen was Sir David sagt, haben Sie viel zu thun. Er ist und bleibt ein Original. Denken Sie, daß er neulich Abend — Sie werden es nicht glauben wollen, aber ich versichere Sie es ist buchstäblich wahr — in einer sehr zahlreichen und vornehmen Gesellschaft sich auf die allerunehrerbietigste Weise äußerte — verübel über den Aequator."

Amerikanische Fragsucht.

Bekanntlich sind die Nordamerikaner geborene wißbegierige Fragzeichen, und unterwerfen Mitreisende oft scharfer Katechisation. Indessen bemerkt Charles Lyell in seinem „A second visit to the United States of North America in the years 1845—46" (2 Bde., London 1849), daß Solches kein Fehler der dortigen höhern Stände sei, und von ihnen gleich unangenehm empfunden werde. „Um uns in der Art auf das Aergste gefaßt zu machen", schreibt er, „erzählte uns ein vernehmer Amerikaner vor unserer Abreise von Besten nicht hübsche, die Neugier seiner Landsleute schildernde Anekdoten. Darunter die von einem Neuengländer, welcher in einem Eisenbahnwaggon einen sehr schweigsamen Nachbar hatte, und, nachdem er verschiedentlich versucht mit ihm ins Gespräch zu kommen, ihn plötzlich fragte: «Sind Sie Junggeselle, mein Herr?» «Nein, keineswegs.» «So sind Sie wahrscheinlich verheirathet?» «Auch Das nicht.» «Ah, ich verstehe und bedauere; Sie sind Witwer?» «Ebenso wenig.» Nach kurzer Pause griff der unbezwingliche Frager aufs neue an. «Kein Witwer, sagten Sie. Wenn Sie aber weder Junggeselle, noch Ehemann, noch Witwer sind, was in aller Welt sind Sie?» «Wenn Sie es durchaus wissen müssen», antwortete der Andere, «so will ich es Ihnen sagen: ich bin geschieden.» Eine zweite Anekdote war daß ein Herr, als er in einer Landkutsche gefragt worden war er sein Bein verloren habe, sich zuvörderst von sämmtlichen Wagengenossen versprechen ließ, dafern er es ihnen sage sich dabei zu beruhigen, und den Gegenstand ferner nicht zu berühren. Worauf er geheimnißvoll sagte: «Es ist mir abgefroren worden.»"

Pensionen der englischen Civilliste.

Das dem Parlament vorgelegte Verzeichniß der von der englischen Civilliste in der Zeit vom 20. Juni 1848 bis ebendahin 1849 bewilligten Pensionen gibt zu mancherlei Betrachtung Anlaß. Es haben nämlich erhalten: 200 Pf. St. John C. Adams für seine astronomischen Entdeckungen und sonstigen wissenschaftlichen Verdienste; 200 Pf. St. James Sheridan Knowles für seine Talente als dramatischer Schriftsteller; 200 Pf. St. William Carleton für seine literarischen Verdienste; 100 Pf. St. zu drei gleichen Theilen Margaret, Isabella und Eleonor Jane, Schwestern M'Cullagh's, für die ausgezeichneten wissenschaftlichen Leistungen ihres Bruders, des verstorbenen Professors M'Cullagh; 500 Pf. St. Juana Maria de los Dolores Conde für die vieljährigen und hervorragenden militairischen Dienstleistungen ihres Gemahls, des Generalmajors Sir Henry George Wakelyn Smith, namentlich für seinen glänzenden und entscheidenden Sieg über die Sikhs bei Aliwal am Sutlej; zusammen 1200 Pf. St.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wiener
Literarische Unterhaltung.
Redigirt von Ludwig August Frankl.
Nr. 104. 14. April 1844.

Ueber Franz Grillparzer.

Franz Grillparzer ist ein Dichter, der sich nicht mit Einem Male in die Herzen seiner Zeitgenossen hineinschreibt, der nicht mit Einem Male Alle für sich gewinnt, der nicht mit Einem Male Alle begeistert. Er ist ein Dichter, der sich nur nach und nach in die Herzen seiner Zeitgenossen hineinschreibt, der nur nach und nach Alle für sich gewinnt, der nur nach und nach Alle begeistert. Er ist ein Dichter, der sich nur nach und nach in die Herzen seiner Zeitgenossen hineinschreibt, der nur nach und nach Alle für sich gewinnt, der nur nach und nach Alle begeistert.

Aehnlichkeit haben, daß ſie ihre eigenen Kinder auffreſſen, concentrirt. Betrachtet man dieſe Naturen in der Nähe, ſo ſind ſie zumeiſt ohne alle innere Kraft und Macht, ihr ganzes Vermögen geht eben in ihrer Brüllhaftigkeit auf. Man ſieht zuweilen Menſchen in Kaffeehäuſern bei Spiel und Champagner die bedeutendſten Rollen ſpielen, daß man meinen ſollte ſie wohnten in Paläſten, ſchliefen auf Schwanenfedern unter ſeidenen Decken, und es ſind die ärmſten Schlucker von der Welt, wohnen zur Miethe, oder wohnen auch gar nicht, und wenn ſie Kinder haben, ſo haben dieſe oft gar Nichts um die Naſe zu wiſchen, als was ſie auf die Welt gebracht. Hört man ſie, ſo glaubt man Gott habe einmal ſtatt Fröſche, wie er zuweilen thut, Helden regnen laſſen, hageldick, die halbe Welt voll; prüft man ſie, ſo ſind es lauter Windbüchſen, bläſt man Nichts hinten rein, kömmt Nichts vornen raus, ſind ohnmächtige Weſen, unterthan jeglichem Winde der über ſie hinfährt, haben aber große Fähigkeit den Wind zu faſſen, große Fähigkeit ihr verfluchtes Ding wieder von ſich zu geben; wäre aber kein Wind, ſo wären ſie auch Nichts. Es ſind moderne Naturen, oder etwas vulgair geſagt, die Schweinsblaſen des Zeitgeiſtes oder jedes andern Geiſtes der ſein Maul an ihr Röhrchen wagt. Derlei Naturen ſtolziren zu Tauſenden in der Welt herum, vom Himmel geregnete Fröſche, brüllen die Welt voll, daß man in Verſuchung geräth ſich zu ducken, als wäre eine Heerde von 10,000 Büffeln im Anzug.

Hier liegt nun die Nachläſſigkeit des „Stils", ſage ich abſichtlich, darin, daß er dergleichen Kerle dem Jahrhundert in den Schuh ſchiebt; hätte er ein wenig nachdenken mögen, ſo würde er ſich ohne Zweifel an Falſtaff erinnert und noch weiter hinauf bis in die Bibel genug ſolche Burſche gefunden haben, wie z. B. den wackern Goliath, welche juſt nicht moderne Naturen ſind. Gotthelf's Stil mit ſeinem kecken Gepolter iſt ſelbſt ein ſolcher Schreckteufel, welcher Einem bange machen könnte, wenn man ihm nicht auf den Leib ginge. In „Uli der Knecht" handelt der Verf., nachdem er von Arbeit und Mühe geſprochen hat, von den Freuden welche allerdings auch ein Dienſtbote haben müſſe als Erholung nach der Arbeit, und er verweiſt ſie — wieder auf die Arbeit! Darin nämlich müſſe ein rechter Dienſtbote ſeine Erholung finden, daß er ſich am Gedeihen und Floriren der Angelegenheiten ſeines Meiſters freue, und daß er ſein Vergnügen an einem wohlbeſtellten Acker, an einem gutverpflegten ſchönen Stück Vieh finde. Wenn man Dies näher beſieht, ſo heißt es Nichts weiter als man müſſe eben ſern und freudig arbeiten, und für die Erholung von der Arbeit, welche er verſprach, iſt nicht geſorgt. Ich bin überzeugt, daß Bitzius auch noch andere Erholungen braucht als daß er etwa ſeine Predigt wieder lieſt, wenn er aus der Kirche kommt, oder daß er ſich, nachdem er den ganzen Tag geſchrieben hat, durch die Lecture ſeiner eigenen Schriften erfriſcht. Und doch hätte der Verf. nur einige Seiten weiter einen prächtigen Ausweg gefunden. Er beſchreibt dort ein gymnaſtiſches Spiel der jungen Bauernburſche, und ſagt ſelbſt, es ſei eins der ſchönſten nationalen Spiele, welche an Sonntagen hin und wieder aufgeführt werden. Auch ſtammt es aus der belobten alten Zeit, und hat in dieſer Beziehung alſo ſeinen gültigen Stammbrief. Wenn irgendwie eine ehrbare Erholung aufzutreiben geweſen, ſo war es hier. Was thut aber Jeremias? Er läßt ſeinen Uli von dem Beſuche dieſes Volksfeſtes Schaden und Verdruß nehmen, und räth hierdurch ſeinen jungen Leſern ernſtlich ab dergleichen Ergötzlichkeiten mitzumachen. Es wäre die Aufgabe des Dichters geweſen allfällige eingeſchlichene Roheiten und Misbräuche im poetiſchen Spiegelbild abzuſchaffen und dem Volk eine gereinigte und veredelte Freude wiederzugeben, da es ſich einmal darum handelt in der gemeinen Wirklichkeit eine ſchönere Welt wiederherzuſtellen durch die Schrift. Gotthelf's Scheu vor den Volksſpielen mag es auch erklären, warum man in ſeinen ſonſt ſo ausführlichen Erzählungen nirgend eine Spur vom Volksliede findet. Auerbach hat dies Element reichlich ausgebeutet, und die leichten ſchwäbiſchen Liedlein klingen luſtig durch Wald und Flur; auf der einſamen Feldhöhe ſind ſie der Ausdruck für Wohl und Weh. Gotthelf hätte uns mit wahren Cabinetsſtücken aufwarten können; denn im Bernervolk ſind uralte Lieder mit den prächtigſten Mollmelodien gang und gäbe, Lieder welche die Zierde des „Wunderhorn" und von Uhland's Sammlung ſind, zum Theil auch noch nicht einmal darin ſtehen. In dieſem Punkt iſt aber das tauſendjährige Volk dem conſervativen Literaten von heute wahrſcheinlich zu modern und zu weltlich.

(Der Beſchluß folgt.)

Poetiſche Geburten der Neuſtzeit.

Das „Singe wem Geſang gegeben" unſers Uhland wird am deutſchen Parnaß noch lange nicht ausſterben. Es hat aber mit den Sängern die in dieſen gegenwärtigen Tagen emportauchten und noch emportauchen eine eigene Bewandtniß. Hinter uns liegen einige böſe Jahre; ſie waren nicht hold dem Geſange, dem Geſange den aus freier, freier Naturbruſt ertönen zu laſſen jede Menſchenſeele das Recht hat. Denn die Menſchenſeele iſt an ſich poetiſch, um ſo poetiſcher und berechtigter in ſolchen Zeiten, wo man nach tieferer, nach geſtaltender Dichtung nicht fragen muß.

Ich will ſagen: Dieſe letzten Jahre haben wie ein erſtarrender Winter auf uns gelegen. Auf dem deutſchen Lichte zumeiſt. Die „Eiſendichtung", ſo deutet es einer der Poeten die ich aus ihren Liedern hier in der Kürze charakteriſiren will hatte die „Blumendichtung" ganz verſchlungen. Nun aber wagt ſich die Blumendichtung wieder hervor, da der Schnee wieder einmal geſchmelzen iſt und die Veilchen hervorkommen.

Den Liedern allen welche mir hier in 18 verſchiedenen Sammlungen von ebenſo viel Poeten vorliegen, ſieht und hört man es an, daß ſie ſich als ſolche Schneeglöckchen betrachten, die ſich freuen, ſo recht von Herzen freuen, nun wieder unter dem ſchmelzenden Schnee hervorkommen zu dürfen. Sie ſchütteln ſich wie nach einem böſen Winter, und wenden ſich gleichſam elektriſch berührt dem erſten Blau, der erſten Sonne zu, und ſagen faſt mit Haſt: Da ſind wir auch wieder! Und Das zu ſagen haben ſie ein Recht; denn bevor die Alten wieder ſingen, müſſen die Jungen und Jüngſten zwitſchern lernen.

So und nicht anders müſſen dieſe Poeten verſtanden werden mit deren Bekanntſchaft wir es hier zu thun haben. Es ſind lauter Neueſte, darunter doch auch etwas Altes, was ſeltſamerweiſe jetzt erſt hervorzukommen wagt. Es muß doch einigen Seelen dieſe Art von Zeitfrühling als etwas ganz Beſonderes vorkommen. Was und wie viel die Menſchheit abgeſchüttelt, und was und wie viel noch an ihr haftet, Das kümmert ſie nicht. Genug daß dieſe Stürme vorüber ſind. Du Februarſonne die die Skolopender und Engerlinge aus der Erde

lockt gilt ihnen schon für den vollen Frühling. Sie brauchen nur die Augen zu schließen um im Geiste bereits die Schwalben zu erblicken. Nun muß alsogleich gesungen sein, und wer darf es wehren?

Die erste poetische Erscheinung die ich hier unter geträumten Blumen wandeln sehe ist eine Dame:

1. Violen. Lyrische Dichtungen von Josephine Herb. Freiburg, Wagner. 1849. 8. 5 Ngr.

Diese einfachen Dichtungen haben mich darum so sehr angesprochen, weil sie so ganz weiblich sind. Sie kommen hervor aus einer Frauenseele die von der Emancipation des Weibes Nichts weiß, die sich aber ihr Recht nicht will nehmen lassen: mitzusingen wenn es einmal wieder von allen Zweigen schallt. Worin anders soll sich das Gemüth einer Frau im Gesange ergehen als eben in der Welt des Gemüths? Das Gemüth hat seine äußere wie seine innere Welt. Jene ist vor Allem die Natur selbst mit ihren Blumen und Sternen, mit Rosen, Veilchen und „Maiglöckchen", mit dem „Bächlein" das sanft dahinrieselt, mit der „Trauerweide" die über einem geliebten Grabe säuselt. Dann ist es die innere Welt in welche jene äußere zurückstrahlt: „Des Menschen Herz", „Des Lebens Traum", das wehmüthige Sinnen und Brüten über „Des Lebens Täuschung". Zu Diesem gesellt sich der beruhigende Gedanke daß es „Schutzgeister" gibt, die unsichtbar in bangen Stunden dem reinen Gemüth nahe sind; endlich das religiöse Anklingen der Außendinge an das Herz selbst, wie Dies in erhebender Weise auf der „Hohen Königsburg" oder zu „St. Katharina", oder „Am Grabe der Mutter" geschieht. Weil diese Empfindungen und Anklänge sich naturgemäß im weiblichen Gemüth zur sanften Wehmuth gestalten, und weil dies weibliche Betrachten so nahe der Blumenwelt, der melancholischern, steht, darum springt der Name für diesen kleinen Kranz von Liedern gleichsam aus dem Herzen selbst hervor. Sie heißen mit Recht „Violen". Denn

Wenn die bunte Blumenau
Lustig prangt im Sonnenscheine,
Stehet die Viole da,
Gleich als ob sie einsam weine.

Nächstens nur beim Sternenlicht
Reget sich ihr Blütenleben,
Und die Dolden öffnen sich
Voller Zagen und mit Beben.

Meine Liederspende klein
Ist ein Sträußchen von Violen,
Die in Abgeschiedenheit
Blühten einsam und verstohlen;

Die zum Theil im Thränenthau
Sind gekeimt und aufgegangen;
Manches Perlchen sieht man noch
An den Blättchen zitternd hangen.

Doch auch manches Blümchen lacht
Froh dem Morgenroth entgegen,
Welches in den Blumengeist
Niederhauchet freudig Regen.

Nehmt ihn hin den kleinen Strauß,
Blättert nicht an jeder Blüte;
Nur wer still zu deuten weiß
Ahnt die Regung im Gemüthe.

Sehr wahlverwandt diesem stillen Deuten, wie es im weiblichen Gemüthe vorsichgeht, sind die:

2. Zwanzig Gedichte. Eine Weihnachtsgabe von Eduard Dößekel. Aarau, Sauerländer. 1848. Gr. 16. 8 Ngr.

Beim Lesen dieser ganz anspruchslosen Gesänge drängte sich mir unwillkürlich die Betrachtung auf: Wenn doch mancher große welterschütternde Dichtergeist diese unverwüstliche Zufriedenheit, diese trauliche Seelenstille besessen hätte, die dieser kleine Poet so ganz sein Eigenthum nennt! Die ganze Natur ist ihm ein sanft wehendes Friedensbanner, unter dessen Wehen es sich selig träumt und schlummert.

Wenn ich so im Abendgange
Dich durchschweife, kühle Flur,
Folgend meinem Seelendrange
Nach der Ruhe der Natur:

O da quillt der Friede nieder
Auf des Tages Müh' und Last,
Und die Stille kehret wieder,
Die des Lebens Grund erfaßt.

Fern dem störenden Gewimmel
Laff' ich meinen Schwingen Lauf,
Und gemach am innern Himmel
Geh'n die schönsten Sterne auf.

Und bei dem wüsten Ungesättigtsein welches jetzt die ganze Menschheit wie ein böser Veitstanz ergriffen hat mag es fast mit Neid erfüllen, wenn der Dichter uns seine „Glücksgüter" nennt und ausmalt, und wie er in ihrem Besitz so alle Fülle und Genugthuung des Lebens empfindet. Und was ist es Das dieser stillvergnügte Poet besitzt? Ein Häuschen und daran ein freundlich Gärtchen, dessen Hinterthür nach Teich und Wald führt. Aber drinnen im Stübchen ist es traulich und heiter:

Liebe Bilder an der Wand:
Dort ein frommer Gottesstreiter,
Hier der Liebe süßer Tand.
Bücher, — doch nicht gar zu viele —
Aber alle kernhaft gut.
Denn ich lese — nicht zum Spiele —
Sie zu wandeln in mein Blut.

In succum et sanguinem nach dem alten Brauch.

Hab' der Dichtung edle Gabe,
Dir, o Gott, sei Dank dafür!
Dem geweihten Zauberstabe
Oeffnet sich des Edens Thür.
In dem sinnigen Gemüthe
Herrscht der Schönheit gold'nes Reich.
Ewig bleiben Frucht und Blüte
In dem dunkeln Laub zugleich.

Und bei diesem dürftigen Besitz fürchtet der bescheidene Mann sogar die Nemesis; er gedenkt der Warnung die einst vergebens an Polykrates erging.

. . . . fast muß ich zagen
Vor des Glückes Vollgewicht,
Denn es droht laut alten Sagen
Solchem gern das Strafgericht.
Eines nur vermag zu wehren
Dunkler Mächte Ueberfall:
Frommen Sinns die Götter ehren
Tugend üben ohne Schall.

Dächte die Menschheit wie du, ehrlicher Sänger: es würde bald besser mit ihr stehen. So dachten schon deutsche Poeten vor 80 Jahren; so Vater Gleim als er gegen seinen Voß sich stolz rühmte:

Ich habe den Horaz von Elzevir, der keinen
Druckfehler hat, von Voß den göttlichen Homer,
Die Bibel von Hans Luft und den Virgil von Heinen,
Und wünsche mir Nichts mehr!

Das erste dieser „Zwanzig Gedichte" in schwäbischer Mundart, in Hebel's Weise: „S' Wienecht-Chindle", empfehle ich Allen die am heimlichen Glück der Kinderwelt, der vom Strahl des Christkinds durchleuchteten, heutzutage noch — Gefallen finden.

Was diese innere bescheidene Gemüthsseligkeit anlangt, so will ich mit der ebenerwähnten sogleich die nachverzeichneten kleinen Sammlungen auf gleiches Niveau stellen:

3. Alpenblumen. Gedichte von M. C. v. K. München, Franz. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.
4. Herbstblumen. Herausgegeben zum Besten unglücklicher Hausarmen. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1849. Gr. 16. 3¾ Ngr.
5. Gedichte von Eduard Grüning. Erste Sammlung. Hamburg, Herold. 1848. 8. 24 Ngr.
6. Gedichte von August Thieme. Merseburg, Garcke. 1848. 8. 20 Ngr.

In den „Alpenblumen" webt und waltet die allernatürlichste Menschensehnsucht, die Sehnsucht nach den Bergen. Auf den Bergen ist Freiheit, ist eine alte Thatsache. Wohl Dem der diesem Drange hinaus- und hinaufwärts, wo es immer noch grün, aber der Himmel näher ist, Befriedigung geben kann. Unser Poet konnte diesen Drang stillen, so flog er denn aus nach den Bergen der Berge: den königlichen Alpen:

Nicht länger konnte ich dem Wunsche widerstehen,
Der schon seit langer Zeit in meiner Brust gelebt,
Das schöne Alpenland in seinem Reiz zu sehen,
Das mir als herrlich Bild vor meinem Geist geschwebt.
Es trieb mich dem Gewühl der Stadt mich zu entziehen
Und in die Einsamkeit der Berge zu entfliehen.

Auf und zwischen diesen Bergen, deren Fernsichten er uns von „Partenkirchen" aus alle mit topographischer Genauigkeit beschreibt, tummelt sich nun der Geist unsers Poeten umher, und denkt dabei in unverwüstlicher Gemüthlichkeit an Alles was es in der Welt gibt: an „Mozart" und an „Kotzebue", dessen „Verzweiflung" er nach Gebühr derb abfertigt, an den „Potpourri des Lebens", und an den „Himmel stiller Häuslichkeit" u. s. w. Freilich Byron dachte an etwas Anderes als er im Gletscherglanze den „Manfred" schrieb; aber es ist auch so gut: daß nämlich dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Die „Herbstblumen" wollen wir um ihres gemüthlichen Zwecks willen wenigstens formell hier einschalten: „Lukas 24, 29" (vergl. S. 10), ist allerdings eine sehr sinnvolle Stelle, ein Ruf des Herzens, der doppelt inbrünstige Bedeutung hat in dem ahnungsvollen Augenblicke, wo das Jahrhundert sich in zwei Hälften scheidet.

Die „Gedichte von Eduard Grüning" charakterisiren sich selbst am besten durch ihre „Zueignung".

Ist die Lyra auch umwunden
Mit dem düstern Flor der Zeit.
War doch Hoffnung nicht entschwunden,
Daß entweiche Weh und Leid.

Deshalb greif' ich in die Saiten,
Hör' noch manchen lieben Klang.
Möcht' ihn jetzt auch günstig deuten,
Weil er leicht zum Herzen drang.

Wenn mein Ton zum Herzen stimmet
Wird sein Anklang Wahrheit sein,
Wird beleben was nur glimmet,
Mildern hier — und dort erfreu'n.

Es ist nicht blos schön, es ist groß, wer so in sich selbst sicher und befriedigt ist. Wer sich heute, ja zu dieser Stunde von 30 Liederchen noch die Wahrheit selbst als Resultat versprechen kann, der ist wirklich unbegreiflich glücklich. Stören wir aber ja Niemand in seinem Glück! Denn das Glück ist jetzt eine Kunst. Ehedem galt es für das Privilegium der Dummköpfe; es wird aber bald alles Ernstes ein Prärogativ der reinen Seelen sein. Denn so weit ist die Verwirrung der Menschheit gestiegen, daß sie Das was ihr Abgott, ihr Taggedanke und ihr Traum ist: Geld und Besitz, beinahe schon für ein Unglück zu halten anfängt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Rüsch, G., Das Bad Pfäfers in seiner neuesten Gestalt. Für Aerzte, Curgäste und Reisende bearbeitet. Mit 2 Abbildungen. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 1 Thlr.

Schall's, C., nachgelassene Reime und Räthsel, nebst des Dichters Lebenslauf. Herausgegeben von A. Kahlert. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Emanuel Schall. Ein historischer Roman. Schön zu lesen für Jedermann; — denn in dem Buche kann man ersehen, was in den letzten vierzig Jahren ist geschehen. Ausgeschmückt mit schönen Gravüren, die man hat thun in Holzschnitt ausführen. Die Verse, die Bilder und das Register sind von Faustinus Lux, der Weltweisheit Magister. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Seecadet von Kopenhagen. Roman aus dem deutsch-dänischen Kriege. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sparfeld, E., Zeittafeln der europäischen Staatengeschichte. Eine unparteiische, chronologisch geordnete Uebersicht aller wichtigen Ereignisse und Vorfälle des J. 1849. 1stes Heft. Januar — Juni. Leipzig, Matthes. 16. 4 Ngr.

Vasari, G., Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum J. 1567. Aus dem Italienischen. Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, sowie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet von E. Förster. 6ter Band. Mit 6 lithographirten Bildnissen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zaleski, J., Brüderliche Warnung für polnische Patrioten. Eine Sammlung von Thatsachen und Betrachtungen. Aus dem Polnischen. 2ter Abdruck. Lemberg, Winiarz. Gr. 8. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Beurtheilung des Entwurfs zu einem Berggesetze für das Königreich Sachsen insbesondere vom Standpunkte der Gewerken. Von einem Juristen und Gewerken. Freiberg, Craz u. Gerlach. 8. 12 Ngr.

Gaupp, E. T., Das deutsche Volksthum in den Stammländern der preußischen Monarchie. Einige besonders dem südlichen und südwestlichen Deutschland zur Beherzigung empfohlene Worte. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 6½ Ngr.

Keller, A., Hans Georg Nägeli. Festrede zur Einweihung seines Denkmales, gehalten zu Zürich am 16. Oktbr. 1849. Mit einer einleitenden Beschreibung des Festes selbst. Leipz. Sauerländer. 8. 5 Ngr.

Das Lied von der Majestät. Ueberall in Deutschland zu singen, zumal am 15. Octbr. 1849. 4ter Abdruck. Berlin, L. Duncker. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Macht der Verhältnisse. [La force des choses.] In Frankreich verbotene Schrift. Uebertragen von einem Publicisten. 3te Auflage. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Schreiber, Offener Brief an den Archidiakonus Heinicke in Delitzsch. Veranlaßt durch einen empörenden Umstand bei öffentlicher Verhandlung vor dem Schwurgerichte zu Erfurt den 24. Septbr. 1849. Langensalza. Gr. 8. 2 Ngr.

Ueber den Gesetz-Entwurf zur Aufhebung der Grundsteuer-Befreiungen. Von L. K. Berlin, Decker. Lex.-8. 5 Ngr.

Zimmermann, F. W., Auf welchem Grunde und mit welchen Mitteln ist die deutsche Volksthümlichkeit zu neuem, dauerndem Leben zu erwecken? Eine Zeitfrage, aus dem Gesichtspunkte der Natur des deutschen Landes und der Geschichte des deutschen Volkes behandelt. Nordhausen, Büchting. 1850. Gr. 12. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 305. —— 21. December 1849.

Jeremias Gotthelf.

(Beſchluß aus Nr. 301.)

Wenn ein tüchtiges Gewitter im Anzug iſt, ſo ſieht man in den weiten berniſchen Matten wunderliche Geſtalten herumhantiren; es ſind die Waſſerbauern, welche in uralte Röcke und Hüte gekleidet dem zu erwartenden reichlichen Waſſerſegen Weg und Bahn durch ihre Wieſen bereiten. Gotthelf ſagt:

Das hat wol auch zu der Sage Anlaß gegeben, daß, wer ein Frohnfaſtenkind ſei, vor dem Ausbruch der heftigſten Gewitter alte, längſt verſtorbene Waſſerbauern, welche ſich gegenſeitig ums Waſſer betrogen, in den Wieſen wäſſern ſehe, Graben aufthun, Breter einſchlagen, dann ſtehen hinter dieſem oder jenem Baum oder Strauche, Feuer ſchlagend und ihr Pfeifchen rauchend. Man denkt dabei nicht an die Sitte der rechten Waſſerbauern, die alten hundertjährigen märhaften Röcke ihrer Großväter anzuziehen, und uralte Hüte aufzuſetzen, da modernes Zeug ins Waſſer hinaus Nichts taugt. So ſieht man von ferne allerdings ein uralt längſt zu Grabe gegangenes Geſchlecht in den Wieſen hantiren, und manche Geſtalt mag ſich vor der andern fürchten, hinter einem Dornſtrauch ſich bergen. Ginge man den Geſtalten zu Leibe, würde man ganz bekannte Geſichter ſehen, deren Beine noch auf Erden wandeln, aber in den Schuhen der Väter, gehüllt in ihre Röcke, übend ihre Sitten.

Die Sache iſt einfach die, daß die Bauern alte verdorbene Kleider anziehen zu dieſem naſſen Geſchäfte um die neuen zu ſchonen. Die Beſitzer jener alten Gewänder haben zu ihrer Zeit zu dem nämlichen Geſchäfte noch ältere Kleider angezogen als dieſe noch neu waren. Der Stoff welchen heute die Bauern zu ihren Kleidern verwenden iſt noch immer ſelbſt geſponnen und dauerhaft. Wenn man aber ſo einfache Geſchichten fortwährend verdreht und benutzt um Hiebe auf die Gegenwart anzubringen, ſo nenne ich Das einen ſchlechten Stil führen. Auch einen unbeſonnenen Stil, denn Gotthelf ſcheint bei dieſer Anpreiſung der vergangenen Zeit ſchon nicht mehr daran zu denken, wie er ſoeben erzählt hat, daß die alten Waſſerbauern, die ſoliden Beſitzer jener „uralten Hüte", die „Väter", einander ums Waſſer betrogen haben, und daher in den Augen des Volks noch ſpuken müſſen.

Man verzeihe mir, daß ich an dieſen Kleinigkeiten ſo weitläufig herumklaube. Ich halte es aber von der größten Wichtigkeit, daß gerade ein Volksbuch durch und durch wahr und klar, in allem Detail ohne Verwirrung und Sophiſtik gehalten ſei. Das Volk hat ohnehin einen Hang Alles zu misverſtehen, zu verſpotten was ihm nicht geläufig iſt, ſich ſelbſt und ſeine Ungezogenheiten zu hätſcheln, und Alles nach Belieben zu verdrehen, ſo oder ſo zu deuten. Das darf nicht noch genährt werden.

Doch verlaſſen wir endlich dies unerquickliche Gebiet und kommen wir auf Gotthelf's Vorzüge zurück. Dieſe ſind die Hauptſache, ſonſt wäre ich gar nicht im Fall dieſe Recenſion zu ſchreiben. Daß Gotthelf ein vortrefflicher Maler des Volkslebens, der Bauerndiplomatik, der Dorfintriguen, des Familienglücks und Familienleids iſt, daß er Feld und Stall, Stube und Küche und Speicher genau kennt iſt ſchon geſagt, und verſteht ſich eigentlich bei vorliegendem Stoffe von ſelbſt. Aber, wenn wir doch noch von einer abgeſchloſſenen Volkspoeſie ſprechen müſſen: er hat Vorzüge darüber hinaus, welche in jeder Gattung, auch der höchſten, wenn es eine gibt, nur dem bevorzugten Talente eigen ſind. Er hat gar keine charakterloſen, ſchwankenden Figuren. Jeder iſt bei ihm an ſeinem Platz und gut durchgeführt, und er hat ſich einer großen Mannichfaltigkeit zu rühmen, und ganz feine Nuancen kommen vor. Er weiß einen Unterſchied zu machen zwiſchen zwei ſchlauen verſchmitzten Bauern, und durch die zarteſten Linien getrennt zeigt ſich der Eine auf liebenswürdige Weiſe zum Guten, der Andere zum Böſen. Hauptſächlich auch auf die Frauen verſteht er ſich ſehr gut. Was für vortreffliche alte dicke Bäuerinnen ſchildert er, die Zuflucht der ganzen Gegend, wohlwollend und klug. Wie luſtig wiſſen dieſe behaglichen und doch fein organiſirten Frauen ihre ſtörriſchen Männer zu ihrem eigenen Beſten an der Naſe herumzuführen, daß Einem das Herz lacht, und man ſich ſelbſt unter ihre Fürſorge verſetzt wünſcht. Und wie ſchön ſind die jungen Mädchen und Weiber gezeichnet; der beſte Beweis iſt, daß man ſich immer ſelbſt mit verliebt, oder wenigſtens, um in Gotthelf's Sprache zu reden, ſich „ſauwohl" bei ihnen befindet. Die Liebesverhältniſſe ſind überaus fein und meiſterhaft angelegt. Sie entwickeln ſich vor unſern Augen, ohne daß ein Wort davon geplaudert wird, und auf einmal, wir wußten es ſchon lange, daß es ſo kommen müſſe, erſahen aber den Augenblick nicht, iſt das

Glück da. In wenig treffenden Zügen wird es abgemacht.

An epischen, lyrischen und dramatischen Momenten der schönsten Art fehlt es auch nicht. Uli's junge Frau ist, obgleich sie Pferd und Wagen zur Verfügung hatte, in ländlicher Bescheidenheit und Rüstigkeit mehre Stunden weit zu Fuß gegangen um einer Jugendfreundin ein Kind aus der Taufe zu heben. Sie hat dieselbe im größten Elend angetroffen, hat gemildert und getröstet wo sie konnte, und ist nun, gedankenvoll und aufgeregt, auf dem Heimwege. Ihre Kräfte erschöpfen sich aber doch, und die ungewohnten engen Sonntagsschuhe machen ihr viel Beschwerde; so schleppt sie sich mühsam auf der einsamen Straße dahin, auf den Boden schauend und seufzend: da weckt sie eine liebe Stimme, sie schaut auf, und ihr kräftiger schmucker Mann sitzt, das stattliche Pferd zügelnd, auf dem bekannten leichten Fuhrwerke vor ihr. Er ist aus eigenem Drange ihr entgegengeeilt. Die einfache, wahrhaft antike Schönheit dieses Moments fühlt sich übrigens nur wenn man das Ganze selbst liest. Vom allerbesten Korn ist ferner die Stelle, wo die jungen Pachtleute zum ersten mal ein Erntefest geben müssen. An diesem Tage ist es Sitte, daß nicht nur alle möglichen Arbeiter und wer in irgend einer Berührung zum Hause steht verschiedene reichliche Mahlzeiten erhalten, sondern alle Bettler welche sich melden, und welche um die Erntezeit eigentlich darauf reisen, müssen mit Kuchen abgespeist werden. Breneli hat schon verschiedene Sträuße mit ihrem knauserigen Manne bestanden, und ihm endlich das Nöthigste was der Anstand erfodert abgerungen, und sie glaubt so ziemlich gut zu bestehen. Aber

als das Sieden und Braten anging, die Feuer prasselten, die Butter brodelte und zischte, die Bettler kamen als schneie es sie vom Himmel herunter, die Pfannen zu Alles verschlingenden Ungeheuern wurden, — Breneli, so viel es auch hineinwarf, immer frisch wieder angähnten mit weitem, ödem, schwarzem Schlund: da kam die Angst über ihn; aber sie half ihm halt Nichts; wie die Sperlinge den Kirschbaum wittern welcher frische Kirschen trägt, weit hergezogen kommen mit ihren raschen Schnäbeln und nimmer satten Bäuchlein, so kamen die Bettler daher vom Duft der brodelnden Butter gezogen, schrien heißhungerig von weitem schon: „Ein Almesen, de tusig Gotts Wille", und trippelten ungeduldig an der Thür herum, weil sie vor süßer Erwartung die Beine nicht stillehalten konnten. Breneli begann Schnittchen zu backen, daß es sich fast schämte, so klein und so dünn die Kruste, und Alles half Nichts, es war als ob sie Beine kriegten und selbst zuliefen einem Schreihals vor der Thür. Es ward ihr immer himmelängster, für die eigenen Leute könne es gar nicht sorgen. In der größten Noth erschien die Base unter der Küchenthüre, wahrhaftig wie ein Engel, und zwar einer von den schwerern, denn sie weg wenig unter zwei Centnern. Sie stellte einen bedeutenden Butterkübel, den sie hinter Joggeli's Rücken aus ihrem Keller stibitzt hatte, dem besten Schmuggler zum Trotz, auf den Küchentisch.

Schön ist auch Uli's Hochzeitsfahrt beschrieben. Allein mit seiner Braut fährt er auf einem leichten Wägelchen in den dämmernden Morgen hinaus. Ihr Gesichtchen blüht in der Morgenfrische wie eine Rose, und die zarten schwarzen Spitzen ihrer Haube sind mit noch zarterm, silbernem Reif besetzt.

Welche elegische Stimmung weht durch die Scene, wo der alte Erbvetter Hans Joggeli begraben wird. Die Leiche ist auf dem Wege nach dem weitentfernten Kirchhof, und der ganze Troß der Vettern und Basen, enthüllstern, ist gefolgt, Rührung heuchelnd. Nur das treue Gesinde ist allein im Hause geblieben und hält aufrichtig trauernd Wache, obgleich sie Nichts zu erben hoffen.

Wenn aus Ost oder Südost der Wind geht, so hört man im Nidlebeden das Geläute von der Kirche her, hört das Mittagsgeläute, hört die Schläge der Todtenglocke. Von dort her kam am selben Tage der Wind ums Haus in den Baumgarten hinaus. Jedes für sich, damit Keins das Andere störe im Hören und Sinnen, standen die Zurückgebliebenen, lauschten auf die Töne vom Kirchlein her, sahen einander fragend an, schüttelten verneinend die Köpfe. Das Läuten beginnt, wenn der Sarg dem Kirchhof sich naht. Sie wollten im Geist bei seinem Grabe sein, wollten beten ins Grab hinein, wollten mischen ihr Gebet mit der über ihm zusammenrollenden Erde, den Andern gleich die am Grabe standen. Da hob das Mädchen welches als äußerster Vorposten auf einem großen Erdhaufen stand die Hand empor und rief: „Hört, hört!" Da klang es wirklich durch die Lüfte, leise, wie Geisterwehen, lauter schwebten dann einzelne Glockentöne heran, Geisterstimmen, welche die Kunde brachten, jetzt nahe der selige Kirchmeier seinem Grabe, jetzt werde der müde Leib in die Erde gesenkt, um wieder zur Erde zu werden, aus welcher er genommen worden.

Dadurch daß Gotthelf so sehr an der Vergangenheit hängt gewinnen seine Darstellungen einen Reiz welchen Auerbach's Geschichten nicht haben. Er gleicht hierin vielmehr Immermann, welcher in seiner westfälischen Idylle das Volk mit seinem ehrwürdigen historischen Reste vorführt. Das Leben auf den alten großen bernerischen Bauerngehöften hatte etwas ungemein Ehrwürdiges, und Gotthelf schildert mit schöner Wehmuth die alte Art und Weise. Aber alle Formen wechseln auf Erden, und ehe dieser Wechsel ist es welches das Vergangene mit einem verklärenden Lichte bestrahlt. Es würde vor unsern Augen vergehen und verdunkeln, wenn unsere Sehnsucht erfüllt würde und wir wirklich zurückkehren könnten. Hin ist hin!

79.

Poetische Geburten der Neuzeit.

(Fortsetzung aus Nr. 301.)

Weiter in Nr. 6 dieser lyrischen Gruppe, in den „Gedichten von August Thieme", begegnet uns eine poetische Natur aus alter ferner fremdgewordener Welt. Wir hören hier die lieben trauten Matthisson-Salis-Klänge, und nicht die Klänge allein, auch die Zeit vernehmen wir, wo diese Klänge fast allein die deutsche Lyrik waren. Die Herausgabe dieser Gedichte, deren Mehrzahl ihrer Entstehung nach durchaus jener Zeit, den J. 1800—19 angehört, hat etwas wirklich Interessantes. Der in mehr als einer Bedeutung originelle Mann August Thieme war Jahre lang Erzieher in der Familie des Generals von Welzogen, des nahen Verwandten jener Frau von Welzogen die einst unter Schiller's genialen Einflüssen zur Dichterin ward, wenn damals auch nur eines einzigen Romans, doch eines in mannichfacher Hinsicht sehr bedeutsamen („Agnes von Lilien"). Es gab nämlich damals noch keine Emancipation des Weibes, sondern das Weib emancipirte sich durch seine innige Hingebung an den Mann. Es wird auch für das Weib ein

solche Emancipation wie sie im unseligen Zeitbegriff die Dudevant und die Stael mit Luise Otto und Consortinnen theilen mie und nimmermehr geben. Und zwar deshalb: weil Gott das Weib nur im Verhältniß erschaffen hat. Die reine selbstbewußte plastische Schönheit dieses Verhältnisses hervortreten zu lassen, Dies ist der Adel, die Emancipation und der wahre Beruf des Weibes. Einen andern gibt es nicht.

Als Erzieher der fünf Wolzogen'schen Kinder: Eduard, Hermann, Anna, Pauline und Alfred von Wolzogen (welcher Letztere erst jetzt die Gesänge seines nun wol schon 70jährigen Lehrers und Erziehers herausgibt), und eben vielleicht durch die geistreiche Verfasserin der „Agnes von Lilien" stand unser Poet in obligater Beziehung zu dem sogenannten „Werner'schen Dichterkreise". Diese Beziehung mag wol eine sehr entfernte gewesen sein. Wie entfernt immer, ihr elektrischer Leiter war der edle Johannes Falk, der wie es scheint in freundschaftlichem Bezug zu unserm Verf. stand, und dessen einleitendes Fürwort, schon vom J. 1819 herrührend, wir an der Spitze dieser kleinen lyrischen Sammlung finden. Dieser herzliche Zuspruch des edeln Johannes Falk an den ihm befreundeten Dichter in Form eines Vorworts zu dessen Gesängen, welche dennoch erst 30 Jahre später durch die Pietät eines liebevollen Zöglings veröffentlicht worden, ist ein Actenstück aus jener schönen dichterischen Zeit, die es selbst nur fern nachklingt, und eben darum sei es unverkürzt hier mitgetheilt:

Vorrede von Johannes Falk zu den Waldsträußern von August Thieme.

„Ich habe nur wenig vorzureden. — Die Zeit schreibt in ihren Entwickelungen mit Pflanzen, Thieren, Vöglein, Blumen und Sternen sich zum Ebenbilde Gottes herauf — und von demselben herunter! — Ein frommer und warmer Apostel vom Thüringerwald, August Thieme, nimmt hier im Namen der dortigen stummen Blumen das Wort, gleichsam ein lautes Waldvöglein, was die Geheimnisse jener anmuthigen Einöden ausplaudert. Diejenigen welche sich an hundert mal reflectirten Resleren von Leinwand und Druckpapier in den Buchläden so selig laben, und nicht satt sehen und hören können, werden Manches darin so starr und so unzugänglich finden wie die Zugänge zu den hohen wolkigen Bergen selbst, worin diese Waldblumen erwuchsen, die noch keine thüringer Art seit ihrer Entstehung berührt hat. Andere dagegen die den Durchbruch eines würdigen Menschenlebens — vom Spiel zum heiligen Ernst — in sich aufgenommen, oder dargestellt, werden gewiß dem edeln Verfasser Dank wissen, daß er so manchen bei ihm gleichsam zur Waldblume gewordenen schönen Eindruck einer wilden, großen, romantischen Natur, die — — zwischen einsam schreienden Hähern, aus grünen Wolken und Waldkapellen herunterfallenden Holzrollen, Schneidemühlen, Zigeunerwiesen und stürzenden Waldbächen — zwischen den tausendjährigen Wiegen der Ilm und der Saale — jenseit des schäumenden Stützerbachs — unter Glashütten und Eisenhämmern — — ihre Rolle abspielt, ihnen in diesen frischduftenden Waldsträußern, wenngleich mit einigen schwarzen und stechenden Fichtennadeln untermengt, wieder neu werden läßt. — Wir lieben Alle, die wir ihn umwohnen, den Thüringerwald in der uralten Herrlichkeit seines eisenhaltigen Porphyr-Felsens: — warum sollten wir seinen bescheidenen und kräftigen Sänger nicht gern haben!

So komm denn her, lieber Thieme, und reiche mir die Hand, der du mit Waldblumen angefangen, bis zu dem fröhlichen Sänger — wie es mir selbst ergangen ist — der große Gärtner kam, der dich in seinem Himmelsgarten zur Pflege von Menschenblumen anstellte.

Geschrieben zu Weimar, 5. Dec. 1819.

Johannes Falk."

Wen die Würdigsten lieben der muß im Innern Etwas werth sein, und dieser innere Werth des Menschen, die Harmonie der eigenen Gemüthswelt, diese Feierstille des Geistes, der, allerwegs zufrieden, stets bei Gott, bei sich selbst, bei der Natur ist, diese jetzt so seltene — soll ich es Gabe oder Tugend nennen, spricht sich auf jedem Blatt dieser Gesänge aus, die ohne allen Anspruch auftreten. Hier liegt in der That Etwas vor was selten in einer Sammlung von Gedichten vorliegt: ein innerer Bildungsgang, der sich über mehr als ein Menschenalter hinerstreckt, ein stetiges Sichfortbilden durch alle Lebenszustände und Lebensprüfungen, welches dem eigenen Gewissen, und Dem was immerdar als höchste Aufgabe des Lebens gelten muß, die genaueste Rechnung ablegt. Solchen sich in ruhiger Consequenz fortveredelnden Naturen bleibt auch nie der Segen der Glückseligkeit aus, die der dem Edeln zugewandte Sinn aus Allem saugt was im Menschenleben der göttlichen Wohlthat angehört. So ist es hier. Mit Inbrunst malt sich dieser Dichter die kleinsten Details seiner Erinnerungen aus. In der schönen „güldenen Aue" stand seine Wiege. Hier grünen noch die halbversunkenen Gräber seiner Erzeuger, hier

im grünen Halmenthale,
Wo ich den Himmel sah zum ersten male,
Und wo am Berg, von Weinlaub rings umsponnen,
Sich Schäfchen sonnen . . .

erstiegen ihm „Der ersten Liebe Sterne."

Auf jenen Purpurwiesen
Fand ich Luisen.

So mit Inbrunst feiert der Dichter jedes Ereigniß, jede Erinnerung seines Lebens, nah oder fern; so brünstig nimmt er das Kleinste, was uns fast ein Lächeln abnöthigt. An seine „Luise mit dem neuen Hut" richtet er ein Sonett das an gemüthlicher Originalität seinesgleichen sucht. Mit seinem lieben Knaben Otto, den der Vater, wie der Herausgeber bemerkt, selbst zum Naturforscher bilden wollte, wandelt er hinaus an die Weidengestade des Helmflüßchens, und lehrt ihn zuerst im werdenden Frühling lauschen und horchen auf das stille „Regen der Natur". Dies Regen schildert unser Poet in seiner originellen Weise also:

Es ist so heimlich und weht kein West,
So still ist des Himmels Indigo,
Doch regt sich's dort im neuen Nest
Als wie ein Hälmchen Stroh.
Was mag es sein in der tiefen Stille —
Dies leise Knistern —
Dies feine
Geschrille
Unter Laub und Steine?
Ob's kommt von den Hisiern
Dort an den Ackerrändern,
Von den ringelnden Skolopendern?
Reckt der Lukanus die krummen Zangen
Im eiförm'gen Winterhaus?
Will Cossus nicht mehr sein gefangen,
Und nagt sich durch die Rinde 'raus?
Ob sich wol krümmte der Engerling?
Ob wol im Zickzack die Spinne schon fing?
Ob wol die Knospen sich drängen
Aus ihren Schüppchen?
Unterm Astmoos Püppchen
Ihre Riegel sprengen?
Keinen Tropfen sah ich die Erde segnen,
Und doch klingt's wie sanftes Regnen:
Das merk' ich wohl — am Baum und Hügel
Sind vom Briefe des Lebens — so lieb —
Abgesprungen die stillen Siegel,
Welchen die Liebe an mich schrieb!

Dieselbe gemüthvolle Naturinbrunst begleitet unsern Dichter auf all seinen Streifzügen durch das schöne Thüringen. Was er hier, Gott und Natur bewundernd, und mehr noch,

beide verstehend, anschaut, klingt sogleich an irgend eine andere Saite seiner Erinnerung oder Empfindung: an Otto, an die Gattin Luise, an seine theuern Zöglinge. Eben dieses stete Beglücktsein begleitet ihn hinaus weit in die Fernen Finnlands und Petersburgs, und hier ist es wo ihm schon die Sehnsucht nach seiner „güldenen Aue" zum Gedicht wird. Auch hier mitten im Eis der Newa wird er angehaucht

vom Oden
Geweihter Osterzeit,
Wo wir der Kirche Boden
Mit Veilchen blau bestreut; —
Wo rings in Lauberhütten
Das Chor verwandelt war,
Und still die Kinder knieten
Am duftenden Altar.

Ja bis an die äußerste Grenze seiner Kindheit träumt sich der Poet zurück:

Da er im Schoos der Muhme
Sich Märchen furren ließ,
Und sie im Kelch der Blume
Das Bild der Welt ihm wies! —
Da wollt' er mit den Lerchen
Des Himmels Schäfchen seh'n,
Und auf Kyffhausens Bergen
Durch Abendröthen geh'n!

Unser Dichter ist unbestritten ein tüchtiger Botaniker, und er sagt es glatt heraus, daß nach seiner Ansicht „tüchtige Blumisten auch immer gute Christen sind". Wenn es ihn nun so poetisch-botanisch hinaustreibt in die Frühlingswelt, dann kommt er uns in der That in dem schönen von zarten Empfindungen und Gedanken überströmenden Gedicht „Phantasie unter Blumen" poetischer vor als wenn er etwa sich anschickt auf wunderliche Weise den „Dampfer" zu persiflíren. Für gemüthliche Menschen dieser Art sind freilich die Dampfer nicht erfunden.

Hinaus! Hinaus! — Die Saatenwogen flüstern,
Es raucht das Rockengold in jenen Au'n,
Akazien, bläulichbunte Wicken knistern,
Und Flieder schwanket über'n Heckenzaun!
Und Federnelk' und Kukuksklee vom Anger
Betuscht das Thal mit Regenbogenlicht,
Und jedes Bächleins Ufer nicket schwanger
Vom ätherbläulichen Vergißmeinnicht!
Winkt ihr mir, Gärten, schon mit sinn'gen Augen
Mit euren Blümlein, die ich ausgesä't?
Schon seh' ich off'ne Purpurhöhlen rauchen!
Wie Papagei-Gefieder blitzt das Beet!
Die Ros' im Dornenharnisch mit smaragd'nen Zungen,
Narcissusmilch — der Liebe Silberschaum,
Die Veilchen, die sich scheu dem Moos entrungen,
Der Scharlachmohn, des Lackstocks gold'ner Baum,
Der eisenbräunlichen Aurikel Seide —
Der Nelken Brand, der Primeln sammt'ner Flor:
Sie schmücken all' ihr Aug' mit Thaugeschmeide,
Und jedes trägt wol eine Perl' im Ohr!
Und wo die blutigen Pfonien bauschen,
Sich die Levkoi' mit Nordlichtflammen schmückt,
Des Lotos gelbe Flügelhelme rauschen,
Und die Sirenenquast' um Tulpenbecher nickt:
Da läuten alle Beete ihre Glocken,
Da schüttelt seine Dolden jeder Strauch,
Und tiefer athm' ich eures Athems Hauch,
Und Silberblüten pudern meine Locken!

Schade, daß mir der Raum, dieser für den Autor unerbittlichste Tyrann, nicht verstattet bei dieser Gedichtsammlung länger zu verweilen. Es ließe sich aus ihr noch manche, jetzt doppelt an ein reines Gefühl anklingende Saite anschlagen. Nur Dies noch zum Abschied, daß ich selten ein so inniges Merken auf die verborgensten Manifestationen der Natur, die im Kleinsten ja am größten ist, gefunden habe als eben hier. Dieser Mann (er ist seit vielen Jahren Dorfpfarrer in seiner lieben „güldenen Aue") offenbart uns in klarer Anspruchslosigkeit eben dies Etwas, was unsern neuern Lyrikern fast alle, von Heinrich Heine an, gemangelt hat und mangeln wird, so lange sie im starren Eigensinn des Ichs sich ablösen vom Universum des poetischen Seins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Mäßigkeitsvereine.

In England, Irland und Schottland gibt es 850 Mäßigkeitsvereine mit einer Mitgliederzahl von 1,640,000 Personen. In Canada, Neuschottland und Neubraunschweig zählt man 950 solche Vereine mit 370,000 Theilnehmern. In Südamerika tragen 70,000 die Mäßigkeitsmedaille. In Italien gibt es ebenso wenig als in Preußen (?) und Oestreich dergleichen Associationen; das übrige Deutschland aber weist 1500 auf mit einer Anhängerzahl von 1,300,000. Auch Schweden und Norwegen stellt sein Contingent, 120,000 Personen in 510 Gesellschaften. Auf den Sandwichsinseln haben 5000 und auf dem Cap der guten Hoffnung 900 feierlich Enthaltsamkeit gelobt. So berichtet ein englisches Blatt mit der Versicherung, daß diese Angaben mit größter Genauigkeit zusammengestellt seien. Weiter gibt es an: Es ist erwiesen, daß in Großbritannien alljährlich 7000 Leute an den Folgen ihrer Trunkenheit sterben, und daß 550 Mill. Dollars von den arbeitenden Classen für Getränke in einem gleichen Zeitraume verausgabt werden. In dem einen Jahre 1848 wurden nach sorgsamen Berechnungen für berauschende Getränke 490 Mill. Dollars ausgegeben, und ebenda hat man außerdem für 520 Mill. Bier gebraut. In den Vereinigten Staaten sind 2,615,000 Mitglieder in 3713 Mäßigkeitsvereine vertheilt. Unter ihnen zeichnet sich besonders eine Sekte aus die sich „Söhne der Enthaltsamkeit" nennt. Nachforschungen die man in Deutschland gemacht haben dahin geführt, daß der älteste Mäßigkeitsverein am Weihnachtsfest 1600 gegründet worden sei.

Der Gesundheitszustand der Provinz Algier.

Während der Jahre 1840, 1841 und 1842 hat eine besonders erwählte Commission im Auftrage der Regierung den Gesundheitszustand der Provinz Algier untersucht, und ein Mitglied dieser Commission, Parier, hat seine und seiner Collegen Erfahrungen in einem Buche niedergelegt, von dem der erste Theil unter dem Titel „De l'hygiène en Algérie" jetzt erschienen ist. Wie wichtig diese Arbeit ist, die zum Theil die für die Zukunft der Colonie bedeutungsvollsten Fragen erörtert, wird Jedem einleuchten welcher bedenkt, daß in unsern Zeitverhältnissen so Viele zu Auswanderungen gezwungen sind, und daß namentlich Frankreich einen Theil seiner Kraft, vielleicht seinen Ueberfluß an Kraft, nach Algier leitet. Parier verwendet alle Genauigkeit und Sorgfalt auf seine Untersuchungen über die Bedingungen des Akklimatisirens, und hier accentuirt er ganz besonders das Erforderniß des rechten Alters. Er verlangt, daß vor dem 23. Jahre kein Soldat eingeschifft werden dürfe, und daß jeder erst zwei Jahre im activen Dienste sein müsse, also einigermaßen gekräftigt sei dem häufigen Temperaturwechsel, den schädlichen Ausdünstungen und den anstrengenden Kriegsarbeiten gegenüber. Die Resultate Parier's sind nicht nur für die Armee, sondern für jeden Colonisten kennenswerth, und namentlich auch die Einfachheit und allgemeine Verständlichkeit des Stils empfehlen sein Buch einer recht weiten Verbreitung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 306. —— 22. December 1849.

Fanny Lewald.

Indem wir es wagen ein ſolches Bild der friſcheſten Gegenwart vor unſern Leſern aufzuſtellen, ergreift uns jenes Zagen welches wir fühlen, wenn wir in Gegenwart des verehrten Künſtlers ſein Gemälde kritiſch betrachten ſollen. Der Geſichtskreis der Beurtheilung iſt noch nicht abgeſchloſſen, eine erfreuende Fernſicht thut ſich auf, und der Kritik iſt im Grunde nur im Ueberblick ein Ausſpruch erlaubt. Doch ſei es gewagt! Je mehr wir uns angeſprochen und ergriffen fühlen von den vortrefflichen Leiſtungen der Verf., je mehr die geiſtreiche, friſche Art ihres Auftretens uns intereſſirt, je unparteiiſcher und klarer können wir über die Einzelheiten dieſer Leiſtungen ſprechen. Ein ſtarker, durchgearbeiteter Geiſt, eine reiſe, geprüfte Erfahrung, die prägnanteſte Darſtellung mögen in kurzer Charakteriſtik dieſe Leiſtungen bezeichnen. Es iſt gewiß eine Bildung gleich der der Rahel welche ſich hier darſtellt. In der Schule der Leiden arbeitet ſich ein ſtarker, gut organiſirter Geiſt zur erreichbarſten Vollkommenheit. Das Weib unſerer Tage hat in der ſittlichen Größe und in der ſtarken Ueberwindung, in der Harmonie des Verſtandes mit dem Herzen ſein Ziel, ſeine Vollendung; die Gleichmäßigkeit aller Kräfte, das gerade und wahre Fortſchreiten auf eine ſolche harmoniſche Ausbildung thut jetzt dem Weibe wie dem Manne gleich noth. Wir haben in dieſem Streben Extreme geſehen die unſer Fühlen wie unſer Denken gleich ſehr verletzen; aber alle Reformationen führten die Reaction des alten Uebels mit den Extravaganzen übertriebener Neuerung herbei. So wie dieſe Extreme widerlich, ſo ſchön, ſo erhaben ſteht dagegen die Emancipirte der ſittlichen Weihe da. Außergewöhnliche Begabung wird ſich immer in außergewöhnlicher Erſcheinung äußern. Große ſtarke Frauenſeelen haben eine gewaltige Miſſion der friſchen Belebung aller Kräfte zu erfüllen, und dieſe geht um ſo mächtiger vor, um ſo unbemerkter ſie iſt. Glücklich im banalen Sinne des Worts ſind dieſe Außergewöhnlichen nicht. Die Stärke ihrer Erkenntniß, die Kraft ihres Denkens, die Gewalt ihres Herzens führt ſie auf eine Höhe, wo ſie allein, einſam, und oft eiſig umweht von dem Zugwind des Uebelwollens und Misverſtehens mit den Dämonen unbefriedigter Hingebung der Sehnſucht nach Ruhe und Stille kämpfen. Glücklich ſind ſie in der Gegenwart nicht. Aber ob Glück auch überhaupt des Menſchen Beſtimmung ſei, wagen wir nicht zu entſcheiden. Gut ſein, ſtill, einfach, wahr ſein, Das iſt die höchſte Lebensaufgabe; nicht beſſer wie die Andern, aber gut für ſich, Das ſei unſer Ziel. Wahr, mit der beſſern Erkenntniß immer in Uebereinſtimmung, treu dem Genius der in reinen Stunden ſo laut zu unſerer Seele ſpricht, Das iſt das Geſetz nach dem wir handeln und denken ſollen. Auf dieſem Wege ſehen wir die Größten aller Zeiten wandeln. Auf dieſem wandelte Sokrates, auf dieſem Chriſtus, auf dieſem Luther und auch auf dieſem nur alle Weiſen und Begnadigten der Geſchichte. Auf dieſem Wege dürfen uns aber auch Frauen begegnen; denn eine verſöhnende, ſanfte Weiblichkeit tritt im Lichte der Wahrheit, in der Größe ſittlicher Ueberzeugung bedeutend und erhebend hervor. Da begegnen uns wenige Beiſpiele der alten Zeit: eine Arria, eine Porcia treten uns entgegen, denn die Marien und Magdalenen waren nur Frauen der beſten aber nicht der erhebendſten Art; aber in der Gegenwart ſcheint ſich die Weiblichkeit immer urſprünglicher, wahrer und kraftvoller auszudrücken. Das geiſtige Interregnum in dem wir leben lockt unter dem Anſchein des Schlafs liebliche und bedeutende Blüten hervor. Wir ſind Epigonen, aber laßt uns hoffen, daß auch dieſe nicht vergebens lebten, laßt uns den Samen der Zukunft ämſig pflegen, daß die Nachkommen ſich edler Früchte erfreuen! Zum Pflegen, zum Bewahren, zum Ebenen aller Härten, zum Umbiegen aller Spitzen iſt das Weib ſo ſehr geeignet: ſo wird denn auch das Weib unſerer Tage die Aufgabe der Ausgleichung veralteter Vorurtheile mit dem richtigen Maße des Fortſchritts aufs beſte und glücklichſte löſen.

Unter Denen die ihre Aufgabe mit klarem Blick erkannt haben und mit ſicherm Takte erfüllen iſt Fanny Lewald ausgezeichnet. Ihre Richtung iſt dialektiſch. Im Gegenſatz zu den ſentimentalen und romantiſchen Richtungen der letzten Decennien tritt dieſe Dialektik ſcharf hervor. Man wirft dieſer Richtung Gefühlsmangel, Kälte und Herzloſigkeit vor. Es ſcheidet ſich allerdings die klare Entſchiedenheit mit der man jetzt alle Zuſtände beſtimmt erfaßt ganz auffallend von der faſt nebelhaften,

ſtets verſchleiernden Denkungsart der Gefühlsſchwärmer einer vergangenen Zeit. In der Literatur, in der Politik, in der Kunſt tritt die Dialektik, die praktiſche Intelligenz jetzt bedeutend an den Tag. Die einzige Grenze an der die Macht der Dialektik noch ſcheitert iſt die des chriſtlich-germaniſchen Pietismus. Aber dieſer beruht auf ſchwanken Säulen. Es iſt Schein, Coquetterie, wenn der Ausdruck hier ſtatthaft iſt, nicht Wahrheit. Wahrheit erkennen läßt allen Schein verſchwinden, und die ſchwärmeriſche Verblendung mit der alle Verhältniſſe in ein gewiſſes romantiſches Halbdunkel gehüllt werden weiche vor der ſtrengen Durchführung poſitiven Erkennens. Wahr, einfach, ſtreng gegen ſich und Andere erſcheint Fanny Lewald in ihren Schriften. Sie muß ein ſtarker, durchgeprägter Charakter ſein. Das tritt wenig in der „Clementine", die überhaupt wol ihr ſchwächſter Roman ſein möchte, ſtark in der „Jenny" hervor. In der neueſten Zeit hat ſie ſich einen wohlverdienten Ruhm durch ihr „Italieniſches Bilderbuch" erworben, und ihr jüngſtes Werk „Prinz Louis Ferdinand" ruft das allgemeine Intereſſe aufs lebhafteſte hervor. Wir wollen kurz ihre frühern Productionen berühren, und dann etwas länger bei dieſem neueſten Buche ſtehen bleiben.

„Clementine" und die zweite Production „Jenny" dürfen wir als ſo allgemein bekannt vorausſetzen, daß ein ſpecielleres Eingehen unnöthig wäre. Der ernſten und wichtigen Tendenz nach nimmt aber das letztere Buch ein tieferes, faſt hiſtoriſches Intereſſe in Anſpruch. Aus dem Druck der eigenen, ſchwer empfundenen jüdiſchen Verhältniſſe hervorgegangen behandelt es die Fragen der Judenemancipation, des Uebertritts, die ſociale Hemmung der einfachſten Glücksbedingungen mit großer Würde. In dem intelligenten, aufgeklärten Norddeutſchland walten in vielen Beziehungen noch mittelalterliche Beſchränkungen. Es mag Königsberg ſein, wo Jenny ſpielt, es mag Preußen gedacht werden, wo ſo peinliche Conflicte entſtehen konnten, der ganze norddeutſche Küſtenſtrich ſchließt in ſeinen Städten noch den finſtern Beengungsgeiſt der alten Hanſa ein. Wir können nicht leugnen, daß uns dieſe finſtere Berührung vielfach bewegte und drückte, ſei es in individuellen, ſei es in äußern Erfahrungen. Jenny's Leben, ein äußerlich ſo günſtig geſtaltetes, bevorzugtes, hat den tiefſten Schmerz zu überwinden. Ihre Glücksbedingung iſt die ſchwerſte, das Opfer ihrer Ueberzeugung. Dies kann ein wahrer Charakter, auch der tiefſten Liebe, nicht bringen. Mißverſtanden, verkannt zu werden von Denen die man am höchſten achtet, am beſten liebt, iſt ein häufig uns begegnender Lebensfall; aber hier trifft er uns um ſo ſchmerzlicher, als die Charaktere groß, ſtark und edel ausgeprägt erſcheinen. Der Schwäche zollt man Mitleid, das Geſchick der Starken aber erſchüttert und bewegt uns aufs gewaltſamſte. Die ganze Fülle bitterer Entſagung, harter Aufgaben tritt uns in dieſem Werke lebhaft und ergreifend geſchildert entgegen. Hier und da etwas zu flüchtige novellenhafte Ausſchmückung, Epiſoden, die das Intereſſe ſchmälern, thun indeß dem Ganzen wenig Eintrag. So iſt Jenny's Tod ein unnatürlicher. Man ſtirbt nicht vor Schmerz, wenn man nicht ſchon einen organiſchen Fehler des Herzens oder der Lungen hat. Das Weib leidet entſetzlich, ſtill, ergeben; aber es lebt und leidet weiter. Das iſt allerdings kein romanhafter Schluß, es iſt auch natürlich, daß der Autor dem neugierigen Reiz des Leſers Genüge thun muß, und wie mancher Schriftſteller mag gegen ſeine innere Ueberzeugung ſeinem Werke einen ſolchen Schluß geben.

Auch das dritte Buch „Eine Lebensaufgabe" behandelt dieſe geſelligen Conflicte unſerer Tage. Das Leben einer bedeutenden, geiſtreichen Autors, eingeengt durch häusliches Ungenügen, emporgehoben durch das edle Verſtändniß fremder Weiblichkeit, ſchildert uns die gewandte Feder. Unverkennbare Wahrheit leuchtet hervor. So iſt es, ſo leiden wir Alle, und die Schmerzen des Individuums mögen nur Atome der allgemeinen Schmerzensbeſtimmung ſein. Alfred's Pflichtgefühl geht einen von ſeiner beſſern Ueberzeugung weit abführenden Weg. Thereſe, die ihn kennt, liebt, verſteht, muß ihm begegnen als er erſt in einer achtjährigen Ehe die ganze Kluft unweiblicher Engherzigkeit erkannt hat, die ihn von ſeiner Frau ſcheidet. Auch ſein Sohn leidet unter dieſer Unweiblichkeit, und doch laſſen ihn dieſe Bande nicht los; denn ſeine Redlichkeit, ſeine Furcht vor einem gewaltſamen Sprengen ziehen ſie feſt und feſter. Das Geſchwiſterleben Julian's und Thereſens bringt ſanft beſchwichtigende Töne in die Diſſonanzen der berührten Verhältniſſe; aber auch Julian erfährt die beugende Macht derſelben durch die ſtarke Liebe Sophiens, die, ſo rührend ſie daſteht, doch in ihrer Stärke keine Ausgleichung für frühere Verirrungen hat. Auch hier iſt Thereſe der wohlthuende, ausgleichende, Alles verſöhnende Friedensengel. Kleine Beziehungen ſind es meiſt die zu einer großen Summe der peinigendſten Leiden anwachſen. Der Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht, Zartgefühl und Brutalität, Größe und Schwäche ſind die Themata nach denen der Zeitgeiſt ſeine Melodien ſpielt. Und je feiner organiſirt der Menſch iſt, je ſtärker treffen ihn dieſe Misaccorde welche dieſer Kampf mitſichbringt. Wer wie Thereſe verſteht zu lieben und auszugleichen, ſollte das ſchöne Vorrecht haben den Reichthum ſeines Glücks auf die Glücksbedürftigen auszuſchütten. Vor Allem iſt es der Dichter deſſen hart organiſirte Seele des Glücks bedarf. Da iſt ein Verſtehen ſo nöthig, ſo erfoderlich, daß man darin für die weibliche Liebe die höchſte Aufgabe erblicken möchte. Nichts iſt betrübender als die Begabung eingeſchränkt zu ſehen durch die Bedrückung kleinlicher Häuslichkeit. Ein Dichter muß frei ſein, er wird ſich nur mit Widerſtreben in gegebene Formen fügen; deshalb iſt es die Aufgabe aller Derer die in Beziehung zu ihm treten ihn nicht nach dem Herkommen, ſondern nach der Inſpiration eigener Idealität zu betrachten, und ihm Freiheit nicht allein zu gönnen, ſondern zu verſchaffen. Des Dichters Häuslichkeit muß weich, ſammetweich ſein, und das Verſtändniß für ſeine Bedürfniſſe das zarteſte, edelſte und tiefſte. Nur dann

Charaktere sind dieses Verständnisses fähig, und Thereſe ist ein solch hoher Charakter; um so größer ist unser Schmerz, daß es ihr nicht gestattet wird ihre schöne Aufgabe zu erfüllen. Das ist das Mangelhafte unserer Lebensverhältnisse, und deshalb ist eine solche Lebensaufgabe nicht leicht.

(Der Beschluß folgt.)

Poetische Geburten der Neuſtzeit.

(Fortsetzung aus Nr. 305.)

Was uns die folgende lyrische Gruppe bringt kann geradezu als Oppositien gegen jene Natur- und Gemüthsinnigkeit angesehen werden:

7. Fels und Aster. Dichtungen von Franz Isidor Proschko. Wien, Schmidt und Leo. 1849. 8. 1 Thlr.
8. Lyrische Gedichte von Johann Karl Wilhelm Frohne. Erstes Heft. Sondershausen, Eupel. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.
9. Ein welker Blumenstrauß des Don Brano. Berlin, Hermes. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
10. Dichtungen von Karl Schmitt. Marburg, Elwert. 1849. Gr. 12. 10 Ngr.
11. Lieder und Träume aus der Jugendzeit von Paul Geyser. Schaffhausen, Brodtmann. 1847. 8. 12 Ngr.

Diese sämmtlichen fünf Liedersammlungen unterscheiden sich nämlich schroff von den Thieme'schen Gesängen dadurch, daß ihnen allen der echte Naturlaut, der Pulsschlag der wahren Gemüthlichkeit abgeht. Nur in einer einzigen: den „Liedern und Träumen von Geyser" (Nr. 11), kommen verwandte Klänge vor; aber sie ersticken unter einem gemachten pretentiösen Aufschwung, unter einem Pathos das zwar nicht unpoetisch, aber nicht naturgesund, ja fieberhaft ist. Ich gebe zum Beleg ein kurzes Gedicht: „Das Schneeglöcklein", und überdies die schon an sich charakteristischen Aufschriften einiger anderer:

Das Schneeglöcklein.

O was strahlet, was entzücket
Mir mein Aug' auf fahler Halde,
Wie ein Stern der aus der Weite
Durch die trüben Wolken blicket.

Blümlein, meines Herzens Wonne,
Blümlein aus dem Paradiese,
Kind der reinen Frühlingssonne —
Daß ich mit Gesang dich grüße!

Dich, dich sehe ich entsprossen
Auf dem winterstillen Grab,
Wo ich längst mein Glück und Hab'
In die stille Gruft verschlossen.

Wie dämmert's auf in meiner Seele,
Wie eine stürm'sche Winternacht,
Wenn der Gesang der Philomele
Mit dem jungen Hain erwacht!

Wie schmilzt mir hin mit einem male
Die Eiskruste um mein Herz;
Wie fließt bei diesem Himmelsstrahle
In sanften Thränen hin mein Schmerz.

Sie fallen segnend auf dich nieder,
Als wie ein reiner Himmelsthau.
Und von dir säuseln meine Lieder
Durch die frühlingsgrüne Au.

Die Aufschriften einiger anderer Lieder die nur bezeichnend, sowie die Lieder selbst beweisend waren, lauten so: „Morgenlied des Selbstmörders", „Der Gang zum Styx in der Sylvesternacht", „Der Demokrat und der Atheist", „Weltdemokratie", „Der Thurm zu Babel" u. s. w.

„Fels und Aster" (Nr. 7) ist ebenfalls einem guten Zweck geweiht, der Reinertrag ist nämlich „dem Blindeninstitut zu Linz in Oberöstreich gewidmet". Wir begegnen hier unter der Rubrik „Fels" fast nur historischen, sagen- und legendenhaften Stoffen, die mit Geschick in die Form von Balladen u. s. w. gebracht sind. Die zweite Abtheilung „Aster" bietet, mehr in der eigentlichen Form des Liedes, allgemein-menschlichere Beziehungen. Durchweg aber waltet in all diesen Dichtungen die Reflexion vor; und so möge dies eine Gedicht: „Am Friedhofe", den Ton und das Colorit der ganzen Sammlung bezeichnen:

Am Friedhofe.

In deinen Garten will ich treten,
Wo edler Blumen große Saat
Dein Gärtner in den kühlen Beeten,
Der Engel Tod, gesäet hat.

Ihr stillen Schläfer dieser Erde,
Nur eine Frage jetzt an euch:
Wenn euch des Schöpfers mächt'ges „Werde!"
Jetzt riefe aus dem Schattenreich —

Wie würdet mit der Zeit ihr geizen,
Und sieh'n des Lebens Eitelkeit!
Wie wenig euch die Erde reizen,
Und doch wie viel die Ewigkeit!

O griffe nach den schweren Kästen
Der Geizhals wol im Uebermuth?
Nein! Nein! er würde Arme trösten
Und spenden ihnen Gut und Blut.

Wo träufelte des Wüstlings Zähre,
Die einst voll Argliſt niederrann,
Wenn seine Nacht gelichtet wäre,
Und er vom Grabe stieg' hinan?

Herr' auf dein Kreuz nur würde fließen
Die Thräne voll der Bitterkeit,
Kein Schmerz wär' ihm zu groß zu büßen,
Weil ihm zu lang die Ewigkeit!

Ihr seid hinüber! — Stumm und öde
Deckt Wolkennacht die Leichenflur.
Ihr steht der Frage nicht mehr Rede,
Und eure Steine sprechen nur.

Auf diesen Mälern ist zu lesen:
Daß Jedes letzte Stunde schlägt,
Daß Alles müsse einst verwesen
Was sich da freut, und lebt, und regt;

Daß diese Steine selbst zerstäuben,
Die Liebe baut als Monument.
Hienieden ist nicht unser Bleiben,
Und was da lebt wird auch getrennt.

Herr! laß der Todten mich gedenken,
Nicht blos weil Manchen ich geliebt —
Zwar seh' ich: wollest Gnade schenken,
Wenn sie nicht stets dein Wort geübt:

Doch ihr Gedächtniß recht zu ehren
Will ich an ihrem Hügel steh'n:
Laß hier den Tod mich leben lehren,
Und hoffen auf ein Wiederseh'n!

Die „Lyrischen Gedichte von J. K. W. Frohne" (Nr. 8) in höchst wunderlicher Fassung machen wahrhafte Kreuz- und Quersprünge. Von der „Kunst der Schönheit" geht es auf „Thiers", von diesem auf den „Kindermord zu Bethlehem"; dann wieder kommt der Poet auf seine „weißbunte Katze", die gestorben ist

und nun nicht mehr knurrt und schnurrt, und die Pfötchen leckt, nicht mehr aus der Dachluke steigt, um droben hoch auf mondbeglänztem Forste den liebenden Kater zu empfangen:

Auch nicht spielst auf der Tenne du mehr mit dem ächzenden Mäuslein,
Das schon lange belau'rt unter dem Schranke du fingst.
Auch nicht scheuchest du mehr die naschende Kellerratte,
Die im Genick du gefaßt und vor die Stube gebracht.
Nimmals strahlt aus der Finstere mehr dein grünliches Auge,
Und nicht streich' ich hinfort Abends dein knisterndes Fell u. s. w.

Dies nennt unser humoristischer Poet die „Elegia elegiarum". Er erscheint jedoch, natürlich in seiner Weise, auch als nicht unebener Naturfreund wenn er z. B. singt:

Nichts thut Lämmchen mehr entzücken
Als das blum'ge Kraut zu pflücken
Das am Abhang pflegt zu sprießen.
Ehrenpreis auf würz'ger Aue,
Futter-Spark, benetzt vom Thaue,
Pflegt's mit Wonne zu genießen.
Schäfer führt's zum Quell zurücke,
Daß der Durst es niemals drücke.

Unter den sonstigen Notabilitäten die in diesen, wirklich entfernt an Frohne und Frohndienst erinnernden Poesien vorkommen nenne ich nur noch „Das trojanische Pferd" und „Goethe", und in der That habe ich sehr an Goethe denken müssen als ich genöthigt war mich durch diese zweiundsechzig-compreß-seitige Lyrik hindurchzufrohnen.

Ein weit anderer Geist webt in den „Dichtungen von Karl Schmitt" (Nr. 10). Dieser Dichter hat unstreitig die deutsche Volkspoesie studirt, er bildet seine Verse, und es mangelt ihm nicht an feinen, zierlichen Gedanken, und die auch nach der Tiefe streben. Der dichterisch gebildete Geist, der hier in sehr verschiedenen Liedesformen zu gestalten weiß, zeigt sich am deutlichsten in der letzten Abtheilung: „Balladen und Lieder." Hier ist das Wesen der Ballade sehr schön begriffen, und: wie das Lied leise von selbst die Gestalt der Ballade annimmt, die Ballade aber wiederum den einfachen Ton des Liedes zu verschwimmen pflegt, ist hier trefflich ausgedrückt. Ich müßte mich um den Geist dieser Dichtungen erschöpfend auszusprechen in das eigentlich Kritische verlieren, wogegen sich abermals der unerbittliche Gebieter Raum sträubt. Möge deshalb statt aller Kritik die Sache selbst sprechen in den zwei Balladen: „Der Keller zu Eimbeck" und „Der wandernde Sänger."

Der Keller zu Eimbeck.

Mel. Als Noah aus dem Kasten war ꝛc.

Zu Eimbeck in der guten Stadt
Der weise Rath 'nen Keller hat,
Gar kühl und tief und voller Wein,
Da möcht' ich hin, da möcht' ich sein;
Da hat, so viel ihm eben recht,
Gar mancher Durst'ge schon gezecht!

So einst in wilder Kriegeszeit
Ruht hier des Kaisers Herr vom Streit:
Da hat Graf Gallas lobesan
Den tiefen Keller aufgethan,
Und Piccolomini der Graf
Ihn unten bei den Fässern traf.

Sie stießen manchen Zapfen aus,
Da floß der edle Wein heraus:
Die beiden Grafen zechten fort,
Doch sprachen sie nur wenig Wort':
Der Eine „Tibi Gallas!" schrie
Und Der „Prosit Piccolomini!"

Der Wein, der war von guter Art,
Die Grafen strichen sich den Bart;
Die Becher klangen fort und fort,
Doch sprachen sie nur wenig Wort':
Der „Tibi Piccolomini!"
Der And're „Prosit Gallas!" schrie.

Und als des andern Tags der Rath
Den Keller sich betrachten that
Fehlt jedem Fäßlein wol ein Zoll —
Und waren doch noch gestern voll!
Sie sahn's und da bestaunten sie
Gallam und Piccolomini!

O liebster Zechgeselle mein,
Könnt' ich mit dir im Keller sein,
Das gäb' ein Zechgelag wie nie:
Ich wär' der Piccolomini,
Der tapf're Gallas wärest du
Und tränkst mir manchen Becher zu!

Doch da es heute nicht kann sein,
So kehr'n im nächsten Haus wir ein:
Schau, eine Flasche winket schon,
Da ruf' ich in bekanntem Ton
Ein „Tibi Gallas!" laut dir zu —
„Pros't Piccolomini!" sagst du!

Der wandernde Sänger.

Ich habe Nichts auf Erden
Was Menschenneid erregt!
Wonach die große Menge
So sehr Verlangen hegt.
Nicht Güter und nicht Gelder,
Kein glänzend-reiches Loos —
Mein Dach sind uns're Wälder,
Mein Ruhebett das Moos!

Und was ich nicht besitze,
Es macht mir keinen Schmerz —
Hab' ich doch dich, du warmes,
Du liebereiches Herz!
Du zeigst in deinem Schreine
Im Bild die ganze Welt,
Die Au im Sonnenscheine,
Im Schnee das Winterfeld!

Ich kann die Liebe ahnen,
Selbst in des Hasses Kleid,
Der Wehmuth heil'ge Wonne
Find' ich in Schmerz und Leid;
Den Frühling kann ich ahnen,
Eh' noch der Schnee zergeht,
Bis er mit bunten Fahnen
Ein Sieger vor uns steht!

Wenn mir die Menschen schweigen
Und kalt vorübergeh'n —
Wenn sie ihr Inn'res bergen —
Ich kann sie doch versteh'n!
Ich kann der Quellen Klingen
Mir deuten alsobald,
Versteh' der Vögel Singen,
Das Rauschen in dem Wald!

Wie auch mein Loos sich zeige, —
Ich trage jeden Schmerz,
Bleibst du mir nur, du warmes,
Du liebereiches Herz!
Dann wird mein ganzes Leben
Ein Meer von Melodien,
Bis sie mich übergeben
Der Erde ew'gem Grün!

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 307. —— 24. December 1849.

Fanny Lewald.

(Beſchluß aus Nr. 306.)

Die Verf. findet ihren glühenden Wunſch Italien zu ſehen befriedigt, und gibt uns das Reſultat ihrer Anſchauung in dem „Italieniſchen Bilderbuch". Es iſt eine Unzahl italieniſcher Reiſen, Eindrücke, Bilder und Schilderungen erſchienen, die größere Mehrzahl jedenfalls iſt uns davon bekannt; aber nicht leicht hat uns eine Darſtellung ſo innig gefreut, ſo wahrhaft erquickt wie dieſe. Es ſind Bilder in den glänzendſten, hellſten Farben, mit der lebendigſten Staffage, lebhaft aufgefaßt, herrlich wiedergegeben. Im Jahre des Erſcheinens dieſes Buchs erſchienen zu gleicher Zeit zwei andere Bücher über Italien von bedeutenden Federn. Es war Stahr's „Ein Jahr in Italien", Boz' „Sketches of Italy". Das erſte geht mit Fanny Lewald's Buch gleichſam Hand in Hand. Zuſammen die beiden Werke zu leſen gewährt hohen Genuß. Stahr reiſt mit gelehrter, faſt claſſiſcher Anſchauung, voll Beleſenheit, gründlicher philologiſcher Vorbildung, in der Gegenwart überall die Anknüpfungen an die antike Vergangenheit auffindend, voll Belehrung für ſeine Leſer, aber jede öde Gelehrſamkeit mit dem Zauber phantaſiereicher und gemüthlicher Auffaſſung umkleidend. Fanny Lewald reiſt als Frau, die weibliche Anſchauung mitbringend, und daher die liebliche Zaghaftigkeit: iſt es denn möglich, ſo viel langerſehnte Schönheit; jetzt ſeh' ich ſie, jetzt iſt ſie wirklich da! Sie geht durch die Schweiz, nimmt langſam zögernd den Weg über die Alpen in das geſegnete Land, begrüßt Genua mit dem ganzen friſchen Entzücken ihrer offenen, warmen Seele, führt dann in raſch folgenden Bildern das Genoſſene lebendig vor die ſtaunenden Augen ihrer Leſer, und bringt in dies phantasmagoriſche Kaleidoſkop allen Geiſt, alle Friſche, alle Wärme herrlichſter Darſtellung. Es möchte ſchwer ſein das Beſte hervorzuheben, aber uns perſönlich ſagte die Schilderung der Tribuna zu Florenz, die Grotte der Egeria, die Inſel Iſchia, der Napoleoniden am meiſten zu. Die Gerechtigkeit die dem Volke wird thut ſo wohl, es offenbart ſich ein warmes Herz, eine edle Humanität in dieſem Buche die ungemein anſpricht. Auch hier können wir uns nicht verſagen wieder Stahr's Buch anzuführen, wo z. B. in dem Beſuch der beiden Autoren in der Tribuna ſich höchſt intereſſante Parallelen bieten. Stahr weilt mit archäologiſcher Gründlichkeit beim Betrachten dieſer Schätze, aber entzückend ſind ihm insbeſondere Tizian's Venusbilder; Fanny Lewald ſteht immer wieder mit lieblicher Begeiſterung vor dem Apollo und dem ſterbenden Fechter. Dieſen Letztern ſchildert ſie in allen Bezügen ſo fein, ſo originell, daß der Reiz ihrer Beſchreibung den Leſer unwiderſtehlich feſſelt. Wie klar, wie lebendig ſie zu erzählen verſteht, davon geben insbeſondere die Schilderungen von Iſchia und Capri, Pompeji und Sicilien ſchönes Zeugniß. Wir wiederholen, nicht leicht ein Werk über Italien mit ſolchem Entzücken geleſen zu haben wie die beiden Bücher von Adolf Stahr und Fanny Lewald, und ſind ſtolz darauf dieſen den Preis zuerkennen zu dürfen über dem Werke des genannten Engländers, der aber in ſeinen „Sketches" Italien faſt à la Nicolai durchreiſt.

Wir glauben ein Recht zu haben die „Diogena" ganz zu übergehen, da ſich die Verf. nicht nannte, und da es uns nur traurig machte dies Buch einer Feder mit den vorher beſprochenen zuzutrauen, ſo hoffen wir dieſes Recht des Stillſchweigens nicht anmaßend zu uſurpiren. Es iſt ein trauriges, kaltes, herzloſes Buch, das der Wärme in den andern Productionen ganz unähnlich iſt, und die Tendenz iſt gewiß Frau der Frau gegenüber ebenfalls eine unrichtige. Doch laſſen wir Das dahingeſtellt, und wenden uns zu dem neueſten Werke „Prinz Louis Ferdinand".

Das Motiv zu dieſem Roman iſt ein ſehr weites, es hätte die mannichfachſten Beziehungen dargeboten, und wir beklagen daß Dies nicht geſchehen iſt. Reine Hiſtorie hätte mehr dargeboten als die Verf. in vielleicht natürlicher Discretion darzuſtellen ſich berechtigt glaubte. Lebendige Schilderung, viele ſchöne Einzelheiten haben auch hierin ihren Platz; aber einen friſchen Erguß aus der reichen Schatzkammer ihres Geiſtes gibt uns die Verf. diesmal nicht. Die Bemerkungen auf pſychologiſchem Gebiete ſind, wie ſich Das von einer ſo ſcharfen Dialektik nicht anders erwarten läßt, wahr und treffend. So ſpricht die Verf. über die Verhältniſſe der Juden zum Chriſtenthum im Geiſte freieſter und ſchärfſter Erkenntniß, wie ſie denn von ihrem Standpunkte aus viel und erſchöpfend über den Zwieſpalt den das anerzogene Gefühl und die eigene klare Erkenntniß in dieſen ſich ſtreng ſcheidenden Erörterungen erregt, nachgedacht haben

kann. Rahel's starker, durchaus wahrer Charakter ist natürlich auch stark, lauter und wahr in der Liebe. Ihr Verhältniß zum Prinzen scheint uns aber nicht ganz richtig, und nicht von Rahel's Standpunkt aus gezeichnet. Wenn die Verf. es als die Zuneigung fast männlicher Frauencharaktere zu dem schwachen, verweichlichten, zärtlichen und äußerlich anmuthigen Knaben darstellt, so ist Dies eine Liebe die uns Rahel's nicht würdig und nicht ähnlich scheint. Es mag Dies auch nur der Eindruck, nicht die Absicht sein. Der Eindruck aber ist es. Eine solche Art der Liebe setzt die Bedingung großer Sinnlichkeit, und diese konnte dem ausgeprägten Geistes- und Seelenleben einer Rahel nie nahetreten. Die Verf. läßt sich von dem Calcul, dem Raisonnement und der Speculation zu sehr überwinden, sie gibt keine Empfindung, keine erlebte klare Ueberzeugung: sie gibt Berechnung. Daher diese Hast Seelenzustände zu malen die nicht aus dem Leben thatsächlich erklärt sind. Es ist abermals ein Kaleidoskop dieser geistvolle, flüchtig gearbeitete Roman: Personen, Zustände, Sitten und Charaktere erscheinen für einen Moment distinguirt um dann wieder zu verschwinden. In dem Raisonnement liegt zu viel Selbstbewußtsein um die Ueberzeugung siegend zu machen; keine Schilderung reißt hin, aber der frische kräftige Stil, die reine Sprache, die scharfe Verständigkeit macht das Buch sehr anziehend. Keine Persönlichkeit fesselt, aber die Personen interessiren, weil wir sie lange kannten und liebten. Prinz Louis Ferdinand kann nicht der Held genannt werden, weil man ihn nur beklagt, nicht bewundert; ein Held wie ihn die Dichter unserer Tage erfinden, ein Uriel Acosta, ein Struensee, kein Tell, kein Egmont. Wir möchten das Beispiel beibehalten, wenn wir ferner sagen der erste Act ist gut, im zweiten steigt das Interesse, im dritten fällt es schon ab, und der fünfte kann keine echte Begeisterung hervorrufen. Der erste Band dieses Romans bereitet Alles gut vor, die Personen erregen die bereitwilligste Theilnahme, gegen Ende des zweiten wird der Leser unwillkürlich lau, der dritte befriedigt ihn gar nicht, man ist kalt. Welche Masse der ansprechendsten Persönlichkeiten: Rahel, der Prinz, Genty, F. Schlegel und seine Frau, die Königin; welche Fülle anregender Thatsachen, die aber mit einer, möchten wir nicht zu hart sagen, gewissen Herzlosigkeit angeführt werden, welche ganz desappointirt. Pauline Wiesel ist ein verzeichneter Charakter: ein solches Weib ist, um es mit dem wahren Namen zu nennen, eine kalte, unmenschliche Coquette. Sie ergießt sich in Phrasen wenn die Rahel klagt: „Mit einem weichen Herzen das sich der Liebe erschließt immer und immer zu wissen: Das ist nur augenblickliche Erregung, Das dauert nicht", und nun fortfährt in diesem oberflächlichen herzlosen Raisonnement, so ist Das nur eine Schönrednerei die nicht aus der Fülle reiner Weiblichkeit hervorgehen kann. Diese Pauline verdient Rahel's edeln Zorn. Und wenn der Prinz diese liebt, über ihr die einfache, wenn auch beschränkte Mutter seiner Kinder nicht allein vergessen, sondern selbst in moralisches Unheil drängen kann, so ist er eben nur schwacher Sinnenmensch. Er liebt in Paulinen die schöne Rose deren Duft und Glanz ihn betäubte, in Rahel den Lilienglanz des Geistes, in Henrietten das Veilchen, in Mathilden vielleicht die Reitkurz, der Prinz liebte als Botaniker alle vollkommenen Blumen. In Wahrheit und der Geschichte nach liebte Louis Ferdinand die schöne Königin Luise. Diese zarte, hochgeistige Idealliebe hätte das belebende Motiv dieses Romans sein dürfen, und die engste Grenze der Discretion und Wahrheit hätte innegehalten werden können um historisch richtig und romanhaft interessant zu sein. Die Königin erscheint in diesem Buche wie ein blasser Schatten; Dorothea Schlegel, die vielen Stoff bot, flüchtig und matt gezeichnet; Rahel gegen ihre innerste Natur schwach und haltungslos; der Prinz in übermüthiger Sinnlichkeit, welcher der Purpurmantel schöner Ritterlichkeit locker umgehängt ist. Ein prinzlicher Don Juan mit aller Inferiorität moderner Uebersättigung. Es ist ein Roman der immerhin Interesse, aber weder allgemeine Bewunderung noch viel weniger Begeisterung erregen kann. Und dazu erregte die Verf. die besten und bewährtesten Hoffnungen. Mit ihrem klaren Auge hat Fanny Lewald gewiß alle Einzelheiten und Schwächen der jüngstverflossenen Zeit erkannt, sie war berufen uns ein Zeit- und Sittengemälde von bedeutendem Werth und großer Zukunft aufzustellen, und sie gibt uns ein Genrebild voll ansprechender Einzelheiten, aber nicht überwältigender Wahrheit und Meisterschaft. Indessen müssen wir uns begnügen individuelle Eindrücke zu schildern, die Kritik muß unparteiisch sein, aber unwahr kann und darf sie nicht sein. Mit warmer Empfänglichkeit für die ganze Bedeutung der Verf. nahmen wir dies ihr neuestes Werk auf, und haben die Zuversicht zu ihrem bedeutenden Talent auch nicht verloren, welche verspricht daß dem glänzenden Anfang eine glänzende und bedeutende Zukunft aufbewahrt ist, die sich zum Dank und zur Bewunderung eines urtheilsfähigen Publicums bedeutend und gewaltig offenbaren wird. Der Autor hat mit den Stürmen der Zeit zu ringen, da muß Abspannung und Ermattung eintreten, und an solchen Augenblicken scheint der Roman „Prinz Louis Ferdinand" allerdings zu kranken; aber diese Augenblicke sind in einer so kräftigen und gesunden Organisation wie die der Verf. nur vorübergehend, wie Flecken an der Sonne.

64.

Poetische Geburten der Neustzeit.

(Fortsetzung aus Nr. 306.)

Anlangend Nr. 9 dieser Gruppe, den „Welken Blumenstrauß des Don Brano", so ist er wirklich nicht ganz so welk wie der bescheidene Verf. vorgibt; ja man muß gestehen, daß unter diesen fünf Sammlungen gerade diese Lieder es sind die am einfachsten und natürlichsten zur Seele sprechen. Zwar die Natur an sich, die ewige Poesie des Universums findet hier keinen lyrischen Ausdruck; aber was aus dem Gemüthe quillt ist einfaches, ungekünsteltes Empfinden. Wer z. B. ein Lied singt wie dieses, dessen Herz muß frisch und gesund sein:

Wenn die ſüße Jugend ſchwindet
Mit der Liebesſterne Glanz:
Dann, o lieben Freunde, windet
Mir den letzten Roſenkranz!

Noch ein Gruß den holden Muſen
Auf den Höhen —, in dem Thal;
Und an meines Mädchens Buſen
Wieg' ich mich zum letzten mal.

Dann, zu meiner Lieder Lohne,
In den vollen Becher Wein
Preſſet von geweihtem Mohne
Schlaf- und Todes-Tropfen ein.

Liebliche Muſik ertöne!
Vor des Alters Laſt und Noth —
In des Lebens höchſter Schöne —
Träume ich mich in den Tod!

Jetzt aber im eigentlichſten Sinne heißt es: Ecce iterum Crispinus! Wo 18 lyriſch beiſammen ſind, da ſollte Johann Nepomuk Vogl fehlen? Nicht alſo! Er bietet uns in dieſer Genoſſenſchaft ſogar ein zwiefaches lyriſches Geſchenk. Zuerſt ſind es:

12. Soldatenlieder von Johann Nepomuk Vogl. Mit Bildern und Singweiſen. Wien, Gerold. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

ſodann:

13. Aus der Teufe. Bergmänniſche Dichtungen von Johann Nepomuk Vogl. Mit Bildern und Singweiſen. Wien, Gerold. 1849. Gr. 8. 16 Ngr.

Von dieſen beiden Erzeugniſſen Vogl's, der ſich lyriſch auf das unverantwortlichſte ausbeutet, haben mich die „Soldatenlieder" am meiſten angeſprochen. Sie ſind beiweitem friſcher als die Bergmannsdichtungen. Hier erſcheint der Soldat in allen Beziehungen ſeines Soldatenthums. Es iſt der harmloſe Soldat, der hier in Leid und Luſt, im Lager und auf der Wacht, auf dem Roß und im Schilderhaus, als Philoſoph und Stoiker, im Bivouac, dann wieder als Epikuräer in der Wachtſtube, mit dem Lieb und mit dem Heimweh im Herzen, betend und trinkend, vor der Schlacht und beim Zechgelag, im Dur-Quartett und im Moll-Solo — vor unſerm Auge und Ohr ſein Weſen treibt. Unter den Componiſten dieſer vielgeſtaltigen Scenen aus dem Soldatenleben treffen wir liebe Bekannte an, wie Proch und Lortzing, deſſen „Lebe wohl, mein flandriſch Mädchen", ſowie Proch's „Nachts im Schilderhaus", dieſe Soldatenſeelenzuſtände ſehr bezeichnend aus dem Rhythmus in den muſikaliſchen Ton überſetzen:

Lebe wohl, mein flandriſch Mädchen,
Muß nun zieh'n ins Feld hinaus,
Doch ich denke an dein Städtchen,
Wo ich immer bin zu Haus.

Hörſt du, wie die Trommeln lärmen,
Und die Pfeifen gellen d'rein?
Munter, Kind, was ſoll das Härmen,
Kann es doch nicht anders ſein.

Lebe wohl, mein flandriſch Mädchen,
Sei bedankt für all die Lieb',
Denk' zuweilen noch am Mädchen:
Schade doch, daß er nicht blieb!

Schenke einem wackern Krieger
Bald aufs neu' dein liebend Herz,
Gern erkenn' ich ihn als Sieger,
Bringt er dir nur keinen Schmerz.

Lebe wohl, mein flandriſch Mädchen,
Leb' nun wohl für dieſe Welt,
Glaub', ich denk' noch an dein Städtchen,
Färbt mein Blut das grüne Feld.

In den bergmänniſchen Dichtungen „Aus der Teufe" weht naturgemäß ein trüberer Hauch. Wer wie der Bergmann nur dem Elementariſchen der Erde angehört, deſſen Daſein muß ja von Haus aus als getrübt und verkümmert erſcheinen; denn drei Viertheile dieſes armen Lebens athmen nur in Tiefe und Nacht. Aber auch der Bergmann hat ſeine Luſt, und „Bergmanns-Luſt", ſo recht empfunden, mag wol noch poetiſcher ſein als die Luſt anderer Menſchen die ſich ewig auf der Oberfläche des Erdballs umhertreiben:

Fromm und ſtill iſt Bergmanns Art,
Denn er geht auf rauhen Wegen,
Doch ein milder Himmelsſegen
Macht ſein Loos ihm minder hart.

Muß entbehren er auch gleich
Was mit Luſt erfüllt die Andern,
Einſam und im Finſtern wandern,
Iſt er doch an Freuden reich.

Fährt er auf nach langer Schicht,
Grüßt die helle heit're Erde
Ihn mit einem neuen Werde
Und mit einem ſchönern Licht.

Grüner iſt für ihn der Baum,
Bläuer ihm der Himmelsbogen,
Lieblicher des Stromes Wogen,
Duftender der Waldesraum.

Jede Blume nickt ihm zu,
Vöglein ſtreuen ihre Lieder
Freud'ger ihm als Andern nieder,
Und die Quelle rauſcht ihm: Ruh'.

Ohne Trauern ſteigt er d'rum
Wieder in die finſtern Klüfte,
In des Abgrunds feuchte Lüfte,
Wo nur Schauder rings herum,

Denn zu Dem was er verließ
Wird er ja wol wiederkehren,
Und die Erde macht Entbehren
Nur allein zum Paradies.

Was uns ſonſt dieſe Dichtungen „Aus der Teufe" an mannichfaltigem Inhalt bieten mag hier noch aufgezeichnet werden: „Glück auf!" „Grubenfahrt", „Hans Baumann", „Fromme Bergleute", „Die Verſchütteten", „Bergmanns-Ständchen", „Der Blutſchacht", „Stollenlied", „Gnomenrache", „Knappenlied", „Die Braut des Bergmanns". Letzteres Gedicht behandelt die ſchöne Bergmannsſage, wo ein junger Bräutigam am Vortage ſeiner Hochzeit im Schacht verſchüttet wird, den man nach faſt einem halben Jahrhundert plötzlich wieder ausgräbt, wo ſdann ſein Leichnam, noch in unverſehrter Jugendblüte erhalten, von Niemand als ſeiner einſtigen Braut, die inzwiſchen zum greiſen Mütterchen geworden iſt, erkannt wird. Schließlich finde hier noch ein bergmänniſches „Grablied" ſeinen Platz:

So fahr' nun wohl, du wack'res Bruderherz,
Wir ſcheiden jetzt von dir mit tiefem Schmerz,
Wir ſenken was dem Staub verfiel hinab,
Und Bergmannsthränen rollen auf dein Grab.

Du haſt gelebt nach echter Bergmannsart,
Und haſt gewagt manch eine kühne Fahrt,
Du haſt geführt manch guten Bergmannsſchlag
Und haſt gebracht manch edles Erz zu Tag.

Das Fäuſtel ruht, es feiert das Gezäh',
Und wir umſteh'n dich jetzt mit tiefem Weh',
War's deine Scheideſtunde doch die ſchlug,
Denn dein Gewerke ſprach: Es iſt genug!

Wohl Jedem Heil der so aus Haus und Ried,
Nachdem die Schicht gethan, von hinnen schied.
Der nicht bereuen darf, der Strafe bang,
Die Fahrt durch dieses Lebens Stollengang.

Nun schlumm're sanft, so wie der Herr gebot,
Bis du erwachst im schönern Morgenroth,
Denn taubes Erz nur bleibt im nächt'gen Haus,
Doch gräbt das Gold der große Bergmann aus.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Bibliographie.

Baumann, A., Beiträge für das deutsche Theater. Wien. Gr. 8. 24 Ngr.

Erinnerungen an den k. k. Feldzeugmeister und Kriegsminister Theodor Grafen Baillet v. Latour. Gratz. Kienreich. Gr. 8. 1 Thlr.

Fritsch, G., Libellen. Breslau, Trewendt. 8. 15 Ngr.

Golowin, J. v., Memoiren eines russischen Priesters oder das religiöse Rußland. Deutsche Original-Ausgabe. Grimma, Verlags-Comptoir. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von O. Jahn. Mit 3 lithographirten Bildnissen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 12. 2 Thlr.

Heym, R., Die Ansiedler oder die Quellen des Reichthums. Eine Erzählung für das deutsche Volk. Leipzig, G. Wigand. 8. 10 Ngr.

Katzenberger, J. M., Religion und Kunst. Oder: „Welche Erhebung gewann durch die christliche Religion die Idee der Schönheit und damit die moderne Kunst?" Gekrönte philosophische Preisschrift. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 24 Ngr.

Keschnitz, W., Mährchenbuch. Schw. Hall, Ritzschke. 12. 10 Ngr.

Das Land der Ungarn mit Croatien, Slavonien, Siebenbürgen und der Militärgrenze. In geographischer, statistischer, commercieller, industrieller, politischer und religiöser Bedeutung. Ein Handbuch zur Aufklärung der gegenwärtigen Verhältnisse. Nach den neuesten ungarischen Originalquellen bearbeitet. Mit 1 Karte. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 10 Ngr.

Malß, C., Volkstheater in Frankfurter Mundart. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 1 Thlr.

O'Kelly, C. D., Der Prophet von Rom. Eine heraldische Auslegung der prophetischen Sinnsprüche des heiligen Malakius, Erzbischofs von Armagh in Irland, in Betreff der letzten Oberpriester der Kirche von Clemens XIV. an. Nebst 7 Tafeln mit Wappen-Abbildungen. Aus dem Englischen. Stuttgart, Scheible. 32. 7 Ngr.

Otto, W., Hannes von Uchtenhagen der letzte Herr von Freienwalde a. O. Eine Sage aus der Zeit des 16. Jahrhunderts, bearbeitet zu einem romantischen Gedichte in 23 Gesängen nebst einem Anhange kleinerer Gedichte. Berlin. Gr. 12. 20 Ngr.

Die Perle der Tage, oder die schottische Gärtnerstochter. Zur Beherzigung für Freunde einer würdigen Sonntagsfeyer. Zwei Hefte. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 6 Ngr.

Phillips, G., Die Diöcesansynode. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 25 Ngr.

Ploennies, Luise v., Abälard und Heloise. Ein Sonettenkranz. Darmstadt, Jonghaus. 8. 7½ Ngr.

Preis, J., Die Licht- und Schattenseiten des preußischen und deutschen Schulwesens, von der Universität bis zur Volksschule herab, nebst den geeignetsten Mitteln, durch Beseitigung des Schattens das Licht zu verstärken. Lissa, Günther. Gr. 8. 1 Thlr.

Urkundenbuch des Klosters Arnsburg in der Wetterau. Bearbeitet und herausgegeben von L. Baur. 1stes Heft: Die ungedruckten Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts, nebst einem Verzeichnisse der gedruckten aus diesem Zeitraume. Darmstadt. Gr. 8. 1 Thlr.

Waitz, T., Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Braun, E. v., Die Errungenschaften des Altenburger Landtages seit dem März 1848. Ein Commentar zu den Sitzungsprotocollen und Gesetzgebungs-Werken dieser Neuzeit im Herzogthum Sachsen-Altenburg. Jena, Bran. Gr. 8. 7½ Ngr.

Denkschrift über die künftige Handelspolitik und Zollverfassung Deutschlands. 1ste Abtheilung. Siegen 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Dieselbe. 2te und 3te Abtheilung. In Bezug auf die Eisen-Industrie Deutschlands insbesondere der Eisen- und Stahlproduction des Bergamtsbezirks Siegen und namentlich der drei Kreise Siegen, Olpe und Altenkirchen. Ebendaselbst. Gr. 8. 15 Ngr.

Dohna-Lauck, F. Graf zu, Ueber die nothwendige Abänderung der beiden Wahlgesetze für die erste und zweite Kammer. Eine Petition an die hohen Kammern. Königsberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Eingabe der Bank in St. Gallen an das Finanzdepartement der schweizerischen Eidgenossenschaft, die in der Schweiz einzuführende Münzreform betreffend. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 1½ Ngr.

Gutachten des kaufmännischen Directoriums in St. Gallen in Sachen des eidgenössischen Münzwesens, abgegeben zu Handen und auf Einladung des Kleinen Rathes des Kantons St. Gallen. 2te Auflage. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 3 Ngr.

Heufelder, F., Fritz Freiherr v. Gagern, Pseudo-Commissarius der deutschen Reichsgewalt, oder „die kühnen Griffe". Eine Episode aus der Zeit des ersten deutschen Parlaments und in Beziehung zu demselben resp. der Centralgewalt, nebst meiner Rechtfertigung. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Köhler, L. M. R., Weß' mein Herz voll ist zu dieser Stunde. Antrittspredigt gehalten am 18. Trinitatissonntage und den Gemeinden zu Neustadt a. d. O., Burgwitz, Wolbitz u. s. w. zum Abschiede; der Gemeinde zu Winkel bei Allstedt zur Begrüßung. Allstedt. 8. 1½ Ngr.

Mainrath, G., Der Entwurf einer Verfassung für den Freistaat Frankfurt. Beleuchtet. Frankfurt a. M., Brönner. 4 Ngr.

Phillips, G., Ueber den Ursprung der Katzenmusiken. Eine canonistisch-mythologische Abhandlung. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 8¾ Ngr.

Reisinger, J. B., Das Doppelverhältniß zwischen dem guten Seelenhirten und dem christkatholischen Volke. Primizpredigt. Straubing, Schorner. Gr. 12. 2 Ngr.

Reuter, H., Sehet euch vor vor den falschen Propheten. Predigt über Matth. 7, 15—23. gehalten am VIII. Trin.-Sonnt. zu Nürnberg. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 1 Ngr.

Schellbach, J. G., Was der Herr heut mit uns redet vor den vollen Scheuern. Predigt am allgemeinen Erntedankfeste 1849 zu Merseburg gehalten über Evangelium Lucas 12, 15—21. Merseburg, Garcke. Gr. 8. 3 Ngr.

Ueber die Klagen des Handwerkstandes, ihre Ursachen und die Mittel denselben abzuhelfen. Ein Wort für's Volk zur Beleuchtung einer vielbesprochenen Tagesfrage mit besonderer Berücksichtigung der sachbezüglichen Verhältnisse und Gesetze des Kantons St. Gallen. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 9 Ngr.

Die mißglückte Verschwörung am 15. October, oder: Die rothe Rose im Gambrinus. Ein Schauergemälde, worin sich der dicke Stein das Herz heraus beißt und an der Abzehrung stirbt. In 5 Akten, nebst einem Vor- und einem Nachspiele. Sehr frei nach Blömer, v. Linden-Müller, Bürger und Ex-Präsident der weiland politischen souveränen Ecke ꝛc. Erster dramatischer Versuch. Berlin, Hopf. 4. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 308. —— 25. December 1849.

Der Dichter Schubart und der Herzog von Würtemberg.

Wenn ſchwache Gemüther im Andenken an die heilloſe Verwirrung die wir im vorigen Jahre durchgemacht haben, und an die Pein die ſie ausgeſtanden, die Revolution von 1848 nicht blos, ſondern die von 1789, deren natürliche Folge nur die letzte geweſen, verdammen und jene idylliſchen Zuſtände zurückwünſchen in denen ihre Großältern in den ſiebziger und achtziger Jahren ſo ruhig lebten, dann mag man ihnen nur immer wieder ein Bild aus jener patriarchaliſchen Zeit vorführen, deſſen Anblick ſie gewaltig aus ihren ſüßen Schauern erwecken wird. Hätten wir Nichts errungen im vorigen Jahre als die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, wir könnten wahrlich uns ſchon Glück wünſchen. Was damit gewonnen iſt, Das kann uns ſchon das Schickſal Sylveſter Jordan's lehren; aber Nichts iſt belehrender als das Schickſal des Dichters Schubart.

So ſehr die Gedichte Schubart's von der ungeheuern Popularität deren ſie ſich ihrer Zeit zu erfreuen hatten verloren haben und ſeine „Deutſche Chronik" den Nachkommen unbekannt geworden iſt, ſo bekannt iſt im Allgemeinen noch ſein Schickſal, von dem er ſelbſt und ſein Sohn ausführliche Kunde gegeben haben. Aber einestheils umfaſſen nicht dieſe Schriften ſein Leben vollſtändig, andererſeits ſind ſie nicht ganz wahr, indem unter der ſtrengen Cenſur des Feſtungscommandanten, unter welcher Schubart ſein Leben ſchrieb, ſich nicht die volle Wahrheit ſagen ließ, er auch aus dem Kerkerqualm und pietiſtiſchen Nebel heraus, in den er durch die Bosheit ſeiner Gegner geſtoßen war, über ſeine Vergangenheit nicht ganz wahr reden konnte, ſich ſchlechter malte als er war. Ein wahres und vollſtändiges Bild von dieſem Charakter haben wir jetzt gewonnen durch die Herausgabe zahlreicher Briefe von, an und über Schubart durch David Strauß*), die mit Ausnahme einiger Mittheilungen im „Morgenblatt" (1847, Nr. 230 fg., 237 fg.) zu neun Zehntheilen bisher unbekannt waren und noch einen beſondern Werth durch die Ueberſichten der einzelnen Lebensperioden und die Charakteriſtik des Dichters aus der Feder des berühmten Theologen erhalten haben. Erſt hier wird uns ein wahres Bild von Schubart gegeben, erſt hier auch von Herzog Karl von Würtemberg. Denn wie gehäſſig dieſer Fürſt uns auch in der Lebensgeſchichte Schiller's erſcheint, wie empörend auch ſchon die bekannte Notiz iſt, daß er Schubart auf den Asperg ſetzte und ihn über zehn Jahre lang daſelbſt ſitzen ließ, als einen ſo gefühlloſen Deſpoten wie er in dieſen Briefen authentiſch uns entgegentritt hätten wir ihn uns doch nicht vorgeſtellt. An der Wahrheit der Klagen Schubart's und ſeiner Angehörigen und Freunde kann nicht der leiſeſte Zweifel aufkommen: ſie findet leider ihre vollſte Beſtätigung, ja noch Verſtärkung in den Berichten ſeiner Kerkermeiſter und Beichtväter. Es iſt aber, wie der Herausgeber im Vorwort treffend ſagt, nicht blos ein literarhiſtoriſches Intereſſe welches wir an dieſen Briefen haben, ſondern dies tritt hinter dem menſchlichen, dramatiſchen, das für alle Zeiten gleich iſt, in unſerer Zeit beſonders lebendig ſein muß, zurück. Wir empfinden mit Monat um Monat, Jahr um Jahr alle Qualen der Gefangenſchaft, die Krankheiten, Kränkungen, immer getäuſchten Hoffnungen, immer abgeſchlagenen Bitten, immer gebrochenen Verheißungen; wir werden von Mitleid, Hoffnung, Furcht, Zorn, Erwartung, Entſetzen abwechſelnd ergriffen, abgeſpannt, erlähmt, bis endlich wir mit dem Unglücklichen in die ungewohnte Freiheit wieder hinaustreten, um dann bald den phyſiſch und religiös zerſtörten Helden nach kurzem Wiederaufleben auf immer hinſinken zu ſehen. Dazu kommt das politiſche Intereſſe.

Schubart's Gefangenſchaft iſt ein Beiſpiel von Cabinetsjuſtiz, wenn man anders von Juſtiz ſprechen kann, wo ſelbſt ſchon die Form von Urtheil und Recht fehlt; die Volksjuſtiz, von der wir jetzt Beiſpiele zu erleben anfangen iſt ihr ebenbürtiges Gegenſtück von der andern Seite, und es wäre nur die Hälfte der Wirkung welche dieſe Briefe haben können und ſollen, wenn ſie uns gegen jene zwar empörten, ohne uns doch mit dem gleichen Abſcheu gegen dieſe, gegen jede Art von ſouverainer Willkür zu erfüllen.

Der Dichter und Schriftſteller Schubart intereſſirt uns hier weniger. An der Auffaſſung Vilmar's läßt ſich Manches ausſetzen; kurz aber treffend charakteriſirt ihn Gervinus; eine ausführliche Kritik hat Strauß dieſem Buche angehängt. Wir halten uns hier nur an den Gefangenen vom Asperg.

*) Chriſtian Friedrich Daniel Schubart's Leben in ſeinen Briefen. Geſammelt, bearbeitet und herausgegeben von David Friedrich Strauß. Zwei Bände. Mit Schubart's Portrait und Facſimile. Berlin, A. Duncker. 1849. 8. 5 Thlr. 21 Ngr.

Sinnlich und excentrisch von früh an sehen wir Schubart aus einer Lage planlos sich in die andere werfen: er weiß nicht was aus ihm werden soll, seine Studien sind ausgedehnt, Alles interessirt ihn, aber das Neue ist schnell veraltet; voll Stolz und Freiheitsgefühl ist er doch ohne innere Kraft, ohne Halt nach außen; reich an natürlichem Verstand, der ihn den Aberglauben und scholastischen Wust in der Theologie wegzuschaffen treibt, ist er doch dogmatisch gläubig, weil er sich sittlich unfrei fühlt. Von Ludwigsburg, wo er angesteckt durch den sittenlosen Wandel der Höflinge und Virtuosen sich allen Ausschweifungen hingab, weggejagt, weil er einen angesehenen Hofmann und die Geistlichkeit schwer beleidigt hatte, treibt er sich eine Zeit lang als Abenteuerer und Schmarotzer herum, bis er in Augsburg Journalist wird und die „Deutsche Chronik" gründet. Er dictirte sie meist im Wirthshause beim Bierkrug, und errang, da er, der geborene Volksredner, sich darin gab wie er war, einen unermeßlichen Beifall; er kämpfte für deutsche Sitte, Freiheits- und Vaterlandsliebe, gegen Jesuitenthum für ein einfaches, kräftiges Christenthum. Daneben trat er als Rhapsode auf und riß hin durch die Vorlesung des „Messias". Ausgewiesen durch den Haß der katholischen Geistlichkeit begab er sich nach Ulm, wo der Beifall seiner „Chronik" wuchs, er Morgens mit seinem Freunde Miller in der freien Natur schwärmte, für die erhabensten Ideen glühte, und Abends beim Weinglase Zoten riß und den schönen Tag mit einem Rausche beschloß. Dennoch schien es immer besser mit ihm zu werden, der Umgang mit Miller ihn immer mehr zur Ordnung zu gewöhnen. Da wurde er geraubt und auf den Asperg geführt.

Dies ist bekannt gewesen, unbekannt der eigentliche Grund seiner Abführung. Und Das ist nun gerade das Entsetzliche, daß wir auch aus dem vorliegenden reichen Briefwechsel, den auf ihn bezüglichen Edicten und Berichten seiner Gegner nicht weiter hierüber aufgeklärt werden. Der Herzog hielt ihm nie sein Vergehen persönlich vor, noch wurde je ein Gericht dazu bestellt. Die erste Ursache aber seiner Gefangenschaft scheint der Haß der Geistlichen gewesen zu sein, die nächste Veranlassung vielleicht eine höchst unbedeutende Beleidigung des östreichischen Ministerresidenten Generals von Ried in Ulm; als Werkzeug der Rache ersah er sich den Herzog Karl aus, und dieser ging auf den Plan ein. Mochte sich dieser auch durch einige Bemerkungen in der „Chronik", mehr vielleicht durch mündliche Aeußerungen Schubart's, die ihm wieder zugetragen wurden, verletzt fühlen, es erklärt Das am Ende in jener Zeit die willkürliche Gefangensetzung, aber nicht die Länge und Strenge der Haft. Diese ist wol nur zu erklären aus der Laune dieses Herrn, ein pädagogisches Meisterstück zu liefern wie er es in seiner Schule noch nicht vollbracht hatte, nämlich Schubart nach seinem Modell zu bessern. Dazu war ihm ein treffliches Werkzeug der Festungscommandant General Rieger, ein Mann der wegen seiner Härte gegen seine Soldaten entsetzt, nun begnadigt und zum Commandanten ernannt, sein früheres System gegen Schubart fortsetzte. Dem pädagogischen Plane des Herzogs ertheilte er, wie der Herausgeber sich ausdrückt, die höhere, christlich-religiöse Weihe; so lange Schubart's Glaubenszopf nicht genau nach dem Muster des Rieger'schen gewickelt war, so lange seine geistliche Uniform ein Fleckchen oder Stäubchen zeigte, hieß er zur Freiheit noch nicht reif; und was es sagen will die Gewährung der Freiheit an die angebliche Reife zu derselben zu binden, davon wissen wir aus dem politischen Gebiete eine Geschichte zu erzählen. Ueberdem konnte Rieger Schubart auch zu allen möglichen Privatgeschäften benutzen, und hatte also ein persönliches Interesse daran was er konnte dazu beizutragen, daß seine Haft ausgedehnt wurde.

Wie die Gefangennehmung eingeleitet wurde, darüber gibt der „Herzogliche Erlaß an den Kloster-Oberamtmann Scholl in Blaubeuren" Aufschluß. Er lautet:

Dem Closters Oberamtmann Scholl zu Blaubeuren wird nicht unbewußt sein, wie vor einigen Jahren der in Ludwigsburg angestellt gewesene Stadt Organist Schubart theils um seiner schlechten und ärgerlichen Aufführung willen, theils wegen seiner sehr bösen und sogar Gottslästerlichen Schreibart, auf unterthänigsten Antrag des Herzoglichen Geheimen Raths und Consistorii, seines Amts entsezt und von dort weggejagt worden. Dieser sich nunmehr zu Ulm aufhaltende Mann fährt bekanntermaßen in seinem Geleise fort, und hat es bereits in der Unverschämtheit so weit gebracht, daß fast kein gekröntes Haupt und kein Fürst auf dem Erdboden ist, so nicht von ihm in seinen herausgegebenen Schriften auf das frevenlichste angetastet worden, welches Se. Herzogl. Durchlt. schon seit geraumer Zeit auf den Entschluß gebracht, dessen habhaft zu werden, um durch sichere Verwahrung seiner Person die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Gliede zu reinigen. Sich dieserwegen an den Magistrat zu Ulm zu wenden, halten Hochdieselben für zu weitläufig und dürfte vielleicht den vorgesetzten Endzweck gänzlich verfehlen machen; wohingegen solcher am besten dadurch zu erreichen wäre, wenn Schubart unter einem scheinbaren oder seinen Sitten und Neigungen passenden Vorwande auf unstreitig Herzogl. Würtembergischen Grund und Boden gelockt und daselbst sofort gefänglich niedergeworfen werden könnte. Se. Herzogl. Durchlt. senden zu diesem Ende den Oberstwachtmeister und Flügel Adjutanten von Bahrenbühler eigends nach Blaubeuren ab, um sich mit dem Cammerherrn und Oberforstmeister Grafen von Sponeck, dem Stadt Oberamtmann Georgii und dem Closters Oberamtmann Scholl in der Sache über die schicklichsten Mittel mündlich zu berathschlagen, und solche sodann, nach dem einmal festgesetzten Plan, wo möglich Höchstdero gnädigstem Willen gemäß, auszuführen, indem der Major von Bahrenbühler wegen des Weitern bereits die nöthige Verhaltungsbefehle hat. Gleichwie aber die gute Ausführung dieses gnädigsten Auftrags hauptsächlich auf der strengsten Geheimhaltung des Ganzen beruhet; also wollen auch Se. Herzogl. Durchlaucht Sich zu ihm Oberamtmann Scholl in Gnaden versehen, derselbe werde hierinnen, so lieb ihme Höchstdero Herzogl. Huld und Protection nur immer sein kann, das unverbrüchlichste Stillschweigen gegen jedermann beobachten, und überhaupt nach seinen theuren Pflichten klug und behutsam zu Werke zu gehen sich nach Kräften bestreben.

Decretum Stuttgart den 18. Jenner 1777.

Carl, H. z. W. u. T.

Am 23. Jan. wurde das Bubenstück von Scholl, der sich drei Tage lang in Ulm um Schubart herumtrieb, um ihn zu gewinnen, bewegt hatte, ausgeführt, unter

dem Vorwande ihn und einen gelehrten Fremden in Blaubeuren zu besuchen, Schubart auf herzoglichem Gebiet festgenommen und so nach dem Asperg transportirt. Der Helfershelfer Scholl genoß den Lohn seiner Sündenthat nicht; angefeindet, bedroht von aller Welt wandte er sich vergebens in einem hier mitgetheilten klagenden Schreiben an den Herzog um seine Versetzung: der Herzog hatte ihn gebraucht und kümmerte sich nicht um ihn; verachtet von Jedermann lebte er noch in Blaubeuren als Schubart's Enkelin sich dorthin verheirathete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Les églises d'Etat, dernière cause d'intolérance religieuse. Exemple tiré de la législation du canton de Vaud. Par *L. Jottrand*. Brüssel 1849.

Gegen das Ende des J. 1848 hatte ein seit vielen Jahren im Canton Waadt lebender Engländer, Haldimand, einen Preis von 2500 Fr. für die beste Schrift über die im benannten Staat gegen die Cultfreiheit erlassenen Gesetze und Verfügungen, sowie über die Wirkungen der Religionsverfolgungen auf öffentliche Sittlichkeit und Wohlfahrt im Allgemeinen ausgesetzt. Zu Richtern ernannte er drei angesehene Männer aus der Schweiz, theils dem Juristenstand, theils der staatswirthschaftlichen Sphäre angehörig. Dieselben erkannten der uns vorliegenden Schrift unter den 31 eingegangenen den ersten Rang zu, was dem Verf. um so mehr zur Ehre gereicht, als derselbe nicht nur nicht Schweizer, sondern sogar Katholik von Geburt, und das Haupt der gemäßigten Republikaner in Belgien ist. Den Standpunkt den Jottrand bei Beleuchtung des waadtländer Kirchenconflicts behauptet gibt er gleich von vornherein zu erkennen, indem er als seinen, schon im belgischen Nationalcongresse von 1830, dessen Mitglied er war, verfolgten Lieblingsgedanken die gänzliche Lossagung der Kirche vom Staat zur Erwirkung eines lebendigern, reinern Christenthums ausspricht. In diesem Sinne wünsche er von jeher für sein Vaterland sogar die Entziehung der vom Staate dem Klerus gewährten Geldmittel, welche bekanntlich in Belgien das einzige Band zwischen beiden Gewalten constituiren.

In der Entwickelung seines Themas sucht der Verf. zunächst nach Entschuldigungsgründen für die in den meisten Staaten noch bestehende Verbindung, und findet dieselben in der der Staatsgewalt temporair auferlegten Nothwendigkeit zur Durchsetzung ihrer Zwecke sich mit einem christlichen Gewande zu umhüllen. Auch die religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts habe in ihrem historischen Auftreten einen politischen Charakter, und sei eben nur eine Reaction der Unterdrückten gegen die Unterdrücker, und beim rechten Lichte betrachtet ein Kampf der Nationalitäten, ein Antagonismus der Romanen und Germanen.

In der Schweiz blieben die kleinen Cantone katholisch, theils wegen ihrer Isolirtheit, theils aus Mistrauen gegen die großen Cantone, die sie in ihr Bündniß aufgenommen hatten, und die ihrerseits aus politischen Gründen der Reformation sich angeschlossen hatten. Genf und Waadt bedurften des Schutzes gegen die Ansprüche Savoyens, und fanden sich nach der deutsch-helvetischen Seite hingezogen, wo neben andern Ursachen auch die dem Deutschthum eigenthümliche intellectuelle Selbständigkeit die Lehre Zwingli's das Uebergewicht hatte gewinnen lassen. Immerhin steht fest, daß die Reformation die Cultfreiheit nicht erzeugt hat, und diese erst in der Neuen Welt geboren werden mußte, und sogar, nach Bancroft („History of the United States"), unter dem Impulse der Katholiken von Maryland. Hierzu liege eine Entschuldigung in der Nothwendigkeit der Unduldsamkeit der katholischen Fürsten gleiche Unduldsamkeit, gleiche Härte gegen die Einzelbestrebungen Andersdenkender entgegenzusetzen, sodaß im Canton Waadt, der uns zunächst interessirt, ein Theodor Beza sein Buch „De haereticis a magistratu puniendis" schreiben konnte. Diese Gewohnheit die Aufrechthaltung der einmal herrschend gewordenen Kirchenverfassung der politischen Gewalt zu überlassen überdauerte den Frieden zu Münster und bestand bis zur großen französischen Staatsumwälzung, wo erst das religiöse und staatliche Gebiet sich zu sondern, Gläubiger und Unterthan etwas Anderes zu bedeuten anfingen. Die Nationalkirche geht unter; die Dissidenz kommt auf, begibt sich aber ihrerseits unter die Protection des Staats, der dadurch seine Gewalt noch erweitert sieht. Der Verf. durchgeht in scharfen Skizzen die Folgen dieser Bewegung in den verschiedenen Staaten Europas und insbesondere in der Schweiz, wo sie ein nicht sehr erfreuliches Ergebniß darbot, und im Canton Waadt das berühmte Kirchengesetz vom 14. Dec. 1839, das die Religion der Regierung zinsbar machte, aufkommen lassen konnte. Im sechsten Capitel wird dieses Gesetz in nähere Untersuchung gezogen, und als eigentliches die Religion entwürdigendes Regierungsinstrument dargestellt. In der That, die Civilgewalt ernennt die Geistlichen, verfügt über Gottesdienst, Religionsunterricht, Pastoralconferenzen u. s. w. Mit Einem Wort, der Klerus ist ganz der politischen Macht verfallen, und dem Bürger wird ausdrücklich das Recht vorenthalten auf seine Kosten einem andern Cultus beizupflichten, wie die Begegnisse die seit 1845 bis auf den heutigen Tag sich zugetragen auf das traurigste bezeugen. In den folgenden Capiteln werden die Folgen des Gesetzes ausführlich und auf glaubwürdige Zeugnisse und Documente gestützt dem Leser vorgeführt, dabei die Thatsache anschaulich gemacht, daß die durch die Revolution von 1845 aufgekommene Politik einigermaßen in ihrem Rechte war, wenn sie die Geistlichkeit, die ihr entschieden entgegenarbeitete, mit ihren eigenen Waffen, nämlich dem schmachvoll und gewissenlos angenommenen Gesetz von 1839, niederzuhalten sich angelegen sein ließ. So sehr aber auch der Widerspruch zwischen dem bisherigen strafbaren passiven Benehmen des Klerus, den ungerechten Anmaßungen der Staatsgewalt und den gerechten Ansprüchen der Kirchengemeinde gegenüber, und den Foderungen die er plötzlich nach der demokratischen Revolution von 1845 erhob, die Schuld auf Seiten der Geistlichen erscheinen lasse, so seien doch keinesfalls die Demokraten zu rechtfertigen, die ein despotisches Gesetz sich zu Nutzen zogen, und die scandalösen Verletzungen der Denk- und Gewissensfreiheit, wie sie im Buche mit lebhaften Farben geschildert werden, weniger zu beklagen. Nachdem die Ursachen des zwischen der Regierung und einem großen Theil der Geistlichkeit entstandenen offenen Bruchs, sowie die denselben begleitenden Umstände getreu und schlagend auseinandergesetzt, die Verfolgungen denen die abgetretenen Pfarrer ausgesetzt wurden erzählt, und die zahlreichen und aufmunternden Beglückwünschungsschreiben die ihnen von England, Frankreich, Deutschland, Belgien u. s. w. zuflossen mitgetheilt worden, überläßt sich Jottrand im 12. Capitel den Betrachtungen die ein solcher beklagenswerther, die Demokratie entehrender Zustand erweckt. Es läßt sich nicht leugnen, daß die waadtländische Regierung die Intoleranz in religiösen Dingen als eines der Hauptmittel ihrer gegenwärtigen Politik gebrauche, die Religion als einen mächtigen Hebel betrachte, dessen man sich nicht leichtsinnig entschlagen dürfe, die Staatskirche als eine nicht aufzugebende, den Zwecken der Politik dienstbare Einrichtung ansehe, und dabei zur Beschönigung ihres Verfahrens eine exceptionnelle Vergangenheit vorschütze, die die jetzigen kirchlichen Verhältnisse begründe und erkläre. Wenn aber, sagt weiter der Verf., die religiöse Unduldsamkeit der protestantischen Staaten, die ein natürliches Gesetz mit Füßen trete, eine zeitweilige Vertheidigungsmaßregel gegen den religiösen Zwang der katholischen Staaten gewesen, so müsse sie doch endlich mit der Ursache die sie hervorgerufen fallen, und als althergebrachte Gewohnheit vernichtet

werden. Die Intoleranz, ein Herkommen, müsse der religiösen Freiheit, dem Naturgesetze weichen. Daß aber die Ursache zur religiösen Unduldsamkeit nicht mehr bestehe, oder wenn sie bestehe durch andere Mittel bekämpft werden könne, wird im 13. Capitel nachgewiesen. Dem Verf. zufolge kann die katholische Idee unmöglich je wieder für die protestantischen Staaten eine drohende politische Idee werden. Deutschland und England würden auch von materieller Seite ihren Gegnern die Stange halten können, der Protestantismus könne sich also beruhigen, sich entwaffnen, oder wenigstens sich anderer Waffen bedienen. Die Autoritätslehre lasse sich heutzutage nicht mehr durch Decrete aufbürden, sondern müsse durch Discussion sich geltendmachen; gewisse protestantische Staaten haben es bereits eingesehen, indem sie dem Katholicismus in ihrem eigenen Schoose zur freien Entwickelung verhalfen. Ja der Katholicismus selbst bestehe die Consequenzen dieser zur Herrschaft gelangten Ansicht, und sehe einer Umgestaltung, einer Demokratisirung seiner Verfassung entgegen. Die geringsten Priester verlangen Zutritt zu dem Rathe der Bischöfe und Theologen, und eine Stimme in den Beschlüssen über Kirche und Gottesverehrung. Dies wird durch die neuesten Vorfälle in Amerika und England hinreichend bestätigt. Im vereinigten britischen Reiche seien nur noch sechs Millionen dem Anglikanismus getreu, und es werde die Zeit kommen, wo Rom nur noch Prälaten und ihre Capitel, nur noch Gelehrte ohne Schüler zu bekämpfen haben werde.

Auch die Schweiz mit ihren freien Institutionen, bei den Regungen der Jetztzeit, habe das größte Interesse denselben Weg einzuschlagen; denn die Freiheit im Innern unterdrücken, da doch kein Grund mehr vorhanden zur Befürchtung, sie könnte dem Auslande zum Werkzeuge für feindselige Zwecke dienen, müsse unfehlbar sowol die Philosophen und religiösen Denker als das Volk im Allgemeinen endlich in ein Verhältniß des ernsten Widerstandes werfen. Bei der im 14. Capitel vorgenommenen Erwägung der aus dem gegenwärtig zu Lausanne befolgten System nothwendig entspringenden Consequenzen weissagt der Verf. in natürlicher Deduction den Ruin des Staats. Während Kriege zwischen Kasten, zwischen Völkerracen eine endliche friedliche Lösung finden, läßt sich ein Krieg zwischen Ideen nur durch die gänzliche Vernichtung der einen Partei beschließen. Aus diesem stets fortglimmenden Antagonismus werden Bürgerfehden entstehen, die je nach der Macht der Idee mit dem Siege oder der Niederlage des Angreifers oder des Angegriffenen abwechselnd endigen werden; der religiöse Geist, aufs neue in die politischen Fragen hineingerissen, werde Reactionen die Thüre öffnen welche das Ziel der menschheitlichen Bildung noch weiter hinausschieben.

Im 15. Capitel endlich wird die religiöse Gesetzgebung angedeutet welche zu wünschen wäre, und die zugleich keinem der Interessen die gegenwärtig den Canton Waadt entzweien zunahetreten würde. Diese bestände in der Rücknahme der gegen die Dissidenten ergriffenen Maßregeln; in der vollkommenen Duldung religiöser Discussionen; in einer einstweiligen Betheiligung der dissidirenden Culte am öffentlichen Unterrichte, an der Abfassung der Civilacte; endlich, wenn das System einer gänzlichen Trennung von Kirche und Staat erfolgt sein würde, in der absoluten Achtung aller auf religiösem Gebiete erwachsenden Ansichten. Was die waadtländischen Radicalen bisjetzt gethan haben ist eine Reaction gegen einen alten, mehr oder minder aristokratischen Klerus, den sie auf ihrem Wege gefunden als sie im J. 1845 ihre politische Reform durchsetzten. Sie haben diesen Klerus mittels des Gesetzes von 1839 unterdrückt, das sie im Arsenale der frühern Regierungen fertig vorgefunden hatten. Heutzutage, wo die Demokratie vollständig organisirt ist, wo der alte aristokratische Klerus in dieser Demokratie selbst eine Stütze zu suchen gezwungen ist, haben die waadtländischen Radicalen keinen wahren Widerstand mehr zu fürchten. Wenn also die freie Kirche in ihrer Entwickelung nicht behindert wird, die officielle Staatskirche eine Umgestaltung erleidet, wenn sich sogar die beiden Kirchengemeinschaften eines Tages vereinigen, so wird Dies nur geschehen können mit einer echtvolksthümlichen Grundlage, und nicht mit einem über der Masse des Volks stehenden, unvolksthümlichen Klerus. Sollten denn die Radicalen, die die Interessen des Volks in politischer Hinsicht vertreten, zu befürchten haben von dem religiös emancipirten Volke im Stich gelassen zu werden!

Dies sind etwa die Grundzüge der Jottrand'schen Abhandlung. Wir enthalten uns jedes Urtheils darüber, da wir mit dem Stoffe nur durch Jottrand selbst vertraut gemacht worden sind, und uns nur durch den Umstand zur Besprechung der Schrift in d. Bl. haben bewegen lassen, daß sie von einer competenten Jury als die gediegenste erklärt worden ist unter allen die zur rechtlichen und thatsächlichen Beleuchtung der religiösen Wirren im Waadtlande geschrieben worden sind. Die Sprache des Verf. ist frisch und kräftig, und von einen Humanismus durchdrungen der hier dem politisch vielfach angefochtenen Manne doch die hohe Achtung sowol seiner Collegen vom Advocatenstande als seiner Mitbürger im Allgemeinen stets unverkümmert erhalten hat. **A. Scheler.**

Miscellen.

Dante in Gray's Kirchhofelegie versteckt.

Der erste Vers der berühmten Elegie auf einem Dorfkirchhof von Gray:

The curfew tolls the knell of parting day etc.

ist fast buchstäbliche Uebersetzung des letzten Verses der schönen Terzetten Dante's:

Era già l'ora che volge 'l disio
A' naviganti e 'ntenerisce il cuore
Lo dì ch' han detto a' dolci amici addio,

E che lo nuovo peregrin d'amore
Punge, se oda squilla di lontano,
Che paja 'l giorno pianger che si muore.

Karl V. und seine Nachfolger.

Der Marschall von Brézé, Gouverneur von Catalonien, schrieb am 12. März 1642 an Herrn von Chavigny: „Man sagt, daß einer der Granden in Madrid in Haft kam, weil er in einer Gesellschaft wo man sich über die gegenwärtigen Angelegenheiten unterhalten geäußert hatte: daß Karl V. heilig, tapfer und klug gewesen; Philipp II. klug, heilig und nicht tapfer, und Philipp IV. weder heilig, noch klug, noch tapfer sei." 21.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Codex medico-forensis,

oder

Inbegriff aller in gerichtlichen Fällen von den Gerichtsärzten zu beobachtenden Vorschriften,

neu bearbeitet von

Dr. C. F. L. Wildberg.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Bei Bearbeitung dieses Codex ist das Bestreben des Verfassers besonders darauf gerichtet gewesen, der Rechtspflege in allen Ländern die wirkliche Erreichung des wesentlichen Nutzens von der gerichtlichen Arzneiwissenschaft zu sichern, und andererseits den hohen eigenthümlichen Werth der gerichtlichen Arzneiwissenschaft für die Rechtswissenschaft hervorzuheben und fester zu gründen.

Leipzig, im December 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 309. — 26. December 1849.

Der Dichter Schubart und der Herzog von Würtemberg.

(Fortsetzung aus Nr. 308.)

Wir haben aus den ersten vier Jahren der Gefangenschaft Schubart's keine Briefe von ihm selbst. Das erste Jahr lag er in der Zelle eines alten Thurms gefesselt, durch ein hohes vergittertes Fenster konnte er nur ein Stücklein des Himmels sehen, sein Lager war Streoh, die Luft so dumpf, daß ihm sein Schlafrock am Leibe verfaulte; er sah nur seinen Commandanten und die stummen Wärter die ihm sein Wasser und kärgliches Essen brachten. Nach einem Jahre, als er nicht mehr gehen konnte, wurde er in ein trockenes und luftiges Zimmer versetzt; aber, obgleich mehr als Jemand an Bücher und Musik gewöhnt, immer noch ohne Schreibmaterialien und Klavier, mußte er Abends 8 Uhr sein Licht löschen. Er erhielt von Büchern nur die vorgeschriebenen geistlichen; auch erhielt er das Abendmahl und Besuch von seinem Beichtvater, sein Bruder aber wurde zurückgewiesen. Dann nach zwei Jahren 1770 durfte er dem öffentlichen Festungsgottesdienste beiwohnen, bald darauf die Orgel spielen, und nach drittehalb Jahren seiner Gefangenschaft mit dem Commandanten um den Wall spazieren. Von da an durfte er unter Aufsicht des Commandanten zuweilen Menschen sprechen und Klavier spielen, aber noch Nichts schreiben, keinen Brief der Seinigen beantworten; keiner der Seinigen wurde zu ihm gelassen, obgleich mit ihm verhafteten Räubern und Mördern, wie es in den Briefen heißt, solche Gunst zu Theil wurde. Ueber alle diese Umstände erhalten wir volles Licht durch die Briefe, namentlich seiner Frau, die hier in dem schönsten Glanze weiblicher Tugend erscheint, an Miller, den wir als den werkthätigsten Freund der Familie kennen lernen. Dieser Familie hatte sich durch ein Jahrgehalt der Herzog allerdings angenommen, den Sohn in die Karlsschule gesteckt, die Ausbildung der Tochter zur Sängerin übernommen. Er hatte Das aber gethan, weil er dadurch die große Menge sehr beruhigte; ja selbst die Frau und sogar Schubart rühmen diese Handlungsweise des Fürsten als ihres Wohlthäters, und er glaubt auch damit allen rechtlichen Foderungen genügt zu haben. „Gehe Sie hin", sagte er zu Schubart's Gattin, „und sei Sie ruhig, für Sie und die Ihrigen ist ja gesorgt." Niemand wendete rechtliche Mittel an zu Schubart's Befreiung, nur um Gnade fleheten Viele, namentlich auch berühmte Schriftsteller: aber Alles war umsonst. Indeß gedieh das Bekehrungswerk äußerlich gut. Schubart wird vernichtet, er hat keinen sittlichen Halt in sich, er küßt des zelotischen Oberpfarrers Zilling Brief, bittet ihn um Verzeihung, hat chiliastische Träume und ist den Worten nach der beste Dogmatiker: aber nur den Worten nach; losgelassen aus der Haft gibt er sich wieder der fröhlichen Sinnlichkeit im Uebermaße hin. Den Special Zilling, dies würdige Haupt der Zeloten Süddeutschlands, wollen wir aus einer Anweisung an den Garnisonprediger Payer aus dem zweiten Jahre der Gefangenschaft kennen lernen:

Es freut mich zwar, daß E. H. nunmehro von dem Arrestanten Schubart einigen Anschein und Hoffnung einer ernstlichen Sinnesänderung bezeugen und berichten können; allein bey allen mir berichteten Umständen ist doch auch noch folgendes zu bedenken, und zwar:

1) Wenn der Schubart ein so gar dringendes Verlangen nach dem Genuß des heil. Abendmals hat, wie Dieselben mich berichten; ja, wenn er nur überhaubt ein Verlangen nach Gnade — oder nur nach Trost — hat, warum hat er denn E. H. schon so lange Zeit nicht mehr zu sich begehrt und ersucht? Dünkt er etwa sich selber sufficient? Oder hält er Dieselben hiebey für entbehrlich? Oder was mag sonsten die Ursache seiner Gleichgültigkeit gegen Dero Besuche und Unterredungen seyn?

2) Es ist nicht das erstemal, daß der Schubart, wenn er in einem Gedränge war, sich von außen ganz bußfertig angelassen, und seine Reue mit den kläglichsten Ausdrücken, mit der demütigsten äusserlichen Gebärdung, auch sogar mit Tränen bezeugt hat; nachhero aber, sobald er wiederum Luft bekommen, noch ärger worden ist, als er vorher war. Hievon habe ich nicht nur Einen Beweis, sondern auch sogar in Händen.

3) Wenn ein Mensch solche Callos und Brandmale, wie der Schubart, in seinem Gewissen hat, so gehört doch auch einige Zeit dazu, biß selbige nur weich — will noch nicht sagen ausgeheilt — werden; folglich hat man bey ihm mit dem heil. Abendmal eben nicht so sehr zu eilen; es möchte sonst nur ein palliativ-Cur werden. Bey Dero letzterem Besuch und Unterredung mit ihm fiengen sie nach Dero Beschreibung erst an weich zu werden, und nach Dero vorgestrigem Schreiben fangen sie nun an zu stinken, zu eitern und zu schmerzen. Auf diesen Umstand habe ich schon lange gewartet, wie Dieselben Sich noch meiner Rede erinnern werden, daß ich bey dem Schubart nicht bälder eine wahre Aenderung vermuthete, als

biß er sich selber anstinke, physice et moraliter: und ich hoffe nach Dero Beschreibung, beydes treffe nunmehro zusammen....

Wenn ich nun neben dem Bißherigen auch noch Dieses voraussetze, daß die admission des Schubarts ad S. C., wie der Hr. Obrist mich ehnlängst mündlich versicherte, unserem gnädigsten Landesfürsten nicht entgegen, sondern der Schubart auch besonders hierinnen der Disposition des Hrn. Obristen und Commandanten überlassen sey; so geht mein Rath und Meynung kürzlich dahin: E. H. besuchen nunmehro den Schubart so bald und so offt als Sie können oder belieben, und forschen vordersamst nach dem Grund und Trieb, warum er seit so kurzer Zeit so sehr auf die admission zum heil. Abendmal dringe? Ob ein wahres Gefühl seines Sünden Elends und Seelen Verderbens ihn dazu treibe? Oder aber ob derselbe nur fleischliche Absichten und Hoffnungen, z. ex. auf eine Erleichterung seines Arrests, eine desto bäldere Begnadigung Serenissimi, oder wol gar etwelche Rechtfertigung vor dem Publico etc. darunter habe? wobey Dieselben ihm die große Gefahr und Verantwortung, wenn er es aus unlauteren Absichten — folglich unwürdig — empfangen sollte, nachdrücklich vorhalten werden . . . u. s. w.

Die Kinder wuchsen heran, die Gattin wurde krank, Schubart durfte sich ihnen nicht mit einem Briefe nahen; Audienzen, Bittschriften, auch von der greisen Mutter Schubart's, nützten Nichts. Goethe's Ankunft schien heilversprechend, aber dem Fürsten kam das große Aufsehen welches dieser bürgerliche Mensch machte anmaßend vor; er verbot seinen Schöngeistern mit Goethe nur umzugehen. Endlich wurde es Schubart erlaubt zu schreiben; aus dem Ende des J. 1780 ist der erste Brief den wir wieder von ihm haben. Aber was ist aus dem lebenslustigen Manne geworden! Er achtet sich gleich dem ersten Gefallenen, er dankt dem Herzoge für die Gefangenschaft, daß sie dazu gedient habe seine Seele zu erretten, er mag sich nicht nach Weib und Kindern sehnen aus Angst Jesum dadurch zu beleidigen. Und doch gründlich ist er nicht geändert; gleich nachher bricht sein Freiheitsgefühl, sein Gefühl der Menschenwürde zum Vorschein, und so gährt es in ihm nun fort. Bald vergeht er vor Sehnsucht nach den Seinigen, nach der Welt, nach der Freiheit, bald verwünscht er die ihn ohne Recht und Urtheil so festhalten, bald wieder hofft er nur Befriedigung im Tode, von allen irdischen Neigungen und Lüsten Errettung zu finden, bald fleht er den Segen des Himmels über alle Menschen herab. Er hatte nach vier Jahren Festungsfreiheit erlangt, erhielt viele Besuche; aber mit seiner Befreiung wurde er noch immer vertröstet, und die Besuche seiner Frau und Kinder wurden noch nicht gestattet. Seine Gattin schreibt unter Anderm an Miller am 28. März 1782:

. . . Letzteren Jahres Tag durften alle Vätter in der Academie an der Herzogl. Tafel neben ihren Söhnen speissen, dieses bewegte meinen Ludwig zu sehr, daß Er gleich den andern Tag einen sehr wehmüthigen Brief an seinen Hrn. Obrist schrieb, wo er um die Erlaubtnis bat, seinem gnädigsten Beschützer zu Füßen fallen zu dürffen und um die Freyheit seines lieben Vatters demüthigst zu bitten, diesen Brief laß nach unserm Wunsche der Herzog, allein der gute Mensch bekam keine Antwort, ich wagte es also den 11. Jan. ging in die Audienz und bat um die Erlaubtnis meinen l. Mann besuchen zu dörffen, natürlich bat ich auch zugleich um seine Befreyung, die Antwort war (daß hat sie nicht mehr nöthig ihren Mann zu besuchen, denn sein Arrest ist auß und sie wird ihn nächstens sehen, sie kann sich nebst den ihrigen ferner auf meine Gn. verlassen) wie mir da ward können Sie sich selbst sagen, sie hätte ich den H. umarmt vor Freude, ich küßte und dankte tausendmal, ich hoffte nun von einem Tag zum andern vergebens, auch hörte ich daß der Herr von Rieger außgab er hätte den Herzog nicht recht verstanden, allein ich hörte auf der andern Seite daß mein Mann auf Befehl des Herzogs einen Prolog auf dessen Geburztag solle gemacht haben, der von jedermann besonders aber von dem Herzog selbst öffentlich gelobt wurde, auch wuste ich daß ich recht wohl gehört hatte, allein der Geburztag nebst den Feierlichkeiten alles ging vorbey und ich konte den nicht finden, den ich so ängstlich erwartete, kurz der Herzog war gesonnen uns glücklich zu machen, aber der R. suchte alles zu hintertreiben, das lebe und sterbe ich . . .

Indeß benutzte Rieger Schubart wie er nur konnte: er mußte ihm Singspiele und Lustspiele machen und den Soldaten einstudiren, Prologe verfertigen und ihn darin loben; so hielt er, der pietistische Oberst, ihn zum Theater an und erregte dadurch in dem geistlich mürbe gemachten Schubart neue Gewissensbisse. Jedoch war er nicht die Hauptschuld der Leiden Schubart's. Auch als er nun gestorben war, milderte sich zwar Schubart's Geschick, aber mit der Befreiung sah es um Nichts besser aus: der Herzog blieb kalt wie zuvor. Am 3. Juli 1783 schreibt unter Anderm Schubart an seinen Sohn:

. . . Noch immer bin ich ein Gefangener! Sieben Jahre meinem Weib, meinen Kindern, meinem Vaterlande entrissen und der würgenden Sehnsucht nach Freiheit preisgegeben! und ganz ohne Hoffnung. Denn von Seiten des Herzogs kann ich Nichts erwarten; da er es ja nicht einmal erlaubt, daß mich deine Mutter besuchen darf. Gallieten und Schellenwerker dürfen ihre Weiber kommen lassen; nur ich nicht. O Sohn, wie wohl wird's mir sein, wenn man mich den Berg hinunter trägt und meinen Sarg auf dem grünen Platze hinter der Asperger Kirche versenkt! Ich muß dir sagen, Sohn, den ich wie meine Seele liebe, ich bin recht müde zu leben. Das beständige Nachschleppen meiner Fessel ist mir zur Last; selbst die Liebe zu dir, zu meinem Julchen und meinem Herzensweibe ist mir zur Last; denn immer missen was man liebt, ist Höllenpein. Ludwig, wie viel Thränen sind schon in meinen Kerkerstaub geflossen! Wann werd' ich die letzte blutige Thräne weinen? Ach, ich möchte dich noch einmal in der Welt sehen und dir meinen Segen geben! aber das Flämmlein Hoffnung spielt im Sturme und droht bald zu verlöschen. Also dem! — Gott verzeih mirs, für diese süße Hoffnung läuft mir die Zeit zu träge. Tage, Monde, Jahre liegen wie Gebürge zwischen dem Izt meiner Sehnsucht nach euch und der Stunde des Wiedersehens im Himmel. Ich armer Mann! wann wirst du dich meiner erbarmen, Vater im Himmel?

Und wie erschütternd wirkt der Schluß dieses Briefs:

. . . Und nun drük' ich dich an mein Herz, einziger Sohn, du Freude meines Herzens, du Verbreiter meines Stammes — und bin mit Thränen die das Papier näßen dein armer Vater. (Ein Zusatz des Herausgebers zu den letzten Worten lautet: „Es trägt davon noch die Spuren.")

Aehnlich schreibt er am 15. Jan. 1785 an seine Frau:

. . . In der Audienz wirst du wenig ausgerichtet haben, denn der Herzog ist ein Satan gegen mich. Zween Mördern erlaubte er ihre Weiber zu sprechen, wann sie wollten — und mir — gewiß einem innigen Freunde der Menschen, der acht Jahr in unverschuldeter Gefangenschaft seufzt — mir, mir versagt er den Trost, das Weib seines Herzens, die Kinder seines

Bluts zu küssen. Wenn mich der Herzog kennte, — so würde er weinen, daß er mich so beleidigt.

Bemerken wir nun gar oft in den Briefen die Folgen der geistlichen Cur, so finden sich auch Stellen in denen Schubart seinen Zorn gegen diese Heilmethode ausläßt. So schreibt er am 5. Oct. 1783 an seinen Bruder:

. . . Man hat mich nie verhört, mir auch nie gesagt was ich gethan haben sollte, nur schüzte man immer meine Besserung an Leib und Seele vor. Wie abscheulich! einen einschließen, auf faules Stroh werfen, ihm mit der Kette drehen, und für Hungersterben zu essen geben — damit er gesund werde —! Einen so lange quälen, daß er an Gottes Erbarmung verzweiflen möchte, — damit er fromm werde! — Nein, so was hat noch keinem Prinzen geträumt, von dem hochseligen Nero an bis auf den jüngsten Erdtyrannen. Doch Gott sei Richter zwischen mir und meinen Feinden, ich schweige und bete für sie. Ach! — wenn ich doch sterben könnte! Bruder, so satt hat kein 100jähriger Greiß gelebt als ich 40jähriger Elender. Ich fürchte den Tod nicht, weil mich meine lange Gefangenschaft ganz vertraut mit ihm machte.

Endlich nahm das Schicksal Schubart's eine mildere Wendung. Aber nicht das erwachte Mitleid, nicht das Gefühl der Reue führte seine Quäler dazu, sondern der Eigennutz. Der Herzog, der jetzt viel baute, brauchte viel Geld, mehr noch als der schon einträgliche Handel mit seinen Unterthanen nach der holländischen Capcolonie eintrug. Es wurde also dem Herzog vorgestellt, daß die akademische Druckerei aus einer Gesammtausgabe der Schubart'schen Gedichte großen Vortheil ziehen würde. Das leuchtete dem Herzog ein, er genehmigte den Druck bis auf die beabsichtigte Dedication an ihn selbst und die Bezeichnung des Aspergs als Schubart's Aufenthaltsorts. Der Oberst Seeger machte Das dem Herzog so annehmlich:

Die große Menge von Subscribenten, welche sich schon um die wirklich im Druck sich befindenden geistlichen Lieder ohne Musik bei der hohen Karlsschule gemeldet, und die mit dieser Meldung verknüpften Anfragen um seine Lieder mit Musik gibt die gegründete Hoffnung, daß aus den lezteren ein noch größerer Vortheil als aus den ersteren für die akademische Druckerei erwachsen würde, weil ohnehin der Notensatz bloß durch einen Famulus gemacht würde, der in keinem Taglohn stehet. Um nun solches bewerkstelligen zu können, wäre vordersamst erforderlich, daß das Schweizerische Avertissement durch ein anderes von dem Schubart auf das Schleunigste widerrufen, und die Ausgabe derselben durch die akademische Buchdruckerey abgekürzet, Schubart selbst zur Beförderung dieses Geschäfts hieher gebracht würde. Vielleicht dürfte bei dieser Gelegenheit die gnädigste Absicht Ew. Herzogl. Durchlaucht mit der Wiederanstellung des Arrestanten Schubart, worüber Höchstdieselben schon unter dem 31. Mai 1784 ein unterthänigstes Gutachten von mir gnädigst zu fordern geruhet, am unauffallendsten erreicht werden, wenn er nunmehr als Theaterdichter und Musikmeister bey dem Theater angestellt, und ihm von der kleinen Theater Casse 400 fl. geschöpft, seiner Frau aber der bisherige Gnadengehalt von 200 fl. bey der Cammerschreiberey gelassen würde. Der außerordentliche Ruf, in welchem dieser Mann im Ausland stehet, würde jene 400 fl. der akademischen Druckerey durch seine Schriften doppelt ersetzen.

Was aber in diesem Schreiben vorgestellt war, Schubart loszulassen und anzustellen, Das geschah noch nicht sofort; selbst die Hinweisung auf die nothwendige Anwesenheit Schubart's in Stuttgart zur Besorgung der Correctur hatte nicht den gehofften Erfolg. Damit aber in der für das buchhändlerische Unternehmen nöthigen guten Laune Schubart einigermaßen erhalten würde, so gestattete endlich der Herzog einen Besuch der Seinigen auf dem Asperg. Dies erste Wiedersehen am 4. Juli 1785 war überaus ergreifend; aller Zwiespalt der die Gatten früher in den Jahren der Freiheit wol entzweit hatte war längst vergessen, Schubart lebte jetzt nur für seine Familie. Seine Frau schreibt an ihren Schwager über diese Zusammenkunft:

Wir hatten die Erlaubniß, etliche Tage zu bleiben, und waren sechs Tage lang himmlisch vergnügt zusammen. Zwar floßen täglich unsere Thränen, aber es waren ganz andere Thränen als wir bisher geweint haben. Ob ich gleich mit meinem Mann schon vieles ausgestanden habe, so bin ich doch stolz darauf, daß Schubart mein Mann ist. Sie können nicht glauben, wie viele edle und erhabene Personen sich zu ihm drängen und ihn hochschätzen. Diese Theilnehmung so vieler edlen Herzen ist denn doch auch etwas werth. Ich fand zwar immer noch den alten Schubart, der fehlen, aber auch viel Gutes thun kann. Was mich am meisten an ihn zieht, ist sein gutes Herz, das ganz Liebe gegen Gott und auch ganz Liebe gegen die Menschen ist; und er kann nun sagen: Ich weiß, an wen ich glaube! O wenn Sie die guten Ermahnungen gehört hätten, die er seinen Kindern gegeben hat! Aber es ist zu viel, ich kann Ihnen unmöglich Alles beschreiben. Am sechsten Tage unsers Aufenthalts auf dem Asperg, um die Herzogliche Gnade nicht zu mißbrauchen, fuhren wir wieder nach Stuttgard, voll inniger Dankbegierde gegen die unaussprechliche Wohlthat, womit Se. Herzogliche Durchlaucht uns begnadigt haben, die Gott dem erhabenen Fürsten nebst allen übrigen mir und den Meinigen zugeflossenen hohen Gnadenbezeigungen zum Segen anschreiben wolle ewiglich!

So also ist schon die arme Familie gebeugt, daß sie Den der sie ins Unglück gestürzt als ihren Wohlthäter preisen muß. Das Unternehmen hatte übrigens den besten Fortgang, die Druckerei machte einen Profit von 2000 Fl. daran. In diese Zeit fällt eines der trefflichsten Gedichte Schubart's, das Caplied, bei dem Abgange der würtembergischen Unterthanen. Daß die schmähliche Veranlassung zu diesem Abgange in dem Gedichte nicht angedeutet werden durfte ist natürlich; der Herausgeber der Briefe ist der Ansicht, daß was dadurch dem Liede an historisch-politischer Bedeutsamkeit entgangen ihm an allgemein menschlicher zugewachsen sei. Er sagt:

Die Fürstengruft kann im Verlauf der Zeit mit den Fürsten selbst zur Antiquität werden: aber das Caplied wird leben so lange deutsche Colonisten nach fernen Welttheilen ziehen; und wenn Dies einmal in besser geordneter Weise als jetzt und wirklich zu des deutschen Namens Ehre geschehen wird, dann erst wird dieses unsterbliche Lied den zweiten schönern Kreislauf seines Lebens beginnen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Räuber und sein Kind von Karl August Mayer. Oldenburg, Schulze. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es war ein Landpfarrer welcher zwei Söhne hatte, und diese in pedantisch-altväterlicher, streng consequenter Erziehung heranzubilden sich bestrebte. Der eine der Söhne besaß

eine schmiegsame Natur, di sich dieser Methode fügte, während das Temperament des Bruders fortwährend dagegen sich sträubte. Mit Gewalt sollten die Jungen Latein lernen; Franz, so hieß der Eine, zerriß jedoch oft im Zorn und Widerwillen Bücher und Hefte; daher wurde sein Vater immer heftiger gegen ihn, und suchte ihn mit Gewalt in eine Richtung zu zwängen die seinem Wesen nicht zusagte. Dem Pfarrer war es undenkbar, daß einer seiner Söhne nicht studiren solle; er mischte daher zum Unglück des Knaben die Religion mit ins Spiel auf eine Weise die den Riß der zwischen ihm und dem Sohne entstanden war statt zu schließen zur Kluft erweiterte. Er ward nicht müde von dem „Herrn" zu sprechen, „der mit Leid und Unwillen auf den trägen, ungehorsamen, verworfenen Buben herabschaue". Der Sohn, dem dies Leben endlich zuwider war, entfloh als er kaum 14 Jahre zählte, mit einer Rolle Geld die er aus einem erbrochenen Pulte zusichgenommen hatte. Franz brachte nun zuerst sein Geld durch, und gerieth dann in die Hände einer Truppe Kunstreiter, die ihn mit nach den Niederlanden und nach Frankreich nahm. Er bezauberte durch die Schönheit und Anmuth seiner Gestalt und Anmuth seiner Bewegungen, erhielt den Namen „der schöne Attila", und gerieth bald in verschiedene Liebeshändel. Da er sehr leidenschaftlich war, so erstach er einst seine Geliebte und ihren Buhlen, die er treulos gefunden hatte. Er mußte nun von Steckbriefen verfolgt den Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft meiden, und sank allmälig zum gemeinen Verbrecher, Räuber und Mörder hinab. Da ereilte ihn endlich die gerechte Strafe: er sollte enthauptet werden nach einjähriger Kerkerhaft. Während dieser Haft hatte er ein kleines Kind bei sich, das ihn Vater nannte; dasselbe begleitete ihn auch auf den Richtplatz, wo er auf eine eigenthümliche Weise die Freiheit wiedererlangte. Das Kind war den Händen eines Gärtners übergeben worden der später zur Fürstin St.-Didier kam. Die Fürstin sah das Kind und erkannte es nach den Erzählungen des Gärtners als das ihrige und das Attila's; sie schämte sich desselben und drohte dem Gärtner mit Entlassung. Kurz darauf kam auch Attila unter dem Namen eines Grafen von Pappenheim an um sein Kind zu sehen; während er aber in der Wohnung des Gärtners war gewahrte er eine Gestalt die ihn verfolgte, und erkannte darin das Mitglied seiner Räuberbande, jetzt im Dienste der Policei. Die Gestalt verfolgte ihn, und Attila gerieth nach einem Besuche bei der Fürstin St.-Didier von neuem in Gefangenschaft, wußte aber sich Gelegenheit zu verschaffen um wiederum zu entkommen. Auf der Flucht kommt er in Geisenheim in das Haus eines Pfarrers, und erkennt seinen Vater, der von dem Unrecht das er gegen seinen Sohn begangen ganz niedergebeugt ist. Attila überwältigt von Schmerz und Reue wirft sich dem Vater zu Füßen, und legt ein aufrichtiges Bekenntniß seines ganzen Lebens ab, als er aber geendet ist sein Vater verstummt: die Hände die er wie segnend über das Haupt des Sohnes gebreitet hatte lasteten schwer und schwerer, sie wurden kalt — er war todt! Damit schließt das erste Buch, „Der schöne Attila", und das zweite, „Franz Lambert", führt uns über viele Jahre hinweg vom Rhein nach dem Harzgebirge. Es ist da auf einem der ersten Hammerwerke ein junges Ehepaar angesiedelt, der Sohn eines Doctors vom Rhein, und seines Pflegekindes Regina, der Tochter Attila's, welche der Doctor dem Gärtner abgenommen hatte. Die beiden Eheleute waren einst ins Gebirge geritten; als sie von zwei Wölfen angefallen wurden, da erschien als Retter ein Mann im blauen Kittel mit einer Soldatenmütze. Der Leser erkennt darin bald den schönen Attila, der die Feldzüge Oestreichs und Preußens bis zum J. 1815 mitgemacht hatte. Der Hammerbesitzer bittet ihn bei ihnen zu bleiben, was dieser mit Freuden annimmt um in der Nähe seines Kindes zu sein. Mehrfach entfernt er sich doch wieder, weil er fürchtet entdeckt zu werden. So stirbt er als einsamer Köhler im Walde ohne daß er seiner Tochter sich offenbart hat; ihre Kinder und sie selbst nennen ihn Vater Lambert, und er heißt sie meine Kinder, mein Kind!

Wir sind dem Verf. ruhig gefolgt, auch der Leser d. Bl. wird nicht nöthig haben besondere Winke über den Inhalt zu erhalten; das Buch gehört just nicht zu den schlechtesten Erscheinungen, kann aber auch keineswegs auf den Namen eines durchgearbeiteten Kunstwerkes Anspruch machen. Der Verf. hat hier und da den Gang der Handlung unterbrochen, indem er Aufschlüsse und Schilderungen gibt über die Einrichtung von Wasserheilanstalten, Hammerwerken, die Spitzbubensprache oder wie er selbst sagt, indem er „discutirt die Abschaffung der Todesstrafe, die ihm eine wahre Herzensangelegenheit ist". Wenn vielleicht der Verf. weniger Gewicht auf das Abenteuerliche des Räuberlebens, auf die oft unwahrscheinlichen Einbrüche, und sonstiges Unglaubliche gelegt hätte, so würde das Buch, da es hier und da einen kräftigen natürlichen Zug darstellt, mehr Wahrscheinlichkeit und mehr Wahrheit, mehr Poesie enthalten. 33.

Denkmale der altchristlichen Architektur.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn der Reichthum der Anschauungen der antiken classischen Welt in ihren uns überkommenen Monumenten mit dem Apparat der christlichen Archäologie grell contrastirt. Was auch seit dem 16. Jahrhundert durch Bosio, Boldetti, Bottari und ihre Nachfolger aus den Katakomben noch Neues zu Tage gefördert wurde, so blieb doch die christliche Monumentik aus Mangel an Material und eben deshalb mit ihr die Einsicht in die innere Entwickelung des urchristlichen Lebens sehr fragmentarisch und lückenhaft. Die bedeutenden Summen welche Papst Gregor XVI. für eine genaue Erforschung sämmtlicher römischen Katakomben bewilligte, und die glückliche Wahl des gelehrten Professors Marchi für die Ausführung der Arbeit ließen indessen außerordentliche Resultate für die Erweiterung der christlichen Monumentenkunde erwarten. Die Hoffnungen des gelehrten Publicums sind auch in der That durch den Beginn der Marchi'schen Publicationen über die altchristliche Architektur in jeder Beziehung erfüllt worden. Die römische Revolution unterbrach jedoch Druck und Stich des großen Werks, dessen folgende drei Theile die Denkmäler der christlichen Malerei, Sculptur und ein Inschriftenbuch bringen sollten. Das Material war gesammelt und geordnet, als außer der Ungunst der Zeitumstände noch von einer andern Seite her eine Störung über das Unternehmen kam. Der französische Architekt Perré hatte nämlich Gelegenheit die große Menge dem meisten gelehrten Publicum völlig unbekannter altchristlichen Denkmäler im unterirdischen Rom und in den privaten wie öffentlichen Museen näher kennen zu lernen. Die französische Gesandtschaft verschaffte ihm die ausgedehnteste Erlaubniß die theils vorhandenen, theils neu aufgefundenen an Ort und Stelle zu zeichnen, und so ist denn mit der Zeit in dem Franzosen die Lust erwacht mit Prof. Marchi zu concurriren.

Wirklich hat sich dieser entschlossen seine in öffentlichen Blättern früher vielfach besprochene Arbeit einstweilen nicht weiterzuführen, sondern sich den Fremden vorangehen zu lassen. Für die Wissenschaft ist Dies jedenfalls nur ein Gewinn, da er Perré's Arbeit durch seine später kommende gewiß in allen ihren Theilen verbessern und vermehren wird. Die französische Regierung unterstützt den Architekten durch ansehnliche Geldmittel. Allein er ist der Arbeit nur in artistischer Hinsicht gewachsen, da ihm für die Epigraphik die Kenntniß des Griechischen und Lateinischen abgeht. 33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 310. —— 27. December 1849.

Der Dichter Schubart und der Herzog von Würtemberg.

(Beſchluß aus Nr. 309.)

Neue Hoffnungen ſchienen zu winken als Schubart mit ſeinem Hymnus auf Friedrich den Großen 1786 hervortrat, dem bald darauf nach Friedrich's Tode ein zweites Gedicht, „Der Obelisk", folgte. Beide Gedichte machten, namentlich in Preußen, ein außerordentliches Aufſehen: Ramler und die Karſchin traten für ihn auf, Graf Herzberg, der preußiſche Miniſter, wandte ſich in ſeines Königs Namen an den Herzog. Aber man zögerte noch immer. Am 2. Jan. 1787 ſchreibt Schubart an den Buchhändler Himburg in Berlin:

Den 22. dieſes Monats endige ich mein zehntes Jammerjahr und trete mit Schaudern ins eilfte. Bey dem lezteren Jubiläum in Heidelberg war auch der Herzog zugegen; da hielt die ganze Akademie in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken für mich um meine Freiheit an. Nichts von den Fußfällen meiner eisgrauen Mutter, der Vorbitte des Magiſtrats in Aalen, meiner Geburtsſtadt, den Dornengängen meiner Gattin in die Audienz, den Verwendungen eines Goethe, Lavater, Campe, Deinat, Kazner und einer Menge von Gelehrten zu gedenken; nichts zu ſagen von den Fürſprachen des Markgrafen von Baaden, Prinzen Georg von Darmſtadt, der Prinzen von Gotha, Coburg und andern fürſtlichen, gräflichen und ſonſt wichtigen Perſonen — genug, Herzog Karl ſteht da wie ein Meer-Felß, und läßt die Wogen ſo mächtiger Bemühungen um meine Freiheit an ſeinen Lenden verſprizen. Und warum das? Er fürchtet, ich werde gegen ihn ſchreiben, und bey Gott ſey es Ihnen geſchworen: Ich werde es nie thun!!

Endlich am 11. Mai 1787 ſchlug die Stunde der Befreiung. Schubart ſchrieb an Poſſelt in Karlsruhe:

Ich bin frei! — O, herrlicher Mann, voll Hoch- und Tiefgefühl, — mit welch trunknem Entzücken ertheil ich Ihnen dieſe Nachricht! — Heute kam der Herzog, meiſt meinethalben, hieher und ließ mir durch ſeiner Gemahlin Mund die groſe Botſchaft der Freiheit ertheilen. Nächſt Gott dank ich diß koſtbare Geſchenk Friedrich Wilhelm, dem Herzigen. O lieber Poſſelt, ſchreien möcht ich vor Freude, mich wälzen unter freiem Himmel im Frühlingsgraſe, oder klettern mit der Gemſe auf den höchſten Zakenfels, die gefalteten Hände in die Wolke ſtreken, und dem groſen Geber der Freiheit laut weinend danken. Ich bin nun mit einem anſehnlichen Gehalt Director des Theaters und der Muſik in Stuttgardt, für den Reſt meines Lebens ganz nach Hang und Wunſch verſagt. Sagen Sie all' diß, edler Mann, dem Publicum in Ihrer Mannſprache, denn ich bin ſtolz genug meine Freiheit von einem Poſſelt angekündigt zu ſehen.

Lange genug hatte ſich der Herzog geſträubt; zu des preußiſchen Königs Antrag hatte er eine bitterſüße Miene gemacht. Aber er hatte Schubart nicht blos freigelaſſen, ſondern auch angeſtellt. Allerdings klug genug; denn ſchon war Schubart's Sohn in preußiſchen Dienſten, und der Vater durfte auch hoffen da unterzukommen. Wie gefährlich war Das für den Herzog; würde Schubart verſchwiegen haben alle ſeine Leiden? Nun hielt man ihn feſt, Das ſah noch nach Gnade aus, und der gutherzige Mann war verſöhnt. Am 31. Mai ſchreibt er:

Leztern Freitag war ich lange bei dem Herzoge in der Audienz. Ich muß geſtehen, er war außerordentlich gnädig und verſprach mir das Leben von nun an leicht und angenehm zu machen. Er beſtellte einige lateiniſche und deutſche Inſcriptionen, die ich als Hofpoet — verſteht ſich — ſogleich verfertigte. Ich habe nun keine Inſtanz als dieſen meinen gnädigen Herrn, gegen den nun aller Groll wie Nachtgewölk verſchwunden iſt.

Aber auch pecuniair war dieſe Anſtellung wieder für den ſtuttgarter Hof vortheilhaft. Es wurde die Wiedereröffnung der „Chronik" Schubart's als einträglich für die Druckerei dem Herzog vorgeſtellt, und Schubart erhielt die Erlaubniß. Sie wurde ihm bald mehr als die Direction des Schauſpiels und der Oper Hauptgeſchäft. Mancherlei Plackereien hatte er allerdings wieder davon, manchen Verweis; aber der Herzog mochte ihn nicht zu ſehr beengen, um nicht den Abſatz zu ſchmälern, weil er ſelbſt zu viel profitirte. Aber auch Schubart brachte ſie viel ein, ſodaß er mit ſeinem Amte und ſeinen Gelegenheitsgedichten eine jährliche Einnahme von 4000 Fl. hatte. Er lebte wieder auf und hielt einen Triumphzug durch Schwaben als er die Seinigen beſuchte; in Aalen bewirthete ihn der Magiſtrat, die ganze Stadt war auf den Beinen. Aber er hatte zu viel gelitten, ſeine Natur konnte den Saus und Braus in dem er öfters wieder lebte nicht aushalten: nach vier Jahren war er eine Beute des Todes. Seine Witwe überlebte ihn länger als ein Vierteljahrhundert.

Nach dieſen dem Umfange des Buchs nach geringen Mittheilungen aus dem reichen Werke werden wir über den Charakter des Herzogs nicht im Unklaren ſein, und die Vorſehung preiſen die Schiller den Rath eingab ſich bei Zeiten ſeiner Cur zu entziehen. Wir können nicht

anders als das Urtheil Schiller's für ein Vorurtheil anſehen welches er über den verſtorbenen Fürſten bei ſeiner Anweſenheit in Ludwigsburg 1793 gegen ſeinen Freund Hoven ausſprach, und auf welches Juſtinus Kerner in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" (S. 13) „zu Schiller's Ehre" wieder aufmerkſam machen zu müſſen geglaubt hat:

Da ruht er alſo, dieſer raſtlos thätig geweſene Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Menſch; aber die erſten wurden von ſeinen großen Eigenſchaften weit überragen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Tode begraben werden; darum ſage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, nachtheilig von ihm ſprechen hörſt, traue dieſem Menſchen nicht, er iſt kein guter, wenigſtens kein edler Menſch.

Man vermißt hier billig die Beweiſe für die edeln Eigenſchaften; ſah er ſpäterhin die Fehler ſeiner Jugend ein, wie Kerner ſagt, ſo will Das noch wenig ſagen. In Bezug auf das Verhältniß zu ſeiner zweiten Gemahlin, der auch in den Schubart'ſchen Briefen mehrmals erwähnten Franziska, möge hier zum Schluß ein zärtliches Billet an ſeinen Hans ſtehen, welches Kerner zuerſt in dem angeführten Buche mitgetheilt hat:

Herzallerliebſtes Franzele! Schon der Anfang meiner Fahrt war ſehr angenehm, um 4 Uhr bin ich hier (Kirchheim am Neckar) angekommen, und habe bis auf dieſen Augenblick einen fatiguanten Augenſchein eingenommen: Jetzo ſtehen 20 Perſonen vor meinem Tiſch, um einen Vergleich wo möglich zu erzielen, welches noch lange dauern wird, doch werde ich mein Möglichſtes thun, um nicht gar zu ſpät zu kommen, aber ich laſſe nicht nach bis es verglichen iſt, ich kann faſt nicht mehr reden. Aber ſchönſtes Weible! das wichtigſte: haſt du mich auch gern? Ich habe hundertmal an dich gedacht, auch daß du meine Geduld beleben würdeſt, ja mein Franzele iſt mir immer vor Augen. Adieu Engel! ich küſſe dich tauſendmal in Gedanken und bin von ganzem Herzen dein bis in den Tod. — Adreſſe. Der regierenden Herzogin meiner allerliebſten Frau in Stuttgardt.

73.

Poetiſche Geburten der Neuzeit.

(Fortſetzung aus Nr. 207.)

Ich komme jetzt zu einer Gruppe von einander geiſtesverwandten Sängern, welche ſich in den nachſtehenden drei Perſönlichkeiten markirt:

14. Aus der Einſamkeit. Lieder von R. v. Grosewsky. Mitau, Reyher. 1849. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
15. Kleine Blumen, kleine Blätter. Gedichte von F. W. Platz. Potsdam, Riegel. 1849. 16. 20 Ngr.
16. Thekla. Geſänge der Liebe von Hermann Herſch. Bonn, Wittmann. 1849. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

In dieſen drei Liederſammlungen ſämmtlich finde ich Das ausgeprägt was ich die Poeſie des geſunden Herzens nenne. Die mannichfaltigſte Fülle lyriſcher Zuſtände unter den Dreien bieten Grosewsky's Lieder (Nr. 14), welche der Dichter mit ſehr richtigem Gefühl „einſame" Lieder nennt; denn hier iſt in der That ein einſamer Geiſt vorhanden, der ſich nach Erfüllung ſehnt. Grosewsky dichtet ſo ſchön von Liebe, aber daß dieſe Liebe nur Sehnſucht iſt, daß er noch nicht gefunden was ſeinem Herzen mangelt, Dies ſpürt ſich heraus aus jedem Blatt dieſes reichen Liederkranzes. Aber dieſer Dichter beſitzt eine intenſive Stärke eigener Art: er verſteht es ſich in die Liebe hineinzuleben; oder um es anſcheinend gewöhnlich auszudrücken: er verſteht es ſich die Liebe zu machen. Und wahrlich! damit iſt ein dichteriſches Bedürfniß ausgeſprochen, das ſich in dieſer Zeit recht ſchroff und herbe herausſtellt. Denn die Welt iſt jetzt in der That ſo arm an Liebe, daß ſich der Menſch Liebe machen muß. Dies nachgemachte Bild drückt er dann an ſeinen Buſen, weil ihm die Welt das Original verſagt. Ei, dieſe Welt, iſt ja beinahe ausgeleert von Allem was das Menſchenherz reich macht! So ſingt unſer Dichter:

Legen, Kind, möcht' ich dir eine
Kron' auf deine Stirne klar,
Perlen, Gold und Edelſteine
Flechten in dein Lockenhaar;

Möchte gern in Atlas kleiden
Und in Sammt dich, Mädchen mein!
Doch ich kann ſtatt all der Freuden
Nur ein treues Herz dir weih'n.

Und wem weiht der Dichter dies treue Herz? Einem Bilde, einem Phantom, einem Schatten! Und wie ſchön und traurig tändelt er mit dieſem Schatten in dem nachſtehenden kleinen Triolet:

Nicht fluchen kann ich dir, nur für dich beten,
Ob du auch Schuld an meinem Herzeleid,
Und an den Thränen die mein Auge röthen!
Nicht fluchen kann ich dir, nur für dich beten,
Und hoffen auf den fernen Troſt der Zeit,
Und ſprechen, weil dein Thun dich längſt gereut:
„Nicht fluchen kann ich dir, nur für dich beten,
Ob du auch Schuld an meinem Herzeleid!"

Und dennoch iſt von keinem ſolchen Herzeleid das der Dichter erfahren, von keinem ſolchen Thun durch das man ſich an ihm vergangen hätte, die Rede. Dieſe Schmerzen der Erinnerung erträumt er ſich nur, weil er ihrer bedürftig iſt, denn ehe wir es vermeinen hat derſelbe Dichter ſchon wieder die Saite eines ganz entgegengeſetzten Wehs angeſchlagen in dem ſchönen Gedicht das er „Die Verſuchung" nennt:

Wend' ab dein Aug', das tiefe, dunkelblaue!
Schon ſteh' ich an des Pflichtvergeſſens Saum;
Mir iſt als ob ich ſchwindelnd niederſchaue
In eines Abgrunds bodenloſen Raum!

Ha, laß mich fliehen nach des Waldes Grunde,
Bevor zur Flamme noch der Funk' erwacht,
Damit ich nicht verfluchen muß die Stunde
Die mir dein Bild vors Angeſicht gebracht!

Ha, laß mich flieh'n, entrinnen dem Verderben!
Nicht ſpielen Lüſt ſich's mit der Götterglut!
Nie wirſt du mein! — Warum das Herz in Scherben
Entgegenſchleudern der Verzweiflungsflut!?

In dieſer faſt dämoniſchen Weiſe bewegt ſich auch das ſchöne Gedicht „Ich tröſte mich", das ich mich nicht enthalten kann noch hier mitzutheilen:

Du liebſt mich nicht? — Wolan, ich tröſte mich!
Ich wandle einſam über Thal und Hügel,
Und — denk' an dich!
Ich blicke ſinnend in des Stromes Spiegel,
Und — denk' an dich!
Tief in dem Grund glaub' ich dein Bild zu ſehen,
Und zürne dir — und bleibe zürnend ſtehen,
Und ſchau' dich an: — — ja, ja, ich tröſte mich!

Du liebſt mich nicht? — Wolan, ich tröſte mich!
Beim Waldhornklang folg' ich der Spur der Meute,
Und — denk' an dich!
In froher Schar umjauch'z' ich unſre Beute,
Und — denk' an dich!
Ein Jägerlied laſſ' durch den Wald ich ſchallen
Mit hellem Klang — zwei heiße Thränen fallen
Mir längs der Wang': — — ja, ja, ich tröſte mich!

Du liebst mich nicht? — Wolan, ich tröste mich!
Ich stürz' hinein mich in die Menschenwellen,
Und — denk' an dich!
Ich zech' im Kreise wüster Zechgesellen,
Und — denk' an dich!
Ein Schmetterling eil' ich von Kelch zu Kelche
In süßer Lust — und frage doch: gleicht welche
Von Allen dir? — Ach nein! — So tröst' ich mich!

Ferner verdienen schön genannt zu werden die Dichtungen: „Ein Knabentraum", in welchem der Dichter zwar etwas freigräthelt, jedoch nicht ohne Originalität, „Wanderglück", „Des Malers Tod". Die Romanze „Zoraide" endlich, die tief ins Herz eingreifende Ballade: „Ora pro nobis":

Der Pilger zog im härenen Gewand —
„O Sanctissima!"
Zur heil'gen Stätt' in das gelobte Land —
„O Piissima!"
Von wildem Weh' war ihm sein Herz zerrissen,
Des Mordes Frevel trug er im Gewissen
„Dulcis virgo Maria!" —
Um eines Weibes buhlerischen Blick,
Mater amata!
Hab' ich verscherzt des ew'gen Heiles Glück,
Intemerata!
Der Bruder liegt im dunkeln Wald erschlagen,
Noch hört mein Ohr sein todesröchelnd Klagen:
„Ora, ora pro nobis!"

Weit lag vor ihm das dürre Wüstenland —
„O Sanctissima!"
Bleich, öd' und leer — ein weites Sterbgewand —
„O Piissima!"
Im Sonnenbrand sah er Skelette bleichen,
Des Samums Saat, der Karavanen Leichen!
„Dulcis virgo Maria!"
Hier wölbt kein Baum sein grünes Schattendach!
Mater amata!
Die Zunge lechzt, — ach, murmelt hier kein Bach?
Intemerata!
O bitt' für mich, Madonna! vor dem Throne
Des Ew'gen, du! mit deinem Gottessohne —
„Ora, ora pro nobis!"

Die Sonne sank wie glühend Erz hinab —
„O Sanctissima!"
Roth schien der Mond aufs weite Wüstengrab —
„O Piissima!"
Herüber klang in schauerlichen Tönen
Des Schakals Schrei, des Tigers dumpfes Stöhnen —
„Dulcis virgo Maria!"
Ein Palmenhain?! — Die Fluten eines Stroms!
Mater amata!
Dort glänzt der Bau des heil'gen Grabesdoms!
Intemerata!
Licht war sein Aug', — er sah durch alle Fernen,
Dann sank er hin, aufseufzend zu den Sternen:
„Ora, ora pro nobis!"

Was dem Gemüthe des eben besprochenen Sängers mangelt, Das hat sein Gemüthsverwandter, der Sänger von „Thekla, Gesänge der Liebe" (Nr. 16), durchlebt und erfahren. Er hat geliebt, weiter Nichts, und sein Lieb ist ihm gestorben. Nur diese Liebe durch alle erdenklichen Phasen, Zustände, Beleuchtungen, Scenen, durch die ganze Scala der Empfindung und Erinnerung — nur diese Liebe und sonst Nichts weiter feiert der Dichter in unerschöpflichen Liedern. Diese zerfallen denn auch ganz naturgemäß in zwei Abschnitte: „Leben" und „Tod". In der Abtheilung „Leben" singt der unerschöpflich Liebende:

Du mein Lieben, du mein Denken,
Du mein Alles auf der Welt!
Du mein zweiter blauer Himmel
Unter Gottes Himmelszelt!

Du lebend'ges Buch der Lieder!
Wie ich dich auch singen mag,
Immer hallen neue Klänge,
Schöner bist du jeden Tag!

In der Abtheilung „Tod" ist die Klage: „Gott, mein Gott, wie soll ich's fassen?" wirklich erschütternd:

Tantalus verschmachtet schier,
Atlas trägt auf seinem Nacken
Eine Welt, und Prometheus
Fühlt die Leber sich zerhacken,
Das Geschlecht des Danaos
Muß der Sünde Schuld bezahlen. —
Alle diese Qualen sind
Nicht so groß als meine Qualen!

Diesen Felsen, großer Gott,
Nimm ihn doch von meinem Herzen!
Laß mich schreien in die Welt
Meine Qualen, meine Schmerzen!
Schreien, laut wie Ares schrie,
Als ihn Diomed verwundet!
Keinen Schmerz, dem meinen gleich,
Gibt's, so weit die Welt sich rundet!

Gestern noch so jugendfroh,
Heute Thränen, heute Klagen!
Gestern noch so liebereich,
Heute scheiden und entsagen!
Gestern noch so blühend roth,
Heute mußte sie erblassen!
Meine Thekla ist dahin,
Gott, mein Gott, wie soll ich's fassen?!

Eine Wunderblume hab'
In dem Herzen ich getragen,
Und ein gold'nes Zauberschloß
Sah ich in die Lüfte ragen.
Weh'! die Wunderblume ist
Plötzlich über Nacht verkümmert!
Weh'! das gold'ne Zauberschloß
Meiner Dichtung ist zertrümmert!

Bist du kalt, du armer Mann?
Tröste dich, denn ich bin kälter!
Bist du alt, du armer Mann?
Tröste dich, denn ich bin älter!
Hungert's dich? o tröste dich,
Mich hat größ'res Leid getroffen:
Mit der Vielgeliebten sank
In das Grab mein ganzes Hoffen!

Eisenbrust, du Eisenbrust,
Und du kannst es noch ertragen?
Eisenherz, du Eisenherz,
Und du kannst noch immer schlagen?
Irre spricht noch nicht mein Geist?
Thekla sah ich auf der Bahre,
Und noch hab' ich Jugendkraft,
Grau sind noch nicht meine Haare?

Tantalus verschmachtet schier,
Atlas trägt auf seinem Nacken
Eine Welt, und Prometheus
Fühlt die Leber sich zerhacken,
Das Geschlecht des Danaos
Muß der Sünde Schuld bezahlen. —
Alle diese Qualen sind
Nicht so groß als meine Qualen!

Das ist kein gemachter, Das ist wahrer Schmerz, aufrich-

tiges Leid. Seltsam, wie das Geschick auf so verschiedenen Wegen seine Poeten bildet: den Einen durch unerbittliches Versagen, den Andern durch die Ironie des vollen Gebens, die sich im Wiedernehmen freilich erst vollenden muß!

F. W. Plath, der Dichter von „Kleine Blumen, kleine Blätter" (Nr. 15), ist von all den Sängern die uns hier mehr oder weniger charakteristisch begegnet sind unstreitig der zarteste. Diese Lieder, man kann sie füglich auch als „einsame" bezeichnen, sind in ihrer bezeichnenden Kürze Das was eigentlich Lieder sein müssen: Accorde, nur Accorde der Empfindung. Ein Accord währt bekanntlich nicht lange, allein er klingt unendlich nach. Darum sind diese kurzen Lieder durchweg melodisch, ja mehr als Dies: harmonisch und musikalisch. Unser Dichter selbst aber charakterisirt seine Lieder nicht nach dem Dreiklang der verschiedenen Accorde, sondern nach dem Wesen und Sinn der Blumen. Er *sieht* nur seine Lieder; zu *vernehmen* als Klänge im Ohr scheint er sie nicht. So nennt er die einen „Maiglöckchen", die andern „Monatsrosen", „Epheu", „Erika" und „Immortellen". Nur zwei dieser lieblichen Blumen verpflanzen wir in diesen Boden, da wir nicht den ganzen Garten herüberzutragen vermögen:

Einsam irr' ich in des Lebens Wüste,
Wie die Arche Noah auf der Flut.
Rings verräth kein Laut mir jene Küste,
Wo der Frieden und die Liebe ruht.

Flieg' hinaus, mein Lied, du meine Taube!
Bringe Botschaft eilend mir zurück!
Bringe mir von deinem süßen Raube
Einen Kuß nur, einen Liebesblick:

Kämst du Taube doch, mein Lied, geflogen
Wieder mit der Liebe Hoffnungsgrün!
Ach nur ein mal, bunter Friedensbogen,
Spanne dich auf meinen Himmel hin!

Schaukelnd schwebt ein leichter Nachen in des Mondes Silberglanze
Auf des Sees blauen Wellen nahe bei des Schilfes Kranze.

Und ein Jüngling und ein Mädchen halten drin sich fest umfangen,
Stillend in berauschten Küssen ihrer Seelen heiß Verlangen.

Leise flüstert's in den Wellen, leise klingt es in dem Schilfe.
Aufgeschreckt aus seinem Traume blickt empor der schöne Sylphe.

Vor den Mond zieht eine Wolke — horch! da spritzen auf die Wellen —
Der verlass'ne Nachen schaukelt auf der Flut, der mondeshellen.

Alles stumm — kein Blatt beweget sich in des Gestades Schilfe —
Glanzumschimmert ob den Wellen hängt der träumerische Sylphe.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Böttticher, K., Die Tektonik der Hellenen. 2ter Band: Der Hellenische Tempel in seiner Raumanlage für Zwecke des Kultes. Potsdam, Riegel. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ehrenberg, C. G., Passat-Staub und Blut-Regen ein grosses organisches unsichtbares Wirken und Leben in der Atmosphäre. Mehrere Vorträge. Vorgetragen in der K. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 23. Mai 1844 bis 1849. Berlin. Gr. Fol. 5 Thlr. 10 Ngr.

Erin. Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Mährchen und Legenden von K. v. K. 6tes Bändchen. — A. u. d. T.: Sagen und Mährchen. Von K. v. K. 2ter Theil. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fricke, G. A., Lehrbuch der Kirchengeschichte. 1ster Theil: Bis zum entscheidenden Uebergange der christlichen Kirche an die germanischen Völker. Leipzig, Weidmann. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.

Friedlaender, J., Die Münzen der Vandalen. Nachträge zu den Münzen der Ostgothen. Mit 2 Kupfertafeln. Leipzig, G. Wigand. 4. 1 Thlr.

Gregorovius, F., Göthe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt. Königsberg, W. Bermbger. Gr. 8. 1 Thlr.

Hautz, J. F., Geschichte der Neckarschule in Heidelberg von ihrem Ursprunge im 12. Jahrhundert bis zu ihrer Erhebung im Anfange des 19. Jahrhunderts. Bearbeitet nach handschriftlichen bis jetzt noch nicht gedruckten Quellen und nebst den wichtigsten Urkunden herausgegeben. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 22½ Ngr.

Koenig, H., Spiel und Liebe. Eine Novelle. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Burk, J. C. F., Zwei Predigten gehalten beim Amtswechsel. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 2 Ngr.

Denkschrift der Industriekommission der St. Gallisch-Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft über die schweizerischen Industrie-, Handels- und Zollverhältnisse im Allgemeinen, und die Beantwortung der Fragen: die Beibehaltung des Freihandelssystems, oder die Einführung eines schweizerischen Schutzzollsystems, und die Verlegung der innern Zölle auf die Grenzen betreffend, im Besondern. An die für die Ausarbeitung des Entwurfs eines schweizerischen Zollgesetzes niedergesetzte Experten-Zollkommission zu Bern. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 9 Ngr.

Frantz, Bericht über die am 29. und 30. Aug. 1849 zu Leipzig gehaltene Conferenz von Gliedern und Freunden der lutherischen Kirche, auf Grund der Protokolle erstattet. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 4 Ngr.

Göschel, C. F., Mein Amts-Abschied im Monat März 1848. Ein Wort für Freund und Feind. Berlin, Herz. Gr. 8. 6 Ngr.

Hirscher, J. B., Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. 2ter Abdruck. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 8 Ngr.

Ist der neue Verfassungsentwurf für den Freistaat Frankfurt ausführbar? Beantwortet von einem Frankfurter Bürger. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 4 Ngr.

Knaus, Kern und Stern des evangelischen Lehramts. Synodalpredigt über Act. XVIII, 9. 10. 11. zu Herisau gehalten, Donnerstags den 4. Weinmonat 1849. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Manifest gegen die Politik des Ministerii Brandenburg-Manteuffel in Handhabung der Eigenthumsrechte, und zwar mit besonderer Rücksicht auf den unterm 29. April dieses Jahres im Preußischen Staats-Anzeiger veröffentlichten Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Enteignung von Grundeigenthum. Berlin. 4. 6 Ngr.

Rückblicke auf die politische Bewegung in Oesterreich in den J. 1848 und 1849. Von F. v. P. 2te Auflage. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 16 Ngr.

Schwabe, F., Unsere Lage und unsere Pflicht. Conferenzpredigt, am 16. Juli 1849 zu Sprendlingen gehalten. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 3 Ngr.

Stahl, Das Steuerverweigerungsrecht. Rede in der 55. Sitzung der preußischen Ersten Kammer am 16. Octbr. 1849. Berlin. 8. 2 Ngr.

Der Vampyr in den Pariser Friedhöfen. Ein höchst interessanter Criminalfall der neuesten Zeit; zunächst für Physiologen und Aerzte. Aus dem Französischen der Gazette des Tribunaux. Stuttgart, Scheible. 32. 3½ Ngr.

Die Wiederkunft Jesu Christi steht nahe bevor. Aus der heiligen Schrift auf das Deutlichste nachgewiesen von C. F. S—e. Leipzig, Reeca. Gr. 8. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 311. —— 28. December 1849.

Friedrich Hölderlin und ſeine Werke. Mit beſonderer Beziehung auf die Gegenwart. Von Alexander Jung. Stuttgart, Cotta. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Jeder Fortſchritt, und zwar nicht blos auf dem Gebiete des äußern, namentlich ſocialen, politiſchen und kirchlichen Lebens, ſondern auch im Bereiche der innerlichen Entwickelung, in den Sphären der Wiſſenſchaft und Kunſt, fodert ſeine Opfer, durch die gewiſſermaßen der Friedenspact, der zuletzt jedem Kampfe des Alten und Neuen folgen muß, erſt ſeine Weihe und Heiligung erhält, und an denen der Werth und Kaufpreis der Errungenſchaft erſt in ſeiner wahren Größe erkannt werden kann. Gehen auf dem Felde der Politik die zu ſolchen Opfern beſtimmten Erſcheinungen mehr an äußern Kämpfen zu Grunde, ſo reiben ſie ſich hingegen im wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Gebiete mehr an innern Gegenſätzen auf, und ſtellen ſich ſomit für die Nachwelt nicht blos als einzelne Elemente und Beſtandtheile, ſondern vielmehr als die eigentlichen Wahlſtätten oder Centren des idealen Conflicts dar, ſodaß ſie geradezu als Repräſentanten und Träger deſſelben betrachtet werden können. Je großartiger die Entwickelung iſt, um ſo zahlreicher pflegen auch dieſe Opfer zu ſein, und ſo iſt es nicht zu verwundern, daß gerade die Geſchichte der neuern deutſchen Poeſie, in welcher ſich wie kaum irgend anderswo alle möglichen und nothwendigen Fortſchrittsmomente in raſcher Folge zuſammendrängen, eine beſonders große Anzahl ſolcher Perſonen aufzuweiſen hat die an den gerade in ihnen mit beſonderer Heftigkeit vorſichgehenden Conflicten der vielen Gegenſätze welche hierbei überwunden werden mußten zu Grunde gegangen ſind. Günther, Lenz, Zimmermann, Heinrich von Kleiſt, Zacharias Werner, Nikolaus Lenau gehören ſämmtlich in dieſe Kategorie; eine der bedeutendſten und hervorragendſten dieſer Erſcheinungen aber iſt jedenfalls Friedrich Hölderlin, nicht allein wegen der Größe des Talents welches in ihm zu Grunde ging, oder wegen der Größe des Unglücks dem er verfiel, ſondern ganz beſonders auch um der Wichtigkeit des Gegenſatzes willen, der gerade in ihm am heftigſten ausgekämpft wurde.

Die größte Aufgabe nämlich welche die deutſche Kunſt und insbeſondere die deutſche Poeſie, wenn wirklich Etwas aus ihr werden ſollte, zu löſen hatte, war die Verſöhnung des eigentlich deutſch-nationalen, naturwüchſigen Elements in ihr mit dem ihr als Ideal und Meiſterbild vorſchwebenden Griechenthum oder — wie Goethe im zweiten Theil des „Fauſt" es allegoriſch ausdrückt — die Vermählung des deutſchen Fauſt mit der griechiſchen Helena. Die Möglichkeit einer ſolchen Vereinigung war gegeben: denn es fehlte beiden Völkern nicht an einer Maſſe von Berührungspunkten und verwandtſchaftlichen Richtungen nicht nur in ihrer Weltanſchauung überhaupt, ſondern — was von ganz beſonderer Wichtigkeit war — auch in dem Mittel in welchem ſich dieſe Weltanſchauung vorzugsweiſe offenbaren mußte, in der Sprache. Aber neben dieſen Berührungspunkten exiſtirten andererſeits auch die ſchroffſten Gegenſätze, unter denen der urſprünglichſte und allgemeinſte der war, daß in der griechiſchen Weltanſchauung Idee und Erſcheinung von Natur ſchon Eins waren, während die deutſche Weltanſchauung, die Idee als das Höhere erkennend, ſich in unabläſſigem Streben nur abmüht die Erſcheinung mit der Idee in Einklang zu bringen. Ganz kann natürlich dieſer Gegenſatz nie beſeitigt werden, weil ſonſt entweder die griechiſche Anſchauung ganz zur deutſchen oder die deutſche ganz zur griechiſchen werden müßte, was Beides unmöglich iſt und überdies auch die Löſung der Aufgabe um die es ſich handelt nicht herbeiführen würde. Wol aber iſt eine Vermittelung beider Weltanſchauungen, eine Aufnahme der griechiſchen in die deutſche möglich, nämlich dadurch: daß man zwar die Erſcheinung in ihrer Poſitivität, in ihrem Gegenſatz zur Idee als hinter der Idee zurückbleibend betrachtet, dabei aber die Erkenntniß gewinnt, daß das Weſentliche der Erſcheinung eben nicht ihre Poſitivität, ſondern vielmehr ihre ewige, unendliche Selbſtnegation iſt, und daß eben in dieſer Selbſtnegation der Erſcheinung, in ihrem unendlichen Streben ſich mit der Idee in Einklang zu bringen ihre Einheit mit der Idee liegt. Nur wer ſich zu dieſer Anſchauung emporgerungen und die Gewißheit gewonnen hatte, daß nicht nur die vollkommen erſcheinende Welt, wie ſie ſich in dem Bewußtſein und den Dichtungen der Griechen darſtellt, ſondern auch die in ihren Mängeln und

Gebrechen erkannte Welt, wie sie der Deutsche auffaßt, die ununterbrochene, unaufhörliche Realisation der Idee und des uns vorschwebenden Ideals ist: nur Der war im Stande wirklich die Aufgabe der deutschen Poesie zu lösen, und in der That die griechische Heiterkeit, Ruhe und Formvollendung mit der deutschen Tiefe und Innerlichkeit zu vermählen. Wer hingegen diese Vereinigung durch einseitiges Versenken in das Griechenthum erreichen zu können glaubte, der mußte, mochte er auch noch so vollkommen die hellenische Anschauungsweise und Darstellung in sich reproduciren, nothwendig mit der ganzen Zeit in der er lebte, und mit allen Zuständen die ihn umgaben in Widerspruch gerathen, und gerade dieser Widerspruch der äußern Welt mit seiner innern mußte ihm auch wieder die errungene hellenische Anschauung zertrümmern und ihn in Widerspruch mit sich selbst und seinem eigensten Wesen versetzen. In dieser Lage befand sich Hölderlin, und daher geschah es, daß gerade er, der in gewissem Sinne das Hellenenthum am vollkommensten in sich hergestellt hat, an diesem Hellenenthum oder, genauer ausgedrückt, an dem Conflict dieses blos idealischen Hellenenthums mit dem unversöhnt daneben fortbestehenden Rest des Deutschthums zu Grunde gehen mußte. Aus demselben Grunde ist aber auch Hölderlin unter allen deutschen Dichtern derjenige in welchem sich der Kampf der beiden nach Einheit ringenden Anschauungen am tiefsten darstellt, und in welchem gewissermaßen dieser Kampf förmlich Incarnation gewonnen hat. Daher verdient denn auch Hölderlin im Gange der deutschen Literaturgeschichte einen weit wichtigern Platz als ihm bisher bei seinen niemals wirklich ins Volk gedrungenen Leistungen eingeräumt ist, und der Herausgeber der vorliegenden Schrift hat sich daher ein wirkliches Verdienst erworben, daß er in derselben Hölderlin und seine Werke zum Gegenstande einer gründlichen und sorgfältigen Erörterung gemacht und seine individuelle und literarhistorische Bedeutung zum ersten mal mit dem gehörigen Nachdruck hervorgehoben hat.

Die Grundansicht desselben über Hölderlin stimmt im Allgemeinen mit der welche wir soeben entwickelt haben ziemlich überein.

Hölderlin's eigenthümliche Stellung besteht in dem tragischen Geschick, dasjenige Land welches ihm durch die Geburt als Heimat zugewiesen ist nicht als seine eigentliche Heimat zu erkennen, und dasjenige Land welches er als seine wahre Heimat erkennt nicht mehr in der geschichtlichen Wirklichkeit vorzufinden. So schwankt er seinem irdischen Wesen nach zwischen Deutschland und Griechenland, zwischen Barbaren und Menschen, zwischen Gegenwart und Vergangenheit, indem er in jener nicht zu bleiben weiß und in diese doch nicht mehr gelangen kann. Aber als Dichter schwankt er nicht, sondern als Dichter findet er — zumal wenn wir auf seine Stärke im Plastischen, weniger im Musikalischen achten — seine Heimat und damit seine Stellung in der Wirklichkeit des griechischen Ideals, welches er aufs neue durch seine Schöpfungen zu verwirklichen weiß.

So erkennt also auch Jung, daß Hölderlin „an dem Conflict zwischen dem Antiken und Modernen" zu Grunde gegangen ist, und nur darin scheint er von uns abzuweichen, daß er hier ausspricht als Dichter habe er wirklich das griechische Ideal zu realisiren vermocht, und es sei also der Widerspruch seines Wesens nicht auch in seine poetischen Schöpfungen mit übergeflossen, sondern es habe derselbe blos darin bestanden, daß er Hölderlin den Menschen von Hölderlin dem Dichter losgerissen habe. In der weitern Entwickelung läßt jedoch der Verf. diese Ansicht selbst wieder fallen oder zeigt vielmehr, daß er sie von Anfang an gar nicht in voller Schärfe gemeint habe. Nachdem er nämlich geschildert wie Hölderlin der geistigen Abstammung nach vollendet antik, ein „Sohn des Aethers und des Lichts" sei, und daß er namentlich als Dichterheros den neuen Göttern Griechenlands und ihrer Klarheit angehöre, und nachdem er ferner entwickelt, daß er selbst seine germanisch-philosophische Natur durch Versenken derselben in den griechischen Pantheismus mit seiner hellenisch-poetischen in Einklang zu bringen, und so die philosophische „Allgenugsamkeit" mit der poetischen zu verschmelzen gesucht habe: muß er dann doch zugestehen, daß sich Hölderlin auf dieser hitern Lebensanschauung nicht zu behaupten gewußt, sondern in seinem Schmerz und seinen Klagen darüber, daß das schöne Hellas gestorben, daß Barbaren an die Stelle der reinen Menschen gekommen, daß Barbaren ihn selbst in seinem Vaterlande umgeben, den Beweis geliefert habe wie der Pantheismus nicht ausreichend gewesen sei die Tiefe der germanischen Natur auszufüllen, und wie also der Dichter auch nicht vermocht habe das Letzte des griechischen Kunstwerks wie der griechischen Lebenskunst zu erreichen. Als dieses Letzte welches ihm gefehlt und allein gefehlt habe, und wodurch er, wenn er es gehabt, die Herbigkeit des Lebens, die Vergänglichkeit der irdischen Schönheit überwunden, vielleicht sogar das tragische Loos seiner Zukunft unmöglich gemacht haben würde, bezeichnet unser Verf. die griechische Ironie und er versteht darunter „die naive, heitere Gewißheit in ihnen, daß alle Verneinung in den Dingen und in den Menschen dem Positiven der Welt Nichts anhaben könne, die Schalkhaftigkeit des Weisen, die er von den Charitinnen überkommen hat, um die üble Laune der Ereignisse, den Widerspruchsgeist in der Welt zum Besten zu haben und dadurch die Schwachheit dieses Geistes bloßzugeben". Allerdings hat hiermit der Verf. im Allgemeinen das Richtige getroffen; nur scheint es mir in Das was er „griechische Ironie" nennt noch ein Anderes und Höheres hineingetragen und damit confundirt zu haben, nämlich jene von uns oben näher entwickelte Phase der modernen Weltanschauung, in welcher bereits das hellenische Wesen als Element mit dem germanischen Wesen verschmolzen ist. Denn von der eigentlichen und wirklichen Ironie, d. h. von jener Selbsterhebung des Ichs über die Außenwelt, welche die Objecte nur setzt um sie wieder zu vernichten oder als bloße Seifenblasen des Subjects erscheinen zu lassen, wußten die Griechen trotz ihrer Sophistik, Skepsis und Komik genau genommen noch Nichts; und ebenso wenig kannten sie jene

aus der Ironie hervorgegangene und sie wieder aufhebende Speculation und Intuition der Neuzeit, welche die durch die Ironie zertrümmerte Welt aus dem Ich schöner und vollendeter wieder aufbaut und gerade in der unendlichen Reihe der sich einander negirenden und immer in ein Höheres aufhebenden Negationen innerhalb der Erscheinungswelt die wahre Position und ewige Offenbarung des Seins zu erkennen weiß. Die Griechen spielten zwar mit den Objecten, zerschlugen sie auch wol in diesem Spiel; aber sie thaten Dies nicht aus subjectivem Uebermuth, nicht aus Verachtung der Objecte, sondern vielmehr aus rein kindlicher Lust an denselben, die mit dem zerbrochenen Spielzeug ebenso gern spielt wie mit dem ganzen. Der Gegensatz zwischen Subjectivität und Objectivität war ihnen überhaupt in seiner Schroffheit noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, sie fühlten sich in Lust und Leid, im Vollkommenen wie im Unvollkommenen mit den Objecten noch Eins, und waren daher einer wirklich ironischen Anschauung ebenso wenig fähig als Hölderlin. Was daher Jung an Hölderlin vermißt ist nicht sowol „Ironie" als vielmehr die ungetrübte Naivetät und Objectivität der Griechen, welche im klaren und heitern Spiegel ihrer Poesie die Welt und das Leben selbst treu abspiegelten, während Hölderlin in seiner Poesie nur das griechische Spiegelbild der Welt und des Lebens wiederzugeben vermochte, dagegen für die ihn umgebende Wirklichkeit nur das düstere Auge des einseitig-germanischen Bewußtseins hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Poetische Geburten der Neuzeit.

(Beschluß aus Nr. 310.)

Ich habe am Schluß meines Artikels nur noch zweier Vorlagen zu gedenken. Die erste führt den Titel:

17. Assaf und Tirza. Gedicht von J. Schwarz. Heidelberg, Groos. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Verf. ist Israelit, sein Gedicht ist ein kleines Epos, in einen Cyklus von 11 Romanzen gefaßt, das auf gewisse Weise eine Apotheose des Mosaismus über das Christenthum darstellt. Man ist in Spanien, wo unter „Ferdinandus" die Autos-da-fé blühen. Die Juden werden grausam verfolgt; man läßt ihnen nur die Wahl sich zum Heiland zu bekehren, oder in ferne Länder zu ziehen, oder auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Auch Assaf, ein junger Israelit, theilt dieses Loos. Er besitzt nicht Muth für seinen Glauben zu sterben; aber, weil eine Liebe ihn fesselt, auch nicht die Kraft das unheilvolle Spanien zu verlassen, und bekehrt sich deshalb zum Christenthum noch an der Schwelle des Scheiterhaufens. Da wendet sich aber in Zorn und Verachtung von ihm Tirza, seine Geliebte; sie will nicht mehr angehören dem Renegaten, den sie einst so sehr geliebt. Sie wandert aus mit den Ihrigen; nach Palästina schiffen sie sich ein. Und Assaf? Als er diesen Ausgang seiner Liebe vernimmt, so thut er desgleichen. Auf Flügeln der Sehnsucht überfliegt auch er das Meer, läßt Christenthum Christenthum, Mönchthum — denn man hatte den Renegaten in ein Kloster gesperrt, dem er zu entfliehen weiß — Mönchthum sein, und bekehrt sich zu Jerusalem, wo er Tirza versöhnt wiederfindet, aufs neue zu seiner Väter Glauben....

Und als sie sich Alle sah'n,
O wer kann das Glück erfassen?
Das hat Gott, ja Gott gethan
Denen die nicht von ihm lassen.
Gleich ward jener Tag bestimmt,
Den kein Unfall mehr soll trüben; —
Wie das Glaubensfeuer glimmt
In der Brust der Edlen, Lieben!
Himmlischer Segen ergoß sich hernieder,
Und in dem Schooße des Judenthums wieder
Freuet sich Assaf, mit Tirza vereint.

Ueber das

18. Hallelujah! Lyrische Gesänge von E. Tieffenbach. Danzig, Kabus. 1849. 16. 12 Ngr.

widert es mich ein Wort zu sagen. Dieser Herr Pastor will unbestritten noch Consistorialrath werden, und darum macht er ganz kolossal in — Patriotismus. Er thürmt förmliche Berge des Patriotismus, Berge gegen die der Ossa nur eine Warze ist. Sein Singsang bewegt sich in allen erdenklichen antiken Metren: ein sapphischer, alkäischer, choriambischer, ja sogar dithyrambischer, ein wie man will-Patriotismus. Sehr schön! Wenn es dieser Herr Pastor auch nicht zum Pindar bringt, so kann er es wenigstens zum Superintendenten bringen. Ich will es der geehrten Redaction d. Bl. vollständig anheimstellen, ob sie als Probe ein Stück des „choriambischen" Patriotismus unsers Herrn Pastors geben will in dem Gedicht: „Den Kriegern Preußens", welches von S. 22—27 folgendermaßen lautet:

Den Kriegern Preußens.

Dichtung, gib mir den Kranz! Schmücke mit köstlichem
Nardöl mir das Gelock! Hülle mich selber ein
In dein heiligstes Kleid! Neige den Wanderstab
Huldvoll über das Haupt mir hin —

Daß ich singe die That welche noch nie geschah,
Daß ich feire den Sieg preußischer Tapferkeit,
Der im stürmenden Lauf eilendes Kampfesmuths
Glorreich strahlend dem Lohn entsagt!

In der furchtbaren Nacht, die von des Vaterlands
Hell'gem Schreine den Stein edelster Treu' geraubt,
Als bethöret das Volk selber sich fesselte,
Freiheit tauschend um Knechtesdienst —

In der Nacht, da der Gräu'l frecher Empörung sich
Durch die Gassen Berlins hin zu des Königes
Hohem Hause gewälzt, schleifend in blutigem
Schooße Frevel und Herzeleid —

In der Nacht, da der Schreck packte den friedlichen
Bürger, welcher im Fleiß froh sich das Glück erbaut,
Sicher, daß er dereinst ruhe vom Tagewerk,
Heißgeliebt von den Seinigen —

In der Nacht, da von Angst gräßlich emporgejagt
Mit dem Säuglinge flieht zitterndes Mutterherz,
Daß nicht treffe der Mord ihm das Geliebteste,
Mord aus feindlicher Bruderhand —

In der Nacht, da verwirrt selber die Priesterschaft
Zur Empörung sich stellt schändlicher Meuterer,
Statt zu künden das Heil schweigend Gehorchenden,
Himmelssegen den Liebenden — —

In der furchtbaren Nacht, da sich des Vaterlands
Engel weinendes Aug's bebend in Trauer hüllt:
In derselbigen Nacht hebt er das Haupt empor,
Lauscht unsterblichem Jubellied! —

Heldensöhne der Zeit, welche dem Preußenruhm
Unverwelklichen Kranz ädelstes Siegs gereicht,
Als von Leipzigs Gefild' angstvoll der Corsˊ entfloh,
Ahnend schrecklichere Rachetag'. —

Heldensöhne der Zeit stehen zum Könige
Seine Garden, und hell blinket aus muth'ger Faust
Ihr geweihetes Schwert, dräuend den Dräuenden,
Die sich feige den Wall erbaut.

Frei die Brust dem Geschoß bieten die Krieger dar —
Mancher sinkt in den Staub schnaubend vor Kampfeslust —
Schweigend schreiten sie vor — siehe! schon winkt der Sieg —
Sieh', schon stürzen die Wälle hin!

Aber höheren Sieg fodert des Königes
Streng gebietend Geheiß: fort von dem Lorberstrauß,
Den die glühende Hand schon mit Gejauchz' erfaßt,
Reißt sie strenge des Herrn Befehl.

Zu barmherziger Fürst, siehst du die Thräne nicht
Die den Herzen entquillt welche sich dir geweiht?
Hörst du nicht das Gestöhn ächzender Heldenbrust,
Die der Jammer bewältiget?

Tönt der Ekel der Lust nicht in dein Königsohr,
Wie mit Tapferkeit prahlt elendes Sklaventhum,
Das der „Söldlinge" schmäht, welche vor seinem Muth
Feige hätten den Platz geräumt?

Siehst du nicht in dem Geist heiliger Wahrsagung,
Der Zukünftiges sich klar und gewiß erschließt,
Wie mit wenigem Blut schlechter Europäer du
Meidest gräßlichen Bürgerkrieg?

Ja, er hört' es und sah, aber er wollt' es so!
Schweigend ehrt der Prophet seines erhabenen
Königs strenges Gebot, wenn er es nicht versteht,
Denn bewährt ist der König ihm.

Doch die muthige Schar, welche dem Fürsten folgt,
Schmach und bittern Hohn duldend, ergeben trägt —
Wär' ich, Dichtung, du selbst, nimmer verkünd' ich sie,
Menschlich singend die Heldenthat!

Was ist Marathon, was stolze Thermopylä?
Was ist Leuthen und was Leipzig und Waterloo?
Kämpfe glühendes Muths, rasender Tapferkeit —
Wer verachtet die Tapferen?

Doch im Herzen des Sieg's stille zurückeseh'n,
Welchen feigem Verrath, mordender Hinterlist,
Das ist mehr noch als Muth, mehr noch als Tapferkeit:
Ist unsterblicher Heldenruhm!

Hast du Kronen, o Fürst, gib sie den Kriegern hin,
Jedem Krieger ein Reich, lohnend die Heldenthat!
Was noch nimmer geschah thaten die Wackeren,
Waren kämpfende Könige!

Mit diesem Pröbchen eines wahrhaft emphatischen Pathos aus dem fernen posener Lande nehme ich für diesmal, in nachhaltiger Rührung, Abschied von den poetischen Geburten des J. 1849. 36.

Miscellen.

Die Actenstücke über das französische Ehrenbürgerrecht Schiller's.

Diese Actenstücke befinden sich in der Bibliothek von Weimar und bestehen aus folgendem Schreiben und Beifugen:

„Paris, 10. Oct. 1792,
im J. 1 der Französischen Republik.

Ich habe die Ehre Ihnen beiliegend einen mit dem Staatssiegel versehenen Abdruck des Gesetzes vom 26. Aug., das mehren Fremden das französische Ehrenbürgerrecht verleiht, zu übersenden. Sie werden daraus ersehen, daß die Nation Ihnen einen Platz zuerkannte unter den Freunden der menschlichen Gesellschaft, die sie durch diese Auszeichnung ehren will.

Die Nationalversammlung hat durch ein Decret vom 1 Sept. die Executivgewalt beauftragt Ihnen dieses Gesetz zuzutheilen. Ich komme diesem Gebote nach und versichere zugleich, daß es mir zum besondern Vergnügen gereicht in dieser Angelegenheit der Beauftragte meiner Nation zu sein und die Empfindungen meines Herzens mit denjenigen vereinigen zu dürfen welche ein großes Volk in dem Enthusiasmus seines ersten Freiheitstages Ihnen kundgibt.

Ich ersuche Sie mir den Empfang meines Schreibens zu bezeugen, damit die Nation gewiß sein kann, daß das Gesetz in Ihre Hände gekommen ist, und daß Sie, mein Herr, die Franzosen ohne Unterschied als Ihre Brüder betrachten.

Der Minister des Innern der Französischen Republik
Roland. (Autograph.)

An den deutschen Publicisten
Herrn Gille."

Hierauf folgt der Text des Gesetzes nach welchem es heißt:

„Das französische Volk erklärt, daß es den Titel eines französischen Bürgers verleiht an Bentham, Klopstock, Wilberforce, Washington, Pestalozzi, Thaddäus Kosinski (Kosciuszko) u. s. w." im Ganzen 17 Namen, darauf:

„Ein Mitglied beantragt, daß auch Herr Gille, Publicist in Deutschland, in die Liste Derer aufgenommen werde der die Nationalversammlung das Ehrenbürgerrecht verleiht. Dieser Antrag wird genehmigt.

(Staatssiegel.) Gez. Flavière.
Gegengez. Danton.

Beglaubigter Abdruck des Originals,
Danton. (Autograph.)"

Lehrreiches für Juristen.

Eine Mohrin aus der Umgegend von Oran hatte zwei Araber auf einmal zu Ehemännern. Diese würdige Tochter Eva's hatte es nämlich so einzurichten gewußt, daß keiner ihren Männer von dem andern Etwas ahnte; der Eine besuchte sie nur des Tags, der Andere nur des Nachts. Indessen war sie schwanger und gebar einen Knaben. Nun war guter Rath theuer. Die beiden armen Ehemänner begegneten sich, und ihre Frau mußte ihren Fehler gestehen. Die Sache wurde jedoch glücklich ohne Blutvergießen beigelegt, und es blieb nur noch übrig die Vaterschaft des Kindes zu constatiren, auf welche Beide Ansprüche machten. Die Sache ward daher vor den Kadi gebracht, und dieser entschied dahin, daß, wenn das Kind am Tage geboren sei, es dem Tagesehemann zufallen solle, wenn des Nachts, dem andern. Um die Sache jedoch noch verwickelter zu machen bekannte die Mutter, daß sie das Kind während der Dämmerung geboren habe. Zum großen Glück schickte Allah gerade einen Marabut in das Dorf, der sich die Sache erzählen ließ, einen Augenblick nachdachte, und dann Hühnereier und ein paar Wagen verlangte. Er schlug die Eier hierauf mitten durch, leerte sie aus, und wog drei leere Schalen auf das sorgfältigste ab, sodaß sie alle von demselben Gewichte waren. Hierauf machte er in den einen Arm des streitigen Kindes einen leichten Einschnitt, und fing das herausträufelnde Blut mit der einen Schale auf. Dasselbe that er mit den beiden Arabern. Als alle drei Schalen gleichmäßig voll waren, wog er zuerst die zwei der Vaterschaftsprätendenten zusammen. Die eine war schwerer. Mit jeder dieser beiden Schalen wog der Mann der Wüste nun einzeln die Schale mit dem Blute des Kindes ab, und als die eine jener zwei mit dieser gleich schwer wog, so erklärte sie der neue Salomo mit dem Blute des Vaters angefüllt. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 312. — 29. December 1849.

Friedrich Hölderlin und seine Werke. Von Alexander Jung.

(Beschluß aus Nr. 311.)

Schlagender, obschon im Einzelnen nicht ganz ohne Zwang, ist die Zusammenstellung Hölderlin's mit Novalis, und noch befriedigender die Erörterung seiner Stellung einerseits zu Schiller und Goethe, andererseits zu Schelling und Hegel. S. 9 sagt er:

Die deutsche Sprache ist fast auf eine wunderbare Weise dazu prädestinirt Griechenland nicht blos durch Uebersetzungen, sondern durch Schöpfungen wiederzugeben. Erwägt man noch dazu, daß unser Idiom eine ähnliche Beziehung auf Shakspeare hat, so wird man darin den universellen Beruf Deutschlands ohne Zweifel anerkennen müssen. Was nun Griechenland betrifft, so sind es besonders Schiller, Hölderlin und Goethe welche den echtgriechischen Geist schöpferisch darzustellen vermögen. Wie nahe Hölderlin aber auch in andern Beziehungen Schiller kommen mag, z. B. darin, daß er die Götter Griechenlands schmerzlich vermißt: in der reflexionslosen, ruhigen, objectiven Schöpfung des griechischen Geistes kommt er Goethe näher, und kommt ihm näher als irgend ein anderer Dichter, ja er würde ihn und mit ihm die Griechen völlig erreichen, wenn er eben Ironie hätte, die Goethe in einer so feinen Weise besitzt, daß er uns wahrhaft Grieche aus der schönsten Zeit von Hellas zu sein scheint, sowie er in der Dichtung auch kaum je einen Ausdruck braucht welcher irgendwie das Vermissen Griechenlands bei ihm vermuthen ließe. Hölderlin hat in unserer Literatur ein ganz ähnliches Verhältniß zu unserer classischen Periode wie Novalis zur romantischen Schule. ... Beide der genannten Schriftsteller, Hölderlin und Novalis, finden ihren Vereinigungspunkt in der Grundanschauung ihrer Weltbetrachtung, daß Dasjenige was der gewöhnliche Mensch einen schönen Traum zu nennen pflegt die wahre Wirklichkeit sei, und daß hingegen Dasjenige was so Viele als reale, als zuverlässige Wirklichkeit nehmen weiter Nichts sei als ein vorüberfliegender, gehaltloser Traum. Aber auch in der Liebe, in der Innigkeit mit der Beide die Natur umfassen, deren unendlicher Tiefsinn, deren sprechendes Leben sie nicht genugsam zu preisen wissen, in der gedankenreichen Frische mit der sie das Geheimniß der Natur hinstellen, jeden ihrer Züge belauschen um dichterisch die Natur noch einmal zu schaffen, auch darin gibt sich die größte innere Verwandtschaft kund, die, weil sie so groß ist, nun auch bald in um so getrenntern Bahnen Beide auseinanderführt. ... Wie Hölderlin das Germanische mit dem Griechischen in der Weise seiner dichterischen Eigenthümlichkeit verbindet, so Novalis das Germanische mit dem Christlichen. Wie Hölderlin seiner geistigen Abstammung nach ein Sohn des Aethers und des Lichts ist, so ist Novalis vielmehr der Sohn des Grabes und der Nacht; aber der Eine schließt deshalb ebenso wenig mit dem leeren Aether oder dem reinen Lichte ab, als der Andere mit dem einsamen Grabe und der öden Nacht. Sondern Aether und Licht offenbaren sich Hölderlin ebenso zu einer verklärten Welt schöner Gestaltung, wie Grab und Nacht für Hardenberg die Geheimnisse des ewigen Lebens sind. Wie Hölderlin den Aether und das Licht anbetet und den Schoos des Aethers sucht, so sehnt sich Hardenberg „hinunter in der Erde Schoos, weg aus des Lichtes Reichen", und diese Sehnsucht ist sein Gebet. Wie alle Gedichte Hölderlin's Hymnen an den Aether und das Licht sind, so sind die meisten Darstellungen Hardenberg's Hymnen an den Schoos der Erde und die Nacht, und wie es unverwandt Jenen in den Aether zieht, um das All endlich zu umschließen und es als ein lockendes Draußen sich zu assimiliren, so zieht es Diesen unverwandt in das Grab (wie man in eine Erdgrube steigt um am Tage Sterne zu beobachten), um des Tiefsinns der Nacht, der Herrlichkeit des Universums vollauf innezuwerden. Das Erfassen des Ewigen in der Zeit wird in Novalis lebendigste Anschauung, in Hölderlin, in seiner antiken Dichtung sogar plastische Gestalt; Jener aber hat dennoch mehr den Zug in die Zukunft des Menschengeschlechts, Dieser dagegen mehr den in die Vergangenheit des Griechenlebens. Wenn der Eine gern im Mittelalter weilt und hier die Gestalt Ofterdingen's zum Helden einer Apotheose der Poesie macht, so ist es wieder der Hellenismus des Alterthums der Hölderlin an sich zieht, und in der Gestalt des Empedokles feiert er den Helden der ihm eine pantheistische Ineinsbildung von Poesie und Philosophie vermittelt. Novalis besitzt ganz so fein Ein und Alles im Christenthum wie es Hölderlin in der antiken Welt findet; was Jenem die Mystik ist, Das ist Diesem der Pantheismus. Beide, Novalis und Hölderlin, sind Torsen der schönsten Art, Hölderlin der Fragmentist des Evangeliums vom Menschen, der ihm der Grieche ist, Novalis der Fragmentist eines poetischen Evangeliums vom Gottmenschen, der allein das Geheimniß der Welt zu offenbaren vermag.

Und weiter unten heißt es (S. 21):

Wie wir Hölderlin in Ansehung des Antiken in die Mitte stellten zwischen Schiller und Goethe, so müssen wir ihn hier aufs neue, in Bezug auf die reine Würdigung des Hellenischen, in die Mitte stellen zwischen Schelling und Hegel, die auch überall der theologischen und sonstigen Rusticität gegenüber das Hellenische in seinem vollen Werth anerkannt haben, wie sie sich denn stets auch in dieser heitern Beziehung auf Goethe erhalten.... Ueberhaupt ist diese Wahlverwandtschaft der Beziehungen theils in der Wirklichkeit, theils im Geiste und der aus ihm sich ergebenden Annäherung der Naturen zwischen Hölderlin, Schiller und Goethe auf der einen, und zwischen Hölderlin, Schelling und Hegel auf der andern Seite eine der geheimnißvollsten und tiefsinnigsten im deutschen Culturleben, wenn auch noch wenig erforscht. ... Wie diese Geister einander gesellen, welche Weihe des Idealismus über sie gekommen war, aber keines trägen, abstracten, sondern eines thatenvollen, dem wir Jetzigen es verdanken, wenn wir endlich auch politisch und kirchlich selbständig werden, Das klingt aufs herzlichste wider in dem trefflichen Gedicht von Hegel: „Eleusis",

welches Rosenkranz uns in dem Leben Hegel's höchst dankenswerth mittheilt. Hier verwandelt sich Hegel wunderbar leicht, und doch ohne seine bekannte Tiefe zu verlieren, in Hölderlin, ja er verwandelt sich in dessen Pendant, in Novalis, indem er uns in jenem Gedicht einen Hymnus an die Nacht gibt, oft ganz in der Anschauungsweise Hardenberg's, und doch zugleich in der von Hölderlin, bis auf das Pantheistische und den Drang dem Idealen Form, dem Unendlichen Gestalt zu geben, sogar bis auf die Nahebringung Griechenlands. So sehr schmiegt sich Hegel in dem genannten Gedicht an Hölderlin an, daß er gegen das Ende desselben ganz im Sinne, in der Wehmuth seines Freundes auch den Schmerz über das verschwundene Hellas ausspricht, ein Bangen um das Vergangene, das sonst Hegel ebenso wenig eigen war als Goethe.

Alles Dieses, was der Verf. in einer allgemeinen Charakteristik, die den ersten Abschnitt seines Werks bildet, zunächst nur den Grundzügen und Umrissen nach aufstellt, sucht er nun in den folgenden Abschnitten an den einzelnen Werken Hölderlin's specieller zu entwickeln und zu begründen, und zwar indem er sich hierbei ganz an die Anordnung der Hölderlin'schen Schriften anschließt wie sie in der neuesten Ausgabe von Schwab aufgeführt sind, mithin zuerst die „Lyrischen Gedichte", dann das dramatische Bruchstück „Empedokles", hierauf den Roman „Hyperion" und endlich seine „Briefe", seine „Jugendproducte" und die „Gedichte aus der Zeit des Torsimos" erörtert. Wir können ihm in diese ausführlichere Behandlung seines Objects hier nicht folgen und unser Urtheil im Allgemeinen nur dahin abgeben, daß uns aus der Entwickelung und Darstellung des Verf. durchweg Liebe und warme Begeisterung für seinen Gegenstand, Vertiefung in die verborgensten Schönheiten desselben und Beurtheilung des Einzelnen wie des Ganzen von der Höhe einer vollkommenen ästhetischen und philosophischen Durchbildung wohlthuend und befriedigend entgegengetreten ist. Dagegen dürfen wir auch einige Mängel und Schattenseiten nicht verschweigen. Dem Verf. glückt es nicht immer eine ausgesprochene Idee fest und consequent zu verfolgen, sondern die Lebhaftigkeit seiner Empfindung und die Tragweite seiner historischen und speculativen Anschauung verführt ihn häufig auf Ab- und Nebenwege, von denen er sich nicht immer wieder auf den verlassenen Hauptweg zurückfindet. Ferner ist er nicht glücklich im Specialisiren und Exemplificiren des Allgemeinen, sodaß es scheint als sei er im Generalisiren oft zu voreilig gewesen und habe folglich hinterher nicht die zur Begründung nothwendigen Belege zu finden gewußt. Zuweilen begegnet es ihm auch, daß er den Dichter, den er nun einmal liebgewonnen, da wo er seiner eigenen Lebensanschauung gar zu heterogen entgegentritt, sich nach Gefallen deutet und zurechtmacht, wie es ihm z. B. in der Beurtheilung der unten*) angeführten Stelle aus dem „Empedokles" ergangen ist, wenn er sich bemüht dieselbe als einen Ausdruck royalistischer Gesinnung zu interpretiren. Außerdem leidet die Darstellung des Verf. wenn auch nicht gerade an Breite — denn dafür ist sie zu reichhaltig —, aber doch an Umständlichkeit und Redseligkeit welche dem Buche einen Umfang gegeben hat der sich über die Bedeutung des Objects hinausgeht und Manchen von der Lesung der Schrift zurückschrecken wird. Dies ist aber um so mehr zu beklagen, als es wirklich gelesen zu werden verdient, sowol um seiner selbst wie um Hölderlin's willen, der leider immer noch nicht die ihm gebührende Beachtung gefunden hat.

K. Zeising.

*) Empedokles.
Es ist die Zeit der Könige nicht mehr.
Die Bürger (erschrocken).
Wer bist du, Mann?
Pausanias.
So lehnt man Kronen ab.
Ihr Bürger.
Erster.
Unbegreiflich ist das Wort,
So du gesprochen, Empedokles.
Empedokles.
Hegt
Im Neste denn die Jungen immerdar
Der Adler? Für die blinden sorgt er wohl,
Und unter seinen Flügeln schlummern süß
Die ungefiederten ihr dämmernd Leben.
Doch haben sie das Sonnenlicht erblickt
Und sind die Schwingen ihnen reif geworden,
So wirft er aus der Wiege sie, damit
Sie eig'nen Flug beginnen. Schämet euch,
Daß ihr noch einen König wollt; ihr seid
Zu alt; zu eurer Väter Zeiten war's
Ein Anderes gewesen. Euch ist nicht
Zu helfen, wenn ihr selber euch nicht helft.

Ueber illustrirte Kinderschriften.

II.*)

Wir glauben es in unserm ersten Artikel zur Genüge dargelegt und erwiesen zu haben, welche Anforderungen an illustrirte Jugendschriften jeder Art zu stellen sind um denselben einen wahren, bleibenden und segensreichen Werth beimessen zu können. Mit freudigem Lobe haben wir es anerkannt, daß im Allgemeinen die Zeit vorüber ist, wo man meinte es könne dem Kinde mit jedem Bilde gedient, auch mit dem welches offenbar von der Hand eines Stümpers herrührt. Das Geschäft der Ausschmückung der für die Kinderwelt bestimmten Schriften ist — sei es aus einer reifern Erwägung und richtigern Erkenntniß des Zwecks, oder aus andern Ursachen — mehr und mehr in die Hände wahrer Künstler übergegangen.

Das ist ein Fortschritt von großer Bedeutung. Nur das unbefähigtere, nur das stumpfsinnige Kind nimmt Nichts in sein Inneres auf, und bewahrt Nichts in der Tiefe seiner Seele, ebenso wenig Das was von Rechts, als das was von Links kommt; nur bei ihm möchte es gewissermaßen einerlei sein, ob man ihm das beste oder das schlechteste Bild darbietet. Ganz anders verhält es sich mit dem befähigtern, mit dem in seinen Geistes- und Gemüthsanlagen vollendeten Kinde. Es fängt und faßt mit Leichtigkeit auf was ihm dargeboten wird, und bewahrt tief und fest die empfangenen Eindrücke. Wohl ihm, diesem Kinde, es ist jetzt nicht mehr in Gefahr sein schaulustiges Auge auf Bilder zu richten welche die Natur und das Wesen der Dinge verspottend seinem natürlichen Schönheitssinn und Geschmack widerstehen, seinen Verstand zu falschen Vorstellungen verleiten, seine Erkenntniß behindern, und seine Phantasie irreführen! Wohl ihm, es hat jetzt zwischen Rechts und Links, zwischen Gutem und Schlechtem, zwischen Nützlichem

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 291 d. Bl. D. Red.

und Schädlichem die Wahl erhalten! Es wird diese Wahl üben in einer Art welche dem sorglichsten Urtheile gleichkommt. Wie die äußern Sinne, die sich verschließen oder zurückziehen wenn sie von außen her beleidigt werden, so werden bei noch mangelndem Begriff und bei noch fehlender Einsicht Gefühl und Ahnung das befähigte Kind von Links oder von dem Unwahren und Unschönen abwenden, und es nach Rechts oder zu dem Wahren und Schönen hinlenken.

Aber wie sich Instinct und Sinne irren und täuschen können, so kann auch die beste Natur irregeleitet, so können auch die herrlichsten Naturgaben unterdrückt und abgestumpft werden. Wozu also überhaupt noch eine Wahl zwischen Rechts und Links freilassen? Wozu nicht auch der weniger vollendeten Natur, dem weniger befähigten Kinde zu Hülfe eilen? Ja bringen wir dem Geiste der Kinder nur das Rechte, Brauchbare und Nützliche nahe; geben wir ihm nur das Gute und Edle zu seiner Bethätigung; sorgen wir mit allem Fleiße dafür, daß die Psyche des Kindes, wenn sie aus dem Schlummer ihres Traumlebens erwacht, nur mit schönen und wahren Bildern erfüllt den Flug nach hellerm Lichte und höherer Erkenntniß beginne.

Es wäre ein großes Unrecht den herrlichen Ausspruch des Juvenalis (14, 44):

> Vil dictu foedum visuque haec limina tangat,
> Intra quae puer est;
> Maxima debetur puero reverentia —

einseitig nur auf die schriftstellerischen Leistungen für Jugendbildung anwenden zu wollen. Er muß vielmehr auch mit dem Bewußtsein und Willen des Künstlers der seine Arbeit einem Werke für die Jugend widmet auf das innigste sich verschmelzen; er muß die ganze Seele des Künstlers erfüllen, und diesem am Schlusse seiner Arbeit noch ebenso gegenwärtig sein als beim Beginn derselben.

Noch einmal sei es ausgesprochen: mit schlechten, unwahren, weder den Schönheitssinn befriedigenden noch Gefühl und Geist wohlthätig anregenden Bildern Auge und Anschauung des Kindes zu erfüllen, ist ebenso unrecht und nutzlos, ja verderblich, als mit faden, nichtigen Sprüchen, Erzählungen und Fabeleien die Seele des Kindes zu beschäftigen, und sein Gedächtniß zu beschweren. Maxima debetur puero reverentia, nur das Beste und möglichst Vollkommenste ist gut genug für unsere Kinderwelt!

Betrachten wir aus diesem Gesichtspunkte jetzt zwei Jugendschriften, die von einer Verlagsbuchhandlung kommen aus welcher der Jugendbildung schon so manches größere und kleinere Werk von bedeutender Nutzbarkeit zugegangen ist:

1. Deutscher Jugendkalender für 1849. Mit Geschichten und Reimen von R. Reinick, und mit Holzschnitten nach Zeichnungen von dresdener Künstlern. Herausgegeben von R. Reinick und H. Bürkner. Leipzig, G. Wigand. 4. 15 Ngr.
2. Die schwarze Tante. Märchen und Geschichten für Kinder. Mit Holzschnitten nach L. Richter. Leipzig, G. Wigand. 1848. Gr. 16. 20 Ngr.

Die erste dieser Jugendschriften, „Deutscher Jugendkalender", läßt schon durch ihren Titel erwarten, daß sie den hauptsächlichsten Anfederungen an wahrhaft empfehlenswerthe Schriften für Kinder genügt. Das Titelblatt ist künstlerisch schön umrandet, und ist im Stande ein gutes Vorurtheil über den Inhalt des Buches zu erwecken. Was nun zuerst das nur Kalenderartige des Inhalts betrifft, so müssen wir zugestehen, daß darin eine besonnene Auswahl des allgemein Wissenswerthen vorwaltet. Die astronomische Wißbegier findet in den bei jedem Monate wiederkehrenden Abtheilungen: „Mondwechsel", „Sonnenauf- und Sonnenuntergang", „Himmelserscheinungen", hinreichende Befriedigung. Die „bemerkenswerthen Tage" geben die Tage an mit denen die einzelnen Monate beginnen, machen nicht nur auf die eintretenden Feste, sondern auch auf das eine und das andere geschichtliche Ereigniß von Wichtigkeit aufmerksam. Sogar einige Heilige werden hervorgehoben, besonders wenn dieselben als sogenannte Landespatrone Geltung haben. Bemerkungen und Erläuterungen, die sich in dieser Rubrik finden, sind recht dankenswerth, nur sind sie zu willkürlich vertheilt. Warum hat z. B. gleich im Februar Lichtmeß eine Erklärung erhalten und nicht auch Aschermittwoch und Petri Stuhlfeier, da doch ebendaselbst eine, und zwar die einzige Bauernregel einen Platz fand? Ueberdies darf die Kürze solcher Bemerkungen ihrer Richtigkeit keinen Eintrag thun. Wenn es z. B. in der Anmerkung zu dem 31. October heißt: Luther habe in seinen 95 Sätzen die Mängel der alten Kirche auseinandergesetzt, so ist Dies nicht ganz wahr. Offenbar beabsichtigte Luther in jenen Sätzen nur die Abstellung einer falschen Ablaßtheorie, um nicht die Hoheit des Apostolischen Stuhls gefährdet zu sehen; unverkennbar ging Luther's Absicht nicht auf einen Umsturz der „alten Kirche", sondern nur auf eine Wiederherstellung der Lehre und Disciplin wie sie in der ältesten Kirche herrschte, ehe in dieser noch menschlich ersonnene Lehren von Verdiensten der Heiligen, von einer Anrechnung und Vertheilung dieser Verdienste durch einen päpstlichen Machtspruch und von einer hierausfolgenden Rechtfertigung gegen Erlegung einer Summe Geldes in Aufnahme gekommen waren. Je wichtiger eine Sache ist, umdestoweniger darf auch nur der Schatten einer Unrichtigkeit sie trüben. Die bildlichen Bezeichnungen oder Symbolisirungen der einzelnen Monate verdienen Lob, obgleich die eine und andere mehr enthalten und besser ausgeführt sein konnte. Die auf dieselben bezüglichen Reime halten die Mitte zwischen Ernst und Scherz. Wir sind aber sehr in Zweifel, ob es dem letztern zugute gerechnet werden darf, wenn nicht eben auf der Goldwage des guten Geschmacks, der Poesie und Prosodie abgewogene Reime vorkommen wie diese:

> Und ist die Mahlzeit angericht't,
> Wir lachen ihm (dem Winter) ins Angesicht.
> Hört er vor Lust uns schmatzen,
> Er möchte vor Aerger platzen.

Mit welchem Rechte wir in einem Bilde keinen verrenkten Arm und Fuß, sowie keine falsche und unanständige Stellung dulden mögen, mit demselben Rechte weisen wir auch jede gebrochene und zum Schein gewaltsam verrenkte oder gepreßte Silbe, sowie jeden Ausdruck der das Schicklichkeitsgefühl beleidigt entschieden zurück.

Fast bedauert haben wir es, daß das durchaus gelungene Märchen von R. Reinick: „Die Waldmühle", ohne Bilder gelassen worden ist, obgleich gar manche interessante Scene zur Versinnbildlichung aufforderte. Das genannte (Soldaten-) Märchen spielt in dem herrschaftlichen Gebiete Oberon's und seiner Elfen. Es ist reich an Ueberraschung und Abwechselung, und schließt mit den bedeutungsvollen Worten: „Fröhliche Leute sehen ebenso oft lustige Geister, als mürrische zu allen Zeiten von bösen und garstigen Geistern heimgesucht und geplagt werden, und so wird es bleiben bis ans Ende der Welt."

Entschädigung für den eben empfundenen Mangel an künstlerischer Zuthat gewähren die „Thierbilder aus Wald und Feld". Sie sind des Zusammenhalts wegen in das leichte luftige Gewand der Erzählung eines Spazierganges mit einem alten erfahrenen Waidmann eingewebt, und leisten in höchst ansprechender Form und Staffage Alles was Thierbilder ohne das Bunt der Farben nur immer zu leisten vermögen. Meischen, Lerche, Kranich, Maulwurf, Rebhuhn, Wiedehopf, Möve, Reiher, Wildente, Falk, Schwan, Fischotter, Trappe, Hamster, Habicht, Krähe, Elster, Amsel, Wachtel, Hase, Seidenschwänzchen, Sperling, Nachtigall, sowie Eichkätzchen, Specht, Eichelhähne und Auerhahn, Kukuk, Marder, Adler, Storch, Fuchs, Hirsch, Eber, Reh, Fasan, Uhu — sie alle ziehen an uns vorüber, erzählen uns ein Flüchtiges über ihr Wesen, und belohnen überdies die Aufmerksamkeit durch manche hübsche und gute Bemerkung und Mahnung.

„Bilder und Reime" sind beide in dem bekannten Fibelgeschmack erhalten. Sie nehmen nur zwei Seiten ein. Pferd, Kuh, Esel, Schaf geben Veranlassung zu den Reimen:

Eine grobe Kuh, ein stät'scher Gaul,
Ein dummes Schaf, ein Esel der faul.
Die muß man nehmen wie sie sind;
Können nun einmal nicht anders werden.
Aber ein eigensinnig Kind,
Das dumm und faul und grob gesinnt,
Das ist das Häßlichste auf Erden.
Wenn's nur wollt', 's könnt' anders werden!

Den Schluß bildet der „Weihnachtsaufzug", der Knecht Ruprecht in seiner traditionnellen Vermummung, mit Ruthe und vollem Sacke auf einem tüchtigen thüringer Fuhrmannsgaule, der durch tiefen Schnee watet und als Kopfputz den von einem Engel gehaltenen Christbaum trägt. Die beigegebene gereimte Erklärung steht in poetischem Werthe der Reimbegleitung der Monate gleich.

Nach diesem Allen verdient der besprochene Jugendkalender auch deshalb deutsch genannt zu werden, weil er das den Deutschen eigenthümliche Merkmal der gedeihlichen Besonnenheit und der gewissenhaften Sorgfalt in allen seinen Theilen an sich trägt. Möge er als immerwährender Kalender betrachtet und gebraucht werden!

Die zweite der oben genannten Jugendschriften, „Die schwarze Tante", tritt uns in gleich geschmackvoller äußerer Ausstattung wie die erste entgegen. Die schwarze Tante — keineswegs ein gespenstisches oder bösartiges Wesen — figurirt nur deshalb auf dem Titel und in der ersten einleitenden Erzählung, um 16 Märchen und Geschichten für Kinder gewissermaßen unter einen Hut oder in einen Rahmen zu bringen. Die erste Geschichte, „Das Schreibzeug", ist wie gesagt die Einleitung oder Bevorwortung des ganzen Büchleins. In dieser Eigenschaft kann ihr das Lob einer guten und sinnreichen Erfindung nicht abgesprochen werden. Ohne die Einfachheit zu stören hätte die Ausführung etwas sorglicher und dem Anfange entsprechender, mit Einem Worte, spannender und die Illusion weniger unterbrechend sein können. Die übrigen Märchen und Geschichten stellen wir in eine dreifache Rangordnung. „Hänschen und Gretchen", „Der neugierige Hahn", „Bienchen Pumphöschen", „Die Goldkäfer" ordnen wir von unten herauf auf die drittletzte Stufe. Wenn wir diese Geschichtchen ohne ein besonderes Lob und ohne einen besondern Tadel vorübergehen lassen, so veranlassen uns dagegen die zwei Stücke: „Papier, Tinte und Feder" und „Kaffeekanne und Milchkanne", zu der einen und andern Bemerkung. Beide enthalten Elemente die wir als der Kinderwelt nicht eben befreundete, jedenfalls reiz- und nutzlose ausgeschieden wünschten. Weit entfernt „Papier, Tinte und Feder" mit Tadel überschütten zu wollen, gestehen wir vielmehr diesem Geschichtchen manche Vorzüglichkeit zu. Was uns in ihm misfällt und misfallen muß ist die ungeeignete Einführung einer Caricatur. In Jugendschriften — in unserer handelt es sich um die Caricatur eines Professors — müssen Zerrbilder mehr als irgendwo anders mit großer Vorsicht in Anwendung gebracht werden. Geschieht das Gegentheil, so kann der jugendliche Geist sehr leicht mit Leichtsinn, mit Gleichgültigkeit gegen das Achtungswürdigste und mit Vorurtheilen erfüllt werden, die früher oder später schädliche Folgen haben. Es bedarf wol für den Verf. des in Rede stehenden Geschichtchens, und für Den welcher den Professor in zwei Bildchen dazu carikirte keines weitern Zusatzes. In Bezug auf „Kaffeekanne und Milchkanne" nur die Mahnung: wer den Beruf in sich fühlt seine Feder der Jugend und deren Bildung zu widmen, der sollte immer und immer des Unterschiedes zwischen dem Komischen und Kindischen, zwischen dem Lächerlichen und Läppischen recht lebendig eingedenk sein. Hier das Element dessen Ausscheidung wir wünschten. Auf einer höhern, auf der zweitletzten Stufe stehen: „Wie zwei Finken Hochzeit machen", „Der Hahn und die Hühner", „Hannchen und die Elfen". Auf der letzten und höchsten Stufe des Buches endlich sehen wir „Mariechen", „Das Himmelsmütterlein", „Der Weihnachtsabend", „Das Christkind". Hier sind die Samenkörner reiner Naivetät und Sentimentalität in reicher Fülle ausgestreut; hier findet sich für das kindliche Gemüth eine Nahrung die, noch so oft genossen, nie zum Ekel wird. Einfachheit der Erfindung und Gewandtheit in der Darstellung haben hier Etwas geleistet dem der erste Preis nicht vorenthalten werden kann. Dagegen verfehlt in Anlage und Ausführung, wenigstens viel zu weitschichtig und breitspurig, viel zu gesucht, und doch auch wieder, wie „Der neugierige Hahn", zu läppisch und kindisch unbedeutend ist „Nußknacker" und „Zuckerpüppchen". „Die Roßtrappe" möchten wir als eine Volkssage abgesondert wissen. Als solcher ertheilen wir ihr das Lob einer gelungenen neuen Auffassung. Zumeist schreitet über die hier gezogenen Kreise der Kinderwelt hinaus „Prinzessin Unka". Wir können aber mit einer solchen Ueberschreitung uns keinesfalls einverstanden erklären. Ein stolzer, hochfahrender Sinn und ein böses, heimtückisches, männerverspottendes Herz einer Prinzessin, Namens Unka, wird hier gerichtet durch eine Sündflut en miniature. Hätte denn der Unkenruf aus der Tiefe stehender Gewässer herauf nicht in einfacherer und gemächlicherer Art erklärt werden können?

Zu allen den genannten Märchen und Geschichten gehören 47 von Ludwig Richter in Dresden mit recht vielem Fleiße gezeichnete Bilder, welche als Holzschnitte dem Texte eingedruckt sind. Beiweitem die meisten tragen das Gepräge der wahrhaft künstlerischen Auffassung und Ausführung. Insbesondere läßt sich Dies behaupten von dem anmuthigen Bildchen zu „Mariechen", „Himmelsmütterlein", „Weihnachtsabend", „Christkind", „Roßtrappe", „Nußknacker" und „Zuckerpüppchen".

Entheben wir unsern Bemerkungen und Andeutungen das Gesammtergebniß, so ist es kein anderes als dieses: wir können auch „Die schwarze Tante" mit ihren Märchen und Geschichten zu denjenigen Bilderbüchern zählen welche den nothwendigen Ansprüchen an illustrirte Kinder- und Jugendschriften im Ganzen recht wohl entsprechen. Deshalb stehen wir nicht an das Büchlein als brauchbar und nützlich zu empfehlen.

T.

Notiz.

Londoner Bibliotheken.

Es gibt in London vier dem Publicum unentgeltlich geöffnete Bibliotheken: die des Britischen Museum mit 500,000 Bänden; die des Sion College mit nahe 40,000 Bänden, gestiftet 1623 vom Vicar an der St.-Dunstan's-Kirche in der Fleetstraße; Tenison's Bibliothek hinter der Nationalgalerie mit 4000 Bänden, gestiftet 1685 vom Erzbischof Tenison zum Gebrauch der Pfarrkinder von St.-Martin's-in-the-Fields und der angrenzenden Kirchspiele; und die Red cross street-Bibliothek mit 30,000 Bänden, gestiftet 1716 von einem dissentirenden Pfarrer des presbyterischen Glaubens, Dr. Williams. Der Reichthum der Bibliothek des Britischen Museum ist bekannt, der der Bibliothek des Sion College besteht namentlich in theologischen Schriften. Tenison's Bibliothek besitzt zwar einige erlesene Handschriften, darunter einen werthvollen Chaucer, ist aber jetzt zugleich Zeitungshalle, wo auch Schach gespielt wird. Außerdem gibt es in London andere insofern nicht öffentliche Bibliotheken als Eintritt und Benutzung an gewisse, obschon leicht erfüllbare Bedingungen geknüpft sind. Dahin gehören: die der London Institution auf Finsbury Circus mit 60,000 Bänden, darunter seltene topographische Werke; die Londoner Bibliothek auf St.-James' Square mit 50,000 Bänden; die Bibliothek der Royal Society in Somerset-House mit 44,000 Bänden, endlich die Büchersammlungen der Royal Institution in der Albemarle-Straße, des Athenaeum-Clubs — die beste aller Club-Bibliotheken — und des Lambeth-Palastes.

L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 313. — 31. December 1849.

Ein Sohn des Volkes. Roman von Levin Schücking. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 12. 4 Thlr.

Kein Menſch hat es vor den Märztagen des Jahrs 1848 beſſer gehabt als unſere deutſchen Belletriſten. Die traurige Beſchaffenheit unſerer öffentlichen Zuſtände und der weltkundige Druck welcher auf der Preſſe laſtete gaben eine prächtige Entſchuldigung den Ausſtellungen gegenüber welche die Kritik an dieſer oder jener poetiſchen Production zu machen hatte. Ein Dichter hatte einen Roman geſchrieben oder ein Drama aufführen laſſen: das Publicum oder ein böswilliger Kritiker wünſchten mehr Handlung, mehr Wirklichkeit, mehr Leben darin zu ſehen. Was wollt ihr? rief der Dichter ihnen entgegen. Wo ſoll in dieſer thatenarmen, in Quietismus verſunkenen Zeit das Leben und die Handlung in der Poeſie herkommen? Macht erſt Geſchichte und ich will euch die Geſchichte poetiſch verklären. Das Publicum und der Kritiker ſchwiegen, beſchämt durch das Bewußtſein allerdings beiderſeitig nicht viel Geſchichtswürdiges gethan zu haben. Man klagte über die Lieder der Zerriſſenen, über den ewig wiederkehrenden erlogenen Liebesſchmerz mit obligater Selbſtvergötterung, über die Zerfahrenheit unſerer Lyriker. Was wollt ihr? rief der Lyriker. Muß ich nicht das Beſte was ich geben könnte, die welterobernden Gedanken, die erhabenſten Gefühle, die himmelſtürmendſten Geiſtesblitze in meiner Bruſt verſchließen? Läßt denn die Cenſur eine ſchwungvolle Lyrik aufkommen? Man ſchwieg und bereute den Märtyrer unſerer politiſchen Jämmerlichkeit auch noch mit Vorwürfen betrübt zu haben.

Da kam der März 1848. Die Revolution ging brauſend über unſer deutſches Vaterland. Das bleiche Geſpenſt der Cenſur verſchwand vor den Strahlen der aufgehenden Märzſonne. Das Nationalgefühl erwachte und geſchichtswürdige Thaten geſchahen. Wie bei allen großen Weltereigniſſen, ſo bot ſich bei der Erhebung des deutſchen Volks eine Fülle von tragiſchen und komiſchen Vorwürfen dem Dichter. Hic Rhodus, hic salta! rief die Weltgeſchichte unſern Belletriſten zu. Und was hat das deutſche Volk ſeitdem an poetiſchen Schöpfungen gewonnen? Einige dramatiſche Nullitäten, gut genug um das ſouveraine Volk von Berlin einige Abende im Friedrich-Wilhelmsſtädter Theater zu amuſiren, ein paar Centurien blutlechzender Barrikadenlieder — und das Facit der Rechnung iſt gezogen. Der alte Goethe behält immer Recht:

Ein großer Teich war zugefroren;
Die Fröſchlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quaken noch ſpringen,
Verſprachen ſich aber im halben Traum,
Fänden ſie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten ſie ſingen.
Der Thauwind kam, das Eis zerſchmelz,
Nun ruderten ſie und landeten ſtolz,
Und ſaßen am Ufer weit und breit
Und quakten wie vor alter Zeit.

Wenn Levin Schücking dieſe Anzeige bis hierher geleſen haben ſollte, ſo wird er nicht viel Gutes für ſein Buch erwarten. Er wird ſich darin irren: denn ich bin eben im Begriff hinzuzuſetzen, daß ſein „Sohn des Volkes" eine ehrenvolle Ausnahme von der oben aufgeſtellten Regel macht. Schücking's Erzählertalent iſt ſchon längere Zeit anerkannt und hat ſich auch in dem vorliegenden Roman bewährt. Die Darſtellung iſt ſpannend, die Fabel geſchickt angelegt, die Sprache würdig und maßvoll. Alle dieſe Vorzüge aber hätte der Roman auch vor dem März 1848 haben können und wahrſcheinlich gehabt. Der Stoff iſt es der dieſes Buch als nachmärzliches erkennen läßt. Zwar der Sohn des Volkes iſt nicht ein Sohn unſerer Zeit, er iſt ein Kind der erſten franzöſiſchen Revolution von 1789. Aber die Zuſtände und Ereigniſſe welche der Dichter uns vorführt haben ſo viele Analogien mit denjenigen die wir täglich durchleben, der Anklänge und Hindeutungen ſind es eine ſolche Zahl, daß wir dieſe Geſchichte von 1789 faſt eine ſymboliſche oder prophetiſche nennen möchten. Deſſenungeachtet hat der Dichter von dem Fehler ſich frei gehalten in bewußtvoller Tendenz unſerer Zeit ein Spiegelbild vorhalten zu wollen und dadurch die eigenthümlichen Züge des Originals zu verwiſchen. Vielmehr ſind es ganz die Zuſtände und Verhältniſſe wie wir ſie Alle am Ausgang des 18. Jahrhunderts kennen, die der Dichter uns vorführt: nicht Schücking, ſondern die Weltgeſchichte hat die Aehnlichkeit mit unſerer Revolutionszeit hervorgebracht. Den Inhalt des Romans

zu erzählen halte ich nicht für angemessen: ich will den Lesern, deren ich dem Buche eine große Zahl wünsche, die Spannung nicht zerstören. Dagegen glaube ich dem Verf. selbst etwas Angenehmes zu erweisen, wenn ich ihn auf Einiges aufmerksam mache welches den Genuß dieses Romans zu stören geeignet ist.

Schon oben gestand ich dem Dichter zu, daß er es verstehe den Leser durch Anordnung und Darstellung zu fesseln. Nur manchmal, muß ich jetzt hinzufügen, verliert sich die Darstellung zu sehr ins Einzelne und wird dadurch weitschweifig. Ich meine nicht Walter Scott'sche Ausmalung von Hausgeräthe, Kleidern und dergleichen; hierin beobachtet Schücking durchweg ein glückliches Maß. Ich meine das Ausmalen von Stimmungen und Situationen in ein Detail, welches die gute Prosa, die bekanntlich nicht Alles sagt, füglich dem Leser überlassen kann. Ich glaube für diese Ausstellung einen ziemlich schlagenden Beweis beibringen zu können. In dem mir zur Anzeige zugesandten Exemplar fehlten nämlich im ersten Theil — ich weiß nicht ob durch ein Versehen des Buchbinders — die Seiten 97—120, also gerade anderthalb Druckbogen. Dessenungeachtet las ich weiter und fand alles Folgende vollkommen verständlich und motivirt. Können also diese anderthalb Bogen nothwendig sein, und soll der Dichter ganze Partien aufnehmen die ebenso gut fehlen können?

Dann hat sich der Dichter, wie mir scheint, eine kleine Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen. Der Baron Karl weiß schon in Wien (I, 428) von der Verlobung seiner Schwester mit dem Marquis de la Roche. Der Leser erfährt nicht wie und wo dieser Letztere schon damals Mariane kennen lernen und sich mit ihr verloben konnte, da er doch wol nur ein mal emigrirt sein wird, und wir ihn später in Paris treffen. Aber noch wunderbarer. Als der Marquis de la Roche in Paris (II, 19) Karl seinen Namen nennt wird der vorher angezeigten Schwägerschaft mit keinem Wort Erwähnung gethan; Karl scheint einen ihm gänzlich unbekannten Namen zu hören. Noch mehr. Zerrmitz erzählt (II, 215—217) ziemlich weitläufig, wie die Verbindung des Marquis mit Mariane erst nach Karl's Rückkehr aus Paris entstanden sei, und auch hier wird der frühern Verlobung mit keiner Sylbe gedacht. Es bleibt demnach, da wir sonst alle Ursache haben zufrieden zu sein, Nichts übrig als diesen lapsus memoriae mit einem aliquando bonus dormitat Homerus zu entschuldigen.

Endlich hätte der Dichter es vermeiden sollen den von der Nonne hinterlassenen Schatz zu einer Art von Angelpunkt der Erzählung zu machen. Dergleichen Geschichtchen, an sich etwas obsolet und an die verkleideten Fürsten Iffland's erinnernd, die plötzlich ihre Orden zeigen, sind um so unzweckmäßiger, wenn sie so wenig zur Haupthandlung beitragen wie im vorliegenden Fall. Auch wird wol die Meisten es unangenehm überraschen, wenn das lange verhüllte Mysterium plötzlich in einen, wenn auch noch so großen Haufen Geldes sich auflöst.

72.

Sprachliche Ungereimtheiten.

So übersetzt sich die Aufschrift eines Artikels im „Athenaeum", aus welchem Folgendes der Mittheilung werth scheint:

„«Der richtige Gebrauch der Sprache», sagt Oliver Goldsmith in seinem «Essay on the policy of concealing our wants or poverty», und er hat Dies gesagt ehe Talleyrand in den Ruf kam es zuerst gesagt zu haben, «besteht nicht im Ausdrucke, sondern im Verbergen unserer Gedanken.» Daran hat aber nicht individuelle Heuchelei und Verstellung ausschließend Schuld: es liegt in der Natur aller Sprachen, der alten wie der neuen, etwas Anderes zu sagen als was wir denken. Unterm Einflusse des Herkommens bedienen wir uns Phrasen, welche genau betrachtet entweder geradezu albern sind oder Alles bedeuten, nur nicht was wir damit andeuten wollen. Vielleicht ist es nicht zu streng sämmtliche Sprachen bleibende Wahrzeichen zu nennen von des Menschen geistiger Verschrobenheit, von seiner frühen Begriffsverwirrung, von seinen langsamen Erziehungsfortschritten, endlich von seiner steten und unbedingten Hingabe an Herkömmliches. Man nehme eine der alten, der «gelehrten» Sprachen, übersetze wörtlich, und der Sinn mindestens jeder dritten Zeile wird sich als Unsinn oder nicht als der vom Verf. beabsichtigte Sinn herausstellen. Ein Satz fängt mit einem Zeitworte an und schließt mit dem dazugehörigen Nominativ. Den Zwischenraum füllen Pronomina, Adverbia und Adjectiva, gleich als wären sie aufs Gerathewohl hineingeworfen. Man nennt Dies Inversion, und sie war einzig von den Launen des Herkommens. Unsere Leser bedürfen nicht der Vorführung von Beispielen. Ich will mich auf die neuern Sprachen beschränken."

„Anscheinend besorgt um Jemandes Gesundheit fragt der Engländer: Wie thun Sie (how do you do)? Was mag sich das Herkommen gedacht haben als es diese Phrase zum Träger der Antwort machte, wenn der Arzt den Puls fühlt oder die Zunge zu sehen wünscht? Die Ungereimtheit ist wirklich spaßhaft; nur hat keine andere Sprache ein Recht die englische auszulachen. Der Spanier fragt: Como está usted? Wörtlich heißt Das: Wie ist Ihre Barmherzigkeit? Denn das Wort usted, gewöhnlich vmd geschrieben und zusammengezogen aus vuestra merced, ist gleichbedeutend mit Eure Gnaden oder Eure Hochwürden und wird allgemein statt des einfachen Pronomen Sie gebraucht. Die Phrase läßt sich übersetzen: Wie sind Sie? Aber nur das Herkommen befähigt die Frage auf die Gesundheit zu beziehen. Der Italiener fragt: Come se la passa? (Wie passirt es Ihnen?) Der Portugiese: Como passais? (Wie passiren Sie?) Der Franzose wünscht mit gewohntem Nachdrucke zu wissen: Comment vous portez-vous? (Wie tragen Sie sich?) Der Deutsche verlangt zu hören wie Sie sich befinden?"

„Auf den ersten Blick erscheinen diese Ungereimtheiten lächerlich. Weil aber jeder Ausdruck in jeder Sprache muthmaßlich der Reflex einer nationalen Eigenthümlichkeit ist, wäre es interessant den Nationalcharakter so zu analysiren, daß jene sprachlichen Ungereimtheiten sich daraus erklären ließen. Ein diesfallsiger Versuch kann ins Thörichte oder in bloße Hypothese ausgehen; dennoch ist es möglich, daß philologischer Spürsinn die Fährte des Wildes findet, obgleich er sie nicht mit der Sicherheit des Hühnerhundes aufzusuchen vermag. So öffnet uns vielleicht der erwähnte spanische Ausdruck mittels der Sie wie der Spanier sein Zeitwort estar gebraucht eine Einsicht in dessen ruhige Besonnenheit; denn estar wendet er nur an wenn er von bedingtem Dasein spricht, im Gegensatze zu seinem andern Zeitworte ser, das ein unabhängiges oder wenigstens ein Dasein ausdrückt welches nicht unmittelbar von den Zufälligkeiten des Lebens abhängt. Der Italiener spielt vielleicht auf die Fähigkeit an mittels seines far niente oder non far niente, wie es heißen sollte, die Zeit zu tödten, indem er fragt: Wie passirt es Ihnen — nämlich die Zeit? Der Portugiese kann noch die ehemaligen kriegerischen Sitten seiner Nation

im Gedächtnisse haben und fragt deshalb: Wie passiren Sie? (Nämlich die Musterung): passar mostra? Aus dem: Wie tragen Sie sich? des Franzosen spricht dessen große Lebhaftigkeit und überschwengliche Beweglichkeit, wie Solches überhaupt mit seiner ganzen Ausdrucksweise oder Eigenthümlichkeit, der moralischen wie der sprachlichen, der Fall ist. Der philosophische, denkende Geist des Deutschen scheint anzunehmen, daß ehe Jemand sich über seine Gesundheit äußert, er den Zustand derselben untersucht haben wird. Der Frager will demnach die Voraussetzung andeuten, daß Sie Dies gethan, daß Sie Alles reiflich bei sich erwogen, ehe Sie sich unterfangen Ihre Diagnose abzugeben, mit andern Worten: daß Sie über sich Gericht gehalten haben müssen, ehe sie glaublicherweise im Stande sind den Befund zu nennen. Daher: Wie befinden Sie sich? Was endlich unser gutes altes Englisches: Wie thun Sie? anlangt, so ist dabei weggelassen: Ihre Schuldigkeit, denn in unserm werktäglichen Lande begründet nur Krankheit eine zulässige Ausnahme. Alles Dies mag wie gesagt phantastisch klingen, dürfte aber dazu dienen den Philologen den Weg ins Holz zu zeigen."

„Hat nun jede Sprache in Sachen des Sinnes contra den Ausdruck ihre Ungereimtheiten, so ist sich nicht zu wundern, daß in Betreff der Orthographie, der Wortschreibung ein Gleiches Platz greift. Auch hier hat natürlich das Herkommen seinen Herrscherstab geschwungen, und zwar durch alle Sprachen, von der ersten die je geschrieben worden ist bis auf die letzte welche die Neger in den spanischen, portugiesischen, französischen und englischen Colonien zusammengebaut haben."

„Die bei der Verbindung von Worten sich offenbarenden Grundlaute sind sich in allen Sprachen ähnlich, wenn nicht identisch. Es ist Dies das unabweisbare anatomische Resultat der Aehnlichkeit der Sprachwerkzeuge bei allen Menschenracen. Sothane Laute durch geschriebene Zeichen oder Buchstaben zu versinnlichen war ein wunderbares Wagniß des menschlichen Geistes. Aber es mußte sein, mußte geschehen, und das Herkommen ist mit ganz leidlichem Erfolge zu Werke gegangen. Die Hauptschwierigkeit bestand im Allgemeinen nicht darin wie ein Wort zu buchstabiren, sondern wo Worte zu finden seien die Gedanken auszudrücken. Sobald man sich über die Zeichen zur Darstellung gewisser Laute vereinigt, erhielten die Sprachen sehr bald Form und Bestand. Krieg, Wanderung, Handel vermischten die Racen. Scheinbare Zufälligkeiten regelten die daraus erfolgte Amalgamation der Sprachen; aber die ursprünglichen Typen blieben dieselben, indem die Fundamental- oder Wurzellaute mittels der sie vertretenden herkömmlichen Zeichen stets aufgefunden werden konnten. Daher kommt es, daß jedes Wort einer Sprache auf der einen Seite eine national-geschichtliche Thatsache und auf der andern ein Fingerzeig hinsichtlich des Charakters oder der Eigenheit des betreffenden Volks ist. Das erhebt die jeder Nation eigene Wortschreibung zu einem ehrwürdigen Denkmale vergangener Zeiten. Es fällt dem Philologen mit Eins in die Augen und ist für den Linguisten eine stete Gedächtnißübung, indem jedes Wort durch sein Wurzelzeichen bescheinigt wie weit in der Länge und Breite es von seiner frühesten Bedeutung abgewichen ist." 2.

Bibliographie.

Ammann, J., Ueber das Studium der Sanskritsprache nebst einigen Bemerkungen über Sanskritliteratur. Programm. Landshut, Thomann. Gr. 4. 6 Ngr.

Andersen's, H. C., sämmtliche Märchen. Mit 125 Illustrationen nach Originalzeichnungen von V. Pedersen. In Holz geschnitten von Ed. Kretzschmar. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner. 1850. Br. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Neue Märchen. Mit 13 Illustrationen nach Originalzeichnungen von V. Pedersen. Ebendaselbst. 1850. Br. 8. 15 Ngr.

Aristoteles über die Farben. Erläutert durch eine Uebersicht der Farbenlehre der Alten von C. Prantl. München, Kaiser. Gr. 8. 1 Thlr.

Barth, H., Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, ausgeführt in den J. 1845, 1846 und 1847. In zwei Bänden. 1ster Band. — A. u. d. T.: Wanderungen durch das Punische und Kyrenäische Küstenland oder Mag'reb, Afrik'a und Bark'a. Mit 1 Karte. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 Thlr.

Basedow's, J. B., Elementarwerk. Ein encyklopädisches Methoden- und Bildungsbuch für alle Kindererziehung und den Jugendunterricht in allen Ständen. Für jeden denkenden Familienvater, jede Mutter, alle Real- und Volksschullehrer ꝛc. nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften und Volkscultur neu bearbeitet und herausgegeben von einem Vereine von Erziehern und Fachgelehrten. 3te vermehrte und verbesserte Auflage: 2te vollständige Ausgabe. Stuttgart, Verlags-Bureau. Gr. 8. 4 Thlr.

Baur, G., Grundzüge der Erziehungslehre. 2te vermehrte und theilweise umgearbeitete Auflage. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Becker, W. A., Handbuch der römischen Alterthümer nach den Quellen bearbeitet. Fortgesetzt von J. Marquardt. II. Theil. 3te Abtheilung. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beringer, F., Mistivoi der Wenden-Fürst. Historischer Roman. Zwei Theile. Potsdam, Janke. 1850. 8. 1 Thlr.

Biedermann, A. E., Unsere junghegelsche Weltanschauung oder der sogenannte neuste Pantheismus. Allen Denkenden J. P. Romangs gewidmet. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 24 Ngr.

Briefe eines Nordamerikaners aus und über Rußland. Mannheim, Grohe. 8. 25 Ngr.

Britannia. Englands vorzüglichste Romane und Novellen. 14ter bis 16ter Band. — A. u. d. T.: Shirley. Von C. Bell. Aus dem Englischen übersetzt. Drei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Chronica, inhaltend Historien und Geschichten, denkwürdige Sachen, so sich vor und nach Ursprung löblicher Eydgnoßschafft in derselben, sonderlich bei St. Gallen-Zell, Kloster und Schildt, wie auch bei der löblichen Statt St. Gallen Anfang, Zunemmen und Erwachsen, ihr mühsamen und theürer Befreyung, ihrem löblichen Regiment und bei ihren Eyd- und Bundsgnossen und Nachbarn begeben. Aus handschriftlichen und alten gedruckten Chroniken ausgezogen, zusammengestellt und in altteutscher Sprache herausgegeben von K. Wild. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Deutsche Chronik für das Jahr 1849. 1ster Band: Die Monate Januar—Juni. Berlin, Hayn. 1850. Gr. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutinger, M., Grundlinien einer positiven Philosophie als vorläufiger Versuch einer Zurückführung aller Theile der Philosophie auf christlichen Principien. 1ter Theil. — A. u. d. T.: Moralphilosophie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 20½ Ngr.

Dieringer, F. X., Lehrbuch der katholischen Dogmatik. 2te revidirte Auflage. Zwei Abtheilungen. Mainz, Kirchheim u. Schott. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dilia Helena, Neuere Lieder. Berlin, Nicolai. 8. 15 Ngr.

Duncker, M., Zur Geschichte der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Holdheim, S., Der Unterschied zwischen Meinung und Gesinnung im Kampfe auf religiösem und politischem Gebiete. Ein religiöser Vortrag gehalten zu Berlin, am 7. Jan. 1849. Berlin, Lassar. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ist das bisherige Bestehen und Wirken der „verfassung-

gebenden Versammlung" Frankfurts rechtsgültig? Beantwortet von einem Frankfurter Bürger. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 4 Ngr.

Maßl, F. X., Der Schaden unserer Zeit und seine Heilung. Zwei Predigten, gehalten bei dem achttägigen Michaeli-Ablaß in der Ilzstadt-Passau. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 8. 3 Ngr.

Moltke-Grünholz, M. Graf v., Die Schleswig-Holsteinische Frage. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Ler.-8 Ngr.

Rieck, F., Göthe's hundertjähriger Geburtstag. Festrede in Ratzeburg gehalten. Ratzeburg, Linsen. Gr. 8. 5 Ngr.

Vogt, C., Die Aufgabe der Opposition in unserer Zeit. Gießen, Ricker. Gr. 8. 10 Ngr.

Frankfurter Zustände. I. Die Verfassungsfrage. Frankfurt a. M., Zügel. Gr. 8. 5 Ngr.

Inhalt des Monats December.

Nr. 288. Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier. (1. Zum 28. August 1849, dem hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Denkschrift auf denselben in seiner welthistorischen Bedeutung, als eine der Hauptsäulen am Tempelbau der Menschheit. Von C. Beyer. 2. Zu Goethe's Jubelfeier. Studien zu Goethe's Werken. Von H. Düntzer. 3. Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen einer schönen Seele, von J. M. Lappenberg. 4. Goethe's Verdienste um unsere nationale Bildung. Zur Goethe-Feier am 28. August 1849, von W. Assmann. 5. Goethe's Iphigenia auf Tauris und das griechische Alterthum. Festgabe zur ersten Jubelfeier des Dichters, von K. F. Rinne. 6. Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. 7. Zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier, am 28. August 1849. Gedicht.) (Nr. 288 — 293.) — Germania. Ein satirisches Märchen von W. Müller. — Funfzehn Jahre in Paris. — Nr. 289. Nordalbingien, Jütland, Dänemark. — Nie eilig. — Nr. 290. Ein Stündchen mit Lady Anna Hamilton oder: Wer war Georg's III. Spion. — Nr. 291. Ueber illustrirte Kinderschriften. I. (Alte und neue Kinderlieder, Fabeln, Sprüche und Räthsel. Herausgegeben von G. Scherer.) — Zwei Belege zum Tout comme chez nous. — Nr. 292. Humoristische und novellistische Kleinigkeiten. (1. Münchhausen in Californien ꝛc. Von Abraham Krakenfuß. 2. Humoristische Lustspiele in Briefen von P. an W. v. B. Aus dem Schwedischen von Z...d. 3. Eine allerneueste Meluſine. Novelle von C. Bülow.) — Erinnerungen aus der Theaterwelt. — Nr. 293. Geschichte durch Caricatur. — Zur Quellenkunde der Papstgeschichte. — Nr. 294. Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den J. 1786 — 1804. Von J. Kerner. — Aeltere und neuere Zustände in Irland. — Misverständnisse. — Nr. 295. Sociale und nationalökonomische Fragen. (1. Die neue Phönixperiode der Staatswissenschaft. Von H. Escher. 2. Beiträge zur Besprechung über das Wohl der ärmern Volksclassen. 3. Die deutsche Auswanderung als Nationalsache, insbesondere die Auswanderung des Proletariats. Eine Denkschrift an die hohe Reichsversammlung. Von F. Hundhagen. 4. Ueber Association im Gewerbewesen, namentlich Industriehallen und gemeinsame Werkstätten. Von F. Dael. 5. Das deutsche Recht der Schutz der Arbeit. Von J. Weitzke. 6. Das Eigenthum von A. Tebeldi. 7. Allgemeine progressive Grund- und Einkommensteuer, gleiches Maß und Gewicht für Deutschland, von L. von Groß. 8. Vorschläge zur allgemeinen deutschen Maß-, Gewichts- und Münzregulirung. Von G. Karsten. 9. Die deutsche Marineverwaltung unter Herrn Duckwitz aus Bremen.) (Nr. 295 — 298.) — Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski. Von G. Weerth. — Nr. 296. Der Bauernkönig und die Jüdin. Von Cyprian. Uebersetzt von F. Funck. — Ein Wort über Ledru-Rollin. — Nr. 297. Denkwürdigkeiten Ludwig's XVII. (Intrigues dévoilées, ou Louis XVII, dernier roi légitime de France, décédé à Delft le 10 Août 1845. Par M. Gruau de la Barde.) — Nr. 298. Dieſterweg's Antrag für die Goethe-Stiftung beleuchtet von einer deutschen Frau. (Die Goethe-Stiftung. Ein Antrag von A. Diesterweg.) — Nr. 299. Der Neuzeit Schwimmung. (1. Was bleibt? Zeitgemäße Betrachtungen des Königs und Predigers Salomo über die Eitelkeit aller Dinge. Uebersetzt und erklärt und in ihrem wohlgeschlossenen Zusammenhange entwickelt von F. W. K. Umbreit. 2. Briefe an einen Zweifler über die Religion. Von F. X. Franz. 3. Das Wesen des Christenthums mit Beziehung auf neuere Auffassungsweisen desſelben von Freunden und Gegnern. Von C. Ullmann. Dritte, neubearbeitete Auflage. 4. Sokrates und Christus, oder die logische und ethische Vernunft der philosophischen und geoffenbarten Religionslehre. Von T. Heinsius. 5. Die Religion der Gesellschaft und die Entwickelung der Menschheit zu ihr, dargestellt in zehn Vorlesungen von L. Philippson.) (Nr. 299 — 301.) — Pfarre und Schule. Eine Dorfgeschichte von F. Gerstäcker. — Die Todesstunde einer glänzenden Königin der Feste. — Nr. 300. Zur Geschichte der Todtentänze. (Hans Holbein's Initial-Buchstaben mit dem Todtentanz nach Hans Lutzelburger's Original-Holzschnitten im dresdener Cabinet. Zum ersten male treu copirt von H. Lodel. Mit erläuternden Denkversen und einer geschichtlichen Abhandlung über die Todtentänze von A. Clissen.) — Nr. 301. Zwei auffallende Urtheile Schiller's. — Ein neues Buch über Rom. — Nr. 302. Jeremias Gotthelf. (1. Uli der Knecht. Ein Volksbuch. Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk. Von Jeremias Gotthelf. 2. Uli der Knecht. Ein Volksbuch von Jeremias Gotthelf. Zweiter Theil. A. u. d. T.: Uli der Pächter.) (Nr. 302 — 305.) — Neugriechische Literatur. — Justinus Kerner über Träume. — Nr. 303. Die Schriften des Marschalls Bugeaud. — Nr. 304. Poetische Geburten der Neuzeit. (1. Gustav's Lyrische Dichtungen von Josephine Herb. 2. Zwanzig Gedichte. Eine Weihnachtsgabe von E. Döbekel. 3. Alpenblumen. Gedichte von M. C. v. K. 4. Herbstblumen. Herausgegeben zum Besten unglücklicher Hausarmen. 5. Gedichte von E. Gräning. Erste Sammlung. 6. Gedichte von A. Thieme. 7. Fels und Aster. Dichtungen von F. J. Proschko. 8. Lyrische Gedichte von J. K. W. Fischer. Erstes Heft. 9. Ein welker Blumenstrauß des Don Brano. 10. Dichtungen von K. Schmitt. 11. Lieder und Träume aus der Jugendzeit von P. Heyse. 12. Soldatenlieder von J. N. Vogl. 13. Aus der Taufe. Bergmännische Dichtungen von J. N. Vogl. 14. Aus der Einsamkeit. Lieder von Grosewsky. 15. Kleine Blumen, kleine Blätter. Gedichte von F. W. Plath. 16. Thekla. Gesänge der Liebe von H. Hersch. 17. Asaf und Airza. Gedicht von J. Schwarz. 18. Halleluja! Lyrische Gesänge von E. Tieffenbach.) (Nr. 305 — 307 und Nr. 310 — 311.) — Nr. 306. Fanny Lewald. (Nr. 306 — 307.) — Nr. 308. Der Dichter Schubart und der Herzog von Würtemberg. (Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben in seinen Briefen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von D. F. Strauß.) (Nr. 308 — 310.) — Les églises d'État, dernière cause d'intolérance religieuse. Exemple tiré de la législation du canton de Vaud. Par L. Jottrand. Von M. Schöter. — Nr. 309. Der Räuber und sein Kind von K. Mayer. — Denkmale der altchristlichen Architektur. — Nr. 311. Friedrich Hölderlin und seine Werke. Von A. Jung. Von M. Zeising. (Nr. 311 — 312.) — Nr. 312. Ueber illustrirte Kinderschriften. II. (1. Deutscher Jugendkalender für 1849. Mit Geschichten und Reimen von K. Reinick. Herausgegeben von R. Reinick und H. Bürkner. 2. Die schwarze Tante. Märchen und Geschichten für Kinder.) — Nr. 313. Ein Sohn des Volkes. Roman von L. Schücking. — Sprachliche Ungereimtheiten. — **Mancherlei; Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie; Literarische Anzeigen.** — Nebst 1 **Literarischen Anzeiger**: Nr. XIV.

Das Register zum Jahrgang 1849 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Das Werk, welches unter dem Titel:

Die Gegenwart

seit dem vorigen Jahre in meinem Verlage erscheint, und sich unausgesetzt einer steigenden Theilnahme des Publicums aller Stände erfreut, macht sich zur Aufgabe, **in gründlicher aber ansprechender und populairer Weise eine übersichtliche Darstellung alles Dessen zu geben, was unsere jetzige Geschichtsepoche an Neuem, Denkwürdigem und Großem aufzuweisen hat.**

Das Werk behandelt demnach ganz besonders die Zeitereignisse und Zustände im Volks-, Staats- und Gesellschaftsleben, und widmet wiederum auf diesem Gebiete den außerordentlichen Vorgängen der jüngsten Zeit eine specielle Aufmerksamkeit. Nicht minder verbreitet sich dasselbe über die neuen Doctrinen, Systeme und Ansichten in den verschiedenen Zweigen der politischen Wissenschaften, und sucht hierbei die wissenschaftliche Bewegung mit den schwebenden Tagesfragen in Verbindung zu bringen. Ebenso bespricht das Werk die Zeiterscheinungen in Kunst, Philosophie und Theologie, die bedeutendern Ergebnisse der Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung, die Fortschritte in Geographie und Statistik, die großen Forschungen und Entdeckungen in den Naturwissenschaften, sowie die Erfindungen und neuen Methoden, durch welche die technischen Künste, der Ackerbau, die Gewerbe in den verflossenen Jahren einen so wesentlichen Umschwung erfahren haben.

Die zwanglose Form dieses von den ausgezeichnetsten Schriftstellern des In- und Auslandes geförderten Werkes macht es möglich, daß in der Reihenfolge der Gegenstände das unmittelbare Zeitinteresse nöthigenfalls berücksichtigt, bei eintretender Fortentwickelung eines Stoffes durch neue Ereignisse die weitere Darstellung jederzeit wieder aufgenommen, und jede Arbeit frisch, wie sie aus der Feder des Autors hervorgegangen, mitgetheilt werden kann. **Ungeachtet dieser freien Form schreitet jedoch die Ausführung des Werkes nach einem sorgfältig festgestellten Plane vor, sodaß mit Vollendung des Unternehmens die Summe der einzelnen Artikel ein innerlich zusammenhängendes, organisches Ganze bilden wird, das nichts ausschließt, was in einem Gesammtbilde der Zeitgeschichte seinen Platz haben muß.** Der Umfang des Werkes läßt sich in unserer so bewegten und ereignißreichen Zeit freilich nicht bestimmt abgrenzen; indessen werden die Herausgeber ihr Ziel für erreicht halten, sobald in den europäischen Verhältnissen ein Ruhepunkt eingetreten, ein neuer Entwickelungsabschnitt ersichtlich ist.

Unbeschadet der Selbständigkeit und Abgeschlossenheit des Werkes bildet „**Die Gegenwart**“ zugleich die Fortsetzung des beliebten „**Conversations-Lexikon der Gegenwart**“, sowie ein **Supplement** zum „**Conversations-Lexikon**“, dessen Ergänzung und Weiterführung durch die großen Ereignisse bereits nothwendig geworden ist.

„**Die Gegenwart**“ schließt sich in Druck und Format der neunten Auflage des „**Conversations-Lexikon**“ an, und erscheint in Heften von vier Bogen, von denen zwölf einen Band bilden. Erschienen sind bis jetzt 24 Hefte oder zwei Bände. Der Preis eines Heftes beträgt

5 Ngr. = 18 Kr. Rhein.

Jeden Monat werden, jenachdem der Stoff es erheischt, zwei bis drei Hefte geliefert.

Leipzig, im Juli 1849.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Entwurf
zu einem
allgemeinen Deutschen Civilgesetzbuche
nebst Motiven.
Von
F. A. Freiherrn von Preuschen-Liebenstein.

Gr. 8. (32 Bogen.) Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser, welcher schon früher einen blos statt handschriftlicher Mittheilung gedruckten, von Sachkennern des Beifalls gewürdigten Entwurf zu einem nassauischen Ehe-, Verwandten- und Vormundschaftsrechte redigirt hat, unternahm es bereits im Jahre 1847, durch aufmunternde Stimmen competenter Gelehrten in seinem Vorhaben bestärkt, das vorstehend angezeigte Werk mit sorgfältiger Berücksichtigung des römischen und deutschen Rechts, sowie der neuern Gesetzbücher und mit Benutzung seiner eigenen praktischen Erfahrungen zu dem Zwecke auszuarbeiten, um hierdurch zur Anbahnung einer allgemein deutschen Gesetzgebung nach Möglichkeit beizutragen. Derselbe wünscht Nichts sehnlicher, als daß diese Vorarbeit tüchtigern Gelehrten Veranlassung gebe, ihre eigenen Kräfte dem von ihm angestrebten Ziele zu widmen, damit die Rechtseinheit in Deutschland baldigst zur Wahrheit werde.

Der gegenwärtige Entwurf umfaßt das gesammte Privatrecht mit Ausnahme des Handels-, Wechsel-, See-, Deich- und Bergrechts, und sind demselben erläuternde Motive beigefügt, welche auch dem Laien nicht ohne Interesse sein werden.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Allihn, Dr. ***F. H. Th.*** (Privatdocent in Halle),
Ueber die Bedeutung des Studiums des griechischen Alterthums für philosophische Bildung in gegenwärtiger Zeit. Gr. 8. 1840. Geh. Preis 12 Sgr.

Adolph Büchting in *Nordhausen.*

Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Deutsches Volksblatt. Eine Monatsschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von **R. Haas.** Drei Jahrgänge. 1845—47. Gr. 8. Geh.

Herabgesetzter Preis 16 Ngr.

Einzelne Jahrgänge 8 Ngr.

Hierzu erschien von dem Herausgeber:

Centralblatt. Ein Organ sämmtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihre Freunde. Gr. 8. 1845.

Herabgesetzter Preis 8 Ngr.

Das **Volksblatt** enthält eine überaus reiche Auswahl belehrender und unterhaltender Darstellungen von den beliebtesten und tüchtigsten Volksschriftstellern, und kann zu dem jetzigen beispiellos billigen Preise als ein nützliches Familienbuch bestens empfohlen werden.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à **Leipzig:**

RECUEIL
MANUEL ET PRATIQUE
DE TRAITÉS, CONVENTIONS
et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle.

Par Ch. de Martens et F. de Cussy.

Complet en cinq volumes.

In-8. Broch. 14 Thlr.

Ouvrages de Mrs. *de Martens* et *de Cussy* qui se trouvent également à l'adresse indiquée:

Guide diplomatique. Par *Ch. de Martens.* 2 vols. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. Par *le même.* 2 vols. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par *le même.* 2 vols. 8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul. Par *F. de Cussy.* 12. 1846. 3 Thlr.

Durch die **Ambrosi**'sche Buchhandlung in **Passau** oder beim **Herausgeber** ist zu beziehen:

Aelteste Denkmäler der deutschen Sprache
erhalten in
Ulfilas gothischer Bibel-Uebersetzung
von *Ign. Gaugengigl.*

Erster Theil: 1) Literaturgeschichte. 2) Alle von den namhaftesten Kritikern bisher besprochenen Stellen und Artikel. 3) Kritische Sprachlehre. 4) Etymologisch-kritisches Wörterbuch. 5) Alphabetisches Wörterbuch. 6) Kritisches Verzeichniss der Fremdwörter und der Eigennamen. *Zweiter Theil:* Urschrift und das Schlusswort.

Zweite Auflage. 1849.

Gr. 8. Brosch. Preis à 3 Fl. 24 Kr.

Rhea.

Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. **F. A. L. Thienemann.** Zweites Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das erste Heft (1846) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Herausgeber erscheint ferner bei mir:

Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. Erstes bis viertes Heft. Jedes Heft 4 Thlr.

In 10 Heften wird dieses wichtige Werk vollständig sein; das fünfte Heft ist unter der Presse.

Leipzig, im Juli 1849.

F. A. Brockhaus.

Für Familien, Lesecirkel und Museen.

Illustrirte Zeitung für 1849.

Wöchentliche Nachrichten
über alle
Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart,
über
Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst, Musik, Theater und Mode.

Mit jährlich über 1000 in den Text gedruckten Abbildungen.

Vierteljährlicher Pränumerationspreis 2 Thlr.

☞ Mit dem 1. Juli beginnt die Illustrirte Zeitung eine **Neue Folge**, und ladet die Verlagshandlung nicht allein die langjährigen Freunde und bisherigen Abonnenten der Zeitung, sondern auch alle Die, welche bisher noch nicht Gelegenheit hatten dieselbe näher zu prüfen, zum Abonnement auf dieselbe hierdurch ein.

Die Illustrirte Zeitung, das einzige Journal, welches die Tagesgeschichte, das öffentliche und gesellschaftliche Leben bildlich veranschaulicht, erscheint vom 1. Juli ab nach einem erweiterten Plane, in vergrößertem Formate, regelmäßig jeden Sonnabend in Nummern von 48 Foliospalten mit 12—15 in den Text gedruckten Abbildungen. Im Uebrigen verweisen wir auf den ausführlichen Prospect der Neuen Folge der Illustrirten Zeitung, welcher durch alle Buchhandlungen gratis verabfolgt wird.

Leipzig, Expedition der Illustrirten Zeitung.

☞ Bestellungen auf die Illustrirte Zeitung werden in allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

System der Physiologie.

Von

K. G. Carus.

Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 8 Thlr.

(Auch in 8 Heften zu 1 Thlr. zu beziehen.)

Leipzig, im Juli 1849.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Anton, Dr. **K. C.**, Die bewährtesten Heilformeln für die epidemische Cholera. Nebst einer ausführlichen pathologisch-therapeutischen Einleitung. Für praktische Aerzte zunächst für die Besitzer des „*Taschenbuchs der bewährtesten Heilformeln für innere Krankheiten*“ nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 3 Ngr.

Je mehr zu fürchten ist, dass die so vielen Tod und Verderben bringende asiatische Gästin sich in unsern vaterländischen Gauen einzubürgern versucht, desto lieber wird man Belehrung und Sicherung in diesem Buche suchen, was die Curmethoden aller der trefflichen Menschenfreunde in sich fasst, welche nichts unversucht liessen, diesem bösartigen Feinde auf das entschiedenste und gründlichste entgegen zu treten. Je schleuniger die kräftigste Hülfe bei Choleraanfällen nöthig ist, desto willkommener wird diese Sammlung der Heilformeln sein, daher insbesondere sie auch gebildeten Hausvätern, Landgeistlichen, Gemeindevorständen empfohlen werden kann.

Johann Ambrosius Barth.

Englische Wörterbücher
zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Von H. E. Lloyd und G. H. Nöhden. Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. Von Ch. Ludwig. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1832. 2 Thlr. 10 Ngr.

Herabgesetzter Preis 1 Thlr.

Vollständigkeit und **Correctheit** zeichnen diese Wörterbücher vor vielen ähnlichen Werken auf das vortheilhafteste aus; nur die in neuester Zeit mehrfach eingetretene Concurrenz hat mich veranlaßt die Preise derselben bedeutend zu ermäßigen.

Leipzig, im Juli 1849.

F. A. Brockhaus.

Taschenbücher
zu wohlfeilen Preisen.

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. 1839—48. Mit Bildnissen. 8. 18 Thlr. 20 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 5 Thlr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

☞ Von ältern Jahrgängen der Urania sind nur 1836—38 noch in einigen Exemplaren vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Zwanzig Jahrgänge. 1830—49. Gr. 12. 43 Thlr. 5 Ngr. **Herabgesetzter Preis:**

I.—XX. Jahrgang zusammengenommen 18 Thlr.
I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.
XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X., 1840—49) 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge (mit Ausnahme des letzten Jahrgangs) 1 Thlr. 10 Ngr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von J. Franck. Sechs Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. 17 Thlr. **Herabgesetzter Preis** 4 Thlr.

☞ Der zweite bis sechste Jahrgang werden auch jeder einzeln erlassen zu dem Preise von 12 Ngr.

☞ Vorstehende als werthvoll allgemein anerkannte Taschenbücher aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind zu obigen bedeutend herabgesetzten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wo auch eine ausführliche Anzeige mit specieller Angabe des reichen und anziehenden Inhalts der Werke zu erhalten ist.

Entomologie. Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

***Gravenhorst*, Ichneumonologia Europaea.** 3 Part. 8. maj. (184 B.) Statt 15 Thlr. nur 5 Thlr.

———, Beiträge zur Entomologie, besonders in Bezug auf die schlesische Fauna. Verfasst und herausgegeben von den Mitgliedern der Entomologischen Section der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Erstes Heft. Gr. 8. 2 Thlr.

Breslau.
Commissionsverlag von **Grass, Barth & Comp.**

Bei **E. B. Schwickert** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur meteorologischen Optik und zu verwandten Wissenschaften. In zwanglosen Heften herausgegeben von *J. A. Grunert*. Erster Theil, drittes Heft. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. 21 Ngr.

Lindner, W. W. (Professor Dr.), **Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte**, mit besonderer Berücksichtigung der dogmatischen Entwickelung. Zweite Abtheilung. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieser zweite Theil behandelt die Geschichte der Kirche vom 9. Jahrhundert an bis zur Reformation, und nimmt, außer einer eingehenden Behandlung des Dogmengeschichtlichen, auch namentlich auf die politischen Verhältnisse des Papstthums in Frankreich und Deutschland, sowie der Geistlichkeit zum Papst- und Kirchenthum, ohne deren genaue Erörterung die Kirchengeschichte dieser Zeit durchaus unverständlich bleibt, Rücksicht. Auch die Geschichte des Kirchenrechts, wie der kirchlichen Kunst, ist in übersichtlicher Darstellung aufgenommen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handwörterbuch
deutscher sinnverwandter Ausdrücke
von
Ch. F. Meyer.

Gr. 8. In fünf Heften zu 12 Ngr.

Das soeben versandte erste Heft gibt über den Plan und die Einrichtung dieses neuen synonymischen Wörterbuchs die beste Auskunft. Die übrigen Hefte werden in rascher Folge bis Ende dieses Jahres geliefert.

In gleicher typographischer Einrichtung erschien bereits in demselben Verlage:

Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch u. s. w., nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. Gr. 8. (In 8 Heften zu 8 Ngr.) 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

Bei **C. Gerold & Sohn** in **Wien** ist erschienen:

Dr. *L. Redtenbacher*,

Fauna Austriaca.
Die Käfer.

Nach der analytischen Methode bearbeitet.

Gr. 8. 1849. In Umschlag broschirt. 5 Thlr. 20 Ngr.

Allen Entomologen als das beste, genaueste und, insofern es die ganze deutsche Fauna enthält, umfassendste Werk über diesen Zweig der Naturwissenschaften angelegentlichst zu empfehlen. Damit zu verbinden ist desselben Verfassers

Systematisches Verzeichniss der deutschen Käfer, als Tauschkatalog eingerichtet. Geh. 8 Ngr. aus der Käfer-Fauna auf feinem Briefpapier besonders abgedruckt und wegen des so billig gestellten Preises auch den weniger Bemittelten in der erfoderlichen Anzahl Exemplare zugänglich.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Beiträge
zur Verfassung des Römischen Reichs.
mit besonderer Rücksicht auf die Periode von Constantin bis auf Justinian.

Von Dr. **E. Kuhn.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juli 1849.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1849 im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. V des Literarischen Anzeigers.)

22. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Achtundsechzigster und neunundsechzigster Band. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Inez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tasso**, Der befreite Elmer, übersetzt von Kris. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Gjoberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa**. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Indische Gedichte**. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LII. **Cue**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** Florentinische Geschichten, übersetzt von Neumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano**, Eurich, der Priester der Goten, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso**, Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël**, Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo**, Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Teutsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg**, Nils Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer**, Geschwisterlieben. 1 Thlr. — XLVIII. LXIX. **Bremer**, Sommerreise. 20 Ngr.

23. **Bequignolles (H. von), Hilario.** Dramatische Studie zu Goethe's Faust. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

24. **Bremer (Frederike), Sommerreise.** Eine Wallfahrt. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die vollständige Ausgabe von Frederike Bremer's Schriften besteht aus 19 Theilen und kostet 6 Thlr. 10 Ngr.; unter besondern Titeln werden ebenfalls einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., erlassen:

Die Nachbarn. Vierte Auflage. Zwei Theile.
Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage.
Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile.
Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile.
Die Familie H. Zweite Auflage.
Kleinere Erzählungen.
Streit und Friede. Dritte Auflage.
Ein Tagebuch. Zwei Theile.
In Dalekarlien. Zwei Theile.
Geschwisterlieben. Drei Theile.

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (in 1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

25. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Hundertneunundsiebenzigste bis hundertzweiundneunzigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:

in 15 Bänden zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
in 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr.,
in 240 Lieferungen zu dem Preise von 2½ Ngr.

nach und nach bezogen werden.

☞ Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

26. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von J. G. Heck. Vollständig in 120 Lieferungen. Hundertdreizehnte und hundertvierzehnte Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

Die letzten Lieferungen des Werks werden bestimmt im Laufe des Jahres 1849 erscheinen. Der den Abnehmern gratis zu liefernde erläuternde Text ist unter der Presse, und wird für die erste Abtheilung: „Mathematische und Naturwissenschaften", binnen kurzem ausgegeben.

27. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Einundzwanzigstes bis fünfundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste und zweite Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Ankündigungen werden auf den Umschlägen der **Gegenwart** abgedruckt und der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.

28. **Geldern-Crispendorf (B. von), Die Entzauberung Friedrich's I. des Rothbarts,** oder die Vermählung der Germania. Ein lyrisch-dramatisches Gedicht. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

29. **Grün (K.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.** Ein Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. Neue Ausgabe. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

30. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Zehnte Lieferung. (Röttger—Sekker.) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die elfte Lieferung (Sekker—Toroslewicz) ist ebenfalls zur Versendung fertig und der Schluß ist mit Bestimmtheit noch in diesem Jahre zu erwarten.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

31. **Kuhn (E.), Beiträge zur Verfassung des Römischen Reichs** mit besonderer Rücksicht auf die Periode von Constantin bis auf Justinian. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

32. **Löbe (W.), Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker.** Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln. Neue Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien auch in demselben Verlage:

Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. 1845. 1 Thlr.

33. **Most (G. F.), Der Hausarzt.** Ein vollständiges Handbuch der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt und herausgegeben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem bekannten Verfasser erschien außer mehren größern medicinischen Werken auch daselbst:

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medicinischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

34. **Preuschen-Liebenstein (F. A., Freiherr von), Entwurf zu einem allgemeinen deutschen Civilgesetzbuche nebst Motiven.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

35. **Recueil manuel et pratique de traités,** conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les rélations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron **Ch. de Martens** et le Baron **F. de Cussy.** Tome V. (Schluss.) Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 14 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 14 Thlr.

Ebendaselbst ist auch erschienen:

Guide diplomatique. Par **Ch. de Martens.** 2 vol. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. Par *le même.* 2 vol. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par *le même.* 2 vol. 8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul. Par **F. de Cussy.** 12. 1846. 3 Thlr.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen:

12. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Vierter Jahrgang. Nr. 14—26. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten, ebenso vollständige Exemplare der ersten drei Jahrgänge, geheftet zu 2 Thlr., elegant gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

13. **Dumas, Mémoires d'un médecin.** Tome XII—XIV. 8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Erschien auch unter dem Titel:

14. **Le Collier de la Reine.** Tome I—III. 8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien bereits in unserm Verlage:

La Dame de Monsoreau. 6 vol. in-8. 1845—46. 3 Thlr.

15. **Des Garanties données au Danemark** à l'égard du Schleswig par la France, L'Angleterre et la Russie, et de celles dont il est question aujourd'hui. 8. Geh. 5 Ngr.

16. **Minnesfest öfver J. J. Berzelius fråd af Litteratur-Sallskapet i Stockholm den 20 Januari.** 1849. 8. Stockholm. 15 Ngr.

17. **Raffelsperger (Franz), Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates.** (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hülfwerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. 45.—54. Heft. Gr. 8. (Wien.) Preis eines Heftes 20 Ngr.

** Wichtige Schrift. **

Bei **Ignaz Jackowitz** in Leipzig erschien soeben und ist im Buchhandel zu haben:

Die Weltstellung Rußlands in der Gegenwart.

Von

Johann Sporschil.

Gr. 8. Geh. im Umschlage. 7½ Ngr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Ueber die Zukunft der evangelischen Kirche.

Reden an die Gebildeten deutscher Nation.

Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Leipzig, 6. August 1849.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Zeitschrift
für die
hiſtoriſche Theologie.

In Verbindung mit der von **C. F. Illgen** gegründeten hiſtoriſch-theologiſchen Geſellſchaft zu Leipzig herausgegeben von

Dr. C. W. Niedner.

Jahrgang 1849. Gr. 8. 4 Thlr.

Zweites und drittes Heft.

Inhalt: IV. Theologiſcher Briefwechſel zwiſchen Landgraf Philipp von Heſſen und Herzog Georg von Sachſen aus den Jahren 1525—27. Mitgetheilt von **J. K. Seidemann.** — V. Des Flacius Erbſünde-Streit. Hiſtoriſch-literariſch dargeſtellt von **Eduard Schmid.** — VI. Die Entſtehung und erſte Entwickelung der Presbyterialverfaſſung in der reformirten Kirche Frankreichs in den Jahren 1559—65. Von **Auguſt Ebrard.** — VII. Die drei jüdiſchen Sekten: Phariſäer, Sadducäer, Eſſäer. Dargeſtellt von **Bilfinger.** — VIII. De subsistentia τῷ λόγῳ apud Philonem Judaeum et Joannem Apostolum tributa. Quaestio proposita ab *editore* huius dissertationum collectionis. — IX. Georg Wizel und die kirchliche Union. Von **F. A. Holzhauſen.** — X. Urkundliche Beiträge zur Geſchichte der Reformation in Trier im Jahre 1559. Von **Heinrich Heppe.** — XI. Zur Reformationsgeſchichte von Ulm. Wie die Ulmer auf dem Reichstag zu Speier ſich verantworten ſollen. Aus archivaliſchen Quellen, von **Melchior Kirchhofer.** — XII. Des Johannes Musculus, Pfarrers in der Lebuſer Vorſtadt zu Frankfurt a. d. Oder, Landesverweiſung. Von **Chr. Wilh. Spieker.**

Leipzig, im Auguſt 1849.

F. A. Brockhaus.

In der **Elwert**'ſchen Univerſitäts-Buchhandlung zu **Marburg** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Collmann, Dr. E., Franzöſiſche Grammatik für Gymnaſien und Studirende. Nach Friedrich Dietz. Broſch. 27½ Bogen. Gr. 8. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

Vilmar, Dr. A. F. C., Geſchichte der deutſchen National-Literatur. Dritte vermehrte Auflage. Zwei Bände. Broſch. 2 Thlr. 15 Sgr. = 4 Fl. 30 Kr.

Elwert, A., Ungedruckte Reſte alten Geſangs. Zweite Auflage. Broſch. 4½ Bogen. 10 Sgr. = 36 Kr.

Vorländer, Dr. F., Wiſſenſchaft der Erkenntniß. Broſch. 22 Bogen. 1 Thlr. 15 Sgr. = 2 Fl. 42 Kr.

Schmitt, Karl, Dichtungen. Broſch. 6½ Bogen. 10 Sgr. = 36 Kr.

Wagner, Dr. J. G., Geſchichte der Stadt und Herrſchaft Schmalkalden, nebſt einer kurzen Ueberſicht der Geſchichte der ehemaligen gefürſteten Grafſchaft Henneberg. Broſch. 27½ Bogen und 4 Tabellen. 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr.

Hildebrand, Dr. B., Urkundenſammlung über die Verfaſſung und Verwaltung der Univerſität Marburg unter Philipp dem Großmüthigen. 4. Broſch. 13 Bogen. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

Haſſenkamp, Dr. F. W., Heſſiſche Kirchengeſchichte ſeit den Zeiten der Reformation. Erſte bis dritte Lieferung. Gr. 8. Broſch. 1 Thlr. 15 Sgr. = 1 Fl. 54 Kr.

An alle Buchhandlungen iſt bereits verſandt:

Worte zur Erinnerung an Friedrich Jacobs

von **Ph. H. Welcker.**

4. Geh. 12 Sgr.

Sämmtlichen geehrten Abnehmern dieſer mit großem Beifall aufgenommenen Gedächtnißſchrift überlaſſen wir

Delectus epigrammatum Graecorum, quem nov. ord. concinnavit **Frid. Jacobs.** Ladenpreis 2 Thlr.

für die Hälfte des Preiſes, **alſo für einen Thaler,** um auch von unſerer Seite das gefeierte Andenken des großen Geſchiedenen durch dieſes Opfer zu ehren.

Hennings'ſche Buchhandlung in Gotha.

In unſerm Verlage erſchien ſoeben und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Der Räuber und ſein Kind.

Roman

von **Karl Auguſt Mayer.**

(Verfaſſer von: „Neapel und die Neapolitaner.“)

8. Geh. 1½ Thlr.

Oldenburg, 4. Auguſt 1849.

Schulze'ſche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Heimbach, Guſtav Ernſt, Die Lehre von dem Creditum nach den gemeinen in Deutſchland geltenden Rechten. Gr. 8. 3 Thlr. 21 Ngr.

Johann Ambroſius Barth.

Zu herabgeſetztem Preiſe iſt fortwährend durch alle Buchhandlungen von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Der Führer
in das
Reich der Wiſſenſchaften und Künſte.

Funfzehn Abtheilungen. Mit 515 Abbildungen.

Herabgeſetzter Preis 2 Thlr.

Jede Abtheilung zu herabgeſetztem Preiſe einzeln:

Anleitung zum Selbſtſtudium der Mechanik. Zweite Auflage. (Früher 12 Ngr.) Jetzt 4 Ngr. — Hydroſtatik und Hydraulik. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Pneumatik. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Akuſtik. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Pyronomik. Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Optik. Zweite Auflage. (12 Ngr.) 4 Ngr. — Electricität, Galvanismus und Magnetismus. Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Mineralogie. (22 Ngr.) 8 Ngr. — Kryſtallographie. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Geologie. (26 Ngr.) 8 Ngr. — Verſteinerungskunde. (15 Ngr.) 8 Ngr. — Chemie. (22 Ngr.) 8 Ngr. — Bergbau und Hüttenkunde. (15 Ngr.) 8 Ngr. — Meteorologie. (12 Ngr.) 4 Ngr. — Anfangsgründe der Botanik. Zweite Auflage. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Das vorſtehende Werk bildet eine vollſtändige kleine **Bibliothek zum Studium der Naturwiſſenſchaften;** für den Werth ſprechen die mehrfach nöthig gewordenen neuen Auflagen der einzelnen Abtheilungen.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Erster und zweiter Band.

Gr. 8. Geheftet jeder Band 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt des ersten und zweiten Bandes (Heft 1—24):

Die französische Revolution vom Februar 1848. — Das deutsche Volk in seiner Verbreitung über die Erde. — Die socialen Bewegungen der Gegenwart. — Das Planetensystem der Sonne nach den neuesten Entdeckungen. — Die preußischen Ostprovinzen und ihre Weltstellung. — Das volksthümliche Heerwesen. — Die geographisch-politische Weltlage Italiens. — Baiern und sein König Ludwig I. — Der christliche Staat. — Der pariser Straßenkampf vom Juni 1848. — Staatsdienst und Staatsdiener. — Schamil und der heilige Krieg im Osten des Kaukasus. — Der Socialismus und Communismus in Frankreich. — Die Realschulen oder höhern Bürgerschulen. — David Friedrich Strauß. — Die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in Deutschland. — Die Familie Cavaignac. — Die mainzer Vorgänge vom Mai 1848. — Die deutsche Kriegsflotte. — Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands. — Joseph Freiherr von Jellachich. — Die Todesstrafe. — Die Kartoffeln. — Fürst Michael Woronzoff. — Die Arbeit und ihr Entwickelungsgang in der Geschichte. — Erzherzog Johann von Östreich. — Die Grenzen Deutschlands aus dem Gesichtspunkte der Vertheidigung. — Das Königreich Belgien in seiner politisch-geschichtlichen Entwickelung. — Die Cholera. — Die Familie Bagern. — Der Deutsche Bund bis zur Epoche von 1830. — Getreidegesetze, Getreidehandel und Getreidetheuerung. — Der Sonnenkörper und seine Umhüllungen. — Preußen vor dem Februarpatent von 1847. — Ludwig Feuerbach. — Das polnische Volk seit der Revolution von 1831. — Rudolf Camphausen. — Der Chemismus in der Medicin. — Das Jagdwesen. — Die Jesuiten in Europa seit Auflösung des Ordens durch Clemens XIV. Erster Abschnitt. **— Nikolaus I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland. — Baden vor den Ereignissen von 1848. — Graf Pellegrino Rossi. — Der Deutsche Bund seit 1830 bis zur Auflösung des Bundestages im Jahre 1848. — Schleswig-Holstein bis zur Erhebung im Jahre 1848. — Die Slawen und die panslawistischen Tendenzen. — Die sociale Bewegung und der Socialismus in England. — Joseph von Görres. — Die Kosacken. — Berlin in der Bewegung von 1848. — Belgiens gegenwärtige Zustände. — Die Jesuiten in Europa seit Auflösung des Ordens durch Clemens XIV.** Zweiter Abschnitt. **— Das deutsche Vorparlement. — Ludwig Napoleon Bonaparte, Präsident der Republik, und die Napoleoniden.**

Dieses Werk, das sich fortwährend der steigenden Theilnahme des Publicums aller Stände erfreut und von den ausgezeichnetsten Schriftstellern des In- und Auslandes ausgeführt wird, verbreitet sich in populairer Darstellung über die Erscheinungen, Ereignisse und Persönlichkeiten der Zeitgeschichte im Staats- und Gesellschaftsleben, in Kunst und Wissenschaft. Dasselbe schreitet nach einem sorgfältig festgestellten Plane vor, und wird mit seiner Vollendung ein organisches Ganze bilden, das in der Summe der einzelnen Artikel Alles enthält, was der gegenwärtige Zeitabschnitt Neues, Denkwürdiges und Großes aufzuweisen hat. Unbeschadet der Selbständigkeit ist die Gegenwart zugleich als Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon

zu betrachten, sowie als Neue Folge des beliebten

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Von der **„Gegenwart"** erscheinen monatlich 2—3 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden.

Leipzig, im August 1849.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № X.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Goethe-Literatur.

Veranlaßt durch Goethe's hundertjährigen Geburtstag erschien bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Goethe's

Verdienste um unsere nationale Entwickelung.

Zur Goethe-Feier am 28. August 1849.

Von

W. Aßmann.

Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's.

Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung.

Von

K. G. Carus.

Mit einer Tafel. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Bei dieser Gelegenheit empfehle ich zugleich folgende in meinem Verlage erschienene Werke:

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von **J. P. Eckermann.** Zweite mit einem Register versehene Ausgabe. Zwei Theile. 1837. 8. 4 Thlr.

Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von **Johannes Falk.** Zweite Auflage. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorf. 1839. 8. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 1849.

Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; Beilagen u. dgl. werden mit ⅔ Thlr. für das Tausend berechnet.

August. Nr. 344—347.

Inhalt: *Giacomo Meyerbeer. — Ueberlandreise um die Erde in den Jahren 1841 und 1842. (Fortsetzung.) — Steingräber in Schottland. — *Reutlingen. — *Die Csikos, Kanassen, Gulpassen und Halassen. — Ein neunzigjähriger Schauspieler. — Zur Statistik der Negersklaverei. — Der Mann in der Bouteille. — Die geoffenbarte Seeschlange. — *Ferdinand II., König von Sicilien. — Zur Gewerbstatistik von London. — Die große Sündflut 1524 und der Untergang der Welt 1533. — Der Schoosshund der Kaiserin Josephine. — *Hermannstadt. — Der dramatische Juwelier. — Schiffahrt in den arktischen Meeren. — Die Wlachen in der Türkei. — *Albrecht IV. der Weise, von Baiern. — Amerikanische Antipathie gegen Farbige. — Die Elektricität und die Cholera. — Die uralten Thürme in Sardinien. — Auch eine Theilung. — Das Todte Meer. — *Wunderbare Rettung. — Der ehemalige Ardenner Wald in England. Abenteuer eines Gemsjägers. — Kriegsleben. — *Goethe und die Säcularfeier seiner Geburt. — Kluge Leute fehlen auch, wissen sich aber zu helfen. — **Miscellen u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. **Band** (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. **Band** (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. **Band** (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge zusammengenommen 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge sechster Jahrgang (1848) kostet 2 Thlr.

Ferner sind im **Preise bedeutend herabgesetzt:**

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Bände 15 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
National-Magazin. Ein Band. }

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Staatsweisheit, die, der Bibel. Uralte Stimmen an die neueste Zeit in Aussprüchen und Erzählungen der heiligen Schrift übersichtlich zusammengestellt von einem Bibelforscher. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dieser die Verhältnisse unserer Tage so nahe berührende Auszug aus der heiligen Schrift ist im ersten Buche zur dritten, im zweiten bis fünften Buche zur zweiten Auflage gelangt. Das eigene Schicksal dieses denkwürdigen Opfers des leidigen Censurzwanges wird nunmehr vollständig sich einen um so größern Kreis von Freunden erwerben, und kann nun Hoch und Niedrig als ein wahrer Balsam in der Gegenwart betrachtet werden; Lehrer der Religion aber werden in ihm die reichste Fundgrube für ihre Vorträge finden.

Johann Ambrosius Barth.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Species Algarum.

Auctore

F. T. Kützing.

Gr. 8. Geh. 7 Thlr.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1843 bereits ebendaselbst:

Phycologia generalis, oder **Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange.** Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 8. In Carton. 40 Thlr.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen:

Histoire de la révolution de 1848.

Par

A. de Lamartine.

2 vol. (En 8 livraisons.) In-8. 2 Thlr.

Ferner von demselben Verfasser:

Les Confidences. 1 vol. (En 5 livr.) In-8. 1 Thlr.
Raphaël, pages de la vingtième année. 1 vol. In-8. 22½ Ngr.
Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 8 Thlr.
Geschichte der Girondisten. Aus dem Franz. 8 Bände. 8 Thlr.

Mémoires d'outre-tombe.

Par

M. de Chateaubriand.

En 10 vol. Tome 1 à 5. Jeder Band 15 Ngr.

Mémoires d'un médecin.

Par

Alexandre Dumas.

Tome 1 à 14. In-8. Jeder Band 15 Ngr.

Mit dem 13. Bande begann die neue Serie dieses interessanten Romans unter dem Titel „*Le collier de la reine*", welche auch ein selbständiges Ganze bildet.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Verzeichniss werthvoller Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von *F. A. Brockhaus* in *Leipzig* zu bedeutend ermässigten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

In meinem Verlage iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Proteſtantismus

nach ſeiner geſchichtlichen Entſtehung, Begründung und Fortbildung.

Von

F. A. Holzhauſen.

Zweiter Band: Die geſchichtliche Begründung des Proteſtantismus.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieſer Band enthält die Geſchichte der Reformation in Deutſchland, der Schweiz, den Niederlanden, Schottland, England, Dänemark und Schweden, und verfolgt, während er die Begründung des proteſtantiſchen Princips in dieſen Ländern darſtellt, den Zweck, den Einfluß des religiöſen Elements auf die Bildung des Nationalcharakters in das Licht zu ſetzen, unter dem Standpunkte, daß die deutſche Nation, von welcher die Reformation ausgegangen iſt, durch die ſittliche Geſtaltung ihrer Volksthümlichkeit an die Spitze des neuern Europa zu treten berufen iſt. — Der erſte Band dieſes Werkes erſchien 1846 und koſtet 2 Thlr., der dritte Band bildet den Schluß und wird im nächſten Jahre herauskommen.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Soeben iſt **vollſtändig** erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Longet (F. A.), Anatomie und Physiologie

des Nervensystems des Menschen und der Wirbelthiere mit pathologischen Beobachtungen und mit Versuchen an höhern Thieren ausgestattet. **Eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift.** Uebersetzt und mit den Ergebnissen deutscher, englischer und französischer Forschungen aus den letzten Jahren bis auf die Gegenwart ergänzt und vervollständigt von Dr. **J. A. Hein.** Mit lithographirten Tafeln. Zwei Bände. Gr. 8. 8 Thlr.

Diese Uebersetzung von Longet's «*Anatomie et physiologie du système nerveux*» erhält dem Buche seinen Werth als Quelle für die Beobachtungen und Ansichten eines der ausgezeichnetsten lebenden Experimentatoren, und durch eingeschaltete *Zusätze ist es mit allen irgend wichtigen Leistungen der letzten Jahre auf das sorgfältigste vervollständigt.*

Leipzig, im September 1849.

Brockhaus & Avenarius.

Durch alle solide Musikhandlungen zu haben:

ROTHKÄPPCHEN für Piano von KULLAK.

Idylle, Op. 50, ¾ Thlr., ist jetzt erschienen. Schon vor dem Druck im Manuscripte verbreitet und viel gehört war diese Idylle Liebling des Publicums, und hatte den Rang eingenommen gleich dem Poëme d'amour von Henselt, der Chasse, Réveries und Tarantella von Heller, dem Elfenreigen-Impromptu und Saltarello von Kullak, der Elégie und dem Ungarischen Sturmmarsch von Liszt, der Najade von Taubert. Das vierhändige Arrangement von Klage 25 Sgr.

Berlin, **Schlesinger**'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei **Gustav Olawski** in Trzemeszno iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu beziehen:

Der Vocal in den Wurzeln deutſcher Wörter, beleuchtet von **Eduard Olawski**, Profeſſor am königl. Gymnaſium zu Liſſa. Preis 24 Sgr.

Volks-Bibliothek.

Sechster Band:

Geſchichte der evangeliſchen Kirche ſeit der Reformation.

Von

C. G. H. Lentz.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Die frühern Bände der „Volks-Bibliothek", von denen jeder einzeln zu haben iſt, enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von Ch. L. Haken. Zweite Auflage. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. 1845. 1 Thlr.

II. **Der alte Heim.** Von G. W. Keßler. Zweite Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Thlr.

III. **Die Sprichwörter der Deutſchen.** Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.

IV. **Der deutſchen Auswanderer Fahrten und Schickſale.** Von F. Gerſtäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 1847. 1 Thlr.

V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von R. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsſchauplatzes. 1848. 1 Thlr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Dreissigstes Heft.

Inhalt: **Das Strafverfahren mit Geschworenen** gegenüber dem bisherigen deutschen Strafverfahren. (Schluß.) — **Heinrich Pestalozzi und seine Bedeutung für unsere Zeit.** — **Joseph Bem.** — **Obercalifornien,** seine Geschichte, seine Naturbeschaffenheit, seine Culturzustände.

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste und zweite Band kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **William Löbe.**

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Zehnter Jahrgang. 1849. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. Insertionsgebühren für die Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

August. Nr. 31—34.

Inhalt: Rechenschaftsbericht des Ausschusses des landwirthschaftlichen Vereins für den Oberamtsbezirk Ludwigsburg im Würtembergischen von 1848—49. — Das Binden des Dürrfutters bei der Ernte. — Aphorismen über Obstbau. — Die Luzerne. — Aus Oestreich. — Kritische Bemerkungen zu August Hamilton's Branntweinbrennerei-Erfahrungen. — Entgegnung auf einige Bemerkungen der Redaction, den Kartoffelbau betreffend. — Die verschiedenen Aufstellungsmethoden des Getreides. — Beitrag zur Beantwortung der Anfragen in Nr. 11 v. J. und in Nr. 20 d. J. der Landwirthschaftlichen Dorfzeitung, Brennereianlage betreffend. — Der Erdepheu. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land,** Nr. 31—34.

Neuer Verlag von **J. L. Schrag** in **Nürnberg:**

Ohm, G. S. (Rector der polytechnischen Schule in Nürnberg), **Beiträge zur Molecular-Physik.** Erster Band: **Grundriss der analytischen Geometrie im Raume am scharfwinkeligen Coordinaten-Systeme.** 75 Druckbogen in gr. 4. Mit 1 Kupfertafel. 4 Thlr., oder 6 Fl. 24 Kr.

***Kobell, Fr. v.,* Die Geognosie, als Anhang zu dessen Lehrbuch der Mineralogie,** leichtfasslich bearbeitet. 8. 8 Ngr., oder 24 Kr. *Mit der Mineralogie* 1 Thlr. 6 Ngr., oder 1 Fl. 48 Kr. Für Gewerbsschulen auf 10 Ex. 1 frei.

***Mann, Fr.,* Populaire Vorlesungen über Natur und Geist.** 8. In Umschlag 15 Ngr., oder 45 Kr.

Der neueste Roman von **L. Schücking:**

Ein Sohn des Volkes.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

ist soeben im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Von dem Verfasser erschienen daselbst auch folgende Romane: **Ein Schloß am Meer.** Zwei Theile. — **Die Ritterbürtigen.** Drei Theile. — **Eine dunkle That.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Winter-Semester 1849—50 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang ist am 19. October.

Theologische Facultät.

Dr. Engelhardt: Uebungen des kirchenhistorischen Seminars, Kirchengeschichte, Dogmengeschichte. — Dr. Höfling: Uebungen des homiletischen und katechetischen Seminars, Homiletik, protestantisches Kirchenrecht. — Dr. Thomasius: Dogmatik, Geschichte der neuern Theologie, ausgewählte Stellen des Neuen Testaments. — Dr. Hofmann: biblische Theologie, Buch Hieb, Brief Pauli an die Galater. — Dr. Ebrard: Brief an die Hebräer, neutestamentliche Einleitung, alttestamentliches Exegeticum. — Dr. von Ammon: Uebungen im Pastoralinstitute, Symbolik und Polemik. — Dr. Schmid: Kirchengeschichte von der Reformation an, Symbolik. — Schöberlein: Ethik, Schleiermacher's Dogmatik, dogmatische Conversatorien. — Dr. Nägelsbach: Evangelium Johannis, kleine Propheten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Rechts, äußere und innere römische Rechtsgeschichte, Erbrecht. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, gemeines und bairisches Criminalrecht, einzelne Lehren des Strafprocesses. — Dr. Schelling: bairisches Staatsrecht, gemeiner und bairischer ordentlicher Civilproceß, Grundlinien des französischen Civilgerichtsverfahrens. — Dr. von Scheurl: Institutionen und Geschichte des römischen Rechts, katholisches und protestantisches Kirchenrecht, ausgewählte Pandektenstellen. — Dr. Gerber: gemeines deutsches Privatrecht mit Einschluß des Handels-, Wechsel- und Lehenrechts, Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft. — Dr. Gengler: deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, europäisches Völkerrecht, Vertheidigungskunst im Strafprocesse. — Dr. Ordolff: Philosophie des Rechts, gemeines und bairisches Kirchenrecht, ausgewählte Lehren des römischen Civilrechts.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: menschliche pathologische Anatomie, menschliche specielle Anatomie, Secirübungen. — Dr. Koch: kryptogamische Gewächse Deutschlands und der Schweiz. — Dr. Leupoldt: Anthropologie und Psychologie, allgemeine Pathologie und Therapie, Conversatorien über Gegenstände der Theorie der Medicin. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik, Geburtskunde. — Dr. Heyfelder: Chirurgie mit Inbegriff der Akiurgie, chirurgische Klinik, Bandagenlehre. — Dr. Canstatt: specielle Pathologie und Therapie, medicinische Klinik und Poliklinik. — Dr. Will: allgemeine und medicinische Zoologie, Encyklopädie und Methodologie der Medicin, Anthropologie und Psychologie, allgemeine und specielle Physiologie des Menschen. — Dr. Trott: Arzneimittellehre, medicinische Policei. — Dr. von Gorup-Besanez: allgemeine organische Chemie, Nahrungsmittel und Lebensbedürfnisse in ihren chemischen, diätetischen und forensischen Beziehungen, chemisches Practicum. — Dr. Solbrig: psychiatrische Klinik mit Uebungen in gerichtlich-psychologischen Gutachten. — Dr. Wintrich: Auscultationscursus, Krankheiten der Milz, des Magens und des Darmkanals, Casuisticum medicum.

Philosophische Facultät.

Dr. Kastner: Gesammtnaturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie in Verbindung mit Stöchiometrie, Agricultur- und Kameralchemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Statistik, allgemeine Geschichte, Geschichte der Alten Welt bis zur Völkerwanderung, Geschichte des Königreichs Baiern. — Dr. Döderlein: Uebungen des philologischen Seminars, Germania und Agricola des Tacitus, Literaturgeschichte. — Dr. von Raumer: allgemeine Naturgeschichte, über Baco. — Dr. von Staudt: analytische Geometrie, Astronomie. — Dr. Fischer: Einleitung in die Philosophie, Logik und Metaphysik, Religionsphilosophie. — Dr. Nägelsbach: Erklärung des Livius, lateinische Stilübungen, einige Staatsreden des Demosthenes, Geschichte der griechischen Theologie. — Dr. von Schaden: Encyklopädie und Methodologie des gesammten wissenschaftlichen Gebiets, Geschichte der griechischen Philosophie von Thales bis Proklus, Geschichte der Architektur und Plastik. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Kameralwissenschaft, Policei, Nationalökonomie. — Dr. Winterling: deutsche Literatur von Luther bis auf die neueste Zeit, Shakspeare's Hamlet, englische, italienische und spanische Sprache. — Dr. von Raumer: neuere Geschichte Europas und seiner Colonien vom Abfall der Nordamerikanischen Freistaaten bis zur Gegenwart. — Dr. Stahl: Nationalökonomie, Finanzwissenschaft. — Dr. Heyder: Logik und Metaphysik, Philosophie des Staats (Politik). — Dr. Martius: Pharmakognosie des Thier- und Pflanzenreichs, Anweisung die chemischen officinellen Präparate auf ihre Reinheit zu prüfen, Examinatorium aus dem Gebiete der Pharmacie. — Dr. Schnizlein: medicinisch-pharmaceutische Botanik mit Charakteristik der natürlichen Pflanzenfamilien, Kryptogamenkunde, Excursionen, Pflanzengeographie.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Reitkunst Flinzner, die Fechtkunst Quehl.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Bündniß

der

drei Königreiche Preußen, Sachsen und Hannover

vom 26. Mai 1849.

Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung

von

A. E.

Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Luise,
Königin von Preussen.

Dem

deutschen Volke

gewidmet.

Motto:

„Die Einheit Deutschlands liegt mir am Herzen. Sie ist ein Erbtheil meiner Mutter."

Friedrich Wilhelm IV.

Zweite neu bearbeitete Auflage. Gr. 8. XX und 450 Seiten. Preis 2 Thlr.

Jene Worte, mit denen der König beim Dombaufeste 1848 in Köln das Gedächtniß seiner Mutter feierte, die einst selbst von Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinzen schrieb: „Er hängt vorzüglich an der Mutter" — jene damals durch ganz Deutschland wiederhallenden Königsworte: in der vorliegenden Biographie, die gleichsam den historischen Commentar dazu bildet, finden sie ihre volle, klare Erläuterung aus den Quellen der Geschichte, aus den Zeugnissen der Zeitgenossen und aus den eigenen Briefen der Königin, die man mit Recht „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" genannt hat.

Wie das frische, schöne Jugendleben Luisens, so auch wird die große patriotische Bedeutsamkeit der Königin hier zum ersten male in der ganzen Hoheit ihres Geistes, in der vollen Tiefe ihres Herzens authentisch dargestellt. Die trefflichste Grundlage zu diesem Lebensbilde bot die 1814 erschienene Biographie der Königin aus der Feder der Frau von Berg, der Gesellschafterin und Freundin der Monarchin. Außerdem war es dem Bearbeiter vergönnt, neue hochinteressante Briefe der Königin mitzutheilen; Briefe, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. — Die Beweiskraft des Buches für „die echt deutsche Gesinnung der Königin" und „der reiche in demselben niedergelegte Stoff" fand bereits in einem „Zur preußischen Geschichte" überschriebenen Artikel der Allgemeinen Zeitung, vom 6. Sept. 1849, die verdiente Anerkennung, die ihm ohne Zweifel auch von Seiten des deutschen Volkes, dem es gewidmet ist, zu Theil werden wird.

Berlin, im October 1849.

Ferd. Dümmler's Buchhandlung.

Interessante Neuigkeit.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe
aus
Frankfurt und Paris
1848—1849
von
Friedrich von Raumer.
Zwei Theile.
Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Leipzig, im October 1849.

F. A. Brockhaus.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **William Löbe.**

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Zehnter Jahrgang. 1849. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. Insertionsgebühren für die Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden mit ⅔ Thlr. für das Tausend berechnet.

September. Nr. 35—39.

Inhalt: Ueber die Einführung der breiten Wagenspur mit besonderer Beziehung auf das Königreich Sachsen. — Mein Uebergang von der Dreifelderwirthschaft zur Fruchtwechselwirthschaft, und die segensreichen Erfolge derselben. — Den Weideklee betreffend. — Die großen Vortheile zweckmäßiger Kleegrassaaten. — Die Quecke (Triticum repens) und ihre Vermehrung in den Klee- und Grasschlägen. — Aus Rheinpreußen. — Noch eine Beurtheilung des Handbuchs des Ackerbaues von William Löbe. — Die wilde Kastanie und ihr Nutzen. — Aufhebung und Ablösung der Hutungsverbände. — Kurze Bemerkungen für den Land- und Hauswirth. — Die nordamerikanische Dreschmaschine. — Ein Wunsch in Betreff der Productenpreise. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land, Nr. 35—39.

*** Wichtige Neuigkeit. ***

Bei **Ignaz Jackowitz** in **Leipzig** erschien soeben und ist im Buchhandel zu haben:

Die
europäische
Kriegs- und Friedensfrage.
Von
Johann Sporschil.
Gr. 8. Velinpapier. Geh. im Umschlag. 7½ Ngr.

☞ Auf diese wichtige Schrift wird ganz besonders aufmerksam gemacht! —

In wohlfeiler Ausgabe ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Hausarzt.
Ein vollständiges Handbuch der vorzüglichsten und wirksamsten Volks- und Hausarzneimittel aller Länder.
Von Dr. **G. F. Most.**
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem bekannten Verfasser erschien außer mehren größern medicinischen Werken auch daselbst:

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medicinischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ansichten der Natur

von

Alexander von Humboldt.

Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Zwei Theile. 8. Broschirt. Preis 2 Thlr. 20 Ngr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Bald nach seiner Rückkehr aus der Neuen Welt, wo er durch erstaunliche wissenschaftliche Thätigkeit den Grund zu seinem Ruhme gelegt, gab Alexander von Humboldt seine „Ansichten der Natur" heraus, ein Buch, das eine Reihe der anziehendsten Naturbilder in der edelsten Sprache enthielt, wobei jedem Abschnitt wissenschaftliche Erläuterungen beigegeben waren. Humboldt verfolgte dabei den doppelten Zweck, „die Phantasie zu beschäftigen, und durch Vermehrung des Wissens das Leben mit Ideen zu bereichern". Er wollte nicht nur eine geistreiche Lecture bieten; er wollte, indem er der belebten Schilderung einzelner Landstriche und Naturerscheinungen die wissenschaftlichen Belege beifügte, den Leser mit dem wahren Wesen der auf strenge Beobachtung gegründeten Wissenschaft bekannt machen; er wollte ihm durch die Einsicht in die durch die ganze Natur herrschende Gesetzlichkeit eines der reinsten und kräftigsten Bildungsmittel an die Hand geben. — Seit der ersten Ausgabe dieses vortrefflichen Buchs ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen. Mit dem Rufe des großen Naturforschers haben sich seitdem alle Zweige der Wissenschaft mächtig ausgebreitet, eine Menge ganz neuer Begriffe und Anschauungen sind zur Geltung gekommen, und so erwarb sich Der kein geringes Verdienst, der ein Buch, das seiner Zeit für die deutsche Cultur von nicht geringer Bedeutung gewesen, nach den heutigen Standpunkten umarbeitete. Daß es aber dem hochverehrten Verfasser nach mehr als einem Menschenalter vergönnt sein sollte Dies noch selbst zu vollbringen, Das erscheint uns als die wunderbare Krönung des reichsten und fruchtbarsten Lebens. Kaum hatte der Achtzigjährige mit seinem „Kosmos" dem gebildeten Europa das werthvollste Geschenk gemacht, so griff er mit Liebe zum bedeutenden Werk seiner Jugend, um es zum Genuß eines neuen Geschlechts zu verjüngen. — Die neue Ausgabe ist fast um die Hälfte stärker als die zwei frühern; mehre Abschnitte sind ganz neu, die wissenschaftlichen Erläuterungen sind fast alle ergänzt oder durch neue inhaltreichere ersetzt; die den ältern unserer Zeitgenossen so werthen „Ansichten der Natur" sind nach dem heutigen Stande des Naturwissens und nach dem Bedürfnisse der Zeit völlig umgeschmolzen. — Humboldt selbst spricht es im Vorwort aus, daß die Verbindung eines literarischen und eines rein wissenschaftlichen Zwecks eigenthümliche Schwierigkeiten darbiete. Schwerlich mochte einer der jetzt Lebenden eine solche Aufgabe glücklicher lösen als der Mann, bei dem sich, was so selten ist, der höchste wissenschaftliche Scharfsinn und das ausgebreitetste Wissen mit dem bedeutendsten schriftstellerischen Talent vereinigt finden. Dieses Buch ist für alle Bildungslustigen von größter Bedeutung, und wer es genossen und darüber der wirren Gegenwart Deutschlands vergessen hat, der mag Trost aus dem Gedanken schöpfen, auf welcher Höhe ein Volk stehen muß, aus dessen Geist solche Werke geboren werden.

Stuttgart und Tübingen, im October 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 1849.

Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; **Beilagen** u. dgl. werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

September. Nr. 348—352.

Inhalt: * Richard Löwenherz und Blondel. — Ueberlandreise um die Erde in den Jahren 1841 und 1842. (Fortsetzung.) — Schwarzer Regen in Irland. — * Mittagsmahlzeit auf dem Vordercastell eines Auswandererschiffs. — * Temeswar. — Der 12.—14. November, oder Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine. — Pizarro's Gebeine. — Balthasar Kademann. — Frühuhr der Vögel. — * Augsburg. — Seltener Tausch. — * Die Laufbohnen. — * Die Lesghier im Kaukasus. — Ehrlich währt am längsten. — Der Schiffbruch des Avenger. — Ein Küchenzettel aus dem Kloster auf dem Petersberge. — * John Flarman. — Die Flasche ohne Boden. — * Victor Emanuel, König von Sardinien. — Der Lappe, Hund und Bär. — * Der Riesensalamander. — * Erlau. — Die neueste Kunde von den Falklandsinseln. — Es ist unglaublich und wurde doch geglaubt! — Winterlicher Schutz der Roßkastanien- und Acacienknospe. — Das Schulwesen in Hobart-Town. — Glückliche Rettung. — * Australien. — * Schloß Jacques-Coeur in Bourges. — * Römisches Wandgemälde. — Brief auf einer Reise nach Californien. — Die Derwische. — * Homburg vor der Höhe. — Die Wolga. — * Die Ruinen des großen Opernhauses und des Zwingers in Dresden. — * Der schöne Brunnen in Nürnberg. — Die arme Kröte. — Aus Californien. — **Miscellen u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. **Band** (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. **Band** (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. **Band** (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge **zusammengenommen** 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge sechster Jahrgang (1848) kostet 2 Thlr.

Ferner sind im **Preise bedeutend herabgesetzt:**

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr.
Einzelne Bände 15 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände.
National-Magazin. Ein Band.
} Jeder Band 10 Ngr.

Leipzig, im October 1849.

F. A. Brockhaus.

Miniatur-Ausgaben von Ernst Schulze's Schriften.

Cäcilie.

Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.

Zwei Theile.

Elegant gebunden. 3 Thlr.

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht in drei Gesängen.

Zweite Auflage.

Elegant gebunden. 1 Thlr.

Leipzig, im October 1849. **F. A. Brockhaus.**

Soeben erschienen in unserm Verlage in neuen wohlfeilen Ausgaben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die französische Revolution.

Eine Geschichte von

Thomas Carlyle.

3 Thle. oder 6 Lief. 12. Geh. Jede Lieferung 15 Ngr.

Carlyle's Werk ist hinsichtlich der Darstellung die beste Revolutionsgeschichte, und vorzugsweise als belehrende Unterhaltungsschrift zu empfehlen; Schlaglichter und Schatten sind mit eigenthümlicher Manier aufgetragen.

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände.

Von

Adam Mickiewicz.

4 Thle. oder 8 Lief. 12. Geh. Jede Lieferung 15 Ngr.

Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf Sanct-Helena.

Ein Auszug aus dem Werke des General **Montholon.**

Mit der Todtenmaske des Kaisers.

8. Geh. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1849.

Brockhaus & Avenarius.

Von **Wolfram von Eschenbach's Werke, ins Hochdeutsche übersetzt von San-Marte, 3 Bände,** haben wir auf vielfältige Wünsche für unbestimmte Zeit den frühern Subscriptionspreis von 4 Thlr. wieder eintreten lassen. Einzeln jedoch kostet der erste Band: Parzival enthaltend, und der zweite Band: Lieder, Wilhelm von Orange und Titurel, nebst Eschenbach's Leben und Wirken, den jüngern Titurel von Albrecht und die Sage vom heiligen Grab enthaltend, jeder 2½ Thlr.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zwischen den Garben.

Eine Nachlese

älterer Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

8. Broschirt. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Freiligrath, den alten Freiligrath, dem die Tendenzdichtung noch fremdes Gebiet ist, werden die Freunde der Poesie in dieser Nachlese wiedererkennen. Es ist ganz der mächtige Künstler, der zunächst nur die Sprache auf dem Ambos gestalten zu wollen scheint, und dem unter den Hammerschlägen wie ein Wunder der schimmernde Gedanke, der funkelnde Witz, das strahlende Bild, ja der ganze Organismus des Gedichtes sich erzeugt. Aus Aegypten, aus der Krimm, von der Nordsee, vom Heiligen Lande und vom heimischen Rhein zwingt er die Gestalten in seinen Zauberkreis, und die Dichter Frankreichs und Großbritanniens müssen seine eigenthümliche Kraftsprache reden. Alle diese Lieder sind fremd, sie sind neu, aber immer gesund und wohlthuend. Das Fieber der Zeit zuckt noch nicht in ihnen. So vermögen sie auch in der Glutatmosphäre der Gegenwart, in der wir leben, uns zu erquicken.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In wohlfeiler Ausgabe ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Schiller

als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.

Ein Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken

von **Karl Grün.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1849

im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Nr. I. die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. V des Literarischen Anzeigers; Nr. II. die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. IX.)

36. **Assmann (W.), Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung.** Zur Goethe-Feier am 28. August 1849. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

37. **Das Bündniß der drei Königreiche Preußen, Sachsen und Hanover vom 26. Mai 1849.** Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung von **A. E.** Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

38. **Carus (K. G.), Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's.** Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung. Mit einer Tafel. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien auch daselbst:

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1848—49. 8 Thlr.

39. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Hundertdreiundneunzigste bis zweihundertundachte Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:

in 15 Bänden zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
in 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr.,
in 240 Lieferungen zu dem Preise von 2½ Ngr.

nach und nach bezogen werden.

☞ Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

40. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Hundertfunfzehnte und hundertsechszehnte Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

Die letzten Lieferungen des Werks werden bestimmt im Laufe des Jahres 1849 erscheinen. Der den Abnehmern gratis zu liefernde erläuternde Text ist unter der Presse, und für die erste Abtheilung: **„Mathematische und Naturwissenschaften"**, bereits ausgegeben.

41. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Sechsundzwanzigstes bis einunddreißigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste und zweite Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Ankündigungen werden auf den Umschlägen der Gegenwart abgedruckt und der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.

42. **Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Vierte Auflage. Breit 8. Cartonnirt. 2 Thlr. 20 Ngr.

In demselben Verlage sind auch erschienen:

A complete Dictionary of the English and German languages, by **Lewis Albert.** 16. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 16 Ngr.

Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, par **J. H. Kaltschmidt.** Seconde édition. 16. Geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.

43. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Elfte Lieferung. (Seffer—Torosiewicz.) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die zwölfte Lieferung, den Schluß enthaltend, wird ebenfalls noch in diesem Jahre erscheinen.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

44. **Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** Zweiter Band. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band dieses Werkes erschien 1846 und kostet 2 Thlr., der dritte Band bildet den Schluß und wird im nächsten Jahre herauskommen.

45. **Kützing (F. T.), Species Algarum.** Gr. 8. Geh. 7 Thlr.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1843 bereits ebendaselbst: **Phycologia generalis**, oder **Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange.** Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 8. In Carton. 40 Thlr.

46. **Meyer (Ch. F.), Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke.** In fünf Heften. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

In gleicher typographischer Einrichtung erschien bereits in demselben Verlage:

Kaltschmidt (J. E.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch u. s. w., nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. Gr. 8. (In 8 Heften zu 6 Ngr.) 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

47. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Vierzehnter Theil. Neue Folge. Zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern ist der Preis der **ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

auf 12 Thlr. herabgesetzt.

Der Neuen Folge erster Theil erschien 1848 und kostet 2 Thlr.

48. **Raumer (F. v.), Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—1849.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

49. **Rhea.** Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von **Dr. F. A. L. Thienemann.** Zweites Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das erste Heft (1845) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Herausgeber erschient ferner daselbst:

Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. Erstes bis viertes Heft. Jedes Heft 4 Thlr.

In 10 Heften wird dieses wichtige Werk vollständig sein; das fünfte Heft ist unter der Presse.

50. **Schücking (L.), Ein Sohn des Volkes.** Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Von dem Verfasser erschienen daselbst auch folgende Romane:

Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. — **Die Ritterbürtigen.** Drei Theile. — **Eine dunkle That.**

51. **Schulze (E.), Cäcilie.** Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. Elegant gebunden. 3 Thlr.

Ebendaselbst erschien bereits in gleicher Miniatur-Ausgabe:

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Von E. Schulze. Zweite Auflage. Elegant gebunden. 1 Thlr.

52. **Vollständiges Taschenbuch** der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Christian Noback** und **Friedrich Noback.** Zwölftes Heft. (Wiesbaden — Zwoll, und Nachträge Alessandria — Alexandrien.) Breit 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Das dreizehnte Heft wird den Schluss des Werkes enthalten und bald erscheinen.

53. **Volks-Bibliothek.** Sechster Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Die erschienenen Bände dieser **Volks-Bibliothek** enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von **Ch. L. Haken.** Zweite Auflage. 1 Thlr.
II. **Der alte Heim.** Von **G. W. Keßler.** Zweite Auflage. 1 Thlr.
III. **Die Sprichwörter der Deutschen.** Von **W. Körte.** Neue Ausgabe. 1 Thlr.
IV. **Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Von **F. Gerstäcker.** 1 Thlr.
V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von **A. Schneider.** Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1 Thlr.
VI. **Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Von **C. G. H. Lentz.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Verzeichniss werthvoller Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von *F. A. Brockhaus* in *Leipzig* zu bedeutend ermässigten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen:

18. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Vierter Jahrgang. Nr. 27—39. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten, ebenso vollständige Exemplare der ersten drei Jahrgänge, geheftet zu 2 Thlr., elegant gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Die ersten drei Jahrgänge der Illustrirten Zeitung für die Jugend (1845—47) kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preis 3 Thlr.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

19. **Carlyle (Thomas), Die französische Revolution.** Eine Geschichte. Aus dem Englischen von **P. Feddersen.** Neue Ausgabe. Erste und zweite Lieferung. 12. Geh. Preis einer Lieferung 15 Ngr.

Carlyle's Werk ist hinsichtlich der Darstellung die beste Revolutionsgeschichte, und vorzugsweise als belehrende Unterhaltungsschrift zu empfehlen; Schlaglichter und Schatten sind mit eigenthümlicher Kunst aufgetragen. Diese neue Ausgabe wird in 6 Lieferungen erscheinen, von denen je zwei einen Band bilden.

20. **Chateaubriand (F. R. de), Mémoires d'outre-tombe.** Tome 4 à 6. 8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Wird 10 Bände umfassen.

21. **Emy (A. R.), Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst.** Aus dem Französischen von **L. Hoffmann,** Baumeister in Berlin. Sechste und siebente Lieferung. Lex.-8. Mit einem Atlas von 157 Tafeln in Großfolio. Preis einer Lieferung 3 Thlr.

Wird in 8 Lieferungen oder 2 Bänden vollständig sein.

22. **Lamartine (A. de), Histoire de la révolution de 1848.** 2 vol. (En 8 livraisons.) In-8. 2 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Les Confidences. 1 vol. In-8. 1 Thlr.
Raphaël, pages de la vingtième année. 1 vol. In-8. 22½ Ngr.
Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 8 Thlr.
Geschichte der Girondisten. Aus dem Franz. 8 Bände. 8 Thlr.

23. **Longet (F. A.), Anatomie und Physiologie** des Nervensystems des Menschen und der Wirbelthiere mit pathologischen Beobachtungen und mit Versuchen an höhern Thieren ausgestattet. **Eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift.** Uebersetzt und mit den Ergebnissen deutscher, englischer und französischer Forschungen aus den letzten Jahren bis auf die Gegenwart ergänzt und vervollständigt von Dr. **J. A. Hein.** Mit lithographirten Tafeln. Zwei-

ter Band. Vierte, fünfte Lieferung (Schluss). Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr. Preis beider Bände 8 Thlr.

Diese Uebersetzung von Longet's „Anatomie et physiologie du système nerveux" erhält dem Buche seinen Werth als Quelle für die Beobachtungen und Ansichten eines der ausgezeichnetsten lebenden Experimentatoren, und durch eingeschaltete Zusätze ist es mit allen irgend wichtigen Leistungen der letzten Jahre auf das sorgfältigste vervollständigt.

24. **Mickiewicz (Adam), Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände.** Neue Ausgabe. Erste bis dritte Lieferung. 12. Geh. Preis einer Lieferung 15 Ngr.

Wird in 8 Lieferungen erscheinen und 4 Bände bilden.

Von demselben Verfasser erschien bei uns:

Konrad Wallenrod. 16. Geh. 1846. 15 Ngr. Cart. 20 Ngr. Prachtband mit Goldschnitt 25 Ngr.

25. **(Montholon.) Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf Sanct-Helena.** Ein Auszug aus dem Werke des General **Montholon.** Mit der Todtenmaske des Kaisers. 8. Geh. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien in unserm Verlage:

Histoire de la captivité de Sainte-Hélène. Avec le masque de l'empereur d'après Antomarchi. In-8. 1846. 1 Thlr. 4 Ngr.

Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf Sanct-Helena. Aus dem Französischen. Mit der Todtenmaske des Kaisers nach Antomarchi. 2 Bände. 8. 1846. 2 Thlr. 2½ Ngr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die landwirthschaftlichen
Lehranstalten Europas,
ihre Geschichte, Organisation und Frequenz

von

William Löbe,

Redacteur der Landwirthschaftlichen Dorfzeitung.

8. Brosch. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Der Herr Verfasser stellte sich die Aufgabe, die in Zeitschriften, Broschüren, Programmen zerstreut liegenden Materialien über die große Anzahl höherer und niederer landwirthschaftlicher Lehranstalten zu sammeln, zu sichten und zu ordnen, und daraus ein Ganzes zu bilden. Die so entstandene Schrift dürfte in scientivischer, pädagogischer und statistischer Hinsicht von Werth und Interesse sein, zumal sie noch als die einzige ihrer Art dasteht, und nicht nur sämmtliche landwirthschaftliche Lehranstalten Deutschlands, sondern auch der außerdeutschen Staaten umfaßt.

Stuttgart und **Tübingen,** im October 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Leipziger Bücher-Auction.

Von mir und durch alle Buch- und Antiquarhandlungen ist zu beziehen:

Verzeichniss der von den Herren Oberconsistorialpräsident Dr. **Peucer** in Weimar, Stadtgerichtsrath Dr. **Hänsel** in Leipzig und Conrector Prof. **Müller** in Torgau hinterlassenen **bedeutenden Bibliotheken,** reichhaltig an werthvollen Büchern **aus allen Wissenschaften,** welche vom 26. Nov. an versteigert werden.

H. Hartung,
Universitäts-Proclamator.

In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Cassii Dionis Cocceiani
Rerum Romanorum
libri octoginta
ab
Immanuele Bekkero
recogniti.

Vollständig in zwei Bänden. Gr. 8. Brosch. Preis 6⅔ Thlr.

Der anerkannte Mangel irgend einer bequemen und zuverlässigen Ausgabe des **Dio Cassius,** dieses für das Studium der römischen Geschichte so wichtigen Autors, hat die vorliegende mit dem eben erschienenen zweiten Bande vollständig gewordene Ausgabe veranlaßt. Was frühere Herausgeber für den Autor gethan ist benutzt, die Fragmente sind gehörigen Orts eingereiht, und ein ausführlicher historischer Index beigefügt worden. Ihren größten Werth aber hat die Ausgabe durch die überaus zahlreichen und wichtigen Textverbesserungen des berühmten Herausgebers erhalten, zu dessen bedeutendsten Leistungen nach dem Urtheile competenter Kritiker diese Ausgabe des **Dio Cassius** gezählt werden muß.

Bei **Ign. Jackowitz** in **Leipzig** erschien in zweiter Auflage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Prosect. Dr. A. C. Bock's

Gerichtliche Sectionen
des menschlichen Körpers.

Zweite bedeutend vermehrte und verbesserte
zum Gebrauch für Aerzte, Wundärzte und Juristen
bearbeitete Auflage

von

Prof. Dr. **C. E. Bock**
zu Leipzig.

Mit 4 colorirten Kupfertafeln.

Gr. 8. Eleg. geh. im Umschlag. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Von diesem wichtigen Werke ist bereits eine holländische Uebersetzung erschienen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge. Erster Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtissin von Herford. Von **G. E. Guhrauer.** — II. Geschichte der Bildung des Deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Von **A. F. H. Schaumann.** — III. Geschichte der deutschen Seemacht. Von **F. W. Barthold.** — IV. Ueber Leben, Wirken und Werke der Maler Andrea Mantegna und Luca Signorelli. Von **G. F. Waagen.** — V. Karl Friedrich Bahrdt. Ein Lebensbild. Von **R. Prutz.**

Die ersten beiden Folgen des Historischen Taschenbuchs (20 Jahrgänge, 1830—49) kosten

im herabgesetzten Preise zusammengenommen 18 Thlr.

Die Sammlung wird jedoch auch getrennt abgelassen und kostet dann die erste Folge (10 Jahrgänge, 1830—39) 10 Thlr., die neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr. Einzelne Jahrgänge werden zu 1 Thlr. 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, im October 1849. **F. A. Brockhaus.**

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Savonarola.

Ein Gedicht
von
Nikolaus Lenau.
Dritte Auflage.

8. Brosch. Preis 1 Thlr. 20 Ngr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Indem wir die dritte Auflage dieser Dichtung veröffentlichen, in welcher echte Poesie aus einer frischen und tiefen Begeisterung für die Herrlichkeit des christlichen Glaubens Hand in Hand geht, hoffen wir, daß sich dieselbe wie die frühern recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **A. W. Colditz** in **Jüterbog** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Weltgeschichte und das Weltgericht, oder die Mythologie als Geschichte. Erstes Buch: Das goldene Weltalter. 8. Brosch. 1 Thlr.

Dieses Werk ist nicht etwa, wie man fürchten könnte, Ausgeburt eines Schwärmers, sondern durchgängig auf strenge Beweise gestützt. Auch nennt der Verfasser sich unter der Vorrede. Der Geschichtsfreund wird darin die ersten drei Jahrtausende der Welt, der Theolog und Bibelfreund die ersten drei Mosaischen Schöpfungstage, der Philolog und Kunstfreund den Beginn seiner poesievollen Mythologie, der Naturforscher die Entstehung der Gesteine, Pflanzen und Thiere in etwas anderer Art als der bisher gewöhnlichen dargestellt finden. Aber auch jeder sonst Gebildete, der einmal aus unserm papiernen Zeitalter in das alte goldene sich zurückversetzen will, wird das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen; denn es hellt das große Räthsel der Welt mehr auf.

In **wohlfeiler Ausgabe** ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Naturgeschichte
für Landwirthe, Gärtner und Techniker.

Mit 20 lithographirten Tafeln.
Von **William Löbe.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien auch in demselben Verlage:

Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. 1845. 1 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „**Blätter für literarische Unterhaltung**" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Vierunddreissigstes und fünfunddreissigstes Heft.

Inhalt: **Deutschlands und Oestreichs Handel** in seinen bisherigen Verhältnissen und Ergebnissen. (Schluß.) — **Italiens nationale und politische Bewegung.** Zweiter Abschnitt. Die Epoche von 1846—49. — **Das Volkslied** in seinem Einfluß auf die gesammte Entwickelung der modernen Musik. — **Das Forstwesen Deutschlands**, insbesondere der Waldbau in seiner gegenwärtigen Ausbildung.

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste und zweite Band kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im November 1849. **F. A. Brockhaus.**

In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Geschichte
der
eidgenössischen Bünde.
Von
J. E. Kopp.

Viertes Buch.
Die burgundischen Lande:
Die Grafen von Kiburg, von Buchegg und von Neuenburg (mit Arberg, Nidau und Straßberg); Gotteshäuser und Freie; die Städte Solothurn, Freiburg und Bern; Bischof und Stadt Basel (mit Froburg und Pfirt), Lausanne und Genf; die Waadt, Savoien mit Faucigny, und Hochburgund mit Mömpelgard und dem Delfinate;
bis zum Jahre 1291.
Gr. 8. Brosch. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Soeben erschien bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges Taschenbuch

der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von

Christian* und *Friedrich Noback.

Zwölftes Heft.
(Wiesbaden — Zwoll, und Nachträge Alessandria — Alexandrien.)

Breit 8. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das dreizehnte Heft wird den Schluss des Werkes enthalten und bald erscheinen.

Leipzig, im November 1849.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moritz Graf Strachwitz — Neue Gedichte.

Zweite (**Miniatur-**) Ausgabe. 16. Elegant geb. mit Goldschnitt und 1 Stahlstich. Preis 1¾ Thlr.

Vollständiges Handwörterbuch
der
deutschen, französischen und englischen Sprache.

Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen.

Vierte Auflage.

Breit 8. Cartonnirt. 2 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus.

In demselben Verlage sind auch erschienen:

A complete Dictionary of the English and German languages, by ***Lewis Albert.*** 16. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 16 Ngr.

Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, par ***J. H. Kaltschmidt.*** Seconde édition. 16. Geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Bei **E. B. Schwickert** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Curtius, Dr. C. Fr., Handbuch des im Königreiche Sachsen geltenden Civilrechts. Zweiter Theil, dritte Abtheilung. Vierte vermehrte und nach den neuesten gesetzlichen Bestimmungen ergänzte Ausgabe. (Besorgt von dem Stadtgerichtsrath Dr. P. H. F. Hänsel zu Leipzig.) Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Soeben erschien im Verlag von **Friedrich Fleischer** in Leipzig:

Aus meinen Hütten.

Oder

Geständnisse und Träume
eines deutschen Schriftstellers.

Herausgegeben von

J. G. Kohl.

Drei Bände.

Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Der dem deutschen Publicum durch seine so anziehenden Reisebeschreibungen längst bekannte Verfasser betritt dies mal ein anderes Feld, indem er anstatt einer Reise in irgend einen Theil der Außenwelt einen Ausflug in das ihm noch näher liegende Land seiner Seele und seines Gemüths, in einer Reihe von Aufsätzen über Selbstbeobachtung, Einsamkeit, Phantasie, Gewöhnung ꝛc. bietet, welche in ihrer so ansprechenden aphoristischen Form, und gehoben von der so gewandten, oft wahrhaft rhetorischen und poetischen Darstellungsgabe des Verfassers, für den Gebildeten sich als eine der anziehendsten und wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der praktischen Psychologie darstellt.

Das Pfennig-Magazin
für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 1849.

Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; **Beilagen** u. dgl. werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

October. Nr. 353—356.

* Die Bai von Panama — Ueberlandreise um die Erde in den Jahren 1841 und 1842. (Fortsetzung.) — * Felsberg. — Lot's Weib. — * Der Eisen- oder Sturmhut. — Die Narren und das Narrenfest zu Rouen im 16. Jahrhundert. — Berliner Gaunerstreich. — Die Gemse. — Günstige Wirkung der Würmer auf den Feldern. — * Georg, Kronprinz von Hanover. — * Vasarhely. — * Die Fabel vom Lindwurm und vom Ritter St.-Georg. — Ueber den Anbau der Oxalis crenata. — Der Kohinur (Lichtberg). — Mittel gegen die Klauenseuche. — * St.-Borromäus. — * Die Lilie. — * Peterwardein. — Neue Reise um die Erde. — Merkwürdiger Getreidestengel. — Lebensversicherung auf Eisenbahnen. — * Abyssinischer Krieger. — * Löwenmaul. — Seeabenteuer. — * Raab. — Art der Chinesen, den Thee grün zu färben. — Eine Stickerei zehn Stunden Weges lang. — **Miscellen u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. **Band** (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. **Band** (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. **Band** (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge **zusammengenommen** 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge sechster Jahrgang (1848) kostet 2 Thlr.

Ferner sind im **Preise bedeutend herabgesetzt:**

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr.
Einzelne Bände 15 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände.
National-Magazin. Ein Band.
} Jeder Band 10 Ngr.

Leipzig, im November 1849.

F. A. Brockhaus.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Verzeichniss werthvoller Werke

aus allen Fächern der Literatur,

welche von

F. A. BROCKHAUS in LEIPZIG

zu bedeutend ermässigten Preisen

durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Bei **A. Sorge** in **Osterode** ist erschienen:

Chirurgischer Almanach

für das Jahr 1848.

Elfter Jahrgang.

Neue Folge von C. A. Weber.

Dritter Jahrgang.

Kl. 8. Cart. 20 Ngr. (16 gGr.)

(Der zwölfte Jahrgang dieses Almanachs ist unter der Presse.)

Forstliche Berichte

mit Kritik über das Hauptsächlichste der Journalliteratur des Jahres 1846 von **J. C. L. Schultze.** Fünftes Heft. Gr. 8. Geh. 20 Ngr. (16 gGr.)

(Das sechste Heft dieser Berichte ist unter der Presse.)

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Hilario.

Dramatische Studie zu Goethe's Faust

von

Hermann von Bequignolles.

Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die

Entzauberung Friedrich's I.

des Rothbarts,

oder die Vermählung der Germania.

Ein lyrisch-dramatisches Gedicht

von

Bruno von Geldern-Crispendorf.

Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Bei uns erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Grosewsky, N., Aus der Einsamkeit. Lieder. 12. In engl. Einband mit Mosaikvergoldung. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mitau 1849.

G. A. Reyher's Verlagsbuchhandlung.

Zu herabgesetztem Preise ist fortwährend durch alle Buchhandlungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Der Führer

in das

Reich der Wissenschaften und Künste.

Funfzehn Abtheilungen. Mit 515 Abbildungen.

Herabgesetzter Preis 2 Thlr.

Jede Abtheilung zu herabgesetztem Preise einzeln:

Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Zweite Auflage. (Früher 12 Ngr.) Jetzt 4 Ngr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pneumatik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Akustik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pyronomik.** Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Optik.** Zweite Auflage. (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Electricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Mineralogie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Krystallographie.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Geologie.** (26 Ngr.) 8 Ngr. — **Versteinerungskunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Chemie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Bergbau und Hüttenkunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Meteorologie.** (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Anfangsgründe der Botanik.** Zweite Auflage. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Das vorstehende Werk bildet eine vollständige kleine **Bibliothek zum Studium der Naturwissenschaften;** für den Werth sprechen die mehrfach nöthig gewordenen **neuen Auflagen** der einzelnen Abtheilungen.

Digitized by Google

Aufforderung.

In Bezug auf die in meinem Verlage erschienene Schrift:

Wiedergeburt, oder die Lösung der Unsterblichkeitsfrage auf empirischem Wege, nach den bekannten Naturgesetzen. Versucht von **M. Drossbach.** Gr. 8. Olmütz 1849. Brosch. 12 Ngr.

mache ich hiermit bekannt, daß ich in den Stand gesetzt worden bin

eine Prämie von 40 Stück Dukaten in Gold,

welche zu diesem Behufe bereits bei mir deponirt liegen,

für diejenige schriftliche Abhandlung zu gewähren, welche die gediegenste und umfassendste Ausarbeitung der in obengenannter Schrift entwickelten, auf ganz neue und praktische Basis gestellten Unsterblichkeitslehre liefern wird.

Die Manuscripte haben längstens bis zum 1. Juli 1850 in deutscher Sprache an meine Firma, oder an die **Arnold**'sche Buchhandlung in **Leipzig**, franco zu gelangen.

Eine Commission von nicht nur gelehrten, sondern auch praktischen Männern wird über die Zuerkennung des Preises entscheiden, und diese Entscheidung sofort öffentlich bekannt gemacht werden.

Olmütz, 20. Oct. 1849.

Eduard Hölzel, Buchhändler.

Es ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Grundriß

der höhern Analysis

von

Dr. H. Burhenne.

Gr. 8. 1849. **L. C. Krieger**'sche Buchhandlung in **Kassel.** Brosch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Novellen

von

Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.

Zwei Theile.

I. Sigismund. Ein Stilleben. — II. Rom und Berlin. Interlaken.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mit diesen Novellen schließt die beliebte Verfasserin ihre literarische Thätigkeit, und es werden daher dieselben als der Abschiedsgruß einer liebgewonnenen Freundin gewiß bei allen Verehrern derselben eine gute Aufnahme finden.

Früher erschien bereits von der Verfasserin ebendaselbst:

Paris und die Alpenwelt. Gr. 12. 1846. 1 Thlr. 26 Ngr.
Eine Reise nach Wien. 8. 1848. 1 Thlr. 26 Ngr.

In **dritter Auflage** erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Zwei Theile.

Mit einem Facsimile.

Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Diese Zeitschrift, die sich seit einer langen Reihe von Jahren die Theilnahme des gebildeten Publicums zu erhalten gewußt hat,

erscheint in der bisherigen Weise auch für 1850

in wöchentlichen Lieferungen von 6—7 Nummern; der Jahrgang kostet 12 Thlr.

Die nicht große Zahl deutscher literarisch-kritischer Zeitschriften wird sich wahrscheinlich noch mit Ende dieses Jahres vermindern, sodaß vielleicht nur wenige dieser Organe im Jahre 1850 forterscheinen werden. Je mehr Dies im Interesse der Literatur zu beklagen ist, um so mehr wird jeder Gebildete der geringen Anzahl der übrigbleibenden Blätter eine erhöhte Theilnahme zuwenden, und es ergeht daher an alle Freunde der Literatur die Einladung die **Blätter für literarische Unterhaltung** durch Abnahme zu unterstützen.

Probelieferungen sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im December 1849.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google